

AP
30
W 83
+



CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY



FROM
Syracuse University
(in exchange)

The date shows when this volume was taken.

HOME USE RULES

All books subject to recall

All borrowers must register in the library to borrow books for home use.

All books must be returned at end of college year for inspection and repairs.

Limited books must be returned within the four week limit and not renewed.

Students must return all books before leaving town. Officers should arrange for the return of books wanted during their absence from town.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.



3 1924 069 328 825

DIE-WOCHE

MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 3 (Heft 27—39)

vom 1. Juli bis 30. September 1912.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

AP

30

W 83:14.3

+

AP 11-11

AP 11-11
11-11-11
11-11



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

	Seite
Aram, Kurt: Familie Dungs (Fortsetzung und Schluß)	1123, 1163, 1207, 1249, 1291, 1333, 1375, 1417, 1477, 1522, 1564, 1608
Berend, Alice: Die Zeit verändert	1181
Franke, Elise: Tante Toni	1349
Gyan, Hans: Diana	1651
Isbert, Margot: „Se Morje“	1223
Matil-Pöwenkreuz, Emanuela Paronin: Eine Scheidung	1266
Meißner, Paul: Der Abgableiter	1308
Schaer, Wilhelm: Gerold Beckhufen 1461, 1505, 1549, 1593, 1635	
Stegemann, Hermann: Ewig still (Schluß)	1138
Wilde, Johannes: Der Hai	1392
Wildberg, Rodo: Der Niese von Wertach 1431	

Belehrende Aufsätze.

Als ich noch Prinz war.	Von Otto Ernst	1317
Prot und Brotforten.	Von Dr. Gold	1510
Englands Flottenpolitik in Nordsee und Mittelmeer.	Von Kapitän z. S. a. D. v. Kuhlweiser	1359
„Export-Woche“ als Pionier der deutschen Industrie im Ausland.	Von Generaldirektor Albert Willner	1149
Fleischteuerung, Ueber die:	I. Städtische Maßnahmen auf dem Gebiet der Fleischversorgung. Von Oberbürgermeister Dr. Wilms	1489
II. Die Teuerung vom Standpunkt des Produzenten. Von Staatsminister a. D. von Pöbellest		1491
Gefrierfleisch, Das überseische.	Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann	1580
Geld, Vom Umgang mit.	Von Mathieu Schwann	1619
Industrielle Spionage.	Von Generaldirektor Albert Willner	1401
Jugendlichen, Die Berufswahl der.	Von Bürgermeister Konrad Mah	1423
Kaufmann, Stadt und.	Von Ministerialdirektor Dr. F. Freund	1191
Kongogebietes, Der landwirtschaftliche Wert unseres.	Von Hans Verlon	1473
Konzertwesen und Konzertunwesen.	Von Felix Weingartner	1533
Krupp, Zur 100jährigen Jubelfeier des Hauses. Das Haus „Auf dem Hügel“		1275
Nahrungsmittelverkehr, Regelung des, durch das Reich.	Von Syndikus Martin Schneider	1535
Schule, Zwischen Haus und.	Von Direktor Dr. Weimer	1641
Sporttherapie der Jugend.	Das. Von Prof. Dr. G. von Tübing	1107
Strandflora.	Von Professor Dr. Udo	1171

	Seite
Tigerjagden im ostbairischen Küstengebiet. Von Generalmajor von Blumer. (Mit Abbildung)	1255
Tropentag, Ein. Von Dr. A. Wörster	1339
Wasser, Der Kampf ums. Von Geh. Ratrat E. Krüger	1577
Wohnungsfrage, Die Bedeutung der „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“ für die. Von Ministerialdirektor Dr. J. Freund	1233

Unterhaltende Aufsätze.

Arndt-Gymnasium, Das Heidehaus des.	Von Dr. Dürre. (Mit 5 Abbildungen)	1182
Ballaufnahmen, Deutsche: Der Rhein.	Von Hugo Kühn. (Mit 5 Abbildungen)	1428
Frankfurt a. M.	Von Margot Isbert. (Mit 7 Abbildungen)	1518
Drei Weltbäder.	Von Walter Tiedemann. (Mit 6 Abbildungen)	1611
Kaisersport, Eindrücke von der Kaiserbegegnung in		1152
Barentanz in der hohen Pariser Gesellschaft.	Der. Von Karl Lahm	1280
Bayreuther Bilder.	Von H. Wirus. (Mit 11 Abbildungen)	1345
Verleisch, Graf Hans von, und seine Vogelsammlung.	Von Peter Freiherr von Verlicher. (Mit 9 Abbildungen)	1643
Berlin, Die königliche Hochschule für Musik in.	Von Carl Krebs. (Mit 7 Abbildungen)	1257
Vode, Erzählung.	Von A. G. Hartmann	1278
Von Saada, Die Dase.	Von Jules Marchand. (Mit 7 Abbildungen)	1605
Tandy, Der moderne.	Von Paul von Szecpanski	1111
Dänische Ferienkolonien.	Von Paul Elsner. (Mit 5 Abbildungen)	1480
Tatjgentleben, Das.	Von Elise von Boetticher	1493
Tresden nach Pillnitz, Eine Dampferfahrt von.	Von Gräfin Rittberg. (Mit 11 Abbildungen)	1299
Tüßeldorf 1912, Die Städte-Ausstellung.	(Mit 6 Abbildungen)	1177
Eisbären im Londoner „Zoo“.	Von Dr. D. Heinrich. (Mit 6 Abbildungen)	1143
Gefährliches Licht auf See.	Von Hans Dominik. (Mit 8 Abbildungen)	1438
Elfa-Lothringischen Landtags, Die Erste Kammer des.	Von G. Joesel. (Mit 18 Abbildungen)	1173
Fransöfische Küche.	Plauderei von J. Lorm	1404
Frifuren, Moderne.	(Mit 8 Abbildungen)	1185
Fruchtsale, Die.	Plauderei von A. von Erlan	1623

	Seite
Westlich im fernen Osten, Ein deutsches. Von Dr. Fritz Wertheimer. (Mit 7 Abbildungen)	1525
Getränke, Kühlende. Plauderei von Wilhelmine Bird	1236
Gellerau, Die Tänze von. Von August Spanuth. (Mit 10 Abbildungen)	1383
Jagdästhet. Plauderei von Fritz Stowronnel	1494
Insekten, Die Pankunft der. Von R. Diederichs. (Mit 15 Abbildungen)	1310
Kaisermandöver, Die diesjährigen. Von Georg Dietrich	1582
Koburger Herzogspaar, Das. Von Paul Lindenber. (Mit 7 Abbildungen)	1600
Kolonialgeflügel. Von Kurt Boite	1109
Kuhkämpfe im Kanton Wallis, Die. Von Dr. Ed. Plaghoff-Rejonne	1483
Leben, Aus meinem. Von Anna Pawlowa. (Mit 6 Abbildungen)	1128
Levantiner in Konstantinopel. Von Tea Ammon	1538
Lippische Fürstenhaus, Das. Von Paul Lindenber. (Mit 7 Abbildungen)	1214
Maderanertal, Das. Von Anton Arenn. (Mit 5 Abbildungen)	1219
Martes, Die Romantik des. Von Hans von Hülsen	1279
Medlenburg, Altes und Neues aus. Von J. Gubis. (Mit 9 Abbildungen)	1567
Mikado Mutschito, Der. (Mit Porträt)	1238
Mode und Verbrechen. Von A. Oskar Klaufmann	1406
Momentaufnahmen von unterwegs. Von Waleka Gräfin Bethusy-Sue 1155, 1323, 1625	
— Von Ernst Rothhoff	1196
— Von Hans von Hülsen	1239
— Von Charlotte Gräfin Rittberg	1537
Münchener Fremdenzettel. Von Carl Conte Scapinelli. (Mit 6 Abbildungen)	1561
Münchener Hoftheater, Das Ballett des. Von Carl Conte Scapinelli. (Mit 5 Abbildungen)	1654
Neuorler Polizei, Die Mißstände der. Von Dr. Robert Heindl	1235
Paris, Die österreichisch-ungarische Botschaft in. Von Ursula von Wedel. (Mit 7 Abbildungen)	1304
Pariser Mode, Neues von der. (Mit 7 Abbildungen)	1571
Pariser Sommermoden. (Mit 6 Abbildungen)	1268, 1395
Peloponnes, Ein Streifzug durch den. Von Karl Eugen Schmidt	1297
Pilzküche, Die feine. Von Gretia Wanner	1195
Pilzleben, Aus dem. Von Prof. Dr. Udo Tammer	1598
Polarnacht entgegen, Der. Von Marinemaler Christopher Rave. (Mit 4 Abbildungen)	1637
Porträtspiegel, Der. (Mit 2 Abbildungen)	1615

	Seite
Reiseabenteuer, Das. Flanderei von Dr. Ernst Brand	1364
Reisehandbuch, Das. Von Dr. Ernst Brand	1194
Rosarium im Berliner Tiergarten, Das. Von Heinrich Barloefius. (Mit 6 Abbildungen)	1270
Schneeberg, Der. Von Ludwig Klinkenberg. (Mit 7 Abbildungen)	1134
Schüßenseite. Von Peter Fernau	1449
Schweizerische Wehrwesen, Das moderne. Von Anton Krenn. (Mit 13 Abbildungen)	1425
Sehenlernen, Das. Von Fritz Stowronnef	1213
Sicherheitskette, Die. Von Hans Clausius	1022
Sonnenmaschinen. Von Hans Tommit. (Mit 4 Abbildungen)	1355
Strahburger Strahendurchbruch, Der große. Von Dr. Karl Strohl. (Mit 7 Abbildungen)	1351
Stuttgarter Hoftheater, Das. Von Walter Moem. (Mit 4 Abbildungen)	1554
Touristen, Sprachforgen des. Von Victor Ottmann	1154
Trouville, Hadeleben in. Von Carl Lahn	1450

	Seite
Tunt-Angel, Die. Von Hanns Rechner	1380
Verbotener Weg und Ähnliches. Von Rechtsanwalt Dr. Carl Spiller	1322
Vorortverkehr, Der großstädtische. Von Prof. Dr. Eduard Engel	1446
Wannsee, Venedig am. Von Kurt Kram. (Mit 8 Abbildungen)	1468
Wasser, Die Erziehung zum. Von Reinhold Gronheim	1319
Wasserflugzeuge. Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. (Mit 7 Abbildungen)	1647
Weichen Nächte, Das Land der. Von Heate Zwend. (Mit 8 Abbildungen)	1261
Wiener Bühnenliebhaber auf ihrem Sommerf. Von Ludwig Klinkenberg. (Mit 12 Abbildungen)	1341
Wiener in der Sommerfrische, Der. Von Ludwig Klinkenberg. (Mit 10 Abbildungen)	1484
Wollenfrägen wachsen, Wie die. Von Georg H. Urban. (Mit 3 Abbildungen)	1397
Zürcher See, Der. Von Anton Krenn. (Mit 10 Abbildungen)	1387
Zwergflüßpferde, Die ersten lebend eingeführten liberianischen. Von Oscar de Beaux. (Mit 5 Abbildungen)	1226

Gedichte und Sprüche.

	Seite
Blüthen, Clara: Herbstanfang	1616
Effers, Ely: Elisabeth: Weiße Villen	1142
Gamel, Jisse: Froher Morgen	1254
Gesse, Hermann: Traum vom Meere	1408
Höller, Mary: Die tausende Zeit	1445
Heiter, Hans: Aphorismen	1267
Hosmer, Ernst: Sommer	1223
Stona, Maria: Im Walde	1181
Sinder, Ludwig: Spaziergang	1431

Ständige Rubriken.

	Seite
Bilder vom Tage (Photographische Aufnahmen) 1115, 1157, 1199, 1241, 1283, 1325, 1367, 1409, 1453, 1497, 1541, 1585, 1627	
Tage der Woche, Die sieben. 1107, 1149, 1191, 1233, 1275, 1317, 1359, 1401, 1445, 1489, 1533, 1577, 1619	
Toten der Woche, Die. 1114, 1156, 1198, 1240, 1282, 1324, 1366, 1408, 1452, 1496, 1540, 1584, 1626	
Unsere Bilder. 1113, 1156, 1197, 1240, 1281, 1324, 1365, 1408, 1451, 1495, 1537, 1584, 1625	
Welt, Bilder aus aller. 1147, 1188, 1230, 1272, 1315, 1357, 1399, 1441, 1484, 1528, 1573, 1616, 1650	

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

	Seite
Abrahamowitch, Volatier	1317
Adl, Kommerzienrat	1175
Adl, (Porträt)	1174
„Alron“, Untergang des amerikanischen Lustschiffes	1107
Albanien, Von den Unruhen in	1275
Albanien, (Abbildungen)	1332
Alfermann, Marianne, Hofopernsängerin. (Mit Porträt)	1659
Alisch noch Prinz war	1317
Altenweisel, Josef, Dr., Rärztbischof	1114
Altenweisel, (Porträt)	1120
Ampton, Lea	1538
Andrae, Hittmeister d. M. (Abbildung)	1245
Anglesen, Marquis of	1366
Anglesen, (Porträt)	1374
Anglesen, (Porträt)	1366
Antwerpen, Einzug des belgischen Königs	1408
Antwerpen, (Abbildungen)	1411
Aphorismen	1267
Aram, Kurt 1123, 1165, 1207, 1249, 1291, 1333, 1375, 1417, 1468, 1477, 1522, 1564, 1608	
Archangel, Deutsche Schauspieler in. (Mit Abbildung)	1190
*Arndt-Gymnasium, Das Gebäude des	1182
Atlantischen Ozean, Im Motorboot über den	1616
Atlantischen Ozean, (Abbildung)	1617
Andemars, Edmond, Volatier	1401
Andemars, (Abbildung)	1412
Andeond, Oberstdivisionär	1427
Andeond, (Porträt)	1426
„Auf dem Hügel“, Das Haus	1275

B

Bachmair, Josef, Geh. Justizrat	1273
Bachmair, (Porträt)	1274
Bach, Dr., Hirtl. Geh. Rat	1177
Bach, (Porträt)	1173
Bader, (Mit Abbildungen)	1357
Baden-Baden, Von der großen Woche in	1496
Baden-Baden, (Abbildung)	1504
Bahn, Dr., Geh. Sanitätsrat. (Mit Porträt)	1617

Bahr-Wildenburg, Anna	1114
Bahr-Wildenburg, (Abbildung)	1118
Ballerlein, Anton, Volatier 1156, 1240, 1496	1162, 1498
Ballerlein, (Abbildungen)	1162, 1498
*Ballonaufnahmen, Deutsche: Der Rhein	1428
Ballerlein, a. M.	1518
Ballerlein, Drei Weltbäder	1611
Ballerlein, Delene, Schauspielerin	1626
Ballerlein, (Abbildung)	1632
Baltimore, Zur amerikanischen Präsidienwahl in	1407
Ballerlein, Die Kaiserzusammenkunft in	1149, 1156
Ballerlein, (Abbildungen)	1157-1160
Ballerlein, Einbrüche von der Kaiserbegegnung in, Artikel	1152
Ballerlein, in der hohen Pariser Gesellschaft, Der, Artikel	1280
Ballerlein, (Abbildungen)	1288
Ballerlein, Heinrich, Heinrich	1270
Ballerlein, Heinrich, Professor	1260
Ballerlein, (Porträt)	1259
Ballerlein, Vom eigenbüßlichen Turnfest in	1498
Ballerlein, (Abbildung)	1206
Ballerlein, Alexander Prinz von (Abbildung)	1371
Ballerlein, Wolf (Graf von, Professor, Rektor	1317
Ballerlein, Anton, Prof. Dr.	1282
Ballerlein, Bernhard, Hofschauspieler (mit Abbildung)	1342
Ballerlein, Reinhard, Dr., Geh. Rat (mit Porträt)	1378
Ballerlein, Kriegsminister	1317
Ballerlein, Luitpold Prinzregent von	1365
Ballerlein, (Abbildung)	1373
Ballerlein, Ludwig Prinz von	1114, 1324
Ballerlein, (Abbildungen)	1120, 1331
Ballerlein, Rudolf Prinz von	1114
Ballerlein, Franz Josef Herzog in	1619, 1626
Ballerlein, (Porträt)	1628
Ballerlein, Zu den Bühnenfestspielen in	1114, 1240
Ballerlein, (Abbildungen)	1118, 1242
*Ballerlein, Bilder	1345
Ballerlein, Oscar de	1226
Ballerlein, Gustav, Generalmajor z. T.	1408
Ballerlein, (Porträt)	1414
Ballerlein, Albert König von	1408
Ballerlein, (Abbildung)	1411
Ballerlein, Elisabeth Königin von	1408
Ballerlein, (Abbildung)	1411
Ballerlein, v., General der Inf.	1584
Ballerlein, (Porträt)	1588

Ballerlein, Der ergänzte vatikanische Torso von (mit Abbildung)	1358
Ballerlein, Dr., Medizinalrat	1496
Ballerlein, Schöfer, Franziska, Hofopernsängerin (mit Porträt)	1659
Ballerlein, Julius, Solitärer	1656
Ballerlein, (Abbildung)	1654
Ballerlein, Bischof	1173
Ballerlein, (Porträt)	1174
Ballerlein, Franz, Hauptmann a. D.	1198
Ballerlein, (Porträt)	1206
Ballerlein, Leopold Graf, Minister	1401, 1408, 1445, 1533, 1540
Ballerlein, (Porträt)	1410
Ballerlein, (Abbildung)	1546
Ballerlein, Gräfin (Abbildung)	1546
Ballerlein, Alice	1181
Ballerlein, Ernst, Pfarrer (mit Porträt)	1188
Ballerlein, Alfred, Reichherr von, Dr., Theaterdirektor	1445, 1452
Ballerlein, (Porträt)	1456
*Ballerlein, Graf Hans von, und seine Vogelsammlung	1643
Ballerlein, Aufführung der Jahresrevue „Gaufeur — ins Metropol“ in	1626
Ballerlein, (Abbildungen)	1632
Ballerlein, Aufführung des musikalischen Schauspiels „Der Kuberlein“ in	1540
Ballerlein, (Abbildung)	1548
Ballerlein, Aufführung des Schauspiels „Der lächelnde Anab“ in	1626
Ballerlein, (Abbildung)	1634
Ballerlein, Der Deutsch-Brasilianische Tag in (mit Abbildung)	1617
Ballerlein, Der Internationale Gynäkologenkongress in	1533, 1540
Ballerlein, (Abbildung)	1546
Ballerlein, Die dänische Sondergesandtschaft in	1496
Ballerlein, (Abbildung)	1500
Ballerlein, Eine Ggmont-Aufführung im Deutschen Schauspielhaus in	1496
Ballerlein, (Abbildungen)	1504
Ballerlein, Feldgottesdienst und Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld bei	1480, 1495
Ballerlein, (Abbildungen)	1497, 1498
Ballerlein, Modell für das Siebelfeld in der neuen Kgl. Bibliothek in (mit Abbildung)	1444
Ballerlein, Stodholmer Olympialämpfer in	1240
Ballerlein, (Abbildungen)	1246
Ballerlein, Vom englischen Hygiene-Kongress in	1275, 1281
Ballerlein, (Abbildung)	1289
Ballerlein, Zum Besuch der Deutsch-Amerikanischen Lehrer in	1408

CORNELL UNIVERSITY

	Seite
Bachner, Hans	1380
Bernau, Peter	1449
Biering, Rudolf, Musikdiregent (mit Porträt)	1400
Bint, Migi, Opernsängerin (mit Porträt)	1576
Bischer, Albert, Professor, Kammerfänger	1531
— (Porträt)	1530
— E. (Abbildung)	1148
— Dr., Kardinal (mit Porträt)	1282
Bleischenerung, Ueber die	1489, 1491
Bleming, Miß (Abbildung)	1147
Bloxy, Regine, Mlle.	1280
— (Abbildung)	1288
Blothenmandover, Die deutschen 1619, — (Abbildungen)	1626, 1629
Boerisch, Georg	1583
Borner, Bundespräsident	1539
— (Abbildungen) 1502a, 1502b, 1542,	1544
Bort, Paul, Dichter	1156
— (Porträt)	1162
Brand, Ernst, Dr.	1194, 1364
Frank, Rudolf, Dr., Hofschaffspieler	1670
— (Porträt)	1662
Franken, Elise	1349
Frankfurt a. M., Das 17. deutsche Bun- desfesten in	1191, 1198
— (Abbildungen)	1203
— Eine Studienkommission der Stadt Kopenhagen in	1272
— (Abbildung)	1273
— Vom Paris-Frankfurter Achterruder in (mit Abbildung)	1528
Frankreich, Von den Herbstmanövern in — (Abbildung)	1626, 1633
Fransösishe Küche	1404
Freund, Fr., Dr., Ministerialdirektor	1191, 1233
Friedrichsort-Falkenstein, Das Familienfest bei (mit Abbildung)	1444
*Frösire, Moderne	1185
Frischhof-Statue, Das Modell der, — (Abbildung)	1584, 1591
Frisch, Gustav, Prof. Dr., Geh. Med.	1366
— (Porträt)	1374
Frigen, Dr., Bischof	1173
— (Porträt)	1174
Froher Morgen, Gedicht	1254
Fruchtigale, Die, Plauderei	1623
Fürstenberg, Fürst (Abbildungen) 1587, — Leonine Prinzessin zu (mit Abbildung)	1629, 1575

G

Gaebergh, Karl Theodor, Prof. Dr.	1156
Galiffe, A., Oberstleutnant	1427
— (Porträt)	1426
Gandillon, Leon, Dichter	1626
Gefrierfleisch, Das überfeische	1580
Gehren, Einweihung des Denkmals für Karl Günther Fürst von Schwarzburg- Sondershausen in	1365
— (Abbildung)	1370
Geld, Vom Umgang mit	1619
Gens, Die Jean-Jacques-Rousseau-Feier in	1156
— (Abbildungen)	1163
— Vom Hydroplanmeeting in	1452
— (Abbildung)	1456
Genna, Elisabeth Herzogin von	1408
— (Porträt)	1415
Gerasch, Alfred, Hofschaffspieler (mit Por- trät)	1148
Gerold Redhufen, Roman 1461, 1505, 1549, 1593,	1635
Gesentus, Hermann, Verlagsbuchhänd- ler	1366
*Gestüt im fernen Osten, Ein deutsches Kühen, Kühlen	1236
Giampietro, Josef, Schauspieler	1626
— (Abbildung)	1632
Giesen, Der Schwäimer Tanz im Natur- theater in (mit Abbildung)	1358
Girardi, Alexander, Schauspieler	1518
— (Abbildung)	1513
Goedel, Weltmeister im Tontauben- schicken (mit Abbildung)	1444
Goly, v. d., Generalfeldmarschall (Ab- bildung)	1587
Gomper, Theodor, Prof. Dr., Hofrat	1496
Graham-White, Mr., Aviatiker	1114
— (Abbildung)	1122

Gregoire, Dr., Rechtsanwalt	1174, 1177
— (Porträt)	1178
Greifenberger Kleinbahn, Eröffnung der 8. Zweigstrecke der (mit Abbildung)	1232
Großmann, Richard, Schauspieler (mit Abbildung)	1531
Grothuß, Otto Baron	1153
Grubentampe, Eine neue elektrische (mit Abbildung)	1573
Grunewald, Ein Zeltlager des Jägers Heiland im (mit Abbildung)	1488
Gubitz, J.	1567

H

Hafaren-Waga, Villa, Hofopernsänge- rin	1114, 1540
— (Porträt)	1547
— (Abbildung)	1118
Hail, Dr., Elise	1392
Halle, Zum 500-Jahr-Festspiel der Stadt (mit Abbildung)	1188
Hamel, Ilse	1254
Hanne, Kapitänleutnant	1452
— (Porträt)	1458
*Hansa, Der Zeppelinkreuzer, über Hel- goland	1452
— (Abbildung)	1454
— Die Fahrt der, nach Kopenhagen 1619, — (Abbildung)	1626, 1628
Hansjakob, Heinrich, Dr., Harer	1366
— (Porträt)	1374
Hartmann, Alfred Georg	1278
Hatth, Constance, Lady (Abbildung)	1147
Haugk, E. v., Leutnant	1281
— (Abbildung)	1290
Hausen, Artiller v., Generaloberst	1584
— (Porträt)	1588
Heeringen, v., Vizeadmiral	1626
— (Abbildung)	1629
*Heidehaus des Arndt-Gymnasiums, Das	1182

Heidelberg, Vom deutschen Photogra- phenstag in	1444
— (Abbildung)	1443
Heigel, Th. von, Prof. Dr.	1366
— (Porträt)	1370
Heiland, Heinz Karl, Ein Zeltlager des Großwildjägers (mit Abbildung)	1488
Heiligenbaum, Vom Hydroplanwet- bewerb in	1496
— (Abbildungen)	1499
Heimbürg, Wilhelmine, Romanficht- stellerin	1533, 1540
— (Porträt)	1540
Heindl, Robert, Dr.	1235

Helgoland, Das Lustschiff „Victoria Luise“ über	1107, 1113
— (Abbildung)	1115
— Der Zeppelinkreuzer „Hansa“ über	1452
— (Abbildung)	1454
— Untergang des Torpedoboots „G 171“ bei	1577, 1584
— (Abbildung)	1588
Hellerau, Die Tänze von	1383
Hennig, Karl Eugen, Birkh. Geh. Rat	1408
Hensch, Dr., Lustschiffer (Abbildung)	1486
Hensel, Heinrich, Kammerfänger	1114
— (Abbildung)	1118
Herbstansang, Gedicht	1616
Heringsdorf, Hochsaison in	1240
— (Abbildungen)	1245
Heryn, Hans	1473
Hesse, Hermann	1468

Hessemer, Sofie, Negitatorin (mit Por- trät)	1190
Heubner, Prof. Dr., Geh. Medizinalrat	1496
— (Porträt)	1500
Hjelt, Vera, Gewerkeinspektorin (mit Porträt)	1576
Hildebrandt, Dr., Hauptmann a. F.	1647
Hilmi-Pasha, Hussein, Justizminister	1324
— (Porträt)	1325
Hobrecht, Artur, Oberbürgermeister und Staatsminister a. F.	1149, 1150
— (Porträt)	1162
Hodler, Ferdinand, Maler	1408
— (Abbildung)	1415
Höfel, Dr., Geh. Medizinalrat	1176, 1177
— (Porträt)	1173
Hoffmann, Arthur, Dr. (mit Porträt)	1427
— Ludwig, Dr. Geh. Raturat	1282
— (Porträt)	1286

Hohenlohe-Pangenburg, Her- mann Fürst zu	1408
— (Porträt)	1415
*Hohenzollern, Das Niederholen der Klagge an Nord der	1240
— (Abbildung)	1243
— Die Söhne des Kronprinzen auf der	1197
— (Abbildung)	1199
Holle, Oberbürgermeister (Abbildung)	1369
Holtenhoff, von, Admiral	1626
— (Porträt)	1628
Holzkirchen, Vom Alpenblumentag in (mit Abbildung)	1582
Holzschuher, Hanns, Schriftsteller	1324
Homburg v. d. H., Das Offizier-Tennis- Turnier in	1281
— (Abbildungen)	1290
— Vom Internationalen Tontaubenschie- ßen in (mit Abbildung)	1444
Hortne, Sieger im Hochsprung (Abbil- dung)	1246
Hörnes, Rudolf, Prof. Dr.	1452
Horra, Lola, Mlle.	1280
— (Abbildung)	1288
Hubermann, Bronislav, Violinvirtuose	1516
— (Abbildungen)	1515, 1516
— Elsa, Frau, Schauspielerin	1515, 1516
— (Abbildungen)	1240, 1279
Hülsen, Hans von	1260
Humperdink, Engelbert, Professor	1258
— (Porträt)	1637
*Hunde im artischen Dienst, Deutsche	1617
Huppert, Egmund, Professor	1618
Hyan, Hans	1651

J

Jagdaße, Plauderei	1494
Japan, Mutsuhito Kaiser von 1233, 1275, — (Porträt)	1241
— Zum Tode des	1408
— (Abbildungen)	1414
— Mutsuhito Kaiser von	1275, 1281
— (Porträt)	1286
— Sadako Kaiserin von	1281
— (Porträt)	1286

Japanisch-deutsche Mischehe, Eine (mit Abbildung)	1412
Jaque-Paleroze, E., Dr. (mit Ab- bildung)	1383
Abraham-Pasha, General	1452
— (Porträt)	1458
Im Walde, Gedicht	1181
Industrie im Ausland, Die „Ex- port-Boche“ als Pionier der deutschen	1149
Industrielle Spionage	1401
Insekten, Die Zukunft der	1310
Jossel, G.	1173
John, Lustschiffer (Abbildung)	1486
Jordan, Hugo, Kommerzienrat	1584
— (Porträt)	1590
Jonkowsky, Paul v., Architekt	1496
— (Porträt)	1500
Irland, Parforcejagden in	1626
— (Abbildungen)	1631
Johert, Marqot	1233, 1518

Jellin, Jaak, Oberstforstkommandant (mit Porträt)	1427
Jäler, Peter, Oberstforstkommandant (mit Porträt)	1427
Jawolsky, Postschaffier (Abbildung)	1409
Italien, Viktor Emanuel König von	1107
Libere da Cunha, Dr., Gesandter (mit Abbildung)	1617
Jugend, Das Sportberg der	1107
Jugendlichen, Die Berufswahl der	1423
Jung, Lustschiffer (Abbildung)	1486
Jungfrauabahn, Eröffnung der Sta- tion Jungfrauoch der	1324
— (Abbildungen)	1328
Jungmann, Flora, Ballettmeisterin	1656
— (Abbildung)	1655
Joerssen, Maschinist, Polarforscher	1324
— (Abbildung)	1329
Jäbedin-Essendi, Musikk. Prinz	1451
— (Abbildung)	1458

K

Kaiser-Tig, Erich, Schauspieler (mit Porträt)	1573
— Walz, Frau (mit Porträt)	1573

	Seite		Seite		Seite
Kaisermandver, Die diesjährigen, Artikel	1540, 1582	Kühn, Hugo	1428	Manners, Marjorie, Lady	1366
— (Karlen)	1540, 1582	Kühnreigen, Der, Aufführung des musikalischen Schauspiels	1540	— (Abbildung)	1374
— (Abbildungen)	1586, 1587	— (Abbildung)	1548	Mannheim, Vom Künstler Sommerfest in	1273
Karlshad, Kaisergeburtstagsfeier in	1532			— (Abbildung)	1274
— (Abbildung)	1531			— Von dem Spielfest auf der Reih-Insel in (mit Abbildung)	1316
Karlruhe, Vom Verbandstag des Verbandes deutscher Beamtenvereine in (mit Abbildung)	1488			Margano, M.	1280
Karpf, Kapitän z. S. (Abbildung)	1158			— (Abbildung)	1288
Karsavina, Fr., Tänzerin (Abbildung)	1231			Margaretendörfer, Einweihung der Gartenstadt	1281
Katsura, Marquis	1239, 1240			— (Abbildung)	1290
— (Porträt)	1244			Marties, Die Romantik des	1279
Kaufmann, Stadt und	1191			Marlus, Radislaus, Dr., Abgeordneter	1324
Kassler, Friedrich, Schauspieler	1496			Maroffo, Zum Thronwechsel in	1401, 1408
— (Abbildung)	1504			— (Abbildungen)	1410
Keller, Ferdinand, Professor, Maler	1282			Marschall von Bieberstein, Adolf Freiherr, Botschafter 1819, 1825,	1626
— (Porträt)	1286			— (Porträt)	1627
Keppel, Mth (Abbildung)	1205			Mas, Konrad, Bürgermeister	1423
Kessel, v., Generaloberst	1531			Massenet, Jules, Komponist	1366
— (Abbildungen)	1531, 1587			— (Porträt)	1366
Kendell, Mira von	1442			Mattfeld, Marie, Sängerin	1408
— (Porträt)	1441			— (Porträt)	1416
Kiamil-Pascha, Großwesir	1240			Matt-Pewentkrenz, Emanuela Baronin	1266
— (Porträt)	1244			Manser, Paul von, Dr., Geh. Kommerzienrat	1114
Kiderlen-Wachter, Alfred von, Staatssekretär	1149			— (Porträt)	1116
Kiehl, Reinhold, Stadtbaurat	1107, 1114			Medel, General, Enthüllung eines Denkmals für (mit Abbildung)	1576
— (Porträt)	1120			Medenburg, Adolf Friedrich Herzog zu, Gouverneur	1359
Kiel, Das Motorboot „Detroit“ in	1616			*Medenburg, Altes und Neues aus	1567
— (Abbildung)	1617			Medenburg-Strelitz, Adolf Friedrich Großherzog von (Abbildung)	1574
Kienzl, Wilhelm	1540			— Elisabeth Großherzogin von (Abbildung)	1574
Kirchner, Martin, Dr., Oberbürgermeister a. D.	1577, 1584			— Adolf Friedrich Großherzog von (Abbildung)	1574
— (Porträt)	1590			— Marie Herzogin von (Abbildung)	1574
Klaumann, H. Oskar	1406			— Augusta Karoline Großherzoginwitwe von	1574
Klinenberg, Ludwig 1134, 1341, 1434,	1513			— (Porträt)	1574
*Koburger Herzogspaar, Das	1600			— (Abbildungen)	1574
Koch, Leutnant	1240			Meißner, Paul	1308
— (Abbildung)	1244			Melba, Fr., Sängerin (Abbildung)	1231
Kolowzew, Ministerpräsident	1149			Merten, Claudius, Schauspieler	1540, 1662
— (Abbildungen)	1160, 1409			— (Porträt)	1662
Kolonialgeflügel	1109			Mexiko, Von den Unruhen in 1533, 1577,	1626
*Kongogebiet, Der landwirtschaftliche Wert unseres	1473			— (Abbildung)	1630
König, Josef, Schauspieler	1517			Meyerheim, Paul, Professor	1114
— (Abbildung)	1516			— (Porträt)	1120
Konstantinopel, Levantiner in	1538			Mikado Mikasuto, Der	1238
Konzertwesen und Konzertsammlungen	1533			Mikkelsen, Einar, Kapitän, Polarforscher	1275, 1282, 1324
Kopenhagen, Die „Panja“ über 1819,	1626			— (Porträt)	1286
— (Abbildung)	1628			— (Abbildung)	1329
— Eine Studienkommission der Stadt, in Frankfurt a. M.	1272			— Weg der Expedition des	1282
— (Abbildung)	1273			— (Karte)	1281
— Rückkehr der Polarforscher Mikkelsen und Jørgensen nach	1324			Miller, William, Schauspieler	1540
— (Abbildungen)	1329			— (Abbildung)	1548
Kramer, Leopold, Oberregisseur	1513			Millerand, Kriegsminister	1626
— (Abbildung)	1514			— (Abbildung)	1633
— Josefina, Frau	1513			Milowanowitsch, Miloman, Dr., Ministerpräsident	1107, 1114
— (Abbildung)	1514			— (Porträt)	1116
Krebs, Carl	1257			Mino, Demetrius, Graf	1468
Kremmen, Das Hohenzollernfest in	1408			— (Abbildung)	1471
— (Abbildung)	1414			— Gräfin	1472
Krenn, Anton	1219, 1387, 1425			— (Porträt)	1469
Kreßmar, Hermann, Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat	1260			— (Abbildung)	1471
— (Porträt)	1258			Minsky, Ade, Mlle.	1280
Krueger, E., Leutnant a. D.	1496			— (Abbildung)	1288
— (Abbildung)	1498			Mirbach-Harff, Graf, Wirkl. Legationsrat	1107
Krüger, E., Geh. Rat	1577			— (Abbildung)	1201
Krupp, Margarete, Frau	1281			Mirus, O.	1345
— (Porträt)	1284			Mode und Verbrechen	1406
Krupp von Bohlen und Halbach, Dr.	1278, 1365			Moden, Neue	1484
— (Porträt)	1283			— (Abbildungen)	1484, 1485
— (Abbildung)	1369			Molitor, Dr., Oberlandesgerichtspräsident (mit Porträt)	1174
Krupp, Zur Hundertjahrfeier des Hauses	1275, 1324, 1359, 1368, 1369			Müller, Marg	1445
— (Abbildungen)	1283, 1284, 1326, 1327, 1368, 1369			— Reinhardt, Professor, Bildhauer	1282
Krupp, Zur 100jährigen Jubelfeier des Hauses, Artikel	1275			Moltke, v., General der Inf.	1626
Kruse, Bertha, Frau (mit Porträt)	1148			— (Abbildungen)	1541, 1587, 1629
Kühn, Dr., Kommerzienrat (mit Porträt)	1232			— Graf M. von, Jagdgermelter	1496
Kühn, Dr., Geh. Sanitätsrat	1660			— (Abbildung)	1500
— (Porträt)	1662			Momentaufnahmen von unterwegs	1155, 1196, 1239, 1323, 1537, 1625
				Monnard, Feing, Schauspieler	1198
				— (Porträt)	1204

M

*Maderanetzal, Das	1219
Malaguenita, Mlle.	1281
— (Abbildung)	1288

	Seite
Montenegro, Milica Kronprinzessin von (Abbildung)	1574
Mooser-Jee, Rajendra, Sir	1452
(Porträt)	1458
Vadu	1452
(Porträt)	1458
Morarin-Andriewitsch, Helene, Frä.	1114
(Abbildung)	1120
Moret, Ministerpräsident a. D. (mit Abbildung)	1582
(Porträt)	1177
Mosner, von, General	1175
Mosul, Uebergabe neuer Feldzeichen an die Truppen in (mit Abbildung)	1582
Mud, Karl, Dr. (Abbildung)	1347
Mushtaf-Pasha, Ahmed, General 1240, 1275	1244
(Porträt)	1191, 1198
Mahmud, Kriegsminister	1198
(Porträt)	1359, 1401, 1496
Mulay Safid, Sultan	1410, 1500
Mulay Jussuf, Sultan	1401, 1408
(Abbildung)	1410
Müller, v., Admiral (Abbildungen)	1629
Müller-Weiß, Louise, Sängerin	1442
(Porträt)	1441
München, Aufführung von Calderons „Circe“ in	1626
(Abbildung)	1632
Vom Markttag in	1577, 1626
(Abbildung)	1634
*Münchener Fremdenzation	1561
*Münchener Hoftheaters, Das Ballett des	1651

N

Nagai, N., Professor (mit Abbildung)	1442
Nahrungsmittelverkehrs durch das Reich, Regelung des	1535
Namslau, Stadtrat (mit Porträt)	1232
Nemerow, Gräfin (Abbildung)	1571
Neguinca, Unruhen in	1577
Nemmann, Hugo, Professor	1198
Nemmannswalde, Vom Tontaubenschießen bei	1272
(Abbildungen)	1273
Nenffer, Edmund v., Prof. Dr., Hofrat	1324
(Porträt)	1330
Neureich, Besuch der Königin von England in	1401, 1408
(Abbildung)	1112
Neuortler Polizei, Die Mißstände der	1235
Newborough, Lady (Abbildung)	1117
Niederollendorf, Von der Einweihungsfeier des Eisenbahner-Erholungsheims in	1315
(Abbildung)	1316
Niederdorf, Das Soldatendenkmal in (mit Abbildung)	1316
Nitisch, Artur, Musikdiregent	1114
(Porträt)	1121
„Ningpo“, Das Kolbboot	1690
(Abbildungen)	1692
Nissen, Hermann, Schauspieler	1406
(Abbildung)	1504
Nogi, Graf Marcuse, General	1577, 1581
(Porträt)	1590
Norbert, Victor, Operettenfänger (mit Abbildung)	1518
Nordmarkenflug, Vom	1156, 1240
(Abbildungen)	1162, 1244
Norwegen, Haakon König von	1660
(Porträt)	1661
Maud Königin von	1669
(Porträt)	1661
Olav Kronprinz von	1660
(Porträt)	1661
Das Modell der Arthof-Statue für	1581
(Abbildung)	1591
Nürnberg, Vom 8. Deutschen Sängerbundesfest in	1275, 1281
(Abbildungen)	1283

O

Oberhof, Thüringerin aus (mit Abbildung)	1317
------------------------------------------	------

	Seite
Oesterreich, Franz Josef Kaiser von	1401, 1619
Eugen Erzherzog von	1156
(Porträt)	1162
Rechtliche Erzherzogin von	1366
(Porträt)	1373
*Oesterreichisch-ungarische Botschaft in Paris, Die	1304
Odenbourg, Rudolf Ritter v., Dr., Kommerzienrat	1452
(Porträt)	1453
Ompeda, Wilhelm Heinrich Freiherr von	1452
Ormonde, Marquis von (Abbildung)	1371
Ornell, Anna, Solotänzerin	1656
(Abbildungen)	1654, 1655
Osten, Eva v. d., Schauspielerin	1540
(Abbildung)	1543
*Osten, Ein deutsches Gesicht im fernen Ostbairischen Küstengebiet, Zigerjagden im	1255
Oswald, Bürgermeister	1408
(Porträt)	1415
Ottmann, Victor	1151
Otto, von, Dr., Minister	1275, 1282

P

Paris, Zweihundertjahrfeier für Rousseau in	1114
(Abbildung)	1118
*Paris, Die österreichisch-ungarische Botschaft in	1301
Paris-Berlin, Verunst des französischen Fliegers Andemerk	1401, 1405
(Abbildungen)	1412
Pariser Gesellschaft, Der Pärantanz in der hohen, Artikel	1280
(Abbildungen)	1288
*Pariser Mode, Neues von der	1571
*Pariser Sommermoden	1395
Passarge, Rudwin, Geh. Justizrat	1452
Pate, Oekonomierat (Porträt)	1176
Pau, General (Abbildung)	1542
*Pawlowa, Anna	1129
Peking nach Kalgan, Abfahrt Dr. Zuns von	1626
(Abbildung)	1630
Peloponnes, Ein Streifzug durch den	1297
Peschel, Emil, Dr., Hofrat	1114
(Porträt)	1116
Petersburg, Besuch des deutschen Reichstagners in	1191, 1197
(Abbildung)	1201
Philadelphia, Der Fokal der Prima Stollwerck für den Sängervetters in (mit Abbildung)	1271
*Pillnitz, Eine Dampferfahrt von Dresden nach	1299
Pilzküche, Die feine	1195
Pilzleben, Aus dem	1598
*Platte bei Wiesbaden, Das Jagdschloß (mit Abbildung)	1230
Platzhoff-Lejeune, Ed., Dr.	1483
Plech, Fürstin	1198
(Abbildung)	1205
Pobbielski, von, Staatsminister a. D.	1491
Poincaré, Ministerpräsident 1359, 1401, 1409	1409
(Abbildungen)	1240
Henri J., Mathematiker	1244
(Porträt)	1657
*Polarnacht entgegen, Der	1156
Polaschek, Anton, Dr., Regierungsrat	1615
*Porträtpiegel, Der	1197
Porthoff, Ernst	1197
Pourtales, Graf von, Reichshofrat 1149, 1197	1201
(Abbildung)	1584
Prell, Hermann, Prof., Geh. Hofrat	1592
Preußen, Wilhelm Kronprinz von	1156, 1445, 1495
(Abbildung)	1162
Cecilie Kronprinzessin von 1156, 1451, 1495	1162, 1457
(Abbildungen)	1197
Wilhelm Prinz von	1199
(Abbildung)	1197
Louis Ferdinand Prinz von	1197
(Abbildung)	1199
Hubertus Prinz von	1197
(Abbildung)	1199
Adalbert Prinz von	1149
(Abbildung)	1159

	Seite
Preußen, Oskar Prinz von	1149
Heinrich Prinz von 1191, 1359, 1365, 1401, 1489, 1533, 1626	1370
(Porträt)	1633
(Abbildung)	1619
Ristoria-Lulke-Prinzessin von 1149, 1489, 1619	1575
Ruhonny, Jvo, Maler	1576
(Abbildung)	1188
Rusch, Dr., Stadtrat (mit Abbildung)	1659
Rufbus, Fürst zu	1660
Fürstin zu	1659
(Abbildung)	1660
Schulspottfest in	1659
(Abbildung)	1660

Q

Quadt, Albert Graf von, Gesandter	1114
(Porträt)	1118

R

Ragni, Generalleutnant	1540, 1616
(Porträt)	1548
Rasmussen, Anton, Maler (mit Porträt)	1358
Rau, Sieger im Kalkausen	1240
(Abbildung)	1246
Rave, Christopher, Marinemaler	1657
Reimers, Georg, Hofschauspieler (mit Abbildungen)	1314
Reiseabenteuer, Das, Plauderei	1361
Reisehandbuch, Das	1194
Reiter, Hans	1267
Reppen, Von der neuen Kulturarbeitstätte in (mit Abbildung)	1488
Reffel, Ida, Schauspielerin	1198
(Porträt)	1206
Reuß-Weise, Luise, Kammerfängerin	1114
(Abbildung)	1118
Reinbaben, Walter Freiherr von, Oberstleutnant	1452
Richter, Hans, Dr.	1318
(Abbildung)	1347
Paul (Abbildung)	1271
Riese von Werta, Der, Erzählung	1431
Ritterberg, Gräfin, Charlotte	1299, 1537
Rogge, W., Generalinspektendent	1366
Rosarium im Berliner Tiergarten, Das	1270
Rosen, Dr., Gesandter, Festessen für den (mit Abbildung)	1616
(Abbildung)	1223
Rosmer, Ernst	1245
Rohmann, Frau (Abbildung)	1366
Rothschild, Alfons Baron v.	1371
(Porträt)	1371
Roussieu, Jean-Jacques, Die Zweihundertjahrfeier für, in Genf	1156
(Abbildungen)	1163
Roussieu-Feinkais in Paris, Einweihung des	1114
(Abbildung)	1118
Rub, Marianne (Abbildung)	1274
Ruchet, Marc, Bundesrat	1198
Rügenwalde, Von der 600-Jahrfeier in (mit Abbildung)	1442
Rufand, Dr., Justizrat	1174
(Porträt)	1176
„Rund um Berlin“, Vom Wettflug	1496
(Abbildungen)	1498
Rufand, Nikolaus Jar von 1107, 1149, 1152, 1156	1157-1159
(Abbildungen)	1149
Alexandra Jarin von	1159
Nikolaus Nikolajewitsch Großfürst von (Abbildung)	1159
Der französische Minister Poincaré in 1401, 1408	1409
(Abbildungen)	1163
Rutty, Jacques, Abgeordneter (Abbildung)	1163

S

Sachsen, August König von	1366, 1489
(Abbildungen)	1373, 1587
Georg Kronprinz von (Abbildung)	1587
Sachsen-Koburg, Karl Eduard Herzog von	1324, 1600
(Porträt)	1601
(Abbildungen)	1331, 1602, 1603

SeiteWriteSeite

I

21

Unger, M., Professor	Seite 1584
— (Abbildung)	1591
Urban, Henry R.	1397
Ursabara, Ein Eisenbahnunfall auf der (mit Abbildung)	1190

B

Baduz, Von der Zweihundertjahrfeier der Grafschaft	1240
— (Abbildung)	1246
Banman, Ingenieur	1107, 1114
— (Porträt)	1114
De Morje, Skizze	1223
Verbotener Weg und Ähnliches	1322
Verbrechen, Mode und	1406
Verdienstorden für Kunst und Wissenschaft, Ein neuer	1530
— (Abbildung)	1528
Verführer, Peter Freiherr von	1643
Viktoria Luise, Lustschiff, über der Tüne von Helgoland	1107, 1113
— (Abbildung)	1115
Vogel, Joachim	1240
— (Porträt)	1248
Voigt, Georg, Oberbürgermeister	1156
— (Porträt)	1162
Vorortverkehr, Der großstädtische	1446
Verschick, Jaroslav, Dichter	1540

W

Wagenhoff, Franz (mit Porträt)	1530
Wagner, Siegfried	1114, 1240, 1346
— (Abbildungen)	1118, 1242, 1345, 1348
Waldow, von, Oberpräsident (Abbil- dung)	1232
Wales, Vom Besuch des englischen Königspaares in	1114
— (Abbildung)	1117
Wallis, Die Kufkämpfe im Kanton	1183
Wallot, Paul, Prof. Dr., Geh. Raurat	1359, 1366
— (Porträt)	1370
Walter, Bruno, Musikdirekt	1114
— (Porträt)	1121
Wangenheim, Hans Freiherr von, Botschafter	1275, 1366
— (Abbildung)	1370
* Wannsee, Venedig am	1468
Warneger, Greta	1195
Washington, Zum 8. Intern. Kon- gress für angewandte Chemie in	1584
— (Abbildung)	1592
Wasser, Der Kampf ums	1577

Wasser, Die Erziehung zum	Seite 1319
* Wasserflugszeuge	1647
Wassilj, Frau (Abbildung)	1242
Wedel, G.	1395
— Ursula von	1304
Weimer, Dr., Direktor	1641
Weingartner, Felix von, Musik- direkt	1114, 1533
— (Porträt)	1121
Weise, Vikten, Gedicht	1142
* Weissen Nächte, Das Land der	1261
Weismann, W., Fleischermeister (mit Porträt)	1176
Wellenberg, Max, Solotänzer	1656
— (Abbildung)	1654
Werder, Günther von, Generalleutnant a. D.	1156
Wermuth, Oberbürgermeister	1533
Wertheimer, Fritz, Dr.	1525
Wessel, Carl, Geh. Kommerzienrat (mit Porträt)	1190
Westerland, Die neue Strandanlage von	1617
— (Abbildung)	1618
Wetche, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat	1584
— (Abbildung)	1592
Wien, Vom achten internationalen Luft- fahrertag in	1156
— (Abbildung)	1164
— Vom Eucharistischen Kongress in 1577,	1584
— (Abbildung)	1585
— Von der Musikfestwoche in	1114
— (Abbildungen)	1121
* Wiener Bühnenliebhaber auf ihrem Sommerfest	1341, 1513
* Wiener in der Sommerfrische, Der	1434
Wiesbaden, Das Jagdschloß „Platte“ bei (mit Abbildung)	1230
Wilberg, Wilhelm, Architekt (mit Por- trät)	1232
Wilde, Johannes	1392
Wildberg, Robo	1431
Wildholz, Ed., Oberdivisionär	1427
— (Porträt)	1426
Will, Dr., Reichstagsabgeordneter	1240
— Frä., Tängerin (Abbildung)	1231
Wille, Ulrich, Oberkorpskommandant	1427, 1451, 1496
— (Porträte)	1425, 1455
— (Abbildungen)	1541, 1542, 1587
Willner, Albert, Generaldirektor	1149, 1401
Willnowski, Tilo Freiherr von (Porträt)	1284
— Barbara, Freiin von (Porträt)	1284
Wilms, Dr., Oberbürgermeister	1489
Wilson, W., Dr., Gouverneur 1107, 1114,	1156
— (Porträt)	1114
Winkel, Agnes, Schauspielerin (mit Por- trät)	1316
Winder, Ludwig	1431

Winkel, Das neue Schulhaus in (mit Abbildung)	Seite 1618
Windsch, Grace, Hugo Prinz zu (mit Abbildung)	1575
Windsor, Ein Gartenfest im Park von	1240
— (Abbildung)	1242
Windsor, Maria, Dr., Frä.	1442
— (Porträt)	1441
Winter, Vn, Schauspielerin	1626
— (Abbildung)	1632
Wittenberg, Käthe, Schauspielerin (mit Porträt)	1230
Wohnungsfrage, Die Bedeutung der „gemischten wirtschaftlichen Unterneh- mung“ für die	1233
Wolke, Kurt	1109
* Wolkenfrager wachsen, Wie die	1397
Wollegen, Hans Freiherr v. (mit Ab- bildung)	1348
Woolung, Das Holzboot „Kingspo“ im Hafen von	1600
— (Abbildungen)	1662
Worster, A., Dr.	1339
Wundt, Wilhelm, Prof. Dr., Dirkl. Geh. Rat	1324
— (Porträt)	1330

3

Zapata, Euphemio, Rebellenführer	1626
— (Abbildung)	1630
— Emiliano, Rebellenführer	1626
— (Abbildung)	1630
Zedlich, Baron von	1272
— (Porträt)	1273
Zenker, Franz, Dr., Minister	1619, 1626
— (Porträt)	1628
Zepvellen, Graf von, General d. Kav. (Abbildung)	1587
Zimmermann, Alfred, Dr., Legations- rat	1580
Zoppot, Die Sportwoche in	1156
— (Abbildungen)	1162
Zschimmer, Emil, Professor (mit Por- trät)	1576
Zürich, Das Gebäude der Sachausstellung für Gastwirtschaftsgewerbe in (mit Ab- bildung)	1148
— Vom Besuch des Kaisers in	1539
— (Abbildungen)	1542
* Züricher See, Der	1387
Zwergen, Mizzi, Schauspielerin (mit Abbildungen)	1516
* Zwergsluhsperde, Die ersten lebend eingeführten liberianischen	1226



DIE-WOCHE

Nummer 27.

Berlin, den 6. Juli 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 27.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1107
Das Sporthetz der Jugend. Von Prof. Dr. E. von Düring	1107
Kolonialgefäße. Von Kurt Witte	1109
Der moderne Dandy. Von Paul von Szcepanoff	1111
Unsere Bilder	1113
Die Toten der Woche	1114
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1115
Familie Dungs. Roman von Kurt Vram. (Fortsetzung)	1123
Aus meinem Leben. Von Anna Pawlowa. (Mit 6 Abbildungen)	1128
Der Schneeberg. Von Ludwig Klineberger. (Mit 7 Abbildungen)	1134
Ewig still. Roman von Hermann Siegemann. (Schluß)	1138
Weiße Lilien. Gedicht von Elly Elisabeth Eilers	1142
Eisbären im Londoner „Zoo“. Von Dr. D. Heinroth. (Mit 6 Abbildungen)	1143
Bilder aus aller Welt	1147



Die sieben Tage der Woche.

27. Juni.

Bei der internationalen Europa-Wettfahrt der Kießer Woche erhält in der A. I. Klasse die Kaiserjacht „Meteor“ den Ersten Preis. In Wien konstituiert sich unter dem Vorsitz des Fürsten Fürstenberg ein Zentralkomitee zur Schaffung einer österreichischen Luftflotte.

An Bord des französischen Panzer Schiffes „Jules Michelet“ explodiert ein Geschütz. 26 Mann der Besatzung werden mehr oder weniger schwer verletzt.

Der Luftkrieger „Viktoria Luise“ führt von Hamburg aus einen Ueberflieger über Helgoland und Nordsee aus (Abb. S. 1115).

28. Juni.

Der Berliner Oberbürgermeister Dr. Richter scheidet aus seinem Amt.

Maurice Maeterlinck erhält zum drittenmal den Literaturpreis für französische Dramatik.

Das deutsche Torpedoboot „G 7“ läuft bei Brästerort an der Küste des Samlandes fest. Die Beschädigungen sind unbedeutend.

Der Abschluß der deutsch-französischen Kongoverhandlungen steht bevor.

In den französischen Häfen droht ein Sympathiestreit der Dockarbeiter.

Das Luftschiff „Schwaben“ wird kurz nach der Landung in Düsseldorf, bevor es in die Dattowhake gebracht werden konnte, von einer Böe mitten durchgebrochen und verbrennt vollständig (Abb. S. 1120).

Im bayerischen Parlament kommt es über die Frage der Nichtbestätigung sozialdemokratischer Bürgermeister zu stürmischen Szenen.

29. Juni.

Zum Städtebauer des Zweckverbandes „Großberlin“ wird Stadtbaurat Reinhold Kiehl gewählt (Portr. S. 1120).

Fanatiker Suffragetten greifen den Premierminister Asquith tödlich an.

Der Lord-Kanzler Haldane bringt auf einem Festbankett des deutschen Hospitals von Dalton einen begeisterten Toast auf den Deutschen Kaiser aus.

Die erbitterten Kämpfe um die Nominierung zur Präsidentenwahl in Baltimore dauern fort. Bryan nimmt öffentlich Stellung gegen die amerikanischen Großkapitalisten.

30. Juni.

Bei den Höhen von Sidi-Said findet ein schweres Gefecht zwischen Italienern und türkisch-arabischen Streitkräften statt.

1. Juli.

Der serbische Ministerpräsident und Minister des Äußern Dr. Milowanowitsch stirbt in Belgrad (Portr. S. 1116).

König Viktor Emanuel bestätigt die vom italienischen Parlament angenommene Wahlreform.

2. Juli.

Der Kaiser begibt sich in Danzig an Bord der „Hohenzollern“ zur Abreise nach Baltischport zur Zusammenkunft mit Zar Nikolaus.

In Neuport wählt der demokratische Konvent Dr. Wilson zum Präsidentschaftskandidaten (Portr. S. 1114).

Das amerikanische Luftschiff „Akron“, mit dem Ingenieur Vaniman den Versuch machen wollte, von Amerika aus auf dem Luftwege Europa zu erreichen, explodiert in einer Höhe von 800 Meter und fällt in das Meer. Der Erbauer des Luftschiffes sowie sämtliche Begleiter finden den Tod (Abb. S. 1114).

3. Juli.

Die türkische Kammer nimmt den Gefekentwurf, durch den den Offizieren unterzagt wird, sich mit Politik zu befassen, endgültig an.



Das Sporthetz der Jugend.

Von Prof. Dr. E. von Düring.

Der Sport nimmt in dem Leben unserer heutigen Jugend, besonders in dem der Jünglinge und Jungfrauen, einen ganz gewaltigen, in seinen Wirkungen höchst interessanten und anziehenden Platz ein. Es ist nicht zu bestreiten, daß in den Kreisen der sporttreibenden Jugend die Blutarmut seltener geworden ist; die Haltung der Jünglinge und Mädchen ist vielfach eine bessere, ihre Bewegungen sind anmutiger, freier. Der Verkehr unter beiden Geschlechtern ist kameradschaftlicher, unbefangener geworden. Die Selbstsucht, die durch die Ausübung jeglichen Sports, wenn es zu einigermaßen achtbarer Vollkommenheit gebracht werden soll, erforderlich wird, Mäßigkeit in Essen und Trinken, die Überwindung der Furcht, Geistesgegenwart in gefährlichen Lagen, Ertragen von Strapazen, Zusammennahme der ganzen Willenskraft, um vorgelegte Leistungen zu vollbringen — alles das sind Ergebnisse des Sportes, die von hohem Werte für die persönliche Ausbildung junger Leute sind.

Von den Auswüchsen, die auf der Linie dieser Vorteile liegen, will ich hier nicht sprechen. Uns soll nur die Tatsache beschäftigen, daß der große Vorteil, den der Sport für die körperliche Entwicklung und Ausbildung gerade in der späteren Jugend hat und haben könnte, so oft durch Mißbrauch, durch Übertreibung ins Gegenteil verkehrt wird.

Was wir hier zu sagen haben, betrifft wesentlich das Herz, das Organ, das am häufigsten und in erster Linie

durch Überanstrengung, durch Sportübertreibung geschädigt wird.

Einige Sports haben noch besondere Schädigungen: z. B. das Radfahren durch Zusammenpressen des Unterleibes bei nicht ganz besonders gutem Sitz, das Schwimmen die Wirkungen der großen Körperabkühlung. Allen Sportarten gemeinsam ist eine starke Inanspruchnahme der Muskel-tätigkeit und vor allem des Herzmuskels. Stets handelt es sich bei sportlichen Leistungen um Leistungen des Gesamtorganismus; da aber das Herz in der Ernährung des Gesamtorganismus, und zwar gerade bei starker Inanspruchnahme der Muskel-tätigkeit, an erster Stelle steht, so sind die Schädigungen hier am häufigsten. Genau genommen ist es nicht der Einfluß der Überanstrengung auf das Herz, sondern die Unfähigkeit des Herzens, den Ansprüchen des Gesamtorganismus an die durch Sport gestellten höheren Anforderungen zu genügen. Wir sehen zunächst ganz davon ab, daß es besonders bei zarten, in den Entwicklungsjahren stehenden, vielleicht etwas blutarmen jungen Leuten oft schwer festzustellen ist, ob ihr Herz — sei es durch Anlage, sei es als Ausdruck der gesamten, nicht auf der Höhe stehenden Entwicklung — vollkommen gesund ist. Schon die mehr oder minder zarte, nicht der übrigen Körperentwicklung oder den Jahren entsprechende Beschaffenheit anderer Organe, der Lungen, der Nieren, mangelhafte Entwicklung des Brustkorbes, der gesamten Muskulatur sind Bedingungen, die von vornherein auf die Rechnung des Herzens eine größere Forderung setzen, eine Forderung, die einer geringeren Leistungsfähigkeit des Herzens gleich zu setzen ist. Aber auch bei völlig gesundem Herzen, völlig gesunden Organen und normaler Entwicklung hinterläßt eine große, ungewohnte Anstrengung den Herzmuskel (und die Skelettmuskeln) in einem Zustande der Ermüdung, deren physiologische Ursachen hier nicht erörtert werden sollen.

Wir können einige Zeit, Stunden, Tage nach solchen Überanstrengungen an den schlaffen, ermüdeten Zügen, der blaffen oder manchmal geradezu bläulichen Färbung, dem lästigen Druck in der Herzgegend, dem Bedürfnis, von Zeit zu Zeit tief, seufzend zu atmen, der subjektiven Schläffheit, an dem weichen beschleunigten Puls erkennen, daß das Herz ermüdet, übermüdet ist. Läßt man dem an und für sich gesunden Herzen nun Ruhe, so wird diese Ermüdung ausgeglichen. Aber gerade Sportliebhaber glauben oft, man müsse diese Müdigkeit bezwingen, die Muskeln, das Herz üben. Die gleiche, schädliche Überanstrengung zeitigt nun aber schneller die früheren ungünstigen Folgen, und sie verschwinden immer langsamer, bleiben immer länger und können schließlich zu einer dauernden ungenügenden Leistungsfähigkeit des Herzens — der Insuffizienz — führen.

Der Ausdruck einer solchen dauernden Insuffizienz des Herzens, die, wie ich nochmals betone, bei häufiger wiederholten Überanstrengungen auch völlig gesunde Herzen treffen kann, ist die Herzerweiterung — Dilatation.

Vielmehr als bei Erwachsenen gilt das Gesagte für die Herzen von in der Entwicklung stehenden jungen Leuten, deren Organe man ohne Übertreibung irgendwie geschwächen oder in der Anlage schwachen Herzen ausgemachener Menschen gleichwertig setzen darf. Bei ihnen sind die Folgen der Überanstrengung schwerer auszugleichen, die verminderte Leistungsfähigkeit des Herzens hält länger an. Bei solchen Individuen entwickelt sich oft aus einer einzigen oder wenigen wiederholten Über-

anstrengungen eine lang dauernde, bisweilen nicht wieder auszugleichende Schwäche, verminderte Leistungsfähigkeit (Insuffizienz) des Herzmuskels.

Würden die auch subjektiv wahrnehmbaren Folgen häufiger und plötzlicher eintreten, so würde trotz Sportbegeisterung, Ehrgeiz und Eitelkeit bald bessere Einsicht triumphieren.

Sehr viele unserer jungen Sportliebhaber empfinden aber während der Anstrengung Anzeichen, daß ihr Herz geschädigt ist, ohne ihnen großen Wert beizulegen; ja, sie rechnen es sich zur Tugend, diese Anzeichen unbeachtet zu lassen. Druck auf Brust, stechende Schmerzen in der Herzgegend, ein Gefühl des Drosselns, Würgens am Halse, ein mächtiges Hämmern in den Schläfen, Herzklopfen, Farben oder dunkle Schatten vor den Augen sind Anzeichen von ausgesprochener Herzüberanstrengung, Vorboten eines demnächstigen plötzlichen Versagens, einer Ohnmacht, die viele Sportjünglinge und — Jungfrauen häufiger verspürt haben. So schön es nun auch ist, die Selbstzucht zu üben, und so nötig es bei einer Bergtragelei, bei einer Skitour sein kann, „noch a u s z u h a l t e n“ — gleichgültig sind solche Überanstrengungen nicht, und ihre Wiederholung kann, wie gesagt, dauernde, nicht mehr auszugleichende Schäden herbeiführen.

Es ist gar nicht genug zu betonen: ebenso nötig wie tüchtige, körperliche Muskelarbeit zur harmonischen Ausbildung des Gesamtorganismus ist, ebenso schädlich ist f e t s das Übermaß.

Beim Militär wird diese Ausbildung ganz systematisch betrieben, man vermeidet unvermittelte, große, körperliche Überanstrengungen; die maßgebenden Offiziere laden eine schwere Verantwortung auf sich, wenn sie diesem Grundsatz nicht Rechnung tragen. Und die Zahl derer, die aus den Folgen solcher Überanstrengungen, berechtigt oder unberechtigt, später den Anspruch auf eine Rente ableiten, ist nicht klein!

Unsere sporttreibende Jugend hat für diese Dinge oft durchaus kein Verständnis, will es nicht haben. Die Selbstüberwindung, das Bezwingen körperlicher Schwäche, die Selbstzucht sind gewiß gar nicht hoch anzuschlagende Eigenschaften. Aber man vergißt, daß schon die psychischen Faktoren an sich, Ehrgeiz, die Einsetzung der stärksten Willensimpulse, um die entgegenstehenden Hemmungen, die Empfindung der Müdigkeit und der Unlust überwinden zu können, Ansprüche an den ganzen Organismus stellen. Was in diesem Zustand an Körperleistung aufgebracht wird, geschieht auf Kosten des ganzen Organismus, auf Kosten der Tätigkeit und Leistungsfähigkeit anderer Organe. Wir sehen ja, wie schädlich einseitige Muskeltraining ist, an den Athleten — sie gehen durchweg an Lungenerkrankungen oder Herzleiden zugrunde!

R o s e n b a c h, dessen Arbeiten über Energetik mustergültig sind, betont ausdrücklich: Es hängt ganz von der Individualität, der Art der Beanspruchung des Körpers und von der Dauer der Muskelleistung ab, ob großer Nutzen oder ebenso großer Schaden aus sportlichen Übungen erwächst; ja, wir möchten sogar sagen, daß die Schädigung durch sportliche Überanstrengung im allgemeinen größer ist als der Schaden, der überhaupt aus ungenügender Muskelbetätigung erwachsen kann...!!

Man sehe sich einmal unsere sporttreibende Jugend besonders in den Alpenländern zur Winterzeit bei Skisport an! Gewiß ist dieser Sport einer der schönsten, die es geben kann, und im richtigen Maß betrieben, der ge-

fundesten einer, dem Radeln, Tennis, Schwimmen weit vorzuziehen. Aber da wird die Hauptstadt im Winter früh vier Uhr oder fünf Uhr verlassen; dann geht es nach mehrstündiger Eisenbahnfahrt ins Gebirge, im lockeren Schnee über steile Hänge bergan; der fliegende Atem, die hochroten Gesichter zeigen die Anstrengung des Herzens. Und nun geht es bergab — die Muskelspannung, die hierbei nötig ist, erschwert ausgesprochen den Blutumlauf, staut das Blut zum Herzen zurück; die Atmung ist bei der rasenden Fahrt erschwert. Vielfach wird der Müdigkeit mit Reizmitteln abgeholfen, wenn auch Gott sei Dank der Alkoholenuss häufig ganz, bei den meisten wenigstens bis zum Abend verpönt ist! Und nun langt diese jugendliche Gesellschaft spät abends am Bahnhof an — man betrachte nur die oft riesig erschlafften, ermüdeten Gesichter — und noch mehr, man sehe einmal jedes einzelne dieser jungen Geschöpfe nach einigen Tagen zu Hause — oder am Ende der Saison. Gewichtsabnahme, Blutarmut, Blässe des Gesichts, schlaffer, müder Ausdruck, subjektives Müdigkeitsgefühl; häufig ausgesprochene Erweiterung des Herzens, Geräusche am Herzen, die darauf beruhen, daß der ungenügend gewordene Muskel den richtigen Schluß der Herzklappen nicht mehr zu leisten vermag, beweisen, wie sehr die Übertreibung dieses gesunden Winterportes mehr oder weniger dauernd den

jugendlichen Organismus geschädigt hat. Um so eindrucksvoller wirken diese Bilder auf den Arzt, wenn er sie bei jungen, kräftigen Individuen findet, die er im Herbst als Bilder blühender Gesundheit gesehen hat!

Während beim ausgewachsenen Organismus der Einfluß auf die übrigen Organe leichter ausgeglichen werden kann, weniger tiefgreifend ist, sind selbst dann, wenn nachweisbare Veränderungen am Herzen nicht festzustellen sind, die Folgen solcher Überanstrengungen auf den Gesamtorganismus oft sehr schwere. Es ist eine Störung des Gleichgewichtes in der Ökonomie des Gesamtorganismus, die vielleicht zunächst gar nicht in einem bestimmten Organ, sondern eben in einem allgemeinen mehr oder minder großen Siechtum, Abspannung und Nervosität seinen Ausdruck findet. Aber in den meisten Fällen kann man wohl eine ausgesprochene Schwächung des Herzens nachweisen.

Alle, die Einfluß auf den Jugendsport haben, sollten mit ganzer Kraft dahin wirken, daß nicht aus diesem Vergnügen, diesem gesunden Spiel und Zeitvertreib, aus einer Einrichtung, die bei richtiger Benutzung außerordentlich geeignet ist, eine harmonische Entwicklung des Leibes und der Seele zu befördern, eine schädliche, viele zu schönen Hoffnungen berechtigende junge Menschen zu frühzeitigem Siechtum führende Sportfegerei wird!

Kolonialgeflügel.

Von Kurt Boite.

Sehr interessant ist die Statistik, die ein Österreicher, Professor Sonndorfer, über den Umfang des internationalen Eierhandels aufgestellt hat. Wenn diese Statistik auch einige Jahre zurückliegt, so bietet sie doch ein treffendes Bild dieses Umfanges, der sich im Laufe der späteren Jahre nicht verringert hat, sondern gewachsen ist. Danach führte Deutschland jährlich an Eiern ein: 2454 Millionen Stück (Wert zirka 151 Millionen Mark), England 2265 Millionen Stück, Frankreich 205 Millionen. Die Gesamteinfuhr nach europäischen Staaten stellte sich auf 5338 Millionen Stück; die Restbeträge verteilen sich auf Schweiz, Belgien, Spanien, Schweden, Finnland, Holland, Griechenland und Norwegen.

Diese Einfuhr kam aus folgenden Ländern: Rußland (mit 2838 Millionen Stück), Österreich-Ungarn (966 Millionen), Balkanstaaten (580 Millionen), Italien (511 Millionen), Dänemark (294 Millionen), Marokko (70 Millionen), Ägypten (62 Millionen), Kanada (28 Millionen), Portugal (12 Millionen).

Wenn es sich aber um Geflügelzuchtprodukte handelt, so dürfen wir nicht nur die Eiereinfuhr berücksichtigen, sondern müssen auch die weiteren Produkte in Betracht ziehen, die mit der Geflügelzucht in unmittelbarem Zusammenhang stehen. Hierunter befinden sich lebende Gänse, geschlachtetes Federvieh, lebende Hühner, Eigelb, flüssiges Eiweiß, gereinigte und zugerichtete Bettfedern, rohe Bettfedern, Federtiele. Auch hier bieten die Zahlen ein recht interessantes Ergebnis. Seit 1907 ist der Wert der Einfuhr dieser Produkte von 223 083 000 Mark auf 256 852 000 Mark (inkl. des Wertes der eingeführten Eier) gestiegen, wobei auf Eier allein eine Wertsteigerung von rund 18 Millionen entfällt. Hierbei ist auch die Ausfuhr zu berücksichtigen, die 1907 rund

9 000 000 M. betrug und bis 1910 auf 8 061 000 M. gesunken ist, so daß das Abhängigkeitsverhältnis Deutschlands vom Ausland heute, in Zahlen ausgedrückt, durch eine Summe von 250 Millionen Mark dokumentiert wird, die wir jährlich für Geflügelprodukte zu zahlen haben.

Es war notwendig, einmal auf diese Zahlen hinzuweisen und mit ihrer Hilfe klarzulegen, daß man in Deutschland keinen Grund hat, Geflügelzucht als einen nebenhässlichen Betrieb zu betrachten. Ihr gebührt vielmehr in der Reihe volkswirtschaftlicher Momente eine recht bedeutungsvolle Rolle. Denn trotz aller Anstrengungen, die heute, sei es behördlicherseits oder seitens privater Vereine und Korporationen, zur Aufbesserung unserer Geflügelzucht gemacht werden, wird es nicht gelingen, das Abhängigkeitsverhältnis Deutschlands vom Ausland hier um vieles geringer zu gestalten. Das Ei ist gegenüber der Verteuerung aller Lebensmittel zu einem Volksnahrungsmittel geworden, der Konsum steigt von Jahr zu Jahr. Die eigene Produktivität ist und wird nie in die Lage kommen, den eigenen Volksbedürfnissen vollends zu genügen, weil die Gründe, die dies verwehren, in Deutschland nicht oder nur so schwer zu beseitigen sind, daß mit Recht ein Erfolg selbst der größten Mühen zu bezweifeln ist.

Diese Gründe liegen in unseren landwirtschaftlichen Verhältnissen. Geflügelzucht, in größerem Umfange betrieben, wird im allgemeinen da nur als ein rentabler Betrieb anerkannt, wo er sich als ein Appendix eines landwirtschaftlichen Betriebes zeigt. Wir haben in Deutschland schon vielfach die Erfahrung gemacht, daß große Geflügelzuchtbetriebe, die ohne Verbindung landwirtschaftlicher Betriebsarbeit gehalten wurden, auf die

Dauer nicht bestehen konnten. Die teuren Bodenverhältnisse, die dazu führten, daß dem Geflügel bei weitem nicht genügend freier Auslauf und somit eine natürliche Ernährungsweise geboten werden konnte, zwingen zur Hergabe von Futtermitteln, die, hier nicht einmal selbst erzeugt, gekauft werden müssen und somit gewöhnlich das Unkostenkonto allzu stark belasten. Kommen dazu verminderte Legetätigkeit des Geflügels, Verluste durch Krankheiten, Mißerfolge in der Aufzucht der Küken, jene ungebetenen Gäste, die auf dem Geflügelhof nur allzu häufig erscheinen, dann hört die Prosperität des Geflügelzuchtbetriebs auf. Und so verschwand schon manches, was mit froher Hoffnung begründet worden war.

Die Geflügelzucht ein landwirtschaftlicher Nebetrieb. Eine Verallgemeinerung dieses Grundsatzes könnte uns dem Ziel schon näher führen. Man wird mir entgegenhalten, daß fast ohne Ausnahme auf jedem Guts- oder Bauernhof Geflügel zu finden ist. Das ist unbestreitbar richtig. Aber ebenso richtig ist auch, daß unter 100 Guts- oder Bauernhöfen kaum zwei sind, auf denen Geflügelzucht so getrieben wird, wie sie das Tier, von dem eine gewisse Leistungsfähigkeit erwartet wird, verlangt. Jeder Landwirt weiß, was eine gute Kuh und ein schönes Pferd ist, aber sehr selten ist die Zahl derer, die von der Zucht des Geflügels, von seiner Behandlung und Pflege, von der Steigerungsmöglichkeit seiner Leistungen, von der Bedeutung der leichten und schweren Rassen, von der Aufzucht des Junggeflügels auch nur die leiseste Ahnung haben. Aber auch dieses hat seinen Grund.

Man sagt, Geflügelzucht in größerem Maßstab in Verbindung mit landwirtschaftlichen Betrieben erscheint nur da ertragreich, wo der landwirtschaftliche Betrieb vornehmlich extensiven Charakter trägt. Und betrachten wir die Statistik des Professors Sonnendorfer, so finden wir diese Behauptung begründet. Fast durchweg sind die Länder, die heute die Bedürfnisse anderer Völker mit Geflügelprodukten decken, auch die, die eine Überproduktion an landwirtschaftlichen Erzeugnissen besitzen und hier eine den eigenen Import bei weitem übersteigende Ausfuhr aufzuweisen haben. In Deutschland besitzen wir einen ausschließlich intensiven Landwirtschaftsbetrieb, bei dem von keinem Stillstand, sondern fortgesetzter Steigerung bezüglich seiner Intensität gesprochen werden kann. Das hat naturgemäß seine Einwirkung auf die Produktionsverhältnisse eines Nebetriebes wie der Geflügelzucht, und zwar im ungünstigen Sinne. Und deshalb, glaube ich, besteht meine Behauptung zu Recht, daß unsere Produktionsverhältnisse in der Geflügelzucht wohl niemals dahin kommen werden, die eigenen Volksbedürfnisse zu decken. Falsch aber wäre es, hieraus den Schluß ziehen zu wollen, daß somit alle Mühe zur Verbesserung dieser Zucht vergeblich wäre. Die Inlandsproduktion hat trotzdem einen großen Wert, und zwar in ihrer Bestimmung als Ware von guter Qualität. Als solche wird es ihr auch immer möglich sein, den Entstellungskosten angemessene Preise zu erzielen.

Doch — soll das Verhältnis der eigenen Produktion zu dem eigenen Bedarf so bleiben? Sollte es keinen Weg geben, um dieses Verhältnis zu bessern, vielleicht auch einmal ganz aufzuheben? Wenn ich sehe, daß Marokko, Ägypten und Kanada Eier nach europäischen Ländern versenden, so ist der Gedanke doch nicht von der Hand zu weisen, daß Deutschland auch hier bei der Deckung seines Inlandsbedarfs auf seine Kolonien zurückzugreifen vermag.

Die Konservierung der Eier ist nur eine Frage der sich immer mehr und mehr entwickelnden Technik auf dem Gebiet. Wir besitzen eine größere Anzahl von Konservierungsmitteln. Ich erwähne nur einige. Die Aufbewahrung der Eier in Kaltwasser, das Ueberziehen der Eier mit Vaseline, die Behandlung der Eier mit Antifabrolin, Aufbewahrung der Eier in Wasserglaslösung, Einlegen der Eier in Garantol und schließlich ihre Aufbewahrung in Kühlhäusern. In Berlin bestehen verschiedene Kühlhäuser, in denen große Quantitäten aus Rußland und Österreich-Ungarn importierter Eier eingelagert werden. Die Eier lagern hier fünf bis sieben Monate. Die Kühlhäuser zeigen eine Temperatur zwischen + 1 Grad und — 1 Grad und eine Feuchtigkeit von 80 Prozent; letztere, um das Austrocknen der Eier zu verhindern. Die Eier dürfen nicht sofort an die Außenluft gebracht werden, weil alsdann die veränderte Temperatur und Feuchtigkeit sie verderben würden. Sie gehen aus dem Kühlraum in einen Vorraum, der eine höhere Temperatur aufweist, und dessen Luft mittels Patentverfahrens getrocknet wird. Diese Behandlung macht es möglich, daß ein sechs Monate altes Ei im Geschmack kaum einem drei Wochen alten nichtkonservierten Ei nachsteht.

Die zweite Frage aber wäre die, ob in unseren Kolonien Geflügel mit Erfolg gezüchtet und gehalten werden kann. Hier sind es klimatische und tellurische Verhältnisse, die in Betracht zu ziehen wären. Zum Teil liefern die Kolonien den Beweis schon selbst. Es sind in unseren Kolonien sowohl mit tropischem wie auch mit nichttropischem Charakter Geflügelarten erfolgreich gezüchtet und gehalten worden. Als Beweis, daß auch klimatische Verhältnisse hier keinen unbedingten Widerstand setzen, können ferner die Erfolge in französischen Kolonien und im belgischen Kongostaat angeführt werden. Auf einer Tagung der Kolonialabteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft wurde hierüber eingehend berichtet. So finden wir in Französisch-Indochina, Algerien, Tunis, Dahomé, Französisch-Guinea, Französisch-Kongo und Madagaskar große Erfolge in der Geflügelzucht. In Annam, Kotschin, Laos und Kambodscha bedienen sich selbst die Eingeborenen künstlicher Brutapparate. Berücksichtigen wir nunmehr die geographische Lage dieser Länder zu unseren Kolonien, so finden wir, daß sich in unseren Kolonien Togo, Kamerun, Deutsch-Ostafrika die gleichen Bedingungen für die Geflügelzucht ergeben würden wie in Französisch-Indochina (Süden), Dahomé, Franz.-Guinea, Franz.-Kongo und in Deutsch-Südwestafrika die für Franz.-Indochina (Nord), Madagaskar, Algerien, Tunis. Aber die geographische Lage ist nicht allein die ausschlaggebende. Höhenlage, Meeresnähe, vegetative und tellurische Verhältnisse, Regenniederschlagsmengen des Landes spielen hierbei auch eine bedeutende Rolle. Aber auch hier ließen sich Vergleiche ziehen und Beweise erbringen, daß in Ländern mit fast ähnlichen Erscheinungen gute Erfolge in der Geflügelzucht erzielt werden. Ich erinnere nur kurz an die Verhältnisse am Himalajagebirge und auf Java.

Es blieb also nur noch ein Moment: die Ernährung des Geflügels. Bei den billigen Bodenverhältnissen steht dem Geflügel ein fast unbegrenzter Auslauf zur Verfügung, der ihm eine große Menge seiner Futterbedürfnisse gibt. Hinzutritt, daß die Produktion landwirtschaftlicher Früchte (Mais usw.) in unseren Kolonien ständig vorwärts schreitet. Auch hier handelt es sich um keinen intensiven Landwirtschaftsbetrieb, sondern der Betrieb, der sich hier vollzieht, ist ein vollkommen extensiver.

Alle diese Momente haben dazu geführt, daß in Berlin eine Vereinigung begründet wurde, die sich die Förderung der deutsch-kolonialen Geflügelzucht zur Aufgabe gestellt hat. Sie will zunächst überall da, wo ähnliche Klimaverhältnisse vorliegen wie in unseren Kolonien, und wo gute Erfolge in der Geflügelzucht zu verzeichnen sind, die Art und Weise der Behandlung und Aufzucht des Geflügels feststellen und erforschen, inwieweit sich diese Erfahrungen auf unsere Kolonien übertragen lassen.

Alsdann will sie Stationen in den einzelnen Bezirken jeder Kolonie errichten, die sie mit einem oder zwei Zuchtstämmen besetzen wird. Von diesen Stationen aus soll alsdann für weitere Verbreitung der gezüchteten Rasse durch Abgabe von Bruteiern und Junggeflügel wie überhaupt zur Verbreitung eines richtigen Verständnisses für die Geflügelzucht Sorge getragen werden. Man darf diese Gründung wohl im Interesse Deutschlands wie auch unserer Kolonien mit Freuden begrüßen.

Der moderne Dandy.

Von Paul von Szcepanski.

Als vor kurzem ein neugebackener Leutnant seinen Vater, einen noch an altpreußische Einfachheit gewöhnten und mit Glücksgütern nicht reichgesegneten Obersten z. B., mit einer Rechnung von elfhundert Mark für Zivilgarderobe überraschte, wettete der alte Herr empört: „Der Junge scheint sich zu einem modernen Dandy entwickeln zu wollen!“ Er selbst hatte sicher während seiner ganzen Dienstzeit nicht die Hälfte dieser Summe für Zivilkleidung verbraucht, aber auch keine Ahnung davon, welche Ansprüche an einen modernen Dandy gestellt werden. Hätte er den Schöneberger Bauernsohn kennen gelernt, von dem das geflügelte Wort stammt: „Ohne sechs Duzend Hemden ist man kein Gentleman“, so würde er seinen Sohn nicht auf Grund einer solchen Kleinigkeit für größenwahnsinnig erklärt haben. Denn in den Augen dieses Schöneberger Bauernsohnes ist nur der Dandy ein Gentleman, und die von dem Gentleman unzertrennlichen sechs Duzend Hemden verschlingen die Kleinigkeit von elfhundert Mark restlos. Sie reicht nicht einmal Leute, die gewohnt sind, Hemden fertig zu kaufen und das Stück mit sechs, sieben oder höchstens acht Mark zu bezahlen, werden geneigt sein, die Rechnung für falsch zu erklären und noch einen Überschuß herauszurechnen. Aber sie beweisen damit nur, daß sie nicht wissen, was dem modernen Dandy Bewußtsein ist — nämlich Wäsche und Kleidungsstücke — Hüte, Strümpfe, Taschentücher, Krawatten und Handschuhe ausgenommen — niemals fertig zu kaufen, sondern nach Maß anfertigen zu lassen. Auch die Unterwäsche — ich möchte behaupten, erst recht die Unterwäsche! Man irrt sich, wenn man glaubt, der Dandy lege so großen Wert auf sein Äußeres, weil er anderen, in erster Linie natürlich den Frauen, zu gefallen wünscht. Er will schön, oder was in seinen Augen das gleiche ist, elegant sein nur um der Schönheit willen — schön also auch in Unterhosen. Und in fertig gekauften Unterhosen, wären es auch seidene Trilots, ist selbst ein Adonis nicht schön. Außerdem trägt der moderne Dandy keine Trilots, auch keine seidenen. Nur Schauspieler, die moderne Dandys darzustellen und sich auf der Bühne zu entkleiden haben, tragen sie, in möglichst leuchtenden Farben dazu, um dem schlechten Geschmack des großen Publikums zu imponieren. Der moderne Dandy trägt auf dem nackten Körper nur Batist, den feinsten Batist, und Trilots in Seide, Wolle und Baumwolle überläßt er der großen Masse derer, die für den Hautreiz der Seide unempfindlich oder auf Jäger oder Lahmann eingeschworen sind. Natürlich müssen das batistene Unterhemd, das mehr die Form eines Jäckchens als die eines Hemdes hat, und die batistene Unterhose

nach Maß angefertigt werden — niemals würde der moderne Dandy unter der ihm vorgelegten Stapelware ein Stück finden, das seinen Ansprüchen an tadellosen Sitz entspricht, eng anliegt, wo es anliegen muß, glatt herunterfällt, wo es glatt herunterfallen soll, und Falten schlägt, wo Falten angebracht sind. Über die Notwendigkeit des Engen, Glatten und Faltigen zu entscheiden, ist nicht Sache des modernen Dandy. In diesen Details hat er sich einfach der Mode zu fügen, von der niemand weiß, wer sie macht, und wie sie entsteht. Wohl aber muß ihm sein Instinkt sagen, was im Augenblick Mode ist, und wenn er besonders beanlagt ist, sogar, was demnächst Mode werden wird. Mit unfehlbarster Sicherheit aber, was nicht mehr Mode ist, wenn er sich nicht, wenigstens vor sich selbst, lächerlich machen will. Gewöhnlichen Sterblichen kann es ja gleichgültig sein, wie sie sich in Unterhosen vor dem Spiegel ausnehmen. Der Dandy würde zum mindesten sein Selbstbewußtsein einbüßen, wenn er, nur mit Unterhosen bekleidet, nicht auch ein Dandy wäre.

Ob der mühelos aus den väterlichen Millionen schöpfende Schöneberger Bauernsohn nicht ein wenig zu hoch gegriffen hat, als er das Minimum der notwendigen Hemden auf sechs Duzend festlegte, lasse ich dahingestellt sein. Wenn er nicht nur von dem Wäschestück sprach, das wir unter dem Namen Oberhemd oder altmodischer Plättchenhemd kennen, kann er sich aber unmöglich stark vergreifen haben. Sind dem Dandy doch schon die verschiedensten Arten dieses Oberhemdes unentbehrlich. Er braucht das weiße Hemd mit glattem gestärktem Pileeeinsatz für Frack und Smoking, das weiße Hemd mit diskret gefaltetem Leineneinsatz für Gehrock und Cutaway, das bunte Hemd, schmal gestreift oder gepunktelt, für den blauen oder dunklen Sakko und das dito bunte Hemd, etwas phantastischer gemustert, für den hellen Sakko. Wenn der Dandy wirtschaftlich veranlagt ist, und mancher muß es leider sein, kann er sich vielleicht mit einem Duzend Frackhemden, einem halben Duzend anderer weißer Hemden, einem Duzend diskret bunter und einem halben Duzend phantastisch bunter behelfen. In unserem Klima wenigstens, in dem der häufig bewölkte Himmel dem um Harmonie ernsthaft bestrebten Dandy nur selten die Möglichkeit bietet, zum hellen Sakko das vergnügtere bunte Hemd anzulegen. Immerhin wären das erst drei Duzend Hemden und noch nicht sechs. Aber der Dandy braucht außerdem noch Reisehemden, Sporthemden, selbstverständlich Nachthemden und seidene Morgenhemden. Was die letzteren allein verschlingen können, wurde mir schauernd offenbar, als der leider

zu früh verstorbene Romanschriftsteller Richard zur Megede, der eine kleine Neigung hatte, sich zum Dandy zu entwickeln, sich von seinem ersten hohen Honorar ein Viertelduzend dieser Unentbehrlichen, das Stück zu fünf- und siebenzig Mark, leistete. Auch der indische Nachtanzug, das Pyjama, gehört hierher. Bei sich zu Hause, im eigenen Bett, mag der moderne Dandy immerhin dem bewährten und bequemen Nachthemd den Vorzug geben. Im Schlafwagen, im Hotel, in der Schiffskabine ist das Pyjama unerlässlich. Es könnte eine Weiche falsch gestellt sein, ein Hotelbrand ausbrechen, ein Eisberg das Schiff rammen — der aus dem Schlaf geschreckte und im flatternden Nachthemd aus dem Bett stürzende Dandy wäre eine nicht aller Komik entbehrende Erscheinung. Im indischen Nachtgewand macht er selbst dann noch Figur und kann sich sogar vor Damen sehen lassen.

Was diese nach Maß gefertigte Wäsche kostet, läßt sich auch nicht annähernd feststellen. Es gibt da Feinesen, die mit Gold aufgewogen werden, und die herauszufinden nur das Auge des modernen Dandy vermag. Das sieht sie aber auch unfehlbar und klassifiziert danach sich und die — na, sagen wir — die anderen.

Übrigens würde man dem Dandy unrecht tun, wenn man ihn nur von dem Bestreben beseelt glaubte, immer schön, schick und elegant zu sein. Er ist durchaus praktisch veranlagt und rechnet, wie schon das Pyjama beweist, mit allen Möglichkeiten, sogar mit Hotelbränden, falschen Weichenstellungen und Schiffsunfällen. Bei jeder Gelegenheit passend angezogen zu sein, ist ihm mindestens ebenso wichtig, wie gut angezogen zu sein. Aber da der Gelegenheiten viele sind, ist er genötigt, eine Verschwendung zu treiben, die ihm selbst vielleicht manchmal unbequem wird. Seine Abendtoilette ist ja nun glücklich festgelegt, seitdem wir uns der englischen Sitte gefügt haben, und erfordert nicht viel Nachdenken — weißes Hemd mit gestärktem Pittee-Einsatz, mit weißer oder schwarzer Perle geschlossen, und Frack mit weißem oder Smoking mit schwarzem Selbstbinder, je nachdem er den Abend in Gesellschaft mit oder ohne Damen zuzubringen beabsichtigt. Es bleibt ihm nur die Wahl, ob er einen schwarzen durchschimmernden Flor- oder einen silbergrauen Seidenstrumpf und darüber den Lackstiefel oder den Lackhalbschuh anlegen will — eine Geschmacksfrage, die jeder moderne Dandy nach seinem persönlichen Empfinden entscheiden kann. Hat er die Absicht, das Tanzbein zu schwingen, so kommen natürlich nur der Frack und weder Flor noch silbergraue Seide, sondern nur der schwarze Seidenstrumpf und der Tanzschuh aus schwarzem Lackleder, mit breiter flacher Schleife gebunden, in Frage. Persönlichen Geschmack darf er auch in der hellen Seidenweste offenbaren, aber er tut gut, sich auch hier Reserve aufzuerlegen und sich auf Silbergrau zu beschränken. Kann er wirklich den Wunsch, andere zu überstrahlen, nicht unterdrücken, so mag er ihm in Westentknöpfen Genüge tun. Er kann da von Edelsteinen und Halbedelsteinen glitzern lassen, soviel ihm beliebt, vorausgesetzt, daß die Westentknöpfe mit den Manschettenknöpfen übereinstimmen, und wenn er jeden Tag eine andere Garnitur zur Schau trägt, so wird ihm das niemand übelnehmen. Legte er aber dazu die dünne Gold- oder Platinkette an, an der er tagsüber seine Uhr getragen hat, so wäre er schon kein moderner Dandy mehr. Ein ganz veraessenes, selbst von Gymnastien nicht mehr getragenes Stück, die Chatelaine, ist plötzlich wieder Mode geworden und von der Abendtoilette des Dandy unzertrennlich. In Form eines schwarzen Seidenbandes,

geschmückt mit dem Monogramm in Gold oder Brillanten, baumelt sie wie der Bierzipfel aus der linken Westentasche. Dazu der ärmellose Frackpaletot, Zylinder oder Melone mit breitem, flachem Rand, helle Wildlederhandschuhe, Stod mit geradem Griff in Silber oder Gold, und der moderne Dandy ist für den Abend gerüstet.

Für „künstliches“ Licht. Aber die Abende sind kurz, und die Tage sind lang, und Tageslicht ist nicht gleichmäßig und zuverlässig wie das künstliche. Noch niemals hat sich ein moderner Dandy für den Tag angekleidet, ohne vorher einen Blick aus dem Fenster zu werfen und den Himmel zu mustern. Wenn seine vornehmste Aufgabe darin besteht, sich zweckentsprechend zu kleiden, so darf es ihm doch nicht weniger wichtig sein, sich harmonisch in das Weltall einzufügen. Sich an einem regentrüben Vormittag in einem hellfarbigen Sacko und Strohhut auf der Straße zu zeigen, wäre selbst bei steigendem und einen sonnigen Nachmittag prophezeiendem Barometer eine Geschmacklosigkeit, deren ein moderner Dandy nicht fähig ist. In solchen Vormittagstunden vertauscht er das seidene Morgenhemd mit einem distret gestreiften oder klein gepunkteten Leinenhemd und den verschnürten Hausrod — ein Stück übrigens, an dem sich auch ein zu Extravaganzen neigender Geschmack in Stoff, Farbe, Besatz und Schnitt ausleben darf — mit dem dunklen, meist dunkelblauen Sacko. Dazu darf er den weichen braunen oder, ist der dunkle Sacko nicht gerade dunkelblau, den weichen, grünen Hut aufsetzen. Um himmelsblickend wenigstens, in der Garderobe eines modernen Dandy überhaupt nicht zu finden ist. Bei ausgesprochenem Regenwetter ist allerdings nur die Melone geeignet, sein Haupt zu schützen. An sonnigen Sommervormittagen kommen der graue Sacko oder der aus Phantastiestoffen zu seinem Recht und der flache Strohhut, niemals mehr aber der gänzlich aus der Mode gekommene Panama. Zum Sacko einen Stod mit silbernem oder gar goldenem Griff zu tragen, wäre ganz deplaciert. Der Dandy wählt dazu aus seinem Vorrat einen Naturstod oder einen Stod mit Horngrieff. Trotz dieser betonten Einfachheit darf auch dem Vormittagsanzug des Dandy, in dem er seinem Beruf nachgeht — falls er nämlich außer dem sehr aufregenden, ein Dandy zu sein, noch einen hat — und in dem er das Lunch, das wir Mittagessen nennen, einnimmt, selbst bei düsterem Wetter die Farbe nicht fehlen. Sie strahlt aus der Krawatte und den der Krawatte gleichfarbigen Strümpfen, deren er natürlich einige Duzend verschiedenfarbiger und verschieden gemusterter bedarf, um den verschiedenen Nuancen des Himmels und seiner eigenen Stimmung gerecht werden zu können. Die Krawattennadel verschmähst der moderne Dandy; in Ausnahmefällen mag sie erlaubt sein, wenn sie nicht nur kostbar, sondern ein wertvolles, altes Familienstück ist oder wenigstens zu sein scheint. Mit Schmuckstücken geht er überhaupt sparsam um. Ein schöner Ring, gute Arbeit, teures Material, oder Wapperring, am kleinen Finger der Linken getragen, genügt ihm vollkommen. Jedes Gebammel an der feingegliederten Uhrkette von Gold oder Platin würde ihn unter seinesgleichen unmöglich machen. Dagegen darf er an verborgen unter der Weste laufender goldener Kette Feuerzeug, Messer, Bleistift und Zigarettentäschchen aus Gold, mit Brillanten, Rubinen, Smaragden und sonstigen Schätzen Indiens besetzt, in der hinteren Hosentasche, die wir für den Haus Schlüssel nötig haben, tragen

und sie gelegentlich, aber nur wie etwas Selbstverständliches, benutzen. Trägt er zum Sakko gelegentlich braune Schuhe — im Zimmer sind sie verpönt und auch auf der Straße nicht immer, zum Cutaway und Gehrock selbstverständlich niemals angebracht — so verlängert er die braune Linie seiner Basis nach oben hinauf durch braune Seidenstrümpfe. Er wird aber gut tun, seine Krawatte dazu wenigstens abgestimmt, wenn auch nicht ganz gleichfarbig zu wählen. Außerste Sorgfalt erfordert das Schutzzeug. Unmöglich für den Dandy, zum Cutaway oder zum Gehrock, die er nachmittags mit feingestreifter dunkler oder heller Hose trägt, den gleichen Stiefel oder Schuh zu tragen, den er vormittags zum Sakko angehabt hat. Diese festlichere Kleidung erfordert den Schuh oder Stiefel mit Stoffeinsatz, der in der Farbe des Einfasses wieder mit der Farbe der

Weste aus Phantasiestoff ohne Muster übereinstimmen muß. Diesem Grundton muß auch die Farbe der Wildlederhandschuhe entsprechen — Glacé trägt kein Dandy mehr. Uebrigens sind vielen Dandys die Stiefel eine Art Heiligtum. Ich kenne solche, die sie nicht nur nach jedem Tragen eigenhändig auf Blöcke ziehen, sondern auch das Putzen eigenhändig besorgen und dieses anderen Menschen höchst unsauber erscheinende Geschäft nicht einmal dann ihrem Diener überlassen würden, wenn sie einen hätten.

Auf Reit-, Tennis-, Automobil-, Strand- und Gebirgskostümfragen, die jedem modernen Dandy Kopfzerbrechen machen, näher einzugehen, fehlt mir leider der Raum. Ein Thema, das soviel bedeutende Köpfe vom Morgen bis zum Abend beschäftigt, ist natürlich unererschöpflich. Wenn außer dem Geschmaç, den der moderne Dandy entwickelt, noch etwas dazu reizt, ihn zu bewundern, so ist es die Unermüdlichkeit, mit der er sich vier- bis fünfmal im Laufe des Tages umzieht. Eigentlich hat er nichts davon. Selbst die Frauen bewundern ihn nur mit Maßen. Sie verstehen das alles selbst

ebenso gut und noch besser. Und höchstens sagen sie vom Dandy: „Er ist so gut angezogen.“ Das klingt wie eine Entschuldigung, wie ein Plädoyer für mildernde Umstände. Und als Lohn für so viel Mühe, so viel

Unkosten, für — öfter als man glaubt — Entbehrungen aller Art, ist das beinahe ein Almosen.



Aus Paris erhielten wir unter dem Datum des 29. Juni 1912 zu einem anderweitigen „Prospekt“ eine sehr kluge und für unsere „Export-Woche“ schmeichelhafte Anmerkung, die mit Maschinenschrift geschrieben und unterzeichnet ist: Ein Deutscher. Wir wären dem unbekannten Freund dankbar, wenn er uns seinen Namen und seine Adresse angäbe, damit wir uns mit ihm direkt in Verbindung setzen können. Jede etwa gewünschte Diskretion ist selbstverständlich von vornherein zugesichert.

Unsere Bilder.

Die Zeppelin-Luftschiffe (Abb. S. 1115 u. 1120). Der Luftkreuzer

„Victoria Luise“ hat vor wenigen Tagen seine erste Ueberseefahrt glücklich absolviert. Der Luftkreuzer, der während der Kieler Woche zur Freude und Bewunderung der Teilnehmer an den Segelregatten diese begleitete, fuhr von Hamburg aus nach Helgoland, umflog die Felseninsel, um sich dann über Norderne und Borkum wieder zum Festland zu begeben. — Das stolze Luftverkehrsschiff „Schwaben“, das über hundert erfolgreiche Passagierflüge ausgeführt hat und erst vor kurzem durch die Beförderung von über eine Million Postkarten Aufsehen erregte, ist einem tragischen Geschick zum Opfer gefallen. Die „Schwaben“ hatte von Frankfurt nach Düsseldorf eine Fahrt unternommen und sollte in die Düsseldorfer Ballonhalle eingebracht werden. Dies gelang nicht, denn böige Winde hinderten das Manöver, man entschloß sich daher, den Luftkreuzer vor der Halle zu verankern. Eine heftige Böe hob den Kreuzer mit solcher Gewalt, daß er in der Mitte zerbrach. Die Gasbehälter entleerten sich, und wahrscheinlich durch Reibung des Ballonstoffs entzündete sich das ausströmende Gas, und in wenigen Minuten war das ganze stolze Luftschiff verbrannt. Nur die verbogenen Reste des Aluminiumgerippes blieben übrig. Ein Teil der Hilfsmannschaften wurde verletzt. Das Luftschiff ist vollkommen verloren.

Zum russischen Botschafter in Berlin (Portr. S. 1116) ist der bisherige russische Gesandte in Athen Sverbejew ernannt worden. Der neue Gesandte ist ein intimer Freund des russischen Ministers des Aeußern Sjasonow, dessen deutsch-

Sport im Wort

hat sich als Wochenschrift zum führenden Sportorgan entwickelt. Große Sportverbände und Vereine haben diese elegant ausgestattete Zeitschrift zu ihrem alleinigen Publikationsorgan erwählt. Alle Sportarten:

Fußball, Hockey, Lawn-Tennis, Leichtathletik, ferner Radfahren, Eis- und Schneesport, Rudern, Schwimmen

werden in „Sport im Wort“ sorgfältig gepflegt, erfahrene und bekannte Fachmänner zählen zu den Mitarbeitern, vor allem aber geben die Leser selbst in höchst anregendem

„Artikel-Wettbewerb“

ihre Ansichten, Wünsche und Vorschläge für den Sport kund. Unsere Zeitschrift bietet somit stets ein getreues Spiegelbild des modernen Volkssports. „Sport im Wort“ erscheint an jedem Donnerstag, außerdem als Telegramm-Ausgabe Montags für die Sport-Ereignisse des Sonntags, und kostet 2 Mark vierteljährlich. Bezug durch alle Postämter, Buchhandlungen und die Filialen von August Scherl G. m. b. H.

Deutscher Sportverlag

G. m. b. H.
Berlin SW. 68, Zimmerstraße 36-41.

freundliche Gesinnung allgemein bekannt ist. So dürfte auch die Ernennung Sverbejew zum russischen Botschafter in Berlin ein Akt deutschfreundlicher Beziehungen zwischen den Nachbarreichen sein.

Die Wiener Musikfest-Woche (Abb. S. 1121). Am 21. Juni begann das große musikalische Fest und erfreute sich eines ganz besonders starken Besuches. Das Programm war mit großer Sorgfalt ausgewählt und gab ein Bild der musikalischen Entwicklung in Oesterreich von Gluck bis Mahler. Als Festdirigenten waren Artur Nikisch, Felix von Weingartner, Bruno Walter und Franz Schalk tätig.

Die Zweihundertjahrfeier für Jean-Jacques Rousseau (Abb. S. 1118) in Paris gestaltete sich zu einem ungemein eindrucksvollen Erinnerungsfest für den „Bürger von Genf“. Im Mittelpunkt stand die Enthüllung des Rousseau-Denkmals von Bartholomé im Panthéon.

Das englische Königspaar in Wales (Abb. S. 1117). Das Königspaar von England hat bei seinem Besuch in Wales auch ein Kohlenbergwerk besucht. Die Königin ließ es sich nicht nehmen, selbst auf einem sogenannten Kohlenhund, einem kleinen Wagen, der sonst der Beförderung der Kohlen dient, einzufahren. Auch Arbeiterkinder wurden vom Königspaar besucht.

Prinz Ludwig von Bayern auf Reisen (Abb. S. 1120). Gelegentlich der letzten Reise des bayrischen Thronfolgers Prinzen Ludwig nach Bamberg zur Eröffnung des Prinz-Ludwig-Hafens besuchte der Prinz auch das in der Nähe Bambergers gelegene Filschermädel. Dort überreichte ihm ein schmales kleines Filschermädel einen Goldfisch in zierlichem Reg, worüber der Prinz sichtlich erfreut war.

Bei der glänzend verlaufenden österreichischen Alpenfahrt zeichnete sich eine Dame Fräulein Helene Morariu-Andriewitsch (Abb. S. 1120) ganz besonders durch tadelloses Straßpunktfreies Fahren aus. Auf einstimmigen Beschluß des Preisrichterkollegiums wurde ihr ein Extrapreis zuerkannt.

Das amerikanische Ozeanluftschiff „Akron“ (Abb. untenst.) mit dem der Luftschiffer Vaniman den Atlantischen Ozean zu überfliegen gedachte, explodierte bei einem Probeaufstieg unweit der Küste von Atlantic City in einer Höhe von 800 Meter. Vaniman (Portr. untenst.) und seine Begleiter fanden den Tod.



Das amerikanische Luftschiff „Akron“.

Bühnenfestspiele Baireuth 1912 (Abb. S. 1118). Die diesjährigen Bühnenfestspiele in Baireuth vereinen wieder die hervorragendsten Vertreter der Gesangskunst zu gemeinsamem Wirken an geweihter Stätte. Unser Bild zeigt den Sohn des großen Meisters Siegfried Wagner, die Kammerfängerin Frau Luise Reuß-Beke, Berlin, Heinrich Henkel aus Hamburg, Vilh Hagren-Waag aus Mannheim und Anna Bahr-Mildenburg aus Wien.

Kostümfest am Starnberger See (Abb. S. 1119). Münchner Künstler und Schriftsteller veranstalteten am 29. Juni ein wohl gelungenes Fest am Starnberger See. Auf wimpelgeschmückter Fregatte nahte der Prinz von Oranien der alt-holländischen Stadt.

Aviatikerbrautpaare (Abb. S. 1122). Auch der kühnste Aviatiker vermag sich den Rosenketten Amors nicht auf die Dauer zu entziehen. In Widford fand die Vermählung des Aviatikers Grahame-White mit Miss Taylor statt. — Der erfolgreiche österreichische Militärflieger Oberleutnant Blasko hat sich mit Fräulein von Glatz verlobt, mit der er zusammen glänzende Höhenflüge ausführte.

Personalien (Portr. S. 1116 u. 20). Der Städtebauer des Verbandes „Großberlin“ ist nun gewählt worden. Die Wahl fiel auf den bisherigen Stadtbaurat Reinhold Kiehl. Der gewählte gilt als Architekt von reichem Können. — Zum neuen deutschen Gesandten in Athen ist Graf Quadt ernannt worden.



Dr. W. Wilson.

Demokratischer Präsidentschaftskandidat in Amerika.

Er war bisher deutscher Gesandter in Teheran. Dort hat er mit großem Geschick die Interessen Deutschlands vertreten. — Dr. Wilson, der Gouverneur von New York (Portr. nebenst.), wurde im demokratischen Konkurrent zum Präsidentschaftskandidaten gewählt. — Prof. Dr. Karl Binz, Bonn, der Nestor unter den deutschen Pharmakologen, beging in völliger geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit seinen 80. Geburtstag. — Geheimer Kommerzienrat Dr.-Ing. Paul von Mauer, der Chef der bekannten Waffenfabrik in Obernau am Rhar, beging sein 60 jähriges Arbeitsjubiläum; bei dieser Gelegenheit stiftete der Jubilar der Pensionskasse seiner Arbeiter 20,000 Mark. — Sidi Mohammed En Nasr, der Bei von Tunis, kommt im Anfang Juli nach Paris. Bekanntlich steht der Besitzer des Königreichs Tunis unter französischer Oberhoheit — Professor Paul Meyerheim, der allgemein verehrte Berliner Meister, feiert am 13. d. M. seinen 70. Geburtstag.

Todesfälle (Abb. S. 1116 u. 1120). Fürstbischof Dr. Altenweisel von Brixen erlitt vor kurzem auf einer Firmungsreise einen Schlaganfall, dem er nunmehr erlegen ist. — Der serbische Ministerpräsident Milowanowitsch ist am 1. Juli gestorben. Während der Balkankrise 1908/1909 war er der Träger der österreichischen Politik. — Hofrat Dr. Emil Peschel, der Schöpfer und Leiter des Körner-Museums in Dresden, ist gestorben. Peschel war einer der erfolgreichsten Erforscher Körnercher Werke. — Botschafter a. D. Graf zu Solms-Sonnenwalde, ist im Alter von 87 Jahren in Berlin gestorben. Er war Ministerresident in Brasilien, dann preussischer Gesandter in Dresden, deutscher Gesandter in Madrid und zuletzt Botschafter in Rom.

Die Toten der Woche

Prinz Rudolf von Bayern, Sohn des Prinzen Rupprecht, † auf Schloß Nymphenburg am 26. Juni im Alter von 3 Jahren. Dr. Milowan Milowanowitsch, serbischer Ministerpräsident, † in Belgrad am 1. Juli (Portr. S. 1116).

Hofrat Dr. Emil Peschel, Leiter des Körner-Museums, † in Dresden am 30. Juni im Alter von 77 Jahren (Portr. S. 1116). Graf zu Solms-Sonnenwalde, ehem. Botschafter in Rom, † in Berlin am 29. Juni (Portr. S. 1116).

Nummer
27.

DIE WOCHE

Bilder vom Tage

Seite
1115.



Das neue Luftschiff „Victoria Luise“ über der Düne von Helgoland.
Die erste Seefahrt eines Zeppelin-Luftschiffes.

Phot. Schenck.



Kammerherr S. Swerbejew.
Der neue russische Botschafter in Berlin



Sidi Mohammed En Nasr.
Zum Besuch des regierenden Bei von Tunis in Paris.



Graf Albert von Quadt,
der neue deutsche Gesandte in Athen



Geh. Kommerzienrat Dr. Paul von Mauser.
Zum 60 jährigen Arbeitsjubiläum des bekannten Industriellen.



Graf zu Solms-Sonnenwalde †
Der früh. langjährige Botschafter in Rom.



Dr. M. D. Milowanowitsch †
Der serbische Ministerpräsident
und Minister des Aeußern.



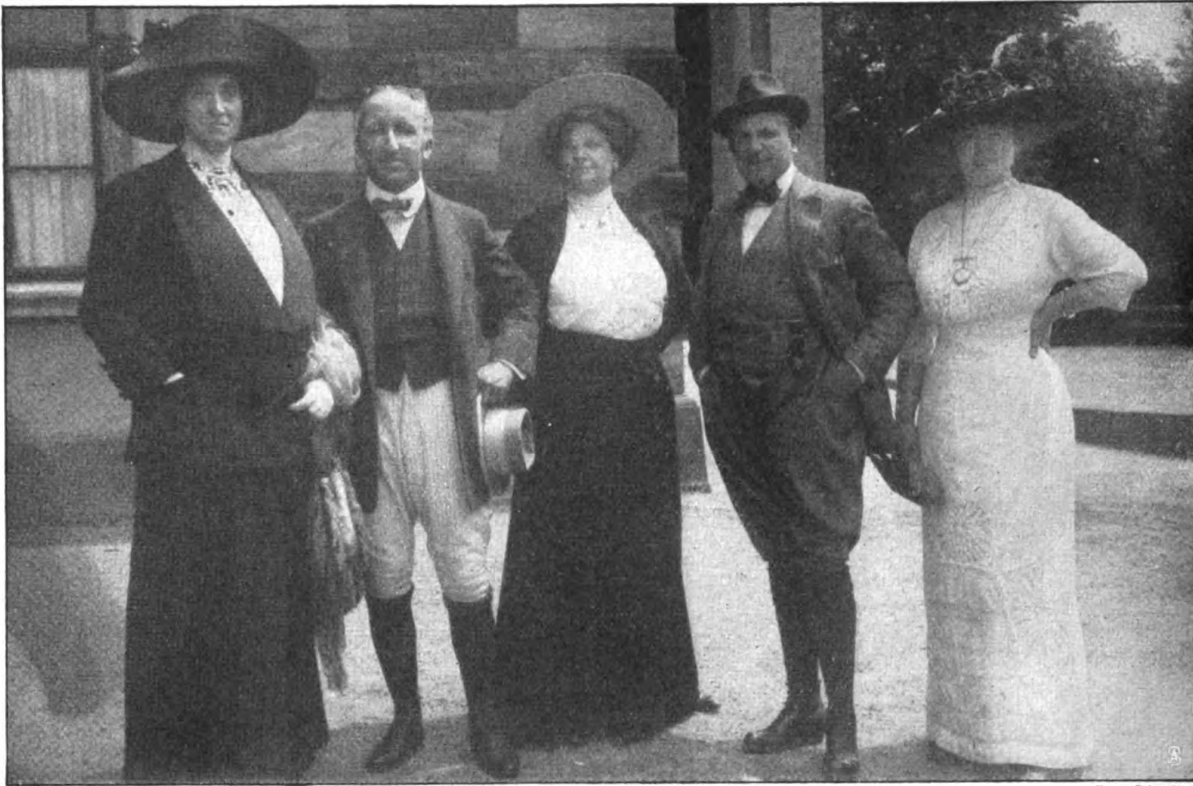
Hofrat Dr. Emil Peschel †
Der Schöpfer und Leiter des Dresdner
Körner-Museums.



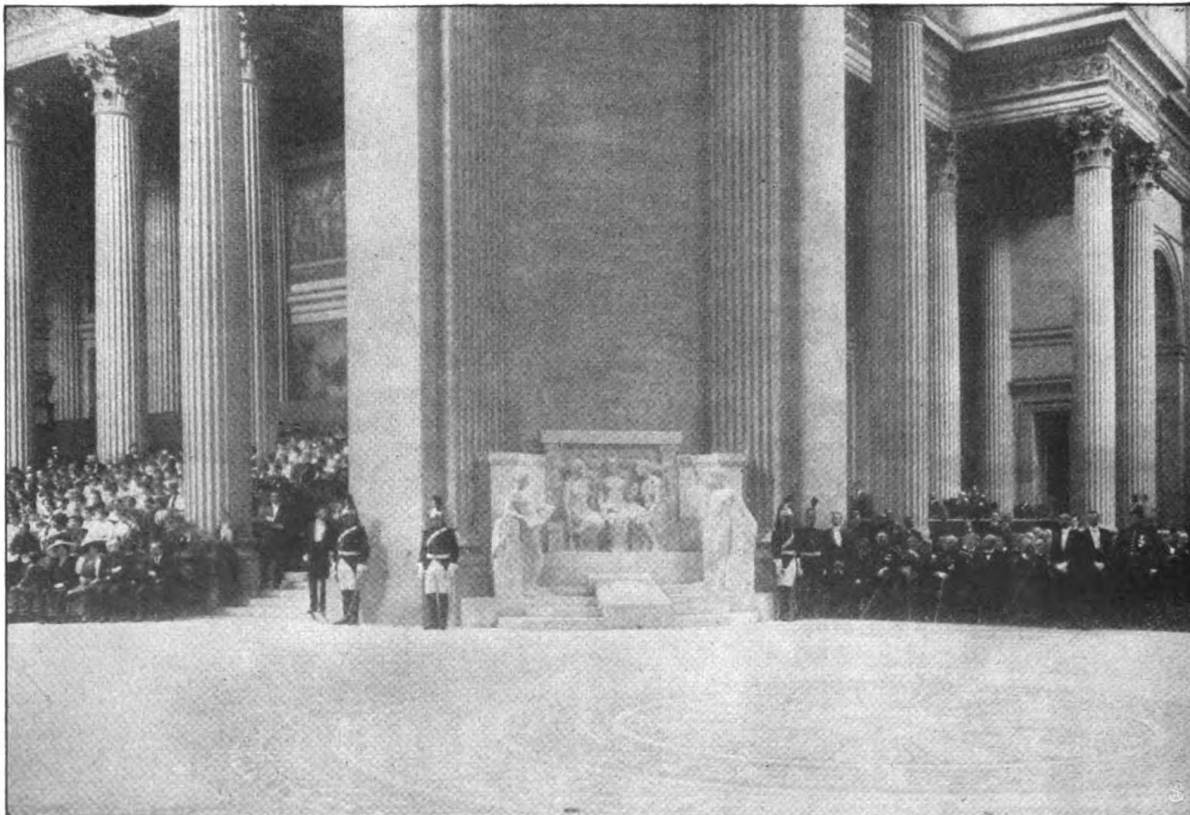
Phot. Central News.

Königin Mary verläßt im Fördertarren eine Kohlengrube in Merthyr.

Vom Besuch des englischen Königspaares in Wales.

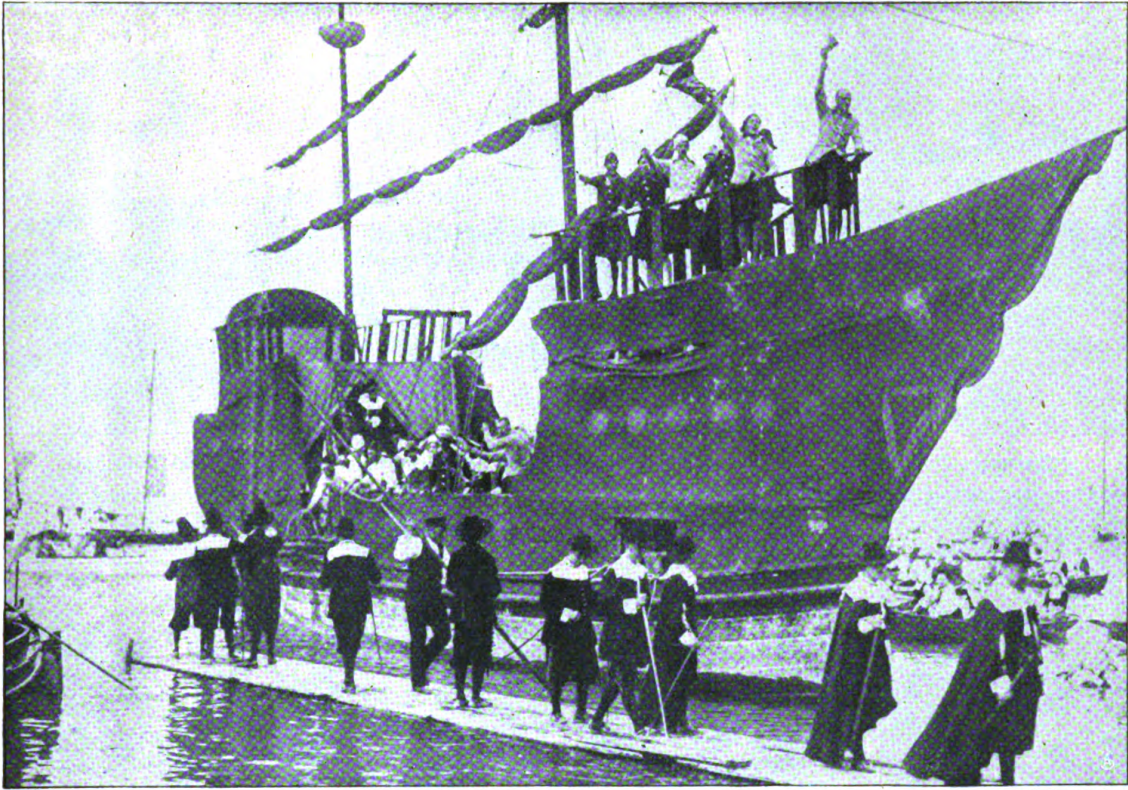


Von links: Fr. Anna Bahr-Wildenburg, Siegfried Wagner, Kammerfängerin Luise Reuß-Belce, Kammerfänger Heinrich Hensel, Fr. Vilhj. Hafgren-Waag.
Zu den diesjährigen Bühnenfestspielen in Baireuth: Gruppe Mitwirkender.



Einweihung des Rousseau-Denkmales von Bartholomé im Panthéon.
Von der Zweihundertjahrfeier für Jean-Jacques Rousseau in Paris.

Phot. Branger.



Das Riesenfestschiff „Alt-Holland“ bei der Ankunft am Festplatz.

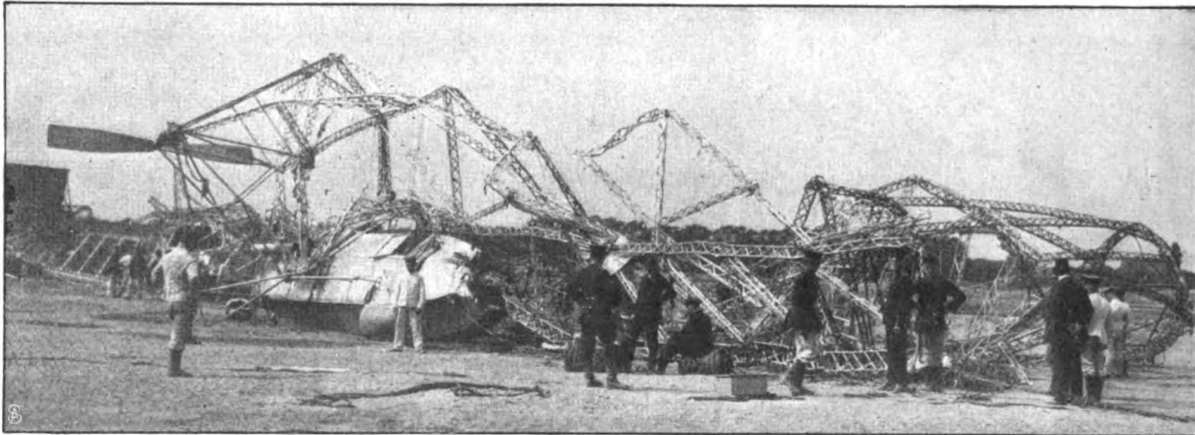
Presse-Foto-Verlag.



Tanz „holländischer Fischerleute“ am Ufer des Sees.

Phot. Mejer & Co.

Ein originelles Münchner Künstlerfest: Alt-Holland am Starnberger See.



Ein neues Unglück der Zeppelin-Luftschiffe: Die Trümmer der verbrannten „Schwaben“ bei Düsseldorf.



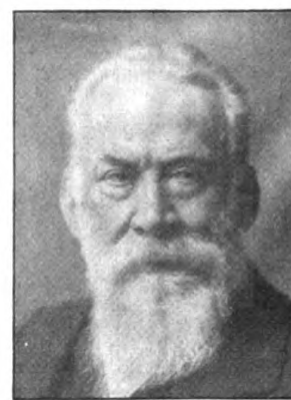
Prof. Dr. A. Binz, Bonn,
der berühmte Pharmakologe, feierte
seinen 80. Geburtstag.



Stadtbaurat Kiehl,
wurde zum Städtebauer des West-
verbands Großberlin gewählt.



Dr. Josef Altenweisel †
der Fürstbischof von Brigen, verschied
im 62. Lebensjahr.



Prof. Paul Meyerheim,
der berühmte Berliner Maler, feiert
seinen 70. Geburtstag.



Empfang des Prinzen Ludwig (X) im Fischerdorf Bischofberg
und Ueberreichung eines Goldfisches.
Der bayrische Thronfolger auf Reisen.



Frä. Helene Morariu-Andriewitsch,
erhielt bei der Oesterreichischen Alpenfahrt einen Extra-
preis für tadelloses Fahren.



Franz Schalk.



Felix von Weingartner.



Bruno Walter.

Wiener Musikfestwoche 1912.
Berühmte Kapellmeister
als mitwirkende Dirigenten.
Hofphot. Angerer.



Artur Nikisch.



Das Philharmonische Orchester mit Artur Nikisch (X) als Dirigenten.



Der österreichische Flieger Oberleutnant von Blaschke mit seiner Braut Frl. von Eschen,
die ihn auf einem Höhenflug von 2400 m begleitete.

Phot. Japleau.



Das Brautpaar verläßt nach der Trauung die Kirche.
Hochzeit des englischen Aviatikers Mr. Grahame-White mit Miss Dorothy Taylor in Widford bei Chelmsford.
Amor im Reich der Lüfte.

Phot. Central News.

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

4. Fortsetzung.

Anton Dungs war streng geworden, weil es anders nicht ging. Schon in jungen Jahren mußte er es sein, um seine Autorität zu wahren all den älteren Leuten gegenüber, mit denen er zu tun hatte. Hart und streng war er auch gegen sich selbst geworden. Nur einmal nicht, ein einziges Mal nicht. Damals, als er heiratete.

Wie bitter hatte sich das gerächt. Als er es eingesehen, verschloß er sich erst recht gegen alle Einflüsse von außen und wurde auch immer strenger gegen sich selbst. Man fürchtete ihn, man respektierte ihn, aber man liebte ihn nicht.

Das war kein Wunder. Er hatte es ja selbst nicht anders gewollt. Aber gut tat es doch, einen Menschen in der Nähe zu haben, von dem man wußte, daß er ein warmes, immer gütiges Herz für einen hatte. Nun schlug auch dieses Herz nicht mehr.

Anton Dungs erhob sich wieder, und unwillkürlich fiel sein Blick auf alle die Karten an den Wänden, die er selbst angefertigt hatte, denn sie stellten ihm immer vor Augen, wie sich sein Wert entwickelt hatte, was er zurzeit sein Eigen nannte, und was für die Zukunft noch zu erwerben war.

Er trat zu der einen Karte, auf der genau verzeichnet stand, was alles ihm in der Umgegend „unter der Erde“ an Grubenfeldern gehörte. Er hatte diesen Besitz mit eigener Hand schraffiert. Es war über die Hälfte des ganzen Landes, soweit es für die Kohle in Betracht kam, dessen unterirdische Schätze ihm gehörten.

Er trat zu einer anderen Karte, die seinen Grundbesitz „über der Erde“ darstellte, und der sich bis weit nach Holland hinein erstreckte. Es war immer sein besonderer Stolz gewesen, daß er nie auf Großbanken angewiesen war, daß er immer noch durch Hypotheken auf seinen Grundbesitz die Summen erlangen konnte, die er für die Ausdehnung seiner Hütten und Bergwerke und die Vervollkommenung all dieser Betriebe nötig hatte. So war er unabhängig von den Banken geblieben und auch in der Beziehung ein freier Mann.

Ferner hing hier eine Karte von Spanien, wo seine Erzgruben lagen. Auch sie hatte er beträchtlich ausdehnen können. Alles in allem ein majestätischer Besitz, umfangreicher als mancher Fürstenbesitz und jedenfalls viel rentabler. Alles aber, was ihm seine Arbeit abwarf, hatte er wieder in sein Werk gesteckt. Nur so konnte er mit an der Spitze bleiben. Nur so wahrte er sich die Unabhängigkeit, die sein besonderer Stolz war und fast die einzige Freude, die er sich noch gönnte.

Als seine Frau seiner Zeit von ihm ging und ihr bedeutendes Vermögen zurückhaben wollte, hatte er es nach langen Kämpfen erreicht, daß ihr Vermögen im Werte blieb und sie sich damit zufrieden gab, die reich-

lichen Zinsen zu erhalten. Adele gab nach, als er selbst zugunsten der Kinder ebenfalls auf ein eigenes Vermögen verzichtete. Das ganze Vermögen wurde auf die Kinder überschrieben, und er war nur für Lebenszeit zum Verwalter bestellt.

Das war wohl mit der klügsten Plan, den er je ausgedacht, denn Adele hatte von den Konsequenzen, die das eventuell haben konnte, nichts geahnt. Damit war nämlich seine frühere Frau, solange er lebte, fast völlig vermögenslos geworden, wenn er ihr selbstverständlich die überaus reichlichen Zinsen auch regelmäßig zu-gehen ließ.

Aber auch seine Söhne besaßen nun kein Vermögen, über das sie unabhängig von ihm hätten verfügen können, denn solange er, der Verwalter dieses Vermögens, lebte, hatte er das alleinige Verfügungsrecht, wenn auch nicht über das Kapital, so doch über das, was damit erarbeitet wurde.

Anton Dungs hielt diesen Ausweg deshalb für besonders klug, weil ihm nun gar niemand dreinreden konnte, solange seine Art der Verwaltung des Vermögens nicht beanstandet wurde. Dazu aber würde nie auch nur der kleinste Grund vorliegen.

Aus einem ähnlichen Grund hatte er sich nie entschließen können, so verlockend es zuweilen gewesen, aus seinem Wert eine Aktiengesellschaft zu machen. Aktionäre hemmen die Bewegungsfreiheit. Es dauert eventuell so lange, sie unter einen Hut zu bringen, daß es für die Aktion, zu der man sie zusammenrief, längst zu spät ist. Wie es jetzt war, hielt er allein tatsächlich alle Macht in den Händen.

Das hatte sich schon bei mancher Gelegenheit, wenn es galt, sich schnell zu entscheiden und zu handeln, als ein großer Vorteil herausgestellt, dem er außerordentlich viel verdankte, wenn sein Gegner mit Aktionären und dergleichen zu rechnen hatte. Wie Zieten aus dem Busch kam er, wo ein großes Geschäft auftauchte, und ehe die anderen noch recht merkten, was vor sich ging, hatte er das Geschäft schon gemacht. Dabei mußte jedermann zugeben, daß er, der ja nur Vermögensverwalter war, nur im Interesse seiner Söhne handelte. Deshalb konnte man ihm auch eine scharfe Maßnahme, ein rücksichtsloses Draufgehen nicht so leicht verübeln wie einem anderen. Er handelte ja nur für seine Söhne.

Die Sache besaß aber noch einen anderen Vorzug, an den er damals nicht im entferntesten gedacht hatte, weil ihm eine solche Möglichkeit nie in den Sinn gekommen wäre. Ihm schien aber seit einer Weile, als werde er eventuell mit solcher Möglichkeit rechnen müssen. Wenn nämlich einer seiner Söhne anders wollte als der Vater oder sich gar mit ihm überwarf, was dann?

Unter normalen Umständen hätte er ihm dann wohl ein anständiges Pflichtteil geben müssen. Jetzt aber? Er durfte das gewissenhafterweise ja gar nicht. Er, der Vermögensverwalter, konnte doch am wenigsten zulassen, daß das Kapital zugunsten des einen Sohnes geschmälert wurde. Seine Aufgabe war es vielmehr, das Kapital unter allen Umständen allen drei Söhnen ungeschmälert zu erhalten und es zu vergrößern, aber jedenfalls nicht zu verkleinern.

Anton Dungs junior biß die Lippen fest aufeinander. Ob sich sein Sohn Alfred darüber wohl klar war? Schwerlich. Denn sonst würde er sich doch wohl etwas vorsichtiger aufführen und sich nicht gar so selbständig gerieren.

Indem Anton Dungs junior noch einmal den Blick über die Karten ringsum gleiten ließ, setzte er sich wieder und seufzte. Ein guter Haushalter war er immer für die Seinen gewesen. Auch seine erbittertsten Gegner mußten das zugeben. Einen besseren Haushalter hätten auch sie nicht finden können.

Und nun war die Mutter tot. Adele hielt sich wohl in Paris auf. Und Alfred? Ihm traute er am wenigsten. Von seiner Seite machte er sich auf Schweres gefaßt, denn er war ja, was Eigensinn und Starrköpfigkeit anging, ein echter Dungs. Daß er aber zugleich beweglicheren und waghaltigeren Geistes war, darin seiner Mutter ähnelnd, das konnte ihn als Gegner höchst unangenehm machen.

Anton Dungs sah grübelnd vor sich hin. Sollte er am Ende doch seiner Mutter die Freude machen und Alfred gewähren lassen? Ein bitteres Lächeln zog über sein Gesicht. Wer garantierte ihm denn dafür, daß sie noch eine Freude davon hatte, wo sie tot war?

Er horchte und trat schnell zum Fenster. Er hörte ein Auto mit großer Eile näher kommen. Das hatte etwas Besonderes zu bedeuten. Andernfalls hätte man ihn an diesem Morgen allein gelassen, wie er es gewünscht hatte. Sein Ältester stieg eilig aus, zog hastig den Hut und lief die Treppe in die Höhe.

Was es nur jetzt wieder geben mochte? Anton Dungs war auf Unangenehmes gefaßt.

„Verzeih, daß ich dich störe, aber darüber mußte ich dich doch gleich und persönlich informieren.“

„Bitte!“ Der Junge war ja ganz aufgeregt.

Er zog einen Brief aus der Aktentasche. „Sondermann schreibt uns eben, daß die „Hispania“ saniert sei!“

„Was!“ Anton Dungs junior fuhr zornig auf.

Direktor Sondermann dann mit großen Erweiterungsvorschlägen an die Aktionäre herangetreten war, hatte Anton Dungs dafür gesorgt, daß diesem tüchtigen Direktor die Bäume nicht in den Himmel wuchsen. Seine Absicht war, die „Hispania“ ein wenig auszuhungern, bis ihr fähiger Direktor einsah, daß er mit Anton Dungs einen Kompromiß schließen müsse, um wieder auf einen

grünen Zweig zu kommen. Anton Dungs kaufte unter der Hand weiter Rüge der „Hispania“ und setzte sie so nach und nach aufs trockene. Bevor Sondermann die Luft ausging, würde er schon zu Dungs kommen. Anton Dungs wollte ihn zu seinem Generaldirektor machen, und damit war der Mann ihm nützlich und nicht mehr schädlich. Alles auf dem besten Weg, und nun kam dieser Brief.

„Was glaubst du, wer mir da hineinsaniert hat, Junge?“ fragte der Vater.

„Ich traue es eigentlich nur einem zu“, meinte der Sohn vorsichtig.

„Ich auch. Ich vermute, das haben wir Hugo Momm zu verdanken!“

„Ich vermute das gleiche.“

„Der Mann ist ja wirklich ganz rabiatt seit dem Tode seiner Frau. Schwester Emma hat ganz recht.“

Vater und Sohn traten zum Fenster und sahen eine Weile stumm auf den Park. Ungewöhnlich ähnlich waren sie einander. Nur benahm sich der Sohn ruhiger und gemessener als der allzeit bewegliche Vater.

„Was hältst du eigentlich von Helene Momm?“ fragte der Vater, ohne seinen Sohn anzusehen.

Dieser zögerte einen Augenblick und antwortete dann: „Ein nettes, bescheidenes Mädchen.“

Wieder war es für eine Weile ganz still im Zimmer. Dann fragte der Vater: „Sag mal, hast du deine Meinung über das Heiraten vielleicht geändert?“

Der Sohn schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich frage nur für alle Fälle. Ich rede dir da nichts drein“, meinte der Vater.

Der Sohn schwieg. Beide schritten zu dem kleinen Sofa an der Querwand und ließen sich nachdenklich hier nieder.

„Wie findest du, daß sich der Adam entwickelt?“ fragte der Vater.

„Ich glaube ganz vorzüglich“, lautete die Antwort, „er plant ein großes Laboratorium, in dem er sich nur mit dem Stahl befassen will. Er ist ganz begeistert davon und verspricht sich sehr viel für das ganze Werk.“

„Wie alt ist wohl Helene Momm?“ fragte der Vater nach einiger Zeit.

„Genau so alt wie Adam, einundzwanzig.“

Die beiden sahen sich an, und beide dachten: nein, das geht wirklich nicht, wir würden uns lächerlich machen.

Es verging wieder einige Zeit, bis der Vater fragte: „Was treibt Alfred eigentlich? Ich habe ihn seit... dem Tod der Leute nicht mehr gesprochen.“

„Ich saß heute morgen eine Weile mit ihm im Wintergarten, Vater. Zu dem Obersten hättest du wirklich nicht gehen sollen. Er ist mit Recht darüber aufgebracht. Zum erstenmal seit langer Zeit sah Anton Dungs seinen Vater in Verlegenheit.“

Dann sagte er: „Der Oberst hat mein Verhalten durchaus korrekt gefunden.“

„Mag sein“, meinte der Sohn, „aber hübsch kann ich es wirklich nicht finden.“

Nun wurde Anton Dungs junior wieder lebhaft: „Ich bitte dich, wie liegt denn die Sache? Zu einem Techtelmechtel ist die Schwägerin des Obersten doch zu

gut. Von Heiraten kann keine Rede sein, also war es meine Pflicht, dem Schwager klaren Wein einzuschenken. Er war mir dankbar dafür, wie ich es nicht anders erwartet hatte. Die übrigen Verwandten des jungen Mädchens können mir auch nur dankbar sein!"

"Und das Mädchen selbst?" fragte der Sohn.

Anton Dungs junior machte eine wegwerfende Handbewegung. "Was sich so ein junges Ding einredet! Ich bin überzeugt, schon in wenigen Wochen ist sie froh, nichts mehr mit uns zu tun zu haben."

"Und wenn du dich täuschst?"

"Mir scheint, sie ist sehr verwöhnt. Ich habe dem Obersten auch erklärt, weshalb ich nicht in der Lage bin, ein Pflichtteil auszugahlen." . . .

Anton sah seinen Vater vorwurfsvoll an. "Willst du es wirklich bis zum Äußersten kommen lassen?"

"Es wird schon nicht dahin kommen. Ich denke, Alfred wird schließlich doch Vernunft annehmen. Tut er es aber nicht, sage selbst, wie soll ich anders handeln? Ich kann ja gar nicht anders!"

"Großmutter ist noch nicht unter der Erde, und schon geht der Streit an", meinte der Sohn voller Betrübniß.

Anton Dungs junior seufzte ebenfalls, aber schwieg.

"Du könntest zu Tisch bei mir bleiben, Anton."

Der Sohn nickte zustimmend, und Anton Dungs junior fühlte sich sichtlich erleichtert, denn jetzt auf einmal wäre es ihm sehr schwer gewesen, wieder allein zu bleiben. Es dauerte ja noch einige Stunden bis zur Beerdigung. Ihm war plötzlich, als könne er, mit sich allein gelassen, nicht über sie hinwegkommen. Diese Stunden hätten ihn vielleicht doch müde gemacht.

Wenn sein Vater bei ihm blieb, ließ sich leichter darüber hinwegkommen. Anton aber blieb, weil er hoffte, seinen Vater wenigstens so weit beeinflussen zu können, daß es nicht zu einem äußeren Bruch zwischen ihm und Alfred kam. Alfred schien entschlossen zu sein, ihn herbeizuführen, wenn es nicht anders ging. Das mußte unter allen Umständen vermieden werden. Was sollten denn die Leute denken! Ein Vergnügen hatten doch nur die Gegner davon. Dieser Gesichtspunkt mußte doch auch dem Vater einleuchten, wenn man ihn geschickt darauf brachte.

Anton Dungs junior erhob sich wieder und ging mit seinen kurzen, schnellen Schritten hastig durch das kleine Zimmer. Mit einem Ruck blieb er dann vor der Karte Spaniens stehen und winkte seinem Sohn, der hinzutrat.

"Siehst du, hier im Kantabrischen Gebirge ist für uns so gut wie nichts mehr zu holen. Hier sitzen Krupp, Hentel, Engländer und Franzosen. Und was noch zu haben war, haben Thyssen, Stinnes und Gelsenkirchen fortgenommen. Aber in Navarra habe ich jetzt große Ankäufe gemacht und gedente, noch größere zu machen. Es liegt für die Fracht nicht ganz so günstig, aber es geht noch. Außerdem könnte man es noch weiter westlich versuchen, wenn wir erst fester Boden gefaßt haben und uns auf die Leute dort verlassen können. Das wäre so eine Aufgabe für Alfred, meinst du nicht? Er reist ja gern und könnte wohl einmal für einige Wochen hinfahren."

"Vor vier Wochen hätte er es sicher gern getan, aber heute?" . . .

"Vor vier Wochen war ich noch nicht so weit."

"Schade", seufzte der Sohn.

"Wir könnten ja alles andere ruhen lassen, bis er von dort zurück ist", meinte der Vater.

"Wer garantiert ihm aber, daß du, während er fort ist, ebenfalls nichts unternimmst?" fragte der Sohn, der seinen Vater kannte.

"Was soll ich wohl unternehmen?"

"Nun, du könntest dich vielleicht direkt mit dem Baron Quast in Verbindung setzen. Nachdem du den Obersten informiert hast, wird Alfred mit Recht mißtrauisch sein. An seiner Stelle wäre ich es auch."

"Das werde ich nicht tun."

"Ich glaube es, Vater, wenn du es mir sagst."

"Das wäre ja noch schöner, wenn er mir nicht glauben wollte!"

Der Sohn schwieg. Weshalb den Vater aufs neue reizen?

"Ich werde mit ihm reden!" sagte Anton Dungs junior entschlossen. "Heute noch!"

"Heute noch?" fragte der Sohn erschrocken.

Der Vater setzte ihm auseinander, weshalb er gerade den heutigen Tag für besonders günstig halte. Heute werde sich doch gewiß keiner von ihnen unnütz ereifern. Heute werde man doch gewiß ruhig bleiben. Was Anton Dungs junior aber hauptsächlich bestimmte, heute noch mit Alfred zu reden, das sagte er selbst Anton nicht, weil es ihm unmöglich war, darüber zu sprechen. Dann hatte er nämlich etwas, womit er sich während der Beerdigung beschäftigen konnte, was ihn ablenkte, so daß er sicher nicht vor den fremden Leuten nachher die Fassung verlor. Und dies war ihm wichtiger als alles andere. Ja, heute noch würde er mit Alfred reden.

Anton Dungs junior seufzte und wischte sich die Stirn. Daß sie nicht bei ihm geblieben war, die Mutter.

Früh, der Diener, trat ein und meldete, daß angerichtet sei.

Die beiden begaben sich in das kleine Eßzimmer, das sich Anton Dungs junior für seinen privaten Gebrauch in dem geräumigen Schloß hatte einrichten lassen. Er liebte die kleinen Räume. Alle die großen und prächtigen Säle seines Schlosses benutzte er nie, wenn es nicht aus Gründen der Repräsentation geschah, wobei er sich mit Vorliebe auch von seinen Söhnen und seinen Generaldirektoren vertreten ließ.

Vater und Sohn löffelten schweigend ihre Suppe.

"Möchtest du ein Glas Wein, Anton?"

Der Sohn dankte.

"Ich trinke zwar sonst zu Tisch zuweilen ganz gern ein Glas, aber heute möchte ich nicht."

Fast gleichzeitig ließen beide die Löffel sinken, sie mochten nicht mehr, sie hatten beide keinen Appetit heute.

"Wir haben wirklich einen ungewöhnlich schönen Frühling dies Jahr", meinte der Sohn. "Seit langem war es nicht mehr so."

Anton Dungs junior bestätigte das und erzählte von einem Frühling, der noch schöner gewesen war. Aber das war schon lange her.

Sie führten eine ganz konventionelle Unterhaltung, denn sonst hätten sie einfach überhaupt nichts zu sich neh-

men können, wo doch nun gleich Frau Anton Dungs senior beerdigt wurde.

Anton Dungs junior griff sich verschiedentlich an den Hals, als ob ihm der Kragen zu eng würde.

„Ich werde nächstens mal wieder nach Paris müssen,“ meinte er, „Monfieur Harmet hat mir geschrieben, er sei einer weiteren Vervollkommnung seines Verfahrens auf der Spur. Er kann wirklich was.“

„Man sollte Adam später einmal zu ihm schicken. Da könnte er wohl noch manches lernen“, meinte der Sohn.

Der Vater griff das Thema mit Eifer auf und war für den Vorschlag seines Ältesten. Das Harmetsche Verfahren beim Stahlguß war von größter Bedeutung, kein Zweifel. Da konnte Adam nur profitieren, wenn er es an Ort und Stelle studierte.

Der Sohn sah verstohlen nach der Uhr, der Vater bestellte hastig Kaffee und brachte Zigarren.

„Ich denke, in einem Jahr ist Adam so weit“, meinte der Vater. „Ich werde mit Harmet gleich sprechen, wenn ich in Paris bin.“

Sie steckten sich ihre Zigarren an und sahen vor sich hin. Sie zermarterten beide ihr Hirn über ein neues, harmloses Gesprächsthema, aber es fiel ihnen keins ein, denn beider Gedanken waren ganz mit der Toten beschäftigt. Jeder wußte das auch vom andern, und deshalb blickten sie aneinander vorbei und sahen sich nicht in die Augen.

Über Anton Dungs junior kam es plötzlich wie eine Verzweiflung. Mein Gott, wäre sie doch nur am Leben geblieben, er hätte ihr auch den Gefallen getan und Alfred gewähren lassen!

Wieder sah der Sohn verstohlen nach der Uhr und meinte dann stoßend: „Ich glaube, es ist Zeit, Vater, daß du dich zurechtmachst.“

„So? Ist es schon so spät?“ Der Vater sprang auf und sah ebenfalls nach der Uhr.

„Ja, du hast recht, es ist wirklich schon so weit. Warte nur einen Augenblick, ich bin gleich wieder hier.“ Hastig begab er sich in sein Schlafzimmer.

Der Sohn legte die Zigarre beiseite und trat ans Fenster. Wie sie alle die alte Frau vermissen würden! Nun war niemand mehr da, der lachte und scherzte und immer wieder mit leichter Hand die Gegensätze ebnete. Nun war niemand mehr da, wohin man sich für eine Stunde zurückzog, wenn man des Alltagsbetriebes satt war. Immer wußte sie etwas, was ablenkte und erfrischte. Mochte sie nun Schnurren von ihren Schauspielern erzählen, oder mochte man gerade kommen, wenn Musik gemacht wurde. Man setzte sich still in eine Ecke wie die andern und lauschte, lauschte, ohne etwas sagen zu müssen.

„So,“ sagte der Vater, „da bin ich wieder. Nun wollen wir auch gleich anspannen lassen.“ Er rief nach Fritz, und Fritz teilte mit, daß schon angespannt sei. Vater und Sohn begaben sich hinunter und stiegen in den Einspanner, den Anton Dungs junior zu benutzen pflegte, wenn er es nicht vorzog, zu Fuß zu gehen, was heute nicht gut möglich war.

Vor dem Stammhaus der Dungs fletschten die beiden Löwen ihre Zähne wie immer, und die Büsten der grie-

chischen Götter und Weisen am Wintergarten sahen gleichmütig drein, trotzdem die enge Straße vollgepfropft war mit Menschen, die Frau Anton Dungs senior die letzte Ehre zu erweisen gekommen waren. Im Wintergarten segnete der Geistliche die Leiche ein, und während er ein Gebet verrichtete, fühlte Anton Dungs ganz mechanisch, ohne sich dessen bewußt zu werden, hinter sich nach den Blumentöpfen, ob man sie auch begossen habe, denn die Mutter hatte ihn ja noch ganz besonders gebeten, darauf zu achten. Dann hoben die acht ältesten Meister der Dungschen Werke, was sie sich ausgebeten hatten, den Sarg und trugen ihn langsam durch den Wintergarten auf den Gang die Treppe hinunter zwischen den beiden Löwen hindurch zur Straße. Vor dem Sarg schritt der Geistliche. Hinter ihm Anton Dungs junior mit seinen drei Söhnen. Es folgten entferntere Verwandte, ihnen auf dem Fuß Musiker und Schauspieler, die wirklich genau so ein Gesicht machten, wie Frau Anton Dungs senior es sich ausgemalt hatte, und dann die halbe Stadt, die es sich nicht nehmen ließ, dabei zu sein.

Langsam, langsam bewegte sich der Riesenzug im schönsten Frühlingssonnenschein durch die Straßen über die Promenade, wo die Vögel ihr Lied schmetterten, an dem Fluß entlang, der silbern lächelte und plätscherte, dem Friedhof zu nach dem einfachen Reihengrab, wie es sich die Verstorbene ausgebeten hatte. Vorsichtig ließen die acht Meister den Sarg in die Gruft. Der Geistliche sprach wieder ein Gebet, denn die Verstorbene wollte nicht, daß man ihr eine lange Rede hielt, drei Handvoll Erde rollten dumpf auf das Grab, wieder drei Handvoll Erde, immer wieder, bis kein Rollen mehr zu hören war. Viele Hände mußte Anton Dungs junior schütteln, viele Kondolationen entgegennehmen, und dann kehrte er inmitten seiner Söhne zurück über die Promenade, wo die Vögel sangen, durch die Straßen, auf denen die Sonne lachte, zwischen den zwei Löwen hindurch in das alte, einfache Haus, das nun mit eins so tot und ausdruckslos geworden war.

Ganz teilnahmslos schien Anton Dungs junior zu sein. Ein wahres Glück, daß Schwester Emma da war und für alles sorgte, mit jedermann sprach, der sich zu sprechen gedrungen fühlte, und jedermann die Hand schüttelte, der danach begehrte. Anton Dungs junior lief derweil unruhig im Wintergarten zwischen den Leuten hin und her und prüfte ab und zu immer wieder mit dem Finger, ob auch alle Blumen gut begossen seien.

Schwester Emma wurde schließlich ganz verlegen, weil sich Herr Anton Dungs junior gar nicht so benahm, aber auch gar nicht, wie es sich gehörte. Einmal hätte er doch zeigen müssen, daß er sich durch die Teilnahme all der Leute geehrt fühlte. Natürlich verlangte kein Mensch von ihm, daß er lachte oder so. Aber gar so brummig und finster brauchte er auch nicht dreinzublicken, wo doch seine Mutter in allen Ehren das biblische Alter erreicht hatte. Er sollte lieber dankbar dafür sein, daß der liebe Gott ihm die Mutter so lange gelassen hatte. Noch lange nicht jeder Sohn hatte es so gut, und viel jüngere Frauen, die daheim doch noch nötiger waren, mußten fort, wie es zum Beispiel bei Frau Hugo Momm junior gewesen war. Was wohl die Leute gesagt hätten, wenn Herr Hugo

Momm junior vor ihnen ein solches Gesicht gezeigt hätte, wie es jetzt Herr Anton Dungs junior tat. Das war wirklich nicht recht von ihm. Er merkte wohl noch immer nicht, wie die Leute schon die Köpfe zusammensteckten.

Schwester Emma ging zu Anton, der wirklich ein verständiger junger Mann war, und sprach mit ihm, ob es nicht besser sei, wo doch sein Vater einen so angegriffenen Eindruck mache, daß er nicht länger hier bliebe und sich gräme und quäle. Es sähe doch auch nicht gut aus, wie er mit niemand rede und immer nur an den Blumentöpfen herumfühle. Gewiß sei es besser für ihn, er käme ein bißchen an die frische Luft. Sie, Schwester Emma, werde derweil schon alles besorgen, wie es sich gehöre. Deshalb brauche man sich keine Sorgen zu machen.

Anton ging daraufhin zu seinem Vater und fragte ihn, ob sie jetzt nicht gehn wollten? Schwester Emma würde schon für alles Weitere sorgen.

Anton Dungs junior nickte, mußte noch einmal viele Hände schütteln und ging. Raum war er aber draußen, erhielt er schon wieder und fragte nach Alfred. Er wurde geholt, und der Vater bat ihn, mitzukommen.

„Ich bitte dich, werde nicht heftig, bedenke, daß es der Vater ist“, flüsterte ihm der älteste Bruder ins Ohr.

Alfred nickte und ging mit.

„Wenn es dir recht ist, vertreten wir uns ein bißchen die Füße“, meinte Anton Dungs ganz milde und nachgiebig.

Alfred nickte und schritt neben seinem Vater einher. Die letzten Tage war er ihm aus dem Weg gegangen. Wo das Unglück im Bergwerk geschehen war, und solange die Großmutter noch über der Erde war, wollte er jeden Konflikt und jeden Streit vermeiden. Er hatte sich ja auch heute möglichst im Hintergrund gehalten und war dem Vater aus dem Weg gegangen. Da dieser nun aber jetzt ausdrücklich nach ihm verlangte, ging er mit ihm. Aber er würde das Gespräch nicht auf das gefährliche Thema bringen, heute noch nicht. Erst sollte auch der morgige Tag vorüber sein, das Begräbnis der Bergleute.

Als sie die Stadt hinter sich hatten, durch den Stadtwald gingen, sagte Anton Dungs: „Ich habe mit das überlegt, es war doch wohl übereilt, daß ich mit dem Obersten sprach.“

Alfred zuckte zusammen. Daß sein Vater jetzt, in dieser Stunde, davon anfangen würde, das hatte er nicht erwartet. Er biß sich auf die Lippen und schwieg.

„Daß ich dich neulich nicht in Schacht I einfahren ließ, war, wenn man es recht betrachtet, wohl nur ein Glück“, sagte Anton Dungs.

Alfred wollte heftig antworten, aber er beherrschte sich und antwortete auch jetzt nicht.

Die beiden Männer machten größere Schritte, denn sie wurden beide erregter.

„Du könntest wohl ein Wort sagen“, meinte Anton Dungs nach einer Weile.

„Wenn du es dir überlegt hast, dann könntest du ja zu dem Obersten gehen und ihm sagen, daß es übereilt war.“

Anton Dungs blieb mit einem Ruck stehen und sah seinen Sohn maßlos erstaunt an. „Ich!“

„Jawohl, du.“

Die beiden sahen sich in die Augen und gingen dann mit noch längeren Schritten weiter.

Nach einiger Zeit begann Anton Dungs seinem Sohn das Vorkommnis mit Direktor Sondermann zu erzählen und fragte ihn schließlich, wem er nach seiner Meinung das zu verdanken habe?

„Hugo Momm“, antwortete Alfred sofort.

„Siehst du, das gleiche meinen ich und Anton auch“, erwiderte der Vater geschäftig und erzählte, wie Hugo Momm seit dem Tode seiner Frau überhaupt ganz rabiat sei und sich wieder mehr auf Kohle und Eisen werfen wolle. Anton Dungs mußte darüber zwar nichts Bestimmtes, aber er nahm es an, weil es ihm gut in seine Absichten paßte in diesem Augenblick. Er setzte seinem Sohn auseinander, wie töricht das von Hugo Momm sei, denn dann ließe es auf einen Kampf bis aufs Blut hinaus, bei dem Hugo Momm schließlich den kürzeren ziehen müsse, da Anton Dungs ihm um ein zu großes Stück in Kohle und Eisen voraus sei. Derweil aber würde man sich unnütz ärgern und verbittern, und die Gelsenkirchener und Mülheimer hätten den Vorteil davon.

Alfred wurde immer ungeduldiger, denn er wußte ja, wohinaus das Gespräch nun doch gehen würde. Der Vater wollte es nun einmal nicht anders. Er blieb plötzlich stehen und sagte: „Helene Momm gäbe eine prächtige Frau für Anton.“

Anton Dungs sah seinen Sohn verwundert an. Darauf war er nicht gefaßt gewesen.

„Für Anton?“

„Jawohl, für Anton.“ Und nun redete Alfred ganz ausführlich darüber. Sein Vater ließ ihn gewähren und hörte scheinbar aufmerksam zu.

„Aber Anton will überhaupt nicht heiraten!“ sagte er schließlich heftig.

„Und was Anton will oder nicht will, darauf nimmt man Rücksicht.“ Nun wurde auch Alfred heftig. „Aber was ich will, darauf nimmt man keine Rücksicht. Wenn du schon solchen Wert darauf legst, dich mit Momms zu verschwägern, warum soll nicht Anton der sein, warum muß ich es sein?“

Dagegen ließ sich sachlich nicht viel einwenden. Aber Anton wollte doch nun einmal nicht, und da er dem Vater sonst in allem zu Willen war, mußte man ihm doch auch einmal zu Willen sein und nachgeben. In diesem Punkt aber konnte man es schon deshalb, weil ja Alfred da war und endlich auch einmal für das Wert etwas von Wichtigkeit tun konnte, zumal es doch keine Unannehmlichkeit war, Helene Momm zu heiraten, dies nette, bescheidene, gesunde und gerade gewachsene Mädchen. Aber Anton Dungs junior fühlte, daß er das Alfred jetzt nicht so geradezu sagen durfte. Der Junge schien ernstlich in das Berliner Fräulein verliebt zu sein. Wenn man ihm da direkt mit Helene Momm kam, fühlte er sich einfach beleidigt. Verliebte Leute sind ja immer gleich beleidigt. Also schwieg er zunächst und ging eifrig weiter immer tiefer in den Stadtwald hinein. Alfred getreulich ihm zur Seite.

Da der Vater immer noch schwieg, begann Alfred ihm zu erzählen, wie er Lotte von Quast kennen gelernt habe,

und wieviel sie ihm jetzt schon sei. Anton Dungs nickte dazu nur wiederholt mit dem Kopf und dachte: es ist ganz ähnlich wie damals bei mir, und es wird sicher das gleiche Unglück geben, es geht ja auch gar nicht anders bei zwei Menschen aus so verschiedenen Lebensstreifen. Aber er sagte immer noch nichts und ließ Alfred ruhig weiter erzählen. Der Sohn war es gar nicht gewöhnt, daß sein Vater ihm so ruhig und ohne Widerspruch zuhörte, und deshalb hoffte er, die Angelegenheit würde sich in Frieden und Ruhe ordnen lassen. Er setzte daher auch ganz vertrauensvoll dem Vater auseinander, wie er sich seine Zukunft dachte.

Auch jetzt schwieg Anton Dungs noch, denn so erfuhr er wenigstens genau, was Alfred eigentlich vorhabe. Aber es war keine Kleinigkeit für ihn, äußerlich so ruhig zu bleiben, wo der Sohn ihm doch auseinandersetzte, wie wenig wohl er sich an seiner augenblicklichen Stelle fühle, wie er sich selbständig machen möchte und lieber eine eigene Tätigkeit anfangen. Ohne das Berliner Fräulein wäre der Sohn gewiß nie auf eine so unsinnige Idee verfallen. Nun ja, wenn die Leute aus Liebe heiraten wollen!

Schließlich fragte Anton Dungs ganz ruhig und wohlwollend, woher Alfred denn das Kapital zu nehmen gedächte für seine selbständigen Pläne?

Alfred bat, man möge ihm sein Pflichtteil auszahlen oder wenigstens einen Teil davon, wenn es nicht auf einmal ginge.

Nun hatte der Vater den Sohn, wo er ihn haben wollte, und nun konnte er ihm ganz ruhig erklären, wes-

halb das nicht möglich sei. Er brauchte gar nicht heftig und erregt zu werden. Das war doch alles so klar und einfach, da Anton Dungs ja selbst kein Verfügungsrecht über das Kapital hatte, sondern nur der Vermögensverwalter seiner Söhne war. Selbst wenn er ihm sein Pflichtteil auszahlen wollte, so konnte er es einfach nicht.

Alfred meinte, man könne ja die frühere Abmachung wieder beseitigen.

Anton Dungs meinte ganz sanft, das ginge doch wohl nicht so ohne weiteres, da diese Abmachung sich bisher so ausgezeichnet für das ganze Werk bewährt habe.

Das klang alles so selbstverständlich und tugendhaft und war in Wirklichkeit doch ganz anders, daß Alfred wieder heftiger und erregter wurde. Aber Anton Dungs ließ sich jetzt durchaus nicht aus der Ruhe bringen. Er dachte: Alfred wird schon wieder zur Vernunft kommen.

Anton Dungs irrte sich jedoch, denn nun vergaß sein Sohn alle Rücksichten, und je mehr er seine Machtlosigkeit gegenüber der „Abmachung“ fühlte, um so rücksichtsloser wurde er und erklärte ganz einfach, daß er seinen Vater durchschaue, und daß ihm jene alte „Abmachung“ nur ein bequemes Mittel sei, um alle eigenen Regungen und Wünsche seiner Kinder zu strangulieren.

Die beiden ereiferten sich immer mehr. Alfred nahm kein Blatt mehr vor den Mund, und Anton Dungs ließ es seiner Meinung auch nicht an Deutlichkeit fehlen. Ganz rot und wild wurden die beiden Dungsköpfe, und dann zog Alfred, ohne noch ein Wort zu sagen, den Hut und schlug einen anderen Weg ein.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Leben.

Von Anna Pawlowa. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Meine frühesten Erinnerungen knüpfen sich an unser kleines Heim in St. Petersburg, wo ich mit meiner Mutter lebte. Ich war ihr einziges Kind, und wir waren allein in der Welt, denn mein Vater starb, als ich zwei Jahre alt war.

Meine Mutter war eine tief religiöse Frau. Sie lehrte mich, das Kreuzzeichen zu machen und meine Gebete vor dem silbernen Heiligenbild zu sprechen, das in unserem Wohnzimmer hing. Die heilige Jungfrau mit ihrem traurigen, edlen Antlitz, das auf mich hernieder sah, wurde mir zur Freundin. Jeden Morgen und jeden Abend sprach ich zu ihr. Sie war es, der ich all die kleinen Leiden und Freuden meiner Kindheit beichtete.

Wir waren arm — sehr arm — aber meine Mutter wußte es so einzurichten, daß die großen Feste mir stets einige Überraschungen brachten. Zu Ostern jubelte ich, wenn ich irgendein Spielzeug in einem riesenhaften Ei fand; jede Weihnachten gab es ein winziges Tannenbäumchen mit goldenen Früchten behangen, die im Licht der kleinen Wachskerzen flimmerten — und ich erinnere mich noch heute meiner Aufregung, als wir in meinem achten Jahr Weihnachten durch einen Besuch des Marinsky-Theaters feierten. Ich war noch niemals in einem Theater gewesen und fragte meine Mutter, was wir wohl sehen würden. Sie antwortete mir mit dem Märchen von Dornröschen, das ich seither immer liebte, und das sie mir wieder und wieder erzählen mußte.

Der Schlitten, der uns an jenem Abend ins Theater führte, flog lautlos über den frisch gefallenen Schnee, der beim Laternenschein in den Straßen glühterte. Ich fühlte mich so glücklich, neben meiner Mutter zu sitzen und von ihrem Arm umschlungen zu sein. „Jetzt wirst du die schönen Feen sehen“, sagte sie, während wir in schneller Fahrt dem unbekannten Reich des Theaters entgegenführten.

Unser großer Meister Tschaikowsky hat Dornröschen in Musik gesetzt. Bei den ersten Tönen des Orchesters wurde ich sehr ernst und begann zu zittern, zum erstenmal im Leben ergriffen von so viel Schönerem. Als sich der Vorhang hob und die goldstrahlende Halle eines Palastes sichtbar wurde, stieß ich einen Freudenschrei aus; weiter erinnere ich mich, daß ich mein Gesicht in den Händen barg, als die alte Hexe in einem von Ratten gezogenen Wagen auf die Bühne kam.

Im zweiten Akt tanzten Knaben und Mädchen einen reizenden Walzer. „Möchtest du nicht auch so tanzen?“ fragte meine Mutter lächelnd.

„Nein,“ antwortete ich, „aber ich möchte so tanzen wie die schöne Dame, das Dornröschen. Später einmal werde ich das Dornröschen sein und ebenso tanzen wie sie, hier in diesem Theater.“

Meine Mutter nannte mich ihr liebes, kleines Dummchen, ahnungslos, daß ich den Grundgedanken meines Lebens gefunden hatte.

Ich war wie im Traum, als wir das Theater verließen, und dachte auf dem Nachhauseweg an nichts anderes als an die Zeit, da ich als Dornröschen auf der Bühne stehen würde.

„Liebe, gute Mutter,“ bat ich, als wir daheim waren, „bitte, bitte, laß mich doch tanzen lernen.“

„Aber gewiß, meine kleine Nura“ — mein Rosenname — versicherte unter Küffen meine Mutter, die wahrscheinlich an den Ballsaal dachte, wenn ich ein junges, heiratsfähiges Mädchen sein würde.

Aber ich dachte nicht an Bälle; ich dachte nur ans Ballett, und diese Nacht träumte ich mein Leben als Ballerina und wie ich, gleich einem Falter, nach der Musik Tschaikowskys tanzen würde.

Ich denke gern an jenen Abend zurück, der mein Schicksal mit seinen glücklichen und schweren Stunden entschied.

Am kommenden Morgen sprach ich von nichts anderem als von meinem großen Entschluß, und meine Mutter fing damals vielleicht an, einzusehen, daß ihre Tochter eine ernsthafte und sehr entschiedene kleine Person sei.

„Um eine Tänzerin zu werden, müßtest du deine Mutter verlassen und in eine Ballettschule gehen. Aber meine kleine Nura will mich doch wohl nicht verlassen?“

„Nein, ich möchte dich nicht verlassen, aber wenn es nötig ist, um eine große Ballerina zu werden, dann muß es doch geschehen“, und ich küßte sie und bat, sie möge mich in einer solchen Schule anmelden.

Ich weinte, als sie meine Bitte abschlug. Nach einiger Zeit aber willigte meine Mutter, erstaunt über meine Beharrlichkeit, dennoch ein, mit mir zu dem Direktor der Schule zu gehen. Wir waren, wie ich schon sagte, außerordentlich arm, und vielleicht brachte meine Mutter dieses große Opfer im Hinblick auf die Zukunft, wenn sie nicht mehr bei mir sein würde und ich dem Leben selbständig gegenüber stehen mußte.

„Ein Kind von acht Jahren können wir nicht aufnehmen,“ sagte der Direktor, „Sie können wiederkommen, wenn die Kleine zehn Jahre alt ist.“

Ich war ganz niedergeschmettert durch die unerwartete Entscheidung, und in den nächsten zwei Jahren stand ich ganz im Bann meiner Idee, so schnell wie möglich eine Ballerina zu werden, und war deshalb traurig und verträumt und für alles andere unbrauchbar.

Nach Petersburger Sitte gingen wir im Sommer aufs Land, nicht weit von der Stadt. Es machte mir stets das größte Vergnügen, unsere Sachen — Betten, Tische, Stühle, Küchengeräte und den großen Samowar — auf den Wagen laden zu sehen, der das alles nach der Datsche brachte, einem Landhaus, aus Holz gebaut, klein wie eine Puppenwohnung. Wir lebten meist auf der Veranda; dort nahmen wir unsere Mahlzeiten ein, dort ließ mich die Mutter die Fabeln Kriloffs laut lesen, und dort lehrte sie mich nähen.

Ohne Hut und in einem alten Baumwollmittelschen streifte ich durch die Wälder in der Umgebung des Hauses. Ich liebte das Dunkel unter den Fichten, um deren wie Säulen aufragende Stämme die Schmetterlinge gaukelten. Im Schatten dieser Bäume suchte ich ein einsames Ruheplätzchen und baute meine Luftschlösser; zuweilen flocht ich mir eine Krone aus wilden Blumen und glaubte, Dornröschen zu sein.

In einer neuen Welt.

An meinem zehnten Geburtstag erinnerte ich meine Mutter daran, zu dem Direktor der Ballettschule zu gehen. Sie wurde sehr ernst, brachte mich aber doch hin,

denn sie kannte mich zu genau, um zu wissen, daß keine Überredungskunst meinen Entschluß ändern könnte.

Ich war ganz betäubt vor Freude, als der Direktor mir einen Platz in der Schule anwies. Nichtsdestoweniger weinte ich sehr, als der Tag kam, an dem ich meine Mutter verlassen mußte. Auch sie weinte heftig. Damals verstand ich ihre Tränen nicht so wie heute. Sie erfaßte die Bedeutung des Schrittes, den ich zu tun im Begriff stand. Ich vertauschte das stille, fromme Haus, in dem die silberne Madonna waltete, mit dem anstrengenden und betörenden Leben einer anderen Welt: dem Königreich der Kunst und der Bühne. Sie wußte, der Schritt sei unwiderruflich, ebenso, daß im Theaterleben kein reines Glück zu finden und seinen Versuchungen schwer zu widerstehen sei.

In die kaiserliche Ballettschule eintreten, heißt sich in ein Kloster begeben, aus dem alle nichtigen Scherze verbannt sind, und in dem nur strenge Ordensregeln herrschen.

Jeden Morgen um acht Uhr weckte uns der feierliche Ton einer großen Glocke; wir kleideten uns dann unter den prüfenden Blicken einer Aufseherin an, deren Amt es war, nachzusehen, ob die kleinen Hände sauber gewaschen, die Nägel gepflegt und die Zähne gepuht waren. Dann ging's zum Gebet, gesungen von einer der älteren Schülerinnen vor dem Heiligenbild, vor dem ein ewiges Lämpchen flackerte wie ein roter Stern. Um neun Uhr gab es Frühstück — Tee, Brot und Butter — dann kam eine Tanzstunde.

Wir versammelten uns in einem großen, sehr lustigen und sehr hellen Zimmer. Es war nur mit einigen Bänken, einem Klavier und vielen hohen Spiegeln ausgestattet. An den Wänden hingen die Porträte russischer Herrscher. Das Bild von Katharina II. war unser aller Liebling. Ihre stolzen und doch lachenden Augen schienen uns während der Tanzstunde zu verfolgen, als wünschte sie, uns zu leiten und zu ermutigen.

Um zwölf Uhr verkündete die Glocke die Stunde des Lunch. Nach der Mahlzeit unternahmen wir einen Spaziergang, dann folgten Unterrichtsstunden bis vier Uhr, danach das Diner. Nach Tisch gönnte man uns ein wenig Freiheit, dann begannen die Festsstunden, die Musikstunden und gelegentliche Vorübungen für Tänze, die auf der Bühne des Marinsky-Theaters aufgeführt wurden. fanden wir dort Verwendung, so brachten uns viele verschlossene Bägeln nach dem Theater. Für gewöhnlich aber aßen wir um acht Uhr zu Abend und gingen eine Stunde später zu Bett.

Unser Leben bot nur wenig Abwechslung. Freitags gingen wir in das Dampfbad, in Rußland beinahe eine religiöse Pflicht. Wir liebten die Badetage besonders, weil wir dann als Abendmahlzeit immer Kascha bekamen, einen dicken Mehlsbrei, der mit Milch gegessen wird. Am Sonnabend führte man uns in die Schulkapelle, wo wir eine Stunde lang wie Nonnen standen, uns bekreuzigten und vor den Heiligenbildern verneigten, während abwechselnd ein Priester in goldener Casula und der Chor den Gottesdienst mit ihrem Gesang begleiteten.

An den Festen schickte man uns in die kaiserlichen Theater; ins Alexandertheater, um die Dramen unserer großen russischen Dichter, ins Michael-Theater, französische Stücke von französischen Künstlern der kaiserlichen Truppe spielen zu sehen.

Zuweilen gaben wir einen Ball, zu dem die Knaben der Ballettschule im oberen Stockwerk Einladungen er-

hielten. Das war ein Summen von kleinen Stimmen! Jede von uns zog ihr bestes Kleidchen an und stochte kokett ein Band ins Haar, guckte recht oft in den Spiegel, handhabte die Puderquaste und ging dann, entseztlich scheu, in den Ballsaal.

Die aufregendsten Tage in unserem nach Vorschriften geregelten Leben waren die, an denen der Kaiser kam. Früher besuchte die kaiserliche Familie die Schule öfter, um ihr Interesse zu bekunden. Die Kinder tanzten dann auf der kleinen Bühne ein Ballett, um der Kaiserin zu huldigen.

Ich erinnere mich, daß einmal, als ich noch sehr jung war, der junge Kaiser Alexander III. und die Kaiserin Marie mit einigen anderen Mitgliedern der kaiserlichen Familie zu einer unserer Vorstellungen gekommen waren. Nach dem Ballett gestattete man uns, zu den „Zuschauern“ in den Saal zu gehen. Der Zar war gut und schlicht — ein echter Russe! Er nahm meine kleine Freundin Stanislawas Belinskaja auf den Arm. Ich brach in Tränen aus. Als man mich fragte, weshalb ich weinte, sagte ich: „Ich möchte, daß der Kaiser mich auch auf den Arm nimmt“, und dabei rannen dicke Tränen über meine Wangen.

Um mich zu trösten, zog mich der Großfürst Wladimir auf seine Knie; damit war ich aber nicht zufrieden und beharrte: „Ich will, daß der Kaiser mir einen Kuß gibt.“ Wie der Großfürst damals lachte!

Nach der Vorstellung begab sich die kaiserliche Gesellschaft gewöhnlich in unseren Eßsaal und nahm dort den Tee mit uns. Wir fühlten uns nicht im geringsten eingeschüchtert. Kaiser und Kaiserin waren so gütig, gerade wie Vater und Mutter, so daß wir uns frei und glücklich bei ihnen fühlten. Jeden Sonntag besuchte mich meine Mutter, und jeden Feiertag durfte ich mit ihr verleben. Im Sommer zogen wir nach wie vor auf unsere kleine Datsche, die wir selbst jetzt noch nicht gegen eine andere vertauscht haben. So schreibe ich diese Erinnerungen an dem gleichen Tisch und auf der gleichen Veranda des gleichen Hauses, in dem ich meine Kindheit verlebte.

Mit sechzehn Jahren verließ ich die Ballettschule und erhielt etwas später die Erlaubnis, mich „erste Tänzerin“ nennen zu dürfen. Das ist ein offizieller Titel, ungefähr so wie der eines „Tschinownik“, der Angestellten im Gouvernement. Seit der Zeit bin ich nun eine Ballerina. Es gibt nur vier Tänzerinnen in Rußland, die den gleichen Titel berechtigterweise führen. Als ich über das Leben der Taglioni viel gelesen hatte, entstand in mir der Wunsch, auch auf fremden Bühnen aufzutreten. Die große italienische Tänzerin zeigte ihre Kunst überall, in Paris, in London und in Rußland, wo ihrer noch jetzt gedacht wird. In Petersburg bewahrt man das Modell des kleinen Fußes dieser idealsten aller Tänzerinnen irgendwo auf.

Auf der Tournee.

Ich begann meine erste auswärtige Tour 1907 in Riga. Die gotischen Häuser, die trummen Gassen dort sind nicht russisch, sondern deutsch. Ich reiste mit einer Gesellschaft, und wir gaben zwei Ballette im Opernhaus. Die guten Deutschen in Riga waren sehr liebenswürdig zu mir und ermunterten mich zu fernern Auftritten. Von Riga gingen wir nach Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen, Prag und Berlin. Überall wurden unsere Vorstellungen als das Erwachen einer neuen Kunst begrüßt. In Stockholm kam König Oskar jeden Abend ins Ballett. Das war mir natürlich sehr angenehm, ich war aber doch sehr erstaunt, als mir des Königs

Wunsch übermittelt wurde, mich im Schloß zu empfangen. Eine Hofequipage holte mich ab und führte mich gleich einer Prinzessin durch die Straßen. Der König empfing mich in einer großen Halle, die ich wie alle Touristen, die das Schloß besichtigen, schon gesehen hatte. Er dankte mir mit sehr gnädigen und freundlichen Worten für das Vergnügen, das ihm mein Tanzen bereitet hatte, und dekorierte mich darauf mit dem schwedischen Verdienstorden für Kunst und Wissenschaft. Der König liebte besonders die Tänze des Südens und meinte, von allen Tänzen, die er mich habe tanzen sehen, gefiele ihm der spanische am besten.

Ich fühlte mich selbstverständlich sehr geschmeichelt von des Königs Liebenswürdigkeit, mehr aber noch abends von der Huldigung einer großen Menge, die mich vom Theater nach meinem Hotel begleitete. Viele Menschen glauben, das Leben einer Tänzerin sei von Grund aus oberflächlich. In Wirklichkeit aber sind Oberflächlichkeit und wirkliche Tanzkunst unvereinbar. Eine Tänzerin, die nicht die schärfste Selbstkontrolle übt, kann sich ihrer Kunst nicht lange erhalten. Sie muß sich ihr ganz opfern, aber sie findet ihren Lohn, wenn sie die, die kamen, sie zu sehen, für eine Weile den Sorgen und Kümernissen des Alltags entrückt. Das lernte ich zuerst in Stockholm erkennen. In der Menge, die mich allabendlich begleitete, waren Menschen aller Art vertreten: Männer und Frauen der mittleren Klassen, Arbeiter, Schreiber, Ladenmädchen und kleine Näherinnen. Sie alle folgten meinem Wagen schweigend, ohne Hochrufe, ja fast ohne Worte. Die Menge wartete dann vor meinem Hotel, und man sagte mir, ich möge auf dem Balkon erscheinen. Als man mich erblickte, brachen die Leute in einen Sturm von Hurras aus, der mich nach dem vorhergegangenen Schweigen beinahe erschreckte. Ich verneigte mich immer wieder, und schließlich stimmten alle die schönen schwedischen Volkslieder an. Einen Augenblick lang wußte ich nicht, was tun. Dann lief ich in das Zimmer, ergriff alles, was ich von Blumen im Theater erhalten hatte, und warf Rosen, Veilchen und Flieder zu ihnen herab. Als sich die Menge danach nicht zurückzog, fragte ich mein Mädchen, womit ich ihnen wohl die Köpfe verdreht hätte. Sie antwortete mir: „Madame, Sie machten sie eine Stunde lang die Trübsal des Lebens vergessen.“ Ich vergaß diese Antwort niemals. Das einfache russische Mädchen, das sie mir gab, wies meiner Kunst ein neues Ziel.

Im folgenden Jahr ging ich mit einer russischen Gesellschaft nach Leipzig, Prag und Wien. Wir tanzten Tschaikowskys wundervolles „Schwanensee“. Später vereinte ich mich mit der Truppe von Mr. de Diagilew, die das russische Ballett in Paris einführte. Mr. Fotine, der Ballettmeister, wußte das kritische und künstlerische Paris in Begeisterung zu versetzen durch die geniale und verschwenderische Anordnung der Szene und den Zauber der Musik — nur nimmt er den Zuschauer damit so gefangen, daß für den Darsteller kaum etwas übrig bleibt. Paris kennt das russische Ballett so, wie der Genius Mr. Fokines es für Paris herausarbeitete; aber Paris kennt mich nicht so, wie mich England und Amerika kennen.

Während meines Gastspiels in Paris ging ich über den Kanal, um in einer Gesellschaft zu tanzen, die Lady Londesborough zu Ehren König Eduards und der Königin Alexandra gab. Beide Majestäten waren überaus gnädig zu mir und versicherten mich des Genusses, den ich ihnen bereitet hatte.

Im Jahr 1910 kam ich wieder nach London und gastierte im Palace-Theater. Viele meiner Freunde waren dagegen, daß die erste Tänzerin des Kaiserlich Russischen Balletts in einer Musikhalle aufträte. Ich kannte jedoch Londoner Theater und das Londoner Publikum genug, um anstandslos im Palace-Theater aufzutreten. Ich habe es niemals bereut. Das englische Publikum ist ganz besonders freundlich und eindrucksfähig. Immer freute es mich, daß die Engländer gerade die Tänze bevorzugten, die ich selbst am meisten liebte, und in denen ich mein Bestes gab. Ich fühle, daß das englische Publikum und ich uns gut verstehn.

Der Londoner Saison folgte eine Tournee in Amerika, wo ich im Metropolitan-Theater in New York zuerst tanzte. Gewißlich war ich von dem Willkomm der guten Amerikaner sehr entzückt. Die Zeitungen brachten mein Bild, sie würdigten meine Kunst in vielen Aufsätzen und sprachen spaltenlang über mein Le-



Anna Pawlowa in dem Garten ihres englischen Heims.

ben, meinen Geschmack und meine Anschauungen. Oft aber mußte ich lachen beim Lesen dieser phantasievollen Artikel, aus denen ich erjah, was für eine seltsame und bizarre Persönlichkeit ich sei. Den amerikanischen Journalisten gebührt der Preis, was die Macht der Vorstellungsmöglichkeiten anbetrifft.

Wir verließen New York, um in die andern Staaten zu gehen. Es war furchtbar ermüdend. Der Separatzug, der uns von einem Ende der Vereinigten Staaten nach dem andern trug, Tausende von Meilen, war eigentlich unser Hotel. Oft kam es vor, daß, wenn wir in irgendeiner Stadt ankamen, kaum so viel Zeit blieb, rechtzeitig auftreten zu können. War die Vorstellung vorüber, ging es in atemloser Eile zurück zur Station, die ganze Nacht und vielleicht auch noch den nächsten Tag immerfort reisend, wieder nach einer andern Stadt. Man wünschte mich in Amerika im nächsten Jahr wiederzusehen, und ich wäre auch gern



Ein Gartenfest bei der berühmten russischen Tänzerin: Aufführung eines ländlichen Tanzes.



Anna Pawlowa als spanische Tänzerin.

Phot. Rotophot.

hingegangen. Ich habe aber weder die Kraft noch die Nerven, in solchem Wirbel durch ein Land zu rasen. — Für kurze Zeit waren wir in Kanada, und in Vancouver belustigte mich ein kleiner Vorfall, der die Ritterlichkeit und Liebenswürdigkeit der Kanadier kennzeichnet. Ich ging in ein Restaurant, um zu Abend zu essen. Es war sehr besetzt und kein Platz zu haben. Einige Gäste erkannten mich und boten mir ihre Plätze an. Ich war so ermüdet, daß ich dankend annahm. Als ich gegessen hatte, erhob sich an einem der nächststehenden Tische ein Herr, feierte mich in einer hübschen kleinen Rede und forderte alle auf, auf meine Gesundheit zu trinken. Ich war wirklich sehr gerührt, aber meinerster Gedanke war doch, daß ich ein altes Reisefleid anhatte. Ich sage das ganz offen, denn jede Frau in meiner Lage hätte ebenso gedacht. Trotz des alten Kleides aber tranken mir alle Gäste herzlich zu. — Die kleine Episode kam in die Zeitungen, und die



Phot. Underwood & Underwood.

Anna Pawlowa in einer Tanzaufführung mit Novikoff. — Oberes Bild: Porträt der Pawlowa.

Phot. Söcher.



Anna Pawlowa mit ihrer englischen Bulldogge.

Phot. Central News.

Amerikaner, unwillig, von ihren Nachbarn ausgestochen zu sein, bereiteten mir in Portland eine großartige Ovation.

Gedanken über den Erfolg.

Ich habe so viel über mich selbst gesprochen und will nun noch auf eine Frage, die mir oft vorgelegt wurde, Antwort geben. Warum ich nicht heirate? Nach meiner Meinung muß die wahre Künstlerin sich ganz ihrer Kunst opfern. Ich kann nicht das Leben führen, das die meisten Frauen ersehnen, mich nicht in Familien- und Haushaltungsforgen einspinnen, nicht nach einem Leben voll friedlichen Glückes am häuslichen Herd verlangen wie andere Frauen.

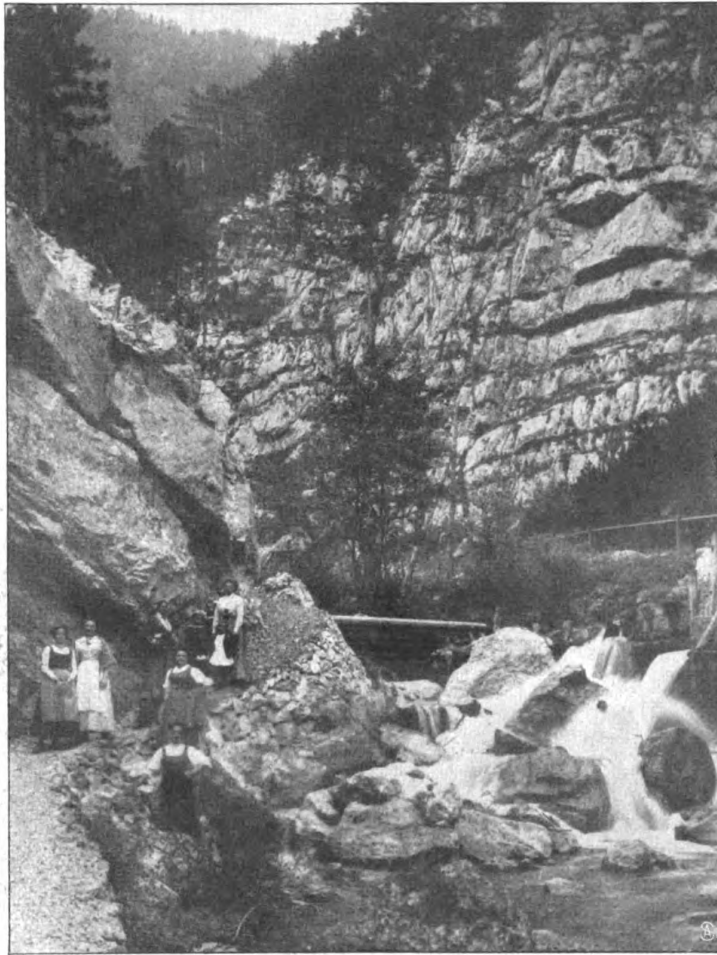
Der Wind rauscht in den Wipfeln der Fichten vor meinem Balkon, in dem Wald, den ich als Kind durchstreifte. Die Sterne funkeln durch die Nacht. Ich habe nichts mehr zu sagen. Im Schreiben habe ich den Inhalt meines Lebens begriffen; ohne Anhalten einem fernen Ziel zuzusteuern. Das ist das Geheimnis des Erfolges. Und der Erfolg? Was ist es damit? Ich finde ihn nicht in dem Theaterapplaus. Er liegt wohl mehr in der eigenen Befriedigung. Als ich, ein Kind, unter den Bäumen des Waldes wandelte, glaubte ich, Erfolg sei Glück. Ich irrte. Das Glück ist ein Schmetterling, der einen Augenblick entzückt und dann weiterfliegt.

Der Schneeberg.

Von Ludwig Klingenberger. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von H. Schuhmann.

Die Zeit ist wieder da, wo die Berge das große Wort führen. Die Berge oder das Meer. Der sehnt sich nach Sand und Wasser, der nach Wald und Fels. Wenn die Wiener das letztere Teil für besser halten, so ist dies nur begreiflich. Sieh, das Gute liegt so nah! In Rag und Schneeberg besitzen sie in erfreulichster Nachbarschaft, fast noch in der Bannmeile der Stadt, zwei sehr ernste Gipfel; ernst sagen wir, weil sie von Bergfexen und Sonntagstouristen

noch immer nicht ernst genug genommen werden, was dann häufig dazu führt, daß eine fröhlich begonnene Tour mit einer tränenreichen Tragödie endigt. Rag und Schneeberg haben in zehn Jahren mehr Opfer gekostet als der gewaltige Montblanc in einem Jahrhundert. Der Höhentrieb steckt im modernen Men-



Spaziergang durch das Sierningtal bei Puchberg.

schen. Wer einmal das zauberische Bild der Gebirgswelt in seiner nackten Schöne gesehen, den hält es dauernd umfassen.

Handelt es sich um Schneeberg oder Rag, so spricht man schlechtweg von den Wiener Alpen. Ihr Gebiet gehört zu den beliebtesten Wiener Sommerfrischen. Ueberfüllte Wagen rollen den Bergen entgegen und erklimmen mit doppelten Lokomotiven die Spitzen. In kaum vier Stunden wird von Wien mit der Schneebergbahn eine Höhe von 1800 Meter erreicht! In zwei Stunden tausend Meter hoch auf den Semmering, in vier Stunden achtzehnhundert Meter auf den Hochschneeberg! Welche Großstadt vermag sich noch der Nachbarschaft einer solchen Bergwelt zu rühmen. Sind die Wiener nicht beneidenswert? Reiner langen Reisevor-



Sommerfrischer auf dem Schneeberg.

bereitungen, fernes Ur-
laubs bedürfen sie, ins
Hochgebirge zu enteilten,
um sich von der stickigen
Luft, von dem nerven-
zerreißenden Lärm der
Großstadt, der anstren-
genden geistigen Tätig-
keit zu erholen.

Wie ein vertrauter
alter Hausarzt wacht der
Schneeberg über die Ge-
sundheit der Wiener.
Spendet er ihnen doch
das Köstlichste, das ihr
Leben schöner und ge-
sunder macht: das Hoch-
quellenwasser. Nichts
entbehrt der Wiener so
sehr in der Fremde wie
dieses Labsal. Das Berg-
wasser erhält er mühe-
los; es kommt zu ihm.
Die Bergluft sucht man
mit wenig Mühe und geringem Zeitverlust selber auf.

Wir fahren eine Stunde lang neben dem wein-
gesegneten alten Abbruch der Alpen, aus dem heute
die Thermen von Baden, Böslau und Fischau sprudeln.
Die zweite Stunde zeigt uns schon das Panorama von
Schneeberg und Rag. Da geht es vorbei an dem
langen Zug der hohen Wand und an ihren Flanken

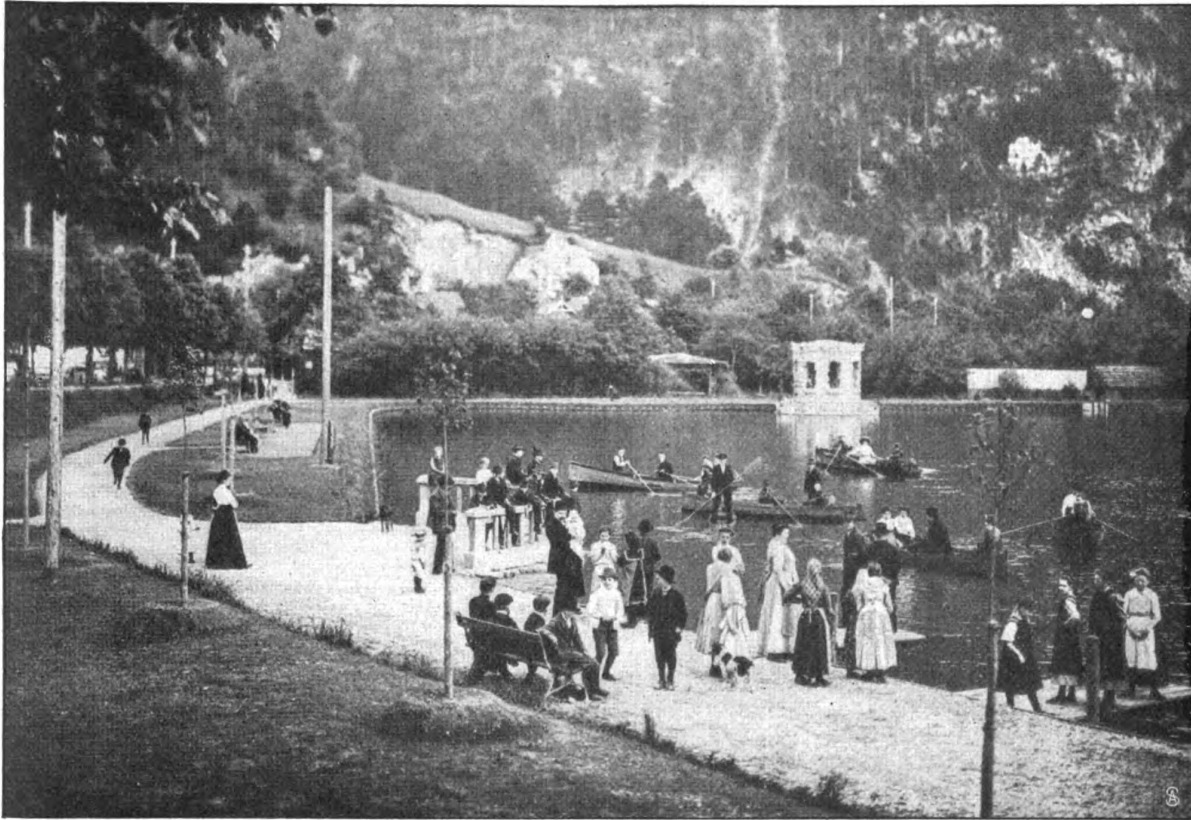
wie an andern Bergen, die das Steinfeld begrenzen.
Ganz besonders lohnend gestaltet sich die Fahrt von
Willendorf, wo die Bahn nach Westen abbiegt. Man
passiert die Proffet-Schlucht und durchschneidet die so-
genannte „Neue Welt“, eine prächtige Gebirgslandschaft
mit üppigen grünen Wiesen, lachenden Ortschaften und
waldigen Höhen. Bis zum Grünbach-Sattel steigt die



Passagiere im Zuge der Zahnradbahn auf den Schneeberg.



Blick auf die Sommerfrische Puchberg.



Der große Teich in Puchberg.

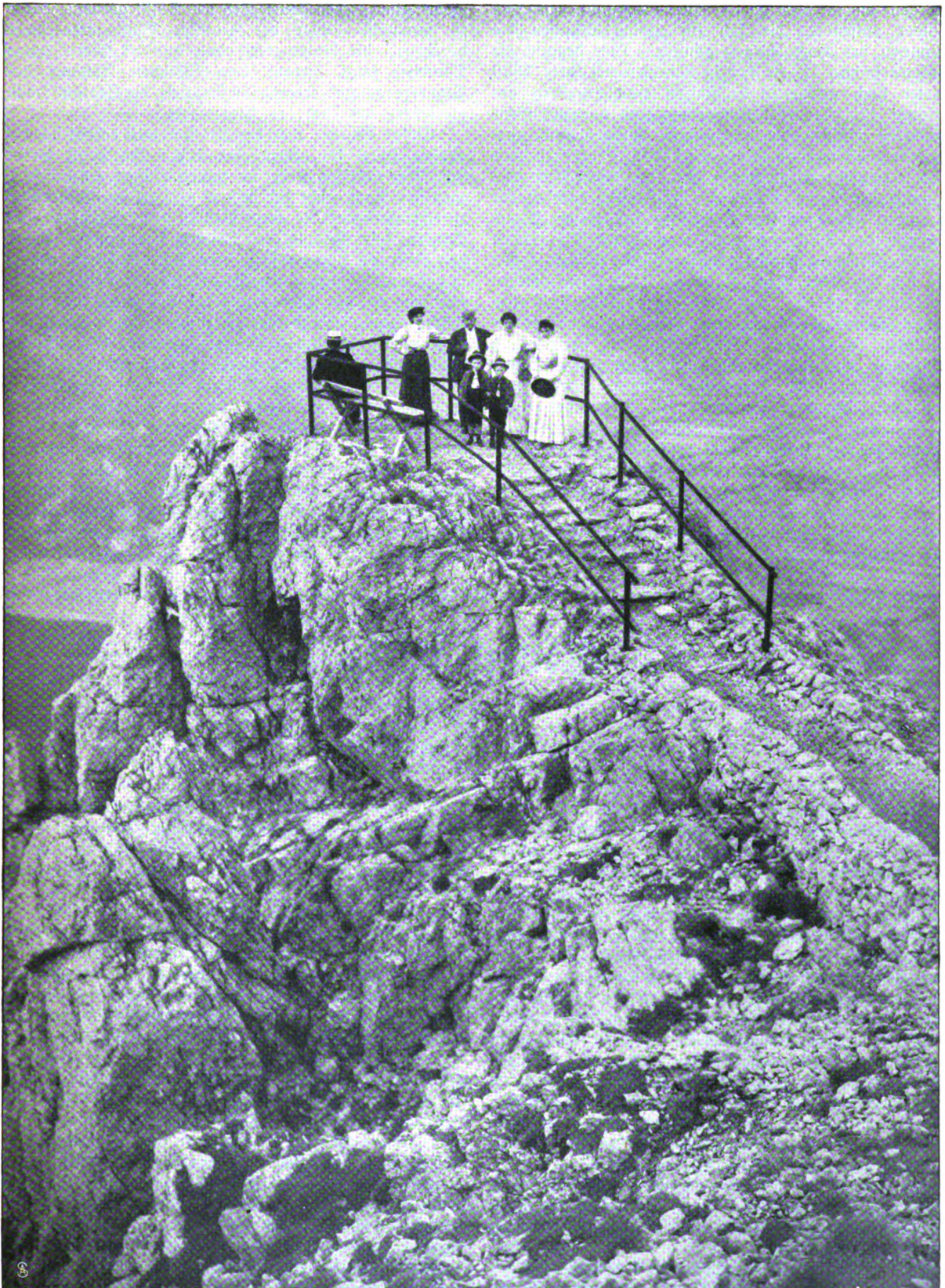
Trasse ziemlich steil an. Hier wird plötzlich der in Weiß gehüllte Schneeberg sichtbar. Von dem erwähnten Sattel an führt die Bahn an der Lehne des Himbergs fort und fällt dann sanft in das reizend gelegene, rings von Bergen umschlossene Tal von Puchberg (Abb. S. 1135). Nach etwa zweieinhalb Stunden sind wir in diesem lieb-

lichsten Hochtal unseres Kronlandes am Fuß des Schneeberges. Wiener Bürgerfamilien haben sich hier schmucke Villen erbaut, deren Zahl seit dem Betrieb der Schneebergbahn immer steigt. Puchberg bietet in seiner idyllischen Schönheit, was das Herz begehrt. Für den Hochtouristen ist es der Ausgangspunkt größerer Ge-



Ein Ausflug nach dem Hochschneeberg: Rast beim Baumgartner.

birgstouren, den Einsamkeit und Ruhe Suchenden nehmen die ausgedehnten Nadelwälder in ihren stillen Schatten, dem Schwimmer wird das erfrischende Bollbad zum Dorado; wer den Rudersport liebt, findet in dem großen Teich (Abb. obenst.) reichliche Gelegenheit, ihn auszuüben. Einer der schönsten Punkte bei Puchberg ist das von schroffen Felswänden eingeschlossene Sierningtal (Abbildung S. 1134), dessen wildschäumender Gebirgsbach sich in ungehörter Haft den Weg über Steinblöcke bahnt. Das einstige Schloß der Grafen von Puchberg kündigt die malerische Ruine. — Sorgsam eingebettet in lausch-



Die Grufelwarte auf dem Hochschneeberg.

ger Waldesruhe gleicht Buchberg an einem Sonntagmorgen einem Heerlager. Die Großstadt hat ihre Kinder entsendet, die sich für einige Stunden die Wonnen des Hochgebirges gönnen. Hier beginnt die Zahnradbahn, die in siebzig Minuten bei ihrer 1800 Meter hoch gelegenen Endstation Hochschneeberg angelangt ist. Freudige Erwartung und ungezwungene Heiterkeit erfüllen die vollbesetzten, luftigen und ausichtsfreien Waggons (Abb. S. 1135). Hat man doch auch Herrliches zu schauen! Und kein Punkt darf dem genussfrohen Auge entgehen. Unablässig wechselt die Szenerie. Die schroffen Felsstürze der Hohen Wand bannen den Blick, der Zug teucht durch die reichen Waldbestände der hochstämmigen dunklen Fichten, gegen die sich das lichte, zarte Grün der zerstreuten Lärchen wirkungsvoll abhebt. Auf der Zahnradstrecke sind allzu große Steilen vermieden, um einen Massenverkehr bewältigen zu können. Die Bergtrasse ist neuneinhalb Kilometer lang und hat im Durchschnitt eine Steigung von 150 pro Mille. Die größte Steigung beträgt 200 pro Mille in einer Stunde. Die Bahn hat einen Höhenunterschied von 1217 Meter zu überwinden. Längs des Hengstberges geht es über den 1328 Meter hohen Kaltwasserfattel, einen der schönsten Punkte der Strecke, durch Waldesdickicht zur Station Baumgartnerhaus. Zwanzig Minuten entfernt liegt das beliebte und vielbesuchte Baumgartnerhaus (Abb. S. 1136), das den Fußwanderern auf dem Schneeberg eine will-

kommene Rast ist. Vor der Hütte sieht man sie gelagert, um für den letzten Teil des Aufstiegs neue Kräfte zu sammeln. Von der Station Baumgartnerhaus durchquert die Bahn zwei etwa hundert Meter lange Tunnels, folgt hierauf dem südlichen Abhang des Schneebergs und erreicht ihr Endziel: die Station Hochschneeberg am Fuß des Waggriegels.

Einige Schritte von der Station weit erhebt sich ein großes Hotel im altdeutschen Stil. Die Brust weitet sich, die würzige Luft in vollen Zügen einzuatmen, und das Auge sucht sich in dem großartigen Panorama zurechtzufinden. Die Hohe Weitsch, den Hochschwab, die Tauern, das Gesäuse, den Oetzcher schaut man. Ueber das Steinsfeld hinweg sieht man Wien mit dem weiten Marchfeld, die ungarische Ebene und das Leithagebirge mit dem in der Sonne glitzernden Spiegel des Neusiedler Sees. Welch eine Fernsicht! Vom Hotel bestiegt man in eineinhalb Stunden den 2061 Meter hohen Kaiserstein, den zweiten Gipfel des Schneebergs. Zum Andenken an weiland Kaiserin Elisabeth von Oesterreich hat man nahe dem Hotel ein Kirchlein errichtet. Ein Serpentineweg führt zur Gruselwarte (Abb. S. 1137), von deren Höhe schauerliche Schluchten schräg abfallen.

Der Sonntagsausflügler benützt in den Abendstunden wieder den Zug zur Heimfahrt und bringt von dem kurzen Aufenthalt auf der Alpenhöhe in das Alltagsleben mit: die Erinnerung, ein Sträußchen Blumen und — die Sehnsucht.



Ewig still.

Roman von
Hermann Stegemann.

13. Fortsetzung und Schluß.

Ja, ein Mitschuldiger! Und stand er nicht auch neben Sabine als ein Mitschuldiger? Und Gebhard ihnen gegenüber als der Schuldlose, mehr noch als der Gläubiger, der Geschädigte, der unendlich tief Gefränkter, dem sie diese ganze Schuld nie zurückzahlen konnten? Aber nein, so lebten sie das Leben nicht, so unfrei und verlogen sperrten sie sich nicht in den Käfig eines entarteten Gewissens! Sie waren Gebhard nichts schuldig geworden, so wenig er selbst als Vinzenz Herrenrieder seiner Frau etwas schuldig geworden war mit jenem seligen Rausch und Jugenddrang.

Er fuhr jetzt hinaus, Sabine das Mandat abzurufen, und jetzt mußte sie ihm nachgeben. Gebhard Gornier hatte nicht verteidigt sein wollen, aber er hatte den Vater doch auch um ihretwillen getötet. Es war kein Mord, und wenn es mit Vorbedacht geschehen wäre, so wäre es trotzdem kein Mord. Es war eine Tat, über die sieht man nicht mit Paragraphen zu Gericht.

Tief in die Erde des leeren Coupés gedrückt, kämpfte Vinzenz Herrenrieder mit seinen Gedanken. Draußen standen die Kornfelder gelb und rot, stieg der Erntetag aus warmen Dünsten.

Er tastete nach dem Buch in der Rocktasche und zog es hervor. Noch eine gute Stunde Eisenbahnfahrt, er wollte nicht untergehen in seinen Gedanken. Wenn er Sabine gegenübertrat, kamen sie ihm von selbst.

Als er das Buch aufschlug, fiel ein dicker Brief heraus. Richtig, Lotte hatte ja von einem Brief gesprochen! Oder irrte er sich da? Ein verschlossener Umschlag, ihre Handschrift — mit einem gerührten Lächeln öffnete er den Brief.

„Lieber Vinzenz!

„Ich bin feig und kann es Dir nicht sagen, aber ich kann es auch nicht länger mit mir herumtragen, und ich bin nun auf diesen törichten Ausweg gekommen und schreibe das nieder, was ich Dir nicht sagen kann, und wenn Du morgen nach Hohenried fährst, dann nimmst Du den Brief mit, und Du wirst ihn gewiß finden, wenn Du unterwegs Dein Buch aufschlägst, und wirst ihn auch lesen. Aber Du sollst nicht glauben, daß ich Dir den Brief und das Geständnis gerade jetzt mitgebe, weil Du vielleicht jetzt leichter darüber wegstommst. Ich habe nur keine bessere Gelegenheit gefunden, und ich muß es Dir jetzt sagen, seit ich alles weiß von Dir und Sabine.

„Das hat mir Mut gemacht, und ich hätte es Dir schon lange sagen müssen oder am Ende auch nie. Nie wäre ich vielleicht auch gegangen, aber dann hätt ich daran geschleppt, und ich wäre nicht ohne ewige Unklarheit und Verstellung Deine Frau gewesen, denn es ist auch für mich so, wie Du gesagt hast, daß die Vergangenheit nicht verschwindet. Ich sehe sie immer dastehen, und ich wollte nur, ich könnte sie so zu einem Ganzen weben wie Du.“

„Zum Ganzen weben!“

Hatte sie das Wort Goethes bewußt gebraucht, oder war es ihr Eigentum? So überlegte er pedantisch, und dabei brausten in ihm die wildesten Empfindungen, stießen sich in seinem Kopf die ärgsten Gedanken.

Jetzt zuckten seine Züge plötzlich in heftiger Erregung. In dem Brief stand etwas, das griff ihm ans Herz, in dem Brief lauerte das Schicksal!

„Ich will Dir einfach erzählen und keine Angst haben. Wenn Du sagst, ich hätte es Dir vorher erzählen sollen, so könnte ich antworten, daß Du mich zu Deiner Braut gemacht hast, ohne mich zu fragen. Aber ich bin's geworden, das ist auch wahr, und bin's so selig geworden, denn ich hab dich liebgehabt vom ersten Sehen, damals in Deinem Bureau. Ich hab auch lange gar nichts anderes denken können und mich an gar nichts erinnert, bis es zu spät war, und bis ich fortgetrieben wurde wie in einem Strom und Du sagtest: Ich wäre Deine Frau. Ich bin nicht zum Theater gegangen, um eine große Künstlerin zu werden, aber ich wollte eine werden, weil ich in ihr ganz aufgegangen wäre. Es hat mir auch nichts getan, das Theater, als daß ich mich recht abgeschuftet habe. So nennt man's dort. Ich hab viel sehen und erleben und viel abwehren müssen, und ich hab kein rechtes Engagement gefunden, weil ich so war. Du hast mich einmal in jener wundervollen Schneenacht aufgerüttelt und hast mich gefragt, ob ich alles dafür opfern könnte. Da hab ich eingesehen, daß ich keine Flamme bin, die alles verzehrt, um zu brennen.

„Ich bin heute ganz anders, und ich kann's fast nicht glauben, daß das bißchen Zusammenleben mit einem Mann einen so verwandeln kann, aber dieser Mann bist Du. Vielleicht hab ich Dich morgen nicht mehr! Lieber Binzenz, ich hab den Fanto schon ein paarmal getroffen und Dir immer erzählt, wie er mich angerebet hat, und weiß auch, daß Dir das nicht angenehm war. Nicht seinetwegen und auch nicht Deinet- und meinetwegen, aber der Ratsch macht daraus leicht etwas zurecht. Als ich ihn das leßtemal sah — das war vorgestern — da sagte er mir, es ginge nicht mehr länger, er wolle zurück zur Bühne. Er hat mich um Verwendung gebeten, ob ich ihm helfen wollte, und da hab ich ihm gesagt, daß ich auch wieder zur Bühne ginge. Er hat gar nicht gefragt, warum, er ist gleich ganz weg gewesen und hat phantasiert von den wundervollen Engagements, vom Theater, von Triumphen, von allem, als wär ich wirklich eine große Künstlerin, die jetzt ihrer Kunst wiedergeschenkt würde. Das hat derselbe Fanto gesagt — — —“

An dieser Stelle war die Schreiberin unterbrochen worden. Die nächste Zeile verriet in größeren steileren Buchstaben und festeren Strichen den Entschluß zum Bekenntnis.

„Eben komme ich von Fanto zurück. Mein Gott, wie schrecklich und doch vielleicht besser so! Er wird nicht mehr herumgestoßen werden als Chargenspieler. Er wird sterben. Ich glaube nicht daran, daß das ein Wink des Schicksals war, und ich hatte ja den Brief auch schon begonnen und kann auch allein den Weg zum Theater zurückfinden, aber als ich bei ihm saß und Du neben uns standest, hab ich doch so ein Schuldbewußtsein in mir gehabt. Ich werde es nie vergessen, wie der alte Fanto auf unserem Sofa gelegen hat und mich ansah, ehe sie ihn forttrugen. Sprechen konnte er nicht, er wird langsam zu Ende träumen im Krankenhaus, und ich will Dir nun erzählen, warum ich zur Bühne gegangen bin.

„Ich habe zu Hause nicht mehr loskommen können von der Vergangenheit. Als ich vierzehn Jahre alt war, wußte ich schon, daß das Leben an den Mädchen vorbeigehen kann. Ich war früh reif. Ich hab's nicht in der ‚Frau vom Meer‘ gelesen, Binzenz. Als ich achtzehn Jahre alt war, da hab ich geglaubt, es hätte mich eingeholt — das Leben! Ich hab ihn liebgehabt, Binzenz, ohne Überlegung, ganz aus dem Bedürfnis des Liebhabens und des Seligseins heraus, ich hab die kleinen Heimlichkeiten wie große Geheimnisse empfunden und gehütet und nichts gedacht, als bei ihm sein und ihn lieben. Heute begreife ich die Lotte von damals nicht mehr, aber ich begreife sie nur deshalb nicht mehr, weil ich Dich liebe. Ganz anders liebe! Daß ich damals in einer ersten Liebessehnsucht aufgegangen bin, wundert mich nicht, nur, wenn ich sie geschenkt habe.

„Es ist ganz allmählich gekommen, aber schon im Anfang hab ich gefühlt, muß ich gefühlt haben, daß diese Liebe mich weiter und weiter locken würde. Nein, nicht locken, sie war ja in mir, und ich war ganz Liebe und Zärtlichkeit. So wie die Blumen ganz Blume und Duft sind — verstehst Du mich? Denn ich will, daß Du verstehst, wie es war. Denk an Sabine, und ob sie so war, und wenn sie so war, dann weißt Du ja am besten, wie so ein junges Menschentum nichts mehr ist und sein kann, und wie es ganz Liebe und Süßigkeit wird. Er hat mich so dumm und so wild geliebt, wie er konnte. Heute ist er mir ein fremder Mensch, er lebt gar nicht mehr, er ist damals gestorben, als wir plötzlich aufgewacht sind. Er war so jung wie ich, nicht viel älter, mein ich. So wie Du vielleicht damals warst, als Du — aber das ist nicht das gleiche. Im Salon und hinter den Portieren und auf dem Heimweg im Flur und im Saal beim ersten Tanz, und wenn wir uns trafen an windigen Ecken; es ist nicht das gleiche wie dort, wo Du morgen hinfährst. Du hast gesagt, Dein Leben ist ein Ganzes, und man soll nichts weglügen und nichts wegschweigen, was einen zum Menschen hat machen helfen in der Vergangenheit. Das ist furchtbar, Binzenz! Denn wer kann unterscheiden, was dazu zählt und was nicht. Seinen Namen erfährst Du nie. Ich hab hier niedergeschrieben, was ich zu spät erzähle.

„Jetzt ist es genug. Nun weißt Du auch, warum ich oft so ängstlich in Deinen Armen war, es war die Angst, ich fände Erinnerungen in mir, die es so doch gar nicht geben kann. Siehst Du, das hat mich damals aus dem Haus getrieben. Ich mußte etwas vor mir haben, und da gilt man nun für ein Talent, weil man Temperament hat und den Hang zu Selbstentdeckungen hat, und da war die Bühne wie eine Rechtfertigung und wie eine große Zukunft. Da wird man immer neu geboren, so dachte ich wenigstens, und ich kann vergessen, und wenn ich Rückfälle habe, so lebe ich sie auf der Bühne aus und bin dann eine andere. Bis Du kamst! Du hast mich zu einem neuen Menschen gemacht, tußt es immer noch und wirfst es noch tun, wenn ich nicht mehr bei Dir bin. Ich war nicht sein, wie Sabine Dein war, aber ich war sonst noch viel mehr sein, denn von mir ist nicht alles abgefallen wie von Sabine. Du hast nichts in ihrem Wesen zurückgelassen, aber ich, ich weiß nicht, wieviel ich von ihm habe. Und es ist doch so merkwürdig, daß ich ihn nicht geliebt habe, wenn ich heute denke, daß ich Dich liebe. Aber siehst Du, schon das Vergleichen wird mir zur Qual. Du bist nicht mehr der Binzenz von damals, und Sabine ist es nicht mehr! Ich, ich liebe ihn schon ewig nicht mehr,

aber ich habe so entsetzlich Furcht, daß ich noch dieselbe bin. Nicht weil's nur sechs Jahre her ist, sondern weil — ach Gott, ich weiß nicht, wie ich's erklären soll!

„Ich packe keinen Koffer. Ich lege mich ganz ruhig zu Bett heute abend und schlafe. Ich hab ja den Brief geschrieben. Du fährst morgen zu ihr. Ich meine manchmal, der junge Vinzenz fährt zu seiner Sabine, und dann will ich fast weinen. Armer Gebhard! Er ist unschuldig, und wenn er auch gelogen und seinen Vater wirklich ums Leben gebracht hat! Ich könnte ihn liebhaben, als wenn ich ihm etwas Liebe schuldig wäre, und Du, Du mußt ihn verteidigen, und deswegen ist es unrecht, daß ich jetzt mit meiner Sache dazwischentrete, aber ich bin ja so feig, Vinzenz!

„Jetzt hast Du's ja gelesen, jetzt weißt Du ja, daß ich so eifersüchtig bin auf Sabine, auf die Sabine von damals, die ich vor mir sehe mit Deinen Augen, so schlant und fein und jung, und wie sie Dich liebt, und wie Ihr selig seid, und ich, ich bin's nicht, ich hab Dich erst jetzt, und Du hast ein eigenes Leben mit vielen tausend Tagen und Nächten und Menschen und Gedanken und Leiden und Freuden, und das alles zusammen bist Du geworden, und ich kann nicht hinein und hab Dich so grenzenlos lieb und kann doch nicht ganz unberührt hinein in Dein Leben, denn ich küß Dich ja mit einem Mund, der das Küssen von einem anderen gelernt hat, und ich bin ja so wenig sicher, ob's nicht wieder kommt, ob die Vergangenheit nicht in einem fortlebt und ich auf einmal träume, er ist's, und Du nicht! Vinzenz, das ertrag ich nicht! Vinzenz, das erträgst Du nicht, ich will nicht so neben Dir leben, und Du, Du fährst morgen mit diesem Brief ins Ried, und ich seh Dich nie mehr wiederkommen, wie Du fortgehst. Zu mir nie mehr, denn morgen siehst Du mich mit anderen Augen.“

Vinzenz sammelte die schmalen, eng beschriebenen Bogen. Den Umschlag hatte er als Lesezeichen stecken lassen im ungelesenen Buch.

Er war angekommen und stieg aus. Müde und zer schlagen. Der Postwagen rüttelte ihn, im leeren Gehäuse umflirrten ihn die Scheiben.

In Schlieren stieg er wieder aus. Der Sommermorgen leuchtete in buntem Glanz, die Luft wallte spiegelnd über den Feldern, in den Mooren zitterte geheimes Leben.

Er schritt die Straße entlang, warf sich in einen Feldweg, umging die sorgigen, giftgrünen Strecken und blieb endlich müde, abgehegt stehen. Mitten in der Einsamkeit.

Vinzenz Herrenrieder las den Brief noch einmal. Aus weiter Ferne kam's wie Menschenstimmen und verstummte wieder. Unermüdet geigten die Grillen.

Nun sammelte er die Bogen zum zweitenmal und saß mit aufgestühtem Kinn in der großen Stille.

Da kamen Glockenklänge über das Ried gezogen und ruderten mit schweren Flügelschlägen durch die Luft.

Er stand auf, deckte einen Augenblick die Hand fest über die Lider und wanderte nach Hohenried.

Sabine stand auf dem Hof. Lorenz spannte den Schimmel ein, und Sabinus schleppte die Wendgabeln und die Rechen. Kein Knecht, keine Magd. In der Sommerfonne brütete das Schweigen.

Lorenz blickte trozig, mit einem hartgewordenen Ausdruck im hageren Gesicht, und schirrte den Gaul. Sabinus wurde rot und schluckte krampfhaft und blieb stehen wie angewurzelt. Sabine machte eine Bewegung zur Flucht, dann trat sie ihm langsam entgegen, blaß unter der Bräune, das Gesicht aus klarem Wachs gegossen.

Er bewegte sich wie ein Willenloser, der von außen gelenkt wird, und war doch ganz gesammelte und mühsam zusammengehaltene Energie.

Nun standen sie allein in der Stube.

Endlich fragte Sabine: „Wann kommt er heim?“

„Das kommt auf die Geschworenen an.“

„Er kommt nicht vor die Assisen.“

„Es ist schon beschlossene Sache, Sabine.“

„So geht's noch manche Woche, aber dann sprechen sie ihn los.“

„Wenn er einen Anwalt hat, und ich seh alles dran, Sabine, so kann's mit geringem Zuchthaus gebüßt sein.“

„Zuchthaus! Sie sprechen ihn los. Er braucht keinen Advokaten.“

„Sabine, ich bin gekommen, um deine Zusage zu holen, daß ich ihn verteidigen darf.“

„Und das tut mir der Vinzenz an? Das tut er mir mit dem Willen des Gebhard?“

„Aus mir tu ich's, Sabine, und für dich und die Buben und für den Gebhard.“

„Vinzenz, du hast den Weg noch einmal gemacht. Es ist gut so. Jetzt kannst du ruhig schlafen.“

„Ich komm, weil es sein muß. Auch für mich, Sabine. Und ich geh nicht ohne deine Zusage. Oder ich geh und lüg und sag ihm, sie will's!“

„Spar's auf, Vinzenz, es geht dir nicht leicht, das Lügen! Ich geh selber und sag ihm Bescheid, daß du nicht lügen mußt.“

So lange war Herrenrieder lustlos und wortfarg geblieben, trafen Red und Gegenrede feindlich auseinander. Jetzt taute langsam der Eiskloß, der ihm in der Brust eingefroren war und ihn zu einem kalten Menschen gemacht hatte.

Sabine selbst zer schlug ihn, als sie noch einmal nachstieß.

„Ich danke dir nicht, daß du gekommen bist. Denn ich glaub's nicht, daß er dich schickt. Ich wollte, ich könnte es ihm abnehmen und für ihn im Schatten sitzen, und er wär auf den Matten mit den Buben! Aber es kann nicht sein. Er will's nicht, nicht sehen darf ich ihn in dem grauen Loch! Das hat er mir sagen lassen. Und er kommt frei, und alles andere, alles andere ist ein Lug.“

„Ein Lug, Sabine!“ flammte er auf, und plötzlich stieg es ihm aus der Brust und fuhr durch alle Adern, als wär die Last von seinem Herzen gewälzt. „Es gibt nur eine Lüge, Sabine, und die hast du hüten helfen. Ich schelt dich nicht darum, und ich schelte auch den Gebhard nicht. Ich weiß jetzt, wie die Sabine Reiter frei und leicht zu ihm gekommen ist, und wie meine Mutter ihm das Herz aufgerichtet hat. Es ist etwas Schönes darum, aber glaub nicht, Sabine, daß eure Lüge noch gilt; er hat gestanden, er hat's dem Richter eingestanden, daß er den Vater unter das Faß gelegt hat. Unter den Händen ist er ihm geblieben, und nun mußt du ihm den Advokaten stellen, und was ein Mann tun kann für den Gebhard Gerner, das will ich tun, denn es ist kein Mord geschehen, kein Totschlag, es ist geschehen, wie Dinge geschehen, die geschehen müssen!“

Breit stand er in der Stube. Er schüttelte sich wie ein gereizter Stier. Die Worte sprangen aus seinem Mund, auf seiner Stirn waren die Adern geschwollen, die Stimme tönte mächtig durch die Stube.

Tönte und verklang. Stille — lastendes Schweigen. Plötzlich ein Schrei, ein langer, heller, wilder Schrei. War das Sabine, die so schrie?

Sie hatte die Arme ausgestreckt, im starren, erstorbenen Gesicht standen die Augen weit offen, und aus dem Mund fuhr der helle Schrei und stieß sich in der Stube und brach durch die Wände und stürmte über den Hof und den Garten, den Gottesacker und das sommerfelige, sonnentrunkene Ried.

„Um Gottes willen! Sabine, Sabine! Komm zu dir! Himmel und Erde, Sabine!“

Von Grausen geschüttelt, hatte er ihr die Arme auseinandergerissen, preßte sie an sich, fuhr ihr verzweifelt mit den Händen über das erstarrte Gesicht, bedeckte mit der Hand ihren Mund und konnte ihn nicht ersticken, den gräßlichen Schrei.

Ein Poltern auf der Treppe, ein Sturm gegen die Tür, wild sprangen die Knaben in die Stube.

„Mutter!“ jammerte der Sabinus.

Stumm, mit verbissenen Zähnen trug der Lorenz eine Art vor sich her. Da zerbrach der Schrei in Sabines Brust und erstarb. Es war wieder still.

„Geht nur brav, ihr Buben, es geschieht ihr nichts“, beschwichtigte Vinzenz die Knaben.

Aber Sabinus drängte sich an die Mutter und hielt sie fest umklammert.

Lorenz wußte nicht, was die Art sollte, drehte sie unschlüssig in den Händen und fand endlich Worte.

„Was ist mit dem Vater? Ich hol ihn heim, ich hol ihn schon heim!“

Und er grub die Fäuste in den Artgriff.

„Wir holen ihn selbender, Lorenz“, antwortete Vinzenz sanft.

Da tastete Sabinus leise nach Herrenrieders Hand.

Sabine richtete sich langsam auf. Als sie von ihm wegrat, ging sie schwerfällig, und ihr Gesicht war eingesenken.

Die Knaben zogen zögernd hinaus. Sie hatte sie angesehen, da waren sie gegangen.

„Erzähl mir alles!“

Er erzählte ihr, was es zu erzählen gab, und es wurde ein Plädoyer für Gebhard Gorner.

Sabine lehnte am kalten Ofen und hielt die Handflächen an die Backeln.

„Das ist alles, Sabine. Und nun weißt du, warum ich gekommen bin.“

„Es gibt einen, der dich liebgehabt hat, und einen, mit dem bist du zusammengewachsen. Der zahlt es dir wie kein anderer. Und jetzt gib mir Vollmacht, denn wenn ich komm und sag ihm, sie will's, dann —“

„Das kann niemals sein, Vinzenz“, unterbrach sie ihn fest. „Ich kann ihm nicht sagen lassen, er soll einen Anwalt nehmen, weil er den Vater umgebracht hat, denn das hat er gelogen.“

„Sabine, ich begreif, wenn du länger standhältst, Frauen halten darin immer hartnäckiger stand —“ seine Stimme zitterte bei diesen Worten — „aber es hilft nichts mehr.“

„Er hat gelogen, Vinzenz, denn der Vater ist schon wie tot gewesen, ist wohl schon eine Leiche gewesen, als der Gebhard hinabgestiegen ist in den Keller.“

Sie stand immer noch im Ofenschatten, die runden grünen Backeln glänzten wie hundert aufgeschreckte Augen.

„Sabine! Sabine!“ — ein furchtbarer, ein unfasslicher Verdacht umgeisterte ihn — „Sabine, was willst du damit sagen?“

Und als er so fragte, war's ihm, als hätte ihn dieser Argwohn schon einmal gestreift.

„Daß Gebhard zweimal gelogen hat. Zweimal für mich gelogen. Aber das zweitemal ist zuviel. Der Vater ist nicht mehr am Leben gewesen, also hat er ihn auch nicht erschlagen.“

„Aber es ist kein Unfall, Sabine, es ist auch kein Hirnschlag: Es muß es eins getan haben!“

Da löste sie sich aus der Ecke und kam langsam mitten in die Stube.

„Also denn: ich hab's getan.“

„Sabine!“

„Mach lels, Vinzenz, die Buben sind noch auf der Stiege.“

Zwei Tränen sprangen und verbrannten in ihren Augen.

Er machte eine wilde Bewegung, als könnte er alles wie ein Gespinnst zerreißen, das sich um ihn schlang, und setzte sich schwer auf den Stuhl am Tisch, stützte den Kopf mit beiden Händen und versuchte rasch und kräftig Ordnung zu machen in seinen Gedanken.

Ein bitteres Lächeln grub sich in Sabines Mundwinkel. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Es braucht am End bessere Augen als uns beide allein. Aber die Buben nicht! Und Glauben sind ich schon. Er hat sie ja nur niedergehalten mit dem, was er gesagt hat im ‚Österreicher‘. Sie glauben es, wenn ich's berichte, und die Jenz findet auch die rechte Zeugenschaft wieder, wenn es heißt, die Sabine ist's gewesen. Ich weiß nicht, ob ich's gewollt hab, aber ich hab ihn ans Lager gedrückt, bis er nicht mehr aufgestanden ist. Und es geht keinen Menschen an, nur den Gebhard! Und was der für mich getan hat, das legt meine Hände unter seine Füße. Aber auf sich nehmen soll er es nicht! Nicht einmal teilen soll er's mit mir! Ich weiß jetzt, daß er alles getan hat für die Sabine!“

Das bittere Lächeln war verschwunden, die Maste der Verzweifelte hatte sich geglättet, wie verklärt schien einen Augenblick ihr Gesicht.

„Und für die Buben und für den Hof hat er's getan!“ entgegnete Vinzenz hart.

Sie nickte ruhig.

„Kann sein. Es macht's mir leichter, wenn auch das noch im Spiel ist.“

Ihre Hand glitt von seiner Schulter.

Er stand entschlossen auf. „Was jetzt, Sabine?“

„Jetzt schreib ich's auf, und du nimmst es mit!“

Er wollte sprechen. Sie hob langsam die Hand.

„Zwei, alle zwei, den Vater und die Mutter, sollen sie ihnen nicht in den Turm setzen; ich bleib, bis man mich findet.“

„Und was soll ich Gebhard sagen?“

„Daß es keinen Advokaten braucht, auch den Vinzenz nicht. Auch ich nehm dich nicht zum Advokaten, Vinzenz Herrenrieder.“

„Überleg's, Sabine. Es hat dich zu geschwind überkommen. Wenn du es wirklich getan hast, dann bist du nicht bei dir gewesen. Eine Frau —“

Sabine schüttelte den Kopf. „Hör auf, du hast den Rant noch nicht gefunden. Für ihn, da hättest du fran! und gewaltig geredet, mich redest du hinein und nicht heraus.“

Und er fühlte, wie wahr sie gesprochen hatte.

Und er ist von ihr gegangen, nachdem er noch einmal ihre Hand gehalten hatte, und sie hat ihm ein Schriftstück aufgedrungen, darauf hatte er warten müssen, denn sie hat ihm die Knaben als Hüter gesetzt, bis sie es mit mühsamen

Buchstaben, die nicht mehr aus den Heften der Sabine Reitter kamen, aufgezeichnet hatte.

„Grüß mir den Gebhard! Ich schick ihm die Buben.“

„Sabine, was soll daraus werden?“

„Grüß mir den Gebhard“, wiederholte sie ruhig, und in ihren Augen erschien ein zärtlicher, schwimmender Blick, der traf Vinzenz Herrenrieder so tief, daß er verstummte. Die Vergangenheit schob sich zwischen ihn und Sabine Gorner, bis er auf dem Weg über das Ried auf einmal mit einem Schauer der Erinnerung diesen Blick wiederfand in den Augen der jungen Sabine Reitter.

Zweimal holte er den Brief Sabines hervor, unschlüssig, wog ihr Schicksal und ließ ihn endlich in das Buch gleiten. Er wollte nicht schwächer sein als sie. Er trug ihn aufs Gerodt.

Plötzlich blieb er stehen. Mitten im Ried. Die Grillen zirpten, ein Weih zog im dunkeln Blau seine ruhigen Kreise, im nahen Schilfbruch flüsterte es leise.

Vinzenz nahm einen Brief heraus, vier eng beschriebene Bogen, legte sie sorgfältig übereinander, riß sie mitten durch, legte sie noch einmal zusammen, riß sie quer durch und dann mit harten Fingern in immer kleinere Stücke und Stüchchen, und als am Schlierentopf der Wind einen Trichter drehte, da warf er sie hinein, und die Schnitzel zogen mit den Sommervögeln im bunten Wirbel über die blühende Heide.

Zu Lotte aber hat er nie davon gesprochen, und sie, die wie auf ein Urteil gewartet hatte, hat nur den leeren Umschlag im Buch gefunden, als Beweis, daß er ihren Brief gelesen hat. Er hat ihr das Buch in die Hände gelegt, nachdem er Sabines Bekenntnis herausgenommen hatte. Und dann hat er seine Frau still in die Arme gefaßt und auf den zuckenden Mund geküßt und Lotte nie mehr danach gefragt.

Gegen Abend aber sind Lorenz und Sabinus des Wegs gekommen, wo Lottes Brief und ihre Vergangenheit im Ried versunken war. In ihren Sonntagskleidern, die Jaden über dem Arm, so kamen sie gegangen. Lorenz hatte das Reisegeld im Hosensack, das klang, als wären es lauter Kronentaler. Sabinus trug einen Buschen Moorblumen.

Sabine hatte beide ausgerüstet. Sie war dem Ältesten über das Gesicht gefahren mit beiden Händen und hat gesagt: „Sorgst mir für den Vater, und daß alles recht gewerket wird!“ Und dann hatte sie den Jüngeren umfaßt: „Du wirst ein Schnitzler und ein Malersmann, sagen sie, dir kann's nicht fehlen.“

Die Knaben verstanden sie nicht recht, aber da es ihre erste Reise war, so schienen ihnen die Sprüche gut, und Lorenz antwortete: „Zuerst müssen sie uns den Vater herausgeben, dann gehen wir in die Polackei!“

„Ja, das müssen sie. Geh zum Doktor Herrenrieder, ich hab's dir aufgeschrieben auf dem Zettel, wie ihr euch hinfindet, und jetzt soll er euch helfen.“

Als sie die Straße hinuntergingen, stand Sabine an der Kirchhofsmauer.

Sie blickte ihnen nach und stand lange dort mit verschränkten Händen wie die Mutter Gottes im Ried. Und wie das Bild der Wunderthätigen in jener Wassersnot plötzlich die Arme ausgestreckt haben soll, so streckte Sabine Gorner die Arme aus, als sie ihre Buben nicht mehr sehen konnte. Dann brach sie nieder an der Mauer, und es schüttelte sie, daß ihr das Augenwasser in heißen Tropfen auf die sonnenwarmen Steine floß.

So lag sie, aber ihr Vorfaß kam nicht mehr ins Wanken.

Sabine hatte den Weg gefunden, den sie gehen mußte, und ging ihn ohne Furcht.

Das Haus war beschloffen, der Schlüssel lag unter der Fußmatte, die Kühe waren gemolken, der Schimmel schnob im Heu. Schon hatte der Bürgermeister die Gant angelegt, um Vieh und Fahrhabe unter den Hammer zu bringen, denn der Riedhof brach zusammen unter dem Unglück. Niemand stundete dem Gorner, kein Knecht schnitt ihm das Gras.

Als Sabine durch das Dorf ging, lag es wie ausgestorben. Ein Fenster schlug im „Österreich“, damit sie merke, daß man sich vor ihnen verschließe.

Wasser stand im Rahn, aber sie trat ruhig hinter die Stehruder, legte sie in die Krampen und trieb das Schifflein stetig hinaus auf den klaren See. Drüben badete die Abendsonne den jungen Wald. Sie ruderte darauf zu.

Ein Stück Rodland, das hatte Gebhard frisch gebrochen, als er verhaftet worden war. Mit ihr zusammen, die Buben hintendrein, es war ihr letztes Tagewerk gewesen. Wurzelstöcke und Steinbrocken, die vom Klarenberg versprengt waren, saßen noch im Grund. Zu schwere Arbeit für Sabine, hatte Gebhard gemeint.

Jetzt tat sie sie allein.

In der hochaufgesteckten Schürze sammelte sie die Steine. Wo ein fester Erdkern an den See tritt, daß das Wasser klar und tief an ihm hoch heraufsteigt, da hatten sie die ersten abgeladen.

Sabine sammelte die letzte Last. Schwer geknotet straffte sie die Schürze, so viele und so große Steine hatte sie hineingebunden. Mühsam tat sie die wenigen Schritte ans Ufer.

Es summt im Laub und gurgelte im Moor, Fische sprangen, und in roten Wellen slutete der Sommerabend über das Ried.

Da tat es einen harten Schlag, dumpf und schwer, und einen Augenblick erschraf die Stille, und ein mildes Kennen war im Schilf, Blasen stiegen, Schatten sanken, Wellenkreise liefen über den zitternden Spiegel, dann beruhigte sich alles, und die Stille kehrte wieder ein.

Ende.

Weißer Lilien.

In allen Bäumen hängt die dunkle Nacht.
Nur hier und da noch eines Vogels Schrei,
Der ängstlich durch die tiefe Stille weht.
Ein letzter Hauch des Windes bringt den Duft
Von tausend Blüten leise zu mir her,
Ich zitternd er im Schoß der Nacht versinkt.
Im Garten stehen Lilien, mondbeglänzt,
Buntkäfer hängen in dem weißen Kelch,
Der einem bräutlich Bette schimmernd gleicht!
Und zitternd leuchtet's auf, bald hier, bald dort,
Wie kleine Sterne in die Nacht gestreut —
Darüber hängt des Mondes Silberband.
Und Silberströme fließen sanft dahin. . . .
Auf leisen Sohlen wandle ich den Weg,
Der zwischen Lilien selig zu dir führt!
Du harrest mein — und tausendfach entzückt
Trinkt meine Seele aller Schönheit Glanz,
Die mir die Nacht und deine Liebe schenkt.

Elly Elisabeth Essers.

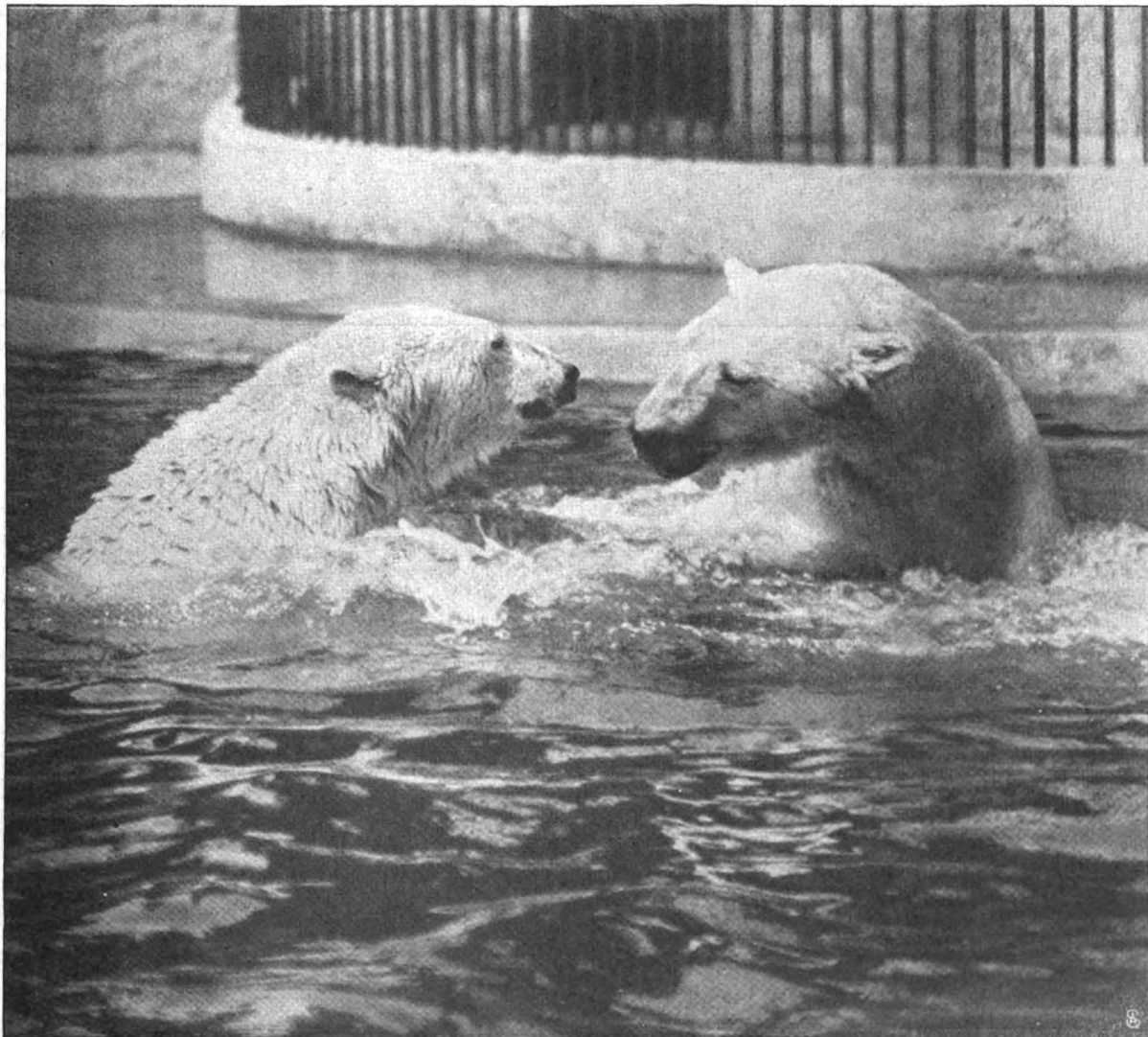
Eisbären im Londoner „Zoo“.

Von Dr. D. Heinroth. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Es ist erst wenige Jahrzehnte her, da berichteten die nordischen Walfischfänger Schauergeschichten von der Gefährlichkeit der Eisbären, und ein Teil davon ist auch in unsere naturgeschichtlichen Bücher übergegangen. Heute sind wir durch Naturforscher und Jagdsportreisende eines andern belehrt worden. Wir wissen, daß der Eisbär im allgemeinen dem Menschen aus dem Weg geht, wo er nur kann, namentlich dort, wo er mit ihm schon schlimme Erfahrungen gemacht hat. In Gegenden, die von Menschen so gut wie noch nie betreten worden sind, ist der Bär weniger furchtsam, und eine gewisse Neugier treibt ihn dazu, sich den Herrn der Schöpfung näher anzusehen oder, vielleicht besser gesagt, näher anzurücken, denn als Nasentier verläßt er sich vor allem auf seinen Geruch.

Bei den Eisbärjagden macht sich die Sache meist so, daß die Bären vom Schiff aus erspäht werden, wie sie, nach Beute suchend, die Küste entlang oder über

Land ziehen. Wenn es dann irgend möglich ist, versuchen einige rasch mit dem Boot aus Land gesetzte Leute ihn zu umgehen. Sobald er diese erblickt oder von ihnen Wind bekommen hat, zieht er sich zurück und geht schließlich, da seine Verfolger von der Landseite her kommen, ins Wasser. Merkwürdig ist nun, daß er in solchen Augenblicken gar nicht auf das vor ihm liegende Schiff achtet. Er richtet seine ganze Aufmerksamkeit auf die Menschen am Land und schwimmt, geschickt getrieben, manchmal geradeswegs ins Verderben, denn er erhält natürlich, sobald er dem Fahrzeug nahe genug ist, die wohlgezielte Büchsenkugel. Selbstverständlich verläuft die Jagd nicht immer so einfach. Häufig muß der Bär auch zu Lande erlegt werden, und dabei stellt es sich heraus, daß er, selbst schwer verwundet, doch nur selten zum Angriff übergeht. Eine gewisse Unschlüssigkeit seines Jagdwildes sichert dem Schützen häufig den Erfolg. Sehr be-



Ein Scheintampf im Wasser.

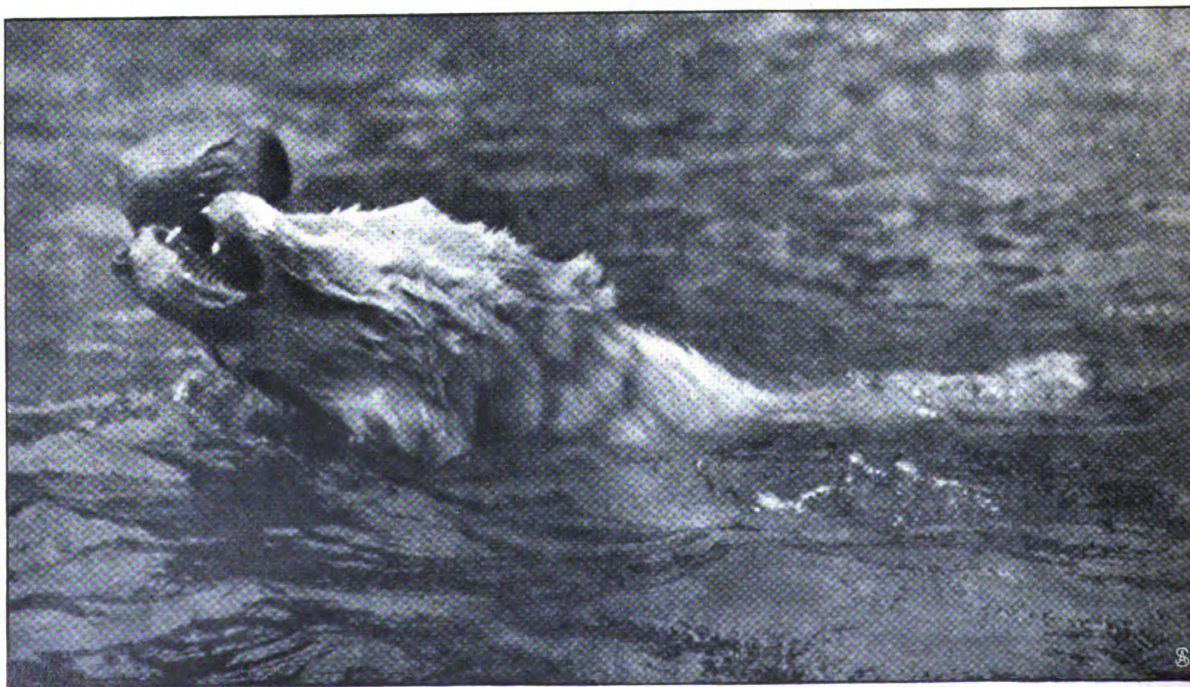
zeichnend ist ein Fall, den der verstorbene Zoologe Schaudinn berichtet. Das Junge einer Eisbärin war erlegt und die Alte selbst nicht sehr schwer verwundet worden. Sie gebärdete sich zwar sehr wütend, wagte aber keinen Angriff auf ihren nur durch einen ganz schmalen Waffergraben von ihr getrennten Gegner. Unserem Jäger waren die Patronen ausgegangen, in tollkühnem Eifer geht er nach Umgehung des Grabens schließlich mit dem Taschenmesser auf die Bärin los und erhält nun erst einen gut sitzenden Prankehieb, der ihm



Der Holzkloß als Spielzeug.

zwar nicht geschadet, aber an den er zeit seines Lebens gedacht hat.

Bekanntlich besteht die Hauptnahrung des Eisbären in Robben, die er, wenn sie, um Luft zu schnappen, auftauchen, fängt, oder die er beschleicht, wenn sie schlafend am Strand liegen. Da diese Seesäugetiere sich im Sommer bei offenem Wasser weithin verteilen, so wird es dem Bären dann oft schwer, unter ihnen Beute zu finden. Er ist dann bisweilen recht schlecht bei Leibe, und man findet seinen Magen voller Seegras, das er schließlich vor Hunger verschlingt. Eine bessere Mahlzeit



Glücklich aufgefangen!



„Come on!“

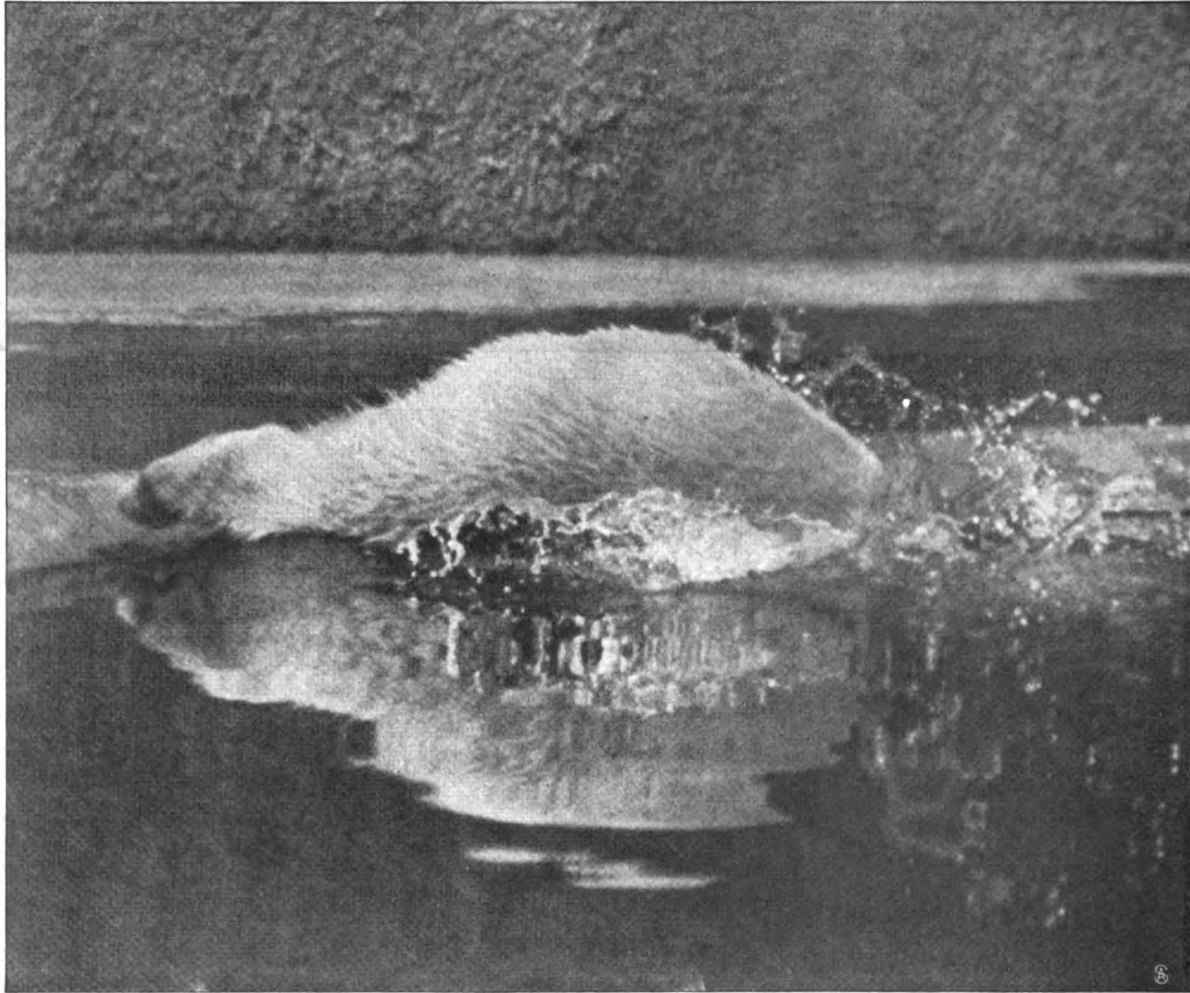


Das Eisbärengehege im Londoner Zoologischen Garten.

winkt ihm, wenn er auf einen Eiderentenbrütplatz gerät. Dann frist er ein Nest nach dem andern aus und verschmäht auch die brütende Alte nicht, wenn er sie erwischen kann. Aber solche Eierpeiße ist doch eine Ausnahme für ihn. Ihrem Instinkt folgend, legen die Eiderenten ihre Nester gern auf Inseln an, und zwar auch erst dann, wenn sie nicht mehr durch Eis mit dem Festland verbunden sind. So gern geht aber auch der Eisbär nicht ins Wasser, als daß er aufs Geratewohl oder aufs Ungewisse hin kleine Inseln absucht.

Neuerdings gelangen junge Eisbären massenhaft

gehege, sobald sich die Tiere in Bewegung befinden, ein Hauptanziehungspunkt, denn ihre ebensowohl von Kraft als von Gewandtheit zeugenden Spiele gewähren ein herrliches Schauspiel. Namentlich im Wasser führen sie ihre Scheinkämpfe auf, wobei man auch die ausgezeichnete Tauchfähigkeit der Tiere bewundern kann. Daß sie aus ihrer nordischen Heimat es gewöhnt sind, sich auch auf glattem Boden zu bewegen, das sieht man, wenn sie auf dem nassen, schlüpfrigen Zement herumtollen: die Füße sind nämlich auch unterseits, an den Sohlen behaart, so daß ein Ausrutschen



Lauchender Eisbär.

in den Tierhandel. Sie werden als kleine Dinger gefangen, nachdem man die Mutter geschossen hat. Vielfach wandern sie dann an Dresseure, die mit ihnen ja manchmal geradezu Massenveranstaltungen machen. Werden die Tiere älter und selbständiger, wollen sie sich also nicht mehr so ohne weiteres alles gefallen lassen, so gelangen sie schließlich in zoologische Gärten oder in Menagerien und erreichen dort bei guter Pflege ein hohes Alter.

Unsere Bilder entstammen dem Londoner Zoologischen Garten. Man hat dort vor etwa zwei Jahren eine großartige Einrichtung für Eisbären geschaffen; hier haben sie Platz genug, um sich zu Lande und zu Wasser auszutummeln. Natürlich ist dies Eisbären-

tunlichst vermieden wird. Auch der einzelne Bär vergnügt sich häufig mit einer Kugel oder einem Holzkloß, die er im Wasser hin und her wirft, um sie dann wieder einzufangen. Ist das Spiel beendet und steigt er ans Land, dann ist es ratsam, einige Schritte zurückzutreten, denn ein wahrer Regen ergießt sich weiterhin nach allen Seiten aus dem Fell des sich schüttelnden Tieres.

Ab und zu hat man auch schon in der Gefangenschaft von einem Eisbärenpaar Junge erzielt, aber dabei hat es auch für gewöhnlich sein Bewenden. Die Alte baut nämlich in der Freiheit ein Schneenest, in dem sie ihre Kinder zur Welt bringt und lange Zeit säugt, ohne das Lager zu verlassen. Da es nun in

unseren Breiten und im Dezember und Januar nicht andauernd so viel Schnee gibt, so ist die weiße Wöchnerin ganz ratlos, schleppt die Jungen umher und läßt sie verkommen. Ganz neuerdings sind übrigens, wenn ich mich recht erinnere, im Kopenhagener Zoologischen Garten dort geborene Eisbärenjunge gut aufgezogen worden. Mischlinge, deren Vater ein Eisbär und deren Mutter eine braune Bärin ist, sind sowohl in Stuttgart wie in Halle mit gutem Erfolg gezüchtet worden.

Wenn ich an einem recht kalten Wintertag mit jemand über den zoologischen Garten spreche, so bekomme ich gewöhnlich den Satz zu hören: „Jetzt muß sich der Eisbär doch sehr wohl fühlen?“ Das ist jedoch nicht zutreffend. Er verträgt zwar Kälte sehr gut, aber gern hat er sie nicht. Sobald das Quecksilber unter den Gefrierpunkt sinkt, geht er selten ins Wasser, und daher kommt es, daß er bei anhaltendem Frost von dem Kohlenruß der Luft schwärzer und schwärzer wird.

Bilder aus aller Welt.

Ein originelles Kostümfest ist vor kurzem in der Londoner Albert Hall gefeiert worden. Alle Teilnehmer erschienen in Kostümen, die vor hundert Jahren, also zur Zeit der Be-

freiungskriege, getragen wurden. So hatten sich mehrere Damen der Gesellschaft als Offiziere der gegen Napoleon verbündeten Armeen kostümiert. Aber auch Napoleon selbst und



Ein Kostümfest aus der Empirezeit in London: Fünf Damen der Gesellschaft in Uniform.

Von links: Miss Fleming (Reitende Artillerie), Miss Kerr Clark (Freischärler), Lady Newborough (Neapolitan. Husar), Lady Constance Hatch (Preußischer Husar), Mrs. Shuttleworth (Spanischer Dragoner).

Phot. Herald-Press.



Fr. Bertha Kruse,
Berlin, wurde 80 Jahre.

sein Hof wurden auf dem Fest dargestellt. Eine verdienstvolle Bühnenveteranin Frau Bertha Kruse, die Witwe des 1908 verstorbenen ehemaligen Bühnenleiters und Schriftstellers Georg Kruse (Silefius), vollendete am 22. Juni ihr 80. Lebensjahr. Sie hat an den von ihrem Mann geleiteten Theatern zu Görlitz, Breslau, Magdeburg, Aachen, Berlin (Nationaltheater) schöne Erfolge errungen.



Alfred Gerasch,

Wien, wurde z. f. f. Hofchauspieler ernannt.



Das erste Dante-Standbild

in Südamerika, wurde in Buenos Aires enthüllt.

Die große Aufgabe, am Wiener Burgtheater das Erbe des Meisters Josef Kajz zu verwalten, ist wenigstens zum Teil einem jungen Künstler Alfred Gerasch zugefallen. Kaiser Franz Josef hat die Leistungen Geraschs anerkannt, indem er ihn zum k. k. Hofchauspieler ernannte und ihm erlaubte, seinen Dank für diese Ehre in einer Audienz abzustatten.

Auch in Kamerun blüht der Rennsport. Vor einigen Wochen wohnen die Weißen von Duala voll Interesse einem Hindernisrennen bei. Wo Italiener wohnen, wird Dantes Namen verehrt. In Buenos Aires wurde vor kurzem das erste Denkmal enthüllt, das dem Dichter in Südamerika gesetzt worden ist. Herr Montini, ein auch in Berlin bekannter Bildhauer, ist der Schöpfer der wirkungsvollen Statue.



Vom Mai-Hindernisrennen in Duala.

Der Sieger C. Fischer auf seinem 6jähr. Hengst „Smallboy“



Ein Stück Alt-Bremen.

Zum Artikel „Bremen“ der anliegenden Bremen-Nummer der „Export-Woche“.

Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Original from

CORNELL UNIVERSITY

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenschrift für die Deutschen im Ausland und über See.

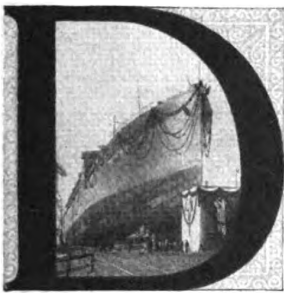
Nummer 27.

Berlin, den 6. Juli 1912.

14. Jahrgang.

Der Staat Bremen und seine Verwaltung.

Von Dr. W. v. Bippen.



Der Titel einer freien Hansestadt führt Bremen ebenso wie Hamburg und Lübeck erst seit einem Jahrhundert. Die drei Städte nahmen ihn an, als im Jahre 1806 das heilige Römische Reich zusammengefallen und damit ihre ältere Bezeichnung als freie Reichsstädte sinnlos geworden war. Unter ihrem neuen Titel sind sie dann in den Deutschen Bund und demnächst in das Deutsche Reich eingetreten, sie allein übrig geblieben aus dem reichen Kranze der Reichsstädte, die einst dem bunten Wirrwarr deutscher Staatsbildungen einen besonderen Einschlag gegeben hatten.

Die drei Städte hatten nach dem Untergange der deutschen Hanse die Erinnerung an die Glanzzeit ihrer mittelalterlichen Tage immer treu bewahrt. Sie wußten sehr wohl, daß damit die Erinnerung an die ehemalige deutsche Meeresherrschaft verbunden war. Der Name der Hanse, wenngleich er etymologisch nicht darauf hinweist, ruft in unserer Vorstellung unmittelbar eine Beziehung zum Meere wach. Eben das gibt dem Titel noch heute eine nationale Bedeutung.

Die Flaggen der Hansestädte haben jahrhundertlang Deutschland auf dem Meere vertreten, als Kaiser und Reich kein Seeschiff ihr eigen nannten und gemächlich den Städten die Pflicht überließen, die sie selbst zu erfüllen weder die Einsicht noch die Macht hatten. Als dann Kaiser und Reich gar dulden mußten, daß große Stücke der deutschen Meeresküste in die Hände der Fremden kamen, da war es freilich auch mit der Seemacht zu Ende, mit der die Hanse einst gegen die nordischen Nationen, gegen England und Frankreich Deutschlands Interessen und Ehre gewahrt hatten. Aber nicht verloren war die durch Jahrhunderte im Kampfe mit den Gefahren des Meeres erprobte Kraft und Zähigkeit des hansestädtischen Bürgertums. Sie hat in trüben Zeiten „dem Vaterlande die Elemente künftiger Größe gerettet, die in Handel und Schifffahrt und in kühnen Unternehmungen auf fernem Gestaden enthalten sind“.

Die Erfüllung dieser besonderen nationalen Aufgabe hat es vornehmlich bewirkt, daß die drei Städte, die allein von allen alten Hansestädten Reichsstädte ge-

wesen waren, ihre staatliche Selbständigkeit bewahren konnten, während alle anderen ehemaligen Reichsstädte im Strudel der Ereignisse zugrunde gingen.

Unter den drei Städten ist Bremen die älteste. Sie steht heute im zwölften Jahrhundert ihres geschichtlichen Lebens, im zehnten Jahrhundert ihres Charakters als Stadt. Auf echt sächsischem Boden gelegen, aber nahe benachbart den Friesen, die die südliche Nordseeküste besetzt hatten, hat Bremen in seiner ursprünglichen Einwohnerschaft die hervorragendsten Züge der beiden Volksstämme in glücklicher Mischung vereinigt: die zähe Ausdauer der fest an ihre Scholle gebundenen Sachsen mit dem kühnen Wagemut der Friesen, denen die Meereswogen eine zweite Heimat waren. Dahin wies der Weserstrom auch den Kaufmann, als dieser gegen Ende des zehnten Jahrhunderts in Bremen sesshaft wurde.

Und er hat nicht gezögert, diesen Weg zu betreten. Nach weniger als einem Jahrhundert waren ihm nicht nur die nordischen Meere vertraut, sondern auch die europäischen Küsten des Atlantischen Ozeans. Mit den Gütern aber, die er in den fremden Häfen eintauschte, brachte er auch Charaktereigenschaften von hohem Werte heim. Er hatte in weiten Horizonten unter Sturm und Stille Ausdauer und Geduld und Vertrauen in die eigene Kraft gewonnen, hatte das rauhe Schiffsvolk befehligen und rasch und sicher sich zu entschließen gelernt, Eigenschaften, die sich auf Sohn und Enkel vererbten und unter deren eigenen Erfahrungen weiter erstarkten.

Wer oft im Kampfe mit Sturm und Wellen erst erwerben mußte, was er daheim zu besitzen hoffte, der ist auch für andere Kämpfe gestählt, der will auch auf heimischer Erde selbst über sein Schicksal bestimmen. Bei diesem Bestreben stieß er indes auf den Gegenwillen des Stadtherrn, des Erzbischofs, der die ihm vom Kaiser verliehenen Gewalten nicht mit den Bürgern teilen wollte.

Daraus erwuchsen langdauernde Kämpfe, mit wechselndem Glücke geführt, in denen aber der Sieg sich je länger, je entschiedener auf die Seite der bürgerlichen Aristokratie wendete. Der Erzbischof verlor ein Recht nach dem andern an den Rat der Stadt, der sehr früh schon von einer jährlichen Neuwahl durch die Bürger sich unabhängig gemacht hatte und zur Selbstergänzung und damit auch zur Lebensläng-

lichkeit des Ratmannsamtes gelangt war. So entstand eine Rats-Aristokratie, vornehmlich aus geschäftskundigen Kaufleuten gebildet, denen einzeln auch Mitglieder des benachbarten niederen Adels und seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts in wachsender Zahl auch Juristen hinzutraten. Der Handwerker drang dagegen nur in seltenen und kurzen Zeiträumen in das Regiment ein und blieb seit dem zweiten Drittel des fünfzehnten Jahrhunderts aus dem Rate völlig ausgeschlossen, nicht auf Grund eines geschriebenen Gesetzes, sondern kraft des Beharrungsvermögens, das in einer sich selbst ergänzenden Aristokratie liegt.

Schon zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hat der Rat sein Augenmerk auf die Erwerbung der Reichsfreiheit Bremens gerichtet, um die damals schon in Politik und Verwaltung und größtenteils auch in der Justiz erreichte Unabhängigkeit vom Erzbischof vollends zu gewinnen. Ein Jahrhundert später trat noch ein ganz anderes Motiv hinzu, um den Wunsch nach

Abwerfung des Restes erzbischöflicher Gerechtsame über die Stadt zu stärken.

Die bremische Bürgerschaft hatte frühzeitig fast einmütig die lutherische Lehre ergriffen, während der Erzbischof mit seinem Bruder Herzog Heinz von Braunschweig in der Vertretung der katholischen Interessen wetteiferte. Wie hätte nicht, da nun auch das kirchliche Band zwischen der Stadt und ihrem „gnädigen“ Herrn zerrissen war, die erzbischöfliche Herrschaft den Bürgern ganz unleidlich erscheinen sollen. Aber der vom Rate im Jahre 1530 bei den Reichsgewalten gestellte Antrag, Bremen zu einer kaiserlichen freien Reichsstadt zu erheben, fiel mit dem für die Protestanten unglücklichen Ausfall des Reichstages von Augsburg zu Boden.

Erst nach einem weiteren Jahrhundert, noch während der Fortdauer des Dreißigjährigen Krieges, in einem Momente, da der erzbischöfliche Stuhl, wenn auch nicht formell, so doch tatsächlich erledigt war,



Das Bremer Rathaus.



hat der Rat im Jahre 1646 durch Zahlung einer sehr beträchtlichen Geldsumme die Anerkennung der Reichsstandschaft Bremens beim Kaiser Ferdinand III. wirklich erreicht. Damit aber war die Angelegenheit noch lange nicht zugunsten Bremens entschieden.

Schweden, dem die Bistümer Bremen und Verden im Frieden von Osnabrück zufielen, hat die Anerkennung unserer Stadt als Reichsstadt im Friedensinstrumente verhindert, weil ihm die Herrschaft über die Weserstifter unvollkommen zu sein schien, solange es nicht auch die Stadt Bremen sich unterworfen hatte. Bremen hat zweimal in förmlichem Kriegszustande gegen die schwedische Großmacht gestanden, hat darüber seine Herrschaft Bederkesa, ein großes durch ein Vierteljahrtausend behauptetes Gebiet an der Wesermündung, verloren, aber Rat und Bürger haben trotz vielfacher innerer Streitigkeiten über Justiz und Verwaltung beständig einmütig zusammengestanden, um die Reichsfreiheit ihrer Stadt zu bewahren.

Während die Reichsgewalten von Schweden mit Spott und Hohn überschüttet wurden, war die bremische Bürgerschaft von einem Hochgefühl ihres alten Freiheitsstolzes erfüllt, der den Seelen einen wahrhaft idealen Schwung verlieh. Sie waren unter den schwedischen Kanonen wirklich bereit, eher das Leber hinzugeben als die Reichsfreiheit.

Und sie haben sie, wenn auch im Augenblick noch, nicht gewonnen, so doch für die Zukunft gerettet. Endlich, fast ein Jahrhundert nach der Ausstellung der kaiserlichen Urkunde vom Jahre 1646 hat Bremen auch die Anerkennung des Rechtsnachfolgers des ehemaligen Erzbischofs — es war inzwischen Kur-

hannover an Stelle Schwedens getreten — als freie Reichsstadt erhalten, ein Ziel, das die Stadt durch drei Jahrhunderte verfolgt hatte.

Aber was sie so lange erstrebt hatte, hat sie dann nur durch zwei Menschenalter besessen. Gleichwohl verdankt sie ihre gegenwärtige Stellung eines selbständigen Gliedes des Deutschen Reiches dem ausharrenden Mute ihrer Vorfahren. Die freie Hansestadt Bremen hätte keinen Platz in der Reichsverfassung, der Senat unserer Stadt keine Stimme im Bundesrate, wenn Titel und Wesen einer freien Reichsstadt nicht noch, als schon das Reich in tiefem Verfall sich befand, glücklich erlangt worden wären.

Erst als die Reichsfreiheit von keiner Seite mehr bestritten wurde, fing man im Jahre 1741 an, von dem Staate Bremen zu reden, erst damals wurde aus unserem Stadtrate eine Staatsregierung. Irgendeine organische Änderung der Verfassung war aber mit dieser Rangerhöhung der Stadt und ihrer Regierung nicht verbunden.

Wie schon seit drei Jahrhunderten, so wurde auch fortan noch ein Jahrhundert lang der Rat gebildet aus vier Bürgermeistern, die halbjährlich im Präsidium wechselten, und aus vierundzwanzig Ratsherren. In ihren Händen lag die gesamte Verwaltung mit wenigen Ausnahmen und die gesamte Justizpflege, sofern nicht die Parteien von dem Obergerichts-Erkenntnis des Rats an das Reichsgericht in Wetzlar oder an den Reichshofrat in Wien appellierten.

Dem Rate zur Seite stand der Bürgerkonvent, das heißt eine ziemlich große Zahl von Bürgern, die nicht etwa durch Wahl berufen, sondern auf Grund ihrer

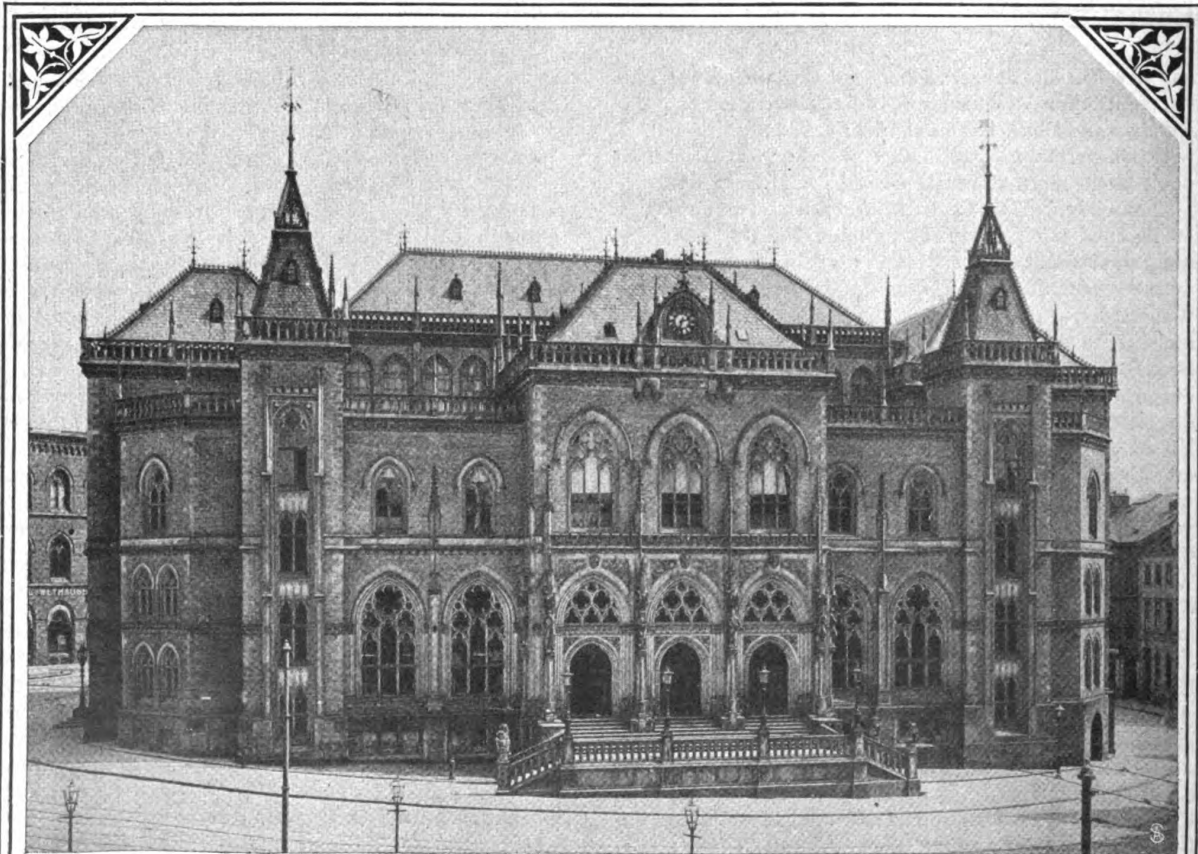
sozialen Stellung vom Rate, wann es diesem beliebte, eingeladen wurden. Im Konvent hatte die führende Stellung das Kollegium der Aeltermänner des Kaufmannes. Auch ihr Amt war, wie das des Ratmanns, ein lebenslängliches, in vielen Fällen eine Vorstufe für die Wahl in den Rat. Denn die Aeltermänner waren im ganzen besser als andere Bürger mit den öffentlichen Geschäften und den vornehmsten Bedürfnissen des Gemeinwesens vertraut. Sie hatten auch von alters her die Verwaltung des Tonnen- und Bakenamts inne, d. h. die Unterhaltung des Fahrwassers der Weser und der Schiffsfahrtszeichen des Stroms. Dadurch und durch ihre Teilnahme an den Fragen der städtischen Finanzgebarung waren sie auch in Verwaltungssachen einigermaßen geübt.

Aber die hervorragende Stellung im Bürgerkonvent erweckte in dem Aeltermänner-Kollegium — namentlich im 17. und 18. Jahrhundert — Ansprüche, die der Rat als eine Einmischung in das ihm gebührende Regiment auffaßte. Daraus erwuchsen dann zahlreiche Streitigkeiten zwischen den beiden Kollegien, die den Stadtfrieden oft gefährdeten, Streitigkeiten, die deshalb vornehmlich einen erbitterten Charakter annahmen, weil es eine geschriebene Verfassung nicht gab, weil das ganze öffentliche Wesen auf Gewohnheit und Herkommen beruhte, die begreiflicherweise in vielen Fällen verschiedene Auslegung zuließen.

Als nun nach der Niederwerfung der napoleonischen Herrschaft im Jahre 1814 der wiederhergestellte bremische Staat den ersten Anlauf zu einer zeitgemäßen geschriebenen Konstitution machte, da scheiterten die Absichten nach jahrelangen Bemühungen vornehmlich daran, daß die Aelterleute des Kaufmanns nicht gesonnen waren, ihre bevorzugte Stellung aufzugeben. Auch ein zweiter in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts unternommener Versuch führte zu keinem Resultat.

So geschah es denn, daß die März-Revolution des Jahres 1848 in Bremen eine Verfassung vorfand, deren Grundlagen das ehrwürdige Alter von vier Jahrhunderten hatten. Es war nicht schwierig, diese den Bedürfnissen der Zeit schon längst nicht mehr entsprechende Verfassung zu zerschlagen. Merkwürdig aber war es, daß sich der revolutionäre Sturm nicht so sehr gegen die Regierung, den Senat, richtete, wie gegen den Bürgerkonvent. Dieser wurde das erste Opfer der Bewegung, und ihm nach folgte das Kollegium der Aeltermänner des Kaufmanns.

Man konnte der bürgerlichen Aristokratie, die Bremen seit undenklichen Zeiten regiert hatte, freilich im allgemeinen nicht vorwerfen, daß sie die Zwecke des Gemeinwesens gegen ihre persönlichen Vorteile hintangesetzt hätte, aber es rächte sich doch, daß man allzu lange die unteren Volksschichten von der Teilnahme an den öffentlichen Geschäften ferngehalten



Bremen: Die Börse.

hatte. Denn nun, da sie durch eine den größten Teil Europas überflutende Welle plötzlich emporgehoben war, heischte die Demokratie den ersten Platz. Die Volkssouveränität wurde zum Eckstein der Verfassung gesetzt, die aus den Beratungen der ersten gewählten Bürgerschaft hervorging und am 8. März

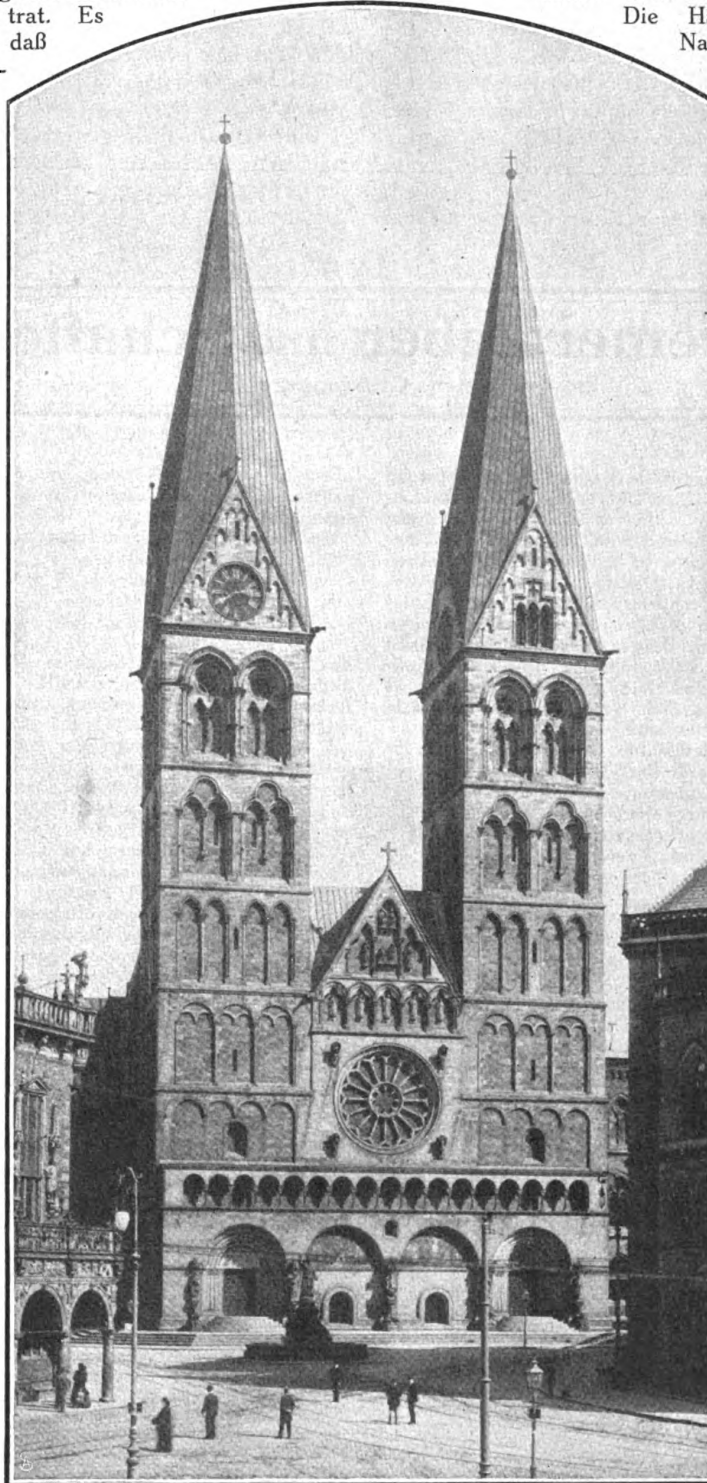
1849 in Wirksamkeit trat. Es ergab sich sehr bald, daß die ultraradikale Verfassung und die auf den gleichen Ton gestimmte Bürgerschaft, die selbst in auswärtigen Angelegenheiten das bestimmende Wort haben wollte, die Staatszwecke ernstlich gefährdeten. Und als nun gar überall in Deutschland die durch die Revolution zurückgedrängten alten Gewalten das Heft wieder in die Hände genommen hatten, da wurde es zur Notwendigkeit, die in Bremen noch immer andauernde demokratische Hochflut gewaltsam zurückzudrängen.

Das geschah im Jahre 1852. Aber man unternahm doch in Bremen nicht, die Tendenzen, die sich vier Jahre lang so unerwartet kräftig geregt hatten, völlig zu beseitigen. Die neue Verfassung, die der Senat in zweijähriger Arbeit mit der auf Grund einer neuen provisorischen Ordnung gewählten Bürgerschaft vereinbarte, zog mit Glück eine mittlere Linie, auf welcher demokratische und aristokratische Elemente immer aufs neue einen Ausgleich ihrer Bestrebungen suchen und finden können. Das war die Folge des für die Wahl der 150 Vertreter der Bürgerschaft ange-

ordneten gemischten Systems. Die größere Hälfte der Vertreter geht danach hervor aus gewissen Berufsständen, den akademisch gebildeten Bürgern, den Mitgliedern des Kaufmannsstandes, des Gewerbestandes und des bauerlichen Standes, die kleinere Hälfte aber aus allgemeinen Wahlen.

Die Handelskammer ist die Nachfolgerin des ehemaligen Kollegs der Ältermänner, aber ihre Mitglieder werden nicht mehr auf Lebenszeit, sondern nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren gewählt und sind nach Ablauf ihrer Amtszeit nicht sofort wieder wählbar. Die Handelskammer entsendet in einige für Handels- und Schifffahrtsw Zwecke bestehende Behörden eine Anzahl ihrer Mitglieder an Stelle bürger-schaftlicher Vertreter. Sie hat dadurch bedeutenden Einfluß auf einige wichtige Zweige der Staatsverwaltung, aber die führende Rolle in der Bürgerschaft steht ihr nicht mehr zu. Sie muß indessen vor dem Erlaß von gesetzlichen Anordnungen für Handels- und Schifffahrtssachen gutachtlich gehört werden. Wie ehemals das Kolleg der Ältermänner, so ist auch jetzt die Handelskammer eine Vorstufe für die an Zahl freilich gegen früher sehr verminderten kaufmännischen Mitglieder des Senats. Es ist seit dem Bestehen der Verfassung erst ein einziges Mal vorgekommen, daß ein Kaufmann zum Senator gewählt wurde, der nicht Mitglied der Handelskammer gewesen war.

Ähnliche Befugnisse haben für ihre besonderen Gebiete



Bremen: Der Dom.

die der Handelskammer nachgebildeten drei anderen Kammern. Die Gewerbekammer ist seit kurzem in eine Handwerker- und eine Fabrik-Abteilung getrennt, obwohl die größeren Fabriken auch in der Handelskammer ihre Vertretung finden.

Im großen und ganzen hat sich die vor sechzig Jahren geschaffene Verfassung unseres Staates unter allem Wandel der Verhältnisse bewährt. Und dabei hat doch die Verfassung des Deutschen Reiches in das Leben unserer Stadt wie nicht minder in das der beiden anderen Hansestädte tiefer eingeschnitten als in das der meisten Glieder des Reiches. Wir können keine Handelspolitik nach eigenem Belieben mehr treiben, keine Verträge mit fremden Staaten mehr schließen,

wir können das wichtigste Instrument unserer Wohlfahrt, die Schifffahrt, nicht mehr nach eigenen Gesetzen regeln. Die für unser Staatswesen bedeutsamsten Funktionen hat das Reich sich angeeignet, auf dessen Beschlüsse uns formell nur ein winziger Einfluß zusteht.

Aber niemand hat freudiger als Bremen anerkannt, wie glücklich auf die Entwicklung unserer Stadt das hohe Ansehen wirkt, das das junge Reich vom Beginn seines Lebens in der Welt sich erworben hat. Wir wissen, daß Bremen und seine wichtigsten Interessen in seiner tausendjährigen Geschichte niemals besser gesichert gewesen sind als heute, und darum preisen wir das Reich als den Hüter des Friedens und unserer Wohlfahrt.



Bremer Leben und Schaffen.

Von E. Gildemeister.



Das Bürgerrecht der Republik Bremen muß heute noch durch Ableistung des feierlichen Bürgereids erworben werden. Früher erwarb der neue Bürger durch sein Gelöbniß, „dem Freistaat Bremen treu und hold sein zu wollen“, ansehnliche und nutzbare Rechte, z. B. das Recht der halben oder ganzen Handelsfreiheit. Das ist, seit wir Gewerbe-freiheit haben, nicht mehr erforderlich. Aber ein Stolz ist es doch heute noch für den „Tagenbaren“ (den in Bremen Geborenen und Erzogenen), Bürger dieser alten, schönen und freiheitlich regierten Stadt zu sein. Die Heimatliebe ist ja in Marsch und Moor und Heide, in dem flachen, meer-umbrannten Niedersachsen nicht geringer, ja — vielleicht noch um einen Grad zarter und wurzel-stärker als in den von der Natur reicher gesegneten Gauen des Vaterlandes. Bremer halten in allen Weltteilen zusammen, wenn sie auch nicht wie Hamburg einen Lokal-Heiligen haben, dessen leise ausgesprochener Name in allen Ländern und Meeren das Erkennungszeichen des Hamburgers ist. Die Bevölkerung Bremens hat sich — besonders im Vergleich mit den Großstädtern — ziemlich ungemischt erhalten. Großhandel und Gewerbe weisen noch vorwiegend die Namen altansässiger Familien auf. Die Zu-wanderung stammt größtenteils aus West-falen, Hannover, Kurhessen. So hat sich die niedersächsische Art und Sitte trotz aller moderner großstädtischer Lockerung und Verfeinerung noch ziemlich „däftig“ erhalten, besonders wohl in der meist wohl-habenden Mittelschicht der mit Handel und Schifffahrt eng verbundenen Gewerbe. Hier herrscht die laute, selbstzufriedene Fröhlichkeit, der derbe Humor der alten Zunftbruderschaften, der sich mit Blondheit und Körperkraft, mit robuster Gesundheit so gut verträgt. Mancher Küper oder junge Schlachtermeister zieht Sonntags mit Flinte und Rucksack in sein Jagdrevier oder kutschiert auf offenem Jagdwagen seine Familie ins Grüne. Schlechter geht es dem kleinen Handwerksmeister. Er seufzt unter der Last der Reichsarbeiter-fürsorge und ist froh, wenn ihn seine Ge-sellen ein Jahr lang mit Lohnsteigerung und demütigenden Forderungen in Ruhe lassen.

Ein großer Anteil an dem steigenden Wohlstand Bremens entfällt auf die Ar-beiterbevölkerung. Die Löhne sind seit vierzig Jahren weit mehr gestiegen als die Preise der Lebensmittel, so heftig das auch

aus politischen Gründen bestritten wird. Ein Bau-arbeiter (Steinhauergeselle) konnte sich für seinen Tage-lohn kaufen

im Jahre	1865—1870	durchschnittlich	13 kg	Weizen
„	1870—1880	„	18 kg	„
„	1880—1890	„	21 kg	„
„	1890—1900	„	32 kg	„
„	1900—1910	„	33 kg	„
„	1910—1911	„	36 kg	„

ein Ergebnis, das mit einigen Abweichungen auch für andere Arbeiterklassen zutrifft und in der verbesserten Lebenshaltung zum Ausdruck kommt. Die Last des Staats-haushalts ruht ganz überwiegend auf den Schultern der mittleren und wohlhabenden Klassen. In den zwanzig Jahren von 1890 bis 1910, bei einem Wachstum der Bevölke-rung von 210000 auf 275000 Seelen, stieg das Ergebnis der Einkommensteuer von 3¼ Millionen auf 11¼ Millionen Mark, freilich bei einer Anspannung der Steuerschraube von 4 Prozent bis auf 7½ Prozent der größeren Einkommen. In demselben Zeit-raum wuchs das Jahresbudget unseres kleinen Freistaats, abgesehen von den großen Aus-gaben, die durch Anleihen bestritten wurden, von rund 14 Millionen auf 41 Millionen. In diese Summen sind die staatlichen Auf-wendungen für Handel und Verkehr und für die Erfordernisse einer modernen Großstadt zusammengefaßt, denn Staats- und Stadt-verwaltung lassen sich nicht trennen. Den ge-wählten Volks- und Ständevertretern: der aus 150 Mitgliedern bestehenden „Bürgerschaft“, der Handelskammer und Gewerbekammer, erwächst daraus ein ungewöhnliches Maß von freiwilliger Arbeit für das Gemeinwohl.

Ohne den Gemeinsinn und die Opfer-willigkeit ihrer begüterten Bürger würde Bremen nicht sein, was es ist: eine der schönsten und wohllichsten deutschen Städte. Nicht durch die Gunst der Natur, sondern durch den Sinn und Geist ihrer Bewohner. „Die schönste Frucht ihres Erwerbsfleißes ist das von der Kunst veredelte Behagen, das über die Stadt ausgebreitet liegt und dem Fremden zwanglos mitteilt.“ So urteilt einer ihrer verdienten Söhne, der einst aus der Schwesterstadt Lübeck übersiedelte. Den Beginn der landschaftlichen Reize Bremens bildete vor hundert Jahren die Abtragung der Festungswerke, aus denen der bremische Gärtner Altmann, der später auch in Ham-



Gustav-Adolf-Denkmal.



Bremen: Das Stadtbild an der Weser.



Victor W. Dr. jur. Marcus †
Bürgermeister.

burg tätig war, die schönen Wallanlagen schuf. Rings um die Altstadt, von der Weser bis zur Weser, zieht sich der grüne Gürtel mit dem breiten, viel gewundenen Silberbade des Stadtgrabens. Auf den alten vorgeschobenen Bastionen erheben sich aus prächtigen Baumkronen noch heute die so charakteristischen Windmühlen, die sorglich geschont und erhalten werden.

Fünzig Jahre später entstand aus Beiträgen der Bürger an der Stelle der „Bürgerviehweide“ der großartige Bürgerpark, jetzt recht eigentlich das Atemorgan der Stadt, und längs der Weser, weit in grüne Wiesen

hinausführend, die stattliche Promenade des Osterdeichs. Hier ist der Mittelpunkt des Ruder- und Segelsports, der für Bremens erwachsene Jugend die beste Quelle der Kraft und Frische bedeutet, einen Talisman gegen Verrottung durch die schwülen, marklosen Erzeugnisse der sogenannten „Kunst“ einiger Großstädte, die sich überall, auch in Bremen, eindringen und vor allem arglose Jugend umwerben.

Eine bessere Kunst ist Bremens öffentlichen Plätzen beschert in Gestalt edler Bildwerke, die im Laufe der letzten Jahrzehnte, ebenfalls aus den Kreisen der Bürger oder kunstsinniger Mäzene, errichtet wurden. Will auch in Bärwalds Reiterstatue des alten Heldenkaisers am Rathause ein barock-romantischer Zug uns nicht mehr ganz behagen, kann sich mancher selbst Tuallions monumentaler Auffassung des Kaisers Friedrich als römischen Imperators noch nicht völlig anschließen, so sagt der Bremer doch mit Recht: Bremen darf sich so etwas erlauben! Wir wollen keine militärische Korrektheit, sondern Erinnerungen an die Größe der Erungenschaften von 1870. So ist uns auch Moltkes feine Edelmannsgestalt an der Front der Liebfrauenkirche recht,

wenn sie auch barhäuptig, in dem dünnen Mantel und auf sagenhaftem Roß an dieser Stelle zuerst an einen heiligen Martinus erinnert. Edle Kunst verwächst sich allmählich doch mit dem Volksgeschmack.

Um das machtvolle Reiterbild Bismarcks am Dom, ein Meisterwerk Hildebrands, wird uns schon jetzt manche Stadt beneiden. Bremen sieht in seinem Ehrenbürger lieber den kühnen Begründer deutscher Macht und Einheit als den Wirtschaftspolitiker, der einst mit dem Tabakmonopol drohte. Auch die schönen Erzbilder an grünen Plätzen der Vorstadt, vor allem Tuallions Rosselenker und A. Sommers Zentaurenbrunnen, sind schöne Zeugnisse für den Gemeinsinn und die glückliche Hand ihrer Stifter.

Wichtiger noch war die Sorge für das alte Stadtbild. Der berühmte Marktplatz, vor fünfzig Jahren durch den



Franz Schütte †.

Börsenbau in bedenklicher Weise verändert, ist durch Ausbau des Alten wieder zu hohem Glanz gekommen. Vor allem ist der Dom in alter Pracht erneuert, ebenso der Schütting. In glücklicher Weise ließ die Stadt einen Neubau im alten Stil, das Rats-Café, neben dem Rathause errichten, und die bedeutende Erweiterung des Rathauses naht sich ihrer Vollendung durch die Hand Gabriel v. Seidls. Auch die gewaltigen Neubauten der Baumwollbörse und des Norddeutschen Lloyd, beides Werke des bremischen Meisters Poppe, sind eine Bereicherung des Stadtbildes geworden.

Was Bremen für seinen Handel geleistet hat, ist oft besprochen und beschrieben. Die beiden großen Abschnitte der bremischen Handelsgeschichte waren die Gründung Bremerhavens und die Korrektur der Unterweser und als Folge des letzteren großen Werkes die stadtbremischen Hafenbauten.



Haus Schütting.

== BREMEN ==

das Herz Niedersachsens.

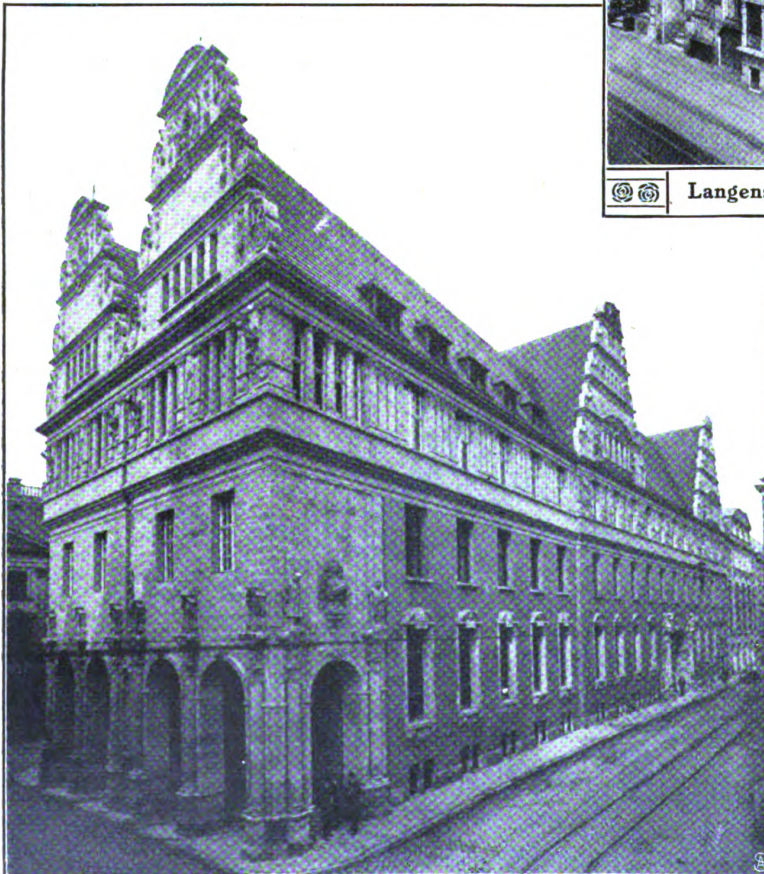
Von Dr. Hermann Schönhoff.

Es ist eine alte Weisheit, daß Arbeitsteilung das Geheimnis des Erfolges ist. Der Kaufmann, der die mannigfaltigen gearteten Unternehmungen seines Hauses in den Büchern wie in der praktischen Abfertigung durcheinander besorgt, wird niemals den reichen Ertrag erwarten können, den ein sorgfältig zerschnittenes Arbeitsfeld seinem Besitzer einträgt. Jede Ackerflur verlangt ihre eigentümliche Bestellung, und nicht umsonst teilt der kluge Geschäftsmann wie der gescheite Bauer sein Gut in Ressorts, die, streng vom Nachbargebiet geschieden, für sich verwaltet werden. Der Geist, der über dem Ganzen waltet, und das gemeinsame Ziel, zu dem jedes Ressort strebt, müssen dann als gute Feldherren die getrennt marschierenden Truppen zur vereint geschlagenen Schlacht führen.

Als gutfundiertes und sorgfältig geleitetes Unternehmen bekennt sich auch die Hansestadt Bremen zu den wohlbewährten Prinzipien der Arbeitsteilung. Gleich der erste Blick, den der Fremdling von der Halle des Hauptbahnhofes in die Stadt tut, zeigt ihm in der stattlichen Reihe von Hotels, die den Bahnhofplatz und seine Zugangsstraßen einsäumen, den Auswandererhafen, der allnächtlich Hunderte von Europamüden beherbergt, die in die unbekannte Ferne weiterziehen wollen. Wenige hundert Schritte noch, und der Stadtgraben mit Wall und Contrescarpe, der sich links und rechts hindehnt, von knorrigen Bäumen und zierlichen Rasen- und Blumenbeeten eingefäßt, präsentiert die alte Feste, aus deren Wall und Graben eine naturfreudige Bürgerschaft ein entzückendes Fleckchen Erde geschaffen hat. Die Sögestraße, die mit ihrem dem Niedersachsen wohl



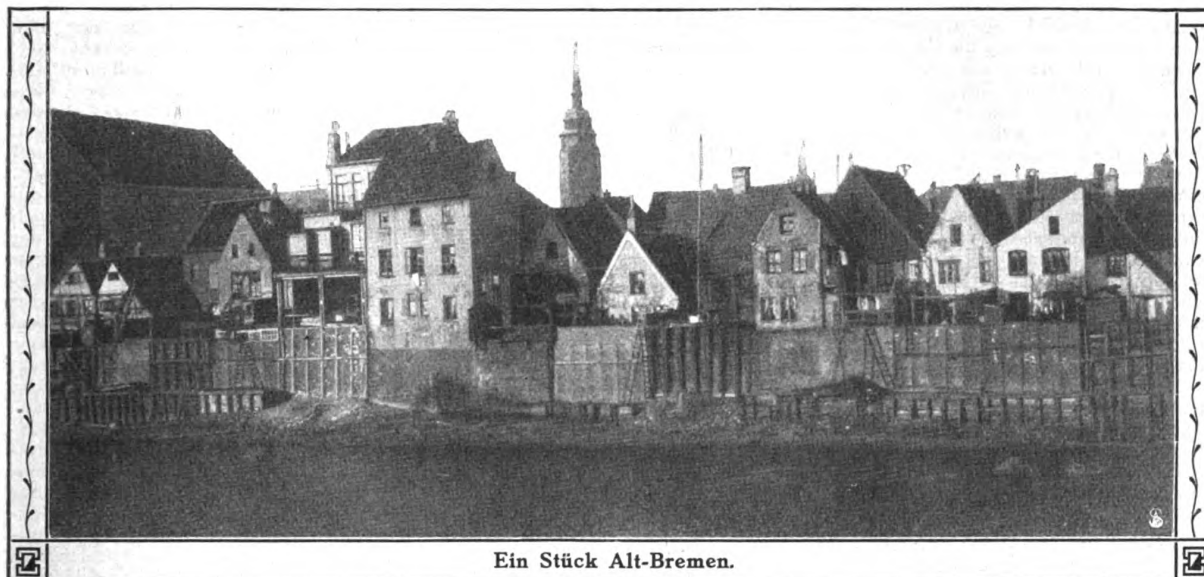
Langenstrasse mit dem Essighaus (Mitte).



Das neue Bankgebäude der Disconto-Gesellschaft.

verständlichen Namen auf die Schweine- zucht der alten Stadt hindeutet und ehemals den grunzenden Herden als Weide- weg zum Herdentor diente, ist für die Gegenwart die Hauptgeschäftsstraße ge- worden, auf der sich mittags und abends ein reges Leben von geschäftigen und flanierenden Menschen entfaltet. Wo sie am schmalsten ist, führt sie auf den Markt, das Herz der Handelsstadt, wo Rathaus und Börse die beiden Her- zkammern bilden, von denen alle Blutzir- kulation des großen Organismus ausgeht, und wohin lebhaft Ströme frischen Blutes aus den Kaufhäusern und Handels- palästen zurückfließen.

Und hier auf dem Marktplatze der freien und Hansestadt erscheint auch die ganze Poesie bremischer Geschichte und Kunst wie in einem Brennsiegel aufge- fangen. Vom Säulengang der Börse her sieht das entzückte Auge in der Abend- dämmerung die stolze Silhouette des Bremer Domes, von der Abendsonne vergoldet. Roland der Riese steht uner- schüttert von den Wogen des modernen Verkehrs unter den Menschen, die um seine Füße herumwimmeln. Der Schütting, das alte Gildenhause der Bremer Kaufmann- schaft, grüßt mit seinen goldenen Em- blemen von links her. Und die Rathaus- halle, Lüder von Bentheims Meister-



Ein Stück Alt-Bremen.

werk, liegt breitbeinig den Markt entlang mit ihren prächtigen Renaissancegiebeln, der kostbaren Güldenammer und dem Bremer Ratskeller. Wer sollte den Bremer Ratskeller nicht kennen und seine Poesie? Die spukhafte Tafelrunde, die Hauffs Phantasien hervorzauberten, steigt wieder vor unserem Auge auf, Bacchus auf dem Fasse, die Rose und die zwölf Apostel. Und der Ratskellermeister von Unser Lieben Frauen Kirchhof gleich nebenan. Und Heines Loblied auf den lebenden Ratskellermeister de Anno 1825 ist auch noch nicht vergessen. — Vom Markte gelangt der Wanderer durch die Langenstraße und das Stephanitor zum Freihafen, der dem Nordwesten Bremens vorgelagert ist, wie als anmutiger Abschluß des Nordostens, jenseit des Bahnhofs, die reichen Anlagen des Bürgerparks als Fortsetzung der Promenade am Wall erscheinen.

Und jedes Stadtviertel zeigt dem wißbegierigen Fremdling sein besonderes Gesicht. Wer sich einmal durch die eigensinnig geschweiften Gassen und Gänge der Altstadt hindurchgewunden hat, Schnoor und Martenbürg — von den Belagerungen der Schwedenzeit her sagenberühmt — kennen gelernt, über den Stavendam und die Tiefen zur Schlachte und zu den Schlachtpforten gewandert ist und über die Weser hin den Blick auf den Teerhof und die trotzig Ufermauern des gefräßigen Flusses schweifen ließ, der weiß, wie grundverschieden von der Altstadt das Land der „Gehlbeenten“ jenseit der Kaiserbrücke ist, die Neustadt, auf die der richtige Bremer Altstädter immer ein bißchen hochmütig herabsieht. Wie verschieden die Bahnhofsvorstadt zwischen Hauptbahnhof und Herdentor, der die Vorgärten, Pensionate und Auswandererbureaus ihr charakteristisches Gepräge aufdrücken, wie verschieden endlich das Feldherrnviertel am Bürgerpark, wo das Einfamilienhaus, die „persönliche Note“ Bremens, vorherrscht, und das Nordviertel am Freihafen, das mit seinen Schenken und Logis das Herz des Schiffers erfreut und Haus Seefahrt als seinen Mittelpunkt verehrt.

Jeder, der vom Bremer Bürger eine Charakterzeichnung entwirft, zeichnet mit besonders kräftigen Strichen seine vornehme, kühl reservierte Art. Seinen

konservativen Sinn, der die schmutzige Welle der modernen Demokratie, die auch bedenklich an die Mauern der aristokratischen Handelsstadt schlägt, durch trotzig Stauwerke abzulenken sucht. Seine diskrete Gesinnung dem allzu öffentlichen Leben gegenüber, die selbst in den Zellen des Ratskellers auf Sitte hält und von den Hauptadern des Geschäftsverkehrs unreines Blut fernzuhalten versteht, besser als etwa der Berliner von den Hauptverkehrsstraßen der Kapitale. Und dabei vergißt der Schilderer des bremischen Charakters ganz, daß der bremische Kaufherr in seinen religiösen wie politischen Überzeugungen jeden Zwang verachtet, und daß in derselben Martinikirche, die mit ihrer gotischen Bauart und dem stimmungsvollen, efeumrankten Gemäuer recht mitten in das frommgläubige Mittelalter zurückweist, der kälteste Leugner des Christenglaubens seine nur vom Verstande diktierten Predigten in die überraschte Welt hinaus-schleuderte.

Der Bremer versteht es eben, sich in seinen persönlichen Stimmungen und Anschauungen einzuteilen. Er verfolgt seinen Nutzen fern über das Meer hinaus und herrscht im Geschäftsleben der fernsten exotischen Länder. Er folgt seiner wissenschaftlichen und politischen Überzeugung, die den Glauben vergangener Tage über Bord wirft und eine neue, ihr besser dünkende Fracht auf Schiff nimmt. Aber er verachtet dabei nicht die schöne Vergangenheit, über der ein Nebelschleier inniger Poesie ausgebreitet liegt, und als guter Schiffer, der freilich für gewöhnlich auf dem schaukelnden Schiffe in die Ferne strebt, weiß er auch den festen Boden zu schätzen, auf den er mit gut niedersächsischer Treue immer wieder gerne seinen Fuß setzt.

Daß die Sehnsucht aus der stillen Heimat fort die Poesie der schönen Ferne erzeugt, die doch in der Nähe meist ihren Goldglanz verliert, wissen wir alle aus den sehnsüchtigen Wanderliedern eines Eichendorff und Wilhelm Müller. Aber daß auch das Heimweh aus der unruhigen Ferne — dem Elend, wie unsere Vorfahren sagten — die Heimatpoesie erzeugt, ist ebenso sicher. Und es ist kein Zufall, daß im Lande des friesischen und niedersächsischen Schiffervolkes, das täglich mit frischgeschwellten Segeln in die Nordsee



Bremen: Turmbläserbrunnen.

hinausstrebt, die Heimatbewegung am kräftigsten ihren Anker geschlagen hat, hier, wo die Nachbarschaft der Niederländer, Engländer und Dänen die deutsche Art am stärksten den Einflüssen der Fremde aussetzt.

Mag man auch von vielen Seiten Hannover als die Hauptstadt Niedersachsens rühmen oder Hamburg (mit Recht) den Brennpunkt der plattdeutschen Sprache und Literatur nennen — die Zentrale der niedersächsischen Heimat bleibt Bremen. Von hier ging in den neunziger

Jahren des vorigen Jahrhunderts der neue Geist aus, der den niedersächsischen Heimatsinn wieder aufleben ließ, hier wurde wenig später die Liebe zur norddeutschen Heide geboren, die vorher nur in den Herzen auserwählter Dichter und Dichtergesossen gelebt hatte, hier entstand — im nahen Worpswede — diejenige Heimatkunst, die eine einsame Käte im Abendgold oder einen zerfallenen Ziehbrunnen am Gartenrand, ein Heidebächlein von Birken umsäumt und eine Herde magerer Heidschnucken zwischen zerzausten Machadelbüschen mit einer plastischen Wirk-

lichkeit und poetischen Stimmungsfülle vor unser Auge hintreten ließ, wie sie vorher fast gar nicht bekannt war.

Dieser Heimatsinn, der die Schätze der Vorzeit in unser pietätloses Zeitalter hinüberrettet und mit allen ihren Ecken und Kanten hegt und pflegt, dieser konservative Zug bremischen Geistes hat auch einen altherwürdigen Brauch festgehalten, der nach der winterlichen Rast vor der neuen Ausreise die Bremer Kaulleute und Kapitäne zu einem festlichen Mahle vereinigt. Die Bremer Schaffermahlzeit, die in dem Mittelpunkt bremischen Schifferlebens, im Haus Seefahrt, stattfindet, hat seit mehr denn 150 Jahren ihre Speisekarte unverändert beibehalten: „Frisch und geräuchert Fleisch, Schinken, Sauerkraut,

Stockfisch, Karpfen, Käse und Butter“; jeder der drei Schaffer, die die Tafel zu besorgen haben, erhebt sich dreimal zu einer Rede, jedesmal von zwei handfesten Kapitänen unterstützt; und aus langen holländischen Tonpfifen steigt der Tabaksrauch in die Luft. Irdenes Geschirr deckt den Tisch, zwei Tüten mit Salz und Pfeffer liegen neben jedem Gedeck, und an ein paar Löschblättern muß der Gast nach jedem Gange Messer und Gabel säubern. Riesige Zinkpokale mit dickem Schifferbier machen die





Runde, aber auch Rotspohn, der Lieblingstropfen der norddeutschen Kehle, wird nicht vergessen. Die Bremer Schaffermahlzeit, zu der als Gäste die großen Männer der Gegenwart geladen werden, ist das echte, aus heimischer Gesteinsart gemeißelte Denkmal bremischen Heimatsinnes.

Natürlich hat Bremen seit vier Jahren auch sein Denkmalschutzgesetz, aber wenn die pietätvolle Erneuerung der schönen alten Renaissancebauten in ihrem angemessenen Stil ein Wahrzeichen der bremischen Architektur ist, so geht das weniger auf die Baupolizei als vielmehr auf den Heimats-

sinn der bremischen Bauherren und Architekten zurück. Ein alt vererbter Besitz, kräftiger Familiensinn und der ruhige Verlauf des geschäftlichen Lebens unterstützen diese Bestrebungen. Und eine große Zahl von Geschäfts- und Privathäusern der Stadt legt Zeugnis von ihrem Erfolg ab. Das Essighaus an der Langenstraße, das entgegen seinem Namen als vorzügliches Weinhaus bekannt ist (es gehörte ehemals dem Patriziergeschlecht Esich), die alte Sonnenapotheke an der Sögestraße und das Hackfeldsche Haus an der Schlachte sind nur einige von den vielen, unter denen das Packhaus der Firma Roselius & Co. an der Böttcherstraße nicht die geringste Stelle einnimmt. Und die Privathäuser draußen an der Contrescarpe oder in der



Landhaus Oelrichs in Horn.

			
Senator Joh. Fr. Wessels.	Bürgermeister Dr. jur. Alfred Dom. Pauli.	Herm. Melchers.	Theaterdir. Hofrat Otto, Stadttheater Bremen.

Phot. von Willy Dose, Bremen.

Vahr und an den Chausseen reihen sich als „Draußenwohnungen“ den Geschäftshäusern der Innenstadt würdig an. Auch sie sind so recht mitten aus dem Boden hervorge- wachsen, auf dem sie stehen, ange- gliedert an die Geest- landschaft, mit der sie in Grundriß und Farbe innig verbun- den sind, und treu den Grundzügen der Bauart, wie sie für das bremische Land charakteristisch ist. Wer so der Heimat die Treue hält in der eigenen Stadt,



dächer, wenn auch sein Kulturbedürfnis ein modernes Theater und hochragende Giebel verlangt. Um so uneigennütziger und objektiver vermag der Städter über die brennenden Fragen der Heimatbewegung zu urteilen, besser als der Landbewohner, der den Wert seines Besitzes nicht kennt. Und wenn die ehren- feste Stadt Bremen den in langen Jahr- hunderten ihrer Ge- schichte mit Edelrost bedeckten Schlüssel zum Tor der Heimat vor Fremdlingen be-



Landhaus „von Kapf“.



Haus Blumenek von Senator Biermann.

(Architekten: Egg & Runge.)

Landhaus von E. Wätjen.

Phot. von K. Rakeydt, Bremen.

der darf wohl auch mitreden in den Fragen des Landes und für die Volkstrachten plädieren, wenn sie auch bei ihm längst verschwunden sind, und für die weiche, melo- dische niedersächsische Mundart, wenn er sie selbst auch nicht mehr recht zu handhaben versteht; für Spinnstuben und Strohh-

wahrt, die niedersächsische Treue und niedersächsischen Trotz nicht kennen, und nur dem blutsverwandten Bruder die Betreuung ihres Roland anvertraut, dann wird sie der Up- und Dalsprung des Niedersachsens bleiben, das Herz der niedersächsischen Heimat.

□ □ □

Bremen als Industriestadt.

Von Syndikus Dr. C. Gluud.

Die bremische Industrie steht seit jeher zu Handel und Schifffahrt der alten Hansestadt in engen Beziehungen. Ihr Arbeitsfeld berührt sich vielfach mit jenen älteren und größeren Erwerbszweigen; so entstand neben der Reederei der Schiffsbau, neben dem Tabakhandel die Zigarren- industrie, neben dem Wollhandel die Wollindustrie. Bre- mische Kaufleute erscheinen fast überall als Gründer der industriellen Etablissements und besitzen noch heute den maßgebenden Einfluß auf die Gesellschaften. Allerdings haben Handel und Schifffahrt unter den bremischen Erwerbs- zweigen weitaus den ersten Platz inne, sie haben das kleine Bremen an Bedeutung über zahlreiche andere Städte von gleicher Größe hinausgehoben; die Industrie wird auf abseh- bare Zeit hinter ihnen zurückstehen müssen. Immerhin hat auch sie sich namentlich in den letzten Jahren kräftig ent- wickelt, und es wäre ein Irrtum, wenn man Bremen als eine reine Handels- und Schifffahrtsstadt betrachten wollte.

Auf die Entwicklung der bremischen Industrie sind zwei Faktoren von maßgebendem Einfluß gewesen. Zunächst der Umstand, daß Bremen bis 1888 außerhalb des deutschen Zollgebietes lag. Dadurch kam es, daß die Bremer solche Werke, die vorwiegend nach dem deutschen Inlande ar-

beiten sollten, außerhalb des eigenen Staatsgebietes an- legten. In der Stadt selbst wurden vornehmlich Export- industrien betrieben. Ein zweiter wichtiger Faktor war die bis in die Mitte der neunziger Jahre des vorigen Jahr- hunderts unzureichende Tiefe des Weserstroms. Bekannt- lich war schon am Anfange des vorigen Jahrhunderts die Größe der Schiffe so weit gewachsen, daß Bremen ge- zwungen war, an der Unterweser Land zur Anlage von Bremerhaven zu erwerben. Infolgedessen entwickelte sich auch der bremische Schiffsbau zunächst an den Unterweser- plätzen. Bremen hat dann in siebenjähriger mühevoller Arbeit das große Werk der Weserkorrektion geschaffen und damit nicht nur dem stadtbremischen Hafenverkehr, sondern auch der Industrie in seinem eigenen Gebiete eine neue Zukunft eröffnet.

Wenden wir uns nun den einzelnen Zweigen der bremi- schen Industrie zu, so ist als einer der ältesten und zugleich bedeutendsten der Schiffsbau zu nennen. Die heutigen, sämtlich in Aktienform betriebenen bremischen Schiffs- werften lassen sich zum Teil bis in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts zurückverfolgen, wo nur hölzerne Segelschiffe gebaut wurden. Heute sind an der Weser

sechs große Schiffswerften in Betrieb, die sämtlich als bremische Unternehmungen zu bezeichnen sind; es sind die folgenden: „Aktiengesellschaft Weser“ in Bremen, „Bremer Vulkan“ in Vegesack, Joh. C. Tecklenborg A.-G. und G. Seebeck A.-G. in Geestemünde, Rickmers Werft in Bremerhaven und J. Frerichs & Co. A.-G. in Einswarden. Diese Werften haben insgesamt ein Aktienkapital von etwa 28 Millionen Mark und beschäftigen zurzeit etwa 15.000 Arbeiter. Die Aktiengesellschaft „Weser“ ist in unmittelbarer Nähe der Stadt Bremen gelegen, sie ist die größte der genannten Werften und zugleich die einzige, die sich neben dem Bau von Handelsschiffen auch mit dem Bau von Kriegsschiffen, und zwar größten Stils, befaßt. Gegenwärtig hat die Werft ein Turbinenlinienschiff und zwei kleine Kreuzer in Arbeit. Daneben widmet sie sich auch eifrig dem Bau von Dieselmotoren.

Neben diesen Seeschiffswerften ist in der Stadt Bremen eine große Maschinenfabrik entstanden, welche sich neben dem Kleinschiffsbau mit der Herstellung jener zahlreichen Hilfsmaschinen und Apparate befaßt, welche der komplizierte Mechanismus eines modernen Seedampfers erfordert. Von den Erzeugnissen der Atlas-Werke A.-G., so heißt diese neue, mit 6 Millionen Mark Aktienkapital arbeitende Firma, seien hier nur einige genannt: Pumpmaschinen, Steuermaschinen, Dampfwinden, Ankerwinden, Schiffsschrauben,

Unterwasserglocken, Clayton-Apparate (zum Feuerlöschen, Desinfizieren u. a.), hydraulisch schließende Schottentüren usw.

Wenden wir uns nun jenen alten Industrien zu, die im Innern der Stadt ehemals im Zollausslande betrieben wurden, so sind in erster Linie die Brauereien zu nennen. Die Bierherstellung und der Bierhandel der Bremer ist sehr alt und läßt sich bis in die Zeiten der Hansa zurückverfolgen. Gerade in den letzten Jahren sind die Bremer Biere in erfolgreichem Wettbewerb gegen ältere Konkurrenz auf den Exportmärkten vorgedrungen. Die bremische Ausfuhr an Bier stieg von etwa 22 Millionen Liter im Durchschnitt der Jahre 1907—1909 auf etwa 29 Millionen Liter im Werte von etwa 12 Millionen Mark im Jahre 1911. Am Bierexport sind von den größeren bremischen Brauereien insbesondere die Kaiserbrauerei Beck & Co. und die St.-Pauli-Brauerei beteiligt. Neben den Exportbrauereien sind auch zwei Reismühlen in der Stadt Bremen ansässig. Das Reisgeschäft ist ein alter bremischer Handelszweig; bei ihm gingen Handel und Industrie stets Hand in Hand.

Von den außerhalb des Staatsgebietes angelegten Werken sind wegen ihrer hervorragenden Bedeutung zunächst die Bremer Wollkämmerei in Blumenthal an der Weser und die in Bremen domizilierte Norddeutsche Wollkämmerei und Kammgarnspinnerei in Delmenhorst zu nennen. Das erst-

erstgenannte Unternehmen stellt mit seinen 5000 Arbeitern jedenfalls die größte deutsche Wollkämmerei dar, das letztere Werk besitzt in Deutschland und Oesterreich zahlreiche Filialfabriken, beschäftigt insgesamt etwa 12—13.000 Arbeiter und ist überhaupt das größte Wollspinnereunternehmen der Welt. Außerdem besitzt Bremen eine Wollwäscherei in dem benachbarten Burgdamm. An der Baumwollindustrie ist Bremen trotz seines großen Baumwollhandels nicht beteiligt, dagegen besitzt es drei Jutespinnereien (Jutespinnerei und Weberei Bremen, Bremer Jutespinnerei und Weberei in Hemelingen und Hanseatische Jutespinnerei und Weberei in Delmenhorst). Die erste der drei genannten liegt in der Stadt selbst und ist mit ihren etwa 2000 Arbeitern eine der größten deutschen Jutespinnereien. Die Bremer Jutespinnerei und Weberei besitzt ein Zweigtablissement in Ludwigshafen a. Rh.

Die Bedeutung Bremens im Tabakhandel kommt auch darin zum Ausdruck, daß hier zahlreiche Zigarrenfabriken, darunter auch die größte deutsche Fabrik, ihren Sitz und ihre Einkaufszentrale haben. Die Produktion der bremischen Fabrikanten dürfte schätzungsweise 8—10 Prozent der deutschen Gesamtproduktion betragen. Die Herstellungsbetriebe liegen naturgemäß weiter im Binnenlande in jenen Bezirken, wo die Zigarrenfabrikation heimisch ist, wie z. B. in Westfalen.



Herrenzimmer. Entwurf von R. A. Schröder.

Ausgeführt von „Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk Akt.-Ges.“, Bremen-Hemelingen.

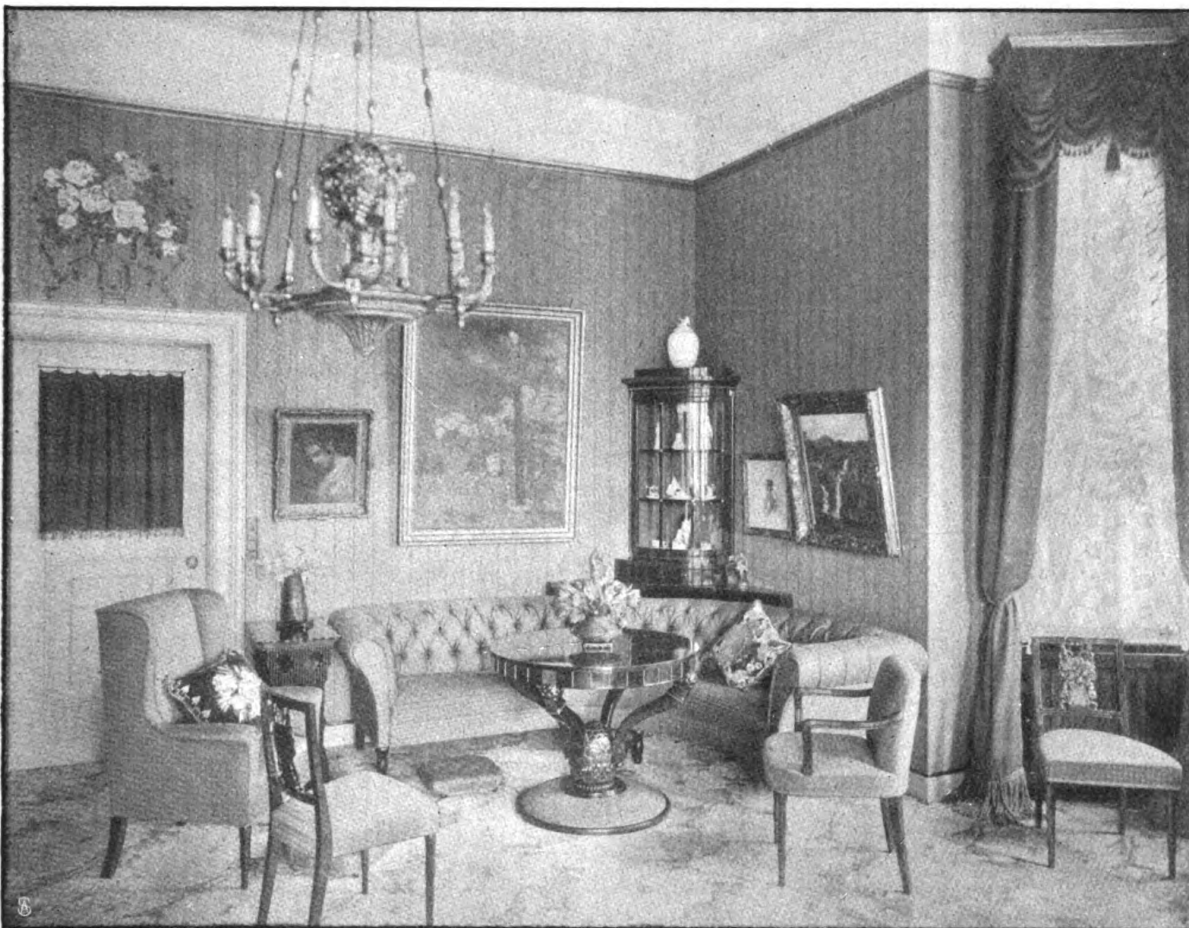
Erwähnt sei ferner die Petroleumindustrie, die mit ihrem ältesten Repräsentanten, der Petroleumraffinerie vorm. Aug. Korff, schon vor 1888 in Bremen lag und ebenso wie die Exportbrauereien bei dem Zollanschlusse besondere Vergünstigungen erhalten hat. Die Fabrik verarbeitet im wesentlichen amerikanisches Rohöl und stellt aus demselben alle Petroleumprodukte vom leichtesten Benzin bis zum Paraffin her. Außer zwei kleineren Werken wurde hier vor kurzem eine zweite große Raffinerie durch die Deutsche Vacuum Oil Co. errichtet. Dieses Werk soll vor allem das im Celle—Wietze-Distrikt gewonnene deutsche Rohöl verarbeiten.

Neben diesen größeren Industriezweigen bedarf eine Reihe älterer Industrien von geringerem Umfange ebenfalls

werten. Die drei Werke: Delmenhorster Linoleumfabrik „Ankermarke“, Bremer Linoleumwerke „Schlüsselmarke“ und Deutsche Linoleumwerke „Hansa“ gehören zu den ersten ihrer Branche.

An der Unterweser sind ferner drei Stein- und Tonwarenerwerke tätig, von denen die Norddeutsche Steingutfabrik in Grohn bei Vegesack das bedeutendste ist. Sieht man von den zahlreichen Ziegeleien ab, so bedürfen aus der Gruppe der Steine- und Erdenindustrie noch die an der Oberweser belegenen Vereinigten Bremer Portland-Zementwerke „Porta-Union“ der Erwähnung.

Der bremische Güterverkehr wird heute zum weitaus größten Teile in den beiden Freihäfen des Zollausschließgebietes abgewickelt. Der bereits 1888 eröffnete Freihafen I



Salon im Hause Leopold Biermann, Bremen. Entworfen von Rudolf Alexander Schröder, Bremen.

Ausgeführt von „Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk Akt.-Ges.“, Bremen.

der Erwähnung. Zunächst ist Bremen bzw. der preußische Fabrikvorort Hemelingen der Sitz einer ansehnlichen und altberühmten Gold- und Silberwarenindustrie. In sämtlichen Fabriken werden mehrere hundert Arbeiter beschäftigt. Nachstehend seien die in Betracht kommenden Firmen aufgeführt: Koch & Bergfeld, M. H. Wilkens & Söhne, Bremer Silberwarenfabrik A.-G., Wilkens & Danger.

Ferner ist in Bremen seit langem eine nicht unerhebliche Stuhlrohrindustrie ansässig, vertreten durch die Firmen: Bremer Stuhlrohrfabrik Menck, Schultze & Co. und Ant. Papendieck G. m. b. H., dazu kamen in neuerer Zeit drei weitere Firmen.

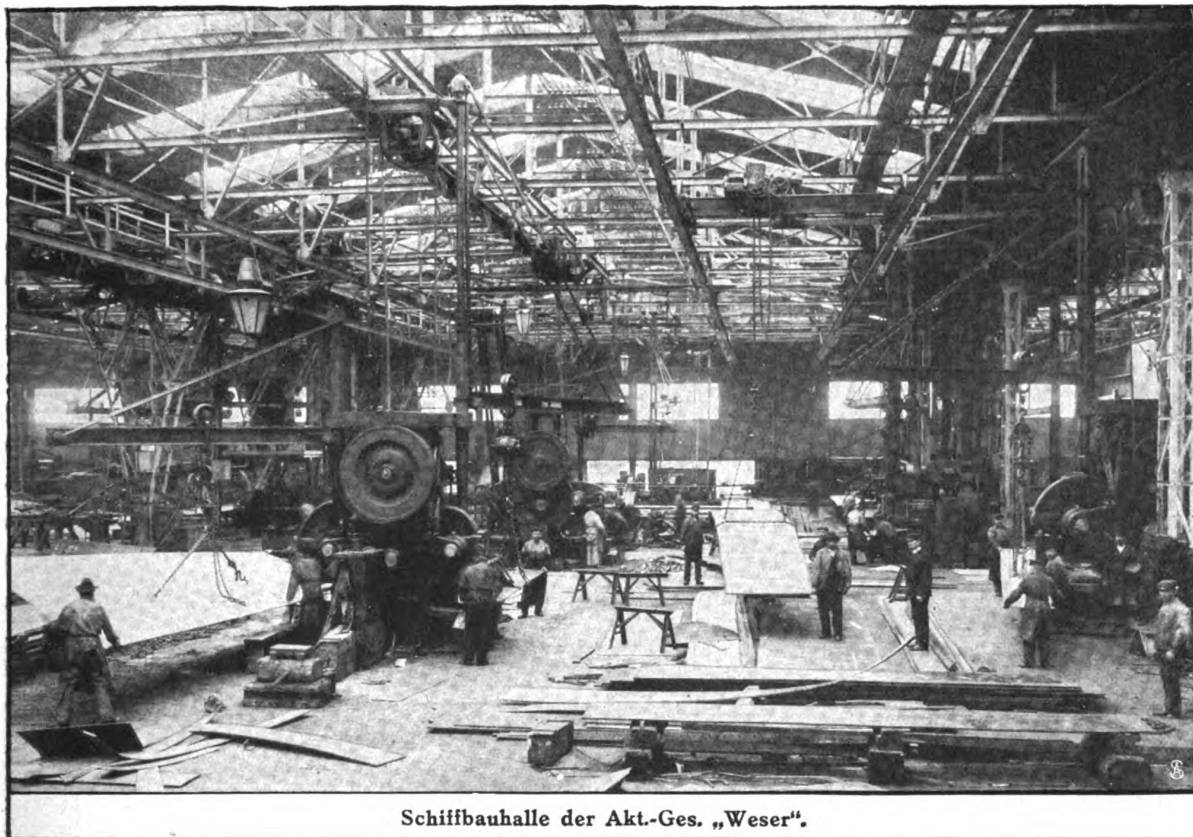
Ein anderer wichtiger bremischer Industriezweig, die Linoleumindustrie, ist in dem oldenburgischen Städtchen Delmenhorst heimisch geworden, wo seit langem eine Korkindustrie war, deren Abfälle die Linoleumfabriken ver-

hat eine Länge von 2 km und eine Breite von 120 m. Der Freihafen II ist bisher in einer Länge von 600 m voll ausgebaut, eine Erweiterung wird gegenwärtig in Angriff genommen. Nach vollständigem Ausbau wird die nutzbare Uferlänge beiderseits 1720 m betragen. Der Freihafen II dient im wesentlichen dem Baumwollverkehr. Entsprechend der steigenden Größe der Baumwolldampfer liegt die Sohle dieses Hafens wesentlich tiefer als die des Hafens I, auch sind die Kaischuppen ganz erheblich größer gebaut worden. Lloyd, Hansa- und Roland-Linie benutzen gleichfalls den Hafen II für ihre Dampferexpeditionen nach Südamerika und Australien. Älter als der Hafen II ist der sogenannte Holz- und Fabrikenhafen, welcher Anfang der neunziger Jahre geschaffen wurde, teils um dem aufblühenden Holzhandel die erforderlichen Lagerplätze zur Verfügung zu stellen, teils um Fabriken Gelegenheit zur Ansiedlung zu



geben. Die auf diesen Hafen gesetzten Hoffnungen sind voll erfüllt worden. Das südliche Ufer des Hafens ist heute mit Holzlagerplätzen voll besetzt und an der Nordseite des Hafens haben sich nacheinander vier große Dampfmühlen: Bremer Rolandmühle A.-G., Hansa-Mühle Gercke & Deppen & Co., Bremen-Besigheimer Oelfabriken und Oelfabrik Groß-Gerau Bremen — die beiden erstgenannten sind Getreidemühlen — angesiedelt, die ihre Etablissements mehrfach erweitern konnten und zur Vermehrung des Schiffsverkehrs in den bremischen Häfen ganz wesentlich beigetragen haben. Auch die Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft, die Herstellerin des koffeinfreien Kaffees, ist an diesem Hafen ansässig. Ferner liegen am Holz- und Fabrikenhafen bzw. in dessen unmittelbarer Nähe zahlreiche Lagerhäuser bremischer Spediteure, von denen die Firmen J. H. Bachmann und Anton Günther besonders hervorgehoben werden mögen. Im weiteren Verlauf stellte es sich als not-

wendig heraus, namentlich für Industriezwecke neue Hafenterrains zur Verfügung zu stellen, nachdem mehrere Reflektanten mangels geeigneter Terrains hatten abgewiesen werden müssen. Infolgedessen begann man 1906 mit der Anlegung des auf dem Uebersichtsplan gleichfalls ersichtlichen Industrie- und Handelshafens, der aus einem langgestreckten Becken (Hafen A) mit abzweigenden 5 Seitenbecken (Hafen B—G) besteht und insgesamt weitere 7100 m nutzbarer Uferlänge am seetiefen Wasser schaffen wird. An dem bislang ausgebauten Teile dieses Hafens hat sich bereits ein Hochofenwerk, die Norddeutsche Hütte A.-G., niedergelassen, welche demnächst mit drei Hochöfen und den erforderlichen Nebenanlagen sowie einer Schlacken-zementfabrik arbeiten wird. Das Werk empfängt die erforderlichen Rohstoffe ausschließlich auf dem Wasserwege. Ferner haben sich an dem neuen Hafen die oben bereits erwähnte Vacuum Oil Co., ein Zweigwerk der Chemischen



Schiffbauhalle der Akt.-Ges. „Weser“.

Fabrik Griesheim-Elektron, eine Holzfirma mit eigenem Säge- und Hobelwerk und ein kleineres Werk niedergelassen. Es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß die Besiedelung am neuen Hafen in Industriekreisen beachtet wird und in einigermaßen schnellem Tempo fortschreitet.

Abgesehen von diesen direkt am Wasser gelegenen Werken haben sich im Laufe der letzten Jahre auch im Südwesten und Südosten der Stadt Industriegebiete gebildet. Im Südwesten ist neben den Bremer Gummiwerken Roland A.-G. vor allem Holz- und Metallindustrie entstanden, darunter die Eisenbauunternehmen Schellhaß & Druckenmüller G. m. b. H. und Carl Francke. Von diesen betreibt die letztere den Bau von Gaswerken und Wasserleitungen im In- und Ausland. So wird von ihr beispielsweise zurzeit in Manila eine Gasanstalt errichtet. Außerdem sind im Südwesten der Stadt eine Möbelfabrik, eine Holzmehlmühle, eine Talg-schmelze, eine Faßfabrik und eine Stuhlrohrfabrik ansässig.

Im Südosten Bremens liegen an neueren Werken eine Pflanzenbutterfabrik, die Kunderolwerke, eine Schokoladenfabrik (Abels Schokoladenwerke G. m. b. H.), eine Automobil- sowie eine Waggonfabrik. Zu der Automobilfabrik, der „Namag“, stehen die Bremer Wagen- und Karosserie- werke vorm. Louis Gärtner G. m. b. H. in nahen Beziehungen. Die Erzeugnisse der Namag (Benzin- und elektrische Automobile, Bootsmotoren) sind unter der Marke „Lloyd“ in weiteren Kreisen bekannt geworden

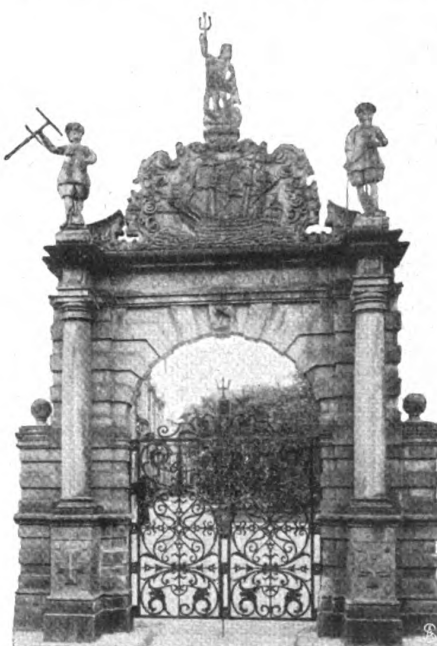
und erfreuen sich steigender Beliebtheit. Auch am Exportgeschäft ist die Namag erheblich beteiligt.

Zu den vorgenannten Industrien treten noch zahlreiche im Innern der Stadt belegene kleinere Betriebe zur Herstellung von Fertigfabrikaten, die hier naturgemäß nicht alle

aufgezählt werden können. Es seien deshalb nur angeführt die Kisten- und Zigarrenkistenfabriken, chemische Fabriken, Seifenfabriken, Marmorwaren, Dachpappen-, Asphaltfabriken-, Eisengießereien, Motorenfabriken, Parfümerie-, Essenzen-, Essig-, Lederwaren- und Kartonnagenfabriken. Einer besonderen Hervorhebung bedarf noch die Pianofortefabrik O. Thein, die mit ihren Erzeugnissen, Klavieren, Spielapparaten u. a., ein lebhaftes Geschäft nach dem In- und Ausland betreibt.

Alles in allem zeigt sich in der bremischen Industrie ein kräftiges Vorwärtsschreiten. Dies lassen auch die Zahlen der beschäftigten Arbeiter erkennen, die wir zum Schluß anfügen wollen. Nach den Gewerbeinspektionsberichten wurden im bremischen Staatsgebiete in Betrieben mit mindestens zehn Arbeitern und den diesen gesetzlich gleichgestellten Betrieben beschäftigt: im Jahr 1911: 31,311 Arbeiter, 1910: 28,856 Arbeiter.

Die Zahlen der Vorjahre sind aus gewerberechtlichen Gründen mit denen von 1910 und 1911 nicht vergleichbar, sie zeigen von 1904 bis 1909 eine Steigerung der Arbeiterzahl von etwa 20,000 auf 26,000.



Toreingang zum Seefahrtshof.

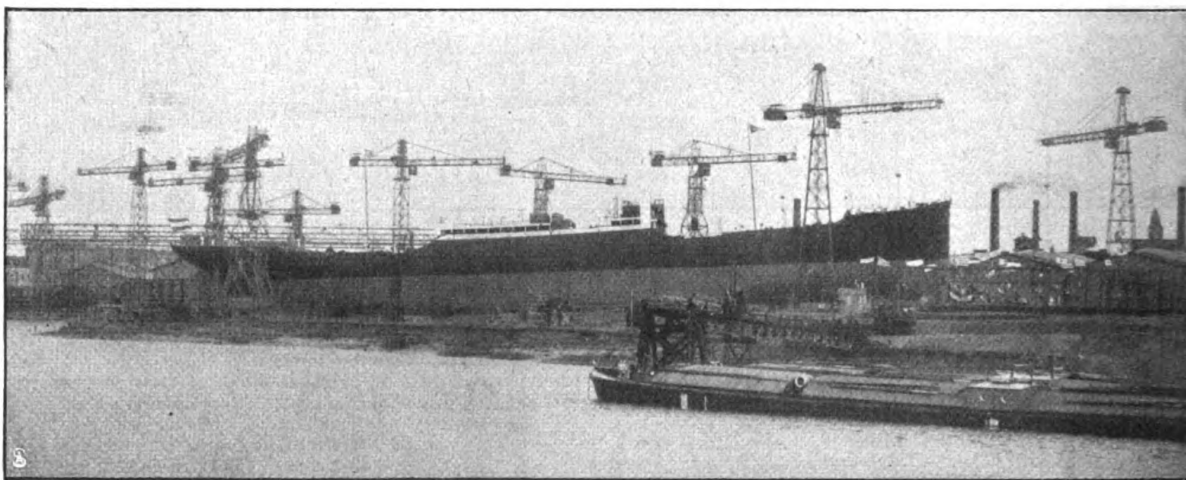
Bremens Seeschifffahrt und wachsender Ausfuhrhandel.

Von Syndikus J. Rösing.

„Navigare necesse est, vivere non necesse est“, Worte des Pompejus, die über dem Innenportal des Hauses Seefahrt, des alten bremischen Gildehauses der Schiffer, stehen und ursprünglich wohl lediglich im Sinne jenes großen Römers an den Wagemut der bremischen Seefahrer gerichtet waren, sie haben im Laufe der Handels- und Schifffahrtsgeschichte eine weitere Bedeutung gewonnen, insonderheit für Bremen, wo Ende des 18. Jahrhunderts und in der ersten Hälfte des 19. eine eigene Seeschifffahrt mehr als andernorts die Entwicklung des überseeischen Handels bedingte. Die fremde Schifffahrt jener Zeiten zog im Verkehr mit Europa die günstiger gelegenen Häfen Hollands und Hamburgs vor, so daß die Bremer Kaufleute in besonderem Maße darauf angewiesen waren, durch eigene Schiffe den Handel herbeizuziehen. Die größten Kaufleute, H. H. Meier & Co., C. Melchers & Co., Gebr. Kuhlenskampf, D. H. Wätzen & Co. und andere, betrieben gleichzeitig Reederei; bei einigen ist diese Verbindung bis heute bestehen geblieben. Lange Zeit war die Beteiligung der bremischen Schifffahrt am heimatlichen Handel erheblich größer als der Anteil der hamburgischen

Entwicklung der deutschen Industrie und der dadurch vermehrten Exportmöglichkeit.

Nach Ostasien hatte sich ein Verkehr deutscher Schiffe auch nach der Öffnung der Häfen Kanton, Amoy, Foochow, Ningpo und Schanghai im Jahre 1842 sowie nach der Zulassung der fremden Schifffahrt auf dem Jangtsee infolge des englisch-französisch-chinesischen Krieges von 1858 nur langsam entwickelt. England blieb vorherrschend in China durch seine Fabrikate, namentlich einfache Baumwollgewebe, und durch die Stellung Londons als Weltgeldmarkt. Erst die Eröffnung des Suezkanals 1869 führte eine Aenderung herbei. Von Bremen kam zwar eine regelmäßige Dampferlinie nach dem Osten neben der von Hamburg ausgehenden Kingsin-Linie zunächst nicht zustande; erst 1886 trat der Norddeutsche Lloyd mit der Übernahme des Reichspostdampferverkehrs nach Ostasien und Australien auf den Plan. Welche hervorragende Bedeutung diese neuen Linien für die Entwicklung des deutschen Handels und der deutschen Industrie gehabt haben, ist in dem besonderen Aufsatz dieser Zeitschrift über den Norddeutschen Lloyd dargelegt, auf welchen auch wegen der übrigen

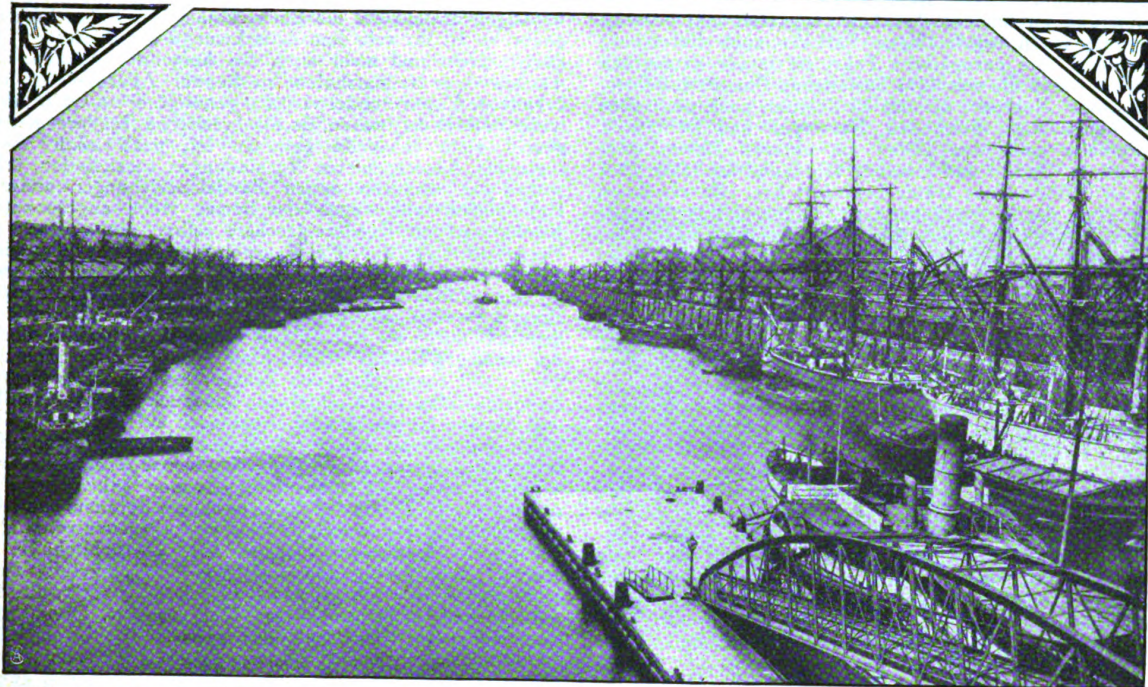


Hellinganlage der Act. Ges. „Weser“, Schiffswerft und Maschinenbauanstalt.

Flagge am Hafenverkehr Hamburgs. Ueber Bremen versorgten sich die deutschen Lande mit Tabak, Baumwolle und Reis; daher entwickelte sich hier in hervorstechendem Maße ein Schiffsverkehr mit den Vereinigten Staaten von Amerika, während Hamburgs Handel (Zucker, Kaffee, Gewürze) sich zum großen Teil auf dem englischen aufbaute. Bremen war der erste und lange der einzige Platz des europäischen Festlandes, der eine regelmäßige Schifffahrt mit den Vereinigten Staaten betrieb, und auch die erste Dampferverbindung zwischen Amerika und Europa wurde, allerdings unter amerikanischer Flagge, 1848 mit Bremen hergestellt. Auf der Basis dieses Verkehrs entstand 1857 der Norddeutsche Lloyd. Lange Zeit blieb der nordamerikanische Verkehr das Rückgrat des Lloyd und der gesamten bremischen Schifffahrt, ausgehend gestützt durch den Bremen auf Grund seiner Handelsbeziehungen zu den Staaten vorwiegend zufließenden Auswandererverkehr; einkommend trat in den sechziger Jahren der durch die Brüder Schütte und den Geestemünder Spediteur Riedemann aufgenommene Petroleumhandel hinzu. Bremische Schiffe verkehrten zwar auch nach anderen Weltgegenden, Westindien, dem La Plata, Brasilien, besonders seit Aufhebung der britischen Navigationsakte im Jahre 1850, wodurch ein unmittelbarer Überseeverkehr Deutschlands mit den englischen Kolonien ermöglicht wurde. Aber ein nachhaltiger Aufschwung kam erst nach 1870 mit der großen

Welt-Verkehrsbeziehungen des Lloyd, der Größe seiner Flotte und des von ihm bewältigten Personen- und Güterverkehrs Bezug genommen werden kann. Im Verkehr nach Argentinien steht neben dem Lloyd die Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa“, gegründet 1881, vornehmlich für die indische Fahrt, die auch heute noch ihr Hauptbereich ist. Sie betreibt auch eine direkte Linie von Nordamerika über Südafrika nach Indien und seit etwa einem Jahre von Hamburg aus regelmäßige Expeditionen nach Ostasien. Im Jahre 1911 hat diese größte deutsche reine Frachtschiffahrtsgesellschaft mit 58 Schiffen von 290,989 Registertonnen ein Güterquantum von 2,337,561 Tons befördert. Weitere neun Hansa-Dampfer befinden sich im Bau. Eine regelmäßige direkte Dampferverbindung Bremens mit der Westküste Südamerikas wurde 1905 geschaffen durch die Gründung der Aktiengesellschaft „Roland-Linie“. Dem afrikanischen Verkehr dient die seit 1906 bestehende Hamburg-Bremer Afrika-Linie. In freier Fahrt nach und zwischen überseeischen Ländern verkehren die Schiffe der aus der alten Bremerhavener Segelschiffsreederei von R. C. Rickmers hervorgegangene Aktiengesellschaft „Rickmers Reismühlen, Reederei und Schiffbau“.

Den Frachtverkehr Bremens mit England besorgte bis 1896 in der Hauptsache der Norddeutsche Lloyd, der ihn damals, um für seine größeren Aufgaben entlastet zu werden, an die neu begründete Dampfschiffahrtsgesellschaft



Bremen: Freihafen I.



Bremen: Freihafen II.

„Argo“ abgab. Diese fährt viermal wöchentlich nach London und zweimal wöchentlich nach Hull und betreibt außerdem einen regelmäßigen Verkehr nach Petersburg und Reval. Die europäische Fahrt ist ferner namentlich vertreten durch die seit 1873 bestehende Dampfschiffahrtsgesellschaft „Neptun“, die mit 72 Schiffen nach deutschen Ostseehäfen, Riga, Schweden, Norwegen und Dänemark, andererseits nach den Häfen am unteren Rhein, nach Amsterdam, Oporto und Lissabon fährt und im Jahre 1911 über 1½ Million Tons Güter befördert hat. Zu erwähnen ist endlich der Seeverkehr der Schleppschiffahrtsgesellschaft „Unterweser“ nach dem Dortmund-Ems-Kanal und mit Seeleichtern nach der Ostsee.

Die bremische Segelschiffahrt ist bei der stetigen unaufhaltsamen Verdrängung der Segelschiffahrt durch Dampfer, die schon 1867 begann, von einem einstigen Bestande von mehreren hundert Schiffen auf heute fünfzig zurückgegangen. Nur auf sehr große Entfernungen ist es noch lohnend, bestimmte Güter zu fahren, für die sich die Dampfschiffahrt nicht eignet, teils wegen der höheren Transportkosten, teils wegen der bei Segelschiffen gegebenen Möglichkeit, die Lade- und Löschrufen länger auszudehnen, wobei das Segelschiff die Stelle des Lagerhauses vertritt. So dient die Segelschiffahrt noch den großen Holztransporten vom Nordwesten der Vereinigten Staaten, der Beförderung von Chilesalpeter, nordamerikanischem, argentinischem und australischem Getreide. Eine besondere Verwendung ist einigen hölzernen Segelschiffen vorbehalten geblieben durch die Beförderung von nordamerikanischem Fassertabak, der in den eine gleichmäßige Temperatur haltenden Holzschiffen während der Reise einen ruhigen, ordnungsmäßigen Fermentationsprozeß durchmachen kann. Den Hauptanteil an der heutigen bremischen Segelschiffahrt haben die Firmen D. H. Wätjen & Co., E. C. Schramm & Co., die Aktiengesellschaft „Visurgis“ und die schon erwähnte Rickmerssche Reederei, die auf ihrer eigenen Werft auch große Fünfmaster mit Hilfsmaschinen gebaut hat, zuletzt im Jahre 1906 den „R. C. Rickmers“ mit einer Ladefähigkeit von 8000 Tons. Die wirtschaftliche Lage der Segelschiffsreederei hat sich im letzten Jahre durch steigende Frachten wieder gebessert.

Eine führende Stellung nimmt Bremen ein in der Schulschifffrage. Hier ist der Sitz der Verwaltung des Deutschen Schulschiff-Vereins mit seinen beiden Seglern „Großherzogin Elisabeth“ und „Prinzeß Eitel-Friedrich“, von denen ersterer zur Ausbildung von Dampferdeckmannschaften, der andere zur Ausbildung von künftigen Offizieren der Handelsmarine dient. Ferner hat der Norddeutsche Lloyd seit 1900 zwei eigene Schulschiffe, die „Herzogin Sophie Charlotte“ und die „Herzogin Cecilie“ in Dienst gestellt, ebenfalls Segelschiffe, auf denen angehende Schiffsoffiziere zugleich im praktischen Lösch- und Ladedienst ausgebildet werden.

Hat, wie wir sahen, die bremische Reederei einst einen wichtigen Einfluß auf die Entwicklung des Importhandels geübt, so ist ihr seit dem Aufschwunge der deutschen Industrie mehr und mehr auch die Aufgabe erstanden, der Ausfuhr ihres Heimatshafens zu dienen. Allerdings ist der bremische Exporthandel vielfach genötigt, seine Güter über andere Häfen zu lenken, da die bremische Reederei naturgemäß nicht imstande gewesen ist, nach allen überseeischen Absatzgebieten Verbindungen herzustellen, teils wegen der vorherrschenden Handelsbeziehungen anderer Hafenplätze, teils wegen der immer mehr angespannten Konkurrenz im Reedereigeschäft selbst, die vielfach zu Vereinbahrungen über die Wahrnehmung des Verkehrs nach gewissen Richtungen geführt hat. Immerhin ist es auch im letzten Jahrzehnt gelungen, die direkten Verbindungen Bremens weiter auszudehnen, so nach der Westküste Südamerikas durch die Rolandlinie und nach Westafrika durch die Hamburg-Bremer Afrika-Linie. Im Verkehr nach anderen, seit langer Zeit von Bremen besonders gepflegten Exportgebieten wie Columbien, Venezuela, Zentralamerika und Mexiko ist der Handel heute noch auf andere Exporthäfen angewiesen, und zur Würdigung der Bedeutung des bremischen Exportgeschäftes und seiner lebhaften Entwicklung fallen die nicht über Bremen gehenden Sendungen stark ins Gewicht. Dies ist zu betonen, um der vielfach verbreiteten irrigen Ansicht entgegenzutreten, daß Bremen im Exportgeschäft nur eine unerhebliche Rolle spiele. Ziffernmäßig läßt sich diese Entwicklung zwar nicht nachweisen. Nach der bremischen Statistik, die nur den Verkehr über die Weserhäfen darstellt, kommt das Anwachsen der Gesamtausfuhr seewärts (sie betrug 1911 257 Millionen Tons im Werte von 966.2 Millionen Mark) überwiegend auf das Konto des Speditionshandels, gewiß ein beachtenswerter Umstand. Daß aber auch der Exporteigenhandel in seinem Gesamtverkehr über Bremen und andere Häfen eine zunehmende, namentlich in den letzten Jahren lebhafteste Steigerung erfahren hat, zeigt sich in der Ausdehnung des Geschäfts bestehender Firmen, besonders auch nach neuen Absatzgebieten, und in der Errichtung neuer Exportfirmen. Der Verein Bremer Exporteure hat gegenwärtig 45 Mitglieder, die Exportgeschäfte nach fast allen überseeischen Ländern betreiben, zum Teil in großer geographischer Vielseitigkeit. Eine verhältnismäßig starke Entwicklung hat das Exportgeschäft nach der Westküste Afrikas genommen, dem 12 Firmen obliegen. Von den deutschen Kolonien kommt besonders Togo in Betracht, wo Bremen etwa 60 Prozent des gesamten Handels beherrscht; bedeutende Geschäfte werden ferner gemacht nach Kamerun, Deutsch-Südwestafrika und Deutsch-Ostafrika.

Eine wesentliche Förderung des bremischen Exporthandels ist zu erhoffen von der Entwicklung der eigenen Industrie Bremens, die auch der Schifffahrt Anlaß bieten kann, in Zukunft neue Wege einzuschlagen.

Bremens Baumwollhandel.

Von Erich Fabarius.

Betrachtet man das große Gebiet wirtschaftlicher Fragen, mit denen sich in gegenwärtiger Zeit Staat und Bürger so intensiv beschäftigen und beschäftigen müssen, ein Gebiet, das sich stetig erweitert und vielfach neue Horizonte eröffnet, deren klare Umrisse in manchen Fällen erst durch die fortschreitende Entwicklung auf den verschiedensten Gebieten, seien sie nun rein wirtschaftlicher oder technischer Art, erkennbar werden, so begegnet man immer wieder und überall der „Baumwollfrage“, und schon seit Jahren wird dieselbe als eines der wichtigsten weltwirtschaftlichen Themata angesprochen.

Baumwolle hat sich in unserem Zeitalter zu dem Produkte emporgeschwungen, das nächst den Zerealien für den zivilisierten Menschen das unentbehrlichste Existenzmittel darstellt. Die hohe Entwicklung der Textilindustrie aller Kulturländer legt hierfür ein beredtes Zeugnis ab, und auch in unserem Vaterlande ist die Textilindustrie, in der Hunderttausende von Menschen ihren Lebensunterhalt fin-

den, einer der wichtigsten Faktoren des wirtschaftlichen Lebens.

Diese Industrie mit dem für ihre Betriebe nötigen Rohmaterial zu versorgen, ist die große Aufgabe des Baumwollhandels, und Bremen ist auf dem europäischen Kontinent die Empore dieses Handels, der besonders im letzten Jahrzehnt eine Entwicklung genommen und einen Umfang erreicht hat, wie man ihn nicht voraussehen, kaum ahnen konnte. Für Bremen spielt Baumwolle nunmehr die erste Rolle unter allen Handelsprodukten und Artikeln, und die Bremer Baumwollbörse, die dazu berufen ist, den Baumwollhandel zu pflegen und zu fördern, hat sich zu einem Institute entwickelt, das weit über die Grenzen unseres Vaterlandes und unseres Erdteiles hinaus eine Achtung gebietende und geachtete Stellung einnimmt.

Bremens Baumwollhandel hatte schon im vergangenen Jahrhundert Bedeutung, obschon Liverpool bis in die achtziger Jahre hinein den ganzen europäischen Baumwoll-

Handel gewissermaßen beherrschte. Die direkten Baumwollbezüge Bremens von Nord-Amerika waren zwar schon in der Mitte des letzten Jahrhunderts verhältnismäßig nicht unerheblich, die allgemeine Entwicklung auch fortschreitend günstig, aber der Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten Anfang der 60er Jahre versetzte dem Handel einen schweren Schlag und ließ diese Zufuhren fast gänzlich aufhören.

Nach Beendigung jenes Krieges wurde der Geschäftszweig des direkten Bezuges jedoch wieder energisch aufgenommen, wenn auch noch jahrelang Liverpool die Beherrscherin des europäischen Baumwollhandels blieb und die kontinentale Textilindustrie auf diesen Platz als Hauptbezugsquelle für das Rohmaterial angewiesen war.

Schritt für Schritt indessen gewann Bremen an Boden, und vor etwa 25 Jahren setzte eine Entwicklung ein, die in rapidem Steigen Bremen die hohe Bedeutung gewinnen ließ, auf die ein-

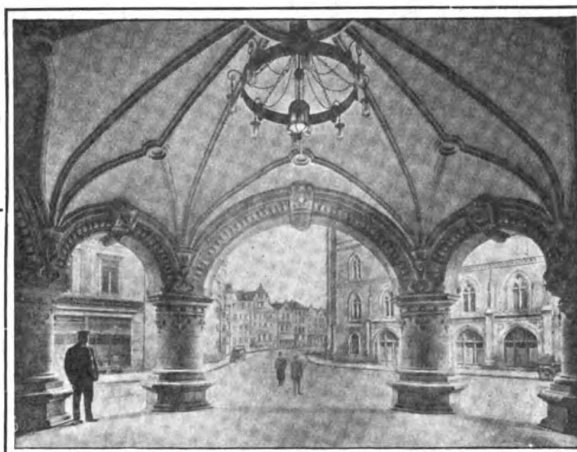
gangs schon hingewiesen wurde. Der Handel verstand es, der Industrie Kauf- und Lieferungsbedingungen zu stellen, wie sie das Ausland, vor allem Liverpool gleich günstig nicht zu bieten vermochte, indem er einerseits die Ware der Industrie in Markwährung in Bremen bzw. Bremerhaven auf den Waggon geliefert zur Verfügung stellte und andererseits es übernahm, die Lieferungen zeitlich ganz nach den Wünschen des Käufers einzurichten, sich auch zu regelmäßigen, in bestimmten Zeiträumen aufeinanderfolgenden Lieferungen zu verpflichten, während die Bezüge vom Ausland nur in

Verschiffungen nach einem kontinentalen Hafen erfolgen konnten, wogegen in der Regel Rembours auf eine ausländische Bank, also in fremder Währung, gegeben werden mußte. Außerdem mußte bei diesen Bezügen die Industrie ihre Bedürfnisse auf weit hinaus frühzeitig und innerhalb eines verhältnismäßig kurzen Zeitraums decken, die Ware empfangen und einlagern, womit natürlich hohe Kosten und Zinsverluste verbunden waren.

Die klar zutage liegenden Vorteile, die Bremen der Industrie mit seinen Franko-Waggon-Bedingungen bot, fanden mehr und mehr Anklang, und auch die Ausfuhr nach anderen Ländern, Skandinavien, Rußland usw. hob sich ständig, da für diese bei den Bezügen von Bremen ein nicht unwesentlicher Zinsgewinn gegenüber den Bezügen von England, besonders aber von Amerika in Betracht kam. In den letzten Jahren hat sich auch noch ein großer Verkehr mit Italien entwickelt, dessen Industrie mit Vorliebe ihre

Ware franko Waggon Bremen kauft, während sie früher ihre Baumwolle nur direkt aus den Produktionsländern oder aus Liverpool bezog.

Folgende Ziffern geben ein klares Bild der Entwicklung Bremens als Baumwollmarkt, wobei mit der Periode begonnen werden soll, die den Ausgangspunkt der fortschreitenden Entwicklung darstellt, etwa ein Jahrzehnt nach Beendigung des amerikanischen Bürgerkrieges.



Bremer Baumwollbörse. Oben: Haupteingang von innen.

Der Import Bremens belief sich in den Jahren 1875 auf 206,000, 1885 auf 457,000, 1895 1,112,434 und 1905 auf 1,933,754 Ballen innerhalb der Zeiträume von je 10 Jahren, also eine Zunahme von 121.8, 143.4, 73.9 Prozent aufweisend, und für das laufende Baumwolljahr (vom 1. September 1911 bis 31. August 1912) darf man mit einem Gesamtimport von etwa 2,900,000 Ballen rechnen, nachdem bis Anfang Juni bereits 2,772,822 Ballen angebracht wurden und 51,000 Ballen schwimmend bzw. für Bremen in Sicht sind. Sollte die neue amerikanische Ernte etwas frühzeitig einsetzen, würde man einen Import von annähernd 3 Millionen Ballen erwarten können. Aus der laufenden Saison seien hier folgende, die heutige Bedeutung des Bremer Baumwollmarktes klar kennzeichnende Ziffern angeführt:

Die Industrie bezog von Bremen in dem Zeitraum vom 1. September 1911 bis 7. Juni 1912 2,267,481 Ballen, also 56,689 Ballen pro Woche oder annähernd 10,000 Ballen pro Arbeitstag. Diese Ziffern sprechen für die Vorteile der Franko-Waggon-Bedingungen.

Die höchste Zufuhr in Bremen während einer Woche weist die stattliche Zahl von 141,139 Ballen auf (in der letzten Märzwoche), und die höchste Wochenausfuhrziffer meldet der Bericht der Bremer Baumwollbörse vom 16. Februar 1912 mit 80,739 Ballen. Man darf mit um so größerer Befriedigung und Genugtuung auf diese Ziffern zurückblicken, als die Bewältigung dieses enormen Verkehrs sich im Grunde genommen ohne sonderliche Hemmungen und Störungen hat vollziehen können.

Wenn man die Spesen, die auf der Ware während der Behandlung an unserem Platze ruhen, mit durchschnittlich etwa 3 M. pro Ballen in Ansatz bringt, wovon etwa ein Viertel auf reine Arbeitslöhne entfällt, so kommt man auf Ziffern, die in der Tat für Bremen eine gewaltige Bedeutung haben, nach innen sowohl wie nach außen!

An dieser günstigen Entwicklung hat zweifellos das Institut der Bremer Baumwollbörse einen großen Anteil, hat dasselbe doch durch mustergültige Einrichtungen für den Baumwollhandel, durch genau festgelegte klare Bedingungen für denselben eine Grundlage geschaffen, wie sie in gleich umfassender Form für alle Phasen und Vorkommnisse eines bestimmten Handels nach Maßgabe heutiger Verhältnisse ihres gleichen suchen dürfte.

Aus kleinen Anfängen hat sich dieses Institut zu einem Weltinstitut entwickelt, dessen eigenes, mit einem Kostenaufwande von über 4 Millionen Mark aufgeführtes, vor 10 Jahren bezogenes Prachtgebäude beredtes Zeugnis für seine Bedeutung ablegt.

Am 15. Juli dieses Jahres werden es 40 Jahre, daß der erste aus 25 Paragraphen bestehende Entwurf der „Usancen“ genehmigt wurde, heute weisen die Bedingungen der Bremer Baumwollbörse in Buch I für den Handel in Baumwolle, in Buch II für den Handel in Linters und Baumwollabfällen je 100 Paragraphen auf.

Während im Jahr 1872 eine geringe Anzahl bremischer Baumwoll-Importeure, Händler und Makler jene „Usancen“ als maßgebend für alle abzuschließenden Geschäfte unter sich anerkannten — Usancen, die im Jahr 1877 einer gründlichen Revision unterzogen, juristisch durchgearbeitet und nunmehr als Bestimmungen festgelegt wurden — wurde im Jahre 1886 der wichtigste, für die günstige Entwicklung des Bremer Baumwollhandels Ausschlag gebende Schritt unternommen, mit der heimischen Industrie enge Fühlung zu nehmen und durch eine innige Interessenverbindung zwischen Baumwollhandel und Industrie in Gestalt eines Vereines, aus Händler- und Spinnermitgliedern gebildet, in gemeinsamer Arbeit den fortschreitenden Bedürfnissen beider Kreise durch Schaffung festgelegter Bedingungen gerecht zu werden.

Auf dieser Grundlage hat sich Bremen zu dem großen Baumwollmarkte entwickeln können, wie er heute vor aller Welt dasteht.

Es würde hier zu weit führen, auf die einzelnen Zweige der Organisation der Bremer Baumwoll-Börse näher einzu-

Was die Abschätzung der Baumwolle auf Qualität anbelangt, so ist dies für Handel und Industrie natürlich ein überaus wichtiges Gebiet, da im Rohstoffe sehr große Ab-



Raum für die Vorbereitung der Proben (Dressing).

weichungen nach Reinheit, Farbe, Festigkeit und Länge der Faser usw. vorkommen und die Lieferungen auf Grund der vorzulegenden einzelnen Ballenproben natürlich mit den offiziellen Standards nach Klassen, ferner nach Stapel usw. genau untersucht und vorkommende Minderwerte genau festgestellt werden müssen. Diese Abschätzungen bzw. also Feststellungen der Qualität der Lieferungen werden, wie oben angeführt, durch beeidigte Klassierer, und zwar in jedem einzelnen Falle durch zwei Klassierer vorgenommen, die lediglich im Dienste der Bremer Baumwoll-Börse stehen, durch langjährige Erfahrung zu einer richtigen Beurteilung von Baumwolle berufen erscheinen und den Parteien, Verkäufer und Käufer, gegenüber vollständig unabhängig, unparteiisch sind.

Gegen die erste Entscheidung der offiziellen Klassierer steht den Parteien das Recht einer Berufung zu. Eine solche Berufung ist an den Vorstand der Bremer Baumwoll-Börse zu richten und bestimmt alsdann eine besondere „Kommission für Ernennung von Schiedsrichtern“ drei Herren aus dem Baumwollhandel oder der Industrie, die die endgültige Entscheidung über den Ausfall der betreffenden Lieferungen zu fällen haben.

Hierbei ist zu betonen, daß diese Berufungsschiedsrichter vor der schriftlich niederzulegenden und von jedem einzelnen zu unterzeichnenden Entscheidung keinerlei Kenntnis davon erhalten, wer die Berufung eingelegt hat (Verkäufer oder Käufer), auch keinerlei Kenntnis von Einzelheiten der Parteien, eine Bestimmung, die eine volle Unparteilichkeit absolut gewährleistet.

Dieses System hat sich im Laufe der Jahre durchaus bewährt und damit die Tätigkeit der beeidigten Klassierer stetig zugenommen; so kamen z. B. im vergangenen Jahr über 2 Millionen Ballen zur offiziellen ersten Abschätzung, von denen wiederum über 200 000 Ballen die zweite, die Berufungsinstanz passierten.

Wegen der Schlichtung von Streitigkeiten zwischen Mitgliedern der Börse ist zu sagen, daß es angesichts der so häufigen und oft enormen Wertschwankungen in Baumwolle von der größten Wichtigkeit ist, vorkommende Streitigkeiten so schnell wie nur irgend möglich zu erledigen.

Aus dieser Lage heraus ergab sich ohne weiteres der Gedanke, wo immer möglich, solche Streitigkeiten nicht der Entscheidung der öffentlichen Gerichte, sondern der privaten schiedsrichterlichen Entscheidung zu unterwerfen, abgesehen natürlich von Fällen, in denen juristische Fragen vorliegen, die durch die öffentlichen Gerichte entschieden werden müssen.

Zur Schlichtung solcher Streitfälle wird ein Schiedsgericht berufen, für welches jede Partei selbständig ihren Schiedsrichter ernannt, die ihrerseits einen Obmann wählen,



Keller für Aufbewahrung der Proben.

gehen, allein zum allgemeinen Verständnis des Wesens der Bremer Baumwoll-Börse müssen folgende wichtige Einrichtungen, die gewissermaßen den Charakter der ganzen Institution widerspiegeln, erwähnt werden, nämlich erstens: die Abschätzung von Baumwolle auf ihre Qualität durch beeidigte Klassierer, offizielle Angestellte der Bremer Baumwollbörse; zweitens: die Erledigung aller zwischen Mitgliedern der Bremer Baumwollbörse vorkommenden Streitigkeiten durch Schiedsgerichte.

falls sie sich nicht einigen können. Die Entscheidungen haben alsdann schriftlich zu erfolgen, und zwar in einer Form, die sich der bei den Gerichten üblichen möglichst anschließt.

Gegen solche Entscheidungen steht den Parteien wiederum das Rechtsmittel der Berufung zu, und werden hierfür drei Berufungsschiedsrichter durch den Vorstand der Bremer Baumwollbörse ernannt. Die Entscheidung dieser Berufungsschiedsrichter ist endgültig und in den meisten Fällen ohne weiteres vollstreckbar.

Diese Einrichtung begegnet allgemeiner Anerkennung und im vergangenen Jahre kamen nicht weniger als 137 Schieds- und 43 Berufungsgeschichte zur Entscheidung.

So weit in kürzesten Umrissen das Wesen der Bremer Baumwollbörse, deren Tätigkeit sich noch auf manche Zweige des Baumwollhandels erstreckt, die näher anzugeben hier zu weit führen dürfte.

Faßt man nun die Entwicklung des Bremer Baumwollhandels und der Bremer Baumwollbörse ins Auge, so darf

man sagen, daß Bremen mit Stolz auf seine heutige Bedeutung als Baumwollmarkt blicken darf, und man wird aus dieser Entwicklung die Zuversicht schöpfen können, daß durch dieselbe eine Grundlage geschaffen, die ein ferneres günstiges Gedeihen und Vorwärtsschreiten des Bremer Baumwollhandels verbürgt. Und wenn sich in fortschreitender Entwicklung, wie eingangs angedeutet, neue Horizonte eröffnen, wie dies z. B. für Bremen neuerdings in dem Gedanken an die Einrichtung einer Bremer Baumwollterminbörse in die Erscheinung getreten, ein Gedanke, an dessen Ausführung seit einiger Zeit intensiv gearbeitet wird, und wie es ferner bei der stetig wachsenden Bedeutung unserer deutsch-kolonialen Baumwollkultur für Bremen als eine Pflicht erscheint, diesem besonderen Geschäftszweig volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, so dürfen die bisherigen Erfolge Bremens eine Gewähr dafür sein, daß sich alle berufenen Kreise Errungenes zu erhalten wissen und allen an sie herantretenden neuen Aufgaben gewachsen zeigen werden!

Nationale Bedeutung des Norddeutschen Lloyd.

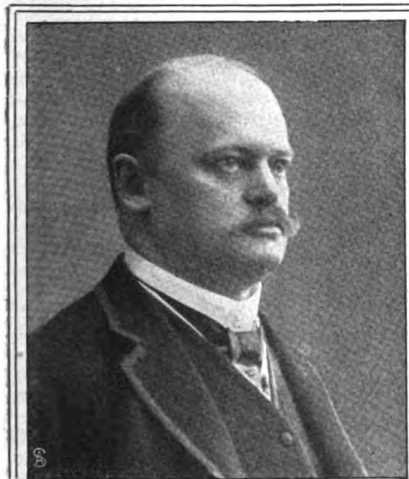
Von Redakteur Ehlers.

Bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein lag die deutsche Volkswirtschaft danieder, jahrzehntelange Kriege und politische Zerrissenheit hatten dazu beigetragen, daß das deutsche Wirtschaftsleben sich wenig oder gar nicht entwickelte. In den Jahren, in denen England daran-
gegangen, seine Welt wirtschaftlich und politisch zu erobern, hatte sich das deutsche Volk im Glaubenskampfe zerfleischt. Weit waren nunmehr Engländer, Franzosen, Belgier und Holländer in ihrer wirtschaftlichen Entwicklung dem deutschen Volk überlegen, verachtungsvoll sah man im Ausland auf den Deutschen herab. Während die genannten Völker sich stolz zu ihrer Nation bekannten,

Wenn sich in solchen Zeiten deutsche Männer fanden, die den Mut hatten, mit deutschem Gelde Unternehmungen zu gründen, verdient dies um so größere Anerkennung. Sie haben das Verdienst, die deutsche Volkswirtschaft vom fremden Gelde emanzipiert, den deutschen Sparern Ge-
legenheit zur Kapitalanlage und dem deutschen Volke Arbeit gegeben zu haben. Neben diesem Verdienst, das jedem Unternehmer zukommt, können die Unternehmer deutscher Reedereien mit Recht beanspruchen, mit ihren Unternehmungen über die deutschen Grenzen hinausgegangen zu sein, dabei der übrigen Welt bedeutend, daß deutsche Nationalität in der eben einsetzenden Weltwirtschaft sich durchzusetzen be-



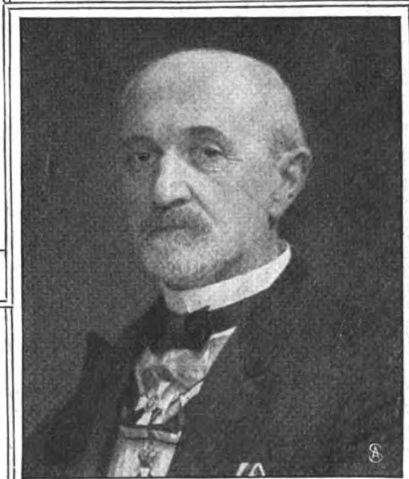
Fr. Achelis,
Präsident des Aufsichtsrats des Nordd. Lloyd.



Philipp Heineken,
Direktor des Norddeutschen Lloyd.

schämte sich der Deutsche, ein Deutscher zu sein, denn Hohn und Spott waren ihm gewiß, wenn er seine Nationalität zu erkennen gab. Dem Kapitalreichtum der

müht ist. Von welchem Erfolg das Streben der deutschen Unternehmer begleitet gewesen ist, davon gibt uns auch die Entwicklungsgeschichte des Norddeutschen



F. Bremermann,
Direktor des Norddeutschen Lloyd.

Engländer, Franzosen und Belgier stand eine Kapitalarmut des deutschen Volkes gegenüber; ein Zustand, der dazu führte, daß fremdes Kapital in in deutschen Staaten etablierten Unternehmungen investiert wurde. Fast alle größeren Unternehmungen in unserem Vaterlande waren fremde Gründungen, es schien, als sollte das deutsche Wirtschaftsleben von fremdem Gelde immer abhängiger werden.

Lloyd ein ganz beredtes Zeugnis. Als im Jahre 1857 der Norddeutsche Lloyd mit der für die damalige Zeit gewaltigen Kapitalsumme von 12 Millionen ins Leben gerufen wurde, da fehlte es neben aufrichtigen Bewunderern hanseatischen Unternehmungsgeistes nicht an Pessimisten, die dem Lloyd eine baldige Auflösung prophezeiten. Fast schien es, als sollten die Pessimisten recht behalten, denn

gleich in den ersten Jahren seines Bestehens trafen den Lloyd harte Schicksalsschläge. Dennoch ließen sich die Gründer des Lloyd nicht entmutigen, mit echt deutscher Zähigkeit hielten sie an dem sich einmal gesetzten Ziele fest und haben trotz schwerer Zeiten den Norddeutschen Lloyd zu einer Stellung in der Weltwirtschaft geführt, die der ganzen Welt Achtung vor deutschem Wesen einflößt. Regelmäßig erscheinen heute die Liniendampfer des Lloyd unter deutscher Flagge in fast allen größeren Häfen der Ostküste Nord-, Zentral- und Südamerikas, zur festgesetzten Stunde finden sich die Lloydschneldampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, „Kronprinzessin Cecilie“, „Kaiser Wilhelm II“ und „Kronprinz Wilhelm“ im Hafen von New York ein, den Amerikanern verkündend, was deutsche Disziplin und Zuverlässigkeit zu leisten vermag. Aber nicht hierin allein

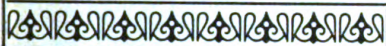
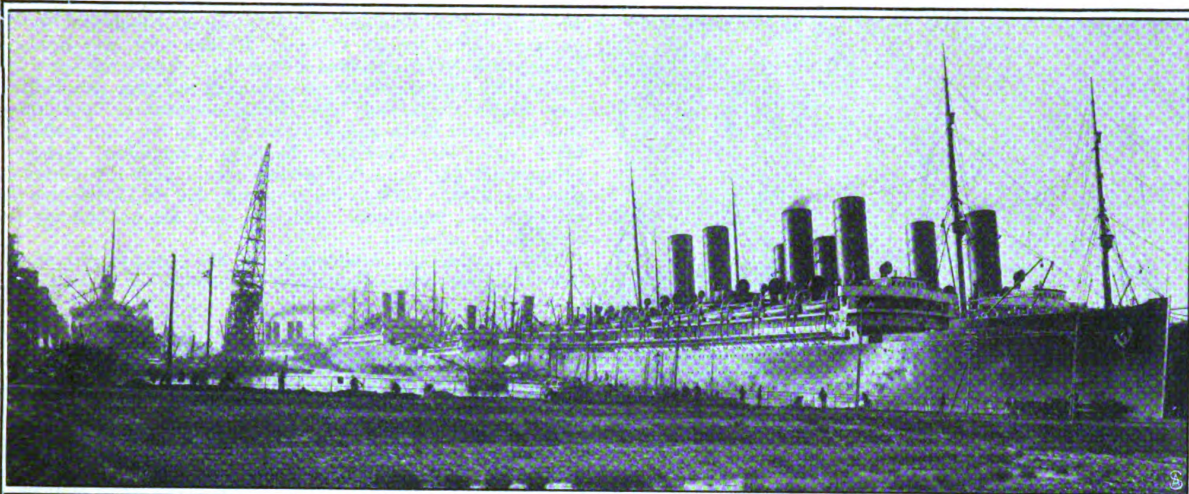
beruht die nationale Bedeutung des Norddeutschen Lloyd, noch wichtiger für das Deutschland im Auslande ist es, daß dem deutschen Exporteur und Importeur im Lloyd eine Reedereizurverfügung steht, die es ihm ermöglicht, seine Transporte auf deutschen Schiffen zu unternehmen. In seinen nationalen Reedereien besitzt der deutsche Wirtschaftskörper gewissermaßen weitaustrahlende Arme,

die es ihm ermöglichen, unter nationaler Flagge die zu seine Produktion nötigen Rohstoffe heranzuholen und seine Fabrikate auf den Weltmarkt zu werfen. Welch nationale Bedeutung der Lloyd in dieser Hinsicht hat, zeigt sich insbesondere im Verkehr mit Australien und Ostasien. Die deutschen Ausfuhr- und Einfuhrziffern haben sich mit einigen Ländern des Ostens verzweigt, ja verdreifacht seit der Lloyd einen regelmäßigen Reichspostdampferdienst mit ihnen versieht. Lloydampfer führen heute in den chinesischen Küstengewässern und auf dem Jangtse den Dienst, den früher englische Reedereien besorgten, nicht ohne das Deutschtum im fernen Osten zu stärken und ihr ein höheres Ansehen verleihend. Ohne weiteres fällt die nationale Bedeutung des Norddeutschen Lloyd im internationalen Weltverkehr in die Augen, doch damit ist seine Wichtigkeit für die deutsche Volkswirtschaft nicht erschöpft. In noch stärkerem Maße als sich das deutsche Überseeum entwickelte, hat sich die deutsche Volkswirtschaft innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes entwickelt. Die deutschen Überseebeziehungen sind einerseits ein Beweis dafür, daß das deutsche Reichsgebiet dem wirtschaftlich immer mehr erstarkten deutschen Volke nicht mehr ausreichte, es sich also zu seiner Betätigung ein neues Feld suchen mußte; andererseits legen sie Zeugnis von der gewaltigen, im deutschen Volke liegenden Kraft ab. Eng greifen hier die Beziehungen ineinander, soviel aber ist gewiß, ohne eine vorangegangene Erstarkung der wirtschaftlichen Faktoren hätte sich deutsches Wesen nicht in dem Maße in der Welt durchzusetzen vermocht, als es geschehen ist. Erst mußte das deutsche Volk aus sich heraus die Kräfte entwickeln, ehe es zu solcher Leistungsfähigkeit herangereift war, daß es die Konkurrenz auf dem Weltmarkte aus dem Felde schlagen konnte. Die Bedeutung des Lloyd in dieser Hinsicht soll uns im Folgenden beschäftigen. In den ersten Jahrzehnten seines Bestehens war der Lloyd gezwungen, seine Schiffsbauten im Auslande in Auftrag zu geben, da das deutsche Schiffsgewerbe noch nicht imstande war, seinen Anforderungen entsprechende Schiffe zu bauen. In den achtziger Jahren machte er dann den ersten Versuch mit einer Bestellung bei einer deutschen Werft, dem Stettiner Vulkan.

Der Versuch fiel geradezu glänzend aus. Die dem Stettiner Vulkan gestellten Aufgaben hinsichtlich des Schiffbaues wurden von diesem in überraschender Weise gelöst. Für den Lloyd wie für den Vulkan sollte aus dem vorsichtig angestellten Versuch ein Triumph deutschen Könnens hinsichtlich des Schiffbaues wie der Schiffsführung werden. Der Norddeutsche Lloyd errang sich mit seinen beiden neuen, in Deutschland gebauten Schneldampfern den ersten Platz unter allen Reedereien der Welt, und der Stettiner Vulkan hatte die Genugtuung, die Veranlassung dazu gegeben zu haben, daß mit dem viele Jahre auf dem deutschen Schiffbaugewerbe lastenden schlechten Urteil endlich gebrochen wurde. Die ganze technische Welt bewunderte die Leistungsfähigkeit, die die deutschen Schiffbauer an den Tag gelegt hatten. Neben seinem Verdienst, das deutsche Schiffbaugewerbe überhaupt gehoben zu haben, ist noch hervorzuheben, daß der Lloyd den deutschen Werften neue Aufgaben gestellt und so dazu beigetragen



Verwaltungsgebäude des Norddeutschen Lloyd.



Bremerhaven: Kaiserhafen.

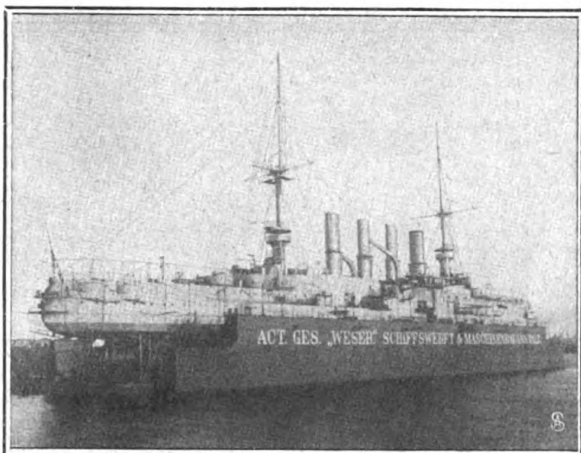


hat, daß deutsche Schiffbauer vor der technischen Welt zeigen konnten, zu welchen Leistungen sich die deutsche Schiffbautechnik emporgeschwungen hat. Da der anfangs in den Reichsdienst eingestellte Schiffs-park sich nicht bewährte, trat der Lloyd an die deutschen Werften mit dem Auftrag heran, für den Reichsdienst geeignete Tropenschiffe zu bauen. Auch diese Aufgabe ist in glänzender Weise gelöst, es sind Schiffe gebaut worden, die fremden Werften zum Vorbild gedient haben. Mehr noch als durch seine Aufträge hat der Lloyd die deutschen Werften dadurch gefördert, daß er in seinem technischen Betrieb sich selbst die Lösung schiffbautechnischer Aufgaben gestellt hat. Es liegt auf der Hand, daß eine Erwerbs-gesellschaft ständig darauf bedacht ist, ihren Betrieb zu rationalisieren, denn je rationeller ihr Betrieb arbeitet, desto mehr Gewinn wirft er ab. Die dem technischen Betrieb in Bremerhaven angegliederte Modellversuchsstation stellt sich uns als das Resultat dieser Erwägungen dar. An kleinen Modellschiffen werden hier Studien gemacht, um die höchstmögliche Rationalisierung des Arbeitsprozesses der Schiffe zu erreichen. Die Erfahrungen, die man in der Modellversuchsstation gemacht hat, hat man sich dann bei den nach den ökonomischsten Prinzipien erbauten „Barbarossa-Dampfern“ zunutze gemacht.

Der Norddeutsche Lloyd verfügt heute über eine Flotte von 82 Seedampfern, 45 Dampfern in der Indisch-Chinesischen Küstenfahrt, 64 Flußdampfern und Barkassen, 212 Leichterfahrzeugen und Kohlenprähmen, 2 Schulschiffen, 17 besonderen Fahrzeugen als Getreide-



Speisesaal I. Klasse auf dem George Washington. Entwurf R. A. Schröder.



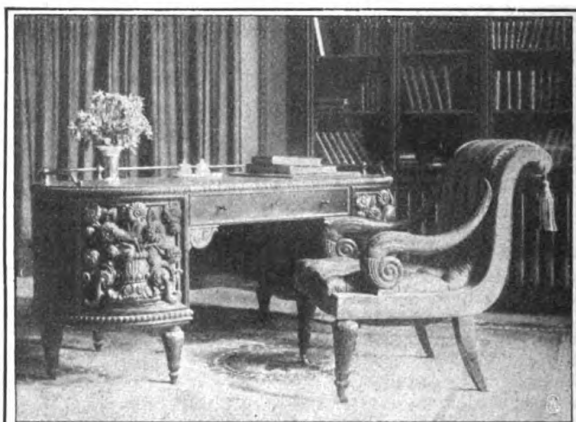
Gr. Kr. „Gneisenau“ im Dock.
Aktien-Gesellschaft „Weser“, Bremen.

Elevatoren usw. Außer diesen Schiffen befinden sich 9 Fracht- und Passagierdampfer im Bau, von denen einer dem Typ des „George Washington“ — des heute größten im Betriebe befindlichen deutschen Dampfers — entspricht.

Wie dem Schiffbaugewerbe, so hat der Lloyd auch anderen Gewerben die Initiative zu weiterem Streben gegeben. Die auf allen Lloydsschiffen getroffenen Sicherheits-einrichtungen und die prunkvollen Salons der jüngsten Lloydsschiffe, insbesondere die des „George Washington“, des „Prinz Friedrich Wilhelm“ und der vier Schnelldampfer, sind ein Beweis dafür, zu welchen Leistungen der Lloyd das deutsche Kunst- bzw. Schiffsausrüstungsgewerbe herangezogen hat. Namhafte Künstler haben bei der Ausschmückung der Lloydsschiffe miteinander um den Preis der Auszeichnung geeifert, dabei sich selbst weiterbildend und dem Lloyd ihr bestes Können bietend. In der richtigen Erkenntnis, daß eine deutsche Reederei auch deutschen Gewerbfleiß zu stützen habe, ist dabei der Lloyd bestrebt gewesen, seine Aufträge deutschen Gewerbetreibenden zukommenzulassen. Die unter dem Namen „Norddeutsche Maschinen- und Armaturen-Fabrik“ ins Leben gerufenen heutigen „Atlaswerke“ haben es dem Lloyd ermöglicht, sich endlich von englischen Fabriken für die Ausrüstung von Schiffen emanzipieren zu können. Tausenden von deutschen Arbeitern bietet der Lloyd Gelegenheit zur Arbeit. Wieviel fleißigen deutschen Händen der Lloyd

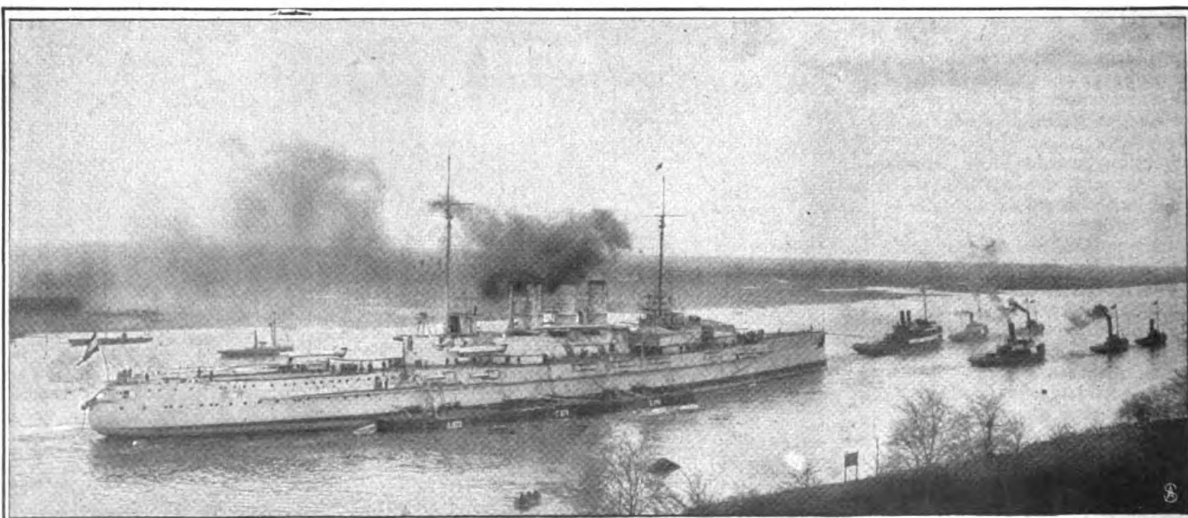
durch die Aufrechterhaltung seines Betriebes Gelegenheit zur Arbeit gibt, wird ersichtlich, wenn man bedenkt, welch ungeheure Mengen an Proviant, Kohlen usw. der Riesenbetrieb des Norddeutschen Lloyd jährlich verschlingt. Im Jahre 1911 stieg der Proviantverbrauch auf über 18½ Millionen Mark, während der Kohlenverbrauch auf über 28.6 Millionen Mark angewachsen war. Es ist ohne weiteres klar, daß ein derartiger Konsum Tausenden Arbeitsgelegenheit gibt, und fast gering nimmt sich die Gesamtzahl von 22,000 Tätigen dagegen aus, die im Lloydbetriebe als Arbeiter, Ingenieure, Offiziere oder als kaufmännische Angestellte arbeiten.

Eine großartige Entwicklung hat der Lloyd in den reichlich 50 Jahren seines Bestehens genommen, er ist zu einem

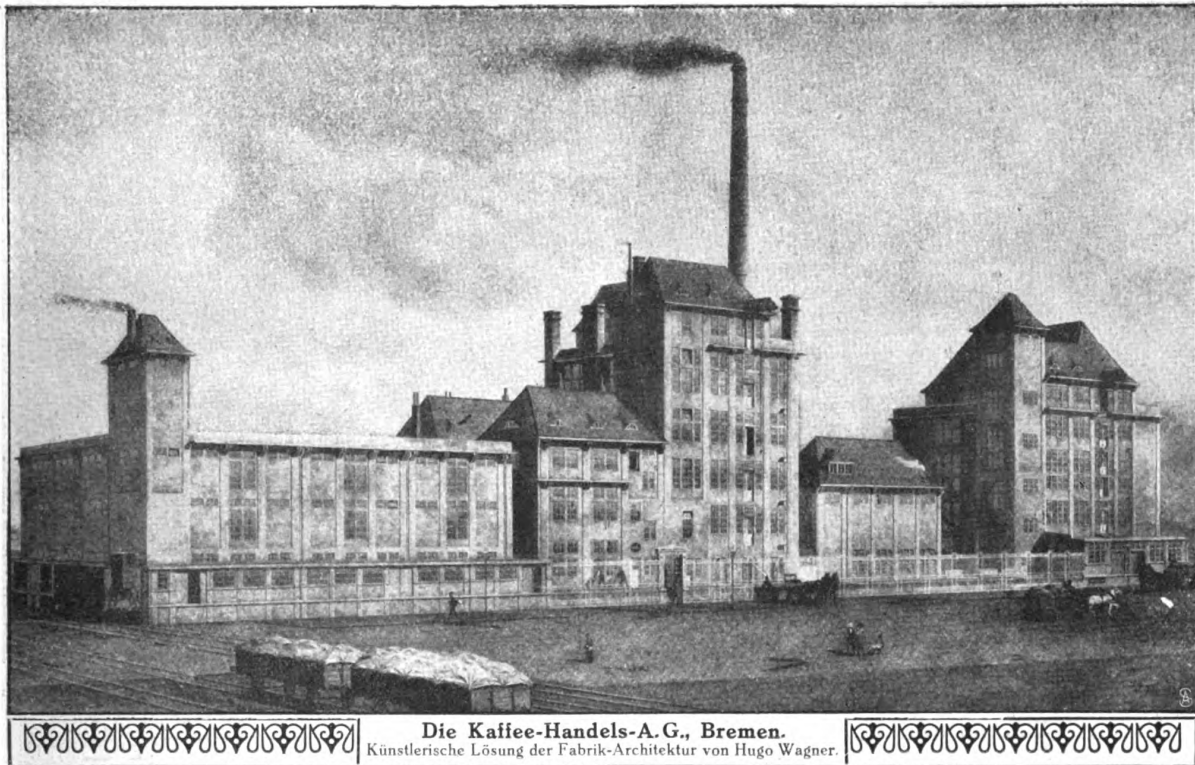


Schreibtisch und Sessel.
Paul Ludwig Troost, Architekt des Norddeutschen Lloyd, Bremen.
Vereinigte Werkstätten für Kunst im Handwerk A.-G., Bremen.

Unternehmen herangewachsen, das für das deutsche Wirtschaftsleben und insbesondere für Bremen und die Unterweserorte unentbehrlich geworden ist. Zu seinem Teile hat er dazu beigetragen, daß sich in kaum 50 Jahren deutscher Handel und Gewerbfleiß in der Welt durchsetzen konnten. Ein gut Teil deutscher Erzeugnisse geht auf seinen Schiffen ins Ausland, Lloydsschiffe tragen den deutschen Kaufmann in alle Welt und führen fremden Völkern vor Augen, was deutsche Arbeitskraft und Unternehmungslust zu leisten vermögen.



Linien Schiff „Thüringen“ im Schleppzuge. Aktien-Gesellschaft „Weser“, Bremen.



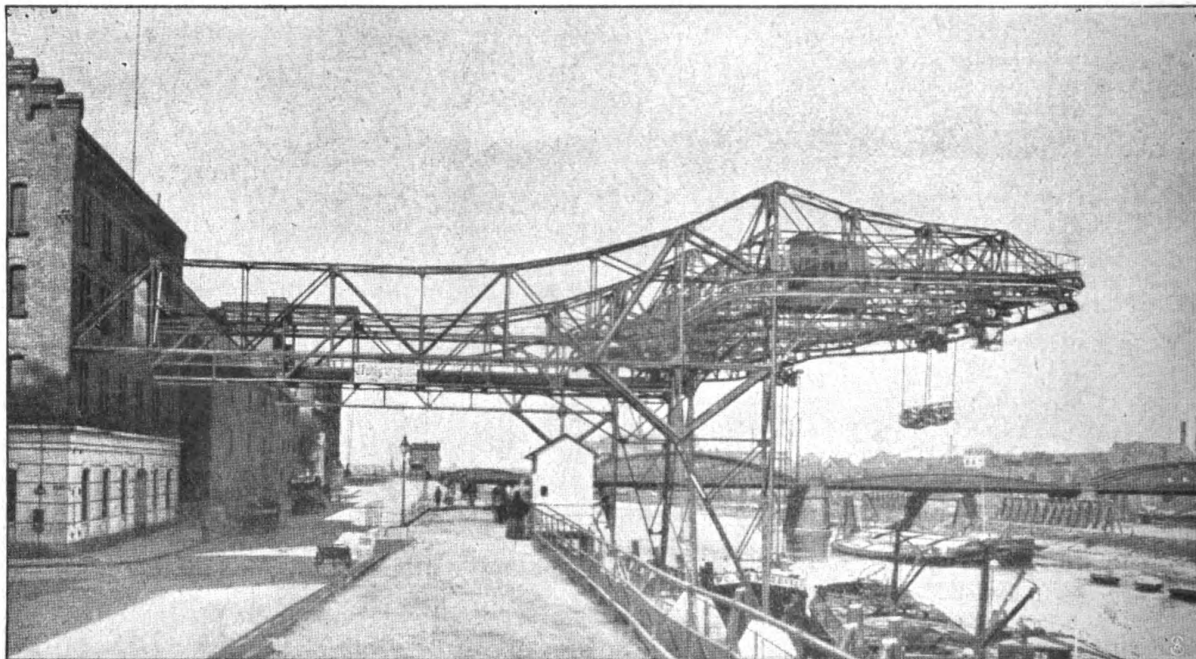
Deutsche Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger.

Von Syndikus J. Rösing.

Bremen ist der Sitz dieser Gesellschaft seit ihrer Begründung im Jahre 1865 zu Kiel, wo der Bremer Kaufmann H. H. Meier, der Begründer des Norddeutschen Lloyd, zum Vorsitzenden gewählt wurde; er hat die Gesellschaft bis kurz vor seinem Tode im Jahre 1899 geleitet und glänzend entwickelt. Seine Nachfolger waren zunächst die Kaufleute Theodor Gruner (gest. 1907) und Senator Hermann Frese (gest. 1909). Gegenwärtig ist Vorsitzender August Nebelthau, Mitinhaber der Firma Gebr. Kulenkampff, und stellvertretender Vorsitzender Adalbert Korff, Teilhaber der Firma C. Melchers & Co. Daß die Gesellschaft seinerzeit als ein nationales Werk und insofern auch als Vorläufer der deutschen Einheit zustande kam, war im wesentlichen das Verdienst des damaligen Schriftführers des lokalen bremischen Rettungsvereins, Dr. Emminghaus. Ihre Organisation durch Bezirksvereine und Einzelvertreter erstreckt sich über das ganze Deutsche Reich. Die Mitgliederzahl betrug am 1. April d. J. 53,661. Der Mindestbeitrag ist 1.50 M.; ein Stifterdiplom erhält, wer einmal wenigstens 75 M. stiftet. Seit der Gründung der Gesellschaft sind durch ihre Rettungsstationen 3793 Menschenleben gerettet worden. Heute bestehen 134 Stationen, die teils mit Rettungsboot und Raketenapparat, teils mit einem dieser Rettungsmittel ausgerüstet sind. Seit einem Jahre werden auch Motorboote im Rettungsdienst verwendet; zwei solcher Boote (das eine mit einem Körtingmotor, das andere mit einem Daimlermotor) sind im Betrieb und haben sich gut bewährt, drei

weitere sollen in diesem Sommer gebaut werden. Ferner sind die meisten gedeckten Segelrettungsboote mit Hilfsmotoren ausgerüstet. Die Rettungsmannschaften erhalten Geldprämien und Medaillen. Eine Geldbelohnung erhält auch derjenige, der die erste Nachricht von einem Schiffe in Seenot dem Vormann einer Rettungsstation überbringt. Im Falle des Todes eines Rettungsmannes im Dienst erhalten die Hinterbliebenen aus der Gesellschaftskasse 5000 M. Ferner verfügt die Gesellschaft über einen Unterstützungsfonds zu Beihilfen an bedürftige Rettungsmannschaften und ihre Angehörigen sowie über eine größere Zahl von Stiftungen zu ähnlichen Zwecken und zur Anerkennung besonderer Taten, darunter 16 verschiedenartige Stiftungen des jetzt 94jährigen Ehrenmitgliedes der Gesellschaft Emile Robin zu Paris. Zur Belohnung von Rettungen auf hoher See, die im übrigen nicht zur Zuständigkeit der Gesellschaft gehören, verwaltet sie die aus Hamburg stammende Laeisz-Stiftung, aus der ebenfalls Geldprämien und Medaillen verliehen werden. Die Gesellschaft steht unter dem Protektorat des Deutschen Kaisers und dem Ehrenpräsidium des Prinzen Heinrich von Preußen, der seinem lebhaften Interesse für das Rettungswerk im vorigen Jahre einen schönen Ausdruck gegeben hat durch die Stiftung je einer goldenen, silbernen und kupfernen Medaille zur jährlichen Anerkennung besonders mutiger Taten im Küstenrettungsdienst. Die Medaillen tragen das Reliefbild des Prinzen und auf der Rückseite die Inschrift „Der Wille ist die Seele der Tat“.





Brücke am Weserufer. Erbaut von J. Pohlig A. G. in Köln.

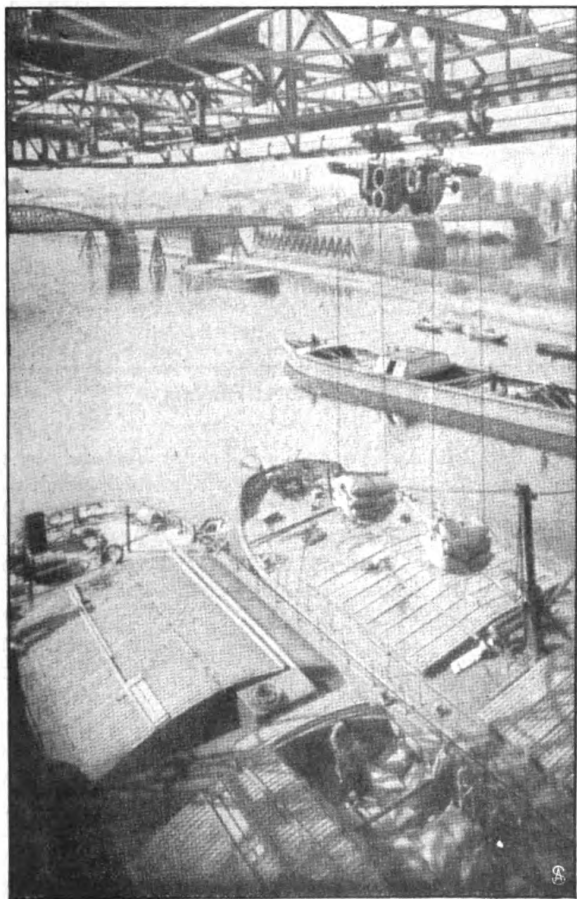
Eine moderne Reisverladeanlage.

Von Oberingenieur A. Pietrkowski, Köln.

Der glänzende Aufschwung, den Bremens Schiffahrt und Handel genommen hat, spiegelt sich in höchst anschaulicher Weise in der Entwicklung seiner Hafenanlagen und besonders der Lade- und Löscheinrichtungen wider. Während früher bei der Verladung der Drehkran als einziges mechanisches Hilfsmittel zur Verfügung stand, sind in neuerer Zeit eine ganze Anzahl leistungsfähigerer, neuzeitlicher Verladeanlagen errichtet worden, und der neue Industriehafen kommt durch die Ausgestaltung seiner Böschungen dieser Entwicklung in zweckmäßigster Weise entgegen. Die Firmen, welche ihre Speicher und Lagerplätze in der Nähe der alten Häfen besitzen, konnten sich jedoch bisher die Fortschritte der Verladetechnik nur in sehr geringem Maße zunutze machen, da der beschränkte Raum an den Kais sowie die veraltete Bauweise und ungünstige Lage der Speicher, die vielfach durch Verkehrsstraßen vom Ufer und durch eingesprengte Wohnhäuser voneinander getrennt sind, allen Verbesserungen in dieser Beziehung die größten Schwierigkeiten entgegenstellten. Erst nachdem es der Verladetechnik in allerjüngster Zeit gelungen war, in der Elektrohängebahn ein höchst leistungsfähiges und automatisch arbeitendes Fördermittel zu finden, welches sich den kompliziertesten örtlichen Verhältnissen in vollendeter Weise anschmiegt, war die Möglichkeit gegeben, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden. Die weltbekannte Firma „Reiswerke Rickmers“ war die erste, welche sich in weitsichtiger und großzügiger Weise diese neue Errungenschaft der Technik dienstbar machte und sich damit das Verdienst erwarb, den zahlreichen, unter der gleichen Ungunst der Verhältnisse leidenden Fir-

men neue Wege zur wirtschaftlicheren Gestaltung des Verladegeschäftes gewiesen zu haben.

Die Packhäuser und Lagerschuppen der Firma Rickmers befinden sich teils an der Straße „Am Deich“, teils an der „Sangweg- und Grünenstraße“. Es handelte sich für die Firma darum, den in Leichtern ankommenden, teils in rohem und teils in vorbearbeitetem Zustande befindlichen Reis zu entladen und in die verschiedenen Packhäuser und Schuppen zu schaffen sowie den Rücktransport von fertig bearbeitetem Reis von ihrer hinter den Schuppen liegenden Mühle zurück zum Kai zu bewirken. Die Förderstrecke verläuft, bedingt durch die örtliche Lage der Schuppen zueinander und zum Flußufer, in zahlreichen Krümmungen, so daß die Firma J. Pohlig A.-G. in Köln, die mit der Projektierung und Ausführung der Anlage betraut wurde, vor einer höchst schwierigen Aufgabe stand. Sie löste dieselbe jedoch in zweckmäßigster Weise durch die Verwendung einer Hängebahn, deren Wagen mit elektrischen Fahr- und Hubwerken versehen sind. Die Anlage, die vor einiger Zeit in Betrieb kam und in allen ihren Teilen höchst zufriedenstellend arbeitet, besteht aus einer etwa 60 Meter langen Brücke am Weserufer (siehe Abbildung), an die sich die Hängebahnstrecke unmittelbar anschließt. Letztere überschreitet mittels Brücken in Eisenkonstruktion zuerst die Straße Am Deich, dann die Grünenstraße, geht über die Dächer verschiedener Gebäude hinweg sowie durch mehrere Schuppen hindurch und endigt schließlich in dem Packhause, das unmittelbar vor der Mühle liegt. Unsere Abbildung (Seite 28) zeigt einen Teil der Strecke über den Dä-



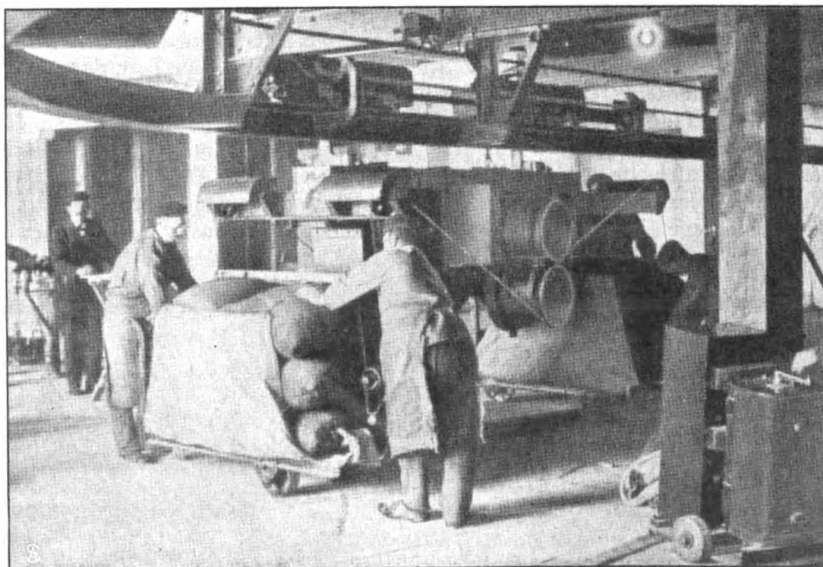
Beladestelle.

chern und gewährt ein anschauliches Bild von der Kompliziertheit der Streckenführung.

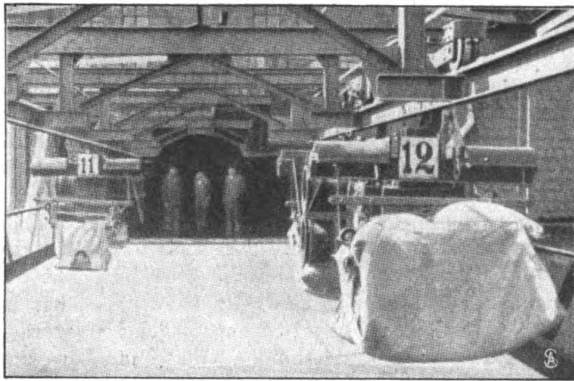
Während früher die Reissäcke mittels Drehkrans aus dem Schiff herausgehoben, auf Fuhrwerke umgeladen und mit diesen nach den Packhäusern gefahren wurden, wo das Herausheben in die Schuppen wieder durch Winden besorgt werden mußte, erfolgt jetzt der ganze Arbeitsvorgang ohne jede Umladung durch ein und dasselbe Fördermittel, nämlich durch die elektrisch betriebenen Hängebahnwagen. Diese Wagen, von denen zurzeit zwölf in Benutzung sind, besitzen, wie die Abbildungen zeigen, zwei Laufgestelle, die durch Lenker miteinander verbunden werden, und die beide einen eigenen Antriebsmotor besitzen. An dem Fahrgestell hängt eine Plattform, auf der sich das Hubwerk, bestehend aus Motor, Zahnradgetriebe und vier Seiltrommeln, befindet. Zum Aufnehmen der Säcke dienen Traggurte, in die je sechs Säcke eingeschnürt werden; jeder Wagen trägt vor und hinter dem Windwerk einen derartigen Gurt, so daß also

zwölf Säcke gleichzeitig befördert werden können. Die nebenstehende Abbildung zeigt den Beladevorgang in sehr anschaulicher Weise, die beiden Bündel von je sechs Säcken werden gerade von der Elektrowinde in die Höhe gezogen, und sobald sie in der höchsten Stellung angelangt sind, schaltet sich das Hubwerk selbsttätig ab, worauf der Wagen seine Fahrt antritt. Die Gleisstrecke besteht auf dem größten Teil ihrer Länge aus je einem Strang für die Hin- und Rückfahrt der Wagen. Auf der Verladebrücke am Ufer geht das Gleis jedoch in zwei parallele Doppelstränge über, so daß gleichzeitig auf zwei Strängen geladen werden kann. Ferner sind die beiden Gleise für Hin- und Rückfahrt in den einzelnen Schuppen durch Umkehrschleifen und Weichen miteinander verbunden, damit die Wagen, wenn sie in einem der vorderen Schuppen entladen, nicht erst bis zum Ende der Strecke durchzufahren brauchen, um umkehren zu können. Vor Eintritt der Hängebahnstrecke in das erste Packhaus (siehe Abbildung Seite 28) ist eine automatische, selbstregistrierende Wage angeordnet, welche vollständig ohne Bedienung in der Weise arbeitet, daß jeder Hängebahnwagen automatisch durch Ausschalten des Stromes auf ihr zum Stillstand gebracht wird, worauf sich das Verwiegen selbsttätig vollzieht. Nach Beendigung des Wiegevorganges setzt sich der Wagen selbsttätig wieder in Bewegung und fährt nach der gewünschten Stelle.

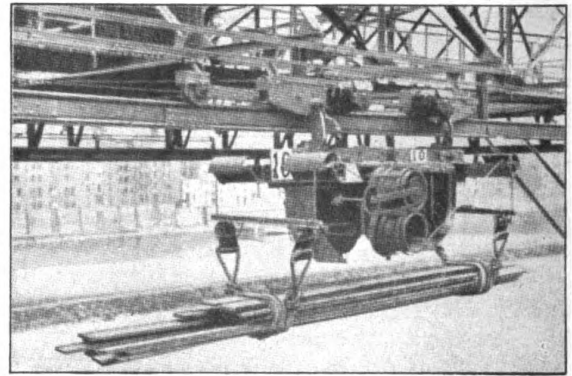
Trotz des außerordentlich komplizierten Betriebes, der sich, wie aus vorstehendem hervorgeht, infolge der verschiedenartigen Fahrwege, welche die einzelnen Wagen zu durchlaufen haben, ergibt, vollzieht sich derselbe ganz automatisch. Nur auf der Verladebrücke sind zwei feste Führerstände angebracht, von denen aus die für die Beladung der Wagen erforderliche Steuerung erfolgt; an den Entladestellen wird die Steuerung für die Entladung und Rücksendung der Wagen von einem der Speicherarbeiter bedient. Im übrigen erfolgt die Regelung des ganzen Arbeitsvorganges, wie gesagt, automatisch, durch die Fernsteuerung mit dem Pohlischen Blocksyst. Das Block-



Entladung eines Wagens.



Einmündung der Strecke in die Schuppen.

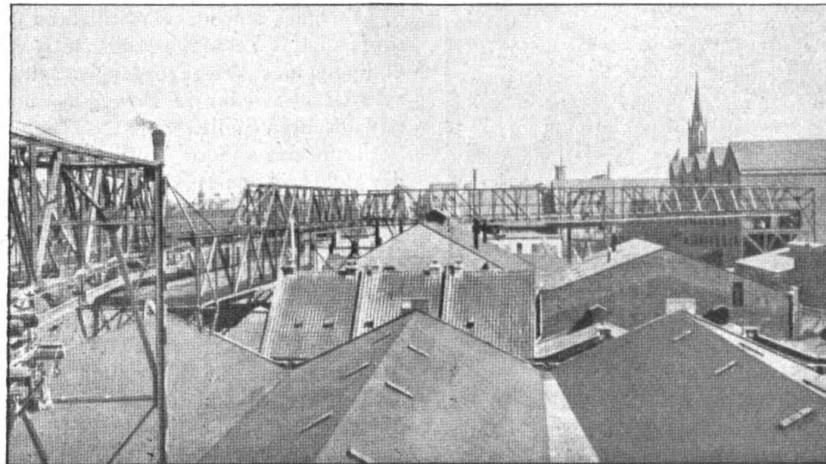


Wagen mit Bretterladung.

system besteht darin, daß die Fahrleitung, von der die Hängebahnwagen den erforderlichen Strom abnehmen, in einzelne voneinander isolierte Abschnitte geteilt ist, denen der Strom aus der Hauptspeiseleitung durch Vermittlung von Blockschaltern zugeführt wird, deren Betätigung durch die vorbeifahrenden Wagen erfolgt. Durch dieses System wird mit völliger Sicherheit verhindert, daß zwei Wagen aufeinanderstoßen, da zwischen zwei aufeinanderfolgenden Wagen immer eine stromlose Strecke liegt, und ebenso wird auch das Befahren falscher Stränge an den Ausweichstellen dadurch unmöglich gemacht. An der gewünschten Entladestelle wird der Wagen zum Stillstand gebracht und die beförderte Last auf kleine Plattformwagen herabgesenkt, durch deren Vermittlung dann die Sackbündel, nachdem die Gurte vom Hängebahnwagen gelöst sind, seitlich zur Lagerstelle fortgeschoben werden. Nachdem hierauf die beim vorhergehenden Wagen zurückgebliebenen leeren Gurte wieder angehängt wor-

den sind, tritt der Wagen die Fahrt zur Verladebrücke an. Dort bleibt er vor einer der Beladestellen selbsttätig stehen, bis er für das Verladen wieder an die Reihe kommt. Die Anlage ist imstande, in der Stunde 600 Säcke von 100 bis 110 Kilogramm Gewicht, also zusammen 60 Tonnen stündlich, bequem zu fördern.

Es werden mit ihr aber nicht nur Reissäcke befördert, sondern auch Bretter, die in den Schiffen zwecks Ventilation zwischen die Reissäcke eingelegt sind. Aus obiger Abbildung ist ersichtlich, daß man beim Brettertransport nur die Gurtbänder durch Tauschlingen zu ersetzen braucht. Die Anlage bietet ein Beispiel



Streckenführung über den Dächern. Erbaut von J. Pohlig A. G., Köln.

für die großen Fortschritte der Verladetechnik in jüngster Zeit, denn während man früher mit mechanischen Vorrichtungen nur Schüttgut verladen konnte, ist man jetzt dazu gelangt, auch Stückgüter jeder Art mittels mechanischer Einrichtungen zu handhaben. Anlagen, wie die vorbeschriebene, können daher auch für den Transport von Baumwollballen, Tabakfässern usw. mit größtem Vorteil verwendet werden.



DIE-WOCHEN

Nummer 28.

Berlin, den 13. Juli 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 28.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1149
Die „Export-Woche“ als Pionier der deutschen Industrie im Ausland. Von Generaldirektor Albert Willner	1149
Eindrücke von der Kaiserbegegnung in Baltischport	1152
Sprachforgen des Touristen. Von Victor Ottmann	1154
Momentaufnahmen von unterwegs. Von Valeska Gräfin Bethulsh-Huc	1155
Unsere Bilder	1156
Die Toten der Woche	1156
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1157
Familie Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1165
Strandflora. Von Professor Dr. Udo Dammmer	1171
Die Erste Kammer des elsaß-lothringischen Landtags. Von G. Joesel. (Mit 18 Abbildungen).	1173
Die Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912. (Mit 5 Abbildungen)	1177
Im Walde. Gedicht von Maria Stena	1181
Die Zeit verändert. Skizze von Alice Berend	1181
Das Heidehaus des Arndt-Gymnasiums. Von Dr. Dumrese. (Mit 5 Abb.)	1182
Moderne Freizeiten. (Mit 8 Abbildungen)	1185
Bilder aus aller Welt	1188



Die sieben Tage der Woche.

4. Juli.

Kaiser Wilhelm mit dem Prinzen Adalbert und Zar Nikolaus mit Gemahlin und Töchtern treffen in Baltischport ein. Im Gefolge des Kaisers befindet sich der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg. Der Zar ist begleitet vom Ministerpräsidenten Kowzow und dem Minister des Aeußern Sjasonow. Die in- und ausländische Presse kommentiert die Kaiserzusammenkunft als hochpolitisches Ereignis (Abb. S. 1157—1160).

Der russische Reichsrat nimmt die von der Duma genehmigte Flottenvorlage an.

Die Chinesen entlassen die in ihrem Postdienst bisher angestellten Ausländer.

Auf der Zeche Osterfeld bei Oberhausen kommen schlagende Wetter zur Explosion, 16 Bergleute werden getötet.

5. Juli.

Kaiser Wilhelm nimmt bei Baltischport die Parade über sein Woborgisches Regiment ab.

Kaiser Nikolaus besichtigt den bei Baltischport ankernden deutschen Panzerkreuzer „Wolke“.

Der Kaiser und die Kaiserin von Rußland nehmen an einem Festmahl auf der „Hohenzollern“ teil.

In Düsseldorf wird der unter dem Protektorat des Großadmirals von Koester stehende Marinelongreß eröffnet.

Staatssekretär Dr. Solf trifft auf seiner Studienreise in Windhuk ein.

Das Internationale Olympische Komitee beschließt, die Olympischen Spiele 1916 in Berlin abzuhalten.

In Corning im Staate Neuyork stößt ein Exprefzug mit voller Fahrgeschwindigkeit auf einen Personenzug. Etwa 40 Personen werden getötet, 50 schwer verwundet.

6. Juli.

In Bonn wird die Gartenbau-Woche und eine Ausstellung gärtnerischer Bedarfsartikel und Pflanzenneheiten eröffnet.

Der ehemalige chinesische Premierminister Tangschaoqi flieht aus Tientsin nach Schanghai.

In Stockholm findet mit großen Feierlichkeiten der Beginn der Olympischen Spiele statt.

In der Nähe von Vigonia in Pennsylvanien fährt ein Güterzug auf einen Personenzug auf. 21 Personen werden getötet, 30 verletzt.

7. Juli.

Kaiser Wilhelm kehrt von der Monarchenzusammenkunft in Baltischport nach Potsdam zurück.

Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg, der deutsche Botschafter Graf von Pourtalès, Ministerpräsident Kowzow und der Minister des Aeußern Sjasonow treffen in Petersburg ein.

Ein amtliches Communiqué stellt den besonders herzlichen Charakter der Kaiserzusammenkunft in Baltischport fest.

Im Norden von Portugal brechen royalistische Unruhen aus.

8. Juli.

In der Nähe von Newport finden zwischen amerikanischen Kriegs- und Handelsschiffen Zusammenstöße statt. Passagiere kommen nicht zu Schaden.

Der frühere Staatsminister und Bürgermeister von Berlin Hobrecht stirbt im 88. Lebensjahr (Portr. S. 1162).

9. Juli.

Kaiser Wilhelm tritt seine Nordlandreise an.

Zur Bekämpfung der aufständigen Albaner wird im Wilajet Kaffowa das Bandengesetz proklamiert.

Durch Explosion schlagender Wetter werden in der Grube Cadeby in der englischen Grafschaft York hundert Bergleute verschüttet. Es werden 22 Tote geborgen. Während der Rettungsarbeiten findet eine neue furchtbare Explosion statt, durch die eine starke Abteilung der Rettungsmannschaften abgeschnitten wird und 40 bis 50 Menschen ums Leben kommen.

10. Juli.

Die Kaiserin trifft mit der Prinzessin Viktoria Luise und dem Prinzen Oskar zu längerem Aufenthalt auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel ein.

Der Staatssekretär des Aeußern Alfred von Kiderlen-Waechter feiert in Bad Rissingen, wo er zur Kur weilt, seinen 60. Geburtstag.

Der türkische Kriegsminister Schewket-Pascha tritt zurück; der Marineminister wird mit der Führung der Geschäfte des Kriegsministers beauftragt.

☞☞

Die „Export-Woche“ als Pionier der deutschen Industrie im Ausland.

Von Generaldirektor Albert Willner.

Trotz Automobilismus, Präsidentschaftskandidaturen, Heiraten, Aeroplanfahren und Lotteriespielen stellt auch heute noch ganz wie zu den Zeiten des Evangelisten Matthäus das Prophezeien die unsicherste und risikoreichste aller menschlichen Betätigungen dar. Meist kommt es, wie der Berliner so schön sagt, erstens allemal anders und zweitens, als man denkt, und noch immer gilt Immermanns prophetisches Wort: „Propheten weinen, aber es lacht das Volk der Propheten Träne.“

Was Wunder, daß sich unter solchen Umständen menschlicher Stolz und menschliche Eitelkeit in die Brust werfen, wenn einmal im Gegenfatz zu der Norm eine Prophezeiung eingetroffen ist. In dieser ebenso seltenen wie glücklichen Lage befindet sich den verehrlichen Lesern

der „Woche“ gegenüber der ergebenst unterfertigte Verfasser. Als einer, der sich immerhin ein kleines Menschenalter hindurch an Stellen, die eine angemessene Übersicht gewähren, mit den Voraussetzungen und den Bedingungen des deutschen Außenhandels eingehend beschäftigte, wurde ich Ausgang vorigen Jahres von Redaktion und Verlag der „Woche“ mit der Absicht bekanntgemacht, der Gesamt-Auslands-Auflage der „Woche“ unter dem Titel „Export-Woche“ eine Sonderbeilage hinzuzufügen, und lerne gleichzeitig allerlei mich interessierende Einzelheiten für die Durchführung der neuen Idee kennen. Da sie mir in ihrer Totalität wie in den Details ebenso glücklich wie bedeutungsvoll für den deutschen Außenhandel erschien, faßte ich die Gedanken und Hoffnungen, die sich mir dabei aufdrängten, in einen von der letzten Jahresnummer der „Woche“ an leitender Stelle gebrachten Artikel zusammen, der den Titel trug: „Die Presse als Pionier für die deutsche Exportindustrie.“ In der nach vorwärts und aufwärts gerichteten Bewegung der deutschen Güterexpansion wird es“, so schrieb ich damals, „eine neue wichtige Etappe bedeuten, wenn nunmehr die „Woche“ daran geht, ihre große und bewährte Vertriebsorganisation als „Export-Woche“ direkt in den Dienst der deutschen Ausfuhr zu stellen.“ Solcher Prophezeiungen wagte ich damals manche. Heute, wenig mehr als sechs Monate später, darf ich feststellen, daß ich richtig vorausgesagt habe, daß sich tatsächlich, wie ich damals gleichfalls schrieb, die „Export-Woche“ als das beste Aufklärungsmittel über Leistungsfähigkeit und Ausbreitungsmöglichkeit deutschen Könnens und deutscher Arbeit entwickelt hat.

Wie das gekommen ist, und warum das auch so kommen mußte, sei angesichts der überragenden Bedeutung, die die Größe des deutschen Anteils an der Weltwirtschaft für uns besitz, nunmehr in einem Rückblick untersucht, der uns zugleich den Ausblick zum rüstigen Weiterstreiten auf dem einmal als recht erkannten Weg bieten muß.

Epigrammatisch läßt es sich mit einem alten Weisheitswort des Sophokles ausdrücken: „Die rechte Zeit entscheidet alles, sofort erfißt sie den Erfolg“, oder genauer auf unseren Fall angewendet, der Erfolg mußte kommen, weil zur rechten Zeit die rechten, sich organisch aus der Entwicklung ergebenden Mittel angewendet wurden, um zu einem Ziel zu gelangen, dessen Erreichung, über die Interessen des einzelnen weit hinausgreifend, allgemeine und allen gemeinsame Interessen betrifft. Die „Woche“, die ihrerseits bei ihrem Entstehen eine ebenso kühne wie notwendige Neuerung im deutschen Zeitschriftenwesen dargestellt hatte, war in ihrer Ausbreitung längst über die deutschen Grenzen gegangen. Weithin im Ausland hatte sie ein starkes geistiges Band um alle die Geschlungen, die fern von der Heimat doch in ihrem Denken und Fühlen und insbesondere in ihrem Zugehörigkeitsgefühl in deutscher Sitte und Kultur wurzeln, und die, wie es erfreulich oft zu gehen pflegt, im Herzen die Heimat um so stärker dann wiederfanden, als ihnen aus den Augen das Vaterland verschwunden war. Inmitten fremder Umgebung, anderer Sprache und exotischer Lebensauffassung und -gewohnheit wird jeder Gruß von der in der Erinnerung und in der Sehnsucht doppelt schön erscheinenden Heimat mit jenem starken inneren Empfinden aufgenommen, das man erlebt haben muß, und das sich nicht beschreiben läßt. Handelt es sich nun gar, wie bei der „Woche“, um eine regelmäßige, durch

Wort und Bild übermittelte, interessante und vollständige Zusammenfassung alles dessen, was aus den mechanischen wie den geistigen Werkstätten deutscher Arbeit gewaltig zum Licht drängt, so ist es erklärlich, daß der Bringer solcher Zeitung, das ziegelrote, mit der charakteristischen Wochenfieben geschmückte Blatt, alle acht Tage von unseren Stammesbrüdern im Ausland mit Begier erwartet, mit Sehnsucht in allen seinen Teilen aufgenommen und gelesen wird.

Dieser an Umfang wie an Vertiefung zunehmende Tatbestand konnte naturgemäß nicht ohne wichtige Folgen bleiben. Mit freudigem Erstaunen bemerkte ein Teil derjenigen deutschen Gewerbetreibenden, die in der „Woche“ die Ankündigung ihrer Erzeugnisse in der Absicht vorgenommen hatten, die deutschen Verbraucher darauf aufmerksam zu machen, daß zahlreiche, sich rasch steigende Anfragen aus dem Ausland bei ihnen eingingen, und daß sie von selber darauf hingewiesen wurden, sich um die Möglichkeit eines Exportes ihrer verschiedenen Fabrikate zu kümmern.

Mir ist beispielsweise eine große deutsche Firma bekannt die mit der Sorgfalt, die in allen Teilen ihres Betriebes herrscht, seit Jahren eine Gesamtaufstellung über alle jene Anfragen macht, die infolge des Inserierens in einzelnen verbreiteten Organen aus dem Ausland eingeht. Es darf gewiß ein über den Einzelfall hinausgehendes Interesse beanspruchen, wenn ich aus den zahlreichen Einzelangaben eine herausgreife und hier mitteile, daß jene deutsche Großfirma zum Beispiel auf ihr Inserat an einem einzigen Tage Anfragen aus nachstehend verzeichneten Auslandsorten erhielt: Cilli, Bistvenica, Trautenu, Pabianice, Karlsbad, Trupshij, Marienbad, Zug, Etaterinostaw, Suonenjoki, Schanghai, Komotau, Dallwitz, Gnör, Riga, Pilsen, Dem Haag, Montreux, Basel, Bern, Sofia, Lüderigbucht, Wien, Panafowa, Innsbruck, Kassa, Nyköbing, Madeira, Preßbaum, Nagyszeben, Jara, Bostan, Butareft, Zürich, Solothurn, Holderbank.

Was hier in einem einzelnen Fall dargelegt ist, hat sich vielfach wiederholt. So mußte sich ganz von selbst der Gedanke aufdrängen, solche verheißungsvollen Ansätze festzuhalten und zielbewußt in eigener Form und Art für den spezifischen Zweck der Exportpropaganda um- und auszugestalten.

Daß die auf diese Weise entstandene „Export-Woche“ sich somit darstellt nicht als ein am grünen Tisch ausgeklügeltes Buch, sondern als eine in naturgemäßer und organischer Entwicklung entstandene Verwirklichung und Erfüllung der Forderung des Tages, das bildet meines Erachtens die Grundlage ihres großen und nachhaltigen Erfolges.

Denn von einem großen und nachhaltigen Erfolg darf hier in der Tat und ohne jede Übertreibung gesprochen werden.

Schon äußerlich geht dies aus einer Zusammenstellung desjenigen Auslandes hervor, in dem die Exportausgabe der „Woche“ gelesen wird. Eine solche Zusammenstellung in bezug auf das europäische Ausland zu geben, würde heißen, beinahe jedes Handels- und Verkehrszentrum aufzuführen, das sich im ganzen Kontinent außerhalb der Grenzen Deutschlands befindet, und auch in bezug auf die übrigen Erdteile würde eine vollständige Übersicht ermüden. So greife ich wahllos, damit wenigstens ein Beispiel gegeben wird, Afrika heraus, um mitzuteilen, daß dort die Exportausgabe der „Woche“

unter anderen gelesen wird in: Algerien, Betschuanaland, Britisch-Zentralafrika, Britisch-Ostafrika, Brit.-Südwestafrika, Brit.-Westafrika, Kanarische Inseln, Cape Colony, Congo-Belge, Franz.-Kongo, Congo-Portuguez, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika, Ägypten, West-Guinée française, Portug.-Guinea, Spanisch-Guinea, Goldküste, Kamerun, Liberia, Marokko, Madagaskar, Natal, Nigeria, Oranje-Freistaat, Portug.-Ostafrika, Portug.-Südwestafrika, Rhodesia, Transvaal, Tembaland, Tripolitaniern, Tunis, Togo, Uganda und Sansibar.

Solche großen und unleugbaren Erfolge konnten natürlich nicht ausschließlich um deswillen errungen werden, weil die Schöpfungs-idee an und für sich gut war. Hinzutreten mußte die sachgemäße, den gewaltigen Stoff trefflicher zusammenfassende Ausführung, die es in gleicher Weise verstand und versteht, vieles zu bringen, um jedem etwas zu bringen, wie auf der andern Seite alles Überflüssige und deswegen Schädliche zu vermeiden, um jeden vorhandenen Funken zu heller und wärmerer Flamme anzublasen. Da draußen zum Beispiel ist noch mehr als in der Heimat die Frau mitbestimmend für die Auswahl des Lesestoffes und für seine Wertung innerhalb des Familienkreises. Da muß ich es als einen besonders glücklichen Gedanken der Auslandsausgabe der „Woche“ begrüßen, daß sie sich nicht an das Beispiel bestehender in- und ausländischer Exportzeitschriften gehalten und sich ausschließlich auf den, ich möchte beinahe sagen, wissenschaftlichen Teil beschränkt, sondern daß sie jedem Heft unserer belletristischen „Woche“ die „Export-Woche“ beigefügt hat, so daß nunmehr alle Zweige des deutschen Haushaltes im Ausland den gebührenden Anteil am Lese- und Bildstoff erhalten, die Frau und die Familie die in Unterhaltungsform dargebotene Wochenchronik in Wort und Bild nebst unterhaltlichen Abhandlungen über alles, was die Zeit bewegt, der Mann zunächst alles das, was seine Handels- und Fabrikinteressen berührt, was ihm neue Einkaufs- und Absatzmöglichkeiten zeigt und ihm so die Waffen für den in fremder Umgebung oft doppelt schweren wirtschaftlichen Existenzkampf liefert und brauchbar erhält.

Wer aufmerksamen Blickes die einzelnen Rubriken der „Export-Woche“, die sich zum Teil auch erst aus der Entwicklung heraus gebildet haben, verfolgt, der darf mit freudigem Erstaunen feststellen, daß hier in überaus geschickter Weise kurz und schlagend die verschiedenartigen Seiten des Auslandsverkehrs in bisher nicht bestehender Vollständigkeit berücksichtigt und ausgebaut sind. Der meist von hervorragenden Autoritäten, aber immer gemeinverständlich und interessant geschriebene wirtschaftliche Leitartikel wird unseren Auslandsdeutschen, diesen besten Pionier für den Absatz deutscher Waren da draußen und über See, in den Stand setzen, die wirtschaftlichen Zusammenhänge von jenem höheren Standpunkt aus zu erkennen und zu überblicken, ohne den auf dem schwierigen Gebiet des Exporthandels dauernden Besitz und dauernden Gewinn nicht errungen und festgehalten werden kann.

Weiterhin ist in großzügiger Vervollständigung des übrigen Inhalts des Blattes eine „Vermittlung von Bezugsquellen“ geschaffen worden. Gerade diese Einrichtung stellt einen ganz außerordentlich zugutekommenden und in gleicher Weise dem deutschen Industriellen wie dem

deutschen Kaufmann im Ausland zugute kommenden Fortschritt dar. Man muß sich eigentlich verwundert fragen, wie man bisher ohne diesen durch die „Export-Woche“ in wirkungsvoller Weise ergänzten Exportnachweis zu dem gegenwärtigen Ausmaß des deutschen Ausfuhrhandels hat gelangen können, und man kann mit noch größerem Recht die fernere Frage aufwerfen, wieso die zahlreichen, für den Export arbeitenden Stellen im In- und Ausland nicht schon viel früher auf diese nunmehr eigentlich selbstverständlich erscheinende und deswegen eben so überaus fruchtbare Idee gekommen sind, deren Umfang und Bedeutung man aus dem wiederum nur als Beispiel dienenden Hinweis erkennen kann, daß die „Export-Woche“ in der kurzen Zeit ihres Bestehens allein in der Maschinen- und Metallindustrie bei etwa tausend Anfragen aus dem Ausland die betreffenden, für die Ausfuhr geeigneten deutschen Fabriken oder Firmen hat nachweisen können.

Neuerdings ist ferner der Verlag dazu übergegangen, in Sondernummern, einer Hamburg-Nummer, einer Bremen-Nummer und einer die wichtige Rheinisch-Westfälische Industrie berücksichtigenden „Düsseldorfer“ Nummer die Aufmerksamkeit des deutschen wie des nicht-deutschen Auslandes in vorbildlich geschickter Form auf spezifische und für den deutschen Gewerbesinn besonders charakteristische und bedeutsame Arbeitsstätten und Distrikte hinzulenken und so neben der direkten wirtschaftlichen Propaganda eine Seite der Exporttätigkeit auszubauen, die in Deutschland vor allen anderen der pfleglichen Behandlung bedarf, nämlich die ausländischen Verbraucher dazu anzuregen, in gleichem Maß, wie das infolge jahrhundertelanger Traditionen in bezug auf England der Fall ist, auch Deutschland selbst aufzusuchen, um an den Fabrikationsstätten die wirtschaftliche Kraft und Leistungsfähigkeit kennen zu lernen und dort in Rede und Gegenrede alle Wirtschaftsbedürfnisse individueller Art zu besprechen und zu bestellen.

So nimmt es nicht wunder, daß nicht nur der redaktionelle, sondern auch der Inseratenteil der „Export-Woche“ schon heute eine beinahe lückenlose Übersicht über alles das bietet, was deutsche Fleiß und deutsche Erfindungsgabe in hartem Geistesringen immer wieder neu erfinden, was deutsche Energie und deutsche Arbeitsfreudigkeit in eifrigem Bemühen an wirtschaftlichen Gütern täglich neu erstehen lassen. Und der Magistrat von Düsseldorf, diesem Herzen der deutschen Schwerindustrie, der schon oft bewiesen hat, daß er den ihm so nahen Pulsschlag des deutschen wirtschaftlichen Lebens treffend zu beobachten und einzuschätzen in der Lage ist, bestellt gerade jetzt als Festgabe für die Mitglieder der während der Zeit der Städte-Ausstellung dort tagenden Vereine und Verbände 15 000 „Düsseldorfer-Nummern“ der „Export-Woche“, gewiß eine Handlung, die ebenso sehr die Zeitschrift selbst wie den klaren und weitausschauenden Blick der Leiter der städtischen Körperschaft in des Rheinlandes Hauptstadt ehrt.

Einen untersuchenden Rückblick wollte ich geben und einen Ausblick daran knüpfen. Fast will mir's scheinen, als ob es unwillkürlich ein schmetterndes Loblied geworden ist. Mag es denn auch so hinausgehen, denn auch hier gilt das Dichterwort: „Der Ruhm ist nur der Schatten der Tat; denn steht kein Ding im Sonnenlicht, sieht man gewiß den Schatten nicht.“

Eindrücke von der Kaiserbegegnung in Baltischport.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 1157—1160.

I.

Noch vor zwei Wochen hätten die braven Baltischporter es sich nicht träumen lassen, daß ihr bescheidenes, weltabgeschiedenes Nest dazu ausersehen sei, plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses der gesamten zivilisierten Welt zu treten. So sehr die schlichten 900 Bewohner dieses mit allen charakteristischen Merkmalen einer echten Kleinstadt ausgestatteten Erdenwinkels auch gewohnt sind, das Gras in ihren nur spärlich gepflasterten Straßen wachsen zu sehen und vielleicht in der friedlichen Stille ihres idyllischen Daseins gelegentlich auch wachsen zu hören — das konnten sie nicht ahnen! Wußten doch selbst die höchsten Regierungsbeamten der Provinz Estland noch zehn Tage vorher nichts davon, daß statt der sogenannten finnischen Schären zur allgemeinen Überraschung nun die Baltischporter Reede zum Treffpunkt der beiden benachbarten Herrscher bestimmt sei, und daß ihre Begegnung am 4. Juli daselbst vor sich gehen solle. Da galt es, in fieberhafter Eile alles zurechtzuräumen, um dem unansehnlichen Fleckchen Erde, das bisher so still und beschaulich auf das weite Meer hinausträumte, auch äußerlich wenigstens ein einigermaßen reputierliches Festgewand überzuwerfen, wie es sich zum Empfang so hoher und seltener Gäste schickt. Zwar der Zar von Rußland war den Baltischportern kein Fremder mehr. Vor zwei Jahren hatte die alte Roggerwyl, wie die Bucht, die dem jetzigen Baltischport ihren früheren historischen Namen gegeben, genannt wird, schon das hohe Glück gehabt, die Kaiserjacht „Standart“ ein paar Wochen lang als schwimmende Sommervilla der russischen Kaiserfamilie auf ihren Wogen schaukeln zu sehen, und oft genug waren die in der Blüte der ersten Jugend stehenden kaiserlichen Töchter an Land gekommen, um sich gleich andern Sterblichen mit Beerenpflücken und Pilzesuchen die Zeit zu vertreiben oder sich nach einem längeren Spaziergang zu dem fünf Kilometer entfernten hochragenden Podwörter Leuchtturm von dem dort steil abfallenden hohen Felsenufer mit seiner überraschend reichen Vegetation an dem herrlichen Fernblick über das Meer zu erquicken. Auch der Vater des jetzigen Zaren, Kaiser Alexander III., hatte vor etwa einem Menschenalter bereits einmal die Baltischporter Reede aufgesucht, und die wohl orientierte Frau Fama weiß noch heute zu erzählen, wie das damalige Haupt der Stadt Herr D., als er dem Kaiser im Namen der Bewohner das übliche „Salz und Brot“ als Willkommensgruß auf das Schiff brachte, beim Emporsteigen auf der schwankenden Schiffstreppe ausglitt und samt der Festgabe nebst Degen und Dreimaßter in die Fluten stürzte, aus denen er erst mühsam herausgefischt werden mußte, um sich alsdann zum nicht geringen Ergötzen der Zuschauer naß und triefend seiner bürgermeisterlichen Ehrenpflicht zu entledigen. Trotz dieser tragikomischen Episode war somit der Besuch Allerhöchster Herrschaften an sich für die Baltischporter nichts Unerhörtes und Unfassliches. Aber diesmal war es doch etwas ganz Besonderes, etwas noch viel Bedeutameres und in dieser Art noch nie Dagewesenes. Und so schmückte und putzte sich das Städtchen denn nach Kräften. Im Hafen wuchsen hohe Triumphbogen und Masten mit flatternden Flaggen aus dem öden Boden. Der staubige Weg vom Hafen zum projektierten Manöverfeld ebnete und säuberte sich unter

glänzendem Asphalt. Die Häuser schmückten sich mit bunten Draperien und Fahnen, und weiche Teppiche verdeckten die Alltagsphysiognomie der zerfurchten Landungsbrücken. Ein Eisenbahnzug nach dem andern brachte hochgestellte Staatsbeamte und Militärpersonen in goldstrotzenden Uniformen in das stille Städtchen; das ganze Wyborger Regiment rückte ein, ein ganzes Heer von Schulkindern aus dem benachbarten Reval, das nur 45 Werst (50 Kilometer) Eisenbahnfahrt entfernt liegt, bevölkerte die Stadt, um beim Empfang zugegen zu sein, und atemlose Zeitungs-korrespondenten hasteten durch die sonst so stillen Straßen. Und dann kam der große Moment! Mittwochmorgen um 10 Uhr war die russische Kaiserjacht „Standart“ nebst dem „Polarstern“ auf der Reede vor Anker gegangen, umgeben von den russischen Panzerschiffen und Minenbooten. Genau 24 Stunden später, am Donnerstag, 4. Juli, kündeten immer deutlicher werdende Rauchwolken das Herannahen des stolzen deutschen Kaiserschiffes und seiner beiden Begleiter, des Panzerkreuzers „Moltke“ in seiner massiven Wucht und des schlanken Avisobootes „Gleipner“, an. Und dann donnernde Salutschüsse, brausendes Hurra, weithin-schallendes Musikgeschmetter mit den Klängen erst der deutschen und dann der russischen Hymne — und nieder rasselten die Ankertetten der „Hohenzollern“ mitten zwischen den beiden russischen Kaiserschiffen: der hohe, in freudiger Spannung erwartete Gast ist da. Sehnüchzig spähen viel tausend Augen vom fernen Ufer hinüber zu den ragenden Schiffskolossen; Krümstecker und Ferngläser richten sich forschend bald hierhin und dorthin, bis sich aller Blicke auf die beschwingte Ruderbarasse konzentrieren, die den Kaiser von Rußland zur Begrüßung seines hohen Gastes zur Hohenzollern hinüberträgt. Eine warme herzliche Begrüßung beider Monarchen auf der obersten Stufe der Schiffstreppe, und nach kurzem Aufenthalt kehrt der Zar auf die „Standart“ zurück, um hier den Gegenbesuch seines gekrönten Gastes zu erwarten. Und nun entwickelt sich ein buntes Leben und Treiben auf der sonst so stillen Reede. Hin und her schießen in Pfeilschneller Fahrt die eilenden Kutter, um zwischen den trozig fest gelagerten Schiffsinselfn den rastlos auf und ab flutenden Verkehr zu vermitteln und das Band der persönlichen Beziehungen zu knüpfen. Im bunten, sonnenbestrahlten Flaggen- und Wimpelschmuck prangt die weitausgebreitete schwimmende Stadt, die sich plötzlich wie mit einem Zauberschlag aus der blauen Meerflut erhoben und in ihrem Schoß mehr Menschen birgt als die gesamte Einwohnerzahl des kleinen Städtchens am Ufer mit all seinen hinzugeströmten Festgästen. Denn außer den vielen, vielen Hunderten der Schiffsbemannung haben auch die meisten der herbeigeeilten offiziellen Gäste des Kaiserpaares in den geräumigen Schiffstabinen ein Obdach gefunden, und nur wenige haben sich mit der Unterkunft in den Eisenbahnwaggons begnügen müssen, darunter auch die vielgeplagten Journalisten, denen Waggons 2. Klasse als willkommene Tages- und Nachtquartiere eingeräumt waren. In der Stadt selbst gibt es nur wenige Häuser, die geeignet wären, vornehme Gäste standesgemäß aufzunehmen, und von dem einzigen Hotel in der Stadt, das früher das lockende Aushängeschild „Ru den drei Jungfrauen“

trug und dieses in neuerer Zeit im Volksmunde mit dem weniger verführerischen Namen „Halt an!“ vertauscht hat, läßt sich das leider auch nur mit einem bedenklichen Fragezeichen behaupten.

Aber so eng und klein und anspruchslos das Städtchen auch ist, hell und laut ist die Begeisterung und stürmisch der Jubel, als am Freitagvormittag der Deutsche Kaiser mit seinem erhabenen Gastfreund das Ufer betritt, um als Chef des 85. Wgborger Infanterieregiments dessen Parade abzunehmen. Besonders strahlend sind die Augen der vielhundert Schulkinder auf ihn gerichtet, als er durch ihre spalierbildenden Reihen zum Manöverfeld schreitet, und die Größe des historischen Moments, den zu durchleben ihnen vergönnt war, spiegelt sich deutlich in ihren gespannten Zügen. Die Parade verläuft glänzend; der in russischer Sprache ertönende Gruß des vom Glanz der deutschen Kaiserkrone umstrahlten Chefs schlägt zündend in die Herzen der Mannschaften seines Regiments, und jubelnd schmettert ihr brausender Gegengruß durch die klare Luft. Endlose Hurrarufe, in die das Publikum begeistert einstimmt, begleiten den Kaiser auf seinem Rückweg zum Hafen.

Was sich in den drei Tagen der Kaiserbegegnung im persönlichen Gedankenaustausch der Herrscher und ihrer staatsmännischen Begleiter abgespielt, wie sich der gastliche und gesellige Verkehr der Monarchen und ihrer Umgebung von Schiff zu Schiff gestaltet hat, bleibt den außerhalb Stehenden im Dunkel diskreter Zurückhaltung verhüllt. Aber auch die rein äußerlichen Eindrücke der festlichen Tage werden in der Erinnerung aller, denen es bechieden gewesen, Zeuge der bedeutungsvollen Ereignisse des 4., 5. und 6. Juli 1912 zu sein, unvergessen fortleben, auch wenn von dem Kielwasser der inzwischen längst in andere Gewässer fortgezogenen Kaiserjacht „Hohenzollern“ in der stillen Bucht vor Baltischport keine Spur mehr sichtbar ist. c. n.

II.

Das eben noch so belebte Städtchen Baltischport, das niemals das geworden ist, was Kaiser Peter der Große von ihm erwartet hat, und auch jetzt nur zu plötzlichem frischem Leben für wenige Tage erwacht war, versinkt allmählich wieder in sein Stilleben, denn soeben hat das deutsche Geschwader, eskortiert von den beiden schönen russischen Kreuzern I. Klasse Kaiser Paul der I. und Andreas I., den Hafen verlassen, und die Zarenjacht bleibt auch nur wenige Tage noch auf der Reede, um alsdann in die finnländischen Schären zu dampfen, wobei vorher ein kleiner Abstecher nach Reval (Kavosinsel) gemacht werden soll, weil der Zar der Grundsteinlegung des neuerbauenden russischen Hauptkriegshafens in der Ostsee beiwohnen will. Er interessiert sich ganz besonders für diese seine eigene Idee und soll sogar die Lage der einzelnen kleinen Inseln und Uferante ausgezeichnet studiert haben. Wir alle, die wir dieser Kaiserzusammenkunft beigewohnt haben, werden eine dauernde, schöne Erinnerung davon „for ever“ wohl nachbehalten. Schon die wunderbare Schmückung des Anlegeufers mit Fahnen, Girlanden, Teppichen, Tropengewächsen, der kurzen, aber breiten Straße zum Paradeplatz, wo fast 1½tausend festlich gekleidete Schulkinder Spalier bildeten und voller Begeisterung ihr „Hurra“ den beiden Herrschern entgegenjubelten, die große Menge des von ihrer dringenden Arbeit auf einen Tag losgerissenen und zur Parade erschienenen Landvolks, die vielen Touristen mit ihren Autos und hübschen Equipagen, das alles mit den vortrefflichen Übungen und dem ausgezeichneten Parademarsch von

Kaiser Wilhelms Wgborger-Regiment, die glänzenden, die Monarchen umgebenden Suiten, das alles werden wir nie vergessen! Es war alles so einfach und natürlich und doch so feierlich, ja selbst die Polizei, ohne die es nun einmal bei uns in Rußland nicht abgeht, war diskret und fast unsichtbar. Kaiser Wilhelm hat wieder einmal ganz das Herz der russischen Militärs erobert, schon gar nicht zu sprechen von seinen lieben, tapferen Wgborgern, die ihn vergöttern, und deren Tapferkeit der Kaiser mehrfach im Gespräch über den letzten Krieg besonders unterstrichen hat. 1500 Mann Soldaten und 50 Offiziere sind in den eisigen Gefilden Mzens bzw. der Mandschurei gefallen und verwundet worden, und der damalige Regimentskommandeur, heutige Divisionskommandeur Generalleutnant Sajontschowski ist ganz besonders gut bei beiden Kaisern angeschrieben. Ich sah selbst, wie herzlich ihm Kaiser Wilhelm vor der Parade die Hand schüttelte. Auch bei der russischen Marine ist der Deutsche Kaiser überaus beliebt: „Ein wahrer Soldatenkaiser“, sagte mir halblaut während der Parade ein alter grauer Seebär, und er hat recht, Kaiser Wilhelm versteht es vortrefflich, selbst mit fremdländischen Truppen das richtige Wort, die richtige Geste zu treffen! Kaiser Nikolaus hat eine stärkere Stimme als der deutsche Kaiser, aber er tritt nicht gern hervor und überließ es in diesem Fall ganz seinem erlauchteren und älteren Gast. Auf den Schwedenschanzen des alten Baltischports, die Kaiser Peter noch von 10 000 gefangenen Schweden weiter ausbauen ließ, verweilten beide Monarchen in längerem Gespräch, nachdem sie den höchst interessanten historischen Vortrag des estländischen Gouverneurs General Korostomez über die Entstehung dieser längst verfunkenen Feste angehört hatten. Sehr sympathisch berührte mich die Harmonie, die zwischen den Matrosen beider Geschwader herrschte, zumal doch die mangelnden Sprachkenntnisse den einfachen Matrosen große Schwierigkeiten machten, während ja Offiziere und Ingenieure immer Englisch und meist auch Deutsch und Französisch sprachen; aber wie fröhliche Kinder sprachen die Seeleute ein nur ihnen verständliches Bolaput, und lebhafte Gesten und warme Händedrücke ersetzten den Rest, um eine Unterhaltung herzlichster Art zu ermöglichen. Leider wurden die deutschen Seeleute wenig ins kleine, recht unansehnliche Städtchen gelassen, aber am Ufer waren einige Polizisten und kleine Beamte, die der deutschen Sprache mächtig waren, aufgestellt, die ihnen als Führer und Leiter dienen sollten. Auf der sonst so stillen Post war besonders viel Leben, und die vielgeplagten Beamten, die ausnahmslos Deutsch sprachen, hatten alle Hände voll zu tun, denn die Deutschen wollten doch vom fernen russischen Nothafen, den kein Mensch fast in ganz Europa kennt, ihren Lieben daheim eine Ansichtskarte senden, was auch, allerdings bei kleiner Auswahl — drei Sorten gab es — möglich war. Abends fand an Land eine mehr als bescheidene Illumination statt, aber gut gemeint hatten es die Fischer und kleinen Beamten gewiß, wenn es auch für den so verwöhnten Großstädter vielleicht zu bescheiden war. Gestern, am Johanniabend, sah man nach altbaltischer, heidnischer Sitte an vielen Stellen Teertonnen brennen, wie es noch vor fast 200 Jahren hier Sitte war. Als unter den Salutschüssen der russischen Schiffe die deutschen Schiffe gegen 3 Uhr nachmittags in See stachen, da hörte ich von allen Umstehenden nur Worte der Anerkennung und des Wohlwollens für die braven Blaujacken und Äußerungen der Verehrung für den großen deutschen Herrscher, den lieben Gast unseres Herrscherpaares. Otto Baron Grothuß.

Sprachjorgen des Touristen.

Von Victor Ottmann.

Wie häufig hören wir einen Bekannten sagen: „Ich würde gern dieses oder jenes Land besuchen, aber es hapert zu sehr mit meinen Sprachkenntnissen, da werde ich wohl darauf verzichten müssen.“ Ja, weshalb denn? Wer nicht sehr mitteilsam ist und unterwegs Gespräche anzuknüpfen liebt, kommt in der Fremde ja ohnehin kaum in die Lage, mit den Landeskindern längere Unterhaltungen zu führen, und sieht sich im Hotel, im Restaurant, auf der Eisenbahn usw. auf eine geringe Anzahl kurzer, immer gleichbleibender Redensarten beschränkt; die Technik des Schweigens aber ist international und jedem geläufig. Das Verkehrswesen fast aller Länder Europas und auch der meisten außereuropäischen Staaten, soweit sie vom Touristenstrom berührt werden, wickelt sich so glatt ab, daß der Reisende gewissermaßen automatisch vorwärts kommt und bei nur einiger Sicherheit im Reisen selten Veranlassung zu weit ausholenden Erkundigungen findet. Erst wenn er die großen Zugstraßen des Verkehrs verläßt, besonders in solchen Ländern, die, wie etwa Spanien, noch nicht allzu häufig bereist werden oder mangelhafte Unterkunftsverhältnisse haben, dann mag es vorkommen, daß die Sprachjorgen des Touristen ein lästiges Hindernis bilden und den Reisegefluß beträchtlich schmälern.

Erklärlicherweise kehrt der Deutsche im fremden Land, dessen Sprache er nicht beherrscht, am liebsten dort ein, wo Deutsch gesprochen wird. Er findet solche Gasthäuser an so ziemlich allen vielbesuchten Fremdenplätzen. Die großen internationalen Hotels, die fast ausschließlich von ausländischer Kundschaft leben, befinden sich ohnehin häufig in deutschen oder schweizerischen Händen, und ihr Personal spricht zum großen Teil Deutsch. Aber auch an kleinen Gasthöfen herrscht kein Mangel, in denen wenigstens der Besitzer, der Geschäftsführer oder der Portier den deutschen Besucher in seiner Sprache begrüßen kann. Man macht da die merkwürdigsten Erfahrungen und wird manchmal in entlegenen Auslandswinkeln, in denen man es am wenigsten erwartet, durch eine deutsche Ansprache überrascht. In den drei nordischen Reichen, in Belgien und Holland, in den russischen Großstädten, in Ungarn und den Mittelpunkt der Balkanstaaten findet der Landsmann in den meisten Gasthäusern Verständnis der deutschen Sprache, ebenso gibt es in Paris und London deutsche Hotels und viele andere, in denen wenigstens ein Teil des Personals Deutsch versteht. Schlechter ist es in der französischen und englischen Provinz darum bestellt; abgesehen von der Riviera, von Marseille und Lyon und einigen großen englischen Industriestädten wird der sprachungewandte Reisende dort auf Schwierigkeiten stoßen. In Italien gibt es an allen großen Plätzen völlig deutsche Gasthäuser; auch in Konstantinopel und Athen, in Ägypten, Tunis, den Hauptorten Algeriens, in Tanger, auf Madeira und Teneriffa findet man Häuser, die entweder ganz deutsch sind oder teilweise deutsches Personal haben. Stärker bedrohen den Fremden die Sprachjorgen in Spanien, denn die wirklich modernen Hotels des Landes sind an den Fingern herzuzählen, und der kleine Fondabesitzer ist viel zu gleichgültig und erhaben, als daß er dem Ausländer, den er ohnehin für einen halben Narren hält, sprachliches Entgegenkommen erweisen wollte. Auffallend ist es, wie selten der Reisende in den Vereinigten

Staaten von Amerika im Hotel einer deutschen Ansprache begegnet; die Beamten der „Office“ verstehen dort meistens nur Englisch — oder tun wenigstens so. Überhaupt ist die weit verbreitete Meinung, daß der deutsche Tourist „drüben“ ganz gut nur mit Deutsch auskommen könnte, durchaus irrig; ohne einige Kenntnisse des Englischen geht es schlecht, zumal da die Einrichtungen des amerikanischen Verkehrswesens für den Neuling sehr häufig eingehende Erkundigungen notwendig machen.

Je sicherer der Reisende auftritt, und je mehr ihm die mannigfachen kleinen Handwerkstakte der Reisekunst geläufig sind, desto unabhängiger fühlt er sich von der Sprache, desto mehr kann er wie ein Stummer reisen, der das Fehlen der Sprachfähigkeit kaum empfindet. Auch unsere vorzüglichen Reisehandbücher tun das ihrige, ihm die Sorgen abzunehmen, sie, die in ihrer Knappheit und doch erschöpfenden, peinlich gewissenhaften Art würdige Seitenstücke zu unseren ebenfalls unerreicht dastehenden Konversationslexika bilden. Wer sich schon vor Antritt der Reise aus einem guten Handbuch Belehrung holt und eine allerdings unentbehrliche Dosis von Orientierungssinn besitzt, der fühlt sich jenseit der Grenze auch ohne Sprachkenntnisse ganz heimisch und hat die umständliche Einholung von Auskünften nicht nötig.

Man kann also zur Not schon wie ein Stummer reisen, entschieden mehr Gewinn aber verschafft ein kleiner Sprachschatz. Als Universalprache ist in südeuropäischen Ländern sowie im ganzen Mittelmeergebiet noch immer Französisch von großem Nutzen, denn selbst die kleinen Handlanger der Fremdenindustrie verstehen meistens ein paar Brocken davon; daneben tut das Englische gute Dienste. Wer keine Spezialsprachstudien treiben will, sollte deshalb wenigstens die eingeroosteten Schulkenntnisse im Französischen oder Englischen etwas auffrischen; es geht viel leichter, als man denkt, und es gibt dafür so treffliche Hilfsmittel. Außerdem aber sollte der Tourist bestrebt sein, sich die notwendigsten Kenntnisse der Sprache des zu bereisenden Landes zu verschaffen. Die Schwierigkeiten sind unerheblich, sie werden nur immer merkwürdig überschätzt. „In meinem Alter hat man keine Lust mehr, eine fremde Sprache zu lernen“, so oder ähnlich lauten die Einwendungen. Aber von einem völligen Erlernen der Sprachen ist ja auch keine Rede, sondern nur von der Aneignung eines kleinen Sprachvorrats, der gerade ausreicht, um das Notwendigste zu sagen und zu verstehen. Dazu gehört nicht viel, das ist jeder normalen Intelligenz, die eine gewisse Schulbildung genossen hat, in kurzer Zeit möglich.

Es ist nämlich merkwürdig, mit wie wenig Worten der Fremde auskommt. Er steht in dieser Hinsicht auf der Stufe des kleinen Kindes, das auch nur einen sehr begrenzten Sprachschatz besitzt. Man braucht ja nicht so weit zu gehen wie jener Engländer bei Mark Twain, der da behauptete, er hätte ganz Deutschland ohne Schwierigkeiten bereist, obwohl er nur ein einziges deutsches Wort verstand: „Bier“ — ein Wort, das bekanntlich die Eigenschaft hat, im Englischen ebenso zu lauten. Tatsächlich kommt der Reisende, den nicht gerade die Sprechlust plagt, mit einem sehr kleinen Vorrat gut gewählter Wörter aus. Die kleinen Sprachführer, die es in großer Anzahl gibt, können sich wohl mitunter nützlich

erweisen, aber sie sind mit geringen Ausnahmen unpraktisch, weil sie vielzuviel Ballast enthalten. Ich schlage einen sehr bekannten Sprachführer auf, der angeblich nur die notwendigsten Wörter und Redensarten bringt, und stoße beispielsweise auf folgende Phrase: „Stechen Sie mir den Kragen an, er verschiebt sich immer.“ Mit einem Kragen, der sich immer verschiebt, reißt man nicht, und wenn er sich wirklich schon verschiebt, dann braucht der Sprachfremdling noch lange nicht eine so umständliche Redensart vom Stapel zu lassen. Er würde überhaupt einen ganz falschen Weg einschlagen, wenn er sich damit quält, schwierige Sätze zu bauen. Das Ergebnis solcher Bemühungen ist nur ein hoffnungsloses Verrennen im Irrgarten der Syntag, ein verzweifelter Stolpern über unregelmäßige Verben und verzwickte Partizipialformen. Der Sprachfremdling spreche vielmehr wie ein kleines Kind oder ein Wilder, indem er einfach die Wörter, auf die es ankommt, im Telegrammstil aneinanderreihet. Sagt er zum Beispiel auf italienisch: „Morgen sechs Uhr wecken, Omnibus Schnellzug Mailand halb acht“, so weiß der Portier sehr gut, daß das heißen soll: „Bitte lassen Sie mich morgen früh um sechs Uhr wecken, ich möchte mit dem Omnibus zum Bahnhof fahren zu dem Schnellzug, der um halb acht nach Mailand abgeht.“ Und es fällt ihm nicht im geringsten ein, die notgedrungene Knappheit des Fremden als Unhöflichkeit zu empfinden oder sich darüber lustig zu machen.

Der Reiselustige stellt sich seinen Sprachführer am besten selbst her, und zwar auf folgende Weise. Er macht sich zunächst einmal klar, welche Wörter und kurze Redewendungen er im Verlauf seiner Reise wahrscheinlich brauchen wird. Es kommen hauptsächlich folgende Situationen und Fragen in Betracht: Zollrevision, Lösen der Fahrkarte, Abfahrt und Ankunft der Züge, Umsteigen, Verkehr mit Gepäckträger und Kutscher, Ankunft im Hotel, Art und Preis des Zimmers, Aufträge an die Bedienung (wie z. B. „Wasser“, „mehr Wasser“, „warmes Wasser“, „Wäsche waschen“), Erkundigungen nach der Straße, nach dem Weg (der Name des Ziels im Frage-ton, von einer entsprechenden Handbewegung und Rufen des Hutes begleitet, genügt eigentlich schon), Bestellungen im Restaurant, Fragen auf der Post, Einkäufe im Laden — und was sonst noch vorkommen mag. Man notiere sich das alles in knappster, einfachster Form, systematisch geordnet, auf handlichen Zetteln, die man später zusammenheftet und in der Rocktasche bei sich trägt, füge die Übersetzungen dazu, lasse sie von einem Sprachkundigen prüfen und sich vorlesen, um die Aussprache und den eigentümlichen Tonfall zu erlernen, und memoriere fleißig. Es kommen sicherlich nur 40—50 kurze Redensarten mit insgesamt 150 bis höchstens 200 Wörtern zusammen. Durchaus notwendig ist außerdem die sichere Beherrschung der Zahlwörter bis 100, erwünscht sind die Bezeichnungen der Kleidungs- und Wäschestücke sowie der notwendigsten Gebrauchsgegenstände, z. B. Handtuch, Seife, Glas, Decke, Koffer, Schirm, Stod. Mit einem solchen Wortschatz kann man allerdings keine tiefen Gespräche über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde führen, aber man kann sagen, was man zu essen wünscht, und ob der verlangte Zimmerpreis zu hoch ist, und wohin der Kutscher fahren soll. Sehr von Nutzen sind in manchen Ländern auch ein paar derbe Ausdrücke zur Abwehr lästiger Fremdenparasiten sowie die Drohung mit der Polizei.

Das wären die stofflichen Grundlagen, nun käme die Praxis. Sie läßt sich in ein paar ganz kurze Regeln

zusammenfassen. Erstens: Sprich unbekümmert frisch darauf los, so gut oder so schlecht es geht, und fürchte nicht, wegen deiner Unbeholfenheit verlacht zu werden. Die Leute, mit denen du zu tun hast, sind daran gewöhnt. Zweitens: Stelle die Fragen so, daß sie in ebenso knapper Weise beantwortet werden können, damit du die Antwort auch verstehst — was schwieriger ist als das Sprechen. Menschen von gesundem Verstand passen sich dem eng begrenzten Wortschatz des Fremden leicht an, mindere Intelligenzen ergehen sich gern in weit ausholendem Wortschwall oder glauben in komischer Begriffsverwirrung, daß der Fremde sie besser versteht, wenn sie schreien. Aber mit etwas Humor und Geduld kommt man auch in solchen Fällen zum Ziel. Drittens: Unterstütze deine Worte nötigenfalls mit Gesten. Lebhafteste Gesten werden bei uns ja als unfein empfunden, bei den Südländern aber und den orientalischen Völkern sind sie mit der Sprache verwachsen und ihr bestes Hilfsmittel. Es ist erstaunlich, wie leicht man sich mit einem Sizilianer oder Araber nur durch Mimik und Gesticulation verständigen kann. Als Kuriosum sei noch erwähnt, daß gelehrte Männer verschiedener Nationalität auch heute noch häufig zum ehrwürdigen Latein greifen, wenn andere Verständigungsmittel versagen. Ob die modernen künstlichen Sprachen im Verkehrsleben der Zukunft eine Rolle spielen werden, mag dahingestellt bleiben.

Jedenfalls erhöht ein auch nur geringer Wortschatz den Reizgenuß und Reizgewinn außerordentlich, er befreit den Fremden vom Fremdenführer und läßt ihn allein seine Wege finden und manches sehen und erleben, was anderen verschlossen bleibt.



Momentaufnahmen von unterwegs.

I.

Von Bolesta Gräfin Bethusy-Huc.

Der Kurpark von Baden im Aargau. Prachtige alte Bäume breiten ihr schattiges Laubdach über frischgrünem Rasen, rote und rosa, weiße und gelbe Rosen blühen und duften in fabelhafter üppigster Fülle. Auf einem kleinen Weiher zwischen rieselnden Wasserstrahlen ziehen Schwäne ihre Kreise und heben die schlanken Hälse zur Brücke empor, um die Semmelbroden in Empfang zu nehmen, die ihnen ein lachendes Mädchen herabreicht. Dahinter steht das Kurtheater. Hellgrüne Zettel leuchten von den braunen Wänden und verkünden, daß man „Polnische Wirtschaft“ geben wird. Drinnen ist Probe — alle Fenster stehen offen, die Couplets klingen in den Park hinein, und einzelne Schauspieler laufen, ihre Rollen memorierend, um das Theater her, unter dem Schatten der Fichten. Aus einem Gewirr von Efeu und rankenden Rosen ragen altrömische, zersprungene Säulen auf, die in der Nähe gefunden wurden. Ist doch die Stätte des römischen „Bondonissa“ nicht weit von hier, über die Berge führte die Römerstraße, und die Erde bewahrt noch viele Erinnerungen an uralte Kultur. An einer Stelle des Kurparkes hat man allerlei Funde zusammengetragen. Da ist ein Stück römischer Mosaikfußboden aufgestellt — in Muster und Farben genau unseren heutigen Steinmosaiken gleichend, Mühlsteine, ein Stück römischer Wasserleitung, daneben die Umfassung eines Keltengraves und steinerne Wappenschilder. Vor einem großen Block, der die halbverwischte Inschrift Flavia Iulia Sabina trägt, stehen zwei junge Damen. In

ihren engen, weißen Röcken mit den großen, schwarzen Huttellern sehen sie wie riesige Pilze aus. Sie betrachten die Blechtafel, auf der die eingravierte Inschrift des Steines, die sie überlegen, wiederholt ist.

„Flavio Ilio Sabino,“ liest die eine, „sieh doch nur, wo mag die Tafel herkommen?“

„Von den alten Römern natürlich, das beweist doch der Name!“

„Aber sie sieht genau so aus wie die Hydrantentafeln unten im Garten.“

„Die hat man dann wahrscheinlich nach diesem Muster geschnitten.“

Die andere schüttelt den Kopf, aber wenn sie auch die Lettern auf dem Stein nicht sieht, wiederholt sie doch gedankenvoll die Namen: „Flavius Ilius Sabinus — wer war das nur?“ Vor ihrer Phantasie steht ein römischer Krieger, dessen klangvollen Namen vielleicht vor zweitausend Jahren eine junge Germanin oder eine glutäugige Römerin auf der gleichen Stelle flüsterte. Zur Seite auf einer der grünen Bänke sitzen zwei alte Generale z. D., ein dunkeläugiger Franzose mit schneeweißem Henriquatre und ein Deutscher, der auf gut ostpreussisch, das heißt unglaublich breit und mit dem unverkennbar ostpreussischen Akzent, Französisch spricht. Beide sind im großen Kriege von 70 verwundet worden, beide haben ihre Verwundungen vor Weh bekommen, und sie haben festgestellt, daß das am selben Tag zur gleichen Stunde geschah, und daß ihre Regimenter sich damals gegenüberstanden. Vielleicht waren sie es, die sich gegenseitig die Kugeln in die Schulter und ins Bein geschickt haben.

„Que voulez vous? On était jeune, on était ennemi!“

Jetzt spielen sie jeden Abend Schach miteinander und mischen in ihrer Unterhaltung ihre Jugenderinnerungen mit Berichten über ihre Kurwirthungen, denn sie wollen ihre gichtischen Anfechtungen hier wegbaden. Vollkommen entente cordiale!

Eine Schar von Finken und Sperlingen umflattert die beiden alten Kämpen. Sie haben das Recht, hier jeden Kurgast anzubetteln, und der Ostpreuße steht auf vertrautem Fuß mit ihnen. Er greift in die Tasche und streut die Nußkerne, die er immer bei sich trägt, den Vögeln hin, die sie ihm fast aus der Hand holen, während der Franzose die jungen Damen in den engen, weißen Röcken betrachtet.

„Moi, j'ai mieux aimé la crinoline que ces sacs!“ behauptete er.

„Ach,“ antwortete der Ostpreuße, im Eifer des Vogel-fütterns das Französische vergessend, „wissen Sie, damals war jedes Weib schön für uns — die Krinoline spielte dabei keine Rolle, aber unsre Jugend!“ Und vom Kur-orchester, das auf der Terrasse des Kasinos spielt, klingt es herüber: „Lang, lang ist's her.“

Unsere Bilder

Die Kaiserzusammenkunft in Baltischport (S. 1157, 1158, 1159 u. 1160) ist in der befriedigendsten Weise verlaufen. Beide Monarchen haben die zwischen ihnen seit Jahren bestehenden freundschaftlichen Beziehungen in der herzlichsten Weise erneut und befestigt. Von der politischen Presse des In- und Auslandes wird dieser Kaiserzusammenkunft eine erhebliche politische Bedeutung bemessen.

Beim Marinekongreß (Abb. S. 1161), der vom 5. bis 8. Juli in Düsseldorf tagte, erschienen als Gäste auch die Tor-

pedoboote S 177, S 178 und S 179. Unsere Bilder zeigen die Boote im Hafen von Düsseldorf und auf der Rheinfahrt vor Kanten. Die Ankunft der Torpedoboote gestaltete sich zu einer eindrucksvollen Rundgebung.

Die Genfer Rousseau-Feier. (Abb. S. 1163) verlief ungemein imposant. Schon seit Wochen war des großen Genfers Name in aller Munde. Die öffentliche Jahresfeier des „Institut National Genevois“ war gänzlich dem Andenken Jean-Jacques Rousseaus gewidmet. Der Präsident des Instituts der Historiker Henry hielt einen Vortrag über den Einfluß der politischen Ideen Rousseaus.

In Wien fand die achte ordentliche Tagung der Fédération aeronautique internationale (Abb. S. 1164) statt. Ihr gehören sieben Staaten an, von denen zehn vertreten waren. Von deutschen Vertretern sah man Major v. Tschudi, Hauptmann von Kehler, Hauptmann Dr. Hildebrandt, Oberleutnant z. S. Raich, Professor Berjon, de la Croix u. a.

Die diesjährige Sportwoche in Zoppot (Abb. S. 1162) erhielt eine besondere Weihe durch die Anwesenheit des Kronprinzenpaares. Der Kronprinz beteiligte sich selbst am Lawn-Tennis-Einzelspiel, und die Kronprinzessin ließ es sich nicht nehmen, die Preise den Siegern selbst zu überreichen.

Beim Nordmarkenflug (Abb. S. 1162) erreichte als Erster das Ziel Neumünster der Flieger Baierlein. Er wurde unter großem Jubel der Bevölkerung empfangen, und Oberbürgermeister Roer überreichte ihm einen kostbaren Pokal.

Personalien (Abb. S. 1162). Dem französischen Dichter Paul Fort wurde eine große Ehre zuteil. Er ist als Nachfolger des verstorbenen Léon Diery zum „Dichtersfürsten“ gewählt worden. — Geh. Oberreg.-Rat Prof. Dr. Wilhelm Legis, der berühmte Göttinger Nationalökonom, feiert in geistiger und körperlicher Frische und Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag. Seine Schüler und Freunde stifteten ihm aus diesem Anlaß eine Marmorbüste des Berliner Bildhauers Artur Kohn, die im Bibliotheksaal der Universität aufstellung finden wird. — Georg Voigt, der bisherige Oberbürgermeister von Barmen, wurde als Nachfolger des Dr. Abides zum Oberbürgermeister von Frankfurt a. M. gewählt. Voigt hat bereits in Barmen sowie früher als Zweiter Bürgermeister in Neuföln hervorragende Fähigkeiten für kommunale Verwaltung gezeigt. — Erzherzog Eugen von Oesterreich, Armeinspekteur in Innsbruck, hat aus Gesundheitsrücksichten um seinen Abschied gebeten, den Kaiser Franz Josef ihm nunmehr gewährt hat. Der Erzherzog, der erst im 50. Lebensjahr steht, ist in der österreichischen Armee ungemein beliebt.

Todesfälle (Abb. S. 1162). Staatsminister a. D. Artur Hobrecht ist im 88. Lebensjahr an den Folgen eines Schlaganfalls verstorben. Ein reiches Leben voll reger Tätigkeit auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung hat mit dem Verblischen seine Vollendung gefunden. Er war 6 Jahre, von 1872—1878, Oberbürgermeister von Berlin und übernahm dann das Portefeuille des preussischen Finanzministeriums, das er aber nur fünfzehn Monate innehatte. Hobrecht war Ehrenbürger der Stadt Berlin.

In Nr. 27 der „Woche“ S. 1114 wurde der demokratische Präsidentschaftskandidat Wilson irrtümlich als Gouverneur von Newyork bezeichnet. Dr. Wilson ist Gouverneur von New Jersey.

Die Toten der Woche

Fürst Karl zu Carolath-Beuthen, † in Bad Homburg am 6. Juli im Alter von 68 Jahren.

Professor Dr. Karl Theodor Gaederh, bekannter Reuter-Forscher, † in Berlin am 8. Juli im Alter von 57 Jahren.

Staatsminister a. D. Artur Hobrecht, ältester Ehrenbürger der Stadt Berlin, † in Groß-Lichterfelde am 7. Juli im Alter von nahezu 88 Jahren (Portr. S. 1162).

Regierungsrat Dr. Anton Polaschek, Direktor des Realgymnasiums in Floridsdorf, † am 7. Juli im Alter von 57 Jahren.

Staatsminister a. D. Emil Stang, † in Christiania am 4. Juli im Alter von 70 Jahren.

Generalleutnant z. D. Günther von Werder, † in Berlin am 4. Juli im Alter von 62 Jahren.

Nummer
28.

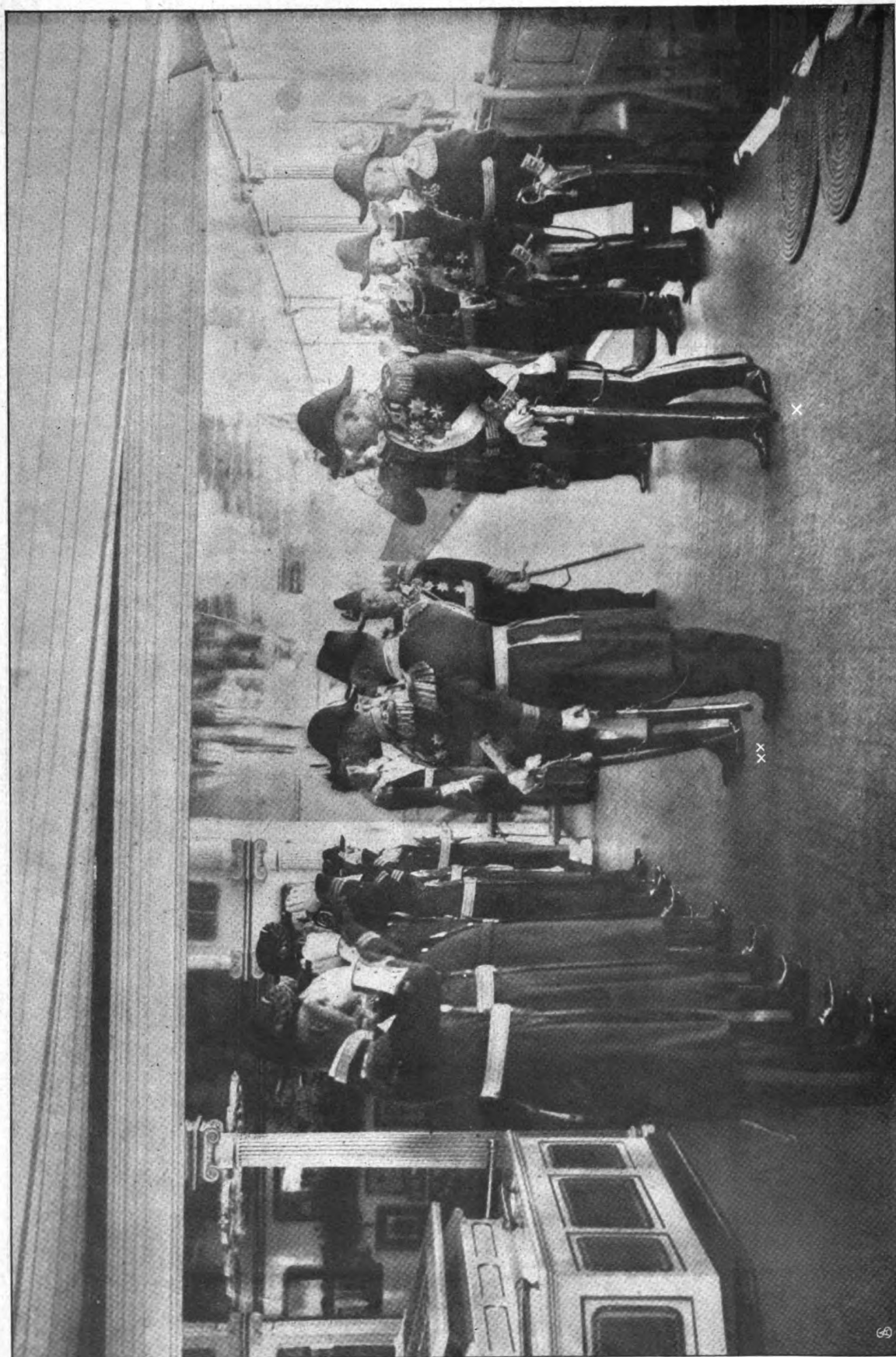
DIE WOCHE

Bilder vom Tage

Seite
1157.

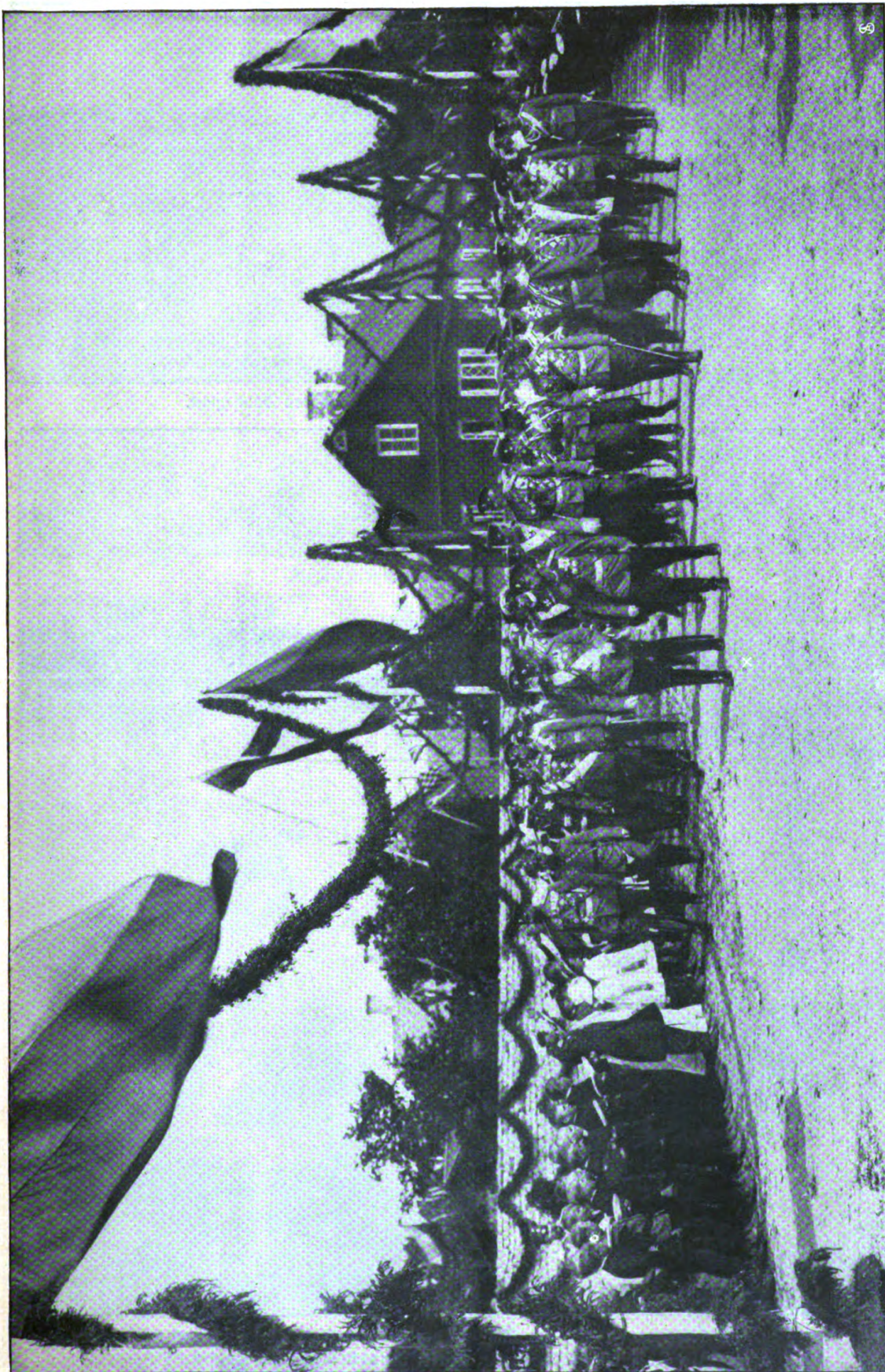


Kaiser Wilhelm und der Zar im Gespräch mit dem Kommandeur des Wnborg-Regiments Oberst Leontjew.
Die Kaiserbegegnung in Baltischport.
Phot. Th. Jürgensen, S. M. Jacht „Hohenzollern“.

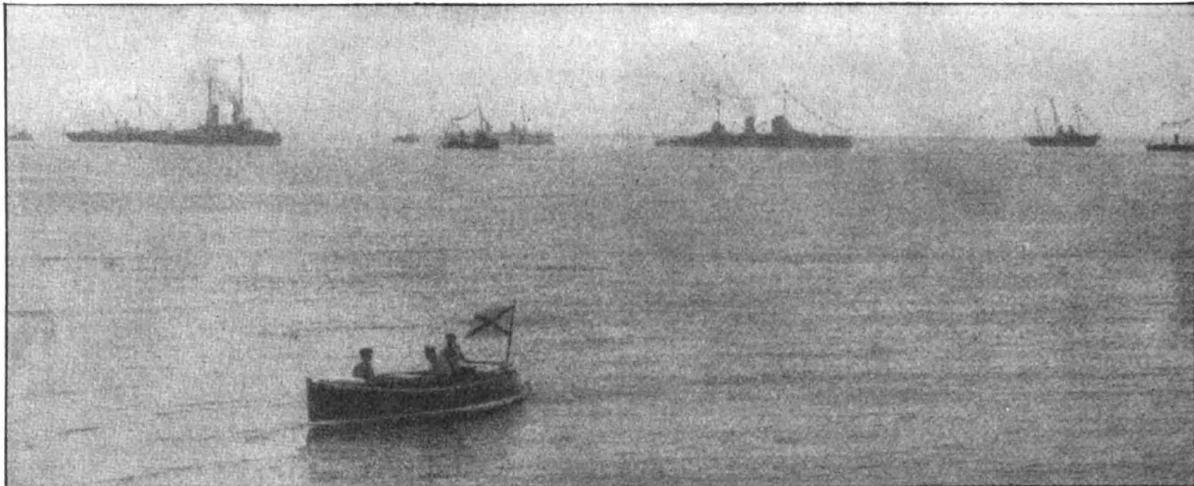


Die Kaiserbegegnung in Baltischport: Der Kaiser (×) läßt durch Kapitän 3. S. Karpf dem Zaren (××) die Offiziere der „Hohenzollern“ vorstellen.

Phot. Dr. Jünger, S. W. Nach „Hohenzollern“.



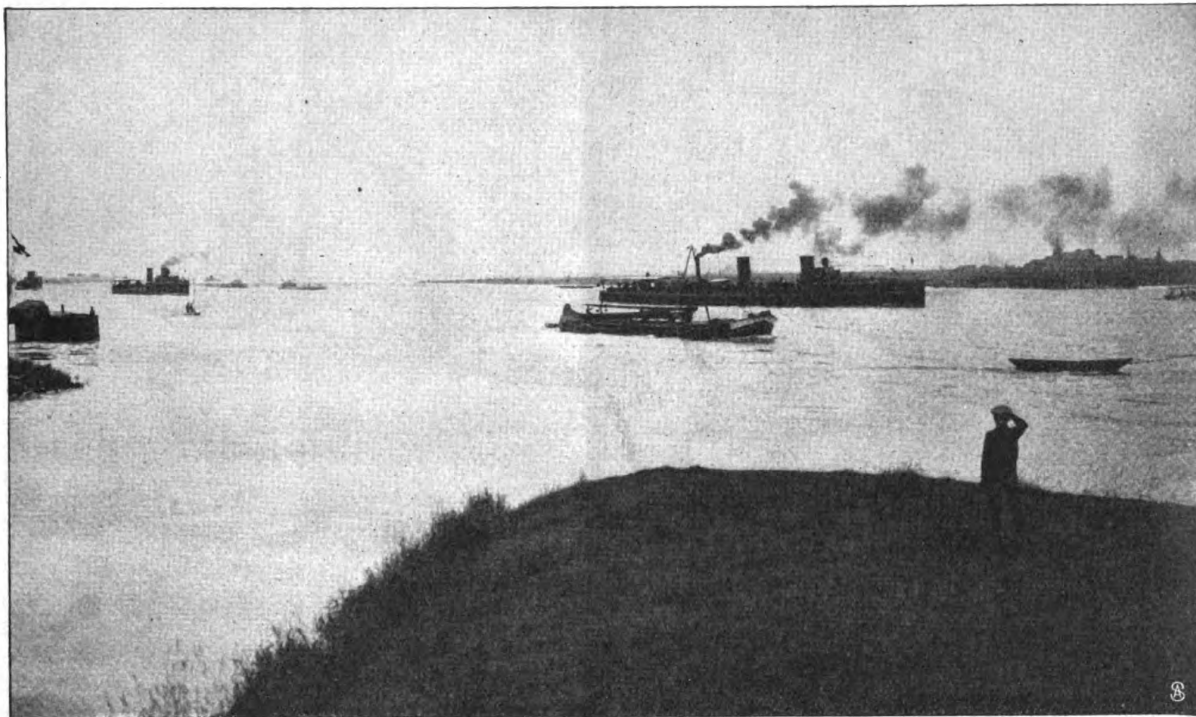
Von links: Der Deutsche Kaiser (X), Prinz Albrecht von Preußen, der Gar, Reichsfürst von Bismarck, Großfürst Nikolaus Romanowitsch.



Die Kaiserlichen Yachten mit ihren Begleitschiffen im Hafen von Baltijsport.



Abfahrt des Premierministers Kozlow (X) und des Ministers des Aeußern Sjasonow (XX) nach der „Hohenzollern“. Die Kaiserbegegnung in Baltijsport. — Phot. G. C. Bulla.



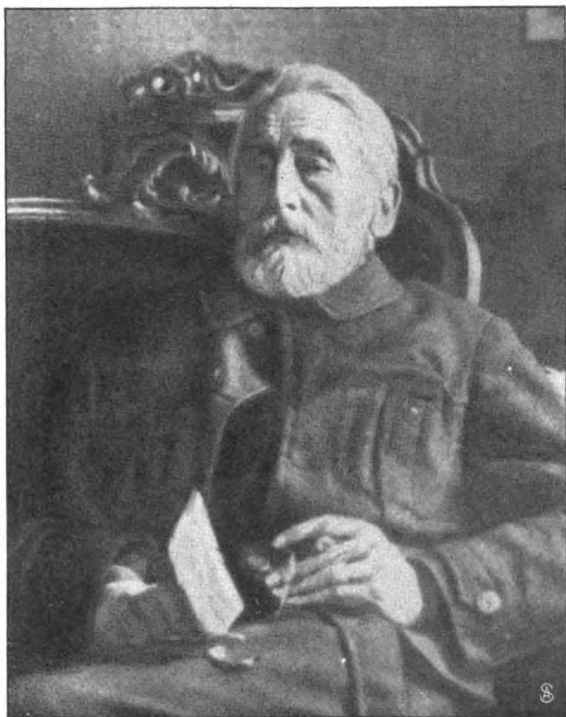
Die Torpedoboottflotte auf dem Rhein bei Xanten.

Phot. Westphalen.



Die drei Torpedoboote S 177, S 178 und S 179 an der Landungsstelle in Düsseldorf.
Besuch von Torpedobooten in Düsseldorf aus Anlaß des Marinekongresses.

Phot. Meine.



Staatsminister a. D. Hobrecht †
Der frühere Finanzminister und Oberbürgermeister von Berlin.



Pilot Baierlein mit Leutnant v. Einsingen.
Der Gewinner des Nordmarkenflugpreises.



Georg Voigt,
der neue Oberbürgermeister von Frankfurt am Main.



Erzherzog Eugen v. Oesterreich,
der bisherige Oberkommandant von Tirol, verläßt seinen Posten.



Prof. Dr. Legis,
der bekannte Nationalökonom feiert seinen 75. Geburtstag.



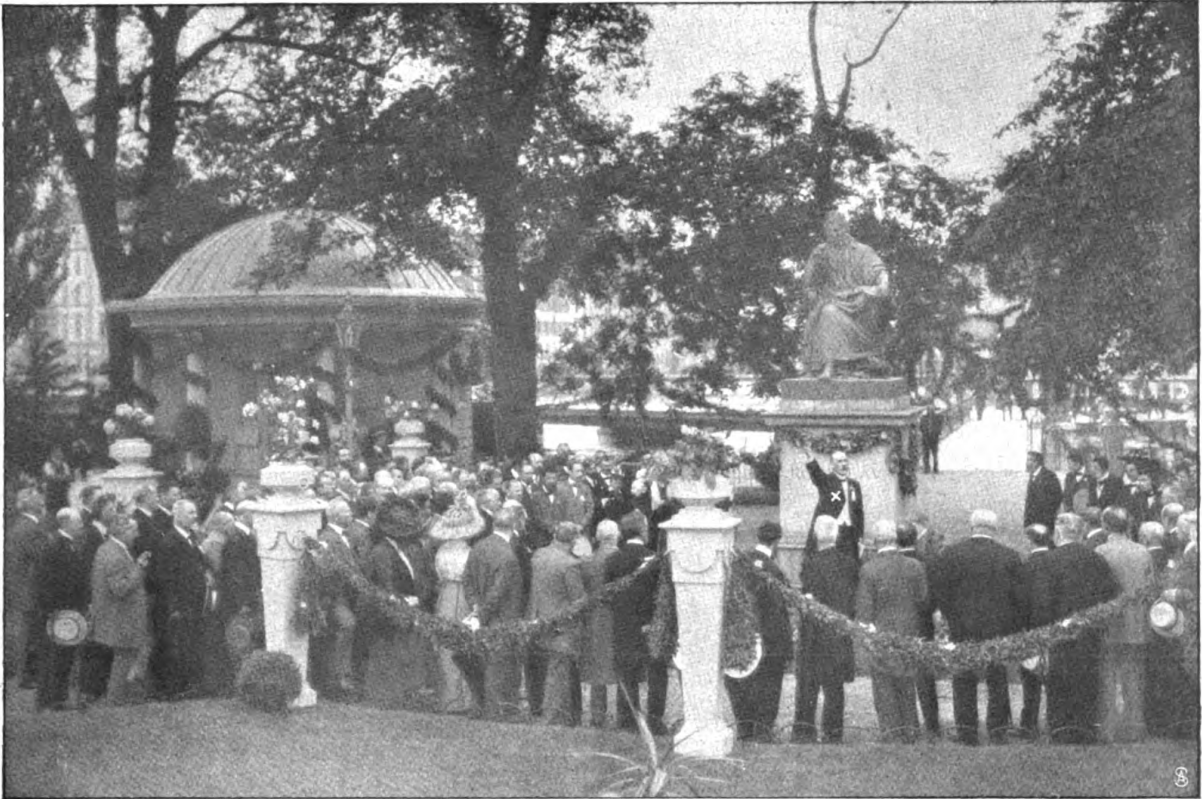
Paul Fort,
wurde in Paris zum Dichterfürsten gewählt.



Der Kronprinz im Tennis-Einzelspiel.



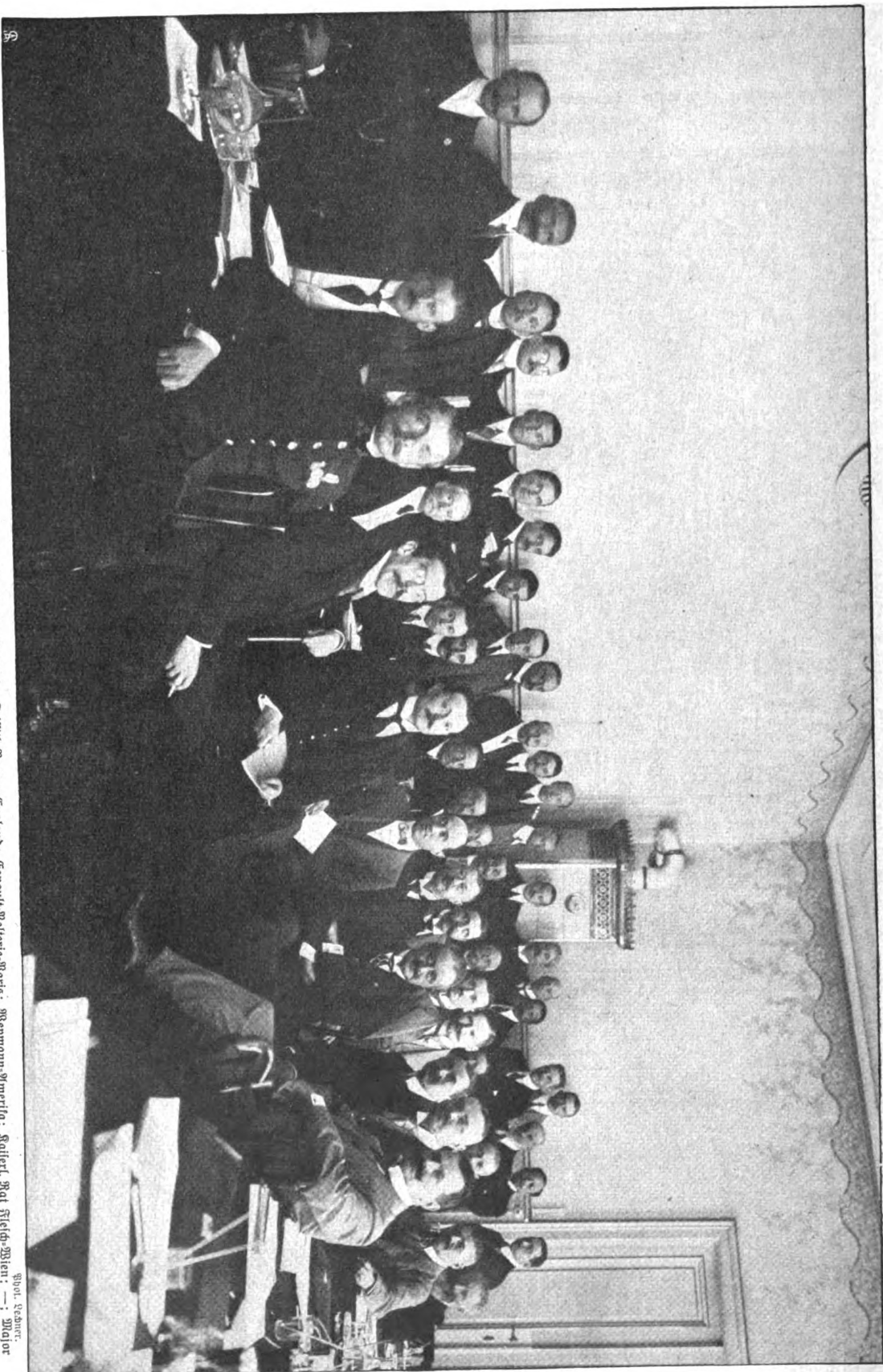
Die Kronprinzessin (X) bei der Preisverteilung.
Das Kronprinzenpaar bei der Zoppoter Sportwoche. Phot. B. J. G.



Empfang der Festgäste am Rousseau-Denkmal durch den Abgeordneten Jacques Ruffy (X).



Festeffen in den Straßen von Genf zu Ehren des großen Genfer Bürgers.
Die Zweihundertjahrfeier für Jean-Jacques Rousseau in Genf. — Phot. Zallen.



Zum achten internationalen Auffahrtstag in Wien: Gruppe der Teilnehmer.

Familie Dungs.

Roman von

Kurt Aram.

5. Fortsetzung.

Anton Dungs gab es einen Rud. Er öffnete schon den Mund, um den Sohn an seine Seite zurückzurufen, aber er unterließ es. Nein, jetzt durfte er nicht nachgeben, jetzt mußte er festbleiben. An dem Sohn war es, wieder einzulernen und um Entschuldigung zu bitten; und wenn er erst wieder einen ruhigen Kopf hatte, würde er es gewiß auch tun.

Alfred befand sich in der höchsten Aufregung, denn er hatte wohl erwartet, daß sein Vater ihm äußerstenfalls mit Enterbung drohen würde und er sich dann sein Pflichtteil unter harten Kämpfen würde erobern müssen, aber dies war ja viel schlimmer als Enterbung, weil man wehrlos war und der Gegner dabei noch den Schein der Gerechtigkeit und Gewissenhaftigkeit auf seiner Seite hatte. Dazu war Lotte noch ohne Abschied abgereist, indem sie nur einige Zeilen an ihn gelangen ließ, in denen sie ihm mitteilte, sein Vater habe es für gut befunden, dem Obersten einen Besuch zu machen und ihm auseinanderzusetzen, er halte es für seine Pflicht, ihm zu sagen, daß sein Sohn Alfred sich gegen seinen Willen und Wunsch für des Obersten Schwägerin interessiere, was für die junge Dame unmöglich ein Glück sein könne.

Alfred zog wieder einmal den Brief aus der Tasche. Es stand wirklich nichts weiter darin. Kein Gruß, kein Wunsch, kein persönliches Wort, nichts der Art.

Als er nach Empfang dieses Briefes sofort zu dem Obersten eilte, war er nicht angenommen worden. Die Herrschaften seien nicht zu Hause, hatte es geheißen. Aber natürlich waren sie zu Hause, sie ließen sich nur vor ihm verleugnen.

Wie ein dummer Junge wurde er behandelt! Wie der erste beste dumme Junge! Aber das würde er sich keine Stunde länger gefallen lassen. Er ballte die Fäuste. So ließ er sich denn doch nicht behandeln. Alles hatte ein Ende, auch seine Geduld. Er ließ sich auf einer Bank nieder und schlug die Hände vors Gesicht, denn es überkam ihn eine gewaltige Scham vor sich selbst. Was hatte er bisher ein unnützes, törichtes Leben geführt! Was brauchte er sich auch besonders anzustrengen, er war ja der Sohn von Anton Dungs, dem Millionär. Dabei hatte er sich noch etwas darauf zugute getan, daß er nicht einfach ausgerissen war. Überaus edel war ihm das vorgekommen. Im Grunde aber war er viel zu verwöhnt und zu träge gewesen, um sich auf eigene Füße zu stellen. Es war ja auch viel bequemer, einfach der Sohn von Anton Dungs zu sein und nichts weiter; und dem Vater war es ja nur lieb, wenn seine Söhne nichts weiter waren, denn so lange behielt er einfach allein das Heft in Händen.

In dieser Stunde schonte sich Alfred Dungs nicht, und als er jetzt den Entschluß faßte, sich auf eigene Füße zu stellen, sich sein eigenes Leben zu schaffen, da wußte er,

das war keine vorübergehende Laune, sondern dies war wirklich die Entscheidungsfunde, der Wendepunkt in seinem Leben.

Er stand auf von der Bank und reckte sich. Dann schritt er langsam und überlegend der Stadt zu.

Er sah plötzlich alles mit andern, neuen Augen, und auf einmal verstand er auch Lottes Benehmen. Sie mußte ja doch ohne Abschied abreisen, sie konnte ihm jetzt doch keine freundlichen Worte schreiben, wenn sie auf ihre Würde hielt. Er hatte sich wirklich recht unmännlich ihr gegenüber benommen, nachdem sie ihm so weit entgegengekommen war. Der richtige verwöhnte Millionärssohn war er gewesen. Kein Wunder, daß es sich sein Vater beikommen ließ, ihn zu bevormunden wie ein kleines Kind. Wie sollte er auch Respekt vor ihm haben, der nur Respekt vor Leistungen besaß. Wie kindisch mußte ihm der Sohn vorkommen. Wie er bisher gewesen, taugte er in der Tat nicht viel mehr, als ein williges Werkzeug in der Hand seines Vaters zu sein. Er mochte wohl erwarten, daß der Sohn morgen oder übermorgen wieder zu Kreuze kriechen würde. Was sollte der verwöhnte Alfred wohl sonst auch anfangen?

Alfred beschleunigte seine Schritte, denn er wollte vor allem einen juristischen Bekannten aufsuchen und mit ihm beraten, was zu tun sei, um gegebenenfalls den Alten zur Herausgabe des Erbteils zu zwingen. Im ersten Augenblick dachte er an die Juristen, die auf dem Wert beschäftigt waren. Aber sie würden und konnten doch einfach nichts gegen seinen Vater, ihren Brotgeber, unternehmen. Das war doch klar. Er würde hier wohl überhaupt keinen Juristen finden, der für ihn gegen Anton Dungs tätig wäre. Höchstens einen sozialistischen Rechtsanwalt. Aber sich gerade in diesem Fall an einen solchen zu wenden, das widerstrebte ihm. Nein, das wäre unfair gewesen, und das wollte er unter keinen Umständen sein. Aber wer blieb ihm dann als Beistand übrig?

Alfred Dungs verlangsamte seine Schritte wieder. Seine juristischen Bekannten, soweit sie nicht zu der Fabrik seines Vaters in Beziehung standen, waren entweder unerfahrene junge Leute wie er, oder sie standen zu Hugo Romm in Beziehung. Sie würden sich deshalb vielleicht ein Vergnügen daraus machen, gegen Anton Dungs vorzugehen, schon um ihn zu ärgern. Aber eine solche Hilfe behagte Alfred auch nicht.

Er sah auf die Uhr. Am einfachsten war es, er fuhr heute noch nach Berlin. Ja, das war das einzig richtige. In Berlin würde er schon Rat und Hilfe finden. Außerdem konnte er dann gleich bei Dengerns vorsprechen, die ihm ja wohlgesinnt waren, und dann zu Lottes Vater fahren. Jawohl, so gehörte es sich.

Aber würde man ihn nicht gerade morgen beim Be-

gräbnis der Bergleute vermissen, würde es nicht zu sehr auffallen, wenn er nicht teilnahm? Nun, dann merkte eben sein Vater morgen schon, daß es dem Sohn ernst war, daß er durchaus nicht gewillt war, wieder nachzugeben; und das konnte Alfred nur recht sein.

Er eilte in seine kleine Garçonwohnung in der Stadt und packte einen Koffer mit den notwendigsten Sachen. Das nahm eine knappe Stunde in Anspruch, und der Zug fuhr erst um zehn Uhr ab.

Er setzte sich und rauchte eine Zigarette. Ob er jetzt nicht Anton aufsuchte und mit ihm sprach? Eine Weile überlegte er, dann aber kam er zu dem Entschluß, es zu unterlassen. Anton würde ja doch nur zu vermitteln suchen. Es war ja wohl auch einfach seine Pflicht. Er würde den Bruder nur unnütz aufregen und tranken, wenn er auf seinem Standpunkt verharrte. Und helfen konnte ihm auch Anton nicht, selbst wenn er es gewollt hätte. Der Vater war ja auch seines Vermögens Bewalter, und auf eine gemeinsame Aktion gegen ihn würde sich Anton nie einlassen. Für ihn lag ja auch gar kein triftiger Grund dazu vor. Er fühlte sich wohl in seiner Tätigkeit, er wollte es gar nicht anders haben. Nein, er wollte dem ältern Bruder nicht zwecklos das Herz schwer machen. Er mußte nun seinen Weg schon allein gehen. Mit dem jüngsten war ja überhaupt noch nicht zu reden.

Draußen war es schon fast dunkel, und jetzt wurde es Alfred doch etwas melancholisch ums Herz. Nun er seinen Koffer gepackt hatte und untätig dafuß, kam es ihm zum Bewußtsein, daß er sich wohl für lange Zeit von dieser Stadt trennen würde, in der er groß geworden war. Vielleicht sogar für immer, denn wenn er seinem Vater gegenüber nicht nachgab, gab es für ihn hier wohl überhaupt keinen Platz mehr. Und er würde nicht nachgeben, um keinen Preis, das war er sich schuldig, und auch Lotte konnte das von ihm verlangen.

Alfred erhob sich und schlenderte wehmütig durch die alten Gassen und nahm Abschied von ihnen wie von guten Freunden, die man bisher als selbstverständlich hingegenommen, und deren wahren Wert man erst erkennt, wenn man sie verlassen muß. Plötzlich durchzuckte es ihn, und er griff hastig nach seiner Brieftasche. Nun, einige braune Lappen waren ja glücklicherweise noch vorhanden. Das würde reichen für die allernächste Zeit, bis er wußte, was er zu tun hatte. Aber immerhin, er mußte haushalten und sich auf die Finger sehen, die so gar nicht daran gewöhnt waren, mit Geld zu rechnen. Ein merkwürdig abenteuerliches Gefühl, mit dem er jetzt seine Barschaft betrachtete. Der Sohn von Anton Dungs junior zählte sie zum erstenmal ganz genau bis auf die Markstücke.

Es zog ihn zu dem Friedhof, zu dem Grab der Großmutter, die ihm immer so gut gewesen war. Wäre sie nicht gestorben, wäre sicherlich alles anders geworden. Oh, und Lotte hatte ihr gut gefallen, sehr gut. Sie hatte sich ja so gefreut über seine Wahl, und sie hatte ja wohl als sicher angenommen, daß der Vater sich damit abfinden würde. Nun war es ja aber gar nicht mehr Lotte, die zwischen ihm und dem Vater stand. Es war viel mehr als das. Und das hätte am Ende wohl auch die alte Frau nicht mehr ganz verstanden.

Alfred trat zu dem Hügel, auf dem sich Kränze türmten. Aber was war das? Da gruben die Totengräber ja noch eine ganze Reihe von Gräbern und warfen die Erde auf? Ach ja, dahinein würde man morgen die Bergleute betten. Gerade neben Frau Anton Dungs senior kamen sie zu liegen.

Alfred pflückte sich ein Immergrünreis aus einem Kranz und steckte es in seine Brusttasche. Großmutter's Grab würde er nun auch lange nicht mehr zu sehen bekommen.

Leise wandte er sich wieder dem Ausgang zu und stieß an dem Portal, das zur Hälfte schon geschlossen war, auf eine junge Dame in Schwarz, die ebenfalls den Kirchhof verlassen wollte. Es war Helene Momm, und da sie so dicht beieinander waren, begrüßten sie sich, denn sie waren ja alte Schulkameraden von den Volksschuljahren her.

Sie schüttelten sich die Hände, und Helene sah recht verlegen drein. Sie sprachen miteinander eine kleine Weile über ihre Toten, die sie hier liegen hatten. Und dann griff Alfred wieder nach ihrer Hand und sagte fast ein wenig feierlich: „Leb wohl, Helene, und lasse es dir recht gut gehen.“

Helene erschrak ordentlich und fragte: „Verreißt du denn?“

„Ja, Helene, und ich glaube für sehr lange.“ Er drückte ihr nochmals die Hand und verschwand in der Dunkelheit.

* * *

Als Alfred Dungs nach einer schlechten Nacht gegen Morgen aus seinem Schlafwagencoupé trat, um in dem Nachbarmagen eine Zigarette zu rauchen, öffneten sich fast in dem gleichen Augenblick die beiden Nachbarcoupsés, und heraus traten frisch und munter die drei Brüder Kufferath, geborene Kölner, die sich in Holland niedergelassen hatten. Man stützte einen Augenblick, lachte überrascht und schüttelte sich die Hände.

„Mein Gott, Dungs, das soll uns Glück bringen, daß Sie uns grade über den Weg laufen!“ riefen die drei Brüder und schüttelten Alfred nochmals die Hände; und alle vier begaben sich in den Nachbarmagen, in ein Coupé erster Klasse, das leer war.

Alfred Dungs war namentlich mit Joseph Kufferath, dem jüngsten der drei, viel zusammengewesen und durch ihn auch mit den beiden andern bald vertraut geworden. Ganz jung waren die drei Kölner nach Holland ausgewandert und hatten es, soviel man wußte, und wie sich aus ihrem Auftreten ergab, zu viel Geld gebracht. Wie sie das angestellt hatten, darüber war Alfred nicht orientiert, da er sich bisher dafür nicht sonderlich interessiert hatte.

Alle Mißstimmung verflog Alfred beim Anblick dieser drei Brüder, von denen einer hübscher und munterer als der andere war. Große, schlanke und kräftige Menschen, jeder kaum ein Jahr älter als der andere und alle drei unzertrennlich, wenn nicht Geschäfte sie in verschiedene Windrichtungen zerstreuten. Aber es hatte schon fast etwas Komisches, wie bald sie sich trotzdem immer wieder zusammenfanden.

„Ihrem Aussehen nach zu urteilen, haben Sie wohl wieder etwas Großes vor?“ meinte Alfred lächelnd, denn wie beutegierige Wikinger saßen die drei um ihn herum, laut, geschäftig und tatendurstig.

Joseph blinzelte den beiden andern zu, und alle drei sahen wie auf Kommando unter sich.

„Ich wollte wahrhaftig nicht indiskret sein“, beteuerte Alfred. „Es war wirklich mehr façon de parler.“ . . .

Josua, der älteste, wehrte beschwichtigend ab. „Wissen wir, wissen wir. Sie interessieren sich ja verdammt wenig für Geschäfte, haben es ja auch nicht nötig.“

„Erlaube mal!“ warf der mittlere, Jakob mit Vornamen, ein. „Was heißt nötig?“

Josua erwiderte: „Wie soll er sich denn dafür interessieren, er fiel doch gleich in ein gemachtes Bett. Wir mußten es uns erst richten.“

„Du bist still, Rüken!“ rief Jakob dem jüngsten zu, der etwas einwenden wollte. „Kinder haben zu schweigen, wenn erwachsene Leute reden. Wie oft soll ich dir das sagen!“

Die Brüder neckten einander, das ganze Coupé war voll Lachen und Lärmen. Alfred kannte das, und in diesem Augenblick tat es ihm wohl. Die Art der drei hatte so etwas Frisches und Aufmunterndes.

„Sie haben ja Trauer“, sagte Joseph leise und wies auf das schwarze Band um Alfreds Armel. Alle drei machten wie auf Kommando betrubte und teilnehmende Gesichter.

Alfred sprach ein paar Worte vom Tode seiner Großmutter. Die Rufferaths hatten Frau Anton Dungs senior zwar nicht persönlich gekannt, aber viel von ihr gehört. Ihrer Art nach kannte sie doch jedermann am Niederrhein und Westfalen. Also interessierte sie es wirklich, was Alfred berichtete, und sie hörten aufmerksam und artig zu.

Schließlich meinte Josua seufzend: „Was wird die arme Madame Adele dazu sagen? Sie hing wirklich an ihrer Schwiegermutter. Gestern waren wir noch mit ihr zusammen in Paris. Da wußte sie offenbar noch nichts davon. Morgen oder übermorgen treffen wir sie an Berlin.“

Alfred schwieg, und die beiden anderen Brüder sahen Josua zornig an. Er hatte wohl ganz und gar vergessen, daß Madame Adele Alfreds Mutter war?

Josua entschuldigte sich bei Alfred. Daran hatte er im Augenblick in der Tat nicht gedacht, und um seinen faux pas wieder einigermaßen gutzumachen, erzählte er nun ganz ausführlich von Madame Adele, und wie reizend sie die Brüder in Paris chaperoniert habe. Auch die beiden anderen Brüder erzählten von Madame Adele, und alle drei waren ganz begeistert von ihr.

„Eine reizendere Mama kann ich mir gar nicht denken“, sagte Joseph. „Darum beneide ich Sie wirklich, Dungs!“

Es war doch ein eigentümliches und etwas schmerzhaftes Gefühl für den Sohn, der seine Mutter seit Jahr und Tag nicht gesehen hatte und auch nie eine Nachricht von ihr erhielt, woran er aber selbst mit schuld war, wie

er sich selbst eingestehen mußte, da er ebenfalls nichts von sich hören ließ, ein wehes Gefühl, von relativ fremden Leuten zum erstenmal wieder von seiner Mutter sprechen zu hören. Wenn ihm das gestern gesagt worden wäre, heute würden ihm die Rufferaths von seiner Mutter sprechen, wäre er wahrscheinlich einem solchen Gespräch direkt aus dem Weg gegangen. Er hätte Angst davor gehabt. Er hätte gefürchtet, man würde vielleicht nicht mit dem nötigen Respekt von ihr sprechen. Im Hause Dungs galt sie ja wie eine Verlorene, der man alles, nur nichts Gutes zutraute. Etwas von dieser Stimmung in der Familie war auch in Alfred lebendig. Und nun redeten die drei gesunden und durchaus nicht rücksichtsvollen Menschen so hübsch und fast enthusiastisch von ihr.

Ein wenig ernüchtert wurde Alfred freilich, als Jakob dem Sohn nun berichtete, daß sie auch geschäftlich seiner Mutter manchen wichtigen Fingerzeig verdankten und manche wertvolle Verbindung.

„Sie müssen jedenfalls mit uns frühstücken, wenn Ihre Mutter da ist. Nicht wahr, das versprechen Sie uns? Es wird ihr eine große und angenehme Ueberraschung sein, das weiß ich, und wir möchten ihr wirklich auch einmal eine rechte Freude bereiten, wenn sie nach Berlin kommt. Wir sind Ihrer Mutter wirklich sehr verpflichtet.“

Alfred nickte zustimmend. Wenn der Enthusiasmus der Brüder auch wieder mit Geschäften zusammenhing, also nicht ganz selbstloser Natur war, so wollte er seine Mutter unter allen Umständen wiedersehen. Er gehörte ja jetzt sozusagen schon gar nicht mehr zu den Dungs.

„Wir wohnen ja alle im selben Hotel, da macht sich das ganz von selbst“, meinte Josua, der sich nicht gern lange bei bloßen Gefühlen aufhielt.

„Nein, diesmal steige ich nicht da ab“, erwiderte Alfred schnell, denn mit seiner Mutter unter einem Dach weilen und doch nicht das nächste Anrecht an sie haben, nein, das vertrug er nicht.

„Also steigen Sie in einem andern Hotel ab?“ fragte Joseph.

Alfred nickte, wenn er bis jetzt auch noch nicht daran gedacht hatte. Bis jetzt war es ihm ja selbstverständlich gewesen, da abzustiegen, wo er bisher immer gewohnt hatte. Erst in dieser Minute hatte sich das geändert.

„Also bon, dann frühstücken wir Freitag zusammen, und nur, wenn etwas dazwischenkommt, geben wir Ihnen Nachricht“, schlug Jakob vor, und Alfred war damit einverstanden.

„Da ist ja schon Potsdam!“ rief Josua ganz erschrocken. „An die Gewehre, Jungen, und Sie werden auch Toilette machen müssen, Dungs. Da haben wir uns aber tüchtig festgeplaudert.“

Sie begaben sich wieder in ihren Schlafwagen zurück und machten sich zum Aussteigen fertig. Als der Zug im Bahnhof Friedrichstraße einlief, traf man sich wieder und stieg miteinander aus.

Die Brüder Rufferath ließen es an Lärm nicht fehlen, bis sie sich glücklich in zwei Autos verstaute hatten, und als Alfred dann in sein Auto stieg, war es ihm, als habe ihn plötzlich alle Lustigkeit und Frische verlassen. Wie

beneidenswert die drei Wifinger waren, wie er sie jetzt bei sich nannte. Ihnen konnte es nicht fehlen.

Recht unbehaglich war es Alfred in seinem ungewohnten Hotelzimmer zumute. Nun konnte er sich nicht mehr über die Rufferaths amüsieren, nun mußte er wieder an sich denken; und gerade jetzt kam ihm seine Situation so unklar wie nur möglich vor, wo die Rufferaths, die so guter Dinge ihren gemeinsamen Weg gingen, nicht mehr bei ihm waren.

Aber was half das alles. Durch! hieß jetzt für ihn die Devise. Erst Klarheit schaffen mit dem alten Quast, und da fielen ihm auch schon wieder Dengerns ein. Sobald es anging, fuhr er zu ihnen hinaus in den Brunwald, nachdem er sich telephonisch vorher versichert hatte, daß er sie zu Hause treffen würde.

Er wurde auch sofort von dem Grafen angenommen, aber der Graf kam Alfred heute wesentlich kühler vor als früher. Oder war er nur so empfindlich in diesem Augenblick?

Man wechselte ein paar gleichgültige und nebensächliche Worte, jeder fühlte aber, daß sie nichts mit der Sache zu tun hatten, um derentwillen man zusammenfaß.

Dann sagte Alfred: „Ich würde Sie nicht so zeitig gestört haben, wenn es mir nicht aus einem Anlaß privater Natur um Ihren Rat jetzt schon zu tun wäre.“

„Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung, weiß im Augenblick nur nicht recht, worauf es Ihnen ankommt, Herr Dungs.“

„Ich weiß nicht, ob Fräulein von Quast, nachdem sie Ihrer Frau Schwester beim Umzug geholfen, direkt nach Hause gefahren ist?“ . . .

„Sie ist nach Hause gefahren,“ unterbrach ihn der Graf, „und wir sahen sie eine halbe Stunde auf dem Bahnhof hier, nicht länger.“

Alfred wurde es immer unbehaglicher. „Ich weiß selbstverständlich auch nicht, ob Fräulein von Quast bei dieser Unterhaltung auf dem Bahnhof irgendwie von meiner Person Notiz genommen hat und in welchem Sinn . . .“ Alfred unterbrach sich und stockte, denn wozu all diese steifen Worte, die wie auf Stelzen ihm aus dem Mund kamen, ohne daß er es verhindern konnte, da der Graf ihm mit keinem Wort und keiner Geste entgegenkam. Dagegen empörte sich etwas in ihm.

„Es fiel in unserem Gespräch wiederholt Ihr Name, Herr Dungs“, sagte Graf Dengern.

„Gestatten Sie mir, bitte, nun ohne Umschweife zu reden, Herr Graf.“

„Ich bitte darum, Herr Dungs.“

„Ich liebe Ihre Schwägerin und möchte Sie um Ihre Unterstützung bitten und Ihren Rat und Ihre Meinung, da ich vorhabe, möglichst heute noch Ihrem Herrn Schwiegervater meine Aufwartung zu machen.“

Die Starrheit im Gesicht des Grafen lockerte sich ein wenig, und er begann von seinem Schwiegervater zu sprechen, der noch ein rechter pommerischer Junker alten Schlages sei. Zwar habe seine Schwägerin einen großen Einfluß auf ihren Vater, der sie wohl über Gebühr verwöhne, wenn er sich offen ausdrücken solle, aber der Alte würde doch wohl verdammt große Augen machen, wenn

er von Vottes Neigung erführe. Er sitze auf seiner Kutsche, komme möglichst wenig nach Berlin, verkehre eigentlich nur mit einigen Nachbarsfamilien, die von der gleichen Art seien wie er selbst, und an eine Verbindung mit der Großindustrie, wie man sie jetzt ja häufiger finde, habe er wohl noch nie gedacht. Er könne sich wohl auch kaum eine rechte Vorstellung von dem machen, was das heutzutage heiße: Großindustrie. Er persönlich denke darüber, wie Herr Dungs wohl wisse, ganz anders und ein gut Teil seiner Standesgenossen, soweit sie nur ein wenig im modernen Leben ständen, ja auch, denn sie seien ja selbst Großindustrielle geworden. Von seiner Seite dürfe er also einer Unterstützung sicher sein.

Alfred verbeugte sich dankend, aber steif und förmlich. Er hatte sich das Benehmen des Grafen, der doch sonst ganz anders zu ihm war, freier und entgegenkommender gedacht. Daß sich auch bei ihm irgendwie Standesvorurteile geltend machen würden, wenn auch mehr durch die Art, wie er sprach, diese vorsichtige, zurückhaltende Art, das ärgerte Alfred. Sein Stolz bäumte sich dagegen auf. Aber er nahm sich zusammen, indem er an Lotte dachte, und ließ sein Gegenüber ruhig weiter reden. Der Graf wollte hinter den vielen Worten offenbar die eigene Unsicherheit verbergen, die er in dieser Sache namentlich dem alten Herrn von Quast gegenüber empfand.

Die Gräfin erschien, die in ihrer Gestalt ein wenig an Lotte erinnerte. Auch sie begrüßte Alfred mit mehr Zurückhaltung als sonst, und als ihr Mann kurz angedeutet hatte, um was es sich handle, und meinte, sie könne Herrn Dungs noch viel besser Auskunft geben als er, begann sie ebenfalls mit vielen Worten von ihrem Vater zu reden. Aus den vielen Worten hörte Alfred in seiner Empfindlichkeit aber auch nicht viel mehr heraus als ein leichtes Widerstreben gegen die Sache, während Alfred bisher angenommen hatte, sie protegiere sie.

Er wollte sich schon erheben und empfehlen, da glaubte er aus einer Bemerkung der Gräfin entnehmen zu können, daß dieses Widerstreben sich nicht gegen seine Person und auch nicht gegen seine bürgerliche Abkunft richte, sondern viel mehr gegen den etwas gar zu großen Reichtum der Dungs. Dengerns wollten offenbar deshalb sich seiner nicht mehr annehmen, damit es in der Gesellschaft nachher nicht heiße, sie hätten diese „Geldheirat“ vermittelt. Sie fürchteten ein wenig den Neid und die bösen Zungen der Gesellschaft.

Alfred konnte nun ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken und begann von seinem Vater zu erzählen und dem, was sich in den letzten Tagen zwischen ihm und seinem Vater zugetragen hatte.

Er erwartete, daß Dengerns nun offener und zugänglicher würden. Statt dessen beobachtete er, wie der Gräfin Gesicht lang und länger wurde. Schließlich fragte sie: „Wie glauben Sie nun, daß alles werden soll, wenn es zu so schroffen Auseinandersetzungen mit Ihrem Vater gekommen ist? Sie nehmen mir diese offene Frage gewiß nicht übel, da ich ja Vottes Schwester bin.“

Alfred setzte auseinander, was er zu tun gedachte. Aber da er das selbst noch nicht genau wußte, bewegte sich auch seine Auseinandersetzung in recht vagen und allgemeinen

Worten. Er fühlte, daß er immer mehr an Terrain bei Dengerns verlor, und brach das Gespräch ab, das jetzt nur noch peinlich war.

Der Graf begann zu erzählen, was inzwischen in Berlin sich ereignet hatte, derweil Herr Dungs abwesend gewesen. Die Gräfin plauderte von der letzten Premiere, und nun waren beide wieder von der alten Lebenswürdigkeit und Zugänglichkeit.

Einige Minuten hielt Alfred noch aus, und dann empfahl er sich eilig, ohne daß noch einmal die Rede auf den eigentlichen Zweck seines Besuches gekommen wäre. Das nennt man ja wohl einen Korb, dachte Alfred mühsam. Wenn ich bei dem alten Quast noch weniger Glück habe, dann sieht es übel aus.

Nachdenklich pendelte Alfred in der Siegallee auf und ab. Plötzlich durchfuhr ihn ein großer Schreck. Wenn nun auch Lotte ihre Meinung geändert hat? dachte er. Wie kam er dazu, ihrer so sicher zu sein?

Eine große Unruhe bemächtigte sich seiner. Was garantierte ihm dafür, daß Lotte bei so vielen Widerständen und einer so unklaren Situation gegenüber auch weiterhin zu ihm hielte? Es war eigentlich von einem so jungen und verwöhnten Mädchen etwas viel verlangt.

Ach, hätte er jetzt doch die drei Kufferaths in der Nähe gehabt, daß sie ihm mit ihrem Lachen und Lärmen die trüben Gedanken verscheuchten! Oder seine Mutter. Es müßte gut sein, in der augenblicklichen Situation eine Mutter um sich zu haben. Er versuchte, sich das vorzustellen, schon um der Unruhe Lottes wegen aus dem Wege zu gehen, aber es gelang nicht. Es konnte ja auch gar nicht gelingen, da er seit jungen Jahren keine Mutter mehr um sich gehabt hatte. Was war er doch im Grunde für ein armer, bedauernswerter Gefelle!

Er sah auf, denn sein Name wurde gerufen. Die Brüder Kufferath sausten in einem Auto vorbei und winkten und lachten. Eine Mutter hatten sie wohl auch nicht. Sie vermißten sie wohl auch nicht, sie waren ja zu dritt.

Alfred schlich sich auf wenig betretenen Seitenpfaden zum Brandenburger Tor in sein Hotel zurück, ließ sich das Kursbuch geben und schlenderte dann, da er noch Zeit hatte, zum Stettiner Bahnhof. Er mußte Lotte so bald wie möglich wiedersehen und mit dem alten Quast ins reine kommen. So ging es nicht weiter. Aber wenn das glücklich erledigt war, was dann? Was sollte er anfangen, was sollte aus ihm werden? Darüber mußte er sich nun doch wohl demnächst klar sein. Auch damit ging es so nicht weiter.

Am einfachsten wäre es gewesen, sich mit einem Konkurrenten seines Vaters zusammenzutun. Aber selbst wenn er einmal alle persönlichen und moralischen Bedenken, die dagegen sprachen, beiseite setzte, so gab es da noch einen Punkt, über den er nicht hinwegkam. Eine solche Stellung verdankte er im Grunde nicht sich, sondern eben doch auch nur dem Namen seines Vaters. Wohin er blickte, was er erwog, immer stieß er wieder auf ihn. Immer sah er das etwas hoshafte Lächeln seines Vaters: Siehst du, mein Junge, wenn ich nicht wäre, gelänge dir gar nichts. Selbst daß dich die Konkurrenz annimmt, verdankst du nur mir. Das aber wollte Alfred nicht. Er

suchte und begehrte eine Tätigkeit auf einem anderen Gebiet, wo sein Vater nichts bedeutete. Seinen Kredit benutzen und selbst eine Fabrik gründen? Das reichte nur zu einer kleinen Fabrik, und Aussicht auf Erfolg hatte er damit auch nur, wenn er bei Kohle und Eisen blieb; und damit war er wieder dem Wohlwollen seines Vaters ausgeliefert. Auch das ging nicht.

Mit derlei Gedanken quälte er sich und war froh, als er im Zug saß und an anderes denken mußte, an den alten Quast und Lotte.

Als er ausstieg, tat er sich nach einem Wagen um, der ihn zu dem Gute des Herrn von Quast fahren sollte. Aber er fand keinen Wagen, der sofort für ihn zu haben war, und so entschloß er sich denn, zu Fuß die Chaussee entlang zu pilgern. Nicht unähnlich einem armen Handwerksburschen kam er sich vor. Wer ihm das vor acht Tagen gesagt hätte!

Der Boden war schwer, ein ganz anständiger Weizenboden. Alfred sah sich interessiert nach allen Seiten um. Und da fiel ihm auch schon ein, am einfachsten wäre es wohl, er widmete sich fortan einfach seinem Gut. Das würde gewiß auch Lotte behagen. Aber das Gut warf nicht so viel ab, daß man davon leben konnte. Er hatte bisher dabei ja nur zugelegt. Ohne das Geld seines Vaters war es auch damit nichts. Und Geld würde er für die Bewirtschaftung seines Gutes auch nicht leicht bekommen. Das verzinst sich zu schlecht. Geld bekam er nur leicht, wenn er in der Großindustrie blieb; und anständig verzinsen konnte er das Kapital, das er brauchte, einem Gläubiger auch nur, wenn er es in der Industrie zu etwas brachte. Nur sie warf, wenn er Glück hatte, so hohe Zinsen ab, daß er dabei bestehen konnte. Eine verdammt schwierige Geschichte, die ihn immer kleinlauter werden ließ, je länger er darüber nachdachte. Und dabei marschierte er direkt einem Junker ins Haus, um ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten. Wenn er den Habenichtsnun einfach vor die Tür setzte? Denn darauf, daß er Anton Dungs' Sohn war, würde der alte Herr sicherlich viel geben, gab er doch selbst in diesem Augenblick nicht viel darauf.

Alfred blieb stehen und wuschte sich die Stirn. Ihm war recht bekommen zumute. Eigentlich war es ein Leichtsinns- und eine Dreistigkeit sondergleichen, sich auch noch eine Frau nehmen zu wollen, wenn man selbst nicht aus noch ein wußte und sich geschworen hatte, keinen Pfennig mehr von Anton Dungs anzunehmen.

„Fred! Fred!“ rief es da, und ehe er sich dessen verfaß, war Lotte bei ihm, sprang vom Gaul und fiel ihm um den Hals. Ganz erschrocken aber löste sie schnell die Arme wieder und stand nun errötend neben ihm. „Ich habe mich so gefreut, daß du gekommen bist“, sagte sie entschuldigend.

Da sah sich Alfred schnell um, ob auch niemand in der Nähe sei, und küßte sie. Ganz leicht und froh war ihm ums Herz, nun er Lotte wieder hatte. Ehrbar schritten sie neben dem Gaul auf der Chaussee einher, und Lotte erzählte, wie sich Jse gar nicht sehr nett benommen habe, nachdem Anton Dungs im Hause gewesen, und wie auch ihr Schwager ein bedenkliches Gesicht aufgesetzt habe. Da sei sie eben sofort ausgerissen, zumal sich Fred auch

nicht gerade besonders nett benommen habe und ihr durchaus nicht aus der Patsche geholfen, wie sie es erwartet hatte.

Das verstand Alfred nicht gleich, und deshalb setzte ihm Lotte auseinander, wie leichtsinnig es von ihr gewesen und wie kompromittierend für sie, daß sie Ise gleich in ihr neues Heim begleitet habe, bloß weil zufällig Alfred Dungs in der gleichen Stadt zu Hause war. Das gehöre sich doch wirklich nicht? Sie sah Alfred von der Seite an und lachte. Ein Mädchen, das auf sich hält, benähme sich doch anders, nicht wahr? Wenn sie es aber doch getan, so habe Alfred auch sofort die nötigen Schritte tun müssen, um ihren Faux pas wieder gutzumachen, statt wie ein flüchtiger Bekannter bloß um sie herumzugehen und abzuwarten, was der liebe Gott mit dem allen wohl vorhaben könnte.

Wieder sah sie ihn von der Seite an und lachte nun über sein ernstes Gesicht, und weil er ihre Rede, trotzdem er sie nicht verstand, so schwer nahm. Sie persiflierte doch nur ihre Schwester Ise und deren Anschauung, wenn sie so rebete, und sie tat das doch nur, weil sie sich freute, daß Alfred nun endlich gekommen war. Mehr bedeutete doch das alles nicht.

Jetzt erblickte Lotte den schwarzen Flor an Alfreds Arm und sah erschrocken zu ihm auf. Deshalb war er so ernst. Daß sie das nicht gleich gesehen hatte!

„Die Großmutter?“ fragte sie leise.

Er nickte.

Eine ganze Weile gingen sie stumm nebeneinander. Sie hatte seine Hand gefaßt.

„So eine reizende Frau!“ sagte Lotte. „Sie hat dich sehr gern gehabt.“

„Und dich auch“, meinte Alfred.

Sie schwiegen wieder beide, und dann bat Alfred, sie möge ihm von ihrem Vater erzählen, und wie er ihn aufnehmen würde.

Lotte erzählte, daß er über die Absicht seiner Jüngsten sehr erstaunt gewesen sei, und es erst gar nicht habe glauben wollen. „Du mußt ihm das nicht übelnehmen, Fred, es ist ihm so fremdartig und wunderbar, weißt du. Er kann sich seine Mädels nur als Offizierfrauen oder auf einem Gut vorstellen.“

Alfred nickte und meinte, er habe gar keinen Grund, sich darüber besonders zu wundern, sein eigener Vater sei ja noch viel wunderlicher. Und nun erfuhr Lotte, daß die beiden in Unfrieden auseinandergegangen waren.

Sie war sehr traurig und unglücklich darüber, aber Alfred setzte ihr auseinander, daß sie wirklich viel weniger damit zu tun habe, als es auf den ersten Blick aussehe, denn so sei es doch nicht mehr weitergegangen, auch ohne das würde es zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen sein, da ihm seine Stellung schon längst nicht mehr behagte. Er bat sie, ihm weiter über ihren Vater zu berichten. Lotte tat das auch sofort. Fast zwei Tage habe er mit ihr geschmollt, als er merkte, ihr sei es ernst. Gestern sei er dann nach Berlin gefahren und am Abend sehr nachdenklich nach Hause zurückgekehrt. Er habe sie rufen lassen und ihr vorgestellt, ob sie sich auch überlegt habe, was das heiße, gerade einen Dungs heiraten zu wollen, deren Verhältnisse so glänzend seien.

Alfred lächelte spöttisch und ein wenig schmerzhaft.

„So hat er doch wörtlich gesagt“, fuhr Lotte fort. „Er hat sich eben in Berlin nach euch erkundigt.“

„Und weiter?“ fragte Alfred.

„Weiter nichts. Er hat den Kopf geschüttelt, als ich ihm auseinanderlegte, mir sei das Nebensache, und hat mich wieder allein gelassen. Aber es ist mir natürlich gar nicht Nebensache, sondern es geniert mich auch, Fred, sehr sogar. Aber ich wußte ja wirklich nicht, daß ihr so viel Geld habt, sonst . . .“

„Sonst, Lotte?“

Sie lächelte. „Sonst hätte ich mich besser in acht genommen und mich nicht um dich gekümmert.“

„Das alles bloß des Geldes wegen!“

„Mir wird noch ganz schwindelig, wenn ich an eure Fabriken denke und all das, was euch gehört. Ich wollte wirklich, du hättest nicht so viel Geld, Fred.“

„Wenn das dein einziger Kummer ist, Lotte, dem kann ich abhelfen. Ich persönlich habe nämlich gar nicht viel Geld, seitdem ich mit dem Alten aneinandergeraten bin und nichts mehr von ihm haben will.“

„Wirklich?“ fragte Lotte ungläubig.

„Du kannst dich darauf verlassen.“

Lotte atmete auf und erklärte, nun sei es ihr viel leichter ums Herz, nun werde schon alles gut werden. „Oder tut es dir sehr leid?“

„Daß ich nicht viel Geld habe, Lotte?“

Sie nickte.

„Mein Gott, ich weiß es im Augenblick wirklich nicht. Es ist mir ganz ungewohnt, ich kann mir wohl überhaupt noch nicht recht vorstellen, was das heißt. Leid tut es mir eigentlich durchaus nicht. Leid täte es mir nur, wenn dadurch etwas zwischen uns beide käme, aber . . .“ Er stockte und sagte dann: „Ich glaube, ich habe immer noch mehr als sehr viele andere. Ich weiß es wirklich nicht genau, und ich denke, wir wollen jetzt nicht weiter davon reden.“

„Da kommt mein Vater“, sagte sie und lief von ihm fort, während er den Gaul bei den Zügeln nahm und langsam weiter ging. Auch eine nette Situation, dachte er, ich hier auf der Landstraße, einen Gaul am Zügel und den zukünftigen Schwiegervater in Sicht. Weiß Gott, am liebsten stiege ich auf und machte mich davon.

Lotte kam mit ihrem Vater, auf den sie eifrig einredete, langsam näher. Ein schlanker, sehniger Herr mit lebhaften Bewegungen. Mehr Kavallerist als Landjunfer, wollte es Alfred scheinen, der die Blicke nicht von ihm ließ.

Lotte stellte vor, und der alte Quast brummte etwas, das eine Einladung, aber auch ganz etwas anderes sein konnte.

Alfred beschloß, es als Einladung aufzufassen.

„Weißt du was, Lotte? Steig wieder auf und sieh einmal nach, wie es mit dem Essen steht“, brummte der Alte.

Sie streichelte ihm die rosigen Wangen. „Sei artig, Papa!“ bat sie leise und schmeichelnd.

Der Alte knurrte etwas.

„So artig, wie du's irgend zuwege bringst, Papa“, bat die Tochter schmeichelnd.

„Nun mach schon, daß du auf den Gaul kommst. Ich werde Herrn Dungs nicht fressen, wo er nun hier ist.“

Der Alte half ihr beim Aufsteigen und gab dem Gaul einen Klaps, kaum daß sie im Sattel saß. Lotte nickte Alfred noch schnell aufmunternd und liebevoll zu und galoppierte fort.

Die beiden sahen ihr nach.

„Reiten kann sie“, sagte der Alte befriedigt.

„Der Gaul ist gut. Trakehnen, scheint mir“, meinte Alfred fragend.

Ein verwunderter Blick traf ihn unter buschigen weißen Brauen. Woher versteht der Kaufmann denn was von Pferden? fragte der Blick.

Alfred sagte, er habe sich vor einem halben Jahr zwei Ostpreußen kommen lassen. Sie gingen vorzüglich in der Ebene, aber so wie es gebirgig würde, lahnten sie. Sie könnten sich in ihrer Hochbeinigkeit nicht daran gewöhnen.

Der Alte wunderte sich, wie man auf die Idee kommen könne, ostpreußische Gäule nach Westfalen zu verpflanzen. Das könne doch gar nichts taugen.

Aber das sei die neue Mode in der Welt, heutzutage werde eben alles zusammengeworfen, auch was gar nicht zueinander passe.

Nun schwiegen die beiden, und Alfred folgte dem Alten getreulich in einen Kleeacker hinein.

„Sehen Sie, da hat so ein Lämmel wieder die Sichel liegen lassen.“

Der Alte hob sie auf.

„Erlauben Sie“, sagte Alfred und nahm ihm die Sichel ab.

Wieder traf ihn ein prüfender Blick unter den weißen Brauen hervor. Dann stapfte der Alte weiter querfeldein auf einen Feldweg zu. Alfred mit seiner Sichel hinterdrein.
(Fortsetzung folgt.)

Strandflora.

Von Professor Dr. Udo Damm er.

Wichtig wagt das Meer gegen den Strand, Schaumkämme decken die Wellen, heulend jagt der Sturm das Wasser in immer mächtigeren Wogen dem Land zu, das bei seinem Zurüdtreten allerlei ihm Fremdes zurückläßt. Wenn dann der Sturm sich gelegt hat, die Sonne wieder scheint, dann findet der Wanderer am Strand gar manche allerliebste Pflanze, die von den Gewächsen des Landes so vollständig abweicht, daß man sie zunächst gar nicht als Pflanzen erkennen kann. Da ist kein Blatt, keine Wurzel, kein Grün. Braune, lederartige Gebilde, gabelig verzweigt, nahe ihren Enden mit blasigen Anschwellungen versehen, nicht selten am einen Ende einem Stein fest anhängend, machen sie den Eindruck, als ob sie künstliche Gebilde seien. Blasentang ist es, eine Alge, ein Vertreter einer der niedrigsten Pflanzenabteilungen, uns gemahnend an eine Zeit der Vornwelt, in der unsere Erde noch nicht mit Bäumen, Sträuchern und Kräutern bedeckt war. Zwar hat der Blasentang noch keine Blüten in dem Sinn, in dem wir im allgemeinen von Blumen sprechen.

Aber trotzdem ist er auf der Entwicklungsstufe bereits so weit vorgeschritten, daß er gewisse Organe bildet, die zu einer Regeneration führen. Diese Organe finden wir bisweilen an den Enden der Zweige in Gestalt kleiner traubiger Gebilde. Auffallend ist es, daß sich hier schon an den verschiedenen Pflanzen eine Trennung der Geschlechter deutlich bemerkbar macht, zwar nicht äußerlich, aber doch im inneren Bau. Der Blasentang ist uns noch in anderer Hinsicht interessant. Er ist der Hauptlieferant des Jods, eines Elementes, das in minimalen Mengen im Meerwasser enthalten ist und von dieser Pflanze trotzdem gefunden und aufgespeichert wird. Verwandte des Blasentanges, die in kalten Meeren vorkommen, gehören mit zu den größten Pflanzengebilden, die wir überhaupt kennen, gegen die die berühmten Welling-tonien kleine Kinder sind. Erreichen sie doch bis zu dreihundert Meter Länge. Andere Verwandte des Blasentanges sind die Sargassotange, die in den wärmeren Gegenden des Atlantischen Ozeans vorkommen, vom Golfstrom, nachdem sie vom Grunde losgerissen sind, mitgeführt werden und schließlich an stromlosen Stellen

des Meeres zur Ruhe kommen, wo sie die Oberfläche oft weit bedecken und Veranlassung zu dem Märchen von den Sargassowiesen geben. Außer dem Blasentang finden wir am Strand nach einem Sturm gewöhnlich noch leuchtend rosenrot gefärbte Massen, mit denen wir zunächst auch nichts Rechtes anzufangen wissen. Wenn wir diese formlosen Klümpchen aber ins Wasser werfen, dann lösen sie sich sofort in ein wunderbares, feines, zierliches Geäst auf, das unsere höchste Bewunderung herausfordert. Auch diese Gebilde sind Algen, die aber auf der höchsten Stufe dieser großen Abteilung des Pflanzenreiches stehen, nämlich Florideen. Der wundervolle rote Farbstoff, der allen diesen Pflanzen eigen ist und ihnen den Namen der Rottange verschafft hat, ist sehr lichtbeständig, so daß man die Algen direkt zur Ausschmückung von allerlei Geräten, aber auch von Geweben benutzen kann. Zieht man unter eine solche im Wasser schwimmende, vollständig ausgebreitete Floridee ein Stück Papier oder Stoff, hebt diesen dann so vorsichtig heraus, daß das Wasser zwar abläuft, die Pflanze aber liegenbleibt, so trocknet sie so fest an der Unterlage an, daß sie später nicht ohne Gewalt wieder entfernt werden kann. Ich sah einst einen Fächer, der mit solchen Rottangen verziert war und ein allerliebstes Aussehen hatte. So bieten diese schönen Tange unsern Damen eine hübsche Gelegenheit, sich die Mußstunden des Strandlebens zu vertreiben, sich niedliche Andenken an den Strandaufenthalt anzufertigen. Sehr fest haften diese Rotalgen übrigens auch auf mattem Glas, so daß man Gegenstände mit ihnen sehr schön und geschmackvoll verzieren kann.

Ganz anders sieht nun aber die Flora aus, die direkt am Strand wächst. Zwei Pflanzen sind es da besonders, die unsere Aufmerksamkeit fesseln, die eine mit rosenroten, hellvioletten oder weißen Blümchen, die andere stets mit weißen Blumen. Beide Pflanzen sind ausgezeichnet durch verhältnismäßig dicke Stengel und Blätter, die bei der ersteren meist fiederspaltig, bei der letzteren dagegen eiförmig sind. Beide Pflanzen sind klein, die erstere fünfzehn bis dreißig Zentimeter hoch, die letztere dicht dem Boden anliegend und kaum länger als

erstere. Es sind der Meersenf und die Salzmiere. Im Vergleich mit andern Pflanzen fällt an diesen beiden Gewächsen der fleischige Habitus auf, der einigermaßen an die Pflanzen trockener Klimate und Standorte erinnert. Man rufe sich nur das Bild der auf sandigen Stellen wachsenden Fetthenne ins Gedächtnis, um die Ähnlichkeit namentlich der Salzmiere mit diesen Pflanzen recht deutlich zu erkennen. Nun wissen wir, daß die Pflanzen der trockenen Standorte um deswillen so dicke, fleischige Stengel und Blätter haben, weil sie der Gefahr zu starker Verdunstung ausgesetzt sind. Auf den ersten Blick mag es widersinnig erscheinen, bei den genannten Strandpflanzen aus dem Habitus auf eine ähnliche Schutzvorrichtung schließen zu wollen. Und doch ist dieser Schluß nicht nur berechtigt, sondern direkt durch den Versuch bestätigt worden. Der Sandstrand, auf dem diese Pflanzen wachsen, ist mit Salz reichlich getränkt. Wenn nun diese Pflanzen sehr stark transpirieren, so würde die Folge davon sein, daß sie das durch die Transpiration verloren gegangene Wasser wieder ersetzen müßten, und zwar um so mehr, je mehr sie transpirieren. Die Folge würde aber sein, daß mit dem Wasser zugleich eine verhältnismäßig große Menge Salz aus dem Boden aufgenommen würde, was der Pflanze nachteilig wäre. Um dies zu vermeiden, hat sich die Pflanze mit Schutzeinrichtungen gegen zu starke Transpiration ausgerüstet. Sät man Samen solcher Pflanzen in einen salzfreien Boden und sorgt dafür, daß sie reines Wasser erhalten, so werden sich aus diesen Samen Pflanzen entwickeln, die viel weniger fleischig sind als die Mutterpflanzen.

Eine wundervolle Strandpflanze, die jeder Strandbesucher zu erlangen sucht, ist die Stranddistel. Ihre kleinen Blätter, die steif und hellgraugrün sind, ihre violetten bis amethystfarbenen Blütenstände halten ihre Farbe und Form auch noch lange, nachdem die Pflanzen aus dem Erdbreich herausgenommen sind. So bilden sie ein beliebtes Erinnerungstück an den schönen Sommeraufenthalt am Seestrand. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, daß von der schönen Pflanze, die früher an unsern Küsten weit verbreitet war, nicht mehr so viele Exemplare ausgerottet werden! Seit der Besuch der Seebäder so große Dimensionen angenommen hat, daß kaum noch ein Stückchen unserer schönen deutschen Küste in den Sommermonaten davon verschont bleibt, seitdem ist die Stranddistel im Aussterben begriffen. Der Grund dafür ist ein sehr einfacher. Die Pflanze gehört zu den sogenannten zweijährigen Gewächsen, d. h., sie bildet im ersten Lebensjahr nur eine Blattrosette und im zweiten Jahr ihren Blütenstand, aus dem sich dann die Früchte entwickeln. Nach der Fruchtbildung stirbt die Pflanze ab. Es leuchtet ein, daß sich die Pflanze nur dann vermehren kann, wenn die Früchte reifen. Werden nun die Pflanzen zur Blütezeit von den Badegästen ausgerissen, so können sich keine Früchte bilden, es fehlen im nächsten Jahr die jungen Pflanzen und im Jahr darauf die blühenden Pflanzen. Man begnüge sich also mit dem Anblick der schönen Pflanze und helfe, daß sie nicht ausgerottet wird. Nebenbei sei bemerkt, daß die Pflanze gar keine Distel ist, sondern eine Doldenblüherin, also eine Verwandte unseres Kummels und der Petersilie.

Ein sehr niedliches kleines Gewächs mit rosenroten Blümchen, das nur fünf bis dreizehn Zentimeter hoch wird, sehr dicht stehende, kleine, lineallanzettliche Blätter hat, die sehr fleischig sind, ist das Meerstrandmilchtraut. Der Laie wird in diesem kleinen Gewächs kaum eine

Verwandte unserer Primel und des Alpenveilchens erblicken. Der Bau der Blüten läßt aber keinen Zweifel darüber. Diese Pflanze ist dadurch besonders interessant, daß sie auch im Binnenland vorkommt, allerdings nur dort, wo der Boden salzhaltig ist. So ist sie für den Eingeweihten ein Indikator für Salzstellen.

Einzelne Seebäder besitzen als besondere Sehenswürdigkeit eine „blaue“ Wiese. Zunächst ruft die Mitteilung bei dem Uneingeweihten ein unglaubliches Kopfschütteln hervor. Wer aber einmal den echten Widerstoß, die stattliche *Statice limonium*, in voller Blüte gesehen hat, der wird die Bezeichnung gerechtfertigt finden. Die länglichen, fast elliptischen Blätter sind von einer außerordentlich derben Struktur, ebenso ist der Blütenstand sehr derb gebaut und mit zahlreichen kleinen Ästen versehen, die unendlich viele kleine violettblaue Blumen tragen, die ihre Farbe auch beim Trocknen behalten. Aus diesem Grund nimmt sie der Badegast ebenfalls gern als Andenken mit nach Hause.

Gar nicht selten findet man in der nächsten Nähe des Strandes zwei Wegericharten: den Meerstrandwegerich und den krähenfußartigen Wegerich, die genau so wie das Meerstrandmilchtraut auch im Binnenland an Salzstellen vorkommen. Der erstere ist von unserm gewöhnlichen Wegerich wenig abweichend. Dagegen fällt der letztere sofort durch seine eigenartig geformten Blätter, die ihm den Namen verschafft haben, auf.

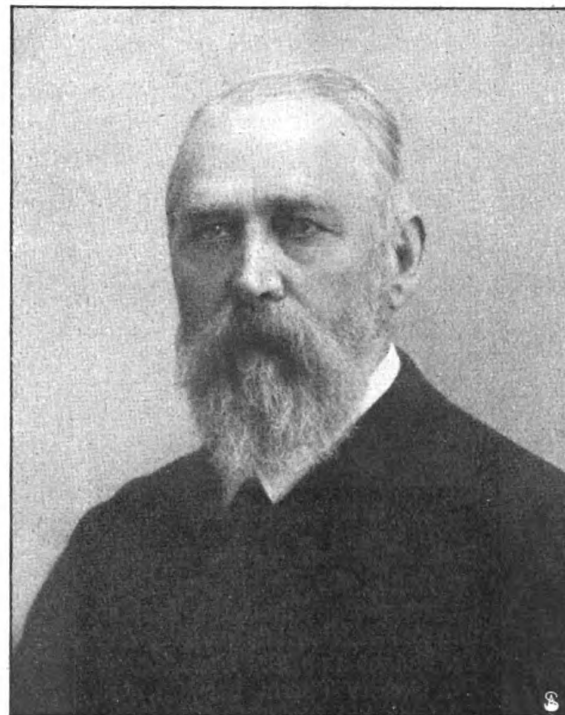
Eine echte Strandpflanze, die aber auch noch in die Dünen hinaufklettert und dem Menschen hilft, die Dünen zu befestigen, ist der Strandhafer. Mit dem Hafer, der unsern Pferden das Futter liefert, hat er nichts zu tun. Die Pflanze ist außerordentlich anspruchslos, wie ihr üppiges Gedeihen im reinen Dünen sand am besten beweist. Sie bildet lange Ausläufer, aus denen sich immer neue Pflanzen erheben. Am Rand der Dünen können wir oft ohne weiteres über dem Boden den Verlauf der Ausläufer an den reihenweise stehenden jungen Pflänzchen feststellen. Von den Ausläufern gehen zahlreiche, sehr feste Wurzeln senkrecht in die Tiefe, die der Pflanze nicht nur Wasser zuführen, sondern vor allem auch dazu beitragen, sie in dem lockeren Sand festzuhalten. Die dicht stehenden Blätter bilden, wie man sich leicht überzeugen kann, einen guten Sandfang. Die Pflanze wird jetzt sehr viel zur Befestigung der Dünen benutzt.

Aber nicht nur krautige Pflanzen beherbergt der Strand, die ihm eigentümlich sind. Vielsach können wir einen Strauch finden, der stellenweise fast baumartig wird, der mit schmalen Blättern besetzt ist, die fast den Eindruck hervorrufen, als ob wir eine Weide vor uns hätten. Es ist der Sanddorn, der in unsern Gärten gar nicht selten angepflanzt wird, weil seine orangeroten Früchte im Winter dem Garten einen besonderen Schmuck verleihen. Aber nicht alle Pflanzen, die man von dieser Art in den Gärten pflanzt, tragen Früchte. Der Sanddorn gehört nämlich zu den Pflanzen, die ihre Staubblattblüten und ihre Fruchtblattblüten auf verschiedenen Exemplaren tragen. Da kann es leicht kommen, daß man in seinen Garten eine sogenannte männliche Pflanze bringt, an der man natürlich vergeblich auf Früchte warten wird. Die kleinen schüsselförmigen Silberschuppen auf der Unterseite der Blätter und an den Zweigen klären uns über die Verwandtschaft der Pflanze leicht auf. Sie gehört in die Familie der Rosaceen, die alle durch diese Schüsppchen ausgezeichnet sind.

Die Erste Kammer des elsäß-lothringischen Landtags.

Von G. Joessel. — Hierzu 18 Porträtaufnahmen.

Die Erste Kammer des elsäß-lothringischen Landtags soll mit ihrem abgestuften, ausgeklügelten Wahlrecht und ihren kaiserlichen Delegierten eine Bremsvorrichtung gegen die von der Zweiten Kammer gefassten Beschlüsse bilden. Als solcher steht ihr das Recht zu, den von der Zweiten Kammer angenommenen Gesetzentwurf über die Feststellung des jährlichen Haushaltats im ganzen anzunehmen oder abzulehnen. Die Erste Kammer kann sich aus 46 Mitgliedern zusammensehen. Die Hälfte der Ernennungen steht dem Kaiser zu, die andere Hälfte gehört der Kammer teils kraft Gesetzes an — es sind dies die Bischöfe von Straßburg und Metz, der Präsident des Oberkonsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession, der Präsident des Synodalkomitees der reformierten Kirche und der Präsident des Oberlandesgerichts zu Kolmar — teils werden ihre Mitglieder



Erzellenz Dr. Bad, Präsident der Kammer.

die Bischöfe von Straßburg und Metz Dr. Frigen und Benzler, die Präsidenten der Kirchen Augsburgischer Konfession und der Reformierten Dr. Curtius und Piepenbring, der Oberrabbiner von Straßburg Dr. Uhry und als Kaiserdelegierter der Straßburger Weihbischof Jörn von Busch.

Dr. Frigen (Porträt S. 1174) wurde seinerzeit nach Straßburg berufen, um dem deutschfeindlichen Treiben eines Teils des elsäßischen Klerus Einhalt zu tun. Bischof Benzler von Metz (Portr. S. 1174) war früher Abt von Maria-Laach. Der Präsident des Oberkonsistoriums der Kirche Augsburgischer Konfession Dr. Curtius (Portr. S. 1175) ist der Sohn des bekannten Geschichtsschreibers. Er war Verwaltungsbeamter, nicht Geistlicher. In weiteren Kreisen bekannt dürfte er sein als Herausgeber der Memoiren des früheren Statthalters von Hohenlohe-Schillingsfürst. Dr. Piepen-



Geh. Med.-Rat Dr. Höffel,
Erster Vizepräsident der Ersten Kammer.

von weiter unten genannten Körperschaften gewählt. Der Kaiser braucht von seinem Ernennungsrecht keinen vollen Gebrauch zu machen. Zu den zu wählenden Mitgliedern werden noch 3 Vertreter des Arbeiterstandes hinzutreten, sobald durch Reichs- oder Landesgesetz eine Arbeitervertretung geschaffen sein wird, der die Wahl dieser Vertreter übertragen werden kann. Der Kaiser hat 18 Mitglieder ernannt; es steht ihm also das Recht zu, noch 5 weitere zu ernennen, die wohl je nach Bedürfnis nachgeschoben werden. Als Vertreter der Geistlichkeit sitzen in der Ersten Kammer



Rechtsanwalt Dr. Grégoire,
Zweiter Vizepräsident der Ersten Kammer.

bring, der Präsident der reformierten Kirche, ist politisch noch nicht hervorgetreten. Eine dem demokratischen Anstrich der Verfassung entsprechende Bestimmung ist die, daß die israelitischen Konsistorien einen Vertreter für die Erste Kammer zu wählen haben; sie haben ihn in Oberrabbiner Dr. Uhrn aus Straßburg gewählt. Weihbischof Zorn von Bulach hat an deutschen Universitäten seine juristischen Studien gemacht. Er wurde Referendar, später Legationssekretär in Madrid. Er war ein Liebling des Fürsten Bismarck, und es stand ihm eine glänzende Karriere bevor;



Benzler, Bischof von Metz.

er wurde aber, sehr gegen den Willen seiner Familie, Geistlicher. Beim bekannten Kompetenzkonflikt hat er sich ganz auf die Seite des Bischofs, also in direkten Gegensatz zu seinem Bruder gestellt. — Die Wissenschaft wird repräsentiert durch die Universitätsprofessoren Dr. Wiegand und Dr. Laband (Portr. S. 1175). Ersterer, der Delegierte der Kaiser-Wilhelm-Universität, ist Dozent der Geschichte und der Historiograph der Hohkönigsburg. Exzellenz Professor Dr. Laband, früheres Mitglied des Staatsrats, ist seit der Gründung der Universität an dieser als Lehrer des Staatsrechts tätig. Er ist eine Autorität auf diesem Gebiet und hat als solche schon manche Gutachten, so im Lippe-Detmold'schen Erbfolge-



Kommerzienrat Aht.

streit, abgegeben. — Als Vertreter der Justiz sind zu nennen: Oberlandesgerichtspräsident Dr. Molitor und die Rechtsanwälte Dr. Grégoire, Dr. Ruland und Dr. Bonderscheer. Dr. Molitor (Portr. untenst.), der sich schon auf schriftstellerischem Gebiet viel betätigt hat, gilt als einer der hervorragendsten Juristen Elsaß-Lothringens. Dr. Grégoire (Portr.



Oberlandesgerichtspräsident Dr. Molitor.

S. 1173) war bis zum Anfang des Jahres Reichstagsabgeordneter der Stadt Metz, hat aber bei der Beratung des Reichsvereinsgesetzes und des Verfassungsgesetzes den Nationalisten gegenüber eine derartig exponierte Stellung eingenommen, daß er an eine Wiederaufstellung seiner Kandidatur nicht denken konnte. Dr. Ruland (Portr. S. 1176) hat jahrelang in Kolmar allein gegen den Protest der Wetterlé-Breiß-Blumenthal gekämpft, ist der Schöpfer der ersten neuzeitlichen Armenverwaltung in Elsaß-Lothringen und der Gründer der elsäß-lothringischen Vereinigung.



Dr. Frigen, Bischof von Straßburg.

Rechtsanwalt Dr. Bonderscheer, der bisherige Zentrumsabgeordnete des Kreises Schleitstadt im Reichstag, war bekanntlich der einzige elsäß-lothringische Zentrumsabgeordnete, der für die Verfassung eingetreten ist. Er konnte daher seine Kandidatur nicht wieder aufstellen.

Die Vertreter der 4 großen Städte sind die Bürgermeister Dr. Schwander, Dr. Forêt, Blumenthal und der Industrielle Diemer-Heilmann. Dr. Schwander (Portr. S. 1175), der Bürgermeister von Straßburg, ist eine hervorragende Arbeitskraft, Sozialpolitiker ersten Ranges und trotz seines jugendlichen Alters seiner schwierigen Aufgabe vollständig gewachsen. Altbürgermeister Baer hat ihn, als er seinerzeit von seinem



Phot. B. Selb.

Prof. Dr. Laband.

Posten zurücktrat, als seinen Nachfolger anempfohlen. Was Bürgermeister Dr. Forêt von Mèz anbetrifft, so wird sich wohl jeder noch der Begleitumstände seiner Bestätigung zum Oberhaupt dieser Stadt erinnern. Dr. Forêt stand im Ruf eines Nationalisten, und seine Bestätigung erfolgte erst, nachdem er die Versicherung abgegeben, daß er auf dem Boden der gegebenen Verhältnisse stehe. Die politische Rolle, die Bürgermeister Blumenthal von

Kolmar (Portr. S. 1176) gespielt, ist allbekannt. Wir brauchen nur an den Nationalbund zu erinnern, dessen Gründer er ist. In dem Delegierten von Mülhausen Diemer-Heilmann wird der Großkapitalismus dieser Stadt einen begeisterten Vertreter haben.

Aus Handels- bzw. Industrie-kreisen sind gewählt und ernannt worden: die Präsidenten der Handelskammern zu Straßburg, Mülhausen, Kolmar und Mèz, ferner Kommerzienrat Udt aus Forbach-Lothringen (Portr. S. 1174), Fabrikant Bian aus Senthem, Oberelsaß, Hütten-



Geh. Reg.-Rat Dr. Curtius.

Kommerzienrat Theodor Schlumberger (Portr. untenst.) in die Erste Kammer gewählt. Herr Schlumberger stammt aus der bekannten oberelsässischen Millionärsfamilie und ist der 1. Vorsitzende der Mülhauser Industriellen Gesellschaft. Er war schon Reichstagsabgeordneter von Mülhausen, d. h., er war in den Reichstag entsandt, um die Interessen der Mülhauser Fabrikanten zu vertreten. Er, der Protestant, war in dieser Eigenschaft sogar vom Abbé



Phot.

Berger.

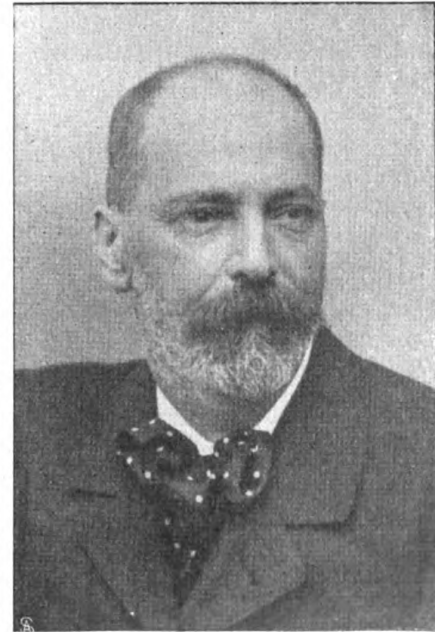
General von Mofner,
ehem. Gouverneur von Straßburg.

direktor Miethe aus Rombach, Lothringen, und Professor Dr. Bronnert aus Niedermorschweiler bei Mülhausen. Der Präsident der Handelskammer zu Straßburg Leo Ungemach (Portr. S. 1176) ist Direktor der Elsässischen Konservenfabrik und Importgesellschaft. Er wird in der Frage der Schiffsabgaben und der Rheinregulierung, in denen er kompetent ist, dem Land von großem Nutzen sein können. Die Mülhauser Handelskammer hat statt des aus Gesundheitsrücksichten zurückgetretenen Fabrikanten Köchlin aus Weiler bei Thann den Geheimen



Phot. Weimer aine.

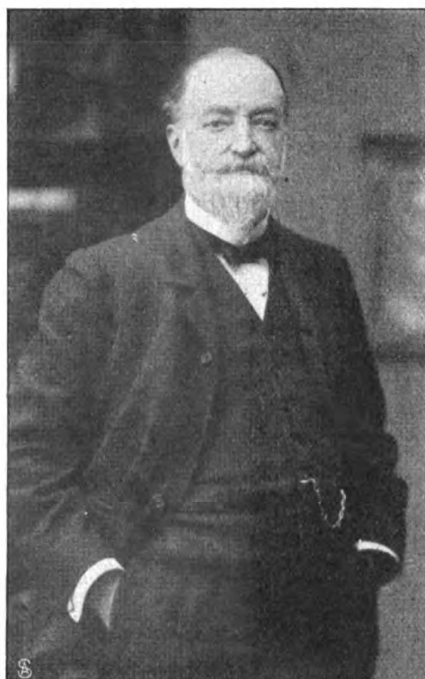
Dr. Schwander, Bürgermeister von Straßburg.



Phot. Weimer aine.

Geh. Kommerzienrat Theod. Schlumberger.

Winterer unterstützt worden und hat so die Reihe der vorher und nachher gewählten sozialdemokratischen Mülhauser Reichstagsabgeordneten unterbrochen. — Die Vertreter der Handelskammern von Kolmar und Meg Riemer und Müller sind politisch unbeschriebene Blätter. Herr Udt stammt aus einer altdeutschen, unter der französi-



Phot. Baugier.

Direktor Leo Ungemach.



Phot. Schob.

Justizrat Blumenthal, Bürgermeister v. Kolmar.

jährige Niederlage der intensiven Arbeit, die die Sozialdemokratie seit Jahren in dem Kreis entfaltet, zuzuschreiben. — Die Interessen der Landwirtschaft sehen in sechs gewählten Abgeordneten des Landwirtschaftsrats und in den Kaiserdelegierten Grafen von Andlaw-Homburg und Freiherrn von Reinach ihre Repräsentanten. Graf von



Phot. Hermeltroff.

Fleischermeister W. Weißmann.



Phot.

Phot.

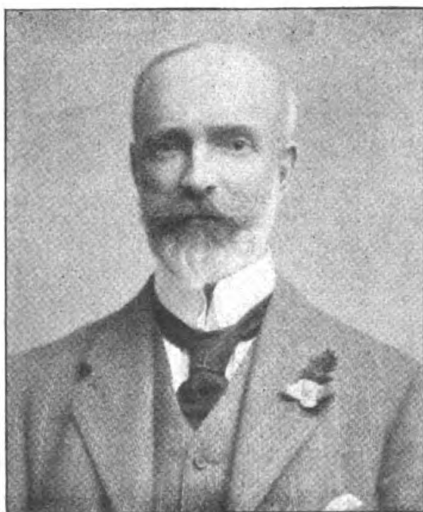
Oekonomierat Paté.



Phot. Seb. Schob.

Fleischermeister Ley.

schen Herrschaft nach Lothringen eingewanderten Familie und ist Besitzer einer Papiermachefabrik. Hütten- und Direktordirektor Miethe wird die lothringische Eisenindustrie zu vertreten haben. Professor Dr. Bronnert ist der Erfinder der Glanzstoffabrikation und einer der kenntnisreichsten Fabrikleiter der Textilindustrie. Fabrikant Bian war unabhängiger Landesausschußabgeordneter. Als Vertreter der Ärzteschaft kann wohl der Geheimmedizinalrat, Kreisarzt und Bürgermeister von Bugweiler Dr. Höffel (Portr. S. 1173) gelten. Er war Mitglied des Staatsrats, Landesausschusses und Reichstags, in dem er den Kreis Zabern 21 Jahre vertreten hat. Er gehörte der Reichspartei an und hat seine dies-



Phot. Gutly.

Justizrat Dr. Kuland.

Andlaw-Homburg aus Stokheim bei Barr ist ein Vetter des Staatssekretärs Jörn von Bulach. Als Vorstand der Raiffeisenorganisation hat er bei dem bekannten Krach vor einigen Jahren sein Bestes daran gesetzt, ihren Bestand aufrechtzuerhalten. Freiherr von Reinach, ein anderer Vetter des Staatssekretärs, stammt aus einer der ältesten adeligen Familien des Elsaß. Er ist in Hirzbach, Oberelsaß, ansässig und ein eifriger Gegner der Klerikalen, die ihn daher seit Jahren bekämpfen.

Das Handwerk wird durch die beiden Mitglieder der Handwerkskammer Ley und Weißmann (Portr. obenst.) — dieser ist der Wortführer der Kammer — vertreten.

Die Schulen werden durch den Rektor des bischöflichen Gymnasiums von Montigny Dr. Rech und den Hauptlehrer Wechsel aus der Ruprechtsau bei Straßburg, die militärischen Interessen durch den ehemaligen Gouverneur von Straßburg General von Moßner (Portr. S. 1175) und den früheren Gouverneur von Metz von Arnim, die des Verkehrs durch den Generaldirektor der elsäß-lothringischen Eisenbahnen Geheimen Oberregierungsrat Schmidt wahrgenommen. Diese Herren sind alle ohne Ausnahme Kaiserdelegierte. Altbürgermeister Exz. Dr. Baß (Portr. S. 1173), ehe-

maliges Mitglied des Staatsrats und Landesauschusses, Unterstaatssekretär a. D. und Wirklicher Geheimer Rat — er ist ebenfalls Kaiserdelegierter — hat seine Karriere in den Reichslanden als Polizeipräsident von Straßburg begonnen, wurde dann Bürgermeistereiverwalter und nach den Septennatswahlen Unterstaatssekretär der Finanzen. Er wurde dann in den Gemeinderat und von diesem zum Bürgermeister gewählt. Diesen Posten hat er bis zum Jahr 1906 bekleidet. Er ist zum Präsidenten, Dr. Höffel zum 1. Vizepräsidenten und Dr. Grégoire zum 2. Vizepräsidenten gewählt worden.

Die Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912.

Hierzu 5 Aufnahmen von Hofphot. Jos. Henne und eine Ballonaufnahme.

Faßt auf allen großen allgemeinen Ausstellungen der letzten Jahrzehnte hat man neben Industrie, Gewerbe, Kunst, Landwirtschaft usw. auch den Städten und sonstigen kommunalen Verbänden einen je nach Lage der Dinge mehr oder weniger breiten Raum zugewiesen, in der richtigen Erkenntnis ihrer eminenten Bedeutung speziell für Deutschland mit seiner weitgehenden Dezentralisation im Wirtschaftsleben. Indessen konnte dort den Städten von der Ausstellungsleitung infolge der regelmäßig sehr großen Ueberlastung nie das genügende Interesse entgegengebracht werden, das für eine Heranziehung des gesamten umfangreichen Materials und seine systematische Verarbeitung dringend erforderlich ist, um es weiteren Kreisen nahezubringen und ihr Verständnis für die großen Aufgaben der Städte zu wecken. Städteausstellungen von mehr als rein örtlicher Bedeutung blieben überhaupt eine Seltenheit, bis neben andern Städten auch Düsseldorf im Jahr 1910 hier voring und zeigte, was auf diesem Gebiet zu machen ist.

Ermuntert durch den damaligen Erstlingserfolg haben sich nun die leitenden Männer in Düsseldorf entschlossen, das Experiment in erheblich größerem Umfang in der Städte-Ausstellung für Rheinland, Westfalen und benachbarte Gebiete Düsseldorf 1912, die von Juli bis Oktober dauern soll, zu wiederholen. Der Gedanke ist, wie nicht anders zu erwarten war, auf ungemein fruchtbaren Boden gefallen, und der ursprünglich gezogene Rahmen mußte von Monat zu Monat weiter gesteckt werden, um den Anforderungen der stetig wachsenden Zahl von Ausstellern gerecht werden zu können, trotzdem man auch bei dieser Spezialausstellung eine Beschränkung auf Rheinland, Westfalen und benachbarte Gebiete als unbedingt notwendig von vornherein vorgenommen hatte. Hierdurch muß die Ausstellung unbedingt gewinnen, sind doch gerade die Gemeinwesen des Westens dank vieler günstiger Umstände sowie der Initiative ihrer Verwaltungen und Vertretungen den meisten andern um ein gut Stück voraus.



Vom modernen Düsseldorf: Blick auf den Hafen. Ballonaufnahme.

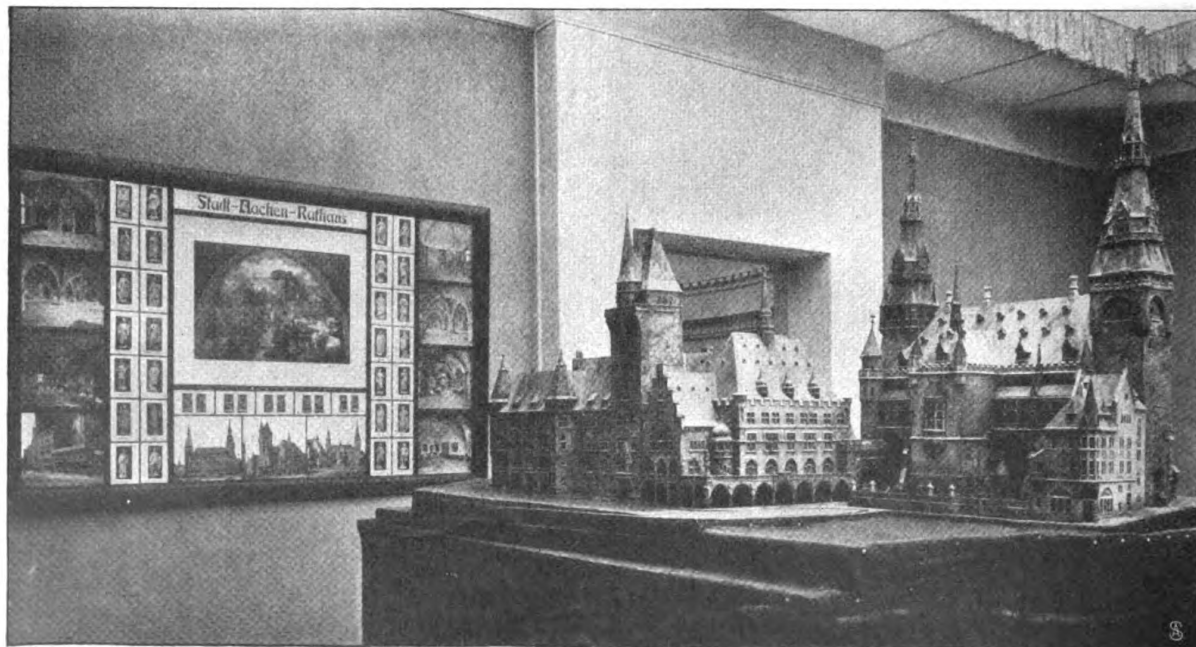


Das Feuerwehrmuseum.

Ja, sie stehen mit vielen ihrer mannigfaltigen, stellenweise weit über die Aufgaben einer Kommune hinausgehenden Einrichtungen geradezu vorbildlich da, so daß ausländische Parlamentarier und Kommunalpolitiker, selbst aus dem modernsten Staatswesen England, wiederholt im verflochtenen Jahrzehnt Veranlassung genommen haben, ihnen einen Studienbesuch abzustatten, um sich die hier gewonnenen Erfahrungen zunutze zu machen. Das Urteil der Besucher war in jedem Fall ein günstiges, wie sie übereinstimmend in Wort und Schrift befundeten. Kein Wunder, konnten ihnen doch auf räumlich ziemlich begrenztem Gebiet Städte jeden Charakters gezeigt werden: reine Industriestädte mit der in die Augen springenden Fürsorge für die Arbeitermassen, Handels- und Zwischenhandelsstädte, vornehme Wohnstädte der Finanzaristokratie, Rentnerstädte, Badeorte, Landkreise von rein agrarischem Charakter und

solche, bei denen der sich allmählich vollziehende Übergang vom Agrar- zum Industriestaat schon deutlich in die Erscheinung tritt und selbst der gesamten Landschaft das Gepräge gibt. Endlich spielt auch der Rhein mit seinen unzähligen Anlagen eine hervorragende Rolle, der heute fast 60 v. H. des ganzen deutschen Binnenwasserstraßenverkehrs zu bewältigen hat.

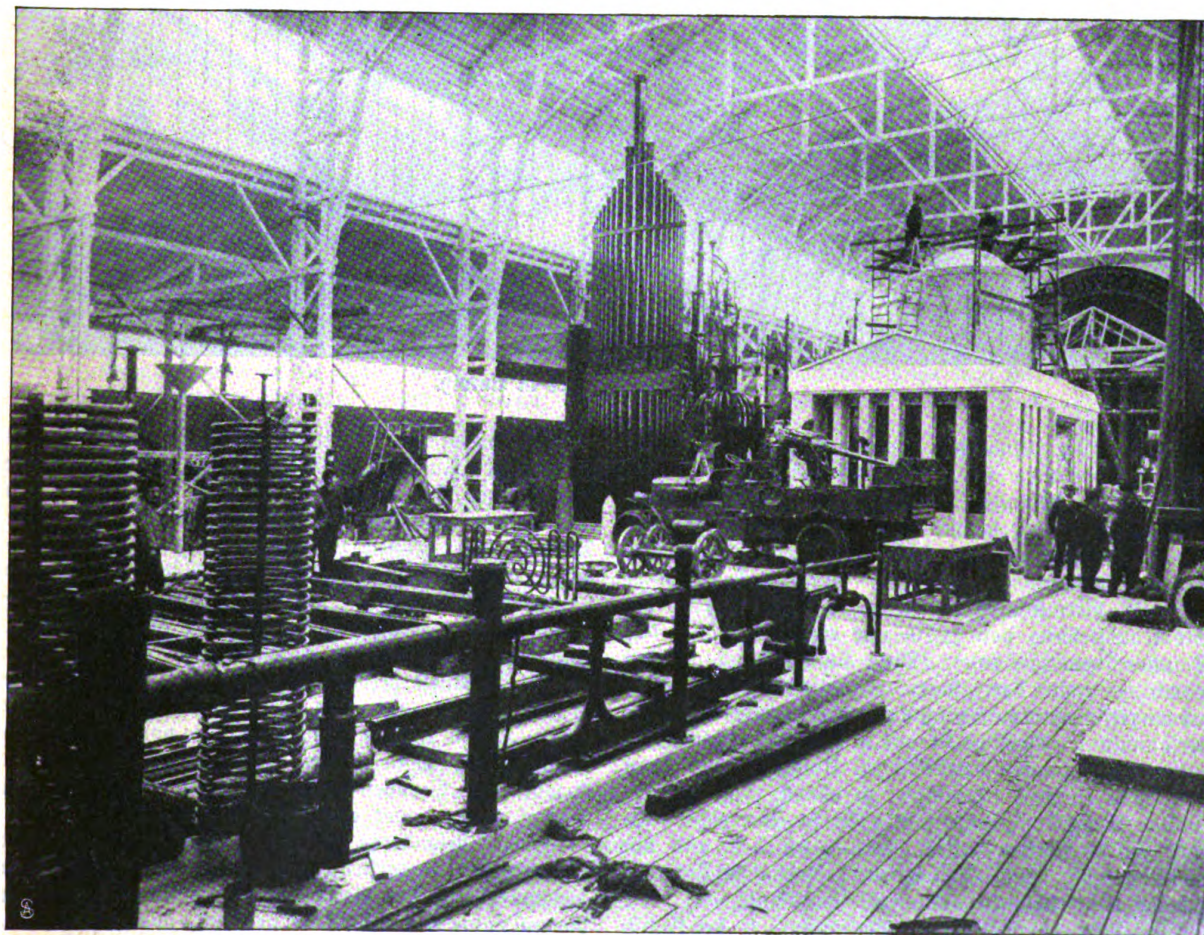
Von diesem gewaltigen Gebiet, das in ähnlicher eminenter, volkswirtschaftlicher Bedeutung auf der Welt kaum seinesgleichen hat, soll die Städte-Ausstellung ein getreues Spiegelbild sein. Sie soll es nicht nur, sondern nach dem jetzigen Stande der Dinge wird sie es auch sein und in qualitativer wie quantitativer Hinsicht so außerordentlich wertvolle Dokumente kommunalpolitischer Arbeit und eine solche Fülle von Ausstellungsobjekten auch aus der einschlägigen Industrie bringen, daß sie nicht nur ihres inneren Wertes,



Stadt Aachen (Rathaus).



Blick auf den Ausstellungspark und den Rhein.



Blick in die Industriehalle.

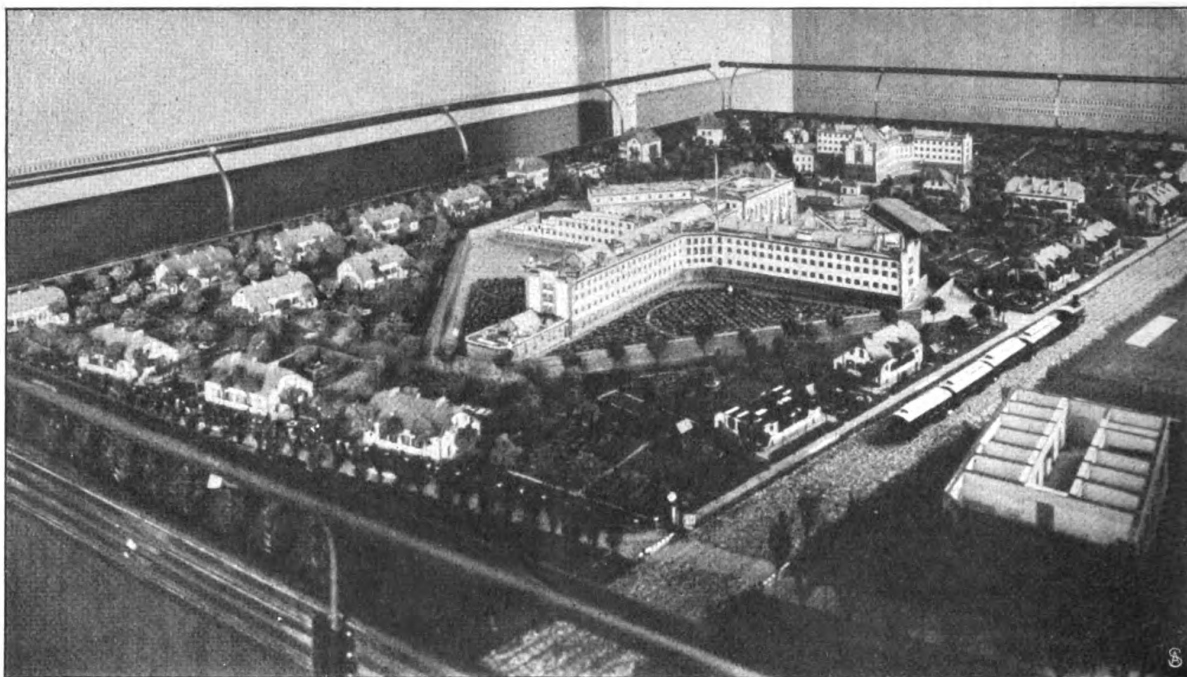
sondern auch ihrer Anziehungskraft auf Sachkundige und die breiteste Laienwelt gewiß sein darf. Liegen doch rund 600 Anmeldungen von Ausstellern vor, die sich auf folgende fünf Gruppen verteilen:

- I. Städtebau,
- II. Einrichtungen für die Gesundheit,
- III. Einrichtungen für die Krankenfürsorge,
- IV. Hochbauten,
- V. Industrie (aus ganz Deutschland).

Bei den ersten vier Gruppen sollen namentlich Modelle und Pläne die Leistungen der Neuzeit zur Darstellung bringen, wobei auf eine systematische Bearbeitung der einzelnen Methoden besonderer Wert gelegt werden wird.

Zur Unterbringung der Ausstellungsgegenstände

2. ein fester Anbau aus Eisenkonstruktion von 32 Meter Breite und 71 Meter Länge mit Verbindungsbau von rund 2100 Quadratmeter und 3. provisorische Hallenbauten mit rund 7300 Quadratmeter; zusammen 16400 Quadratmeter bebaute Flächen. Weiter sind vorhanden etwa 4000 Quadratmeter unbedeckte Ausstellungsfläche in umbautem Terrain, so daß der gesamte, für Ausstellungszwecke nutzbare Raum über 20000 Quadratmeter beträgt. Zwischen Kunstpalast und Rhein haben wir endlich das umgitterte parkartige Vorgelände, das auch das Restaurant zum Kunstpalast einschließt, mit rund 30000 Quadratmeter, womit die Ausdehnung der Ausstellung eine Effektgröße von über 50000 Quadratmeter erreicht. Auf diesem Vorgelände werden die Vergnügungen, soweit solche vorgesehen sind, und die regelmäßigen Militärkonzerte abgehalten.



Modell des Gefängnisses in Anrath.

steht in erster Linie der Monumentalbau des städtischen Kunstpalastes mit seinen 80 Räumen zur Verfügung, der bekanntlich anlässlich der großen Ausstellung von 1902 in herrlicher Lage unmittelbar am Rhein errichtet wurde und seitdem schon mancher großen Schau Unterkunft gewährt hat. Anfänglich hat man geglaubt, hiermit auskommen zu können, da z. B. die Städteausstellung von 1910 nur etwa die Hälfte des Raumes benötigt hatte. Diese Annahme erwies sich jedoch — man darf sagen erfreulicherweise — bald als trügerisch, und man mußte von der Stadtverordnetenversammlung erhebliche Kredite in Anspruch nehmen für Erweiterungsbauten beträchtlichen Umfangs, war man doch nicht entfernt berechtigt, zu ahnen, daß so erstklassige Ausstellungsgegenstände in so überreicher Anzahl zur Verfügung gestellt werden würden und namentlich auch die Industrie ein so lebhaftes Interesse für das Unternehmen dokumentieren könnte.

Es stehen daher jetzt zur Verfügung: 1. der Kunstpalast mit 80 Räumen und rund 7000 Quadratmeter,

Von dieser unmittelbar vor der Eröffnung stehenden eigenartigen Ausstellung bringen wir nun heute einige Abbildungen, die ein ungefähres Bild von dem geben sollen, was man dort in Düsseldorf beabsichtigt. Ein Blick in den großen Lichthof zeigt uns pyramidenartige und sonstige Aufbauten aus Basaltquadern und sonstigem Steinmaterial, wie es vornehmlich für Böschungsmauern und zur Uferbefestigung gebraucht wird. Unmittelbar hinter dem Lichthof liegt eine der vier für die Industrie errichteten Hallen (Abb. S. 1179), die so ziemlich alles enthalten, dessen die Städte für ihren vielgestaltigen Betrieb bedürfen: Rohre von ganz außergewöhnlichen Dimensionen, Lokomobilen, Automobile, Armaturen, Pumpen und Wasserwerksanlagen mit Dampf, Motor oder elektrischem Antrieb usw.

Einen besonderen Reiz übt das von der Stadt Gelsenkirchen ausgestellte Feuerwehrmuseum auf den Beschauer aus, der hier einen interessanten Einblick in die mühsame Art und Weise gewinnt, wie unsere Vorfahren vom Mittelalter bis selbst zur Mitte des zwan-

zigsten Jahrhunderts versuchten, des Feuers Herr zu werden (Abb. S. 1178). Hier sind auch die Originalapparate zu sehen, deren sich unsere tapferen Bergleute aus dem Ruhrrevier bedienten, als sie bei dem großen Grubenunglück von Courrières, wie erinnert, ihren französischen Kameraden zu Hilfe eilten. Wesentlich anders geartet ist die Schau, die die

Städte, Behörden usw. veranstalten. Sie bringen in Gestalt von Zeichnungen, Aquarellen, Photographien und namentlich auch Modellen ihr Bestes. So sehen wir auf Abb. S. 1178 das Modell des prächtigen, historisch berühmten Rathauses in Aachen und auf Abbildung S. 1180 eine der modernsten Strafanstalten des Staates, das neue große Zentralgefängnis in Anrath bei Krefeld.

Im Walde.

Zwischen hochstrebenden Eichen
Leuchtet weißblühend ein Baum.
Die staunenden Hüter weichen
Vor seiner Schönheit Traum.

So blüht er, ein sanfter Segen
Füllt ihn mit Düften ein,
Und über ihn träufelt der Regen,
Ihn küßt der Sonne Schein ...

O mer so ruhig blühte,
Von keinem Leid umstellt,
Er hütete im Gemüte
Den Reichtum einer Welt!

Maria Stora.

Die Zeit verändert.

Stizze von Alice Berend.

Heinz Jürgens fand, daß es nichts Trübseligeres geben könne als ein Kaffeehaus am Vormittag. Mürrische Verschlafenheit hockte in dem grauen Halbdunkel, und der fade Dunst des erkalteten Tabakrauchs mahnte mit Etel an Nachtsfreuden, die der neue Tag überholt hatte. Ein hoher Stapel glatter, unbefingter Zeitungen wartete darauf, die frischesten Unglücksfälle aus aller Welt den Lesern zu bringen. Mord, Totschlag, Betrug und Spekulation hier wie in Honolulu.

Heinz Jürgens gähnte. Er fror. Einen Schnaps nach dem andern hätte er hinuntergießen mögen. Curacao, der wie flüssiger Bernstein glimmte, Chartreuse, die als grüner Bergsee im Glase ruhte, Cherry Brandy, der einem gefangenen Rubin glich. Da hätte er die Farben wenigstens im Leibe gehabt, die Farben, die er nicht kaufen konnte, um seine Bilder zu malen. Er öffnete sein Portemonnaie und prüfte den Inhalt. Es hatte sich nichts darin verändert. Ein dünnes Silberstück und eine Briefmarke langweilten sich in den abgenutzten Lederfalten.

Langsam holte er die Karte hervor. Es war Zeit, an die Mutter zu schreiben. Sonntag mußte sie ihren Brief haben. Das fröhliche, muntere Schreiben, das aufs neue bestätigte, wie vorzüglich es ihm gehe. Nur das flotte Leben der Großstadt hinderte ihn, ihr von seinem Überfluß zu schreiben. Aber das würde auch kommen — bald.

Wenn es ihm noch besser gehen wird. Und nun mußte wieder die Aufzählung von Dinern, von Aufträgen und von verkauften Bildern folgen.

Heinz Jürgens hielt inne im Schreiben und blickte durch den dämmrigen Raum zu den großen betropften Scheiben, hinter denen glänzende Regenschirme auf menschlichen Untertörnern vorüberirrten.

Nicht allein der Mutter galten seine heitern, qualvollen Lügen. Auch Leni würde diese Zeilen lesen.

Leni ... Seit Monaten war sie die Frau eines andern. Sie hatte vielleicht schon an den Einkauf kleiner Kinderhemdchen zu denken. Aber nach wie vor kam sie jeden Sonntag zur Mutter. Die gute, alte Frau, hatte sie es gar nicht bemerkt, wieviel er und Leni voneinander gehofft hatten?

Heinz Jürgens schlürfte den letzten klebrigen Schluck des kalt gewordenen Kaffees.

Ja, wenn der Ruhm so rasch gekommen wäre, wie sie es sich ausgemalt hatten, als sie auf dem grünen Hügel vor der Stadt saßen und übers Land sahen. ... Dann hätte er jetzt das eigene Heim, die stille Ecke, in die man hineingehört, und wo man nichts mehr zu wissen braucht von all den vielen, die in den Straßen vorwärts jagen.

Das Briefblatt an die Mutter stahl sich an die Seite der grauschwarzen Marmorplatte, die Heinz Jürgens jetzt rund um die Kaffeetasse mit gedankenlosen Strichen bedeckte. ...

Der appetitliche Duft heißer Schokolade störte ihn in dieser Beschäftigung und ließ ihn aufblicken. An einem der Nebentische saß eine blonde Dame und löffelte Schluck für Schluck aus einer Tasse. Heinz Jürgens hörte nur das Klippklapp des Löffels, er sah weder Tasse noch Lippen, denn die Unbekannte wandte ihm den Rücken zu. Über feinen, runden Schultern leuchtete ein großer, goldblonder Haarknoten unter dem Hut hervor.

Der junge Maler blickte entzückt auf diesen goldenen Punkt. Genau solches Haar hatte Leni. Auch ihr zog die schwere goldene Fülle den zierlichen Kopf hochmütig in den Nacken.

Wer mochte sie sein? Eine kleine Schauspielerin? Nein. Alle Stühle ihres Tischchens waren voll kleiner Pakete, ihr Anzug war sehr bescheiden, ohne jeden gefälligen Aufputz. Eine kleine Bürgersfrau, die Einkäufe gemacht habe. Was wollten bei ihr die goldenen Haare, die so schwer zu tragen sind?

Heinz Jürgens wurde neugierig auf ihr Gesicht. Er stand auf, nahm mit gemurmelter Entschuldigung ein Zeitungsblatt vom Tisch und blickte der Fremden scharf ins Gesicht.

„Leni!“ — —

„Heinz!“ — —

Sie starrten sich erschreckt in die Augen.

„Wie geht es dir?“ fragten beide zu gleicher Zeit.

Leni antwortete zuerst: „Mir geht es großartig — ganz famos“, beeilte sie sich zu sagen. „Na, und von dir weiß man es ja. Die Briefe an deine Mutter.“

„Ja,“ sagte Heinz lässig, indem er sich setzte, „ich kann nicht klagen. Man wird gefeiert und läßt sich feiern!“

„Du siehst ein wenig — müde aus“, sagte Leni und sah ihn an.

„Das macht das Großstadtleben, liebes Kind. Jede Nacht bis morgens im Frack und schon um zehn in der Früh am Porträt irgendeiner Aristokratin. Töff, töff, das Auto fährt vor, es raschelt auf der Treppe, Weichen-
duft — und bis Mittag steht man vor der Staffelei.“

„Großartig“, sagte Leni. „Aber heute?“

„Heute ruhe ich mich einmal aus. Nachmittags male ich an einer großen Komposition: der Göke Mammon.“

„Mammon?“ fragte Leni unsicher.

„Geld“, erklärte Heinz.

„Ach so,“ sagte Leni, „da hast du es also genau so, wie du es haben wolltest, als wir auf unserer Hügelbank saßen und Pläne machten.“

„Im großen und ganzen ja.“

Sie schwiegen eine Weile. Jeder mied des andern Blick.

„Ja,“ begann Leni wieder, „zuerst, als deine Mutter erzählte, daß es dir nun glänzend ginge, dachte ich... bei jedem Klingeln fuhr ich zusammen und meinte, du... mußt mich nicht auslachen, daß ich damals alles so ernst nahm. Jetzt weiß ich ja mehr vom Leben. Als Michel Merk dann mit der Mutter redete — ich war ihm so dankbar, daß er mich trotz der Blamage haben wollte.“

„Und darum, Leni —“

„Nicht darum, nein, das mußt du nicht denken. Ich hätte es nie getan, wenn ich Michel nicht über alle Maßen geliebt hätte — ja, wirklich: Liebe kommt doch immer plötzlich.“

„Und nun bist du froh und glücklich, Leni?“

„Über alle Maßen“, versicherte diese. „Du mußt nicht denken, daß Michel solch ein Ehemann ist, der den ganzen Tag im Haushalt umherkriecht und aus jedem kleinen Ärger ein Geschrehnis macht. Oder daß er mich gar mit Eifersucht quälen würde, wenn ich mich einmal verspäte, daß er dann auf dich anspielt und mir vorwürfe, daß ich als junges Mädchen Liebsleien gehabt hätte. Nein, das mußt du nicht denken.“

„Und dann? Jeden Sonntag weit hinaus ins Land, wie wir es uns wünschten?“ fragte Heinz leise.

„Das gerade nicht.“ Leni zögerte. „Aber du mußt dir nicht einbilden, daß wir es nicht könnten. Es geht Michel großartig. Du ahnst nicht, wie —“

„Genug“, unterbrach sie Heinz hart und laut und packte Lenis Hand, die auf dem Tisch lag. „Laß es gut sein, Leni, auch mir geht's hundeschlecht.“

„Auch dir?“ stotterte Leni und starrte mit weit geöffneten Augen in sein Gesicht.

Sie schwiegen lange. Leni regte sich zuerst. Scheue, neugierige Blicke umstrichen den Jugendfreund.

Endlich sagte sie: „Dann hättest du ja gar nicht kommen können, mich zu holen — vier-spännig mit Apfelschimmeln“, ein leises Lachen kirkte über ihre Lippen.

„Einstweilen noch nicht, Leni.“

„Ja,“ antwortete die junge Frau, „aber das Leben vergeht und niemand gibt uns etwas für Träume.“

Zum erstenmal merkte Heinz ihrer lieben Stimme an, daß Michels Hausfrau sprach. Tiefe, müde Traurigkeit ergriff ihn.

Leni aber war heiter geworden.

Sie suchte lächelnd die vielen Paketchen zusammen und erzählte dabei, daß sie schon morgen wieder heimreisten, Michel und sie, und daß sie nun eilig gehen müsse.

Sie erhob sich.

„Du ahnst nicht, was der Mensch zusammenschilt, wenn ich nicht pünktlich bin.“ Sie reichte dem Freund die Hand und sagte mit kindlichem Lächeln: „Du wirst mir böse sein, Heinz, aber mir ist ein Stein vom Herzen, seit ich weiß, daß es dir auch nicht sonderlich geht.“

Als sie keine Antwort erhielt, runzelte sie ein wenig die schmale, glatte Stirn, über die ein goldenes Haar eine Brücke zu den klaren blauen Augen schlug und sagte: „Übrigens hundeschlecht“, das ist übertrieben, wenigstens was mich betrifft. Michel meint, man soll mit seinen Wünschen auf normalem Boden bleiben.“

„Grüß Michel“, sagte Heinz und verbeugte sich. Dann war Leni gegangen.

Heinz Jürgens zerriß das zerknitterte Briefblatt. Dann saß er wieder still vor der betrieblen, schwarz-weißen Marmorplatte und blickte durch den dämmrigen Raum zu den großen betropften Scheiben, hinter denen glänzende Regenschirme auf menschlichen Untertörnern vorüberzogen.

Das Heidehaus des Arndt-Gymnasiums.

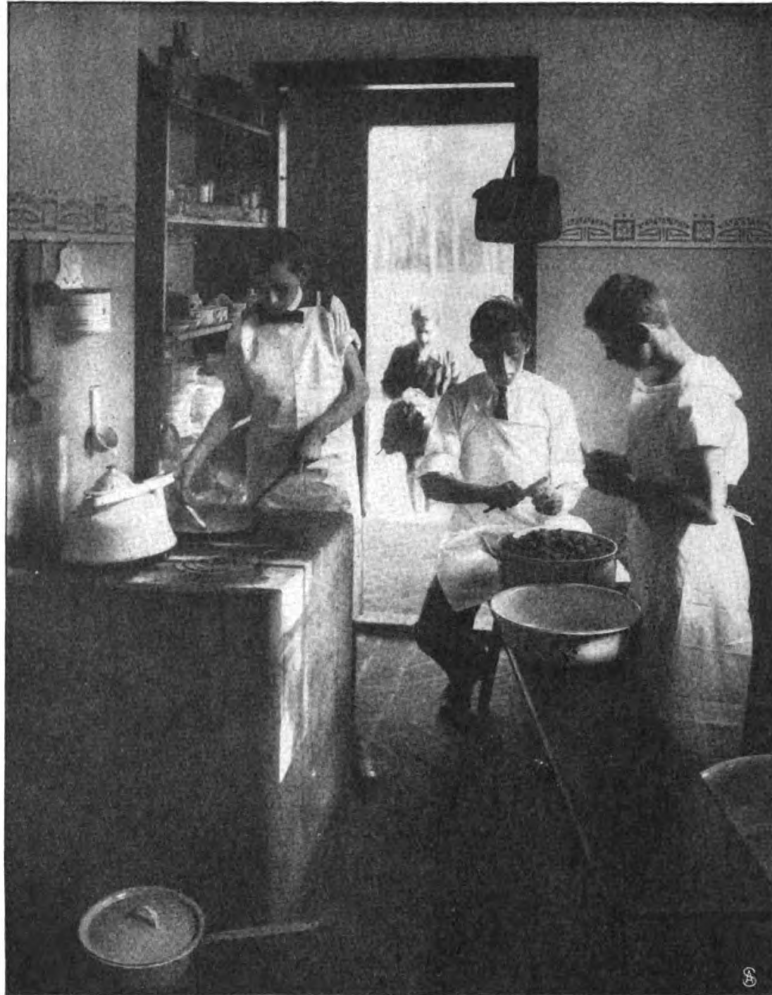
Von Dr. Dumrese, Dahlem. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Draußen im Wald, wo seine Weltabgeschiedenheit beginnt, wo am Sonntag nicht kaffeedurstiges Volk in lärmenden Haufen auf breitgetretenen, staubigen Pfaden einherzieht, wo Wegweiser und Warnungstafeln noch nicht die schlichte Schönheit unserer märkischen Heide stören, da ein Haus zu haben — welch ein herrlicher Gedanke für einen Großstädter! Können wir es uns auch selbst nicht leisten, so vermögen wir es doch unsern Kindern zu verschaffen. Es bedarf dazu nur eines geringen Maßes von Opferwilligkeit.

Das Arndt-Gymnasium in Dahlem ist auf diesem Weg erprobend vorangegangen. Das ist so gekommen: Die Strausberger Gegend war oft das Ziel unserer Sonntagsausflüge, die den belebten Gegenden nach Möglichkeit zu entgehen suchten. Für Tagespartien

liegt sie etwas zu weit. Bei Ausflügen über Sonnabend und Sonntag dagegen waren Nachtquartier und Verpflegung entweder mangelhaft oder bedeuteten eine erhebliche Verteuerung. Für kleinere und schwächliche Schüler ferner schien ein bloßer Aufenthalt in Waldbluft und Waldstille oft wertvoller als große Märsche. Nun wurde durch einen Freund der Anstalt in der Strausberger Stadtförst zum Aufenthalt für die Schüler ein Forstgrundstück zur Verfügung gestellt. So entstand der Plan, darauf ein Häuschen zu bauen als Unterkunftshütte für die Schüler auf ihren Sonntagsausflügen, als Stützpunkt auch für größere Wanderungen im Osten Berlins, als Ferienheim endlich für Angehörige der Anstalt. Im Kreis der Eltern fand der Gedanke Anklang, es flossen reichlich die Gaben. Auch an

Schwierigkeiten fehlte es natürlich nicht. Aber das Haus wurde in Jahresfrist glücklich zu Ende geführt. Und nun steht es da. Still und schlicht lehnt es sich mit seinen warmen Farben und dem niedrigen Dach, das die Kronen der Bäume nicht zu überragen strebt, in die Landschaft ein. Klein, aber sehr geräumig, schmucklos, aber geschmackvoll, anspruchslos und traulich, scheint es die Menschen, die darin haufen, in seinen Bannkreis zu ziehen und sie nach sich umzumodeln. Verwöhnte Großstadtkinder haben da die Matratze auf bloßer Diele oder die schaukelnde Hängematte zum Nachtlager, sie hacken Holz, sie putzen sich ihre Stiefel,



Die Gymnasiasten als Köche.

sie fegen Stuben und stehen in der Schürze am Kochherd. Langschläfer werden zu Frühaufstehern. Und wie prachtvoll ist dann die Morgenwäsche an der Pumpe, bei der auch der strenge Ordinarus sich unter fröhlichen Scherzen beteiligt. Sie kommen sich näher, Lehrer und Schüler, wenn sie so unter spartanischen Verhältnissen miteinander haufen, auf derselben harten Bank nebeneinander sitzen (denn Stühle wie überhaupt alles, was nach Luxus aussieht, kennt man im Heidehaus nicht), wenn der Klassengewaltige sich als guter Freund entpuppt, der aus den Erfahrungen seiner Dienstzeit so manchen Wink für Kleidung und La-



Mittagsruhe im Wald. Rechts: Das Heidehaus.

ger, so manchen Kniff aus der edlen Kochkunst zum besten zu geben weiß, ja, der gelegentlich auch den Krankenpfleger spielen muß. Und diese kleinen Hilfleistungen schlagen dann leicht die Brücke, auf der Liebe und Vertrauen einziehen können.

Das Haus,
das bis zu

tüchtige Handwerker sorgen für Ergänzung des Hausgeräts, geschickte Zeichner für den Wandschmuck.

Sie lernen auch das Stückchen Erde lieben, das sie hier umgibt. Mancher heimatlose Großstadtjunge, der den Ort nicht kennt, an dem er geboren, der das Gefühl nicht kennt, verwachsen zu sein mit einer bestimmten Umgebung und einer bestimmten Stammesart, der gewinnt hier die Fühlung mit Natur und Geschichte unserer Mark. Gerade diese Gegend ist reich an alten Ueberlieferungen. Da ist die Sage von der versunkenen Glocke im Straus, da soll ein unterirdischer Gang vom Marienberg in die Stadt führen, da sind die Lilienfontainenwälle, die einst den Flüchtlingen im Dreißigjährigen Krieg Zuflucht boten, da ist die Stadt selbst mit ihrer zerfallenen Mauer, ihrer altehrwürdigen Kirche, mit den modernen Gebäuden, die sich jetzt an Stelle des alten



Auf dem Scheibenstand. Oberes Bild: Bei der Morgentoilette.

Das Heidehaus des Dahlemer Arndt-Gymnasiums bei Strausberg.

Dreißig Personen faßt, ist heizbar und kann darum auch in der kälteren Jahreszeit besucht werden. Wie schön kann ein Novembertag draußen im Walde sein! Die Jungen lernen bald das Haus lieben, in dem kein drohender Hauswirt die Ausbrüche ihres natürlichen, ungezwungenen Frohfinns in Schranken hält. Kleine

Klosters und der markgräflichen Residenz erheben, beredte Zeugen märkischer Geschichte. Als vor kurzem das Arndt-Gymnasium seine Freunde zur Einweihungsfeier in der Strausberger Forst versammelte, da führten unsere Schüler in einem kleinen Festspiel ihren Eltern eine Szene aus der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege



Beim Frühstück auf der Veranda des Heidehauses.

vor. Die Handlung spielte an der gleichen Stelle, an der sie aufgeführt wurde. Man konnte also auf jedes Kulissenbeiwert verzichten. Und wenn die bunten Gestalten oft schon aus der Entfernung redend und handelnd aus der Tiefe des Waldes heraustraten auf den freien Platz, der die Bühne vorstellte, so verfehlte dieses

echte Naturtheater und diese schlichte, primitive Heimatkunst ihren unmittelbaren Eindruck auf die Zuschauer nicht.

Vielleicht finden diese Veranstaltungen auch bei andern Gymnasien und in andern Städten Nachahmung. Es bedarf dazu nicht größerer Mittel, als sie z. B. der überall gepflegte Ruderport verlangt.

Moderne Frisuren.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Die Frisur ist in hohem Maß bestimmend für das Aussehen der Frau, denn sie beeinflusst zweifellos den Gesichtsausdruck, so daß es erstaunlich ist, wie viele sich dennoch den wechselnden, teilweise nicht geschmackvollen Moden gedankenlos unterwerfen. In eine gewisse, wenn auch begrenzte Abhängigkeit von der herrschenden Geschmacksrichtung muß die Haartracht gebracht werden, schon allein, um einen einheitlichen Gesamteindruck zu erzielen. Allzuviel angewandte Kunst bei dem Ordnen der Haare, unnatürliche Ausdehnungen einstellen nicht nur die Kopfform, sondern sie geben dem Gesicht häufig einen künstlichen Ausdruck. Die Mode ist gewalttätig. Wie sie den Frauen der galanten Zeit zu ihrem gespreizten Wesen unnatürliche Körperformen aufzwang, so war sie auch machtvoll genug, die schönste Haarfarbe durch Pudermassen zu verdecken und meterhohe Bauten auf den Köpfen zu diktieren. In den Coiffeuren jener Luzursepoch erweckte sie den Ehrgeiz, Künstler von Ruf

zu sein, ein Wunsch, dessen Erfüllung einige zu historischen Persönlichkeiten werden ließ. Der Künstlerehrgeiz ist auch unseren Coiffeuren nicht fremd, aber der heutige Geschmack erstrebt ein anderes Ziel. Es ist ein Zeichen der Zeit, daß die Frauen aus ästhetischen und hygienischen Gründen Moden ablehnen, die sie als unschön, lästig und störend empfinden müssen. Man will in erster Linie Natürlichkeit und bemüht sich, da die Kunstmittel nicht immer zu entbehren sind, wenigstens die sichtbare Grenze zwischen Kunst und Natur zu verwischen. Hilfsmittel sind selten bei dem Begriff „Toilette-machen“ auszuschalten, und es gibt wohl wenige Männer, die sich nicht mit den falschen Locken ausgesöhnt hätten. Die Locken aber noch derartig zur Schau zu tragen, daß jeder den Aufbau in Gedanken mühelos zerteilen kann, gilt als „mauvais goût“. Lockig und wellig, möglichst natürlich erscheinend, umspielen die Haare die Schläfen, meist tief geschneitelt, beschatten sie

die Stirn. Ob dieser lockige, schmeichelnde Rahmen eigener Beschaffenheit, ob die Zöpfe, die die Wellen manchmal durchbrechen, auf natürliche Art mit dem Kopf verbunden — wer fragt danach. Die augenblickliche Mode der Haartracht übertrifft an Schönheit fast alle ihre Vorgängerinnen, weil sie wie die gesamte Modenrichtung geschmackvoll die natürlichen Linien betont.

Die Kleider umschließen in dezenter Weise die Silhouette der Frau. Man wehrt sich mit verständnisvoller Einsicht gegen Ein-



Phot. Zolbot.

1. Moderne Frisur mit Schilppattschmuck.

den Kopf ziert. Diese veraltete Auffassung gleicht jener, die die Frauen veranlaßte, sich die Haare von einem ihnen vollkommen fremden Friseur zum Photographieren aufpuken zu lassen, um hinterher über die Unähnlichkeit der Bilder zu stöhnen. Natürlich kann man zum „Shopping“ keine steifgedrehten, über die Schultern hängenden Locken tragen, deren Kleidsamkeit man manchen Gesichtern nicht absprechen kann, wenn sie in großer Toilette sind. Aber wer sich zu dem reizvollen Scheitel bekannte, wird leichten Herzens auf den Unterschied der Gelegenheiten verzichten. Der Kopf behält stets seine Eigenart, und nur ein edler Schmuck drückt ihm den Stempel des Festlichen auf.

Durch das gewellte Haar (Abb. 8) schlingt sich ein farbiges Perlenbandeau, aus dessen Mitte eine Fülle weißer Reiter steigt. Die Haare bedecken die Ohren, wie wir es auf fast allen Bildern sehen. — Den schlichten ungewellten Scheitel (Abb. 7), dessen Haare sich rückwärts zu der beliebten Pagenfrisur rollen, kann sich nur ein wirklich schönes, regelmäßiges Gesicht gestatten. Die edle Schlichtheit dieser Frisur vereint sich nur vorteilhaft mit wirklich einwandfreien Zügen.

— Etwas spielerischer erscheint der locker gehaltene Scheitel (Abb. 6), dessen Locken durch ein schmales schwarzes Samtband gefesselt werden. Der schwere Zopf scheint die Haarfülle tief ins Gesicht zu drücken,



Phot. Emanuel

2. Einfache Wellenfrisur mit Bernsteinspange.

flüsse, die für die unnötige Stofffülle früherer Epochen eintreten. Mag auf diesem Gebiet das Neue Reize besitzen, so wird sich dennoch die wahrhaft geschmackvolle Frau keine Frisur ausdrängen lassen, die mit ihrem Gesicht, seinem Ausdruck und ihrer Wesensart keine Verbindung finden wird — eine Frisur, die den Kopf einer Bühnengröße verschönern konnte und vielleicht deshalb den Tagesgeschmack beherrscht. Der Tagesgeschmack! Er verlangt, daß sich die Frisur mit dem Kleid ändert, daß sich die Haartracht für den Spaziergang am Tag von der unterscheidet, die zu der Gesellschaftstoilette



Phot. Zolbot.

3. Tiefer Scheitel mit Haarschmuck.



4. Kleiner Schettel mit Platinschmuck.

Phot. Zaihol.



5. Biedermeierschnecken mit Reiherschmuck.

Phot. Emanuel.



6. Längige Schettelfrisur mit schwarzem Samtband.

Phot. Zaihol.



7. Pagenfrisur für junge Mädchen.

Phot. Zaihol.

während gewelltes Haar die Form des Hinterkopfes wahr. Man bemüht sich in den meisten Fällen, den Hinterkopf möglichst wenig zu belasten. — Sehr apart ist die Art des Scheitels, der durch einen feingegliederten, mit bligenden Steinen gezierten Platinschmuck gehalten wird, während sich hinter ihm anscheinend kunstlose Locken bauschen (Abb. 4). — Um dem wenig gekünstelt erscheinenden Arrangement der Haare ein festliches Aussehen zu geben, greift man gern zu besonders schönem Haarschmuck, der nicht nur durch kostbares Material allein, sondern weit mehr durch den künstlerischen Entwurf bemerkenswert wird (Abb. 3). — Unsere deutschen Biedermeierschnecken, so kleidsam für junge Gesichter, fühlen sich jetzt auf französischem Boden



8. Gewellter Scheitel mit Perlenband u. weißen Reihern.

heimisch und gelten als beliebte Nuancierung des Scheitels. Die um die Ohren gewundenen Zöpfe tragen den Schmuck der kostbaren Gurareihen, die ein glühendes, sich um den Kopf spannendes Band verbindet (Abb. 5). — In die Fülle der Zöpfe, die natürlich jeder, der diesen Reichtum sein Eigen nennt, gern zur Schau trägt, schmiegen sich große Schildpattbogen (Abb. 1), während wir bei der schlichten Frisur mit den aufs neue auftauchenden Stirnhaaren den wieder mit Begeisterung aufgenommenen Schmuck aus Bernstein finden (Abb. 2). Die mattschimmernde Spange trennt das Stirnhaar von der leicht gewellten Haarfülle, die in ihrer schlichten und anspruchslosen Weise dem Kopf zu dem denkbar geschmackvollsten Schmucke wird.

Bilder aus aller Welt.

Die Stadt Halle beging in diesem Jahr ihr 500jähriges Bestehen durch ein Festspiel „Der Salzgraf von Halle“. Die Haupttätigkeit für das Zustandekommen der Feier entfaltete Stadtrat Dr. Busch. Soliman ben Nassor, Wali von Daresalam, weilte vor kurzem in der Reichshauptstadt. Einer der bedeutendsten Männer der Gefängnisfürsorge Pfarrer Ernst Berendt, Berlin, verläßt seine bisherige Tätigkeit als langjähriger Pfarrer am Stadtvogtei-Frauengefängnis, um sich ganz der Leitung der von ihm gegründeten Rettungsanstalten in Weißensee zu widmen.



Herr Sieg (Oberregie).

Stadtrat Dr. Busch (Vorfigender).

Herr Lion (Leitung).

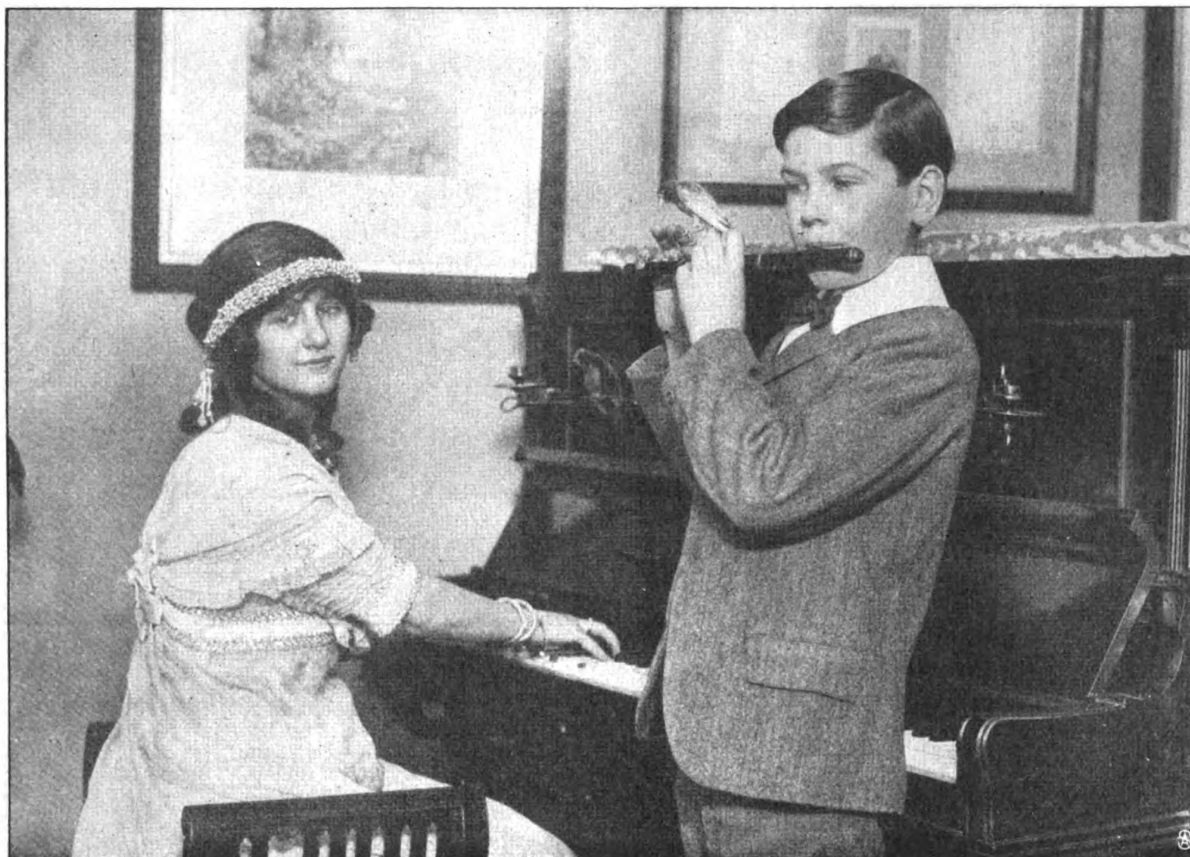
Zum 500-Jahr-Festspiel der Stadt Halle.
Der Arbeitsauschuß.



Soliman ben Nassor Effendi,
Wali von Daresalam,
weilte zu Besuch in Berlin.



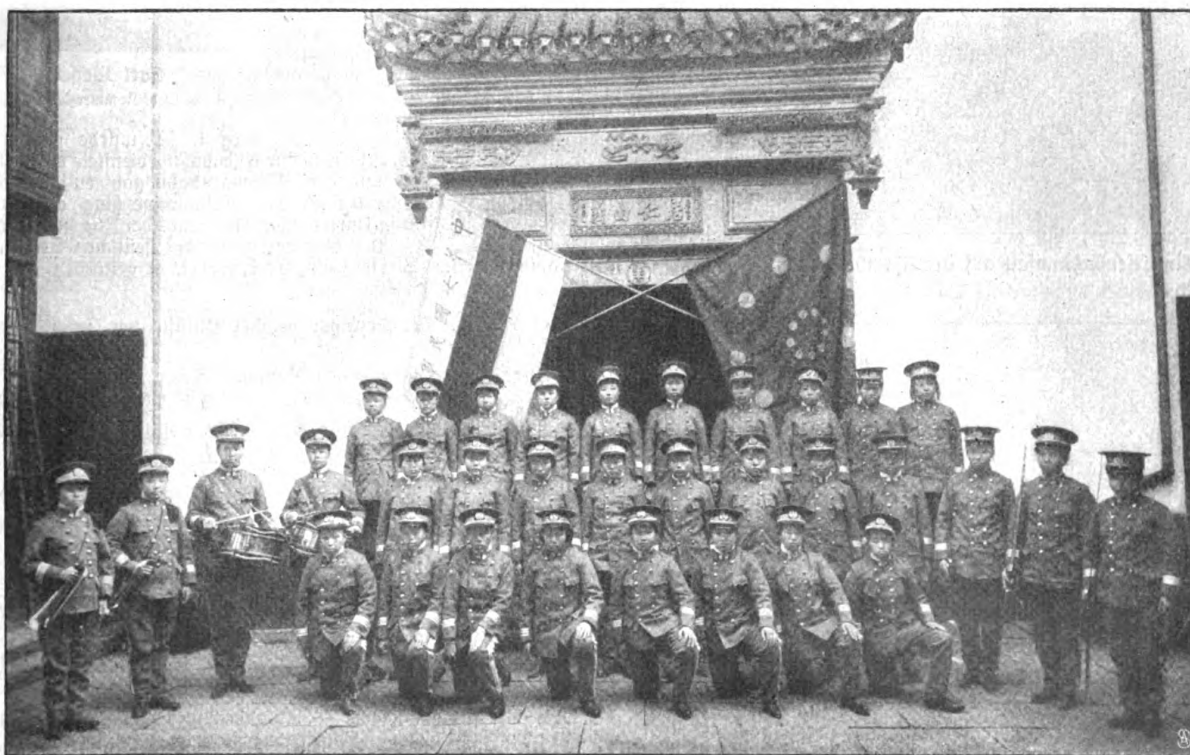
Pfarrer Ernst Berendt,
Berlin, erfolgreicher Gefängnis-
seelsorger, legte sein Amt nieder.



Ein merkwürdiges Trio.

Der junge englische Flötist Cassin wird von seiner Schwester und seinem Kanarienvogel begleitet.

Phot. Gentil News.



Ein chinesisches Amazonenkorps in Shanghai.



Sofie Hessemer,
Frankfurt a. M., erfolgreiche Rezitatorin.

Ein lustiges Trio zeigt unser Bild auf S. 1189. Ein junger englischer Flötist wird von seiner Schwester auf dem Klavier begleitet, während sein munterer Kanarienvogel auf der



Das neueröffnete Erholungsheim für Eisenbahnbedienstete in Schmiedeberg i. R.



Ein Eisenbahnunfall auf der Usambarabahn: Der abgestürzte Europäerwagen.

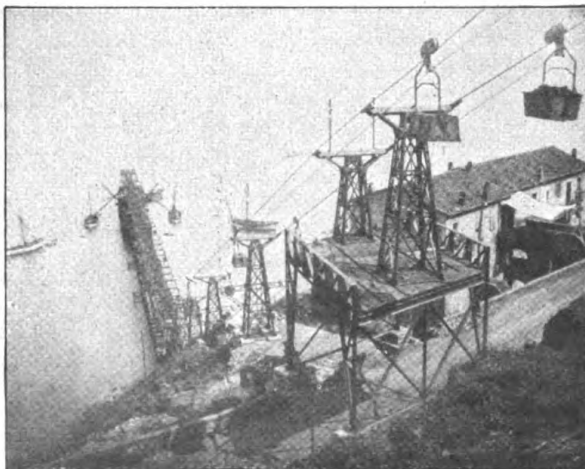
Flöte sitzt und singt. Zur Zeit der Revolution hat sich in Schanghai ein tapferes Amazonenkorps gebildet, das mutig in den Kampf ausrückte.

Eine ungemein erfolgreiche Rezitatorin ist Frä. Sofie Hessemer. Ein klingendes Organ, tiefes Empfinden und viel Temperament lassen sie große Wirkungen erzielen.

In Schmiedeberg i. R. wurde ein Erholungsheim für Eisenbahnbedienstete eröffnet. Auf der Usambarabahn gab es kürzlich einen Unfall. Eine Lokomotive ging aus unaußgeklärter Ursache durch und der Zug entgleiste. Der Generaldirektor der Deutschen Solvay-Werke A.-G., Carl Wessel, ist gestorben.



Carl Wessel †
Beh. Kommerzienrat.



Zum Artikel: Die Erzlager an der Ostküste der Insel Elba.

Näheres in der anliegenden Nummer 28 der „Export-Woche“, Das Heft ist der Auslandsausgabe der Woche beigeheftet. läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 28 der „Export-Woche“.

Die Rekrutierung des diplomatischen und des Offizierkorps. — Wirtschaft und Kapital. — Die wirtschaftlichen Nachmittel Englands und Deutschlands nach dem Urteil Bonar Laws. — 250 Millionen Mark Ueberfluß. — Die Erzlager an der Ostküste der Insel Elba. — Neue Bauart eines Selbstgreifers. — Ozon-Belüftungsanlagen. — Aufgaben und Tätigkeit des Ingenieurs in unseren Kolonien. — Handel und Verkehr. — Aus der Tageschronik. — „Technische Woche“.

Schluß des redaktionellen Teils.

Original from
CORNELL UNIVERSITY

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Uebersichtliche Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 28.

Berlin, den 13. Juli 1912.

14. Jahrgang.

Die Rekrutierung des diplomatischen und des Offizierkorps.

Von Freiherrn von Zedlitz und Neukirch,
Mitglied des preußischen Hauses der Abgeordneten.

Als Ursache der vielfach unbefriedigten Ergebnisse unserer auswärtigen Politik bezeichnet man in nationalliberalen Kreisen die Unzulänglichkeit unserer Diplomatie und als deren Ursache wiederum deren fehlerhafte Ergänzung. Das ist sicher weder die einzige noch selbst die hervorragendste Ursache der mannigfachen Mißerfolge unserer auswärtigen Politik seit Bismarcks Rücktritt. Sie scheint mir in erster Linie darin zu liegen, daß man die bewährte Bismarcksche Methode der auswärtigen Politik verlassen und zu auf Eintagswirkungen berechneten Improvisationen und mannigfachen, mit großen Worten begleiteten Anläufen übergegangen ist, denen die entsprechenden Taten nicht folgten. Theatralik und Illusion machte sich vielfach breit, wo nur der nüchternste, kühnste Realismus, nach Art der Engländer, am Platze war. In der Besetzung der wichtigsten Stellen unseres auswärtigen Dienstes hat nicht immer eine glückliche Hand gewaltet, und Männer, deren Unzulänglichkeit die Spatzen von den Dächern pfeifen, sind trotzdem immer weiter gehalten worden. Herr v. Bethmann hat in einem Falle bereits Wandel geschafft; an dem guten Willen, in diesem Sinne fortzufahren, fehlt es ihm sicher nicht, aber die Schwierigkeiten sind hier offenbar sehr viel größer als bei der Ausschiffung preußischer Minister. Die vorzugsweise Ergänzung unseres diplomatischen Korps aus der sozialen Sphäre unseres Offizierkorps der Gardekavallerie ist ferner sicher von Übel. Meine Auffassung ist dabei nicht entfernt von Übelwollen gegen dieses diktiert. Ich habe mein Jahr bei der Gardereiterei abgedient, mein Bruder und zahlreiche andere Mitglieder meiner Familie haben ihrem Offizierkorps angehört oder gehören ihm noch an. Aber diese Exklusivität führt, wie jede, zu einer fehlerhaften Einseitigkeit der Anschauung und Befähigung und hält von dem diplomatischen Dienst die dafür besonders befähigten Elemente aus anderen sozia-

len Kreisen fern. Diesen muß notwendig der Zugang zu diesem Dienste in sehr viel größerem Maße als jetzt eröffnet werden, wenn er wieder auf die Höhe seiner Aufgabe gebracht werden soll. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß jedem, der die erforderlichen Examina bestehen kann, ohne Auswahl die diplomatische Laufbahn sich eröffnen muß. Für den diplomatischen Dienst bedarf es noch anderer Vorbedingungen als bloßer Kenntnisse. Namentlich sind Takt und eine gute Kinderstube unerlässlich. Dies gilt ja natürlich nicht für den diplomatischen Dienst allein, sondern für alle Zweige des Staatsdienstes. Namentlich für den Verwaltungsdienst und den Heeresdienst. Nicht jeder, der das Assessor- oder Offiziersexamen besteht, eignet sich allein schon deshalb zum Landrat oder Offizier. Manche Ereignisse legen die Befürchtung nahe, daß in bezug auf den Ersatz des Offizierkorps die individuelle Prüfung der besonderen Eignung für den Beruf nicht ausreichend sorgsam stattfindet, man sich vielmehr damit abfindet, daß der Offiziersanwärter aus einem standesgemäßen sozialen Milieu herstammt.

Aber auch bei strengster Forderung derjenigen Eigenschaften, welche neben den nötigen Kenntnissen für den diplomatischen Dienst unerlässlich sind, wird sich ihm bei Verzicht auf die jetzige Exklusivität das zu seiner Regeneration unentbehrliche frische Blut zuführen lassen. Die jüngsten Berufungen in diesen Dienst deuten anscheinend auch hier auf eine Wendung zum Besseren hin. Eine solche würde auch durchaus in Übereinstimmung mit Bismarcks Ansichten stehen. Von ihm wird verbürgtermaßen folgende Geschichte erzählt: Als ihm einst Beschwerden darüber vorgetragen wurden, daß unter dem Ministerium Friedberg angeblich das jüdische Element im Richter- und Anwaltstande überhandnehme, erkundigte er sich bei dem genannten Minister über den Sachverhalt. Auf die Antwort, daß verfassungsgemäß verfahren werde und auch in dem richterlichen Berufe sich Männer israelitischer Religion durch besondere Tüchtigkeit auszeichnen, ersuchte Bismarck den Justizminister, ihm einige hervorragende tüchtige Männer dieser Art behufs Heranziehung zum auswärtigen Dienste zu bezeichnen, er könne sie sehr gut gebrauchen. Bismarck mag dabei in erster Linie

an die damals im Gange befindliche Neuordnung des Konsulardienstes gedacht haben. Deshalb bleibt der Vorgang doch durchaus bezeichnend dafür, wie Bismarck über die Rekrutierung für den diplomatischen Dienst dachte. Seine Auffassung legt zugleich aber eine Schlußfolgerung für den Heeresdienst nahe.

Eine der größten Schwierigkeiten für die volle Ausnutzung unserer steigenden Bevölkerungszahl für den Heeresdienst bildet die entsprechende Verstärkung des Offizierkorps, und zwar sowohl der Berufs- wie der Reserveoffiziere. Unter diesem Gesichtspunkte erscheint es als ein schwerer Fehler, daß abweichend von Bayern im Bereich des preußischen Kriegsministeriums die Juden tatsächlich nicht nur von der Offizierlaufbahn, sondern sogar von dem Reserveoffizierkorps so gut wie ausgeschlossen sind. Die österreichischen Erfahrungen lassen darüber keinen Zweifel, daß dadurch unserem Heeresdienst und namentlich dem Reserveoffizierkorps eine nicht unerhebliche Anzahl tüchtiger Kräfte entgehen. Auch ist die Befürchtung nicht abzuweisen, daß der Ausschluß der Juden zu einer laxeren Prüfung der individuellen Eignung für den Heeresdienst bei den andern Bewerbern und somit zur Aufnahme minderwertiger Elemente in das Offizierkorps führt.

Im Interesse des Heeresdienstes selbst wird daher auch im Bereich der preußischen Heeresverwaltung mit der bisherigen, mit der Verfassung schwer vereinbaren Übung zu brechen sein. Die mir wiederholt entgegengehaltene Befürchtung einer Überflutung des Offizierkorps mit Juden teile ich nicht. Bei strenger Prüfung der individuellen Eignung werden sich ungeeignete Elemente unschwer fernhalten lassen. Was nach sorgsamer Scheidung der Spreu von dem Weizen übrigbleibt, kann dem Heeresdienste nur zum Vortheile gereichen.

Die politische Bedeutung einer solchen Wandlung bedarf der näheren Darlegung nicht. Wenn es die Aufgabe einer verständigen Regierung ist, die Ursachen berechtigter Unzufriedenheit zu beseitigen, so ist in dem vorliegenden Falle die Bahn fest vorgezeichnet. Hic Rhodus, hic salta!

Wirtschaft und Kapital.

Über die Bedürfnisse des Weltverkehrs ist lebhaft debattiert worden. Es handelte sich um die Frage, ob Deutschland einen dritten Auswandererhafen braucht. Neben Hamburg und Bremen sollte

der Hafen der Stadt Emden

zu einem Emporium des Deutschen Reiches gemacht werden. Preußen hat an der Nordsee keinen Hafen, der sich mit den Hanseplätzen messen könnte. Altona und Harburg werden durch Hamburg erdrückt; und die Weser bietet ohnehin keine allzu günstigen Bedingungen. So bleibt Ostfriesland mit der Ems und dem beträchtlichen Hinterland vom Rhein und von Westfalen. Dazu die unmittelbare Nachbarschaft Hollands und Belgiens, die zu einem Wettkampf mit Rotterdam und Antwerpen geradezu herausfordert. Man hat festgestellt, daß die von Emden auslaufenden Schiffe fast zur Hälfte ausländische Flaggen tragen und diese Tatsache als einen lauten Beweis der schweren Vernachlässigung des ostfriesischen Hafens bezeichnet. Nun hat die preußische Regierung fast 100 Millionen für den Ausbau des Emder Hafens ausgegeben und sich den Dortmund-Emskanal fünfzig Millionen kosten lassen. Dieses Geld soll Zinsen tragen, und so fordert die Stadt Emden, daß für die Zukunft ihres Hafens gesorgt werde. Läßt sich das erreichen?

4

Das Übergewicht der Hansestädte

ist nicht künstlich herbeigeführt worden. Es ist das Ergebnis einer historischen Entwicklung, so wie das Schicksal der Stadt Emden auf traditioneller Vorarbeit beruht. Ostfriesland hatte einst die Möglichkeit, ein Stapelplatz für den Handel mit England und Frankreich zu werden. Vor 300 Jahren trug eine Flotte von mehr als 600 Schiffen die Emdener Flagge über den Ozean. Friedrich der Große hatte die wirtschaftlichen Chancen des ostfriesischen Hafens richtig gesehen und ihm sein Interesse zugewendet. Da kam das Jahr 1806 mit dem Ende des alten Reiches. Napoleon sperrte den Emdener Hafen und zerstörte ihm den Lebensfaden. Unter hannoverschem Regiment fehlte der Stadt der Plan einer großen Politik. Erst nachdem Ostfriesland wieder preußisch geworden war, durfte Emden an eine neue Zukunft denken. Aber stets droht ihm das Weltmonopol der beiden Nachbarn im Osten.

Hamburg und Bremen

haben die deutsche Handelsflagge auf dem Weltmeer zu hohen Ehren gebracht. Die Hamburg-Amerikanlinie und der Norddeutsche Lloyd sind die Vorkämpfer für den Ruhm der deutschen Reederei gewesen; und daß der Kampf nicht leicht war, ist durch die Kraft der Gegner belegt worden. Welches Übermaß von strategischem und diplomatischem Geschick hat allein dazu gehört, die großen Schiffahrtspools zustande zu bringen. Immer von neuem haben sich Feinde gezeigt — bald Engländer, bald Amerikaner oder Franzosen — die keine neuen Verträge schließen wollten. Aber die Vertreter der Hamburg-Amerikanlinie und des Lloyd drangen mit ihren besseren Gründen stets durch und halfen der richtigen Erkenntnis zum Sieg. Besonders groß sind in dieser Beziehung

die Verdienste Albert Ballins,

dessen Autorität sich im Inland und Ausland durchzusetzen vermochte. Und nun denke man, daß die Tradition der beiden Weltreedereien dem Projekt einer Finanzgruppe hintangesetzt werden sollte, die sich in den Dienst der Idee einer Erhebung Emdens zum Welthandelsplatz gestellt hat. Es handelt sich um die bekannte Gruppe der Unternehmungen der Fürsten Fürstenberg und Hohenlohe, die sich ja auf allen möglichen geschäftlichen Gebieten versucht hat, ohne große Erfolge aufweisen zu können. Dieser über beträchtliche Mittel verfügende Konzern hat schon seit Jahren den Ehrgeiz, in der deutschen Schiffahrt eine Rolle zu spielen. Die Familie Hohenlohe ist an der Deutschen Levantelinie mit einem bedeutenden Aktienbesitz beteiligt. Außerdem wurde vor Jahresfrist die „Deutsche Reederei-Gesellschaft m. b. H.“ gegründet, die die Schiffahrtsinteressen der Fürsten in sich vereinigen soll. Für dieses Unternehmen hatte die Fürstengruppe nun die

Erteilung einer Auswandererkonzession

über Emden nachgesucht. Die Genehmigung mußte vom Bundesrat gegeben werden, da es sich um eine Angelegenheit des Reichs handelt. Die „Deutsche Reederei-Gesellschaft m. b. H.“ sollte ein Betriebskapital von 50 Millionen erhalten und den Dienst zunächst mit sieben neu zu bauenden Dampfern von 15,000 bis 20,000 Registertonnen beginnen. Das Gesuch ist abgelehnt worden, weil kein Bedürfnis für eine dritte Auswandererlinie vorliege. Der Bundesrat hat sich, mit Recht, auf den Standpunkt gestellt, daß die H. A. L. und der Lloyd mit ihren Kräften vollkommen ausreichen, um dem Emdener Hafen den Anschluß an den Auswanderer- und Frachtverkehr zu sichern. Auch die preussische Regierung hat das Erfordernis einer dritten Großreederei nicht als vorhanden betrachtet. Man hatte ursprünglich versucht, das Reich gegen Preußen auszuspielen. Um derartigen Kombinationen die Spitze abzubringen, veröffentlichte die Norddeutsche Allgemeine Zeitung an der Spitze ihres Textes eine Darlegung der Gründe für den ablehnenden Bescheid des Bundesrats.

Emden soll ein Welthandelshafen

werden; aber es sei irrig, zu glauben, daß es nur eines neuen kapitalkräftigen Schiffahrtunternehmens bedürfe, um dieses Ziel zu erreichen. Eine neue Schiffahrtsgesellschaft würde nur aufkommen können, wenn Emden die Voraussetzungen zur Alimentierung einer Großreederei unbedingt böte. Das sei nicht der Fall, weil zurzeit in Emden die kapitalkräftigen Unternehmen und namentlich die an dem Weltverkehr bereits beteiligten Kaufleute fehlen, die in der Lage sein würden, einem neuen Unternehmen über alle Gefahren der Entwicklung hinwegzuhelfen. Denn es liegt

auf der Hand, daß ein neues Schiffahrtunternehmen, das insbesondere auch die Beförderung von Auswanderern betreiben will, nur in schwerem Kampfe mit den bereits bestehenden Unternehmen, und zwar sowohl des Inlandes wie des Auslandes, würde aufkommen können. Daß durch einen solchen Kampf die beiden großen deutschen Schiffahrtsgesellschaften in erster Linie in Mitleidenschaft gezogen werden würden, ist klar. Diese Gesellschaften stehen aber bereits an zahlreichen Stellen des Weltverkehrs im heißen Konkurrenzkampfe mit ausländischen Unternehmen; ihre Lage durch Schaffung eines neuen Konkurrenzkampfes im eigenen Lande zu erschweren, dürfte mehr als unerwünscht sein. Dabei darf nicht übersehen werden, daß der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika-Linie durchaus nicht lediglich Unternehmen der Hansestädte Bremen und Hamburg sind, sondern an diesen Weltunternehmen

deutsches Kapital aus dem ganzen Reichsgebiet beteiligt ist, und daß durch die Erhaltung und Erstarkung dieser Linien auch sonst die Interessen des Reiches in lebhafter Weise berührt werden.

Das Interesse des Reiches und der Hunderte von Millionen Kapital, die in den beiden Großreedereien arbeiten, wird über die Wünsche einzelner Unternehmer gestellt; und es bedarf keiner besonderen Begründung der Richtigkeit dieser Politik. Da die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsche Lloyd sich zur Einrichtung eines regelmäßigen Dienstes zwischen Emden und New York und weiter nach Ostasien, Australien und Südamerika verpflichtet haben, so darf man ruhig abwarten, ob der neue Nordseehafen die Anziehungskraft auf Auswanderer und Güter haben wird, die man ihm zuspricht.

Wie schwer der deutschen Schiffahrt die Wahrung ihrer Flagge gemacht wird, lehrt

die Anwendung des amerikanischen Antitrustgesetzes gegen den transatlantischen Dampferpool, besonders gegen die deutschen Gesellschaften. Die Yankees würden am liebsten die deutsche Handelsflagge aus ihren Häfen verschwinden sehen. Aber ihre Wirtschaftspolitik lebt so sehr von Impulsen, daß die Entscheidungen und Beschlüsse sich wenig gleichen. Weiß doch kein Mensch, welche Wege der ökonomische Geist des Dollarmannes nach der Präsidentenwahl einschlagen wird. Die Konvente von Chicago und Baltimore haben den seligen Phineas Barnum beschämt. Riesenjahrmärkte mit Lärm und Knalleffekten; aber die Hauptsache blieb unerledigt und das Wirtschaftsleben in der alten Ungewißheit.

Bleiben die Trusts und die hohen Zollmauern, oder wird man die Schutzzölle stürzen und gegen die Kapital titanen den verheerenden Sturm der freien Konkurrenz entfesseln? Die Änderung des Zolltarifs war das beste Mittel zur Schwächung der Monopole. Aber die amerikanische Handelspolitik zeichnet sich durch sonderbare Sprünge aus und hat schon oft die Hoffnung aller verständigen Unternehmer zuschanden gemacht.

Kanada bläst die Kriegsdrommete, weil die Union die notwendigen Konsequenzen aus dem Fiasko des Gegenseitigkeitsvertrages zog. Der Dominion waren von den Dollarmännern bereitwillig Vorzugszölle a konto des künftigen Vertrages gewährt worden. Da dieser aber nicht zustande kam, so mußten die im voraus gegebenen Vergünstigungen natürlich auch verschwinden. Die amerikanische Logik zog eine andere Folgerung und ließ die niedrigen Zölle zugunsten Kanadas bestehen, wohl in der Erwartung, daß solche Hochherzigkeit schließlich ihren Lohn finden werde. Der Einspruch europäischer Großmächte, die sich in den Bedingungen ihres Handelsverkehrs mit den Vereinigten Staaten geschädigt sahen, hatte zunächst nur das Ergebnis, daß man sie auf den Weg des Prozeßverfahrens wies. Schließlich bequeme sich aber die amerikanische Regierung, wenigstens einen der Vorzugszölle (für Druckpapier und Zellulose) wieder aufzuheben. Das Deutsche Reich hatte allen Grund, seine wirtschaftlichen Beziehungen zu den Yankees gründlich zu revidieren.

Der Dollar ist stets auf dem Quivive!

Er ist von einer unverwundlichen Eroberungslust besetzt. Neuerdings sucht er sich mit Spanien zu befreunden, in der richtigen Erwägung, daß die Erinnerung an den Krieg um Kuba und die Philippinen nicht mehr so frisch ist, um der Anknüpfung neuer Freundschaftsbande zu schaden. Katalonien, die Wiege der spanischen Industrie, ist von den Yankees zum Feld ihrer Eroberungszüge ausersehen. Ameri-

kanische Unternehmer sind im Begriff, große elektrische Kraftzentralen, unter Verwertung der vorhandenen Wasserkräfte, anzulegen. Die Kohle soll durch das Wasser ersetzt werden; und der elektrische Strom soll der Industrie und der Landwirtschaft dienen und den Transport der Güter durch bequeme Verkehrsmittel erleichtern. Da die Amerikaner nicht kleinlich rechnen, wenn es sich um die Verwirklichung großer geschäftlicher Unternehmungen handelt, so werden die Hidalgo's um die Erfüllung der Versprechungen nicht besorgt zu sein brauchen. Man darf nicht auf die Konjunktur warten, sondern muß ihr nachgehen. Nicht jedem glückt es so wie den Amerikanern. Die deutsche Industrie darf sich einstweilen mit sicherem Besitz trösten.

Verschiedene Montanautoritäten

haben die Dauerhaftigkeit der günstigen Geschäftslage unterstrichen. So Hugo Stinnes in der Generalversammlung der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft. Er bemerkte, daß die Eisenindustrie zu lohnenden Preisen sehr gut beschäftigt sei. Man dürfe annehmen, daß die befriedigenden Verhältnisse noch weiter bestehen bleiben werden. Auch vom Kohlenmarkt wußte Stinnes Gutes zu berichten. Er resümierte sich dahin, daß die industrielle Konjunktur noch recht gut sei. Ähnliches hörte man in der Hauptversammlung des Stahlwerkverbandes. Auch da wurde auf das sehr lebhaftes Geschäft in Halbzeug, das für das gesamte Eisengewerbe kennzeichnend ist, hingewiesen. Die deutschen Hüttenwerke sind mit Abschlüssen bis zum Ende dieses Jahres versehen. Wie sehr der Eisenverbrauch in den letzten 50 Jahren gestiegen ist, zeigt ein Vergleich der verschiedenen Ziffern. 1860 betrug die Roheisenproduktion in Deutschland und Luxemburg 545.000 Tonnen; 1912 wird sie sich auf 16.500.000 Tonnen stellen. Das ist eine gewaltige Spannung, die den Grenzen der gewerblichen Leistung in Deutschland entspricht. Ob die Linie der Entwicklung durch eine

Geldteuerung im Herbst

gestört werden wird — wer will's sagen? Jedenfalls hat der deutsche Wirtschaftskörper schon den Nachweis seiner Widerstandsfähigkeit gegen teureres Wirtschaftsgeld erbracht; und es ist nicht zu befürchten, daß ihm die Kräfte zum Bestehen neuer Proben fehlen. Notwendig ist allerdings, daß die Banken nicht blind Kredit zerstören, den sie selbst gefördert haben. Das wäre schlimmer, als alle Übertreibungen nach der anderen Seite gewesen sind.

Die wirtschaftlichen Machtmittel Englands und Deutschlands nach dem Urteil Bonar Laws.

In einer Versammlung des konservativen Primelbundes in der Albert Hall in London hat Bonar Law, der Führer der Konservativen im Unterhause, eine Rede gehalten, in der er darauf hinwies, daß „die Bevölkerung, die Macht und der Reichtum Deutschlands weit schneller wachsen als die Großbritanniens“, und daß darum, „wenn wir uns auf die Hilfsmittel unseres Landes allein verlassen sollten, es uns bald, in einem einzigen Menschenalter, unmöglich werden würde, eine Seemacht zu unterhalten, die ausreichend wäre, uns in der Not zu schützen“.

Hat Bonar Law recht mit seiner Feststellung hinsichtlich des Verhältnisses im Wachstum der Machtmittel der beiden Staaten? Professor Julius Wolf in Breslau stellt diese Frage im „Tag“ vom 27. Juni und wirft in deren Beantwortung einige interessante Streiflichter auf die wirtschaftliche Entwicklung beider Staaten. Bonar Law operiert nach seiner Ansicht mit Daten, die zum Teile sich sehr schwer, ja des genaueren überhaupt nicht ermitteln lassen. Das gilt für den Reichtum der Völker. Die Berechnungen darüber sind überaus schwankend in ihren Ergebnissen. Er verweist darauf, daß für England der rühmlich bekannte Statistiker Giffen 1903 das Volksvermögen mit 15 Milliarden Pfund Sterling gleich 300 Milliarden Mark berechnete, 1905 dagegen Chiozza Money mit 11.4 Milliarden Pfund Sterling gleich nur 228 Milliarden Mark. Ähnlich differieren oder differierten wenigstens bis vor kurzem die Vermögensschätzungen für Deutschland. Schmoller schätzte 1902 das deutsche Volksvermögen auf 200 Milliarden Mark, Steinmann-Bucher 1909 dasselbe auf 330 bis 360 Milliarden Mark.

ich habe es in meinem Buche über „Die Reichsfinanzreform“, 1909, bemerkt Professor Wolf, mit 280 bis 290 Milliarden Mark angeschlagen.

Ich halte an dieser Ziffer für 1909 auch heute fest. Gegenwärtig würde danach das deutsche Volksvermögen mit etwas über 300 Milliarden Mark zu beziffern sein. Man greift kaum zu sehr fehl, wenn man das britische Volksvermögen ziemlich ebenso hoch, eher heute noch um etwas höher als das deutsche anschlügt. Jedenfalls hat Deutschland nunmehr, das kann mit Sicherheit ausgesprochen werden, in Hinsicht seines Vermögensstandes England ziemlich eingeholt, nachdem letzteres vor 50 Jahren — um weiter zurückliegende Zeiträume nicht aufzusuchen — noch einen ungeheuren Vorsprung gehabt hatte.

Mit dem von Bonar Law behaupteten rascheren Vermögenszuwachs Deutschlands dürfte es also stimmen.

Leichter und sicherer zu ermitteln sind die Daten für die andere Machtquelle Deutschlands, für den Bevölkerungszuwachs. An Voraussagen ist auch hier kein Mangel, ja sie sind sogar in größerer Reichlichkeit gegeben als für die Vermögensentwicklung. Schmoller sagt uns gelegentlich für 1965 104, für 2135 208 Millionen Menschen voraus. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß es einigermaßen verwegen ist, eine Voraussage in dieser Hinsicht auf so lange Zeit hinaus zu machen. Indes steht er mit solchen Versuchen nicht ganz allein. Hübbe-Schleiden hat prophezeit, die Deutschen würden 1890 150 Millionen, der Franzose Paul Leroy-Beaulieu gar, sie würden in 100 Jahren (das wollte damals sagen etwa im Jahre 2000) 200 Millionen zählen. Es leidet für mich — so führt Professor Wolf weiter aus. — keinen Zweifel, daß der Geburtenüberschuß und Bevölkerungszuwachs Deutschlands, der gegenwärtig jährlich 850,000 Menschen beträgt, in absehbarer Zeit auf 600,000 und 400,000 und noch weniger zusammenschrumpfen wird. Trotzdem hat Bonar Law auch in diesem Stücke recht, d. h. wenn er von einer rascheren Bevölkerungsvermehrung in Deutschland als in England spricht. Die Geburtenfrequenz Großbritanniens, die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich die deutsche war, kann sich heute mit letzterer entfernt nicht mehr messen. Es betrug die Geburtenfrequenz auf Tausend der Bevölkerung:

	in England	in Deutschland	Englands Minus
1851—55	33.9	34.6	0.6
1881—85	33.5	37.0	3.5
1908	26.5	32.0	5.5

England, an sich vermöge seines kleineren Areals mit geringerer Bevölkerung bedacht, hat also heute auch eine sehr viel geringere Vermehrungskraft als Deutschland: 26.5 Geburten auf Tausend der Bevölkerung gegen unsere immerhin noch 32.0 in 1908.

Danach hat Bonar Law die Situation in der Tat nicht falsch gezeichnet. Er zieht daraus den Schluß: „Sollte die unionistische Partei wieder ans Ruder kommen, so wird sie sich bemühen, ein Uebereinkommen zustande zu bringen, welches unser Land durch die unerschöpflichen, jetzt über den ganzen Erdball verstreuten Hilfsquellen der großen Schwesternationen verstärkt.“ Hier bewegt er sich aber in Illusionen. Er hat wohl die „Tochternationen“ — Schwesternationen erweckt in der deutschen Sprache Vorstellungen — im Auge. Von diesen Tochternationen kann England die Rettung sicher nicht kommen. Es wird vielmehr guttun, sich mit Deutschland zu „vertragen“. Das ist der Schluß, zu dem die Prämissen des englischen Politikers führen, wenn er sich nicht aus der Welt der Fakten nach Utopia begeben will.

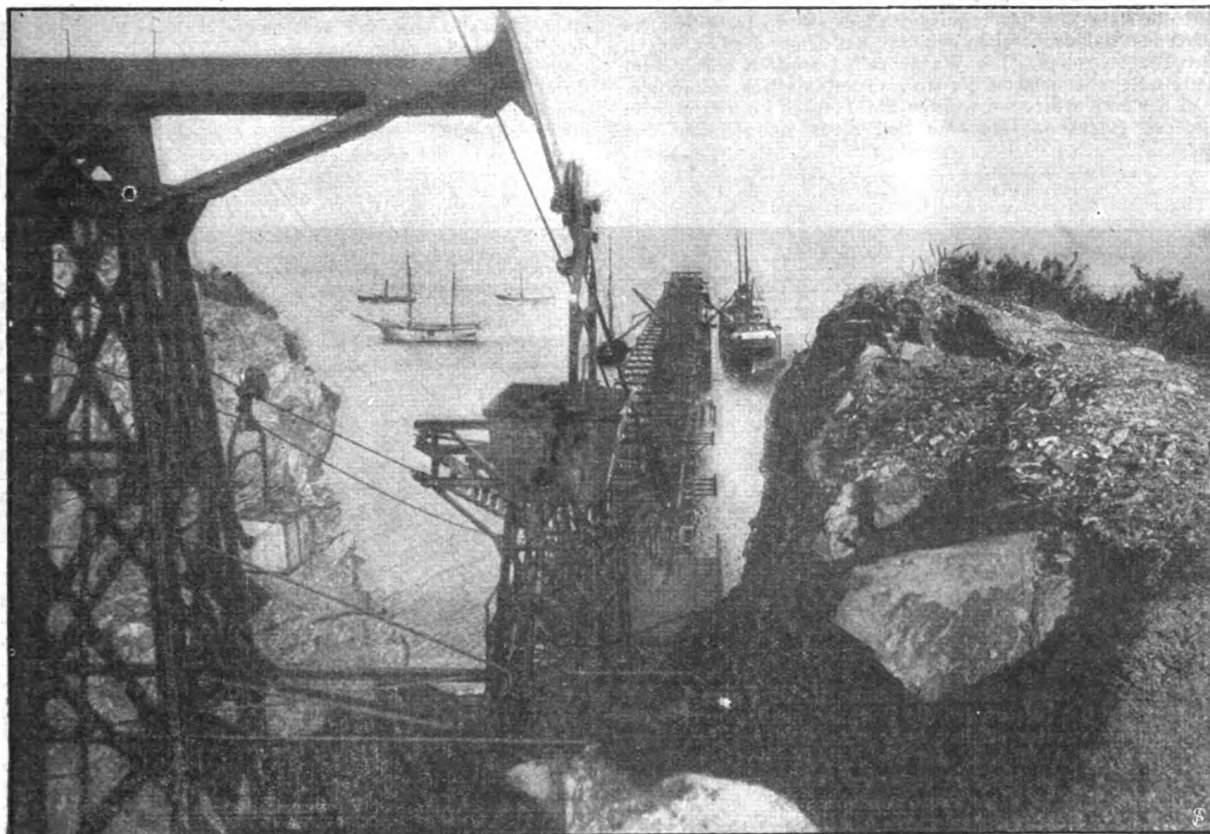
250 Millionen Mark Überschuß.

Der endgültige Abschluß der Reichshauptkasse für das Jahr 1911 liegt nunmehr vor und bringt eine neue Überraschung; denn der Gesamtüberschuß hat die Höhe von einer Viertelmilliarde Mark erreicht und damit einen Rekord aufgestellt, wie ihn das Reich seit 1871 nicht erlebte. Es war ein eigenartiges Ding mit diesem Überschuß; vor den Wahlen hat man ihn kaum angedeutet, und wenn es hoch ging, auf 100 Millionen Mark geschätzt. Nach den Wahlen

versuchte man, ihn totzuschweigen oder abzuleugnen; selbst eine offiziöse Kundgebung hat sich bemüht, diesen Überschuß als eine Phantasie oder falsche Rechnung hinzustellen, und doch war er schon damals auf 180 Millionen Mark angewachsen. Der neue Schatzsekretär hat aber mit der Taktik des Schweigens gebrochen und die Summe von 230 Millionen Mark genannt, sie auch in die Bedarfsberechnung eingestellt. Hier hat er den ersten Beweis geliefert, wie vorsichtig seine Rechnung ist; denn 20 Millionen Mark, d. h. nahezu 10 Prozent mehr, beträgt der tatsächliche Überschuß, der in seiner Gesamthöhe namentlich auch für die Auslandspolitik seine guten Folgen haben muß und das stete Gerede von unseren finanziellen Schwierigkeiten verstummen machen wird; denn wir haben nunmehr Soldaten, Schiffe und Geld — die Voraussetzung unserer Weltmachtstellung.

Der gesamte Überschuß von 250 Millionen Mark bleibt gemäß dem verabschiedeten Etat in der Reichskasse, und zwar für ein volles Jahr; er wird mit einem etwaigen Überschuß von 1912 zusammen in einen Topf gelegt. Der Reichstag hat 1913 dann zu bestimmen, wofür diese Gelder zu verwenden sind, sei es zur Abbürdung der aus dem laufenden Etat genommenen Vorschüsse der Heeresverwaltung (100 Millionen Mark) oder für die einmaligen Ausgaben der Wehrvorlagen (noch 196 Millionen Mark) oder für erhöhte Schuldentilgung oder für den Bau des noch nicht festgelegten Linienschiffes und von zwei ausstehenden kleinen Kreuzern. Der Verwendungszweck kann sich je nach der Finanzlage des Reiches gestalten; sehr richtig ist, daß die gesamte Summe für ein volles Jahr in der Reichskasse bleibt. Das Reich braucht deshalb nicht auf den Geldmarkt gehen; es hat weder eine Anleihe nötig, noch die Ausgabe von Schatzanweisungen; es kann aber auch die Konjunktur ausnutzen; kurzum, dieser Fonds garantiert dem Schatzamte eine große Bewegungsfreiheit und stärkt seine Gesamtposition ungemein; er hat aber auch eine weltpolitisch-militärische Bedeutung, da er eine Verstärkung des Kriegsschatzes im Juliusturm darstellt. 370 Millionen Mark stehen dem Reiche für die ersten Tage der Mobilmachung zur Verfügung. Hat schon die starken Willen bekundende Annahme der Wehrvorlagen eine große Entspannung der internationalen Lage herbeigeführt, so wirkt dieser hohe Überschuß in ganz derselben Richtung weiter. Dies sind Realitäten, die für unsere Stellung in der Welt eine ganz andere Bedeutung haben als — Austauschleitartikel, wie sie leider wieder einige deutsche Zeitschriften einführen.

Ganz verkehrt wäre die Auffassung, daß dieser große Überschuß lediglich auf die Eigentümlichkeiten des Jahres 1911 zurückzuführen sei; hierauf rechnet man 30, höchstens 50 Millionen Mark, mehr auf keinen Fall. Natürlich kann 1912 nicht einen ebenso hohen Überschuß über den Etat bringen, da dieser 134 Millionen Mark mehr an Zöllen und Steuern einsetzte, aber doch noch um 60 Millionen Mark hinter den tatsächlichen Mehreinnahmen von 1911 zurückbleibt; es ist also der Eigenart des Vorjahres reichlich Rechnung getragen worden. Nur gänzliche Unkenntnis der gesamten Finanzwirtschaft des Reiches kann den Satz aufstellen, daß der Überschuß des Jahres 1911 eine vorübergehende Erscheinung sei und nur auf die Witterungsverhältnisse zurückgeführt werden könne. Tatsache aber ist, daß ohne die Reichsfinanzreform von 1909 eine solche günstige Entwicklung der Einnahme einfach unmöglich gewesen wäre, daß diese die erste Voraussetzung für den heutigen Stand der Reichsfinanzen bildet, daß sie somit die gestellte Aufgabe in jeder Richtung erfüllt hat. Eine solche unumstößliche Tatsache müssen heute auch die Gegner der Reform anerkennen. Wenn sich nunmehr der gesamte bürgerliche Reichstag — die Sozialdemokratie kommt für einen die Zukunft dauernd garantierenden Ausbau der Reichsfinanzen praktisch nicht in Betracht, da sie abbauen will — anschiekt, im Zusammenhang mit der Besitzsteuer das Reich auch formell so zu stellen, daß alle Wünsche befriedigt werden, so wird die Mehrheit von 1909 dies als eine Krönung ihrer Arbeit ansehen, und die Opposition von damals kann sich sagen, daß die Schlußarbeit auch auf ihren Stimmen ruht. M. Erzberger, M. d. R., im „Tag“.



Verladeanlage auf Elba der Drahtseilbahnfabrik Adolf Bleichert & Co., Leipzig.

Die Erzlager an der Ostküste der Insel Elba.

Die Insel Elba ist bekannt durch ausgedehnte reiche Eisenerzlager, deren Produktion zum Teil auf der Insel selbst, zum anderen Teil auf italienischem Festlande verarbeitet wird. Diese Erzlager bilden die Grundlage der heutigen, jetzt schon recht bedeutenden italienischen Eisenindustrie. Sie finden sich in der Hauptsache an der steilen Ostküste, wo sie in zahlreichen Gruben gewonnen werden. Unter diesen Lagern ist besonders hervorzuheben der Erzberg Giove bei Portello und das auf 11 Millionen Tonnen geschätzte Erzlager Rio Albano. Hier befinden sich die meisten Gewinnungsstellen in Form von Tagebauen, in denen etwa 2000 Mann mit dem Losbrechen des Eisenerzes beschäftigt sind, die in Giove Portello täglich 1200 bis 1400, in Rio Albano täglich etwa 800 Tonnen fördern. Sie rekrutieren sich aus den Dörfern Rio Marina und Rio Alto. Früher waren diese Siedlungen nur von Fischern und Bauern bewohnt, die neben der Fischerei sich hauptsächlich der Feigenzucht hingaben. Seit dem mächtigen Aufschwung der italienischen Eisenindustrie sind aber die Fischerboote vermodert und die Felder liegen brach, denn die Arbeit in den Erzgruben ist besser bezahlt.

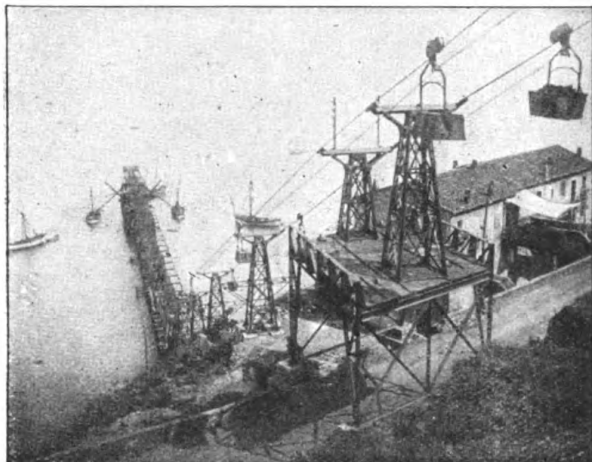
Schwierigkeit machte bisher nur der Transport des Erzes, der innerhalb der Gruben mit Pferden auf Feldbahnen oder mit Lokomotiven erfolgte. Aber der Weitertransport stieß auf gewaltige Hindernisse, die nicht allein durch die steile hohe Küste geboten wurden, sondern auch dadurch, daß das Erz an Leichter weitergegeben werden mußte, um an die Erzdampfer und Segelschiffe abgegeben zu werden. Diese konnten nicht an die Küste herankommen, sondern mußten im freien Wasser ankern. Nun ist an der ungeschützten Küste die See aber nur etwa 150 Tage im Jahr so ruhig, daß sie die Erzverladung im tiefen Wasser gestattet. Daraus folgt die Notwendigkeit der Verladung möglichst großer Erzmengen in kürzester Frist, und es ist erklärlich, daß die Verladung mit Hilfe von Leichtern zu großen Störungen führen mußte.

Man sah sich daher veranlaßt, der Frage der mechanischen Schiffsbeladung näherzutreten, wobei als erste Bedingung die Forderung aufzustellen war, daß die Leistungsfähigkeit einer solchen Anlage mindestens 200 Tonnen in der Stunde betragen müsse, um die Anlage bei den wenigen guten Tagen mit günstigem Wetter voll ausnutzen zu können. Eine solche Verladeanlage mußte aber auf 100 bis 200 Meter in das Meer hineingehen, damit auch größere Schiffe an der seichten Küste anlegen können. Nun würde eine Mole aus festem Mauerwerk, auf der etwa Grubenwagen hätten verkehren können, an der exponierten Küste als Wellenbrecher gewirkt haben. Sie wäre demnach besonders stark und kräftig auszuführen gewesen und hätte sehr hohe Kosten verursacht. Außerdem aber wäre es wahrscheinlich gewesen, daß ein solches Bauwerk einen Sandfänger gebildet haben würde, und daß die an der Küste vorhandenen Untiefen durch die Molenmauer binnen weniger Jahre bis zur Molenspitze vorgeschoben worden sein würden, damit der Wert des Bauwerkes völlig vernichtet worden wäre.

Günstiger stellte sich unter diesen Umständen ein Pier mit einer Pfahlgründung, denn die eingerammten schmalen Pfähle bilden keinen Sandfänger und geben außerdem der Wucht der Wellen nur eine verhältnismäßig geringe Angriffsfläche. Außer einem solchen Pier mit einer Flachbahnanlage konnte nur eine Drahtseilschwebbahn in Frage kommen, mit der man noch den Vorteil hat, ohne jede Zwischenumladung hoch von der Küste herunter das Erz bis zur Verladestation im Meere zu transportieren. Man entschloß sich für eine solche Anlage nach dem Projekt der Drahtseilbahnfabrik von Adolf Bleichert & Co. Hierbei wurden sowohl in Rio Albano wie in Giove Portello gleichartige Schwebbahnen gebaut.

Die mit den Grubenwagen ankommenden Erze werden in der Grube in Füllrumpfe abgestürzt, aus denen die Drahtseilbahnwagen beladen werden. Dann werden die Wagen,

nachdem sie vorher eine Wiegevorrichtung passiert haben, auf die freie Strecke herausgestoßen. Diese freie Strecke wird aus Stahldrahtseilen gebildet, auf denen die Laufwerke der Wagen rollen. Die Wagen selbst werden durch Zugseile mitgenommen, an die sie sich automatisch ankuppeln. Auf der freien Strecke werden die Tragseile durch eiserne Stützen getragen. Das eine Seil dient zum Hinlauf der



Seilbahn auf Elba von A. Bleichert & Co., Leipzig.

vollen Wagen, das zweite Seil zum Rücklauf der leeren Wagen. An der Küste wird die Seilbahn auf festen Hängebahnschienen weiter geführt und gelangt so auf den Pier, vergleiche die Abbildung, die die Anlage für Giove Portello darstellt. Dieser Pier hat eine Breite von 3 Meter und ist am Ende zu einer Plattform von 9 Meter Breite erweitert. Die Schiffe legen nicht unmittelbar am Pier an, sondern bleiben im freien Wasser. Am Ende des Piers sind fahrbare Schuppen, in die die Drahtseilbahnwagen automatisch kippen, und aus denen das Erz unmittelbar in die Luken des Schiffes hineinrinnt. Die Länge der Rio-Albano-Bahn beträgt 300 Meter bei einem Gefälle von 50 Meter, die Länge der Giove-Portello-Bahn dagegen 740 Meter bei einem Gefälle von 120 Meter.

Die Förderleistung dieser beiden Bahnen ist mit 200 Tonnen in der Stunde eine recht beträchtliche. Beide Anlagen stellen nicht nur hinsichtlich der Höhe der Förderleistung, sondern auch hinsichtlich der Konstruktionen ganz hervorragende Ingenieurwerke dar, die eine außerordentlich vorteilhafte Lösung der Frage der Schiffsbeladung an seichten Küsten wiedergeben.

Neue Bauart eines Selbstgreifers.

Wenngleich Selbstgreifer schon seit langen Jahren bekannt sind und sich bereits überall dort Eingang verschafft haben, wo mit dem Umschlag großer Mengen schüttbarer Güter zu rechnen ist, so war man doch lange über die zweckmäßigste und wirksamste Bauform des Greifers im unklaren. Hauptsächlich ist dies auf den Mangel an Versuchsergebnissen zurückzuführen, die, nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten durchgeführt, ein klares Bild des Arbeitsvorganges des Greifers vermitteln konnten. In Nr. 16, Jahrgang 1912 der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure veröffentlicht nun Prof. Kammerer von der Technischen Hochschule Charlottenburg das Ergebnis von Vergleichsversuchen, die mit zwei Greifern verschiedener Bauart vorgenommen wurden.

Aus diesen Versuchen ergab sich, daß der Widerstand gegen das Schließen des Greifers zu Anfang der Schließbewegung kleiner ist, gegen Ende des Greifers jedoch beträchtlich ansteigt. Das Uebersetzungsgetriebe muß daher derart konstruiert sein, daß es gegen Ende der Schließbewegung die größte Uebersetzung hergibt. Die Versuche ergaben so weiterhin folgerichtig, daß der Greifer das beste Ergebnis liefert, bei dem die Schaufeldrehpunkte an den

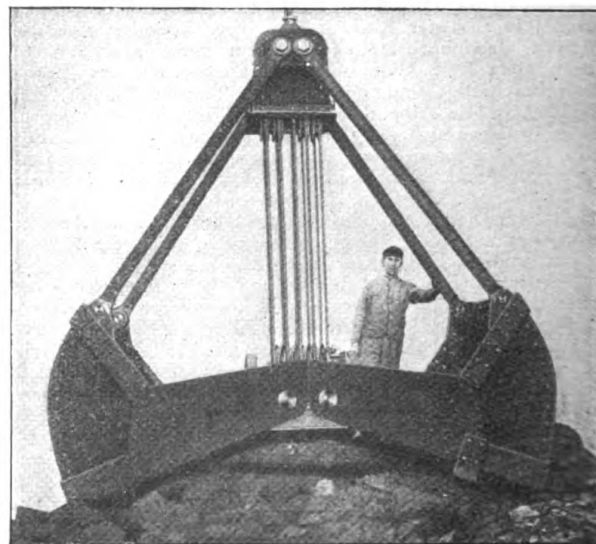
Innenseiten der Schaufeln liegen und der Rollenzug mittels starrer Zugstangen ohne zwischengeschaltete Kniehebel an den äußeren Schaufelseiten angreift.

Die Ergebnisse dieser auf wissenschaftlicher Grundlage durchgeführten Versuche decken sich mit Erfahrungen, die von der Deutschen Maschinenfabrik Akt.-Ges. in Duisburg mit Greifern der verschiedensten Bauart gemacht worden sind. Auf Grund dieser Erfahrungen wurde dann in letzter Zeit von dieser Firma eine Greiferform konstruiert, die auf den von Prof. Kammerer aufgestellten Grundlagen ruht.

Bei der Konstruktion des Greifers, der in der untenstehenden Abbildung in geöffnetem Zustande dargestellt ist, wurde auf die Wahl möglichst einfacher Elemente Rücksicht genommen. Um das Arbeiten in Schiffsluken und zwischen den Deckbalken der Schiffe zu erleichtern, ist er nach oben hin verjüngt ausgebildet. Der Greiferkopf ist aus Blechen und Winkeleisen zusammengenietet und trägt die die obere Flasche bildenden Seilrollen. Die Unterflasche ist in einer aus Eisenkonstruktion hergestellten Traverse angeordnet, welche mittels Zapfen in den Seitenblechen der Greiferschaukeln gelagert ist. Die Schaufeln selbst haben nach den im praktischen Betriebe gewonnenen Erfahrungen eine sehr flache Form erhalten und sind sehr kräftig aus Winkeleisen und Blechen zusammengesetzt. An den äußeren Enden der Schaufeln greifen die Druck- bzw. Zugstangen an, die mit ihrem oberen Ende im Greiferkopf gelagert sind. Im Gegensatz zu dieser Konstruktion besitzen die heute meist gebräuchlichen Greifer ein Gerüst aus Eisenkonstruktion, gewöhnlich aus einem Winkeleisen bestehend, das bei angestrengtem Greiferbetrieb durch Anstoßen gegen die Querbalken und Schiffsluken leicht verbogen und beschädigt wird, während die starken Druckstangen Verbiegungen einen größeren Widerstand entgegensetzen. Die Eckstangen sind an ihrem oberen Ende mit ineinandergreifenden Zähnen versehen, die den Greiferkopf mit der Oberflasche stets in gerader Lage erhalten.

In ähnlicher Weise wird auch eine Schiefstellung der Greifertraverse verhindert, die an vier Stellen mit den Greiferschaukeln gelenkig verbunden ist. Jeder der vier Stützbolzen trägt ein aufgekettetes Zahnsegment, zwei auf derselben Seite liegende Segmente stehen miteinander im Eingriff und arbeiten bei der Bewegung der Schaufeln wie Zahnräder.

Die Greifer werden in der Regel als sogenannte Zweifelgreifer ausgeführt und erhalten zwei Hub- und zwei Entleerungsseile. Die ersteren sind zweckmäßig außen, die letzteren zwischen diesen angeordnet. Zur Verladung von Kohlen oder von Materialien ähnlicher Beschaffenheit bestimmte Greifer werden mit einem viersträngigen Flaschenzug ausgerüstet, während für leichtere Stoffe ein zwei- oder dreisträngiger Flaschenzug ausreichend ist. Dagegen bedient man sich für die Verladung von Erzen zur Erhöhung der Schließkraft eines fünf- oder sechssträngigen Greifers.



Selbstgreifer. Deutsche Maschinenfabrik A. G., Duisburg.

Ozon-Belüftungsanlagen.

Von Dipl.-Ing. Paul Dreyer.

Die erfrischende und reinigende Wirkung eines Gewitters beruht vorwiegend auf einer Sauerstoffanreicherung der atmosphärischen Luft. Diese starke Sauerstoffentwicklung hat ihren Ursprung in der Bildung von Ozon durch die atmosphärischen elektrischen Entladungen, die so gewaltige Mengen Ozon erzeugen, daß dieses trotz der unendlichen Verdünnung bei seiner Mischung mit der Luft noch in den Atmungsorganen wirksam wird.

Die gleiche erfrischende Wirkung auf künstlichem Wege zu erzeugen, war seit Jahrzehnten das Bestreben der Chemiker und Physiker. Ozon selbst wurde bereits im Jahre 1840 von Schönbein entdeckt und als eine Modifikation des Sauerstoffs festgestellt. Man verwendet deshalb das verdünnte Ozon mit Erfolg zur Erneuerung und Reinigung der Luft in Räumen, in denen durch Ausatmung der Menschen oder durch Ausdünstungen organischer Körper Mangel an Sauerstoff eintritt.

Ozon besteht zum Unterschied von zweiatomigem Sauerstoff aus drei Atomen Sauerstoff, wird infolge dieses Aufbaues aktionsfähiger und erhält die Eigenschaft, in Berührung mit oxydablen Körpern das dritte, lose verbundene Sauerstoffatom abzugeben. Diese Eigenschaft des Ozons ist speziell für Luftreinigung von besonderer Wichtigkeit, weil die Oxydation der Luftverunreinigung die Zerstörung der Luftteile herbeiführt, die für den Atmungsprozeß nachteilig sind.

Erzeugt wird Ozon durch chemische, elektrolytische Prozesse und in den für die Praxis wünschenswerten Mengen allein durch elektrische Entladung.

Die elektrischen Ozonerzeugungsapparate sind dadurch charakterisiert, daß zwischen zwei Polen einer hochgespannten

Stromquelle Entladungen hervorgerufen werden, die mit Ozonbildung verbunden sind.

Der AEG-Ozon-Apparat besteht aus einer Anzahl von Platten-Elektroden mit einem dazu geeigneten Dielektri-

kum. Zwischen diesen Platten wird hochgespannter Hochfrequenzstrom zu Glimmentladungen gebracht und mit Hilfe von Ventilatoren usw. in die Räume geleitet, in denen Luftreinigung erfolgen soll.

Unsere Abbildungen lassen den Aufbau eines AEG-Ozonapparates für große Leistung (ca. 40.000 cbm ozonisierte Luftmenge pro Stunde) erkennen.

Abb. 2 veranschaulicht die einzelnen Elemente der Plattenelektroden, zwischen denen die Glimmentladung vor sich geht. Die in Abb. 3 aus den Einzelementen zusammengestellten Elementreihen bilden das „Ozongitter“. Durch dieses in festen Rahmen eingebaute Gitter streicht die mit Ozon anzureichernde Luft, und zwar ist durch geeignete Abmessung der Elektrode für eine starke Ozonbildung und für eine innige Mischung der Luft mit Ozon gesorgt.

Je nach Größe der mit ozonisierter Luft zu versorgenden Räume kann das Ozongitter in einfachster Weise aus Einzelementen additiv zusammengebaut werden. Ebenso ist eine Erweiterung eines für den ersten Ausbau einer Belüftungsanlage vorgesehenen AEG-Ozongitters ohne weiteres möglich. Durch Herausnehmen oder Hinzufügen von Elektrodenpaaren ist eine weitere Variations-

möglichkeit gegeben, durch die der Wirkungsgrad der Anlage in keiner Weise beeinflusst wird.

Aus Abb. 3 ist neben dem Einbau des Ozongitters in einen Kanal oder Schacht noch der Spezial-Transformator ersichtlich. Dieser Transformator wandelt die Netzspannung auf die für die elektrostatisch-elektrokinetische Glimmentladung erforderliche Spannung um. Wenn nur Gleichstrom vorhanden ist, wird ein kleiner Konverter (Einanker-Umformer) erforderlich, der sekundär einphasigen Wechselstrom liefert. Durch die besondere Konstruktion des oben erwähnten Transformators wird der durch die Kapazität des Ozonapparates hervorgerufene Leistungsfaktor in geeigneter Weise ohne jedwede weiteren Hilfsmittel kompensiert, so

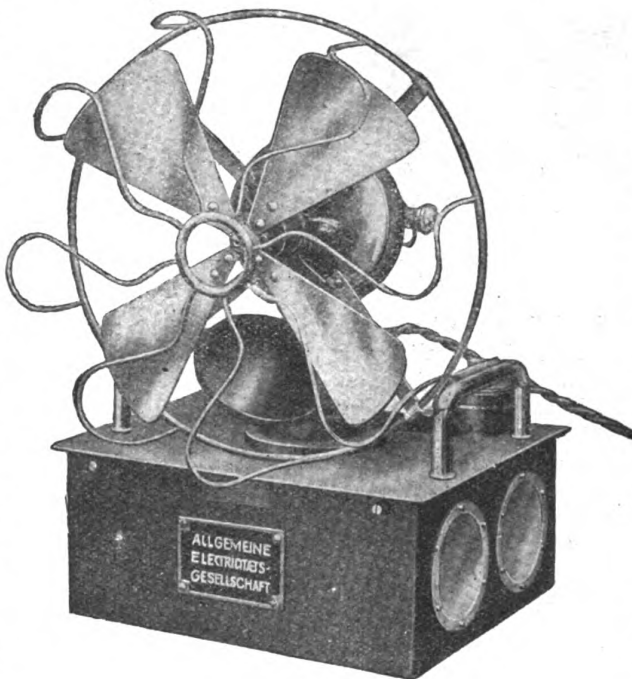


Abb. 1.

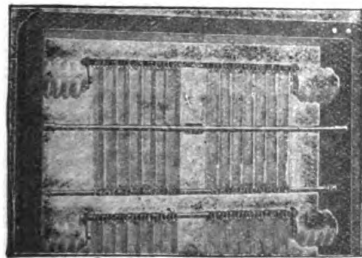


Abb. 2

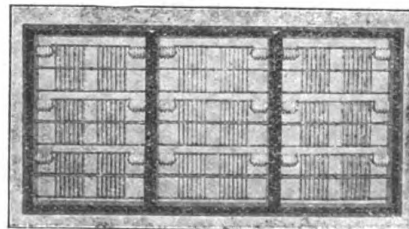


Abb. 3.

daß rückwirkend der Konverter klein bemessen werden kann. Der Konverter kann ebenso wie der Transformator und der in Abb. 4 dargestellte Regulator an beliebiger Stelle untergebracht werden, da die Dimensionen gering sind.

Das Gesamtgitter kann entweder in einem Sonderraum aufgestellt werden, von dem aus die ozonisierte Luft durch Kanäle bzw. Rohrleitungen den einzelnen Räumen zugeführt wird (Zentralanlage), oder es können Einzelgitter in bestimmten, mit Ozonluft zu versiehenden Räumen freistehend bzw. in einem Ventilationskanal angeordnet werden (dezentralisierte Anlage).

Im Falle einer zentralen Anlage erfolgt die Regulierung der Ozon-Konzentration (Anzahl der Milligramm Ozon pro cbm Luft) ebenfalls zentral und für alle Räume gleichmäßig. Im Fall dezentralisierter Einzel-Anlagen ist es möglich, in verschiedenen Räumen den Konzentrationsgrad der Ozonluft den Bedürfnissen entsprechend einzustellen. Wenn je nach den baulichen Verhältnissen der natürliche, durch Schacht oder Kanal erzeugte Luftzug genügt, um die zu ozonisierende Luft durch das Ozongitter streichen zu lassen, ist der in Abb. 3 vorgesehene Ventilator entbehrlich.

Abb. 1 zeigt noch einen transportablen Ozon-Ventilator, System A E G. Dieser Ozon-Ventilator

kann wie eine Glühlampe an ein Lichtnetz unter Zuhilfenahme eines Steckkontaktes angeschlossen und beliebig im Raum aufgestellt werden.

Die seitlich eintretende Luft wird ozonisiert und tritt durch einen Trichter oberhalb aus, wo sie durch ein Flügelrad verteilt wird. Der Apparat kann auch als mechanischer Ventilator allein benutzt werden,

indem die Ozonerzeugung durch Schalten eines kleinen Dosenschalters abgestellt wird.

Die Ventilations-technik macht bereits in großem Umfange von diesem modernen, praktischen und in hygienischer Hinsicht durchaus vorteilhaften Luftreinigungsverfahren Gebrauch. Hauptsächlich angewendet wird es zur Verbesserung der Luft in Büros,

Wohnhäusern, Fabrik-sälen, Warenhäusern, Kasernen, Wartesälen, Schulen, Theatern, Restaurants, Sanatorien, Krankenhäusern, ferner zur Beseitigung störender Gerüche in Küchen, Schlacht- und Kühlhäusern usw.

Die obigen Ausführungen haben sich darauf beschränkt, die luftreinigenden Wirkungen des Ozons darzulegen. Die Massenherstellung von Ozon auf elektrischem Wege hat außerdem die Verwertung von Ozon in der chemischen Industrie und für Trinkwassersterilisation in großem Umfange ermöglicht und eröffnet die Aussicht auf weitere umfassende Verwendung für andere Zwecke.

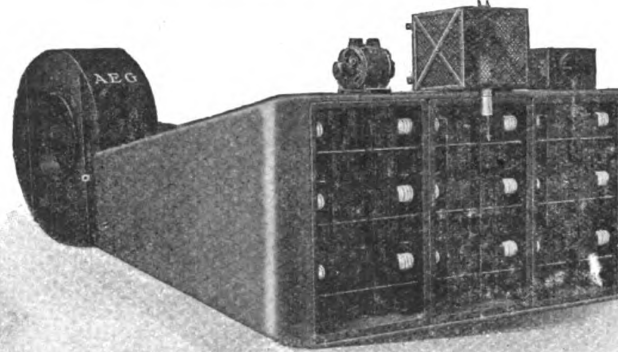


Abb. 4.

Aufgaben und Tätigkeit des Ingenieurs in unseren Kolonien.

Von Geh. Oberbaurat R. Schmick.*)

Unsere Kolonien entwickeln sich in immer steigendem Maße. Gleichzeitig wächst im deutschen Volke die Erkenntnis von ihrem Wert. Die Aufgaben des Ingenieurs sind sehr umfangreich, er hat Verkehrswege — Eisenbahnen und Straßen — zu bauen, Flußläufe zu geregelten Schiffahrtsstraßen umzuwandeln, Häfen anzulegen und an offenen Küsten Landungsstege zu errichten. Ferner soll er die dünnen Steppen bewässern, Sümpfe trocken legen und durch Bohren neue Grundwasserströme erschließen, die Schätze des Bodens durch Bergbau heben sowie für vorhandene und neue Betriebe zweckmäßige Kraftstellen und geeignete Maschinen bestimmen. Weiter muß er das Flugzeug und die drahtlose Telegraphie auf ihren Wert für die Kolonien prüfen und sachgemäß anwenden. Tsingtau nimmt unter den deutschen Kolonien als großer Verkehrshafen mit reichem Hinterland und den Kohlenfeldern in Schantung eine Sonderstellung ein. Unsere übrigen Kolonien befinden sich dagegen noch im Anfang der Entwicklung. In kurzer Zeit werden in unseren Kolonien etwa 4580 km Eisenbahnen im Betrieb sein. Die Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes ist in Ostafrika und Kamerun besonders dringlich. In Südwestafrika sollte man den Anschluß der Südbahn an das englische Bahnnetz in der Kapkolonie anstreben, um den Ver-

kehr zwischen London und Johannesburg über Lüderitzbucht zu leiten. Infolge der unzureichenden Straßen ist die Verwendung von Lastautomobilen vorläufig noch schwierig, während mit Personenwagen bessere Ergebnisse erzielt sind. Als Ergänzung der Eisenbahnen und Straßen müssen die Flüsse zu Verkehrswegen ausgebaut werden. Am Verkehr auf den Binnenseen Afrikas ist Deutschland nur sehr mäßig beteiligt. Auf dem Viktoriassee fahren mit Ausnahme einiger kleiner deutscher Schiffe nur englische Dampfer. Auf dem Njassasee und selbst auf dem Tanganjikasee ist nur je ein deutsches Schiff vorhanden. Es muß unbedingt erreicht werden, daß mit Fertigstellung der Bahn Tabora—Tanganjikasee die erforderlichen deutschen Schiffe ebenfalls vorhanden sind, damit der Verkehr nicht andern Völkern zufällt. Die Schifffahrt auf dem Kongo wird durch die letzten Erwerbungen Deutschlands vorläufig nicht allzu sehr beeinflußt werden. — Bewässerungen der zum Teil brachliegenden Steppen sind in allen unseren Kolonien ein dringendes Bedürfnis. Umfangreiche Pläne bestehen für Südwestafrika. Die beiden staatlichen Bohrkolonnen in Südwestafrika können den Aufgaben zum Erschließen von Wasserquellen nicht mehr gerecht werden.

Deutsche Bohrunternehmer sollten sich diese dankbare Aufgabe nicht entgehen lassen; die englische Kapkolonie zeigt, welche große Gewinne hierbei erzielt werden

*) Nach einem Vortrag in der Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure in Stuttgart.

können. Die Ausnutzung der Wasserkräfte in den Kolonien wird erst einer späteren Zukunft vorbehalten bleiben müssen. Der Bergbau ist insbesondere in Südwestafrika und in Ostafrika aussichtsreich. In Südwestafrika kommen hauptsächlich in Frage: Diamanten, Kupfer, Zinn und Eisen, in Ostafrika Gold, Kohlen, Salz, auf den Inseln der Südsee Phosphat. Leider sind Ostafrika, Kamerun und Neu-guinea infolge mangelnder Initiative deutscher Prospektoren noch wenig erforscht. Der deutsche Maschinenbau muß bestrebt sein, den fremden Wettbewerb auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Maschinen mehr als seither aus dem Felde zu schlagen. Die Maschinen für die Gewinnung von Baumwolle und von Hanf aus der Sisalpflanze werden bereits in Deutschland hergestellt. Das Flugwesen besitzt eine außerordentliche Bedeutung für militärische Zwecke, für Erkundungen schwer begehbarer Gebiete, zur Herstellung von Postverbindungen und vor allen Dingen für die Landesvermessung. Stationen für drahtlose Telegraphie befinden sich in Duala, in Swakopmund und Lüderitzbucht, an der Seeküste und in Muansa und Bukoba an dem Viktoriasee. Eine weitere Station ist in Darassalam geplant. Diese Anfänge stehen weit zurück gegen den englischen Plan einer drahtlosen Verbindung des gesamten britischen Weltreiches. Die Gesundheitsverhältnisse in den Niederlassungen, wo Weiße und Schwarze zusammenwohnen, sind sehr Verbesserungsbedürftig. Die Ausführung von Wasserleitungen und Entwässerungen erscheint hier als dringliches Erfordernis.

Die Arbeiten in den Kolonien sind von großen deutschen Baufirmen hergestellt und zum größten Teil von den technischen Beamten des Reichskolonialamts entworfen. Privatingenieure sind in den Kolonien fast gar nicht tätig. Um das technische Element mehr zur Geltung zu bringen, sollte jedem Gouverneur ein technischer Rat beigegeben werden. Bei den vielfach technisch-wirtschaftlichen Aufgaben, die den Bezirksamtsmännern obliegen, sollten diese Stellen zumeist mit Ingenieuren besetzt werden. Das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee hat bereits größere Mittel für das Erschließen unserer Kolonien zur Verfügung gestellt.

Handel und Verkehr.

Die Fortschritte der Industrie in der Türkei.

Von Gustav Herlt (Konstantinopel).

Trotz aller Hemmnisse macht die Industrie in der Türkei bemerkenswerte Fortschritte. Unter dem Absolutismus wurde die Behinderung von Handel und Industrie als ein Allah wohlgefälliges Werk betrachtet, und die Beamten gaben sich folglich die größte Mühe, jedem neuen Unternehmen die größten Schwierigkeiten zu bereiten. Die leitenden Kreise der neuen Türkei denken allerdings anders über Handel und Industrie, und sie suchen auch das Aufblühen der wirtschaftlichen Arbeit zu begünstigen, aber die untern Beamten wandeln doch in den Bahnen der guten alten Zeit, und sie können sich in ihrer Abneigung gegen den wirtschaftlichen Fortschritt auf die Vorschriften der Religion, auf in Kraft stehende Gesetze usw. berufen.

Ein großer Feind neuer Unternehmungen sind unbewußt auch viele hohe Beamte, die sonst nichts sehnlicher wünschen, als die Industrie und den Handel zu begünstigen, denen es aber an den nötigen Fachkenntnissen fehlt. Da sie es auch für ihre Pflicht halten, die Interessen der Allgemeinheit zu wahren, legen sie den Unternehmern Bedingungen auf, die diese nicht tragen können. Da ist z. B. in der letzten Zeit einem Unternehmer die Konzession erteilt worden, zwischen Smyrna und einer Stadt des Hinterlandes einen Automobildienst einzurichten gegen die Verpflichtung, die Straßen im Stande zu halten. Damit ist das Unternehmen schon zum Tode verurteilt. Die Konstantinopler Straßenbahngesellschaft, die jetzt auf ihren Linien den elektrischen Betrieb einführt, muß auf ihre Kosten die Straßen frisch pflastern lassen und auch erheblich zu den Kosten der Straßenerweiterung beitragen. Ihre Lasten sind ungeheuer. Und auf den von ihr hergerichteten Straßen fährt ihr Konkurrent, die Autobusgesellschaft, ganz lustig und bleibt jeden Tag mindestens einmal auf den

Schienen der Straßenbahngesellschaft liegen, so daß der ganze Verkehr gehemmt wird. Und sie trägt keinen Para zu den Herstellungsarbeiten bei, zieht aber den größten Nutzen daraus. Die Firmen Ganz & Co. in Ofenpest und Fouquiau in Paris mußten sich, um die Konzession für die elektrische Beleuchtung der Stadt Konstantinopel zu erhalten, zu so schweren Bedingungen verstehen, daß sie nicht auf ihre Rechnung kommen können und sich deshalb mit der Straßenbahngesellschaft zur gemeinsamen Erzeugung des Stromes vereinigt haben. Solcher Beispiele ließen sich noch viele anführen, wo die obersten Behörden neue Unternehmen durch allzu große Lasten von vornherein unmöglich machen.

Gelegenheit für die Anlage neuer industrieller Betriebe gibt es in Hülle und Fülle. Die Türkei ist kein armes Land und verfügt über viele Hilfs- und Rohstoffe. Das Beispiel der Glasfabrik in Paschabagtsche zeigt übrigens, daß ein Unternehmen auch bestehen kann, selbst wenn es die Rohstoffe aus dem Auslande einführen muß. Die genannte Fabrik muß nämlich alle ihre Materialien aus dem Auslande beziehen und gedeiht dennoch, trotz der großen Konkurrenz des ausländischen Glases. Der 11prozentige Einfuhrzoll ist ein guter Schutz für die türkische Industrie, der durch die beabsichtigte Erhöhung des Zolls auf 15 Prozent noch verstärkt werden wird. Ferner gehen Maschinen und sonstiges Material für industrielle Neuanlagen zollfrei ein. Ein eigenes Industrieförderungsgesetz ist in Vorbereitung, konnte aber von der Kammer nicht mehr verabschiedet werden. Ein großer Nachteil für die heimische Industrie sind die hohen Transportspesen. Die Frachtspeisen beispielsweise von der Glasfabrik in Paschabagtsche am oberen Bosphorus nach Stambul, dem Geschäftsviertel, sind fast ebenso hoch wie von Triest nach Stambul.

Die Türkei war früher ein Land, wo die Handarbeit fast nichts kostete und der Industrie billige Arbeitskräfte zur Verfügung standen. Allerdings leisteten diese auch nicht viel und liefen aus der Arbeit, wenn sie sich etwas Geld zusammengespart hatten. Seit einigen Jahren ist dagegen ein Mangel an Arbeitskräften zu verzeichnen, worunter insbesondere die Landwirtschaft zu leiden hat. Die Ursachen dieser Erscheinung sind in der starken Auswanderung, in der Ausdehnung der Wehrpflicht auf die Christen und in der stärkeren Nachfrage nach Händen in den Städten zu suchen. In Konstantinopel verlangt ein gewöhnlicher Tagelöhner 15—20 Piaster täglich, d. i. um die Hälfte mehr als noch vor zwei bis drei Jahren. Die höheren Löhne sind bedingt durch die zunehmende Teuerung. Der Mangel an Arbeitskräften drängt die Unternehmer von selbst zur Verwendung von Maschinen. Landwirtschaftliche Maschinen gewinnen von Jahr zu Jahr mehr an Boden, und in den gewerblichen Betrieben wird immer mehr der Petroleummotor verwendet. Geschulte Arbeiter sind selten. Neue Unternehmungen müssen daher ihre Werkmeister und Vorarbeiter aus dem Auslande mitbringen und diese natürlich teuer bezahlen. Die Türken sehen die Verwendung fremder Arbeitskräfte nicht gern und schreiben bei Aktiengesellschaften vielfach vor, daß, mit Ausnahme von Spezialisten, die Arbeiter und sonstigen Angestellte nur Ottomanen sein dürfen. Es ist ja ganz schön, den Landeskinder die neu geschaffenen Arbeitsgelegenheiten vorzubehalten, aber zu allen Arbeiten sind sie halt doch nicht fähig, wenn sie sich es auch einbilden. Prüfen wir nun die einzelnen Industriezweige auf ihre in den letzten Jahren gemachten Fortschritte.

Die Textilindustrie hat entschieden die größten Fortschritte zu verzeichnen. Die Verarbeitung von Gespinnstfasern ist eine uralte Hausindustrie im Morgenlande, die heute noch blüht, wenn sie auch von der europäischen Großindustrie stark bedrängt wird. Nur die altberühmte syrische Seidenweberei hat ihr nicht standhalten können, und bis auf einige wenige Stühle steht heute das Webeschiffchen bei Tausenden still.

Die Seidenindustrie hat dank der Fürsorge der Ottomanischen Staatsschuldenverwaltung, der die Abgaben auf die Seide verpfändet sind, einen erfreulichen Aufschwung genommen. Der Mittelpunkt der Rohseidenherzeugung ist Brussa. Auch das Gebiet von Ismid, Rumelien, Syrien liefert viel Seide. Die Einfuhr fremden Seidensamens hat vollständig aufgehört, die ottomanischen Seidenzüchter bedienen sich ausschließlich des einheimischen Samens. In

den beiden Bezirken von Brussa und Ismid allein wurden 1909–10 mehr als 7,7 Millionen Kilogramm Kokons gemerzt. Die eigene Kokonerzeugung genügt aber bei weitem nicht, die Seidenfilanden, die die Kokons abhaspeln, das ganze Jahr zu beschäftigen. Seit langem schon streben deshalb die Seidenspinner die zollfreie Einfuhr persischer und kaukasischer Kokons an, aber die Regierung hat diesem Verlangen noch nicht willfahrt. Die Rohseide wird im Lande nicht weiter verarbeitet, sie geht alle ins Ausland, zumeist nach Frankreich. Mit der Erzeugung von Seidenstoffen und -bändern befaßt sich eigentlich nur noch die kaiserliche Seidenmanufaktur in Heneke, seitdem die syrische Seidenweberei zugrunde gegangen ist.

Ein zweiter aussichtsreicher Zweig der Textilindustrie ist die Verarbeitung von Baumwolle. Diese gedeiht in einigen Gegenden der Türkei sehr gut, wie in der Ebene von Adana, im Hinterlande von Smyrna und von Saloniki, in Palästina, wo man jetzt Anbauversuche vornimmt, und in Mesopotamien. Obermesopotamische Baumwolle war schon im Altertume berühmt, aber ihre Kultur ist doch seitdem verfallen. Jedoch wird sie wieder aufleben, wenn nur erst die alten Bewässerungsanlagen wiederhergestellt, Eisenbahnen und Straßen gebaut und die weiten Ländereien besiedelt sein werden. In der Ebene von Adana hat sich die deutsch-levantinische Baumwollgesellschaft große Verdienste um die Hebung des Baumwollbaues erworben. Im vorigen Jahre betrug die Ernte schon 100,000 Ballen zu je 200 Kilogramm. Ein Teil davon geht nach Hamburg, der größere wird im Lande selbst verarbeitet. Baumwollspinnereien gibt es in Tarsus, Adana, Smyrna, Saloniki, Wodina, Mytilene (mit Weberei) und Konstantinopel seit vielen Jahren schon, sie erzeugen nur gröbere Garnnummern und hatten früher unter dem Wettbewerbe der ausländischen Spinner, insbesondere der italienischen, viel zu leiden. Aber sie konnten sich behaupten. Nun gehen die Spinner auch dazu über, ihr Garn selbst zu verweben. Hauptsächlich suchen sie Cabot zu erzeugen, von dem sehr viel verbraucht wird. Er kommt zumeist aus England. Die Spinnereien von Adana und Tarsus können täglich 400 Stück Cabot erzeugen, womit ein großer Teil des Bedarfes gedeckt wird. In Smyrna ist die „Oriental Carpet Manufacture Lmd.“ im Begriffe, eine Cabotweberei zu errichten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß mit der Zeit dem Cabot andere Stoffe folgen werden, wie z. B. Madapolam usw. Wenn die Fabrikanten in der ihnen bisher unbekannten Weberei erst mehr Erfahrungen gesammelt haben werden, dann werden auch bald mehr Webereien entstehen.

Die Türkei erzeugt nicht nur Baumwolle, sondern auch viel Schafwolle. Von altersher wird diese in der Hausindustrie zu grobem Tuche (Schajak) verarbeitet. Die meiste aber wurde ausgeführt. In Karamursal am Golf von Ismid gab es wohl eine kleine Tuchfabrik, aber ihre Erzeugung war unbedeutend, stockte wohl zeitweise auch ganz. Die Militärverwaltung suchte das benötigte Tuch selbst zu erzeugen und legte Tuchfabriken in Ismid und Bagdad und eine Fesfabrik am Goldenen Horn an, aber der Betrieb ließ viel zu wünschen übrig. Vor einigen Jahren nahm die Seidenmanufaktur in Hereke die Tuch- und später auch die Feserzeugung auf und hatte sich dazu Maschinen aus Österreich verschrieben. Das Tuch von Hereke ist beliebt und wird von der Fabrik auch schon zu Anzügen verarbeitet. Die Militärverwaltung läßt ihre Tuchfabriken neu einrichten, und da die Armee keine Fes mehr trägt, wird auch die Fesfabrik in eine Tuchfabrik umgewandelt. In Smyrna hat die „Oriental Carpet Manufacturer Lmd.“ Anfang März eine vollständige Tuchfabrik in Betrieb gesetzt. Sie hat 80,000 Pfund gekostet und besteht aus einer Spinnerei, Weberei, Färberei usw. Die Tucherzeugung hat wie die Baumwollweberei die besten Aussichten auf eine gedeihliche Zukunft.

In die altberühmte Teppichknüpferei hat durch das Eingreifen der schon genannten „Oriental Carpet Manufacturer Lmd.“ der kapitalistische Betrieb seinen Einzugs gehalten. Diese Gesellschaft, entstanden durch Verschmelzung mehrerer Teppichgeschäfte in Smyrna, kauft Wolle im großen ein, läßt sie in den eigenen Färbereien färben und gibt sie an die Knüpfer im Hinterlande, die nach den von der Gesellschaft gelieferten Mustern arbeiten. Durch Verwendung minderwertiger Wolle und wenig

dauerhafter Farben lief die kleinasiatische Teppichknüpferei Gefahr, ihren alten Ruf zu verlieren, jetzt aber scheint die Gefahr wieder beseitigt zu sein.

Die Konfektion macht gleichfalls Fortschritte. Früher kamen die Herrenkleider fix und fertig von Wien, jetzt lassen die Konfektionäre nur den Stoff kommen und verarbeiten ihn hier. Die Militärverwaltung besitzt auch große Schneiderwerkstätten mit Zuschneidemaschinen. Auch Wäsche wird hier schon viel erzeugt.

Zukunftsreiche Industriezweige sind auch die, die sich mit der Erzeugung und Weiterverarbeitung von Leder befassen. Die Türkei erzeugt sehr viel Häute und Felle, und die Gerberei ist ein altes Gewerbe, das aber noch immer sehr unsachgemäß betrieben wird. In den letzten Jahren sind einige gut eingerichtete Gerbereien entstanden, die sich mit der Erzeugung von Sohl- und Kuhlackleder befassen. Auch andere Lederarten werden erzeugt, aber in geringer Menge. Die Lederverarbeitung blüht in der Türkei seit den ältesten Zeiten, berühmt waren ehemals u. a. auch die türkischen Sattlerwaren. Gegenwärtig blüht die Schuhmacherei. In Konstantinopel widmen sich ihr hauptsächlich die Griechen. Mit Ausnahme der Nähmaschine benutzen die Schuhmacher keine anderen Maschinen. Anfang März ist aber in Saloniki die erste von einer Frankfurter Firma eingerichtete Schuhfabrik in Betrieb gesetzt worden. Sie kann täglich 350 Paar Militärstiefel erzeugen. Die Militärschuhfabriken in Saloniki und in Konstantinopel werden von derselben Firma gleichfalls neu eingerichtet.

Einen großen Aufschwung genommen hat in den letzten Jahren die keramische Industrie. Anfangs beschränkte sie sich auf die Erzeugung einfacher Mauersteine, so daß alle übrigen Baumaterialien aus dem Auslande bezogen werden mußten, hauptsächlich aus Marseille. Dann wurden einige mit neuen Maschinen und Öfen eingerichtete Ziegeleien in Betrieb genommen, die auch flache Dachziegel, wovon der Verbrauch sehr groß ist, erzeugen und die Türkei von Marseille fast unabhängig machen. Nun sucht sie auch den eigenen Zementbedarf selbst zu decken. Die Umgebung Konstantinopels ist reich an Zementerden, und eine große Zementfabrik ist schon im Betriebe. Andere werden bald folgen. Die schon erwähnte Glasfabrik am Bosphorus erzeugt billige Glaswaren, und am Goldenen Horn arbeitet sich eine zweite empor.

Die übrigen Industriezweige sind von untergeordneter Bedeutung. Nur die Bierbrauerei erfreut sich rascher Fortschritte. Am Bosphorus war von einer englisch-griechischen Gruppe eine Brauerei gegründet worden, die der Schweiz gehörenden Bomontbrauerei Konkurrenz bieten sollte. Im vergangenen Jahre haben sich beide Unternehmungen vereinigt und wollen jetzt in Smyrna eine Brauerei errichten. Größere Brauereien besitzen noch Saloniki, Smyrna und Beirut. 1910/11 betrug die Jahresproduktion an Bier 13½ Millionen Kilogramm, wovon auf Konstantinopel 10¼ Millionen Kilogramm entfielen. Der Biergenuß nimmt jährlich zu, weil die Morgenländer dem Bier Geschmack abgewinnen. Die Mühlenindustrie dagegen macht seit Jahren schon eine Krise durch, die verschieden gut eingerichtete Mühlen stilllegt. Die Ursache dieser Krise ist in den ungünstigen Zollverhältnissen zu suchen. Die türkischen Müller sind nämlich auch auf ausländische Getreide angewiesen, wenn sie ein gut backfähiges Mehl erzeugen wollen. Nun liegt aber auf Getreide der gleiche 11prozentige Wertzoll wie auf Mehl. Es ist daher meistens vorteilhafter, Mehl anstatt Getreide einzuführen. Sehr schlecht ist es um die chemische Industrie bestellt, die macht nicht die geringsten Fortschritte. Eine Kerzenfabrik, die lange Jahre geblüht hat, ist von einem französischen Unternehmer wieder in Betrieb gesetzt worden, die Zündhölzchen- und die Papierfabrik harren noch dieses günstigen Geschicks. Die staatliche Pulver- und Säurefabrik hat erst nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten den Betrieb aufnehmen können, und noch immer stehen ihre Erzeugnisse in keinem Verhältnis zu den gebrachten Opfern. Mit den staatlichen Waffenfabriken — Kanonengießerei, Gewehr-, Patronen- und Torpedofabrik — ist es nicht viel besser bestellt, für die Versorgung der türkischen Armee mit Kriegsmaterial kommen sie so gut wie nicht in Betracht.

Geringe Fortschritte macht auch die Eisenverarbeitung. In den letzten Jahren sind wohl einige größere Schlossereien und Reparaturwerkstätten entstanden, aber keine Maschinenfabriken und Schiffswerften. Auf diesem Gebiete wird die Türkei noch lange Zeit vom Auslande abhängig bleiben.

Deutschlands auswärtiger Handel. In dem zweiten Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs wird der Spezialhandel des deutschen Wirtschaftsgebiets im Jahre 1911 unter Vergleichung mit den vier Vorjahren dargestellt. Die Einfuhr hatte nach 1911 ohne Edelmetalle einen Wert von 9706 Millionen Mark (in den Vorjahren 1910 bis 1907 8934, 8527, 7667 und 8749 Millionen Mark). Gegen das Jahr 1910 hat die Einfuhr 772 Millionen Mark oder 8.6 Prozent gegen 1907 957 Millionen Mark oder 10.9 Prozent zugenommen. Der Wert der eingeführten Edelmetalle belief sich 1911 auf 301 Millionen Mark (gegen 376 Millionen Mark im Vorjahre und 334, 411 und 252 Millionen Mark in den Jahren 1909, 1908 und 1907); er ist hiernach nur gegenüber 1907 gestiegen. — Die Ausfuhr erreichte 1911 ohne Edelmetalle einen Wert von 8106 Millionen Mark. Die Vorjahrswerte waren 7475, 6594, 6399 und 6846 (1907) Millionen Mark. Die Steigerung im Vergleiche mit 1910 belief sich auf 631 Millionen oder 8 Prozent, im Verhältnisse zum Jahre 1907 auf 1260 Millionen oder 18 Prozent. Edelmetalle wurden im letzten Jahre für 118 Millionen Mark ausgeführt, in den Vorjahren für 170, 265, 82 und 249 (1907) Millionen Mark. Der Absatz hiervon ist demnach seit 1909 dem Werte nach zurückgegangen und übertraf im vergangenen Jahre nur noch denjenigen von 1908 um 36 Millionen Mark.

Die deutsch-französischen Handelsbeziehungen. In dem Comité Commercial Franco-Allemand kam es zu einer interessanten Verhandlung. Die Mitglieder waren zu einer außerordentlichen Generalversammlung einberufen, um über den Antrag des Komitees auf Aenderung seines Namens zu beschließen. Der Vorstand machte den Vorschlag, den Verein in Zukunft „Comité du Commerce français en Allemagne“ zu nennen. Der Vorsitzende René Millet begründete den Antrag damit, daß im französischen Publikum wegen der letzten Intervention Deutschlands in Marokko eine tiefe Mißstimmung fortbestehe. Aus der Aussprache sind noch einzelne Bemerkungen allgemeiner Natur erwähnenswert. Aus den Mitteilungen der anwesenden Kaufleute ergab sich, daß die deutsche Einfuhr in Frankreich empfindlich unter der Mißstimmung der letzten zehn Monate gelitten hat, daß aber andererseits die französische Ausfuhr nach Deutschland stark zugenommen hat, daß insbesondere die Ausfuhr von Gemüse und Früchten aus Südfrankreich in diesem Jahre einen ganz außerordentlichen Umfang erreicht hat. Unter diesen Umständen konnte dem Vorsitzenden Millet aus der Versammlung geantwortet werden, daß es besser wäre, wenn der Verein sich überhaupt nicht von politischen Rücksichten und von politischen Persönlichkeiten leiten lassen würde, sondern sich auf die besonderen Handelsinteressen beschränkte; dann würde er auch weniger zu Mißverständnissen Veranlassung geben. Im Verlauf der Versammlung wurde auch im Gegensatz zu einer Aeußerung des Generalsekretärs festgestellt, daß der Deutsch-Französische Wirtschaftsverein stets mit Eifer und in korrektester Weise seine Aufgaben erfüllt hat.

Handel Marokkos. Unter den Absatzländern für marokkanische Erzeugnisse nimmt Deutschland jetzt den zweiten Platz ein. An erster Stelle steht England, an dritter Frankreich. Im dritten Vierteljahr 1911 hat, im Vergleich zu demselben Abschnitt des Jahres 1910, die Ausfuhr Marokkos betragen (Wert in Millionen Frs.):

	3. Vierteljahr	
	1910	1911
nach England	2.8	8.2
„ Deutschland	3.7	8.5
„ Frankreich	3.5	5.7

Addiert man die beiden Vierteljahre zusammen, so steht Deutschland sogar mit 12.2 Mill. Frs. an erster Stelle; an zweiter folgt England mit 9.2 Mill. Frs. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Zahlen für England auch den Handel Gibraltars und die Zahlen für Frankreich auch den Handel Algeriens mit Marokko umfassen. Da die gesamte Warenausfuhr Marokkos im 3. Vierteljahr 1911 an

Wert 25.7 Mill. Frs. betragen hat, so nahm also Deutschland rund 30 Prozent dieses Exports auf. In der Einfuhr nach Marokko hat die deutsche Industrie den ihr gebührenden Platz freilich noch nicht erlangt.

Ueber die Gummiindustrie Boliviens. Schon seit geraumer Zeit beschäftigen sich hier Presse und öffentliche Meinung mit den Gefahren, die der Ausbeutung der riesigen bolivianischen natürlichen Gummiewaldungen aus den in britischen und sonstigen Kolonien unternommenen Anpflanzungen drohen. Mit Bestürzung wird man dessen gewahr, daß deren Umfang neuerdings ganz erheblich zu Zeugnisse heruntergegangen sind, der Anpflanzungsgummi genommen hat und während die Preise für die hiesigen Erzeugnisse in den Verbrauchsmärkten immer höher bewertet wird. Im Vergleich zu dieser Gefahr wird hier der Tatsache, daß die künstliche Herstellung des Kautschuks auf chemischen Wegen wissenschaftlich ein bereits gelöstes Problem darstellt, geringere Bedeutung beigemessen. Der Direktor des bolivianischen statistischen Amtes, Herr Manuel V. Ballivian, hat in seiner „Industria de la Goma Elastica“ betitelten Monographie unter Hinweis auf die drohende Gefahr eine ausführliche Darstellung der für Bolivien auf dem Spiel stehenden Interessen gegeben. In seiner Untersuchung, die für den Interessenten dadurch an Wert gewinnt, daß der wissenschaftlich hochgebildete Verfasser sich auf dem von ihm behandelten Gebiet großer praktischer Erfahrung rühmen darf, da er im Territorio Nacional de Colonias del Noroeste, dessen einziger Ausfuhrartikel der Gummi ist, jahrelang als Subdelegado gewirkt hat, weist er die mannigfachen Fehler nach, die der Ausbeutung des Gummibaums anhaften. Der Monographie seien nachstehende Daten entnommen: Die Gummiproduktion Boliviens erreichte in dem Jahrzehnt 1905—1910 die Menge von zusammen 12,536,815 kg. In demselben Zeitraum hat Gummi gewertet bei einem Wechselkurse auf London von 5 s 0 d (1906) 19½ d, 8 s 6 d (1910) 20 d für das englische Pfund. Die Ausfuhr von Gummi, ihr Wert sowie der von ihr erhobene Zollbetrag wird aus folgendem ersichtlich:

Jahr	kg	Wert Bs	Zollertrag Bs
1890	294,000	1,260,000	28,000
1895	820,400	3,070,300	71,340
1900	3,496,240	10,403,959	808,536
1905	1,677,796	7,341,165	587,292
1910	3,117,650	27,653,555	1,920,468

Der Rechtscharakter der Diamantenregie. Auf Grund der Kaiserlichen Verordnung vom 16. Januar 1909 ist die Diamantenregie gegründet worden, die den Zweck hat, den Absatz der in unseren Kolonien gefundenen Diamanten zu regeln. Die Diamanten werden auf Grund von Verträgen mit den Abbaugesellschaften von der Diamantenregie sortiert. Dazu ist die Diamantenregie gemäß § 5 der Verordnung des Reichskanzlers verpflichtet. Für die Sortierung ist eine angemessene Gebühr zu entrichten. Wegen der Auslegung eines solchen Sortierungsvertrages war zwischen der Firma Weiß, de Meillon & Co. in Lüderitzbucht und der Diamantenregie Streit entstanden. Die Diamantenabbaufirma erhob deshalb Klage gegen die Diamantenregie und verlangte Feststellung, daß sie verpflichtet sei, alle die ihr gelieferten Diamanten zu sortieren. Die Regie erhob dagegen den Einwand, daß der Rechtsweg vor den ordentlichen Gerichten unzulässig sei, weil durch die Kaiserliche Verordnung vom 16. Januar 1909 ein Hoheitsrecht begründet sei, das die Wohlfahrt des Landes im Auge habe. Das Landgericht Berlin erkannte an, daß die Beklagte eine öffentliche Behörde sei, und daß deshalb der Rechtsweg unzulässig sei. Dagegen hat das Kammergericht zu Berlin den Rechtsweg für zulässig erklärt und die Sache an das Landgericht zurückverwiesen. Zur Begründung führt das Kammergericht aus, daß der Rechtsweg vor den ordentlichen Gerichten noch nicht deshalb ausgeschlossen sei, weil die Diamantenregie eine Körperschaft öffentlichen Rechts ist. Unstreitig sei zwischen der Klägerin und der Diamantenregie ein privatrechtliches Vertragsverhältnis zustande gekommen. Dieses Verhältnis unterliegt dem Bürgerlichen Recht, und deshalb ist der Rechtsweg vor den ordentlichen Gerichten zulässig. — Die von der Diamantenregie gegen das Urteil des Kammergerichts eingelegte Revision hatte keinen Erfolg. Das Reichsgericht

hatte die Revision zurückgewiesen und das Urteil des Kammergerichts bestätigt.

Einfuhr deutscher Waren nach griechischen Stadtzollgebieten. Die griechischen Zeitungen bringen eine vom kaiserlich Deutschen Generalkonsulat in Athen erlassene Bekanntmachung, worin darauf hingewiesen wird, daß bei der Einfuhr deutscher Waren in griechische Stadtzollgebiete häufig unrichtige Zollsätze angewandt werden. In Anbetracht dessen werden die Importeure deutscher Waren darauf aufmerksam gemacht, daß nach Artikel 9, Absatz 3 des deutsch-griechischen Handelsvertrages von 1884 Waren deutschen Ursprungs bei Erhebung des Oktrois in allen Fällen Anspruch haben, nach den für die einheimische Produktion vorgesehenen Sätzen behandelt zu werden.

Aus der Tageschronik.

Bremen. Das Plus des Bruttobetriebsüberschusses für die erste Hälfte des Geschäftsjahres des Norddeutschen Lloyd beträgt annähernd 5 Millionen Mark gegenüber der gleichen Periode des Vorjahres. Für das ganze Geschäftsjahr 1911 betrug das Einnahmeplus zirka 3,5 Millionen Mark gegenüber dem Jahre 1910.

Darmstadt. Zum erstenmal hat unter Kontrolle und Mitarbeit der Kaiserlichen Reichspost eine Flugpost, und zwar unter dem Protektorat der Großherzogin von Hessen, für gemeinnützige Zwecke stattgefunden. Die Eulerflugmaschine „Gelber Hund“ beförderte die besonderen Flugzeugkarten, das Postluftschiff „Schwaben“ die Luftpostkarten. Es wurden etwa 1000 Kilo Postkarten befördert. Der Ertrag in Frankfurt a. M. belief sich auf rund 37.000 Mark. Die ausgegebenen Luftpostwertzeichen, mit denen Karten auch ins Ausland gesandt werden konnten, sind interessant. Zum erstenmal hat eine Privatmarke postalische Bedeutung gewonnen. Von der Postbehörde wurde keine Karte mit dem Aufgabestempel: „Flugpost am Rhein und Main“ durchgelassen, die nicht unter postalischer Kontrolle durch die Luft befördert war.

Essen-Ruhr. Das städtische Museum in Essen hat anläßlich der Jubiläumsfeier der Firma Krupp eine Ausstellung „Die Industrie in der bildenden Kunst“ veranstaltet. Den Kern der Veranstaltung bilden kleine Sonderausstellungen der Meister des Industriebildes, eines Baluschek, Bracht, Grethe, Hummel, Kampf, Kallmorgen, Kley, Menzel, Meunier, Pleuer, Sandrock und Sterl. Genannt seien die „Kohlenarbeiter“ von Kleuer aus dem Besitz des Freiherrn von König-Sachsenfeld, die „Hermannshütte“ von Bracht aus dem Besitz des Darmstädter Museums, die Menzelsche Adresse zum Jubiläum der Firma Heckmann aus dem Besitz der Berliner Nationalgalerie, Kallmorgens „Sonnenuntergang im Hamburger Hafen“ aus dem Besitz des Deutschen Kaisers u. a. Die Ausstellung der Dresdner Galerie Ernst Arndt „Stätten der Arbeit“ ist mit dem Essener Unternehmen vereinigt worden.

Hamburg als Universitätsstadt. Ueber die Bedeutung einer Universität an dieser peripher gelegenen Handelszentrale schreibt Dr. Bendixen, der bekannte Direktor der Hypothekenbank in Hamburg, in der Frankf. Zeitg.: Hamburg liegt heute nicht nur geographisch an Deutschlands Peripherie. Auch kulturell ist seine Stellung durchaus peripher. Das entsprach der Natur der Dinge, solange Deutschlands Wirtschaftsverfassung agrarisch und seine Politik kontinental war. Aber diese Zeiten sind vorüber. Das heutige Deutschland — mag man nun diese Entwicklung segnen oder beklagen — beruht auf seiner Exportindustrie, auf seinen internationalen Handelsbeziehungen. Die 900.000 Köpfe, um die unsere Nation alljährlich wächst, sind angewiesen auf die Lebensmittelfuhr vom Ausland, für die wir zahlen müssen mit den Erzeugnissen unserer Industrie und den Zinsen, die uns unsere Kapitalanlagen im Auslande einbringen. Ganz folgerichtig hat sich mit dieser Wandlung unsere Politik zur Weltpolitik entwickelt, und auch der politische Geist der Nation blickt heute lieber auf das Weltmeer als nach den Landesgrenzen und interessiert sich mehr für die Flotte als für das Landheer. Und dieser gewaltige Umschwung im nationalen Leben, den ein knap-

pes Menschenalter hervorgebracht hat, sollte an dem Gesamtbilde der deutschen Kultur spurlos vorübergehen?

Hannover. Im chemischen Laboratorium Steinkohle zu erzeugen, ist jetzt einem deutschen Chemiker gelungen, Dr. Bergius in Hannover. Er hat in der Werkstatt den ganze Millionen Jahre währenden Prozeß ablaufen lassen, der zur Bildung unserer natürlichen Steinkohlenlager führt. Diese sind bekanntlich die Reste einer prähistorischen reichen Vegetation. In dem Verkohlungsprozeß werden die Pflanzenleiber, die in erster Linie aus Zellulose, einer Verbindung von Kohlenstoff, Sauerstoff und Wasserstoff, entstehen, allmählich reicher an Kohlenstoff und gehen dabei nacheinander in Torf, Braunkohle und Steinkohle über. Damit der Prozeß in Stunden oder wenigstens Tagen verlief, mußten, wie Bergius in einem Vortrag auf der Freiburger Hauptversammlung des Vereins Deutscher Chemiker mitteilte, hohe Temperatur und hoher Druck angewendet werden. Um lokale Ueberhitzung zu vermeiden, war die Gegenwart von flüssigem Wasser erforderlich. In einem besonders gebauten Apparat, der auch bei hoher Temperatur die Anwendung großer Drucke erlaubte, wurde entweder Torf oder Zellulose mit Wasser bis etwa 340 Grad erhitzt, also fast bis zur kritischen Temperatur des Wassers, d. h. der Temperatur, oberhalb deren es nicht mehr als Flüssigkeit bestehen kann. Der dabei entwickelte Druck betrug über 100 Atmosphären. Sowohl der Torf wie die Zellulose verwandelten sich dabei in ein Produkt, das nach der chemischen Analyse mit der natürlichen Steinkohle gleich war. Bergius bestimmte nun die Geschwindigkeit der Kohlebildung aus Zellulose aus verschiedenen Temperaturen. Er stellte fest, daß der Vorgang, der bei 310 Grad 64 Stunden erforderte, bei 340 Grad bereits in acht Stunden verlief, daß also die Reaktionsgeschwindigkeit sich, wie bei den meisten chemischen Prozessen, bei der Erhöhung der Temperatur um 10 Grad verdoppelte. Hieraus ließ sich mit einiger Annäherung die Geschwindigkeit der natürlichen Kohlebildung bei der Bodentemperatur berechnen. Sie ergab sich zu etwa acht Millionen Jahren, eine Zahl, die in der Tat mit den Angaben der Geologen über das Alter der Steinkohlenschichten annähernd übereinstimmt.

Helgoland. Zurzeit werden von der Königlichen Fortifikation Helgoland Versuche mit einem neuen Mittel gemacht, um die Insel vor dem zerstörenden Einfluß der brandenden Meereswogen zu schützen. Das Gestein der Insel soll durch Keßlersche Fluats imprägniert werden. Die Fluats sind aus Quarz und Flußspat hergestellte Salze, die in Wasser löslich sind. Die Lösung wird von dem Gestein aufgesaugt und verbindet sich mit den Bestandteilen der Steine zu natürlichem Quarz und Flußspat, die bekanntlich beide große Härte und Widerstandskraft besitzen.

Kiel. Die erste internationale Europawettfahrt begann am 26. Juni bei schwüler Gewitterluft und flauer Südostbrise. Bei dem ersten Startschuß auf der Außenförde führte „Meteor“ mit dem Kaiser die Schonerklasse vor „Hamburg“, „Waterwitch“ und „Germania“ auf die Bahn, die durch mehrere Gewitter führte, und behauptete die Spitze. Trotz des scharfen Andrängens von „Germania“ gewann „Meteor“ den Kaiserpreis 20 Sekunden vor der Konkurrentin, die eine Vergütung gegen „Waterwitch“ herausgelte und den zweiten Preis erhielt.

London. Das Hauptergebnis der Verhandlungen der Radiotelegraphischen Konferenz in London besteht darin, daß England, die Vereinigten Staaten und Italien dem Berliner Abkommen von 1906 beitreten. Die Vorzugstellung der Marconi-Gesellschaft hat damit aufgehört, und der internationale drahtlose Verkehr kann sich jetzt frei entfalten.

Mülheim (Ruhr). Der Kommerzienrat Gerhard Küchen beging am 15. Juni hier die Feier seiner 25jährigen Tätigkeit als Seniorchef bei der Firma Mathias Stinnes, deren Leitung er nach dem Tod des Herrn Hugo Stinnes, am 15. Juni 1887, zugleich mit seinem Vetter, Mathias Franz Stinnes, übernahm. Die Bedeutung der Firma Mathias Stinnes, die vor wenigen Jahren die Feier ihres 100jährigen Bestehens begehen konnte, ist bekannt. Kommerzienrat Küchen gehört als ihr Seniorchef den Grubenvorständen mehrerer Zechen als Vorsitzender an. Er ist ferner Vorstandsmitglied des Bergbaulichen Vereins, des Allgemeinen Knappschaftsvereins und Mitglied des Aufsichtsrats des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats.

TECHNISCHE WOCHE

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Beseitigung von Rauchbelästigungen bei Dampfkesselanlagen. Die Ursache starker Rauchentwicklung ist in verschiedenen Punkten der Feuerung zu suchen und ist nicht nur abhängig von der meistens dafür verantwortlich gemachten Bedienung, sondern ist, wie wir der Zeitschrift Elektrische und maschinelle Betriebe entnehmen, auch in der Konstruktion der Feuerung, der Rostbeanspruchung und der Qualität der verwendeten Kohlsorten begründet. Das einfachste Mittel, eine rauchschwache Verbrennung zu erzielen, ist in der Verwendung von gasarmen Kohlen zu suchen, und wird die vollkommenste Rauchlosigkeit bekanntlich beim Verfeuern von Koks und Anthrazit erreicht. Leider sind aber letztere sowohl als auch gasarme Kohlen nicht immer in den erforderlichen Mengen und preiswert zu beschaffen, auch eignen sich gasarme Brennstoffe ihres ungleich schwereren Anbrennens und Verbrennens wegen nicht für stark im Dampfbetrieb wechselnde Betriebe, so daß man also versuchen muß, auch mit gashaltigeren Kohlen eine möglichst rauchschwache Verbrennung zu erzielen. Um bei rauchschwacher Verbrennung auch eine sonst vollkommene Ausnutzung des Brennstoffes zu erreichen, muß die Luftzufuhr nach einem jedesmaligen Beschicken der Feuerung besonders geregelt werden; dies geschieht am besten unter Verwendung von sogenannter Oberluft, welche man über den Rost oder hinter denselben so lange in den Gasstrom einführt, bis die frisch aufgeworfenen Kohlenmengen entgast sind. Auf diesem Prinzip beruhen alle sogenannten Sekundärluftzuführungen, welche entweder Luft durch zeitweise geöffnete Spalten der Feuertür einführen oder mittels absperrbaren Zuführungsrohren einer durchbrochen ausgeführten Feuerbrücke zuführen. Auch die oft hinter Feuerbrücken angeordneten, durch Schamotteringe begrenzten Verbrennungskammern mit Oberluftzufuhr gehören hierher. Von allen diesen Vorrichtungen hat sich ihrer Einfachheit und Billigkeit wegen am besten die erste bewährt; man kann sich jederzeit durch einen einfachen kostenlosen Versuch von der Zweckmäßigkeit des Verfahrens überzeugen, indem man unmittelbar nach dem frischen Beschicken bzw. Bearbeiten des Feuers für einen Augenblick die Feuertür 2 bis 3 cm geöffnet hält und zwischen derselben und dem Feuergeßel einen schmiedeeisernen Keil einklemmt und hierbei die Rauchentwicklung am Schornsteinkopf beobachtet. Dieses Offenhalten der Feuertür hat indessen nur so lange zu geschehen, bis die frisch aufgeworfenen Kohlenmengen entgast sind und dem durch die Beschickung geltend gemachten größeren Luftbedarf genügt ist, was in der Regel in einigen Minuten der Fall ist.

Wanderrost mit während des Betriebes beliebig auswechselbaren Roststäben. Schon seit längerer Zeit geht das allgemeine Bestreben dahin, bei modernen und namentlich bei größeren Dampfkesselanlagen die Beschickung der Feuerung mechanisch zu gestalten. Zu diesem Behufe wurden mancherlei Rostsysteme, namentlich aber sogenannte Kettenroste in verschiedenen Varianten konstruiert, die das gemeinsame Merkmal haben, daß sie aus kettenartig aneinandergereihten Roststabgliedern be-

stehen, welche ein geschlossenes, endloses Transportband bilden. Der erste bewegliche Rost, der sich nach seiner ganzen Bauart wesentlich von diesen Kettenrosten unterscheidet, für jede beliebige Kohlsorte gleich gut verwendbar und in Folge seiner praktischen Konstruktion gegen die

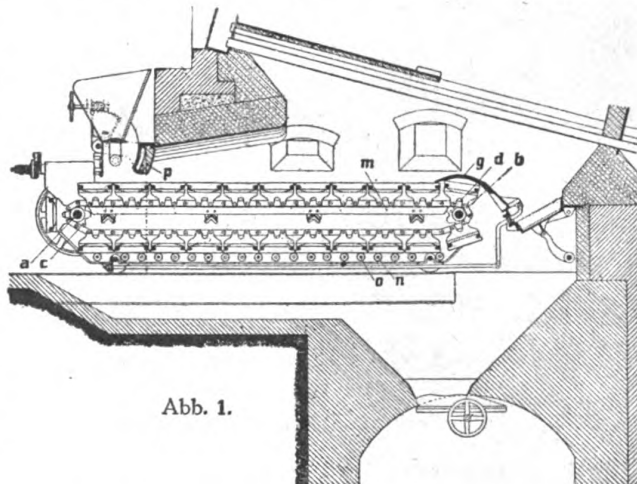


Abb. 1.

Einwirkungen des Feuers geschützt ist, somit also auch die größte Betriebssicherheit gewährt, ist der „Patent-Wanderrost“ mit während des Betriebes auswechselbaren Roststäben der Firma Escher Wyss & Cie., Zürich. Der komplette Apparat besteht der Hauptsache nach aus dem Rostgestell oder dem das Rostgerippe bildenden Rostwagen mit guß- und schmiedeeisernen Seitenwagen, den nötigen Querverbindungen und Radachsen. Ferner den einzelnen Rostsegmenten mit zugehörigen Roststäben, dem zusammengesetzten Roste aus widerstandsfähigem Spezialguß; dem gußeisernen, mit Türen versehenen Fülltrichter zur Aufnahme des Brennstoffes; dem Antriebsmechanismus. Der Antrieb kann von einer Transmission oder einem Elektromotor aus erfolgen. Abb. 1 zeigt einen kompletten Rost in der Seitenansicht, Abb. 2 in der Vorderansicht. Die Abb. 3 und 4 geben ein Bild von Roststäben und ihren Trägern. Die auf den Wellen a und b sitzenden Kettenräder c und d werden durch das auf der Welle a befestigte Schneckenrad e mittels der Schraube f angetrieben (Abb. 2). Auf dem Rostwagen, der, ohne das Mauerwerk des Feuerraumes zu beschädigen, bequem zu jeder Zeit aus und ein gefahren werden kann, ist die aus den einzelnen voneinander unabhängigen Rostsegmenten (Abb. 3 und 4) bestehende Rostfläche besonders solid montiert. Die Rostsegmente

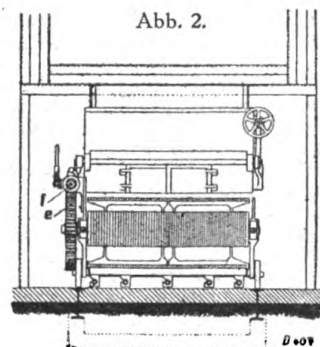


Abb. 2.

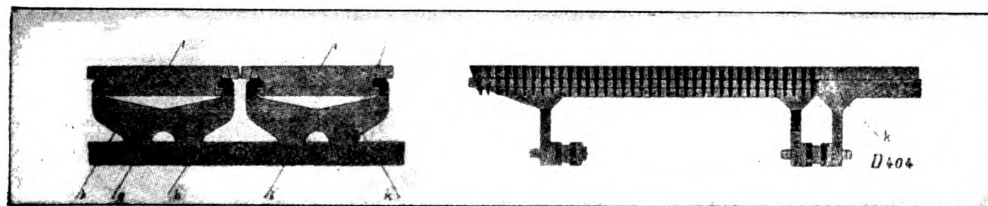


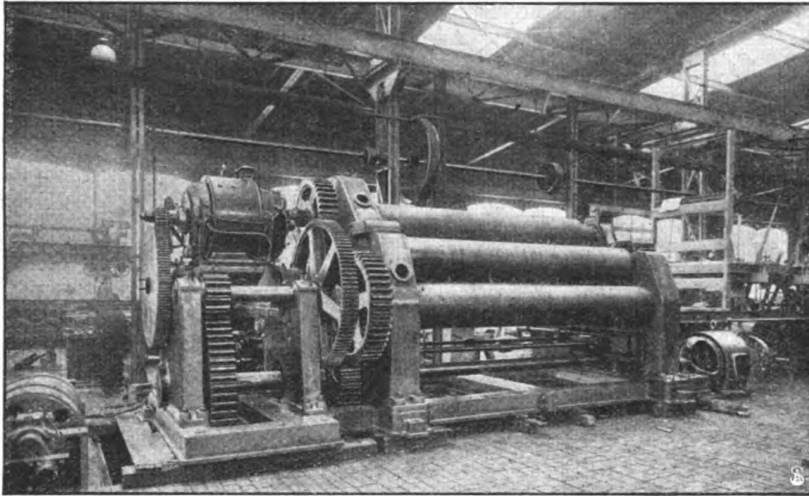
Abb. 3.

Abb. 4.

werden durch Gelenkketten g, h, i (Abb. 4) geführt und fortbewegt. Jedes Segment setzt sich aus zwei als Rostträger dienenden Querstäben k zusammen. Diese Rostträger k werden an die Bolzen der Kette angelenkt.

Werkstattechnik.

Vereinigte Blechricht- und Biegemaschinen. Die in der nachstehenden Abbildung dargestellte Maschine ist bestimmt zum Bearbeiten von Blechen bis zu 30 mm Stärke und 3150 mm Breite. Die Maschine besitzt zwei auf einem



Vereinigte Blechricht- und Biegemaschine.

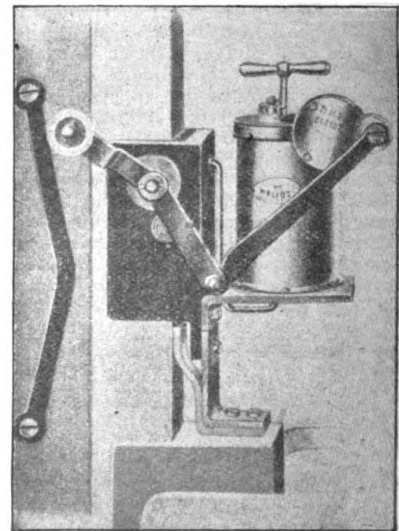
Fundamentrahmen befestigte kräftige Ständer, die zur Aufnahme von sieben Richtwalzen von je 450 mm und 3200 mm Länge dienen. Diese sind in drei übereinanderliegenden Ebenen derart angeordnet, daß in der unteren und mittleren Ebene je drei und in der oberen eine Walze liegt. Das Richten der Bleche erfolgt durch die Unter- und Mittelwalzen, während die obere mit den Mittelwalzen als Biegemaschine arbeitet. Die Unterwalzen und die Oberwalze sind festgelagert, während die Mittelwalzen in senkrechter Richtung verstellt werden können. Letztere sind in bezug auf die Ober- und Unterwalzen derart angeordnet, daß beim Richten der Bleche zwei der Walzen mit den unteren drei als Richtwalzen dienen und die letztere als Ausgangswalze arbeitet. Das Biegen wird durch die Oberwalze, die eine der mittleren Richtwalzen und die Ausgangswalze bewerkstelligt. Die beiden mittleren Richtwalzen und die Ausgangswalze können sowohl unabhängig voneinander, jede für sich, als auch zusammen verstellt werden. Zum Antrieb der Maschine sind zwei Motoren vorgesehen, von denen der größere von 41 PS. zum Antrieb der Oberwalze und der Unterwalzen dient, wobei die Mittelwalzen als Schleppwalzen nicht angetrieben werden. Der kleinere Motor von 13,5 PS. wird nur zur Verstellung der Mittelwalzen benutzt. Die Maschine, die in ihrer Ausführung die Vereinigung zweier Maschinen darstellt, wodurch nicht nur Platz erspart, sondern auch eine Verminderung der Anlagekosten gegenüber der Anwendung zweier getrennt aufgestellten Maschinen erreicht wird, ist von der Deutschen Maschinenfabrik A.-G. in Duisburg erbaut.

Riesendrehbänke. Eine Plan- und Spitzendrehbänk von 2,5 m Spitzenhöhe und 10 m Spitzweite hat vor kurzem die Werkzeugmaschinenfabrik Wagner & Co. in Dordmund gebaut. Der Antrieb der Hauptspindel erfolgt von einem im Spindelstock bequem zugänglich eingebauten Stufenmotor mittels einer Reihe durch Hebel und Klauenkuppelungen auswechselbarer Räderübersetzungen und Zahnkranzplanscheibe in 60 gleichmäßig abgestuften Geschwindigkeiten, die in den Grenzen von 0,238—43 Umdrehungen in der Minute liegen. Die Hebel zum Verstellen der Klauenkuppelungen haben zur leichten Bedienung großen Ausschlag und sind zur Vermeidung der Einrückung gegenläufiger Bewegungen in ihren Bewegungen abhängig

voneinander. Zur Vermeidung hoher Umfangsgeschwindigkeiten des Zahnkranzgetriebes sind zwei Zahnkränze an der Planscheibe angeordnet, und zwar dient der große mit Innervverzahnung für die Umdrehungen von 0,238—14,75 und der kleine mit Außenvverzahnung für die Umdrehungen von 15,8—43 in der Minute. Die Hauptspindel des Spindelstockes läuft in geteilten langen, nachstellbaren Lagern aus Phosphorbronze, von denen das vordere vierteilig ausgebildet ist. Die Vorlegeräder mit ihren Wellen sind in einem gemeinsamen, am Spindelstock angegossenen Gehäuse, welches durch leicht abnehmbare Deckel verschlossen ist, untergebracht. Nach Abnahme der letzteren können die Vorgelegeräder mit ihren Wellen leicht nach oben herausgehoben werden. Die Nebenwellen laufen in geteilten Lagern aus Rotguß, die schnelllaufenden sind mit Ringschmiere versehen. Die Planscheibe von 4800 mm Durchmesser ist mit eingefrästen T-förmigen Aufspannschlitten und mit in besonderen Klauenkasten aus Stahlguß durch Schraubenspindeln verschiebbaren Stahlklauen versehen. Die beiden Supporte, einer auf der vorderen und einer auf der hinteren Wange gleitend, arbeiten vollständig unabhängig voneinander. Den Antrieb erhalten sie durch die vor dem Bett gelagerten Nutenwellen, welche mittels Schnecken und Räderübersetzungen auf die Bettzahnstangen bzw. Supportspindeln für die Längs- und Planrichtung treiben. Die Supporte besitzen acht selbsttätige Vorschübe in den Grenzen von 0,3—6 mm in Längs- und 0,25—5 mm in Planrichtung für eine Umdrehung der Planscheibe. Der starke Reitstock ist einseitig ausgeführt, damit der vordere Support an ihm vorbeigeht.

Um den Transport, der von Hand erfolgt, zu erleichtern, kann durch Drehen eines unten am Reitstock befindlichen Hebels dieser auf Rollen gesetzt und hierdurch die gleitende Bewegung aufgehoben werden. Behufs schneller maschineller Verstellung des Reitstockes kann dieser mit dem Bettschlitten des hinteren Supports gekuppelt werden. Gegen Verschieben in der Längsrichtung ist er durch Sperrrichtung geschützt.

Selbsttätiger Schmierapparat für die Führungen von Aufzügen. Nachdem man mit der Benutzung des elektrischen Stromes zum Betrieb von Aufzügen die günstigsten Erfahrungen, sowohl in konstruktiver als auch in wirtschaftlicher Hinsicht gemacht hat, haben elektrisch betriebene Aufzüge nicht bloß in industriellen Anlagen aller Art, sondern auch in Privathäusern eine außerordentliche Verbreitung gefunden. Das Schmieren der Fahrkorbführungen erfolgt gewöhnlich in der Weise, daß der mit dem Schmiermaterial (Öl oder konsistentes Fett) versehene Mann auf das Dach des Fahrkorbes steigt, während ein zweiter Arbeiter sich im Fahrkorb befindet und nach dem Kommando des ersten auf und ab fährt. Falls dieser Steuermann auf dem Dache nicht sorgfältig aufpaßt, kann der auf dem Fahrkorb Be-



Selbsttätiger Schmierapparat.

findliche in die Gefahr kommen, gegen die Decke des Fahrkorbes gedrückt und schwer verletzt zu werden. Um diese Gefahren zu vermeiden, hat man wohl auch in der Seitenwand des Fahrkorbes an geeigneten Stellen Klappen angebracht, durch welche die Führungsschienen geschmiert werden können, doch ist dies bei Personenaufzügen aus Reinlichkeitsrücksichten und bei elegant ausgestatteten Fahrkörben überhaupt nicht zulässig, auch ist diese Art der Schmierung sehr wenig ökonomisch, denn das flüssige Öl läuft an den Schienen herab, das konsistente Fett aber schiebt sich an den Enden der Fahrbahn zu Klumpen zusammen, die durch Schmutz verdickt und für die weitere Verwendung unbrauchbar werden. Der in Abb. 1 abgebildete Schmierapparat „Helios“ der Vertriebsgesellschaft automatischer Schmierapparate in Berlin macht nun die Arbeit des Schmierens vollständig gefahrlos und verwendet das Schmiermaterial in durchaus ökonomischer Weise, da er selbsttätig und nach Bedarf schmiert. Der Apparat wird gewöhnlich auf dem Dache des Fahrkorbes, dicht an der Führungsschiene, die er mit zwei Backen umschließt, angebracht und besteht aus einem Preßkolben, der wie bei der bekannten Schmierpresse, durch ein Schneckengetriebe so bewegt wird, daß er das im Zylinder enthaltene Öl durch ein Röhrchen und zwei Kanäle dem in den Führungsbacken des Apparates angebrachten Schmierfilz zuführt. Das erwähnte Schneckengetriebe wird durch ein Sperrad betätigt, dessen Sperrklinke mit der in der Abbildung dargestellten Hebelanordnung in Verbindung steht. Diese Hebel werden mit Hilfe der in verschiedenen Abständen an den Gleitschienen angebrachten winkelförmigen Anschläge, über welche die Gleitrolle des Hebels fortläuft, bewegt.

Elektrotechnik.

Schweißen mit Elektrizität. Die für den Schweißprozeß erforderliche Hitze wird im Innern des Werkstückes

erzeugt, sie dringt also von innen nach außen, nicht umgekehrt wie bei anderen Schweißmethoden. So sind Oxyd- und -verbrennung der Oberfläche durch Erhitzung beim elektrischen Verfahren nicht zu befürchten. Dazu kommt, daß der Grad der Schweißhitze genau regulierbar ist und daß die Wärmezeugung sich gänzlich auf die Schweißstelle beschränkt. Überflüssige Wärme wird dabei nicht entwickelt. Dann ist zu beachten, daß der Strom sogleich nach Vornahme der Schweißung unterbrochen wird und in vielen Fällen nur von sekundenlanger Wirkung ist. Das Material bleibt an der Schweißstelle völlig homogen und seine mechanischen Eigenschaften unterscheiden sich

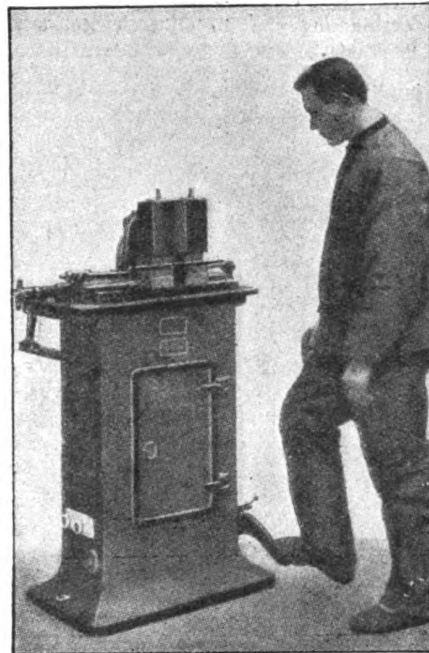


Abb. 1. Selbsttätige Stumpfschweißmaschine

Kgl. Sächs. Staatspreis
Int. Hyg.-Ausstellung
Dresden 1911.

Salem Aleikum

Salem Gold

Mit Gold-Mundstück

Goldene Medaille
Ostd. Ausstellung
Posen 1911.

Verschiedene Preislagen. Tropenfest verschlossene, bequem zu öffnende neuartige Original-Packungen.

Echt mit Firma: Orient-Tab.-u. Cigarettenfabrik „Yenidze“ Inh. Hugo Zietz, Dresden.

Wo nicht erhältlich, wende man sich an unsern Export-Vertreter: Paul Ockert, Hamburg, Burggarten 1a.

„SATINA“

Deutsche Patent-Wäsche-Rolle.

BERLIN N 24
Oranienburger Str. 17.

Solvente Vertreter gesucht.
Verlangen Sie Prospekt.

Größte Leistungsfähigkeit. o Größte Platzersparnis.

Petroleum-Starklichtlampen

„PERPETUA“

ohne Luftpumpe — ohne jeden Filter
Ventil sofort zu öffnen.

Eine wirklich außergewöhnlich einfache zu behandelnde Starklichtlampe.

250 HK. — 1500 HK.
für Innen- u. Außenbeleuchtung.

Eckel & Glinicke G. m. b. H.
Berlin SW 61.

von denen eines ungeschweißten Stückes fast gar nicht. Auf diese Weise werden gegenüber allen anderen nicht elektrischen Schweißverfahren, vor allem gegenüber der Verbindung von Metallteilen durch Nietung, sowohl in technischer wie wirtschaftlicher Hinsicht erhebliche Vorteile erzielt.

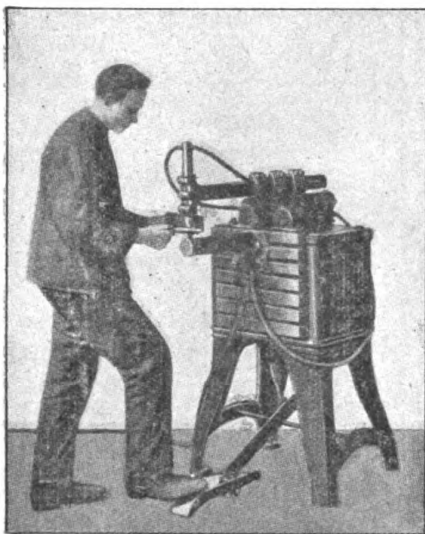


Abb. 2. Punktschweißmaschine für Fabrikbetrieb.

Nach Möglichkeit sucht man heute Arbeitsmaschinen von vornherein so zu bauen, daß alle mechanisch wiederkehrenden Funktionen von der Maschine selbst übernommen werden. Einen solchen, fast ganz automatischen Apparat sehen wir in Abb. 1 dargestellt. Bei dieser Vorrichtung beschränkt sich die gesamte Tätigkeit der Bedienung lediglich darauf, das Schweißstück zwischen die Klemmen

zu legen und den Fußhebel niederzudrücken. Alles übrige besorgt die Maschine selbst. Eine andere Art der Widerstandsschweißung ist die Punktschweißung; ihr Name deutet ungefähr an, was darunter zu verstehen ist: der Schweißvorgang findet hier zwischen zwei spitz zulaufenden Elektroden statt. Legt man z. B. zwei Bleche, die mechanisch verbunden werden sollen, übereinander, hält sie dann zwischen die erwähnten Elektroden und drückt den Fußhebel der in Abb. 2 wiedergegebenen Maschine, so senkt sich die obere Elektrode gegen die untere, die Bleche werden zusammengepreßt und durch den nunmehr wirkenden Strom an einem Punkte fest aneinandergeschweißt. Diese Art der Schweißung hat also den gleichen Effekt wie eine Nietung, nur daß die Verbindung weit rascher und technisch vollkommener erfolgt als bei dieser. So ersetzt denn auch die Punktschweißung mit Erfolg den Niet.

Emaillwaren, Gitter, Drahtreifen, Radreifen, Felgen, das Anfügen von Handgriffen an Geschirrdeckel aus Blech (Abb. 3), das Befestigen von Ringen an Kochkesseln usw., alle diese Schweißarbeiten der Massenfabrikation werden durch den Punktschweißapparat erledigt. Die automatische Wirkungsweise der Maschine hat die Folge, daß auch ungelernete Arbeiter sie bedienen können. Dieser Umstand, verbunden mit der

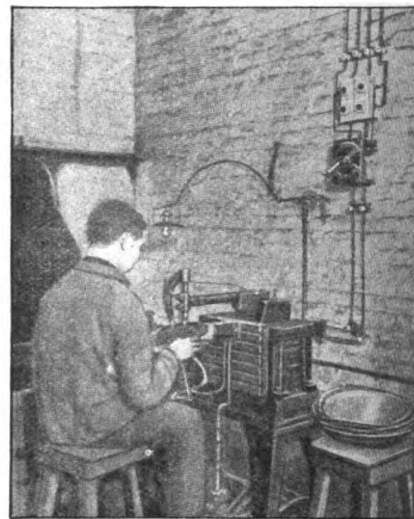
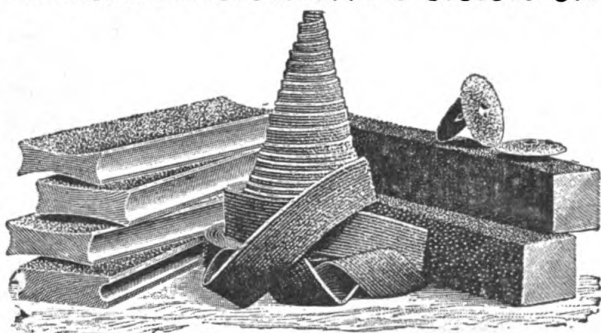


Abb. 3.

werden geliefert in stationärer und kippbarer Form zum Schmelzen von Bronze, Rotguss, Messing, Kupfer, Nickel. Qualitätsseils. usw.



Kratzen-Schleifband

zum Bekleiden der Schleifwalzen, glatt und längs geriffelt. Unsere Kratzenschleifbänder besitzen grosse Schleifkraft, sie haben gleichmässigen, doppelten Belag aus reinem Schmirgel, Korund oder Silicar (Carborundum) ohne Beimengung von minderwertigem Material; sie sind biegsam, aber dabei doch fest.

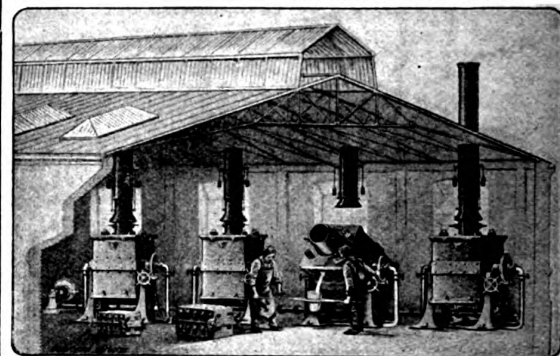
Ein Versuch führt zu dauernden Nachbestellungen.

Sonstige Spezialitäten für die Textil-Industrie:
Grobkörniger Schmirgelkörper.
Gerade und ausgekehlte Schleifhölzer
in verschiedenen Grössen.

Georg Voss & Co., Inh. Guido Zische,
Deuben-N. 6. Bezirk Dresden. Gegründet 1862.

Reform-Tiegel-Schmelzöfen

werden geliefert in stationärer und kippbarer Form zum Schmelzen von Bronze, Rotguss, Messing, Kupfer, Nickel. Qualitätsseils. usw.



Reform-Schmelzöfen wie in der Kgl. Geschützgießerei in Spandau.

H. Hammelrath & Co., G. m. b. H., Maschinenfabrik, CÖLN-MÖNGERSDORF.

Ca. 50% Zeit- u. Kohlenersparnis gegenüber den gewöhnlichen Tiegelöfen mit Kaminzug. — Man verlange Prospekt, telegraph. „Offenprospekt“.

Kuhl & Klatt
Berlin SO. 16

Pneumatist-Tretklaviere
65/88 Standard Note
Pneuma Elektrische Pianos

Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Gelgen-Imitation

großen Arbeitsgeschwindigkeit der Apparate, läßt erkennen, welche ganz erheblichen Ersparnisse durch das elektrische Verfahren erzielt werden können. Die vorgeschriebenen Apparate werden von der A. E. G. in Berlin gebaut.

Ein neuer Gerbstoff.

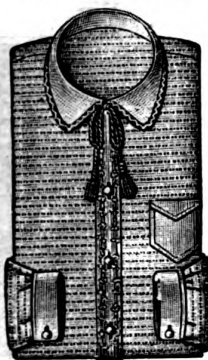
Der außerordentlich große und stetig wachsende Bedarf und die Steigerung auch der qualitativen Ansprüche an Gerbstoff hat dazu geführt, zahlreiche exotische Pflanzenstoffe auf ihre Verwendbarkeit zu diesem Zweck zu prüfen. Einige haben sich so bewährt, daß sie zu Gegenständen eines bedeutenden Welthandels geworden sind, darunter namentlich das bekannte Quebrachoholz aus Südamerika. Auch jetzt wäre es noch von erheblicher Bedeutung, neue Quellen für die Lieferung eines guten, billigen und in genügend großen Mengen vorhandenen Gerbstoffes zu finden. Es scheint, daß sie durch Ausnutzung der Rinde der Mangrovebäume gefunden werden könnten. Die Mangrove bezeichnet keine einzelne Baumart, sondern eine ganze Pflanzenfamilie, die in den Tropen eine ungeheure Verbreitung besitzt und wohl jedem aus Abbildungen namentlich dadurch bekannt geworden ist, daß die Stämme meist auf Stützwurzeln stehen und daher über dem Boden zu schweben scheinen. Diese merkwürdige Eigenschaft hängt damit zusammen, daß die Mangrove an einer Flachküste und dicht an dem Meeresrand wächst und daher gegen das Unterspülen der Wurzeln gesichert sein muß. Auch die Fortpflanzung ist diesen Verhältnissen wundersamerweise angepaßt. Von deutscher Seite ist namentlich den Mangrovewäldern an den Küsten von Deutsch-Ostafrika eine aufmerksame Untersuchung gewidmet worden, um die Möglichkeit ihrer Ausnutzung festzustellen, und es hat sich ergeben, daß die Rinde mehrerer Baumarten in diesen Wäldern hervorragende Eigenschaften besitzt. Eine Mitteilung über die darauf gerichteten Untersuchungen veröffentlicht

Professor Päßler im Tropenpflanzer. Es sind danach namentlich vier Gattungen, die sich durch hohen Gerbstoffgehalt auszeichnen, und zwar beträgt dieser im Mittel zwischen 26 und 36 v. H. Günstig ist ferner der Umstand, daß der Wert der Rinde unabhängig vom Alter der Bäume und von der Jahreszeit der Gewinnung zu sein scheint. Auch liefern alle Teile der Bäume eine gleich gute Rinde. Unter sich sind die Rinden der einzelnen Baumarten in ihrer Wirkung auf das Leder ziemlich verschieden, sodaß sich eine größere Vielseitigkeit der Verwendung ergibt. Namentlich treten Abweichungen der Farbe des gegerbten Leders ein. Die Rinden der Bäume Rhizophora und Brugiera färben das Leder mehr dunkel und rot als die der Gattungen Ceriops und Xylocarpus. Man kann also nach der Wahl der Rinde alle Töne zwischen gelbbraun und rot erzielen. Auch die Farbenwirkung wird nicht durch das Alter der Bäume bedingt, aber man kann sie einfach dadurch beeinflussen, daß man die Rinde zu verschiedenen Jahreszeiten entnimmt. Die Farbe beim Gerben fällt um so heller aus, wenn die Rinde gegen Ende des Jahres geerntet wird. Es steht dadurch im Belieben, aus der Mangrove einen Gerbstoff herzustellen, der das Leder in der am meisten geschätzten gelblichen Farbe hervorgehen läßt, die auch nicht einer Gefahr des Nachdunkelns ausgesetzt ist. Durch die umfassenden Forschungen ist jetzt eine hinreichende Grundlage für die Lieferung von Gerbstoff mit bestimmten Eigenschaften geschaffen worden, und es läßt sich voraussehen, daß die Mangrovewälder von Deutsch-Ostafrika dadurch eine Ausnutzung erfahren werden, die sich bisher nicht hat vermuten lassen. Die Bedenken, die bei den früheren Versuchen gegen die Verwendung des neuen Gerbstoffes wegen der häufig zu rot ausgefallenen Färbung erhoben worden waren, sind nunmehr entkräftet worden, da man festgestellt hat, wie sich diese Erscheinung vermeiden läßt. Für die deutsche Lederindustrie wird der Bezug von Mangroverinde von hoher Bedeutung sein, wenn er die Möglichkeit gibt, sich von der Einfuhr des Quebracho unabhängig zu machen.

Versand-Geschäft

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, Hollands u. Dänemarks.

Trikot-Sporthemd



Nr. 229.

mit Kragen, Tasche und seidener Schnur. Vorrätig in den Halsweiten 36—46 cm.
Nr. 229. Naturfarb. poröses Trikot-Sporthemd mit losem Umlegekragen.
Stck. M. 5.25, Dutz. M. 60.—.

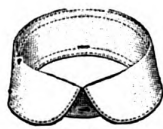


Nr. 22177.

Vorrätig in 10 verschiedenen Farben:

Stück M. 1.25.
Dutzd. M. 13.75.

Vordere Höhe $5\frac{1}{2}$ cm
Hintere „ $4\frac{1}{2}$ „
Weiten: 36—45 „
Dtzd. M. 9.60.
Stück M. —.85.



BALTIMORE.

Mey & Edlich

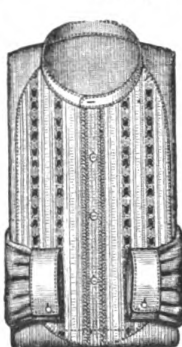
Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten

Herren - Wäsche.

Wir empfehlen die Durchsicht unserer Preisliste, die über alle Abteilungen unseres umfangreichen Warenlagers Auskunft gibt.

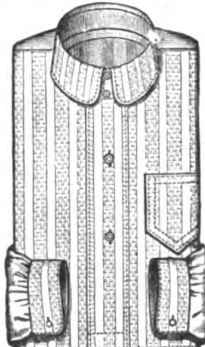
Trikot-, Sport- und Reisehemden.

Vorrätig in den Halsweiten 36—46 cm, Länge 100 cm.



Nr. 275.

Weiβes baumwollenes Trikothemd mit farbigem Piqué-Einsatz. Sehr elegant. Stück M. 6.25, Dutzend M. 72.—.



Nr. 301.

Weiβes Makohemd, weiß gemusterter Einsatz, loser Stehumlegekragen. Stück M. 3.80, Dutzend M. 43.50.



Nr. 314.

Aus bestem Oxford in verschiedenen Mustern, gestreift und kariert, mit Tasche. Stück M. 5.10, Dutzend M. 58.70.

Leipzig-Plagwitz

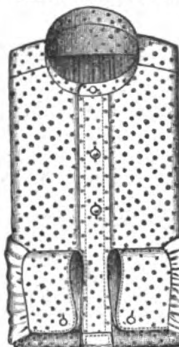
Unsere Preisliste mit über 5000 Abbildungen versenden wir kostenfrei.



Nr. 21509.

Schwarz
Grosgrain.
Stck. M. 1.—,
Dtz. M. 11.—.

Oberhemd aus farbigem Perkal.



Nr. 307.

Mit festen Manschetten.
Stück M. 4.25,
Dutzend M. 40.—.

Dieses Hemd wird nicht nach Maß geliefert.



WIEN.

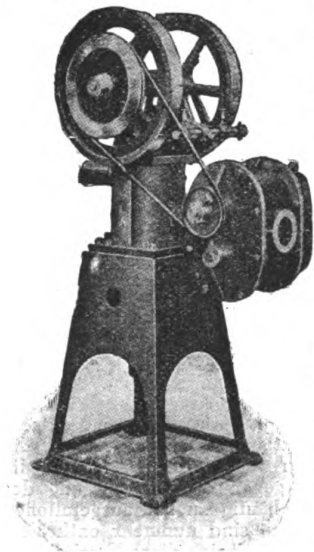
Breite 11 cm.
Weiten: 23—28 cm.
Dutzend-Paar
M. 12.—
Paar M. 1.05.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“

Geschäftliche Notizen.

Original-Heinrici-Heißluftmaschine in Verbindung mit kleinen Rootsgebläsen (siehe untenstehende Abbildung). Seit langem hat sich bei dem Bau von sogenannten Luftgasanlagen das Bedürfnis geltend gemacht, einen energischen, kontinuierlichen Luftstrom zu erzeugen. Die

bisher verwendeten Pumpen hatten den Nachteil, die zur Erzeugung des Gases notwendige Luft stoßweise, zum mindesten nicht völlig stoßfrei zu liefern, abgesehen von den Unbequemlichkeiten einer hin und her gehenden Bewegung und dem Klappen der Ventile. Der gegebene Luftstromerzeuger ist hier das Rootsgebläse, das alle die oben angeführten Mängel nicht besitzt und zugleich den Vorteil aufweist, infolge des Riemen- oder Kettenantriebes seine Aufstellung unabhängig vom Standort der Kraftquelle zu ermöglichen. Die bisher hauptsächlich bei Schmiedefeuern angewendeten Gebläse sind natürlich für Luftgasanlagen, wo es sich um möglichst gedrungene und leichte Montage bei geringem Kraftbedarf handelt, viel zu groß. Es ist daher als eine dankenswerte Neuerung zu begrüßen, daß die bekannte Heißluftmaschinenfabrik von Louis Heinrici in Zwickau in Sachsen sich jetzt auch mit dem Bau kleiner Rootsgebläse befaßt, die pro Stunde 4—30 cbm liefern. Ihre Anwendbarkeit liegt naturgemäß nicht nur auf dem Gebiete der Luft-



gasanlagen, sondern auch dort, wo ein kontinuierlicher, stoßfreier Luftstrom gefordert wird; arbeiten doch diese kleinen Apparate gegen einen Wassersäulendruck von 15 bis 36 cm. Der Antrieb erfolgt selbstverständlich am bequemsten mit der Original-Heinrici-Heißluftmaschine, deren kleiner Typ zugleich durch den erzeugten Luftstrom gekühlt werden kann. Einer wie großen Beliebtheit sich, nebenbei bemerkt, oben erwähnte Heißluftmaschine erfreut, beweist der Umstand, daß die Firma bereits über 20 000 Stück in alle Weltteile verkauft hat.

Kontra-Elemente. Die Beleuchtung mit Elementen wurde lange und wird auch heute noch vielfach, aber sehr zu Unrecht, als Spielerei bezeichnet. Sie ist es heute nicht mehr, und Fachleute wissen, daß die ausgezeichneten Dauerlicht-Elemente des Konstruktionswerk Bingen, Bingen a. Rhein, heute von einer Leistungsfähigkeit sind, die geradezu überraschen muß. Wenn früher nur Moment- und Minutenbetrieb möglich war, so kann man heute mit den Kontra-Elementen stundenlang eine hellleuchtende Metallfadenlampe speisen, ohne die Elemente besonders anzustrengen. Nach etwa 500 Stunden sind die Elemente erschöpft, es ist denselben aber auf höchst einfache Weise durch eine billige Neufüllung sofort wieder die ursprüngliche Kraft zu geben. Es stellt sich nachweislich die Brennstunde auf etwa 1 Pfennig. Natürlich können diese billigen

Elemente nicht das Elektrizitätswerk ersetzen und man wird vorteilhaft nicht ganze Wohnungen, große Geschäftsräume, Schaufenster usw. mit Elementbetrieb beleuchten können, wo man heute Lichtstärken von 50 Kerzen pro Lampe gewohnt ist, sondern man geht bei Elementbetrieb meist nicht über 3—10 Kerzenstärken hinaus. Selbst dort aber, wo ein Haus an das Elektrizitätswerk angeschlossen ist, wird es gewiß immer noch Räume geben, in denen man gern ebenfalls das so überaus bequeme, ungefährliche und schöne elektrische Licht haben möchte,



Buchenholztee- und Pech.
Imprägnieröle, Isoliermasse.
Teerprodukte und ihre Derivate.
Ueberseische, billige Harze.
Mineralölpech (Petrolpech).
Englisches Steinkohlenpech.
Naphthalin, Naphthalpech, Nord-Holztee
Meyer Cohn, Hannover 11. Abteilung Teerprodukte.

Neuanfert. Ansichtspostkarten in Lichtdruck
in sämtlichen modernen Ausführungen
Nordische Kunstanstalt
Ernst Schmidt & Co. Postfach 133
Lübeck
Jahresproduktion 1911. 24 Millionen. Muster gratis

Turm-Uhren
Georg Richter,
Hoflieferant Sr. Maj. d. Kaisers u. Königs
BERLIN S 61. W.

Ely's Feuerzeuge

sind in der ganzen Welt verbreitet. Leistungsfähigstes Spezialhaus der Branche. Täglich Neuheiten. Verlangen Sie Katalog Nr. 440. Derselbe enthält die letzten Neuheiten in Feuerzeugen, Taschenlampen, Rasierapparaten etc. etc.

Paul Ely, Berliner Metallwaren-Industrie
Berlin S, Ritterstraße 21.

Glacéhandschuh „Tryphosa“

mit sanitären Eigenschaften zur Pflege und Erhaltung zarter Haut. Bezugsquellen weist nach: der Patentinhaber **Louis Grässer, Zwickau i. Sa., D. R. P. 218315 und 6 Auslands-Patente.**

Komplette Einrichtungen für die
Fabrikation
von chem.-techn. Artikeln. Als
Nebenerwerb
kleinere Einrichtungen.
Generalvertrieb
für Massenverbrauchsartikel verlangen Sie
gratis unseren illustrierten Hauptkatalog
Industrie-Laboratorium G.m.b.H.
Eidelstedt bei Hamburg 5.



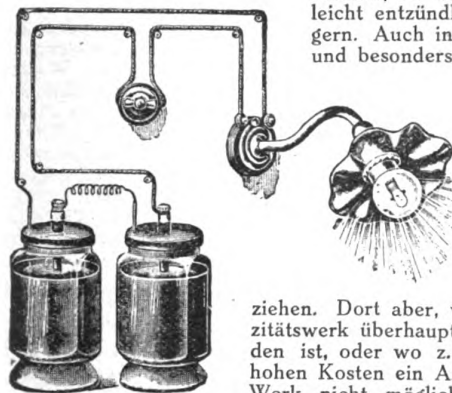
Verkaufen Sie Ihren Sand
nicht, sondern fabrizieren Sie
Cement-Mauersteine, Cement-Dachsteine, Cement-Trottoirplatten, Cementröhren, Orkanbetonpfosten u. sonstige Cementwaren auf meinen billigen, praktisch erprobten und vielfach prämierten
Maschinen für Hand- und Kraftbetrieb.
Nähere Auskunft erteilt kostenlos
Erste Cottbuser Cementwaren- u. Maschinenfabrik
Otto Schüssler, Cottbus 195, Deutschland.

DELBEG-LUFTFILTER
NEU! D-R-G-M-NEU!
für
Kompressoren
Turbo-Dynamos
sind unerreicht in Leistung und Ausführung bei kleinstem Raumbedarf.
Deutsche Luftfilter-Baugesellschaft m. b. H.
Breslau 1 — Strassburg i. E.

Gersbach, Dressur, Führung
des Polizeihundes Mk. 3.
Most, Leitfaden für die
Abrichtung des Polizei-
u. Schulzhundes Mk. 4.50
Porto 20, Ausland 40 Pfg. pro Expl.
Reich ill. Katalog kostenfrei
G.L. BATZ Mannheim 91

Fort mit dem Pinsel
Wer noch mit dem Pinsel arbeitet, sende Gegenstände ein,
welche kostenlos mit dem Spritzverfahren behandelt werden.
Fabrik **Otto Heinrich, Leipzig-LI.**

aber leicht mit einer kleineren Lichtstärke von 3—10 Kerzen auskommen kann. Dies gilt z. B. von Treppen, Kellern, Telefonzellen, Klosett- und insbesondere auch von Lagerräumen, in denen besonders leicht entzündliche Stoffe lagern. Auch in Schlafzimmern und besonders in Kinderzimmern ist das mildere und reichlich genügende Licht der Konstra-Elemente unbedingt den großen und grellen elektrischen Lampen vorzuziehen. Dort aber, wo ein Elektrizitätswerk überhaupt nicht vorhanden ist, oder wo z. B. wegen der hohen Kosten ein Anschluß an das Werk nicht möglich ist, gibt es keine idealere und vorteilhaftere



und für Schlaf- und Kinderzimmer sicherere und hygienische Beleuchtung als eine solche mit Konstra-Elementen. Be-

merkt sei noch, daß die Elemente erst dort an Ort und Stelle nur mit Wasser gefüllt werden und also immer unverbraucht und absolut neu in die Hand des Verbrauchers kommen. Jeder Laie kann ohne besondere Fachkenntnisse mit diesen absolut ungefährlichen Elementen (ohne Säure) umgehen. Für den Export ist es wichtig, noch zu erwähnen, daß die Konstra-Elemente auch absolut frostsicher und tropenfähig sind, und hatten wir Gelegenheit, eine große Anzahl höchst lobender Anerkennungen aus allen Weltgegenden bei der Firma Konstruktionswerk Bingen einzusehen.

Dauerfedern. Überall liegt das Bestreben vor, durch Verbesserungen an den nötigen Werkzeugen Zeit zu ersparen. Wo früher Hunderie von Arbeitern mühsam unter großen Kraftanstrengungen eine Arbeit zu verrichten hatten, wird diese jetzt von sinnreich durchdachten maschinellen Einrichtungen in kürzester Zeit zur Ausführung gebracht. Auch für diejenigen Arbeiten, die noch von Hand ausgeführt werden müssen, stehen dem Arbeiter jetzt so vervollkommnete Werkzeuge zur Verfügung, daß hierdurch seine Leistungsfähigkeit bedeutend gesteigert worden ist. Hierzu gehören auch: die Schreibmaschine, der Füllfederhalter, die Dauerfeder. Die Schreibmaschine hält ihren Siegeslauf über alle Kulturstaaten, ist aber teuer. Der Füllfederhalter, ebenfalls ein viel gebrauchtes Schreibgerät, ist nicht teuer, besitzt aber Mängel, die vielen den Gebrauch verleiden. Die Dauerfeder nimmt unter den Schreibgeräten

Bilz'

Sanatorium

Dresden-Radebeul



Gute Heilerfolge. Prospekte frei

Herzliche Leitung } Dr. med. Paul Aschke
Sanitätsrat Dr. Bilfinger || Unvergleichlich schöne Lage mit wundervollem Naturpanorama.
Bilz' Luft-Bad. Größte und schönste Licht-Luft-Badestätte Europas. 300 000 qm groß.
Internationaler Besuch.
Undosa Wellenbad. Rollschuhbahn 2500 qm. 5 große Schwimmbassins — Spiel- und Sportplätze.

Godessberg

Töchterpensionat
I. Ranges
Frau Dr. Brown
b. Bonn a. Rh.

München Töchterpensionat mit
höch. Mädchenschule u.
Frauenschule; auch Ausbildung in
einz. Fächern. Schönst. Lage Münchens (VIII).
Näh. durch Frau Direktor Sickenberger, Tragerstraße 44.

Technikum Bingen a./R.
Maschinenb. Elektrof. Automob.
Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chauffeurkurse.

Privat-Real- und Handelsschule
v. Dr. Kramer, Harburg (Elbe). Halbjahrs- u.
Jahresk. z. kaufm. Ausbildg. bzw. z. Einj.-Ex.

Polytechnisches Institut
Arnstadt i. Thür.
Masch.- u. Elek-
tro-Ing., Chemie, Gas u. Wasser, Bauingenieur.

Eau de Cologne.

Grundessenz, nach altem Rezept
hergestellt, wie beste Kölner Marke,
ergibt ohne Filtration ein Kölnisch
Wasser von köstlicher, bleibender
Frische und lieblichem Geruch.
20 g für 1 Liter Spiritus erforderlich.
1 kg Essenz M. 50.—
H. Huvertz & Co., Köln-Rodenkirchen.

Nordseebad

Scheveningen

via Emmerich.
Man verlange Prospekt.

Detmold.

Teutoburgerwald.

Eigene große Villa mit Garten und Turnplatz nahe
am Wald. Vorzügl. Pflege und Erziehung. — Tennis, Sport, Bäder. — I. Referenzen.
Näh.ere Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin **Frau Dr. med. Benzler.**

Töchterheim Benzler. Pensionat I. Ranges

1. In- u. Ausländerinn.
a) Beste wissenschaftliche Fortbildungskurse für
noch schulpflichtige u. erwachsene junge Mädchen.
Stunden wahlfrei.

b) Höhere Koch- und Haushaltungsschule.
I. Lehrkräfte.

Marie Voigts Institut, Erfurt.

Fach- und Haushaltungsschule:

Abteilung: Frauenschule. Jahreskurse.
Abteilung: Haushaltungsschule. Viertel- und Halbjahrskurse.

Seminar für technische Lehrerinnen:

Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. } Staatliche Prüfungen im Institut.
Handarbeitslehrerinnen.
Turnlehrerinnen (staatl. Prüfung in Erfurt).
Internat für alle auswärtigen Schülerinnen.

Neuer ausführlicher Prospekt.

Marie Voigt

Landschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevoller
individuelle Erzieh. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbständigkeit, Pflichttreue u.
Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport.
Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u.
Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. näh. Ausk. d. A. Kramer, Direktor.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.



Weck's
Konserven-Gläser
und Apparate

weltbekannt durch ihre
Güte und Preiswürdigkeit.

Neuheit!
Fruchtsaftseier

zur Gewinnung von Säften durch
Dämpfen. Preis 5.50 M.

J. WECK, G. m. b. H.,
Baden **Öfflingen** W 127.

eine Sonderstellung ein. Sie ist weder teuer, nicht teurer als eine gewöhnliche gute Schreibfeder, noch hat sie Mängel, besitzt aber die Fähigkeit, so viel Tinte aufzunehmen, um eine ganze Seite damit beschreiben zu können. Die Adhäsion des Stahles wird hier in der einfachsten Weise nutzbar gemacht. Die Art, wie dieses geschieht, ist das Resultat sinnreich durchdachter Technik. Die Firma Schagen & Co. in Aachen bringt diese Dauerfedern auf den Markt.

Die Verwendung künstlicher Kälte ist selbst für die kleinsten Betriebe der Nahrungs- und Genußmittelbranche ein unbedingtes Erfordernis geworden, und ein rationelles, gewinnbringendes Arbeiten ohne künstliche Kälte ist kaum mehr denkbar. Eine moderne, sachgemäß angeordnete Kühlmaschinen-Anlage, wie solche die Kältemaschinen-Gesellschaft m. b. H. Düsseldorf als Spezialität

liefert, schützt vor Verlusten, da sie das Verderben der Waren verhindert. Die maschinelle Erzeugung von Kälte macht unabhängig vom Eislieferanten und von den Zufälligkeiten der Natureisgewinnung. Die gewünschte Kälte steht je nach Bedarf sofort zur Verfügung. Die Kühlraumluft ist stets tadellos frisch und keimfrei und jeder gewünschte Feuchtigkeitsgrad dauernd gewährleistet. Da die Waren ohne weiteres in den Kühlräumen wochenlang in tadelloser Beschaffenheit aufbewahrt werden können, so ist die Möglichkeit gegeben, durch Gelegenheits-Ein- und -Verkäufe günstige Marktlagen auszunutzen. Die Anschaffungskosten derartiger Anlagen für Klein- und Mittelbetriebe sind gegenüber den vielen Vorteilen, die sie bringen, durchaus mäßig, und diese Kühlanlagen können, wenn sie zweckmäßig disponiert sind, den Wettbewerb mit großen Kühlhäusern sehr wohl aufnehmen.

Mühle „Ideal-Perplex“
3300 St. in kurz. Zeitverkauft. ■ Beste Mahlmühle. Patent. l. all. Kulturstaat. Unerreichte Leist., keine Sicht., geringst. Kraft- u. Raumbedarf. Maschinen - Fabrik - Gesellschaft. Alpine Ausschliessliche Spezialfabr. f. Zerkügs. u. Transp.-Anl. Augsburg U. 2.

Eau de Cologne - Rezept.

Sehr alte Kölnisch-Wasser-Vorschrift preiswert zu verkaufen, ein Kölnisch Wasser von herrlichem, anhaltendem, erfrischendem Geruch (lieblichem, diskretem Aroma), ergebend. Probe gegen Einsendung von M. 1.— Näheres unter Ka 338 August Scherl, G.m.b.H., Köln.

F. Silva & Comp., Pará, Brasilien
Caixa Postal 435
sucht Repräsentation von leistungsfähig. Fabriken und Exporthäusern.

Verwenden Sie nur:
Monopol Backpulver.
Unübertroffene Triebkraft!
Etwas Besseres gibt es nicht!
Fast unbegrenzt haltbar infolge seiner eigenartigen Verpackung. In manchen überseeischen Ländern das best-eingeführte und beliebteste Backpulver. Machen Sie einen Versuch.
Fabr. **H. Steeb, Würzburg N 26.**
Kgl. B. Hoflieferant.

Meyer Aristostigmate
D.R.P.
sind Universal-Anastigmate
höchster Leistungsfähigkeit
für Momentaufnahmen, Porträts,
Gruppen, Landschaft, Farben-
photographie, Reproduction.
Katalog N° 83 kostenlos.
Optisch-Mech.-Industrie-Anstalt
Hugo Meyer & Co. Goerlitz
F: 4 - F: 5.5 - F: 6.8

Deisler & Funke
Hamburg
Därme - Boyaux
Casings - КишКи

Buntfarbiger Katalog
Katal. d. sämtl. Musikinstr.
an jederm. grat. u. franko.
Robert Huser, Neuenrade Nr. 301.

Otto Weber's
Trauermagazin **BERLIN W.**
Mohren-Str. 45
Kostüme · Mäntel · Blusen · Röcke · Hüte.
Sämtliche Artikel für Beerdigungszwecke.

Gynin **Wasserlösliches antiseptisches Spülpulver**
f. Irrigator, Bidet u. Frauen-
duschen. Kart. à M. 1.- u. M. 2.- mit 40% Rab. **H. Unger, Chem. Lab., Berlin NW7, Friedrichstr. 91 92.**

Angel-Geräte
Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb.
geg. M. 1.— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

Provisions-Reisende

gut eingeführt, welche Schlosser
Schmiede, Klempnereien, Instal-
lationsgeschäfte, Fabriken be-
suchen, gegen hohe Provision ge-
sucht. Große Verdienstmöglichkeit.
E. Hupertz & Co., Rodenkirchen b. Köln.

YRUMEN-

Tabletten, das Neueste, das Wirksamste
bei vorzeitiger Kräfteabnahme. Preis
Mark 6.—. Aerztliche Broschüre ver-
schlossen gratis und franko. Haupt-
depot: Löwenapotheke, Regensburg C 15.
München, Sonnenapotheke, Karlsplatz 11.
Oesterr.-Ung.: Budapest, Marien-Apotheke.

Ballen-
PRESSEN für
Baumwolle u.
alle anderen
faserig. Stoffe
Ph. Mayfarth & Co.
Frankfurt am Main · Berlin N 4
Mailand · Moskau · Paris

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: 5 Nonpareille-Zellen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

A **bezeichnen** Plaketten, Preismedaillen, Berliner Medaill., Münze O. Oertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 13.

A **FRANA-Nähmaschinen** aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. Biesolt & Locke, Meissner Nähmaschinen-Fabrik, Meissen.

A **Ikoholfreie Natur-Weine**
Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte.
Ohne Konservierungsmittel — Tropenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10 (Rheinland).

A **luminium-Kochgeschirre** in dauerhafter Ausführung, sowie sonst. Massenartik. nach Muster od. Zeich. Preisl. grat. u. fr. Colla-Meißner Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Hermann, Meissen-R.

Beste englische
ANGELGERÄTE
liefert
Karl Zimmermann
Angelgeräte Köln
Jugend Preisliste
grat. u. franko

A **nsichtskarten**
nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen
Glass & Tuscher, Leipzig 150

A **nsichts-Postkarten** (nur Extra-Anfert. v. Ansicht nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezialausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark. **Karl Braue & Co., Kunstst., Berlin 542, Ritterstr. 24.**

A **utogene Schweiss- und Schneid-Apparate** bewährter Konstruktion liefern: **Künneht & Knüchel, G. m. b. H., Magdeburg 2.**

A **utomobile, Lloyd-Wagen** Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.

A **UTOMOBILE LUXUS u. LAST** VOLLSTÄNDIGSTE KONSTRUKTION LIEFERUNG u. REPARATUR
PAUL MEINICH FÖRDELS WERKE

Jndulky's Puddingpulver
Hamburger Rote Grütze
Jndulky's Vanillinzucker
Allbekannt als beste Fabrikat
M. Gess & Jndulky & Co. Hamburg 49

B **aumkuchen** Spezialgeschäft
Max Sellge, Berlin W., Kurfürstenstraße 71.
à Pfund versandt. (Bleicheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

B **aumkuchen-Spitzen** (D. R. W. Feinstes Dessert-Gebäck! 153 109). In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2,40 exkl. Porto. **Albert Marius, Cöthen, Anhalt.**

B **eiprodukte Koksöfen**
nach d. Verfahr. Dr. Theodor v. Baner, Tautenburg i. Th. Größte Vereinfach. Rationell. Ausnutzungsmöglichkeit.

DIE-WOCHE

Nummer 29.

Berlin, den 20. Juli 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 29.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1191
Stadt und Kaufmann. I. Von Ministerialdirektor Dr. F. Freund	1191
Das Reisehandbuch. Von Dr. Ernst Brand	1194
Die seine Bilztüche. Von Greta Warnege	1195
Momentaufnahmen von unterwegs. Von Ernst Botthoff	1196
Unsere Bilder	1197
Die Toten der Woche	1198
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1199
Familie Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1207
Das Sehenlernen. Von Fritz Stowronnet	1213
Das lippische Fürstenhaus. Von Paul Hindenberg. (Mit 7 Abbildungen)	1214
Das Waderanerthal. Von Anton Krenn. (Mit 5 Abbildungen)	1219
Commer. Gedicht von Ernst Rosmer	1223
„Be Morje“. Skizze von Margot Isbert	1223
Die ersten lebend eingeführten libanesischen Zwergkußpferde. Von Oskar de Beaug. (Mit 5 Abbildungen)	1226
Bilder aus aller Welt	1230



Die sieben Tage der Woche.

11. Juli.

Die „Hohenzollern“ mit dem Kaiser an Bord trifft in Bergen ein.

Der deutsche Reichskanzler reist von Petersburg nach Moskau ab.

Der Vizechef des türkischen Großen Generalstabs Hadj-Bascha nimmt seinen Abschied.

Die französische Kammer nimmt das deutsch-französische Abkommen über die Staatsangehörigkeit in den ausgetauschten Gebieten Nequatorialafrikas an.

12. Juli.

Die in Larudant befindlichen Deutschen werden vom Prä-tendenten des Süsgebiets ausgewiesen.

In Washington wird der formelle Protest Englands gegen die geplante Bevorzugung amerikanischer Schiffe bei Benutzung des Panamakanals überreicht.

In der belgischen Kammer kommt es bei der Debatte über das Wahlergebnis zu stürmischen Angriffen gegen die Regierung und die klerikale Partei.

13. Juli.

Der Kaiser geht von Bergen aus nach Mosbe in See und langt daselbst abends an.

Einer sehr optimistischen Friedensrede Lloyd Georges wird vom Präsidenten der Bank von England energisch widersprochen, indem er auf die durchaus nicht günstige Finanzlage Englands hinweist.

Der Luftkreuzer „Victoria Luise“ unternimmt von Hamburg aus eine nächtliche Meerfahrt, die erste längere Seefahrt, die ein Luftschiff ausgeführt hat.

14. Juli.

Der Kaiser stiftet eine Kolonialdenkmünze für die Teilnehmer an den militärischen Unternehmungen in den deutschen Schutzgebieten.

Der Reichskanzler trifft in Warschau ein.

Das 50. Jubelfest des Deutschen Schützenbundes in Frankfurt a. M. wird durch eine Rede des Prinzen Heinrich eröffnet.

Der türkische Minister des Innern Hadysch-Adil reicht seinen Abschied ein.

Der Bright-Pilot Abramowitch startet mit Hadstatter als Passagier in Johannistal zum Fernflug Berlin-Petersburg. Aus dem peruanischen Gummigebiet kommen Berichte unerhörter Greuelthaten englischer Beamten gegen Eingeborene.

15. Juli.

Der Reichskanzler Dr. v. Bethmann Hollweg kehrt aus Rußland nach Berlin zurück.

Die türkische Kammer spricht mit 194 gegen 4 Stimmen dem Ministerium ihr Vertrauen aus.

16. Juli.

Aus Nordamerika kommen Nachrichten über Wirbelstürme, die in verschiedenen Staaten großen Schaden angerichtet und mehrere Ortschaften gänzlich vernichtet haben. Mehrere hundert Personen sind umgekommen.

Mahmud Muthar-Bascha, der frühere türkische Marine-minister, nimmt die Wahl zum Kriegsminister an. (Portr. S. 1193).

Aus Konstantinopel kommt die Nachricht, daß in Brischina die Garnison mit der aufständischen Bevölkerung gemeinschaftliche Sache gemacht hat.

Aus Wien wird über einen peinlichen Zwischenfall an der serbischen Grenze bei Temesvar berichtet. Ein reichsdeutscher Offizier, der eine Bootsahrt auf der Donau machte, wurde von Serben zum Landen gezwungen und in die Kaserne abgeführt, wo er Beleidigungen ausgelegt war. Es soll wegen des Vorfalls eine diplomatische Intervention eingeleitet werden.

17. Juli.

Der russische Generalkonsul in Kaschpar meldet, daß in dem Dorfe Ichira im chinesischen Kordistan 76 russische Staatsangehörige erschossen worden sind. Die chinesische Regierung hat sich sofort bereit erklärt, volle Sühne zu schaffen.

☛

Stadt und Kaufmann.

Von Ministerialdirektor Dr. Fr. Freund.

I. Die Stadt als Kaufmann.

Es ist beinahe ein Menschenalter her, als die Gesellschaft der Fabier ihre kommunal-sozialistische Revolution in den Städten Englands begann. Ihr Doppelziel lag in der Richtung einer kommunistischen Bodenreform und einer Ersetzung privatkapitalistischer Monopolbetriebe (Gas-, Wasserwerke, Trambahnen usw.) durch städtische Regieunternehmen. Die Heftigkeit dieses Kampfes, der wohl die interessanteste Erscheinung der modernen Kommunalpolitik bildet, war in einem Land, dessen kommerzielle und industrielle Entwicklung seit Menschen-gedenken eine streng individualistische gewesen ist, nichts Auffallendes. Es ist niemals bestritten worden, daß die Wirklichkeit der Fabier, der bewußten Nachfolger des römischen Taktikers Fabius Cunctator, eine sehr bedeutende gewesen ist. Ziehen wir die Bilanz des letzten Menschenalters, so müssen wir im großen ganzen einen Sieg des Regieprinzips in der städtischen Verwaltung Englands anerkennen, während freilich auf dem Gebiet der Bodenreform nur sporadisch von Erfolgen der Fabier gesprochen werden kann. Noch zittert der gewaltige Kampf in der bündereichen Literatur über „Municipal

trading“ nach, in der sich häufig sowohl auf Seiten der Sozialisten als auch auf Seiten der Individualisten, hier z. B. bei dem Banquier Lord Moeburg, ein bemerkenswertes Maß von Oberflächlichkeit breitmacht. Gilt bei dieser Gruppe die Stadt als vollkommen unfähige Trägerin eines industriellen Unternehmens, so bedeutet bei jener das Regieprinzip das wahre kommunalpolitische Paradies, das die Möglichkeit einer Fortentwicklung ausschließt.

Im Gegensatz zu den Fabiern in England ist es den Independents und Allemanisten in Frankreich nicht gelungen, irgendwie bemerkenswerte Fortschritte mit ihren verwandten Bestrebungen in den französischen Städten zu machen. Nur vereinzelt tritt hier eine kommunalsozialistische Entwicklung hervor; wo sie von Interessenten angefochten wird, hat der Conseil d'Etat mittels einer ausgesprochen antisozialistischen Judikatur verhindert, daß die Städte solche Betriebe in Regie übernehmen, die ebensogut von Privatunternehmern geleitet werden können. Seltsam mutet es den deutschen Kommunalpolitiker an, wenn er in den Urteilen des französischen Staatsrats liest, daß mit dieser Motivierung französischen Städten die Übernahme der Lichtversorgung, die Errichtung städtischer Gas- und Elektrizitätswerke, ja die Übernahme von Abfuhrbetrieben in städtische Regie als außerhalb der Aufgaben der Stadt liegend untersagt worden ist.

Und Deutschland? Die Geschichte der deutschen Gemeinde zeigt deutliche Züge des Gemeineigentums und des Gemeinbetriebs. Die Entwicklung der Markgenossenschaft zur Landgemeinde, der sie den gemeinschaftlichen Wald, die gemeinschaftliche Weide, die Allmende vermachte, bekräftigt dies für das platte Land. Für die Stadt haben wir den Beweis in ihrem schon im Mittelalter ausgebreiteten Eigengrundsbesitz, in ihren uralten städtischen Kaufhäusern, Hafenbetrieben, Marktbuden, Fleisch-, Fisch-, Brotbänken — deren Auferstehung wir in den modernen Fisch- und Fleischverkäufen unserer Städte erleben — in ihren kommunalen Mühlen, Ziegeleien, Steinbrüchen, Bleichen, Färbereien, Schmelzhütten, Wäge- und Meßanstalten, in ihren Leihämtern, Sparkassen, Leibrentenanstalten, in ihren städtischen Friedhöfen. Auf dieser Grundlage konnte sich das bodenreformerische und das Regieprinzip viel ungestörter entwickeln als z. B. in England mit seiner oligarchischen Bodenverteilung und seinen privaten Monopolbetrieben. Darum sind wir auch, von Ausnahmen abgesehen, glücklicherweise davor verschont geblieben, daß der Streit um diese Prinzipien zu ähnlich heftigen Parteigegensätzen ausartete, wie wir sie in England kennen gelernt haben. Dieser ruhige Fluß der Entwicklung in der deutschen Kommunalpolitik spricht sich namentlich in der konstanten Rechtsprechung unseres Oberverwaltungsgerichts aus, das — in bemerkenswertem Gegensatz zur Rechtsauffassung des französischen Staatsrats über die Aufgaben der französischen Gemeinden — für den Aufgabenkreis der deutschen Gemeinde das Prinzip der Universalität in Anspruch nimmt: „Nach gemeinem deutschen Recht verfolgt die Gemeinde nicht einen mehr oder weniger vereinzelt Zweck, sondern hat die Bestimmung, alle Beziehungen des öffentlichen Lebens in sich aufzunehmen. Die Gemeinde kann hiernach alles in den Bereich ihrer Wirksamkeit ziehen, was die Wohlfahrt des Ganzen, die materiellen Interessen und die geistige Entwicklung der einzelnen fördert. Sie kann gemeinnützige Anstalten, die hierzu dienen, einrichten, übernehmen und unterstützen.“ Das hat nun

die deutsche Gemeinde und namentlich die deutsche Stadt in weitem Umfang getan. Abgesehen von den Unterrichtsanstalten verschiedenster Art sind hier aus der Zahl der gewerblichen Betriebe namentlich die Wasser-, Gas-, Elektrizitätswerke, Trambahn-, Hafen-, Sparkassen-, Grundcredit-, Theater-, Gastwirtschafts-, Badebetriebe zu nennen. Damit ist die deutsche Stadt auf weit ausgedehnteren Gebieten als früher zum Kaufmann geworden. Dant dem segensreichen Grundsatz der Selbstverwaltung kann sie zeigen, ob sie dieser Rolle gewachsen ist.

Oberflächliche Beurteiler bejahen oder verneinen dies auf Grund sporadischer Beobachtungen. Der Gewissenhaftere sagt sich nach dem nüchternen Pandektenwort: *distinguendum est*. Danach wird er sachliche und persönliche Unterscheidungen machen. In sachlicher Beziehung wird er Betriebe als besonders geeignet für das Regieprinzip erkennen, die ihrem Gegenstand nach die Förderung der Gesundheit, des Verkehrs, die wirtschaftliche und geistige Hebung der breiten Massen der Bevölkerung bezwecken, bei denen aus diesem Grunde die Gebührenrentarife eine besondere soziale Bedeutung haben, und darunter wieder besonders solche, die den Eigenkonsum der Gemeinde befriedigen, ihre Wege in Anspruch nehmen müssen und endlich in der Bevölkerung einen ausreichenden Verbraucherkreis finden.

In persönlicher Beziehung wird als weitere Voraussetzung für die Zweckmäßigkeit des Regiebetriebes gefordert werden müssen, daß in der Verwaltung und Vertretung der Gemeinde genügend sachverständige und gemeinnützige Personen vorhanden sind, denen die Leitung und Mitverwaltung des Betriebes anvertraut werden kann. Fehlt es an diesen sachlichen oder persönlichen Voraussetzungen, so ist das Regieprinzip in der Regel nicht am Platze.

Aber selbst wenn alle die genannten Voraussetzungen zusammentreffen, gilt es, noch einige gefährliche Klippen zu vermeiden. Zunächst wirkt die Organisation der Gemeindebehörden wie ein System von Hemmungen auf einem Gebiet, auf dem sich in ganz besonderem Maß die freie und schnelle Beweglichkeit, die das Geheimnis kaufmännischer Erfolge ist, entfalten sollte. Welchem Kaufmann würde es gelingen, mit einer kühnen, spekultativen Idee in Versammlungen, wie sie Deputationen, Ausschüsse, Stadtverordnetenversammlungen und Magistratsrat darstellen, durchzubringen? Noch gefährlicher wirkt die Eingliederung eines größeren Arbeiter- und Beamtenpersonals, wie es mit industriellen Unternehmungen verbunden ist, in den Mechanismus der Gemeindeverwaltung. Wenn die Fragen der Löhne, der Arbeitszeit, der Koalitionen in die Verhandlungen der Stadtverordnetenversammlung geworfen und dort zu Parteiangelegenheiten und Wahlparolen gestempelt werden, ist die Entwicklung eines städtischen Betriebes stark gefährdet.

Unter diesen Umständen ist selbst auf dem historisch gut vorbereiteten Boden der deutschen Stadt ihre Rolle als Kaufmann keine einfache. So gut sie in einer Reihe von Städten gespielt worden ist, so beginnen sich in andern Symptome einer Entwicklung zu zeigen, die zwar nicht auf einen Rückfall in das privatkapitalistische Prinzip, wohl aber auf eine Kombination des sozialistischen mit dem individualistischen Wirtschaftsgrundsatz, auf die Organisation einer „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“, hindeutet. Diese Kombination soll uns in dem folgenden Aufsatze beschäftigen.

II. Die Vereinigung der Stadt mit dem Kaufmann in der „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“.

Bringt die Eingliederung gewerblicher Monopolbetriebe in den Mechanismus der Gemeindeverwaltung nach dem Programm der Munizipalisten eine Reihe von Gefahren mit sich, so gilt das gleiche von der Überlassung solcher Betriebe an die Privatindustrie. Ein typischer Beweis für die letztere Behauptung ist die Leidensgeschichte der Wasserversorgung Londons bis zum Beginn unseres Jahrhunderts, der ihre Kommunalisierung in dem Metropolitan Water Board brachte. Die Aktiengesellschaften, die bis dahin die Wasserleitung der Stadt betrieben und sich nach scharfen Konkurrenzkämpfen zu einem Kartell verbanden, haben jahrzehntelang zugunsten ihrer kapitalistischen Interessen die Bedürfnisse der Bevölkerung in bezug auf Quantität, Qualität, Druck und Preis des Wassers mißachtet und gesetzgeberischen Anläufen zur Kommunalisierung erfolgreich widerstanden. Ähnliche Mißstände weist die Geschichte der Gasversorgung Londons auf; hier mußte die Gesetzgebung einschreiten, um eine Verringerung der übermäßig hohen Dividenden herbeizuführen, die die Gas-Aktiengesellschaften auf Kosten der Einwohnerschaft aus der Gasbeleuchtung erzielten. Es ist nützlich, den Lobpreisungen der englischen Individualisten, z. B. des schon erwähnten Lord Avebury, gegenüber an diese geschichtlichen Vorgänge auf dem Gebiet der gepriesenen privatkapitalistischen Monopolbetriebe zu erinnern. Uns Berlinern liegt hier das Beispiel der Straßenbahngesellschaften nahe; ohne eine Stellung in der Frage zu nehmen, in welchem Maß ihre Leitung auf die Bedürfnisse der Bevölkerung Rücksicht genommen hat, dürfen wir behaupten, daß die jahrelangen Kämpfe zwischen der Stadtverwaltung und der „Großen Berliner“ ein Schulbeispiel dafür bilden, wie es auf dem Gebiet des Verkehrs nicht hergehen darf.

Die innige Interessengemeinschaft, die zwischen der Stadt als Vertreterin des öffentlichen Interesses, nämlich des Interesses der städtischen Bevölkerung einerseits und den Betrieben der Wasser-, Gas-, Elektrizitätswerke, der Trambahnen, der Realcreditanstalten, der Terraingesellschaften usw. andererseits besteht, kommt bei dem System reiner privatkapitalistischer Ausbeutung nicht genügend zum Ausdruck. Dementsprechend hat die Entwicklung in den Städten, in denen man von einer Munizipalisierung der Betriebe im Hinblick auf die mit ihr verbundenen Gefahren absah, zwei Formen der Annäherung zwischen Stadt und Betrieb ausgearbeitet: die Form des Vertrags und die der Beteiligung. Im Vertragswege pflegen sich die Städte neben einem Einfluß auf die Gebührenhöhe (Wasser-, Gas-, Elektrizitätszins, Fahrpreis) oder auf die Ausdehnung der Versorgungsbezirke auch eine Beteiligung am Gewinn und ein Ankaufsrecht in bezug auf die Anstalt vorzubehalten. Dies Vertragssystem krankt an einem zweifachen Mangel. Einmal bietet es nur die Möglichkeit einer teilweisen und gelegentlichen Einwirkung der Gemeinde, es fehlt aber an dem Zusammenarbeiten von Gemeinde und Privatkapital im Betrieb, das allein eine Durchdringung der beiderseitigen Interessensphären ermöglicht; des weiteren verlangt es von der Gemeinde meist auf Jahrzehnte hinaus eine bestimmte Bezeichnung und Beschränkung der Vertragsrechte. Jeder Praktiker aber weiß, wie wenig bestimmbar die Berührungspunkte eines Monopol-

betriebes mit der kommunalen Interessensphäre auf so lange hinaus sind. Welche Gemeindeverwaltung kann im Moment des Vertragsabschlusses mit einem Elektrizitätswerk die Wandlungen der Technik, die Konkurrenzmöglichkeit gegenüber andern Beleuchtungsanlagen, z. B. Gaswerken, die Verhältnisse zu Schnellbahnen in einem Maß übersehen, das einen genügenden Schutz der kommunalen Interessen durch vertragliche Sicherung gewährleistet?

Deshalb tritt immer mehr die Beteiligung der Gemeinden an dem privaten Betrieb hervor. Abgesehen von einzelnen lokalen Bildungen, wie z. B. von der Emscher-Genossenschaft — in der Gemeinden, Kreise und Privatindustriewerke zum Zweck genossenschaftlicher Entwässerung in den Emscherfluß zusammengeschlossen sind — kennen wir eine Beteiligung der Gemeinde nur in der Form der Erwerbsgesellschaften des Handelsrechts, insbesondere der Aktiengesellschaften, Gesellschaften m. b. H. und der eingetragenen Genossenschaften. Bei dieser Form des Zusammenarbeitens von Gemeinde und Privatkapital werden die Mängel vermieden, die dem Vertragssystem anhaften; an ihrer Stelle schleicht sich aber ein anderer ein. Die Gemeinde ist als Aktionärin, Gesellschafterin, Genossin dem Majoritätsprinzip innerhalb der Gesellschaft unterworfen, in der Aktiengesellschaft oder der G. m. b. H. dem Prinzip der Aktien- bzw. Geschäftsanteilsmajorität, in der Genossenschaft dem der Genossenmajorität. Wird sie in wichtigen Fragen überstimmt, so gerät sie unter Umständen in bedenkliche Konflikte mit den Steuerzahlern, die den Aktien-, Anteils- usw. beizug aufgebracht haben. Man wende nicht ein, daß diese Gefahr beseitigt werden könne, wenn die Gemeinde die Aktien- oder Anteilsmajorität erwirbt! Denn dann wird das Privatkapital desinteressiert und will gemeinschaftlich das Risiko des Betriebes nicht weiter tragen.

Hier setzt die Idee ein, die ich kürzlich in einem Aufsatz (Deutsche Juristenzeitung, Nummer vom 15. September 1911) erörtert habe, und die eine Anpassung der geltenden Formen der Erwerbsgesellschaften an die Bedürfnisse bezweckt, die sich aus einer Beteiligung der Gemeinden (Kreise, Provinzen, Zweckverbände) ergeben. Neben die kapitalistischen Faktoren in der Struktur der Erwerbsgesellschaften soll als gleichberechtigter Faktor das öffentliche Wohl treten. Nach diesem Vorschlage soll durch Reichsgesetz einer Gemeinde oder einer ihr gleichgestellten öffentlichen Korporation, die an der Gründung einer Aktiengesellschaft oder einer G. m. b. H. oder einer eingetragenen Genossenschaft beteiligt ist, das Recht eingeräumt werden, zu beantragen, daß sie durch den Gesellschaftsvertrag (Statut) 1. einen Sitz im Aufsichtsrat, 2. ein Widerspruchsrecht gegen Beschlüsse jedes Organs der Gesellschaft (Genossenschaft) wegen Verletzung der kommunalen Interessen erhalte; der hierdurch entstehende Konflikt soll durch ein Schiedsgericht ausgetragen werden, das aus einer gleichen Zahl von Vertretern einerseits der beteiligten Kommune, andererseits der privaten Gesellschafter und einem beiderseits zu wählenden Vorsitzenden zusammengesetzt wird.

Diesen Vorzugsrechten der Kommune soll ihre Pflicht korrespondieren, der Gesellschaft bzw. Genossenschaft sowohl im Bedarfsfall den erforderlichen Kredit durch Kommunalobligationen, also mündelsicher, zu gewähren als auch die Dienste ihrer Beamenschaft unentgeltlich zur Verfügung zu stellen. Die Vereinbarung weiterer Leistungen der Kommune ist nicht ausgeschlossen.

Derartige Gesellschaften (Genossenschaften) sollen die Bezeichnung „gemischte wirtschaftliche Unternehmung“ (g. w. U.) erhalten.

Der große Vorzug dieses Gesellschaftsprinzips liegt darin, daß einerseits die Gefahren des reinen Regieprinzips vermieden, andererseits die Vorteile eines Zusammenarbeitens von Kommune und Privatkapital erreicht werden, indem jene in die Lage versetzt wird, einen Betrieb lukrativ nach kaufmännischen Grundsätzen zu führen, dieses der wohlthätigen Kontrolle durch die Kommunalverwaltung unterworfen wird. Die neue Form, in der Sozialismus und Individualismus, die beiden erbitterten Gegner in unserm Wirtschaftsleben, sich versöhnen, kann zu einer wichtigen Mission in der Kommunalpolitik — und da in der Gesellschaft an Stelle der Gemeinde auch der Staat mit dem Privatkapital sich verbinden kann, auch in der staatlichen Politik — berufen sein. Schon ist in der Stadt Rhendt auf dem

Ummwege von Verträgen, weil es bisher an der reichsgesetzlichen Grundlage fehlt, eine „gemischte wirtschaftliche Unternehmung“ zur Elektrizitäts- und Gasversorgung von der genannten Stadt und der Deutschen Continental-Gasgesellschaft zu Dessau gegründet worden, in die beide, die Stadt und die Gesellschaft, ihre Elektrizitäts- bzw. Gasanstalten eingebracht haben. Sicherlich werden andere ähnliche Bildungen folgen, wie aus einer Reihe schwebender Verhandlungen zu erkennen ist.

Dann wird es an der Zeit sein, der Schaffung der reichsgesetzlichen Form näher zu treten, die das Ziel verfolgen muß, einen Zwischenbau zwischen dem Regie- und dem Privatsystem auf dem Boden organischen Zusammenarbeitens der öffentlichen Körperschaft und des Privatkapitals zu errichten.

Später soll noch erörtert werden, wie die Wohnungs- und Bodenfrage in Kommunen durch die „gemischte wirtschaftliche Unternehmung“ gefördert werden kann.

Das Reisehandbuch.

Von Dr. Ernst Frand.

Nur verhältnismäßig wenige, durch Geburt oder Vermögen bevorzugte Menschenkinder sind in der angenehmen Lage, sich auf der Reise in die weite Welt hinaus eines Reisemarschalls bedienen zu können: eines erfahrenen und weit herumgekommenen Herrn, der Land und Leute des Reiseziels längst genau kennt, der das Gepäck besorgt, mit den Zollbeamten verhandelt, im Hotel schöne Zimmer belegt, aus dem großen Portemonnaie alles bezahlt und ängstlich darüber wacht, daß seinem Schützling unterwegs nichts Unangenehmes passiert, daß er sich um nichts zu kümmern braucht und doch alles Sehenswürdige sieht und alles Hörenswerte zu hören bekommt. Sehr selbständige und unternehmungslustige Menschen würden es freilich nicht einmal erwünscht finden, wenn ihnen so alles Beschwermliche und Unerwartete auf ihrer Reise von erfahrenen Händen abgenommen wird, wenn alles programmäßig verläuft, alles wie am Schnürchen geht: sie würden ein gut Teil Romantik des Reisens entbehren zu müssen glauben. Aber auch sie nehmen gern die Dienste eines andern Reisemarschalls in Anspruch, mit dem sich die überwiegende Mehrzahl reisender Menschen begnügen muß: des Reiseführers nämlich, des gedruckten, mit Karten und Plänen ausgestatteten Reisehandbuchs.

Dieser Reisemarschall ist zwar nicht lebendig, aber trotzdem ein Ideal. Er sorgt für dich, wie ein lebendiger es nicht besser könnte. Er sagt dir, wo du absteigen sollst, wie du dorthin gelangst, wieviel du für dein Zimmer bezahlen mußt. Er nennt dir ein gutes Restaurant, entwirft dir im fremden Land die Geheimnisse der Speisekarte, schlägt dir ein angenehmes Getränk vor und sagt dir, wieviel Trinkgeld man von dir erwartet. Was von den Sehenswürdigkeiten des Sehens würdig ist, wie du hinkommst, wann du hin darfst, was es kostet, und wo es nichts kostet —: dies alles teilt dir dein gedruckter Reisemarschall mit, und zwar nie mit aufdringlichem Rat, sondern alles ganz unverbindlich, unmaßgeblich und es schließlich deinem freien Ermessen distret anheimstellend. Falls du es wünschst, wartet er dir auch mit historischen, geographischen, mit ästhetischen Tatsachen auf — so gründlich und sachlich, wie es ein lebendiger Professor, mit dem

du etwa die Reise zusammen machst, gleichfalls nicht besser, nicht unaufdringlicher tun könnte.

Der Umgang mit Reisehandbüchern ist dem Menschen nicht angeboren, sondern will gelernt sein. Das Reisehandbuch ist ein Reisebegleiter wie andere Reisebegleiter auch, und wie ich nur mit einem Menschen reise, den ich vorher etwas näher kennen gelernt habe, so werde ich auch nicht so töricht sein, mir mein Reisehandbuch über Ägypten oder Rußland erst zwanzig Minuten, bevor ich den Expreszug oder Doppelschraubendampfer besteige, zu kaufen. Wie mit einem anderen Reisebegleiter werde ich auch mit meinem Reisehandbuch unterwegs fleißig Gedanken austauschen und nach der Heimkunft zuweilen wieder mit ihm zusammentreffen, um diese oder jene Erinnerung wieder aufzufrischen und heitere Bilder heraufzubeschwören. Mancher reist mit einem funkelnagelneuen Reiseführer ab und streicht unterwegs alles durch, was er gesehen hat. Ein Reisehandbuch soll aber eigentlich schon schon bei Antritt der Reise aussehen wie die Grammatik vom fleißigen Karlchen: vieles unterstrichen, Kreuzchen und Ausrufungszeichen, Notizen und Notabenes am Rand, immerhin auch mal ein kräftiger Strich mit dem Rotstift durch eine uninteressante Seite. „Unvorbereitet wie ich mich habe“, trete ich als vorsichtiger Mensch keine Reise an.

Aber in manchen Dingen unterscheidet sich das Reisehandbuch doch wesentlich von jedem anderen Reisebegleiter. Vor allem redet es nur, wenn es gefragt wird, und wenn man bedenkt, daß auf französischen Bahnen jüngst die Einführung von Wagenabteilen für Nichtsprecher, von „Coups des Schweigens“, versucht wurde, so mag man diese Zurückhaltung des Reiseführers gewiß nicht unterschätzen. Sie ist um so höher zu veranschlagen, weil er ausnahmslos besser Bescheid weiß als selbst der Reisebegleiter, der „alles kennt“ und den fabelhaft Orientierten spielt, und weil er in den bekannten Ausgaben unserer Reisehandbücher nicht weniger Vertrauen verdient als der klügste Reisemarschall. Was er dafür verlangt, ist wenig genug: er verlangt nur, in seiner neuesten Equipierung engagiert zu werden. Es gibt nämlich spar-

same Menschen, die auch ihren Reiseführer antiquarisch kaufen, die vorlekt oder eine noch bejahrtere Auflage nehmen und denken: „Die Erde dreht sich rasch, aber ändert sich langsam.“ Nun, es mag kleine Orte geben, in denen sich die Welt allerdings nicht so rasch ändert, Orte, wo der Herr Apotheker genau um acht Uhr fünfzehn abends zum Dämmerstopp durch das verwitterte Tor zum „Goldenen Lamm“ tritt, wie er es seit dreißig Jahren getan hat, Orte, durch die noch die alte, liebe Pferdebahn klingelt und der Fahrgast seinen Groschen in die zerbeulte Sammelbüchse steckt. Wer aber in der Großstadt lebt, weiß, daß die Welt sich wirklich sehr rasch ändert und zwischen zwei Auflagen des Reisehandbuchs bald hier, bald dort ein ganz neues Gesicht bekommt. Hier wird ein beliebter Gasthof niedergerissen, dort entsteht ein neues Prachthotel, Städte werden plötzlich zu Schutthaufen, alte Verkehrsmittel verschwinden, neue treten an ihre Stelle, Eintrittzeiten werden geändert, Eintrittsgelder erhöht, und das Meisterwerk, das wir heute bewundern, kann morgen schon gestohlen sein. Das Reisehandbuch begleitet allen Wandel mit treuer Aufmerksamkeit, und wenn es auch nicht ganz so rasch nachkommt, wie die Ereignisse manchmal vorausmarschieren, so hat „die neueste Auflage“ doch immer den Charakter eines Vertrauensmannes, der wohl in Kleinigkeiten irren kann, aber im großen und ganzen absolut verlässlich ist.

Einheimische finden es manchmal ein bißchen komisch, wenn Fremde mit dem unvermeidlichen Reiseführer in der Hand durch Straßen und Anlagen, Museen und Bierlokale ziehen. Es liegt aber in dieser Unzertrennlichkeit ein sehr richtiger Grundsatz. Denn wenn man auch besser tut, mit jedem anderen Reisebegleiter nicht fortwährend zusammen zu sein, sondern kleine Erholungspausen des Gemeinschaftslebens einzulegen, so ist es für das Reisehandbuch doch gerade umgekehrt. Dieser Reisemarschall nützt einem gar nichts, wenn man ihn im Hotel zurückläßt oder zum nächsten Reiseziel mit den Koffern vorausschickt. Er er-

füllt seinen Zweck in idealer Weise nur, wenn er uns unablässig begleitet und jede Frage sofort beantworten kann. Dabei ist er gescheiter, als er aussieht: in einem Reisehandbuch steht gewöhnlich mehr, als selbst der bewältigen kann, der als sehr kluger oder sehr törichte Reisender nach dem Grundsatz reist: wenn irgend möglich, alles zu sehen.

Der Umgang mit Reisehandbüchern will also gelernt sein. Für die Sprache ihrer Empfehlungen zum Beispiel muß man ein feines Ohr haben. Es ist nicht, alles gleich, was mit dem Kaiser reitet, sagt ein Sprichwort. Es ist auch nicht alles gleich gut, was im Reisehandbuch empfohlen wird. Das Reisehandbuch macht es wie ein gediegener Weinkenner, von dem man sich bei der Wahl seines Labetranks beraten läßt. Einen teuren, hochedlen Wein kritisiert er mit Respekt: „Das ist ein Wein, zu dem man — alle Hochachtung! — schon Sie sagen muß.“ Bei einer andern, vielleicht viel billigeren Marke aber schmunzelt er über das ganze Gesicht: „Das ist ein Weinchen! Das ist ein Tröpfchen!“ Und nun weiß man natürlich schon, welchen man trinken wird. Der Reiseführer nennt das erste Hotel am Platze an erster Stelle. Aber wenn er hinter ein anderes, kleineres, vielleicht gar eines zweiten Ranges seinen Stern oder sein „Gut“, „Empfohlen“ setzt, dann weiß man auch schon, wo man absteigen soll. Bei alledem hat es etwas Erquickendes, in unsrer schlechten Zeit einer Empfehlung blindlings und vertrauensvoll folgen zu dürfen, ohne heimlich denken zu müssen: „Bekommt du Provision für deine Empfehlung und wieviel?“

Der lebendige Reisemarschall bekommt, je nachdem, einen schönen Orden oder ein hohes Salär. Der gedruckte, unser Reisehandbuch, erwartet von unsrer Erkenntlichkeit nur dies: daß wir uns, wenn es sich irgendwie veraltet oder falsch unterrichtet erwies, an seinen geistigen Urheber wenden, auf daß es sich — in der nächsten Ausgabe — bessere und richtige

Die feine Pilzküche.

Von Greta Warneher.

„Sind Sie Pilzliebhaber?“ — Diese Frage dürfte — fast möchte ich wetten — von hundert Feinschmeckern sicherlich neunundneunzigmal enthusiastisch bejaht werden, wenn ihnen nämlich — das ist natürlich Grundbedingung — die so vorzüglichen Gemüse liefernden „Schwammerlinge“ in der richtigen Zubereitung vorgesetzt wurden. Freilich, jenseit des Rheins, wo die hochedle Kochkunst ihren Anfang und Höhepunkt fand, schätzt man die Pilze noch mehr als bei uns, und zwar denkt man dabei nicht nur an die in aller Welt bekannte und beliebte Trüffel oder an den Champignon. Gerade die französische Küche weist noch eine ganze Anzahl anderer Speisepilze auf, die, wenn wir genauer nach Nam und Art fragen, sich als auch in unsern Wäldern heimisch entpuppen, und von denen uns die Namen wenigstens aus der Naturgeschichte her bekannt sind. So ist z. B. der „petit-pied-bleu“, der sich in Frankreich so großer Vorliebe erfreut, daß er in Mengen künstlich gezüchtet wird, kein anderer als unser Kahler Ritterling. Auch der Hallimasch, eigentlich ein arger Schädling und Schmarogerpilz, kommt dort unter anderm Namen massenhaft aus der Schweiz und aus den Gebirgen auf den Markt. Daß die als Ragout- und

Bratenwürze so beliebten „Mousserons“ wohlfeiler aus unsern Wäldern bezogen werden, haben wir schon eingesehen gelernt; aber auch der zur feinen Pastenfüllung verwendete „Cèpe“ ist kein anderer als unser Stein- oder Herrenpilz. Und so ließe sich noch manches Beispiel anführen, wozu hier nur der Platz mangeln würde. Aber es muß entschieden als großer Mangel angesehen werden, daß unser Pilzmarkt außer Morchel, Champignon und Steinpilz fast nur noch den Pfifferling oder Eierschwamm kennt.

Für die Verwendung des Champignons dürften viele Worte kaum angebracht sein. In Butter geschmort, mit einem Zusatz von Sahne, Bouillon und etwas gewiegter Petersilie, erfreut er sich als Gemüse vieler Liebhaber. Die moderne Küche verarbeitet ihn vielfach zu Purée. Hierzu werden die Pilze sehr fein gewiegt, mit einigen Schalotten in Butter und Hühnerbouillon gar gedünstet, mit einer kurzen Mehlschwitze fertiggestellt und nach Geschmack auch mit feingewiegtem Hühnerfleisch und einigen Eidottern vermischt. Außerst delikate ist ein saftig gebratenes Rinderfilet, das man in Scheiben schneidet, die man, mit Champignonpurée — in diesem Fall ohne

Hühnerfleischbeigabe — bestrichen, wieder zusammenfügt, um dann das Ganze ebenfalls dick mit dem Püree zu überkleiden und im Ofen leicht überzubaden. Mit dem steifen Schnee einiger Eier vermischt, ergibt dies Champignonpüree eine sehr feine Füllung für Rebhühner und Rüden. Auch zur Suppe eignet sich dieser Edelste der Edelpilze vorzüglich. Doch pflegt um seine Verwendung sich die Hausfrau nicht viel Kopfzerbrechen zu machen, durch seinen dominierenden Geschmack ergibt sich die Kochweise fast von selbst.

Anders ist es schon mit dem Steinpilz, der einer feinen, verständnisvollen Ergänzung durch Gewürze bedarf, und dessen zarter Geschmack doch wiederum durch diese nicht „totgeschlagen“ werden soll. Zunächst läßt man Butter gut Farbe nehmen, legt einige Schalotten hinein, gibt die Steinpilze hinzu und streut nun ein wenig Estragon, Basilikum sowie Pimpernelle — aber von jedem wirklich nicht viel mehr als eine kleine „Idee“ — darüber und brät die Pilze unter Zugießen von kräftigster Fleischbrühe sowie etwas Champagner gar, um die kurze Sauce leicht mit Mehl zu binden. In Bouillon gekochte Weinbergsschnecken, zur Hälfte mit gekochten Steinpilzen vermischt, geben ein sehr apartes Zwischengericht. Auch der Fasan, der Vogel der Götter, läßt sich eine Steinpilzfüllung sehr wohl gefallen. — Doch nun zu dem Kahlen Ritterling. Da er den meisten Hausfrauen wohl fremd sein dürfte, soll sein Steckbrief hier folgen: Auf etwa 5 Zentimeter hohem, bläulichgrau gefärbtem und mit schwärzlichen Härchen besetztem Fuß trägt der zur Familie der Blätterpilze zählende Kahle Ritterling einen stahlgrauen, in der Mitte etwas gebuckelten Hut, dessen Blätter oder Lamellen cremeweiß bis schwefelgelb gefärbt sind. Der Geruch des rohen Pilzfleisches ist stark aromatisch, läßt sich aber schwer schildern. Sandigen Boden liebend, findet sich dieser Pilz am häufigsten in Tannenaussparungen. Im übrigen wie Champignon zubereitet, werden ihm einige Tropfen Zitronensaft sowie auch ganz wenig Zitronenschale zugesetzt; auch ein halbes Lorbeerblatt, aber nicht mehr — und ganz wenig Muskat geben ihm eine passende Würze. — Was den Hallimasch betrifft, so wurde schon gesagt, daß er zu den Schwarzermpilzen gehört. Zu ganzen Kolonien vereinigt, entsproßt er manchmal den Obstbaumstämmen, diesen den Saft entziehend und vorzeitiges Absterben bewirkend, doch ist er häufiger noch im Walde zu finden. Mit seinem braungelben Hut, der mit abwischbaren, dunkeln Schuppen und haarigen Faserbüscheln bedeckt ist, kann man ihn leicht kennen. Er wird am besten mit einer dunkeln Kratfsauce gereicht und kann, wenn auch nicht zu den feinsten, so doch zu den guten Speisepilzen zählen.

Als ganz besonders wohlschmeckend möchte ich Musserons als Gemüse empfehlen. Da er vielen nur als Konserve bekannt sein wird, mag auch seine Beschreibung hier folgen: Die nur ein bis zwei Zentimeter großen, weißlich bis bräunlich gefärbten Hütchen sitzen auf zwei bis vier Zentimeter hohem, braunem bis bräunlichem Stiel. Das Fleisch ist dünn, weißlich und riecht und schmeckt ganz fein nach Knoblauch. Die Musserons werden nur in Butter und Bouillon geschmort und können jedes Gewürz entbehren. Vortrefflich ist ein Musseronextrakt zu Saucen und Salaten: Die Pilze werden leicht zerhackt und bleiben mit Salz überstreut zwei Stunden stehen, dann preßt man mit einem silbernen Löffel leicht den Saft aus und sterilisiert ihn. — Auch der Maronenpilz darf als recht guter Speisepilz gelten und wird vielfach statt des Steinpilzes gebraucht, mit dem er auch äußerlich etwas

Ähnlichkeit hat. Ferner sei noch des Birkenpilzes mit seinem feinen, obstartigen Geschmack gedacht.

Alle diese Pilze geben ein sehr gutes Gemüse, lassen sich, außer zu Füllungen, Suppen und Pürees, auch gemischt zu Pilzkoteletten verarbeiten oder geben zusammen mit Rührei sowie auch als Pilzomelette zubereitet eine hübsche Abendessschüssel für den täglichen Tisch. — Hat man erst einmal das leise Vorurteil gegen diese weniger bekannten Pilzarten überwunden und sich davon überzeugt, ein wie abwechslungsreiches und wohlschmeckendes Gemüse man bisher unbeachtet ließ, so wird man nun mit doppelter Freude jeder Pilzsaison entgegensehen. Noch schöner aber, wenn man selbst auf die Pilzsuche gehen kann. Es ist ein herrliches Vergnügen, an einem regenfeuchten Frühhmorgen Wiesen und Weiden nach den weißen, seidenglänzenden Hütchen der Champignons abzusuchen oder kreuz und quer den Wald zu durchwandern, um dann beutebeladen heimzukehren. Die Pilze geben dem spätsommerlichen Wald einen ganz eignen Reiz, und neben der Freude an der Natur wird die Wanderung doppelt belebt und interessant durch den Zweck, den man damit verbindet.



Momentaufnahmen von unterwegs.

Im Stadion von Stockholm.

Ich finde: die Photographen verderben den ganzen schönen Spaß. Will ich Photographen sehen, wenn ich mir für 1 bis 20 Kronen ein Billett zum Stockholmer Stadion kaufe? Besonders der Kino-Photograph erregt mein Mißvergnügen. Was läuft er immer da herum und läßt seine Leute mit den Drehtästen springen? Zum Hüpfen sind doch die Sportsmänner da. Und andern verdirbt er die Aussicht. Aber es sind nun einmal die Augen der ganzen Welt. Wenn die Welt was sehen will, so schickt sie zum Kino-Photographen. Die Augen sind gut. Sie finden überall ein Schlüßelloch, eine Pflanzenriße. Und sie sehen mehr als zwei kleine gewöhnliche Augen.

Jetzt sehen sie sich zum Beispiel die Ringer an. Auf drei viereckigen Holzbühnen toben sie herum. Griechisch-römischer Stil. Manchmal toben sie auch nicht. Dann stehen sie sich gegenüber, den stolzen Nacken wie ein nachdenklicher Ochs zu Boden gesenkt, und betatschen sich gegenseitig mit den Händen. Das nennt man Griff suchen. Nach einer halben Stunde stehen sie noch so da und suchen noch immer. Der Griff muß auf der Erde liegen, denn nicht ein einziges Mal erheben sie die Augen. Griechisch-römischer Stil. Ihre Kostüme sind schwarz und geschmacklos. Warum ringen sie nicht nackt? Ist es etwa unanständig? Man weiß es nicht so genau. Aber um auf keinen Fall unanständig zu sein, ist man lieber unästhetisch. Gewiß, gewiß: griechisch-römischer Stil.

Auf dem grünen Stadionplan und auf der schwarzen Laufbahn, bei Speer, Diskus und Sprunggerät — überall zeigt sich die Tüchtigkeit des menschlichen Leibes in höchster Vollenbung. Je höher der Rekord, desto größer die Vollkommenheit. Natürlich. Was geht uns die Schönheit an? Kann man mit Schönheit Geld verdienen? Oder gar berühmt werden? Nein. Ruhm erlangt man, wenn man einen neuen Rekord aufstellt. Stellen wir also neue Rekorde auf, neue Weltrekorde.

Ein junger Mann ist soeben dabei. Er läuft, als ob er es bezahlt kriegte. Sein Gesicht ist verzerrt, der Mund

aufgesperrt, die Hand gekrakelt. Er rudert mit den Armen und stößt sich vorwärts, bei jedem Schritt des linken Beines nach links vornüber kippend. Das Publikum redt die Hälfte. Wird er als Erster die Zielschnur berühren? Die Sportsleute, die nichts zu tun haben, laufen zum Ziel, die Funktionäre rücken ihre Zeitmesser und stellen sich in Positur, die Photographen packen krampfhaft den Knipskasten, das Publikum wird immer unruhiger, und nun — ein Schrei, ein Jauchzen: Gott sei Dank, er hat's!

„Time, time!“ brüllt es von der Tribüne herunter. Sie wird angeklagen. Soundso viel Sekunden. Gott sei Dank! Ein neuer Rekord. Gott sei Dank, eine zehntel Sekunde weniger als der olympische Rekord. Hurra! Die Photographen stürzen sich auf ihn zu, ziehen den Hut und zeigen fragend auf ihren Apparat. Er läßt sich typen. Es kostet nichts. Er, der berühmte Mann, erlaubt diesen ganz gewöhnlichen Photographen, ihn abzutippen.... Zehn Schritte von ihm entfernt sitzt ein anderer Läufer im Grase und zieht seine Schuhe aus. Keiner beobachtet ihn. Er war eben auch mit dabei. Er wurde Bierter. Nur Bierter. Lächerlich. Und er gebrauchte sechs zehntel Sekunden mehr als der Meister. Lächerlich. Aber er lief wie eine Hindin. Er berührte kaum den Boden. Leicht, ohne häßliche Anstrengung, nur mit schöner Kraftentwicklung flog er dahin. Das Publikum beobachtet ihn nicht, aber Apollo reicht ihm die Palme.

Das Publikum ist ein richtiges Ungeheuer. Und Lärm macht es für zehn. Es jöhlt, pfeift und trampelt, obgleich eine prachtvolle Militärmusik eigens für diesen Zweck engagiert ist. Das Publikum hat wunderschöne Musikinstrumente, und jeder einzelne Künstler ist Meister auf seinem. Einer bläst eine Autohupe, sein Nachbar pfeift auf den Fingern, sein Vordermann schnarrt mit der Klarinette, sein Hintermann trommelt mit den amerikanischen Schuhen. Man erzeugt Lärm, wenn einer von den Helden da unten seine Sache gut macht. Man erzeugt Lärm, wenn einer da unten seine Sache schlecht macht. Man brüllt Hurra, wenn die eigene Nation mal wieder worin gewonnen hat: Belohnung muß sein. Man schreit Hoch, wenn sie zufällig eine Niederlage erlitten hat: Anfeuerung muß sein. Welche Lärmen zum Vergnügen, welche Lärmen aus Ärger, welche Lärmen, um den Lärm zu töten.

Die Amerikaner und die Schweden können's am besten. „He, he, he, USA, America, Dixon, Dixon, Dixon!“ brüllt es von der amerikanischen Tribüne. „Sverige, Sverige!“ wird geantwortet. Einer stimmt die schwedische Nationalhymne an, andere fallen ein: An allen drei Siegesmasten flattert die blaue gelbe Flagge. Noch immer wird gesungen. Alles ist begeistert aufgestanden und hat den Hut abgenommen. Man ist ein unhöflicher Mensch, wenn man nicht auch aufsteht. Man tut es aber.

Eine Viertelfunde später gehen drei deutsche Flaggen hoch. Die Deutschen schreien Hurra und wehen mit ihren kleinen Fahnen, die sie in der Hand und im Knopfloch tragen. Dank, deutsche Schwimmer! denkt manches besorgte schwarz-weiß-rote Herz. Die Schweden und Amerikaner sind still. Denn wozu? Es waren ja nur die Deutschen.

Runter mit den Flaggen der Freunde und Nachbarn! Laßt sie nicht so lange da oben! Platz da für das Sternbanner! „He, he, he, USA, America, one two three!“ Drei Amerikaner sind eben zuerst durchs Ziel gegangen. Die muß man sehen. Man richtet sich hoch,

redt wieder die Hälfte. „Sit down!“ brüllt es. „Singen!“ „Tut tut, töff töff, hurreeeh!“

„Resultate! Times!“ kommt es befehlend von der Journalisten-Tribüne. Sie werden bekanntgegeben und gleichzeitig ordnungsgemäß auf den schwarzen Tafeln angeschlagen. Die Engländer wollen was für sich haben. „In English!“ rufen sie dem Mann mit dem Schallhorn zu. Und obgleich die englische Bekanntmachung vollkommen unnötig ist, da alles deutlich auf der Tafel steht, so setzt der Mann doch noch einmal dienstbeflissen das Sprachrohr an den Mund. Denn sind nicht die Engländer die Herren der Welt?

Die Journalisten schreiben alles auf. Kleine Kerlchen und im Dienst ergraute Männer, Leute von tausend bis zwanzigtausend Mark Jahreseinkommen sitzen und schreiben alles auf. Wie die Federn fliegen! Wie sie gucken! Da, habt ihr's gesehen? Schreibt's auf! Einer benutzt, wie's scheint, den schönen Sommertag und schreibt ein griechisch Trauerspiel. Sein Auge blüht, seine Lippen wehen. Der telephoniert, dieser rennt in die Telegraphenstube, jener schickt einen Boy Scout zu einer Besorgung aus. Alle sind in fieberhafter Tätigkeit, alle haben es eilig, alle wollen alle überflügeln. Sie sitzen den ganzen Tag da, lassen sich nicht aus ihrer Unruhe bringen, und wenn der Kinophograph, das Auge der Welt, seine müden Lider schon längst geschlossen hat, dann spitzen sie noch Ohr und Bleistift zu frischer Tätigkeit.

Ernst Rothhoff.

Unsere Bilder

An Bord der „Hohenzollern“ (Abb. S. 1199), die sich jetzt mit dem Kaiser in den norwegischen Gewässern befindet, haben während des Aufenthaltes der Kaiseryacht vor Danzig drei kleine Gäste gewelt: die ältesten Söhne des Kronprinzenpaares. Sie besichtigten die Yacht ihres kaiserlichen Großvaters sehr genau und mit großer Freude. Noch größer war die Freude der Besatzung über die frischen jungen Prinzen, die augenscheinlich vom Kaiser Seemannsblut geerbt haben.

Der Besuch des Reichsanzlers in Petersburg (Abb. S. 1201) ist der Kaiserzusammenkunft von Baltischport unmittelbar gefolgt und hat den großen Eindruck der Entrevue noch verstärkt. Herr v. Bethmann-Hollweg wurde von dem Wirklichen Legationsrat Graf von Mirbach begleitet; zugleich lehrte auch der deutsche Botschafter Graf Pourtales nach Petersburg zurück. Der Empfang, den der Kanzler in Petersburgs politischen Kreisen fand, war äußerst warm.

Staatssekretär Dr. Solf (Abb. S. 1201) hat bald nach seinem Amtsantritt Europa verlassen, um die wichtigste deutsche Kolonie, die südwestafrikanische, zu bereisen und ihre wirtschaftlichen und politischen Probleme aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Natürlich wurde dem Staatssekretär des Reichskolonialamtes auf afrikanischem Boden der herzlichste Empfang zuteil, ebenso seiner Gemahlin, die ihn auf der Afrikareise begleitete. In Lüderitzbucht, wo das illustre Paar das Schiff verließ, wurde es von Bürgermeister Kreplin willkommen geheißen. Eine Tochter des Bürgermeisters überreichte Frau Solf, der Gemahlin des Staatssekretärs, zur Begrüßung einen Blumenstrauß.

Die olympischen Spiele (Abb. S. 1202) in Stockholm sind wirklich das, was ihr stolzer Name verspricht: ein herrlicher Wettkampf der kräftigen Jugend aus der ganzen gesitteten Welt. Auf den Sportplätzen wie im Zuschauerraum sind fast alle Nationen vertreten. Die Eröffnungsfeier war ein großes Weltfest und jeder einzelne Wettkampf besigt internationale

Bedeutung. Wenn sich auch die Tatsache nicht verkennen läßt, daß die Amerikaner die größte Zahl der olympischen Sieger begrüßen können, bleiben doch recht viel Siegestränke im alten Europa, und auch der deutsche Sport kann mit dem bisher Errungenen zufrieden sein. Die vielen deutschen Touristen, die jetzt Stockholm bevölkern, haben im Stadion mehrmals Gelegenheit erhalten, siegreiche Landsleute durch lauten Jubel zu begrüßen. — Nach dem Abschluß der Stadionkämpfe fand die Preisverteilung statt, die der König, der Kronprinz und Prinz Wilhelm vornahmen. Unter dem Jubel der Zuschauermenge ließ der König die Olympioniker einzeln vortreten, überreichte ihnen die Goldmedaillen und die Ehrenpreise sowie den Kranz, der auch in den modernen olympischen Spielen der höchste Lohn des Siegers ist. Unter den Glücklichen, die zum König auf die Empore gerufen wurden, trugen viele Namen, die in der deutschen Sportwelt sehr guten Klang haben.

Die britische Flottenparade (Abb. S. 1200) auf der Reede von Spithead hat hauptsächlich stattgefunden, um den Mitgliedern des Parlaments, die diesmal die wichtigsten Gäste der Parade waren, den Beweis zu liefern, wie leicht Großbritannien in seinen Gewässern eine übermächtige Flotte konzentrieren kann. Bei der Revue spielten die neuen Wasserflugzeuge eine große Rolle, von denen man sich in englischen Marinekreisen ungemein viel zu versprechen scheint und die sich bisher tatsächlich sehr gut bewährt haben sollen.

Das 17. Deutsche Bundeschießen (Abb. S. 1203) in Frankfurt a. M. hat einen glänzenden Verlauf genommen. In dem großen historischen Festzug, der sich am 14. Juli durch die Straßen bewegte, sah man die Banner und Trachten aller deutschen Gauen. Was die einzelnen deutschen Schützenvereine leisten können, sah man dann während des eigentlichen Schießens. Eine historische Ausstellung und die reizende Anlage „Alt-Frankfurt“ erregten das Interesse des Publikums, das von weit und breit in der alten Reichsstadt zusammengeströmt war.

Die erste Urenkelin des Altreichskanzlers (Abbild. S. 1206) ist die kleine, 4-jährige Komtesse Gisela Einsiedel. Ihre Mutter Gräfin Irene Einsiedel, geborene Gräfin von Bismarck, ist die Tochter des verstorbenen Grafen Wilhelm Bismarck, des zweiten Sohnes des ersten Kanzlers des Deutschen Reichs, Fürsten Otto von Bismarck. Das niedliche Kind



Mahmud Mukhtar-Pascha,
der neue türkische Kriegsminister.

scheint die großen, ausdrucksvollen Augen seines Urgroßvaters geerbt zu haben.

Mahmud Mukhtar-Pascha (Portr. nebenst.) hat die Wahl zum türkischen Kriegsminister angenommen, nachdem Osman-Pascha wegen armenischer Einsprüche als Kandidat zurückgetreten war. Der neue Kriegsminister hatte bereits früher kurze Zeit das Marine-Portefeuille inne und hat Ende vorigen Jahres auf einer Reise durch Europa auch Berlin besucht.

Die Deutsche Gartenbauwoche in Bonn (Abb. S.

1204) hat den Gärtnern und Gartenbaufreunden aus allen Teilen des Reiches Gelegenheit gegeben, miteinander Fühlung zu gewinnen. Die Woche umfaßte eine große Anzahl wichtiger Tagungen von Fachvereinen. Die selbständigen Gärtner Rheinlands und Westfalens, die deutschen Blumengeschäftsinhaber, die Privatgärtner, die Pomologen, die Deutsche Gesellschaft für Gartenkunst hielten ihre Verbandstagungen ab. Dann aber vereinigten sich die Teilnehmer aller dieser Sonder-

veranstaltungen zu einer großen gemeinsamen Versammlung, dem Ersten deutschen Gartentag. Natürlich gab es neben den ersten Verhandlungen auch heitere Feste aller Art, besonders auch schöne Ausflüge in Bonns herrliche Umgebung.

Ein historisches Schaustück der englischen Aristokratie (Abb. S. 1205), das „Elisabethinische Turnier“, bildete das prunkvollste gesellschaftliche Ereignis der diesjährigen Londoner Season. Das Fest stand unter der Leitung der bekannten Mrs. Cornwallis West, deren schöne Tochter, die Fürstin von Pleß, die Quadrille zu Pferd mitritt. Als „Queen of beauty“ glänzte Lady Curzon; in ihrer hoheitsvollen Gestalt und ihrer blonden Schönheit eine wahrhaft königliche Erscheinung. Der Zuschauerraum war ausverkauft, trotzdem man für eine Loge nicht weniger als M. 2000.— zu zahlen hatte.

Das eidgenössische Turnfest (Abb. S. 1206), das vom 5. bis zum 9. Juli zu Basel abgehalten wurde, war wohl die glänzendste Veranstaltung dieser Art, die die Schweiz bisher gesehen hat. An dem großen Festzug und an den folgenden turnerischen Veranstaltungen nahmen 14 000 Turner teil. Besonders die Freiübungen machten einen imposanten Eindruck. In der gewaltigen Festhütte wurde an vier Abenden ein patriotisches Festspiel des Baseler Dichters C. A. Bernoulli aufgeführt.

Personalien (Abb. S. 1204 u. 06). Die Großherzogin-Witwe Augusta Karoline von Mecklenburg-Strelitz beging am 19. Juli ihren 90. Geburtstag. Die hohe Frau, eine Tochter des verstorbenen hannoverschen Prinzen Adolf, Herzogs von Cambridge, reichte am 28. Juni 1843 dem Großherzog Friedrich Wilhelm die Hand. Der jetzt regierende Großherzog Adolf Friedrich ist ihr einziger Sohn. — Fräulein Ria Kessel, die mit Recht beliebte Darstellerin des Berliner königlichen Schauspielhauses, hat sich mit dem österreichischen Hauptmann Franz Beran vermählt. Die Künstlerin gedenkt aber ihrer Kunst und der Berliner Hofbühne treu zu bleiben.

Todesfälle. (Abb. S. 1204). Unsere Bühne beklagt einen schweren Verlust. Heinz Monnard, der vortreffliche Heldendarsteller des Lessingtheaters, ist im Alter von 39 Jahren an einem Kehlkopfleidens verschieden. Monnard kam im Jahr 1908 nach Berlin, nachdem er ein Jahrzehnt lang am Münchener Hoftheater gewirkt hatte. Am Lessingtheater hat er als Nachfolger Bassermanns im Dienste Ibsens, Hauptmanns und Schnitzlers eine Fülle dramatischer Gestalten ins Leben gerufen, deren Wert und Kraft von der Kritik allgemein anerkannt, zum Teil aber hoch gepriesen wurde. — In Bern verschied der schweizerische Bundesrat Dr. med. Adolf Deucher. Der verdiente Parlamentarier hat sich in der ersten Hälfte seines Lebens vor allem dem politischen Leben seines Heimatkantons Thurgau gewidmet. Seit 1883 stand er im Bundesrat der Abteilung für Handel, Industrie und Landwirtschaft vor. Er war auch viermal Bundespräsident und erfreute sich in den parlamentarischen Kreisen der Schweiz hoher Wertschätzung und Beliebtheit. Die in Bern akkreditierten Vertreter fremder Staaten haben anlässlich des Trauerfalles dem Bundespräsidenten Kondolenzbesuche abgestattet.

Die Toten der Woche

Dr. Adolf Deucher, Senior des schweizerischen Bundesrats, Vorsteher des Landwirtschaftsdepartements, † in Bern am 10. Juli im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 1204).

Stadtschulrat Professor Dr. Otto Lyon, hervorragender Pädagoge und Herausgeber der „Zeitschrift für den Deutschen Unterricht“, † in Dresden am 12. Juli im Alter von 59 Jahren.

Heinz Monnard, bekannter Berliner Schauspieler, † in Berlin am 11. Juli im Alter von 39 Jahren (Portr. S. 1204).

Professor Hugo Reumann, Leiter eines Kinderhauses, Pionier für die öffentliche Säuglingspflege, † in Berlin am 12. Juli im Alter von 53 Jahren.

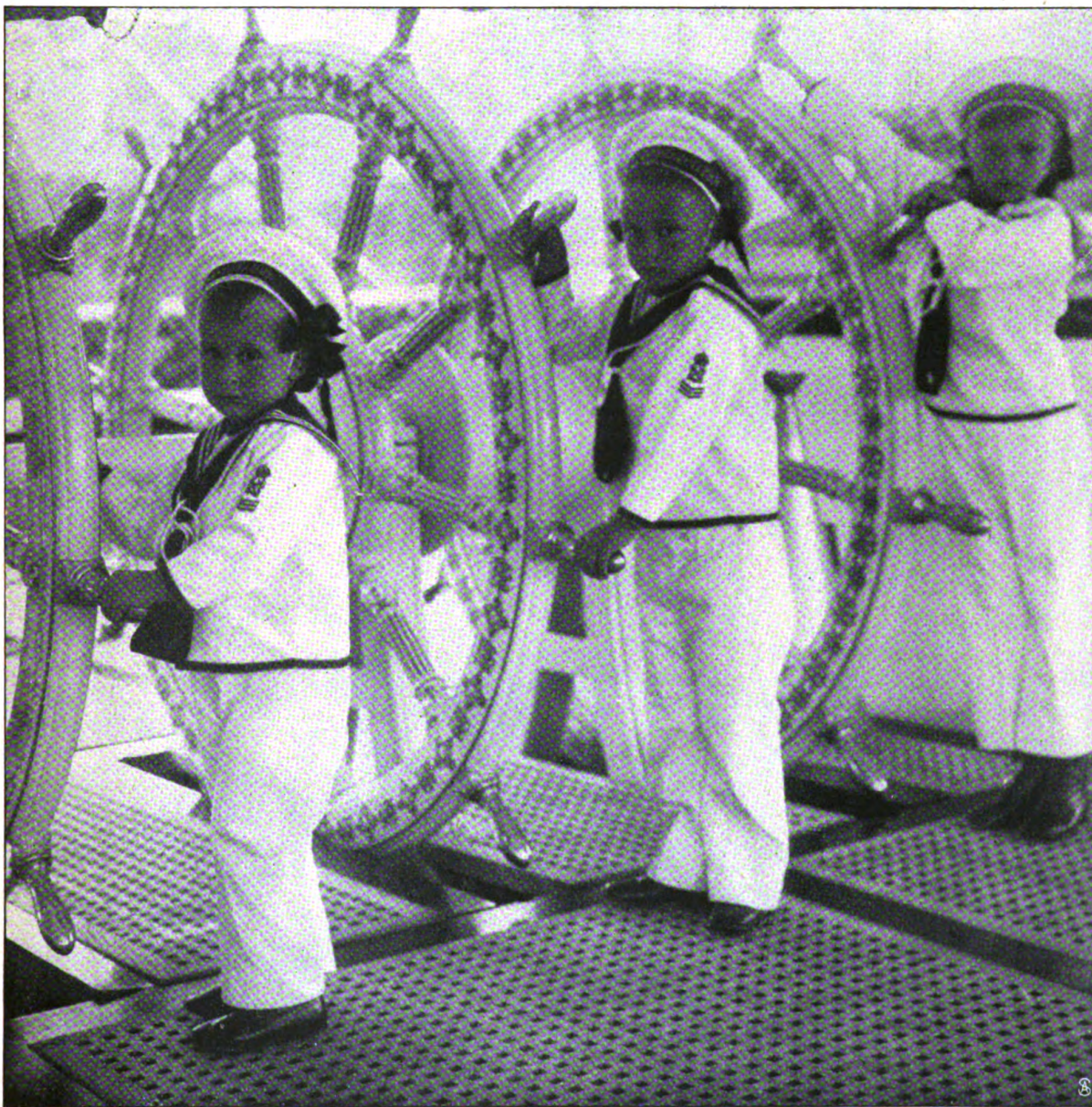
Marc Ruchet, schweizerischer Bundesrat, † in Bern am 13. Juli im Alter von 58 Jahren.

Nummer
29.

DIE WOCHE

Bilder vom Tage

Seite
1199.

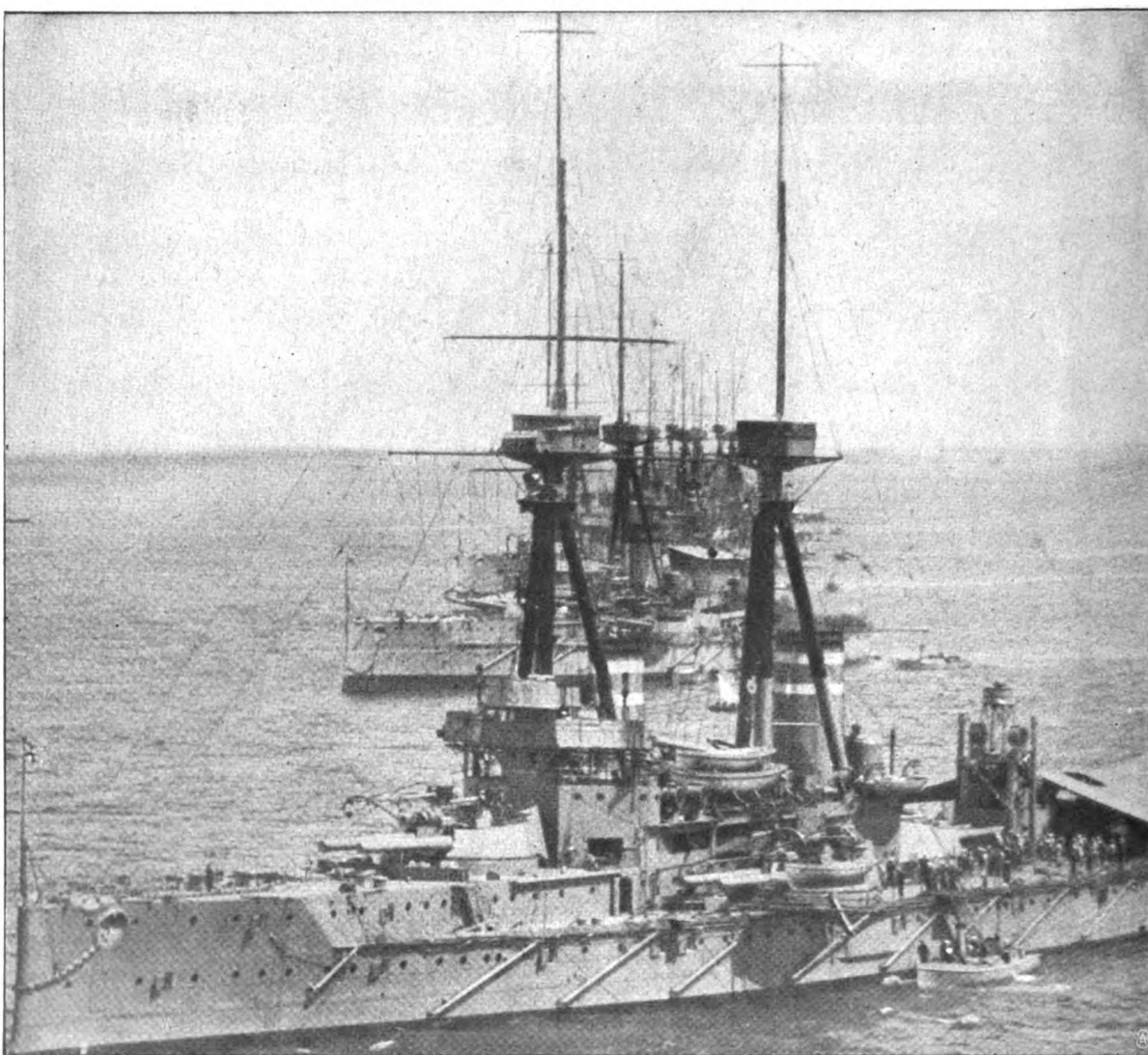


Von links: Prinz Hubertus, Prinz Louis Ferdinand, Prinz Wilhelm.
Neueste Aufnahme der Söhne des Kronprinzen: Am Steuerrad der „Hohenzollern“.

Phot. Th. Jürgensen, G. M. Nacht „Hohenzollern“.



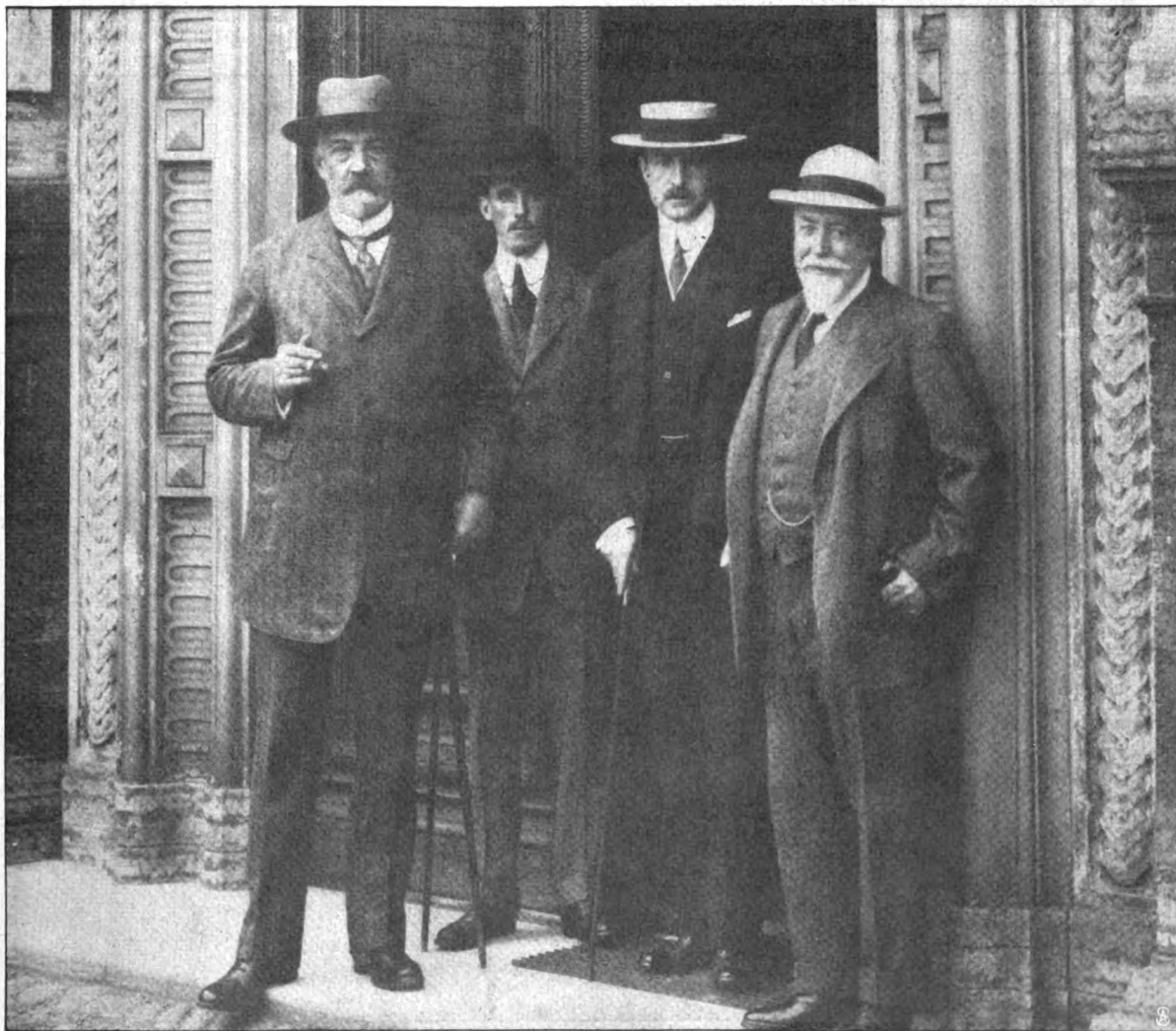
Landung eines Wasserflugzeugs am Strand bei Southsea.



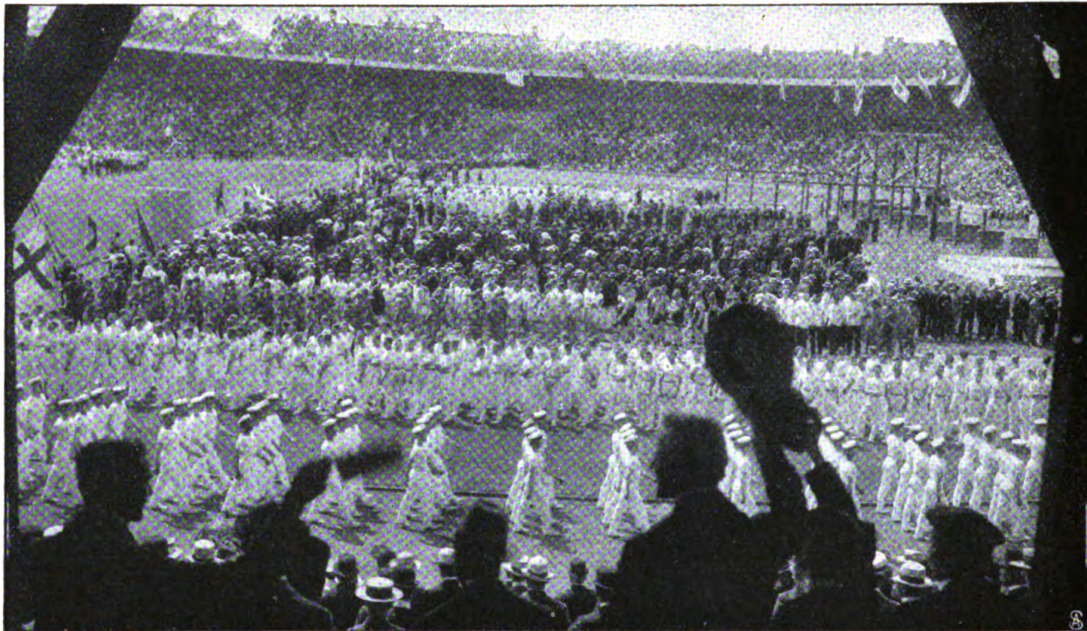
Eine Reihe Dreadnoughts während der Flottenschau bei Southsea.
Marine und Aeronautik in England.



Empfang in Lüderibucht: Ueberreichung eines Blumenstraußes durch die Tochter des Bürgermeisters Kreplin.
Aufnahme von H. B. Sinec.
Besuch des Staatssekretärs des Reichscolonialamts Dr. Solf (X) in Deutsch-Südwestafrika.

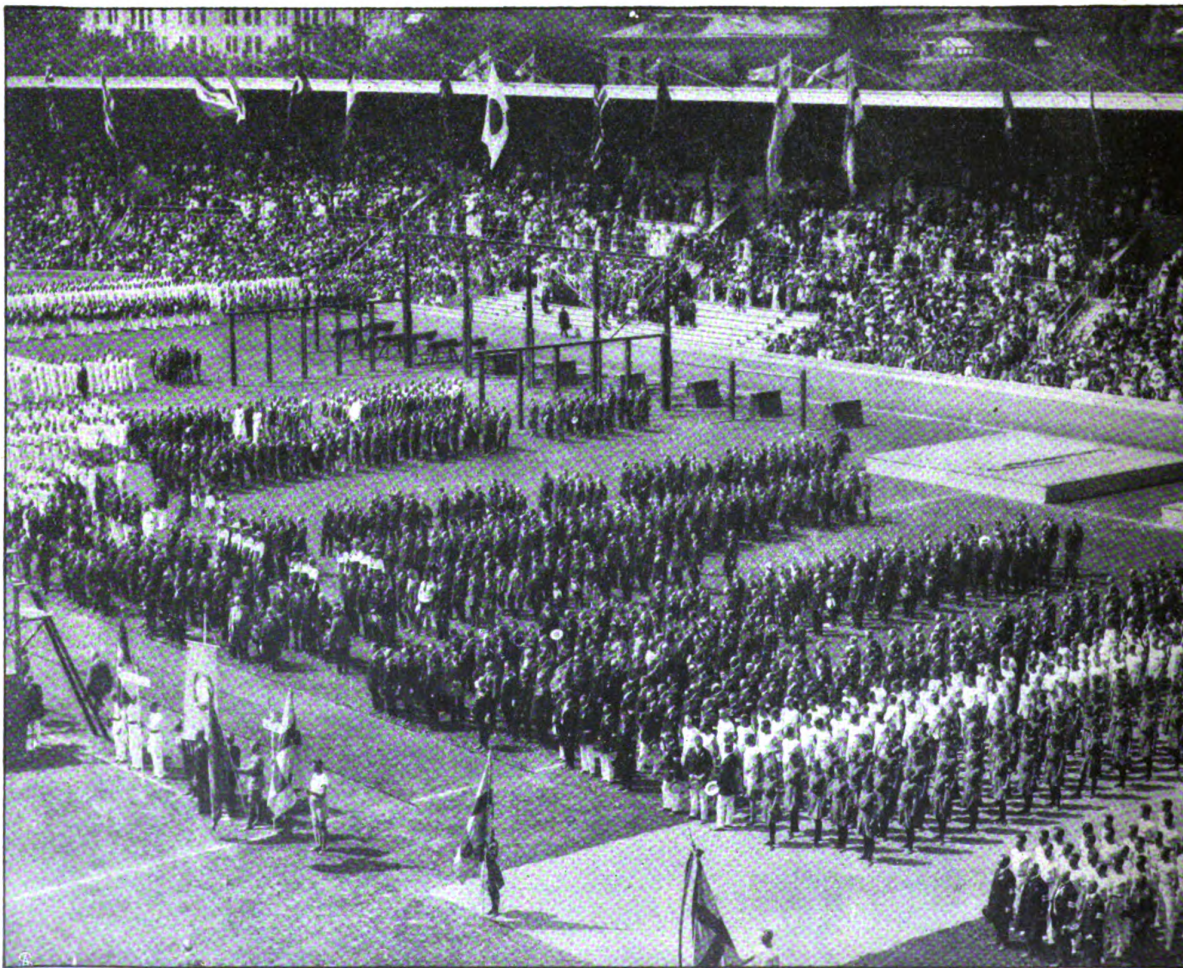


Von links: Der Reichsanzler; Hr. von Sell, Adjutant des Reichsanzlers; Graf Mirbach-Harff; der deutsche Botschafter in Petersburg Graf Bourtales.
Vor dem Besuch des Reichsanzlers v. Bethmann Hollweg in Petersburg: Vor dem deutschen Botschaftspalais.



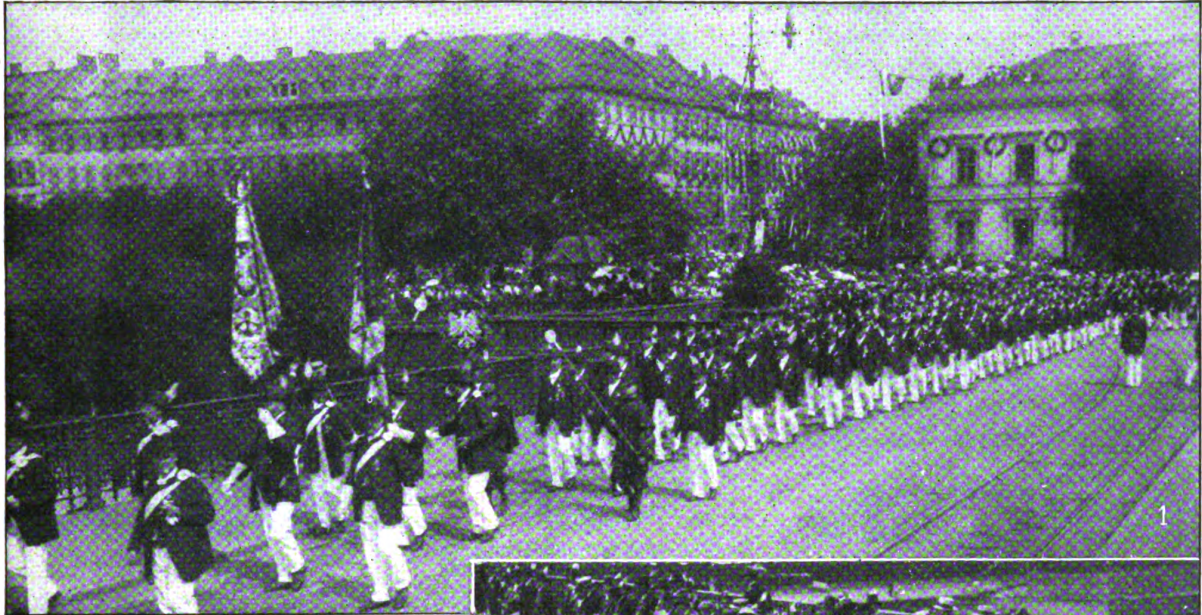
Aufmarsch der Abgesandten der verschiedenen Länder.

Phot. Ulrich & Co.



Feierliche Eröffnung der Spiele in dem mit Teilnehmern aller Nationen gefüllten Stadion.
Die Olympischen Spiele in Stockholm.

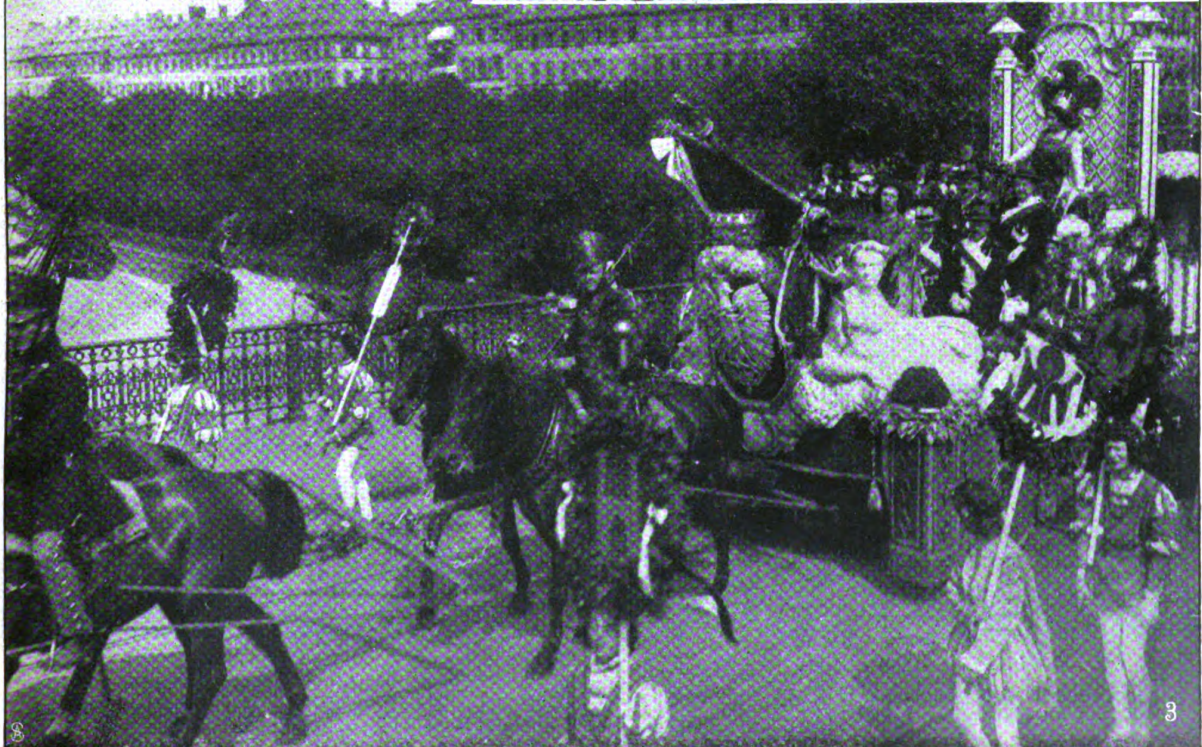
Phot. Sport & General.



**Das 17. Deutsche Bundesschießen u.
50. Jubelfest des Deutschen Schützen-
bundes in Frankfurt a. M.**

1. Aufmarsch der Frankfurter Schützen.
2. Der Adlertönig Dorn (X) im Festzug.
3. Der Frankfurter Wagen mit dem Bundes-
banner.

Phot. Dietrich.





Dr. Adolf Deucher †
Mitglied des Schweizerischen Bundesrats.

Phot. Zup.

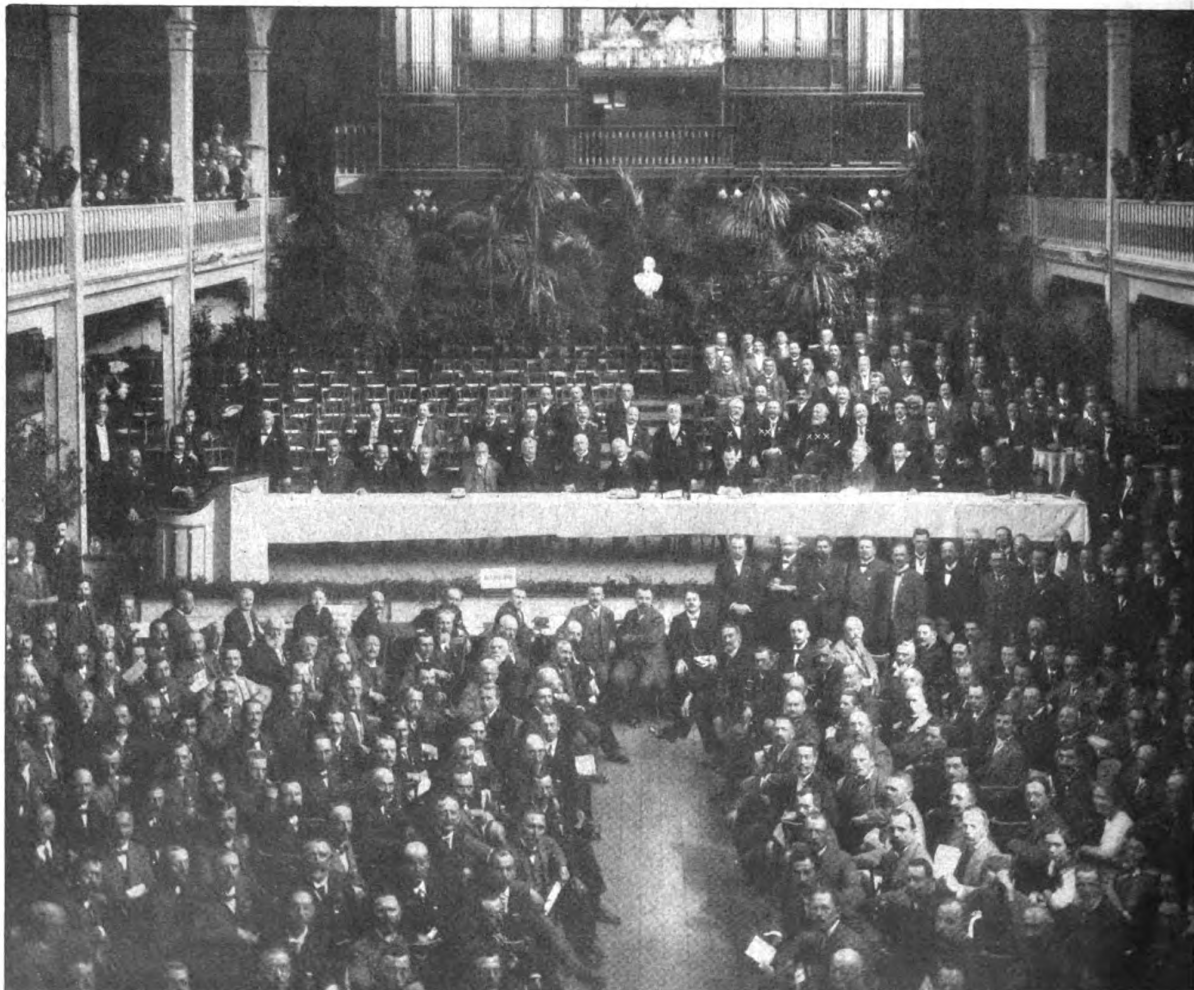


**Die Großherzogin-Witwe
von Medlenburg-Strelitz,**
feiert ihren 90. Geburtstag.



Heinz Monnard †
Bekannter Schauspieler des Berliner Lessingtheaters.

Phot. Weder & Raab.



Von links hinter dem Vorstandstisch: Garteninspektor Günther; Gen.-Schr. Dr. Reinhard; Hausman-Stuttgart; Ziegenbalg, Vorf. d. Handelsgärtner; Landrat Graf Galen; Rebholz-München; Erzellenz Thiel; Landeshauptmann Dr. v. Renvers; Reg.-Präsident von Köln Dr. Steinmeier; Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Boenisch; Vorsitzender des Gärtnertages Frhr. v. Solemacher-Bonn; Ober-Reg.-Rat Romm; Vargus (X), Vorf. d. Deutsch. Pomologen-Ver.; Müller-Bangsur (XX); Hoemann-Düsseldorf (XXX); Vorf. d. Landwirtschaftskammer d. Rheinprov. Landrat v. Groote; Frhr. v. Türde; Reg.-Rat Frank; Gartenbaudirektor Ende-Köln; Boehm-Oberaffel, Vorf. d. Bundes deutsch. Baumschulenbel.

Goldphot. Schafgans.

Von der ersten deutschen Gartenbau-Woche und dem Gärtnertag in Bonn: Gruppe der Teilnehmer.



Die Fürstin Pleh als Teilnehmerin an einer Quadrille zu Pferd.



Miß Keppel.



Lady Denison, Viscountess Curzon als „Queen of Beauty“, Lady Condesborough.
Ein großes historisches Schaustück der englischen Aristokratie in London: Mitwirkende Damen in Kostümen
aus der Zeit der Königin Elisabeth. — Phot. Newspaper Illustrations.

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

6. Fortsetzung.

Als beide auf den Feldweg gekommen waren, sagte der Alte: „Nun schießen Sie schon los!“

„Wie meinen Sie?“ fragte Alfred, der den andern nicht gleich verstand.

„Ich meine, da wir nun wieder einen Weg unter den Füßen haben und allein sind, könnten Sie loschießen: ich liebe Lotte von Quast und so weiter...“

Alfred hielt an, und dann lachte er laut hinaus. Er mit der Sichel in der Hand auf einem Feldweg seine Werbung vorbringend. Nein, da mußte er zunächst einmal lachen.

Der Alte schmunzelte. Dies Lachen gefiel ihm. Der junge Mensch ließ sich wenigstens nicht verblüffen.

„Entschuldigen Sie, Herr Baron...“

„O bitte, bitte! Lachen ist eine gesunde Beschäftigung!“

„Wenn Herr Baron also gestatten, so bitte ich hiermit um die Hand Ihrer Jüngsten.“

„Gestatten,“ fiel der Alte ein, „hat sich was mit gestalten.“

„Aber Sie sagten eben doch selbst?“ meinte Alfred, dem um vieles leichter geworden war bei der drolligen Art des alten Herrn.

„Ich sagte: schießen Sie schon los,“ brummte der Alte, „weil es ja doch einmal sein muß, nicht wahr? Lotte hat mir damit ja schon hinreichend in den Ohren gelegen. Wenn man schon etwas Unangenehmes schlucken muß, dann lieber gleich und ohne langes Fackeln. Zu gestatten habe ich da leider verdammt wenig. Wenn ich etwas zu gestatten hätte...“ Der Alte schluckte, er mochte wohl an die Bitte seiner Tochter denken und sah auf seinen Begleiter.

Alfred wiederholte seine Werbung mit den gleichen lakonischen Worten wie vorhin, denn hier mit einer Sichel in der Hand auf einem Feldweg ging es beim besten Willen nicht feierlicher und ausführlicher.

Der Alte schwieg eine Weile, dann meinte er: „Ich war da gestern bei meinem Bankier in Berlin, um mich ein wenig zu erkundigen. Greuliche Stadt übrigens!“

Alfred hütete sich, zu widersprechen.

„Dieser Mensch, den Bankier meine ich, bekam ein ganz festtägliches Gesicht, als Ihr Name fiel. So wie unfereins an Kaisers Geburtstag aussieht. Verstehen Sie mich?“

„Gewiß, Herr Baron.“

„Nun sagen Sie mir schon in drei Teufels Namen, was machen Sie denn mit all dem vielen Geld?!“ rief der Alte ärgerlich.

„Es ist nicht so schlimm, Herr Baron...“

„Erlauben Sie mal, ich bin durchaus nicht zu Scherzen aufgelegt“, brummte der andere.

„Sie haben mich unterbrochen, Herr Baron, ich wollte nämlich sagen, ich selbst habe gar nicht so viel. Das ganze Geld steckt in den Fabriken meines Vaters, und an das Kapital kann keiner, solange er lebt.“

„Das ist sehr vernünftig von Ihrem Vater“, meinte der Alte, dem sichtlich behaglicher wurde. „Dann läßt sich ja schon eher reden.“

Nun setzte Alfred dem alten Herrn die Lage etwas genauer auseinander, soweit es ihm für seine Zwecke in diesem Augenblick praktisch erschien. Ihm jetzt schon zu sagen, daß er in Wahrheit gar nicht wußte, was er eigentlich anfangen sollte, das war doch nicht nötig, solange man nicht direkt danach fragte. Wenn nur erst einmal das Eis gebrochen war und der Alte sich im allgemeinen einverstanden erklärte. Nachher ließ sich ja weiter reden. Der alte Quast gefiel Alfred so gut, daß er jede Befangenheit ihm gegenüber verlor. Er war entschieden ein Original, aber entschieden auch ein weniger gefährliches als sein Vater. Das erleichterte Alfred wesentlich.

Sie näherten sich dem Hof, und Alfred sprach immer noch, ohne daß er von dem Freiherrn von Quast unterbrochen wurde. Jetzt könnte er auch etwas sagen, dachte Alfred, denn nachgerade bin ich mit meinem Latein zu Ende. Aber der Alte schwieg beharrlich.

Auf der Freitreppe des großen einstöckigen Wohnhauses stand Lotte und sah den beiden entgegen. Das Herz klopfte ihr im Hals, denn sie war sich durchaus nicht im klaren darüber, wie ihr Vater die Sache in Wirklichkeit aufnahm. Es war natürlich ein gutes Zeichen, daß die beiden so einträchtig über den Hof kamen, aber Alfred sah nicht auf und ihr Vater auch nicht. Sie haben sich doch hoffentlich nicht jetzt schon gezankt? dachte Lotte.

Ihr Vater sah auf und rief: „Lotte, führe den Gast in den Salon, ich komme gleich nach.“

Lotte tat, wie ihr befohlen, und fragte Alfred natürlich gleich, wie sie miteinander ausgekommen seien?

Alfred zeigte ein etwas klägliches Gesicht. Das intensive Schweigen des Alten hatte ihn doch ein wenig stutzig gemacht. Ganz so sicher wie vor einer halben Stunde fühlte er sich im Augenblick nicht mehr. „Am besten ist es jedenfalls, du gibst mir einen Kuß“, meinte er, und das tat sie denn auch.

Der Alte ließ auf sich warten.

„Am Tage des Abiturs damals wartete ich mit ähnlichen Gefühlen, ob ich vom Mündlichen dispensiert würde oder nicht“, versuchte Alfred zu scherzen. „Wäre ich nicht dispensiert worden, so wäre ich nämlich durchgefallen, denn für das mündliche Examen hatte ich mich überhaupt nicht vorbereitet.“

„Aber du wurdest dispensiert?“ fragte Lotte, während sie angestrengt laufte.

Alfred nickte. „Damals habe ich Glück gehabt.“
Sie schwiegen.

Wieder begann Alfred: „Mein jüngster Bruder hatte es nicht so gut, er mußte ins Mündliche. Er fragte mich damals, wie ich es gehalten hätte. Ich erzählte es ihm, und er hielt sich an meine Erfahrung, er arbeitete nämlich auch nur fürs schriftliche Examen. Im Mündlichen fiel er denn auch glücklich durch. Er hatte keine schlechte Wut auf mich. Er hätte ja aber meinem Rat nicht zu folgen brauchen. Na, er setzte sich auf die Hofen, und nach einem halben Jahr war er auch so weit. Aber er hat es mir jahrelang nicht vergessen können, daß ich ihm damals einen Rat gegeben habe, der für ihn nicht paßte.“

So redete er hin und her über Dinge, die sie alle beide nicht im geringsten interessierten.

Alfred sprang auf. „Das ist wirklich unerträglich, dies Warten!“

„Papa wird ja gleich kommen“, tröstete Lotte.

„Ich glaube, er will mich aushungern. Mein Magen krümmt sich sozusagen jetzt schon.“

Lotte wollte hinaus, aber Alfred hielt sie zurück. „Ich habe zwar vorhin mit einer Sichel in der Hand um dich angehalten, aber nun die Antwort in Empfang nehmen mit einem Butterbrot in der Hand, dem fühle ich mich nicht gewachsen.“

„Ich bitte dich, sei nicht so . . . so . . .“

„Galgenhumor!“ erwiderte er und nahm wieder Platz.

Endlich trat Herr von Quaß ein. Lotte sah fragend und bittend auf ihn. „Also setzen wir uns, und Lotte kann hier bleiben.“

Sie setzten sich um einen runden Tisch.

„Ich habe mir die Sache noch ein wenig überlegt“, begann der Alte. Er wandte sich zu seiner Tochter. „Wir unterhielten uns nämlich vorhin auch vom Saatkorn, und wie das pommersche nicht auf westfälischen Boden passe. Da behauptete Herr Dungs, mit den Menschen sei es anders. Nun ja, alle Vergleiche hinken, und so mag auch meiner gehinkt haben. Am Ende passen Pommern und Westfalen ganz gut zusammen. Wenigstens ist es möglich . . .“

„Papa!“ unterbrach ihn Lotte.

Er wandte sich wieder seinem Gast zu. „Einiges habe ich in unserm Gespräch vorhin vermißt, und ich bitte Sie, es mir nicht übelzunehmen, wenn ich jetzt danach frage.“

Alfred verneigte sich feierlich.

„Mir fiel auf, daß Sie gar nicht von Ihrer Mutter sprachen.“

„Ich habe sie lange nicht gesehen“, sagte Alfred hastig. „Sie ist von meinem Vater geschieden und lebt meist in Paris.“

„Ach so, Pardon, das ist etwas anderes“, meinte Herr von Quaß mit einem bedenklichen Gesicht.

Es war allen drei sehr, sehr unbehaglich zumut.

„Und wie stellt sich eigentlich Ihr Vater zu der Sache? Sie haben mir zwar sehr viel von ihm erzählt, aber darüber bin ich mir durchaus nicht im klaren.“

Alfred antwortete ruhig: „Er ist dagegen!“

„So, hm . . .“

„Papa, ich bitte dich!“

„Das ist allerdings . . .“ Der Alte schluckte alles Weitere tapfer herunter, denn schließlich war der Mann da vor ihm sein Gast, und was er hatte sagen wollen, wäre keineswegs schmeichelhaft gewesen. Immerhin gefiel es ihm, daß dieser Herr Dungs keine Fäulnis machte.

Nach einem Augenblick des Nachdenkens fragte er: „Und wie denken Sie sich nun Ihre Existenz unter solchen Umständen?“

„Das weiß ich selbst noch nicht“, antwortete Alfred ruhig.

Der Alte sprang auf, aber Lotte fiel ihm sofort in die Arme und küßte ihn. „Werde nicht böse, Papa, ich bitte dich!“

„Nehmen Sie es mir nicht übel, Herr Dungs, aber ich finde es doch ungewöhnlich, zum mindesten ungewöhnlich, daß Sie um die Hand meiner Tochter bitten, noch bevor Sie selbst wissen . . .“

„Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche, Herr Baron. Sie haben gewiß recht von Ihrem Standpunkt aus, ich verstehe das durchaus . . .“

„Sehr verbunden!“ knurrte der Alte dazwischen.

Alfred ließ sich dadurch nicht stören. „Ich liebe Ihre Tochter, und da schien es mir doch das einzig Richtige, vor allen Dingen und zu allererst mit diesem Bekenntnis offen vor Sie hinzutreten, Herr Baron. Welche Komplikationen das bei mir zu Hause hervorrufen würde, das konnte ich nicht wissen, als ich mich Ihrer Tochter erklärte. Als ich mich ihr aber erklärt hatte und wir eins waren, da war es meines Erachtens meine erste und wichtigste Pflicht, an Sie heranzutreten, Herr Baron, und Ihnen auch reinen Wein einzuschenken, wenn Sie fragten. Demgemäß habe ich gehandelt, und wenn ich nur in dem, was mir die Hauptsache ist, hoffen darf, so werde ich die anderen Dinge schon ins reine bringen, so oder so. Ich darf wohl sagen, darauf können Sie sich verlassen.“

„Das läßt sich ja hören“, meinte der Alte. „Also bringen Sie die anderen Dinge, wie Sie sagen, ins reine, und dann wollen wir weiter sehen.“

„Welche anderen Dinge, Herr Baron? Sagen Sie es mir, bitte, ganz unumwunden!“

Der Alte sah ihn wieder verwundert unter seinen Brauen an. Dann lächelte er ein klein wenig. „Sie haben eine Art! . . . A la bonheur!“ . . .

„Nicht wahr, Papa?“ sagte Lotte schmeichelnd.

„Du bist gar nicht gefragt, Lotte, du bist gefälligst ganz ruhig.“

„Aber mich geht es doch, weiß Gott, auch an, Papa!“

Der Papa ignorierte das und wandte sich wieder an Alfred. „Unter den anderen Dingen verstehe ich vor allem eine gesicherte Existenz.“

Alfred nickte zustimmend.

„Und zweitens eine Ausöhnung mit Ihrem Vater.“

Alfred sah nachdenklich unter sich. Dann meinte er: „Sie kennen meinen Vater nicht, Herr Baron, sonst würden Sie das vielleicht nicht fordern.“

„Es ist die reine Inquisition!“ rief Lotte empört.

Aber die beiden Männer taten, als hätten sie das gar nicht gehört, und Alfred fuhr fort: „Aber ich will es immerhin versuchen, sowie ich meine gesicherte

Existenz habe, wenn ich annehmen darf, daß . . . Sie dann mit mir zufrieden sind."

Herr von Quaast erhob sich und reichte Alfred die Hand. „Lassen wir dies Gespräch hiermit ruhen. Es war für keinen von uns erquicklich, aber es ließ sich nicht vermeiden. Und nun wollen wir zu Tisch gehen, und ich denke, Sie können noch den einen oder andern Tag unser Gast sein."

„Du lieber, guter Papa!“ jubelte Lotte und fiel ihm um den Hals, was sich Herr von Quaast sehr gern gefallen ließ.

Man ging zu Tisch und war guter Dinge.

„Der Appetit ist Ihnen wenigstens nicht vergangen“, meinte Herr von Quaast nach einer Weile zu Alfred.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Baron, aber ich habe den ganzen Tag noch nichts gegessen, und in der Beziehung können wir aus der westfälischen Gegend es jedenfalls mit den Pommern aufnehmen.“

Man stieß an, und schmunzelnd meinte Herr von Quaast, dem Alfred immer besser gefiel: „Man erlebt ja manches, wenn man alt wird, aber so etwas ist mir doch noch nicht vorgekommen, Herr Dungs. Sie hätten Kavallerist werden sollen. Sie verstehen sich darauf, Attacken zu reiten. Profit!“

Nach Tisch ließ Herr von Quaast die beiden allein, so daß sie Zeit hatten, sich auszusprechen.

Erst zum Kaffee erschien er wieder, und dann ritten die drei miteinander aus. Am Abend kam Hans von Quaast, Lottes Bruder, der den Tag über auf einem Vorwerk beschäftigt gewesen war. Der Neunzehnjährige hatte noch nicht weiter mitzureden, und da er seiner Schwester sehr zugetan war, kam er Alfred Dungs mit Herzlichkeit entgegen.

Als dieser dann spät am Abend sein Zimmer aufsuchte, rechte er sich zufrieden und glücklich. Der Tag war immerhin besser abgelaufen, als sich erwarten ließ, und für den alten Quaast hatte er einfach eine Schwäche. Aber als er erst eine Weile allein war, überschlichen ihn doch wieder mancherlei sorgenvolle Gedanken. Was diese sogenannte gesicherte Existenz anging, so war ihm das doch lange nicht so sicher, wie er den anderen gegenüber tat. Und nun hatte er ja Zeit und Muße, sich weiter über dies schwierige Problem den Kopf zu zerbrechen.

Er versuchte es, aber es wollte nichts Gesehtes dabei herauskommen; er war zu müde. Und wie es zu einer Veröhnung mit seinem Vater kommen sollte, auch das war ihm vollkommen unklar. Der alte Quaast hatte gut reden, er kannte seinen Vater nicht.

Müde und abgepannt und wieder voller Sorgen ging Alfred zu Bett. Er wollte so gern schlafen, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die Augen fielen ihm zu, aber sein Geist fand keine Ruhe. Die gesicherte Existenz und Alfred Dungs junior, das waren zwei Probleme, die schon den Schlaf rauben konnten.

Er lauschte mit geschlossenen Augen. Wie ruhig und friedlich es hier war. Kein Leben mehr im Haus, nichts regte sich auf dem Hof, alles schlief. Wenn er doch auch endlich hätte einschlafen können. Es nützte ja gar nichts, hier wachzuliegen, wo ihm doch nichts Gesehtes einfiel.

Er zählte von eins bis hundert, vorwärts und rückwärts, aber es half nichts, er wurde immer wacher, so sehr der Körper auch nach Schlaf begehrte.

Schon wollte er sich wieder erheben, da fiel ihm plötzlich seine Mutter ein. Übermorgen würde er ja mit ihr zusammen sein. Vielleicht wußte sie einen guten Rat. Sie war ja so viel herumgekommen und kannte so viele Menschen, und er war doch ihr Sohn. Gewiß, die Mutter würde einen Rat wissen, die Mutter. Ganz ruhig und still wurde es in ihm, und er schlief ein.

* * *

Am Freitag früh fuhr Alfred Dungs wieder nach Berlin, nachdem er um die Erlaubnis gebeten hatte, wiederkommen zu dürfen, wenn irgendeine günstige Wendung eingetreten sei, die er von einer Aussprache mit seiner Mutter erhoffte. Herr von Quaast erklärte sich damit einverstanden, denn da er einmal A gesagt habe, sei er bereit, auch weiter zu buchstabieren und die Konsequenzen zu tragen, wenn nur auch Herr Dungs es nicht an seinem Teil fehlen lasse.

„Wann werden wir uns wiedersehen?“ fragte Lotte ängstlich und unruhig, als sie Alfred zur Bahn begleitete.

„Wenn alles so geht, wie ich es mir wünsche, vielleicht schon morgen“, meinte Alfred.

„Und wenn du morgen nicht kommst, muß ich also annehmen, daß es nicht gut gegangen ist, Fred?“

Er überlegte einen Augenblick und meinte dann: „So werde ich lieber unter allen Umständen kommen.“

Das aber wollte Lotte nicht. Schon ihres Vaters wegen nicht, der zwar für Alfred recht eingenommen sei, aber stugig und mißtrauisch würde, wenn Alfred unverrichteter Sache wieder zurückkehre.

„Du hast recht“, sagte Alfred, „zumal wir nur einen Vater haben, auf den wir uns verlassen können. Wir müssen ihn schonen, damit nicht auch er uns noch im Stich läßt. . . Ich werde also jedenfalls heute abend noch schreiben.“

Lotte nickte und hingte sich schwerer an seinen Arm. Wer wußte, ob sie so bald wieder einen so schönen Tag zusammen hatten wie gestern.

Als Alfred nach Berlin kam, überlegte er, ob er nicht vorher seiner Mutter einen Besuch machen solle? Aber er verneinte sich diese Frage nach kurzer Überlegung. Er hatte ja wirklich gar keine Vorstellung, wie sie jetzt eigentlich war. Ihres Außeren erinnerte er sich sehr gut. Eine große, schöne, leidenschaftliche Frau, die damals, wie ihm scheinen wollte, mit einer fast wilden Zärtlichkeit an ihren Kindern gehangen hatte. Aber das war nun etwa ein halbes Menschenalter her. Wer wußte, wie sie sich seitdem entwickelt hatte. So am nüchternen Morgen kam ihm das recht unsicher vor, und was er sich von ihr erhoffte, erschien ihm nun recht abenteuerlich. Jedenfalls war es besser, er lernte sie erst einmal bei Kufferaths Frühstück kennen. Da würde er ja bald sehen, ob es einen Zweck hatte, sie um Rat und Hilfe zu bitten. Die Dungs hatten sie gewiß nicht gut behandelt. Wer wollte es ihr übelnehmen, wenn sie Gleiches mit Gleichem vergalt? Fünfzehn Jahre sind eine lange Zeit. Auch für mütterliche Gefühle, dachte Alfred und pilgerte wieder zu Fuß in sein Hotel.

Die Menschen drängten und stießen vor lauter Hast, zu ihrer Arbeit zu kommen. Die Autobusse rasten ihrem Ziel zu, die Trams läuteten wie befehlen, wenn irgend- ein Hindernis ihnen in den Weg trat. Sie wußten, wie eilig es ihre Insassen hatten. Und ein Hindernis stellte sich jeden Augenblick ein: Lastfuhrwerke, die die Ge- leise kreuzten, denn auch sie hatten es eilig. Droschken, die sich vordrängten, Passanten, die über den Fahrdamm flühten, mochte es noch so lebensgefährlich sein; und sie taten, als hinge von der nächsten ersparten halben Minute ihr Leben ab. Das dröhnte, donnerte, lärmte, ein ein- ziger, gewaltiger Zug der Arbeit.

Einsam, verlassen und überflüssig kam Alfred sich in diesem Zug vor, dessen Rhythmus ihn doch unaufhaltsam mit sich forttrieb.

Er atmete auf, als er sich endlich bis unter die Linden durchgearbeitet hatte, wo es ruhiger und geordneter zu- ging. Wie ein Schwimmer kam er sich vor, der gegen den Strom zu schwimmen versucht hatte, aber nicht merkte, daß er nicht vorwärts kam, bis der Strom ihn ein- fach ans Ufer warf, beiseite.

Nun war er also glücklich unter den Linden und konnte sich verschauen. Aber beschämt kam er sich vor, wie er hier unter den Nichtstuern stand, und es schien ihm, als seien sie alle miteinander von dem großen Strom der Arbeit, der durch die ganze innere Stadt wogte, als un- nütz beiseite geworfen worden. Ringsum brauste und brandete es, und was Arme und Mut hatte, stürzte sich hinein und tat mit. Nur sie hier unter den Linden, sie standen abseits, machten überlegene oder blasierte Ge- sichter und waren im Grunde doch nur Verstoßene, Ver- brauchte, Arbeitsunfähige und ähnliches Volk.

Als er in sein Quartier kam, meldete der Portier, es sei schon zweimal von einem Hotel nach ihm telephoniert worden.

Es ist nichts mit dem Frühstück, die Mama ist über- haupt gar nicht hier, durchfuhr es Alfred. Das ganze schöne Haus, das er für sich und Lotte bauen wollte, es war wirklich auf Sand gebaut. Wenn er sich recht er- innerte, war doch verabredet worden, nicht zu telepho- nieren, wenn nicht ein Hindernis eingetreten sei.

Er ließ sich mit dem Hotel verbinden, einen der Ruffe- raths an das Telephon bitten und wartete gespannt.

„Hier Joseph Rufferath“

„Hier Alfred Dungs.“

„Sagen Sie, Dungs, könnten Sie schon gleich kommen?“

„Was ist denn los?“

„Die große Sache, die wir vorhatten, ist nicht geglückt. O diese Deutschen! Es ist wirklich schrecklich. Wir wollen heute nachmittag noch weiter. Ich nach Petersburg, die beiden andern nach Paris mit Ihrer Frau Mutter, die gestern schon eintraf. Wo haben Sie denn gestern ge- steckt? Wir haben uns beinahe mund telephonierte nach Ihnen!“

„Weiß meine Mutter Bescheid?“

„Nein, es soll doch eine Überraschung sein. Also, wenn es Ihnen paßt, kommen Sie bitte gleich, es geht ja auch schon auf zwölf, so daß man wohl einigermaßen mit An- stand frühstücken kann.“

„Ich komme sofort!“ sagte Alfred und hängte den Hörer wieder an. Ihm war, als hinge sein Leben davon ab, jetzt seine Mutter zu sprechen. Ohne erst weiter Toilette zu machen, stieg er in das nächste Auto und fuhr zum Hotel, in dem die Freunde wohnten.

Es war nicht schwer, die Rufferaths zu finden, denn sie machten sich auch hier durch ihre geräuschvolle Fröh- lichkeit sofort bemerkbar. Inmitten der distinguierten Ruhe und der gemessenen Bewegungen kamen sie Alfred jetzt fast wie Wilde vor. Aber auch hier hatte ihre Fröh- lichkeit etwas Anstößendes. Gäste, die feierlich vorbeikamen, sahen sich nach ihnen um, erkundigten sich und lächelten dann. Ach so, die Rufferaths, ja freilich! Das dreiblättrige Kleeblatt hatte es zu einer gewissen Popularität in der internationalen Welt gebracht. Es war kein schlechter Geschäftstrick, daß man die drei hübschen Menschen fast immer und überall laut und fröh- lich beisammen sah. Überall sprach man von ihnen. Dabei war es eine Reklame, die gar nichts kostete.

Die drei Rufferaths fielen mit Fragen über Alfred her. Wo er gestern gesteckt habe? Weshalb er den ganzen Tag nicht zu erreichen gewesen sei? Weshalb er sich heute morgen so lange habe verleugnen lassen?

Alfred antwortete, so gut es ging, ohne etwas von seinen Beziehungen zu der Familie von Quast zu ver- raten. Die Rufferaths hörten sowieso nur mit halbem Ohr zu, denn viel wichtiger als Alfreds Antwort auf ihre Fragen war es ihnen, ihr eigenes Herz ausschütten zu können, das jetzt voll war von Grimm gegen die Deut- schen und ihre Schwerfälligkeit. Mit diesem Grimm fielen sie nun über Alfred her und taten, als sei er für solche Schwerfälligkeit mit verantwortlich zu machen.

„Sagen Sie selbst,“ rief Josua Rufferath, „ist es nicht einfach lächerlich?“

„Der Deutsche macht eben immer noch nur Geschäfte, bei denen er schon morgen den Profit in der Tasche hat!“ rief Joseph dazwischen.

„Wenn sie an einem großen Geschäft in ein, zwei Jahren einen großen Profit machen können, werden sie ängstlich!“ schrie Jakob.

„Lieber verdienen sie an Streichhölzern fünf Pfennig, wenn es morgen sein kann, als an einem Millionenobjekt Millionen, wenn es ein paar Jahre dauern kann!“ sagte Josua voller Ingrimm.

„Ich weiß zwar absolut nicht, um was es sich handelt,“ warf Alfred lächelnd ein, „aber ich gebe ohne weiteres zu, daß wir Deutsche vorsichtig sind; und zwar schon deshalb, weil unser Reichtum noch jung ist, so daß wir immer noch fürchten, ihn über Nacht verlieren zu können. Deshalb ist uns der Sperling in der Hand . . . Sie wissen schon!“

„Aber sehen Sie sich Frankreich und England an! Sie schnappen den Deutschen ja alles weg, was noch gut ist, wenn das so weiter geht.“

„England und Frankreich sind aber auch schon lange reich“, warf Alfred ein. „Kein Wunder, daß sie sich längst an diesen Zustand gewöhnt haben als an etwas Selbstverständliches. Das müssen wir erst lernen. Aber um was handelt es sich denn eigentlich, meine Herren?“

Nun riefen die Rufferaths wieder alle drei zugleich alles mögliche durcheinander, so daß Alfred nicht klüger

war als vorher. Plötzlich aber schwiegen sie und erhoben sich. Alfred sah sich um. Eine ältere, immer noch schöne, hochgewachsene Dame, hinter ihr ein zierlicher Greis, näherten sich der Gruppe.

Josua Kufferath gab den Brüdern einen Wink, daß sie jetzt zu schweigen hatten.

„Gestatten Sie, Madame Adele, daß ich Ihnen Herrn Alfred Dungs vorstelle.“

Die Dame stand ganz starr und wurde bleich bis in die Lippen.

Alfred Dungs stand ihr gegenüber, leise zitternd vor Erregung.

Die Dame verzog ein wenig den schönen Mund und sagte leise und unsicher mit einem prüfenden Blick auf Alfred: „Dungs?“

Da lachten die drei Kufferaths laut und fröhlich, weil ihnen die Überraschung so prächtig gelungen war, drängten sich um Madame Adele und erklärten ihr, daß Alfred Dungs der richtige Dungs sei, ein Sohn von Anton Dungs junior, ihr Sohn. Ein leiser, halb unterdrückter Schrei, der den Kufferaths aber durch Mark und Bein ging, kam von Madame Adeles Lippen, sie stürzte vor, umschlang Alfred, küßte ihn, küßte ihn immer wieder und streichelte ihn, französische Worte und spanische Worte der Zärtlichkeit stammelnd, voll süßlicher Leidenschaftlichkeit, die ganz vergessen hatte, wo sie sich befand.

Die Kufferaths merkten, daß sie in diesem Augenblick überflüssig waren, und zogen sich ein wenig von den beiden zurück, indem sie auch den zierlichen Greis zu sich nahmen, der raslos der Szene gegenüberstand, die sie ihm nun erklärten.

„Oh, mon petit, wie groß du geworden bist und wie hübsch... und wie alt ich bin, eine alte Mama... aber wie froh ich bin!“ so stammelte Madame Adele und hielt ihren Sohn an beiden Schultern und zog ihn immer wieder an sich. „Oh, mon petit!“

Da näherte sich Joseph Kufferath den beiden, küßte Madame Adele die Hand und meinte leise, ob es jetzt nicht an der Zeit sei, ein bißchen zu frühstücken?

„Oh, was seid Ihr für deutsche Bären!“ rief Madame Adele. „Immer habt Ihr Hunger! Was auch geschehen mag, immer wollt Ihr frühstücken!“

Sie zog ein Tüchlein und fuhr sich über die Augen.

Nun erschien auch Josua und behauptete, solche Überraschungen seien nicht sehr gesund in einen leeren Magen hinein.

Madame Adele gab ihm einen Klaps, küßte wieder ihren Sohn, lachte und sagte, indem sie Alfred ihren Arm bot: „Allons, frühstücken wir!“

Dann wandte sie sich schnell an den zierlichen Greis, der nun auch näher kam, und überschüttete ihn mit Worten, die ihm die Szene noch einmal erklärten.

Alfred mußte links von der Mama sitzen, und rechts von ihr nahm der zierliche Greis Platz, dessen furchtbar langen, hochadeligen Namen Alfred nicht behalten konnte. Die drei Kufferaths sorgten dafür, daß die Stimmung keinen Augenblick elegisch werden konnte.

„Mon ami,“ wandte sich Madame Adele an ihren rechten Nachbarn, „heute fahren wir noch nicht nach Paris zurück, erst morgen, nicht wahr?“

Die Kufferaths erhoben lauten Protest, aber der Vicomte gab Madame recht

Madame Adele hob ihr Glas zu den Kufferaths. „O meine drei Bären, was habt Ihr da wieder angerichtet“, sagte sie zärtlich. „So eine Überraschung!“ Dabei drückte sie Alfred leidenschaftlich die Hand.

„Was für ein hübscher, großer Mensch er ist, nicht wahr, mon ami?“ wandte sie sich an den Vicomte mit einem Blick auf Alfred.

„Ganz Ihr Sohn, Adele“, meinte der Vicomte.

„Er sieht Ihnen wirklich ähnlich, Madame Adele!“ rief Joseph Kufferath.

Josua knurrte: „Ich denke, wir essen jetzt!“

„Entschuldigen Sie nur,“ meinte Madame Adele lachend, „wir werden Sie nicht mehr mit Gefühlen stören, jetzt wird mon petit reden, und es wird gewiß sehr verständlich sein, nicht wahr, Alfred?“

Alfred hatte in der Tat bisher alles stumm über sich ergehen lassen. Er war einfach überwältigt von dieser fremdartig leidenschaftlichen Art seiner Mutter, und er hatte immerzu denken müssen: wie konnte sie es auch nur ein Jahr neben meinem Vater aushalten, und wie konnte er nur auf den Gedanken kommen, eine solche Frau zu heiraten. Und besonders wunderbar war es für ihn, wie etwas in ihm, das bisher geschlafen hatte, unter dieser Art erwachte und sich ihr verwandt und bei ihr wohl fühlte. Als käme eine Pflanze, die jahrelang im Dunkeln gestanden, plötzlich in die warme, helle Sonne.

„Wenn Madame Adele heute nicht mitfährt nach Paris, soll ich dann trotzdem nach Petersburg?“ fragte Joseph.

„Sie könnten doch wirklich mit uns fahren, Madame Adele“, sagte Jakob. „Herr Dungs kann ja auch mitkommen.“

„Ich kann heute und morgen unmöglich von hier fort“, erwiderte Alfred.

„Dann bleibe ich bestimmt bei dir, mon petit. Das heißt, wenn ich dich nicht störe“, sagte Madame Adele.

„Aber, Mama!“

„Habt Ihr's gehört? Er kann wirklich sprechen! Er hat Mama gesagt!“ jubelte Madame Adele. „So ein Baby!“ Sie streichelte ihn schon wieder.

„Dann fahren wir eben schon vor,“ entschied Josua, „denn wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Aber Ihr habt doch schon so viel Geld,“ schmolte Madame Adele, „ich weiß es ganz genau. Warum seid Ihr gar so eilig nach mehr!“

Nun erklärte Josua, daß es sich nicht bloß ums Geld handle, sondern daß sie es verhindern wollten, daß die Engländer, die ihre Ohren schon gespißt hätten, sich festsetzten. Da sie in Berlin keine Liebhaber für ihren Plan gefunden, so müsse Joseph eben nach Petersburg, wo man wenigstens mit der Antipathie gegen England rechnen könne. Derweil wollten die beiden andern es mit Hilfe des Vicomte in Frankreich versuchen, wenn es mit Deutschland nun einmal nichts wäre.

Der Vicomte winkte aufmunternd mit den zierlichen, feinen Händen und sagte, es würde gewiß keine Schwierigkeiten machen, und deshalb brauchte man es nicht gar zu eilig zu haben.

Nun hat Alfred um genauere Auskunft, wenn es sich nicht um ein Geheimnis handle, denn vielleicht könne er ihnen mit einem Rat zur Seite stehen.

„Es handelt sich nicht um einen Rat, sondern um bar Geld“, brummte Josua. „Und bar Geld werden Sie für uns nicht übrighaben, so wenig wie die andern Deutschen.“

„Das käme noch darauf an“, sagte Alfred. „Ich habe mich nämlich von meinem Vater getrennt.“

„Ach!“ Wie erstaunt die Kufferaths waren. „Dann ist es allerdings etwas anderes. Madame Adele aber wurde noch einmal so herzlich zu ihrem Sohn. „Nicht wahr, es geht gar nicht anders auf die Dauer, man muß sich von ihm trennen, er ist terrible, ein Tyrann! Wenn ich daran denke!“

Die drei Kufferaths hatten mit einmal ganz andere Gesichter als bisher. Sie redeten auch nicht mehr durcheinander, sondern schwiegen fein still, bis an jeden die Reihe zu reden kam. Zuerst sprach Josua, dann folgte Jakob und an dritter Stelle Joseph, der das Gespräch der andern beiden ergänzte, wenn ihm schien, es sei ein wichtiger Gesichtspunkt außer acht gelassen worden.

Es handelte sich um folgendes: Die Kufferaths besaßen große Zuckerplantagen auf Java, und zwar in der holländischen Residentschaft Surabaja. Nun verstande die Mündung des Kalimas immer mehr, wodurch der Transport wesentlich verteuert werde. Die Brüder hatten sich kürzlich nach günstiger gelegenem Plantagenboden umgesehen und waren bei Djohschakarta an der Südküste von Java auf weite, noch wenig kultivierte Landstrecken gestoßen, die für den Zucker besonders günstige Bedingungen zu haben schienen. Auch hatte man von hier aus mit dem Transport näher zur Sundastrasse. Ein Riesenterrain, das bisher der intensiven Kultur noch nicht erschlossen war. Sowohl den Engländern auf Nordborneo wie den Spaniern auf den Philippinen und den Franzosen in Südsumatra war das Terrain bisher entgangen, und die Holländer hatten seit dem neuen Aufblühen der Kolonie so viel mit andern Dingen zu tun, daß sie sich um diesen Distrikt noch wenig kümmerten. Aber die Reise der drei Brüder, deren Geschäftstätigkeit man kannte, nach Djohschakarta und Umgegend sei doch aufgefallen. Namentlich die Engländer seien hinter ihnen hergewesen, hätten den Wert des Terrains erkannt, und wenn man nun nicht schnell kaufe, würden sie den ganzen schönen fetten Bissen wegknappen.

Josua kamen fast die Tränen vor Wut, als er das erzählte.

Jakob berichtete, es handle sich bei der ganzen Sache nicht nur um ein glänzendes Geschäft, denn der Javazucker sei ja wieder hoch, sondern auch darum, daß man den Engländern eine solche Machterweiterung nicht gönnte.

Joseph erklärte, mehr als Essen und Trinken und Autofahren und dergleichen könnten sie trotz ihres vielen Geldes auch nicht, für alle persönlichen Bedürfnisse sei wahrhaftig hinreichend gesorgt, der Mensch habe nun einmal nur einen Magen, auch der reichste. Aber ihre Macht und ihren Einfluß, den könnten sie erweitern, und

das sei noch das einzige, was einen Reiz und einen Wert habe.

Nun begann wieder Josua und führte aus, wie sie daran gedacht hätten, das Terrain deutschem Kapital zuzuführen, denn sie seien doch Deutsche und könnten ihr eigenes Kapital leider im Augenblick nicht frei machen, da es zu fest bei Surabaja engagiert sei. Aber mit den Deutschen sei nichts zu machen. Ihnen war das Geschäft zu unsicher, weil es nicht gleich Gewinn abwarf. Ueberhaupt besaßen sie eine Abneigung gegen Geschäfte in Kolonien, das Überseefische gefiel ihnen im allgemeinen nicht. In Hamburg war es anders, aber nach Hamburg wollten die Brüder nicht. Die Hamburger waren ihnen zu englisch. Was aber in Deutschland dennoch Interesse für Kolonien habe, das sei offenbar in den deutschen Kolonien festgelegt.

Jakob berichtete, deshalb sei Madame Adele so liebenswürdig gewesen, mit dem Vicomte nachzukommen, damit man keine Zeit verliere und gleich französisches Kapital schon von hier aus interessieren könne, wenn es nicht anders ginge.

Alfred fragte, um welche Summen es sich denn handle?

„Rumpige zwanzig Millionen“, sagte Joseph.

„Dafür haben wir ein Distrikt, dreimal so groß wie ein deutsches Fürstentum!“ sagte Jakob.

„Einsicht in unsere Kalkulation steht Ihnen natürlich in dem Augenblick zu, wo Sie sich für die Sache ernsthaft interessieren“, sagte Josua.

Alfred machte ein etwas bedenkliches Gesicht. Es war immerhin ein beträchtliches Kapital, ein recht beträchtliches sogar, wenn er an seine Verzinsung dachte. Er mißtraute den Kufferaths und ihren Angaben nicht im geringsten, aber wenn die Sache nicht reüssierte, dann saß er allzu tief in der Tinte, das war das Gefährliche. Andererseits reizte ihn die Sache sehr. Erstens handelte es sich um ein wirklich großes Geschäft, für das er den nötigen Kredit schon zu finden hoffte. Dann ging es schnell damit, allem Anschein nach, und das war für ihn auch nicht zu unterschätzen.

„Ich will Euch was sagen, mes petits“, fiel hier Madame Adele ein, „gebt ihm noch bis heute Abend Bedenkzeit. Ihr versäumt ja nicht viel dabei. Heute nachmittag gehört er sowieso mir, nicht wahr, chéri? Und dann werden wir uns auch noch einmal alles überlegen, was meinst du, Alfred?“

Alfred sah seine Mutter dankbar an.

„Voyez donc, diese Augen!“ rief Madame Adele. „Er ist zu hübsch, mon petit!“ Sie strich ihm wieder über den Arm.

„Dann reise ich also nicht nach Petersburg?“ fragte Joseph.

„Wenigstens heute noch nicht“, erwiderte Josua voller Vorzicht.

Und nun waren die Brüder Kufferath wieder wie immer, lachten und scherzten, bis Madame Adele endlich das Frühstück aufhob, ein Wiedersehen am Abend verabredete und Alfred entführte, nachdem sie den Vicomte getröstet hatte, daß er den Nachmittag nun ohne sie verbringen müsse.

Sie nahm Alfred gleich mit auf ihre Zimmer und meinte noch auf der Treppe: „Siehst du, das ist die einzige Annehmlichkeit, daß ich alt bin. Kein Mensch nimmt sich die Mühe, seine Nase über mich und den Bicomte zu rümpfen. Wir sind ja so alte Leute, nicht wahr?“

Alfred lächelte. Die Mama hatte ganz recht, und es war ihm mehr als angenehm, daß sie recht hatte.

Und nun, wo sie unter vier Augen waren, küßte Madame Adele ihr großes Baby, wie sie ihn nannte, erst noch einmal nach Herzens Lust ab, und dann mußte er ihr von den Dungs erzählen. Alfred tat das denn auch, und je mehr er erzählte, und je interessierter seine Mutter zuhörte und gar nicht genug erfahren konnte, um so mehr wunderte sich der Sohn, wie es nur möglich war, daß die Mutter und ihre Kinder fast ein halbes Menschenalter so gut wie nichts von einander gewußt hatten.

Madame Adele merkte sehr wohl, was in ihrem Sohn vorging, und voller Erregung unterbrach sie ihn: „Siehst

du, so wollte er es, so hatte er es sich ausgedacht! Gar nichts mehr wissen sollte ich von euch, als wäre ich überhaupt nicht mehr da. Und was sollte ich machen? Oh, ich wollte euch entführen, ich wollte euch ihm mit Gewalt nehmen! Aber er behielt mein Vermögen, und ich ließ es ihm, weil es für euch war. Hat er dir ausgezahlt?“

Nun erzählte Alfred, wie es in der Beziehung um ihn stand, und wie er eigentlich nur deshalb Bedenken habe gegen das Geschäft mit den Rufferaths.

Madame Adele benahm sich wie eine Tigerin, so wild und leidenschaftlich, als sie nun dahinter kam, daß der Sohn nicht besser daran war wie die Mutter. „Aber diesmal soll er sich verrechnet haben. Wofür bin ich eine alte Frau, die sich auskennt im Leben. Du sollst wenigstens nicht länger zu leiden haben, mon petit, unter diesem Tyrannen! O, wie ist er schrecklich und fürchterlich!“ Madame Adele kam ganz außer Atem.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sehenlernen.

Von FRIß STOWRONNET.

Neulich ging ich mit einem Freund ganz früh zum Bahnhof. Die Stadt schlief. Nur ab und zu begegnete uns ein Nachtschwärmer, der mit unsicheren Schritten den heimischen Penaten zustrebte. Plötzlich blieb mein Freund stehen, faßte mich am Arm und rief: „Sehen Sie doch dies schöne Haus! Welch ein harmonischer Eindruck. . . Merkwürdig! Täglich gehe ich durch diese Straße, aber dies Haus sehe ich heute zum erstenmal.“

„Mit Bewußtsein“, ergänzte ich. „Am Tage, wenn der Verkehr auf den Straßen flutet, wird Ihr Auge von anderen Eindrücken in Anspruch genommen.“

Dieser kleine Vorfall beleuchtet die sehr interessante Tatsache, daß ein großer, ja man kann ruhig sagen der größte Teil aller Sinneseindrücke nicht vom Bewußtsein aufgenommen und vom Gedächtnis registriert wird. In vielen Fällen ist diese Tatsache ganz natürlich und durch die übergroße Zahl von Eindrücken, die auf unsere Sinne einströmen, zu erklären. In vielen Fällen handelt es sich jedoch um einen Mangel, der auf unzureichender Schulung beruht. Und dieser Mangel ist durchaus nicht unwesentlich, weil er sowohl im Leben des einzelnen als auch bei Vorfällen von allgemeinem Interesse böse Folgen zeitigt. So beruht z. B. die Verschiedenheit der Aussagen von Augenzeugen nur auf dem Mangel einer genauen Beobachtungsgabe.

Den Beweis dafür hat ein bekannter Strafrechtslehrer durch ein Experiment erbracht. Er ließ durch mehrere Teilnehmer seiner Vorlesungen einen vorher genau bis in alle Einzelheiten festgestellten Tumult inszenieren und vernahm unmittelbar darauf die Augenzeugen. Dabei stellte sich heraus, daß die Mehrzahl Dinge bekundete, die gar nicht passiert waren, und daß nur einige wenige den Vorfall ziemlich richtig darstellen konnten.

In scherzhafter Form kommt der Mangel an Beobachtungsgabe in folgender „Berichtigung“ zum Ausdruck, die in einer Zeitung gestanden haben soll: „Der Vorfall im Tiergarten, über den wir gestern berichteten, ist dahin zu berichtigen, daß es sich nicht um eine Spreewälderin mit einem Kind auf dem Arm, sondern um einen Sol-

daten handelt, der ein Kommisbrot unter dem Arm trug.“ — Der Mangel an Beobachtungsgabe, mit dem der größte Teil aller Kulturmenschen behaftet ist, beruht durchaus nicht auf einer Unzulänglichkeit der Sinne, sondern auf ungenügender Schulung der Sinne. Kurz und bündig heißt es in einem alten, weisen Buche: „Mit sehenden Augen sehen sie nicht, mit hörenden Ohren hören sie nicht.“

Es liegt mir fern, bei diesem Anlaß der Schule etwas am Zeug flicken zu wollen, aber an der Tatsache kommen wir doch nicht vorbei, daß die Kinder in der Schule nicht lernen, ihre Sinne, namentlich das Auge, richtig zu gebrauchen. In der Volksschule wird mit dem Anschauungsunterricht auf den untersten Stufen ein kleiner Anlauf genommen. Aber man begnügt sich mit dem Bild und denkt nicht daran, die Kinder in die Natur zu führen, um sie dort sehen zu lehren.

Daß unter dem Mangel an Beobachtungsgabe der Naturgenuß leidet, ist selbstverständlich. Was soll die Natur dem Menschen sagen, wenn er unempfindlich, man könnte fast sagen wie blind dahinschreitet? Unzählige Beispiele könnte ich dafür anführen. Neulich gehe ich mit einigen Knaben über Feld. An einem Stückchen Roggenfaat bleibe ich stehen und sage: „Jetzt werde ich hier einen Hasen rausjagen.“ Erst unglaubliche Gesichter, dann großes Entzücken, als auf meinen Ruf: „Martin, mach Abmarsch“ ein alter Kammeler sein Panier ergreift. „Woher haben Sie das gewußt?“ „Sehr einfach! Ich sah, wie sich der Hase, der uns schon lange gehört hat, aufrichtete, die Löffel empor schnellte und sich dann fest anbuckte, um uns vorübergehen zu lassen.“

Wie schwer ist es, einem Menschen, der nicht sehen gelernt hat, ein Reh zu zeigen, das verdeckt im Gebüsch steht, oder ein Eichhörnchen, hoch im Baumwipfel. Meistens wird zuerst die Farbe wahrgenommen und dann erst die Gestalt.

Vor einigen Jahren hatte ich das Vergnügen, beim Pilzesuchen im Herbst eine Schnepfe ganz frei zwischen zwei Baumreihen einer Schonung sitzen zu sehen. Ich

hatte zuerst ihr Auge gesehen und dann die Gestalt erkannt. Der Vogel blieb ruhig sitzen, als ich mit ziemlich leiser Stimme meine beiden Begleiter heranrief, um sie den auch für Jäger seltenen Anblick genießen zu lassen. Aber alle meine Bemühungen, ihnen den Vogel zu zeigen, waren vergeblich, obwohl ich ihnen die Entfernung genau angab, auch als Hilfsmittel einen großen Fliegenpilz, unweit dessen die Schnepfe saß. Erst als ich sie durch eine heftige Bewegung aufstörte, bekamen meine Begleiter sie zu Gesicht.

Nach solchen Erfahrungen wundere ich mich gar nicht mehr, wenn Beobachtungen, die sich mir geradezu aufdrängen, von anderen Menschen für Produkte meiner Phantasie gehalten werden. Ich sehe, wie der Hecht raubt, wie dort ein großer Fisch aus dem seichten Wasser zur Tiefe abzieht. Aber die anderen sehen es nicht und glauben deshalb nicht, daß ich es gesehen habe!

Was die Fährten des Wildes dem Jäger sagen, ist für die Mehrzahl aller Menschen ein Buch mit sieben Siegeln. Es gehören allerdings dazu einige Vorkenntnisse. Zum mindesten muß man wissen, welches Tier die Spur hinterlassen hat. Dann ist es gar nicht schwer, in dem Buch der Natur zu lesen, namentlich im Winter, wenn frischgefallener Schnee die Erde deckt. Dann kann man mit einiger Ausdauer und genügender Beobachtungsgabe ganze Tiergeschichten ablesen. Welch ein Vergnügen das bereitet, habe ich an meinen Kindern erfahren, als ich einige Jahre auf dem Lande wohnte. Da spürten wir bei einer „Neuen“ einen Edelmarder. Nach einigen hundert Schritten war er in dichtem, hohem Bestand aufgebaunt. Nun war es schwer, die Spur zu verfolgen. Aber wir ließen nicht nach, und unsere Ausdauer wurde belohnt, denn wir fanden den Schauplatz einer Tragödie. Der Marder hatte einen Eichkater im Morgengrauen erjagt. In der Todesangst hatte der Eichkater den Sprung aus dem Gipfel einer Kiefer auf die Erde gewagt. Der Räuber hatte den Sprung ihm nachgemacht und sein Opfer auf der Erde erbeutet. Alles das war deutlich zu lesen.

An dem gleichen Morgen lasen wir noch die Geschichte, wie ein Marder, in dem Eingang eines Kaninchenbaues auf der Lauer liegend, einen ahnungslos vorbeihastenden Hasen überfallen und ihm die Schlagader am Halse durchgebissen hatte. Der Hase, ein starker Rammeler, war wie toll auf eine dicke Schonung losgestürzt und hatte dort den Feind abgestreift. Aber die tödliche Wunde

konnte er nicht loswerden. Von der Schweißfährte geleitet, fanden wir den armen Lampe nach hundert Schritten daliegen. Auch den Marder machten wir aus. Einer meiner Buben holte den Jagdhüter, der ihn mit sicherem Schrottschuß erlegte.

Deshalb wird man es verstehen, weshalb Jagd- und Angelsport ihren Jüngern so viel Freude bereiten. Nicht nur durch die Beute, die manchmal ganz ausbleibt, sondern durch die Naturbeobachtung, die damit verbunden ist, und die um so mehr Genuß bereitet, je mehr sich die Sinne schärfen. Zum Beispiel beim Anstand am Morgen oder Abend. Das Leben in der Natur beginnt doch für viele Tierarten erst mit Einbruch der Dämmerung. Da sieht man die Maus vor ihrem Loch spielen, das Wiesel oder Herrn Reineke die Furche entlang schleichen, dort tritt ein Hase aus, nachdem er am Waldrand gesichert hat, dort eine Rinde mit zwei Rissen. . . .

Und es ist gar nicht so schwer, sehen zu lernen, wenn man nur die Wahrnehmungen richtig zu deuten weiß. Weshalb z. B. gibt es fast in jedem Dorf einen Jungen, der jedes Vogelnest in der Umgebung kennt? Ein Muster-schüler pflegt er selten zu sein, aber daß er nicht zu den Dummen gehört, kann man ruhig annehmen. Er hat sehen gelernt. Eines Tages sieht er einen Vogel mit einem Käfer im Schnabel in einem dichten Gebüsch verschwinden. Das genügt ihm, um das Nest mit jungen Vögeln zu finden.

Wie leicht es ist, die Beobachtungsgabe der Kinder zu wecken und zu schärfen, habe ich oft genug erfahren. Meinem fünfjährigen Buben hatte ich beim Pilzesuchen gezeigt, daß sich unter mancher ganz unauffälligen Erhöhung des Mooses ein Pilz verbirgt. Andere Arten, die aus der kahlen Erde emporwachsen, zeigen ihre Existenz durch winzige Risse an, die von einem Punkt nach allen Seiten verlaufen. Seitdem fand der kleine Bursch alle Pilze, die sich durch solche Zeichen ankündigten. . . .

Wir könnten unseren Naturgenuß erweitern und vertiefen, wenn wir sehen lernen wollten. Und der kommenden Generation sind wir es direkt schuldig, daß wir sie nicht in der bisherigen Blindheit aufwachsen lassen. Mit der Pfadfinderbewegung ist auf diesem Gebiet der Anfang gemacht. Man müßte sich nur nicht darauf beschränken, Kriegsspiele zu veranstalten, sondern auch die Lust und Fähigkeit zur Beobachtung der Natur zu wecken. Wieviel Schönes und Interessantes es da zu sehen gibt, ahnen nur die wenigsten. . . .

Das lippische Fürstenhaus.

Von Paul Lindenbergl. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Stolz und machtvoll ragt es auf, das Schloß der lippischen Fürsten in Detmold, zugleich traulich und beschaulich, daß man die Empfindung hat, dieser herrliche Bau in seinen mannigfachen und malerischen Renaissanceformen gehört eng zusammen mit dem köstlichen landschaftlichen Rahmen, der ihn schmeichelnd umgibt (Abb. S. 1216). In ferner ritterlicher Zeit, als die Kaiserlichen und Schwedischen draußen vor dem Portal nicht immer willkommenen Einlaß begehrten und fanden, mag sich in den alten historischen Räumen manche fröhliche und trinkfeste Tafelrunde versammelt haben, die ihre hingebende Neigung den in gewölbten Kellern

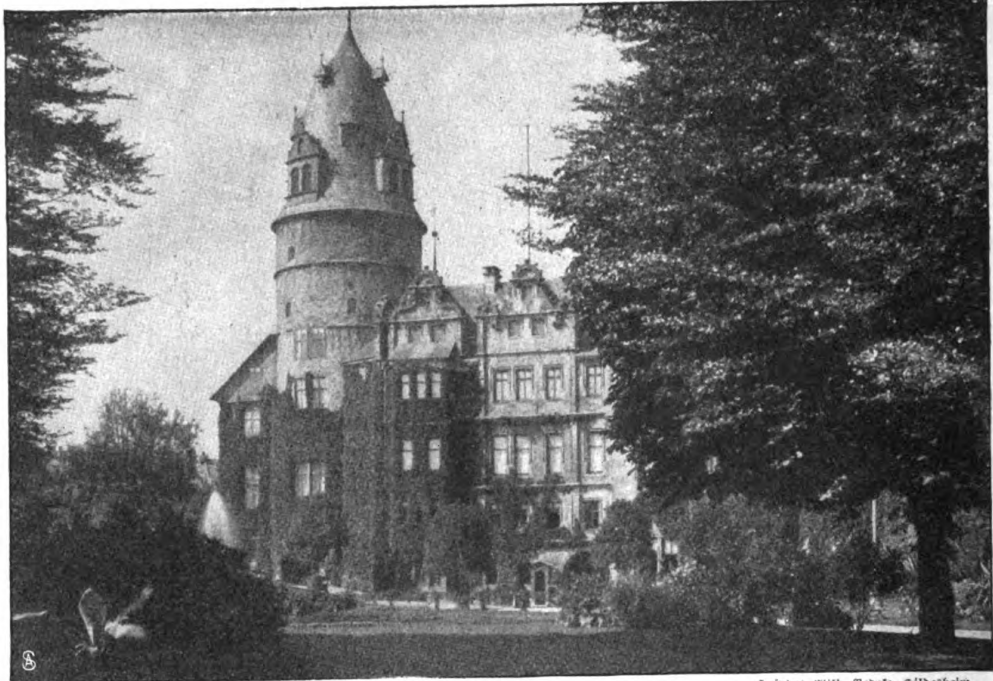
aufbewahrten Weinorräten erwies. Von der mit nachgedunkelter Balkenlage versehenen Decke des Ahnensaals (Abb. S. 1218) schimmert neben den alttümlichen Beleuchtungskörpern die lippische Wappenblume, die Rose, blinkend herab, wir finden sie auch auf dem mächtigen goldglänzenden Wappenschild, das zwei Herolde auf dem Vorsprung eines roten Marmoramins halten, der mit seinen feingemeißelten Engelsköpfen so recht zu der vornehmen Intimität dieses Raumes paßt.

Viele Generationen hat das fürstliche Schloß kommen und gehen sehen, dichtes Efeuerganz bedeckt vielfach seine starken, altersgrauen Gemäuer, die von der Patina der



Leopold IV. Fürst zur Lippe mit seiner Gemahlin Fürstin Berta, geb. Prinzessin von Hessen. Hofphot. Franz Langhammer, Detmold.

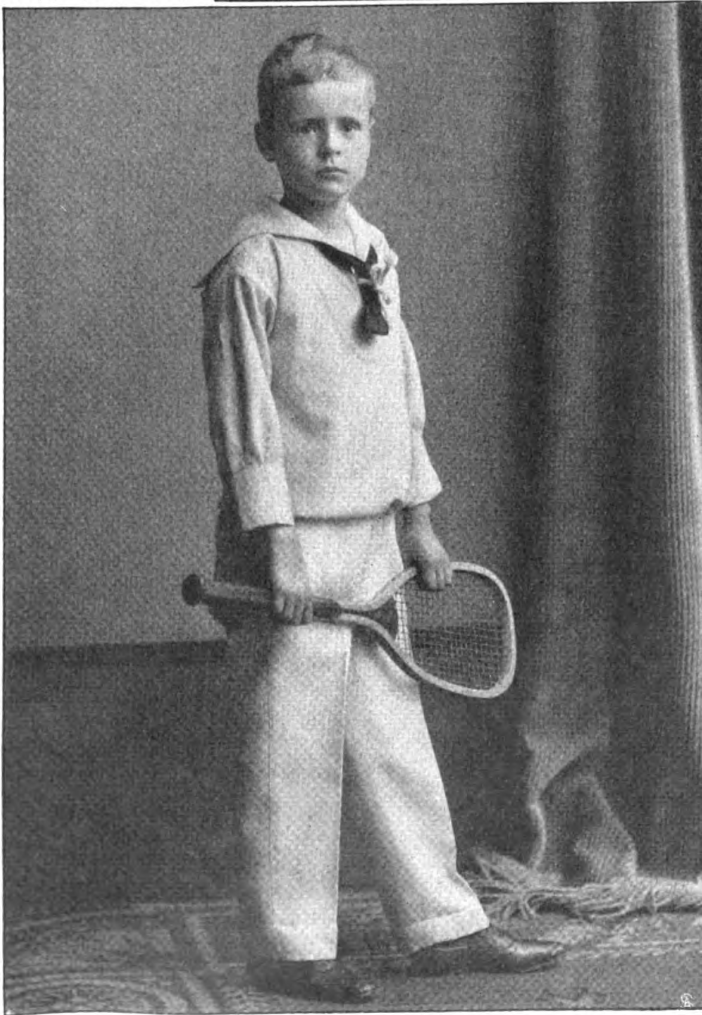
Geschichte und Zeit geädelt wurden. Wie schußspendend blickt auf sie der fernige Hauptturm herab, der noch von der früheren Burg her stammt, während die übrigen Teile in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entstanden, nicht nach einheitlichem Plan, das zeigt uns die in ihren einzelnen Teilen so wechselvolle, im ganzen aber sich prächtig zusammenschließende Gestaltung der Hauptfront, die ihre künstlerisch fein durch-



Holzphot. W. H. Meder, Bildesheim.

Das fürstliche Residenzschloß in Detmold.

gebildete Zier durch eine ganze Reihe von Erkern, Söllern, Galerien, Giebelaufsätzen erhalten hat, vervollständigt durch Wappen aller Art, durch Ornamente, Pilaster, Konsolen und Embleme, die von der Geschicklichkeit unserer früheren deutschen Steinmetzmeister beredt erzählen. — Einst wurde das Schloß in den landesherrlichen Urkunden und bei staatlichen Erlassen als „Haus und Beste Detmold“ bezeichnet, durchaus mit Recht, denn umgeben war es mit hohen Wällen und tiefen Gräben, die ihre Ergänzung fanden in vier bastionartigen Rondellen, aus deren Schießscharten bedrohlich die dunklen Mündungen der Geschütze guckten; den einzigen Zugang bildete eine doppelte Zugbrücke, die in ihrer Mitte noch besondere Befestigungen aufwies. Vor mehr denn hundert Jahren fielen größtenteils diese trutzigen Verteidigungsmittel, und was von ihnen bis heute stehen geblieben, trägt nur zur eindringlichen Wirkung des Ganzen bei: auf dem Gewässer, in dem sich einzelne Partien des Schlosses spiegeln, ziehen weiße Schwäne friedlich ihre Kreise, in den dichten Fliegerbüschen der ehemaligen Bastionen singen Fink und Amsel ihre munteren Lieder, der weite Platz vor dem Haupteingang, der ehemals so ängstlich gehütet worden, wurde zu einer wundervollen Parkanlage umgeschaffen mit rauschenden weitrönigen Eichen, Buchen und Kastanien, mit duftenden Blumenbeeten und plätschernden Springbrunnen, und inmitten dieser grünen Pracht das würdige Bronzedenkmal des Grafregenten Ernst, des treu verehrten Vaters des jetzigen Fürsten, das seinem Gedenken die Liebe und Anhäng-



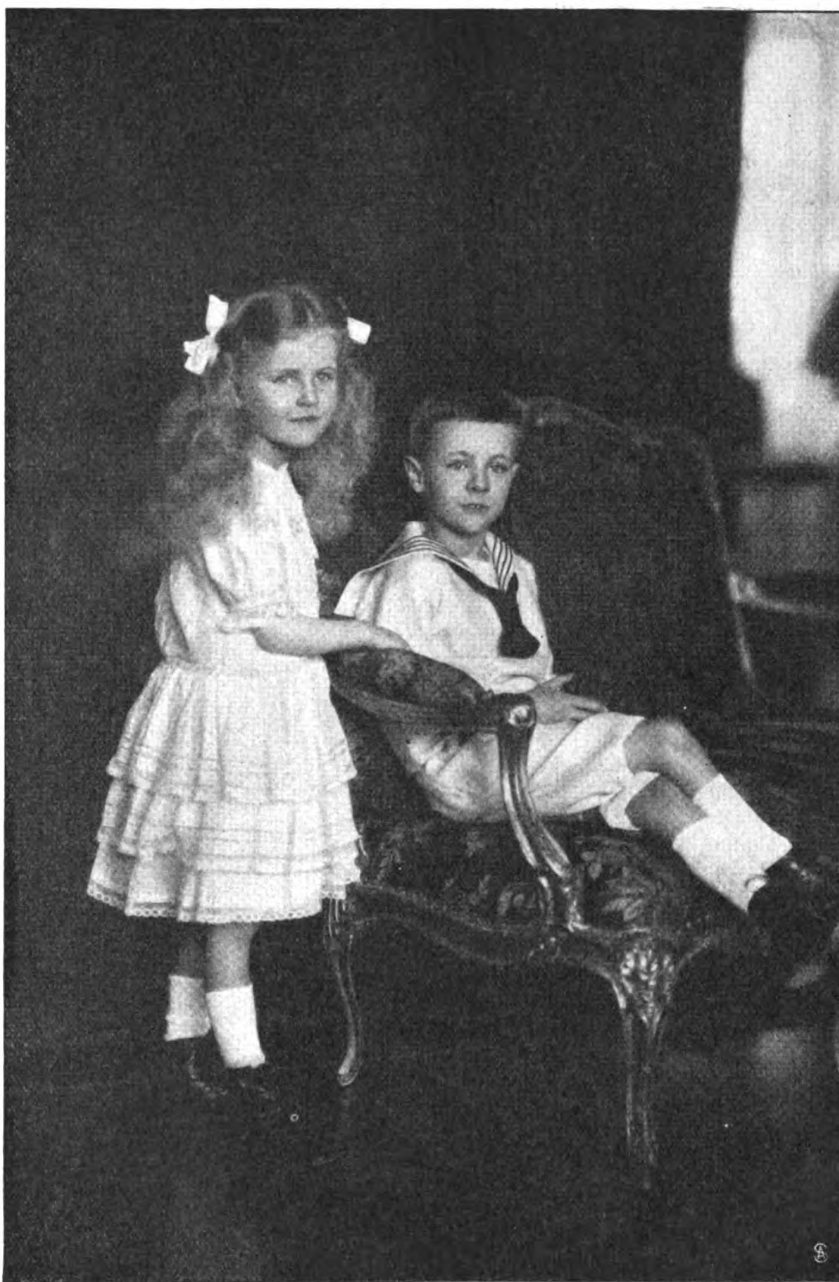
Holzphot. Franz Langhammer, Detmold.

Erzprinz Ernst, ältester Sohn des Fürstenpaares.

lichkeit der lippischen Bevölkerung errichtet. Keine Abperrung gibt es mehr zwischen Stadt und Schloß, wie das gleiche der Fall ist zwischen Fürst und Volk; die enge Fühlung wurde wiederhergestellt und damit das gegenseitige Vertrauen; eins gehört zum andern, und das ist zum Besten des Landes, das oft genug im Laufe der Jahrhunderte schweren Prüfungen ausgesetzt war, in arge Mitleidenschaft gezogen durch äußere Wirren und innere Zwistigkeiten. — Seit dem 26. September 1904 führt Fürst Leopold IV. (Portr. S. 1215), der am 30. Mai 1871 in Oberkassel bei Bonn geboren wurde, die Regierung. Er vermählte sich am 16. August 1901 mit der Prinzessin Berta von Hessen. Dieser Ehe entstammen vier Kinder: der zehnjährige Erbprinz Ernst, der achtmährige Prinz Leopold Bernhard, die siebenjährige Prinzessin Karoline (Portr. S. 1216 und nebenst.) und der nicht ganz dreijährige Prinz Eitelwig. Das Schloß, das die fürstliche Familie während des größten Teiles des Jahres bewohnt, umschließt ein Stück echten und rechten deutschen Familienlebens. Mit zärtlichster Liebe widmet sich das Fürstenpaar der Erziehung der Kinder, die den Mittelpunkt des Haushalts bilden, der in seinem freundlich schlichten Tagesverlauf nichts von strenger Etikette und starrer Abgeschlossenheit kennt. Frisch und fröhlich, unter sorgfamer Obhut, wachsen die lieblichen, blondhaarigen Kinder heran. Der Fürst sowohl wie seine Gemahlin sind jedem falschen Schein abhold, von gü-

tigem Verständnis erfüllt für die Freuden und Leiden anderer und besorgt um das Wohl und Wehe jener, die nicht auf der Sonnenseite des Lebens ihren Platz gefunden. Liebevoll gepflegt werden von der fürstlichen Familie Künste und Wissenschaften; der Fürst besucht gern die Ateliers der Künstler, nimmt wohl auch

selbst gelegentlich Palette und Pinsel zur Hand, da er sich schon früh mit Erfolg in der Malerei geübt. Noch lieber greift er aber zur Büchse und streift durch die dichten Waldungen, die zu seinem Besitz gehören. Seine Vorliebe für Natur und Kunst gelangen in der Aus schmückung seines großen und lustigen Arbeitszimmers (Abb. S. 1218) zu gesälligstem Ausdruck; neben den Bücherregalen, deren Inhalt, wie man aus manchen Spuren sieht, hier nicht bloß zur Schau gestellt ist, erblicken wir an den Wänden zahlreiche Trophäen von nahen und ferneren Jagdzügen, dann erlesene Gemälde, besonders die Schönheiten der deutschen Heimat darstellend, zahlreiche Erinnerungen an allerhand Reisen und mit sichtlicher Liebe gehütete Andenken an die Eltern, an



Prinz Leopold Bernhard und Prinzessin Karoline.

Portrait. Franz Langhammer, Detmold.

Berwandte und Freunde. Ein gewählter Geschmack tritt uns wohlthuend entgegen auch in den übrigen, von dem Fürstenpaar bewohnten Gemächern, die nichts von kaltem Prunk aufweisen. Gemütswarm und freundlich, wie sich das Leben der Bewohner abspielt, ist auch die Einrichtung dieser Räume, die oft widerhallen von dem hellen Jubel des kindlichen Quartetts, dessen Gruppen- und Einzelbilder uns überall grüßen, neben allerhand

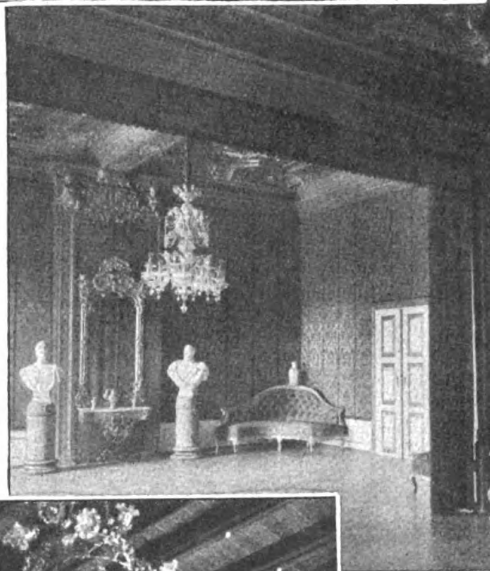


Holphot. W. Medele.

Das Arbeitszimmer des Fürsten.

Mitgebrachtem, gemahnend an glückliche Stunden und Tage der Eltern allein oder auch mit den Kindern im Wald, im Gebirge, an der See. Italiens sonnige Gefilde leuchten uns im Salon der Fürstin aus meisterhaften Aquarellen entgegen; mit Freude sprechen Fürst und Fürstin von dem Lande deutscher Sehnsucht und von ihren Fahrten dorthin, die sie nach Venedig und Florenz, nach Rom und Neapel, vor allem nach dem geliebten Capri geführt. Der harmonischen

und abgeklärten Stimmung, die in diesen nebeneinanderliegenden Zimmern herrscht mit dem Blick durch die hohen Fenster auf die lichte Anmut des Schlossplatzes, kann sich niemand entziehen. Sie drückt Wesen und Eigenart des Fürstenpaares aus, das sich mit gewissenhaftem Ernst seinen Pflichten widmet, aber auch jede frohe und angeregte Stunde dankbar empfindet und gern einen kleinen Kreis gleichgesinnter Menschen um sich versammelt. Verfließt die stillere Zeit des Jahres im allgemeinen auch still im Schloß, in dem es freilich selten an Gästen fehlt, so bringen die Wintermonate eine Reihe von Festlichkeiten, die ebenso glänzend wie



Holphot. W. Medele.

Das Rote Zimmer.

unterhaltfam sind und für das Geschick des Oberhofmarschalls von Loos, der der gesamten Hofverwaltung vorsteht, ein rühmendes Zeugnis ablegen. Die Diners, die Bälle und theatralischen wie musikalischen Darbietungen versammeln dann stets mehrere hundert Personen, deren Zahl sich nicht bloß auf Detmold beschränkt. Auch an die auf dem Lande lebenden adeligen Familien, zu lang eingeseffenen und verdienstvollen Geschlechtern gehörend, und an die Bürgerschaft der übrigen Städte des Fürstentums ergehen die Ein-



Holphot. W. Medele.

Blick in den Ahnensaal.

ladungen. Dann kommen die alten prunkhaften Säle mit historischer Vergangenheit zu ihrem Recht, wie das Rote Zimmer (Abb. S. 1218), das seinen Namen von den mit purpurnem Damast bespannten Wänden herführt und kostbare Stücke chinesischer wie japanischer Kunst aufweist, und der bereits erwähnte Ahnensaal, von dessen holzgetäfelten Wandflächen die Bildnisse zahlreicher lippischer Fürstlichkeiten herniederblicken auf den frohgemuten Kreis von Damen und Herren, die sich entweder nach lockenden Weisen im Tanz wiegen oder den erlesenen Gaben lauschen, die ihnen ein künstlerisch wertvolles Konzert gewährt.

Die größeren Diners und Soupers finden in den anstoßenden Königszimmern statt, also benannt nach dem

Aufenthalt König Friedrichs I. von Preußen in ihnen während des Sommers 1711; auch dem greisen Kaiser Wilhelm I. und seinem kaiserlichen Enkel dienten sie als Bohnsitz, wie schon weit vordem dem Großen Kurfürsten, dann dem späteren Kaiser Karl VI. und der Königin Maria Anna von Portugal. Sie alle, namentlich Kaiser Wilhelm II., hatten ihre Freude an dem kostbaren Wandschmuck der beiden Säle, bestehend aus einer Reihe großer Gobelins, die in farbenreichen, malerisch packenden Szenen das Leben und die Eroberungszüge Alexander des Großen schildern und nach den kunstfertigen Entwürfen Charles Lebruns, wahrscheinlich in Holland vor mehr denn dreihundert Jahren, hergestellt wurden.

Das Maderanertal.

Von Anton Krenn. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen des Verfassers für die „Woche“.

Bei Amsteg im Reußtal zweigt sich an der rechten Talseite ein ostwärts verlaufendes, enges Hochtal ab, das seine großartigen landschaftlichen Schönheiten bisher nur einem kleinen Kreis von intimen Kennern eröffnet hat, während der große Reise- und Verkehrsstrom achlos daran vorbeistutet. Allerdings ist der Eindruck, den die Insassen des Gottharddepot von diesem kleinen Naturwunder empfangen, nur der eines winzigen Augenblicks. Beim Austritt aus einem kleinen Tunnel befindet man sich unvermittelt auf einem Viadukt in schwindelnder Höhe, tief unten erblickt man ein aus dunkler Schlucht zwischen senkrechten Felswänden hervorbrechendes, wildschäumendes Bergwasser, und ehe man den überraschenden Wechsel der Szenerie noch richtig erfasst hat, verschwindet der Zug schon don-

nernd im nächsten Tunnel. Auch wer in gemächlicherem Tempo seine Straße zieht, wird die Anziehungskraft dieses Gebirgts nicht ohne weiteres gewahr, zumal die steile Bergwand, über die man erst an den hochoben liegenden Taleingang gelangt, durchaus nicht einladend wirkt. Hier ist nun seit wenigen Wochen ein neuer Zugang geschaffen worden, der jeden Bergwanderer mit Freude erfüllen wird. Die Regierung des Kantons Uri hat in den letzten zwei Jahren unter Mithilfe des Bundes eine prächtige Straße erbaut, die einerseits die bisher unzugängliche, wilde Rärstelenbachschlucht erschließt und zugleich in zahlreichen malerischen und ausfallsreichen Windungen zum ersten Dorfe des Maderanertals hinaufführt. Die seit Pfingsten dieses Jahres dem Verkehr eröffnete Straße nimmt ihren



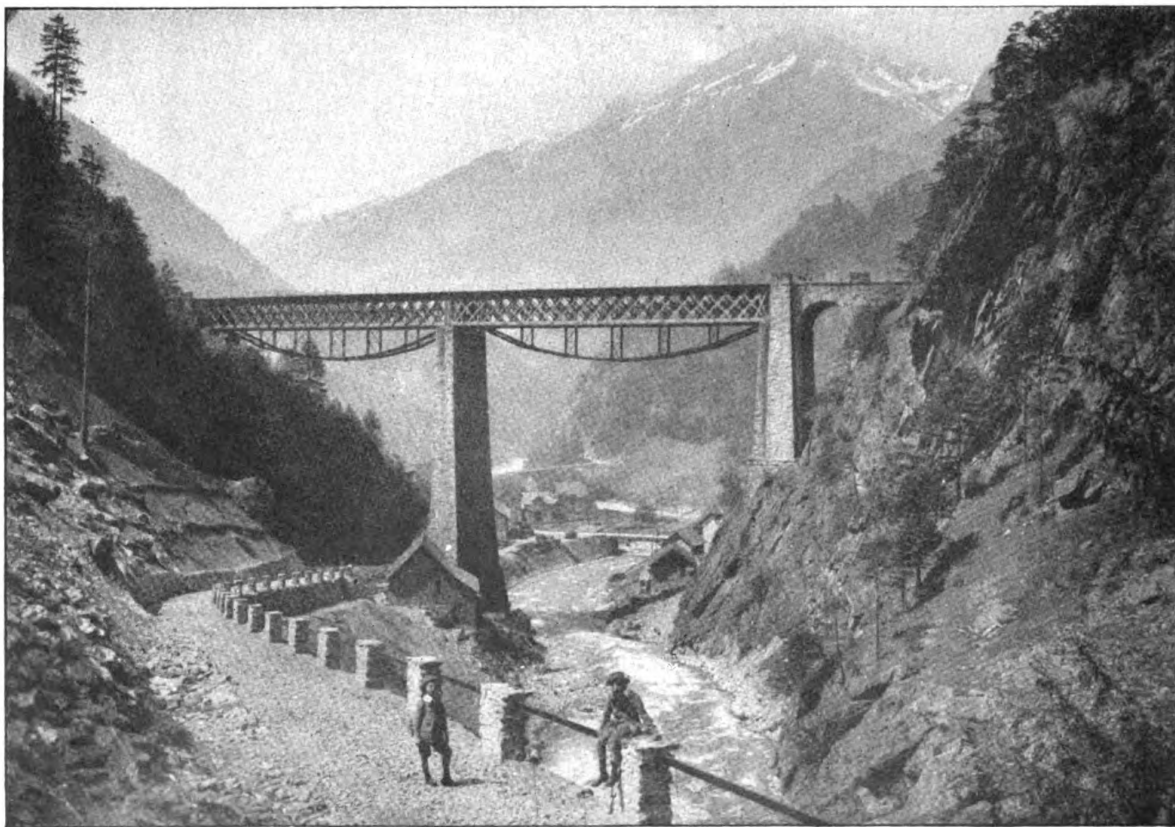
Das Maderanertal: Die obersten Kehren der neuen Straße.



Saumtiere zur Verpflegung der kleinen Bergdörfer.

Anfang bei der alten Gotthardstraße in Amsteg und führt unter dem großen Viadukt der Gotthardbahn hindurch in die Rärstelenbachschlucht hinein, in der jede

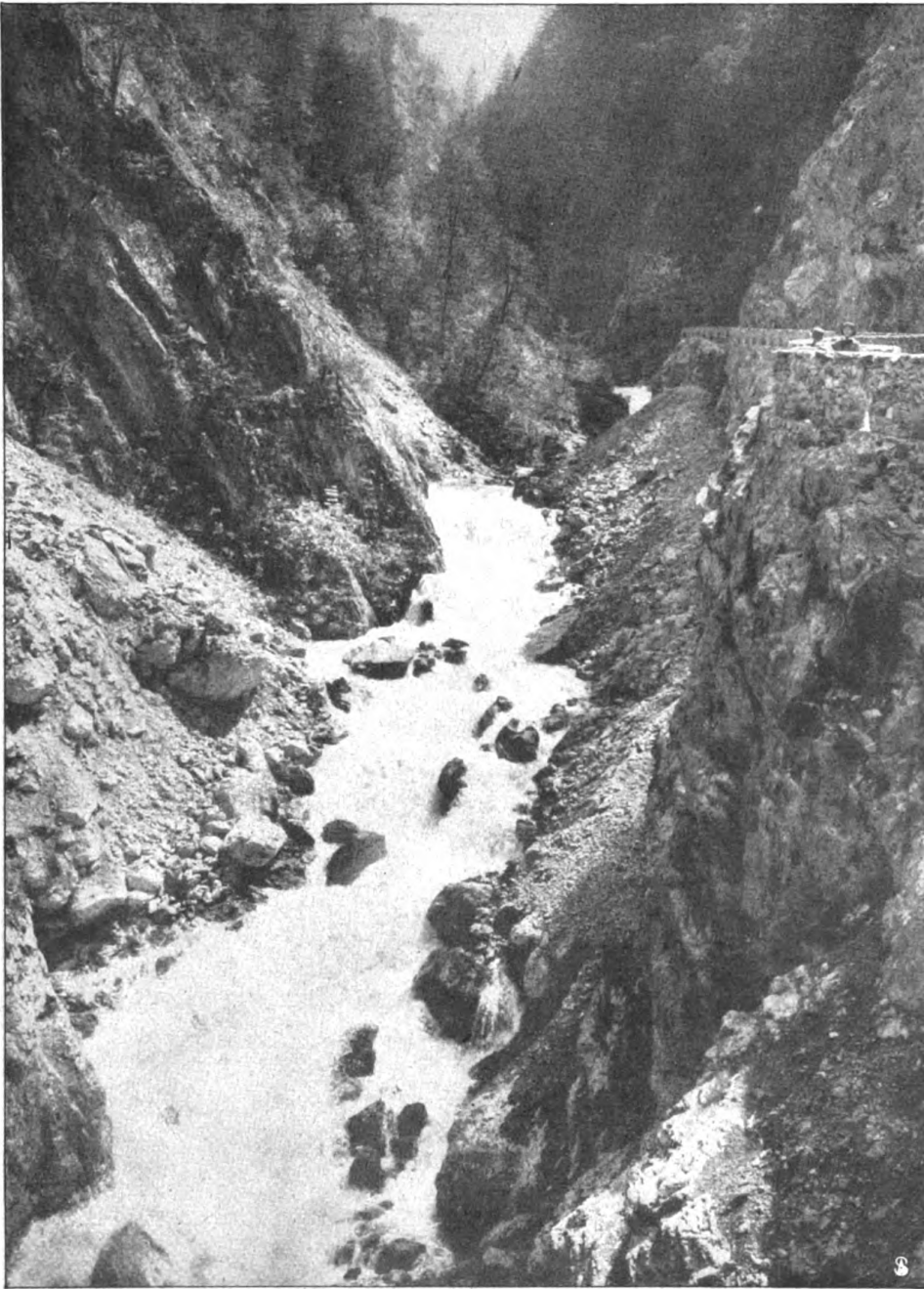
Handbreite aus dem Felsen ausgesprengt werden mußte. Zur Linken hat man fortwährend den vom Hüfigletscher kommenden Bergbach als Begleiter, der eine ununter-



Rückblick auf das Reufstal bei Amsteg und den großen Rärstelenbachviadukt.



Der große Rârstelenbachviadukt der Gotthardbahn.
Blick in die Talmündung des Maderanertals bei Amsteg.



Partie an der neuerschlossenen Kärstelenbachschlucht.

brochene Reihe prächtigster Wasserfälle bildet. Nach etwa 500 Meter wendet sich die Straße durch einen Kehrtunnel in scharfer Biegung zurück gegen das Reußtal und steigt in mehreren langen Schleifen die steile Berglehne hinauf, bis bei der Kapelle von St. Anton die etwa 250 Meter über Ansteg liegende Talstufe des Maderanertals erreicht ist. Die fortwährend wechselnden Szenerien und die überraschend schönen Ausblicke von den bastionenähnlich ins Reußtal vorspringenden Straßentehren gestalten die Wanderung auf der Straße ebenso angenehm wie interessant, die für die kleine Mühsal reichlich entschädigt. Der nun folgende Weg ist ohne besondere Anstrengung zurückzulegen, zwischen grünen Matten,

(Abb. obenst.). Gewaltige Sturzbäche, die mit weithin vernehmbarem Donnern in die seit Jahrtausenden ausgehöhlten Felstrichter hinabstürzen, Gießbäche und Schleierfälle, die munter über die hohe Felswand hinauspringen und als feiner Sprühregen zerstauben, prächtige Kaskaden, die von Fels zu Fels springen, bevor sie sich mit dem Hauptbach vereinigen, und seltsam verschlungene Silberbänder, die weithin leuchtend über hohe Bergwände herabrieseln. Während der Schneeschmelze im Frühsommer, zur Zeit der größten Fülle, bieten diese Bergwasser ein unvergleichliches Schauspiel.

Nach abermaligem Ueberstreiten des Kärstelenbaches wird der Weg nochmals stärker ansteigend, be-

auf denen der Obstbaum noch gedeiht und sorgsam gepflegte Aederchen eingebettet liegen, erreicht man das kleine malerische Dörfchen Bristen, über das die wundervolle Pyramide des Bristenstodes aufragt. Bekanntlich neben dem Matterhorn die formenschönste Berggestalt in den Alpen. Das Tal verengt sich wieder und nimmt alpinen Charakter an, aus dem Hintergrund leuchten bereits die schneebedeckten Bergänge hervor, und auch auf der entgegengesetzten Seite sind über den mit tiefdunklen Bergtannen bewachsenen Hängen des Reußtales mächtige Berghäupter zum Vorschein gekommen. Auf schwindligem Steg überschreitet man gleich hinter Bristen die hier beginnende Schlucht des Kärstelenbaches, dann geht es abwechselnd zwischen Felstrümmern und spärlich bewachsenen Halden langsam bergan, es folgt die Region der Wasserfälle. Wohl kein Alpental hat eine solche Menge von mannigfaltigen und schönen Wasserfällen aufzuweisen wie das Maderanertal; es ist, als ob alle Gattungen dieser schönen Naturwunder hier zur Schau vereinigt wären

vor man die oberste Talstufe erreicht, von deren Rand man einen hübschen Rückblick auf den bisher zurückgelegten Weg genießt. Auch vorwärts schreitend kann man nun über Alpweiden und Wälder hinweg den ganzen Talhintergrund mit dem dominierenden Düsifstod überblicken, und dem Ermüdeten winkt inmitten von Tannengrün ein stattliches Einkehrhaus einladend entgegen. Es ist in einer prächtigen hochalpinen Umgebung gelegen, und man kann hier für längere und kürzere Zeit sein Standquartier aufschlagen; an Gelegenheit zu schönen Spaziergängen und Hochtouren, je nach Wunsch, ist kein Mangel.

In einer Stunde ist der Rand des großen Hüfifirns zu erreichen, über den mehrere Uebergänge zum Klausenpaß und ins Linthtal führen, die großartige, nicht allzu beschwerliche Tour zur neuen Hüfihütte bietet auch dem bescheidenen Bergwanderer einen herrlichen Einblick in die hochalpine Gletscherwelt; gegen Süden öffnen

sich zwei nur wenig bekannte Hochtäler, das Egli- und Brunnital, die gleichfalls reich sind an alpinen Schönheiten und besonders berggeübten Kletterern eine große Anzahl schöner Touren bieten. Ueber den Krüzli- oder Brunnipaß gelangt man auf mühsamen, aber lohnenden Wegen ins Vorderrheintal hinüber.

Bei beschränkter Zeit läßt sich der Besuch des Maderanertals auch in einem Tag ausführen; der Anstieg von Amsteg bis zum Einkehrhaus erfordert etwa vier Stunden, auf elf Kilometer Weglänge beträgt die Steigung rund 800 Meter. Rüstigen Fußgängern ist zur Rückkehr der Weg über die noch 500 Meter höher liegende Stäffelalp (1998 Meter) zu empfehlen mit der fortwährenden großartigen Aussicht auf den Hüfi- und Claridengletscher, Düsifstod, Oberalpstod, Bristenstod, Crispalt usw. Auf jeden Fall wird jeder Wanderer unvergeßliche Eindrücke aus diesem schönen Alpentale mitnehmen.

Sommer.

Der junge Sommer duftet von Jasmin,
Sein blauer Himmel ist von Sonne lach;
Die Seidenfalter gaukeln und entfliehn,
Im ganzen Walde noch kein welkes Blatt.

Die Schwanke Heckenrose schwebt im Wind
Und hält noch all die losen Blättchen fest,
Des Tannenschattens und der Kühle Kind,
Ein wenig noch vom letzten Tau genäht.

Noch brach der Tag dem Morgen nicht die Treu,
Noch frischt sein Atem durch das Mittagheiß,
In Sommers Macht ein wenig Maienscheu,
Erwarten noch, das kein Ermatten weiß. —

Ich aber, still geworden und befreit,
Aus vieler Unrast heimgekehrt zur Ruh,
Ich segne, Erde, deine Herrlichkeit,
Und daß ich jung gewesen einst wie du.

Ernst Rosmer.

„Ve Morje“.

Skizze von Margot Isbert.

Eide Thyssen fuhr von Hadeby kommend über das Watt nach Ve Morje hinüber. — Die Hufe der starken Dänen klangen in harten, kurzen Schlägen auf dem grauen Eis, über dessen blanke Fläche eine glitzernde, dünne Schneedecke lag. Zitternde gelbe Lichter tasteten über den Schnee, wo der Schlitten vorbeifuhr, und durch die Dämmerung des Spätwintertages leuchtete verschwommen aus bläulichen Dunstschleiern ein helles Fenster von Ve Morje, dem uralten Hof, der mit seinen finsternen Dächern schwarz und schweigend gegen den Abendhimmel stand.

Eide Thyssen, wo gehen deine Gedanken hin? . . . Sie lachte kurz und klingend auf! „Wer fragt nach meinen Gedanken? Die sind ruhig und kühl wie immer! — Ist es meine Schuld, daß Harro Bandig mir ins Gesicht sah, als er seine junge Frau zum Altar führte?“

Die kleine schlichte Kirche von Hadeby war halbdunkel gewesen, nur auf dem alten Altartisch ein heller Schein von hohen Kerzen, deren Licht aufleuchtend über des alten Pastors weißen Kopf und über die ernsten, hageren Gesichter der Marksbauern und Fischersleute glitt, die zur Hochzeit der kleinen Mande gekommen waren. Nur Eide hatte im Schatten gesessen; ein wenig abseits von

den anderen, wie sie es immer hielt, und ihre Augen hatten ruhig und kühl den großen, blonden Mann gemustert. — Harro Bandig! Das also war er, der neue Lehrer von Hadeby und ihrer einzigen Freundin Mann, von dem diese ihr fast ein Jahr lang täglich erzählt. Eide hatte oft heimlich gelächelt oder mit ihrem stolzen, abweisenden Gesicht den Kopf geschüttelt: „Wie kann dich ein Mann so glücklich machen? — Ich bin stark und sicher in mir selbst; warum sind nicht alle so?“ . . .

Ja, Eide war stark und sicher in sich selbst, Mande mußte es und hatte sie oft darum beneidet. — Erst seitdem mit Harro Bandig das große Glück in ihr Leben gekommen war, hatte sie in ihm Stärke und Sicherheit gefunden. Es war gerade ein Jahr, seit sie ihn bei einem Besuch in Tönning kennen gelernt hatte. —

Ein kurzer Beifallknall, und schneller flog der Schlitten dahin. — Wie war es doch gewesen? . . . Als Harro Bandig sich umwandte und mit seinen langen, festen Schritten der Tür zuging, hatte er da nicht einen Moment gezögert, waren nicht seine Augen in schnellem Aufleuchten über Eides blasses Gesicht geglitten? Und ein großes Staunen in diesen Augen, als sähen sie eine Offenbarung — „Du . . .?! Kenn ich dich nicht schon

lange Zeit?" — Nie hatten sie sich gesehen. Aber es war ein jähes, heißes Erschrecken über Eide Thyssen gekommen, als stände sie ihres Lebens Erfüllung gegenüber.

Es dunkelte schon, als sie durch das hohe Tor in den Hof einbog. Ein Pferdeschädel und ein Hufeisen waren nach altem Brauch darüber befestigt, wie man es an niederdeutschen Höfen oft findet. Eide gab dem Stalljungen die Zügel und ging mit Britte Kersten, der alten Großmagd, ins Haus. Es war ein großes, düsteres Gebäude mit breiter Diele und schweren, dunklen Möbeln in geräumigen Stuben; ein altes, reiches Bauernhaus. In der Küche glimmte der Torf auf der offenen Herdstelle, und Klaus Kersten saß gebückt am geschauerten Tisch und nickte seiner jungen Herrin zu, als sie hereinkam.

„Ich habe den Dreijährigen verkauft, Eide. Gut verkauft! Der Simon Levi hat sich gewunden und gekrümmt, als er die blanken Taler auf den Tisch legte. — Das Loch im Norddeich ist auch geflickt und die Verschalung am Fething ausgebessert; nun haben wir eine Zeitlang Ruhe.“

„Es ist gut“, sagte Eide kurz. „Du machst alles recht, Klaus, und alles ohne mich. Ich bin ganz überflüssig!“ Und sie ging, nachdem sie gegessen hatte, in die Kammer hinüber, wo ihr Vater oft bis spät in die Nacht gelesen und gearbeitet hatte. Es war ein schmaler, kalter Raum. Ein roh gezimmerter Tisch stand in der Mitte, ein Schreibzeug darauf, und an den Wänden lange Truhen mit alten, schönen Schnitzereien. Eide hob fröstelnd die Schultern; die Messinglampe über dem Tisch flackerte zischend auf, dann brannte sie mit ruhiger, trüber Flamme. — Ein ganzer Schatz von Weisheit war in den alten Kästen und Spinden aufgespeichert; dicke Bände über die Geschichte des Landes, viele Bücher über Astronomie und Völkertunde. Melf Thyssen und viele seiner Vorfahren waren Denker und Träumer gewesen, und es war ein Glück, daß Klaus Kersten früh gelernt hatte, den großen Hof selbständig zu verwalten. Er war Großknecht auf Ve Morje, wo schon sein Urgroßvater gedient hatte. Wie eine Überlieferung war es auf ihn gekommen, daß die Kerstens auf dem reichen Besitz von Ve Morje alle Arbeit taten.

„Ve Morje“, das heißt „Im Meere“! So hatte vor mehr als zweihundert Jahren Knut Thyssen den Hof genannt, der bei einer jener schrecklichen Sturmfluten mit einem großen Stück Marschland vom Dithmarschen Strand losgerissen wurde. Hochfahrend und eigenmächtig waren sie alle gewesen, die Thyssens; da hatte die Nordsee ihr Besitztum durch einen breiten Arm vom Land getrennt, daß sie fortan einsam und frei wie ein Fürstengeschlecht wohnten. —

Jetzt saß die jüngste Thyssen über den Büchern, in denen ihre Vorfahren gelesen und geforscht, über denen sie mit heißen Köpfen gegrübelt hatten. — Manchmal, wenn die trübe Dämmerung durch die kleinen Fenster kam, legte sie wohl für kurze Zeit die Arme weit ausgebreitet vor sich auf den Tisch und sah durch die blinkenden Scheiben übers Eis nach Hadeby hin mit einem finsternen, zornigen Blick. „Harro Bandig, gib mich frei mit deinen Gedanken“ . . .

Aber als zwei Wochen vergangen waren, ging sie eines Tages mit blassem, entschlossenem Gesicht in ihre Kammer hinüber, zog den warmen, pelzgefütterten Mantel an, den ihr Vater einst von einem fahrenden

Händler erworben hatte, und fuhr über das Watt nach Hadeby.

Die kleine Stube der jungen Lehrersleute war warm und hell, als Eide hereinkam. Sie setzte sich gleich zu den beiden an den Tisch und begann in ihrer klugen, sicheren Art zu plaudern. Ein Hauch von Frische und gesunder Kraft ging von ihr aus, wie sie so mit zurückgelehntem Kopf und kühlen, forschenden Augen Harro Bandig ansah. Die kleine Mande nickte der Freundin mit einem glücklichen Lächeln zu. „Gerade heute hat er wieder gefragt, warum du gar nicht kommst, Eide! Ich habe ihm schon so viel von dir erzählt!“

Da senkte Eide in ihrer alten, hochfahrenden Weise die blondbewimperten Lider und zuckte mit den Schultern. „Ich hatte anderes zu tun.“ . . . Und sie erzählte von dem eifrigen Lesen und Lernen in den vergilbten Büchern ihrer Vorfahren. — Der junge Lehrer neigte den Kopf vor und hörte aufmerksam zu, was sie mit ihrer ruhigen, hellen Stimme redete, warf auch ab und zu ein Wort dazwischen und hatte keine Freude daran, wenn sie ihm widersprach und ihre eigene Meinung geschickt und klug und doch mit einer ganz leisen, scheuen Befangenheit in der Stimme verteidigte.

Die junge Frau saß inzwischen ruhig bei ihrer Arbeit, und wenn sie aufsaß, dann leuchtete ihr schmales, kleines Gesicht vor Freude über die beiden klugen Menschen, die ihr die liebsten waren auf der Welt.

Eide aber hatte all ihre Ruhe und Sicherheit wiedergefunden. — „Es war nur Einbildung!“ sagte sie zu sich selbst, „wenn ich erst wieder daheim bei meinen Büchern sitze, werde ich gar nicht mehr an ihn denken!“ Und aus diesem Gefühl ihrer Sicherheit heraus versprach sie ihm, bald wiederzukommen und mit ihm und Mande ein Buch über die Geschichte Holsteins zu lesen. Vielleicht war es auch ein heimlicher, ihr selbst unbewußter Wunsch, der sie veranlaßte, dieses Versprechen zu geben; sie wußte es nicht. Ihre eigene Seele war ihr fremd und neu, und doch war eine große, stille Freudigkeit in ihr, als sie mit den beiden Braunen durch die weite, silberglänzende Einsamkeit des Watts nach Hause fuhr.

In den nächsten Wochen wich Eide Thyssen kaum aus der schmalen Kammer, durch deren Fenster man über das Watt nach Hadeby hinübersehen konnte. Aber die Fenster waren verhangen, und trotz der sparsamen Britte Protest brannte den ganzen Tag die Lampe über dem schweren Tisch, und in dem eisernen Ofen, der auf hohen, steifen Beinen stand, glimmten große Buchenholzscheite und brauner Torf. Es war ein Knistern und Summen von Lampe und Feuer, eine wohlige, flimmernde Wärme.

Ganz selten nur flogen Eides Gedanken fort wie wilde Vögel, die sich nicht halten lassen, und an jedem Samstag fuhr sie selbst über die glitzernde Eisdecke dem Strand zu, hinter dessen niederen Häusern die welligen blauen Gestrüchen wie ein vielfach gewundenes Band den farblosen Winterhimmel begrenzten. Dann saßen sie zu dreien in der kleinen, behaglichen Stube des Schulhauses, Eide, Harro Bandig und seine junge Frau.

Oft wurde es dunkel, bis Eide zurückfuhr. Dann bat Mande, die furchtsam und ängstlich von Natur war, Harro möge die Freundin begleiten. Diese hatte sich im Anfang fast zornig dagegen gewehrt; aber nun war es schon wie ein stillschweigendes Übereinkommen, daß Harro Bandig, wenn es zu dunkeln anfang, die Pferde

anschirrte und mit der jungen Herrin von Be Morje über das Watt fuhr. Sie sprachen wenig, wenn sie so allein in der großen Stille dahinglitten. Das Watt lag weit und weiß; schweigend fuhren sie darüber hin und horchten auf das Singen und Klingen, die die Nacht erfüllten. Und jedesmal, wenn sie an dem hohen Hoftor von Be Morje hielten, standen sie einen Moment zögernd neben den dampfenden Pferden, als warteten sie darauf, daß durch ein Wunder das ungesprochene Wort, das ihnen auf den Lippen lag, Laut und Schall annehmen würde. — Und ein wie das andere Mal war Harro Bandig' Stimme ruhig und klar, wenn er sagte: „Auf Wiedersehen, Eide!“ — Dann ging er mit seinen festen Schritten eilig über das Watt zurück. Aber in den langen Tagen, von einem Sonnabend zum anderen, wußten sie beide, daß sie ein heißes, großes Sehnen in der Seele trugen, wie ein heimliches Glück und wie ein schweres Verhängnis zugleich. Ein Sehnen, das mit jeder Minute wuchs und jubelnd aus ihren Augen leuchtete, wenn sie sich wieder in der kleinen Stube gegenüberßen. — Es war wie ein Schicksal, das stark und übermächtig in ihr Leben eingriff, und gegen das sie sich mit ihrer ganzen Willenskraft zur Wehr setzten.

Ein Glück war es, daß nun der Tauwind kam und mit seinen warmen Regenmassen über Marschland und Watt peitschte, daß auf der blanten Eisfläche die großen, grauen Pfühen immer weiter wuchsen und zuletzt die ganze glitzernde Herrlichkeit überfluteten. — Nun war Be Morje ganz von der Welt abgeschieden. Kein Händler kam vom holsteinschen Strand herüber; kein Wagenrollen klang auf der Hoffstelle, und Eide Thyssen saß allein in der halbdunklen Kammer mit den fahlen Wänden und quälte sich mit vielem Denken und Grübeln. Noch öfter als früher breitete sie nun die Arme mit einer mutlosen Gebärde weit über den Tisch und sah mit heißen Augen über das graue Watt. Und da war nichts, was die Öde der Tage und Stunden ausfüllen konnten. Da begann Eide im rieselnden Frühlingsregen weite Gänge über die kleine Insel zu machen. An den Prielen entlang ging sie, bis zu den neu eingedeichten Rügen und bei den kleinen, braunen Häusern der Wattarbeiter vorbei, die mit ihren dunklen Strohdächern unter sturmzergausten Birken standen.

Und sie fand da vieles, wovon sie nichts gewußt, viel Neues auf ihrem eigenen Grund und Boden, das ohne ihr Dazutun durch fremder Hände Mühen entstanden war. Da wurde denn ein Gefühl von Scham in ihr wach, daß so viele ihrer Vorfahren seit Jahren nichts für dieses reiche, schöne Stück Land getan hatten. Und sie selbst war nicht besser gewesen! Sie sagte das mit der gleichen sicheren Ruhe, womit sie allen Tatsachen gegenüberstand. Eide Thyssen, die Jüngste und Letzte von ihrem stolzen alten Geschlecht, hatte sich hinter Büchern vergraben wie ihr Vater und Großvater und mancher andere vor diesen und hatte ihre Pflicht dem angestammten Grund und Boden gegenüber vernachlässigt und vergessen.

Nun ging sie mit gesenkten Augen über das Land, das andere für sie erbaut hatten, und ihre Gedanken waren drüben über dem Watt. — Be Morje! So hatte vor zweihundert Jahren Knut Thyssen den Hof genannt; nun lag wohl noch das alte Haus mit seinen hohen Glebeln und den langen, dunklen Mauern seiner Scheunen und Ställe im Meer, aber die Seele seiner Herrin war jenseit der Bucht in Hadeby. . .

Es kam ein Tag, da man zur Ebbezeit wieder über das Watt nach Hadeby hinübergehen konnte; ein klarer, frischer Vorfrühlingstag. Weiße Wolkenbänder flatterten über dem grauen Land, an dessen Wegen die Birken schwellende Knospen trieben und die Weidentäglchen mit silberfarbenen Blüten aus ihren braunen Hüllen brachen.

Eide Thyssen ging am Priel entlang durch den feuchten Schlick; der Lenzwind, der einen Duft von vielen verborgenen Blüten, von Erde und Feuchtigkeit mit sich trug, fing sich in ihren hellen Haaren und wehte sie ihr immer wieder ins Gesicht. — Fast zaghaft trat sie durch die weiße Pforte in den Garten des Lehrershauses. Schneeglöckchen blühten auf dem braunen, feuchten Grund; die Tannen vor der Haustür trugen feine, zartgrüne Spitzchen, und auch hier lag über allem der blaue Dunstschleier des kommenden Frühlings.

Auf der schmalen Treppe, die von der Schulstube zur Wohnung des Lehrers führte, war es dümmrig und still, als Eide hinaufstieg. — Oben wurde eine Tür geöffnet; ein schneller Schritt klang auf dem Flur — und dann standen sie sich nach all den endlos langen Wochen wieder gegenüber. . . . Ganz ruhig und kühl war Eides junge Stimme, die zuerst das schwere Schweigen brach.

„Wie geht es Mande?“

„Sie war krank!“ sagte Harro Bandig. „Aber nun ist es wieder besser; sie ist nur noch etwas schwach von dem vielen Husten.“ Und er öffnete die Tür, die zu dem kleinen Wohnzimmer führte, wo Mande in ihrem Sessel am Fenster saß. Sie nickte Eide zu, als sie hereinkam. „Es ist gut, daß du endlich einmal wieder kommst“. . . Aber ihre Augen hatten doch einen ängstlichen und forschenden Blick, als sie über der Freundin hohe, blühende Gestalt glitten. — Eide konnte nicht lange bleiben, da sie vor der Flut wieder zu Hause sein mußte; und als sie ging, wußte sie, daß Harro Bandig ihr folgen würde. —

Seite an Seite schritten sie durch das Watt; die herbe, frische Luft strich ihnen übers Gesicht, so daß sie durstig die Lippen öffneten und in tiefen, langen Zügen atmeten. Ihre Schritte wurden langsamer, je mehr sie sich Be Morje näherten, und tief in ihrem Innern hatten sie beide den Wunsch, noch viele Stunden so nebeneinander durch den dümmrigen Frühlingstag zu gehen, die Häuser des Strandes mit ihren niederen Dächern und all der engen, kleinen Alltäglichkeit, die darin wohnte, weit, weit hinter sich zu lassen. — Nur ziellos und planlos der grauen, uferlosen Ferne entgegenwandern! Ewig möchte ich so an seiner Seite gehen. . . dachte Eide und lehnte mit einem tiefen Aufatmen den Kopf weit zurück. — Da blieb Harro Bandig stehen und griff nach ihren Händen.

„Eide. . .“ Seine Stimme war heiß und schwer. „Mein Schicksal bist du! — Warum kamst du in mein Leben, wenn ich dich nicht besitzen soll!“

Sie stand gerade und frei vor ihm, und ihre Augen flammten ihn zornig an. — „Laß mich, Harro Bandig! Denk an Mande. . .“ In stummer, wilder Gegenwehr kämpfte sie gegen ihn; sie sanken beide bis an die Knöchel in den Schlick. — „Du sollst nicht! Du sollst nicht. . .!“ Und ihre kühlen, festen Mädchenhände umspannten seinen Arm. — Da riß er sie an sich. „Ich will, Eide Thyssen! Hörst du, ich will!“ Und wie in einem Taumel küßte er ihre Hände und die schimmernden, hellen Haare, bis sie ihm die Arme um den Hals warf und ihr heißes Gesicht seinen Rüßten freigab. . . Da standen sie stumm, Brust

an Brust, und neigten sich unter dem ganzen Jammer und dem ganzen Glück ihrer Liebe!

„Komm morgen wieder, Eide! Ich warte auf dich . . .!“ „Ja!“ sagte sie wie im Traum und schritt ohne Gruß allein durch die langsam steigende Flut ihrem Hause zu. —

Es war eine seltsame Unruhe, ein gedämpftes Rufen und Laufen auf Be Morje, als Eide durch das hohe Hof-tor kam. — Drinnen auf der düsteren Diele hatten sie Klaus Kersten in seinen Kleidern, so wie sie ihn vor einer halben Stunde am Fuße der Leiter, die zum Heuboden führte, gefunden hatten, auf eine der langen, eichenen Bänke gebettet. . . Eine Laterne stand neben seinem grauen Kopf und beleuchtete das spitze, bleiche Gesicht, worauf Eides erster Blick fiel, als sie hereinkam.

„Er ist tot . . .“ sagte sie mit harter Stimme und wehrte den geschäftigen Händen, die immer noch bemüht waren, den steifen Körper wieder zu beleben. — Da starrte sie in plötzlichem Verstehen in ihrer jungen Herrin ernstes Gesicht und standen stumm mit gefalteten Händen an Klaus Kerstens Leiche. —

Es war eine stürmische Vorfrühlingsnacht, als Eide Thyssen bei dem Großknecht von Be Morje die Totenwache hielt. Und ihre Gedanken hielten Zwiegespräche mit ihm. „Wer wird nun Be Morje verwalten, Klaus Kersten? — Warum mußt du jetzt, gerade jetzt die Forke aus den Händen legen und deine harten Finger, die nie müßig waren, zur legen, großen Ruhe falten! — Nun verlangt der Hof nach seiner Herrin. . . Und ich wollte über das Watt nach Hadeby gehen, morgen und alle Tage . . .! Warum bist du nicht mehr da, um für mich zu arbeiten, alter Klaus?“ Es wurde ihr zu eng im Haus. Da ließ sie Brite allein mit dem Toten und trat vor die Tür. Die Bäume standen hoch und gespenstisch wie finstere Wächter vor den Mauern des Hofes; über das Watt ging die Nacht in ihrem blauen, sternbestückten Mantel, dessen Saum silberglänzend in Wasser zerfloß. Vom Strand leuchtete durch die Dunkelheit ein einziges Licht. . . Sollte sie da hinübergehen, immer dem winkenden Schein nach? — Bis hinein in die Stube der schwächlichen kleinen Frau und mit starken Händen ihre Schultern schütteln: „Gib mir deinen Mann! Zu mir gehört er! — Ich bin stark und gesund wie er!“ — Und dann zu ihm! — Ihre Seele würde ihm jubelnd entgegenfliegen: „Harro Bandig, hier bin ich.“ . . .

Und Be Morje? . . . Das lag draußen im grauen Watt! Das mochte die See begraben! — Und Mande, die zarte, kleine Mande, die nicht leben konnte ohne den

Mann, der ihr Eigen war vor Gott und den Menschen? — Die mochte sterben und verderben. . . Eide Thyssen wollte jauchzend die Arme breiten: „Harro Bandig, hier bin ich“. . . Da plötzlich erstand vor ihren Augen ein Bild: Über die Deiche von Be Morje leiteten wie gierige Zungen die Wogen der Nordsee; es war ja keiner mehr, der Wache hielt, seit des alten Klaus Kersten treue Augen erloschen waren. Das alte Haus stand mit zerfallenen Mauern, verödet und leer die breite Hoffstelle, die Hütten der Arbeiter. Krächzend flogen die Möwen darüber, und immer weiter nahm die See Besitz von dem reichen Land. — Und die Herrin von Be Morje? . . . Die hatte Heimat und Freundschaft und Ehre verraten und vergessen. . .

Sie schüttelte sich in Angst und Grauen und rang die Hände in ihrer großen Not; ruhelos ging sie zwischen dem hohen Tor und den Birken hin und her, die weiß und schlank am Fething standen. — Aber als nach den langen, qualvollen Stunden der Nacht die graue Dämmerung heraufstieg, hatte sie einen harten Kampf siegreich zu Ende gekämpft. Wie die Flut gesunken war, ging sie nach Hadeby hinüber; schweren Herzens und doch so im Innersten ruhig und sicher wie lange nicht mehr. „Hab keine Angst, kleine Mande“. . . sagte sie vor sich hin und winkte mit der Hand einen Gruß zu den Fenstern des Schulhauses. Vom Strand her kam ihr Harro Bandig entgegen. „Da bist du endlich . . . Nie war eine Nacht so lang wie diese!“ Aber das Licht in seinen Augen erlosch, als er in ihr ernstes Gesicht sah.

Sie gab ihm die Hand und blickte groß und frei zu ihm auf. „Ich komme, um Abschied zu nehmen für immer, Harro! — Sei gut zu Mande, hörst du! — Klaus Kersten ist tot . . . nun muß ich selbst für Be Morje sorgen!“

Ihre Stimme war müde und klanglos und strafte die traurige Tapferkeit ihrer Worte Lügen. Es war doch noch schwerer, als sie gedacht hatte. Mit hilflos gesenktem Blick stand sie vor ihm und hörte seine bittenden, begehrenden Worte an ihr Ohr klingen; da sah sie noch einmal in sein stolzes, nun so unsagbar trauriges Gesicht. „Ich will an dich denken wie an einen lieben, fernen Freund. . . . Gib mir die Hand, Harro, und dann laß mich gehen.“ —

Da nahm er ihre kalte Hand in die seine — und wußte nun, daß sie beide bis ans Ende ihres Lebens getrennte Wege gehen mußten.

„Eide . . .“ — Es war die tiefe, herbe Stimme, die sie so sehr geliebt hatte.

Da wandte sie sich schnell ab und ging durch das erwachende Licht des Frühlingstages nach Be Morje zurück.

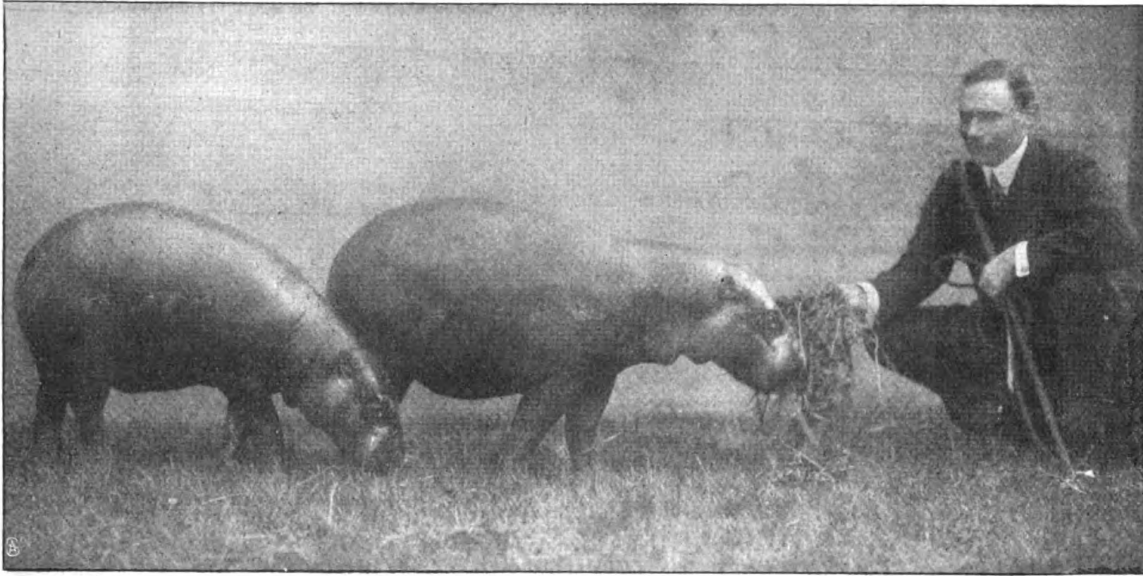
Die ersten lebend eingeführten liberianischen Zwergflußpferde.

Von Oskar de Beaug, wissenschaftl. Assistent in Karl Hagenbedts Tierpark in Stellingen.

Hierzu 4 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Theod. Reimers und 1 Zeichnung.

Es gibt nicht nur berühmte Menschen, sondern auch berühmte Tiere. Damit sind hier nicht etwa hervorragende Sieger im Pferderennen oder besondere Künstler unter den dressierten Bierhändlern und Bierfühlern gemeint, sondern die Vertreter bestimmter Tierarten, die wegen ihrer Seltenheit begehrt werden, und auf die sich das Interesse weitester Kreise konzentriert. Die Tiere müssen es sich wohl oder übel gefallen lassen, sie

können nichts für ihre Berühmtheit, und so passiert es manchem unter ihnen, daß es nicht so berühmt wird, wie man es vielleicht erwarten könnte. Wie viele von den bekannten Formen fast abweichende Menschenaffen, Elefanten und Giraffen, wie viele Antilopenarten sind in neuerer Zeit entdeckt worden und selbst in zoologisch gebildeten Kreisen unbekannt geblieben! Dahingegen haben andere Tiere einen erstaunlichen Grad von Be-



Liberianische Zwergflußpferde, etwa zwei Jahre alt.

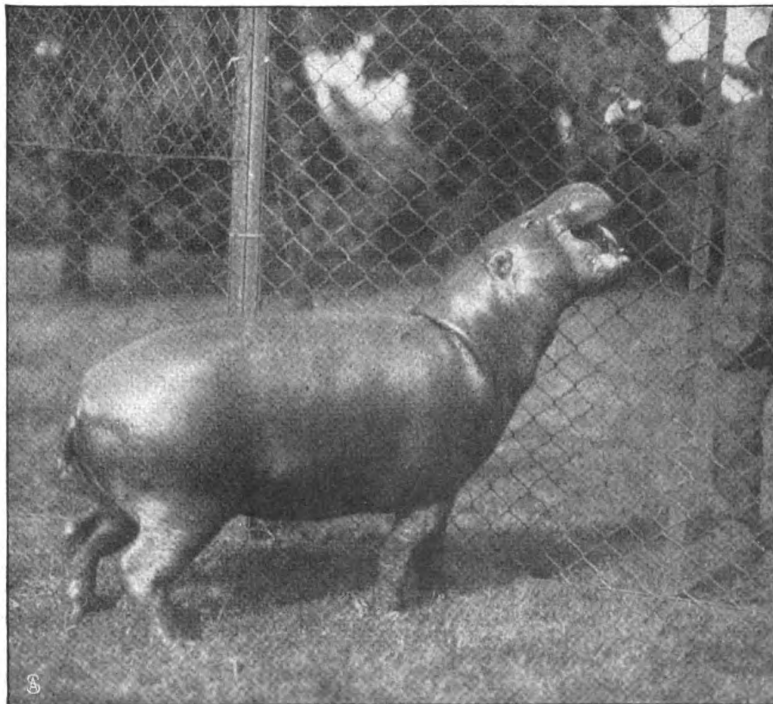
rühmtheit erlangt, wie z. B. unter den nunmehr ausgestorbenen Vögeln der Riesenalk, dessen Eigelbe, Skelette und Eier ja weit zahlreicher sind als die mancher ebenso schönen und doch weniger begehrten, obwohl auch ausgerotteten Vogelart, oder unter den lebenden Vögeln der Schuhschnabel, der bereits hier und da lebend gehalten wurde, auf dessen Balg aber jedes Museum stolz ist, und nach dessen Besitz jede größere Sammlung eifrig fahndet.

Unter den Säugetieren nehmen 2 Arten, Okapi und Zwergflußpferd, das Interesse weitester Kreise für sich in Anspruch und bilden die begehrtesten Objekte der zoologischen Museen. Ich sage „Museen“, weil bis vor wenigen Tagen kein zoologischer Garten seine Hoffnungen auf das Okapi, diesen prächtigen, schokoladenbraunen, an den Beinen schwarz und weiß gestreiften Verwandten der Giraffen, aus dem belgischen Kongo (vergl. hierzu die „Woche“ 1912, Nr. 1) oder auf das liberianische Zwergflußpferd auszudehnen gewagt hätte. Für das Okapi ist die Erfüllung derartiger Hoffnungen tatsächlich sehr unbestimmt, da das einzige, angeblich lebend gefangene junge Tier noch im Kongo einging.

Für das liberianische Zwergflußpferd hingegen haben sich die Verhältnisse mit einem Schlag geändert. Am 15. Juni 1912 sind in Karl Hagenbeds Tierpark in Stellingen nicht weniger als fünf Vertreter dieser Art, nämlich ein alter und zwei erwachsene Bullen sowie ein junges Pärchen, in tadelloser Verfassung eingetroffen.

Was man bisher vom liberianischen Flußpferd (*Choeropsis liberiensis*, Morton) in lebendem Zustand wußte, war verhältnismäßig wenig, und doch geht die Urbeschreibung dieser Art durch den Kolonialarzt Morton in Monrovia auf das Jahr 1844 zurück. Diese Beschreibung stützte sich aber einzig und allein auf den Schädel eines alten Bullen und wurde von verschiedenen

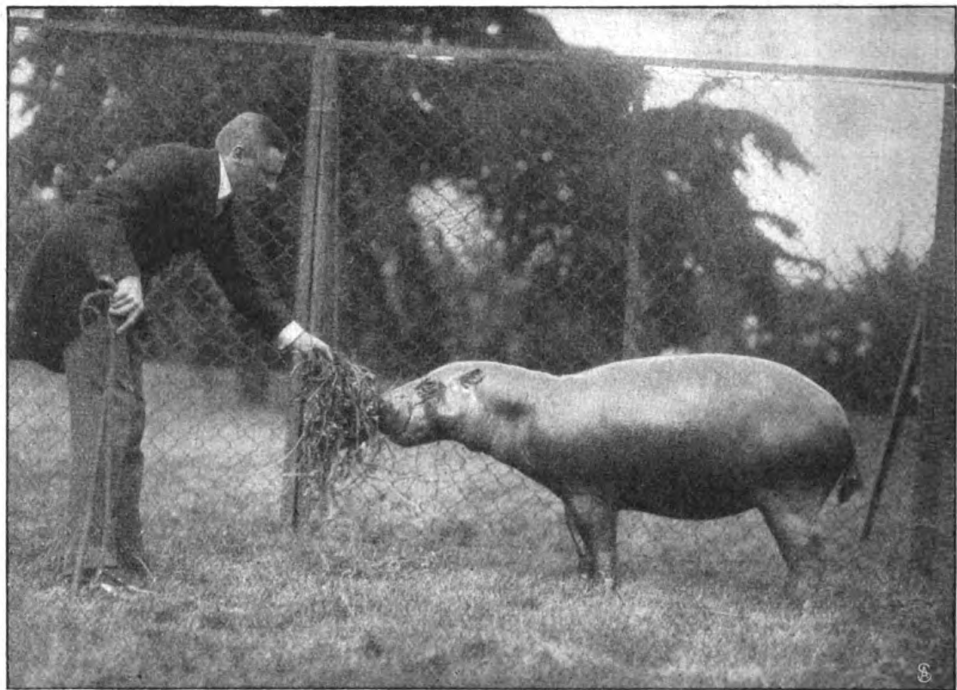
Seiten angezweifelt, obwohl sie ein klares Ergebnis genauer Forschung war. Seitdem sind verschiedene Bälge, Skelette und besonders Schädel, die im ganzen die Ausbeute von etwa 20 Tieren darstellen, in den Besitz amerikanischer und europäischer Museen gelangt, darunter Philadelphia, Leyden, London, Berlin und Paris. Nur einmal, im Jahr 1873, gelang es, ein lebendes Zwergflußpferd zu fangen, es kam aber in Dublin gerade so an, daß man seinen frischen Kadaver sezieren



Erwachsenes liberianisches Zwergflußpferd.

und untersuchen konnte. Büttikofer, über dessen Reiseergebnisse Jentink im Jahr 1888 berichtet, und dem wir kostbare Angaben verdanken, sah nur frisch erbeutete Stücke, aber nicht das lebende Tier selbst. — Im Frühjahr 1910 unternahm nun Herr Hans Schomburgk, der Verfasser des Wertes „Wild und Wilde im Herzen Afrikas“, der durch verschiedene Reisen im Innern Afrikas bereits bekannt ist, im Dienste der Firma Karl Hagenbeck eine erste Expedition nach Liberia, die ihn mit den Eingeborenen und den ganzen Verhältnissen, mit Land und Leuten, vor allem aber mit den

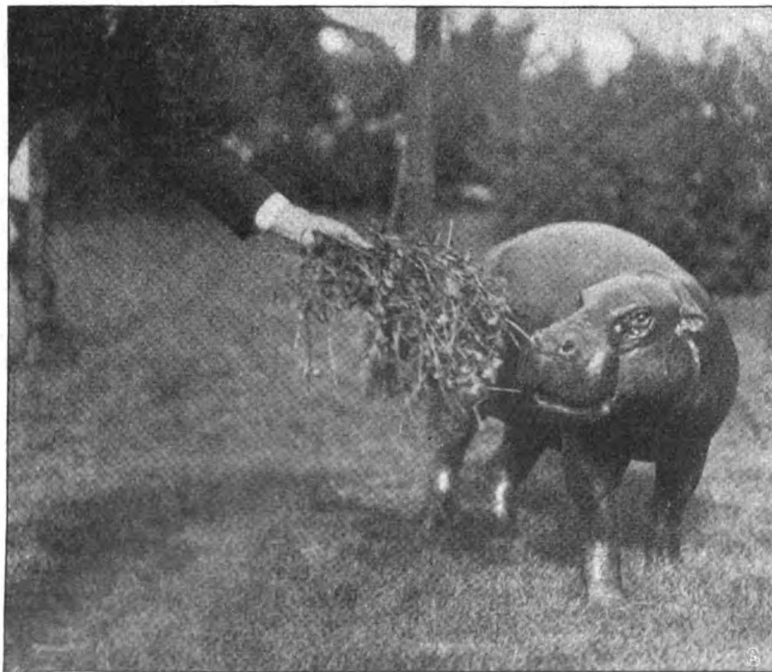
ungeheuren Schwierigkeiten des undurchdringlichen Urwaldes und Buschlandes bekannt machte. Im Sommer mußte der Aufenthalt in Liberia wegen der eingetretenen Regenzeit wieder aufgegeben werden; Anfang Dezember des gleichen Jahres aber ging die Reise nochmals nach Liberia, woselbst vom Lofa River und anderen Flüssen aus an verschiedenen Stellen in das Innerste des Urwaldes gedrungen wurde. Auf einem ungeheuer weiten Terrain, auf dem jeder Pfad erst mit Mühe durch den Busch geschlagen werden mußte,



Hans Schomburgk füttert ein von ihm nach Europa gebrachtes männliches Zwergflußpferd.

wurden nach und nach über 200 Fallgruben vorgerichtet und fleißig revidiert. Endlich konnten die ersten Erfolge nach Stellingen gemeldet werden: ein Tier hatte sich gefangen und war in einem Korb von zahlreichen Negern unter dem Befehl des Herrn Schomburgk in einem freilich recht mühevollen Triumphmarsch nach dem als Sammelort bestimmten Platz gebracht. Merkwürdig rasch gab sich dieses erste liberianische Zwergflußpferd, obwohl es ein erwachsenes Individuum war, mit seinem Schicksal zufrieden. „Kurz vor Sonnenuntergang

haben wir den Kral fertig bekommen,“ schrieb Schomburgk, „und konnten das Flußpferd herauslassen. Anstatt nun wie jedes andere Tier wild herumzulaufen und womöglich einen Ausbruch seiner Gewalt zu versuchen, ging es ganz gemächlich in seiner Behausung herum, soff Wasser aus einem Eimer, fraß ein paar Kaffaden und hat sich jetzt wieder in seine Grube verzogen, von wo aus sein Grunzen ganz vernügt zu mir herüberflingt.“ Diesem guten Beispiel von Friedfertigkeit und Ergebung folgten auch die übrigen vier Tiere, die nach und nach gefangen wurden und nun die lange, beschwerliche Reise aus dem Innern nach fahrbaren Straßen antraten. Der größte Bedacht mußte darauf genommen werden, die Tiere reichlich mit Badewasser zu versehen, denn obwohl das Zwergflußpferd im Gegensatz zum großen Flußpferd (*Hippopotamus amphibius*, Linné) kein ausgesprochenes Wassertier ist, muß es doch seine Haut oft anfeuchten und kann Dürre und Trockenheit nicht vertragen.



Ein erwachsenes liberianisches Zwergflußpferd.

Ueber die Größenverhältnisse des liberianischen Zwergflußpferdes gibt untenst. Zeichnung am besten Aufschluß. Die Länge alter Bullen von der Nase bis zur Schwanzwurzel beträgt 180 Zentimeter, während der Kopf des großen Flußpferdes allein etwa 80 Zentimeter lang ist. Die Farbe ist von der seines größeren, oben hellbraun und unten rosenroten Verwandten sehr verschieden. Sie stellt ein Gemisch von dunklem Schiefergrau, braun und gelblichem Oligogrün dar. Die Unterseite ist nicht heller als die Oberseite; Kopf und Beine sind am dunkelsten, und nur die Kehle und der untere Teil der Wangen sind bei einzelnen Individuen rosa gefärbt. Die Körperform des Zwerg-

sind im Verhältnis ebenso groß wie die des gewöhnlichen Flußpferdes. Der Schwanz des großen Flußpferdes hat so gut wie keine Haare; der der liberianischen Zwergart ist hingegen mit einer kräftigen Quaste gekräuselter Haare versehen, die sich sowohl am vorderen wie am hinteren Rand der Schwanzspitze ansetzen.

Ueber die Lebensweise unserer Tiere berichtet Herr Schomburgk, daß sie stets im Walde leben und Licht und Sonne scheuen. Sie sind also aller Wahrscheinlichkeit nach nächtliche Tiere, die den Tag in selbst ausgegrabenen Höchern verbringen. Ein Leben in größerer Gesellschaft, wie es beim großen Flußpferd ja die



Die erste Zeichnung nach einem lebenden liberianischen Zwergflußpferd. Von Osier de Beaur, Stellingen.
Rechts unten: Kopf des gewöhnlichen Flußpferdes.

flußpferdes ist viel ansprechender als die des gewöhnlichen. Der muskulöse dralle Rumpf wird von verhältnismäßig hohen und kräftigen Laufbeinen getragen, die sich ihrerseits auf ziemlich lange Beine stützen. Von diesen berühren beim Stehen alle vier den Boden, beim flüchtigen Gehen jedoch nur die beiden mittleren, die denn auch allein auf geeignetem Boden eine Spur hinterlassen. Die tiefgreifendsten Unterschiede vom großen Flußpferd zeigt der Kopf. Es fehlen ihm die mächtigen vorstehenden Augenringe und die hervortretenden Nasenhügel, die dem Profil des gewöhnlichen Flußpferdes ein konvexes Aussehen verleihen. Beim liberianischen Flußpferd stehen die Augen gut im Kopf drin, und die Nasenlöcher sind nicht oben, sondern endständig, Verhältnisse, die deutlich darauf hinweisen, daß es für den Aufenthalt auf dem Land vorzüglich geeignet ist. Die Fangzähne des Untertiefers

Regel ist, kennen sie nicht, jedes Individuum lebt vielmehr für sich allein, wechselt beinahe täglich seinen Aufenthaltsort und erstreckt sein Wohngebiet auf ein ungeheuer großes Terrain. Den Aufenthalt in größeren Flüssen scheinen sie nicht zu lieben, wohl aber in klaren Bächen fleißig zu baden. Bei ihrer Ankunft in Stellingen gingen sie gleich mit augenscheinlichem Behagen in die bereitstehenden Bassins und verblieben mehrere Stunden im Wasser. Ihrem einsamen Lebenswandel entsprechend sind die liberianischen Flußpferde auch stille Tiere. Ein lautes, weithin schallendes, wiehernendes Gebrüll wie das des gewöhnlichen Flußpferdes kennen sie nicht. Ihr Grunzen klingt wie das Knarren einer verrosteten Tür, die schnell hin und her geworfen wird. Wenn sie ärgerlich sind, weisen sie die Zähne gegeneinander und bringen damit ein vernehmliches Pfeifen hervor; in der Wut fauchen sie ziemlich laut.

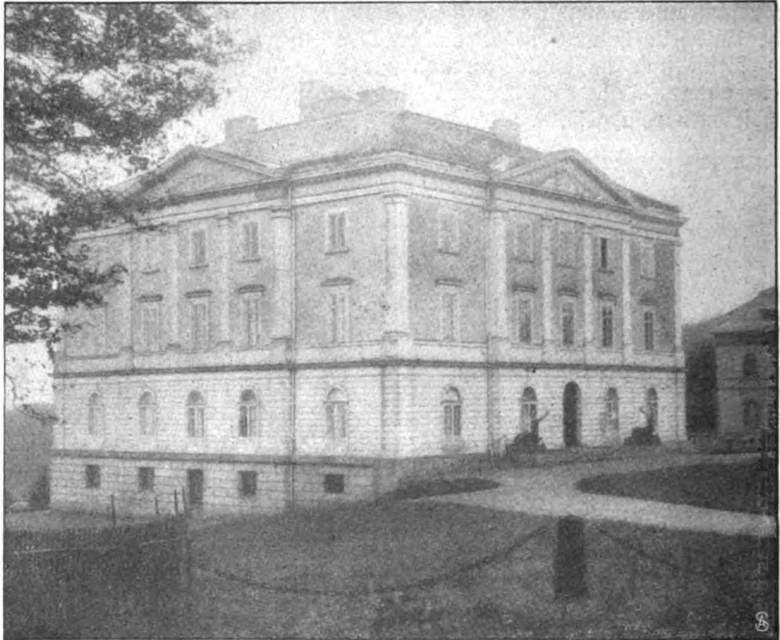
Bilder aus aller Welt.



Phot. Bredt & Maas.

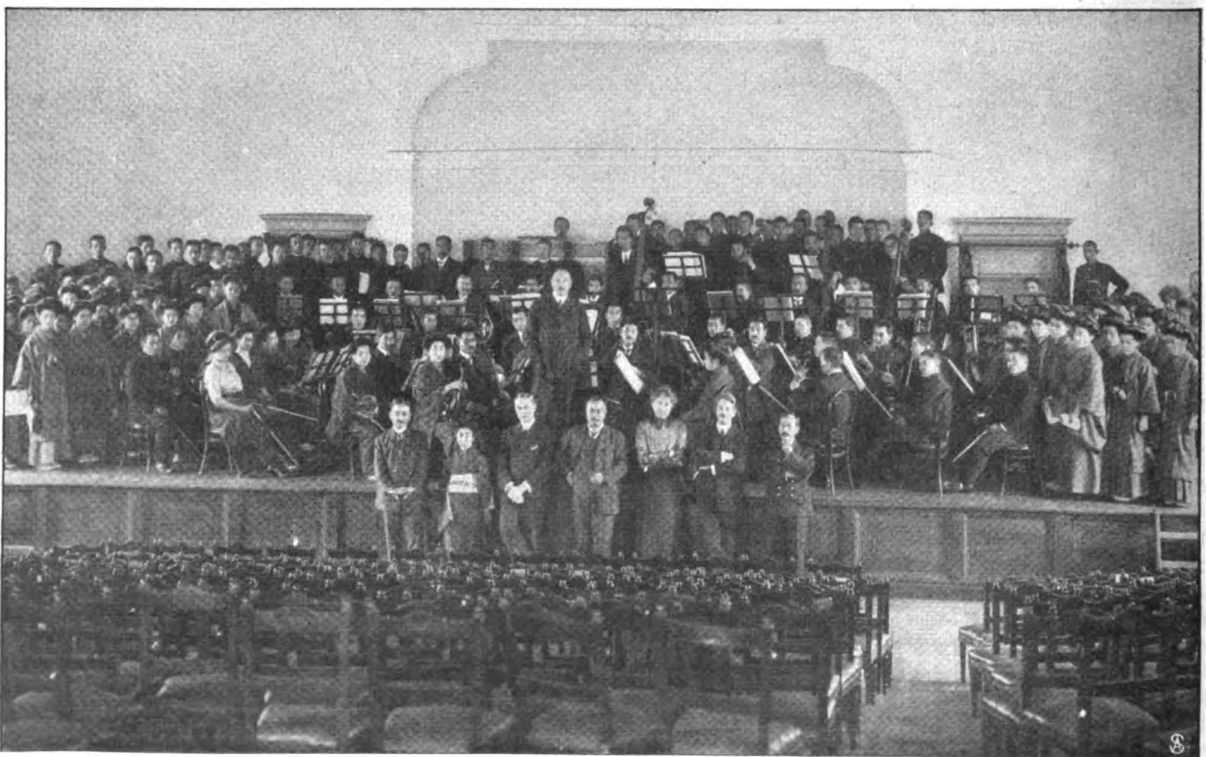
Käthe Wittenberg,
wurde dem Berliner Königl. Schauspielhaus verpflichtet.

Eine talentvolle junge Künstlerin Frä. Käthe Wittenberg wurde von der Herbstspielfaison dieses Jahres an dem Berliner Königl. Schauspielhaus verpflichtet. Das dem großherzoglichen Hause Luxemburg gehörige Jagdschloß „Platte“ bei Wiesbaden ist der Stadt Wiesbaden zum Kauf angeboten worden. Es dürfte demnächst für einen Preis von zwei Millionen in deren Besitz übergehen. Es besteht angeblich die Absicht, auf dem herrlichen, mitten im Walde gelegenen Terrain ein neues Schloß zu errichten.



Phot. Schiller.

Das luxemburgische Jagdschloß „Platte“ bei Wiesbaden,
soll von der Stadt Wiesbaden angekauft werden.



Die Kaiserliche Hochschule für Musik in Tokio: Orchester und Chor.



Fr. Karjavina,
berühmte russische Tänzerin.

Phot. Zampus.



Leon de Souza,
berühmter Tenor der Pariser Großen Oper.

Phot. Zampus.



Fr. Melba,
hervorragende französische Sängerin.

Phot. Zampus.



Jrl. Will,
berühmte französische Tänzerin.

Phot. Zampus.

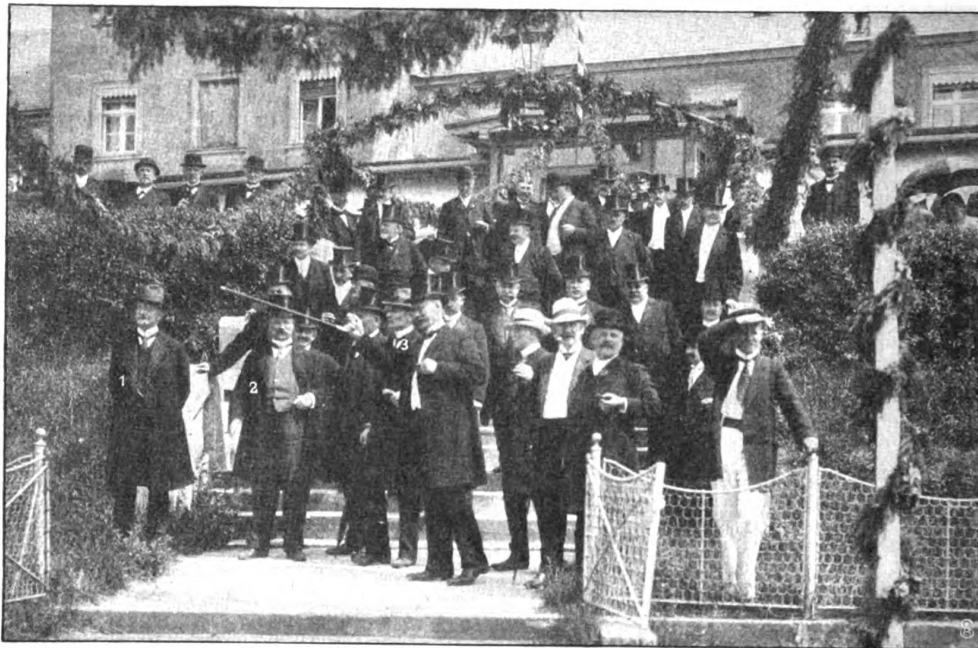
Stars der Londoner Theatersalön.

Eine Pflegstätte deutscher Kunst ist die im schönen Uzeno-Park zu Tokio gelegene Kaiserlich Japanische Hochschule für Musik. Unser Bild zeigt das Orchester und den Chor.

Die Theatersaison in London ist in den Monaten Mai, Juni und Juli auf ihrem Höhepunkt. Aus aller Herren Ländern strömen die Bühnensterne zusammen, um die schaulustige, erste Gesellschaft der Weltstadt zu erfreuen.

Die Greifenberg-Kleinbahn eröffnete vor einigen Tagen ihre 8. Zweigstrecke. Dem feierlichen Akt wohnten die Behörden und zahlreiche Regierungsvertreter bei. Die neue Strecke führt zum Ostseebad Deep bei Treptow a. R.

Zum neuen Leiter der Zweiganstalt des



1. Regierungspräsident von Schmeling. 2. Landeshauptmann von Eisenhart-Rothe. 3. Oberpräsident von Badow. Phot. Müller.
Zur Eröffnung der 8. Zweigstrecke der Greifenberg-Kleinbahn: Die Teilnehmer in Deep.



Phot. Schüttle & Sohn.
Wilhelm Wilberg,
der neue Leiter des österreichischen
Archäologischen Instituts in Athen.

Wiener k. k. österr. Archäologischen Instituts in Athen wurde der Architekt Wilhelm Wilberg ernannt. Der neu ernannte Leiter ist ein Schüler Professor Dörpfelds, an dessen Seite er sich an den Ausgrabungen in Troja und Athen beteiligte.

Sein 25jähriges Jubiläum als Chef der Reederei- und Bergwerks-Firma Math. Stinnes in Mülheim-Ruhr beging der Kommerzienrat und Dr. med. h. c. Küchen.

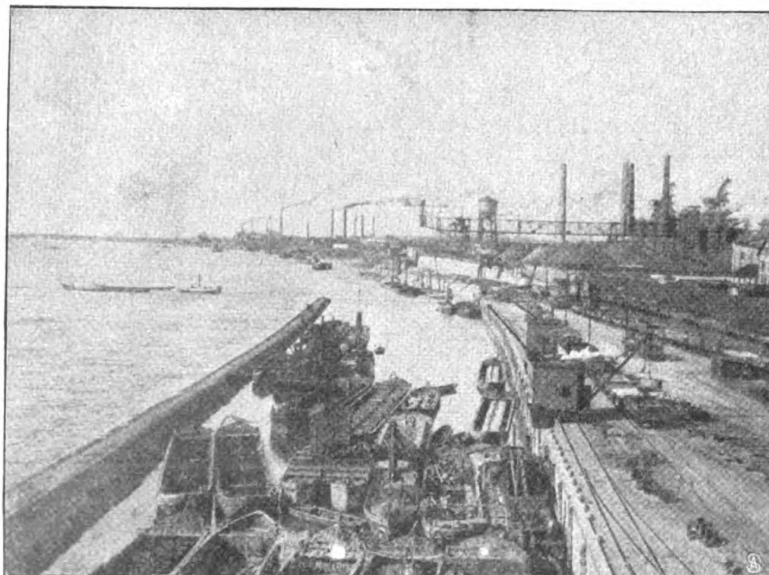
Stadtrat Namslau, Mitglied des Berliner Magistrats, beging vor kurzem in voller geistiger und körperlicher Frische seinen 70. Geburtstag.



Kom.-Rat Dr. med. h. c. Küchen,
Mülheim-Ruhr, beging sein 25jähriges
Jubiläum als Chef der Firma Stinnes.



Phot. Staudt.
Stadtrat Namslau,
Berlin, wurde 70 Jahre.



Zum Artikel: Der Verkehr auf dem Wasser.

Näheres in der anliegenden Nummer 29 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nummer 29 der „Export-Woche“.

Düsseldorf. — Ein Gang durch die Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912. — Die Wasserwerksanlage der Gasmotorenfabrik Deug auf der Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912. — Die nationale Bedeutung der rheinisch-westfälischen Industrie. — Westfalens Könige. — Der Verkehr auf dem Wasser. — Krupp'sche Wohnungsfürsorge. — Portalfrane für die Verladung von Massen- und Stückgütern. — Seitenrad-Schleppdampfer „Johann Knipscheer V“. — Ausstellung des Deutschen Gußrohrverbandes G. m. b. H. Köln auf der Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenschrift für die Deutschen im Ausland und über See.

Nummer 29.

Berlin, den 20. Juli 1912.

14. Jahrgang.

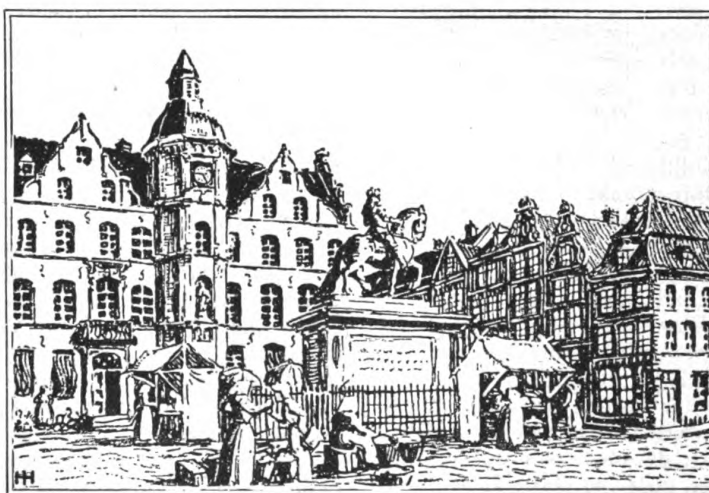
Düsseldorf.

Von Beigeordneten Dr. Most, Düsseldorf.

Düsseldorf, zu beiden Ufern des Rheins gelegen, ist in der Welt bekannt, sein Ruf ist begründet in der harmonisch ausgeglichenen Vielseitigkeit seines Wesens. Düsseldorf ist einer der schönsten, gesunden und angenehmsten Wohnplätze des Staates und zugleich ein Vorort deutschen Handels und deutscher Industrie, ist eine Kunststätte von altem, gutem Klang und zugleich ein Gemeinwesen, dessen weitblickende und großzügige Verwaltung es zur „model city“ — das Ausland verlieh ihr den Namen — gemacht hat. Zum großen Teil ist diese Eigenart Düsseldorfs auf seine geographische Lage zurückzuführen; hier fließen rheinisches und westfälisches Wesen, heitere Lebensfreude und zielbewußte Arbeit, der Geist der Kunst und der Wille zum Schaffen zusammen; hier eint sich der sagemuwobene, rebenumkränzte Rhein mit den Ausläufern der schweren Industrie, dem Herrschaftsgebiete von Kohle und Eisen, das sich in einem Meere von Essen und glühenden Hochöfen zum Norden der Rheinprovinz hinüberzieht.

Nicht wenig verdankt die Stadt aber auch ihrer Geschichte. Nicht zwar besitzt sie die Tradition einer großen Vergangenheit, wie sie Köln und Dortmund, Frankfurt und Aachen aufweisen, und wie sie dort dem Fremden auf Schritt und Tritt entgegentritt. Und doch hat die Metropole des Niederrheins auch in vergangenen Zeiten eine nicht unbedeutende Rolle, wenn auch nur in engerem Bereiche, gespielt. Weit über tausend Jahre alt, ist sie Jahrhunderte hindurch Residenz gewesen, erst der Grafen und nachmaligen Herzöge von Berg, dann der Kurfürsten von der Pfalz und schließlich des durch Napoleon geschaffenen

Großherzogtums Berg, bis sie am 3. Mai 1815 in den Besitz Preußens überging. Ohne diese Vergangenheit wäre das heutige Düsseldorf trotz allem, was dazwischen liegt, undenkbar, verdankt es doch dieser Vergangenheit einmal den ganzen Charakter der räumlichen Anlage, die mit breiten und geraden Straßen, mit einer reichen Fülle von grünen Plätzen und mit dem Kleinod des Hofgartens nach dem zutreffenden Urteil des Engländers Shadwell der ganzen Stadt das gewisse Etwas der Residenz verleiht; zum zweiten die Kunstpflege, deren Träger zuerst am Hofe des Kurfürsten Johann Wilhelm, dann in der Kunstakademie einen Mittelpunkt fanden. Nach beiden Seiten hat die Neuzeit die Traditionen der Alten fortgesetzt. Auch heute wird mit dem Raume nicht gegeizt, wenn es sich um breite, baumbepflanzte Straßen, um Parks oder Erholungsplätze handelt; eine der großartigsten Schöpfungen des letzten Jahrzehnts ist die Rheinfassade, die sich mit ihren breiten Staden, ihren Pfeileraufbauten, ihren Aussichtsterrassen, Monumentalbauten und Parkanlagen die ganze Stromfront entlang zieht. Nach wie vor siedelt sich die Industrie draußen in den äußeren Stadtteilen an, damit die innere Vornehmheit des Stadtkerns, die nicht künstliche Schöpfung ist, sondern den Stempel des Geburtsadels trägt, von keinem rauchenden Schloße beeinträchtigt werde. Noch heute ist die Düsseldorfer Akademie, der niemals große und ernste Namen gefehlt haben, ein Hort echter Kunst, und neben ihr blüht in zahlreichen Meisterateliers freies Schaffen, das nach einigen Jahrzehnten der Stille gerade neuerdings bedeutenden Aufschwung genommen hat. Nicht nur die



Marktplatz mit Jan-Wellem-Denkmal.



zahlreichen Meisterateliers freies Schaffen, das nach einigen Jahrzehnten der Stille gerade neuerdings bedeutenden Aufschwung genommen hat. Nicht nur die

Malerei, sondern die bildende Kunst überhaupt. Die Schöpfungen heimischer Bildhauer, die den Fremden in den Düsseldorfer Sammlungen und öffentlichen Gebäuden, in Denkmälern und Brunnen entgegenreten, der Zuzug hervorragender Kräfte aus Dresden, München, Wien usw., nicht zuletzt schließlich auch die monumentalen Bauschöpfungen der Düsseldorfer Architekten lehren deutlich den Aufstieg. Allerdings mögen die künstlerischen Interessen im neuen Düsseldorf etwas an verhältnismäßigem Gewicht zurückgetreten sein. Wer aber nur eines der glanzvollen Künstlerfeste, eine der rauschenden Redouten miterlebt hat, die der Düsseldorfer „Malkasten“ veranstaltet, wird nicht mehr daran zweifeln, daß er in einer wirklichen Kunststadt sich befindet.

Die Bedeutung Düsseldorfs als Handels- und Industriestadt kündigt sich am machtvollsten in den bedekten Ziffern der Statistik. Die Bevölkerung der Stadt umfaßte 1850 40,000, 1880 95,000, 1900 210,000, gegenwärtig an 400,000, und selbst ohne die Eingemeindungen von 1909 wären heute 350,000 erreicht und damit eine Seelenzahl, hinter der unter gleichen Voraussetzungen selbst Frankfurt und Köln zurückstehen würden. Seit jener Eingemeindungsaktion aber hat Düsseldorf ein Gebiet von rund 11,000 Hektar, d. h. um etwa die Hälfte mehr als Paris, und in lückenlosem Kranz lagern sich heute im Bannkreise eines einheitlichen Gemeinwesens die nördlichen, südlichen, östlichen und westlichen Vororte um den Kern der Stadt, in dessen Mittelpunkt einerseits der uralte Marktplatz mit seinem prächtigen, den Beschauer an die besten norditalienischen Vorbilder gemahnenden Reiterstandbild und andererseits der Corneliusplatz in seiner Blütenpracht und seinem Baumgrün, die „Visitenkarte Düsseldorfs“, gelegen sind.

Schlägt man von diesem Corneliusplatz aus einen Kreis um Düsseldorf mit einem Radius von 50 Kilometer, so erweist sich, daß dieser Kreis nicht weniger als $3\frac{1}{2}$ Millionen Einwohner birgt; keine Stadt des Kontinents ist so im Zentrum eines dicht bevölkerten und gewerbetätigen Bezirks gelegen wie Düsseldorf. Kein Wunder darum, daß Handel und Verkehr in den letzten Jahren einen raschen Aufstieg genommen und den Ort, der noch vor Jahrzehnten kaum die ersten Spuren wirtschaftlicher Bedeutsamkeit aufwies, zu einer Handels- und Industriestadt par excellence gemacht haben.

Auf den Düsseldorfer Staatsbahnhöfen wurden 1883 600,000 Fahrkarten verkauft; 1903 waren es 2,5, 1911 5,9 Millionen. Der Güterverkehr umfaßte 1883 500,000

Tonnen, 1903 3 Millionen, 1911 6,6 Millionen Tonnen. Im Hafen wurden umgeschlagen 1896 rund 400,000, 1911 rund 17 Millionen Tonnen; die Zahl der Briefsendungen ist in den letzten 25 Jahren von rund 15 Millionen auf 129,3, der Telegramme von 200,000 auf 1,24 Millionen gestiegen. Die Zahl der Gewerbebetriebe schließlich betrug 1882 8000 mit einem Personal von 26,000 Köpfen; heute sind es rund 16,000 Betriebe mit weit über 120,000 darin tätigen Personen.

Was dem Gewerbe und damit der wirtschaftlichen Struktur der Stadt das eigentümliche Gepräge verleiht, ist in erster Linie Eisen und Stahl; rund 1000 Betriebe dienen der Metallgewinnung und Metallverarbeitung, und die in diesen Branchen beschäftigten Personen machen einschließlich ihrer Angehörigen ein gutes Drittel der ganzen Stadtbevölkerung aus.

Den Kern dieser Industrie bildet die Maschinen-Industrie, die heute mehr als 15,000 Personen (gegen 2000 im Jahre 1882) beschäftigt, vor allem in ihren erstklassigen Spezialfabriken, u. a. für Armaturen, Bäckerei-, Brennerei-, Bau-, Spinnerei-, Papierverarbeitungs-, Hütten- und Walzwerkmaschinen, Kalandern, eiserne Baukonstruktionen, Brückenbau, Schiffsbaubedarf, Ventilatoren, Exhaustoren und Zentralheizungsanlagen sowie, — last not least — für Dampfkesselbau, der eine hervorragende Stelle einnimmt durch die Eigenart seiner neuen Konstruktionen und deren oft erprobte Ausführung. Hohen Rufes erfreut sich auch die Düsseldorfer Geschützgießerei, repräsentiert durch den Riesenbetrieb der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik mit 4000 Arbeitern. Und

geradezu den ersten Platz in der deutschen Industrie und noch weit darüber hinaus nimmt Düsseldorf mit der Herstellung schmiedeeiserner Rohre und Stahlrohre ein, die vom ersten Anfang ihrer Produktion im Großbetriebe hier aufgenommen wurde und heute etwa die Hälfte aller Gas- und ein Drittel aller Siederohre Deutschlands liefert. Dazu treten Stahlwerke mit der Herstellung von Stahlblöcken, Stahlformguß und allen Stahlsorten bis zu den edelsten Arten; ferner Blech- und Drahtwalzwerke, Drahtziehereien und Hammerschmieden. 1907 wurden allein in der alten Stadt 21 Walz- und Hammerwerke, 27 Eisengießereien und Emaillierwerke sowie 3 Blechwalzwerke gezählt. Der größte Betrieb darunter sind die Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke (vormals Poensgen), die im Jahre 1856 300 Arbeiter, im April 1910 aber mehr als 3000 beschäftigten; auch die weltbekannten Deutsch-Oesterreichischen Mannesmannwerke mit



Jesuiten-Kirche.



ihren 3- bis 4000 Arbeitern haben ihren Sitz in Düsseldorf. Der schweren Industrie würdig zur Seite stellt sich die Fabrikation wissenschaftlicher und ärztlicher, namentlich zahnärztlicher Instrumente, hinsichtlich deren die ansässigen Werkstätten Ausgezeichnetes leisten. Daß auch die Kleineisenindustrie nicht fehlt, versteht sich bei dem wirtschaftlichen Mittelpunkt eines Gebietes, welches man geradezu das „klassische Land der Metallverarbeitung“ genannt hat, von selbst. Als Handwerk blüht, durch hohe Kunstfertigkeit ausgezeichnet, die Verfertigung von Gold-, Silber- und Bijouteriewaren; besonders erwähnenswert ist schließlich die Drahtseil- und Geldschrankfabrikation.

Angesichts dieser Mannigfaltigkeit und Bedeutsamkeit der Metallindustrien kann es nicht wundernehmen, daß eine ganze Reihe von Körperschaften, die als Interessenvertretungen von Deutschlands ersten Gewerbezweigen nicht nur für das Inland, sondern für die Weltwirtschaft von hoher Bedeutung

sind, ihren Sitz gerade in Düsseldorf gewählt haben. Seit 30 Jahren wirkt hier, seit 1910 im neuen monumentalen Hause, der Verein Deutscher Eisenhüttenleute, dessen mehr als 5300 Mitglieder über fast alle Kulturländer zerstreut sind; ein doppeltes Alter schon hat der weitbekannte Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen Rheinlands und Westfalens, der nicht nur die Metall-, sondern die gesamten Industrien der beiden gewerbefleißigen Schwesterprovinzen umfaßt und enge Beziehungen pflegt zu der gleichfalls hier ansässigen Nordwestlichen und damit bedeutendsten Gruppe des Vereins Deutscher Eisen- und Stahlindustrieller. Seit 1904 besteht in Düsseldorf ferner der Deutsche Stahlwerksverband, der fast die gesamte deutsche Eisen- und Stahlproduktion vereinigt, und in dessen machtvollen Geschäftsgebäude, dem „Stahlhof“, die glänzende Entfaltung der Industrie einen wuchtigen Ausdruck findet. Eine Reihe ähnlicher Verbände schließt sich an, und nicht zufällig ist es, daß der Deutsche Werkmeisterverband seine Verwaltung ebenfalls in Düsseldorf hat.

Neben die Eisen- und Stahlindustrie treten noch zahlreiche andere bedeutsame Gewerbezweige. Die

Textilindustrie unterhält ansehnliche Werke in Spinnerei, Weberei und Färberei. Die Papierfabrikation hat sich in Papier- und Pappfabriken ganz außerordentlich entwickelt; eine ebenso erfreuliche Blüte des Buchgewerbes geht damit Hand in Hand; namentlich die Buchbinderei beweist ihre kunstgewerbliche Höhe

in einigen geradezu als Muster anzusehenden Betrieben und in einer solchen Musterbetriebe angegliederter Fachschule. Buch- und Kunstdruck sind nicht minder vorzüglich vertreten.

Die chemische Industrie hat nicht wenige ihrer epochemachenden Erfindungen, mit denen sie den Weg zur Eroberung des Weltmarktes angetreten, Düsseldorf zu verdanken. 40 größere und kleinere Betriebe zählt diese Branche in ihren verschiedenen Zweigen, wie Herstellung von anorganischen Farben, Lacken, Soda, vor allem aber von Malerfarben, in denen Düsseldorf Weltruf besitzt. Auch Explosivstoffe werden, namentlich in der altangesehenen Zündhütchenfabrik von Braun & Bloem, hergestellt und weiterverarbeitet.

Nahe verwandt mit der chemischen ist die Glasindustrie, die 1864 von Ferdinand

Heyse in Gerresheim, dem 1909 eingemeindeten Vororte, begründet wurde; diese Gerresheimer Glashüttenwerke (jetzt Aktiengesellschaft) sind heute mit an 3000 Arbeitern die größte Flaschenfabrik des Kontinents. Daran anschließend verdient besondere Hervorhebung die sehr leistungsfähige Porzellanfabrikation nebst den mancherlei Schamotte- und Zementfabriken, Marmorsägereien und -schleifereien.

Besonders lokales Gepräge trägt die alteingesessene Möbel- und Bautischlerei, die namentlich in Möbeln und Büfetten exzelliert, und die Bierbrauerei, in der die Zahl der Betriebe zwar allmählich sinkt, diejenige der beschäftigten Personen aber ständig steigt; das seit undenklichen Zeiten hergestellte leichte obergärige Bier ist ja wie der Mostert bekannte Düsseldorfer Spezialität.

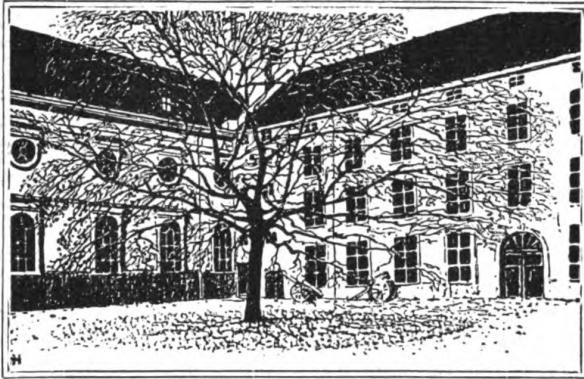
Abgesehen von den bisher erwähnten Zweigen ist auch das sonstige Düsseldorfer Handwerk durchaus auf der Höhe. Es findet seine Vertretung in der



□ □ Lambertus-Kirche. □ □



□ □ Max-Kirche. □ □



□ □ □ Hof der alten Regierung. □ □ □

Handwerkskammer, während die Förderung des Kunstgewerbes sich der Zentralgewerbeverein für Rheinland und Westfalen zur Aufgabe gemacht hat, die er durch die Ausstellung von Meisterwerken aus vergangenen Blütezeiten in seinem Kunstgewerbemuseum sowie durch Erhaltung und Neuerwerbung eines reichen Schatzes von Vorlagen aller Art zu erfüllen sich bemüht.

Ständig an Bedeutung gewinnt neben all diesen Industriezweigen das Handelsgewerbe. Trotz aller Wucht, mit der die Industrie vorwärts schreitet, haben sich in den letzten Jahrzehnten — wie die Betriebszählungen zeigen — Betriebszahl und Personenstand in Handel und Verkehr zwar nicht absolut, aber doch verhältnismäßig schneller als in der Industrie vermehrt. Die Arbeitsteilung, einer der wesentlichsten Faktoren der modernen Technik und Volkswirtschaft, ist es, welche aus der Industrie, die gleichzeitig produziert und handelt, die reine Handelstätigkeit immer mehr herauschält und in besonderen Handelsbetrieben organisiert.

Nicht zum wenigsten dank einer Reihe wohlgelungener großer Industrie- und Kunstaussstellungen und den rastlosen Bemühungen der hiesigen Handelskammer, tatkräftig unterstützt durch eine den Bestrebungen von Handel und Industrie stets in weitestem Maße entgegenkommende Gemeindepolitik, birgt die Stadt Düsseldorf in ihren Mauern heute einen bedeutenden Großhandel in Eisenwaren, chemischen Erzeugnissen, technischen Bedarfsartikeln, Kolonialwaren, Oelen, vor allem in Getreide und Holz. Der Getreideumschlag entwickelt sich immer mehr; im Rayon des Hafens dient eine ganze Reihe von Getreidespeichern zum sachgemäßen Lagern von losem Getreide. Ein in die Augen springendes Merkmal der wachsenden Bedeutung dieses Handelszweiges ist das Getreidehaus in der Bismarckstraße, ein besonderes Geschäftsgebäude, das seitens einer ganzen Reihe ansässiger Getreidegeschäfte erbaut worden ist und mit seinen Bureauräumen, Sitzungssälen und dergleichen dem Zwecke besserer Geschäftsorganisation in trefflicher Weise dient. Der Holzhandel hat im Zusammenhang mit der oben erwähnten Holzindustrie für Düsseldorf, insbesondere für den Rheinverkehr, eine ebenfalls hohe Bedeutung gewonnen. Auch der Ex-

porthandel hat sich niedergelassen und pflegt unmittelbare Beziehungen zu den Mittelmeerländern, dem amerikanischen Kontinent, Rußland usw. Der Kleinhandel hat zwar hier wie überall zu kämpfen, doch fließt ihm durch den regen Verkehr des Industrieviers in unserer Stadt mit ihren vielen geistigen Interessen und dem schmucken Aeußern reichlicher Verdienst zu. Seit 1884 besteht die Börse in Düsseldorf. Ende 1901 ist ferner einem längst gefühlten Bedürfnisse entsprechend eine Börsenvereinigung des Kolonialwaren-Großhandels in Düsseldorf gebildet worden.

Daß solcher Handel sich nur bei guter Ausgestaltung des Verkehrswesens entwickeln kann, liegt auf der Hand. Die Staatseisenbahn unterhält in Düsseldorf 6 Personen- und 11 Güterbahnhöfe. Innerhalb der Stadt selbst und in die Umgegend hinaus führt ein ausgedehntes Straßenbahnnetz, das zum allergrößten Teil in den Händen der Stadtgemeinde liegt, deren Straßenbahnen allein z. B. im Jahre 1911 rund 165,000,000 Personen befördert haben; der Schifffahrt dienen 100 hier beheimatete Schiffe, darunter vor allem die schmucken Salonboote der schon im Jahre 1836 gegründeten Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein sowie die zahlreichen Dampfer und Kähne der etwa 10 Jahre jüngeren Niederrheinischen Dampfschleppschiffahrts-Gesellschaft. In erster Linie ist aber wohl der städtische Hafen zu nennen. Dieser am rechten Rheinufer mit fünf Becken von 40 Hektar Wasserfläche, mit dem rechtsseitigen Rheinwerft und dem linksseitigen Heerdter Werft von zusammen mehr als 10 Kilometer Ladeufer, mit 50 Kilometer Bahngleise und 9 Kilometer Straßen gehört zu den größten Binnenhäfen. 50 fahrbare elektrische Kräne bis 25 Tonnen Tragkraft und 5 Getreideelevatoren dienen dem Güterumschlag, der sich im Jahre 1911 in Zufuhr und Abfuhr auf 13¼ Millionen Tonnen zu 1000 Kilogramm bezifferte, obgleich Kohlen und Erze, entgegen den nahen Ruhrhäfen und den oberrheinischen Häfen, hier nicht vorkommen. Regelmäßige direkte Dampferverbindungen mit dem Oberrhein bis Straßburg, mit Antwerpen, Rotterdam, Amsterdam, London, mit der Nord- und Ostsee bis St. Petersburg. — 55 Hektar Uferfläche mit Bahnanschluß für Spedition, Lager und gewerbliche Unternehmungen sind teils besiedelt, teils



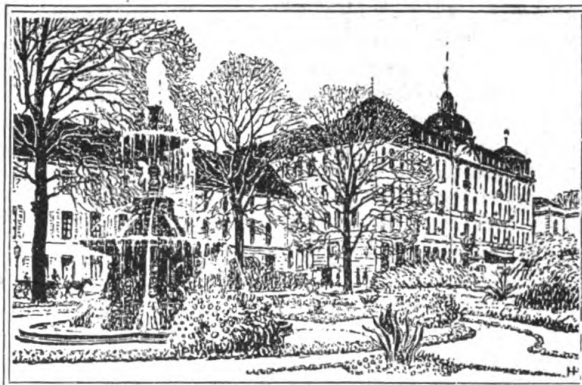
□ □ □

Schloß Jägerhof.

□ □ □

noch zu vermieten auf kürzere oder längere Zeit. — Eines der wichtigsten Momente für die Förderung der Industrie und des Handels würde aber vergessen sein, wollte man nicht der Ausstellungen gedenken, deren Veranstaltung Düsseldorf mit virtuoser Meisterschaft von jeher gehandhabt, die ihm den Weltruf der „Ausstellungsstadt“, wie sie wenig ihresgleichen findet, gebracht hat. Für das wirtschaftliche und geistige Leben des deutschen Westens aber haben die Düsseldorfer Ausstellungen stets einen Einfluß ausgeübt, wie er wohltätiger kaum gedacht werden kann.

Schon 1811, vor gerade einem Jahrhundert also, hat die erste Düsseldorfer Ausstellung stattgefunden; sie umfaßte die Eisen- und Textil-Industrie des bergischen Landes. Trotz ihres geringen Umfanges nötigte sie den Kaiser Napoleon, der Düsseldorf wegen seiner Schönheit und Eleganz ein „Klein-Paris“ nannte, zu dem anerkennenden Ausspruche: „L'exposition a l'air d'un grand pays.“ 1852 folgte die erste Provinzial-Gewerbe-Ausstellung in Düsseldorf, die schon einen Besuch von rund 60,000 Personen und etwa 800 Aussteller aufwies. Unvergleichlich gestaltete sich aber der Erfolg der zweiten Rheinisch-Westfälischen Gewerbe-Ausstellung, die 1880 stattfand, die von etwa 2500 Ausstellern besichtigt, von weit über eine Million zahlender Besucher besichtigt wurde; er zeigte sich namentlich im Aufschwung des Maschinenbaues beider Provinzen, die gerade von jenem Jahre her datiert. Die Ausstellung schließlich von 1902, die glänzendste Gewerbe-Ausstellung, die Deutschland bis dahin gesehen hatte, ist noch in aller Erinnerung; die Besucherzahl stieg über fünf Millionen. Ebenso wie 1880 fand auch diese Ausstellung ihren besonderen Reiz in der glücklichen Verbindung der Industrie mit der Kunst. Namentlich letztere hat in den folgenden Jahren in kurzen Zwischenräumen noch eine ganze Reihe vorzüglicher Ausstellungen veranstaltet, so die Kunst- und Gartenausstellung von 1904, die Deutsch-nationale Kunst-Ausstellung von 1907, die Große Kunst-Ausstellung von 1911, die Frühjahrs-Ausstellung Düsseldorfer Künstler 1912; dazwischen eine ganze Reihe kleiner Kunstausstellungen, deren hoher künstlerischer Wert und glückliche Organisation von der Fachkritik wie von dem zahlreichen, aus weiter



Corneliusplatz.

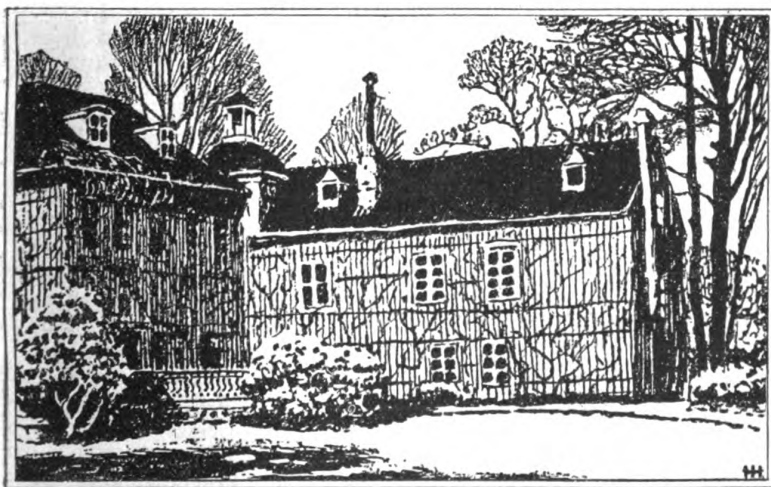


Ferne herbeikommenden Publikum ausnahmslos anerkannt worden ist. Daneben sind unter zahlreichen ähnlichen Veranstaltungen noch besonders die Landwirtschafts-Ausstellung von 1907, die Städtebau-Ausstellung von 1910 und last not least die Städte-Ausstellung von 1912 zu erwähnen, die gerade jetzt in den Mauern Düsseldorfs domiziliert.

Die Handels- und Industriestadt Düsseldorf ist ein Ort, wo fleißig und mit Erfolg gearbeitet wird; die Kunst- und Gartenstadt ist ein Platz, an dem man gern wohnt und sich in freudigem Genuß des vielen, was sich zu des Lebens Verschönerung hier bietet, von fleißigem Schaffen erholt.

Wertvolle Sammlungen zunächst erwecken das Interesse des Kunstfreundes und bieten eine Quelle stets neuer Befriedigung. Die Kunstakademie besitzt eine hervorragende Gemäldesammlung, die aus rund 200 Bildern und 70 Studien besteht, und aus der die berühmten Bestände der alten Pinakothek in München hervorgegangen sind. Sehr reichhaltig ist ferner die Sammlung von plastischen Werken in guten Gipsabgüssen, Bronzen, Marmororiginalen und Plaketten sowie das Kupferstichkabinett, das mit etwa 25,000 Blättern und 14,000 Handzeichnungen ein ungemein bedeutsames Material für das Studium der älteren und neueren Kunst darbietet.

Weiter birgt die städtische Kunsthalle eine große und wertvolle Gemäldegalerie, die in ihren einzelnen Stücken einen vorzüglichen Einblick in das Werk der Düsseldorfer Schulen gewährt. Dazu treten noch permanente sowie viele interessante Sonderausstellungen der Düsseldorfer Künstlerschaft, die, ebenso wie die viel besuchte Kunstausstellung von Schulte, sich ständig lebhaften Besuches erfreuen. Wer tiefer noch in das Reich der bildenden Kunst einzudringen strebt, dem öffnen viele der ansässigen Künstler gern ihre Ateliers und Sammlungen zum Besuch, sind auch manche der zahlreichen Privatgalerien zugänglich. Daß in einer Kunststadt wie Düsseldorf auch die öffentlichen Gebäude eine reiche Fülle trefflicher Wandmalereien aufweisen, braucht kaum betont zu werden. Einer besonderen



Jacobihaus im Malkastengarten.



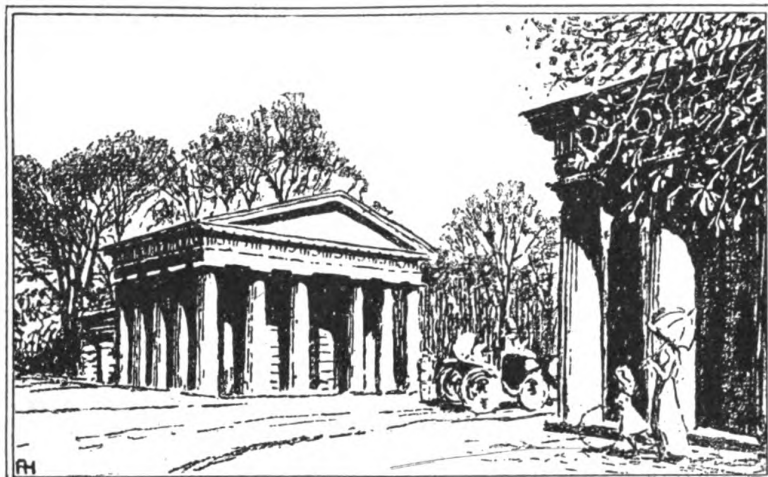
Beachtung wert sind auch die Werke religiöser Kunst, wie sie vor allem die Friedenskirche in den 1906 vollendeten herrlichen Wandgemälden Eduard von Gebhardts aus der neuesten Zeit zeigt.

Von dem neuerlichen Aufschwung der Bildhauerei in Düsseldorf war schon oben die Rede, und zahlreiche Kunstwerke, namentlich neueren Datums, schmücken heute Straßen und Plätze. Besonders sorgsame Pflege findet auch das Kunstgewerbe in der Stadt. Davon legen vor allem die Kunstgewerbeschule unter der Leitung von Professor Wilhelm Kreis und das Kunstgewerbemuseum des Zentralgewerbevereins

sorgsam künstlerischen Durchbildung seiner Aufführungen. Daneben besitzt Düsseldorf noch ein Lustspielhaus und als vornehmes Varieté das Apollotheater.

Einen sehr bedeutenden Einfluß auf Düsseldorfs Bühnenleben üben schließlich die von dem Rheinischen Goetheverein unter Vorsitz des Staatsministers von Rheinbaben und anderer hochstehender kunstsinniger Männer begründeten Goethefestspiele aus, die alljährlich in der ersten Julihälfte stattfinden. Hervorragendste Kräfte der führenden deutschen Bühnen werden in Musteraufführungen klassischer Dramen

vereinigt, und diese lenken mit Recht die Aufmerksamkeit der Schauspielkenner und -liebhaber immer aufs neue auf Düsseldorf. Auch das Musikleben der Kunststadt liegt in berufenen Händen. Schon die ruhmreiche Geschichte der Niederrheinischen Musikfeste, an denen sich Düsseldorf neben Köln und Aachen in hervorragender Weise beteiligt, weist auf eine hohe Kultur der Tonkunst hin. Von der städtischen Oper, die sich von jeher auch im Auslande hohen Ansehens erfreut, war schon die Rede. Das öffentliche Konzertwesen hat sich außerordentlich mannigfaltig entwickelt. An der Spitze des städtischen Musikvereins,



Ratingertor.

glänzend Zeugnis ab. Der künstlerischen Ausbildung dienen neben der Kunstakademie und der Kunstgewerbeschule eine Malschule, eine Kunststickereischule, eine ganze Reihe privater Institute für kunstgewerblichen Unterricht und schließlich eine Lehranstalt für künstlerische Photographie.

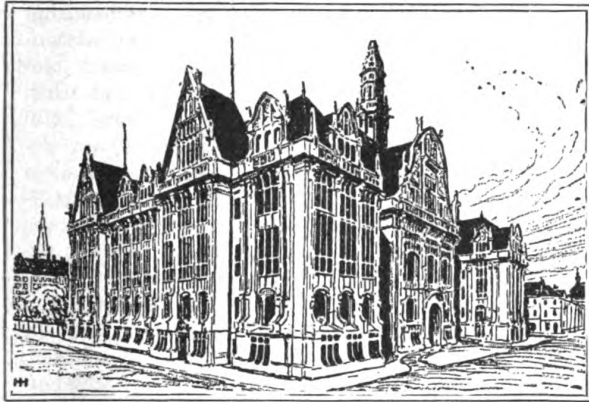
Hinsichtlich des Theaterwesens kommt in der Stadt, in der einst Karl Immermann zusammen mit Felix Mendelssohn-Bartholdy seine unvergeßlichen Musteraufführungen veranstaltete, auch der verwöhnteste Geschmack auf seine Rechnung; daneben ist für das reine Unterhaltungsbedürfnis in reichstem Maße gesorgt.

Das Düsseldorfer Stadttheater, seit 1904 unter der Leitung von Ludwig Zimmermann, bietet in erster Hinsicht höchst gediegene Opernaufführungen; auch die Operette wird trefflich herausgebracht. Daneben werden alle Arten des ernsten und heiteren Schauspiels mit Erfolg gepflegt. Lediglich dem Schauspiel gewidmet ist das 1905 eröffnete Schauspielhaus, eine Musterbühne, die nicht nur einen Anziehungspunkt ersten Ranges für das Publikum Düsseldorfs und der umliegenden Gegend bildet, sondern bereits in den wenigen Jahren ihrer Tätigkeit sich eine führende Stelle unter den deutschen Bühnen und durch mehrfache Gastspiele im Ausland auch dort lebhaft Anerkennung errungen hat dank dem feinen Geschmack seines Repertoires und der



Kunstpalast und neue Regierung.

des vornehmsten Konzertinstituts der Stadt, wirkt der städtische Musikdirektor Professor Karl Panzner. Außer den acht großen Konzerten und drei Kammermusikabenden des Musikvereins sorgen die zehn großen städtischen Orchestermusikabende von Panzner, die regulären Samstags-Sinfoniekonzerte für die Pflege der sinfonischen Literatur. Dazu finden die ersten Solisten der Welt den Weg in die schöne Stadt am Niederrhein. Auch die Vokalmusik steht in Blüte: der gemischte Chor des Musikvereins sowie der Lehrergesangverein unter der Leitung von Professor Julius Buths tritt mit vornehmen Programmen in hervorragender Wiedergabe in die Öffentlichkeit und



Stahlhof.



stellt sich neuerdings auch durch die Veranstaltung von Volkskonzerten in den Dienst der Allgemeinheit der musikliebenden Bevölkerung. Ebenso erfreut sich großer Beliebtheit der Düsseldorfer Männerchor, der sich unter dem Königlichen Musikdirektor Mathieu Neumann rasch zu einer allgemein anerkannten, hohen Leistungsfähigkeit entwickelte. Ständige Kammermusikvereinigungen widmen sich der Pflege des Quartettspiels in verdienstvoller Weise. Unter den Musikbildungsanstalten sind zu nennen das Düsseldorfer Konservatorium der Musik, geleitet von Professor Julius Buths und Dr. Otto Neitzel, und das Konservatorium und Musiklehrer-Seminar von A. Eccarius-Sieber. Der Unterhaltungsmusik dienen Konzerte im Zoologischen Garten. Außerdem finden solche auch in der Tonhalle und während der Sommermonate in dem vielgerühmten Garten der Tonhalle statt. Weitere Veranstaltungen, mehr gesellschaftlichen Charakters, sind die von Vereinen, dann die vornehmen Fünfuhrtées in den ersten Hotels sowie die Wohltätigkeitskonzerte und -basare der gemeinnützigen Vereine der Stadt.

Neben bildender Kunst, Musik und Theater hat namentlich in der neuesten Zeit auch die Wissenschaft besonders liebevolle Pflege in Düsseldorf gefunden, das sich damit zu einem Zentrum nicht nur des wirtschaftlichen und künstlerischen, sondern auch des geistigen Lebens im deutschen Westen entwickelt hat. Da ist zunächst die Landes- und Stadtbibliothek mit rund 50,000 Bänden, worunter 1100 Inkunabeln und 500 Handschriften, ferner eine große Heine-Bibliothek im stimmungsvollen Heine-Zimmer zu nennen. Dem Lesebedürfnis weiterer Volksschichten kommen fünf städtische Volksbibliotheken und Lesehallen sowie die umfangreiche Lesehalle des Düsseldorfer Bildungsvereins entgegen. Spezialbedürfnissen dienen, abgesehen von schon oben erwähnten Sammlungen, das Historische Museum, die auf einer alten Stiftung beruhende Sternwarte, das berühmte naturwissenschaftliche Loebbecke-Museum sowie das

Hetjens-Museum mit wertvollen alten Keramiken sowie die reichhaltige technische Bibliothek des Vereins deutscher Eisenhüttenleute.

Das Unterrichtswesen ist besonders reich gegliedert und ausgestattet. Auf den 86 Volksschulen mit rund 900 Klassen und mehr als 50,000 Schülern bauen sich als Anstalten, deren Besuch für jugendliche Angestellte im Gewerbe und im Handel obligatorisch ist, eine gewerbliche und eine kaufmännische Fortbildungsschule — erstere ist mit einer Knaben-Zeichenschule verbunden — als Anstalten mit freiwilligem Besuch eine gewerbliche und eine kaufmännische Fachschule sowie eine Handelsschule für Mädchen auf. Als Fachschule höherer Art ist die schon oben erwähnte, von Stadt und Staat gemeinsam unterhaltene Kunstgewerbeschule zu nennen sowie an der Spitze des Schulwesens nach dieser Richtung die ebenfalls schon mehrfach genannte, altberühmte Königliche Kunstakademie. Als zweite Hochschule hat sich ihr im Jahre 1907 als eine der ersten ihrer Art die städtische Akademie für praktische Medizin und im Jahre 1911, als erste der ganzen Welt, die Städtische Akademie für kommunale Verwaltung gestellt, welch letztere insbesondere vom ersten Tage ihres Bestehens einen über alle Erwartung hinausgehenden Besuch zu verzeichnen hatte.

Zur Ausbildung mittlerer kommunaler Beamter besteht ferner seit 1910 eine Städtische Verwaltungsbeamtenschule und zur Ausbildung besonders von Polizeibeamten seit längerer Zeit bereits die Rheinische Polizeischule.

Eine städtische Knaben-Mittelschule bildet die Brücke von den Volksschulen zu den der höheren Vorbildung der männlichen Jugend dienenden Anstalten. Diese vereinigen in sich alle durch die Preussische Schulreform von 1901 vorgesehenen Formen, und auch das weibliche Geschlecht findet in Düsseldorf alle Ausbildungsmöglichkeiten, die nach der Reform des weiblichen Bildungswesens von 1909 nur irgendwie in Frage kommen können. Reichhaltig wie das Konzertleben ist auch das Vortragswesen in Düsseldorf. Seine Reichhaltigkeit erhellt durch



Rheinbrücke.





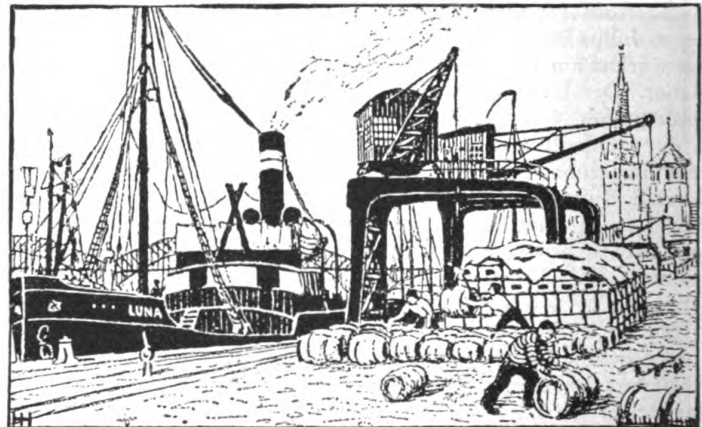
□ □ □

Hafen- und Getreidespeicher.

□ □ □

einen Blick in den bei der Landes- und Stadtbibliothek aufgestellten „Programmkalender“, in dem allmonatlich für jeden Tag Ort, Thema und Eintrittsbedingungen aller solcher Veranstaltungen übersichtlich mitgeteilt werden; eine Einrichtung, die bereits mehrfach in anderen Städten zum Muster genommen worden ist. Dadurch ist gleichzeitig ein erster Schritt zu einer gedeihlichen Organisation des Vortragswesens geschehen. Noch bedeutsamer war nach dieser Richtung im Winter 1911 die Schaffung von „Akademischen Kursen für allgemeine Fortbildung und Wirtschaftswissenschaften“, die nicht Einzelvorträge, sondern Vortragskurse längerer Dauer nach dem Muster der Universitäten, jedoch unter Berücksichtigung aller für die Förderung der allgemeinen Bildung in Betracht kommenden Wissens- und Kunstzweige, sowie besonders aktueller Gebiete des öffentlichen Lebens und unter

Geschichtsverein und der Naturwissenschaftliche Verein sowie der Düsseldorfer Bildungsverein (Zweigverein der Deutschen Gesellschaft für Volksbildung) mit seinen ausgezeichneten Volks-Unterhaltungsabenden



□ Rheinufer. □



□ □ □

Landeshaus am Rheinufer.

□ □ □

und im Winter allwöchentlich abgehaltenen öffentlichen Vorträge zu nennen.

Nicht minder angenehm wie alle Schätze und Darbietungen der Kunst und Wissenschaft machen den Aufenthalt in Düsseldorf seine hygienischen Einrichtungen. Wie die Stadtverwaltung die Versorgung der Bürger mit Gas und Elektrizität durch eigene Werke zu niedrigen Abnehmerpreisen versorgt, und wie sie u. a. die Straßenbahn in eigener Regie betreibt, so besitzt sie auch ein eigenes Wasserwerk, das, 1870 eröffnet und seitdem ständig vergrößert, ein vorzüg-

liches Trinkwasser liefert. Daneben ist die Kanalisation mit Abwässer-Reinigungsanlage zu nennen, die im wesentlichen 1882 begonnen und seitdem nach dem neuesten Stande der Technik für das gesamte bewohnte Stadtgebiet durchgeführt worden ist. Für die Versorgung der Bewohner mit einwandfreiem Fleisch sorgt ein mustergültig eingerichteter städtischer Schlacht- und Viehhof. Ferner unterhält die Stadt eine Tierkörper-Vernichtungsanstalt und Desinfektionsanstalt sowie ein Nahrungsmitteluntersuchungsamt. Vor allem hat sie sich des Badewesens in hervorragender Weise angenommen. Fünf Warmbadeanstalten, die auch Heißluft-, Dampf-, Massage- und Dusche-, auch Kohlensäure- und Elektrisch-Lichtbäder abgeben, sind über das Stadtgebiet verteilt; auf den bewaldeten Höhen im Osten der Stadt ist ein Lichtluftbad errichtet, das auch körperliche Bewegungen im Freien gestattet; dazu treten die Rheinbadeanstalten, unter denen sich namentlich das vor nicht allzu langer Zeit errichtete Strandbad größter Beliebtheit erfreut. Hier erquicken sich bei gutem Wetter im Frühling, Sommer und Herbst täglich Tausende von Kindern und Erwachsenen in Gottes freier Natur, und täglich entwickelt sich ein Badeleben, das an die See gemahnt.

Im inneren Zusammenhange damit steht auch das Düsseldorfer Sportleben in voller Blüte, um so mehr, als die Bedingungen für seine Ausübung nach jeder Richtung besonders günstig sind. Dem Segel-, Motorjacht- und Rudersport dienen erst vor einigen Jahren angelegte Sporthäfen; angesichts der nach der großen Ausstellung von 1902 geschaffenen Parkanlagen angrenzend an den Strom finden sich hier Plätze für Lawn-Tennis, Hockey, Fußball, Frei- und Geräteturnen, ferner eine große Spielwiese, die im Winter für Schlittschuhsport benutzt wird, angelegt. Auch in anderen Teilen der Stadt finden sich Spiel- und Sportplätze, die den zahlreichen mannigfaltigen Sportvereinen das Betätigungsfeld bieten. Die Turn-, Fecht- und ähnlichen Vereine haben sich unlängst zu einem Verbande für Leibesübung zusammengeschlossen. An größeren sportlichen Veranstaltungen sind die Frühjahrs- und Herbst-Pferdewettrennen auf der neuen Rennbahn im Grafenberger Stadtwald, die Rennen auf der Radrennbahn in dem Vororte Oberkassel, vor allem auch die mannigfachen Veranstaltungen auf dem Gebiete des Luftflugs und der Luftschiffahrt zu nennen. Neuerdings ist Düsseldorf durch die Stationierung Zeppelinscher und anderer Luftschiffe, durch Schau- und Wettfliegen sowie Schau- und Wettballonfahrten weit bekannt geworden.

Nimmt man zu alledem hinzu, daß für Kranke in einer großen Reihe von Kranken- und Pflegeanstalten jeder Art, insbesondere durch die 1907 eröffneten Städtischen Allgemeinen Krankenanstalten, die, mit einem Aufwande von mehr als sieben Millionen Mark erbaut, allen Erfordernissen der ärztlichen Wissenschaft entsprechen, gesorgt wird, so ist es nicht erstaunlich, wenn die Statistik für Düsseldorf eine außerordentlich geringe Sterblichkeit (13,4 auf je 1000 Einwohner) aufweist. Nicht weniger angenehm sind auch die steuerlichen Verhältnisse, indem Düsseldorf von allen rheinisch-westfälischen Großstädten mit über

100,000 Einwohnern den geringsten Einkommensteuersatz zeigt.

Die Wohnungsverhältnisse der Stadt zeichnen sich dadurch aus, daß die „Mietskaserne“ mit ihren Hintergebäuden fast völlig unbekannt ist; die villenartige Bauweise überwiegt bei den besseren Wohnhäusern. Früher bestand ein gewisser Mangel an Etagenwohnungen, da in den Wohngegenden der wohlhabenderen Klassen das Einfamilienhaus stark vorherrschte; doch haben gerade die letzten Jahre hier wesentliche Fortschritte gebracht, und das Angebot bietet namentlich für größere Wohnungen jeder Art reiche Auswahl.

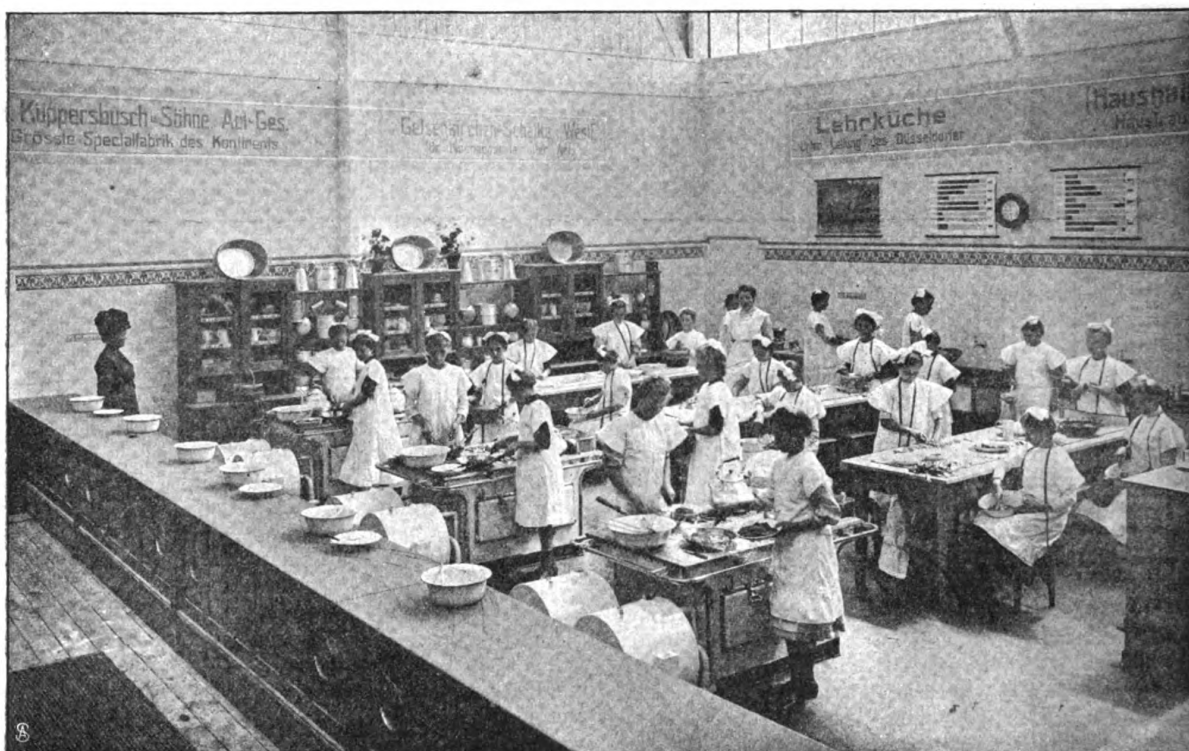
Nicht zu vergessen aber ist noch eins: Durch ihre herrliche Anlage, die sie in ihren schönsten Teilen dem genialen Gartenkünstler Weyhe zu verdanken hat, durch ihre in seltener Fülle über die ganze Stadt zerstreuten Parks und Gärten ist Düsseldorf zur schönsten Stadt am deutschen Rhein geworden. Dies um so mehr, als auch die landschaftliche Umgebung Düsseldorfs viel reizvoller und abwechslungsreicher ist, als man gemeinhin annimmt. Schon die großen Waldungen im Stadtgebiete selbst, der Stadtwald, der Aaperwald und der Eller Forst, bieten Gelegenheit zu mehrstündigen Wanderungen, die teils durch den herrlichen Baumbestand, teils durch den abwechslungsreichen Wechsel von Berg und Tal hohen Genuß bereiten. Darüber hinaus aber sind stundenweite Wälder, liebliche Bachtäler, wellige Höhen mit weitem Blick durch die Straßenbahn erreichbar: das Bergische Land mit seinen tief eingerissenen Tälern und grünen Waldhängen, seinen freundlich farbigen Häusern und froh betriebsamen Menschen ist im Bereich eines Nachmittagsausflugs; Siebengebirge und Eifel nach Süden, die uralten Städte Xanten und Calcar nach Norden sind Tagestouren; in unmittelbarer Umgebung aber lockt die weite niederrheinische Landschaft, für deren stille Größe uns heute das Verständnis neu aufgeht.

So wird denn jeder, der nach Düsseldorf kommt, in der Handels- und Industriestadt, in der Kunst- und Gartenstadt eine reiche Fülle künstlerischer und geistiger Anregungen, alle Annehmlichkeiten eines behaglichen und gesunden Lebens, alle Vorzüge einer Stadt genießen, die nicht nur zu den wirtschaftlich bedeutendsten, sondern auch zu den schönsten Städten des Kontinents gehört.

Ich muß offen bekennen, daß außerhalb Deutschlands Düsseldorf schlechterdings nichts zur Seite gestellt werden kann; mit Ausnahme von höchstens ein paar Städten, die wie Zürich und Genua in besonders hohem Maße durch Naturschönheit begünstigt sind. Von deutschen Städten mag man Hamburg, Dresden und Stuttgart zum Vergleiche heranziehen, die letzten beiden als gewerblich hervorragende Hauptstädte, die erste als Freistadt, mächtiger Hafen und sicherlich schönster aller Handelsplätze. Aber auch diesen Städten gegenüber steht Düsseldorf, wirtschaftliche Bedeutung mit reizvoller Schönheit vereinigend, unerreicht da.

So schreibt in seinem Werk „Industrial Efficiency“ als unparteiischer Kritiker der Engländer Shadwell. Mögen die vorstehenden Zeilen und Meister Herkennells Zeichnungen manchem Veranlassung werden, von der Berechtigung dieses Urteils persönlich sich zu überzeugen!





Stand der Firma E. Küppersbusch & Söhne Act. Ges., Gelsenkirchen-Schalke.

Phot. Atel. Josef Henne, Düsseldorf.

Ein Gang durch die Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912.

Wer in der Sommerszeit seine Schritte nach dem Rhein oder den belgischen oder holländischen Städten lenkt, wird die freundliche Ausstellungsstadt Düsseldorf berühren müssen. Werden schon zahlreiche Besucher durch die Reize Düsseldorfs als Gartenstadt angelockt, so trifft dies noch mehr durch die am 29. Juni d. J. eröffnete Städte-Ausstellung zu. Düsseldorf hat sich im Laufe der Zeit den Namen einer Ausstellungsstadt erworben, und dies bewährt sich auch jetzt wieder.

Das Vorgelände der Ausstellung ist eine reizende parkähnliche Anlage, in der sich u. a. zwei Schulpavillons befinden, die die neuesten Einrichtungen auf diesem Gebiete zeigen. Die Ausstellungshallen bestehen zum Teil aus dem im Jahre 1902 erbauten Kunstpalast, zum Teil aus Anbauten, die für dauernd oder nur für die Zwecke der Ausstellung berechnet sind. Die Ausstellung gliedert sich in fünf Gruppen, und zwar: I. Städtebau, II. Einrichtungen für die Gesundheit, III. Einrichtungen für die Krankenpflege, IV. Hochbauten, V. Industrie.

Unsere Aufmerksamkeit widmen wir zuerst der Gruppe Städtebau. Es ist Aufgabe dieser Abteilung, den Menschen in seiner Beziehung zur Gesamtheit darzustellen. Es handelt sich dabei um das Problem, wie die Menschenrassen zusammenwohnen können, ohne daß für ihre Gesundheit und ihr Wohlbefinden große Schäden entstehen. Die Lösung dieser Aufgabe,

soweit sie städtebaulicher Natur ist, wird vorzugsweise durch die Bebauungspläne erreicht. Die Städte-Ausstellung weist eine große Zahl außerordentlich interessanter Bebauungspläne auf.

Gleich im ersten Saal sehen wir zwei Modelle der Stadt Hamm, von welchen das eine den alten und das andere den neuen Zustand zeigt. In der Hauptsache dreht es sich dabei um die Regulierung der Lippe und die Verlegung eines kleinen Zuflusses, der bisher seinen Weg um die Stadt genommen hat. Das dadurch freigewordene Gelände soll für Grünflächen und öffentliche Gebäude reserviert bleiben, und es ist interessant, zu sehen, in welcher einfacher und monumentaler Form die Idee seitens der verschiedenen Künstler aufgefaßt ist. Weiterhin kommt eine große Zahl von Teil-Bebauungsplänen, die immer das Problem der guten und zweckmäßigen Gestaltung neuer Viertel im Auge haben, in Betracht.

Nicht unerwähnt bleiben dürften fernerhin die Konkurrenzentwürfe der Frankfurter Wiesen in Leipzig. Außer vielen anderen Ausstellern sind nachfolgende Städtebauer an der Ausstellung beteiligt: Bernoulli, Henrici, Jansen, Goecke, March, Genzmer, Henry Groß, Möhring.

Wertvolle Anregungen werden wir auch durch das Modell der Stadt Dortmund erhalten können. Die alten Städte sind auf eine bestimmte Menge von Menschen abgestimmt und die Wege und alle übrigen Di-

mensionen entsprechend angepaßt. Bei den riesenhaften Entwicklungen der letzten Zeit gliederten sich neue Stadtteile in größerer Zahl an, wodurch die Verkehrsentwicklung in ganz anderer Weise vor sich ging, als man ehemals dachte. Infolgedessen sind Durchbrüche durch alte Stadtteile erforderlich und notwendig, und das Dortmunder Modell führt uns einen solchen Fall in überraschender Deutlichkeit vor Augen. Nicht zu verkennen sind auch die Bestrebungen, die darauf hinausgehen, nicht allein die Straßen und die Bebauung innerhalb eines Stadtganzen von großen Gesichtspunkten aus zu betrachten, sondern gute Verbindung zwischen den Ortschaften, für ganze Kreise, die Provinzen usw. zu schaffen. Eine Reihe von Wegekarten von Kreisen und eine zusammenhängende Karte der Hauptwege des rheinisch-westfälischen Industriegebietes weisen auf diese Ideen hin. In einer ganz anderen Richtung bewegt sich die historische Plansammlung, die die Entwicklung des Stadtbildes an der Aufeinanderfolge der Stadtpläne verschiedener Zeiten nachweist. Bemerkenswert sind vor allem die Sammlungen von Barmen, Kassel, Krefeld, Darmstadt, Frankfurt a. M., Kreuznach, Mainz, Wiesbaden.

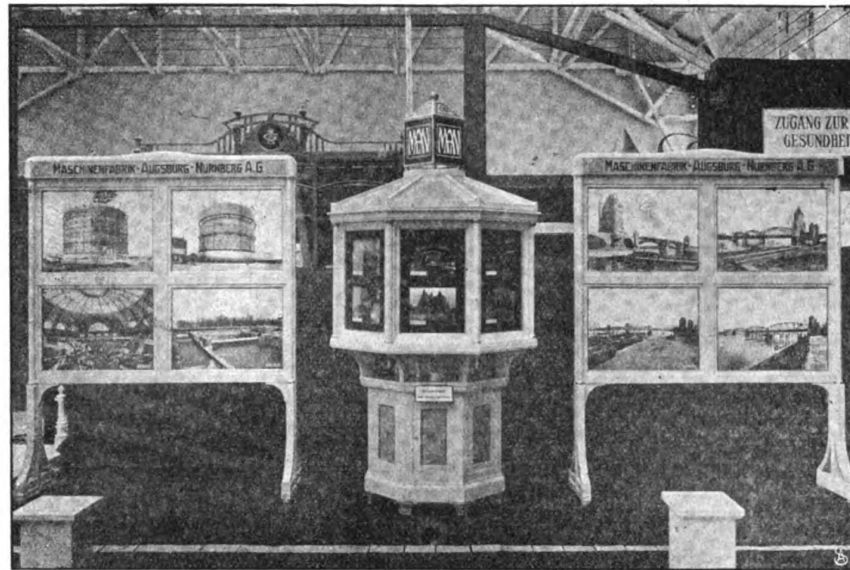
Einen weiteren interessanten Gedankengang haben der Rheinische Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz und die Westfälische Kommission zu verwirklichen gesucht. Von einer großen Zahl bemerkenswerter Städte sind die Stadtpläne in derselben

Größe gezeichnet und von den im Sinne des Heimatschutzes hübschesten Punkten der Städte photographische Aufnahmen gemacht. An und für sich ist die Ausstellung dieser wundervollen Landschaftsbilder ein großes Verdienst. Der Wert des Materials erhöht sich noch dadurch, daß die Städte in einer systematischen Form zusammengestellt sind.

Wir finden Städte auf römischer und fränkischer Grundlage, mittelalterliche Städte im Anschluß an die Burghügel des Flachlandes, polygonale mittelalterliche Städteanlagen im Flachland und auf Hochplatten, langgestreckte Anlagen des Mittelalters im Flachland, mittelalterliche Städte im Flußtal, mittelalterliche Städte des Berglandes im Zusammenhang mit Schloßanlagen und noch vieles andere mehr.

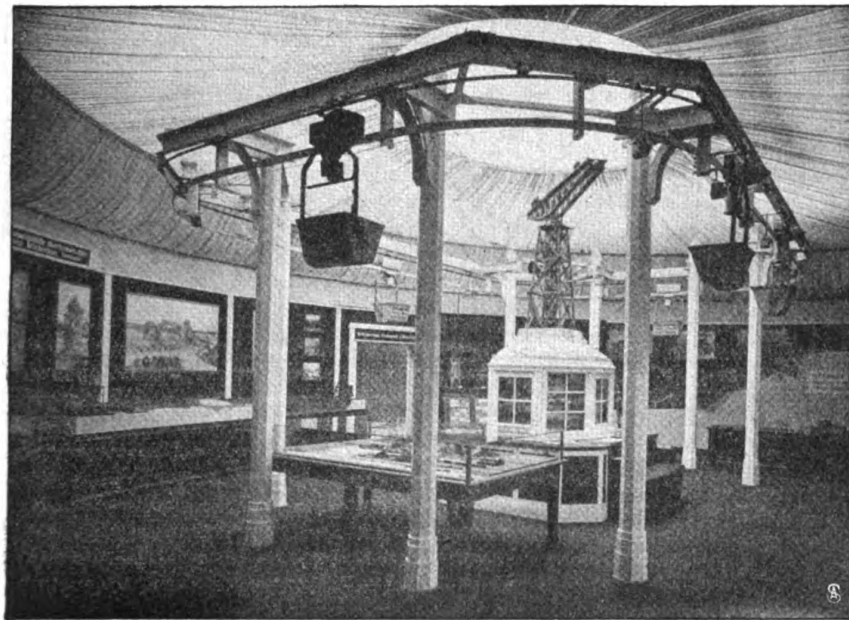
Hervorragend in ihrer Art ist die Abteilung Grünanlagen, die eine wesentliche Bedeutung für unsere heutigen Stadtanlagen haben. Die Wandlungen, die sich auf diesem Gebiete vollzogen haben, sind sehr deutlich an den ausgestellten Objekten (ca. 130 Nummern) zu erkennen. Die Frage, ob Nutzanlagen oder Zieranlagen vorzuziehen sind, kann wohl niemals nach dem Spruch: „entweder — oder“ geregelt werden.

In immer größerem Maße beherrscht das Friedhofsproblem die Gegenwart. Mit Recht geht man gegen die kahle, nüchterne Form der Ausgestaltung der Friedhöfe von heute vor. Besonders bei den Grabstätten der kleineren Leute wirkt der Reihencharakter wenig ästhetisch. Die Städte-Ausstellung hat deshalb



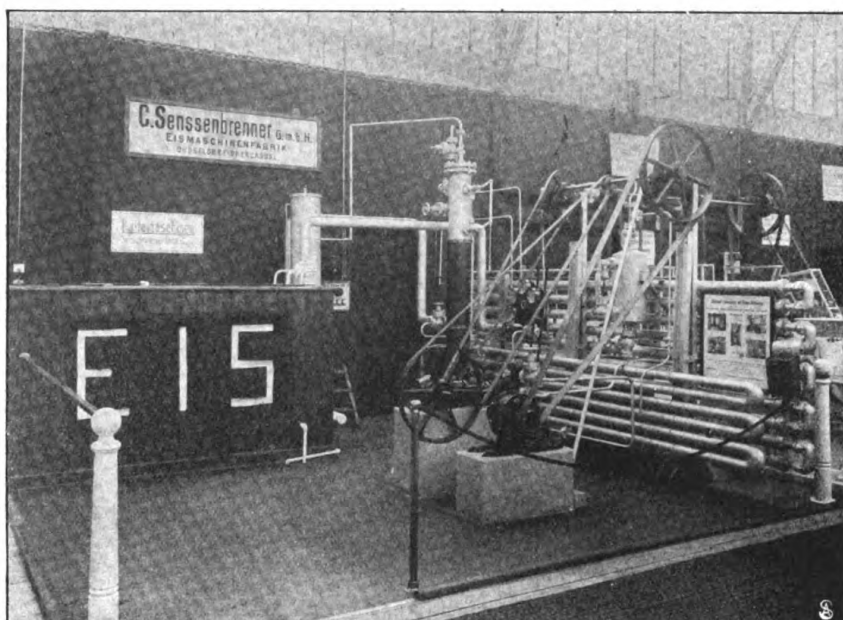
Phot. Atel. Josef Henne, Düsseldorf.

Stand der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A. G.



Phot. Atel. Josef Henne, Düsseldorf.

Stand der Gutehoffnungshütte, Oberhausen (Rhld.).



Stand der Firma C. Senssenbrenner G. m. b. H., Düsseldorf-Obercassel.

Phot. Atel. Josef Henne, Düsseldorf.

den Versuch gemacht, innerhalb eines kleinen Innenhofs zu zeigen, wie man auch ohne große Kosten einen würdigen, dem Orte entsprechenden Eindruck schaffen kann, der in ästhetischer Beziehung wirkungsvoll bleibt.

In ähnlicher Richtung bewegen sich die Bestrebungen der Stadt Minden i. W., die in einem großen Modell all die verschiedenartigsten Ideen, die mit der Friedhofsfrage zusammenhängen, zu veranschaulichen sucht.

Außerordentlich beachtenswert dürfte aber die von der Stadt Bielefeld bewirkte Ausstellung des dortigen Waldfriedhofes sein. Einzelgräber und Reihengräber sind in geschickter Form gruppiert und passen sich in ihrem Gesamtcharakter wunderbar der Umgebung an, so daß ein tiefgehender Eindruck erweckt wird.

Neben den Grünanlagen haben die Verkehrsmittel einen immer stärker werdenden Einfluß auf die Gestaltung der Stadt- und Bebauungspläne gehabt. Sehr deutlich erkennt man dies aus der sogen. Verkehrsspinne, die seitens der Stadt Frankfurt ausgestellt ist.

Der Verkehr der Straßenbahnen ist innerhalb einer bestimmten Zeit für jede Strecke festgestellt und wird mit Holzleisten auf den Straßen markiert.

Die Straßenbahndirektion Düsseldorf bringt ein Modell der Gleisentwässerung und zeigt gleichzeitig, wie der Unterbau bei Straßenbahnen beschaffen sein muß.

Ueber die Verwendbarkeit der Schwebbahnen im Stadtganzen klären Modelle und Pläne der Continentalen Gesellschaft für elektrische Unternehmungen auf.

Daß auch Hafenanlagen und Kanäle in eminenter Weise den städtischen Verkehr beeinflussen, bedarf wohl kaum eines Hinweises. Erwähnenswert dürften aber in diesem Zusammenhang die Kanalprojekte vom Rhein nach Antwerpen und vom Rhein nach der

Nordsee sein, deren Bedeutung für den speziellen Ausstellungsbezirk außerordentlich ist.

Die letzte Abteilung der Gruppe Städtebau befaßt sich mit der Bodenpolitik, wobei die Bodenankaufspolitik, die Bauordnungen und die Bauzoneneinteilung, die Umlegung der Grundstücke, das Erbbaurecht, Wiederverkaufsrecht, die Rentengutsbildungen und die Aufschließung von Bauland für den Kleinwohnungsbau durch die Industrie gewürdigt werden.

Auf alle Fälle müssen dabei in Erwähnung kommen die Sonderausstellungen der Vereine für Bodenreform, des Verbandes zum Schutze des deutschen Grundbesitzes und Realkredits und der deutschen Gartenstadtgesellschaft.

Werfen wir nun einen Blick in die Gruppe II, die die Einrichtungen für die Gesundheit in sich schließt, so müssen wir der Worte von Exzellenz von Rheinbaben bei der Eröffnung der Städte-Ausstellung gedenken, wo er erwähnt, daß in früheren Zeiten sehr wenig für die gesundheitliche Förderung der Städte geschehen ist, und daß deshalb verheerende Krankheiten, wie Cholera, Pest, Typhus, häufig auftraten. Wir sind heute schon so sehr an den hygienischen Aufbau unserer Städte gewöhnt, daß man sich nicht mehr vergewissert, welche Bedeutung die einzelnen Einrichtungen auf die Gesundheit der Bewohner hatten. Denken wir nur an die Kanalisation, die heute kaum mehr entbehrt werden kann, und gegen welche noch vor einem halben Jahrhundert von vielen Seiten gekämpft wurde. Der glänzende Erfolg der Kanalisation für die Beseitigung verheerender Krankheiten würde heute derartige Widerstände unmöglich machen. In den ca. 230 Ausstellungsobjekten sind alle nur möglichen Methoden und Systeme der Kanalisation enthalten, so daß ein umfassendes Bild der gesamten technischen Einrichtungen erlangt werden kann.

Auf dem Gebiete der Straßenreinigung werden auch überaus charakteristische Dinge zur Darstellung gebracht. Da sind die Städte Andernach, Barmen, Berlin, Kassel, Düsseldorf, Hagen mit neuen Depotgebäuden bzw. Straßenreinigungs- und Abfuereinrichtungen vertreten, während eine Reihe von Firmen moderne Straßenreinigungs- und Abfuhr-Fahrzeuge ausstellen. Auch hat die Stadt Dortmund eine Anstalt zur Sammlung und Verladung des Hausmülls für den Ferntransport ausgestellt, wobei auch die Reinigung der Müllgefäße nach dem Wechseltonnen-System beachtenswert ist. Hervorzuheben ist noch die von der Hausmüllverwertungs-Gesellschaft München-Puchheim betriebene Müllsortierung. Von ganz besonderem Werte aber dürften die zahlreichen Modelle von Müllverbrennungsanstalten sein, die einen

tieften Einblick in die Entwicklung auf diesem Gebiete gewähren. So werden uns die Einrichtungen von Aachen, Barmen, Frankfurt, Fürth, Hamburg, Wiesbaden wie auch andererseits die der verschiedenen Firmen vorgeführt.

Ein anderes Gebiet der gesundheitlichen Förderung des kommunalen Ganzen bildet die Wasserversorgung. Es kommen dabei die Reinigungsverfahren, wie Filter-Enteisungs- und Ozonierungsanlagen, in Betracht.

Von ganz besonderem Interesse dürfte dabei die von der Stadt Remscheid zur Anschauung gebrachte Talsperrenfiltration sein. Aus den beigegebenen graphischen Darstellungen geht mit überraschender Deutlichkeit der Einfluß des Verfahrens auf die Gesundheit hervor.

Weiterhin widmet die Städte-Ausstellung dem Feuerlöschwesen einen breiten Raum. Mit den primitiven Einrichtungen aus einer mehr als 100jährigen Vergangenheit wird in historischer und technischer Reihenfolge ein umfassendes Bild von der Entstehung der Materie gegeben. Viel bewundert werden die zahlreichen überaus primitiven Apparate, die das Feuerwehrmuseum Gelsenkirchen zur Darstellung bringt, und die wie ein Märchen aus Tausendund-einer Nacht anmuten. Allein diese Abteilung umfaßt schon zirka 150 Nummern. Hinzukommt noch der systematische Aufbau des Gebietes der Feuerlöschmittel und Wasserversorgung für Brandfälle, des Feuermeldewesens, der Feuerverhütung und der Apparate, die für die Rettung und Ersthilfeleistung bei Feuersgefahr notwendig sind.

Eine andere Materie, deren Bedeutung für den gesundheitlichen Zustand erst in neuester Zeit allgemein anerkannt und gewürdigt wird, ist die Bekämpfung der

Mückenplage. Die lehrreiche Ausstellung des Instituts für Tropen- und Schiffskrankheiten in Hamburg, welches auf diesem Gebiete Mustergültiges geleistet hat, gibt ein anschauliches Bild über den Zusammenhang der Dinge.

Die Gruppe III — Einrichtungen für die Krankenpflege — bringt eine Menge von Präparaten von verschiedenartigen Krankheiten, insbesondere von denen, bei deren Bekämpfung auch Verwaltungsmaßnahmen der Städte in Betracht kommen. Wir erinnern nur an die Tuberkulose, Typhus usw. Ferner haben eine große Zahl von Krankenhäusern Modelle und Pläne übersandt, aus denen die charakteristischen Einzelheiten des Aufbaues und die grundlegenden Richtlinien ersichtlich sind. Besonderer Erwähnung bedarf die in diesen Tagen eingeweihte Heil- und Pflegeanstalt Bedburg, die seitens der Provinzialverwaltung der Rheinprovinz errichtet worden ist. Für die Beschaffung des Modells sind 10,000 Mark bewilligt worden, was als ein Beweis anzusehen ist, welch hohen Wert man auf dasselbe legt.

Bemerkenswert ist dabei, daß für die zahlreichen weit voneinanderliegenden Gebäude eine Fernheizung geschaffen worden ist. Nach den dort gemachten Erfahrungen läßt sich mit Recht behaupten, daß der weiteren praktischen Ausgestaltung in gewissen Grenzen die Wege geebnet sind.

Die Sonderausstellung des Vereins für Säuglingsfürsorge im Regierungsbezirk Düsseldorf bringt neben einem reich wissenschaftlichen Material Erläuterungen zum praktischen Mutter- und Säuglingsschutz (Mutterchaftsversicherung, Anstaltsfürsorge, Mütterberatungsstellen usw.). Des Ferneren zeigt sie, wie die Pflege des Kindes im 1. Lebensjahre zu geschehen hat, wirft einen interessanten Blick in das wichtige Ge-



Stand der Firma Herm. Franken, Gelsenkirchen-Schalke.

Phot. Atel. Josef Henne, Düsseldorf.

biet der Milchversorgung und gibt endlich einen Einblick in die Stellung des Kindes in Spiel, Kunst und Literatur.

Während in der Gruppe Städtebau das Verhältnis des Einzelhauses zum Stadtganzen in die Erscheinung tritt und vor allem die Idee der Beeinflussung des einen durch das andere zum Durchbruch kommt, will die Gruppe IV — Hochbauten — nur das Gebäude an sich erfassen. Es handelt sich dabei selbstverständlich nur um solche Bauten, die kommunaler Art sind oder die geeignet sind, der Stadt ein eigenartiges Gepräge zu geben. Neben den zahlreichen Schulen, Rathäusern, Kirchen usw. wird sich unsere Aufmerksamkeit insbesondere den Industriebauten zuwenden, die in mehr als einer Hinsicht bestimmend für das Stadtbild sind. Wir finden in dieser Abteilung Werke von Aßmann (Frankfurt), Beutinger u. Steiner (Stuttgart), Engler (Düsseldorf), Erberich (Köln), Taut und Hoffmann (Berlin) und anderen mehr. Auch Städte haben diese Abteilung beschickt, wobei nur an das interessante Modell der Stadt Bielefeld erinnert werden soll.

Auf unserem Gange durch die Ausstellung haben wir bis jetzt nur die rein systematischen Teile einer Inaugenscheinnahme unterzogen, die eigentlich den Grundstock des ganzen Unternehmens bilden. Es ist keine Frage, daß die Städte-Ausstellung eine solche Fülle von hervorragendem Material zusammengebracht hat, daß dadurch Gelegenheit gegeben worden ist, zahlreiche Probleme, die einer Lösung entgegenstehen, neu zu ventilieren. Ein sehr wichtiger Faktor für die Neugestaltung mancher dieser Materien ist die Industrie, und ihr ist auch auf der Ausstellung ein verhältnismäßig großer Raum zur Verfügung gestellt worden. Es kann nicht Aufgabe des Berichtes sein, alle Firmen aufzuführen, es wird genügen, wenn wir Ein-

zelheiten hervorheben, die für die Allgemeinheit vom Interesse sind.

Gleich im Anfang der Industriehalle finden wir die Kollektivausstellung der Deutschen Maschinenfabrik, der Gute-Hoffnungs-Hütte und von Bleichert u. Co. Durch eine einheitliche Gestaltung, eine vorsichtige Abstimmung der Farben und eine harmonische Gruppierung der Ausstellungsobjekte wird eine wohltuende Wirkung auf das Auge erreicht. Die Deutsche Maschinenfabrik zeigt dabei eine Reihe von Kranen für Hafenanlagen, die schon als Modell die Bewunderung aller hervorrufen, während die Gute-Hoffnungs-Hütte

Gemälde und Modelle von Brückenanlagen und Bleichert & Co. eine Elektro-Hängebahn ausstellen.

Daran anschließend kommt die Industrie, die mit dem Feuerwesen im engsten Zusammenhang steht. Einmal sind es die großen Automobilfirmen, wie Kleyer (Frankfurt a. M.), Neue Automobilgesellschaft (Berlin), Norddeutsche Automobilgesellschaft und Fabriken, die Feuerlöschgeräte herstellen, und endlich jene Unternehmungen, die dem Feuermeldewesen ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Auf letzterem Gebiet haben die Firmen Siemens u. Halske, Mix u. Genest in sehr vornehmer Form eine außerordentlich interessante Ausstellung vorbereitet, die sicherlich manchen Fachmann von weither zum Besuche der Ausstellung veranlassen wird.

Originell ist auch die Gruppierung der Ausstellungsobjekte der Röhrenindustrie. Rohre von 12 Meter Länge aus einem Stück in allen Dimensionen und Formen sind zu einem prächtvollen Bilde zusammengestellt, so daß man mit Entzücken seinen Weg durch die großen Hallen nimmt. Allgemeinen Anklang finden die Kucheneinrichtungen für Krankenhäuser und sonstige kommunale Institutionen. Die Firmen Senking & Co., Küppersbusch & Cie., das Alexan-



Wasserturm mit Klönne-Behälter

D. R. P., 1000 cbm Inhalt, auf 35 m hohem eisernen Unterbau, Gesamthöhe 57 m.
Ausgeführt von Aug. Klönne, Dortmund

derwerk - Remscheid, J. Feltmann (Düsseldorf) usw. haben Glänzendes geleistet, und das Interesse, mit dem alle Kreise des Publikums diesen Teil der Ausstellung besichtigen, genügt schon, um auf ihre Bedeutung hinzuweisen.

Als besondere Attraktion aber ist die Schulküche anzusehen, in welcher mehrmals in der Woche praktische Vorführungen gegeben werden, die sehr viel Beifall finden.

Unsere Bilder veranschaulichen einige Stände bekannter Industrierwerke. Bei der Fülle des Gebotenen ist es natürlich nicht möglich gewesen, auch nur



Kandelaber der Mannesmann-Röhrenwerke
in Köln und Düsseldorf (oben).

annähernd das Ausgestellte illustrativ wiederzugeben. Wir haben uns deshalb darauf beschränkt, aus der Masse der Aussteller einige willkürlich herauszugreifen.

Zu erwähnen wäre noch, daß auch die Medizinalabteilung des Kriegsministeriums Berlin sowie das Königlich Bayerische Kriegsministerium die Ausstellung in München beschickt haben. Bemerkenswert ist ein statistische Darstellung über den Gesundheitszustand der deutschen und verschiedener nichtdeutscher Armeen sowie über die Ergebnisse des Heeresergänzungsgeschäftes im Deutschen Reich.

Erwähnenswert ist ferner die Abteilung Zahnheilkunde, in welcher neben dem deutschen Zentralkomitee für die Zahnpflege in den Schulen - eine Landkarte von Deutschland mit eingezeichneten

Schul-Zahnpflegestellen sowie Anschauungstabellen über die Häufigkeit der Zahnkaries (Hohlwerden der Zähne) - auch die Zahnklinik der Firma Krupp in Essen a. d. Ruhr vertreten ist.

Der dem Katalog der Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912 beigelegte Lageplan und die ebenfalls beigegebenen Pläne der einzelnen Gruppen geben ein umfassendes Bild der Ausstellung, wonach eine Orientierung und Übersicht der ganzen Anlage leicht möglich ist.

Alles in allem bietet die Städte-Ausstellung Düsseldorf

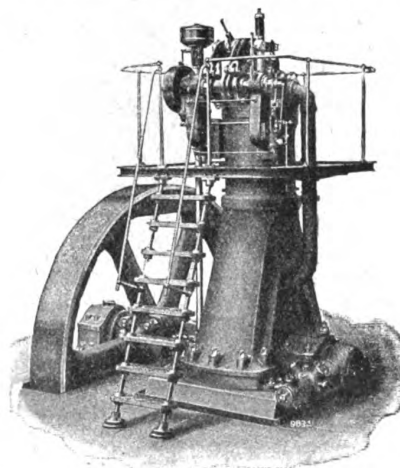
eine unendliche Fülle von Einzelheiten, die nicht nur für den Fachmann, sondern für jeden geschaffen sind.

Nach dem Erfolg, den die Ausstellung in den ersten Tagen nach der Eröffnung hat, kann man schließen, daß die Allgemeinheit den Wert derselben zu würdigen versteht.

Die Wasserwerksanlage der Gasmotoren-Fabrik Deutz auf der Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912.

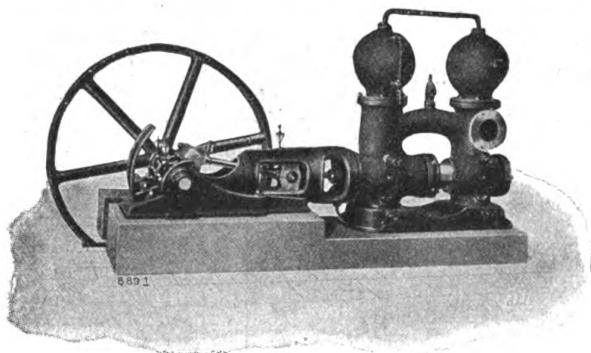
Die Gasmotoren-Fabrik Deutz zeigt dem Besucher der Städte-Ausstellung in Düsseldorf ein komplettes Wasserwerk, welchem

als Antriebsmaschine ein stehender Deutzer Dieselmotor, als Arbeitsmaschine eine Deutzer liegende Plungerpumpe dient. Die Gasmotoren-Fabrik Deutz hat gerade ein Wasserwerk als Ausstellungsobjekt gewählt, weil eine reichliche und auch möglichst billige Versorgung mit hygienisch durchaus einwandfreiem Wasser



Deutzer stehender Dieselmotor.

eine der wichtigsten Aufgaben für Städte ist. Dabei wurde der Firma Gelegenheit geboten, neben einer ihrer bewährten und weit verbreiteten Pumpenanlagen einen modernen



Deutzer liegende doppelwirkende Plungerpumpe.

Dieselmotor mit Teerölbetrieb zu zeigen, der nicht allein als Antriebskraft für Wasserwerke, sondern für die gesamte Kraftversorgung eine außerordentlich wertvolle Neuerung darstellt.

Als Brennstoff dient dem ausgestellten Dieselmotor Steinkohlenteeröl, dessen Entflammung auf einfache und durchaus sichere Weise durch eine der Gasmotoren-Fabrik Deutz patentierte Einspritzvorrichtung gewährleistet wird. In der Brennstoffdüse wird hinter dem Plattenzerstäuber, durch den der eigentliche Brennstoff zusammen mit der Zerstäubungsluft hindurchgetrieben wird, mittels eines besonderen Umföhrungskanaals ein kleiner Tropfen leichtentzündendes Gasöl gelagert. Beim Öffnen des Nadelventils wird zunächst dieser Tropfen in den Zylinder geschleudert, entzündet sich hier an der heißen Luft und leitet dadurch die Entzündung des unmittelbar darauffolgenden fein zerstäubten Teeröls ein, das nach dem Deutzer Patent durch die gleiche Düse in den Zylinder eingeföhrt wird.

Die Möglichkeit der Verwendung des Steinkohlenteeröls als Brennstoff im Dieselmotor bedeutet für diesen einen großen Fortschritt im Wettbewerb mit den übrigen Wärme- kraftmaschinen. Bei Betrieben, die unter städtischer Verwaltung stehen, ist es besonders wertvoll, einen Brennstoff benutzen zu können, der dem eigenen Betrieb entstammt. Das Steinkohlenteeröl, das aus dem in Gasanstalten und Koke- reien ausfallenden Teergewonnen wird, ist sehr billig; es kostet nur etwa die Hälfte des ausländischen Gasöls, so daß bei seiner Verwendung der Dieselmotor, ganz abgesehen von seinem geringen Raumbedarf, seiner einfachen Bedienung und seiner steten Betriebsbereitschaft, auch in bezug auf die Brennstoffkosten mit der Dampfmaschine erfolgreich in Wettbewerb treten kann. Im praktischen Betrieb stellt sich der Dieselmotor in der Regel sogar erheblich günstiger

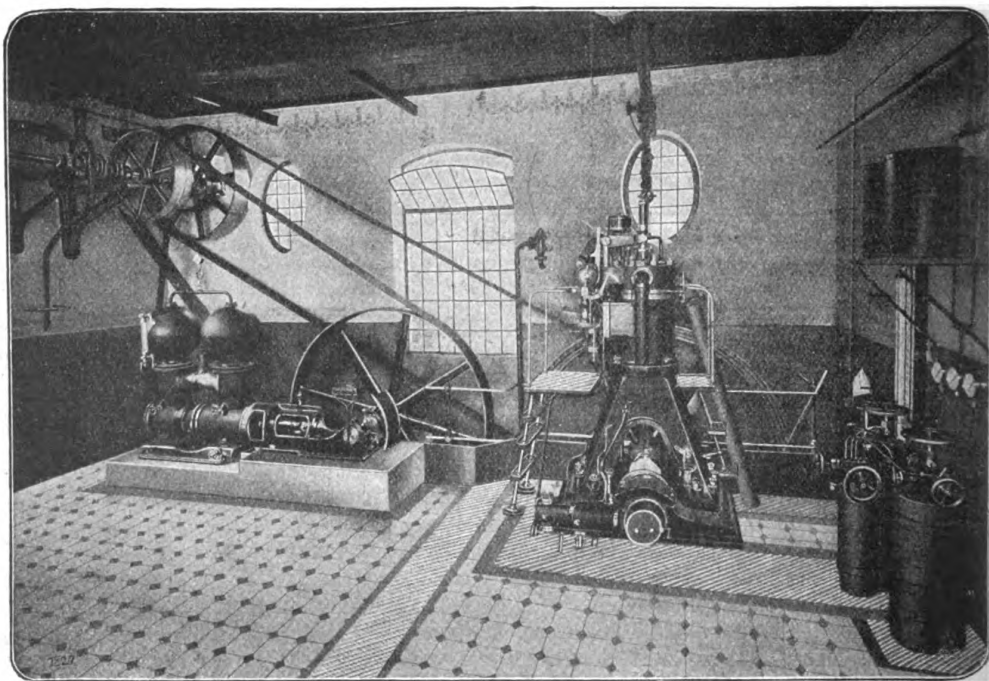
als die Dampfmaschine, da sein Brennstoffverbrauch von der Bedienung nahezu unabhängig ist, während die Garantiewerte im Dampfbetrieb auf die Dauer nie auch nur annähernd eingehalten, häufig aber um 100 Prozent und mehr überschritten werden.

Auch in hygienischer Beziehung ist der Dieselmotor eine recht vollkommene Kraftmaschine. Jede Explosionsgefahr ist bei ihm ausgeschlossen und die Feuersgefahr bei Verwendung von schwerflüchtigen Brennstoffen mit hohem Entflammungspunkt stark vermindert. Die leichte und gefahrlose Bedienung des Dieselmotors in reiner und gut temperierter Luft kann keinerlei Anlaß zu hygienischen Bedenken geben. Das Anlassen und Stillsetzen erfolgt durch einige einfache Handgriffe, wobei der die Maschine bedienende Mann mit bewegten Teilen nicht in Beröhrung kommt.

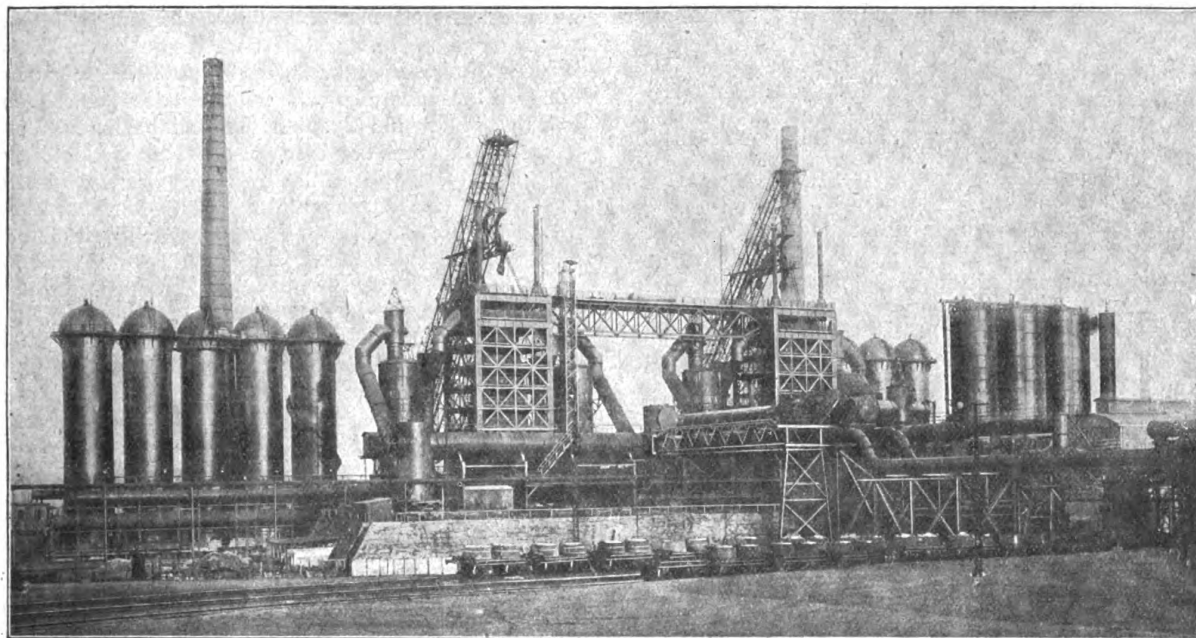
Ein erheblicher hygienischer Vorteil des Dieselmotors gegenüber der Dampfmaschine ist noch der Wegfall der Ruß- und Rauchbelästigung. In bezug hierauf föhrte Geh. Hofrat Professor Dr. Oebbeke in einem Vortrage auf der letzten Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure aus: „Die Verwendung des Dieselmotors ist in immer größerer Zunahme begriffen, und seine Aufstellung in den Fabrikbetrieben und den elektrischen Anlagen größerer Städte dürfte allein schon seiner Rauchlosigkeit wegen von außerordentlich hygienischer Bedeutung sein.“

Die ausgestellte Plungerpumpe, Modell D, ist für hohe Leistungen bei großer Förderhöhe besonders geeignet und findet daher hauptsächlich in größeren Wasserwerksanlagen von Gemeinden und Städten Verwendung.

Die Saughöhe kann bei der Pumpe bis zu 8 m betragen, ohne daß das Spiel der Ventile Geräusch verursacht oder die Leistung sich nennenswert verschlechtert. Als normale Druckhöhe werden bei dieser Pumpe 100 m angenommen. Bemerkenswert ist die für eine Plungerpumpe hohe Umlaufzahl, die einen geringen Raumbedarf und Preis sowie eine gute Anpassung an die Umlaufzahl des Motors ermöglicht. Besonderer Wert ist auf eine einwandfreie Konstruktion der Ventile gelegt. Die Saug- und Druckventile sind übereinander angeordnet; unmittelbar über den Druckventilen befinden sich die großen kugelförmigen Drucklufthauben. Diese Anordnung der Ventile hat eine gute Wasserföhrung zur Folge und bringt den weitem Vorteil, daß die Pumpenkörper als einfache Rotationskörper ausgeföhrt werden können, wodurch die Pumpe bei gefälligem Aussehen billig in ihrer Herstellung wird.



Wasserwerk mit Deutzer Dieselmotor.



Hochöfenwerk Gutehoffnungshütte mit zwei Hochöfen in der Mitte, links Winderhitzer, rechts Gasreinigungsanlage.

Die nationale Bedeutung der rheinisch-westfälischen Großindustrie.

Man hat unsere Zeit das Zeitalter von Kohle und Eisen genannt. Nicht mit Unrecht. Ohne Kohle und Eisen können wir uns die moderne technische und wirtschaftliche Entwicklung, die auf eine Industrialisierung der ganzen Welt hinauszulaufen scheint, gar nicht denken. Ohne Kohle kein Eisen, ohne Eisen keine Maschinen, kein Gewerbe, keine Verkehrsmöglichkeit im modernen Sinne. Mit der Entwicklung Deutschlands aus dem Agrarstaat, den es noch Anfang des vorigen Jahrhunderts darstellte, zu einem Staat, in dem neben der Landwirtschaft eine blühende Industrie gedeiht, sind neue und starke Grundlagen für die politische Macht des Reiches geschaffen worden. Deutschlands Industrie beschäftigt heute mehr Hände als die Landwirtschaft, wenn man von dem weiblichen Personal absieht. Der jährliche Bevölkerungszuwachs, dessen sich Deutschland erfreut, ist zum weitaus größten Teile auf industrielle Tätigkeit angewiesen. Während der Landwirtschaft in ihrer Entwicklung verhältnismäßig enge Grenzen gezogen sind, bemächtigt sich die Industrie aller Naturschätze und sucht sie der Menschheit dienstbar zu machen. Auch ihre Ausdehnung ist zwar nicht unbeschränkt, aber gerade die Fortschritte in der Kohlen- und Eisenindustrie zeigen am besten, wie Unternehmungslust und Erfindungsgeist die Grenzen auszudehnen vermögen.

Die stärkste montanindustrielle Tätigkeit in Deutschland findet man im Rheinland und Westfalen. Ein verhältnismäßig kleines Stück Land bedeckt die Großindustrie zwischen Ruhr und Lippe und am Niederrhein. Aber hier werden jährlich wirtschaftliche Werte von unendlicher Bedeutung für das deutsche Vaterland geschaffen. Dem Vorkommen des schwarzen Diamanten, der Kohle, verdankt dieses Gebiet seine Vorherrschaft im deutschen Wirtschaftsleben.

Wir haben in Rheinland-Westfalen allerdings nicht das größte Kohlenvorkommen Deutschlands; nach einer von geologischer Seite aufgemachten Inventuraufnahme soll der Kohlenreichtum im preußisch-schlesischen Bezirk über tausend Jahre ausreichen, während man damit rechnet, daß die niederrheinisch-westfälischen Kohlenfelder in 800 bis 1000 Jahren ihrer Erschöpfung entgegengehen. Jedoch braucht sich dieser Bezirk darüber keine Kopfschmerzen zu machen. Achthundert Jahre sind eine schöne Zeit, und das Ruhrgebiet übertrifft mit seinem Kohlenvorrat, abgesehen von Schlesien, alle bisher bekannten Kohlengebiete der Erde. Soll doch der Kohlenreichtum der nordenglischen Felder schon in hundert bis zweihundert Jahren, derjenigen der übrigen englischen Felder und derjenigen in Nordfrankreich und vor allem in Amerika schon in zweihundert bis fünfhundert Jahren erschöpft sein. Allein an Kohle hat also Deutschland schon in Rheinland-Westfalen eine Schatzkammer von allergrößter Bedeutung.

Einige Ziffern mögen am besten den gegenwärtigen Stand des rheinisch-westfälischen Kohlenbergbaus illustrieren: Im Jahre 1910 waren 345,136 Bergarbeiter im Oberbergamtsbezirk Dortmund beschäftigt, welche 462,285,579 Mark an Löhnen verdienten. Es wurden 89,315,000 t Kohlen gefördert, und 7,534,047 Wagen zu je zehn Tonnen mußten von der Eisenbahn gestellt werden, um den Kohlenversand zu bewältigen.

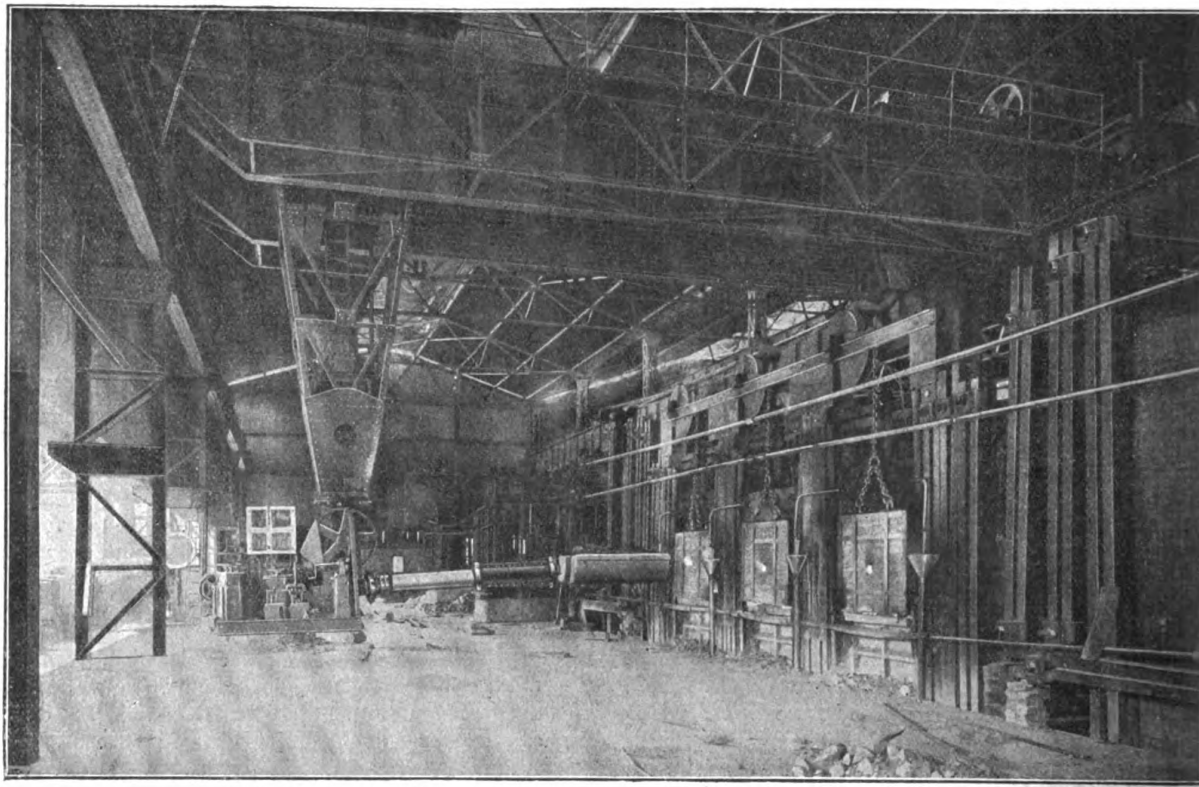
Zum Vergleich sei das schlesische Gebiet, welches in der Kohलगewinnung an zweiter Stelle in Deutschland steht, herangezogen. Hier wurden in 1910 118,000 Arbeiter beschäftigt, welche 126,500,000 Mark Lohn erhielten. Welche riesenhafte Entwicklung der für die rheinisch-westfälische Großindustrie grund-

legende Kohlenbergbau in den letzten Jahrzehnten genommen hat, zeigt folgende Tabelle:

	Förder. im Ruhr- revier in 1000 t	Belegschaft im Oberbergamtsbezirk Dortmund	Löhne
1885	29,166	101,829 Mann	77,188,454 M.
1901	59,196	243,926 "	293,008,261 "
1906	78,939	278,719 "	378,851,584 "
1910	89,315	345,136 "	462,285,579 "

In welchem Umfange unser gesamtes Verkehrs-
wesen durch den Kohlenbergbau beeinflußt wird, er-
gibt sich aus der Tatsache, daß etwa die Hälfte aller
auf der Eisenbahn in Deutschland beförderten Güter-
tonnen auf Kohle entfällt. Wenn man berücksichtigt,
daß die Eisenbahnen sich im staatlichen Besitz be-
finden und bedeutende Erträge abwerfen, so kann
man ermessen, welche Rolle die Kohlenförderung im

staltete sich mit der Zeit die Versorgung mit dem
zweiten wichtigen Rohstoff, dem Erz. Die in West-
falen vorkommenden Erzlager erwiesen sich sehr bald
als gänzlich unzureichend, und man war gezwungen,
aus Schweden und Spanien Erze zu beziehen. Vor-
übergehend kam die Eisenindustrie in bedenkliche
Lagen, und zwar durch die Erfindung des Engländers
Bessemer. Das sogenannte Bessemer-Verfahren er-
möglicht eine erhebliche Verbilligung und Beschleu-
nigung der Stahlproduktion, hatte aber die Verwen-
dung von phosphorarmen Erzen zur Voraus-
setzung. Solche Erze sind in England in vorzüglicher
Qualität und in ausreichenden Mengen vorhanden,
während man sie in Deutschland nur wenig findet.
England erhielt dadurch vor Deutschland in der Eisen-
erzeugung einen großen Vorsprung. Aus dieser miß-



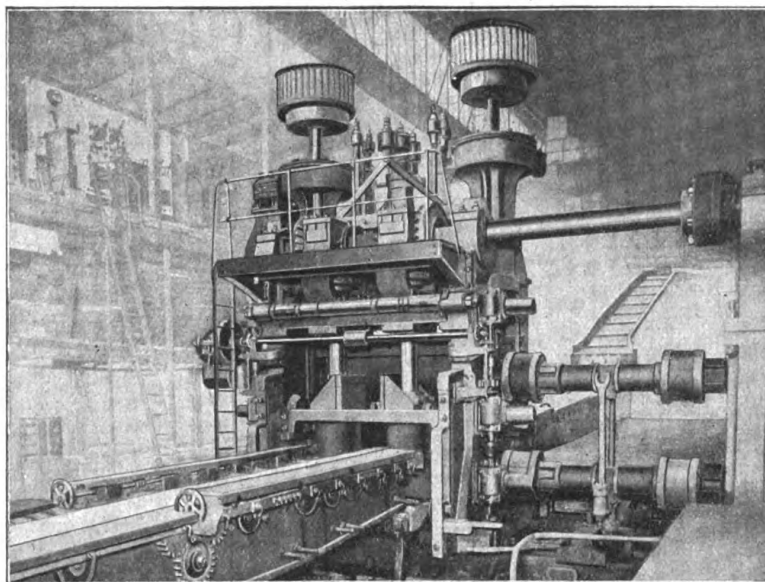
Blick in ein Martinswerk. Deutsche Maschinenfabrik A. G., Duisburg.

rheinisch-westfälischen Industriebezirk für die glän-
zende Fundierung der preußischen Staatsfinanzen
spielt.

Dem Kohlenbergbau gliedert sich nun eine andere
Industrie an, die von Jahr zu Jahr sich vergrößert
und im industriellen Westen bereits die Führung über-
nommen hat. Es ist die Eisenindustrie, deren
Anfänge in Rheinland-Westfalen aus dem Anfang des
18. Jahrhunderts datieren. Damals begann man da-
mit, die leicht gewinnbaren sogenannten Sumpf- und
Rasenerze in Roheisen umzuwandeln. Als Brenn-
material verwandte man aber Holzkohle, weil man
noch nicht gelernt hatte, die Steinkohle von ihren das
Eisen verunreinigenden Bestandteilen zu befreien.
Erst mit der Erfindung des Verkokungsverfahrens
konnte sich im kohlenreichen Ruhrrevier eine wirk-
liche Eisenindustrie entwickeln. Sehr schwierig ge-

lichen Lage wurde die rheinisch-westfälische Eisen-
industrie wiederum durch die Erfindung eines Eng-
länders befreit. Das nach seinem Erfinder benannte
Thomas-Verfahren ermöglichte in großem Stile die
Verwendung phosphorhaltiger Erze. Jetzt war erst
die Grundlage für eine machtvolle Entwicklung der
deutschen Eisenerzeugung gegeben, jetzt konnten die
reichen, nach dem Kriege an Deutschland gefallen
Erzlagertstätten in Lothringen dem deutschen Wirt-
schaftsleben nutzbar gemacht werden. Der Intelli-
genz der deutschen Ingenieure gelang es, Flußeisen
nach dem Thomas-Verfahren billiger herzustellen, als
die Engländer nach dem Bessemer-Verfahren ver-
mochten. Im Jahre 1893 trat Deutschland an die
zweite Stelle der Flußeisen erzeugenden Länder, Eng-
land rückte an die dritte Stelle, während Amerika die
erste einnahm.

Mannigfache Erfindungen und zielbewußte Arbeit waren notwendig, um für Deutschland diese Position gegenüber England zu erobern und zu erhalten. Die natürlichen Vorbedingungen für eine große Eisenindustrie waren und sind heute noch in England günstiger als in Rheinland-Westfalen. Dort birgt der Boden fast unmittelbar nebeneinander Kohle und Erz, während für Rheinland-Westfalen die Erzzufuhr von weither erfolgen muß. Sodann bietet die Nähe des Meeres der englischen Industrie die bequemste und billigste Verbindung mit dem Weltmarkt. Der Aufschwung der rheinisch-westfälischen Eisenindustrie in den letzten Jahren ist im wesentlichen durch eine Herabminderung der Gesteungskosten herbeigeführt worden, wie man sie vorher in solchem Maße gewiß nicht ahnen konnte. Die Industrien der drei wichtigsten eisenerzeugenden Länder weisen bemerkenswerte psychologische Verschiedenheiten auf: Die grundlegenden Erfindungen sind, wie schon oben gezeigt wurde, den Engländern zu danken. Amerika ist in der Mechanisierung Meister. Jeder kennt die Wunderwerke der Mechanik, die alle aus Amerika stammen: Schreibmaschine, Sprechmaschine, Rotationsmaschine, Flaschenmaschine usw. In der Eisenindustrie spricht man von amerikanischen Walzenstraßen, in denen das Auswalzen der Eisenblöcke unter möglichstem Ausschluß menschlicher Handarbeit auf mechanischem

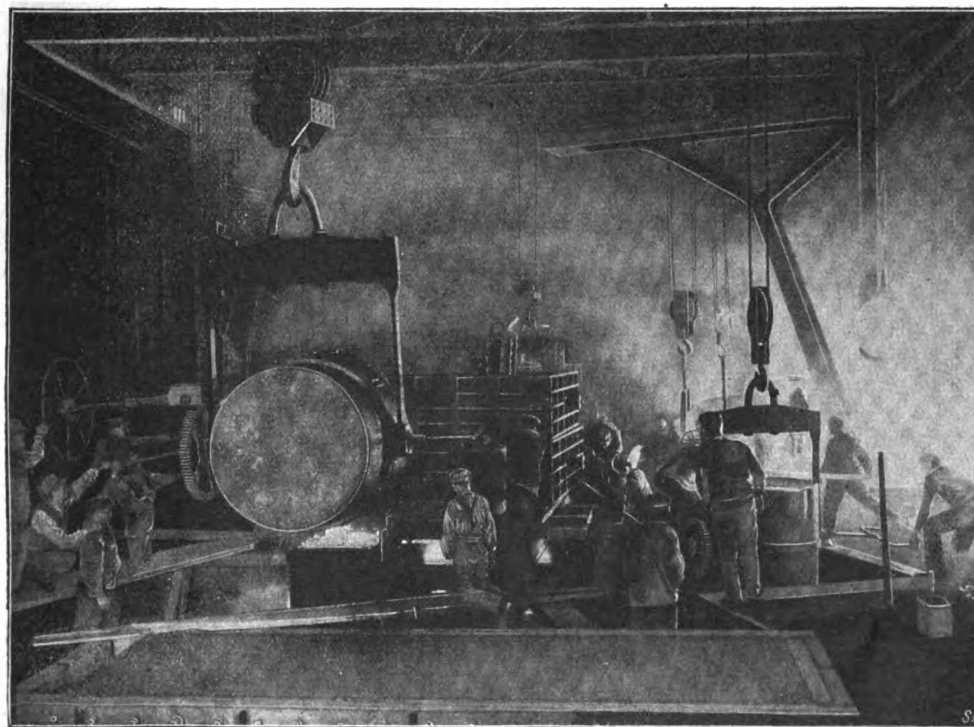


Universalwalzwerk. Erbaut von der Deutschen Maschinenfabrik A.G., Duisburg.

Wege vor sich geht. Deutschland hat sich in der sparsamen Verwertung des Materials, in der Ausnutzung aller Abfälle, das Hauptverdienst erworben. Es sind das Ergebnisse der wissenschaftlichen Durchdringung der Probleme der Eisenerzeugung. Hierher gehört in erster Linie die Ausbildung der Koksöfen, durch welche die Ausnutzung aller in der Kohle steckenden Werte fast restlos bewirkt wird, ferner die Verwertung der aus den Hochöfen entströmenden Gichtgase und die hierauf sich aufbauende hochentwickelte Gastechnik. Die letztere zeigt in jeder Hinsicht sehr

bedeutende Fortschritte, von welchen besonders neuartige Gebläsewindtrocknung, Brenner- und Düsenkonstruktionen, neue Gichtvorrichtungen mit Gasabsaugung und die Verwendung von Sauerstoff als Zusatz zum Gebläsewind aus der Reihe neuer Erzeugnisse genannt seien.

Wenn wir die Eisenindustrie von Rheinland und Westfalen mit derjenigen der übrigen Bezirke vergleichen wollen, so gibt die Verteilung der Roheisenerzeugung dafür die ersten Anhaltspunkte. Im Jahre 1911 gestaltete sich die Roheisen-



Gießen eines großen Stückes.

gewinnung in den einzelnen Industriebezirken folgendermaßen:

	1911 t	in Prozenten der Gesamtproduktion
Rheinland-Westfalen	6,830,945	43,97
Lothringen-Luxemburg	4,394,074	29,76
Saarbezirk	1,219,707	7,85
Schlesien	963,026	6,21
Siegerland	808,438	5,20
Mittel- u. Ostdeutschl.	799,210	5,15
Bayern, Würt. u. Thür.	290,509	1,87

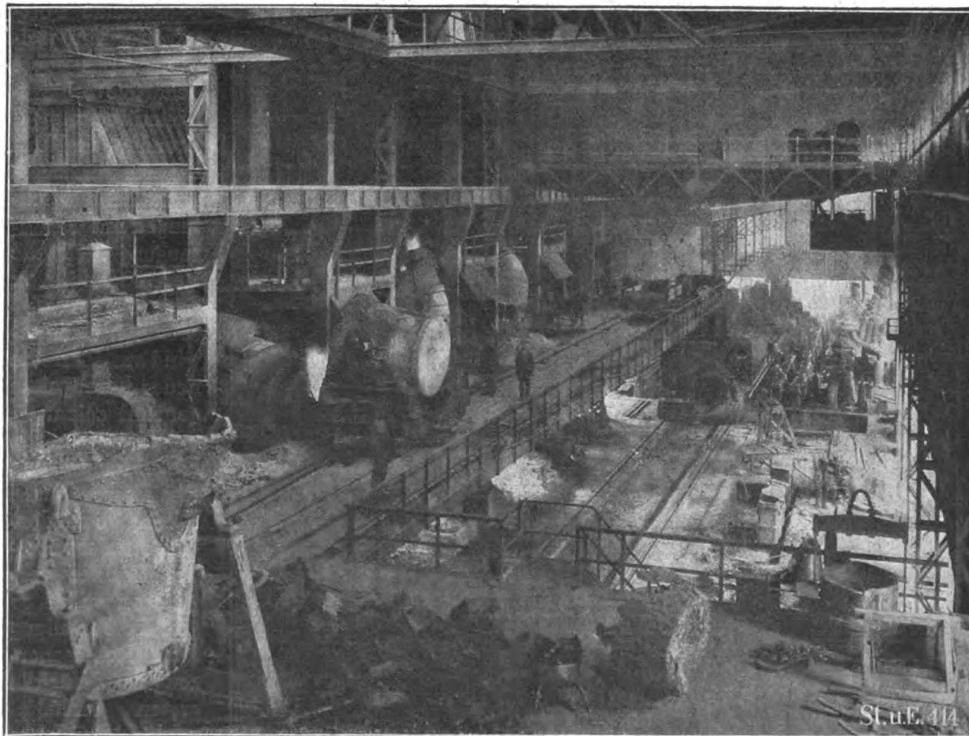
Der Anteil von Rheinland-Westfalen an der deutschen Roheisenerzeugung überragt also weit den aller anderen Bezirke. Wenn man berücksichtigt, daß die Bearbeitung und Verfeinerung von Eisen in Rheinland-Westfalen mehr ausgedehnt und durchgebildet ist als in den übrigen Gebieten, namentlich mehr als in Lothringen-Luxemburg, so wird klar, daß die Bedeutung des rheinisch-westfälischen Bezirks in Wirklichkeit größer ist, als sie in der obigen Tabelle erscheint. Einen besseren Ueberblick gewinnt man bei Betrachtung der nachfolgenden Zusammenstellung; hier sind die Beteiligungen der rheinisch-westfälischen Werke im Stahlwerksverbande mit denen der anderen deutschen Werke verglichen:

	Gesamtbeteil. t	Anteil an der Gesamtbeteiligung	
		der rheinisch-westf. Werke t	der anderen Werke t
A			
Halbzeug	1,418,378	708,405	709,973
Eisenbahnmaterial	2,432,122	1,437,636	994,486
Formeisen	2,420,998	860,979	1,560,019
B			
Stabeisen	3,493,966	1,806,655	1,687,311
Walzdraht	751,999	421,796	330,203
Bleche	1,028,794	647,067	381,727
Röhren	221,839	154,040	67,799
Guß- u. Schmiedest.	638,196	512,822	125,374
A- u. B-Prod. zus.	12,406,292	6,549,400	5,856,892

Während also von der Roheisenproduktion auf Rheinland-Westfalen etwa 44 Prozent entfallen, vergrößert sich der Anteil bei Halbzeug schon auf etwa 50 Prozent. In Eisenbahnmaterial ist die Erzeugung in Rheinland-Westfalen ganz erheblich größer als in den anderen Bezirken zusammengenommen. In Form- und Baueisen hat sich Lothringen-Luxemburg in den letzten Jahren derartig ausgedehnt, daß die Produktion in diesen Artikeln in Rheinland-Westfalen etwas in den Hintergrund tritt. Deutlich ist die Vorherrschaft Rheinland-Westfalens bei den B-Produkten zu erkennen, den Fertigerzeugnissen des offenen Handelsmarktes. Hier erreicht der Anteil Rheinland-Westfalens bis zu 80 Prozent der Gesamterzeugung in den einzelnen Artikeln.

Diese Vorherrschaft des rheinisch-westfälischen Industriebezirks vor anderen Bezirken muß auch im Auge behalten werden, wenn von dem Export die Rede ist. Da ist zunächst einer noch vielfach verbreiteten Ansicht entgegenzutreten, daß unsere Montanindustrie vorwiegend Rohstoffe und Halberzeugnisse exportiere. Das ist durchaus nicht zutreffend. Von der Roheisenerzeugung, die im Jahre 1911 in Deutschland 15,534,223 Tonnen betrug, gingen nur 829,393 Tonnen ins Ausland. Da gleichzeitig 129,850 Tonnen eingeführt wurden, berechnet sich der Roheisenverbrauch auf 14,834,680 Tonnen. Diese gewaltige Menge Roheisen wurde in Deutschland weiter verarbeitet. Was die Kohlenausfuhr anlangt, so setzte das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat, welches bis auf einige kleine Zechen den gesamten Ruhrkohlenbergbau umfaßt, in 1910 an das Ausland 17,517,490 Tonnen ab von einer Gesamtförderung im Oberbergamtsbezirk Dortmund von 86,8 Millionen Tonnen. Als Auslands-

abnehmer kommen für das Kohlensyndikat in erster Linie Holland, Belgien und Frankreich in Betracht. Diese drei Länder nahmen in 1910 allein 78,7 Prozent des gesamten Auslandsabsatzes auf. Wachsende Bedeutung haben die Destillate der Ruhrkohle, wie Ammoniak, Benzol und Teer, für den Weltmarkt. Aber die vorgenannten Ziffern zeigen doch, daß der Inlandmarkt für die Kohlenindustrie bei weitem die größte Bedeutung hat. Nach Lage der Dinge wird der Inlandmarkt auch für alle Zukunft diesen Vorrang be-



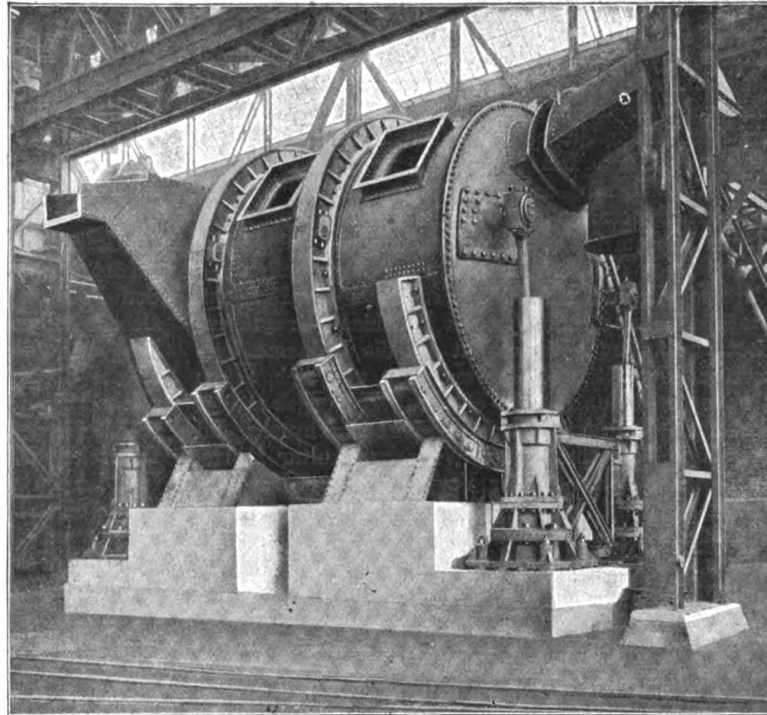
Blick in das Thomaswerk des Aachener Hütten-Aktien-Vereins „Rote Erde“.

halten. Anders ist es mit den Eisen-
erzeugnissen. Hier spielt der Export
eine von Jahr zu Jahr steigende Rolle.
Einige Ziffern mögen das illustrieren:

Deutschlands Außenhandel in Eisen und Eisenwaren:		
	1910	1911
Einfuhr	560,611 t	609,559 t
Ausfuhr	4,868,515 t	5,377,287 t
Ausfuhrüberschuß	4,307,904 t	4,767,728 t

Es ist nicht leicht, festzustellen,
wieviel vom Außenhandel auf Rhein-
land-Westfalen entfällt, aber darüber
kann kein Zweifel bestehen, daß die
rheinisch-westfälische Großindustrie
den weitaus größten Anteil hat. In
ihrer geographischen Lage ist sie vor
allen anderen Bezirken in Deutsch-
land begünstigt; denn der Rheinstrom
verbindet sie leicht und bequem mit
den Zentren des Weltmarktes. Werke
wie Krupp, Phönix, Thyssen, Hoesch
sind denn auch im wahren Sinne
des Wortes weltbekannt.

Auf dieser Bahn wird die rhei-
nisch-westfälische Großindustrie auch
weiter fortschreiten. Wie sie in erster
Linie dazu beigetragen hat, die indu-
strielle Großmachstellung Deutsch-
lands zu begründen, so wird sie diese
auch mit Kräften zu erhalten und zu
erweitern wissen. Wenn die Industrie auch, wie wir
gesehen haben, in manchen Punkten ungünstiger ge-
stellt ist als die anderer Länder, namentlich als die-
jenige Englands — auch die großen sozialen und huma-
nitären Lasten dürfen nicht unerwähnt bleiben — so



Heizbarer Roheisenmischer (Rollmischer)
für 900 t Inhalt, mit hydraulischer Kippvorrichtung.

kann man doch mit Zuversicht der weiteren Entwick-
lung entgegensetzen, vertrauend auf die Tatkraft und
den Wagemut des Unternehmertums, auf die technische
Intelligenz der führenden Männer und auf die Arbeit-
samkeit der Bevölkerung.

H. D r o s t e.

Westfalens Könige.

Die Persönlichkeiten, die die rheinisch-west-
fälische Montanindustrie groß gemacht haben, sind
zugleich die hervorragendsten Vertreter des tech-
nischen und gewerblichen Ingeniums Deutschlands.
Und da ihre Zahl nicht gering ist, so haben sie der
deutschen Wirtschaft eine Ueberlegenheit verschafft,
die sie den Leistungen aller anderen Länder voran-
stellt. Man streitet oft darüber, wer den Vorrang
besitzt: die nordamerikanische Union, England oder
das Deutsche Reich. Die beste Antwort gibt die Skala
der wirtschaftlichen Persönlichkeiten. Kann sich ein
anderes Land ähnlich zahlreicher „Köpfe“ rühmen,
wie sie die deutsche Montanindustrie aufweist?

Ueber die Großen im Montanreich ragt Aug u s t
T h y s s e n am weitesten hinaus. Er ist der einzige,
der die Eigenschaften des amerikanischen Truskönigs
verkörpert. Unbedingte Selbständigkeit hat ihn zum
alleinigen Herrn über seine riesigen Werke, deren
Mittelpunkt die Gewerkschaft Deutscher Kaiser bil-
det, gemacht. Jüngst feierte Thyssen seinen siebzig-
sten Geburtstag; aber in ihm ist nichts von abgeklär-
ter Greisenruhe. Noch immer ist er selbst sein fleißig-
ster Arbeiter; und das prunkvolle Schloß Landsberg
am Rhein, das sich der Ehrenbürger der alten Montan-

stadt Mülheim an der Ruhr neu aufgebaut hat, sieht
niemals einen Müßigen. Thyssen beherrscht in seinem
eigenen Gebiet die gesamte Produktion, vom Erz und
der Kohle bis zur letzten Verfeinerung, und hat, nach
amerikanischem Muster, auch den Transport in seinen
Kalkül gezogen. In Mülheim nimmt ein eigener Hafen
die Dampfer der Thyssenschen Flotte auf, die den
Weg vom Erz und von der Kohle zum Hochofen und
Walzwerk zurücklegen. Die Firma Thyssen & Co. in
Mülheim, die 1867 gegründet wurde, ist der Ursprung
des größten, in einer Hand befindlichen deutschen
Montanunternehmens geworden. Die Zahl der Ar-
beiter, über die Thyssen gebietet, beträgt mehr als
40,000. Mit der Gewerkschaft Deutscher Kaiser ent-
wickelte sich ihr Domizil, die Gemeinde Hamborn,
aus einem Ort mit 28,000 Einwohnern zur Großstadt
mit 105,000 Seelen.

Die Stadt Mülheim hat auch den zweiten Montan-
könig, dessen Name nach Thyssens der populärste
ist, hervorgebracht: Hugo Stinnes. Hier reicht
die Ueberlieferung hundert und mehr Jahre zurück.
Während Thyssen erst 1867 nach Mülheim kam und
keine Tradition mitbrachte, ist Stinnes, der viel Jün-
gere (noch nicht Fünfzigjährige), der Sproß einer

alten angesehenen Firma: des Hauses Matthias Stinnes. Wer am Rhein zu Haus ist, kennt diesen Namen, den die ersten Schleppdampfer auf Deutschlands ehrwürdigstem Strom trugen. Der alte „Mathis Stinnes“ war der Begründer der Schleppschiffahrt auf dem Rhein, die noch heute den Ruhm des alten Namens kündet. Die Verbindung von der Schiffahrt zum Kohlenhandel ergab sich von selbst. In der zweiten Generation der Familie Stinnes wurde der Grund zu dem bedeutenden Zechenbesitz gelegt, der heute durch die berühmten fünf „Stinneszechen“ — Carolus Magnus, Friedrich Ernestine, Graf Beust, Matthias Stinnes und Victoria Matthias — repräsentiert wird. Hugo Stinnes hat auf die bequeme Verwertung des alten Rufes verzichtet und sich, schon als junger Mann, auf den eigenen Weg begeben, der ihn, nach dem Vorbild seines Meisters Thyssen, auf den Gipfel amerikanischer Wirtschaftskultur führte. Als spiritus rector in der Verwaltung der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft hat Stinnes den Trustgedanken zu verwirklichen gesucht. Das Ergebnis war ein Konzern mit 130 Millionen Mark Aktienkapital und einem ausgedehnten und vielgliedrigen Machtbereich. Nur die Gelsenkirchener Gesellschaft und die Firma Friedrich Krupp gehen im Grundkapital der Deutsch-Luxemburgischen Gesellschaft voran. Die Autorität Hugo Stinnes' hat sich gegen jede Opposition durchgesetzt; und er fand bei den Aktionären, denen er seinen Willen aufzwang, Widerspruch genug. Man warf ihm vor, daß er eine Sonderpolitik treibe, die der Aktiengesellschaft schließlich zum Schaden ausschlagen würde. Aber die Ideen eines Strategen wie Stinnes reichen weiter wie die Bedenken ängstlicher Aktionäre.

Die hat auch Emil Kirdorf stets überwunden; allerdings unter anderen Lebensbedingungen wie Stinnes. In der rheinisch-westfälischen Montanindustrie steht Kirdorf als Autorität wohl im höchsten Kurs. Die letzten vierzig Jahre der Entwicklung des westfälischen Kohlenbergbaues sind von Emil Kirdorf nicht nur erlebt, sondern mit seinem Geist erfüllt worden. Er sah den Weg, den die Industrie vor sich hatte, und stellte seine Taktik darauf ein. Die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, die größte deutsche Montanunion, ist das Werk Kirdorfs. Er stand seit dem Tage ihrer Geburt als Generaldirektor an der Spitze dieses Riesenbetriebes. Im nächsten Jahr können beide auf vier Dezennien der Zusammengehörigkeit zurückblicken. Gelsenkirchen fing 1873 mit 13½ Millionen Aktienkapital und einer Kohlenförderung von 362,000 Tonnen an. Heute beträgt das Stammkapital 156 Millionen und die Kohlenproduktion fast neun Millionen Tonnen. Dazu kommen die Erzeugnisse der Hüttenwerke mit rund 4½ Millionen Tonnen. Der gesamte Grubenbesitz umfaßt ein Areal von 287 Millionen Quadratmeter. Ueber dieses Reich herrscht ein Mann, bei dem sich die Eignung zum Montanstrategen intuitiv offenbarte; denn Kirdorf war als Sohn eines Webereibesitzers für die Textilindustrie bestimmt und kam durch einen Zufall ins Kohlenrevier. Sein Bruder Adolf Kirdorf, der Schöpfer des Stahlwerkverbandes und ehemalige Generaldirektor des Aachener Hüttenvereins „Rote Erde“, der heute zum Gelsenkirchener Konzern gehört, veranlaßte ihn, die Stellung eines Direktors der

Kohlenzeche Holland anzunehmen. So kam Emil Kirdorf zur Kohle. An der Spitze des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats hat er dem Bergbau eine wirtschaftspolitische Position geschaffen, um die in den nächsten Jahren, die die Entscheidung über das Schicksal des Syndikats bringen müssen, wieder heßgerungen werden wird. Emil Kirdorf hat sich, wie leicht erklärlich ist, für die unbedingte Erhaltung des Syndikats ausgesprochen.

Unter den Staatsmännern des Kohlenbergbaues gehört der Geheime Bergrat Eduard Kleine zu den Persönlichkeiten von größtem Gewicht. Mehr als ein halbes Jahrhundert hat er seine Dienste dem Bergbau Westfalens gewidmet; und er stand immer an der Spitze derer, die das Fundament des Riesenreiches schufen. Seit vielen Jahren gehört Geheimrat Kleine dem Präsidium des größten Bergbauvereins Deutschlands, des „Vereins für die bergbaulichen Interessen im Oberbergamtsbezirk Dortmund“, an. Er hat in einer berühmten Schrift, die im Jahre 1885 erschien und sich mit der Aufbesserung der Lage der rheinisch-westfälischen Kohlenindustrie beschäftigte, die Grundsteine der Verfassung des westlichen Kohlendistrikts gelegt. Erst durch ihn lernte man die Fehler im Gerüst kennen, dessen falsche Anlage den ganzen Bau gefährdete; denn die Ueberproduktion drohte zu einer alles überschwemmenden und vernichtenden Flut zu werden. Geheimrat Kleine, der im 76. Lebensjahr steht, hat die wirtschaftliche Entwicklung seiner Heimat, der Provinz Westfalen, auf die richtige Bahn gebracht. In der Geschichte des rheinisch-westfälischen Kohlegewerbes darf der Name des im April 1912 verstorbenen Geh. Kommerzienrats Carl Funke nicht vergessen werden. Gab Kleine die Gesetze, so war Funke der Praktiker, der mit seinen eigenen Zechen ein Vorbild für die große Verwaltung der Kohlenindustrie schuf. Er zeigte, wie ein Unternehmen rationell zu leiten sei, wies auf die Bedeutung der Konzentration und die Verminderung der Selbstkosten und hielt bis zuletzt an der unbedingten Herrschaft des Kohlensyndikats, dessen Präsidium er angehörte, fest.

Bekannt ist, daß im Kohlensyndikat zwei Parteien bestehen, die einander bekämpfen. Es sind die Vertreter der alten traditionellen Herrschaft der Kohle, die sogenannten Reinen Zechen, und die Repräsentanten des modernen Prinzips der Konzentration, die Hüttenzechen. An der Spitze des bedeutendsten Unternehmens der ersten Gattung steht der Geheime Kommerzienrat Robert Müser, der die Harpener Bergbaugesellschaft bis auf den Gipfel brachte, den sie erreicht hat. Was dieses größte deutsche Zechenkonglomerat an technischer Leistung und Kapitalwert darstellt, ist das Werk Müsers, der seit 1875 in der Verwaltung von Harpen dirigiert. Leicht ist dieses Amt nicht gewesen, denn es galt, der Uebermacht der Hüttenzechen ein Paroli zu bieten. Und dazu gehörte ein Diplomat und Feldherr zugleich. Der Vater des 1849 zu Dortmund geborenen Geheimrats Robert Müser, Dr. Friedrich Wilhelm Müser, war der Gründer der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft. Er war Arzt und Industrieller in einer Person und ist mit der Errichtung des großen Kohlenwerkes (1856) der Tradition gefolgt, die Vorfahren der Familie Müser geschaffen haben. Die

schlimmsten Krisentage des westfälischen Kohlenbergbaues, die in das Jahrzehnt 1879-89 fielen, hat die Harpener Gesellschaft überstanden, ohne sich der besten Chancen für die Zukunft beraubt zu sehen. Ein Kapitän und Lotse wie Robert Müser gibt sein Schiff nicht preis, sondern sucht ihm einen Weg aus Wellenbergen und Klippen. Das Ziel hat die Fahrt gelohnt.

Familientradition, wenn man so will, findet sich auch bei den Baares, die im Bochumer Gußstahlverein herrschen. Der Geheime Kommerzienrat Fritz Baare, Kommerzienrat Dr. Wilhelm Baare und Erich Baare sind die Vertreter der Familie und der Aktienmehrheit beim Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation, der in seiner Geschlossenheit die beste Ueberlieferung solider Geschäftspolitik darstellt. Weit berühmt und bekannt ist der Name der Familie Haniel, die eine ähnliche Geschichte wie das Haus Stinnes hat. Sie beherrscht als Rivalin der Firma Stinnes die Schleppschiffahrt auf dem Rhein und besitzt bedeutende Anteile im Zechenrevier. Die Gutehoffnungshütte in Oberhausen, die Gewerkschaften Fröhliche Morgensonne, Rheinpreußen und Zollverein sind Hanielsche Domänen. Geh. Kommerzienrat Franz Haniel, Ingenieur Aug. Haniel, Ritterguts-

besitzer Richard Haniel, Landrat a. D. Dr. John von Haniel vertreten die Bergwerksinteressen der Familie, von der ein Zweig geadelt ist.

Aus der Firma Spaeter in Koblenz ist Peter Kloeckner hervorgegangen, der neben Thyssen und Stinnes als Trustmann genannt wird. Seine Laufbahn ist noch nicht beendet, und man vermutet, daß die ausgedehnte Interessengemeinschaft, die der von ihm geschaffene Lothringer Hüttenverein Aumetz-Friede im vergangenen Jahr geschlossen hat, nicht das letzte Wort des angesehenen Industriellen gewesen ist. Dem Hasper Eisen- und Stahlwerk gehört Kommerzienrat Kloeckner seit 1894 an. Die Eisenhandelsfirma Kloeckner & Co. in Duisburg bildet das Fundament des Kloecknerschen Besitzes und Einflusses. Namen wie Beukenberg (Generaldirektor des „Phönix“) und Springorum (Generaldirektor des Eisen- und Stahlwerkes Hoesch) sind jedem, der von der rheinisch-westfälischen Montanindustrie gehört hat, geläufig; und die Zahl derer, die ein Recht haben, genannt zu werden, ist in der kurzen Uebersicht nicht erschöpft. Eisen und Kohle kennen mit Bezug auf ihre Autoritäten keinen numerus clausus.

Leo Jolles.

Der Verkehr auf dem Wasser.

Von Regierungs- und Baurat Skalweit, Duisburg-Ruhrort.

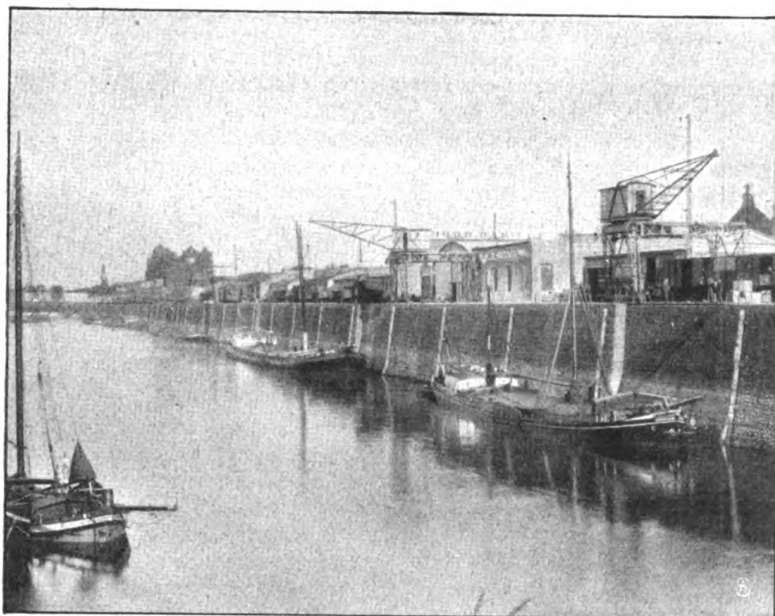
Der festesfreudige Rheinländer verleugnet seinen heitern Sinn auch nicht auf seinem stolzen Strom. Gesang und Spiel, lustig flatternde Fahnen und festliche Gewänder nicht nur auf Dampfern und Motorbooten, auf Segel- und Ruderbooten, die der Unterhaltung ihrer Gäste gewidmet sind — bis zur Besatzung des Lastkahns nehmen sie alle teil an den Freuden der Rheinbevölkerung, wenn es gilt, eines der vielen Feste zu feiern, einen werten Gast auf dem Strome zu begrüßen oder einer neuen Schwester unter der Rheinflotte das erste Geleit zu geben. Da legen alle ihr Festgewand an, frisch leuchten die Farben des Eigentümers von Bug und Schanzkleid, von Schornstein und Radkasten, froh wehen die Flaggen von Mast und Stock. Und unter Freudenschüssen aus den stets bereiten Böllern an Land und an Bord folgt Schleppzeug auf Schleppzeug, rheinauf, rheinab, leichtere Schraubenboote und stark gefügte Raddampfer mit den schwerlastigen Kähnen, vier, fünf und sechs Stück im Anhang; dazwischen schmucke

Salondampfer, flotte Güterboote und hoch gebaute Seedampfer, die dem Rhein einen Schimmer des Ozeanverkehrs verleihen.

Was bergen die mächtigen eisernen Kähne des Schleppzuges, die in langer Reihe, aber jeder an besonderer Stahltrasse am Schlepper befestigt, langsam zu Berg ziehen? Was die Talzüge, deren Anhang — zu zweien gekuppelt — mit kurzem Strang in flotter Fahrt dem Schlepper folgt? Vereinzelt kann man's wohl erkennen: dort der hochlastige Kahn mit russischem Grubenholz oder jener mit schwedischem Schnittholz zeigt seinen Inhalt unverdeckt; ebenso sichtbar ist die hohe Decklast des zwischen Holzgestellen aufgetürmten leichten Kokses. Durch seine Bauart verrät schließlich das Petroleum-Tankschiff seinen Inhalt. Sonst gleicht im allgemeinen, abgesehen von Größe und Einzelheiten der Bauart, ein Kahn dem andern; und doch ist vielfach unschwer zu erraten, was dort den Oberrhein hinauffährt, was talwärts zieht nach Holland oder Belgien



Blick in den Ruhrorter Hafen.



Blick über die Krananlage am Rheinhafen Düsseldorf.

hinein, was umgekehrt von See her kommt, den Niederrhein herauf.

Bestimmte Wege sind's, die Herkunft und Verwendung der einzelnen Güterarten vorschreiben.

Vom Ruhrgebiet kommt die Kohle in ihrer mannigfaltigen Gestalt und Art rheinauf zu ihren Stapelplätzen nach Mannheim, Rheinau, Ludwigshafen, Frankfurt, Straßburg, rheinab von Ruhrort geht sie hinaus nach Belgien oder Holland. Sie bildet den weitaus größten Faktor im Rheinverkehr, dessen Jahresumfang nach Gewichtstonnen, wenn man die Ziffern des Rheinverkehrs sämtlicher in- und ausländischer Hafenplätze zusammenzählt, die 80. Million bereits überschritten hat.

Über Rotterdam kommen schwedische und spanische Erze zu Berg, ferner ausländisches Getreide, überseeische Hölzer u. dgl.

Der einzelnen Menge nach nicht so bedeutend, doch unendlich mannigfaltig ist daneben die große Zahl der Güter verschiedener Art, Bodenschätze, Erzeugnisse der Natur, Rohprodukte und Fabrikate, die rheinauf und rheinab den Wasserweg verfolgen.

Wem dienen die Hauptgüter des Rheinverkehrs, Kohle, Erz, Grubenholz, Bauholz und Getreide? Die Industrie ist's, die ihrer bedarf zum Bau und Betriebe ihrer Werke, zur Ernährung ihrer Arbeiter, die Industrie, deren Hochburgen das gesegnete rheinisch-westfälische Gebiet rechts und links der Röh sowie die Ufer des Rheins, vor allem des Niederrheins, erfüllen.

Die Kohle aus dem Ruhrrevier, deren Förderung weit über den eigenen Bedarf dieses Gebiets hinausgeht, sowie die sonstigen Massengüter der Industrie fordern billige Verbindungswege, die einen Massenverkehr bewältigen können. Kein Weg konnte hier willkommener sein als die von der Natur geschaffene, der gewaltigsten Entwicklung fähige Wasserstraße des Rheins, der den Rand des Ruhrgebiets durchzieht und bis nach Basel hinauf, hinab zum Meer eine 860 km lange, nie versagende Verkehrsader bildet. Wenn alte Ströme versiegen zur trockenen Sommers- und Herbstzeit, dann wird der Rhein versorgt durch die Gletscherschmelze; sein haushälterischer Abfluß wird geregelt durch den mächtigen natürlichen Stauweiher des Bodensees, der gleichmäßig und unablässig die Speisung des Rheins besorgt.

Die Stationen der Wasserstraße, an denen sich der Wechselverkehr zwischen den verfrachteten Gütern, den Bodenschätzen, Erzeugnissen und Bedarfsartikeln, vollzieht, sind die Häfen, die in ihren baulichen und ihren Betriebseinrichtungen je nach ihrer Lage, Bestimmung und Eigenart erheblich voneinander abweichen. Neben einer großen Zahl öffentlicher Häfen besteht eine Reihe von Privathäfen, die dem eignen Empfang und Versand der

Hütten und Zechen der Großen in der Industrie dienen, Hüttenhäfen von Krupp (Rheinhausen), Zechenhäfen (Rheinpreußen) der Firma Haniel, Hüttenzechenhäfen von August Thyssen (Alsum und Schwelgern), von der Gutehoffnungshütte (Walsum) und andere.

Die öffentlichen Häfen sind im allgemeinen von den Städten angelegt, und wenn diese dabei manchmal weder durch Verkauf oder Vermietung von Gelände noch durch Hafenabgaben so ganz zur Deckung ihrer direkten Kosten kommen, so werden doch durch Ansiedlung von leistungsfähigen Steuerzahlern wichtige indirekte Vorteile erzielt. In dieser Erkenntnis legen denn auch die kommunalen Hafenverwaltungen immer mehr Wert auf die Erschließung ausgedehnter Industrieplätze an den Häfen, wie die vielfachen Anzeigen und künstlerischen Plakate beweisen. Neben der Eisenindustrie ist's besonders die wichtige Mühlenindustrie, die sich in den Häfen stark entwickelt hat; Hauptplätze sind darin Mannheim, Duisburg, Düsseldorf.

In staatlicher Verwaltung befinden sich neben dem Hauptteil der Mannheimer Hafenanlagen, neben Ludwigshafen und anderen vor allem die ausgedehnten Duisburg-Ruhrorter Häfen, deren Bedeutung als Hauptstation am Rhein deutlich aus der vergleichenden Uebersicht des Jahresverkehrs der wichtigsten deutschen Binnenhäfen hervorgeht. Hier hat sich seit 1905 Staat und Stadt mit ihren Häfen Ruhrort und Duisburg zu einer Betriebsgemeinschaft unter Führung des Ruhrfiskus zusammengeschlossen; sie bilden in ihrer Vereinigung mit einer Uferausdehnung von 44 km und einem Jahresumschlag, der 1911 über 20 Millionen t betrug, den größten Binnenhafen auf der Welt. Sie sind der Angelpunkt und der Sammelplatz für die ganze Rheinschiffahrt, der Platz, wo die Binnenwasserflotten Deutschlands, Hollands, Belgiens, auch Frankreichs, Englands und schließlich Luxemburgs sich Frachten bringend und Frachten heischend einstellen. Hier ist der Sitz der Schifferbörse, an der der Frachtenmarkt sich entwickelt.

Die unmittelbar aneinandergereihten Hafenanlagen der Rhein- strecke von Rheinhausen bis Walsum, die sogenannten Rhein- Ruhr-Häfen, bilden eine wirtschaftliche Einheit, deren Jahresumschlag 1911 die stattliche Höhe von 30 Millionen t erreicht hat. Was

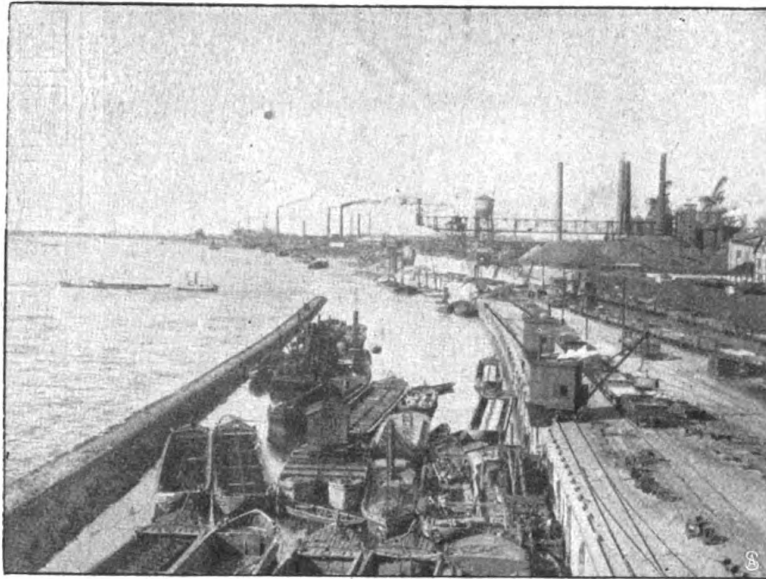


Verkehrs-Uebersicht Deutscher Binnenhäfen 1910.
in Millionen Tonnen, 1 Tonne = 1000 kg.



Alleiniges Reproduktions- u. Verlagsrecht August Thiel, Duisburg-Ruhrort.

Ruhrorter Hafen und Mündung des Rhein-Weser-Kanals.



Niederrheinische Hütte, Duisburg.

diese Zahl bedeutet, erhellt aus der Tatsache, daß sie etwa $\frac{1}{12}$ des gesamten Güterverkehrs der preußisch-hessischen Staatsbahnen ausmacht. Übersetzt man den Wasserverkehr in die bekannteren Begriffe des Eisenbahnverkehrs, so bedeuten 30 Millionen t im Jahre 2 Millionen Güterwagen, also einen täglichen Verkehr von rund 7000 Wagen. Das wären in 12 Tagesstunden 100 Züge von etwa 60 Wagen oder alle sechs Minuten ein Güterzug von 120 Achsen.

Je nach ihrer Eigenart und Bestimmung sind die Häfen mit den verschiedenartigsten Umschlagseinrichtungen versehen. Im allgemeinen handelt es sich um Hinüber- und Herüberheben von Lasten jeder Art, von Steinen, Erden, Düngemitteln, Eisenteilen, Röhren, von Getreide, Müllereierzeugnissen, Hölzern, Kohlen, Briketts, von Stückgütern und vielen andern mehr vom Schiff aufs Land, zum Speicher, zur Fabrik, zum Bahnwagen oder Landfuhrwerk und umgekehrt. Dazu dient der fahrbare Uferkran, wie er in großer Zahl und mannigfacher Bauart die Speditionsplätze der Häfen belebt.

Besonderer Einrichtungen bedürfen die dem Umschlag bestimmter Massengüter dienenden Häfen oder Hafenteile.

Für die Verschiffung der Kohle aller Sorten, die aus der unendlichen Zahl verschiedener Zechen des Hinterlandes

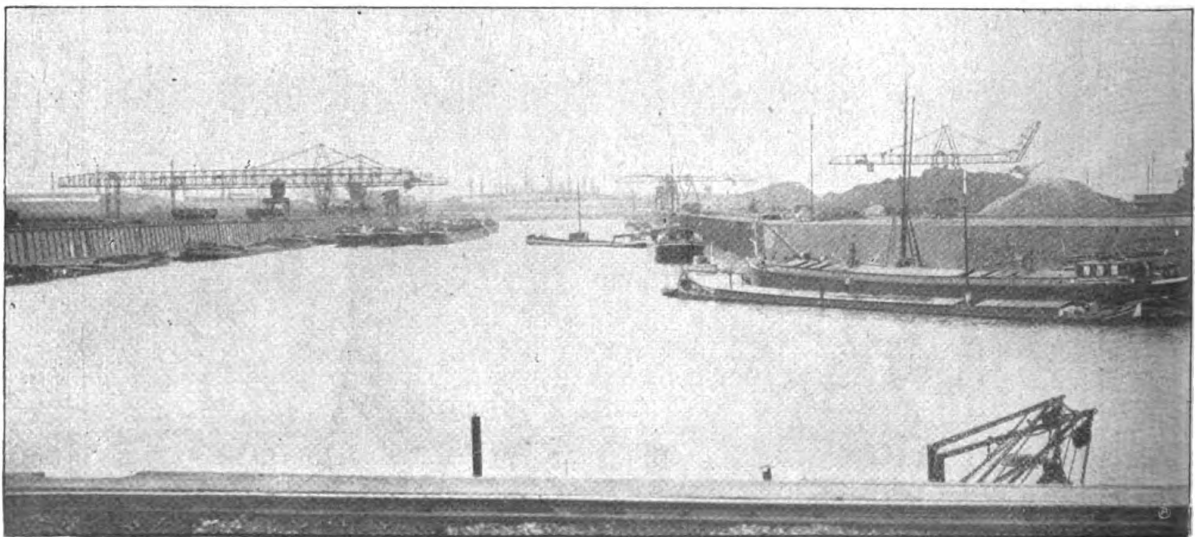
an der Ruhr mit der Staatsbahn in täglichen Mengen von 3000 Wagen und mehr den Duisburg-Ruhrorter Häfen zugeführt wird, mußten dort sogenannte Kipper geschaffen werden, auf denen die Wagen auf einmal über Kopf in den Schiffsraum entleert werden, ohne daß die Kohlen dabei durch Zerschlagen an Wert verlieren. Von den neuesten sinnreichen, elektrisch angetriebenen Kippeinrichtungen der im Jahre 1908 dem Betriebe übergebenen großen Ruhrorter Hafenerweiterung befindet sich ein Modell auf der Düsseldorfer Städte-Ausstellung, das getreu den Vorgang beim Kohlenumschlag zur Darstellung bringt.

In Zeitabständen von wenigen Minuten rollt Wagen auf Wagen von den parallel zum Ufer liegenden Zuführungsgleisen der elektrisch betriebenen Vollandrehscheibe zu; nach einer Drehung von 90 Grad neigt sich die Scheibe so, daß der Wagen quer zur bisherigen Richtung von selber auf die Plattform des Kippers läuft. Hier wird er selbsttätig gebremst und durch das Fanggeschirr mit der Kippbühne fest verkuppelt. Elektrisch ausgelöst neigt diese sich dem Schiffe zu, und aus dem Wagen, dessen Kopfband vorher gelöst, stürzt der Inhalt in den davor ange-

brachten großen Trichter, der 4—5 Wagenladungen aufnehmen kann, um sie zu gegebener Zeit aus günstiger Fallhöhe und an gewünschter Stelle ins Fahrzeug zu entleeren. Das Verfahren, Verlängern und Verkürzen des teleskopartig eingerichteten Trichters sowie das Öffnen und Schließen desselben geschieht spielend von dem mit den elektrischen Einrichtungen versehenen Steuerhäuschen aus.

Ist ein Wagen ausgestürzt, so richtet sich die Plattform wieder auf, läßt ihn auf andern Gleise zur Leerdrehscheibe ablaufen, die wieder — wie vorher geschildert, für seine Beförderung nach den Abholungsgleisen sorgt. Es ist ein interessantes Spiel der Wagen, das dauernd eine große Zahl von Besuchern der Duisburg-Ruhrorter Häfen fesselt.

War hier darauf Bedacht zu nehmen, daß die Beförderung von Kohlen einer großen Zahl verschiedener Zechenbesitzer mit den allgemein zur Verfügung stehenden gewöhnlichen Wagen der Staatsbahn zu geschehen hat, so fällt diese Rücksicht bei den Privathäfen der Kohlenmagazinen am Rhein fort, die eigene Wagen auf eigener Bahn befördern. Sie bringen die Kohle in sogen. Kübeln, zu 5—6 auf besonders gebauten Wagen, zum Hafen; hier werden die Kübel mittels elektrisch betriebener Laufkatzen von quer über Ufer, Gleise und Lagerplätze ragenden fahrbaren



Hafen der Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“.

Ladebrücken aus abgehoben, ihrem Bestimmungsorte am Lager oder im Kahn zugeführt und durch Öffnen ihrer beiden Backen entleert.

Mit ähnlichen Ladebrücken sind die rheinischen Kohlenläger ausgerüstet, die fern vom Ruhrgebiet dazu dienen, die auf dem Wasserwege zugeführte, dem Schiff entnommene Kohle aufzuspeichern, um sie nach Bedarf ans Hinterland abzugeben.

Wo Zechen sind, da stehen auch Hütten, und derselbe Kahn, der Kohlen stromab führt, bringt Erze mit aus Rotterdam, die dem im Rhein- und Ruhrgebiet versammelten Riesenheer von Hochöfen zugeführt werden.

Im Seehafen vollzieht sich der Umschlag der eingeführten Erze sowie auch des Getreides, der Hölzer und dgl., die für die Weiterbeförderung auf dem Rhein bestimmt sind, vorwiegend auf freier Wasserfläche; stolz ragt aus der Mitte der ihn umlagernden Rheinkähne der gewaltige Seedampfer heraus, rechts und links seine Ladung abgebend.

Die Entnahme des Erzes aus dem Rheinschiff am Bestimmungsort geschieht an Kranen oder Verladebrücken in ähnlicher Weise wie die der Kohle; Holz wird auf flachen Gängen ausgetragen oder an Kranen umgeschlagen. Der Entnahme und Aufspeicherung des Getreides dienen die gewaltigen Elevatoren, die vom Lagerhaus wie große

Rüssel ins Schiff hineinragen und baggerartig mittels Becherwerks das Korn dem Silospeicher und seinen Förderbändern zur Verteilung auf bestimmte Räume zuführen.

Wird das wertvolle Getreide im allgemeinen in Kähnen mittlerer Größe verfrachtet, so beansprucht der Kohlen- und Erzverkehr zur Ersparung an Besatzung und Schleppkraft die Vereinigung der Massen auf eine möglichst geringe Zahl von Schiffen großer Tragfähigkeit. Als wirtschaftlich günstigste Größe wird hierfür zurzeit ein Kahn von etwa 1700 t angesehen, doch werden auch weit größere verwandt bis zur ansehnlichen Tragfähigkeit von 3600 t. Welch stattlichen Umfang die Rheinflotte im Laufe der jahrhundertlangen Entwicklung angenommen hat, beweisen die vom Rheinschiffsregister-Verband für 1910 nachgewiesenen Ziffern von 11858 Rheinschiffen mit 33667 Mann Besatzung. Davon sind 1514 Stück Dampfschiffe mit 348650 Pferdestärken und 10344 Kähne mit 4590888 t Gesamttragfähigkeit.

Ein erheblicher Teil dieses Schiffsparks und vorzugsweise die größeren Kähne und mit schweren Maschinen ausgerüsteten Dampfer gehören den Großreedern und Schiffahrtsgesellschaften; kennzeichnend für den Rheinverkehr ist aber die weit überwiegende Zahl der Einzelschiffsbesitzer, der sogen. Partikulierschiffer. Ihr Schiff ist ihr Heim, und vom Vater auf den Sohn vererbt sich Fahrzeug und Gewerbe dieses zähen Geschlechts.

Kruppsche Wohnungsfürsorge.

Von A. E. Brinckmann.

Die Düsseldorfer Städte-Ausstellung 1912 wird namentlich für das industrielle Deutschland und weiterhin für die gesamte Industrie von hervorragender Bedeutung sein. Sie wird vielleicht zum erstenmal einen umfassenden Einblick in die äußeren Organisationen der Industrie und der industriellen Zentren geben, obgleich auch die vielen anderen Fragen des künstlerischen und praktischen Städtebaus, die die Städtebauausstellungen in Berlin, Düsseldorf und London 1910 anschnitten, weiter entwickelt sein werden. So wird auch die

Frage: „Wie begegnet unsere Industrie der Wohnungsnot?“ reiche und fördernde Antwort erhalten.

Es ist klar, daß die Industrie mit ihren ungestümen

Menschenkonzentrationen, die zur Arbeit auf einen Punkt zusammenströmen, an sich der größte Feind eines gesunden Wohnungswesens sein muß. Dem Privatmann steht schließlich frei, sich seinen Wohnort zu suchen, der Arbeiter aber muß in der Nähe der Fabrik wohnen. Das beeinflußt in ungünstiger Weise die Belegschaftszahl der einzelnen Wohnungen, Wohnungsmangel ist die



Dahlhauser Heide.
Straßenverweiterung.



Arbeiterkolonie Aliredshof.
Häuser am Großen Platz.

Emscher Lippe.
Straßenpartie.

unmittelbare Folge. Selbst wenn man nicht mit den Immoralitäten des Wohnungsspekulanten zu rechnen brauchte, der in Ueberfüllung nur die günstige Konjunktur sieht, würde doch das notwendigste Bedürfnis nicht befriedigt werden, da der Spekulant nur in Grenzen der Nachfrage folgen, nur den eisernen Arbeiterbestand einer Fabrik berücksichtigen darf, will er sich nicht in Perioden wirtschaftlicher Niedergänge vor den Ruin stellen. So nahm in den siebziger Jahren von 1874 bis 1879 die Kruppsche Arbeiterzahl in Essen um rund 3600 ab, d. h. um fast ein Drittel des gesamten Bestandes. Multipliziert man bei verheirateten Arbeitern diese Zahl mit nur 3 bis 4, so stehen plötzlich Wohnungen für rund 10,000 Menschen frei.

Der einschneidendste Faktor ist die ungeheuere Preistreiberei des Bodens. Fast nie wird eine Fabrik sich durch rechtzeitige Terrainankäufe sichern, da diese zunächst eine bedeutende tote Kapitalsanlage darstellen, wenn sie natürlich auch später — vorausgesetzt das Emporblühen der Fabrik — sich lohnen. Die Absicht der Städte, Industriegelände zu reservieren, wird, wenn sie gleichzeitig auf die Anlage von Arbeiterwohnquartieren Rücksicht nehmen, hier vieles bessern, da nur die Stadt mit ihrem Neben- und Durcheinander von Wohlhabenden und Minderbemittelten, Arbeitern und Geschäftsunternehmungen, mit der Möglichkeit so oder so zu bauen, den Bodenpreis gleichmäßig emporreibt und ihn für Arbeiterwohnhäuser annähernd dem für Warenhäuser gleichmacht. Nach amtlichen Erhebungen betrug in der Mitte der 50er Jahre in Essen der Mietpreis einer Arbeiterwohnung von 2 Zimmern 24—30 Taler und stieg Anfang der 60er Jahre allmählich auf 36—50 Taler. Heute ist der Mietsatz für den einzelnen Wohnraum in der Stadt bis zu 120 Mark emporgegangen, also ständig gestiegen. Das wirkt wiederum auf die von der Fabrik zu zahlenden Löhne zurück. Der Mietpreis für ein dreiräumiges Einfamilienhaus mit Gärten auf dem Kruppschen Alfredshof beträgt dagegen nur 190—220 Mark. So ist es gewissermaßen ein edler Egoismus, wenn eine Fabrik sich um Besserung der Wohnverhältnisse für ihre Arbeiterschaft bemüht. Einmal, um überhaupt Arbeiter für ihre Werke zu bekommen und — eine natürliche Folge, die sich in den älteren Kruppschen Siedelungen durch den geringen Prozentsatz der Streikenden in diesem Frühjahr bemerkbar machte — diese in ein patriarchalisches Abhängigkeitsverhältnis zu sich zu bringen. Das kann so weit gehen, daß das Werk genötigt ist, namentlich bei Aufnahme von Kohlenzechen in unbesiedelter Gegend, eine ausgedehnte Dorfschaft anzulegen, wie sie z. B. Dahlhauser Heide bei Eickel und Emscher-Lippe bei Datteln in Westfalen darstellen. Andererseits vermag die Fabrik als Selbstvermieterin einen gewissen Druck auf die private Spekulation auszuüben. Wird sie dann von einer einsichtsvollen Gemeinde oder Stadtverwaltung unterstützt, so wird das Uebel Wohnungsnot jedenfalls gelindert werden. Es mag nebenbei bemerkt sein, daß auch die Kruppschen Konsumanstalten für Werkangehörige einzig aus der Absicht entstanden sind, private Preistreibereien in Nahrungsmitteln mit der ganzen Gefahr des Borgbetriebes niederzuhalten. Haben sich doch in den Kruppschen Konsumanstalten nach vorliegender Statistik die Lebensmittelpreise von 1890

bis 1901 kaum gesteigert, und ihr Bestehen macht auch jetzt noch Essen zu keiner teuren Stadt.

Alfred Krupp hat den unvergeßlichen Ruhm, als einer der ersten im industriellen Deutschland (bereits Fugger in Augsburg erbaute 1519 eine noch heute erhaltene Kleinwohnungskolonie für seine Weber) die Wohnungsfürsorge zu Beginn der 60er Jahre für seine Arbeiter in die Hand genommen und nach 1870 in so großzügiger Weise ausgebaut zu haben, daß die heute ganz von der Stadt umwachsenen älteren Kolonien noch jetzt von imposanter Wirkung sind. Das Geschaffene reichte für die nächsten zwei Jahrzehnte aus, erst in den 90er Jahren unter Friedrich Alfred Krupp, dem letzten Träger dieses Namens, setzte mit dem gleichzeitigen starken Aufschwung der Fabrik eine erneute Bautätigkeit ein. Zu Beginn unseres Jahrhunderts begannen sich dann — zuerst in der Siedelung Margarethenhof oder Rheinhausen bei Hochemmerich-Düsseldorff die architektonische und wirtschaftliche Form zu entwickeln, die wir ausgereift bewundern in den neuen, 1907 begonnenen Teilen des Alfredhofs, Friedrichshofs und des Altenhofs, in dem alte Kruppsche Arbeiterinvaliden kostenlos wohnen, und in dem aus einfachem Mund tieführende Worte der Anhänglichkeit an „unsere guten toten Herrn“ gesprochen werden, und in den beiden, im gleichen Jahr begonnenen, schon genannten Außenkolonien. Unter Leitung des Kruppschen Ressortchefs Baurats Schmohl sind hier nach und nach für das städtische Mehrfamilien- und Doppelhaus, für die ländlichen Wohnungen mit Ställen und Wirtschaftsgärten, für die in Blumengärten und Duft versunkenen Häuschen des Altenhofs Typen entwickelt, die das Kruppsche Wohnungswesen seiner wirtschaftlich praktischen und ästhetischen Formgebung wegen vorbildlich erscheinen lassen. Mit Stolz allerdings auf Deutschland kann gesagt werden, daß fast alle großen Werke heutzutage in mehr oder weniger großzügiger Weise auf diesem Gebiet zur Selbsthilfe geschritten sind, daß ferner der Staat durch Sonderbestimmungen für Arbeiterwohnungen ihre Erbauung erleichtert hat, wenn auch hier noch mehr getan werden könnte und müßte.

1873 schrieb Alfred Krupp diese Worte unter die Abbildung des kleinen Arbeiterwohnhauses, in dem Friedrich Krupp in der ersten Zeit der Fabrikbegründung wohnte: „Vor fünfzig Jahren war diese ursprüngliche Arbeiterwohnung die Zuflucht meiner Eltern. Möchte jedem unserer Arbeiter der Kummer fernbleiben, den die Gründung dieser Fabrik über uns verhängte. 25 Jahre lang blieb der Erfolg zweifelhaft, der seitdem allmählich die Entbehrungen, Anstrengungen, Zuversicht und Beharrlichkeit der Vergangenheit endlich so wunderbar belohnt hat. Möge dieses Beispiel andere in Bedrängnis ermutigen, möge es die Achtung vor kleinen Häusern und das Mitgefühl für die oft großen Sorgen darin vermehren. Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein, dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet. Möge in unserem Verbands jeder, vom Höchsten zum Geringsten, mit gleicher Ueberzeugung sein häusliches Glück dankbar und bescheiden zu begründen und zu befestigen streben, dann ist mein höchster Wunsch erfüllt.“

Auf einer Rede über Kruppsche Wohnungsfürsorge während der Generalversammlung des Rhein-Vereins

zur Förderung des Arbeiterwohnungswesens sprach 1907 der Kruppsche Finanzrat Haux das Programm aus: „Das ausschließliche Ziel der Kruppschen Wohnungsfürsorge war von jeher und soll es immer bleiben: die tatsächliche Verbesserung der Wohnungsverhältnisse der Werkangehörigen. Wir fragen also nicht: Wie bekommt der einzelne Mann eine möglichst gute Wohnung?, sondern die Frage wird so gestellt: Wie verschaffen wir möglichst vielen unserer Werkangehörigen eine bessere Wohnung, als sie zurzeit vielfach haben? Diese bescheidenen Worte sind von den Leistungen übertroffen worden, denn der Kruppsche Arbeiter, der nach längerer Arbeitszeit das Recht auf eine solche Wohnung erwirbt, wohnt in jeder Weise vorzüglich. Das Urteil, das man nach längerem Verweilen in diesen Anlagen abgeben möchte, ist, daß man über allem Geschaffenen den schaffenden Architekten vergißt. In den beiden Zechendörfern ist der lebendige Eindruck so überaus stark, daß sie selbstverständliche Gewächse ihres Bodens zu sein scheinen und man die raffinierte, praktische und äußerst zweckentsprechende Berechnung für ein Produkt natürlicher Zuchtwahl zu halten geneigt ist. Dieses Resultat wurde erreicht, indem man einmal für das Einzelhaus auf



Kolonie Altenhof. Straßenpartie.

das Typische ausging, d. h. nicht einen einzigen Normaltyp suchte, wohl aber die verschiedenen Formen des Giebelhauses, des breitgelagerten Hauses usw. auf die zweckmäßigste Einrichtung für die bestimmten Bedürfnisse brachte, sie aus dem Verlangen des Arbeiters heraus entwickelte, ihnen dann aus dem Material und den einfachsten technischen Möglichkeiten heraus eine

bodenständige Form gab. Das Mittel, einen zusammenhängenden Eindruck, damit die Vorstellung einer Gesamtheit zu gewinnen, gibt zunächst der Zusammenschluß einzelner Häuser ab, statt des alleinstehenden Einzelhauses erscheint in den neuen Teilen des Alfreds- und Altenhofs wiederum das Reihenhause. Für die mehr ländliche, weitere Bebauung von Emscher Lippe und Dahlhauser Heide, wo jedem Einzelhaus ein größeres Stück Gartenland zuerteilt ist,

ließ sich das Reihenhause nicht in solchem Zusammenschluß verwenden. Hier taucht ein neues Bindeglied auf: die einstmals stets nach hinten angebauten Ställe und Aborte werden seitlich gegen die Straße gelegt und leiten so die Fluchtwand eines Doppelhauses zum andern über. Dies ergibt ein reicheres Relief und räumlich geweitete Straßen, indem der Stallanbau bald mit der vorderen, bald mit der hinteren Hausfront fluchtet.

Portalkrane für die Verladung von Massen- und Stückgütern in Häfen.

Die vor noch nicht allzu langer Zeit fast ausschließlich übliche Art der Entladung von Massen- und Stückgütern in Häfen durch Menschenhand hat neuerdings der maschinellen Handhabung dieser Stoffe weichen müssen. Man würde heute bei dem so außerordentlich gestiegenen Um-

schlagsverkehr überhaupt nicht in der Lage sein, die gewaltigen Entlademengen von Hand zu bewältigen. Man sieht daher heute nicht nur in den großen Seehäfen, sondern auch in Binnenhäfen geringerer Ausdehnung Hebe- und Transportzeuge der verschiedensten Art, welche die in Betracht

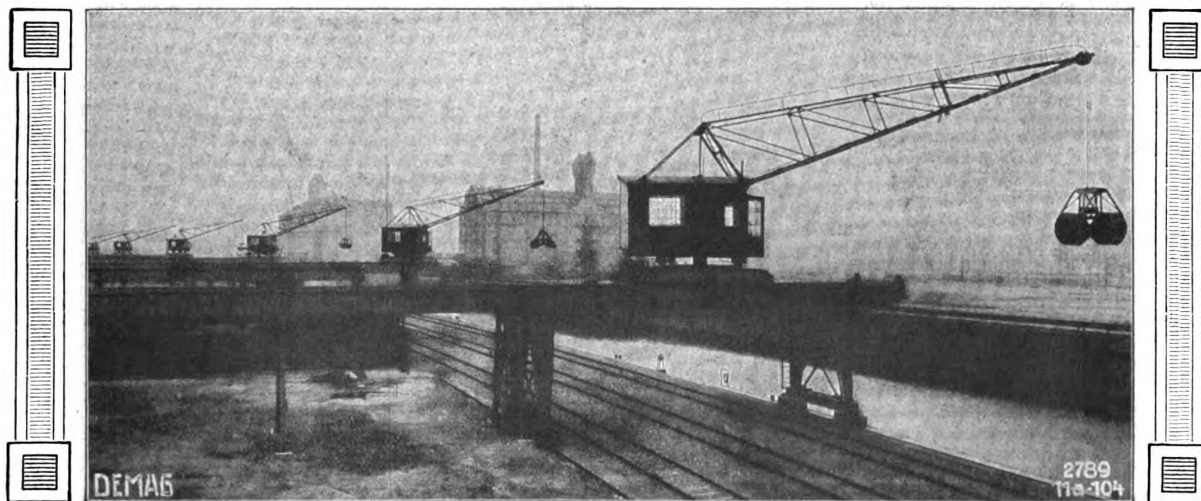


Abb. 1. Kohlenverladekrane im Osthafen der Stadt Frankfurt a. M.

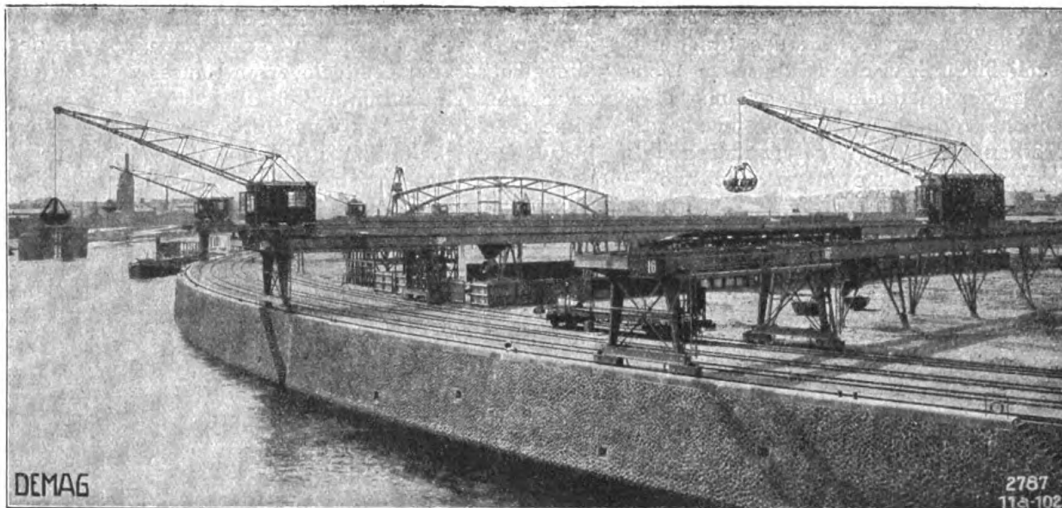


Abb. 2. Kohlenverladekrane im Osthafen der Stadt Frankfurt a. M.

Boden ver-
legten Fahr-
schienen.
Mitunter er-
hält das Por-
tal nur auf
einer Sei-
te Stützen
während
sich die an-
dere Seite
des Portals
auf einer
hochliegen-
den Schiene
abstützt.
Diese Art
von Portal-
krane be-
zeichnet
man als
Halb- oder
Winkelpor-
talkrane. —
Dem derzeit-
igen Stand
der Trans-

kommen Arbeiten einerseits viel schneller und zuver-
lässiger, andererseits aber auch viel billiger ausführen.

In erster Linie findet in Häfen zum Umschlagen der
Güter der Portalkran Anwendung, dank der günstigen
Eigenschaften, die diesem Hebezeug eigentümlich sind. Zu-
nächst gestattet der Portalkran die Bestreichung einer
großen Bodenfläche, die dadurch noch wesentlich ver-
größert werden kann, daß man den Drehkran auf dem
Portale fahrbar gestaltet. Auch vermag man den an dem
Auslegen hängenden Lasthaken weit über das Wasser hin-
auszuschwenken. Dazu kommt als besonderer Vorteil des
Portalkrans, daß er selbst zu seinem Betriebe nur einen
ganz geringen Bodenraum beansprucht, der sich auf zwei
schmale Streifen längs des Ufers zur Verlegung der Lauf-
schienen für das Portal beschränkt. Die zwischen den
Schienen liegende Bodenfläche wird zweckmäßigerweise
für die Verlegung von Eisenbahngleisen benutzt, da ja in
der Regel in Häfen von Schiffen auf Eisenbahnwagen oder
umgekehrt umgeschlagen werden muß. Es sollen nun in
folgendem einige Hafenanlagen in bezug auf ihre Portalkran-
einrichtungen kurz behandelt werden. Bemerkt sei, daß
diese Beschreibungen sich auf Ausführungen der Deutschen
Maschinenfabrik A.-G. in Duisburg beziehen.

Was zunächst die allgemeine Anordnung und Ausbildung
eines Portalkrans angeht, so besteht dieser aus zwei Haupt-
teilen, dem unteren Portal und dem sich auf diesem ab-
stützenden Drehkran. Das Portal stellt eine Plattform dar,
die von vier
untereinander
starr ver-
bundenen
Stützen ge-
tragen wird.
Die Höhe der
Plattform
über dem
Boden wird
derart be-
messen, daß
Eisenbahn-
wagen, Lo-
komotiven
oder andere
Fahrzeuge
unten hin-
durchfahren
können. Mit
meist vier
Paar oder
auch vier ein-
zelnen Lauf-
rädern ruht
das Portal
auf den am

porttechnik entsprechend wurde der kürzlich in Gegenwart
des Deutschen Kaisers eröffnete neue Osthafen der Stadt
Frankfurt a. Main mit Portalkranen ausgerüstet. In der
Hauptsache kommt hier die Verladung von Kohlen und
Stückgütern in Frage. Für die Kohlenlagerung sind längs
des Wassers eine große Anzahl von Lagerplätzen verteilt,
welche von feststehenden Kranbrücken überspannt sind.
Die längs des Ufers fahrenden Portale können mit den
Brücken derart gekuppelt werden, daß die Drehkrane von
den Portalen auf die Brücken und umgekehrt überfahren
können. Die beigefügten Abbildungen 1 und 2 geben An-
sichten der Kohlenverladekrane wieder.

Die Portale ruhen auf acht paarweise in Rahmen pen-
delnd gelagerten Laufrädern und tragen je einen fahrbaren
Drehkran von 4 t Tragfähigkeit und 18 m Ausladung. Die
hintere Abschlußwand des wetterfest verschalteten Ma-
schinen- und Steuerhauses ist in Eisenbeton hergestellt
und wirkt so als Gegengewicht gegen die Last. Die Steuer-
hebel mit den dazu gehörigen Apparaten sind in einem mit
Fenstern reichlich versehenen Vorbau des Maschinenhauses
untergebracht, von dem aus der Maschinist einen un-
gehinderten Überblick über das Arbeitsfeld des Krans hat.
In der Hauptsache enthält das Maschinenhaus die Antriebs-
maschinen für das Drehwerk und das Hubwerk des Krans.
Da die Entladung der Kohlen, wie das ja heute bei Massen-
gütern meist üblich ist, durch Selbstgreifer bewirkt wird,
so besteht das Hubwerk aus zwei Seiltrommeln, je einer

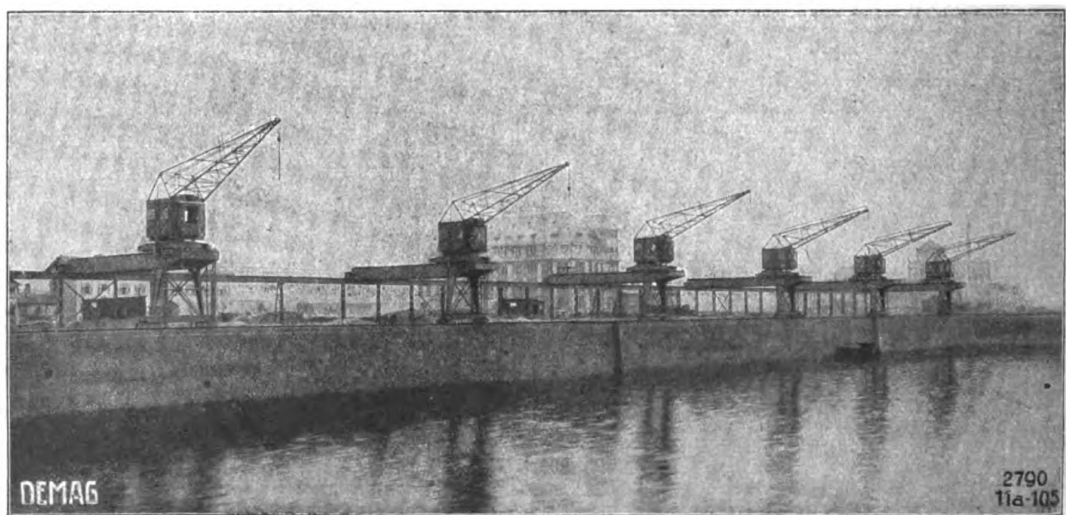


Abb. 3. Halbportalkrane.

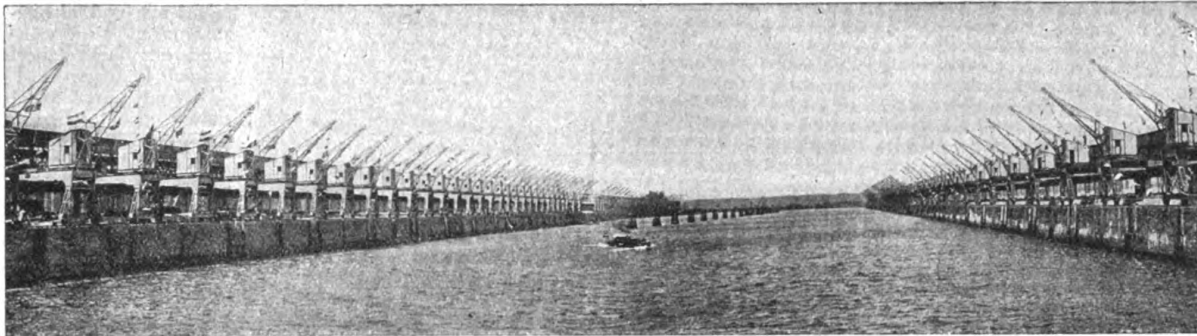


Abb. 4. Portalkrananlage im Kaiser-Wilhelm-Hafen zu Hamburg.

für das Hubseil und das Greiferseil. Die Trommeln werden durch einen gemeinsamen Motor angetrieben und sind durch eine Reibkupplung zwangsläufig derart miteinander verbunden, daß der Steuermann den Greifer in jeder beliebigen Höhe zu öffnen und zu schließen vermag. Dieser hat es so in der Hand, die Sturzhöhe der Kohlen praktisch bis auf Null zu vermindern und eine weitgehende Schonung des Materials zu erreichen. Die Reibkupplung der Greiferseiltrommel sowohl als auch die verschiedenen Bremsen werden durch Fußtritt- und Handhebel betätigt, die für den Steuermann leicht erreichbar in dem Vorbau des Steuerhauses angeordnet sind.

Wie bereits gesagt, werden die Stückgüter durch sechs Halbportalkrane verladen, die auf einer gemeinsamen Kranbahn von 500 m Länge fahren. Die auf den Halbportalen fahrenden Drehkrane entsprechen im allgemeinen in ihrem Aufbau und der Anordnung der Antriebe den für die Kohlenverladung benutzten Drehkränen. Jedoch ist ihre Tragfähigkeit bei einer Ausladung von 14,25 m mit 2 t bemessen. Da aber auch der Greifer bei diesen Kranen in Fortfall kommt, so besitzt jedes Hubwerk nur eine Trommel. Eine Ansicht der Halbportalkrane gibt Abb. 3. Die aus den Schiffen entladenen Güter werden durch die Krane auf die Laderampen von Speicherräumen abgesetzt und in diese eingefahren. Die Speicher dienen natürlich auch zur Lagerung der für den Versand bestimmten Güter.

Eine der ausgedehntesten Portalkrananlagen besitzt der Hamburger Staat in seinen Häfen. Einen Blick auf den Kaiser-Wilhelm-Hafen gewährt Abb. 4. Um eine Behinderung des Verkehrs am Kai nach Möglichkeit vollständig auszuschalten, wurden die Krane als Halbportalkrane aus-

gebildet, die sich auf der einen Seite auf der am Boden verlegten Uferschiene, auf der anderen Seite auf einer auf Konsolen an der Vorderwand der Güterschuppen befestigten Schiene abstützen. Die Spannweite der Portale beträgt 14 m. Die beiden Antriebsmotoren für das Hubwerk und das Drehwerk sind in dem mit Wellblech verschalteten Maschinenhause untergebracht. Das Hubwerk ist auf einer gußeisernen Grundplatte montiert, die gleichzeitig als Gegengewicht für den Kran dient.

Bemerkenswert ist bei diesen Kranen die Ausbildung und Anordnung des Auslegers, der nicht feststehend, sondern mit einer Vorrichtung versehen ist, die Ausladung zwischen 11 und 8 m veränderlich zu gestalten. Der Ausleger ist zu diesem Zwecke wippbar in Zapfen gelagert. An der oberen Seite der Auslegerkonstruktion greifen zwei Schraubenspindeln an, welche durch Drehen von festgelagerten Müttern die Wippbewegung des Auslegers bewirken.

Es ist nicht möglich, auf dem hier zur Verfügung stehenden beschränkten Raume auch nur im entferntesten alle Möglichkeiten zu besprechen, die bei dem Güterumschlag in Häfen in Frage kommen. Aus den verschiedenen örtlichen Verhältnissen in den einzelnen Häfen ergeben sich immer wieder Aufgaben, die diesen besonderen Verhältnissen entsprechend gelöst werden müssen. Es konnte sich daher bei dieser Darstellung nur darum handeln, in knappen Zügen zu zeigen, in welcher Weise in bestimmten Fällen eine zweckentsprechende Lösung gefunden worden ist. Vor allen Dingen muß natürlich beim Entwurf und der Ausführung derartiger Verladeanlagen die Rücksicht auf die größtmögliche Wirtschaftlichkeit maßgebend sein.

Seitenrad-Schleppdampfer „Johann Knipscheer V“.

Das Schiff, das seinen Abmessungen nach zu den größten Rheinschleppern zählt, hat eine Länge von 75,7 m, eine Breite auf Spanten von 8,8 m und über Radkasten von 20,5 m. Der mittlere Tiefgang des Schiffes mit voller Ausrüstung und 10 t Kohle beträgt 1,22 m, die Höhe in der Bord bis Seite Deck beträgt mittschiffs 3,2 m, an den Enden 2,8 m; das dadurch gebildete Parabeldeck gibt dem Fahrzeug eine sehr wirksame Erhöhung der Längsfestigkeit, für die außerdem durch fünf Kielschweine und zwei kräftige, über die ganze Länge des Schiffes verlaufende Decksunterzüge hinreichend gesorgt ist.

Eine dreikurbelige schrägliegende Vierfach-Expansionsmaschine von 1600—1950 PS. ist auf hohen, kräftigen Fundamenten aus bestem Schiffbaustahl gelagert. Mit Ausnahme der gußeisernen Zylinder sind fast sämtliche Teile der Maschine aus Stahl bzw. Stahlguß hergestellt, wodurch die Maschine trotz ihrer Größe ein gefälliges Aussehen erhält.

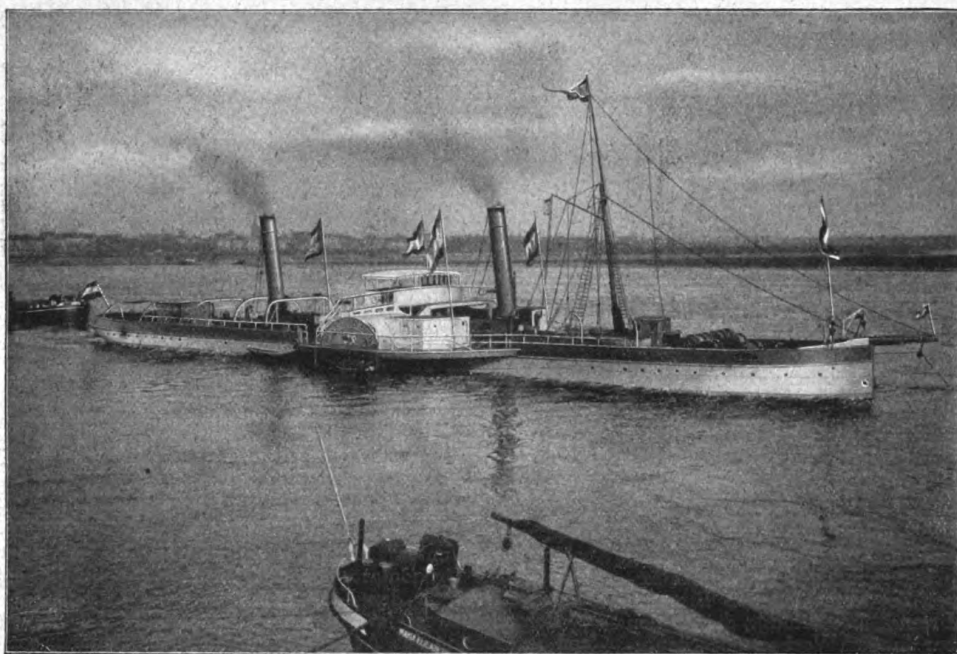
Je ein Heizraum mit zwei Kesseln ist vor und hinter dem Maschinenraum angeordnet, und anschließend an die Querbunker und den Laderaum sind die durch ein Deckshaus zugänglichen Wohnräume so verteilt, daß die ganze Besatzung — außer dem Kapitän — in sechs Räumen im Vorschiff untergebracht ist. Hier finden außerdem die großen Kettenkasten und die Vorpiek Platz.

Achtern sind die vornehm und geschmackvoll ausgestatteten Salons, Wohn- und Schlafräume für Besitzer und Kapitän, durch einen bequemen Niedergang in dem großen Deckshaus zugänglich.

Auf den Radkasten-Podesten sind an Backbord vorn die große Küche mit Vorratsraum, an Steuerbord vorn die Lampenkammer und Klosette angeordnet, während sich in den hinteren Aufbauten je ein Baderaum für den Reeder und die Besatzung in schöner und zweckentsprechender Ausführung anschließt, wodurch den neuzeitlichen Anforderungen der Hygiene, mehr als bisher üblich, Rechnung getragen worden ist.

Das Schiff ist mit zwei Stell-Sonnensegeln ausgerüstet, von denen das eine — für Schleppfahrt — achtern und vorn über den Wohnräumen aufgespannt wird, während das andere — für Festfahrten sich über das ganze Schiff erstreckt. Selbstverständlich besitzt auch die Kommandobrücke, die von Bord zu Bord über die ganzen Radkasten reicht, Sonnensegelschutz. Auf der Brücke, die die beiden Aximeterböcke für Dampf- und Handbetrieb trägt (die Dampfsteuermaschine ist auf Deck aufgestellt), steht ein geräumiges Haus für den Kapitän.

Die Decksausrüstung, der die Werft ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt hat, entspricht vollkommen



Seitenrad-Schleppdampfer „Johann Knipscheer V“.

Für den Rhein erbaut 1911 von Cäsar Wollheim, Schiffswerft und Maschinenfabrik, Breslau 17.

den vielseitigen großen Ansprüchen der Rheinreedereien und weist außerdem in den Einzelheiten der Takelage, des Schleppgeschirrs und der Ankereinrichtung zahlreiche wertvolle Neuerungen auf, die sich im Betriebe bereits ausgezeichnet bewährt haben. Als besonders wertvoll hat sich die außerordentlich gute Übersichtlichkeit des Decks erwiesen.

Die normale Schleppvorrichtung, die für das Einzelschleppen von sechs Fahrzeugen eingerichtet ist, besteht aus sechs besonders großen, auf dem Vorschiff aufgestellten Dampftrossenwinden mit dem erforderlichen Zubehör, wie Seilklemmen, Rollen usw., dem großen Schleppbügel und vier Schlierbügeln. Ferner sind vier Seitenwinden vorgesehen, so daß ein Schleppen von zehn Kähnen ermöglicht wird. In der Nähe der Radkasten sind auf jeder Seite drei kräftige Belegpoller mit Hartholzbelag aufgestellt. Die Flieger (Beiboote) sind in den Davits so aufgehängt, daß sie

leicht aus und ein geschwungen und während der Fahrt gefiert werden können.

Besonderer Wert ist darauf gelegt worden, dem Schiff ein möglichst gefälliges Aussehen zu schaffen. Durch die Abmessungen der Schornsteine und Masten, die Form der Decksaufbauten und Radkasten, insbesondere auch durch die überall gleichgehaltene Neigung ist es gelungen, das Äußere des Schiffes harmonisch auszubilden.

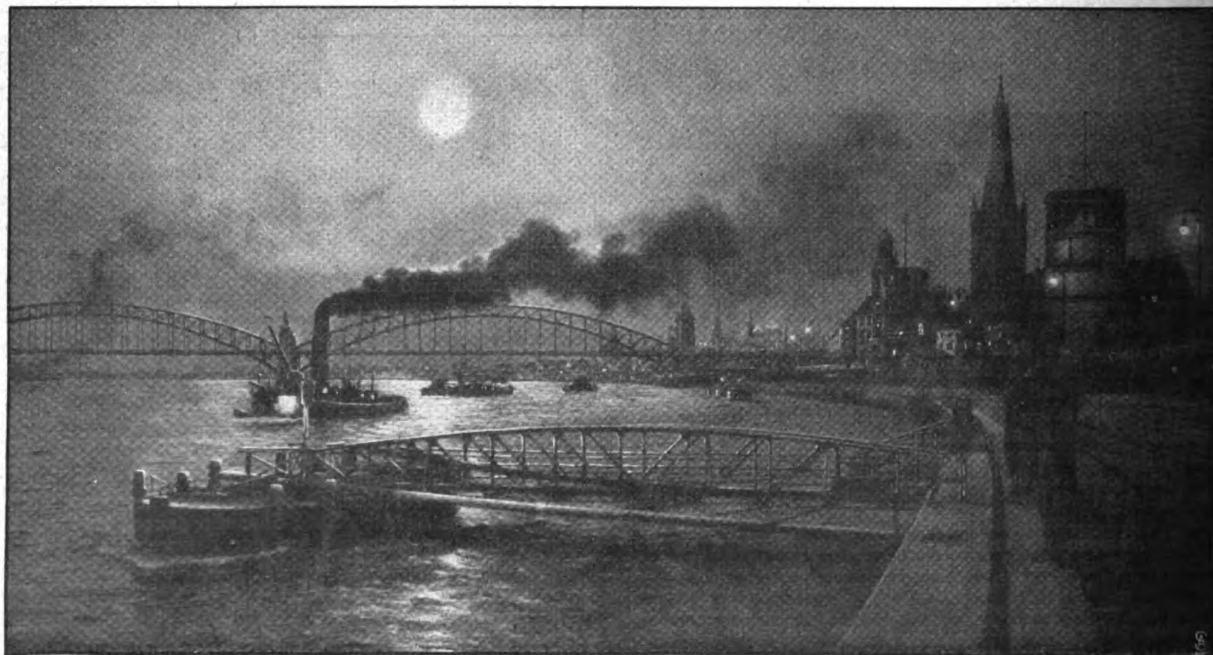
Eine besonders wichtige Neuerung bedeutet die Maschinenanlage des Dampfers. Eine schrägliegende Vierfach-Expansionsmaschine mit drei Kurbeln — fast vollständig aus Stahl hergestellt — leistet bei 20 Atm. Betriebsdruck normal etwa 1600 PS., dabei beträgt der stündliche Kohlenverbrauch (einschl. Dampfsteuer-

maschine) 980—1020 kg. Dieser Kohlenverbrauch bedeutet eine erhebliche Kohlenersparnis gegenüber der Dreifach-Expansions-Maschine gleicher Leistung.

Die Schaufelräder, die als kräftige Doppelräder mit je sieben beweglichen Stahlblechschaufeln ausgerüstet sind, haben im Betriebe einen vorzüglichen Wirkungsgrad ergeben. Für Verringerung des Verschleißes in den Radbuchsen ist durch Herabsetzen des Flächendruckes unter das übliche Maß besondere Sorge getragen.

Die Kesselanlage besteht aus vier zylindrischen Röhrenkesseln mit rückkehrender Flamme von je 125 qm Heizfläche und einem Betriebsdruck von 20 Atm. Jeder Kessel hat zwei große Flammrohre. Zwischen dem Niederdruckzylinder und dem Kondensator ist ein Kupferröhren-Vorwärmer eingebaut.

Die Verständigung zwischen Kommandobrücke und Maschine erfolgt mittels Telegraph mit Rückantwort und



zwei Sprachrohren mit Glockenzug; die Kesselräume und der Maschinenraum sind ebenfalls durch Sprachrohre untereinander verbunden.

Das Schiff wurde ohne Radkasten oderabwärts bis Stettin geschleppt, dort fertiggestellt und mit einem neuen Anstrich versehen, hat dann die Fahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal und über See nach Rotterdam mit eigener Kraft zurückgelegt und trotz der Unbill der Frühlingsstürme wohlbehalten den Rhein erreicht.

Den rheinischen Interessenten ist Gelegenheit geboten, sich davon zu überzeugen, daß dieser erste, bei Caesar Wollheim erbaute Dampfer hinter keinem anderen Rheindampfer zurücksteht, und daß dieser neue Schleppdampfer auch den höchsten neuzeitigen Ansprüchen vollkommen Genüge leistet.

Ausstellung des Deutschen Gußrohr-Verbandes G. m. b. H., Köln, auf der Städteausstellung Düsseldorf 1912.

In der Industriehalle der Städteausstellung fällt schon von weitem der imposante, massige Aufbau des Deutschen Gußrohr-Verbandes G. m. b. H. in Köln in die Augen.

Der aus Flanschen- und Muffenröhren sowie Formstücken zusammengesetzte Aufbau macht auf den Beschauer einen ästhetisch vornehmen Eindruck und läßt trotzdem die strenge Trennung des Technischen von dem Dekorativen erkennen. Der Entwurf und die künstlerische Ausschmückung ist von Herrn Architekt Emil Mewes in Köln ausgeführt.

Der Eingang wird durch zwei aus 5 m langen Muffenröhren von 1200 mm lichter Weite bestehenden Säulen gebildet, um die abwechselnd aufgeschnittene und ganze Röhren von 80 mm l. W. stehen. Um und über diesen Säulen erhebt sich der aus Röhren und Formstücken von 300 mm l. W. gebildete Aufbau von zirka 8½ m Höhe.

Auf der Grundfläche des Pavillons sind die verschiedenen Ausstellungsgegenstände in übersichtlicher Weise angeordnet.

An der Rückwand stehen aufgeschnittene Röhren von 1200 mm l. W. an herab bis zu den kleinsten Abmessungen. Die Gleichmäßigkeit der Wandstärke dieser Röhren und die saubere Ausführung des Gusses zeigen, bis zu welchem Grade der Vollkommenheit es die Gießereitechnik in dieser Beziehung gebracht hat.

In der Mitte des Pavillons erhebt sich eine etwa 5 m hohe Pyramide aus Röhren der verschiedensten Durchmesser, von 1200 mm l. W. herab bis zu den kleinsten Abmessungen, die erzeugt werden.

Ein besonders prächtiges Ausstellungsstück ist das vor der Röhrenpyramide stehende aufgeschnittene Kugelstück von 600 mm l. W. mit aufgeschraubtem Hosenrohr von 600 mm l. W. und 400 mm Abzweigen.

An der einen Seite der Rückwand stehen orgelförmig nebeneinander eine Anzahl Röhren größter Baulänge, unter denen besonders ein 6½ m langes Rohr von 300 mm l. W. auffällt. Auch die 5 m langen Röhren von 175 bis 100 mm l. W. und das 4½ m lange Rohr von 80 mm l. W. zeigen Baulängen, die die bisherigen Normallängen für diese Röhren um ein beträchtliches überschreiten. Damit der Wert dieser Leistung genügend gewürdigt wird, sei darauf hingewiesen, daß diese Röhren, wie heutzutage überhaupt alle Röhren, stehend gegossen werden und daß die ausländischen Gußrohrwerke Röhren über 4 m Baulänge, soweit bekannt, nicht herstellen können.

Für Fachleute dürfte eine ausgestellte Sammlung von Muffen- und Flanschenverbindungen, die bei den verschiedenen Großstädten und für besondere Zwecke Verwendung finden, von Interesse sein.

Durch eine Ausstellung der gebräuchlichsten Muffen- und Flanschenformstücke wird das Gesamtbild vervollständigt.

An der Rückwand ist weiter noch eine statistische Zusammenstellung der Längen und Abmessungen der in deutschen Großstädten und Zweckverbänden in Gußrohr ver-

Osram



Neue Osram-Drahtlampen

mit gezogenem Leuchtdraht sind unzerbrechlich. Die Vorzüge der Osramlampe — 70% Stromersparnis — wundervolles weißes und mildes Licht — außerordentlich lange Lebensdauer — bleiben in unvermindertem Maße bestehen. Osram-Drahtlampen werden für alle Spannungen und Lichtstärken von 0,25—1000 Kerzen geliefert. Jede echte Osramlampe muß die Inschrift »OSRAM« tragen.

Auergeellschaft Berlin O.17

Lampe

legten Rohrnetze angebracht. Die Endzahl von 47.000,811 laufenden Metern, Gußröhren gibt einen Begriff von den Werten, welche für Gas- und Wasserleitungszwecke dem Erdboden anvertraut werden. Die oben genannte Zahl von 47.000,811 laufenden Metern Gußröhren stellt natürlich nur einen Teil der in Deutschland im Boden liegenden Gußröhren dar. Nach einer Zusammenstellung der Produktionszahlen der deutschen Gußröhrenwerke in den letzten zwei Jahrzehnten kann die Zahl mit 300 Millionen laufenden Metern Gußröhren gerechnet werden.

Ganz besonders sei noch auf die vor dem eigentlichen Pavillon angeordnete Sammlung alter Gas- und Wasserleitungsröhren hingewiesen, durch die dem Beschauer an Beweisstücken vor Augen geführt wird, daß die Lebensdauer gußeiserner Röhren nahezu als unbegrenzt angesehen werden kann.

Diese Sammlung ist nicht nur von praktischem, sondern auch von hohem wissenschaftlichen Wert, da sie eine Anzahl Rohrstücke aus noch im Betriebe befindlichen Leitungen von zum Teil sehr hohem Alter (bis zu 250 Jahren) enthält.

Geschäftliche Notizen.

Die bauliche Umgestaltung von Essens Altstadt, an der man seit einiger Zeit herangegangen ist, geht nun auch rüstig voran. Vor allem ist es die Kölner Firma Moritz und Stahl, die hier zum wesentlichen zur Umgestaltung insbesondere der Bahnhofsgegend beiträgt. Genannte Firma errichtet zurzeit gegenüber dem Hauptbahnhof an der Stelle, wo früher mit einem großen, weniger schönen Gebäudekomplex das Hotel „Zum Adler“ gelegen war, einen großen, modernen Gebäudepalast mit der Bezeichnung „Handelshof“, der im Ex- wie im Interieur eine Zierde für ganz Essen und das größte und auf das modernste eingerichtete Geschäfts- und Bureaugebäude im ganzen Industriebezirke sein wird. Das Grundstück wird

ringsum von Straßen begrenzt, seine Lage ist sowohl wirtschaftlich wie ästhetisch gleich hervorragend; das Gebäude bietet abschließende Straßenbilder und zugleich hervorragende Straßenziele. Der bevorzugten Lage des Gebäudes entsprechend wird auch die Architektur in besonders hervorragender und monumentaler Form durchgeführt. Dem Charakter des Gebäudes als dem eines modernen Geschäftspalastes wird in jeder Hinsicht Rechnung getragen. Gegenüber dem üblichen, vom Warenhaus übernommenen vertikalen Pfeilersystem wird hier die Horizontale durch große Balkone, durch schattengebende Ausladungen und entsprechende Ausbildung des Daches besonders betont und hierdurch ein gelagerter Eindruck hervorgerufen. Die Formensprache ist modern und der individuellen Auffassung der Architekten entsprechend. Die beiden Turmaufbauten, welche das Gebäude flankieren, werden solches von seiner Nachbarschaft loslösen und ihm im Straßenbild eine besondere Note geben; sie sind so angeordnet, daß sie Straßenziele bilden. In etwa 30 m Höhe über Terrain wird innerhalb der Dachflächen nach der Bahnhofsfahrt zu in architektonisch befriedigender Weise eine Lichtreklame angebracht, welche vom Hauptbahnhof und von der Südstadt aus über den Hauptbahnhof hinweg eine hervorragende Wirkung verspricht. Das Gebäude, bestehend aus einem tiefliegenden Keller- geschoß, einem Untergeschoß, fünf Obergeschossen und einem ausgebauten Dachgeschoß wird außer Restaurant, Café, Kinema-Theater und Ladenlokalen in der Hauptsache Bureauräume erhalten. Das Gebäude erhält Personen-, Lastenaufzüge und Paternoster. Der innere Ausbau sämtlicher Räumlichkeiten wird sich dem Äußeren anpassen und in nur erstklassiger Weise erfolgen. Das Gebäude wird Ende 1912 seiner Bestimmung übergeben werden können. Infolge Mangels an erstklassigen Ladenlokalen und Geschäftsräumen in dieser Gegend hat ein großer Teil der Lokalitäten schon Mieter gefunden. Etwaige Reflektanten für Ladenlokale und Geschäftsräume usw. werden auf das Inserat auf Seite 62 verwiesen.

Flaches Korkziehtaschenmesser Marke: Feincó

VEUVE DE TOUSSICOURT REIMS

ENGROS EXPORT

Solinger Aluminium-Stahlwarenfabrik G. M. B. H.

Ohligs b. Solingen.

Fabrikation feiner Stahlwaren

TASCHENMESSER
SPRINGMESSER
RASIERMESSER
RASIERAPPARATE
STAHLSCHEREN

SPECIALITÄT:
REKLAME - TASCHENMESSER
in einfachster bis feinsten Ausführung
mit Fabrikansichten u. dergl.

Brieföffner mit Radiermesser

CRONSTADT - BAR

mit 18 verschiedenen Werkzeugen

Werkzeug-Taschenmesser UNIVERSAL SOLASTA

Excelsior - Stahl.

CHOCOLATE „AGUILA“

Drehknopf-Taschenmesser „Please“

Flaches Kavaliermesser Marke: Solasta

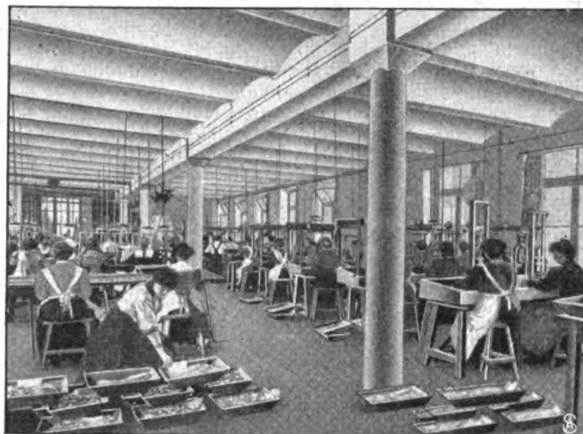
Produktion Annule 4.000.000 DE BOUTEILLES

1912 DEUTSCHLAND - VORANI

Flugsporttaschenmesser zwecks Sammlung für die National-Flugsport-Schwer versilbertes flaches Herrenmesser. D.R.G. M. angemeldet.

F. Soennecken, Bonn. Unbestritten, von allen maßgebenden Seiten anerkannt, gilt seit Jahrzehnten als die erste, als die führende Firma in der großen deutschen Schreibwaren-Industrie die Firma F. Soennecken in Bonn. Die Fachwelt weiß, daß es keine auf äußeren Glückszufällen beruhende Erfolge sind, daß vielmehr die tieferen Ursachen für das Aufblühen des anfänglich so kleinen, mit ganz geringen Mitteln begründeten Betriebes zu dem weitverzweigten Welthause in der eigentlichen Lebensarbeit seines Gründers, in der Reformation des deutschen Schrift- und Schreibwesens durch Friedrich Soennecken zu suchen sind. In seinem auf den eingehendsten Quellenstudien beruhenden, rasch bekannt gewordenen Werke „Das deutsche Schriftwesen und die Notwendigkeit seiner Reform“ ist überzeugend nachgewiesen, daß die Gestaltung der Feder bedingt sein muß durch die Art der Schrift, und daß sie weiter Rücksicht zu nehmen hat auf die besondere Beschaffenheit der Hand und auch auf die Gewohnheit des Schreibers. Soennecken setzte die aus dem Studium der Schrift gewonnene Erkenntnis des Forschers in die Tat um. Nicht nur für die nach seiner begründeten Ansicht der deutschen Schriftart vorzuziehende lateinische Schriftart, sondern auch für die Frakturschrift schuf er besonders gestaltete Federn, die, in jeder Einzelheit ihrer Konstruktion durchdacht, heute als „Soenneckens Federsystem“ die ganze schreibende Welt erobert haben. Jedes Schulkind kennt Soenneckens Federn sowie seine Rundschriftfedern, welche die zierliche und doch so klare Rundschrift hervorzaubern. Dankbar ist jeder Vielschreiber für seine Eilfedern, die das Gefühl der Ermüdung lindern, da sie das Aufdrücken zum Hervorbringen der Grundstriche entbehrlich machen. Hygienisch besonders wichtig sind seine Normalfedern, die es besser als andere Federn ermöglichen, beim Schreiben gerade vor dem Tische zu sitzen. — Als „kulturelle Tat“ ist sein Schaffen mit Recht bezeichnet worden, und so konnte es nicht ausbleiben, daß sein Federn-System sich mit leichter Mühe den großen Erfolg errang. Auf dem ganzen Erdball schreibt man heute mit Soennecken-Federn,

sie gelten als die besten, sie sind die begehrtesten. Was lag nun näher, als daß Soennecken seinen Reformdrang, von der Feder, dem Instrument des Schreibens ausgehend, allmählich auf die ganze Schreibstube, auf die gesamte Einrichtung des modernen Geschäftskontors und damit weiter auch auf den zweckmäßigen Ausbau der so schwierigen inneren Geschäftsorganisation überhaupt ausdehnte.



Fabriksaal der Firma F. Soennecken, Bonn.

Die Zweckmäßigkeit der Federn erhöhte er durch Konstruktion von entsprechenden Federhaltern. Es folgten seine Tintenfüßler, die ein tiefes Eintauchen verhüten, die praktischen Schreibunterlagen, die infolge ihrer schräg ansteigenden Schreibfläche zur Schonung der Augen beitragen, und ungezählte Artikel, die man unter dem Namen „Schreibwaren“ zusammenfaßt, und die Soennecken ihre Entstehung verdanken. Soenneckens Goldfüllfedern in

Just Wolframlampe
in jeder Beziehung
unübertroffen gute elektrische Sparlampe!
8 höchste Auszeichnungen 1911!
Bei allen besseren Installationsgeschäften erhältlich.
Wolfram Lampen Akt.-Ges. Augsburg

WEGELIN & HÜBNER, HALLE a. d. Saale
Maschinenfabrik und Eisengießerei, Aktiengesellschaft.

Maschinen und Apparate für Chemische Fabriken, Zuckerfabriken usw.

Extraktionsapparate für Sojabohnen usw. □ □
Destillierapparate für verschiedene Zwecke.
Filterpressen in Holz, Eisen und Bronze. □
Wasserpumpen, Luftpumpen, Kompressoren.

Eis- und Kühlmaschinen, auch für die Tropen.
Verdampfapparate für Salpeterfabriken usw.
Fettsäure-Destillations-Anlagen. □ □ □ □ □
□ □ □ □ Dampfmachines und Dampfkessel.

Sicherheitssystem, Meisterwerke in Konstruktion und Ausführung, müssen an dieser Stelle gebührende Erwähnung finden. Durch die Schaffung seines billigen und doch so gediegen gearbeiteten Briefordners Nr. 1 machte Soennecken dieses unübertreffliche Ordner-System zum Allgemeingut des modernen Geschäftsmannes. Unübertrefflich sind seine Hebelordner. Schnellstes Kopieren der Briefe ermöglicht die Soenneckens Schell-Kopiermaschine, die — ein technisches Meisterstück — die einzelnen Kopien trennt, trocknet, glättet und zum Einordnen in die Briefordner fertig gelocht liefert. Eine überaus wertvolle Neuerung für die gesamte kaufmännische Buchführung bedeuten Soenneckens Dauer-Kontenbücher. Die einzelnen Blätter sind auslösbar, lassen sich also untereinander streng nach dem Alphabet ordnen. Durch eine sinnreiche mechanische Einrichtung wie in einem festgebundenen Buch fest zusammengehalten, machen sie das mit so vieler Mühe auf dem laufenden zu haltende Register überflüssig. Kurz sei auch noch der überall schnell beliebt gewordenen Soenneckenschen Register in Kartensystem gedacht. Besonders für große Betriebe bilden sie heute ein unentbehrliches Organisationsmittel wie die Vertikal-Registratur. Folgerichtig mußte Soennecken seine Tätigkeit auch der Herstellung von Schreibmöbeln zuwenden, und dieses bedeutenden Zweiges seiner Fabrikation sei kurz zum Schluß noch gedacht. Soenneckens Bureaumöbel vereinigen in unerreichter Weise die Vorzüge, welche man in die Worte zusammenfaßt: äußerste Rücksichtnahme auf den praktischen Gebrauch, Gediegenheit der Ausführung und wirkliche Schönheit in der Form. Eine große, besonders für den Zweck der Schreibmöbel-Fabrikation errichtete Fabrik, die größte des Kontinents, vermag daher auch nur mit Mühe der stetig wachsenden Nachfrage nach Soenneckens Schreibtischen, Aktenschränken, Briefordnerschränken, nach den praktischen zusammenstellbaren Ideal-Bücherschränken gerecht zu werden. Wie ein Baum in organischer

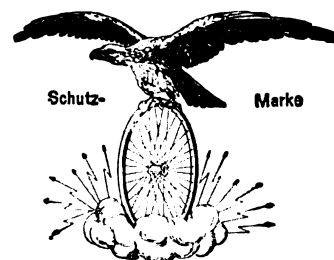
Entwicklung Ast nach Ast bildet, so hat auch der äußere Umfang des Hauses Soennecken allmählich, aber unaufhaltsam zugenommen. Von Bonn aus, wo die Soennecken-Werke zu mächtigen, mit allen Hilfsmitteln der modernen Technik ausgestatteten Fabrikgebäuden entstanden sind, errichtete ihr Gründer und Seniorchef Kommerzienrat Friedrich Soennecken im In- und Auslande Zweigniederlassungen. Sie haben mit dazu beigetragen, auch im Auslande den Ruf des deutschen Welthauses zu begründen und das Ansehen der deutschen Industrie zu stärken und zu erhöhen.

Moderne Gasbeleuchtung. Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Gasbeleuchtung große Schwierigkeiten und Hindernisse überwinden mußte, um zu ihrer jetzigen Höhe zu gelangen. Namentlich als vor zirka 25 Jahren die Elektrizität ihren Siegeszug durch die ganze Welt antrat, ist von vielen Seiten der Gasbeleuchtung der Untergang prophezeit worden, aber gerade dieser Wettkampf hat dazu gedient, die Gasbeleuchtung auf die heutige Höhe zu bringen. Leider war aber immer noch ein großer Nachteil des Gaslichtes vorhanden. Eine Möglichkeit, dasselbe auch aus der Ferne zu entzünden, wurde vielseitig verlangt. Diese Möglichkeit ist nun durch die Pneuma-Gasfernzündung der Metall-Verwertungsgesellschaft m. b. H., Charlottenburg, Dernburgstr. 29, gegeben, und hierdurch ist die Gleichwertigkeit und teilweise Ueberlegenheit des Gaslichtes gegenüber dem elektrischen Lichte endgültig entschieden. Die Verwendbarkeit der Pneuma-Gasfernzündung (Patent in allen Kulturstaaen angemeldet) ist eine unbegrenzte und beeinträchtigt das Aussehen der elegantesten Salonkronen in keiner Weise. Es stellt eine solche also eine Lichtquelle dar, welche sich äußerlich kaum von dem elektrischen Licht unterscheidet und außerdem, ganz abgesehen von den viel geringeren Anschaffungskosten, erheblich billiger arbeitet als jene. Für die Zündung sind dabei die bekannten kleinen Zündflammen vorgesehen, die

(Fortsetzung siehe Seite 46.)

ADLER

Automobile **Fahrräder und Schreibmaschinen**



sind in jeder Beziehung mustergültige und unübertroffene
Präzisionsfabrikate von Weltruf

SPEZIAL-KATALOGE GERN ZU DIENSTEN

Viele höchste Auszeichnungen! Königlich Preußische Staatsmedaille in Gold. Turin 1911: 4 Grand Prix.

ADLERWERKE vorm. HEINRICH KLEYER A.G.

Gegründet 1880 **FRANKFURT a. MAIN** ca. 5000 Arbeiter

Filialen in Berlin, Breslau, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Königsberg, München, Stuttgart, Kopenhagen, Paris, Wien.

Niederlagen oder Vertretungen in Deutschland überall, im Ausland an fast allen großen Plätzen.

MANNESMANN

bei der RUSSISCHEN MILITÄR-LASTWAGEN- PRÜFUNGSFAHRT 1911 PETERSBURG- MOSKAU-PETERSBURG

nach dem Bericht des russ. Kriegsministeriums in der offiziell. russ. Zeitschrift „AUTOMOBIL“
folgendes ERGEBNIS pro TONNE und WERST (1,1 km)

BENZINVERBRAUCH:

MANNESMANN-MULAG der **BESTE**

Der nächstbeste Wagen verbraucht 8% mehr
Der beste deutsche Wagen 30% mehr
Der beste englische Wagen 40% mehr

OELVERBRAUCH:

MANNESMANN-MULAG der **BESTE**

Der nächstb. deutsche Wagen verbraucht 45% mehr
Der beste Schweizer Wagen 53% mehr
Der beste englische Wagen 120% mehr
usw.

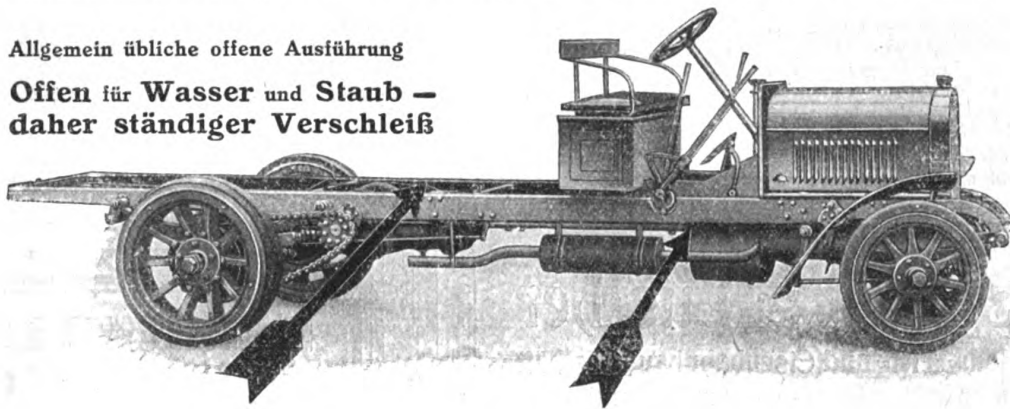
In der Gesamt-Klassifikation ist der Mannesmann-Mulag-Wagen der **BESTE**

Der nächstbeste Wagen war um 7,7% ungünstiger als der MANNESMANN-MULAG-Wagen
Der beste deutsche Wagen war um 17% ungünstiger als der MANNESMANN-MULAG-Wagen
Der beste französische Wagen war um 20% ungünstiger als der MANNESMANN-MULAG-Wagen
Der beste englische Wagen war um 23% ungünstiger als der MANNESMANN-MULAG-Wagen

Mannesmann-Mulag also der **BILLIGSTE IM BETRIEB**

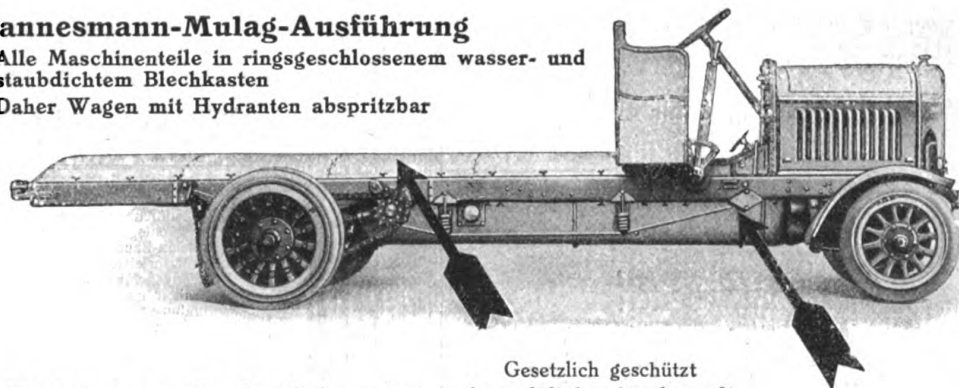
Allgemein übliche offene Ausführung

**Offen für Wasser und Staub –
daher ständiger Verschleiß**



Mannesmann-Mulag-Ausführung

1. Alle Maschinenteile in ringsgeschlossenem wasser- und staubdichtem Blechkasten
2. Daher Wagen mit Hydranten abspritzbar



Gesetzlich geschützt

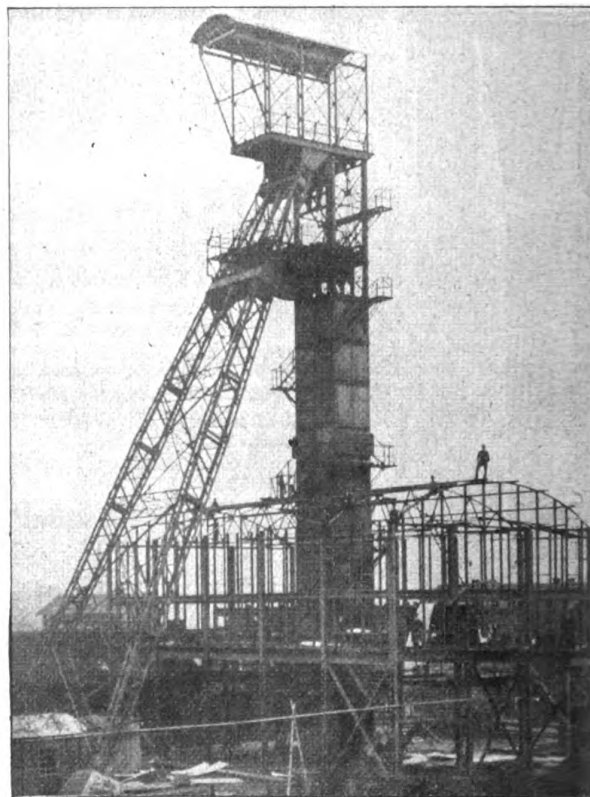
3. Die Gelenke u. reibenden Teile wasser- und staubdicht eingekapselt
4. Kein Fett- und Oelverlust

Augenfällige Garantie für Reparaturlosigkeit

MULAG MOTOREN- u. LASTWAGEN- A.G. AACHEN

doch auch bei den Kleinstellern oder Handzündungen allgemeine Verwendung finden und in bezug auf Betriebssicherheit kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Die Zündflammen müssen natürlich dauernd brennen, und zu diesem Zweck ist im Fernapparat unterhalb des Gasabschlußorgans eine kleine besondere Abzweigung geschaffen worden. Dieser Fernzündapparat ist nun durch eine schwache Messingrohrleitung mit dem an beliebiger Stelle angebrachten Schalter verbunden. Durch Herausziehen des Knopfes am Schalter entzündet sich die Flamme, und durch Hineindrücken verlöscht dieselbe. Es können auch mehrere Schalter für eine oder mehrere Lampen zu gleicher Zeit benützt werden. Unterhaltungskosten sind nicht vorhanden, da die Betätigung des Gasabschlußorgans nur durch Luft erfolgt. Die Praxis hat gezeigt, daß eine Zündflamme bei sachgemäßer Installation und Behandlung unbedingt zuverlässig ist, und daher verdient die erwähnte Gasfernzündung wohl beachtet zu werden. Die Fernzündung ist bereits in Restaurants, Wohnräumen, Treppenhäusern, Theater- und Ballsälen zahlreich verwendet worden, und viele Referenzen bestätigen deren Zuverlässigkeit und Brauchbarkeit. Neben jenen Vorzügen spricht aber vor allem für eine allgemeine und vielseitige Einführung des Gasfernzünders Pneuma die überraschend einfache Anlage und deren erwiesene Wohlfeilheit. Die geringfügigen Kosten hierfür kann sich jedermann leisten, und jedermann ist somit Gelegenheit geboten, die Wohltaten einer großen Erfindung zu genießen, ohne tief in den Geldbeutel greifen zu müssen. Die Metallwaren-Verwertungsgesellschaft m. b. H. Charlottenburg, Dernburgstraße 29, ist gern bereit, Interessenten jeden gewünschten weiteren Aufschluß und kostenlose Offerte zu erteilen.

Hein, Lehmann & Co., Aktien-Gesellschaft, Düsseldorf. Zu den Großbetrieben, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, das Eisen durch Bearbeitung zu Hochbauzwecken auf allen Gebieten der Industrie und des Verkehrswesens nutzbar zu machen und den stets wachsenden Ansprüchen auf diesem Felde Genüge zu leisten, gehört die Hein, Lehmann & Co., Aktiengesellschaft,



Fördergerüst, erbaut von der Firma Hein, Lehmann & Co., Aktiengesellschaft, Düsseldorf-Oberbilk.

Schnell & Lüscher

Hoch-, Tief- und Eisenbahnbau-Geschäft
Beton u. Eisenbeton · Bergbau-Unternehmung

Tel. 3891 Essen-Ruhr-West Tel. 3809

Ausführung sämtlicher
Ranalisationen u.
Erdbewegungen,
Eisenbahn- und
Strassenbauten,
Bergbauarbeiten
jeder Art mit Maschi-
nen- und Handbetrieb

Forcierte Auffahrung von
Stollen u. Querschlägen un-
ter hob. Fortschrittsgarantie



Kohlen · Koks · Briquettes

En gros En detail

DER NIETLOSE GITTERTRÄGER

IN UND AUSLANDPATENTE
DIE BESTE ARMIERUNG FÜR
EISENBETON

Der nietlose Gitterträger ist als Handels-
eisen in verschiedenen Profilen gebrauchsfertig käuflich und an beliebiger Stelle teilbar. Er entspricht den Anforderungen des Eisenbeton-Baues in hervorragendem Masse und gewährleistet völlige statische Sicherheit der ausgeführten Konstruktionen. Größte Einfachheit und Schnelligkeit der Projektbearbeitung, Bauausführung und Kontrolle. Vorzügliche Wirtschaftlichkeit. Alle Betonkonstruktionen und Zementwaren lassen sich mit dem Gitterträger vorteilhaft bewehren.

UNSERE INTERESSANTE
BROSCHÜRE GRATIS

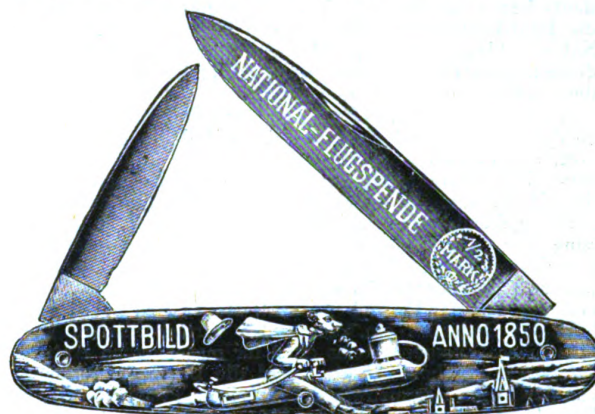
**FABRIK
NIETLOSER GITTERTRÄGER
ACT. GES. DÜSSELDORF**

Eisenkonstruktionen, Brücken- und Signalbau, Düsseldorf-Oberbilk, Berlin-Reinickendorf. Im Jahre 1877 als Privatunternehmen ins Leben gerufen, wurde dasselbe 1888 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Die Firma beschäftigt zurzeit ungefähr 2000 Beamte und Arbeiter und hatte 1911 einen Versand von rund 45.000 t Konstruktionen; sie besitzt ein großes Werk in Berlin-Reinickendorf und ein zweites größeres in Düsseldorf, inmitten des rheinisch-westfälischen Industriebezirks. Mit modernsten Einrichtungen ausgestattet, vermag die Firma den weitestgehenden Anforderungen zu entsprechen. Außer einer Abteilung für Eisenbahnsignalbau liegt die Haupttätigkeit auf dem Gebiete des Großbrücken- und Eisenhochbaues, auf welchem die Firma bedeutende Leistungen im In- und Auslande zu verzeichnen hat. Sie liefert große Strom-, Straßen-, Landungs- und Hafenbrücken — u. a. wurden ausgeführt ein Teil der Hohenzollernbrücke über den Rhein bei Köln sowie der Eisenbahnbrücke über den Rhein bei Düsseldorf-Hamm, ferner die neue Eisenbahnbrücke über den Rhein unterhalb Ruhrort als größte Balkenbrücke des Kontinents mit einer Stützweite der Mittelöffnung von 186 m, Hellinganlagen für die größten deutschen Schiffswerften, Fabrikbauten, Turmkonstruktionen und Konstruktionen für Bergwerksanlagen, Kohlen- und Erzbunker, Hochofengerüste, Thomas- und Martinstahlwerke, Walzwerkshallen in den größten Dimensionen, elektrische und Gasmachines-Zentralen, Bahnhofs- und Ballonhallen usw. usw.

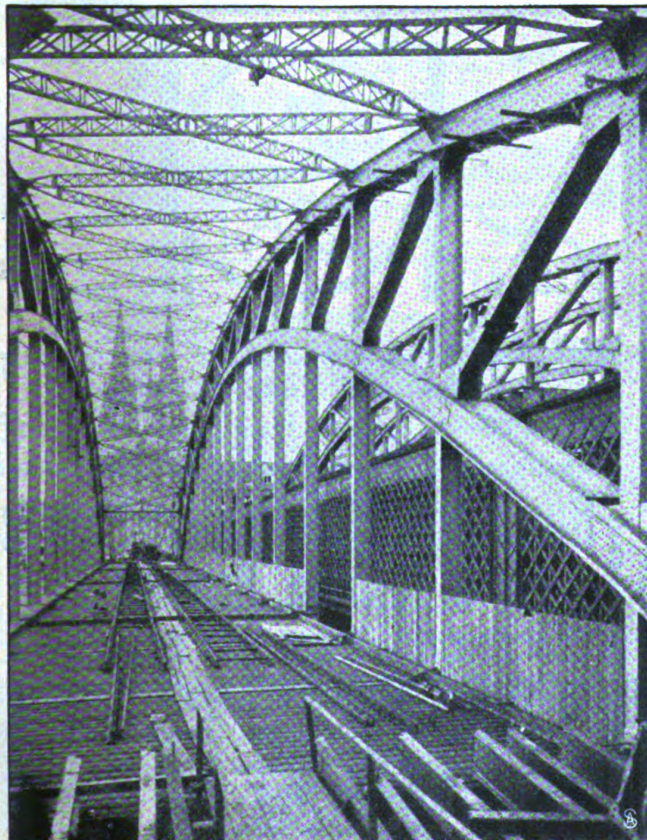
Auf der Düsseldorfer Städte-Ausstellung lenkt ein in klassischen Formen gehaltener Pavillon in Halle 4 (Eisenbetonbau) die Aufmerksamkeit auf eine neue Armierung für Eisenbeton, die durch ihre hervorragenden Eigenschaften in Fachkreisen berechtigtes Aufsehen erregt und allgemeinen Beifall findet, nämlich den „Nietlosen Gitterträger“, der von der „Fabrik nietloser Gitterträger A.-G. Düsseldorf“ auf den Markt gebracht wird. Der Gitterträger bietet durch seine eigenartige Form außerordentliche Vorzüge in statischer Beziehung, wie in der interessanten Broschüre der Gesell-

schaft durch Gutachten von Prof. Dr.-Ing. v. Emperger, Dr.-Ing. Kleinlogel und anderen bekannten Fachleuten ausführlich dargestellt wird. Der Gitterträger wird als Handelseisen in verschiedenen Profilen gebrauchsfertig geliefert, nach Art des I-Trägers und ist an beliebiger Stelle teilbar. Die Projektbearbeitung, Bauausführung und Kontrolle wird durch den Gitterträger bedeutend vereinfacht. Alle seine technischen Vorzüge sichern ihm in Verbindung mit seiner vorzüglichen Wirtschaftlichkeit ein weites Anwendungsgebiet zu, da er zu allen Eisenbetonkonstruktionen und Zementwaren vorteilhaft anwendbar ist, und empfehlen ihn der Aufmerksamkeit der Fachwelt.

Taschenmesser für Reklamezwecke. Die Firma Solinger Aluminium-Stahlwarenfabrik G. m. b. H., Ohligs bei Solingen, fabriziert als Spezialität Taschenmesser



für Reklamezwecke vom einfachsten bis feinsten Genre in Metallbeschulung mit Fabrikansichten, Firmeninschriften



Hohenzollernbrücke Köln, linker Bogen, Innenansicht.

Hein, Lehmann & Co.

Actiengesellschaft

Eisenkonstruktionen, Brücken- u. Signalbau

DÜSSELDORF-OBERBILK
BERLIN-REINICKENDORF

Brückenbau
Eisenhochbau
Bergbau-Anlagen
Hochofengerüste
Kohlen- und Erz-Bunker
Bahnhofs- u. Ballonhallen
Werft-Anlagen
Hellinggerüste
usw. usw.

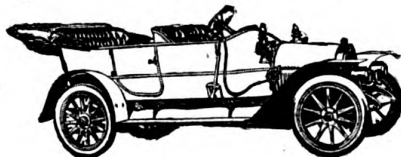
und dergl. wie auch vornehme Perlmuttermesser. Ebenso ist diese Firma sehr leistungsfähig in Rasiermessern, Rasier-Apparaten und Stahlscheren, und können wir jedem Interessenten nur empfehlen, einen Katalog einzufordern. Uns persönlich liegt ein schwer versilbertes, vornehmes Herren-Taschenmesser vor, welches von dieser Firma zwecks Sammlung für die National-Flugspende fabriziert wird, das jedem sportliebenden Herrn gefallen dürfte. Dies Messer zeigt auf einer Seite der Schale, wie aus nachstehender Abbildung hervorgeht, ein Spottbild aus dem Jahre 1850, während die Rückseite der Schale die Verwirklichung des Flugwesens veranschaulicht durch ein Zeppelin-Luftschiff, eine Flugmaschine und einen Freiballon. Dieses in vornehmster Weise ausgeführte Taschenmesser stellt sich im Detail auf M. 3.— per Stück und legt bestes Zeugnis ab von deutschem Gewerbeleib. Von jedem dieser Messer führen die Fabrikanten 0.50 Mark an das Reichskomitee für die National-Flugspende ab, und sollte keiner versäumen, auf diese indirekte Weise wenigstens ein kleines Scherflein zu dem nationalen Zweck zu stiften.

Die Diaphragma-Pumpe hat seit ihrer Einführung vor 16 Jahren nach und nach derart an Bedeutung zugenommen, daß es sich wohl lohnt, ihr einige Zeilen zu widmen. Das Charakteristische der Diaphragma-Pumpe sind ihre Membrane. In engbegrenzter Hubhöhe auf- und nieder gehend, erfordert ihre Bewegung, weil ohne Reibung, nur ganz geringen Kraftaufwand und ermöglicht infolgedessen bei großem Durchmesser eine hohe Hubzahl, woraus sich andererseits eine große Leistung ergibt. Zuerst nur für Handbetrieb gedacht, stellte sich schon sehr bald das Bedürfnis ein, die großen wirtschaftlichen Vorteile dieses Pumpensystems auch für maschinellen Antrieb nutzbar zu machen. Heute wird die Diaphragma-Pumpe von der Firma Hammelrath & Schwenzer, Pumpenfabrik, in Düsseldorf, der an und für sich das Verdienst gebührt, die Pumpe auf den Markt gebracht und sie in rastloser Arbeit immer mehr verbessert und auf den heutigen Grad ihrer Vollkommenheit gebracht zu haben, in zahlreichen Typen und Größen für die verschiedenartigsten Verwendungszwecke gebaut. Es gibt

kaum noch eine größere Verwaltung, kaum noch ein Unternehmen von Bedeutung, wo nicht eine ihrer Diaphragma-Pumpen, sei es für Antrieb durch Hand oder Transmission, durch Elektro- oder Benzinmotor, stationär oder fahrbar, eine segensreiche Wirkungsstätte gefunden hätte. Die Diaphragma-Pumpe der vorerwähnten Firma eignet sich, dank ihrer Konstruktion und Ausführung, nicht nur zum Fördern von reinem Wasser, sondern in der Hauptsache auch zum Heben von dickem Fördergut, von Schlamm, stark verunreinigtem Bauwasser, Jauche oder dergleichen, bei welchen Flüssigkeiten andere Pumpen versagen oder doch nur unter ständigen Betriebsstörungen zu arbeiten in der Lage sind. Auf der Düsseldorfer Städte-Ausstellung sind verschiedene Pumpen, teils mit Elektro-, teils mit Benzinmotor kombiniert, ausgestellt und können im Betrieb besichtigt werden, welche Gelegenheit kein Interessent an sich vorbeigehen lassen möge, um sich von der hervorragenden Wirkungsweise der Anlagen zu überzeugen.

Zerlegbare, transportable Döckerbauten. Dem sich in allen Zweigen des modernen Lebens immer mehr fühlbar machenden Bedürfnis nach transportablen Bauten ist die Firma Christoph & Unmack, A. G., Niesky O.-L., in weitestgehender Weise gerecht geworden. Durch die Herstellung ihrer transportablen Döckerbauten hat die Firma einen Weltruf erlangt, und zählen zu deren Abnehmern zahlreiche in- und ausländische Staats- und Kommunalbehörden sowie Militärverwaltungen. Im Dienste der Gesundheitspflege haben sich die Döckerbauten als Kranken- und Isolierpavillons bestens bewährt. Für Schulzwecke haben Döcker-Schulpavillons zahlreiche Verwendung gefunden, und deren Zweckmäßigkeit beweist am besten die Tatsache, daß die Firma im Laufe der letzten zwölf Jahre Aufträge auf über 371 Schulpavillons mit 677 Klassen zur Ausführung brachte. Auf der Städte-Ausstellung zu Düsseldorf 1912 hat die Firma Christoph & Unmack, A. G., Niesky, einen zweiklassigen Schulpavillon ausgestellt; eines der Klassenzimmer enthält verschiedene Turn-, Sport- und Spielgeräte, deren Fabrikation ein Spezialzweig der Firma ist, während das andere Klassenzimmer mit Schulbänken verschiedener Modelle —

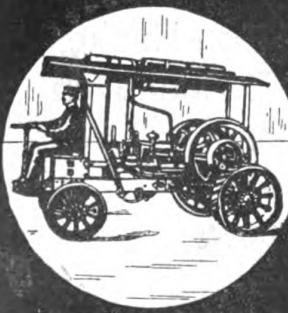
Stoemer-Motor-Wagen



Tourenwagen • Omnibusse • Lastwagen

Von allen Fachleuten als mustergültige Präzisions-Fabrikate anerkannt! Konkurrenzlos billig! Umfangreicher Export nach allen Ländern! Feinste Referenzen! Verlangen Sie kostenlose Kataloge und Offerten

Gebrüder Stoemer, Fabrik für Motorfahrzeuge, Steffin

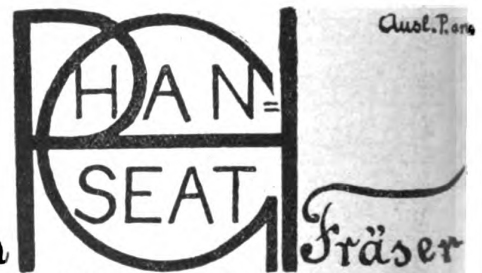


Carl Kaelble
Motorenfabrik
Backnang b. Stuttgart
Gegr. 1884.

Selbstfahrende
Brennholzsägemasch.
Steinschlagmaschinen
Dreschlokomobile

Man verlange Vertreter
Katalog Nr. 70 gesucht

D.R.P. —



SCHUTZMARKE.

Nutzen

Fräser

verlangen Sie von Ihrem Werkzeug-
Lieferanten oder direkt
von **Crosset u. Co. Hamburg-Ottensen-E.W.**

Hammonia-Metallwaren-Fabrik

von **N. Salomon, Hamburg 33**

fertigt sämtliche Blechemballagen, bedruckt und unbedruckt, jeder Art und für jeden Zweck

Kautschuksammelbecher

Spezialität: **Decorated Tinplates**

Größte Blechdruckerei. Eigene

Transitlager. Spez.: **Butter-**

und **Schmalzdosen-Bleche**

Mosaikkoffer - Bleche

ebenfalls von der Firma hergestellt — ausgestattet ist. Außerdem haben noch Modelle einer Döcker-Normal-Baracke, eines Holzhauses und eines nordischen Blockhauses sowie Tableaus mit Photographien, welche die vielseitige Verwendbarkeit der Döckerbauten vor Augen führen, darin Aufstellung gefunden. Auf allen beschickten Ausstellungen wurden der Firma höchste Auszeichnungen zuteil, so z. B. auf der vorjährigen Dresdner Hygiene-Ausstellung der Königl. Sächs. Staatspreis.

Kautschuk-Bildstempel. Die oft aufgeworfene Frage, ob man nach vorhandener Photographie, seien es nun Porträte, Ansichten oder dergleichen, als Ersatz für die teuren Photographien auf rein technischem Wege Gummistempel zu schneller Handhabung herstellen könne, führte nach langjährigen mühevollen Versuchen auf die Erfindung eines Reliefverfahrens, nach welchem die Firma Otto Spitzer, Berlin W 30, ihre neuen Photostempel arbeitet. Es ist dieses die einzige Stelle, der es gelungen ist, dauernd einwandfreie, wirklich plastisch wirkende Gummistempel nach Photographien herzustellen. Die neuen Kautschuk-Bildstempel, die uns die Firma Spitzer vorlegt, überraschen nun durch die technisch vollkommene Lösung des Problems. Das Raster auf diesem Stempel ist ein so feines, daß man sich vom Standpunkt des Gummitechnikers aus wundern muß, daß es möglich war, auf eine Kautschukmischungsplatte eine derartig feine Struktur zu erzielen. Weiter fällt auf, daß die Stempel keine ebene Oberfläche haben, sondern daß die Lichter viel tiefer liegen als die Schatten, so daß einerseits beim Anfärben, andererseits aber auch beim Druck die den Schatten entsprechenden Stellen stärker zur Wirkung kommen als die Lichter. Stempel, Farbwalze und Farbkissen sind zusammen in einem eleganten, vernickelten kleinen Etui untergebracht und die ganze Ausrüstung so flach, daß sie leicht in jeder Westentasche mitgeführt werden kann. Mit Hilfe eines solchen Bildstempels ist jedermann in der Lage, durch einen leisen Druck auf eine beliebige Unterlage unzählige naturgetreue Ebenbilder hervorzubringen zu können.

Diese wird jeder, ob Fachmann oder Laie, tausendmal eher für eine wohlgelungene Photographie oder einen vornehmen Kunstdruck als für ein selbstgefertigtes Stempelbild ansehen. Die Verwendung dieser Stempel geht unseres Erachtens weit über die bisher solchen Stempeln zugedachten Verwendungen hinaus. Vor allem sei an das Stempeln von Briefen, Ansichtskarten, Visitenkarten, Gratulationen, Legitimationen, Kreditbriefen, Reisepässen, Bewerbungsschreiben und Mitgliedskarten usw. gedacht. Wie oft z. B. möchte man aus diesem oder jenem Anlaß aus der großen Zahl seiner ferneren Verwandten und Bekannten, die man womöglich seit Jahren nicht mehr gesehen, einem ein Bild zukommen lassen. Eine Photographie kann aus Preisrücksichten nur für wenige in Frage kommen, daher . . . das Photobild für alle . . . denn erst durch die Einfügung des eigenen Bildes verleiht man der toten Karte lebendigen Reiz. Wo man geht, wo man steht, leistet der neue Photostempel tausendfache Dienste. Der Preis der ganzen kompletten Garnitur ist ein verhältnismäßig geringer, nämlich M. 4,50. Die Firma versendet Prospekt mit näheren Angaben auf diesbezüglichen Wunsch.

Hans Reisert, G. m. b. H., Cöln-Braunsfeld. Dieses Unternehmen wurde von seinem jetzigen Seniorchef Herrn Hans Reisert unter der Firma „Hans Reisert, Technisches Geschäft“ im Jahre 1879 gegründet und befaßte sich zunächst mit der Einführung der dem Ingenieur Stauffer patentierten sogenannten Staufferbüchsen für Maschinenfett. Trotz anfänglicher heftiger Angriffe ist die Fettschmiermethode Gemeingut der Industrie geworden und über die ganze Erde verbreitet. Im Jahre 1886 führte Reisert die damals einem Herrn Max Schneider patentierten schmierbaren Hähne ein, welche besonders für Wasserstandsanzeiger an Dampfkesseln von besonderer Bedeutung wurden und eine große Verbreitung gefunden haben. Zwei Jahre später begann er mit der Einführung eines einem Franzosen, namens Derveaux, patentierten Kesselreinigers, welcher den Zweck hat, Bildung von Kesselstein zu verhüten und den im Dampfkessel durch Einfüh-



Schmiedeeiserne Fenster & Kittlose Glasdächer

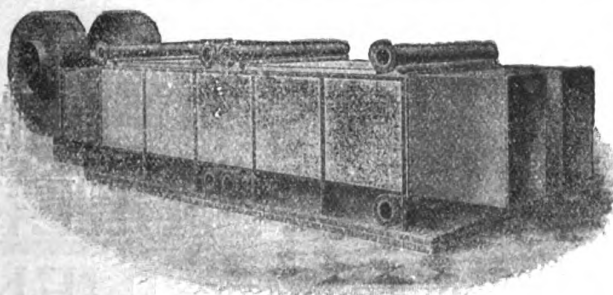
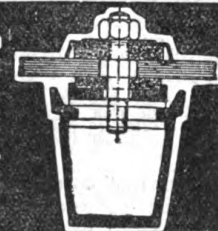
Handel und Export mit den zugehörigen Sprossen-Eisen.

DEGENHARDT-UNIVERA

Berlin-TEMPELHOF

Glasdach- u. Fensterbau
JOHANNES DEGENHARDT

RINGBAHNSTRASSE 42 A



Luftherhitzer für Abdampf.

Luftherhitzer System Schilde

für Trocknungs-, Luftheizungs-
und Entnebelungs-Anlagen

Ventilatoren, Exhaustoren, Lüftungs-
und Entstaubungs-Anlagen

Benno Schilde G.m.b.H., Hersfeld H.-N.

Größte Spezialfabrik.

OPEL Motorwagen
Fahrräder

OPEL
RUSSELSHEIM a. M.

rung von Soda sich bildenden Schlamm selbsttätig zu entfernen. Es trat in weiterem Verlauf das Bedürfnis ein, das Speisewasser vor dem Eintritt in den Dampfkessel von den Kesselsteinbildnern zu befreien. Auch da trat die Firma durch die Einführung sogenannter automatischer Wasserreiniger vorbildlich in die Erscheinung. Eine Reihe von Erfindungen, teils von Herrn Dervaux, teils von Herrn Reisert, wurden durch Patente geschützt. Allmählich erstreckte sich die Wasserreinigung auch auf Betriebswasser für Fabrikationszwecke. Das verbreitetste Verfahren zur Ausfüllung der Kesselsteinbildner ist das Kalk-Soda-Verfahren. Reisert ließ sich später ein anderes Verfahren, mittels kohlen-sauren Baryts, patentieren, das den Vorzug hat, die schwefelsauren Verbindungen ganz auszufällen, anstatt sie, wie beim Kalk-Soda-Verfahren, nur in lösliche Salze (schwefelsaures Natrium) umzuwandeln. Es ergeben sich noch weitere Vorteile, wie: kein Angreifen der Armaturen, kein Schäumen des Kesselwassers, keine Nachreaktion in den Speiseleitungen usw. Ferner war Reisert der erste in Deutschland, welcher die Kiesfilter zur Wasserreinigung einführt. Das Reisertsche Kiesfilter mit Luftwaschung hat für große Fabrikationswassermengen eine hohe Bedeutung gewonnen. Infolge erhöhter Ansprüche, insbesondere bei der Verwendung der Kiesfilter für Trinkwasser, hat Reisert neuerdings weitere patentierte Verbesserungen an den Filtern vorgenommen, die sich namentlich auf eine besondere, noch wirksamere und raschere Auswaschung des Filterbettes erstrecken. Weitere Spezialitäten der Firma, wie: Dampfkessel, Wassermesser, Trockenapparate, Kühlapparate, Ejektoren, Reduzierventile, Schlammbaßhähne für Dampfkessel, Speisewasserregler, Vorwärmer, Schmierpumpen, seien noch erwähnt. Im Jahre 1902 wurde die Firma in eine G. m. b. H. umgewandelt und im Jahre 1907 bezog sie die neuerbaute Fabrik in Köln-Braunsfeld am Maarweg. Die Firma besitzt noch eine Zweigniederlassung in Leipzig, steht mit ersten Firmen in England, Frankreich, Oesterreich-Ungarn durch Lizenzverträge in Verbindung, und in New York be-

steht zur Ausnutzung der amerikanischen Patente der Firma eine Gesellschaft mit dem Namen „Reisert Automatic Water Purifying Comp.“

Zu den Exportartikeln der Wupperstadt Elberfeld zählt auch das Bier. Das Elberfelder Exportbier aus der Wicküler-Küpper-Brauerei wird schon seit mehr als 30 Jahren in alle überseeischen Gebiete und besonders in die Tropen geliefert. Das Küpper Bier gehört mit zu den Erzeugnissen der Brauindustrie, welche den Ruf des deutschen Bieres auf dem Weltmarkte begründen halfen. Die Wicküler-Küpper-Brauerei ist im Jahre 1845 gegründet und gelangte in wenigen Jahrzehnten in die vorderste Reihe der rheinisch-westfälischen Großbrauereien; das Unternehmen hat heute eine Produktionsfähigkeit von mehr als 300.000 Hektoliter jährlich. Die Brauerei besitzt über 30 Niederlagen, nicht nur in der Rheinprovinz und in Westfalen, sondern auch in anderen großen Städten Deutschlands (Berlin usw.) und ebenso auch in Belgien und Frankreich. Im Überseehandel ist die Brauerei sowohl durch ihr Küpper Bier in Flaschen bekannt — dieses Bier erfreut sich besonderer Beliebtheit durch große Haltbarkeit und den Vorzug, stets blank und frei von Bodensatz zu bleiben — wie auch durch ihr Faßbier. Auf dem Gebiete des Exports von pasteurisiertem Bier in Eisenfässern besitzt die Brauerei eine Reihe von Schutzrechten, welche ihr eine markante Vorrangstellung unter den Exportbrauereien Deutschlands verschafft haben. Meist lernt das Exportbier der Brauerei schon derjenige kennen, welcher seine Ausreise nach Übersee antritt, denn die Wicküler-Küpper-Brauerei liefert dasselbe auch an viele große Schiffslinien, wie die Hamburg-Amerika-Linie, den Norddeutschen Lloyd, Rotterdamschen Lloyd, die Stoomvaart Maatschappij Nederland, Union Castle Mail, Orient Steam Navigation Co. Ltd., White Star Line und andere britische Reedereien.

Moderne Wäsche-Reinigung. Mit der Zunahme der Bevölkerung und der Konzentrierung großer Menschenmengen in den Städten, verbunden mit dem stark

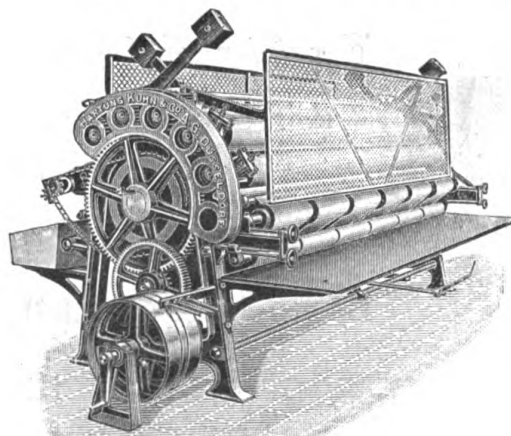
HARTUNG, KUHN & Co.

Internationale
Hygiene - Ausstellung
Dresden 1911
Silberne Medaille

Maschinenfabrik, Aktiengesellschaft
DÜSSELDORF, SANDTRÄGER
WEG Nr. 7

POST-FACH 385
TELEPHON 1044.

Diese Maschine haben wir in den verschiedensten Größen von 4,7 bis 21,2 qm nutzbarer Zylinder - Heizfläche ausgeführt. Die letztere Größe ist mit einem Stahlzylinder von 1500 mm Durchmesser u. 4500 mm Länge versehen u. leistet täglich ca. 70000 Servietten.



Zylinderdampfmangel (Kalandar)

bauen als Spezialität

**WÄSCHEREI-
PLÄTTEREI-
MASCHINEN
u. komplette Anlagen**

für alle gewünschten Zwecke und Leistungen
in moderner und gediegener Ausführung.

Tüchtige Vertreter
an allen Plätzen gesucht.

Sofortige Lieferung.

Preise auf Anfrage. Drucksachen
und Kostenanschläge umsonst.

anwachsenden Wohlstand aller Bevölkerungsschichten, hat sich die Menge der zu reinigenden Wäsche so vermehrt, daß deren sachliche Bewältigung durch Handarbeit unmöglich geworden ist. Durch den Druck der Notwendigkeit, der durch die allgemein herrschende Dienstbotennot verstärkt wurde sowie durch stetige Verbesserung ihrer Maschinen hat die verhältnismäßig junge Industrie das anfängliche Mißtrauen der Hausfrauen überwunden und ist heute zu einer Macht geworden, die weit mehr Kapital und Personen beschäftigt, als dem flüchtigen Beobachter scheinen mag. Die moderne Wäscherei befriedigt aber nicht nur das Bedürfnis nach hoher Leistung, sondern in fast noch höherem Maße dasjenige nach größerer Schonung der Wäsche, welches seit Verschwinden der Handweberei infolge der immer zarter werdenden Gewebe von Jahr zu Jahr dringlicher wird; sie befriedigt in demselben Maße die stets höher steigenden Ansprüche auf Eleganz und Feinheit der Appretur weit besser, als dies die Handarbeit vermag. Außerdem hat sich selbst unter dem großen Publikum die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß mit der Dampfwäscherei eine in vielen Fällen erwünschte Desinfektion des Waschgutes verbunden ist. Heute wird die Dampfwäscherei als Erwerb in den sogenannten Kundenwäschereien betrieben, außerdem machen sich die größeren Hotels, Sanatorien, Pensionate, Kurhäuser, Kranken- und Irrenanstalten, Kasernements, Schloß-, Guts- und Villenbesitzer und zahlreiche andere öffentliche und private Anstalten die Vorteile eigener maschinellen Wäschereien nutzbar. Da werden Maschinen verwendet zum Waschen, Entwässern, Trocknen, zum Appretieren der Leib-, Tisch- und Bettwäsche, zum Vor- und Fertigplätten und Glanzieren, zum Runden, Kantenspolieren, Umliegen, Anfeuchten, Formgabe der feinen Herrenwäsche, zum Einstärken, zur Behandlung der Gardinen usw., und es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit und Vollkommenheit die einzelnen Arbeitsprozesse vor sich gehen. Mit der Herstellung dieser Maschinen und Einrichtung derartiger modernen Wäscherei-Anlagen befaßt sich speziell die Firma Hartung, Kuhn & Co., Maschinenfabrik, A.-G., in Düsseldorf, Sandträgerweg 7. Gürtelkartons usw. Die Reklame, die heutzutage für den Geschäftsmann unbedingt notwendig ist, hat es auch

mit sich gebracht, daß sich die Industrie der Papierbranche außerordentlich entwickelt hat und daß gerade auf diesem Gebiete heute sowohl, was die praktische Seite anbelangt, als auch die Aesthetik Hervorragendes geleistet wird. Unter den Firmen, die sich speziell mit der Herstellung dieser Artikel befassen, ist die Firma: „Finckh & Co., Kunstanstalt und Papierverarbeitungswerke, Leipzig“ an erster Stelle zu nennen. Sie befaßt sich, wie aus dem Inserat in dieser Nummer ersichtlich ist, mit der Herstellung von Massenaufgaben in Faltschachteln, Schaukartons, Plakaten, Einschlägen usw. Neben allen diesen Arbeiten fertigt sie als Spezialitäten die allseitig als außerordentlich praktisch anerkannten Gürtelkartons in den durch D.R.G.M. geschützten Ausführungen „Anker“ und „Union“. Diese Ausführungen haben insbesondere den Vorzug, daß durch die sinnreiche Anordnung des Verschlusses im Gürtel ein Durchrutschen des Bodens selbst bei schwerster Belastung unmöglich ist, infolgedessen erfreut sich der Gürtelkarton einer außerordentlichen Beliebtheit für alle mögliche Arten von Verpackungen, wie Tee, Schuhcreme, Gummiaufsätze, Haarschwämme, Pulver, Kakao, Schokolade, Zigaretten usw. Der Karton läßt sich ohne weiteres für alle Größen einrichten, so daß er sich also außerordentlich dafür eignet, ein größeres Quantum von einzelnen Packungen in ihm aufzunehmen, und ist der Karton als Dekoration für das Schaufenster oder für den Ladentisch hervorragend geeignet. Des ferneren fertigt sie die durch D.R.G.M. und D.R.P. geschützte Packung „Automat“, die hervorragend geeignet ist für die Verpackung von Napolitains, hygienische Artikel usw. Der Vorteil derselben besteht insbesondere darin, daß bei jedesmaligem Ziehen nur ein in der Packung befindlicher Gegenstand automatisch abgegeben wird und durch das Zurückziehen des Schiebers sich sofort ein Gegenstand wieder vor die Öffnung rückt. Es lassen sich in einer solchen Packung beliebig viele Stücke unterbringen. Es wird dadurch, daß nur ein Gegenstand jeweils abgegeben wird, die größte Sauberkeit erzielt. Hervorzuheben sind auch noch die der Firma geschützten Aufreiß-Packungen, die insbesondere gegenüber den bisher im Handel befindlichen Packungen dadurch hervorstechen, daß sie den bisherigen Uebelstand vermeiden, daß nach Durch-

F. SOENNECKEN ♦ BONN

Soennecken's Schreibfedern



Nr 12 EF, F, M



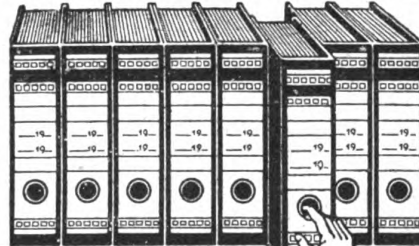
Nr 106 Eilfedern in 8 Breiten



Nr 3 Rundschriftfedern in 11 Breiten

Aufmachung in 4 verschiedenen Sprachen

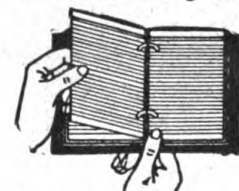
Soennecken's Briefordner



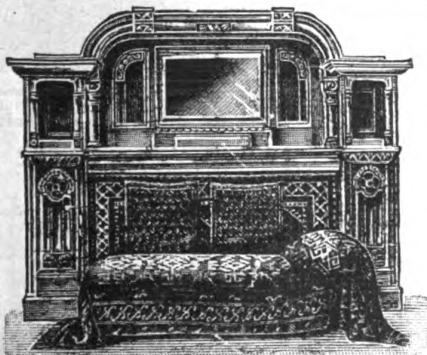
Nr 1A Aushebesystem - Nr 114 Hebelsystem
Vorzüglichste Konstruktionen

Katalog in 4 Sprachen kostenfrei

Soennecken's Ringbücher



Lose-Blätter-System
Beste Notizbücher
für Tasche und Westentasche
In vielen Größen und Ausführungen



HERMANN JACOB & BRAUNFISCH

Vereinigte Berliner Möbel-Fabriken und Tapezierer-Werkstätten
BERLIN O, Alexander Strasse 27a.

Spezial-Werkstätten für

Wohnungs-Einrichtungen.

Illustrierte Kataloge portofrei.

Digitized by Google

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

CORNELL UNIVERSITY

reißen der Hülle der Karton sich wieder vollständig schließen läßt, und dadurch, daß das Kleid nicht sperrt, vermeidet sie ein unschönes Aussehen der bisher im Handel befindlichen Packungen.

Die Firma Blanckertz & Comp., Düsseldorf 117, Spezialgeschäft für den technischen und kaufmännischen Bureaubedarf, stellt in ihrer Abteilung: „Vervielfältigungs-Anstalt“ als Spezialität Vervielfältigungen von Zeichnungen und Plänen nach allen modernen Verfahren her. Als Spezialität vervielfältigt diese Firma nach ihrem „Blanckal-Druck“ genannten Verfahren Zeichnungen in größter Schärfe und Sauberkeit für königliche und städtische Behörden, Architektur-Bureaus, Ingenieur-Bureaus, Vermessungs-Bureaus, Maschinenfabriken, Werften, Talsperren, Elektro-Maschinen-Fabriken, Kartographie usw. Ganz neu bringt diese Firma das fast unzerreißbare, wasserfeste „Herkules-Papier“ auf den Markt, welches besonders für kartographische Zwecke und für den Gebrauch bei regnerischem Wetter zu empfehlen ist. Da das Herkules-Papier durchaus wasserfest ist, hält es die denkbar größten Strapazen aus und ersetzt vollkommen das Unterkleben von Karten aller Art, wie Automobil-Karten, Generalstabs-Karten, Luftschiffer-Karten, See-Karten usw., und ist für diese Zwecke ganz hervorragend geeignet.

Das Keramikhaus zu Essen-Ruhr am Flachsmarkt stellt das erste reichgeschmückte Beispiel für monumentale Geschäfts- und Bureaugebäude dar. Zu seinem Aufbau wurden besonders Keramik-, Klinker- und Werksteine in größerem Umfang verwandt. Es wurde an die Art niederdeutschen Backsteinbaues in Verbindung mit Terrakotten und Mosaiken angeknüpft, um in Form und Farbe eine lebhaft wirkende Fassade zu gewinnen. Auch für den inneren Ausbau fand farbige Keramik reichliche Verwendung in Verbindung mit moderner Putzmosaiktechnik, speziell für den großen Brunnenhof. Als Reklame- und Geschäftsgebäude der Keramischen Zentrale für Rheinland und Westfalen zu Essen-Ruhr wurde es in den Jahren

1911/1912 nach den Entwürfen und unter Leitung des Architekten D. W. B. Stinnesbeck zu Essen-Ruhr erbaut. Einige am Bau beschäftigte Firmen: Großherzogliche Keramische Manufaktur Kunstkeramische Werkstätten in Karlsruhe in Baden. Figürliche keramische Frieze über den Schaufenstern des Erdgeschosses. A. N. de Lint, Delft den Haag, Holland. Keramische ornamentale Brüstungsfüllungen im 2. Obergeschoß. Steinzeugwerke Höhr-Grenzhausen, G. m. b. H. zu Höhr bei Coblenz. Keramische Fensterumrahmungen des 2., 3. und 4. Obergeschosses sowie die ornamentalen Brüstungsfüllungen im 3. Obergeschoß (Stand in der Städteausstellung Düsseldorf Lichthof der großen Industriehalle). Siegersdorfer Werke vorm. Friedrich Hoffmann A. G., Siegersdorf. Brüstungsfüllungen und Frieze des 4. Obergeschosses sowie die gesamte innere Keramik des Ausstellungsraumes, Wandbekleidungen im Treppenhaus. Deutsche Glasmosaikgesellschaft Puhl & Wagner, Berlin-Treptow. Mosaik im großen Giebfeld am Flachsmarkt und die Gesamtausstattung des Brunnenhofes mit Voll- und Putzmosaik. Karl Jakoby, Anröchte i. Westf. und Brackwede bei Bielefeld. Lieferung des Anröchter Dolomits und des Teutoburgerwald-Sandsteines. Holländisch-deutsche Steinfabriken A. G. zu Lobit a. Rh., Holland. Lieferung der sämtlichen Handstrichsteine und Formklinker. (Stand in der Städteausstellung Düsseldorf: Lichthof der großen Industriehalle.) Die figürlichen Frieze sowie sämtliche ornamentalen Arbeiten wurden nach Kartons und Entwürfen des Erbauers des Hauses angefertigt. Die Modelle zu den Ornamenten und der figürlichen Steinplastik fertigte der Bildhauer D. W. B. Carl Mersch zu Mainz an. Der Entwurf und Karton zum Mosaikgiebfeld stammt von dem Maler Heinrich Phielers zu Elberfeld.

Aachener Kaiserbrunnen. Groß und alt wie der geschichtliche Ruhm Aachens als Kaiserstadt ist auch sein Ruf als Quellenstadt. Unter den zahlreichen Quellen ist es vornehmlich die Kaiserquelle, an welcher schon seit Jahrhunderten Tausende und aber Tausende zur Genesung von mannigfachen Leiden geweiht haben. Aber

LEINS & Co.
STUTTGART
1856 GEGRÜNDET 1856



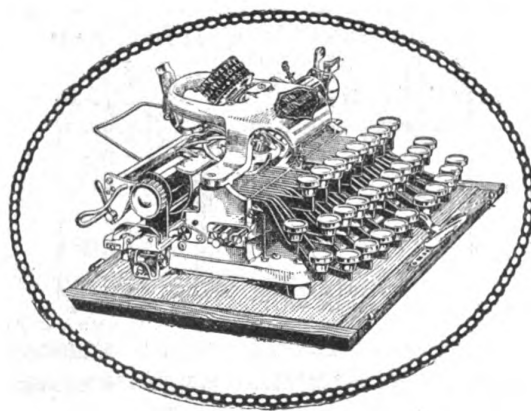
Fabrik für Rolladen
aus Holz u. Stahlwellblech.
FENSTERLADEN
• Wellblech-Bauten •
• Eisenhoch- u. •
• Brückenbau •

Kataloge, Zeichnungen u. Muster zu Diensten.

Reisszeuge
eigener Systeme
E. O. Richter & Co., Chemnitz i. Sa.

Blickensderfer-Aluminium

Eleganteste u. leichteste Schreibmaschine für Haus u. Reise.



Bewährtes System mit unverwüthlichem Mechanismus, sichtbarer Schrift und vielen Sondervorzügen. Gewicht nur 2 1/3 kg. Preis: mit zwei Schriftarten nach Wahl 200 Mark.

Verschlusskasten aus poliertem Eichenholz oder Leder 10 Mark bzw. 25 Mark.

Schwerere Modelle 185-260 M.

Modell Weltblick 125 Mark.

Illustriert. Katalog Nr. 15 E. gratis u. franko.

Groyen & Richtmann Königl. Rumänische Hoflieferanten
Köln, Mauritiussteinweg 84. Filiale: Berlin, Leipziger Str. 112. E. 15.
Engros. Export.

Pressen

Hydr. u. Kniehebel-
aller Art, Steinbrecher, Sandwaschanlagen, Betonmischer, Mauersteinmaschinen, Hohlblockmaschinen, Dachziegelmaschinen, Formen für Rohre, Stufen usw. Export nach allen Erdteilen.

Maschinenfabrik
Dr. Gaspary & Co.,
Markranstädt (Deutschland).

Broschüre 439 frei.

Wer hat eine Idee?

Eine Liste von internationalen Firmen, die Erfindungen suchen, vers. gratis u. franko
Confidentia, Lugano-Magliaso.

ESSLINGEN A.M.
HANS BÜHLER & CO.
ALBANY (JAHNKE) & CO.
HAMBURG GERMANY
NOTICE
JAGER'S
BILITE IST
KEIN APPARAT
KEINE MASCHINE

Koche mit Luft in 4 Minuten

Vertreter gesucht.
Sengers Patent-Gasolin-kocher, ohne jegliche Rohrleitung. Absolut geruchlos.
Alphons Senger, Düsseldorf 48.
Verlangen sie Katalog.



auch fern von der Quelle wurde schon im 16. und 17. Jahrhundert ihr Wasser mit Erfolg verwandt. Heute ist das Wasser der Kaiserquelle in allen Weltteilen rühmlichst bekannt, denn die Aachener Thermalwasser „Kaiserbrunnen“ Aktiengesellschaft, als alleinige Pächterin der städtischen Thermen, hat ihm die ganze Welt erschlossen. Viele Millionen zählen die Gefäße, welche alljährlich seitens genannter Firma nach allen Richtungen des Erdballes verschickt werden. Hauptsächlich gelangt das Thermalwasser in abgekühltem Zustande, unter Zusatz von Kohlensäure, unter dem Namen „Kaiserbrunnen“ zum Versand; es bildet so ein Tafelwasser von hervorragender Güte, außerordentlicher Haltbarkeit und unerreichtem Wohlgeschmack. Aber auch zu Hastrinkkuren bei Gicht, Rheumatismus usw. gelangt das „Aachener Thermalwasser“ zum Versand. Gewiß wird es den Leser interessieren, mit uns einen Rundgang durch das Abfüllwerk zu machen. Betreten wir das Gelände am Jülicher Bahnhof, so haben wir gleich zu linker Hand das Verwaltungsgebäude, rechts davor das Bahnanschlußgeleise. Im Weiterschreiten eröffnet sich uns der Ausblick auf einen geräumigen, überdachten Hofraum, in dem zur rechten Hälfte die Kisten und Flaschen hoch aufgestapelt sind, die ihrer Bestimmung harren, zur anderen Seite sind flinke Frauenhände dabei, die Flaschen mit den Etiketten zu versehen. An diesen Hofraum schließt sich die Spül- und Abfüllhalle an. Hier werden alle Flaschen vor der Füllung einer mehrfachen gründlichen Reinigung unterzogen, deren Abschluß ein Ausspritzen derselben mit filtriertem Wasser bildet. Dabei befindet sich der Imprägnierraum, ferner kommen wir durch den Kesselraum, die Betriebsschlosserei, die Kistenschreinerei, die ausgedehnte Stallung usw., und last not least sehen wir auch eine große Vorrathshalle, aus der uns indes in der warmen Jahreszeit die öde Leere entgegengähnt. Bei der großen Beliebtheit des „Kaiserbrunnen“ ist die Nachfrage so stark, daß selbst ein noch so großer, in der stilleren Zeit geschaffter Vorrat bald vergriffen ist. Wir verlassen das Abfüllwerk mit dem Bewußtsein, eine Stätte unermüd-

lichen Fleißes und regen Arbeitsgeistes kennen gelernt zu haben, von dem sich die meisten Anhänger dieses bekömmlichen Getränkes wohl kaum einen Begriff machen dürften.

Von der Rheinischen Maschinenfabrik Oppenheim a. Rhein wird eine hydraulische Ballenpresse auf den Markt gebracht, welche allseitige Beachtung verdient. Diese neue Konstruktion besitzt 2 außerhalb des Preßkastens angeordnete Druckzylinder, welche eine Hubhöhe bis zu 2,00 Meter erhalten können. Das Arbeiten mit diesen hydraulischen Packpressen geht bedeutend schneller vor sich als mit den bisher gebräuchlichen Handpressen. Es können Ballen in allen Größen hergestellt werden. Die Druckkraft beträgt je nach Wunsch bis zu 60,000 Kilogramm.

Praktische Schnelkküche für Wasch- und Putztage. An Tagen, die ein Uebermaß ungewöhnlicher Hausarbeit bringen, kochte man Suppe aus Knorr-Suppenwürfeln, die in über 40 Sorten überall erhältlich, sehr ausgiebig und dabei billig sind (feinste Suppe wie Spargel, Pilz, Weibertreu, Eiersternchen usw.). Nur in Wasser aufzulösen und etwa 15—20 Minuten zu kochen. Als Hauptmahlzeit gebe man ein Gericht aus den bekannten, äußerst nahrhaften Hahn-Makkaroni oder Kätschen-Nudeln, schnell, einfach und schmackhaft etwa wie folgt zu bereiten: Hahn-Makkaroni werden in kochendes Salzwasser gebracht, weich gekocht, abgesehen und in Butter gedämpft. Darauf bestreut man sie mit feingehacktem Selchfleisch oder Schinken und gibt sie zu Tisch. Ähnlich kann man mit Kätschen-nudeln verfahren, dabei aber auch neben gehacktem Selchfleisch auch noch feingehackte Sardellen sowie geriebenen Käse zwischen die einzelnen Lagen Nudeln beim Anrichten einfügen und statt des Dünstens in Butter dann das Gericht mit gebräunter Butter übergießen.

Ansichtspostkarten. Die Fabrikate der Firma Karl Braun & Co., Berlin S 42, Ritterstraße 24, zeichnen sich durch gediegene, exakte Ausführung aus; die eigenartigen Spezialausführungen „Iris“, „Luna“, „Reflex“, „Phö-

(Fortsetzung siehe Seite 55.)

Bilz'
Sanatorium
Dresden-
Radebeul



Gute Heilerfolge. Prospekte frei

Herzliche Leitung

Dr. med. Paul Aschke
Sanitätsrat Dr. Bilfinger

Unvergleichlich schöne Lage mit wundervollem Naturpanorama.
Internationaler Besuch.

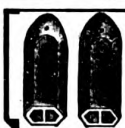
Bilz' Luft-Bad. Größte und schönste Licht-Luft-Badestätte Europas. 300 000 qm groß.

Undosa Wellenbad. Rollschuhbahn 2500 qm. 5 große Schwimmbassins — Spiel- und Sportplätze.

SENDIG

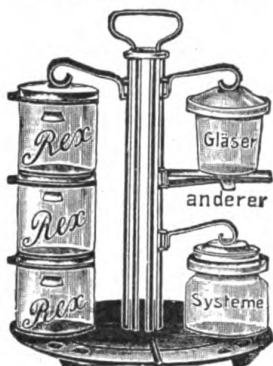
Das Neue Sendig Hôtel Europäischer Hof, Dresden
Hôtel Europäischer Hof, Dresden
Eden Hôtel's, Wiesbaden
Hôtel Württemberger Hof, Nürnberg
Hôtel Quisisana etc., Schandau (Sächsische Schweiz)

Konsignationen aller Art Waren werden zum billigsten Provisionssatz promptmöglichst verrechnet.
ERZE Kohlen, Schwefelkiese, Kupfer-, Silber-, Gold-, Eisenerze etc. — Kostenfreie Untersuchung. — Ratschläge, Ankauf u. Placierung bei ersten Werken. Erbitten Muster u. Angabe des Quantum u. Transportes. Finanzierung-Vermittlung v. Bergwerken. **Albert Aust, Hamburg.**
Konsignationen aller Art Waren werden zum billigsten Provisionssatz promptmöglichst verrechnet.

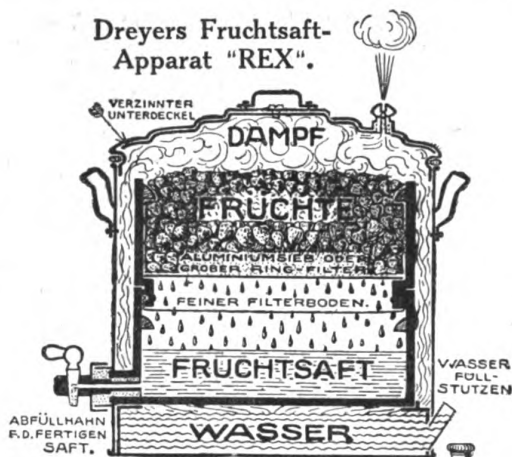


Schwerhörigkeit, Ohrgeräusche
werden beseitigt beim Gebrauch von **ges. gesch. Gehör-Patronen**.
Aeußerst bequem zu tragen. — Im Gebrauch unsichtbar.
Aerztlich empfohlen. — Zahlr. Anerkennungen. — Prospekt gratis u. franko. **Hans Sieger, Bonn am Rhein.**

**"REX"-
Sterilisiereinsatz.**



**Dreyers Fruchtsaft-
Apparat "REX".**



**"REX"-Sterilisiertopf
mit Ther- mometer**



Eine neue Erfindung!

Dreyers Fruchtsaftapparat **"REX"**

bringt eine Umwälzung in der Fruchtsäfte-, Gelee- und Marmeladenbereitung.

**Einziger und erster
Apparat seiner Art.**

**In allen Kulturstaaten
gesetzlich geschützt.**

"REX" die einfachste und beste Methode der Welt!

Wer sparen will, kaufe die glänzend bewährten

"REX"-Konservengläser u. Einkochapparate "REX"!

Bei der Konkurrenzprüfung deutscher Einmach-
gefäße wurden Rexgläser als die besten bewertet.

Dresden 1911: Großer Preis. Paris 1910: Grand Prix.
Frankfurt 1911: Großer Preis. Brüssel 1910: Gold-Medaille.
Buenos Aires: Großes Ehrendiplom.

Drucksachen und ausführliche Beschreibung kostenlos.

Rex-Konservenglas-Gesellschaft, Bad Homburg Nr. 56A.



Gefüllte Rexgläser nach Naturaufnahmen.

Das Ruhrorter Hafenbild auf Seite 33 wurde uns dankenswerterweise von der Firma August Thiel, Duisburg-Ruhrort, zur Verfügung gestellt. Reproduktionen in imit. Kupferdruck, Größe 55×76, Mk. 1.—, ff. Ausführung auf Karton, Größe 62×88, Mk. 3.—, sind bei genannter Firma erhältlich.

nix" dürften zahlreichen Interessenten eine willkommene Abwechslung bieten. Die genannte Firma unterhält keinen Verlag, sondern fabriziert nur Extraanfertigungen nach einzusendenden Vorlagen. Die vorliegenden Muster zeichnen sich durch vorzügliche Ausführung und hervorragend schöne Farbwirkung aus. Wir verweisen auf die Ankündigung im Bezugsquellenregister.

Was soll man unterwegs auf Touren sich selber kochen? Am schnellsten stellt die verlorenen Kräfte eine gute Suppe wieder her, weil flüssige Nahrung sogleich ins Blut übergeht und zugleich Durst und Hunger stillt. Knorr-Suppenwürfel geben kräftige Suppen und sind der beste Wanderproviant. Auch Knorr-Bouillonwürfel sollte man mitführen, um zu Brot im Augenblick durch Uebergießen mit kochendem Wasser eine ausgezeichnete Bouillon bereiten zu können.

Der neue Matrizen- und Schablonenkatalog der bekannten Spezialmaschinenfabrik für die Zementwaren- und Kunststeinindustrie Dr. Gaspary & Co., Markranstädt bei Leipzig, ist soeben erschienen, er zeigt in vornehmer Ausstattung eine Menge neuer Muster für die Zement- und Terrazzoplatten-Fabrikation. Neu aufgenommen wurden speziell auch zur Herstellung der Platten die Primus-Streukastenschablonen, die sich vor den bekannten älteren Streukasten vorteilhaft dadurch auszeichnen, daß sie oben und unten vollständig glattwandig sind, also die bisher gebräuchlichen besonderen perforierten Bodenbleche und die an diese angelegten

oder angelöteten Deckbleche nicht besitzen. Dadurch wird ein sauberes Schablonieren und schnelle Reinigung der Kästen bei Verwendung anderer Farben ermöglicht. Besonders erwähnenswert unter den Mustern selbst dürften die Verwandlungsfliese „Mutabor“ und die Kombinationsfliese sein. Mit ersteren Mustern lassen sich mittels sechs Grundmuster prachtvolle drei- und vierfarbige Wand- und Bodenbeläge zusammenstellen, die, dem Raum speziell angepaßt, viele Variationen ermöglichen und durch ihre große Verschiedenheit in der Gesamtwirkung überraschen.

Neu erschienene Kataloge.

In dieser Rubrik veröffentlichen wir Mitteilungen über die Herausgabe neuer deutscher Industriekataloge, die für die Deutschen im Ausland von Interesse sind. Einsendungen sind zu richten an die Adresse August Scherl G. m. b. H., Abteilung „Export-Woche“.

Düsseldorfer Maschinenbau-Actien-Gesellschaft vorm. J. Losenhausen, Düsseldorf-Grafenberg. Materialprüfmaschinen, Rauchfreie Schmiedeherd-Anlagen, Kranwagen, Kräne, Aufzüge, Automatische Wagen.

Deutsche Babcock & Wilcock Dampfkessel-Werke, A. G., Berlin C und Oberhausen. Wasserröhrendampfkesselfabrik.

Rheiner Maschinenfabrik, Windhoff & Co., G. m. b. H., Rheine i. W. Rangierwinden für Anschlußgleise.

Max Schorch & Co., Akt.-Ges., Rheydt. Webstuhl-Motoren, elektr. Kraftübertragungsanlagen, Einzelantrieb in Webereien, elektr. Antrieb von Textilmaschinen, Drehstrom-Motoren, Schalt-Walzenanlasser, Hochspannungs-Schaltwagen-Anlagen, Motor-Generatoren, Einanker-Umformer, Polier- und Schleifmotoren, Drehstrommaschinen usw.

Angel-Geräte

Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1.— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

ORIGINAL



FISCHER
PUTZT-BLITZ-BLANK
HERVORRAGENDE
MESSERPUTZ-MASCHINE
ALLEINIGE FABRIKANTEN:
HANS BÜHLER & Co.
ESSLINGEN, N.

Rassegeflügel, Brutmaschinen
Knochenmühlen etc. liefert preiswert nach allen Weltteilen
Geüßelhof Westfalen, Eisfeld-
Sieg. Katalog gratis. Tausend. Anerk.



Stemple Dein Bild

sooft du willst, mit dem neuen **Photostempel**, welcher n. jeder Photographie hergestellt wird. Mit dies. kann m. viele Tausende absol. naturgetr. harscharfer Stempelbilder a. Postkarten, Briefbog., Visitenkarten etc. sich selbst herstellen. **Preis M. 4.50.**
Dein Bild als Stempel!
Bestellung, nehm. alle einschlag. Handl. entg., sonst send. m. sein Bild u. 1 M. als Anz. Rest Nachn. d. Otto Spitzer, Berlin W 30. III. Prosp. Nr. 134 u. Probek. grat.

Nordseebad Scheveningen

via Emmerich.
Man verlange Prospekt.



Pneumatist-Tretklaviere
65/88 Standard & Note
Pneuma Elektrische Pianos

Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Geigen-Imitation

Für Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.



TAUSENFACH VON AUTORITÄTEN EMPFOHLEN!

In Odessa und in St. Petersburg 1907 mit Goldenen Medaillen, in Antwerpen 1908 mit Ehren Diplom, den höchsten Anerkennungen prämiert.

In GARANTOL bleiben die Eier ein Jahr und länger frisch. Weder von außen noch beim Öffnen ist den Eiern anzusehen, daß sie nicht direkt von der Henne kommen. Geschmack und Geruch sind vorzüglich; das Weiße trennt sich leicht vom Dotter und läßt sich schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier

werden allen anders konservierten Eiern vor gezogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

PREISE:

Paket A für 120 Eier 25 Pf.	Paket F für 2400 Eier M. 2.—
• B . 300 . 40 .	• G . 4500 . 2.50
• C . 400 . 50 .	• H . 6500 . 3.25
• D . 600 . 75 .	• J . 10000 . 4.—
• E . 1200 . 125 .	ab Dresden.

Garantol ist auch in den Tropen bereits bestens erprobt, wie die regelmäßigen Nachbestellungen von dort beweisen. Garantol ist ein guter Export-Artikel nach dort, wo die Eierpreise Schwankungen unterworfen sind.

Garantol-Gesellschaft m. b. H., Dresden-19. EWO Vertreter überall gesucht.



EXPORT-PREISLISTEN in DEUTSCH, ENGLISCH, SPANISCH, FRANZÖSISCH DURCH EUROPÄISCHE EXPORT-FIRMEN ZUR VERFÜGUNG

1011 mal prämiert.

Original from

CORNELL UNIVERSITY

Houben Sohn Carl A. G., Aachen, Gasheiz-
öfen, Badeöfen.

Alexanderwerk A. von der Nahmer, Rem-
scheid. Moderne Einrichtungen für Hotel-, Restaura-
tions-, Sanatorien-, Anstalts-, Krankenhaus-Küchen usw.

K. & Th. Möller, G. m. b. H., Brackwede. Staub-
dichte Luftfilter für Dynamos und Elektromotoren.

Gebr. Windhoff, Motoren- und Fahrzeug-
fabrik, G. m. b. H. Rheine i. W. Automobile.

Fritz Hücke, Hagen i. Westf. Atmungsapparate.
Eisenwerk Weserhütte, Bad Oeynhausen.
Gittermasten und Gittertürme.

Aug. Klönne, Dortmund. Gaswerksbau, Brücken-
und Behälterbau, Eisenkonstruktionen, Bergbauliche und
Hüttenanlagen.

Ehrhardt & Lehmer, Maschinenfabrik, Schleif-
mühle, Saarbrücken L.

Hannoversche Maschinenbau - Aktien - Gesell-
schaft, vorm. Georg Egestorff, Hannover-Linden.
Feuerlose Lokomotiven.

Motoren-Fabrik Oberursel Akt.-Ges., Oberursel
bei Frankfurt a. M. Oberurseler selbstfahrende Holz-
zerkleinerungs- und Dresch-Lokomobile. — Holzsäge- und
Dreschlokomobilen.

Schmidt & Fezer, Werkzeugmaschinen-Fabrik, Ulm
a. D. Schnellkaltsäge „Ökonomisa“ mit Handschaltung für
rechtwinklige Abschnitte.

Aktien-Gesellschaft „Weser“ in Bremen. Schiffs-
Dieselmotoren für Propeller-Antrieb. Dieselmotoren für
stationären Betrieb. — Dieselmotoren für Teerölbetrieb ohne
Zusatz von Zündöl.

Katzer & Kramer, Bielefeld. Spezialfabrik für
Maschinen und Formen zur Kunststein- und Zementwaren-
Fabrikation.

Effing & Co. Neue Kinographische-Gesellschaft Ber-
lin SW 68. Volkstümliche Anwendung des Kinetogramms
für Gewerbe, Technik, Wissenschaft.

Havel-Werft vorm. Hoffmann & Co., G. m. b. H.,
Potsdam. Spezial-Werft für Yacht- und Bootbau in Holz
und Stahl.

Librawerk m. b. H., Fabrik selbsttätiger Registrier-
wagen, Giesmarode-Braunschweig.

Waffenfabrik Mauser, Aktiengesellschaft,
Oberndorf a. Neckar. Die Mauser-Repetier-Püsch-
büchse. Die patentierte Mauser-Selbstlade-Pistole.

C. S. Schmidt, Drahtgewebe- und Geflechte-Werke,
Drahtzieherei und Verzinkerei, Niederlahnstein am
Rhein.

Verlag R. Oldenbourg, München-Berlin.
Technische Literatur für Theorie und Praxis.

Verlag von Hachmeister & Thal, Leipzig.
Hilfsbuch für Elektropraktiker. Hachmeisters literarischer
Monatsbericht für Bau- und Ingenieurwissenschaften, Elek-
trotechnik und verwandte Gebiete.

Wicküler-Küpper-Brauerei A. G., Elberfeld-
Barmen. Eine Reise um die Erde.

K. & Th. Möller G. m. b. H., Maschinenfabrik, Kessel-
schmiede und Eisengießerei, Brackwede (Westfalen).
Luftfilter für Heizungs- und Lüftungsanlagen.

Katalog der Städte-Ausstellung Düssel-
dorf 1912. Vom 29. Juni bis 31. Oktober. Aussteller-
Verzeichnis nach Gruppen geordnet.

KÜPPER BIER

Unser KÜPPER BIER in Flaschen,
welches wir bereits seit mehr als
30 Jahren in alle Länder der Welt
liefern, besitzt mit Recht den Ruf, das

haltbarste deutsche EXPORT-BIER

zu sein. — Es ist absolut rein,
sehr bekömmlich, bleibt völlig

frei von Bodensatz

und ist von vorzüglichem Geschmack

WICKÜLER-KÜPPER-Brauerei Elberfeld



Ceril-Brot

bei

**Zuckerkrankheit,
Stuhlverstopfung,
Verdauungsbeschwerden,**

seit 8 Jahren von med. Autoritäten
des In- und Auslandes empfohlen,
ist **unübertroffen** an

**Wohlgeschmack,
Nährwert,
Bekömmlichkeit,**

kommt nur in luftdicht ver-
schlossenen Dosen in
den Handel.

Hoher Verdienst.

**Wiederverkäufer
für eigene Rechnung gesucht.**

T. M. No. 308 266.

Eigene Vertreter in Berlin, Hamburg, Basel, Barcelona, Peking und Singapur.

Gegründet
1903.

Kieler Cerilwerke, G. m. b. H.

Vergrößert
1906 u. 1909.

Cipria

bezeichnen erfahrene Fachleute als

das beste alkoholfreie Erfrischungsgetränk.

Den Grundstoff dazu liefert:

H. Hartmann, Hofl., Lage i. Lippe.

DIE-WOCHEN

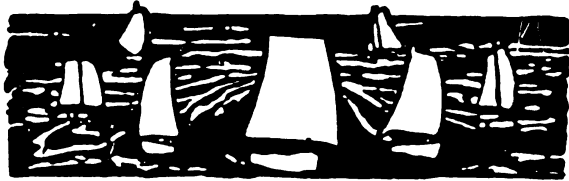
Nummer 30.

Berlin, den 27. Juli 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 30.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1233
Die Bedeutung der „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“ für die Wohnungsfrage. Von Ministerialdirektor Dr. Fr. Freund	1233
Die Mißstände der Neugorfer Polizei. Von Dr. Robert Heindl	1235
Rührende Getränke. Plauderei von Wilhelmine Bird	1236
Der Mitabo Mutsuhito. (Mit Porträt)	1238
Momentaufnahmen von unterwegs. Von Hans von Hülsen	1239
Unsere Bilder	1240
Die Toten der Woche	1240
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1241
Familie Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1249
Froher Morgen. Gedicht von Ilse Hamel	1254
Ligerjagden im ostibirischen Küstengebiet. Von Generalmajor von Blumer. (Mit einer Abbildung)	1255
Die Königl. Hochschule für Musik in Berlin. Von Carl Krebs. (Mit 7 Abbildungen)	1257
Das Land der weißen Nächte. Von Beate Sönd. (Mit 8 Abbildungen)	1261
Eine Scheidung. Skizze von Emanuela Baronin Matti-Löwentreu	1266
Aphorismen. Von Hans Keiler	1267
Neue Pariser Sommermoden. (Mit 6 Abbildungen)	1268
Das Kolarium im Berliner Tiergarten. Von Heinrich Barloefius. (Mit 6 Abbildungen)	1270
Bilder aus aller Welt	1272



Die sieben Tage der Woche.

18. Juli.

Die bayrische Kammer der Abgeordneten lehnt den Lotterievertrag mit Preußen mit 123 gegen 23 Stimmen ab und erlucht die Regierung, noch in dieser Session ein Gesetz für eine eigene bayrische Landeslotterie einzubringen.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß das Kabinett Said trotz des ihm von der Kammer erteilten Vertrauensvotums wegen Meinungsverschiedenheiten unter seinen Mitgliedern seine Entlassung gegeben hat. Der Sultan ernannt den Londoner Botschafter Tewfik-Pascha zum Großwesir.

19. Juli.

In Neustrelitz feiert die Großherzoginwitwe Auguste von Mecklenburg-Strelitz ihren neunzigsten Geburtstag.

In der Nähe der Insel Rügen wird bei einer nächtlichen Flottenübung das Torpedoboot „G 110“ von dem Linienschiff „Hessen“ gerammt und schwer beschädigt. Von der Besatzung des Torpedobootes werden 3 Mann getötet.

Vor den Dardanellen erscheinen acht italienische Torpedoboote, ihr Angriff wird aber zurückgeschlagen. Durch die Artillerie der türkischen Festungswerke werden nach türkischer Darstellung zwei Torpedoboote zum Sinken gebracht, die übrigen sechs beschädigt.

Der Sultan richtet eine Proklamation an das türkische Heer, in der er die Offiziere unter Hinweis auf Treueid und Befehlssatz auffordert, Disziplin zu halten und sich nicht um Politik zu kümmern.

20. Juli.

Aus Tokio wird gemeldet, daß der Kaiser von Japan Mutsuhito (Portr. S. 1239) an einem Magenleiden schwer erkrankt ist.

Eine amtliche Note der italienischen Regierung über das Geschehnis in den Dardanellen besagt, daß die italienischen Torpedoboote 20 Kilometer weit in die Meerenge eingedrungen seien und sie dann trotz des feindlichen Feuers unbeschädigt und ohne Verluste an Menschenleben wieder verlassen hätten.

21. Juli.

Die neue amerikanische Partei der fortschrittlichen Republikaner hielt ihren Staatskonvent in Jackson (Michigan) ab und tritt für Roosevelt als Präsidentschaftskandidaten ein.

Bei Riddan auf der Kurischen Nehrung kentert eine mit vierzehn Offizieren, Unteroffizieren und Marinebeamten besetzte Jolle des Schlachtschiffes „Thüringen“. Ein Zahlmeister und ein Intendantursekretär ertrinken, die übrigen werden gerettet. Der japanische Staatsmann Fürst Katsuma (Portr. S. 1244) trifft in Petersburg ein.

22. Juli.

Im englischen Unterhaus wird die Ergänzung des Flottenetats genehmigt.

Die auf das Programm des jungtürkischen Komitees gewählten Abgeordneten legen sämtlich ihre Mandate nieder.

In der Türkei wird Ghazi Mukhtar-Pascha zum Großwesir ernannt; Kamil-Pascha tritt an die Spitze des Staatsrats (Portr. S. 1244).

23. Juli.

Aus der Türkei kommen Nachrichten über bedeutende Erfolge der aufständischen Albanesen, mit denen die Truppen teilweise fraternisieren.

24. Juli.

Das neue türkische Kabinett beschließt, den Belagerungszustand über Konstantinopel aufzuheben, eine allgemeine Amnestie zu erlassen und die militärischen Operationen gegen die Albanesen einzustellen.



Die Bedeutung der „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“ für die Wohnungsfrage.

Von Ministerialdirektor Dr. Fr. Freund.

Die „gemischte wirtschaftliche Unternehmung“ (g. w. U.), das neue Gesellschaftsgebilde, haben wir in dem letzten Aufsatz über „Stadt und Kaufmann“ als notwendige Form in der Entwicklung der Kommunalpolitik auf dem Weg zum Ziel eines Zusammenarbeitens von Stadt und Privatkapital behandelt. Dieses gleichzeitig kommunalpolitische und privatrechtliche, also sozialistisch-individualistische Gebilde will Gemeinde und Privatkapital in einer Gesellschaftsform zusammenführen, in der der Erwerbszweck zwar vorherrscht, aber durch Mitleitung, Unterstützung und Kontrolle der Gemeinde vor spekulativer Entartung behütet wird. Mitleitung: durch Beteiligung an den Gesellschaftsorganen, Unterstützung: durch Hergabe des Kommunalkredits für den Geldbedarf des Unternehmens, durch Bereitstellung der Dienste der kommunalen Beamtenstaffel usw., Kontrolle: durch Einräumung eines Einspruchsrechts gegen Beschlüsse der Mehrheiten der Beteiligten mit darauffolgendem Schiedsgerichtsverfahren. Die neue Gesellschaftsform läßt sich, wie wir weiter sahen, einbauen in die verschiedensten Typen der Erwerbsgesellschaften, der Aktiengesellschaften, der Gesellschaften m. b. H., der eingetragenen Genossenschaften. Das Zusammenarbeiten der Gemeinde mit dem Privatkapital wird nicht ver-

fehlen, jene mit kaufmännischem Geist zu erfüllen, dieses einer wohlthätigen Kontrolle der Öffentlichkeit zu unterwerfen. Der „Vogel und der Ochs an einem Seil“ wird den Pflug besser ziehn als in Schillers „Pegasus im Joch“.

Haben wir bisher in erster Linie an Wasser-, Gas-, Elektrizitätswerke in den Städten als die Gegenstände der „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“ gedacht, so wollen wir heute das Terrain- und das Realcreditgeschäft vom Standpunkt dieser Kombination öffentlicher und privater Faktoren aus betrachten.

Wenn irgendwo, so sind auf diesen beiden Gebieten, die recht eigentlich die Domäne der Boden- und Wohnungsfrage bilden, Stadt und Privatkapital aufeinander angewiesen. Die praktischen Erfahrungen lehren, daß die große Aufgabe der Ansiedlung der städtischen Bevölkerung in einer ihren Einkommens- und Lebensbedürfnissen entsprechenden und sanitären Art auf dem noch unbebauten Teil des städtischen Weichbildes weder ausschließlich von der Stadtverwaltung noch ausschließlich vom Privatkapital gelöst werden kann. Zwar weisen in England und in Deutschland einzelne Stadtverwaltungen wie Birmingham, Glasgow, London, Ulm und Freiburg i. B. sehr bedeutsame Leistungen in bezug auf die Erwerbung von Grundbesitz und auf die Erbauung von Häusern in städtischer Regie auf, auch haben eine Reihe von Städten die Hergabe von Hypothekendarlehen zur Beförderung des Häuserbaus als städtische Angelegenheit organisiert. Indessen konnten und sollten diese Versuche doch nur eine mehr oder weniger erhebliche Konkurrenz gegenüber dem privaten Terrain-, Bau- und Kreditgeschäft bedeuten. Denn die Verwaltung und Bewertung eines allzu umfassenden Grund- und Hausbesitzes oder der Hypothekenbank-Großbetrieb durch die Stadt allein würde ihr eine fast unlösliche und recht riskante Aufgabe zuweisen. Andererseits ist die völlige Überlassung des Terrain-, Bau- und Kreditgeschäfts an den privaten Betrieb höchst bedenklich. Während die private Terraingesellschaft ihren Grundbesitz durch Parzellierung und straßenmäßigen Ausbau spekulativ ausnützen will, ist ihr die Beteiligung an der Festsetzung der Bau- und Straßenfluchtlinien, an dem Erlass der Bauordnungen, die Mitbestimmung der städtischen Tiefbaupolitik, der Besteuerung von Grund und Boden verlagert; der privaten Hypothekenbank fehlen die mannigfachen Informationsquellen der städtischen Verwaltung über den Wert der Grundstücke und die Bonität der Grundbesitzer. Das bedenkliche Schicksal einer Reihe privater Terraingesellschaften hängt mit diesem Mangel an Fühlung mit der Stadt zusammen. Die in der Natur der Sache liegende gegenseitige Durchdringung der beiderseitigen Interessensphären müßte hier endlich zu einem organischen Zusammenarbeiten von Stadt und Privatgewerbe, d. h. zu der „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“ in der von uns angeregten Gesellschaftsform, führen. Der von allen Freunden einer gesunden Entwicklung des Wohnungsbaus ersehnte Übergang zu einer flacheren Bauart, der Kampf gegen die antisoziale und antisaniäre Mietkaserne in der städtischen Weichbildperipherie kann nur dann durchgeführt werden, wenn der Erwerbstrieb, wie er durch das Privatgewerbe repräsentiert wird, mit dem öffentlichen Wohl, wie es in die Hände der städtischen Selbstverwaltung gelangt ist, in eine organische Verbindung gebracht wird. Der Anreiz, der für das Privatkapital zu dieser Verbindung gegeben

ist, liegt in der unverkennbaren Förderung seiner Erwerbszwecke durch eben diejenigen kommunalen Faktoren, die kraft ihrer gesetzlichen Zuständigkeiten auf den Gebieten des Baufluchten-, Bauordnungs-, Tiefbau-, Steuerwesens die Ausichten jeglichen städtischen Ansiedlungsunternehmens entsprechend mitbestimmen.

In der praktischen Durchführung dieses Gedankenganges würden sich die Verhältnisse etwa so gestalten lassen: die Stadt vereinigt sich mit Privatkapitalisten (Großbanken, Terraingesellschaften) zu einer als „gemischte wirtschaftliche Unternehmung“ organisierten Aktiengesellschaft, in der sie, um den Anreiz zum Erwerb nicht zu verringern und die Leitung den privaten Faktoren einzuräumen, die Minderheit des Aktiengrundkapitals übernimmt, und in die sie die bereits in städtischem Eigentum befindlichen Grundstücke zum Selbstkostenwert einbringt. Nachdem weiter die Stadt in Verbindung mit den zuständigen staatlichen Instanzen für das zur baulichen Aufschließung bestimmte noch unbebaute Gelände in möglichst weitem Umfang eine Bauordnung erwirkt hat, die den Flachbau fördern, also die Ausnutzung des Baugeländes nach der Höhe zu einschränken soll, erwirbt die gemischte wirtschaftliche Unternehmung dieses gesamte Gelände, möglichst zu einer Zeit des daniederliegenden Grundstücksmarktes. Für dieses Gelände stellt die Stadt den Bebauungsplan nach Einholung der Vorschläge der Gesellschaft fest. Zur Verminderung der Anbaukosten auf dem durch die vorerwähnte Bauordnung im Preis niedriggehaltenen Gelände werden dabei nach Feststellung der großen Verkehrswege in ausgiebigem Maß sogenannte Wohnstraßen vorgesehen, die in geringer Breite und wenig kostspieliger Befestigung auf die Höhe der Anliegerbeiträge ermäßigend einwirken müssen, weil diese Beträge nichts anderes sind als die Erstattung der auf den Straßenbau verwendeten Kosten. In allen Fragen der Wasserleitung, Entwässerung, Beleuchtung, Straßenanlegung hält sich die Gesellschaft in engster Fühlung mit der städtischen Verwaltung, die hier anregend und regulierend, aber auch gegebenenfalls mit Hilfe ihres statutenmäßigen Einspruchsrechts hemmend innerhalb der Gesellschaftsorgane wirksam wird. Bei der Abgabe der Grundstücke oder der darauf errichteten Gebäude können die in der modernen Kommunalpolitik ausgebildeten Formen des Erbbaurechts oder des Verkaufs auf Wiederkauf neben dem freien Verkauf angewandt werden.

Zur weiteren Unterstützung einer derartigen Bodenpolitik würde die Stadt das Schnellbahnwesen, am besten auf der gleichen Rechtsgrundlage, auszugestalten haben, um die Verbindung der neuentstehenden Wohnplätze mit dem Geschäftszentrum herzustellen. Zu diesem Zweck würde sie sich mit dem Privatkapital (Straßen-, Hochbahngesellschaften) zu einer weiteren „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“ — sofern das Trambahnwesen nicht in die oben erörterte gemischte Terrainunternehmung einbezogen werden soll — verbinden. Hier würde die Mitleitung der Stadt und gegebenenfalls ihr statutenmäßiges Einspruchsrecht in erster Linie dem Ziel eines harmonischen Zusammenarbeitens mit der Terrainunternehmung dienen, wobei auf eine zweckentsprechende Entwicklung des Gebührenwesens (Fahrkartenpreises) besondere Rücksicht genommen werden müßte.

Endlich verlangt die Organisation des Hypothekendarlehenwesens in der Form einer weiteren „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“ eine Verbindung von Stadt-

und Privatkapital (Hypothekenbanken). Auf diesem Gebiet würde die empfohlene Boden- und Wohnungspolitik ihre Krönung durch die Bereitstellung billiger Baugelder an erster und zweiter Stelle zur Förderung des Kleinwohnungsbaues erfahren. Aber auch hier muß im Interesse der Heranziehung des Privatkapitals diesem die Leitung und der Stadt die Minoritätsbeteiligung mit dem statutenmäßigen Einspruchsrecht angewiesen werden. Dadurch unterscheide ich mich von Eberstadt, der in seinen „neuen Studien über Städtebau und Wohnungswesen“ (1912) die Schaffung von Realreditinstitutionen empfiehlt, bei denen der Stadt die Leitung ohne Kapitalbeteiligung, den privaten Faktoren aber die Kapitalbeschaffung zufallen soll. Ich erachte es für richtiger, daß das Realreditgeschäft auf kapitalistischer Grundlage auf-

gebaut und durch Mitleitung, Unterstützung und Kontrolle der Stadt nach der Grundform der „gemischten wirtschaftlichen Unternehmung“ den Zielen der Boden- und Wohnungspolitik angepaßt wird. Andernfalls würden sich diejenigen Hemmungen und Mißstände ergeben, die wir bei dem reinen Regiesystem besprochen haben.

Es wäre des Schweißes der Edlen wert, mit diesem System einen energischen und zielbewußten Versuch zur Förderung der brennenden Wohnungsfrage, namentlich in Groß- und Industriestädten, zu machen. Wer denkt dabei nicht an den jungen Verband Großberlin, der hier durch seine Verbindung mit dem Privatkapital zu „gemischten wirtschaftlichen Unternehmungen“ eine erziehlische Mission auf dem Gebiet der Ansiedlung seiner Einwohnermassen erfüllen könnte!

Die Mißstände der Newyorker Polizei.

Von Dr. Robert Heindl.

Wer seine Kenntnisse über die Newyorker Polizei aus den Zehnspfennigheften: „Mc Niderton, der Mann mit den 1000 Bekleidungen“ schöpft, hält die Newyorker Polizisten für die smartesten der Welt. Der amerikanische Kriminalbeamte der Wirklichkeit hat aber wenig Ähnlichkeit mit diesem Idol der Hintertreppen. Er ist — was seine persönlichen Fähigkeiten betrifft — nicht besser und nicht schlechter als seine europäischen Kollegen. Wenn trotzdem die amerikanische Polizei häufiger zu abfälliger Kritik Anlaß gibt als die kontinentale, so liegt das im System, das den ungeheuren Schwierigkeiten der dortigen Verhältnisse nicht gewachsen ist.

Keine europäische Großstadt bietet ihrer Polizei so schwere Arbeit wie Newyork. Das Zentrum der Stadt ist infolge der „sky-scrapers“ enorm überbevölkert. Die Außendistrikte andererseits sind so spärlich bewohnt, daß die Häuser manchmal eine Meile und noch mehr voneinander entfernt stehen. Riefige Distrikte zwischen den Vorstädten sind überhaupt noch nicht bebaut. Die Häuser zwischen Jamaica und Flushing liegen zum Beispiel kilometerweise auseinander, und in Staten Island, Borough of Richmond, gibt es an manchen Stellen Zwischenräume von drei Kilometern. In diesem Vorort muß der Schutzmann acht Kilometer von der Wache bis zu seinem Posten gehen. Es gibt dort Tages-Patrouillengänge von zwei- und dreißig Kilometer Länge. Dazu kommt als weitere Schwierigkeit hinzu, daß Newyork durch zahllose breite Wasserarme geteilt ist, die ein rasches Zusammenziehen von Polizeiposten unmöglich machen.

Diese aus den örtlichen Verhältnissen resultierenden Mißstände sind aber noch unbedeutend neben den Schwierigkeiten, die die eigentümliche Zusammensetzung der Newyorker Bevölkerung verursacht. Der Auswurf aller Nationen strömt in Newyork zusammen. Während in London, das in seinen slums ja auch eine Menge internationalen Gesindels birgt, die auf die Ausländer entfallenden Zahlen der Kriminalstatistik nicht sehr erheblich sind, bezieht sich der Anteil der Fremden in Newyork auf 80 Prozent aller Verurteilungen! Die Newyorker Polizei hat gegen die sizilianische Maffia, die neapolitanische Camorra, die armenischen Hundkalits, die chinesischen Tongs und eine Anzahl anderer fremder Verbrechergesellschaften zu kämpfen. Besonders der Zugang aus Italien ist ein gefährlicher Fremdenverkehr.

Wenn man auch nicht, wie das gern geschieht, jeden schwarzäugigen, dunkelbraunen, europäischen Verbrecher, der keinen türkischen Fes auf dem Kopf trägt, für einen Italiener halten darf, so muß man doch zugeben, daß kein Land ein so großes Verbrecherkontingent für Newyork liefert wie Italien. Infolge der früher so lagen Einwanderungsbestimmungen kamen massenhaft italienische Exkonvikts über London nach Newyork und organisierten dort gefährliche Räuberbanden, derer die Polizei nicht mehr Herr werden kann. Der italienische Einwanderer hat es in Amerika sehr leicht, sich zu etablieren. Er findet stets eine große Kolonie von Landsleuten, die eine in sich abgeschlossene Stadt in der Stadt bilden. Das ist der gegebene Boden für die „Schwarze Hand“. In Newyork leben 500 000 Italiener. Für diese halbe Million sind nur 40 italienische Polizisten angestellt. Man kann meilenweit in den Straßen Newyorks gehen, ohne einen Polizisten zu finden, der die Sprache der Anwohner versteht. Man könnte gerade so gut in Rom irische Polizisten anstellen, da dort nicht so viel Italiener wohnen wie in Newyork.

Trotzdem so die Bevölkerung und die Lokalverhältnisse die Arbeit der Polizei komplizieren, ist die Anzahl der Polizeibeamten in Newyork geringer als in irgendeiner Stadt, die verglichen werden kann. In London treffen auf einen Polizisten 496 Einwohner, in Berlin 340, in Budapest 320. In St. Petersburg, wo allerdings ungewöhnliche Zustände herrschen, entfällt 1 Polizist auf 134 Bewohner! Wie niedrig ist daneben die Anzahl der Newyorker Beamten: 1 Polizist auf 547 Bewohner (nach den Berechnungen von Bingham im North American Review 1908)! Die 5 Millionen Newyorker müssen von nicht ganz 8000 policemen im Schach gehalten werden. Von diesen 8000 sind noch eine erhebliche Anzahl abzuziehen, die mit Gerichtsdienst, Municipalgeschäften, mit der Beaufsichtigung des Zentralparks und ähnlichen Spezialaufgaben betraut sind.

Im April 1906 wurde in einem ausführlichen Bericht an den „Board of Aldermen“ die Neuanstellung von 2000 Mann beantragt „als das Minimum, das für die Sicherheit Newyorks zu tun sei“. 600 Mann wurden bewilligt. Als darauf die Unsicherheit in Newyork in trasser Weise zunahm, wurden 1907 noch weitere 600 Mann angestellt.

Natürlich ist der Grund der Nichtbewilligung Spar-samkeit. Die 800 Mann, die noch nötig wären, würden das Polizeibudget, das jetzt 15 Millionen Dollar beträgt, um weitere 800 000 Dollar erhöhen. Dabei sind die Polizeikosten in Neuyork — auf den Kopf der Bevölkerung berechnet — in den letzten Jahren um 3 Prozent gesunken, während beispielsweise die Ausgaben für Schulen um 108 Prozent, die für die Feuerwehr um 68 Prozent gestiegen sind. Neuyork ist stolz auf seine Schulen und seine Feuerwehr. Es sollte auch eine Polizei haben, auf die es stolz sein könnte!

Die Sparsamkeit ist in diesem Fall sehr gefährlich. Sie provoziert Polizeiskandale. Da die von den Polizisten geforderte enorme Arbeitsleistung in keinem Verhältnis zur Bezahlung steht, sind üble Konsequenzen unvermeidlich. Leistungsfähige, honeste Männer gehen nicht mehr in den Polizeidienst, wie aus dem Kriminalistenkongreß in Illinois 1909 offen ausgesprochen wurde. Sie verdienen in anderen Berufen leichter ein Salär, das ihren Fähigkeiten entspricht. Bleiben also als Polizeiaspiranten nur noch unfähige Leute übrig, die in anderen Berufen kein Unterkommen finden können, oder intelligente, aber skrupellose Männer, die sich als Entschädigung für den überharten Dienst inoffizielle Nebeneinnahmen ergaunern, die Verbrecher, Spielhausinhaber und Bordellwirte erpressen oder mit ihnen gemeinsame Sache machen. Ganze Häuserviertel werden an Einbrecherbanden zur „Bearbeitung“ verpachtet. Wirtshäuser müssen Tribut zahlen. Selbst der armseligste Straßenhändler wird von dem Polizisten, in dessen Rayon er hauiert, besteuert. Die polizeilichen Oberbeamten verschachern die ihnen untergebenen Stellen. Die Anstellung als Schutzmann kostet 300 Dollar, die Beförderung zum „Sergeant“ 1500 Dollar. Der Marktpreis einer Kapitän-Stelle ist 10.000 Dollar.

Um diese skandalösen Mißstände abzuschaffen, müßte zunächst das Gehalt der Neuyorker Polizisten und ihre Zahl erhöht werden. Ferner müßte eine eigene Zivilschutzmannschaftsabteilung bei der Kriminalpolizei eingerichtet werden, um die private Detektivarbeit der Polizisten zu unterbinden. Die Errichtung von Polizeischulen ist ein weiteres Desideratum.

Die Beaufsichtigung der Verbrechertneipen, in denen das Gefindel zusammenkommt, der Altwarenhändler, durch deren Hände der größte Teil des gestohlenen Gutes geht, und der Waffengeschäfte müßte durch Staatsgesetz geregelt werden. Wenn jede Hieb- und Schußwaffe, jeder „Bladjack“ und jedes Messer, das eine gewisse Länge überschreitet, mit einem Zeichen des Verkäufers signiert wäre und der Name und das Signalement eines jeden Käufers in ein amtlich kontrolliertes Verkaufsbuch eingetragen würde, so könnte mancher mysteriöse Mord enträtselt werden. Der Neuyorker Polizeikommissar Theodore Bingham hat schon 1908 diesen Vorschlag gemacht, er ist jedoch meines Wissens noch nicht in die Praxis umgesetzt worden.

Die wichtigste Reform endlich, die der Neuyorker Polizei und der amerikanischen Polizei überhaupt nottut, ist die Verstaatlichung. Als Avery D. Andrews, der zusammen mit Theodore Roosevelt in den neunziger Jahren Polizeikommissar von Neuyork war, im Auftrag der amerikanischen Regierung eine Studienreise zu den europäischen Polizeibehörden unternahm, empfahl er bereits in seinem Reisebericht als notwendigste Reform die Verstaatlichung. Er hatte mit diesem (im Jahre 1902 gemachten) Vorschlag kein Glück. Die amerikanischen

Städte sind eifersüchtig und wollen sich unter dem Schlarupf „Home rule“ die eigene Polizeigewalt bewahren. Es sei zugegeben, daß es eine schöne und wohlthätige Einrichtung ist, wenn der Staat sich nicht stets in die häuslichen Angelegenheiten der Gemeinde mischt, vor allem wenn die Stadt der zahlende Teil ist. Aber die Home rule darf nicht so weit gehen, daß das Home unsicher wird, daß man Committees of public safety zum Schutz von Leben und Eigentum der Bürger gründen muß, wie das in San Francisco der Fall war.

Derartige Funktionen des öffentlichen Rechts, wie das Polizeiwesen, dürfen nicht von der Augenblickspolitik der amerikanischen Kommunen abhängig sein. Sie müssen von Staatsbeamten ausgeübt werden, wie das z. B. bei der Gesundheitspolizei bereits der Fall ist, die unter dem Public Health Department steht.

Eine heilsame Folge der Verstaatlichung wäre sicherlich die, daß dann die „Machinery“ der Wahlen aus den Händen der Polizei genommen würde. Die Verquickung von Politik und Polizei ist viel an den Neuyorker Polizeiskandalen schuld. Die Polizeibeamten werden teils zu willenlosen Kreaturen gewissenloser Politiker, teils begehren sie im Vertrauen auf die Macht der hinter ihnen stehenden politischen Dunkelmänner die unglaublichsten Übergriffe gegen das Vermögen und die Freiheit der Bürger. Ein eklatanter Fall, der für die amerikanische Kommunalpolizei charakteristisch ist, sei hier zum Schluß angeführt: Kurz vor den Neuyorker Gemeindevahlen kam eines Morgens ein Polizeikapitän aufs Gericht, mit einer großen Anzahl von Gefangenen, die er alle tags vorher verhaftet und über Nacht auf der Polizei eingesperrt hatte. Er beantragte, der Richter möge sie alle zu Gefängnis verurteilen, „bis die Wahlen vorüberseien“. Der Richter erkundigte sich natürlich, was die Leute für Verbrechen begangen hätten; aber der Kapitän konnte kein Delikt angeben, er fürchtete nur, „die verdammten Burschen würden wählen, wenn sie in Freiheit blieben“.



Kühlende Getränke.

Plauderei von Wilhelmine Bird-Dahlem.

Wie helfen wir uns, die wir nicht an kühlen Gestaden einherwandeln, nicht unter den Schatten spendenden kühlen Waldbächern des Gebirges weilen können?

Wir suchen uns von innen heraus zu entschädigen, und der Begweiser zeigt mit großer Hand auf „kühle Getränke“. Wir lehzen danach. Sehen beglückt auf eine Reihe zweckvoller Kombinationen und möchten sie alle auf einmal trinken, um den Glutbrand zu löschen.

Als Vorläufer der verschiedensten Anweisungen möge die Forderung auf Eis als notwendige Unterlage gelten, und zwar künstliches Eis. Die zahllosen Mikroben, die dem Natureis anhängen und beim Schmelzen wieder zur Lebenstätigkeit aus ihrem durch die Kälte bedingten, vegetierenden Schlaf erwachen, könnten der Gesundheit und wohl gar dem Leben einmal ein arges Schnippen schlagen, falls wir es in direkte Verbindung mit Lebensmitteln trockner wie nasser Art bringen, und so gehen wir ihm besser aus dem Weg.

Es muß befremden, daß der Eisverbrauch hierzu-lande verhältnismäßig noch sehr beschränkt ist und zum

Teil sogar noch als ein Luxus betrachtet wird. Man begnügt sich mit einem kühlen Keller oder mit der Anwendung kalten Wassers. In so heißen Tagen, wie unsere Sommer, wenn auch nur periodisch, sie bringen, sollte der Schrei nach Eis unisono ertönen. Er schließt in sich einen Begriffsteil des wahren Komforts. Ich hatte noch nicht das Glück, eine der heute vielgenannten „Kulturwohnungen“ zu sehen, vermute aber nach den Anpreisungen, daß sie das Leben zu einer sanften Wiege machen und auch noch einmal den in jeder Wohnung fest eingebauten Eisschrank praktischster Konstruktion oder eine noch bessere Kühlvorrichtung durch ihr gutes Beispiel verallgemeinern werden. Es gibt meinem nationalen Stolz immer einen Stoß, wenn ich ausländische gute Einrichtungen loben muß, die wir — vielleicht aus Bescheidenheit, wir Berliner sind ja so — standhaft meiden ohne sichtbaren Grund.

Bei 30 Grad Celsius aber wird man mir wohl verzeihen, wenn ich eine Einrichtung unserer überseeischen Verwandten gründlich lobe, die so wert ist, nachgeahmt zu werden wie die Eisbestellung in Amerika.

Jede, selbst die kleinste Wohnung ist dort mit einem eingebauten Eisschrank versehen, dessen Behälter, alle von gleicher Form, auf das stets in gleiche Quadrate geschnittene Kunsteis, wie man es dort ausschließlich verwendet, eingerichtet sind. Für ein halbes, für ein ganzes oder mehr Quadrat natürlich, je nach den Verhältnissen. Die Eismagen fahren in den großen Städten von früh bis spät am Abend durch die Straßen, und ist das Eis im Schrank geschmolzen, so hat man nur nötig, einen sichtbaren Zettel mit dem Namen des betreffenden Lieferanten an das Fenster zu hängen, um sicher zu sein, daß sich bald der ersuchte Eismann — eine Spezies Amerikas, bewaffnet mit riesiger Eispickel und Bille zum Verteilen der großen Eisblöcke — einstellt und unsern Schrank wieder füllt. Er späht alle Fenster ab in Konkurrenz mit andern. Der Preis des Eises ist darum nicht höher als hier.

In besonders heißen Sommern spenden die Stadtverwaltungen der ärmeren Bevölkerung, wie hier im Winter Kohlen, so dort Eis.

Werden wir solche Einrichtungen auch erreichen?

Doch — zurück ins Boot — also Eis ist die Hauptsache bei allen kühlen und kühlenden Getränken. Nicht alle kühlen Getränke, wohlverstanden, wirken kühlend auf unser Blut, wie der Eistognat beweist. Zur tatsächlichen Kühlung haben wir beim Getränk die richtigen Mittel zu wählen. Als eines der besten gilt ein leichter Tee, um das nächste nur zu nennen. Schnell herzustellen und ohne nachteilige Nebenwirkungen. Der Tee darf nur einige Minuten auf den Blättern gestanden haben und nicht in brauner, sondern tief goldgelber Farbe scheinen. Man gießt ihn abgekühlt und nach Geschmack mit Zucker versehen, aber ohne Milch, auf ein im Glas befindliches Stück Eis und gibt eine Scheibe Zitrone oder Apfelsine dazu.

Dieser Tee wird gleich in größeren Kannen bereitet, auch in den Eisschrank gestellt und deckt fortgesetzt den Bedarf des Tages. Ehe wir höher steigen, mag sich als treuer Gesell dem Tee noch der Kaffee anschließen.

Unter der Bezeichnung „Massagran“ geben wir einen feinen, mittelfarken, schwach gesüßten, schwarzen Kaffee mit einem Stück Eis in das Glas. Zu einem Eistaffee erster Qualität gießen wir erst in ein hohes Glas bis mindestens zur Hälfte mit Vanille versehene Schlagflame und gießen dann den mild gesüßten und eifig gekühlten, schwarzen Kaffee — aber erster Güte muß er sein —

langsam in die Sahne hinein, die sich vom lichtesten Gold bis zum tiefsten Braun langsam zu färben beginnt. Bescheiden und doch so begehrt steht neben ihm der häusliche, mit Milch gemischte „Blümchenkaffee“, um durch ein Stückchen Eis ebenfalls schnell zu „Eistaffee“ zu avancieren.

Nennen wir daneben das aktuelle Doghurt in fester Form, mit Milch und Wasser zu einem leichten, säuerlichen, sehr kühlenden Getränk bereitet, durch das man gleich um zehn Jahre länger leben soll. Daß alle Fruchtlässe, deren Herstellung durch einen Fruchttafapparat jetzt so vereinfacht ist, mit Wasser gemischt vorzügliche kühlende Limonaden geben, will ich nur erwähnen mit dem Rat, immer noch einige Tropfen Zitronensäure zuzusetzen.

Es ist fast das gleiche wie die Sherbets oder Sorbets, die vom Orient stammen, die man aber gern zur Zeit der frischen Früchte von solchen bereitet.

Zu einem Himbeerforbet setzt man 1 Pfund Beeren mit circa 200 Gramm Zucker an, übergießt sie mit zwei Liter Wasser und gibt das Ganze, nachdem sich die Früchte durch Rühren gut gelöst haben, durch ein Leinentuch. Der so entstandene Saft wird mit einem Gläschen Rum oder Arrak vermischt und kalt gestellt oder über ein Stück Eis ins Glas gegossen. Es sei auch eine sehr haltbare vorzügliche Himbeereffenz empfohlen folgender Herstellung:

Drei Pfund Himbeeren werden zerquetscht und mit 2 Liter bestem Weinessig übergossen. Drei bis vier Tage setze man sie möglichst der Sonne aus oder lasse sie zugedeckt stehen. Dann wird das Ganze auf ein Leinentuch zum Durchlaufen gegeben und der so gewonnene Saft mit drei Pfund Zucker zu einem Sirup in 15 Minuten gekocht. Auf Flaschen gefüllt und mit einem Wattlestopfel versehen, hält er sich lange Zeit, und eine kleine Zugabe zu kaltem Wasser genügt, um ein sehr kühlendes Getränk zu geben.

Einen Erdbeerforbet stellt man her, indem man 2 Pfund frische, recht aromatische, am besten Walderdbeeren zerdrückt, mit 1 Liter Wasser übergießt, diese Masse durch ein Tuch preßt, den Saft einer Zitrone und 2 Flaschen leichten Weißwein dazugießt und dann den erforderlichen Zucker hinzusetzt. Mit einzelnen ganzen Erdbeeren ziert man noch das Getränk, welches in Eis gekühlt oder über ein Stück Eis ins Glas gegossen wird.

Man kann in einfacher Weise Erdbeerforbet auch nur mit kohlensaurem Wasser und etwas Zitronensaft herstellen, man gibt dann aber einen Zusatz von Orangensaft dazu.

In gleicher Weise, mit gleicher Einteilung, werden auch Sorbets aus Pfirsich oder sauren Kirschen hergestellt.

Ausgezeichnet ist ein solcher von Aprikosen. Dazu muß die Frucht aber ihres härteren Fleisches wegen erst gekocht und das Fruchtfleisch durch ein feines Sieb getrieben werden. Auf 2 Pfund Aprikosen rechnet man 1½ Liter Wasser. Nach dem Durchtreiben fügt man 1 Pfd. Zucker, den Saft einer Zitrone und 2 Flaschen leichten Mosel dazu. Im Orient setzt man all diesen Sorbets mit Vorliebe noch duftende Essenzen zu, wie Rosen-, Orangen- oder auch etwas Mandeleffenz. Eine Zugabe von etwas Rosenwasser oder Orangensaft mag vielleicht für den einen oder anderen den Versuch lohnen. Ich konnte mich nicht damit befreunden.

Den Sorbets folgen die Cobbler — amerikanischen Ursprungs. Als einer der besten sei der Sherrycobbler angeführt. Auf den Boden einer großen Glaskanne gibt man einige Scheiben Ananas, eine halbe Zitrone dünn geschnitten, 100 Gramm Puderzucker und 1 Liter Wasser.

Man rührt alles gut durcheinander bis zur Lösung, gibt bis zu einer halben Flasche Sherry dazu und füllt dann den Krug ganz mit klein geschlagenem Eis. Nachdem das Ganze einige Zeit gestanden, schneidet man die Ananas in Stücke, auf jedes Glas etwas gebend und trinkt den Cobbler durch Strohhalben. Eine sehr gute Art, kalte Getränke herzustellen, ist die Anwendung des in Amerika allgemein gebräuchlichen „Shakers“, wörtlich Schüttlers, der in einem hohen Becher aus Aluminium oder Silber besteht, dessen siebartiger Schluß noch durch einen festen Deckel abgeschlossen wird. Man gibt zum größten Teil fein geschlagenes Eis hinein und übergießt dieses mit der gewünschten Flüssigkeit wie Brandv, Gin, Portwein oder Sherry, schließt den Becher und schüttelt ihn tüchtig. Die daraus sich ergebende eisige Flüssigkeit wird dann in dem Glas noch mit irgendwelchen dem Geschmack entsprechenden kleinen Fruchtstücken geziert.

Auch den im Sommer hochgeschätzten „Allabazam“ stellt man in solch einem Shaker her, indem man ihn bis zu drei Viertel mit kleinen Eisstückchen füllt, einen Teelöffel voll Angostura, 1 Teelöffel Zitronensaft, etwas Pomeranzenessenz, 1 Gläschen Kognak und 2 Löffel Zucker hinzusetzt. Durch starkes Schütteln löst sich das Eis, wodurch eine etwas dickliche Masse entsteht, deren Genuß in der Hitze ein großes Wohlbehagen auslöst.

Aber auch unsere heimischen Schätze sollen nicht vergeffen werden. Ein besonders angenehmes Getränk bietet uns der Apfelwein in einer allerdings etwas sonderbar klingenden Zusammensetzung. Man schlägt auf je eine Flasche Wein ein Ei mit einigen Löffeln Puderzucker recht schaumig und gießt dann unter ständigem Rühren den mit einem Drittel Sauerbrunnen oder einfachem

Wasser gemischten Wein hinein und gießt ihn über Eisstückchen in die Gläser, in welche man noch eine Zitronenscheibe gibt.

Unter dem Namen „Altensteiner“ kenne ich einen ähnlichen, höher stilisierten, köstlichen Sommerabendtrank. Dazu werden drei Eigelb mit sechs Löffeln Zucker zu Schaum gerührt, mit einem Glas feinem Rum übergossen und dann mit zwei Flaschen kohlensaurem Wasser und einer Flasche Schaumwein gemischt. Schließlich gibt man kleine Stückchen Ananas oder Pfirsich in die Gläser, über die man das eisig gekühlte Getränk gießt.

Beschließen will ich mit dem köstlichsten aller Getränke, dessen Güte keines Sterblichen Herz ungerührt lassen wird. Ein reichlich ausgeprobter Claret cup! In einen sehr großen Glaskrug oder Bowle gibt man einige Scheiben Ananas, einige Zitronenscheiben, ebensolche von Apfelsinen unter Entfernung der Kerne. Ferner einen Eßlöffel voll Erdbeeren, 2 Pfirsiche, einige Aprikosen, klein zerhackten und einige saure Kirschen, entfeint, eine Banane und, wenn schon vorhanden, eine saftige frühe Sommerbirne. Das Ganze wird stark überzuckert hingestellt, bis sich der Fruchttaft gebildet hat, was ein bis zwei Stunden dauert. Darauf füllt man zunächst zwei Flaschen moussierendes Wasser, rührt alles gut durcheinander und gießt dann 1—2 Flaschen leichten Rotwein dazu, den Rest des Gefäßes mit kleinen Eisstückchen füllend. Nach einer kleinen Weile muß dieses köstliche Getränk auf seine genügende Süßigkeit geprüft werden und ist dann zum Beglücken fertig.

Vorstehende Getränke, einfache und üppigere, werden alle den gefekten Zweck der Kühlung und zugleich des Wohlgeschmacks nicht verfehlen.

Der Mitado Mutsuhito.

Hierzu das Porträt auf S. 1241.

Kaiser Mutsuhito von Japan ist am 3. November 1852 als zweiter Sohn des Kaisers Komei geboren. Er ist nach japanischer Auffassung der 123. Fürst aus dem Geschlechte, das Japan vom Jahre 660 v. Chr. bis auf den heutigen Tag ununterbrochen regiert hat. Selbst wenn man, und zwar mit Recht, die japanische Geschichte bis mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt als halbmithisch oder legendär ansieht, so bleibt tatsächlich doch das japanische Kaiserhaus bei weitem die längstdauernde Dynastie, die die Welt kennt.

Die allen genealogischen Erfahrungen widersprechende Tatsache eines zweitausendjährigen Mannesstammes in einer Familie wird verständlich, wenn man hört, daß Adoption durch den Kaiser in weitem Maße gestattet war, und daß nicht bloß die Söhne der Kaiserin sondern auch die der Nebenfrauen thronberechtigt waren. Aber auch so kann man den Stolz der Japaner auf ihr altes, direkt von den Göttern abgeleitetes Herrscherhaus und dessen einzigartige Verehrung wohl verstehen.

Die Jugendjahre Mutsuhitos fielen in eine Zeit lebhafter innerer Wirren und Verwicklungen nach außen. Seit 700 Jahren hatten die Schogune, ehrgeizige Feudalherren, alle Macht an sich gerissen und brauchten sie rücksichtslos. Die Kaiser waren zu Schattenfürsten herabgedrückt. Theoretisch blieben sie die Quelle der Regierungshandlungen, die alle in ihrem Namen ausgeübt wurden, aber in Wirklichkeit wurden sie systematisch von jedem Einfluß auf die innere und äußere Politik ferngehalten

und lebten in ihrem Palast in Kioto nicht viel anders als Gefangene.

Motiviert wurde diese Usurpation der Macht durch die Schogune mit der Fiktion, daß der Kaiser als Halbgott zu hoch stehe, um sich den Wirrsalen und Gefahren der politischen Wechselfälle in einem kriegerischen Volk auszusetzen. Er sei eine Art Hohepriester oder Priesterkönig, die Quelle allen Rechtes, müsse aber die praktische Ausübung dieser Rechte andern überlassen. Selbst unter den Staatsmännern, die die Macht der Schogune brachen und den jetzigen Kaiser in seine vollen Rechte einsetzten, waren und sind viele der Ansicht, daß die Auffassung mit beigetragen habe zur langen Dauer der Dynastie; denn hätte der Kaiser in den jahrhundertelangen Bürgerkriegen der Feudalherren Partei ergriffen, so wäre im Fall des Unterliegens sein Haus in Gefahr gewesen und vielleicht durch eine Dynastie der Sieger ersetzt worden. Noch heute besteht im japanischen Volk eine Art instinktiven Gefühls, daß jede Einmischung oder Hereinziehung der Person des Kaisers in die aktive Politik nach Kräften zu vermeiden sei. Man kann die japanische Anschauung über den Kaiser vielleicht am besten so ausdrücken, daß er mehr der Verkörperung einer Idee als einem Fürsten in unserm Sinne entspricht, daß er sich zu dem letzteren verhält wie die Germania oder Britannia zum deutschen Kaiser bzw. zum König von England.

Ein Jahr nach der Geburt des Kaisers erschienen amerikanische Kriegsschiffe nahe der Hauptstadt des fast

250 Jahre gegen die übrige Welt abgeschlossenen Landes, und es bildeten sich zwei Parteien, von denen die eine die Fremden mit Gewalt fernhalten wollte, während die andere dies für ein vergebliches Unterfangen hielt. Es kam zum Bürgerkrieg, welchen die der Herrschaft des Schoguns längst überdrüssigen Feudalfürsten (oder vielmehr deren Räte) benützten, um den Schogun zur Abdankung zu zwingen. Alle Fürsten legten freiwillig ihre Macht in die Hände des Kaisers zurück, als welcher 1867 der 15jährige Mutsuhito auf den Thron erhoben wurde.

In seiner äußeren Erscheinung ist der Kaiser für einen Japaner groß und stattlich und ein so typischer Vertreter seines Volkes, daß man den meisten Statuen und Bildern seines legendären ersten Vorfahren Djimmu Tenno seine Züge gibt. Er vermählte sich 1868 mit der Tochter des Fürsten Itschidjo, einer Frau, von der alle Europäer, die sie kennen lernen, mit Bewunderung und Verehrung sprechen.

Seinem Naturell nach ist Kaiser Mutsuhito zurückhaltend, fast scheu und zeigt sich öffentlich nur bei offiziellen Anlässen. Aber er hat ein warmes Herz für sein Volk, um dessen Wohlergehen und Fortschritt er unablässig bemüht ist. Er hat in der Wahl seiner Ratgeber eine selten glückliche Hand gehabt, und wem er einmal sein Vertrauen schenkte, an dem hält er fest; so z. B. am Fürsten Ito, als dieser von dem Parlament in maßlosen Ausdrücken bei ihm angeklagt wurde. Die Ereignisse gaben dem Kaiser recht.

Am 11. Februar 1889 gab Mutsuhito aus freiem Willen seinem Volk eine Verfassung, und seither regiert der früher autokratische Abkömmling der Götter als konstitutioneller Monarch über eine der mächtigsten und in sich einigsten Nation unserer Tage. Seine lange Regierungszeit wird für alle Zeiten denkwürdig bleiben, da sie einen Wendepunkt der Weltgeschichte bezeichnet.

Der Kaiser hat einen einzigen Sohn, den 33jährigen Kronprinzen Yoshihito. Dieser ist der erste japanische Prinz, der eine europäische Erziehung genossen hat. Er ist mit einer Tochter des Fürsten Rudjo vermählt und ist Vater von drei blühenden Söhnen. E. B.

▼ ▼

Momentaufnahmen von unterwegs.

La Fête des Roses.

Das gewaltige Massiv der Dent d'Oche spiegelt sich blauschwarz im Wasser, über das von Westen her ein reger fahler Schein fällt. Silhouettenhaft heben sich vom abendlichen Horizont die kleinen Barken ab — die charakteristischen Barken des Genfer Sees mit den beiden dreieckigen, schräggestellten Segeln, die wie Vogelfittiche aussehen.

Hinter uns, im Blau des heraufziehenden Abends, verflinkt Montreux. Das Montreux des Lärms, der vielen Fremden, des „Casinos“ und der fürchterlichen Hitze. Das Montreux, wo die Bahnzüge sauchen, die Drahtseilbahn nach Glion rasselte, wo Autos auf staubigen Straßen tuten . . ., das internationale, dichtbevölkerte, großstädtische Montreux! Weiß glänzen noch durch den Abenddämmer die Schneefelder von Rochers de Naye und die zackigen Eistürme der Dents du Midi. Wie eine Theaterkulisse steht das Schloß Chillon da, das vielbesungene, das Victor Hugo „Le manoir des eaux“ taufte. Auf der Uferpromenade in Territet blinken vereinzelte Lichter auf, die schnell zur Rette werden.

Unser Dampfer — „Major Davel“ — wühlt sich mit gewaltigen Schaufelrädern durch den stillen See, der hell und blank im Abendscheine liegt. Dann und wann jagen versprengte Schwalben vorüber, ihr schmaler Fittich streift im Fluge das Wasser. Ein schönes, trauriges Mädchen, ein Kind des Südens, lehnt am Bordrand; es sieht den Schwalben nach und summt etwas Leises . . . das Schwalbenlied, das jeder Italiener kennt:

Rondinella pellegrina,
Che ti posi in sul verone
Ricantando ogni mattina
Quella flebile canzone,
Che voi dirmi in tua favella,
Pellegrina rondinella?

Der Dampfer ist sehr besetzt. Auf dem Oberdeck drängen sich die Menschen. Sprachen schwirren durcheinander: Französisch, Deutsch, Englisch, Italienisch. Lange Engländerinnen sind da, in durable Stoffe gekleidet, den Bädeter in der Linken und das Vorgnon in der Rechten. Sie haben die besten Plätze erobert und reden in ihrer breiten Sprache miteinander. Französinen, sehr schick, in die neuesten, duftigen Sommerroben aus Paris gehüllt. Uppige Italienerinnen, Steine im Haar und in den Ohren, Herren mit blühweißen Zähnen und lohenden Augen. Und dazwischen deutsche Touristen in Lodenjoppe und den Rucksack auf dem Rücken, einen Gamsbart am Hut. Gesichter mit Brillen, hinter denen blaue Trümaugen blicken. Sie stehen in Gruppen zusammen und einer erklärt mit ausgestrecktem Arm die Gegend, indem er die Namen von der Karte abliest: „Das ist Saint Saphorin, schöne Weinberge . . . Dort Dugny mit Lausanne darüber . . . Die Kathedrale, da waren wir gestern — hinten, da, im Westen, liegt Genf, aber man sieht es nicht“ . . . — „Que le ciel est bleu!“ sagt die schöne Französin neben dem eleganten, spitzbärtigen Herrn, der nicht ihr Mann ist: „Connaissez-vous les vers de Paul Verlaine . . .?“ Er neigt das Ohr in die Nähe ihres Mundes, aber sie kann nicht weiterprechen: Musik ertönt. Alles drängt ans Geländer, zu sehen, was es ist, nur die Stewards gehen gleichmütig ihrer Beschäftigung nach. Da sieht auf dem Vorderdeck eine ganze Kapelle, mit blühenden Blasinstrumenten bewaffnet: Männer, Jünglinge, selbst Knaben, in grünen Uniformen, grüne Hüte auf dem Kopf, — einer von den bekannten Schweizer Musikvereinen, die dort unten eine ganz ähnliche Rolle spielen wie bei uns die Kriegervereine. In der Mitte ihres Kreises steht einer, der dirigiert, und sie spielen etwas Lautes und Rasendes, das die abendliche Stille zerreißt und dennoch nicht unangenehm wirkt. . .

Das letzte blasser Sonnengold ist schlafen gegangen, perlmutterfarben spannt sich der Himmel, perlmutterfarben liegt der See. Überall an den Ufern blinken rötliche oder grellweiße Lichter, die Städte und Dörfer, die im Kranze diesen ewig schönen See säumen.

Wir treiben auf der Höhe, der Dent d'Oche gerade gegenüber. Der Dampfer hat Laternen ausgehängt, die Kajüten sind erleuchtet, unten sitzen Leute und tafeln. Aber sie handeln töricht, denn sie versäumen ein unvergleichliches Schauspiel.

Plötzlich ertönt ein Ruf, die Stimme irgendeines Passagiers: „La Fête!“ Blißschnell wenden sich die Köpfe nach links: richtig, da prangt ein Ort im blendenden Lichterschmuck. „La Fête, la Fête des Roses à Evian!“ Das ist es, das Rosenfest in Evian-les-Bains, dem eleganten französischen Bade, das sich an den Fuß der Savoyen Alpen schmiegt. Man hat wochenlang, an jeder Table

d'hote, davon reden gehört, von dem Glanz und der zauberhaften Schönheit dieses Festes — und nun ist es da, und ein Meer von bunten Lichtern badet sich im dunkelnden See. Alles ist glänzend illuminiert, der Steg, die Uferpromenade, die großen Paläste. Und aus dieser Flut von Licht steigt plötzlich, wie ein Phönix aus den Flammen, blau strahlend eine Kaskade auf, zitternd arbeitet sie sich empor, zerprüht in der Höhe und regnet bunt hinab ... Andere folgen, Kaskaden und Leuchtkugeln, die wie Sterne flimmern, das große Feuerwerk kommt in Gang. Böllerschüsse ertönen, am Ufer drehen sich Feueräder, Petarden schwärmen knallend durch die Luft, Musik fällt ein, und der leise Abendwind trägt ihre wilden oder schmeichlerischen Klänge zu uns hinüber Der See, ein getreuer Spiegel, wiederholt das ganze bunte, sprühende Bild, und der Mond, der silberbleich am Himmel aufgezogen ist, erscheint schwach und matt gegen das künstlich entfachte Licht.

Langsam zieht unser Dampfer vorüber, in die Nacht hinein, jenem dunkeln Winkel zu, in dem die Stadt Rousseaus liegt ...

Hans von Hülsen.

Unsere Bilder

Die Preisverteilung im Stadion zu Stockholm (Abb. S. 1247) bildete den formellen Abschluß der Olympischen Spiele. König Gustav V. nahm in eigener Person die Krönung der Sieger vor. Auf einem erhöhten Platz stehend, überreichte er ihnen die goldenen Medaillen und Ehrenpreise und drückte ihnen den olympischen Lorbeerfranz aufs Haupt.

Das Niederholen der Flagge (Abb. S. 1243) beim Sonnenuntergang ist eine seemannische Sitte, die an Bord der Kaiserjacht „Hohenzollern“ stets zu einer eindrucksvollen Zeremonie Anlaß gibt. Die Mannschaft wird beim Sinken der Sonne in Parade aufgestellt, und während die Kriegsflagge am Heck sich langsam senkt, erklingen die feierlichen Weisen der Bordkapelle. Der Marinemaler Stöwer hat diese schöne Szene in dem Aquarell festgehalten, das wir heute wiedergeben.

Die Festspiele in Bayreuth (Abb. S. 1242) sind wieder einmal im Gange. Die Musikenthusiasten aller Länder haben sich in dem fränkischen Städtchen zusammengefunden, um das große Gesamtwerk Richard Wagners in der großartigen Darstellung zu genießen, die in Bayreuth unter der Leitung Siegfried Wagners und seiner Mitarbeiter geboten wird.

Ein großes Gartenfest im Park von Windsor (Abb. S. 1242) gibt der König von England alljährlich einer sehr großen Zahl von Gästen aus allen Gesellschaftskreisen. Auch in diesem Jahr erschien König Georg im Kreise seiner Gäste und zeichnete viele von ihnen durch freundliche Ansprachen aus.

Die Heringsdorfer Saison (Abb. S. 1245) ist im vollen Gang. Das beliebte Ostseebad ist wieder einmal überfüllt, und es herrscht das fröhlichste BADELEBEN. Kürzlich gab es in Heringsdorf einen großen Concours hippique, veranstaltet vom Kartell für Reit- und Fahrport. Es fanden Prüfungen von Gespannen, eine Jagdspringkonkurrenz und andere equestrische Wettbewerbe statt.

Die Grafschaft Vaduz (Abb. S. 1246) gehört seit dem 22. Februar 1712, also seit über 200 Jahren, den Fürsten von Liechtenstein, deren Besitzungen am oberen Rhein sieben Jahre später zu einem reichsummittelbaren Fürstentum erhoben wurden. Das Jubiläum des schönen Ländchens wurde durch einen großen patriotischen Festzug nach Gehöhr gefeiert.

Eine Nachfeier der Olympischen Spiele (Abb. S. 1246) hat in Berlin stattgefunden. Der Berliner Sportklub hatte viele namhafte Sportleute aller Nationen, die in Stockholm gewesen waren, zu einem großen leichtathletischen Meeting auf dem Akademiker-Sportplatz am Kurfürstendamm geladen.

Der Münchener Braun schlug im 800-Meter-Lauf den amerikanischen Weltmeister Meredith, und Rau, der deutsche Meister über kurze Strecken, gewann das 100-Meter-Rallaufen gegen den Amerikaner Lippincott.

Das 15. Deutsche Bundesfest (Abb. S. 1248) fand vom 6. bis zum 12. Juli in Braunschweig statt. Die hohe Würde eines Reglerkönigs und der mit 1000 Mark dotierte Preis der Stadt Braunschweig fielen einem Mitglied des Verbandes Berliner Reglerclubs, Herrn Boges, zu.

Die Torpedoboote (Abb. S. 1248), die kürzlich den Rhein befuhren, um den Anwohnern des Stromes die deutsche Kriegsflagge zu zeigen, sind in dem gewerbetreibigen Duisburg-Ruhrort mit nicht geringerem Enthusiasmus begrüßt worden als in allen anderen Uferorten des Rheins.

Personalien (Abb. S. 1244). Der neue Kaiserliche Gesandte in Kopenhagen Ulrich Graf Brodthoff-Rangau wurde am 29. Mai 1869 zu Schleswig geboren. Er erwarb nach Absolvierung seiner juristischen Studien im Jahre 1891 als Kammergerichtsreferendar den Doktorgrad und trat unmittelbar darauf als aktiver Offizier in das 1. Garderegiment z. F. ein. Im Jahre 1894 wurde er in den diplomatischen Dienst übernommen und der Gesandtschaft in Brüssel als Attaché zugeteilt. Im Jahre 1897 wurde er zum dritten Sekretär an der Botschaft in Petersburg ernannt; 1899 rückte er zum zweiten Sekretär auf. In dieser Eigenschaft wirkte er 1901 bis 1905 an der Botschaft in Wien; dann wurde er der Gesandtschaft im Haag als Legationsrat zugeteilt. Schon im nächsten Jahr wurde er als Botschaftsrat nach Wien zurückberufen, wo er bis zu seiner Ernennung zum diplomatischen Generalkonsul für Ungarn (1910) verblieb. — Die politisch bedeutungsvolle Europareise des früheren japanischen Ministerpräsidenten Katsuma ist jäh gestört worden. In Petersburg, wo er mit hohen Ehren empfangen worden war, erkrankte der Minister die Nachricht von der schweren Erkrankung seines Monarchen. Marquis Katsuma beschloß daraufhin, seine Weiterreise aufzugeben. — General Ahmed Rukhtar-Pascha, der das neue türkische Ministerium zusammenstellte, ist einer der berühmtesten Heerführer des Osmanenreiches. Für seine Erfolge im Kriege gegen Rußland im Jahre 1877 hat er den ruhmreichen Beinamen Ghazi (der Siegreiche) erhalten. — Der frühere Großwesir Riamil-Pascha wurde Präsident des Staatsrats und wird voraussichtlich demnächst das Großwesiramt übernehmen; er gilt als Freund Englands. — Der Pilot Baierlein, dessen Bild wir anläßlich des Nordmartenfluges brachten, war nicht der erste, sondern der zweite Sieger dieses aviatischen Wettbewerbes. Den ersten Preis errang der Pilot der Luftverkehrs-Gesellschaft A. G. Viktor Stöffler, den auf seinem Fluge Leutnant Koch vom 2. Badischen Grenadierregiment begleitete.

Todesfälle (Abb. S. 1246). Der große französische Mathematiker Henri Poincaré, der im Alter von 58 Jahren verstorben ist, war einer der bedeutendsten Theoretiker seiner Wissenschaft, die er in Paris 31 Jahre lang gelehrt hat und auf deren philosophische Konsequenzen er ein neues Licht zu werfen suchte. — Der französische Flieger Hubert Latham, dessen heroischer, wenn auch mißglückter Flug über den Kanal im Jahre 1909 und dessen Ueberlandflug von Tempelhof nach Johannisthal — der erste deutsche Ueberlandflug über deutschen Boden — noch in frischer Erinnerung sind, ist im jungen Alter von 28 Jahren auf einer Jagd im Kongogebiet einem wüsten Biss erlegen.

Die Toten der Woche

Andrew Lang, bekannter englischer Schriftsteller, † in Banbury am 20. Juli im Alter von 68 Jahren.

Henri J. Poincaré, berühmter französischer Mathematiker und mathematischer Physiker, † in Paris am 17. Juli im Alter von 58 Jahren (Portr. S. 1244).

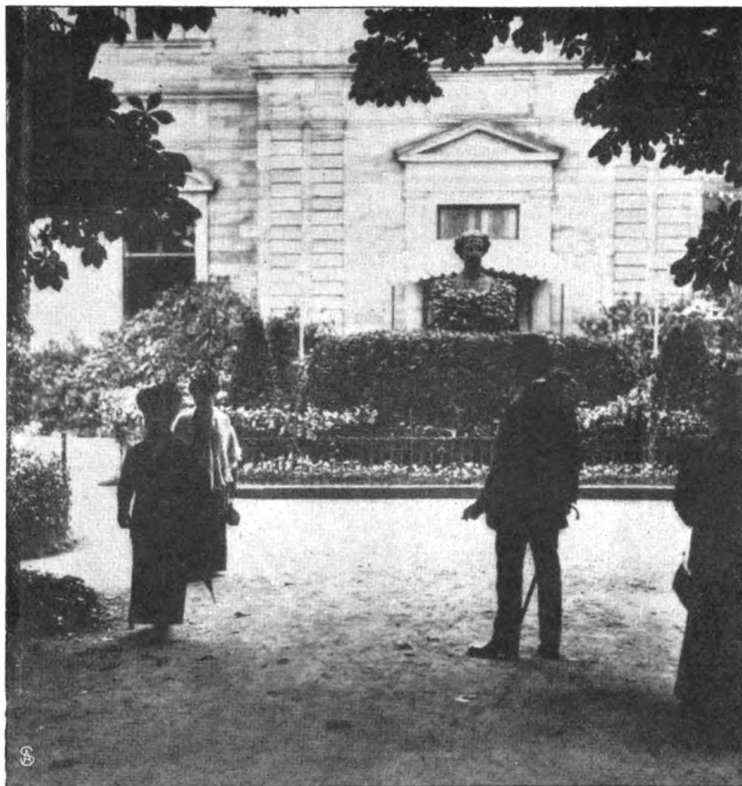
Professor Gideon Spicker, hervorragender Vertreter der Philosophie an der Universität Münster, † in Münster am 18. Juli im Alter von 72 Jahren.

Reichstagsabgeordneter Dr. Will, Mitglied der elsass-lothringischen Zentrumsparlei, † in Hönheim am 23. Juli im Alter von 44 Jahren.



Kaiser Mutsuhito.

Zur schweren Erkrankung des japanischen Herrschers.



Festspielbesucher besichtigen Villa Wahnfried.

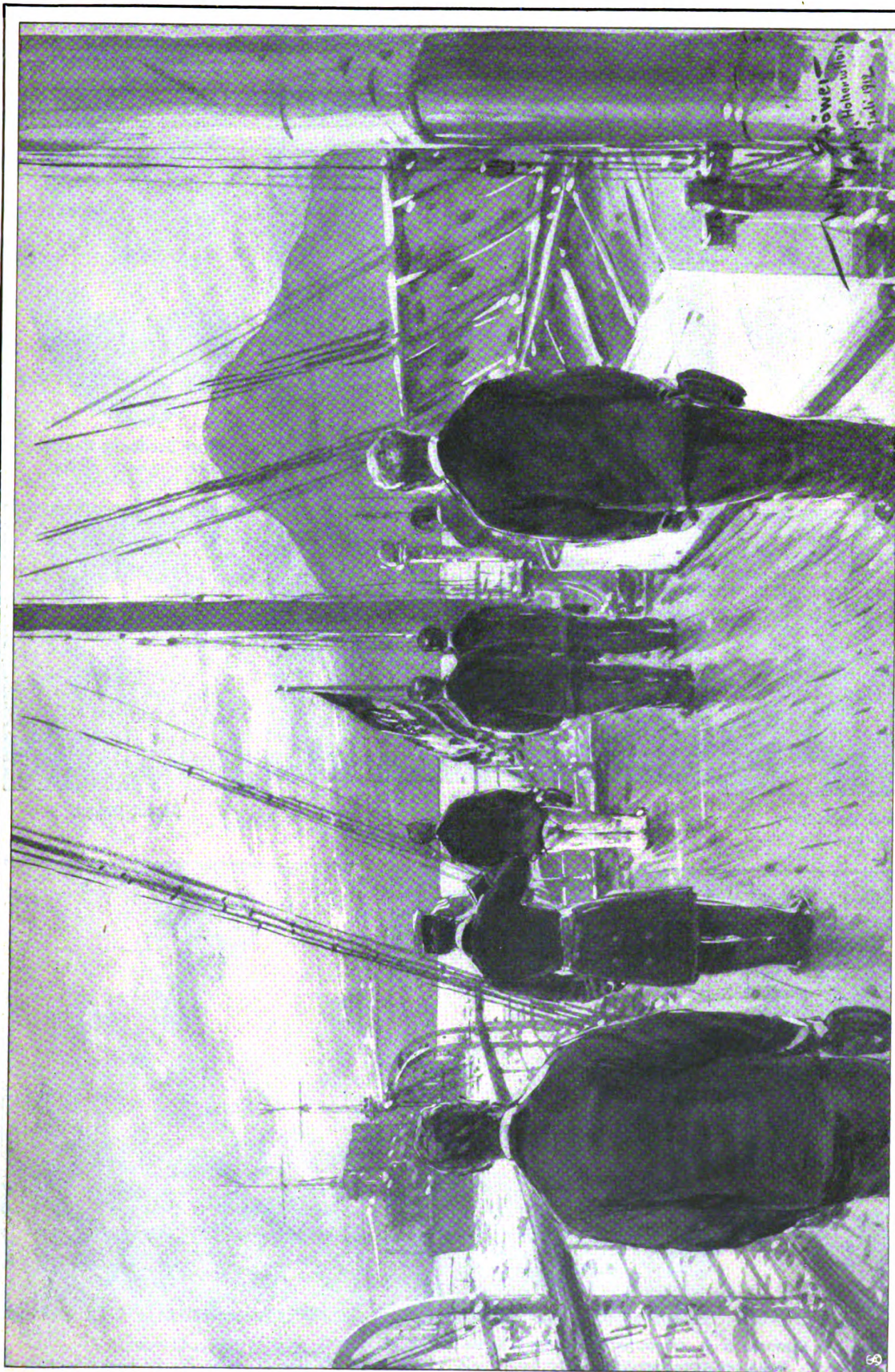
Siegfried Wagner m. seiner Nichte Fr. Waffly u. ihrem Gatten.

Zum Beginn der Bühnenfestspiele in Bayreuth. — Spezialaufnahmen für die „Woche“.



**Das Königspaar (X) inmitten seiner Gäste auf dem großen Rasenplatz des Schloßgartens.
Ein Ereignis der Londoner Saison: Das königliche Gartenfest auf Schloß Windsor.**

Phot. Sport & General.



Eine feierliche Handlung an Bord der „Hohenzollern“: Das Niederholen der Flagge bei Sonnenuntergang.

Von der Nordlandreise des Kaisers. — Nach einem Aquarell des Prof. Willy Glöwer.



Marquis Katsura.
Der berühmte japanische Staatsmann
befindet sich auf einer Europareise.



Ahmed Muhtar-Pascha,
der das neue türkische Kabinett zusammenstellte.



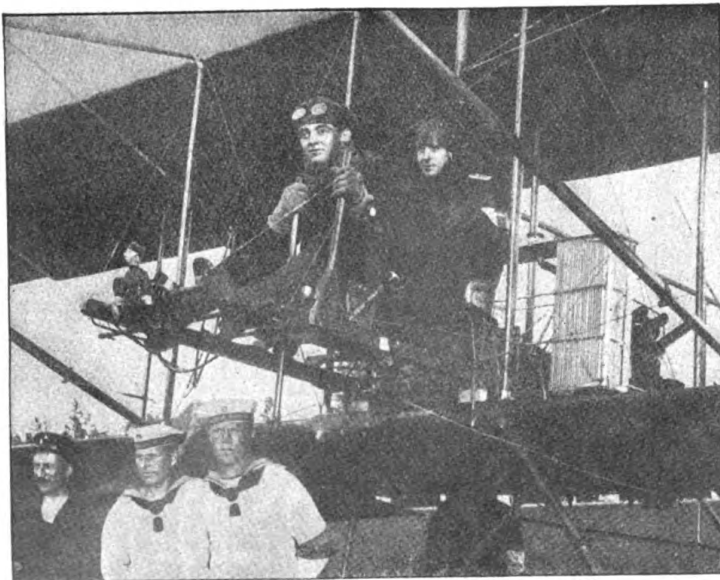
Graf Brockdorff-Rantzau.
Der neue deutsche Gesandte
in Kopenhagen.



Henri Poincaré †
Der bekannte französische Gelehrte.



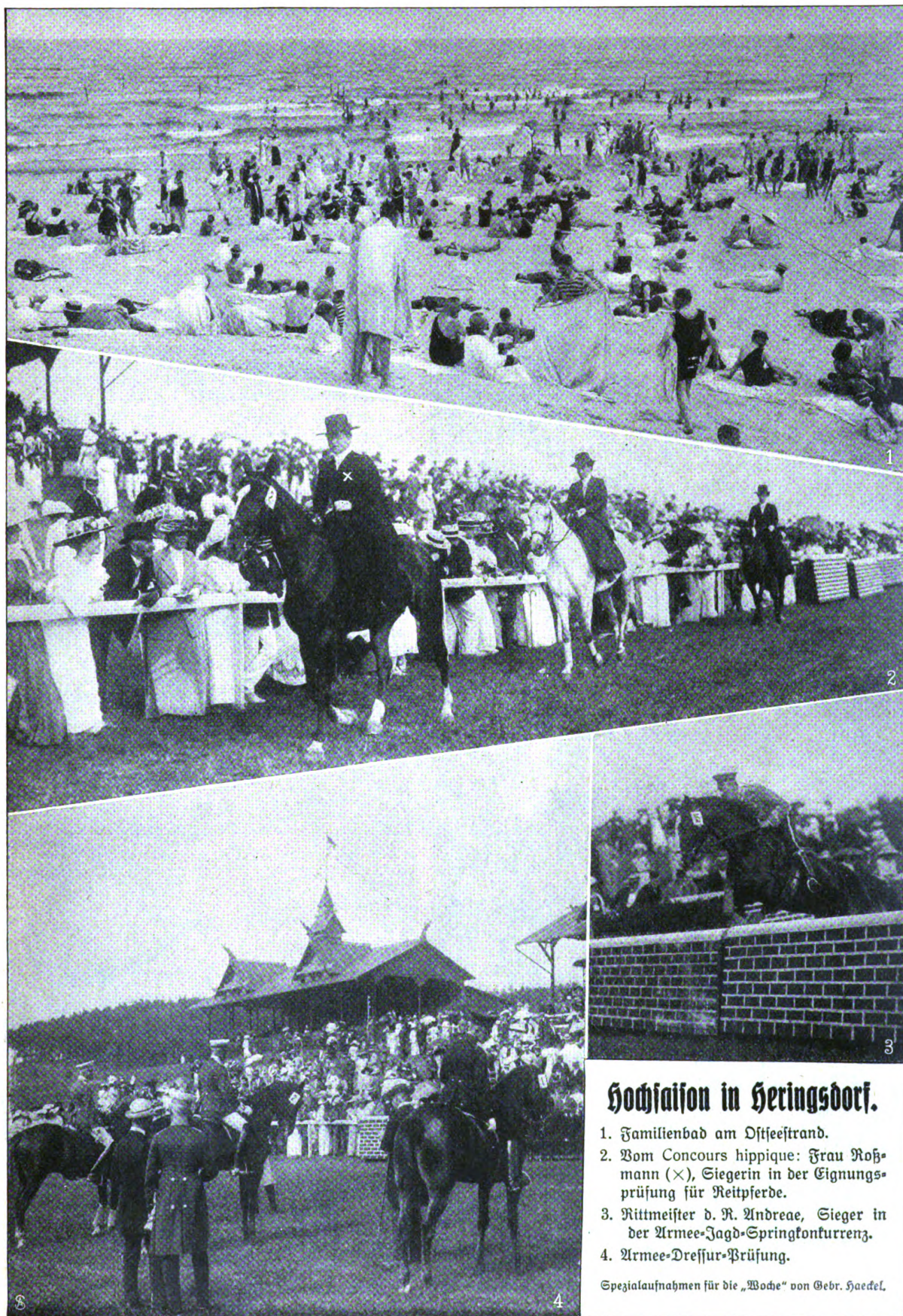
Kiamil-Pascha,



Viktor Stöffler mit Leutnant Koch (Grenadier-Regt. Nr. 110) als Passagier
auf seinem Luftverkehrs-Doppeldecker.
Der Sieger im Nordmarkenflug.



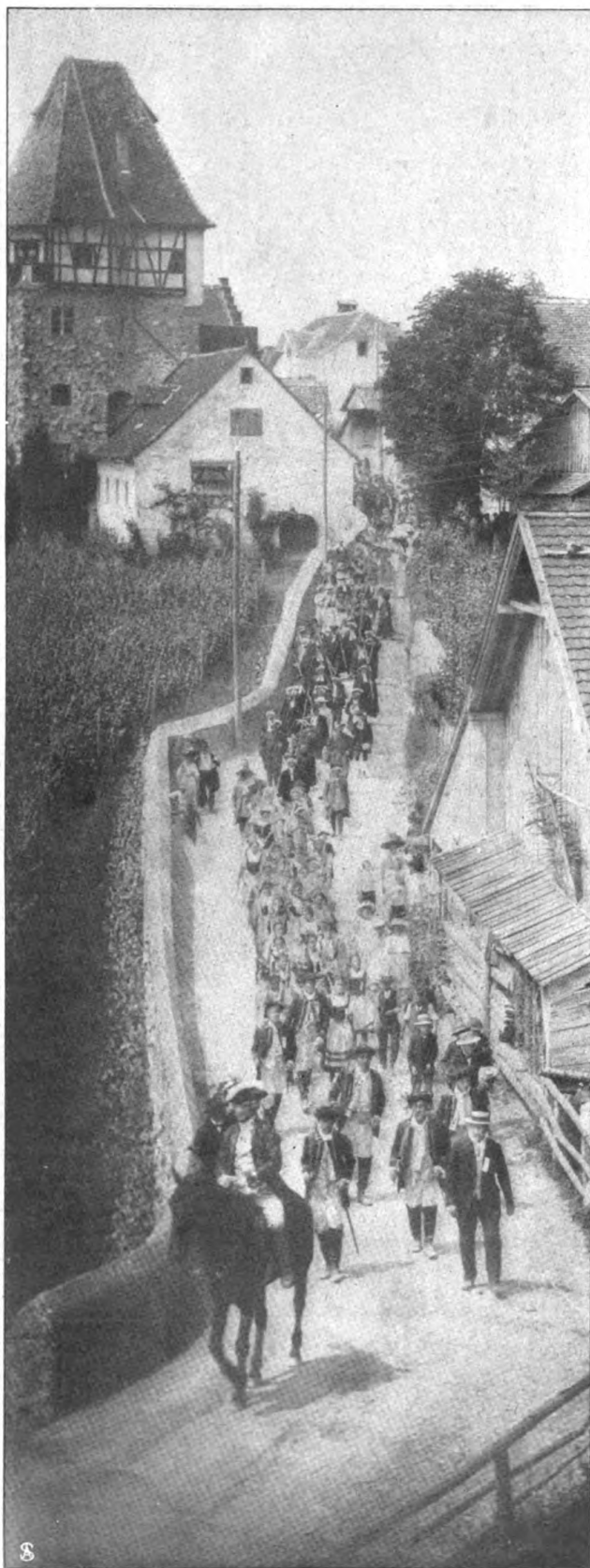
Hubert Catham,
der erfolgreiche französische Aviatiker, verunglückte tödlich auf
der Büffeljagd im französischen Kongo.



Hochsaison in Heringsdorf.

1. Familienbad am Ostseestrand.
2. Vom Concours hippique: Frau Rohmann (X), Siegerin in der Eignungsprüfung für Reitpferde.
3. Rittmeister d. R. Andreae, Sieger in der Armee-Jagd-Springfontkurrenz.
4. Armee-Dressur-Prüfung.

Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Gebr. Haedel.

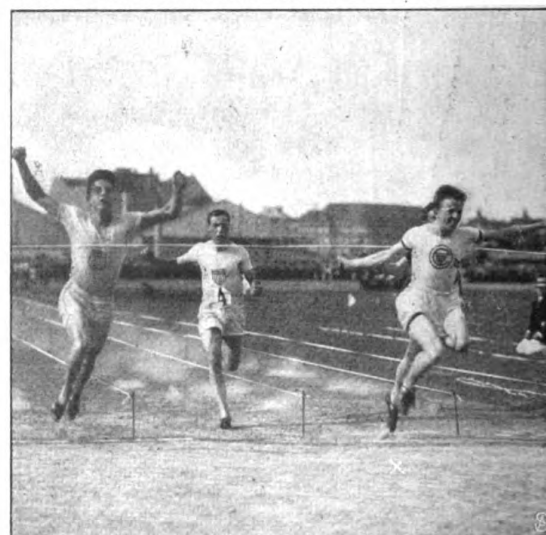


Der Festzug am Fuß der Burg Vaduz (Fürstent. Liechtenstein).
Von der Zweihundertjahrfeier der Grafschaft Vaduz.

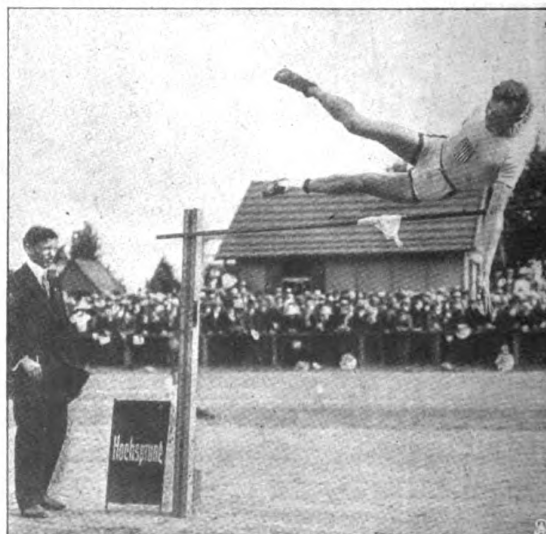
Digitized by Google



Hanns Braun (München), Sieger im 800-Meter-Malllaufen.
Phot. Niebide.



Rau (Charlottenburg) (X), Sieger im 100-Meter-Malllaufen.
Phot. Niebide.



Hörne (Amerika), Sieger im Hochsprung.
Stockholmer Olympiakämpfer beim Sportklub in Berlin.
Phot. Neuenberg.

Original from
CORNELL UNIVERSITY



Phot. Central News.

Der König von Schweden krönt die Sieger mit Lorbeerkränzen.
Abfluß der Olympischen Spiele in Stockholm.



Phot. Adolf Gallensleben.

Vom Besuch der Torpedoboote auf dem Rhein: Ankunft der Flottille im Duisburg-Ruhrorter Hafen.



Phot.

Zeitner.

Joachim Voges,
errang die Königsmütze beim dies-
jährigen Bundesfesten.



Vom 15. Deutschen
Bundesfesten
in Braunschweig.

Festwagen
aus der Banners-
auffahrt.

Nebstehend:
Wagen des Regel-
klubs „Einheit“ im
Festzug.

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

7. Fortsetzung.

„Ich bitte dich, rege dich nicht so sehr auf, Mama!“ sagte Alfred. Wie der Wind war sie bei ihm, kniete vor ihm nieder und umschlang ihn mit aller Hefigkeit. „O Mama, hat er gesagt! Sage es noch einmal, mon petit, sage es noch viele Male! Ich habe es so lange nicht gehört. O wie ich mich freue, deine Mama!“

„Meine liebe Mama“, flüsterte er. „Wie reizend du bist, Mama!“

Madame Adele sprang wieder auf. „Nun wollen wir ihm aber eine Nase drehn, daß er sich wundern soll. O mon cher maril!“ Sie drohte in die Luft. „Du machst das Geschäft mit den drei Bären, hörst du? Und zwar borgst du dir auf dein Pfllichtteil, soviel du kriegen kannst. Und wenn es nicht reicht, zediere ich dir mein Kapital, das dieser Tyrann so fest hält. Das wird mehr als genug sein. Und zwar vermittelt uns das der Vicomte in Frankreich, dann wird es viel billiger.“

„Aber, Mama, du bist ja der reine Kaufmann!“

„Oui, mon petit. In der Beziehung hat sich dein Vater nie in mir getäuscht. Oh, ich habe viel gelernt in all den Jahren. Und glaubst du, ich hätte ihm mein Kapital gelassen, wenn ich mich nicht davon überzeugt hätte, daß es bei ihm so gut aufgehoben ist? C'est ça, mon petit! Da kann man ihm ja gar keine Vorwürfe machen, nicht wahr? Er ist ja un héros, un Napoleon, was das Geld anlangt, nicht wahr? Dieser ... dieser Menschenfresser!“

Alfred lächelte.

Madame Adele bligte ihn an. „Du meinst, ich liebe ihn immer noch, weil ich das sage? O non, mon petit, ich hasse ihn. De tout mon coeur, de tout mon coeur!“

Alfred war es, als würde er von einem Wirbelwind hin und her geweht. Aber es tat wohl, man wurde im Herzen so warm dabei. Er trat hinter sie und flüsterte ihr ins Ohr: „Du meine große, schöne Mama!“

Sie fuhr herum, rot wie ein junges Mädchen, und dann sagte sie ganz ernsthaft: „Sei ehrlich, mon petit, schämst du dich nicht ein wenig, so eine alte Mama zu haben? Ich habe immer gehofft, euch wieder zu sehn. Aber davor habe ich mich gefürchtet, mon petit.“

Alfred lachte sie aus und war so zärtlich zu ihr, daß sie wohl einsehen mußte, eine solche Furcht sei überflüssig.

Jetzt setzte sie ihm noch einmal den Feldzugsplan gegen Anton Dungs, wie sie es nannte, auseinander, und Alfred konnte ja nur damit einverstanden sein. Hier war die Hilfe, die er brauchte.

„Und weißt du was, Baby, was wir jetzt tun? Jetzt gehen wir in den Zoologischen Garten. O ich liebe ihn so! Du glaubst gar nicht, wie sehr! Weißt du, die Löwen haben sicher Junge, die Bären und die Tiger, alle haben sie ihr Baby.“ Sie drückte ihm die Hand. „Und jetzt habe ich auch mein Baby, nicht wahr?“

Sie machte sich fertig und telephonierte dann ins Bureau, ob der Vicomte noch auf seinem Zimmer sei? Als ihr das bestätigt wurde, sagte sie zu Alfred: „Weißt du, dann nehmen wir ihn mit. Es ist auch praktisch, denn du kannst gleich mit ihm über alles reden.“

Alfred nickte zustimmend, wenn es ihm auch lieber gewesen wäre, mit seiner Mutter allein zu bleiben. Schon weil er nun gern über Lotte mit ihr gesprochen hätte. Aber sie hatte recht, es war gut, gleich mit dem Vicomte zu sprechen. Das Persönliche mußte noch eine Weile zurücktreten. Aber morgen würde er ihr auch das sagen. Er hatte ja nun eine Mutter, der er sein Herz ausschütten konnte.

„Was machst du denn für Augen, mon petit? Bist du so verliebt in mich?“

„Ja, ja, du hast recht, Mama.“ Er verließ eilig mit ihr das Zimmer.

* * *

Am andern Morgen, Alfred hatte sich gerade angekleidet, klopfte es, und der Diener überreichte ihm eine Visitenkarte. Die Dame warte und lasse fragen, ob Herr Dungs zu sprechen sei.

„Einen Augenblick, ich komme sofort“, antwortete Alfred, denn es war seine Mutter. Sie kam ihm eilig entgegen, küßte ihn und sagte: „Weißt du, mon petit, ich bin sehr egoistisch gewesen gestern. Du darfst mir das nicht übelnehmen, nicht wahr? Ich war zu froh, dich zu haben. Aber nun bleibe ich bei dir, bis mein Zug geht, und nun sollst du mir sagen, weshalb du nicht gleich mit uns fahren kannst nach Paris.“

„Darf ich erst frühstücken, Mama?“

„Aber, mon petit, wie du redest! Ich setze mich zu dir.“

Während Alfred frühstückte, sah ihm Madame Adele eine ganze Weile schweigend zu. Dann fragte sie leise und ängstlich: „Sage mir nur, ist es ein Mädchen, weshalb du nicht gleich mit uns fahren willst?“

Alfred lächelte. „Wäre das sehr schlimm, Mama?“

Madame Adele verzog ein wenig schmerzhaft das schöne Gesicht. „Ich hätte dich gern noch einige Zeit für mich allein gehabt, mon petit.“

Nun erzählte Alfred von Lotte, und Madame Adele unterbrach ihn mit keinem Wort. Nur blasser war sie als sonst. Sie fühlte wirklich etwas wie Eifersucht gegen das junge Mädchen.

Als Alfred geendet hatte, meinte die Mutter mit einem schweren Seufzer: „Du liebst sie sehr, mon petit?“

„Ja, Mama!“

„Du mußt Geduld haben, mon petit. ... Aber ich werde versuchen, sie auch zu lieben!“

Madame Adele hatte Tränen in den Augen.

„Aber, Mama!“ sagte er besorgt.

„Du mußt doch verstehen, mon petit. Nun habe ich mein Baby, und nun soll ich es schon wieder abgeben!“

„Ich bitte dich, Mama, ich bin doch ein erwachsener Mensch.“

„Sei nicht böse, aber ihr seid alle Babys, mon petit. Glaube es mir, für uns Frauen seid ihr nichts anderes.“

Sie fuhr sich energisch über die Augen. „Ich bin wirklich dumm, aber du mußt Geduld haben. . . . Sage, ist sie wenigstens hübsch genug für dich?“

Alfred begann wieder von Lotte zu erzählen. Er merkte gar nicht, wie lange er nur davon sprach, und fuhr erschrocken auf, als der Vicomte erschien.

„Es wird Zeit, Adele!“

„Eh bien, mon ami.“ Madame Adele erhob sich und bat den Vicomte um sein Notizbuch.

Er überreichte es ihr. „Schreibe ihre Adresse hierhin, mon petit, ich werde ihr schreiben, da ich nun fort muß.“

Alfred tat es und küßte seiner Mutter dankbar die Hand.

„Und nun, mon petit, auf Wiedersehen. Nicht wahr, übermorgen in Paris? Du läßt mich nicht länger warten?“

„Übermorgen bin ich wieder bei dir, Mama.“

Sie umarmte ihn. „Deine Mama, deine Mama! . . . Und nun bleibe hübsch hier, mon petit, gehe nicht mit bis auf die Straße, sonst werde ich elegisch vor allen Leuten, nicht wahr? Ihren Arm, Vicomte!“

Der zierliche Greis trat ehrerbietig näher.

„Au revoir, mon petit, au revoir!“ Die Tränen liefen ihr über die Wangen, während der Vicomte sie eilig fortführte.

Auch Alfred, der zurückblieb, hatte seine liebe Not, um nicht gar zu deutlich zu zeigen, wie sehr ihn die Art seiner Mutter ergriff. Aber das war ja Unsinn, sie sahen sich doch übermorgen schon wieder.

Er gab sich einen Ruck und ging eilig auf sein Zimmer. „Mon petit!“ sagte er vor sich hin und vermied es, in den Spiegel zu sehen, denn auch ihm waren die Augen feucht geworden.

Ganz still saß er auf einem Sessel, eine ganze Zeitlang, und dachte an gar nichts. Er kostete nur dies wohlige neue Gefühl aus, eine Mutter zu haben, die ihn liebte. Es durchflutete ihn ganz. Wie arm waren seine Brüder, daß sie das nicht kannten. Welch ein Verbrechen von dem Vater, ihnen das vorenthalten zu haben. Aber nein, daran mochte er jetzt gar nicht denken, das sollte ihm diese stille, frohe, hohe Stunde nicht verderben.

Als er sich wieder erhob, kam er sich wie ein neuer, anderer Mensch vor, und plötzlich wurde die Sehnsucht nach Lotte übergroß. So stark hatte er es noch nie empfunden. Er war ja bisher ein Dungs gewesen, der sich der Gefühle schämte und sie zu unterdrücken hatte, so schnell es irgend ging. Es war ja fast unanständig für einen Dungs, Empfindungen zu zeigen. Nun aber war das mütterliche Blut in ihm erwacht und durch die Mutter selbst entzündet worden.

Er erschrak fast vor sich selbst, als er sein Gesicht im Spiegel gewahrte, so leidenschaftlich bewegt und erregt

schien es ihm. So hatte er es noch nicht gesehen. Und während er sich hastig für die Fahrt zu Quasts zurechtmachte, mußte er plötzlich denken, ob sein Vater nicht doch gut daran getan, so grausam es klang, wenn er seinen Kindern diese leidenschaftliche Mutter in der ganzen Zeit, da sie jung waren, ferngehalten hatte? Was hätte wohl aus ihnen werden sollen in dem kleinen Nest bei den vielen engen Pflichten, wenn die Art der Mutter in ihnen übermächtig geworden wäre? Am Ende hätte der Vater dann auch noch seine Kinder verloren? In diesem Augenblick sah er das Verhalten seines Vaters in einem milderen Licht als bisher. Es war einfach Selbsterhaltung, daß er die Mutter ihnen entzogen hatte. Sie wäre gewiß stärker gewesen als er, vorübergehend wenigstens, so lange sie Kinder waren, auf die Leidenschaft stärker wirkt als Überlegung und Beherrschung. Aber jetzt, wo er erwachsen war, jetzt tat es unsagbar wohl, die mütterliche Art in sich zu befreien, die so lange unterdrückt worden war, und auch ihr ein Lebensrecht zu geben.

Alfred fuhr zu den Quasts. Von ihnen ging es nach Paris und dann nach Java, denn er wollte den Distrikt selbst sehen. Zu viel stand auf dem Spiel. Den Rufferraths war das nur recht, denn sie betrachteten ihn jetzt schon als den Ihren, seitdem Madame Adele und der Vicomte sich bereiterklärt hatten, für Alfred den nötigen Kredit zu besorgen, bis ihm sein Pfortenteil ausgezahlt würde, was noch einige Zeit in Anspruch nehmen konnte. Sie waren Kaufleute und begriffen das. Aber weil sie Kaufleute waren, wollte Madame Adele andererseits nicht, daß sie in die wirkliche Situation tiefer eingeweiht würden, als nötig war. Von dem Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn brauchten sie nichts zu wissen, und Alfred hatte seiner Mutter versprochen, wenigstens so lange nicht davon zu reden, als er nicht danach direkt gefragt wurde.

„Vorsicht ist immer gut, mon petit, und auch die drei Bären brauchen uns nicht tiefer in den Topf zu gucken, als nötig ist.“

Alfred konnte dem Wunsch seiner Mutter um so eher nachgeben, als er sich fest vorgenommen hatte, all seine Kraft fortan dieser einen Sache in Java zu widmen. Aber was würde Lotte dazu sagen? Davor bangte ihm. Mindestens ein halbes Jahr würde er ihr fernbleiben. Was konnte in der Zeit nicht alles geschehen? Wenn sich Lotte nun derweil anders befand? Konnte er sie nicht einfach mitnehmen? Man fuhr über London und ließ sich trauen. Das ging schnell.

Das Herz hüpfte Alfred bei diesem Gedanken, aber je näher er Quasts kam, um so unwahrscheinlicher kam es ihm vor, daß man darauf eingehen würde. Lotte vielleicht, aber der Alte hatte sicher keinen Sinn für solche Streiche.

Als er ausstieg, umschlang er Lotte, die am Wege stand, und küßte sie leidenschaftlich. Lotte trat ganz erschrocken von ihm zurück.

Alfred entschuldigte sich lächelnd. Hier war die alte Dungsche Art mehr angebracht als die neue seiner Mama. Daran hatte er nicht gedacht, und so erzählte er ihr denn sofort schon zu seiner Rechtfertigung von seiner Mutter.

Lotte hörte stumm zu, und schließlich meinte sie fast

etwas getränkt: „Aber Fred, du bist ja ganz verliebt in deine Mutter!“

Alfred sah sie betroffen an. Mein Gott, nun war sie gar ein wenig eifersüchtig auf seine Mama. Gerade wie es heute morgen die Mama auf Lotte gewesen war.

Er konnte sich nicht enthalten, ihr das zu erzählen.

Sie hing sich inniger an ihn, denn sie war wirklich ein wenig eifersüchtig, und benahm sich zärtlicher zu ihm, als es sonst ihrer Art entsprach.

Als sie dann mit Herrn von Quast um den runden Tisch saßen, berichtete Alfred von seinen Plänen und Ausichten.

„Das ging ja verdammt fix, mir ein bißchen zu fix“, brummte der alte Quast.

Alfred setzte ihm auseinander, daß es deshalb doch ein solides Unternehmen sei, und wenn es so fix gegangen, nun ja, so hänge das eben damit zusammen, daß er mit den Dungs zusammenhänge. Der Alte habe nun einmal das Renommee, und davon profitiere in diesem Fall auch der Sohn.

„Und da meinen Sie nun, ich solle mir gutwillig einen Konkurrenten wie Sie in mein eigenes Haus setzen?“ knurrte der Alte.

„Pardon, Herr Baron, ich verstehe Sie nicht.“

„Javazucker gegen Rübenzucker!“ brummte Herr von Quast.

„Aber, Papa, wir bauen ja gar keinen Rübenzucker!“ rief Lotte.

„Aber viele andere meiner Standesgenossen tun es. Soll ich darauf vielleicht keine Rücksicht nehmen?“

Daran hatte Alfred allerdings nicht gedacht. Er blickte recht unglücklich drein.

„Sie brauchen sich das wirklich nicht gleich so zu Herzen zu nehmen“, meinte der Alte ein wenig milder.

„Aber Sie sehen, nun haben wir schon den ersten Gegenstand. Auch das ging verdammt fix!“

„Aber, Papa!“

„Was wahr ist, muß auch wahr bleiben“, fuhr der Alte auf. „Wir wollen uns doch hier nichts vormachen. Sie werden mir schön auf den Kopf kommen, wenn sie erfahren, daß Herr Dungs in Javazucker macht, und in welche Beziehungen Herr Dungs zu meiner Tochter zu treten gedenkt. Da können sie höllisch ekelig werden, darauf können wir uns verlassen.“

Um von etwas anderem zu reden, was dem alten Herrn besser gefallen würde, berichtete Alfred, daß er natürlich nicht daran denke, die Kage im Sack zu kaufen, sondern daß er selbst hinfahren werde und sich die Sache ansehen.

Der Alte nickte zustimmend.

„Nach Java?“ fragte Lotte gedehnt.

Alfred setzte auseinander, daß es wohl nicht anders ginge.

„Wie lange dauert denn das?“ fragte Lotte unruhig.

„Ein halbes Jahr werde wohl darüber vergehen“, meinte Alfred.

„So lange Zeit!“ sagte Lotte leise.

Nun wurde der Alte ärgerlich. „Du bist doch ein Soldatenkind. Was ist ein halbes Jahr? Noch lange kein Krieg. Lasse den Kopf nicht so hängen, Mädchen!“

„So weit fort!“ sagte Lotte leise.

„Wenn du einen von der Marine heiratetest, dauerte es noch länger.“ Der Alte fühlte wohl, daß dies kein sehr wirksamer Trost sein konnte, aber ein besserer fiel ihm nicht ein.

„Er ist doch aber kein Soldat“, sagte Lotte.

Nun setzte Alfred auseinander, daß es eben auch Kaufleuten zuweilen ergehen könne wie Soldaten.

„Herr Dungs hat ganz recht“, sagte der Alte. „Und jetzt absentiere ich mich auf ein Stündchen. Wenn du die Zeit benutzen willst, um zu heulen, Lotte, mir kann's gleich sein, denn ich bin Gott sei Dank nicht dabei.“ Er schmunzelte, als er sah, wie seine Tochter auffuhr. „Als ich jung war, wußte ich mir was Besseres als heulen in solcher Stunde. Kopf hoch, Mädchen! Die Malaien oder wie die Kerle heißen, werden ihn nicht gleich fressen. Er schmeckt nicht jedermann so gut wie dir.“

Lotte fuhr von ihrem Stuhl. „Papa!“

„So ist's recht, Lotte, ärgere dich nur über deinen alten Vater. Das ist immer noch gesünder als heulen.“ Draußen war er.

Alfred trat zu ihr und legte leise den Arm um ihre Taille. „Komm mit, Lotte!“

„Nach Java?“

„Wir lassen uns in London trauen und bleiben zusammen.“

In Lottes Augen leuchtete es auf. Aber nein, das ging nicht, das ging wirklich nicht. Was würde ihr Vater von ihr denken. Sie warf den Kopf in den Nacken und sagte: „Das geht nicht.“

„Warum soll es nicht gehen?“

„Hast du ganz vergessen, was wir dem Vater versprochen haben? Ich bitte dich, Fred, sprich nicht mehr davon, ich bitte dich!“

Er senkte den Kopf und schwiegte einen Augenblick. Es kostete ihn einen harten Kampf, aber er bestand ihn, nahm ihre Hand und sagte: „Sprechen wir nicht mehr davon. Es wäre sehr schön gewesen, und wir hätten uns manche Sorge erspart.“

„Sorgst du dich um mich, Fred?“

„Wenn du mich nun vergißt in all der langen Zeit, Lotte?“

„Aber Fred, wie kannst du so etwas sagen?“

„Dann verstehe ich nicht recht, weshalb dich das so beunruhigt“, sagte Alfred, obgleich er es ganz gut verstand.

Sie sah ihn an, und dann lächelte sie. „Ich soll dir wohl ein Kompliment machen, darauf hast du es abgesehen? O du! Aber daraus wird nichts.“

„Schade“, sagte Alfred.

„Du bist sehr anspruchsvoll auf einmal.“

„Meine Mutter hat mich verwöhnt, Lotte.“

„Damit kann ich nicht konfurren.“

„Du könntest es vielleicht wenigstens versuchen?“

Nun lachten sie alle beide, und dann sprachen sie ernsthaft miteinander, wie das werden solle, wenn sie nun so weit voneinander fort sein würden. Namentlich für Lotte, die noch wenig in der Welt herumgekommen war, bedeutete die Erledigung dieser Frage viel.

„Ich werde dir von unterwegs telegraphieren und

schreiben. Ich schreibe dir ganz genau die Stationen auf, wo mich eine Nachricht von dir erreicht, und je nach dem Telegraphierst du oder schreibst du ebenfalls.“

„An das Telegraphieren werde ich mich schlecht gewöhnen können“, meinte Lotte.

„Daran mußt du dich wirklich gewöhnen als zukünftige Kaufmannsfrau. Anders geht es bei uns überhaupt nicht.“

„Weißt du, was ich wollte, Fred?“

„Nun?“

„Ich wollte, du wärest kein großer Kaufmann mit Telegraphieren und solchen aufregenden Sachen“, sagte Lotte und lächelte. „Ich wollte noch lieber, du hättest einen Laden oder so etwas, es könnte ja ein gutgehender Laden sein.“

Alfred zog sie an sich und küßte sie. „Nun hast du mir doch ein Kompliment gemacht, wenn auch sehr indirekt.“

Als Herr von Quast wieder erschien, fand er die beiden in einem ruhigen Gespräch, wie es ihm gefiel. Er ließ sich von Lotte erzählen, was sie ausgemacht hatten, und sagte dann: „Also schön, damit wäre das also erledigt. Nun wollen wir weiter kein Wort darüber verlieren und gar nicht weiter daran denken, sondern uns der Stunde freuen und sie genießen. Als Soldaten haben wir das gelernt, und Herr Dungs wird auch nichts dagegen haben. Aber die Zukunft soll man sich schon deshalb keine grauen Haare wachsen lassen, weil man ja kaum die Gegenwart in der Hand hat. Und alles, was recht ist, Lotte, Unruhe hast du uns mit deinem Auserwählten hinreichend ins Haus gebracht, und wenn Unruhe Leben ist, à la honneur! Dann kann es nicht fehlen.“ Die Worte kamen etwas schärfer heraus, als sie gemeint waren. Der Alte fühlte das und schüttelte Alfred herzlich die Hand.

An die Bahn aber kam diesmal der Alte selbst mit, wenn es auch Lotte gar nicht besonders recht war. „Nein,“ sagte er, „das hilft nun alles nichts. Ihr müßt mich schon mit in Kauf nehmen, sonst wird Lotte doch noch wehmäulig oder gar tragisch. Sie kommt sich ja schon fast wie 'ne Soldatenbraut vor von wegen der Malaien.“

Das Brautpaar ließ sich die Art des alten Herrn gern gefallen, denn so kamen sie leichter über das Abschiednehmen hinweg. Und es nützte ja nichts, es mußte jezt geschieden sein.

Lotte winkte mit dem Taschentuch, solange nur noch etwas von dem Zug zu erblicken war; und auch Alfred winkte, bis der Zug eine Biegung machte und nichts von Lotte und Herrn von Quast zu sehen war.

Es war doch auch ihm recht weh und schwer ums Herz, dem verwöhnten Alfred Dungs, der jezt erst merkte, wie sehr ihm bisher alles nach Wunsch gegangen war, und wie gering die Sorgen gewesen, mit denen er sich bis jezt geplagt hatte. Aber er nahm sich zusammen, die Vergangenheit lag hinter ihm, es galt nun, seinen Mann zu stehen für eine Zukunft, die zwar noch recht dunkel und unklar vor ihm lag, die aber doch, soviel an ihm lag, reich und schön werden sollte.

Aber Alfred Dungs sollte noch an diesem Tag recht energisch an seine Vergangenheit erinnert werden, mit der er nichts mehr zu tun haben wollte. Im Hotel

wartete nämlich Herr Doktor Miller auf ihn, der jüngste Jurist des Hauses Dungs. Doktor Miller trat gleich auf Alfred zu, sowie er seiner ansichtig wurde, und atmete hörbar auf, daß ihm der junge Herr Dungs nun doch noch in den Weg lief, was er, wie es schien, kaum noch zu hoffen gewagt hatte.

Alfred hätte die Begegnung am liebsten vermieden, denn er wußte sofort, daß Doktor Miller als Abgesandter seines Vaters kam, aber nun ging es nicht mehr, ohne direkt unhöflich zu sein. Auch tat ihm Doktor Miller ein wenig leid, weil er gar so froh zu sein schien, ihn erwischt zu haben. Alfred wußte ja, sein Vater ließ nicht mit sich spaßen, wenn er einen Auftrag erteilte und dieser nicht nach Wunsch erledigt wurde.

„Ich kann mir ungefähr denken, weshalb Sie hier sind“, meinte Alfred nach der ersten Begrüßung. „Aber ich bitte Sie, darauf Rücksicht zu nehmen, daß ich in wenigen Stunden abreisen muß und in meiner Zeit allen Ernstes sehr beschränkt bin.“

„Ich möchte Sie allein sprechen, Herr Dungs. Nur fünf Minuten. Wir könnten vielleicht auf Ihr Zimmer gehen?“

„Bitte“, sagte Alfred, und Doktor Miller folgte ihm. Allzu schwer scheint mein Vater die Situation nicht zu nehmen, dachte Alfred, denn sonst hätte er mir nicht gerade seinen jüngsten Juristen geschickt. Nun, mir kann es recht sein.

Als sie oben waren, bot Alfred dem andern vor allem eine Zigarre an. Der Ärmste würde an seinem Auftrag ja doch nicht viel Freude haben, also gönne man ihm wenigstens eine Zigarre.

Doktor Miller hatte sich seine Aufnahme weniger freundlich vorgestellt und nahm mit Freuden die Zigarre. Es würde schon alles gut gehen.

„Also bitte“, sagte Alfred und setzte sich zurecht. Merkwürdig, wie ruhig er dem Kommenden entgegen sah, fast ein wenig humoristisch. Oh, Anton Dungs hatte sich verrechnet, wenn er glaubte, seinem Sohn mit Herrn Doktor Miller beikommen zu können. Doktor Miller überlegte und schien sich nicht im klaren zu sein, wie er seinen Auftrag am besten einleitete.

„Machen wir keine langen Umstände, Herr Doktor, ersparen Sie sich alle Einleitungen, und sagen Sie mir gerade heraus, was Sie mir auszurichten haben.“

Doktor Miller blies den Rauch seiner Zigarre von sich und sagte: „Herr Anton Dungs hat mich beauftragt, Sie zu bitten, für ihn nach Spanien zu reisen. Es handelt sich um neue Erzgruben, wie Sie ja wohl wissen werden.“

„Ich wußte das zwar bis jezt noch nicht, aber bitte, fahren Sie fort, Herr Doktor!“

„Sie wußten davon nichts?“ fragte der andere erschrocken.

„Sie brauchen nicht in Sorgen zu sein, Herr Doktor, ich habe mit der Konkurrenz nichts zu tun.“

„Pardon, das nahm ich natürlich auch nicht an, ich bitte Sie!“ Doktor Miller war ehrlich entsetzt über eine solche Zumutung.

„Sie können mir also auch getrost sagen, wohin ich in Spanien reisen soll?“

„Herr Anton Dungs beauftragte mich, Sie zu bitten, mit mir zu fahren, damit er die Einzelheiten mit Ihnen persönlich besprechen könne.“

„Wenn ich das nun ablehnen muß, Herr Doktor, was dann?“

„Ich denke, Herr Dungs, Sie werden es sich wenigstens überlegen.“ Nun wurde der Abgesandte seines Vaters unruhig und legte die Zigarre beiseite.

„Ich habe da gar nichts zu überlegen. Ich kann einfach nicht nach Spanien in diesem Augenblick, weil ich nämlich eine längere Reise vorhabe, die mich nicht nach Spanien führt, wahrscheinlich sogar nicht einmal über Spanien. Ich muß Sie also schon bitten, meinem Vater zu sagen, es täte mir leid, seinem Wunsch diesmal nicht nachkommen zu können, und er müsse sich für diesen Auftrag jemand anders suchen, so leid es mir täte.“

„Herr Dungs!“ sagte Doktor Miller erschrocken. „Bedenken Sie, was Sie sagen. Das kann ich Ihrem Herrn Vater ja gar nicht antworten!“

„Ich habe aber leider keine andere Antwort, Herr Doktor!“

Doktor Miller griff in einer Art Verzweiflung wieder nach der Zigarre. Alfred reichte ihm liebenswürdig ein brennendes Streichholz. Armer Kerl, dachte er, an deinem Auftrag wirst du keine Freude haben, gar keine. Er sah die Szene, die sich nach der Rückkehr des Abgesandten im Kontor seines Vaters abspielen würde. Oh, Anton Dungs belohnte glänzend, wenn alles nach Wunsch ging, aber er konnte sehr brutal und ungemütlich werden, wenn etwas nicht seinen Wünschen entsprach. Er maß dann stets die Hauptschuld dem Beauftragten zu und ließ ihn das deutlich genug spüren.

„Mein Vater hat Sie vermutlich auch beauftragt, mir mitzuteilen, was geschehen würde, wenn ich nicht in der Lage bin, seinen Wunsch zu erfüllen?“ fragte Alfred.

„Ihr Herr Vater läßt Ihnen sagen, es läge ihm außerordentlich viel gerade an der Erfüllung dieses Wunsches.“

Alfred dachte: gar so leidenschaftlich wird sich mein Vater nicht ausgedrückt haben, wie ich ihn kenne. Ein Glück für Doktor Miller, daß der Alte ihn nicht hörte. „Übereilen Sie bitte nichts!“ sagte der Beauftragte und legte die Zigarre wieder beiseite.

„Ich sagte Ihnen schon, es ist für mich dabei nichts weiter zu überlegen. Ich kann einfach nicht, Herr Doktor!“

„Ihr Herr Vater ist sehr gereizt im Augenblick. Ich muß sagen, ich habe ihn noch selten . . .“

„Tun Sie sich keinen Zwang an,“ unterbrach ihn Alfred, „ich kenne meinen Vater.“

„Sollten Sie seinem Wunsch wider Erwarten nicht nachkommen, so sagte er mir, er fasse das dann sozusagen als Kriegserklärung auf. Er wünschte, daß ich diesen Ausdruck Ihnen gegenüber gebrauchen sollte.“

„Ich nehme davon Kenntnis, Herr Doktor.“

„Und im Krieg sind alle Mittel recht, Herr Dungs! Vergessen Sie das nicht.“

„Ich bin zwar nicht ganz dieser Ansicht, immerhin ist sie die allgemein verbreitete, darin haben Sie recht.“

„Bedenken Sie doch, was das heißt?“ sagte Doktor Miller bittend und wischte sich die Stirn.

„Ich danke Ihnen, daß Sie mich noch besonders darauf aufmerksam machen.“

„Er kann Sie enterben!“ fiel Doktor Miller ein.

Alfred erhob sich. „Pardon, da sind Sie im Irrtum, und ich wundere mich, daß Sie als Jurist das sagen. Um mein Pflichtteil kann er mich nicht verkürzen, solange ich ihm nicht nach dem Leben trachte usw. Das brauche ich Ihnen als Juristen doch wohl nicht ausführlicher zu erläutern.“

„Das meinte ich auch nicht, Herr Dungs.“

„Auf mehr als auf mein Pflichtteil reflektiere ich überhaupt nicht mehr. Ich bitte Sie, das meinem Vater zu sagen, denn dann wird er sich wohl keinen Illusionen mehr über mich hingeben.“

Auch Doktor Miller hatte sich erhoben. Er sah fragend, bittend, wartend auf den Sohn seines Herrn. Als Alfred aber beharrlich schwieg, fragte er leise: „Ist das wirklich Ihr letztes Wort?“

Alfred reichte ihm die Hand. „Das ist mein letztes Wort, Herr Doktor, und seien Sie versichert, ich mache mir keine Illusionen darüber, wie es mein Vater aufnehmen wird. Aber ich wage den Kampf! Sagen Sie ihm das!“

„Dann kann ich Ihnen nur eins erwidern“, sagte Doktor Miller bedrückt.

Alfred blickte ihn fragend an.

Doktor Miller verbeugte sich. „Möchten Sie es nie zu bereuen haben, Herr Dungs.“

* * *

Es war schon häufig genug vorgekommen, daß Alfred Dungs viele Wochen lang nicht in seiner Vaterstadt gesehen wurde. Man mußte ja, daß er für die Firma besonders gern Reisen übernahm, während sich der Älteste daheim am wohlsten fühlte. Die Menschen sind nun einmal verschieden: und einer Firma, bei der es so viel zu reisen gab wie bei Dungs, konnte es nur recht sein, wenn das Reisen für den einen Sohn so etwas wie eine Passion war. Aber nun hatte Alfred Dungs ja doch das große Haus im Bau, in dem es ganz fürstlich aussehen sollte. Da wunderte man sich denn doch ein wenig, als Wochen und Wochen vergingen, ohne daß Alfred Dungs sich zeigte. Dabei wurde an dem Haus ruhig weitergearbeitet, als sei alles in schönster Ordnung; und es gehörte sich doch wirklich nicht, daß der Bauherr so lange fernblieb.

In der Stadt hatte man Alfred nie besonders gern gehabt. Schon das mochte man nicht, daß es ihm ja wirklich in der Fremde besser zu gefallen schien als daheim. Das gehörte sich nicht und widersprach allen guten Traditionen. Und weshalb heiratete er nicht? Jung gefreit hat noch niemand gereut! Mit Anton Dungs war das etwas anderes. Der hatte sich nie viel aus den Mädchen gemacht, der war lieber für sich und allein, der war sozusagen schon als Junggefelle auf die Welt gekommen. Aber Alfred? Man mußte doch, daß er ganz anders war, daß er wahrhaftig nicht den schönen Mädchen aus dem Wege ging. Wenn die jungen Leute eine fidele Tour nach Köln oder nach Düsseldorf unternahmen, war er nicht ungern dabei. Nun ja, Jugend muß austoben, und man tut gut, ein Auge zuzudrücken. Aber

nun war er ja nie mehr mit von der Partie, nun schien er sich ausgetobt zu haben. Also auf was wartete er noch, um zu heiraten? Es taugte sowieso nichts, daß die Dungs so frauenlos durchs Leben liefen. Einmal erfuhr man infolgedessen gar nichts Genaues mehr aus ihrem Leben, und dann erfuhren auch sie nichts Genaues mehr, was in der Stadt vorging. In jeder Stadt aber gibt es Parteien, das war nun einmal nicht anders. Es war auch ganz gut so, aber eine der angesehensten Familien der Stadt durfte sich dabei nicht anschließen. Es gehörte sich, daß auch die Dungs zu einer Partei gehörten, und daß die Frauen der Familie dafür sorgten, daß man etwas davon zu merken bekam. So wie es jetzt war, war es wirklich gar kein Leben mehr mit den Dungs.

Man ärgerte sich darüber und übertrug den Ärger auf Alfred als den Hauptschuldigen. Adam Dungs war noch zu jung, die beiden andern Dungs waren entschuldigt. Aber für Alfred Dungs gab es einfach keine Entschuldigung. Man ist doch nicht nur für sich selbst, man ist doch auch für seine Mitbürger da.

Schwester Emma, die über diese Stimmung wohlunterrichtet war, tat das ihre, um die Abneigung gegen Alfred noch zu schüren. Sie verzog es ihm nie, daß Helene Romm um seinetwillen hatte weinen müssen, und daß sie um seinetwillen nicht ganz bei der Wahrheit hatte bleiben müssen und den ältesten Dungs bei Helene Romm hatte in den Himmel heben müssen. Es war doch wirklich nicht schön, daß Alfred Dungs sie dazu genötigt hatte!

Schwester Emma horchte mit Eifer in der ganzen Stadt herum, bei Büteführs und bei Terjungs, bei Frau Honnenbruch und bei Frau Zehres. Und wenn sich das Gespräch nicht recht an die Dungs herantraute, dann ließ sie nicht nach, als bis sich die Frauen, die ja sonst nichts sprachen, wenigstens bei ihr aussprachen. Und wenn sie es gerade so traf, daß sie mitten in ein Gespräch über die Dungs hineinplakte und man plötzlich schwieg, dann sagte sie, man solle sich doch nicht stören lassen, man wisse doch, wie sie über Herrn Alfred Dungs denke, der sich ja doch wohl nicht so benehme, wie es sich gehöre.

Ein Vierteljahr verging, und man sah und hörte nichts von Alfred Dungs. Grade als wäre er vom Erdboden verschwunden, meinte Schwester Emma und behauptete, das gehe nicht mit rechten Dingen zu, da sei etwas nicht in Ordnung zwischen Anton Dungs junior und seinem Sohn. Mehr wolle sie nicht sagen, denn sie sage nie mehr, als sie wisse, und mehr wisse sie noch nicht. Aber wenn sie mehr wisse, werde sie gewiß nicht damit hinter dem Berge bleiben. So viel wisse sie heute schon.

Schwester Emma wurde immer aufgeregter, denn es war ihr noch nie vorgekommen, daß sie so wenig Bescheid wußte wie diesmal, und es mußte doch mit den Dungs etwas nicht in Ordnung sein.

Ihr fiel das junge Mädchen mit dem unmöglichen Hut ein, mit dem Alfred Dungs damals Auto gefahren war, trotzdem es schon dunkel wurde. Sie wußte natürlich längst, wer das junge Mädchen war, aber es war ihr bisher noch nicht gelungen, in das Haus der Frau Oberst zu kommen. Bei denen schien es ja wirklich schon

rein gar keine Krankheit zu geben, daß sie ihrer nie bedurften.

Sie kannte die Frau Oberst. Bei Frau Frig Müschenborn hatten sie sich einmal zum Kaffee getroffen. Sie grüßte auch die Frau Oberst, wenn sie ihr auf der Straße begegnete, was oft genug vorkam. Aber das war auch alles. Dabei wußte die Frau Oberst sicher mehr darüber, weshalb Alfred Dungs rein wie vom Erdboden verschluckt war. Schwester Emma verstand sich auf solche Sachen. Da mochte die Frau Oberst noch so gleichgültig tun, wenn von den Dungs die Rede war, wie zum Beispiel damals bei Frau Müschenborn. Schwester Emma ließ sich nichts weismachen, auch von einer Frau Oberst nicht. Wie war es denn sonst zu erklären, daß die Schwester der Frau Oberst mit Herrn Alfred Dungs spät abends spazierenfuhr? Wie kam es denn, daß diese Schwester so plötzlich wieder abreiste, noch bevor sie hier Besuch gemacht hatte, wie es sich gehört hätte? Und daß fast gleichzeitig auch Herr Alfred Dungs verschwand und seitdem nicht mehr hier gewesen war? Selbst ein Blinder mußte doch zugeben, daß zwischen alledem ein Zusammenhang bestand, das stand für Schwester Emma fest.

Da man jetzt fast schon mitten im Sommer war, wo die meisten Leute gesund sind und es für Schwester Emma nicht viel zu pflegen gab, widmete sie sich mit um so größerem Eifer und mit bewundernswerter Ausdauer der Aufgabe, in Erfahrung zu bringen, was eigentlich im Hause Dungs vorging.

(Fortsetzung folgt.)

Froher Morgen.

Meine Freude, fliege aus
In die goldne Frühe,
Schau, ob wie ein Rosenstrauß
Sobald der Tag erbläue.

Schau, ob schon die Lerche steigt
In die blaue Stille,
Ob schon in den Ähren geigt
Silberfein die Grille.

Streift durch Duft und Morgentraum
Schimmernd hin dein Flügel,
Stehn verzaubert Busch und Baum,
Lächeln Tal und Hügel.

Vogelfang und Glockenschall,
Frohes Mädchenlachen,
Alles läßt dein Flügelschwall
Zauchzend hell erwachen!

Meine Freude, fliege aus,
Breite dein Gefieder,
Streu auf meines Liebsten Haus
Leuchtende Rosen nieder.

Ilse Samel.

Tigerjagden im ostsibirischen Küstengebiet.

Von Generalmajor v. Blumer. — Hierzu die Aufnahme auf Seite 1257.

Ostsibirien wird fast jeden Winter von Jägern aus Europa und Amerika besucht, die ihr Glück in der Tigerjagd versuchen wollen. Soviel mir bekannt ist, sind aber bis jetzt alle unverrichteter Sache wieder abgereist. Einem Deutschen, Herrn Max Budding aus Emmerich am Rhein, sollte es beschieden sein, dieses Jahr die ersten sibirischen Tiger zur Strecke zu bringen.

Die Erzählung, die ich hier folgen lasse, habe ich teils von Herrn M. Budding selbst, teils von dem eingeborenen Jäger Ivan Bondarew, der ihn begleitete, und von meinem Burtschen Karl, einem deutschen Kolonisten aus Südrussland, den ich ihm als Dolmetscher zur Verfügung gestellt hatte.

Der sibirische Tiger, von dem man einige schöne Exemplare im Zoologischen Garten in Berlin sehen kann, ist wohl nichts anderes als der akklimatisierte Bengalische Königstiger, dem er weder an Stärke noch an Größe nachsteht. Der Unterschied besteht darin, daß er jährlich einen vollkommenen Haarwechsel durchmacht, also einen Sommer- und Winterpelz hat.

Sein Verbreitungsgebiet ist sehr groß und erstreckt sich von der Ostküste Asiens zwischen Korea und der Amurmündung weit nach Westen bis in die Gegend des Baitalsees.

Als Handelsartikel geht er vielfach nach China, gelangt aber auch an die Märkte der großen Städte Ostsibiriens. Der Preis für die schönsten Exemplare erreicht 250 Rubel, wobei man jedoch den Chinesen Fleisch und Knochen für etwa 50 Rubel verkaufen kann. Spezialität Wladiwostoks ist der Handel mit jungen lebenden Tigern, von denen jährlich bis zwanzig Stück nach Hamburg, London und Amerika ausgeführt werden.

Die Jäger, die sich dieser Spezialität widmen, entwickeln in ihr eine ganz erstaunliche Fertigkeit. Drei, vier, ja bis sechs Monate alte Tiere, von denen letztere schon eine ganz anständige Größe erreicht haben, werden von den Jägern und deren Hunden so lange im tiefen Schnee verfolgt, bis sie vor Erschöpfung nicht mehr weiter können. Dann wird eine Decke über den Tiger geworfen, die Jäger stürzen sich mit ihrem ganzen Gewicht darauf und fesseln schließlich ihre Beute, die dann in einen Käfig gesteckt wird. Selbstverständlich geht es dabei nicht immer ohne ganz empfindliche Kratzwunden ab.

Bei ganz kleinen Tieren, die noch bei der Mutter sind, wird letztere abgeschossen, und die Jungen werden vorläufig mit der Flasche aufgezogen.

Unter „Küstengebiet“ (Primorskaja Oblastj) versteht man einen breiten Landstrich, der sich zwischen dem 42. und 57. Grad nördlicher Breite längs der Ostküste des asiatischen Festlandes hinzieht. Die südliche Grenze bildet Korea und das Japanische Meer, letzteres und die Tatarische Meerenge die Ostgrenze. Im Norden stößt es an die Gebiete von Jakutsk und Kamtschatka und wird im Nordosten vom Ochotskischen Meer umspült. Die Westgrenze gegen die Mandchurei bildet der Ussuriß und dann das Amurgebiet.

Im Süden befindet sich der buchtenreiche Golf Peters des Großen, wo der Hauptort des Küstengebiets Wladiwostok liegt. Weiter nach Norden ist die Küstenentwicklung der Schifffahrt nicht günstig. Als mögliche Häfen kämen nur in Betracht die Buchten Olga, Wladimir, Imperators-

taja und De Castries. Nach der Amurmündung ist die Küste wieder mehr fjordenreich, aber sehr wenig bewohnt.

Der bedeutendste Strom ist der Amur, der das Gebiet von Südwesten nach Nordosten durchfließt. Seine Breite beträgt zwei bis fast drei Werst.

Der hauptsächlichste Nebenfluß ist der Ussuri, der von Süden kommt und bei Chabarowsk in den Amur mündet.

Das Relief der Gegend ist sehr gebirgig. Längs des Meeres zieht sich die bis zu 3500 Fuß hohe Kette Sichota-Alin, die nach der Küste zu steil, nach Westen jedoch allmählich zum Ussuri und Amur abfällt. Der Urwald, der früher das ganze Land bedeckte, wird in Sibirien „Taiga“ genannt. Hier besteht er teils aus Laub-, teils aus Nadelhölzern oder gemischtem Wald.

Obwohl der südliche Teil des Gebiets auf der gleichen Breite wie Rom liegt, so ist das Klima durchaus nicht mit dem italienischen zu vergleichen. Der Hafen von Wladiwostok friert alle Jahre für drei Monate zu, und Frost bis zu 20 Grad Reaumur gehört nicht zu den seltensten Ausnahmen. Es wird jedoch die Schifffahrt durch Eisbrecher aufrechterhalten.

Städte gibt es nur vier: Wladiwostok (85,000 Einwohner ohne Militär), Nikolsk-Ussurisk (36,000 Einwohner), Chabarowsk (43,000 Einwohner), und Nikolajewsk (16,000 Einwohner).

Ein großer Teil der Bevölkerung ist auf die Jagd und Fischerei angewiesen. Letztere ist von ganz besonderer Bedeutung. Der Amur und seine Nebenflüsse bergen einen ganz unglaublichen Fischreichtum.

Seit 1897 geht die Ussuribahn längs dieses Flusses bis zu dessen Mündung in den Amur bei Chabarowsk.

Diese benutzten wir, d. h. Herr M. Budding, mein Adjutant Leutnant Braun und meine Wenigkeit nebst meinem Burtschen Karl, und fuhrten eines Abends von Wladiwostok ab.

Eine achtzehnstündige Fahrt brachte uns nach dem Flecken Iman am Ussuri, von wo aus die Jagd beginnen sollte. Ein dort in Garnison stehender Oberstleutnant, Herr Dwttscharow, brachte uns in seine Wohnung, wo seine liebenswürdige Gattin und deren reizende Schwester uns auf das herzlichste empfingen.

Bald erschien auch der schon vorher benachrichtigte einheimische Tigerjäger, mit dem vorläufig die finanzielle Frage geregelt wurde.

Man kam überein, daß der Jäger für seine Mühe 100 Rubel bekommen sollte und außerdem 300 Rubel für jeden Tiger, den Herr M. Budding eigenhändig erlegen würde. Selbst durfte der Jäger nur im Fall der Notwehr schießen. Da auf dieser Jagd immer sehr viel Hunde eingehen, so sollte jeder mit 50 Rubel vergütet werden.

Was nun die technische Seite anbetrifft, so wird folgendermaßen verfahren: Trifft man auf eine Tigerfährte, so wird sie zunächst auf ihre Frische untersucht. Zu diesem Zweck greift man mit der Hand hinein und bewegt sie in der Richtung der Spur leicht nach vorwärts und aufwärts. Stößt man dabei auf eine dünne Eiskruste, so ist die Spur alt, denn der Schnee, der unter dem warmen Fuß des Tigers feucht geworden war, hatte Zeit gehabt, wieder zu frieren.

Im entgegengesetzten Fall ist die Fährte frisch und

wird verfolgt. Herr M. Budding brach von Iman in östlicher Richtung auf, in Begleitung des Jägers Ioan Bondarew, meines Burschen Karl und einer Meute von elf Hunden.

Die Gegend war sehr sumpfig. Bei Regenwetter ist daher der Verkehr auf eine 70 Werst lange Straße beschränkt, die die Regierung gebaut hat.

Am ersten Tag wurden 25 Werst auf der oben genannten Straße in einem Militärwagen zurückgelegt, den Oberstleutnant Dwtsharow zur Verfügung gestellt hatte. Dann wurde nach einem zweitägigen Marsch das 40 Werst weiter gelegene kleine Dorf Werchniboi-watshinsk — bestehend aus zehn elenden Lehmhütten — erreicht. Von dort ging es in die Taiga, wo das von Herrn Dwtsharow mitgegebene Zelt aufgeschlagen wurde.

Zwei Wochen acht- bis zehnstündiger Pirschung täglich ergaben aber kein Resultat, man stieß nur auf einige Sau- und Hirschfährten, ohne irgendwelches Wild zu Gesicht zu bekommen.

Es wurde klar, daß das Lager tiefer in die Taiga verlegt werden mußte, wobei es allerdings unmöglich war, das Zelt mitzunehmen.

Der ortskundige Jäger Ioan wußte Bescheid und führte zu einer verfallenen Baracke, die Holzfäller roh zusammengezimmert hatten. Von hier aus wurde weiter gepircht, anfangs allerdings ebenfalls erfolglos.

Endlich, nach achttägiger Anstrengung und Entschulung, erkannte Ioan eine Tigerfährte, die er für frisch erklärte, und nun ging es, so schnell es der tiefe Schnee erlaubte, ihr nach, um möglichst bald an das edle Wild heranzukommen und sein Lager zu erreichen. Der Tiger nämlich wie alle Katzenarten ruht am Tage und geht vorzugsweise des Nachts auf Raub aus.

Die Nähe seines Lagers erkennt man daran, daß die Spur, die anfangs schnurgerade ist, plötzlich Wüdergänge (Schleifen und Haken) macht. Dieses rührt daher, daß der Tiger den Ort, den er sich zur Ruhe auserwählt hat, vorher nach allen Richtungen vorsichtig abstöbert.

Es ging also im beschleunigten Tempo vorwärts: Herr M. Budding voran, dann Ioan, der ohne Gewehr war, und zuletzt die Hunde, die des tiefen Schnees wegen im Gänsemarsch auf dem von den Jägern ausgetretenen Pfad folgten.

Nach kaum einer halben Stunde zeigten sich die oben beschriebenen Wüdergänge des Tigers, und plötzlich waren die Hunde lautlos verschwunden.

Noch ein paar Momente, und es ertönte das erste „Hauhau“, das sofort von der ganzen Meute aufgenommen wurde, doch unmittelbar darauf folgte ein kurzer Klägelaut. „Lauf, lauf, Herr!“ schreit Ioan, „die Hunde sind an dem Tiger, er schlägt sie!“

Nun stürmten die beiden Jäger vorwärts, so schnell es der tiefe Schnee erlaubte, denn gab man dem Tiger Zeit, mit den Hunden abzurechnen, so zog er ab und war nicht mehr zu kriegen.

Nach einem Rennen von etwa 250 Meter standen sie vor der Meute, die in ihrer Mitte das gefährliche Raubtier hatte. Um bei der dichten und verschneiten Taiga sehen zu können, mußte Herr M. Budding ganz nahe an den Tiger heran.

Es gelang ihm, durch das Gewirr der Hunde der Bestie eine Kugel durch die Schulter zu jagen, dann noch eine durch den Leib und schließlich die letzte durch den Kopf. Jedesmal, wenn sich der Tiger zum Sprung wendete. Doch hatte die brave Meute ihre Treue teuer be-

zahlen müssen. Drei Hunde waren tot und vier mehr oder minder stark geschlagen.

Dieser unvermeidliche Verlust von Hunden muß aber mit in den Kauf genommen werden, da ohne sie die Jagd unmöglich ist. Bei dem dichten, verschneiten Gestrüpp würde ein zum Sprung lauernder Tiger auch aus nächster Nähe meist nicht bemerkt werden und könnte sich daher unerwartet auf den Jäger stürzen. Zieht er jedoch statt dessen ab, so ist eine Verfolgung ohne Hunde ganz aussichtslos.

Die nächsten zwei Tage nach der beschriebenen erfolgreichen Jagd vergingen resultatlos; es wurden nur alte Tigerfährten gesichtet.

Da Herr M. Budding sich unterdessen aus dem nächsten Dorf zwei Kosaken als Träger hatte kommen lassen, so verfiel er auf den Gedanken, mit ihrer Hilfe eine möglichst breite Front gleichzeitig abzusuchen.

Zu diesem Zweck gab er dem einen Kosaken eine zweite Büchse, dem anderen sein Schrotgewehr und wies sie an, rechts und links von ihm in Hörweite eines Büchsenkusses vorzugehen. Wer auf eine frische Fährte stieß, sollte dieses durch Abfeuern von zwei Schüssen zu erkennen geben.

Dieses System bewährte sich. Schon am nächsten Tag erscholl von links her das verabredete Signal, und als Herr M. Budding und Ioan auf die Stelle zueilten, von wo die Schüsse gefallen waren, zeigte der Kosak auf die frische Fährte eines geringen Tigers.

Es folgte nun eine sehr lange und anstrengende Suche. Die Spur führte während drei bis vier Stunden gerade aus, als plötzlich der beste Hund so unerwartet auf den Tiger stieß, daß er, ohne einen Laut von sich geben zu können und die anderen Hunde zu alarmieren, getötet wurde.

Die übrigen hatten lange Zeit nötig, um die Spur zu halten, da sie fortwährend durch Rehfährten abgebracht wurden. Nach einer endlosen Galoppade hinter diesem Tiger gelang es schließlich doch, ihn zu stellen. Indessen bevor Herr M. Budding herankommen und ihm auf fünf Schritt eine Kugel durch den Kopf jagen konnte, hatte er zwei Hunde getötet und einige leichter geschlagen.

Da die nächsten Tage nichts brachten, so wurde noch zehn Werst tiefer in die Taiga gezogen.

Die Kälte war grimmig und wird wohl gegen 30 Grad Reaumur betragen haben.

Dabei mußte Herr M. Budding im Schlafack im Freien schlafen, da das armselige Zelt der Kosaken so wie so schon zu voll war.

Am zweiten Jagdtag wurde die frische Fährte eines ziemlich starken Tigers gefunden und ihr während ungefähr zwei Stunden nachgegangen. Die Suche stellte sich als schwieriger heraus wie bisher, da alle guten Hunde tot waren und die übriggebliebenen sich vorsichtig hinter den Jägern hielten.

So ging es denn weiter, bis Herr Budding und Ioan, nach Erklimmung eines ziemlich hohen Berges, auf das eben erst verlassene Lager nebst Absprungsfährte des Tigers stießen. Jetzt fing eine wahnsinnige Hege an, zuerst um den Berg herum, wobei die Hunde, die auch in Jagdeifer geraten waren, plötzlich verschwanden.

Nach kurzer Zeit hörte man weit im Urwald ihre Geläute. Nun stürmten die Jäger im meterhohen Schnee den Berg hinunter, dann wieder über einen anderen Berg, bis Herr M. Budding allein — Ioan war zurückgeblieben — am Ende des Abhangs im dichten Gestrüpp fast auf den Tiger- und Hundeknäuel gefallen wäre.



Eine seltene Jagdbeute: Erlegte sibirische Tiger.

Der Tiger, ein fünfjähriges, ziemlich ausgewachsenes Weibchen, stand brüllend im Kreise der Hunde und ging gegen Herrn M. Budding vor, der ihm eine Kugel durchs Blatt und eine zweite spitz von vorn in den Kopf jagte.

Die Kugel erreichte jedoch das Gehirn nicht, so daß der Tiger unter den Hunden noch einige Verwundungen

anrichten konnte. Da in dem Gewirr schwer zu schießen war, so stieß ihm Herr M. Budding sein langes Jagdmesser zwischen die Schulterblätter, worauf er verendete.

Mit diesem schönen Abschluß kehrte Herr M. Budding nach Iman und von dort nach Wladimostok zurück, von wo die Heimreise angetreten wurde.

Die Königliche Hochschule für Musik in Berlin.

Von Carl Krebs. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Ueber die Königliche Hochschule für Musik ist schon manches veröffentlicht worden, und wenn man von den lichtvollen Ausführungen Andreas Mosers in seiner Joachim-Biographie absieht, meistens von Schriftstellern, die außerhalb des Instituts standen, seine Einrichtungen nur mangelhaft kannten und deshalb zu unzutreffenden Beurteilungsergebnissen kamen. Vielleicht ist es nicht unangebracht, wenn auch einmal jemand, der mit den Verhältnissen dieser Lehranstalt genau vertraut ist, das Wort ergreift, um einem größeren Publikum einiges über ihr Wesen und ihre Art zu sagen.

Ein kurzer historischer Rückblick sei vorausgeschickt. Die Hochschule hat sehr bescheiden begonnen. Ihre Anfänge waren Instrumentalklassen, mit denen sie im Herbst 1869 eröffnet wurde: 19 Schüler im ganzen beteiligten sich am Unterricht im Violin-, Violoncello- und Klavierpiel. An der Spitze stand Joseph Joachim, und es

ist wohl nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß das ganze Institut ihm zuliebe, das heißt, um ihn an Berlin zu fesseln, begründet worden sei. Neben ihm wirkten als Lehrer: für Geige de Ahna und Schiever, für Violoncello W. Müller, für Klavier und Orgel Rudorff, M. Dorn und Haupt, für Theorie Benno Härtel. Am 1. Januar 1870 trat Friedrich Kiel als Kompositionslehrer in den kleinen Kreis ein.

Um diesen Kern gruppierten sich nach und nach andere Klassen, und der Betätigungsradius verlängerte sich dementsprechend mehr und mehr. Der ausgezeichnete Musikhistoriker und Bachbiograph Philipp Spitta wurde für den Unterricht in der Musikgeschichte und für die Verwaltung gewonnen, Adolf Schulze für die Einrichtung der Gesangsabteilung, der Chor wurde ins Leben gerufen, später der kleinere a cappella-Chor, der unter Schulzes Leitung hervorragendes leistete, Bläser-



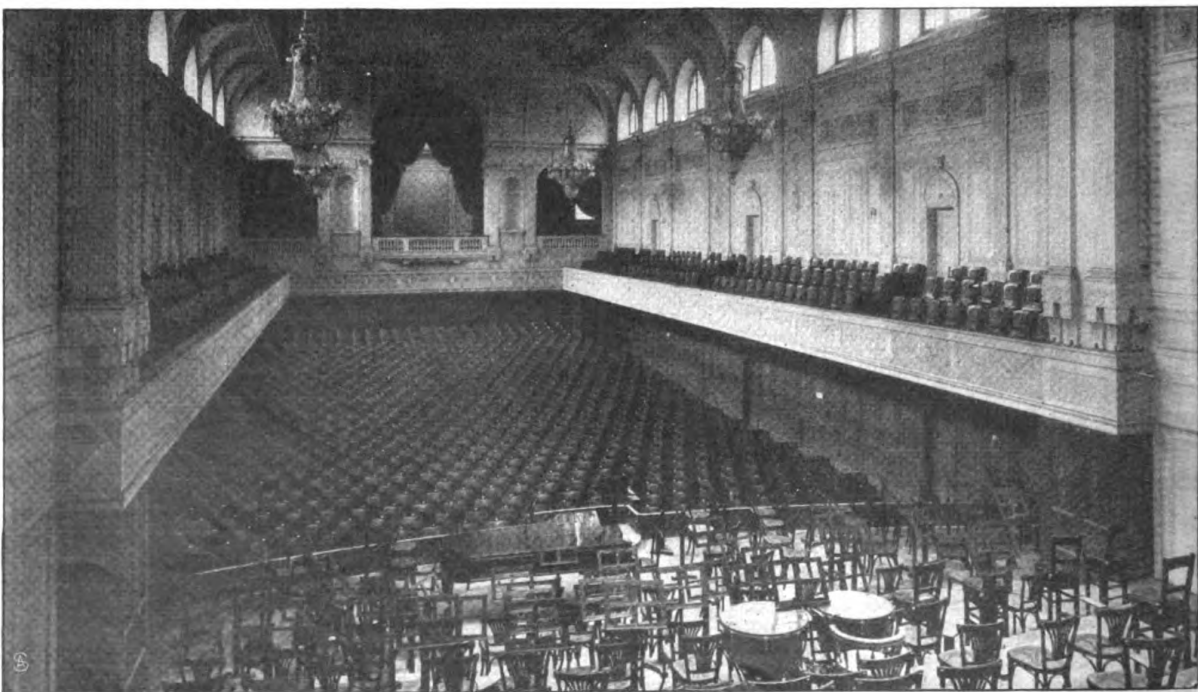
Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Krehlshmar,
Direktor der königlichen Akademischen Hochschule für Musik.



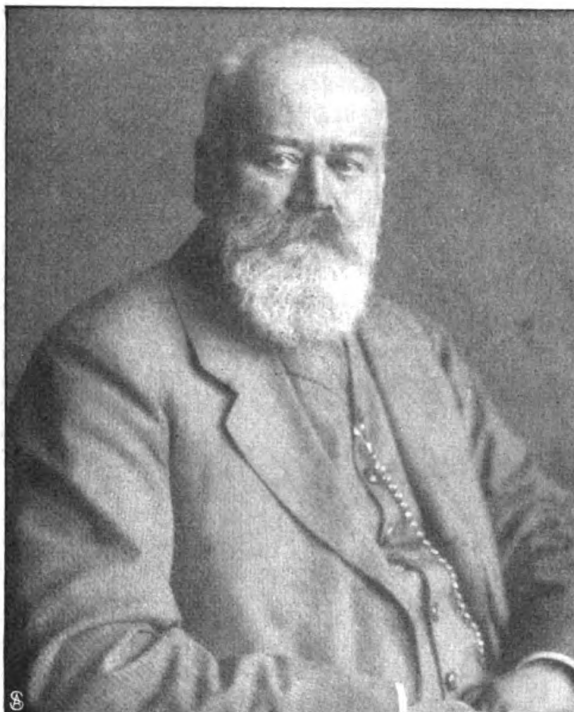
Professor Engelbert Humperdinck,
Vorsteher der Abteilung für Komposition.

Klassen gliederten sich an, und schließlich waren alle Disziplinen besetzt, die in der Ausübung der Musik von Wichtigkeit sein können. 1873 besuchten bereits 100 Schüler die Hochschule, 1898 war ihre Zahl auf 250 gestiegen, und diese Ziffer wurde auch niemals überschritten, nicht etwa, weil der Andrang sich nicht verstärkt hätte — im Gegenteil, es konnten und können die zahlreichen Anmeldungen nur zum kleinsten Teil

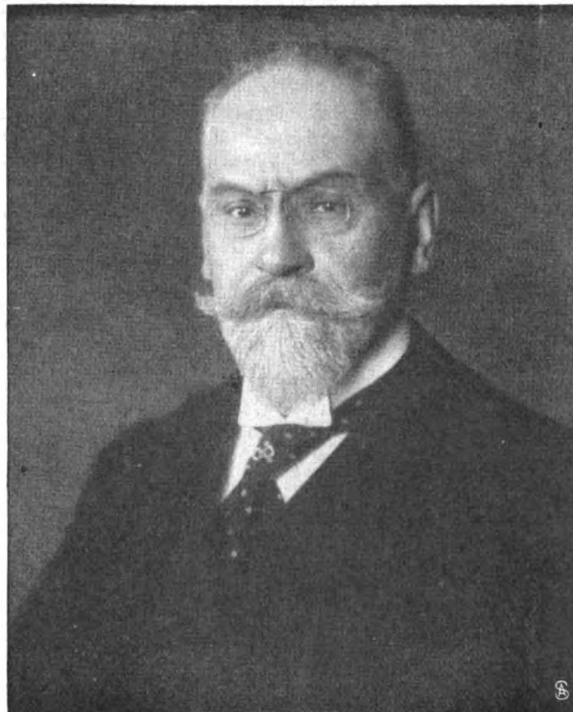
berücksichtigt werden — sondern einerseits, weil Joachim den Massenbetrieb, der nicht mehr gestattet, die Entwicklung des einzelnen Schülers aufmerksam zu verfolgen, als kunstfeindlich zurückwies, andererseits, weil jeder Schüler den Staat Geld kostete, denn das sehr niedrig bemessene Schulgeld steht in gar keinem Verhältnis zu dem, was dafür geboten wird. Das ist auch der Grund für die später ergriffene Maßregel,



Konzertsaal der königlichen Akademischen Hochschule für Musik.



Professor Heinrich Barth,
Vorsteher der Abteilung für Klavier.



Professor Felix Schmidt,
Vorsteher der Abteilung für Gesang.

nur einen bestimmten Prozentsatz von Ausländern in die Schule aufzunehmen, denn bei dem starken Zustrom, besonders von England und Amerika her, lag die Gefahr nahe, daß allzuviel deutsches Kapital für die musikalische Erziehung Nichtdeutscher verausgabt würde. Wieviel liberaler ist aber diese kleine Beschränkung als z. B. die rigorosen Bestimmungen des Pariser Conservatoires,

das Ausländer überhaupt nicht aufnahm und, soweit ich unterrichtet bin, auch heute noch nicht aufnimmt.

Wenn auch von Staats wegen der Hochschule großes Interesse geschenkt wurde, so geschah dies doch immer in den Grenzen der traditionellen altpreußischen Sparsamkeit, die eine ganz freie Entfaltung der vorhandenen Kräfte nicht eben begünstigte. Mit einem Schlag wurde



Gebäude der Königl. Akademischen Hochschule für Musik.

das anders, als Kaiser Wilhelm II. zur Regierung kam! — Er wußte, daß die Kunst mehr ist als nur ein Schmuck des Lebens oder ein Vergnügen, daß sie vielmehr einen wichtigen Kulturfaktor bedeutet, und deshalb stellte er zu ihrer Förderung viel reichere Mittel zur Verfügung. Die Hochschule für Musik erhielt ein neues prächtiges Heim neben der Hochschule für die bildende Kunst, mit einer großen Anzahl von Unterrichtsräumen, einem Konzertsaal, einem Theateraal mit vollständig eingerichteter Bühne und zwei kleinen Auditorien.

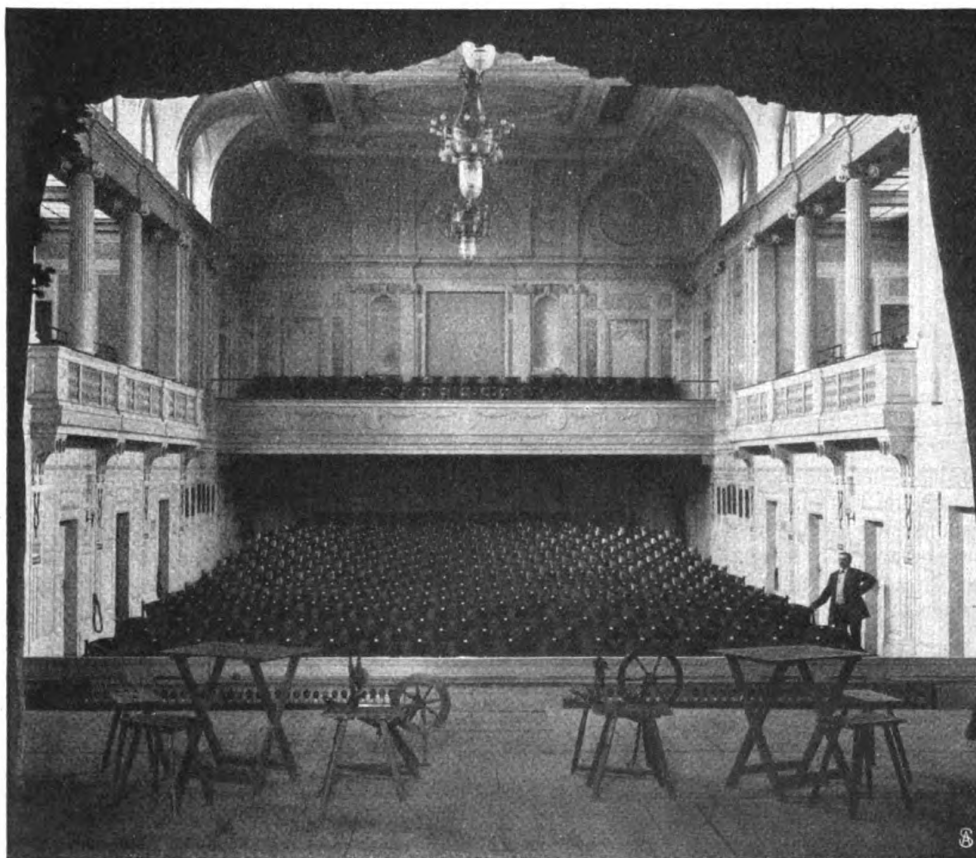
Seitdem hat auch das Kultusministerium der Hochschule für Musik seine besondere Aufmerksamkeit zuge-

herbeigezogen, Messchaert als Gesanglehrer, der Direktor des Domchors Rüdell als Chorregent bestellt, und die Abteilungen für Komposition, Gesang und Klavier erhielten, da Bruch, Schulze und Rudorff in den Ruhestand getreten waren, in Humperdinck, Felix Schmidt und Heinrich Barth (Portr. S. 1258 u. 1259) neue Vorsteher.

Was das Lehrerkollegium, was Chor und Orchester der Hochschule zu leisten vermögen, das wurde überzeugend dargetan in einem glänzend verlaufenen Festkonzert zum Besten des Pestalozzi-Frauenvereins im Mai dieses Jahres, dem auch der Kaiser beiwohnte, und das als solistisch Mitwirkende die Herren Dohnányi, Marteau, Klingler, Heß, Hugo Becker und Messchaert

auf dem Programm nannte. Eine solche Reihe klangvoller Namen, deren Träger alle dem gleichen Lehrinstitut angehören, ist wohl noch nie an einem Konzertabend vereinigt gewesen.

Nun noch einige Worte über die mit der Hochschule verknüpfte Opernschule. Gustav Engel war ihr erster Leiter; nach seinem Tod übernahm sie Felix Schmidt, der in verhältnismäßig kurzer Zeit sehr gute Erfolge erzielte, und von dem Schülerinnen an den Hoftheatern von Stuttgart, München, Weimar, Kassel und vielen Stadttheatern in ersten Stellungen tätig sind. Als Schmidt Vorsteher der Gesangsabteilung wurde, sollte die Opernschule auf



Theateraal der Königlich Akademischen Hochschule für Musik.

wendet und ist mit Erfolg bemüht gewesen, die ausgezeichnetsten Künstler als Lehrer zu gewinnen. Noch bei Joachims Lebzeiten wurde E. von Dohnányi angestellt, wurden die Verhandlungen mit Henri Marteau begonnen, der 1908 in den Lehrkörper eintrat. Ihm folgten Hugo Becker und Karl Klingler. 1909 erhielt die Hochschule in Hermann Krehshmar (Portr. S. 1258), der sich als Musikhistoriker wie als praktischer Musiker hervorgetan hatte, einen neuen Direktor, und voreilige Musikschriststeller versäumten nicht, ihm ihre guten Ratschläge für eine „Reform“ der Schule mit auf den Weg zu geben. Krehshmar war viel zu klug und zu selbständig, um derlei Ratschläge zu befolgen. Er sah bald, daß er nicht zu reformieren, sondern nur auszubauen brauchte, denn die Grundlage war gut. Willig Heß wurde als Violinlehrer und Leiter der Orchesterübungen

eine breitere Basis gestellt werden. An ihre Spitze wurde Arno Kleffel berufen, der bereits das 70. Lebensjahr überschritten hatte, als er sein neues Amt antrat. Die Neuorganisation ist noch zu jung, als daß sie ernstest Beurteilung standhalten könnte, man muß hier Geduld haben und abwarten. Daß aber gebessert werden kann und gebessert werden muß, davon ist keiner mehr überzeugt als die maßgebenden Persönlichkeiten selbst, und schon sind auch Maßnahmen im Gange, die nach ihrer vollkommenen Durchführung der Opernschule sicherlich einen großen Aufschwung geben werden.

Wenn wir nun die Frage ins Auge fassen, was die Hochschule als Bildungsanstalt bietet, so muß zuerst untersucht werden, welche Aufgaben eine Kunstschule überhaupt zu erfüllen hat. Unter allen tönlichen Vor-

würfen, die gegen Joachim erhoben sind, ist der törichteste gewiß der: er habe keine Individualitäten gebildet. Wenn sich künstlerische Individualitäten wirklich bilden ließen, dann hätte es ja keine Not mit der Kunst, aber so weit sind wir eben noch nicht. Nein, eine Kunstschule ist keine Individualitätenfabrik, sondern sie kann nur eins geben: Grundlagen, die so sicher sind, daß von ihnen aus alles erlangt werden kann, was im Bereich der Kunst liegt, gleichviel nach welcher Richtung hin das Talent sich entwickelt.

Es gibt in jeder Kunst Dinge, die unabhängig sind von Geschmack und Zeitströmung, die über die Jahrhunderte hinweg ihre Geltung behalten. In der Musik sind das für den nachschaffenden Künstler vollkommene Beherrschung der Technik, Einsicht in das Wesen der Form und den Geist der darzustellenden Werke, höchste Treue gegenüber den Absichten des Komponisten; für den Schaffenden ebenfalls die genaueste Kenntnis und Meisterrung der technischen Mittel, der Möglichkeiten, die im Material der Tontunft liegen, und Vertrautheit mit den Hauptwerken aller Epochen, deren Kenntnis allein Sicherheit des Urteils und des Geschmacks verbürgt. Diese Dinge können gelehrt werden oder vielmehr, die Schule kann Anleitung geben, wie sie zu lernen sind, denn das Hauptfachlichste muß der Schüler doch immer selbst tun.

Und das Beste, was man von der Hochschule sagen kann, ist nun, daß sie solche Anleitungen in umfassendster Weise gibt, und daß sie niemals Virtuosen, das heißt einseitige Beherrscher einer Anzahl von Glanznummern, gedrillt, sondern immer allseitig gebildete Musiker erzogen hat. Es ist gänzlich ausgeschlossen, daß jemand auf die Hochschule geht und dort nichts weiter betreibt als Geigen- oder Klavierspiel. Nein, jeder Schüler wird gezwungen, sich sehr vielfältig zu betätigen; die Geiger

z. B. müssen an den Orchesterübungen, den Quartettstunden, dem Ensemblespiel mit Klavier, den Treffübungen, dem Unterricht in der Theorie und der Musikgeschichte teilnehmen, und ähnlich ist es bei den anderen Unterrichtsgegenständen auch. Neben den zyklischen Vorlesungen über Musikgeschichte, die einen allgemeinen Überblick über die Entwicklung der Kunst geben sollen, laufen exegetische Kurse einher, in denen musikalische Kunstwerke am Klavier analysiert werden, und zwar ebenfögt Messen von Dufay, Olegghem, Palestrina wie Orchesterwerke von Liszt und Richard Strauß, ebenfögt Opern von Peri und Monteverdi wie die Lohndramen Richard Wagners. Besondere Übungen sind ferner der Behandlung des Generalbasses gewidmet, der ja in der Musik des 17. und 18. Jahrhunderts eine so wichtige Rolle spielt. Eine bedeutende Bibliothek, die ständig vermehrt wird, gestattet den Schülern, ihre Studien nach allen Seiten hin auszudehnen, und in dem der Hochschule angegliederten kostbaren Instrumentenmuseum hält sein Vorsteher Vorträge zur Einführung in die Instrumentenkunde.

So darf man wohl sagen, daß die Hochschule für Musik ganz ungewöhnlich reiche Bildungsmittel bietet, und daß sie damit für die Kultur des Volkes eine Arbeit leistet, die sehr hoch eingeschätzt werden muß. Viele Tausende von Musikern sind in ihr ausgebildet worden. Teils stehen sie an hervorragenden Stellen, weithin wirkend, teils dienen sie mehr im Schatten still und emsig ihrer Kunst. Aber gerade diese bescheidenen Arbeiter sind ungemein wichtig für die Bereitung des musikalischen Bodens, für die Bildung der Jugend und die Hinleitung zur Pflege häuslicher Musik. Nach vielen Richtungen streut also die Hochschule ihren Samen aus; mögen die Berufenen sorgen, daß er Frucht bringe.

Das Land der weißen Nächte.

Von Beate Svend. — Hierzu 8 Originalaufnahmen von Hans Breuer.

Es war einmal ein mächtiger Fürst, der hatte viele Gärten und Schlösser, dahin er sich zurückziehen konnte, wenn ihn im lauten Leben des Hofes ein Dürsten

nach Stille überkam. Und er wohnte bald hier bald dort im Land und atmete das Rauschen der Wälder und den süßen Hauch des reifenden Korns. Doch es



Der Marktplatz in Bergen.



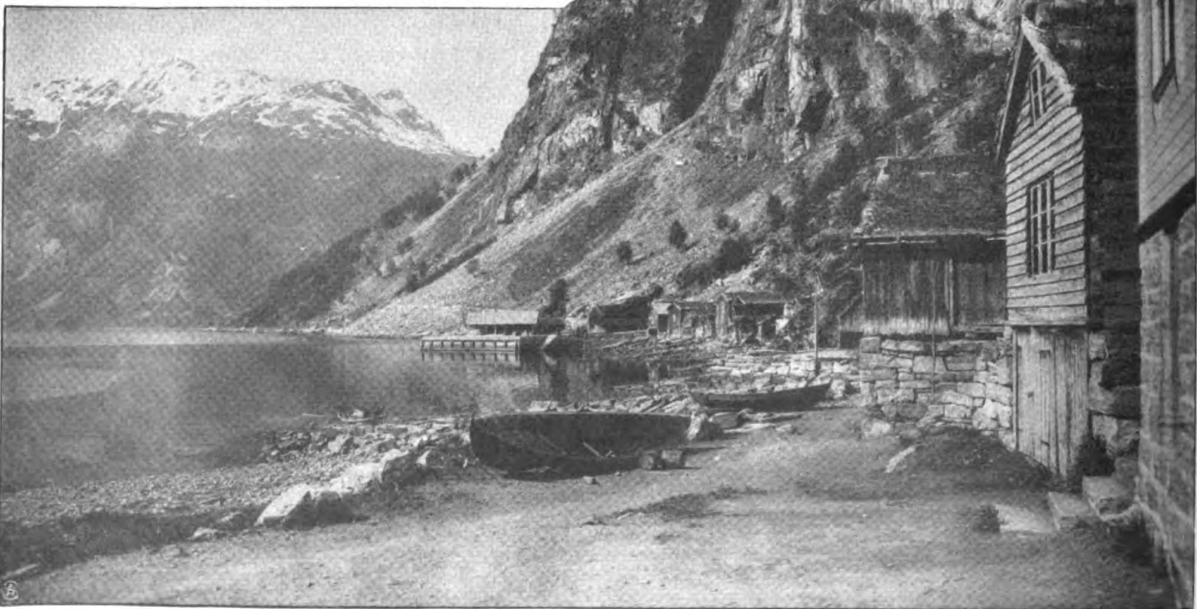
Ausblick auf den Bridadalsbræ-Gletscher.

blieb eine letzte Traurigkeit ungestillter Sehnsucht in ihm, die der Heimat allzu gewohntes Bild nicht von sich selbst erlösen konnte.

Da zog der Fürst der Sonne entgegen und kam in das weiße Schloß am Meer und vergaß auf ein Weilchen seiner selbst in dem Rausch der Schönheit, die um ihn war. Doch es blieb eine letzte Fremdheit stehen zwischen ihm und dem lachenden Land, darin das Licht zu voll von Jauchzen und das Dunkel zu schwer von Düften war.

Da stieg der Fürst in sein schnelles Schiff und ließ den Kiel gen Norden richten, wo das Meer gleich stählernen Schilden bligte, wo der Wind, der über die

getragenen Stirn wiesen die Zeichen seines Stammes. Da wurde er stille in sich selbst und froh aller Schönheit von Land und See. Und Tausenden seines Volkes wies er die Wege nach jenem Bruderland. . . Es klingt wie ein Märchen und ist doch keins.



Strand in Merøf am Geirangerfjord.

Salzflut strich, wie ein Brausen verborgener Kräfte klang. Und er kam in das Land der weißen Nächte . . .

Wie eine Heimat grüßte es ihn. Ueber die Firnen der Berge waren einmal die gleichen Götter gewandert, zu denen sein Volk gebetet hatte, als es noch in der Kindheit stand. Die Birken wehten im Sommerwind, die Luft war von einer herben Reine, die Wasser rauschten ein Heldenlied, das ihm vertraut in den Ohren klang, die Menschen mit den hellen Augen unter der hoch-



Fahrt auf dem „Spiegelsee“, Nordfjord.

Jahrtausendlang ist die Wandersehnsucht unseres Volkes immer nach Süden gezogen und hat im Land der Orangen und Myrten wohl den Rausch des Genusses, der Schönheit gefunden, doch nie jene tiefe Ruhe der Seele, die nur Wesensverwandtes zu geben vermag. Die Natur Italiens und seines Volkes bleibt uns im innersten Kern fremd.

Dort oben in Norwegen aber, das der Kaiser der deutschen Touristik erst erschloß, spricht alles unmittelbar zu uns. Die Berge der Schweiz sind höher als dort und lösen doch nicht jene Erschütterung aus, die uns vor den Felsenriesen des Nordens so unwiderstehlich überfällt, und keiner der italienischen Seen in all ihrer blühenden Herrlichkeit prägt uns ein Bild in die Seele



Die typischen „Stoltjaeren“ im Oldental.

ein, wie wir es von den norwegischen Fjorden unauslöschlich in der Erinnerung tragen.

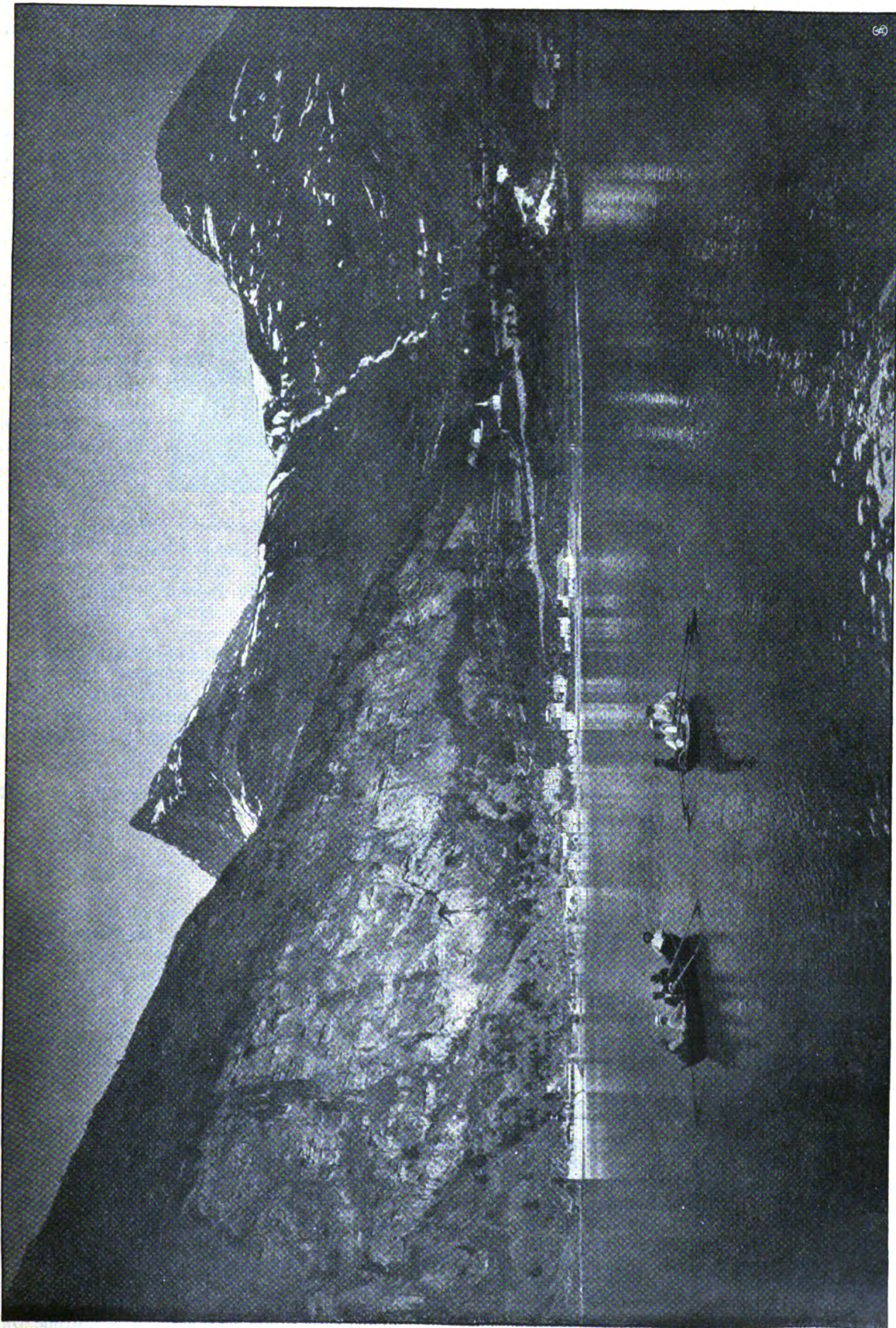
Das macht wohl, daß eine große Keuschheit, eine heilige und erhabene Ruhe über Land und Leuten von Norwegen liegt. Die rasche und lärmende Lebenswelle, die der Reiseverkehr nun auch dorthin trägt, verebbt in wenigen Sommerwochen — schon von Ende August

ab wird es still in den schmucken Hotels und Fremdenpensionen, und mit dem Schiffsverkehr schläft auch das Treiben auf den wundervoll gehaltenen Straßen, das Räderrollen der flinken Karriols und der typischen norwegischen Stoltjaeren ein.

Der „Spiegelsee“, dessen reglose Flut so oft ein Schiff voll staunender Menschen behend von Ufer zu



Sommerabend im Hardangerfjord.



Ausblick vom Dampfer auf das Geirangerfjord und Merod.

Ufer trug, wirft wieder in feierlicher Ruhe den Schneehang des Oldenvandet' zurück, und der Geirangerfjord fängt wieder schweigend in seinem tiefen, kristallinen Becher der „Sieben Schwestern“ Silberstrahl auf, deren aufblitzend niederstäubendes Licht so oft das Entzücken der Fremden erregte.

Nur dem Himmelsauge der Ewigkeit schlägt der Hardangerfjord noch das Bilderbuch seiner stetig wechselnden Ufer auf: die wilde Romantik seiner Berge, den heimlichen Liebreiz seiner Täler und die seltene Schönheit des Menschenschlags, der die farbfrohe Tracht des Hardangers trägt.

Alle die lieben kleinen Orte, deren Namen fast jeder Deutsche kennt, Odde und Molde, Merok und Gudvangen, sinken in die Beschaulichkeit ihres

gewöhnlichen Daseins zurück, der Schnee zieht sich tiefer ins Tal herab, und in endlosen Föhrenwäldern flüstert der Quell seine kaum vernehmbare Melodie.

Auch die reglamen Handelsstädte gewinnen ein anderes Gesicht, wenn die stolzen Dampfer der Hapaglinie, die beliebten Touristendampfer der Bergenske und Nordenfjeldske Dampfschiffelstabs, die flinken, kleinen Küstenfahrer nicht mehr den stets sich erneuernden Schwarm der Vergnügungsreisenden am Hafen ausspeien, wenn das bunte Sprachengemisch verhallt, in dem in den vielen „Andentenläden“ um Ansichtspost-

karten und Holzschnitzereien, um Silberfaden und Lederarbeiten und Blausuchsbälge gehandelt wird und nach der ständigen Feiertagstimmung, die die Reisesaison im Gefolge hat, der Alltag wieder zu Wort kommt.

Eng wird das Leben dort oben freilich nicht, auch wenn der Fremdenverkehr versiegt, denn das gewaltige Meer ist der Mittler zwischen Norwegen und der weiten Welt. Aus den unzähligen Fjorden der Westküste, die

bis tief in das Land hinein der Meerflut gasförmig den Weg bereiten, sind einst die Seefahrer ausgezogen, die Island und Grönland und wie die Sage wissen will — auch das „Weinland“ Amerika entdeckten. Und durch ihre Pforten kehren seit Jahrhunderten die Schiffer heim, die den großen Handelsartikel des

Landes, den Seefisch, getragen bringen. Einst lag dieser mächtige Handel, dem so viele norwegische Städte wie Tromsø und Hammerfest, Alesund und Bergen ihre blühende Entwicklung verdanken, in der Eisensaut der deutschen Hanse, deren Willkür erst nach viel hundert Jahren erbitterten Ringens gebrochen wurde. Die berühmte Lyslebruggen — deutsche Brücke — am Bergener Hafen, auf der Haus bei Haus die Hanseaten ihre Kontore errichtet hatten, und deren letzte „Stube“ erst 1764 in norwegische Hände überging, erinnert noch heute an jene Zeit.



Der Kaiser-Wilhelm-Platz in Alesund.

Eine Scheidung.

Skizze von Emanuela Baronin Matti-Löwentkreuz.

„Meine liebe Irene,“ schrieb die Hofrätin eines Tages an eine Freundin, „es ist endlich so weit, und erleichterten Herzens kann ich dir die Mitteilung machen, daß mein Mann und ich uns scheiden wollen. Nach so vielen Jahren! höre ich dich mißbilligend rufen — Nun eben darum, mein Herz, so kann mir wenigstens niemand Vorwürfe machen, denn, wäre ich noch jung, würden alle Leute meinen, daß ein Mann dahinterstecken muß. Und jetzt haben die gleichen Leute eine gewisse Sicherheit, daß eben nur mein eigener Mann dahintersteckt. Ich halte es nicht mehr weiter so aus. Völlig sorglos und jung werde ich werden. Wir gehen übrigens ganz ohne Eklat auseinander, nicht vorm Sommer, wenn er seinen Urlaub friegt. Dann suchen wir jedes eine andere Sommerfrische auf, und im Herbst beziehen wir getrennte Quartiere. Das ist alles. Ich habe ihn schon beauftragt, für mich eine Wohnung zu suchen, denn darin ist er recht praktisch. Im Sommer gehe ich an die Nordsee — das hab ich mein Leben lang nicht gekonnt seines Rheumatismus wegen, und dann gönne ich mir eine Reise — eine Hochzeitsreise solo. Möchtest du's glauben, schon auf der Hochzeitsreise,

als blutjunge Frau, hat er ewig an mir zu nörgeln gehabt. Du hast keine Idee, meine liebe Irene, was du allem entgangen bist, da du nicht geheiratet hast! Schau, bei den ganz einfachen, alltäglichen Dingen ist der Mann dein geschworener Feind und Widerpart. Du willst an die See, er muß ins Gebirge, du bist fröhlich gestimmt, er kommt verdrossen vom Bureau nach Hause, dir ist heiß, du öffnest die Fenster, ihm ist kalt, er schließt sie wieder. In der Nacht schnarcht er, und bei Tage brummt er — das ist die Ehe.“

Einige Monate, nachdem die Hofrätin diesen Brief und ähnliche an die Korona ihrer vertrauten Freundinnen von Stapel gelassen, war sie nun wirklich nach Ostende abgereist, um die gemeinschaftliche Wohnung nicht mehr zu beziehen. Aber der letzte Tag ihres Ehelebens, der zugleich auch des Gatten Geburtstag gewesen, verlief seltsam und belastete immer noch ihre Erinnerung mit einer Schwermut, die sie nicht abzuschütteln vermochte. Der Gatte war mürrisch und verdrossen ins Bureau gegangen wie sonst. Zu Mittag, als er nach Hause kam, zog er lächelnd aus jeder Rocktasche eine kleine Schildkröte. „Die

haben mir die Herren im Bureau zum Präsent gemacht. Mein Zimmer haben sie verfinstert, und alle möglichen Lichter haben sie angestekt, und auf meinem Schreibtisch haben sie ein Handtuch gebreitet. Ganz festlich hat das ausgesehen. Und in der Mitte zwischen den Lichtern waren die Schildkröten, die ich mir gewünscht habe.“

„Du hast dir Schildkröten gewünscht? Das hab ich gar nicht gewußt —“

„Ja, meine Liebe, ich fürchte, wir haben uns gegenseitig um das, was dem einen oder dem andern Spaß hätte machen können, zu wenig gekümmert, darum ist unsere ganze Ehe so ein schlechter Spaß geworden.“ Und links liebte er seine beiden Tiere, neben denen er wie ein Schuljunge am Boden kauerte.

„Wozu hältst du dir eigentlich diese Schildkröten?“

„Ich habe mir eine ganz bescheidene Villa in Neuwaldegge gekauft, ein Gemüsegarten ist auch dabei, und dort brauch ich sie.“

„Aber du hast mir ja nichts von der Villa gesagt!“

„Wozu denn, wenn wir uns doch scheiden?“

„Freilich, aber du leidest an Rheumatismus, und Neuwaldegge ist feucht, du hättest mich doch um Rat fragen können —“

„Wen werde ich denn um Rat fragen, wenn du morgen fort bist? Du bist wirklich klassisch. Soll ich dir am Ende jeden Augenblick schreiben?“

„No, warum denn nicht? Und überhaupt, wenn dir etwas fehlt, will ich's wissen, und wenn die rheumatischen Anfälle sich wiederholen, gehst du nach Baden, mein Lieber. Ich will überhaupt alles wissen, was im Hause vorkommt.“

„Wozu scheiden wir uns dann eigentlich?“

„Davon reden wir heute am letzten Tag besser nicht. Morgen ist uns beiden wohl —“

Doch am heutigen war ihnen gar nicht wohl. Sie setzten sich zu Tisch — zum letztenmal. Reins vermochte die Speisen hinunterzuwürgen, und das wohlgeschulte Dienstmädchen, das die Schüsseln auftrug, brach mitten unter dem Servieren in Tränen aus. „Na, na!“ begütigte der Hofrat und steckte die Nase in den Teller. Die Gattin verließ das Zimmer und kam mit verweintem Gesicht erst zum nächsten Gang zurück. Nachmittags schloß er sich mit seinen Schildkröten ein, sie packte ihre Koffer für Ostende. Später verließ er das Haus, und als sie nach ihm fragte, wußte niemand Bescheid. Abends entdeckte sie auf dem Toilettetisch ihres gemeinsamen Schlafzimmers einen Zettel, der seine Schrift trug. Es war ein kariertes Stück Papier, das er aus seinem Notizbuch herausgerissen und mit Bleistift beschrieben hatte: „Abschiednehmen war mir immer gräßlich. Ich fange an zu merken, daß mir der Abschied von dir recht schwer wird. Man ist doch schließlich aneinander gewöhnt. Wenn ich dir das Leben sauer gemacht habe, verzeih es mir. Seinen Charakter kann man nicht ablegen. Wird halt jetzt recht glücklich und zufrieden, meine Alte!“

Aber glücklich und zufrieden war sie bis nun noch immer nicht geworden. Sie war schon vierzehn Tage in Ostende, doch das freie mondaine Badeleben fand nicht ihren Gefallen, verletzten ihren Geschmack. Ihre Freundin Irene, die ihrzuliebe gleichfalls nach Ostende gekommen war, war die einzige, die sie hier kannte; im bunten, ausgelassenen Getriebe wandelten die beiden alltäglichen Frauen wie verloren und klammerten sich aneinander. Es ging ein fühlbar erotischer Zug durch dieses Badeleben, hinter der Larve des Flirts barg sich mancher gesellschaftliche

Frevel, dabei war jeder Atemzug, jeder Augenblick ein Fest, sie feierten ein Bacchanal der Schönheit und der Genußfreude, jene, denen dieser Strand gehörte — die Jugend. Und die Älteren fühlten hier zum erstenmal, daß sie nicht mehr mitzählten.

Die Rätin hatte zwar lange mit der Jugend abgeschlossen, war eine Matrone in grauem Haar, doch auch ihr kam es schärfer als sonst zu Bewußtsein, wie unbarmherzig die Zeit strich. Mit Irene, die sie seit Jugendjahren kannte, erweckte sie manche ferne, gemeinsame Erinnerung. Aber von diesem und jener hieß es dann: „Der ist schwer krank“ oder „Sie ist schon lange gestorben“.

Unwillkürlich hob ein Seufzer ihre Brust. Sie dachte nach Hause zurück. Wie befand sich jetzt der Gatte? Es war ja Widerfenn, daß er durch einen erbitterten Entschluß plötzlich ihr Gatte nicht mehr sein sollte. Sie trug seinen Namen — und Sorgen, ja Sorgen trug sie auch um ihn. Er hatte eine apoplektische Konstitution — wenn ihm etwas zustieße, wird man daran denken, sie zu verständigern? Es mußte ja nicht gerade etwas geschehen. Sie konnten zwanzig, dreißig Jahre leben, so es Gott gefällt, aber sie würde keine ruhige Minute mehr haben. Der Ärger, der sie mit vollkommener Sicherheit Tag für Tag in ihrer Ehe erwartete, war beinahe leichter zu ertragen als diese Unsicherheit und Unruhe.

„Ich habe überhaupt nicht zur Ehe getaugt“, sagte sie zu Irene. „Ich bin zu schwach und weichherzig. Wäre ich ledig geblieben, hätte sich mein Leben von Grund auf friedlich und ereignislos gestaltet. So komme ich zu keiner Ruhe, auch in der Scheidung nicht. Du hast eine ähnliche Natur, hast aber instinktiv für dich die richtige Daseinsform gefunden. Denn in einer Ehe wäre all dein Zartfenn, das Feinste und Beste an dir, niedergetrampelt worden. Du bist — verzeih mir das Wort — die geborene alte Jungfer.“

Fräulein Irene schnitt ein beleidigtes Gesicht, und an diesem Tag trennten sich die Freundinnen ein wenig frostiger, obwohl sie sich wiederholt umarmten.

Am nächsten Morgen reiste die Hofrätin unvermutet ab. Sie fuhr mit dem Orientexpress nach Wien, bestieg am Westbahnhof einen Fiaker und begab sich nach Neuwaldegge.

Als sie die Villa ihres Gatten erreichte, waren alle Fensterläden verschlossen. Im Gemüsegarten fand sie endlich die Hausmeisterin, die Bescheid geben konnte: Der Hofrat war gestern nach Ostende abgereist.



Alphorismen.

Jeder Irrtum ist der Wegebereiter einer Wahrheit.



Die stärkste Leidenschaft ist die Gewohnheit.



Wir entdecken bei andern Leuten immer die Fehler zuerst, die wir selbst haben.



Von allen Leiden ist Mitleid am schwersten zu ertragen.



Mancher, der sich von der Erinnerung trösten läßt, fände eine weit bessere Trösterin an der Gegenwart.



Liebe, die sich in Haß verwandelt, ist nie wahre Liebe gewesen.

Saus Retter.

Neue Pariser Sommermoden.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Im Sommer macht die Mode keinen großen Unterschied zwischen Tages- und Abend-, Straßen- und Gesellschaftskleidern. Die zu allen Arten des weiblichen Anzugs verwendeten Stoffe sind die gleichen, und wenn die lustigen Tagesanzüge gern etwas Gesellschaftsmäßiges haben, so sind dafür die Toiletten, die zum Diner, zu den Abendgesellschaften der Kurhäuser und Hotels angelegt werden, gegen ihre prunkvollen winterlichen Geschwister verhältnismäßig einfach, denn auch an ihnen sehen wir an Stelle schwerer Stoffe Spitzen, Tüll, Seiden-

muffelin und nur sehr leichte Seidengewebe verwendet. Ja, manche Kleider gewinnen im Sommer geradezu einen Doppelcharakter und werden ebensowohl zum Five o'clock wie zur großen Abendmahlzeit oder zum Ball wie als Straßen- oder Besuchstoiletten angelegt.

Abb. 5 zeigt eins der Gewänder, denen man ebensowohl auf der Promenade wie im Salon, ja bisweilen sogar an der Dinertafel begegnen kann. Ueber das Unterkleid aus weißer Seide breitet sich ein Ueberwurf von gemustertem weißgrundigem Seidenmuffelin



1. Blaues Seidenvollerleid mit Leinenüberwurf.

Phot. Talbot.



2. Elfenbeinfarbenes Libertykleid mit Taftschärpe.

Phot. Talbot.

mit blauen und roten, in Karos eingeteilten Arabesken. Der runde, ziemlich enge, fußfreie Rock mit dem durch einen breiten Saum markierten Ueberwurf ist charakteristisch als Gebrauchs Kleid für Straße und Haus. Auch der spitze Ausschnitt des losen Kimonomieders mit dem duftigen weißen Spitzenfichu findet sich ebenso wohl an Straßen- wie an Hausgewändern. An dem großen Kopfhut sind die zu den Seiten wegstrebbenden weißen und roten Reither bezeichnend. Auf Abb. 3 tritt uns ein schlicht vornehmes Hauskleid zum Empfang für die Hausfrau beim Nachmittags- oder auch des Abends im kleinen Kreis entgegen. Sehr an-



3. Hauskleid mit weißem Fichu.

Phot. Zaltot.



4. Abendgewand aus Tüll und Brokat.

Phot. Cosmia.

mutig ist der Sitz des fast glatten, strenglinigen und hochgürteligen schwarzen Libertyfutters, das in einer kleinen, runden Schleppe endigt. Einen besonderen Ton von hausfraulicher Anmut bringt das tiefdrapierte weiße Fichu mit sich, das an den Bündchen der langen Ärmel durch Manschetten harmonisch ergänzt wird. In schroffem Gegensatz hierzu steht das jugendliche Gewand aus elfenbeinfarbenem Liberty (Abb. 2). Das Nieder gleicht, spitz ausgeschnitten, mit halben, weiten Kimonoärmeln einem ungefältelten, in der Taille ziemlich hoch mit einem weißen Taftschärpenband zusammengenommenen überdrapierten Schal, der unten aus dem Schärpengürtel voll und leicht gekraußt niederfällt. Zwischen Hüfte und Knie wird er von einer nach der vorderen Mitte höher geleiteten und dort zu langhängendem Knoten verschlungenen, weißen Taftschärpe wieder zusammengehalten, so daß sich der Stoff oberhalb wie ein leichtes Panier zu beiden Seiten ausbauscht, um unten als umfranstter weiter und runder Rock zu endigen. Die Toilette auf Abb. 1



5. Gemustertes Seidenmuffelkleid.
Kofhaarhut mit weißen und roten Reihern.

gefällt sich ebenfalls in fließender Weichheit von Stoff und Anordnung. Die Stofffülle des sonnenplissierten Unterkleides von blauem Seidenvoile wird von einer Art Jadenmantel aus dichtgesticktem, weißem Vinon zusammengehalten. Originell ist die Anordnung dieses Ubergewandes am Nieder, über das es sich, die weiten Glockenärmel freilassend, wie der breite Laß einer Hauschürze legt. Der viereckige Ausschnitt findet sich jetzt an Five-o'clock-Kleidern, soweit sie von den empfangenden Damen bevorzugt werden. Ein charakteristisches Beispiel dafür, wie defolletiert noch die wirklichen echten Abendgewänder dieses Sommers sind, bietet Abb. 4. Es ist eine reiche Toilette aus blau und goldenem Brokat, an dem die Taille eigentlich nur aus vorn und hinten spitz zusammenlaufenden Bretellen besteht. Den Grundstoff bildet dunkelblauer Tüll, und eine kleine Lappenschleppe zierte den vorn in der Mitte am Saum herzförmig gespaltenen Rock. Den Nachmittags- und Abendgewändern reiht sich noch ein Mantel an (Abb. 6), gleichzeitig Straßen- und Abendmantel. Der schwarze geschorene Samt ist mit goldigem Atlas gefüttert, der als Vorstoß ringsherum sichtbar wird.

Klementine.



6. Abendmantel aus schwarzem Samt mit Krageinsatz von Goldspitze.

Das Rosarium im Berliner Tiergarten.

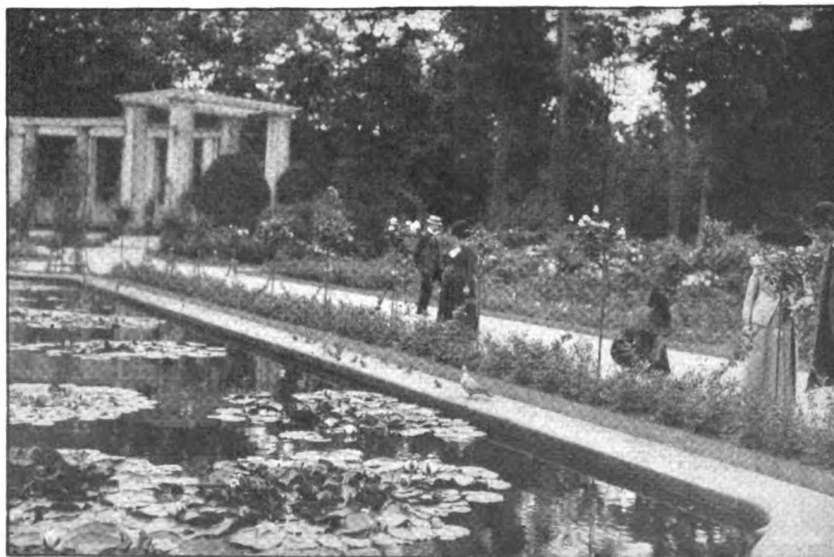
Von Heinrich Barloefius. — Hierzu 6 photogr. Aufn. von Konrad Hünich.

Wer denkt nicht an den sagenberühmten Rosengarten des Zwergkönigs Laurin, wenn er das wohlklingende Wort „Rosarium“ hört? Und, in der Tat, in die unwahrscheinlich bunte Pracht eines Märchens glaubt man sich versetzt, wenn man den Rosengarten im Tiergarten zu Berlin betritt oder auch einen von den andern, die an verschiedenen Orten Deutschlands in letzter Zeit herrlich erblüht sind. Berühmt ist das Rosarium des Herrn Lade in Monrepos bei Geißenheim, und den Rosengärten von Zabern im Elsaß und von Sangershausen rühmt man große Schönheiten nach. Briß, das mit seinen gewaltigen Rosenfeldern wirklich ein „blühender Ort“ im

Süden Berlins ist, ist gleichfalls mit der Anlage eines systematisch geordneten Rosariums beschäftigt und wird sich damit u. a. der an Vollständigkeit unerreichten Wildrosensammlung des Botanischen Gartens zu Dahlem ebenbürtig an die Seite stellen.

Einzigartig aber bleibt doch der Rosengarten im

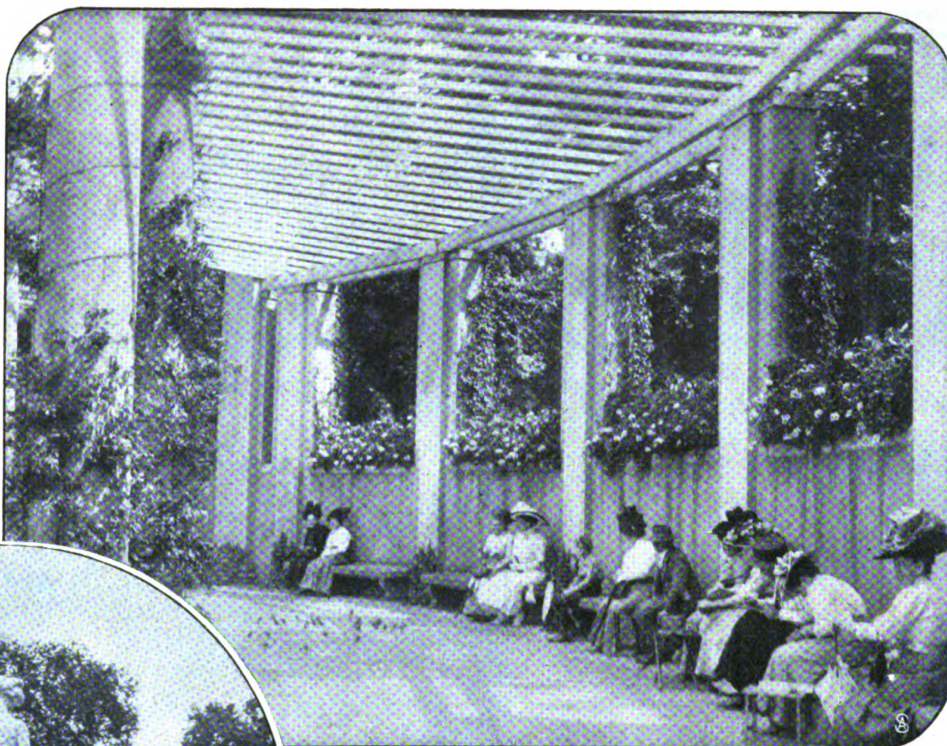
Berliner Tiergarten, der Ende Juli seinen dritten Geburtstag feiert; einzigartig deshalb, weil er bei aller Vollständigkeit und systematischen Anordnung der Rosenbestände doch immer den Charakter eines öffentlichen Gartens behält, einer Stätte, wo sich der geplagte und gehetzte Großstadtmensch fern vom Lärm und Staub der gewaltig pulsierenden



Am Seerosenteich des Rosariums.

Verkehrsadern ausruhen, erholen und sammeln kann.

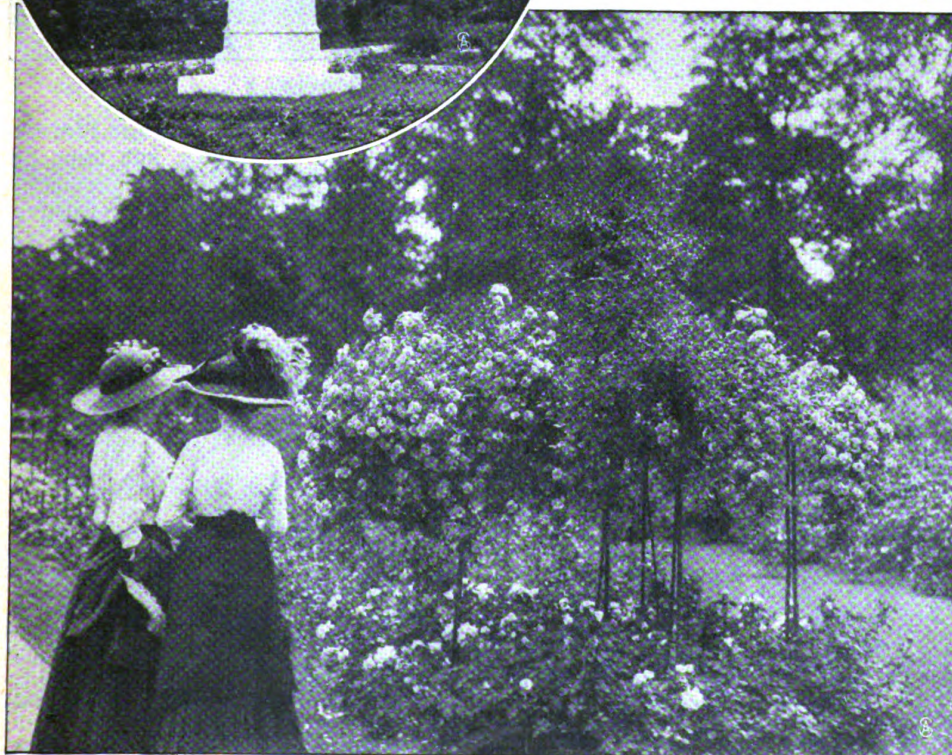
Zwar der Rosenmond ist längst vorbei, aber „noch sind die Tage der Rosen“, und so glüht und blüht es denn noch immer im Rosengarten, und im vollen Blüten Schmuck wird er seinen Geburtstag feiern können. Welch ein Anblick, lieblich und prächtig zugleich! Weiß glänzt das Standbild, das unser Kaiser seiner Gemahlin mitten in diesem Meer



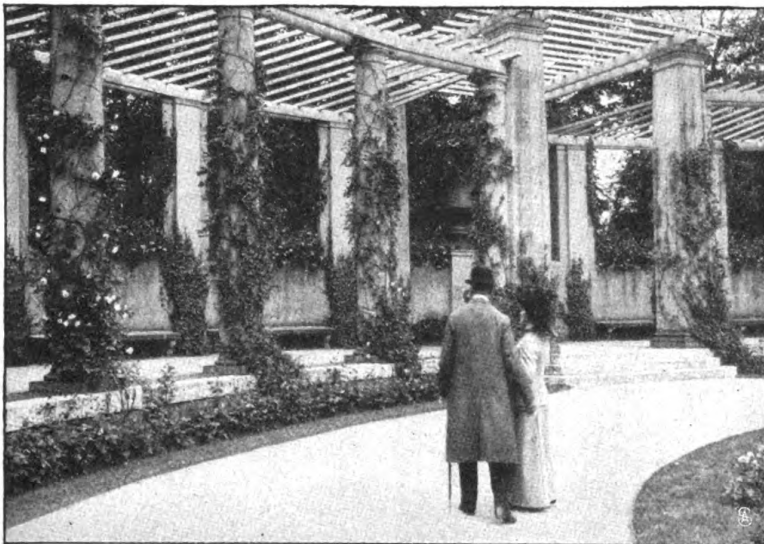
Unter der Pergola.

von Rosen errichtete, in der hellen Sommer Sonne. Schläfrig liegen die Bassins, durstig öffnen die weißen Wasserrosen ihre Kelche. Blaue Schatten lagern sich auf den goldgelben Kieswegen, kein Windhauch bewegt die hohen Wipfel der Bäume, die diese bunte Anlage einfrieden und

ihr Schatten spenden. Unter der Pergola sonnen sich die Menschen, Kinder kauern am Erdboden und füttern die kleinen Sperlinge, die zutraulich sind wie die Tauben auf dem Markusplatz in Venedig. Und zwischen allem diesem, die Wege säumend und das satte Grün der Rasenrabbatten anmutig unterbrechend, Rosen — eine Flut von Rosen. Hier ist der Prunksaal dieser „Königin der Blumen“, hier hat sich ihr Hofstaat versammelt zu einer imposanten Huldigung vor ihrer nie verblühenden Schönheit. Die mattweiße, kaum cremefarbige „Kaiserin Auguste Victoria“ schlingt einen weiten, blendenden

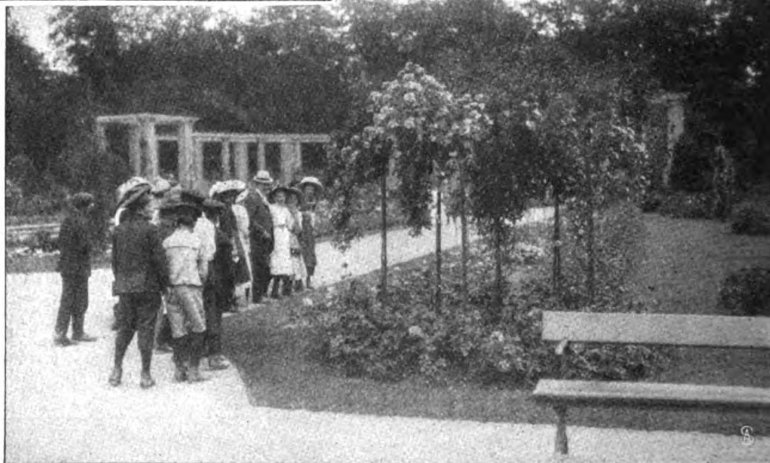


Oben: Denkmal der Kaiserin. Bei den Tausendköpfchen.



Blühende Kletterrosen.

Kranz um das Monument der hohen Frau, von der sie den Namen borgte. Die mattrosa La Tosca schmiegt zärtlich ihr Haupt an die dunkle Samtwange der „Prince Camille de Rohan“. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Das Auge ist geblendet von der Fülle der Buntheit. Man schlendert zwischen den schlanken Stämmen umher, betrachtet mit Interesse besonders seltene Sorten, edle Kreuzungen oder blickt mit Behmut auf die todgeweihte La France nieder. Hier fesselt die duftschwere Teerose, die den Namen „Gloire de Dijon“ trägt, dort neigen ebenaufergebene Maréchal Niels ihre wachsgelben Köpfchen. Kletterrosen ranken sich um die runden Säulen der Pergola, die Tausend-schönchen blühen in ganzen Büschen; Girlanden aus Wildrosen schwingen sich in kühnem Bogen von Stamm zu Stamm, hängende Blumen und Schlinggewächse bekleiden alles, was nüchtern und kalt wirken könnte. Goldfische huschen in den beiden großen Wasserbecken zwischen Wasserrosen und Nymphäen hin und her. Das helle Rot der Pelargonien leuchtet in der Ferne



Unsere Jugend im Rosarium.

Stammpublikum ein: junge Mädchen in weißen Kleidern mit Versbüchern sitzen auf den Bänken, und wenn sie von den Gedichten aufblicken, glauben sie gleichwohl, noch im Wunderland der Poesie zu weilen; alte Herren ruhen hier wohl in der Sonne und lesen dabei die Zeitung; Kinder spielen und füttern die Vögel und Fische. Fern vom Lärm der Großstadt können sie alle hier ein paar ruhige Stunden der Erholung verbringen.

Bilder aus aller Welt.

Wie das Deutsche Bundesjagdschießen, so wechselt auch das jährliche Schießen um die Meisterschaft im jagdlichen Schießen die Stadt. In diesem Jahr fand dieses wieder in Neumannswalde statt, dem idyllisch gelegenen Schießstand Deutschlands bei Neudamm. Meister im Lontaubenschießen wurde Freiherr von Zedlitz mit 88 Treffern auf 100 Tauben. Zweiter der Altmeister des Lontaubensports Herr Preuß mit 84 Tauben, obwohl er durch den Verlust eines Auges gegen die andern Konkurrenten sehr im Nachteil ist. Das interessanteste Schießen der Tage war der Preis vom Röhsee. Der Schütze steht an einem idyllisch schönen Waldsee hinter dem hohen Schiffstreifen. Jenseits von ihm fährt unsichtbar ein Boot hin und her, von dem aus mittels einer Maschine die Lontauben geschleudert

werden. Bei einem andern Schießen steht der Schütze auf einem Kreuzungspunkt zweier Schneisen. Über die eine oder andere huscht dann eine an einem Stahlbraut gleitende Hahnscheibe. Sämtliche Schießen sind so ausgearbeitet und vorbereitet, daß sie den Bedingungen der Jagd entsprechen und den Schützen Gelegenheit geben, ihre Sicherheit zu zeigen.

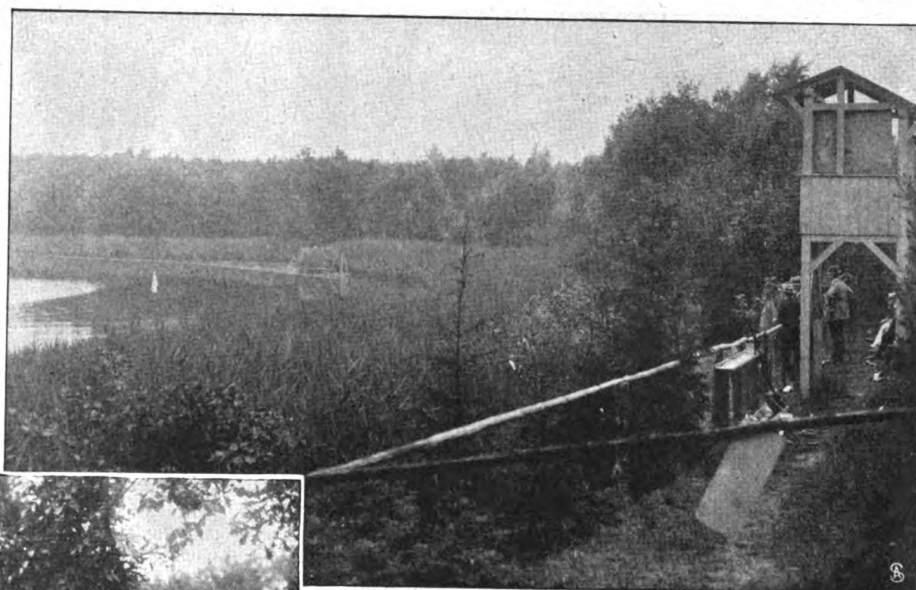
Eine Studentenkommision der Stadt Kopenhagen, bestehend aus dem Bürgermeister, Herrenhausmitgliedern und Stadträten, waren drei Tage lang Gäste der Stadt Frankfurt a. M. und der dortigen Handelskammer. Die dänischen Herren waren gekommen, um die Anlagen des neuen Osthafens und andere kommunale Einrichtungen zu besichtigen. Sie besuchten auch den dänischen Konsul Wolff in seiner Villa zu Homburg.



Der Sieger Baron von Zedlitz.

Vom Tontaubenschießen in Neumannswalde bei Neudamm.

Phot. Helland.



Das Schießen um den Röhseepreis: Am See.



Der Stand des Schützen beim Röhseeschießen.

Geh. Justizrat Josef Bachmair ist seit der am 1. Juli 1862 erfolgten Errichtung des bayerischen Notariats königlicher Notar in Neumarkt a. d. Rott (Oberbayern). Der Jubilar, der



Auf dem Tontaubenstand.



Obere Reihe von links: Henius, Boulsen, Holm, Fr. Harbon-Hoff, Lehmann, Levin, Schovellin, Christianen, Gustavsen.
Untere Reihe von links: v. Bülow, Dangstrup, Neustadt, Anderfen, Rasmussen, Möller, Schnarr, Wolff, Nielsen, A. Anderfen, Schröder.

Eine Studentenkommision der Stadt Kopenhagen als Gäste der Stadt Frankfurt a. M.

83 Jahre alt ist, feierte sein Jubiläum in voller Frische.

Ein prächtiges Künstlerfest ist kürzlich im Mannheimer Friedrichspart gefeiert worden. In der großen Glashalle und in dem prächtig illuminierten Park wurden zugunsten der veranstaltenden Vereine allerlei Gegenstände verkauft. Eine Festpolonaise kostümierter Teilnehmer verjümmelte Sommers Einzug; die Pausen des Tanzes wurden durch Kabarettvorträge ausgefüllt. Ein großer Preiswäzzer hatte ganz besonderen Erfolg. Die beliebtesten Künstler und Künstlerinnen der Mannhei-



Holpoet. Zilmann-Matter.
Frl. Polbi Dorina, Herr Paul Richter, Frl. Marianne Rub.

Aus dem Sommer-Kabarett.

Vom Künstler-Sommerfest des Vereins der Künstler und Kunstfreunde Mannheims und des Richard-Wagner-Verbandes deutscher Frauen im Friedrichspark in Mannheim.

nicht weniger als 43 deutsche Gesangsvereine beteiligt. Es ist dafür gesorgt, daß den Sängern im fernen Amerika ein Gruß aus der deutschen Heimat zuteil wird. Die Firma Gebrüder Stollwerck A. G. in Köln hat für den diesjährigen Sängerkunstwettbewerb jenseits des Ozeans einen prächtigen Silber-Pokal als Siegespreis gestiftet.



Josef Bachmair,

Neumarkt a. d. Rott, Geheimer
Aufsichtsrat und Notar, beging
sein goldenes Dienstjubiläum.

mer Theater wirkten mit. Ganz besonders schön war ein Tanz von Ballett-Levinnen des Hoftheaters. Nach der Pause zeigten dann die Damen der Mannheimer Gesellschaft, daß sie nicht minder gut zu tanzen verstehen. Es fand nämlich ein Preiswalzer-Tanz statt. Andere Tänze in fast endloser Zahl folgten. Der Ertrag des reizenden Festes floß dem Richard-Wagner-Verband Deutscher Frauen und dem Verein der bildenden Künstler und Kunstfreunde zu, deren Mitglieder sich um das Arrangement in hervorragender Weise verdient gemacht hatten.

An dem Sängerkunstwettbewerb in Philadelphia sind in diesem Jahr



Der für den Sängerkunstwettbewerb in Philadelphia von der Firma Stollwerck gestiftete Pokal.

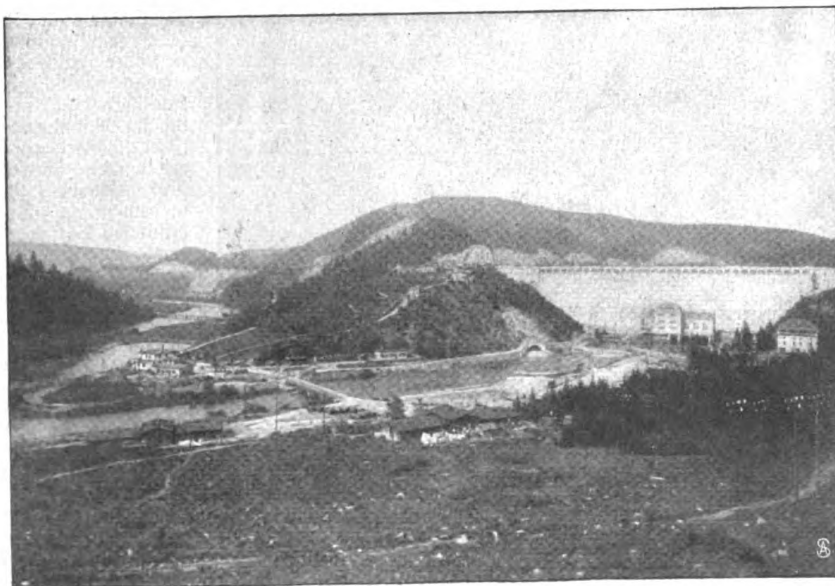
Zum Artikel: Schlesiens größte Talsperre.

Näheres in der anliegenden Nr. 30 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 30 der „Export-Woche“.

Die Kapitalanlage im Ausland. — Deutschlands Kolonialfragen. — Wirtschaft und Kapital. — Schlesiens größte Talsperre. — Landwirtschaftliche Maschinen für den Hausbedarf. — Handel und Verkehr. — „Technische Woche“. Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.



EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Uebersetzerische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden

Nummer 30.

Berlin, den 27. Juli 1912.

14. Jahrgang.

Die Kapitalsanlage im Ausland.

Von Prof. Moritz Julius Bonn, Direktor der Handelshochschule in München.

I.)

Der niedrige Kurs unserer Staatsanleihen und die angespannte Lage des Kapitalmarktes haben seit einiger Zeit zu einer Diskussion über die Zweckmäßigkeit der Emission fremder Anleihen auf dem deutschen Kapitalmarkte geführt. Die Gegner derartiger Kapitalanlagen im Ausland nehmen meist bewußt oder unbewußt an, in Deutschland sei ein begrenzter Kapitalvorrat vorhanden, der nicht zu gleicher Zeit den Bedürfnissen des heimischen Wirtschaftslebens, den Anforderungen der Finanzminister und den Ansprüchen fremder Länder genügen könne. Wenn diese letzteren stark berücksichtigt würden — etwa weil sie den deutschen Kapitalisten höhere Zinsen geben als heimische Anleihen — so bleibe für das Anleihebedürfnis der deutschen Industrie und der deutschen Staaten nicht genug übrig. Lebhaftige Konkurrenz um die zur Verfügung stehenden Beträge müsse eintreten. Die Industrie, die Landwirtschaft und der Handel müßten hohe Schuldzinsen zahlen; die deutschen Staaten und Kommunen erhielten immer ungünstigere Bedingungen für ihre Anleihen, so daß schließlich auch die deutschen Steuerzahler, die für die Zinsen aufkommen, belastet würden. Andererseits würden, wenn man die Gewährung von langfristigen Krediten ans Ausland einschränkte, die deutschen Staatsanleihen im Kurse steigen. Der Zinsfuß würde heruntergehen, und das deutsche Wirtschaftsleben würde mächtig aufblühen.

Diese Auffassung betrachtet einen hohen Zinsfuß für langfristig angelegte Kapitalien als Zeichen einer ungesunden wirtschaftlichen Lage. Sie vergißt vollkommen, daß ein solcher in allen aufstrebenden Neuländern herrscht und dort ein Zeichen wirtschaftlicher Blüte ist. Bei glänzenden Absatzverhältnissen und billigen Preisen der Rohstoffe schadet ein hoher Zinsfuß nichts. Wenngleich er vielleicht den Gewinn ein bißchen schmälern mag, so führt er doch zu einem

Zufluß von Kapitalien von auswärts und damit zu einer Entwicklung des Landes. Die Schwierigkeiten, unter denen das deutsche Wirtschaftsleben eben leidet, sind nun gerade darin zu suchen, daß die Absatzverhältnisse — soweit lohnende Preise in Frage kommen — nicht glänzend sind, und daß die Kosten aller Rohstoffe dauernd steigen. Die Kapitalabwanderung aus Deutschland ins Ausland hat mit diesen Erscheinungen im großen ganzen wenig zu tun. Es gibt gewiß Fälle — das ist z. B. infolge der englischen Patentgesetze geschehen — wo deutsches Kapital ins Ausland geht, um dort ein Fabrikunternehmen zu begründen, das mit der heimischen Industrie konkurriert und deren Absatz erschwert. An dieser Verschlechterung ist aber die fremde Gesetzgebung schuld, die die Kapitalauswanderung erzeugt.

In der Regel führt dagegen die Gewährung von Anleihen an fremde Staaten und fremde Gesellschaften, z. B. zum Zwecke von Hafenbauten, Flottenvergrößerungen, Eisenbahnanlagen, nicht zu einem Rückgang des Absatzes, sondern zu großen Bestellungen in Deutschland, und zwar zu Preisen, die einen guten Gewinn abwerfen. Solche Bestellungen pflegen häufig in den Anleiheverträgen besonders ausbedungen zu werden; sie sind z. B. in den meisten chinesischen Eisenbahnanleiheverträgen vorhanden. Da hierbei große Industrien interessiert sind, die auch im politischen Leben von Einfluß sind, so finden derartige Anleihen nicht nur die Unterstützung der öffentlichen Meinung und der Regierungen; ihr Abschluß wird vielmehr oft zum Anlaß großer diplomatischer Kämpfe, in denen Botschafter und Gesandte — die vielleicht im privaten Leben eine Eisenbahnschiene kaum von einer Straßbahnschiene unterscheiden können — als sachverständige Vertreter der Ansprüche der Industrien ihres Landes sich Lorbeeren zu erwerben suchen. Derartige Bestrebungen müssen sich natürlich auf die Förderung der großen Industrien, meistens der schweren Industrie, beschränken, bei denen es

*) Ein zweiter Artikel folgt.

sich um wenige wohlbekannte kapitalkräftige Betriebe handelt. Für Schnupftücher und Besatzartikel wird sich selbst der tüchtigste Diplomat nicht leicht ins Zeug legen. Ein guter Teil der internationalen Reibereien der letzten Jahrzehnte geht auf jene Kämpfe um auswärtige Anleihen zurück, die man, wenn sie nur mit Aufträgen verknüpft sind, nicht nur nicht hindert, sondern den Schuldnern geradezu aufdrängt. Es liegt hierbei der richtige Gedanke zugrunde, daß die moderne Industrie, besonders die deutsche, ihre Anlagen so erweitert hat, daß sie vom einheimischen Konsum gar nicht leben könnte und auf die Erweiterung ihres Kundenkreises durch wachsende Ausfuhr angewiesen ist. Man denke z. B. an die elektrische Industrie, die im Jahre 1910 allein Glühlampen im Werte von fünfzig Millionen Mark ausführte.

Auswärtige Kunden wachsen aber in den meisten Ländern von selbst nicht in dem schnellen Tempo heran, das die Ausdehnung unserer modernen Betriebe verlangt. Sie müssen großgezogen werden, und das kann vielfach nur durch die Auswanderung von Kapital geschehen. Wenn das argentinische Eisenbahnnetz nicht von 10,595 englischen Meilen im Jahre 1900 auf 25,000 Meilen im Jahre 1912 angewachsen wäre, so wäre die argentinische Einfuhr sicher nicht von 117 Millionen Gold-Dollar auf 365 Millionen Dollar gestiegen. Diese Entwicklung ist aber nur dadurch möglich gewesen, daß das Gesamtkapital der Bahnen von 527 Millionen Gold-Dollar auf über eine Milliarde Gold-Dollar erhöht wurde. Der größte Teil dieses Kapitals ist aus dem Ausland gekommen, das Geld sowohl als auch die für dasselbe bestellten Eisenbahnmaterialien. Es hat dann diese Kapitalausfuhr, die zuerst infolge der Anleihen eine künstliche Wareneinfuhr nach Argentinien herbeiführte, bald einen dauernden natürlichen Absatz geschaffen, indem sie eine argentinische Warenproduktion und eine argentinische Ausfuhr großzog, die von 400 Millionen Mark zu Anfang der neunziger Jahre auf 1500 Millionen Mark 1910 gestiegen ist. Die Kapitalausfuhr nach Argentinien, die den Eisenbahnbau bewirkte, hat dann viele andere Kapitalien nach sich gezogen, in deren Gefolge große Menschenmassen nach Argentinien gekommen sind. Die Zahl der Einwanderer, die in den neunziger Jahren selten 90,000 überschritt, hat 1910 289,000 überstiegen. Mit ihrer Hilfe ist die bebaute Fläche von 15 Mille Acres im Jahre 1895 auf 47 Mille Acres 1910 gewachsen und so ein Produktionsgebiet erschlossen worden, dessen Ertrag sich dauernd steigert. Seine Bewohner können nicht nur ihre Schulden verzinsen, sondern auch immer mehr europäische Waren verzehren, nicht zum wenigsten deutsche Produkte, deren Ausfuhr von 47 Millionen Mark 1902 auf 240 Millionen Mark 1910 gewachsen ist. So hat also die Auswanderung von Kapital in diesem wie in anderen Fällen eine sehr fühlbare Erweiterung des deutschen Absatzes bewirkt.

Damit ist aber nur die eine Seite der Frage erschöpft. So erfolgreich die Schutzzollpolitik an vielen Orten gewesen sein mag, wo sie Industrien großzog und bestehenden Betrieben erhöhte Renten sicherte — ihr eigentliches Ideal hat überall Schiffbruch gelitten. Sie hat gewiß die Länder, die ihr huldigten, in einzelnen wichtigen Waren unabhängig vom Ausland

gemacht. Es ist das aber nur durch Verschiebungen gelungen, die auf anderen Gebieten eine weit größere Abhängigkeit vom Ausland bedingen. Wir führen heute zwar keine Eisenbahnschienen mehr ein und sind in diesen und ähnlichen Fabrikaten vom Auslande unabhängig geworden. Wir haben statt dessen (1910) eine Einfuhr von 161 Millionen Mark Eisenerzen. Wir sind wieder ein Roggen ausführendes Land geworden, aber unsere Weizeneinfuhr kostete 377 Millionen Mark. Der Wert der eingeführten Rohstoffe ist von 1700 Millionen Mark im Jahre 1891 auf 5100 Millionen Mark im Jahre 1910 gestiegen. Wir haben in unserer industriellen Organisation gewaltige Fortschritte zu verzeichnen. Wir sind aber nicht nur mit der Ausfuhr, sondern ganz besonders mit der Einfuhr heute stärker ans Ausland gekettet als je. Wir brauchen nicht nur wachsende Mengen von Rohstoffen, sondern auch von Nahrungsmitteln. Die Einfuhr der letzteren ist von 1500 Millionen Mark auf 2500 Millionen Mark gestiegen.

Diese Produkte erzeugen sich nicht von selbst; sie werden — das beweisen die steigenden Preise auf allen Gebieten — nicht in dem den Bedürfnissen entsprechenden Maße angeboten. Ihre Erzeugung kann nur dadurch ausgedehnt werden, daß das Kapital auswandert und in den dazu geeigneten Gebieten ihren Anbau in die Wege leitet.

Deutschlands Kolonialfragen.

Herr Kurd v. Strantz schreibt im „Tag“ vom 12. Mai, daß England uns in Betätigung seines guten Willens zur Beseitigung der bisherigen Spannung eine Anzahl überseeischer Besitzungen als eine Art Vorausgabe — also unentgeltlich — einräumen müßte. Auf das Für und Wider dieser frommen Wünsche möchte ich nicht näher eingehen, indessen der Satz: „Da wir durch den wenig geschickten Sansibar-Vertrag halb Deutsch-Ostafrika verschenkt, ohne irgendwelche Entschädigung zu erhalten, als welche damals jedenfalls Helgoland nicht dienen konnte“ usw. veranlaßt mich, den Versuch zur Richtigstellung dieser nun fast schon zum Glaubensartikel gewisser Kreise gewordenen falschen Auffassung zu machen, die im schroffsten Gegensatz zu den Tatsachen steht, wie auch schon Dr. Hammacher in seiner Rede am 12. Juni 1890 im Reichstage zum Ausdruck gebracht hat.

Dieser hochgeachtete Führer der nationalliberalen Partei war ein durchaus selbständiger Charakter und warmer Freund der kolonialen Bewegung.

Er betonte in seiner Rede ausdrücklich, daß die durch Kaiserlichen Schutzbrief der Ostafrikanischen Gesellschaft gewährleisteten Territorien etwa nur den zehnten Teil desjenigen Gebietes repräsentierten, das uns durch den Vertrag vom Juni 1890 als Interessensphäre zuerkannt wurde.

Durch diesen Vertrag verpflichtete sich England, den Sultan von Sansibar zu veranlassen, uns die bisher nur verpachtete Küste (in einer Breite von zehn Seemeilen) definitiv abzutreten. So geschah es bald darauf — und erst dadurch konnten wir als Herren unumschränkt in dem neuen Besitztum schalten und walten.

Es muß daran erinnert werden, daß unsere Marine damals England gegenüber als Waffe zur Erreichung überseeischer Ziele gar nicht in Betracht kam.

Wir konnten nur so viel erreichen, wie infolge unserer politischen Machtstellung im Rate der Völker durchzudrücken war, und ob ihr Gewicht ausreichte, um neben den erreichten Resultaten auch noch unter anderem Uganda, Comorro und Madagaskar einzustecken und uns nebenbei Frankreich auf den Hals zu laden, mußte wohl der Beurteilung des A. A. anheimgestellt werden.

Helgoland ist inzwischen — und dies war schon damals unsererseits vorausgesehen — ein unentbehrliches Glied

unserer Küstenverteidigung geworden, für uns ein hochwichtiger Stützpunkt maritimer Operationen, für den Feind ein Hindernis von größter Bedeutung. Wer nun nach den gespannten Zeiten des Sommers und des Herbstes 1911 noch daran zweifelt, daß uns der Besitz von Helgoland wichtiger ist als Sansibar und Gott weiß noch welche anderen Stücke Afrikas, dem möchte ich nicht gerne die Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten überantwortet wissen.

Als Zeitgenosse und Mithandelnder der damaligen Vorgänge wäre ich in der Lage, eingehender darüber zu schreiben; ich beschränke mich aber darauf, nochmals der Legendensbildung entgegenzutreten, daß unsere Regierung damals halb Deutsch-Ostafrika verschenkt hätte.

Admiral z. D. Valois.

Wirtschaft und Kapital.

Die Erscheinungen, die durch die eigenartige Tendenz des wirtschaftlichen Kapitals hervorgerufen werden, erregen noch immer Bedenken und werden in Vorschläge zur Reform des Rentenmarktes umgesetzt. Die Tatsache, daß

alle Staatspapiere Westeuropas

sich auf ein tiefstes Preisniveau gesenkt haben, sollte der Ueberlegung und der Kritik die richtigen Bahnen weisen. Aber die Gedanken bewegen sich in ausgetretenen Pfaden und kommen damit stets an ein Ziel, das von dem richtigen Treffpunkt weit entfernt ist. Das Kapital ist gezwungen, hohe Verzinsung zu suchen, weil die Ansprüche, die an das Volksvermögen gestellt werden, in die Breite und in die Höhe gewachsen sind. Wie soll man mit vier Prozent Zinsen auskommen, wenn die Besteuerung des Einkommens und des Lebensaufwandes beträchtliche Teile des Besitzes für sich in Anspruch nimmt! Der Wunsch, die Ergiebigkeit des Geldes mit den allgemeinen Verpflichtungen ins Gleichgewicht zu bringen, drückt der wirtschaftlichen Konjunktur das Gepräge auf. Es ist im Grunde nur ein Konglomerat von Notwendigkeiten, die mit den üblichen Voraussetzungen einer geschäftlichen Tendenz nur noch wenig zu tun haben. Und trotzdem läßt die Kraft des Kapitals, neues Kapital zu gebären, nicht nach. Man sehe sich nur die Art der Verwendung des Vermögensüberschusses an.

Die Effektenproduktion wächst stetig,

da ihr die Neigung des Publikums zu hochverzinslichen Papieren und zu den Reizen des Kursgewinnes einen Elan geben. Der Kurswert der im ersten Halbjahr 1912 neu emittierten Wertpapiere dürfte in Deutschland rund zwei Milliarden betragen haben, während das ganze Jahr 1911 eine Emissionssumme von mehr als 2500 Millionen verzeichnet hatte. Dieses Jahr wird also in seinem Endergebnis über das Resultat von 1911 hinausgehen. In Frankreich findet sich eine ähnliche Erscheinung wie auf dem deutschen Markt. Auch dort zeigt das zweite Semester 1912 einen beträchtlichen Fortschritt: von 2.88 Milliarden Frank auf 3.15 Milliarden Frank oder 2.52 Milliarden Mark, Mehr als die Hälfte dieses Betrages wurde in Aktien ausgegeben. Auch der Franzose hat die Begeisterung für seine dreiprozentige Rente eingebüßt, seitdem die ihn mit ihrem Kurs im Stich gelassen hat, und sucht Bezirke, die ihm größere Zinsreize bieten. England hat im Saldo seiner Emissionen am Schluß des zweiten Halbjahrs 1912 einen Rückgang gegen das Vorjahr —

110 gegen 117 Mill. Lstrl. —; aber die Verringerung rührt nur aus dem ersten Quartal (eine Folge des Bergarbeiterstreiks), während das zweite Vierteljahr von reger Betätigung auf dem Effektenmarkt erfüllt war. Den Rekord im Fortschritt stellt die nordamerikanische Union auf, die im ganzen Jahr 1911 Wertpapiere im Betrag von 1738 Mill. Doll. nominal emittiert hatte, im ersten Semester 1912 dagegen für 2180 Mill. Doll. herausbrachte. Davon haben die Eisenbahnen allein 1157 Mill. Doll. absorbiert. So ergibt sich, daß die vier größten Wirtschaftskomplexe der Welt in den ersten sechs Monaten des Jahres 1912

einen Ueberschuß von 15440 Millionen Mark

oder 15½ Milliarden in Wertpapieren angelegt haben: Diese Fähigkeit entspringt nicht nur dem Bedürfnis nach hohen Zinsen und sicherem Asyl für Ersparnisse, sondern auch den Lebensbedingungen des Wirtschaftskörpers, dem durch die Ader der Aktie oder Schuldverschreibung neues Blut in den Kreislauf geführt wird. Auch die Anleihe selbst dient als Vermittlerin für die Interessen von Industrie und Gewerbe; denn der Staat, der im Ausland Geld sucht, muß sich verpflichten, Bestellungen an die dortige Industrie zu geben. Diese Bedingung wird als Ergänzung für die Sicherheitsgarantien, die sonst noch zu gewähren sind, angesehen. So hat zum Beispiel Bulgarien mit französischen Banken eine Anleihe von 180 Millionen Frank unter Gewährung von industriellen Aufträgen abgeschlossen.

Die Ueberlegenheit der Effektenbörse, die dem beweglichen Kredit als Vermittlungsstelle dient, wird von den Faktoren des Grundbesitzes und Immobilienmarktes als schwerer Nachteil empfunden.

Das Hypotheken- und Baugeschäft

hat sich jetzt mit den Folgen einer allzu lebhaft betriebenen Grundstücksspekulation abzufinden und ist durch die Unvereinbarkeit der Anforderungen des Grundstücksmarktes mit der Summe der liquiden Mittel, in eine Krisis geraten. Die Hypothekenbanken sind in enge Grenzen gezwängt, da sie ihre Pfandbriefe nicht absetzen können. Der Versuch, 4½ prozentige Obligationen ins Feld zu führen, kann nicht verallgemeinert werden, da die Konkurrenz der Hypothekeninstitute, besonders die Versicherungsgesellschaften, mit leichteren Bedingungen, als die hochverzinsliche Schuldverschreibungen zur notwendigen Folge haben, jeden Mitbewerber aus dem Felde schlagen. Interessant ist die Bewegung in den Kommunen zugunsten des Hypothekengeschäfts.

Städtische Pfandbriefämter

suchen, dem Hypothekenkredit möglichst günstige Bedingungen zu schaffen, bei unbedingter Sicherheit der zur Geldbeschaffung ausgegebenen Pfandbriefe. Die Obligationen des „Pfandbriefamtes der Stadt Magdeburg“, eines von der Stadt selbst verwalteten Instituts (das Berliner Pfandbriefamt ist selbständig und steht nur unter städtischer Kontrolle), sind kürzlich an die Berliner Börse eingeführt worden. In Neukölln bei Berlin besteht eine kommunale Hypothekenbank, und die Stadt Elberfeld wird eine städtische Hypothekenanstalt mit 500,000 Mark Betriebskapital errichten, die besonders zweite Hypotheken gewähren soll. Die Organisation der zweiten Hypothek ist eine der brennendsten und schwierigsten Aufgaben des Grund-

stückwesens. Der Mangel guter Objekte und bereitwilliger Kapitalien hat sich für die zweite Hypothek zu einem die Existenz bedrohenden Schaden ausgewachsen. Eine rationelle Verwertung des Bodens ist nicht möglich, wenn zweite Hypotheken nicht zu beschaffen sind, denn der Preis des Objekts ist im allgemeinen so hoch, daß der Käufer mit der Beleihung zur ersten Stelle nicht auskommt, abgesehen von der Unwirtschaftlichkeit fehlender Ausnutzung eines oft nicht schmalen Streifens zwischen Belastung und Beleihbarkeit. Die städtischen Anstalten müssen natürlich mit äußerster Vorsicht operieren; und diese natürliche Begrenzung ihrer Tätigkeit kann unter Umständen den Vorteil des neuen Systems in Frage stellen. Interessant ist die Beteiligung

Frankreichs am deutschen Hypothekenmarkt, die durch ein kürzlich errichtetes Unternehmen „Comptoir Foncier, Aktiengesellschaft für Grundbesitz in Berlin“ verwirklicht werden soll. Die Gesellschaft gehört zu einem französischen Konzern, der das Hypothekengeschäft in Frankreich, Rußland und England betreibt und sich nun auch im deutschen Geschäftsbereich versuchen will. Das Pariser Stamminstitut gibt Obligationen aus (es sind 45 Millionen Frank im Umlauf) und gewährt nicht nur erste, sondern auch zweite Hypotheken, die mit ihrer relativ hohen Verzinsung dem französischen Kapital natürlich besondere Reize bieten. Mit dieser französisch-deutschen Allianz werden die Chauvinisten geschlagen, die im Herbst 1911 den Feldzug gegen die deutsche Finanz predigten. Die guten Zinsen, die das fremde Geld in der deutschen Wirtschaft findet, wirken immer wieder überzeugender als die schönsten nationalen Redensarten. Und die bisherigen Leistungen des Jahres 1912 lassen einen verstärkten Zuzug fremden Kapitals erwarten.

Günstige Ernteaussichten

sind ziemlich sichere Prognosen für die künftige Tendenz des Kapitals. Die Felderberichte aus Deutschland haben bis jetzt eine gute Ernte erwarten lassen, wenn auch das letzte Ergebnis noch nicht sichtbar ist. Jedenfalls wird das Resultat nicht schlechter sein, als der Saldo von 1911 war, dem die afrikanische Dürre der letzten großen Hitzeperiode ein Gutteil seiner Wirkung geraubt hatte. Die Ernteschätzungen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind widerspruchsvoll. Man hatte zuerst von einer großen Ernte gesprochen und suchte nachher den Eindruck dieser Mitteilung abzuschwächen. Immerhin wäre ein Quantum von 627 Millionen Bushels noch um 6 Millionen größer als die Menge des Vorjahres, dagegen um 25 Millionen Bushels kleiner als der Durchschnitt der letzten zehn Jahre. Da in der nordamerikanischen Union die Statistik nicht sehr objektiv ist, so besteht die Hoffnung, daß die letzte Ziffer noch anders aussehen wird als die jüngsten Taxen.

Die amerikanische Baumwollernte

wird, wenn man den Berichten glauben darf, ein gutes Mittelresultat zeigen. Man rechnet mit 13 bis 14 Millionen Ballen. Die Baumwollindustrie könnte reichliche Quantitäten von Rohmaterial noch auf lange Zeit brauchen, da die Spinnereien und Webereien so gut beschäftigt sind, daß die Preise und Löhne erhöht

wurden. Allerdings hat bei der Aufbesserung der Löhne auch der Arbeitermangel mitgewirkt. Die Produzenten sind gezwungen, den Abzug der Arbeiter in andere industrielle Bereiche zu verhindern und müssen als Mittel dazu die Erhöhung der Löhne anwenden. Wenn das Maß der Beschäftigung in der Industrie dem Urteil über die wirtschaftliche Lage eine sichere Stütze bietet, so ist zurzeit keine drohende Wolke am Himmel zu sehen.

Das zeigt sich auch in der Buchführung, die ihre seit Jahren gewählte Richtung mit kurzen Abschweifungen beibehalten hat. Die Spekulation und das Publikum geben ihre Beziehungen zu den Dividendepapieren nicht auf, sondern bezeugen durch die Vernachlässigung, die sie den Anlagerenten ange-deihen lassen, daß ihre Ansichten über den Vorteil des Besitzes hochverzinslicher und mit Kurschancen versehener Effekten nicht gewechselt haben. Niemand kann sagen, wann bessere Tage für die Staatspapiere und Hypothekendarlehen kommen werden.

Das Dividendepapier ist die einzig gangbare Marke im Effektenhandel und wird in einzelnen Spezialitäten zu Rekordpreisen umgesetzt. Die Berliner Börse hält mit unverwundbarer Hartnäckigkeit an ihren Favoriten fest. Die Aktie der Naphtha-Produktionsgesellschaft Gebrüder Nobel wird noch immer zu einem Kurs gehandelt, der den Zeichnungspreis vom April dieses Jahres um mehr als 100 Prozent übertrifft. Das verhältnismäßig beschränkte Material in diesem Papier erleichtert der Spekulation die Ausnutzung der Haussestimmung. Die Börse wäre in Verlegenheit, wenn sie glaubhafte Auskunft über die Gründe ihres Verhaltens zur Nobel-Aktie geben sollte. Daß die Nobel-Gesellschaft gute Geschäfte macht, reicht als Motiv für die Erhöhung des Aktienpreises um ein volles Drittel seines Einführungskurses nicht aus. Die Dividende für 1911 hat, wie bekannt, 14 Prozent betragen, und mehr als diese Ziffer kann einem Vergleich zwischen Kurs und Rentabilität nicht zugrunde gelegt werden. Vielleicht erwartet die Spekulation von einer verstärkten Trustbewegung im russischen Naphtharayon besondere Vorteile für die Nobel-Gesellschaft. Die Ergiebigkeit der

Naphthaquellen am Kaspischen Meer

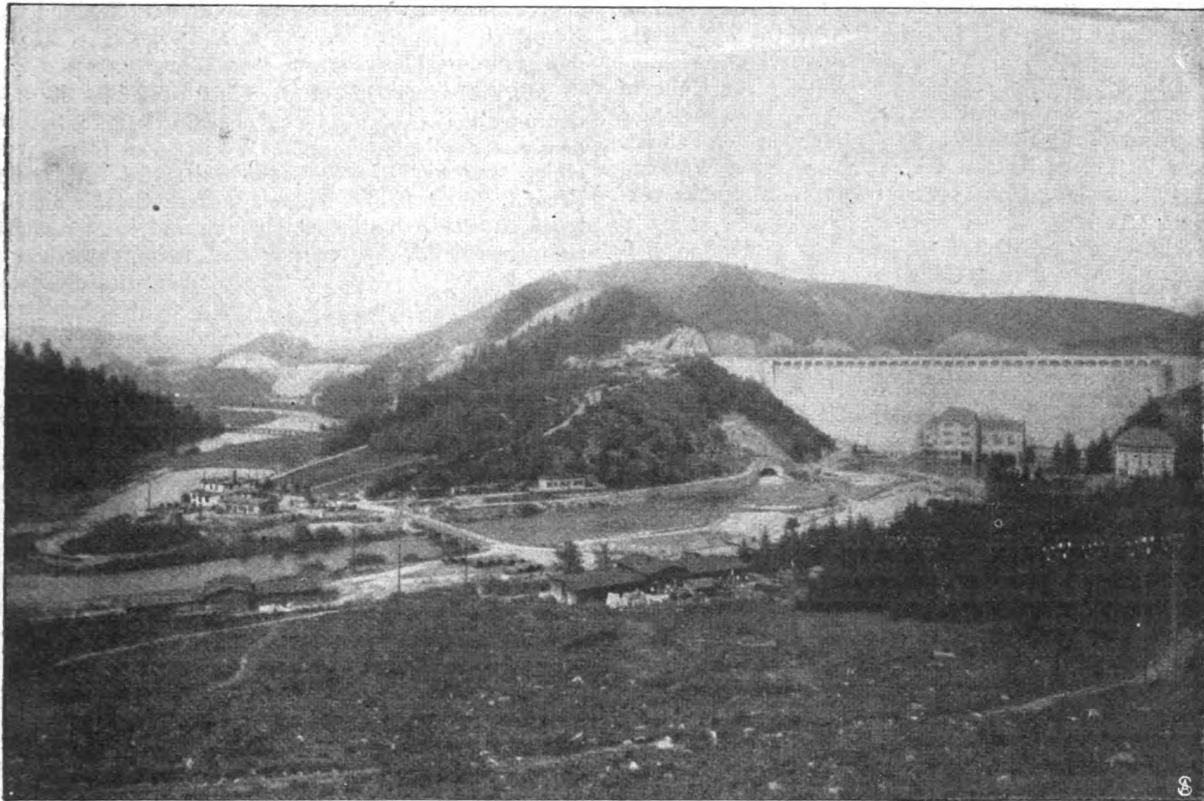
ist keine unbegrenzte. Die ersten leisen Anzeichen einer Verminderung der Produktion sind schon vorhanden, so daß der Preis des wertvollen Rohstoffes die Möglichkeit einer Abschwächung eingeübt hat. Die Vorbedingungen für die Errichtung eines großen Kartells sind vorhanden. Produktion und Preis müssen unter Kontrolle gestellt werden, damit die Industrie ihre Ertragsfähigkeit nicht verliert. Die Nobel-Gesellschaft könnte bei der enormen Produktion, die sie unter ihrer Aufsicht hat (sie kontrolliert etwa 160 Millionen Pud verschiedener Oelprodukte) sehr wohl die Spitze eines russischen Oeltrusts werden; aber der Weg an dieses Ziel ist ihr durch eine andere Naphthagrube, die sich eben eine neue Hülle geschaffen hat, verlegt. Mehrere russische Naphthafirmen haben sich zu einer englischen Korporation vereinigt und wollen für ihre Geschäfte den Londoner Markt belegen. Ob beide Gruppen zusammengehen werden, ist fraglich.

Schlesiens größte Talsperre.

Von B. Clemenz.

Die größte Talsperre Schlesiens, die zugleich bis auf weiteres die größte Deutschlands sein wird, geht soeben ihrer Vollendung entgegen. Die Riesenmauer im Bober ist vollendet, auch das dazu gehörige Elektrizitätswerk, so daß die Einweihung noch für diesen Sommer zu erwarten steht. Die Talsperre bei Mauer — die Natur hat hier, wie der Name sagt, schon eine Mauer rechts und links im Bober errichtet — wird alsdann eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Schlesiens sein. Die Reihe der Tal-

wiesen werden, daß in den Fällen, wo im Auslande Talsperrendefekte vorkamen, diese Wahrscheinlichkeit von seiten deutscher Techniker hätte vorausgesagt werden können. So hatte man die amerikanische Talsperre aus einem sehr unsicheren Material, aus Erd- und Steinschutt, hergestellt. Die Katastrophe vernichtete den Ort Johnston, indem nicht weniger als 25 Millionen Liter Wasser ausuferten. In dem anderen Falle, der sich in Frankreich ereignete, hatte man die Sperrmauer ohne Wölbung gebaut,



Talsperre im Bober bei Mauer.

sperren und Stauweiher, die in Schlesien nach den Plänen des Geheimrats Intze errichtet werden, nähert sich damit ihrer Vollendung. Denn nur die nachträglich projektierte Talsperre in der Weistritz im Schlesiertale steht dann nur noch aus. Nicht ohne Besorgnis sah man den Kolossalbauten in den schlesischen Flüssen entgegen. Hatte man doch aus Nordamerika und aus Frankreich die Nachrichten von dem Versagen der Talsperren hören müssen. Demgegenüber haben die vergleichenden Darlegungen des Geheimrats Intze und des Wasserbauinspektors Bachmann, der schon die Arbeiten der Queißtalsperre bei Marklissa — die sich übrigens soeben wieder recht tüchtig bewährt hat — leitete, zu überzeugen vermocht, daß die beunruhigenden Urteile nicht standhalten gegenüber den wissenschaftlichen Erwägungen. So konnte darauf hinge-

während eine uralte Erfahrung auf gewölbte Grundrisse geht, wie ihn alle deutschen Talsperren haben. Auch bei dem Bau der soeben fertig gewordenen Talsperre bei Mauer sind alle möglichen Sicherheiten vorgesehen, die bei einem so gewaltigen Werke nach menschlicher Voraussicht ins Auge gefaßt werden können.

Was zunächst die Hauptsorge bildete, war die Frage nach dem Baugrunde. Konnte auf anstehenden Fels aufgesetzt werden, so war die relativ beste Gewähr für die Sicherheit von vornherein gegeben. Nachdem man an einer Stelle im Flußbett weiches Material gefunden hatte, blieb es überall bei dem harten Fels. Das war auch arbeitkürzend, indem man den gebrochenen Fels alsbald wieder zum Bau der Sperrmauer verwenden konnte. Auch bei den statischen Berechnungen ist alles mögliche geschehen, um die

Zuversicht zu fördern. Man hat sich nicht mit Mindestmaßen, die man analog anderer Talsperren hätte verwenden können, begnügt, sondern man ist über diese in fast allen Stücken weit hinausgegangen, so daß man auf die allergrößten Gefahren gefaßt sein kann. Die Sperrmauer hat eine Grundstärke von 50.3 Meter, womit sie die vorläufig stärkste Mauer der deutschen Welt darstellt. Nach oben verjüngt sie sich auf 7.2 m, einer Fahrstraße Raum gebend. (Die Maße für die Talsperre bei Marklissa lauten 39 und 8 m.) Die Grundmauer ist aber 10 m in den gewachsenen Fels eingesenkt, so daß sie wie im Boden verankert ist. Was die Höhe der Sperrmauer anlangt, so würde sie die meisten Dorfkirchtürme weit überragen, denn nur sehr wenige Dorfkirchtürme werden bis 50 m ansteigen. So hoch aber ist die Riesenmauer bei Mauer, die das Boberbett verlegt. Wer dieses Werk besichtigt, wird eine kleine optische Täuschung erleben; die Breite der Mauer scheint zur Höhe in einem sehr eleganten Verhältnis zu stehen, wenigstens nicht in dem massigen, als es tatsächlich der Fall ist. Das liegt zum Teil an der recht eleganten Wölbung der Mauer, die damit das Starre ihres Eindrucks verliert.

Eine weitere Sicherheit ist damit geschaffen, daß man die Mauer rechts und links in den Fels eingelassen hat, so daß bei dem Andruck der Wassermassen der Druck zum Teil auf die Ufer abgelenkt wird. Außerdem ergeben die rechnerischen Nachweise des Erbauers, daß überdies Masse und Material in dem denkbar besten Verhältnis stehen. Selbst bei zerstörtem Schutzmantel würde noch völlige Sicherheit vorhanden sein. Die wichtigste Vorkehrung aber ist in der Gewölbeform der Mauer gegeben. Angenommen, der Wasserdruck erreicht einmal den rechnerisch höchsten Grad — 200 Millionen Kilogramm — so würde die Mauer diesen enormen Druck aushalten. Dieser Fall ist aber sehr unwahrscheinlich.

Das sind die wichtigsten Maßnahmen. Außerdem ist aber noch ein Zweifaches geschehen. Das Mauerwerk wird auf der Wasserseite mit einem Zementputz versehen, der bis auf den Grund herunterreicht wird. Das Eindringen von Wasser in die Sperrmauer wird dadurch fast völlig verhindert. Damit nicht genug, wird die ganze Wasserseite der Mauer noch mit einem Schutzmantel bekleidet, der die Witterungseinflüsse abhalten soll. Zur Ermöglichung der ständigen Kontrolle sind Einsteigschächte und Gänge eingebaut.

So darf der Anwohner ohne Besorgnis der Inbetriebsetzung der großen Bobertalsperre entgegensehen, die allerdings ein Bollwerk gegen schwere Gewalten zu sein berufen ist. Sie ist in den gefährlichsten aller schlesischen Gebirgsflüsse gebaut, der der Welt schon manches Beispiel seiner verheerenden Naturkraft gegeben hat. Kurz vor dem Dorfe Mauer macht der Bober, wie unser Bild zeigt, ein scharfes Knie, das fast einer Schlinge gleichkommt. Oberhalb dieses Knies wird sich künftig ein Flußsee von 8 km Länge anstauen. Schlesiens größter Natursee, der Schlawasee, hat einen nur 2 km längeren Wasserspiegel. Das gewaltige Niederschlaggebiet, das die neue Talsperre abfangen soll, erstreckt sich über 1200 Quadratkilometer, und die Aufnahmefähigkeit des Staubeckens wird nicht weniger als 50 Millionen

Kubikmeter betragen. Damit wird sie vorläufig Deutschlands größtes Staubecken sein, denn die Urftalsperre in der Eifel faßt nur 45 Millionen Kubikmeter. Der durch diese Sperre geschaffene See dient zur Schaffung einer Wasserkraftanlage von 6400 Pferdestärken in 7200 Arbeitsstunden jährlich, die bei Heimbach an der Roer für die Abgabe von elektrischer Kraft und Licht eingerichtet ist. Die Talsperre von Marklissa faßt „nur“ 15 Millionen Kubikmeter, die anderen deutschen sind sämtlich kleiner, und erst die künftige Edertalsperre bei Hemfurth wird die bei Mauer in den Schatten stellen: sie soll einen Faßraum von 200 Millionen Kubikmeter haben. Um auch die Talsperren des Auslandes zum Vergleich heranzuziehen, sei erwähnt, daß nur die Talsperre bei New York mit 72 m Mauerhöhe und die Roosevelt-Talsperre mit 82 m Mauerhöhe sich mit der größten schlesischen messen können.

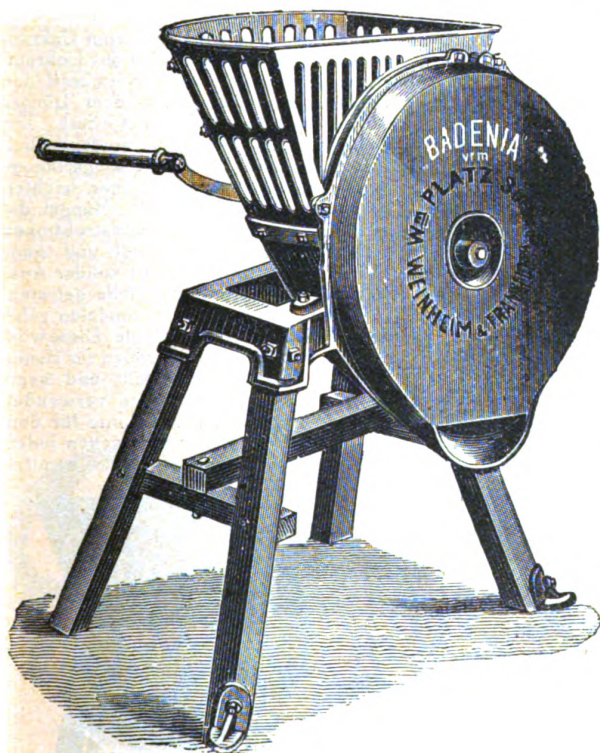
Mit der Abwehr künftiger Hochwasser ist die Bedeutung dieses Baues nicht erschöpft. Man hat in dem aus der Not geborenen Werke zwei Ideen vereinigt. Die angestaute Wasserkraft wird fortan die Freundlichkeit haben müssen, unsere Straße zu erleuchten, die Arbeiten in Scheune und in Werkstatt zu übernehmen, denn ein großes Turbinenwerk am Fuße der Trockenseite der Sperrmauer wird die Fallkraft des abfließenden Wassers in elektrische Kraft umwandeln, und diese wird von hier aus meilenweit in die entlegensten Dörfer getragen und dort zur wirtschaftlichen Arbeit benutzt werden. Im Durchschnitt werden 2—3000 P. S. zur Verfügung sein, bei Hochwasser das Doppelte und mehr. Ihren wirtschaftlichen Höhegrad soll diese Einrichtung dadurch erreichen, daß die Kraftwerke bei Marklissa und bei Mauer verbunden und so in ihrer Nutzbarkeit und Ausnutzbarkeit ein Ganzes ergeben werden. Im Höchstfalle ergibt das dann eine Energie von 10,000 P. S. So wird Schlesien ein Elektrizitätswerk erhalten, das sich mit den bedeutendsten Anlagen der Welt messen kann, und vor allen Dingen: hier ist das schädlichste Element in wirtschaftlich nützliche Kraft umgewandelt worden: ein Triumph der Ingenieurkunst!

Daß außerdem Schlesien eine recht interessante neue Bahn — die Bobertalbahn — zugleich mit diesem Gigantenwerk erhalten hat, sei nur nebenbei erwähnt. Sie bietet dem Naturfreunde so viel Großes und Interessantes, daß sie schon jetzt zu den am meisten benutzten Gebirgsbahnen Schlesiens gehört. Das freundliche Städtchen Lähn, das unmittelbar hinter Mauer am Bober liegt, und das der Reisende in jedem Falle mitbesucht, hat durch diese Werke einen neuen Lebensdrang bekommen. Noch sei bemerkt, daß sich der Besuch der neuen Talsperre mit einer Reise ins Riesengebirge leicht und angenehm verbinden läßt. Von Hirschberg aus gelangt man in einer halben Stunde zur Station der Talsperre, und man kann von hier aus dann das liebe Lähn besuchen oder nach Hirschberg zurückkehren. Auch von Liegnitz aus ist der Besuch sehr angenehm, indem man damit eine Fahrt durch das herrliche Bober-Katzbach-Gebirge, das längst noch nicht die Beachtung findet, die es verdient, verbindet.

Landwirtschaftliche Maschinen für den Hausbetrieb.

Angeregt durch die mannigfachen und zeitraubenden Arbeiten, die der landwirtschaftliche Betrieb erfordert, hat die Maschinen-Industrie Apparate entstehen lassen, welche Menschenhand ersetzen und zugleich die ökonomische Seite der Landwirtschaft günstig beeinflussen. Die Konstrukteure haben bei der Schaffung landwirtschaftlicher Maschinen für den Hausbetrieb sich von dem Gedanken leiten lassen, nicht nur den landwirtschaftlichen Großbetrieben mit ihren Erzeugnissen zu dienen, sondern auch für den kleinen landwirtschaftlichen Hausbetrieb alle diejenigen Apparate herzustellen, die zur Hebung der wirtschaftlichen Lage notwendig sind. Die dem Landwirt im allgemeinen zur Verfügung stehenden Maschinen, an deren Vervollkommen mit größter Intensivität gearbeitet worden ist, sind heutigentags so mannigfach und in ihrer Konstruktion so genial durchgeführt, daß damit sowohl die meisten von Männerhand ausgeführten schweren Arbeiten als auch leichte und behende Frauenarbeiten fertiggestellt werden können. Bei sachgemäßer Verwendung aller in einem landwirtschaftlichen Betriebe erforderlichen Apparate ist der Landmann in der Lage, weniger als die Hälfte des früheren Arbeiterbestandes in seinem Dienst zu halten. Diese Ersparnis trägt nicht allein zur finanziellen Hebung des Unternehmens bei, sondern schafft dem Landwirt auch ein weniger aufregendes Leben. Die Auswanderung der arbeitenden Landbevölkerung nach den Städten, wo dieselbe sich höhere Löhne und ein angenehmeres Leben verspricht, ist während der letzten Jahre

der Futterzubereitung bilden für manchen Landwirt besonders während des Winters die Haupttätigkeit und nehmen somit auch die längste Zeit in Anspruch. Auch solche Maschinen, die zur Fertigstellung der Vorbereitungsarbeiten dienen, wie z. B. Kartoffelgrubber- und Waschmaschinen, sind Erzeugnisse, ohne die ein neuzeitlich eingerichteter Landwirtschaftsbetrieb nicht mehr rationell zu arbeiten vermag. Jeder Landwirt, der seinen Betrieb zeitgemäß zu gestalten und wirtschaftlich auszunutzen gedenkt, wird daher indirekt genötigt, sich der für ihn in Frage kommenden mechanischen Apparate zu bedienen. Auch die zeitraubenden Futterreinigungsarbeiten für die im landwirtschaftlichen Betriebe in Betracht kommenden Haustiere können gleich-

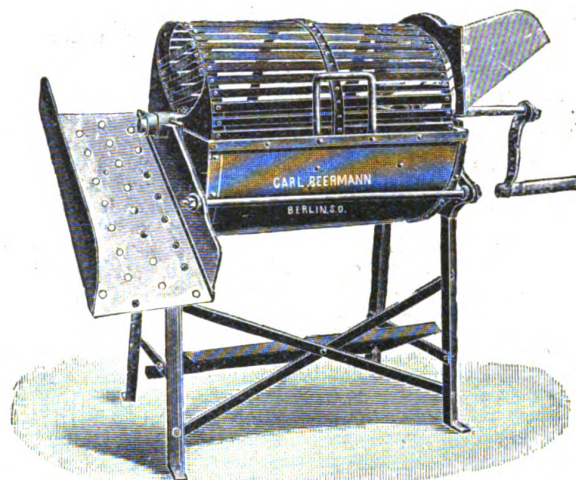


Rübenschneider.

Maschinenfabrik „Badenia“, Weinheim (Baden).

zu einem geradezu krankhaften Zustand ausgeartet. Infolgedessen bedeutet die Schaffung landwirtschaftlicher Maschinen besonders in der heutigen Zeit eine wahre Erlösung für den Landmann. Die Anschaffungspreise der für den landwirtschaftlichen Hausbetrieb auf den Markt gebrachten Maschinen bewegen sich in solchen Grenzen, daß es auch dem weniger bemittelten Landwirt möglich ist, seinen Betrieb damit zu beschicken.

In erster Linie dürfte es sich für alle landwirtschaftlichen Hausbetriebe speziell um solche Apparate handeln, die für die Futterzubereitung notwendig sind. Die Arbeiten

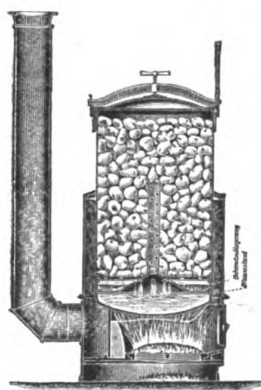


Kartoffel- und Rübenwaschmaschine.

Carl Beermann G. m. b. H., Berlin SO.

falls mit Hilfe von Maschinen ausgeführt werden. Außer der Kartoffelsortiermaschine, mit der man etwa 50 Zentner Kartoffeln in fünf verschiedenen Größen stündlich sortieren kann, ist es die Kartoffel- und Rübenwaschmaschine, die dem Landwirt die Hausarbeit erleichtert. Dieser Apparat ist eine einfache, gut ausgedachte, eiserne Konstruktion und wird in solider Ausführung und zugleich praktischer Einfachheit hinsichtlich des Betriebes dem Landmann zur Verfügung gestellt. Da dies Erzeugnis sich bisher in der Praxis gut bewährt hat und in den verschiedensten Größen auf den Markt gebracht wird, so ist damit sowohl dem kleinen Landwirt als auch dem Großgrundbesitzer eine unentbehrliche Hilfskraft geschaffen worden. Die Maschine wird in fünf verschiedenen Größen hergestellt und eignet sich sowohl zum Waschen von Kartoffeln als auch zum Reinigen anderer knollenartiger Futtersorten. Das zum Waschen in die Trommel hineingebrachte Material passiert während der Rotation der Trommel das im Trog aufgespeicherte Wasser, wodurch eine vollständige Reinigung erzielt wird. Soll der gereinigte Futterbestand aus der Trommel entfernt werden, so bedarf es nur einer Linksdrehung der Kurbel, wodurch eine selbsttätige Entleerung erfolgt. Da der Wasserbehälter um seine Längsachse drehbar ist, so kann auch mit Leichtigkeit die Entfernung des schmutzigen gewordenen Wassers bewirkt werden.

Auch die Rüben- bzw. die Kartoffelzerkleinerungsmaschine ist nicht nur ein nützlicher, sondern auch notwendiger Apparat für die Landwirtschaft. Der Besitzer dieser Maschine kann die für die Futterzubereitung erforderlichen Arbeiter zweckmäßiger verwenden und ist daher in der Lage, sowohl Zeit als auch Arbeitslohn zu sparen und somit die Wirtschaftlichkeit seines Betriebes günstiger zu gestalten. Ganz besonders ist die Rüben- und Kartoffel-schneidemaschine für solche Betriebe geeignet, wo es sich um die tägliche Zubereitung von größeren Futtermengen handelt. Die zum Zerkleinern der Futtermaterialien in der Maschine angebrachten Messer sind an einer flachen Mes-



Viehfutter-Schnelldämpfer.

A. Ventzki A. G., Graudenz.

menden Futterzubereitungsarbeiten dient ferner noch die Kartoffelquetschmaschine. Sie hat hauptsächlich die Aufgabe, gekochte Kartoffeln zu zerkleinern, und ist infolge der beschränkten Verwendungsart auch einfach in der Kon-

struktion. Das für den Bau dieses Apparates verwendete Material ist in der Hauptsache Eisen, es kann jedoch, je nach Wunsch des Bestellers, auch in Komposit ausgeführt werden. Gelangt die letztgenannte Art zur Ausführung, so erhält der eiserne Mechanismus ein Holzgestell, das in praktischer Hinsicht dem Eisengestell vorzuziehen ist.

Einen relativ großen Raum im landwirtschaftlichen Maschinenbau nehmen die Spezial-Futterschneidemaschinen (Häckselmaschinen) ein. Diese Maschinengattung wird nicht nur in den verschiedensten Größen, sondern auch in den mannigfachsten Bauarten hergestellt. Sie werden als einfacher mechanischer Apparat für Handbetrieb wie als kompliziertere Konstruktion für Göpel und Kraftantrieb auf den Markt gebracht. Je nach Bedarf ist diese Maschinengattung sowohl für Klein- als Großbetriebe geschaffen. Da insbesondere die gebräuchlichsten Apparate mit Rädern versehen sind, so können dieselben auch ohne erheblichen Kraftaufwand binnen kurzer Zeit ihren Standort wechseln und dorthin transportiert werden, wo sie der landwirtschaftliche Betrieb erfordert. Die vollendete Konstruktion, welche mit Hilfe der praktischen Erfahrungen und langjährigen Arbeiten zustande gekommen ist, stellt einen großen Fortschritt in der Sicherheit und Wirtschaftlichkeit des Betriebes dar. Die neuesten Futterschneidemaschinen sind mit Sicherheits-Ausrückvorrichtung für Vor- und Rückwärtsgang, desgleichen für Stillstand der Walzen eingerichtet und auf guß- bzw. schmiedeeisernem Untergestell montiert. Zur Reinigung des zubereiteten Häcksels sind in den größeren Maschinen zugleich Rüttelkasten und Staubsieb angeordnet, wodurch auch ein gleichzeitiges Sortieren erfolgen kann. Das zu zerkleinernde Futtermaterial kann in etwa sechs verschiedenen Längen von 4 bis 90 mm geschnitten werden, und da das auswechselbare Mundstück der größeren Maschine einen Querschnitt von etwa 315×90 mm hat, so wird damit eine hohe Leistungsfähigkeit garantiert.

Eine andere Gattung der Futterzerkleinerungsmaschinen wird durch die Schrotmühlen dargestellt. Diese Apparate kommen als Walzen-, Mahl- und Quetschmaschinen auf den Markt und haben die Aufgabe, die zur Verwendung kommenden Hülsenfrüchte zu zerkleinern und für die weitere Zubereitung vorzubereiten. Wie chemische Untersuchungen ergeben haben, kann der Nährwert jedweden Lebensmittels nur dann zur vollkommenen Ausnutzung kommen, wenn dasselbe dem Körper in genügend zerkleinertem Zustande zugeführt wird. Dadurch werden die Verdauungsorgane entlastet und zugleich eine gesunde Ernäh-

ung des Körpers gewährleistet. Wie einwandfreie Untersuchungen gezeigt haben, beträgt der Unterschied im Nährwert zwischen geschroteten und ganzen Hülsenfrüchten etwa 30 Prozent. Wie günstig daher auch die wirtschaftliche Seite der Landwirtschaft beeinflußt wird, läßt sich an Hand eines praktischen Beispiels leicht nachweisen: Der Jahresbedarf an Hafer für zehn Pferde beträgt bei gleicher Ernährung rund 365 Zentner. Erhöht man diese Futtermenge um 30 Prozent, so ergibt dies einen Gesamtbetrag von $365 + 0.3 \times 365 = \text{rund } 475 \text{ Zentner}$, d. h. ein Mehr von 110 Zentner. Statt zehn können also dreizehn Pferde jährlich unterhalten werden, oder rechnet man den Zentner Hafer zu 7 M., so resultiert daraus ein Plusobjekt von 770 M. Jedoch ist dieser Vergleich insofern nicht ganz einwandfrei, als noch der Arbeitslohn für Schrotten, Amortisation des Anlagekapitals, Verbrauch an Schmieröl usw. in Abzug zu bringen sind. Die Unkosten einer Schrotmühle, mit welcher der Tagesbedarf von 1 Zentner Haferschrot von einem Arbeiter während einer halben Stunde erzielt werden kann, betragen rund 263 M., somit bleibt nach obiger Berechnung ein Reingewinn von $770 - 263 = 507 \text{ M. jährlich}$. Da die Einnahmen der Landwirtschaft wohl zum größten Teil auf dem Verkauf von Schlachtvieh basiert, so richten die Landwirte ihre größte Aufmerksamkeit mit Recht auf die Beschaffung solcher Hilfsmittel, die zur Entwicklung des auf den Markt zu bringenden Tierbestandes beitragen. Die Schrotmühlen haben den weiteren Vorteil, daß mit der Verkleinerung des Futters auch der Unkrautsamen zermahlen wird. Hierdurch wird nicht allein der gesundheitliche Zustand der Tiere gehoben, sondern auch die Saatfelder werden durch dieses einfache Verfahren zum Teil vom Unkraut befreit. Andererseits wird das Unkraut, dessen Samen mit voller Keimkraft den Tierkörper verläßt, mit dem Dünger wieder auf den Acker befördert. Die Schrotmühlen werden ausschließlich aus Stahl bzw. Eisen mit Ringschmierlagern, die dem Apparat einen leichten Gang verleihen, hergestellt. Mängel, die zum Teil bei den älteren Konstruktionen sich zeigten, sind beseitigt und sinnreiche Konstruktionen mit solider Ausführung sind an deren Stelle getreten.



Kartoffel-Quetschmaschine.

A. Ventzki A. G., Graudenz.

Zur Gattung der Schrotmühlen zählt ferner auch die Quetschmühle. Diese wird in zwei verschiedenen Größen für Hand- und Kraftbetrieb hergestellt und kann daher sowohl in Klein- als auch Großbetrieben verwendet werden. Die kleine Bauart kommt in erster Linie für den kleinen Landwirt in Frage und kann zum Quetschen jeder Getreideart, insbesondere Malz, Leinsamen usw., benutzt werden. Die Leistung der für Handbetrieb auf den Markt gebrachten Maschinen schwankt zwischen 150 und 220 kg in der Stunde. Unterbau und Maschinenteile sind durchweg aus Eisen. Die für Kraftantrieb geschaffenen Apparate können, sobald es die Notwendigkeit erfordert, auch mit Hilfe von Menschenkraft in Betrieb gesetzt werden. Zwei bis drei Arbeiter sind instande, den Kraftbetrieb zu ersetzen und die Verwendung der Maschine unabhängig vom Motor usw. zu machen. Die Leistung der für Großbetriebe ausgeführten Apparate beträgt etwa 1000 kg in der Stunde.

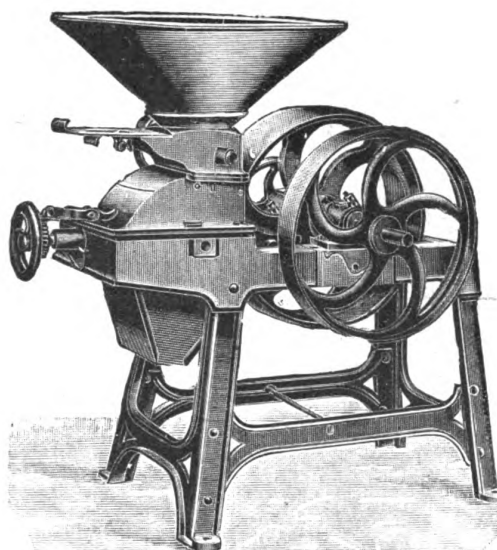


Rüben- und Kartoffelschneider.

Carl Beermann G. m. b. H., Berlin SO.

Bei Zugrundelegung der verhältnismäßig hohen Leistung sind die Preise mäßig. Daher können nicht nur die Besitzer großer Landwirtschaften ihre Betriebe mit diesen Erzeugnissen ausstatten, sondern auch der kleine Landwirt ist in der Lage, die bisher durch Menschenhand ausgeführten Arbeiten auf maschinellem Wege erledigen zu lassen. Die einmalige Ausgabe, die der Kauf der Maschine erfordert, kann in wenigen Jahren durch Schaffung neuer Werte leicht und ohne wirtschaftliche Schwierigkeiten gedeckt werden.

Auch hat es die landwirtschaftliche Maschinen-Industrie verstanden, solche Apparate zu schaffen, die zur fertigen Herstellung der für die Haustiere in Betracht kommenden Nahrung erforderlich sind. Das allgemein übliche Kochen des Futters in Kesseln, wie es noch heutzutage zum größten Teil geschieht, wird immer mehr verdrängt und neuzeitliche, für diese Zwecke eigens hergestellte Apparate kommen immer mehr in Anwendung. Es sind dies die Viehfutter-Schnelldämpfer. Diese Apparate haben dem gewöhnlichen Kessel gegenüber den Vorteil, daß die zu bereitende Nahrung nicht mit Wasser, sondern mit Dampf gekocht wird. Durch diese Manipulation wird dem Kochgemenge sofort Wärme zugeführt, wodurch die Fruchtzellen aufgeschlossen und infolgedessen die schädlichen Teile mit dem Fruchtwasser abgeführt werden. Dadurch wird das Futter schmackhafter und gesünder und wird andererseits auch der Nährwert des Futters erhöht. Anders ist es beim Kochen in Kesseln. Hier geht das Kochen im Wasser nur langsam vonstatten, dadurch werden durch das langsame Anwärmen des Wassers und die darauffolgende Zirkulation ein großer Teil der im Futter vorhandenen Nährsalze ausgelaugt und mit dem Kochwasser ausgeschüttet. Insbesondere trifft dies für Knollen- und Wurzelfrüchte zu. Diese besitzen einen relativ hohen Gehalt an Zucker, der durch das langsame Kochen entzogen wird. Die Konstruktion des Viehfutterdämpfers wird in so einfacher Ausführung auf den Markt gebracht, daß für die Bedienung jedwede Schwierigkeiten ausgeschaltet sind. Infolgedessen kann der Apparat auch von jedem ungeübten Landarbeiter bedient werden. Da zum fertigen Kochen des Futters nur etwa 45 Minuten erforderlich sind und während dieser Zeit ein Zentner Kartoffeln bei etwa 1.5 kg Steinkohlenverbrauch gekocht werden kann, so füllt der Viehfutterdämpfer nicht nur in gesundheitlicher, sondern auch in wirtschaft-

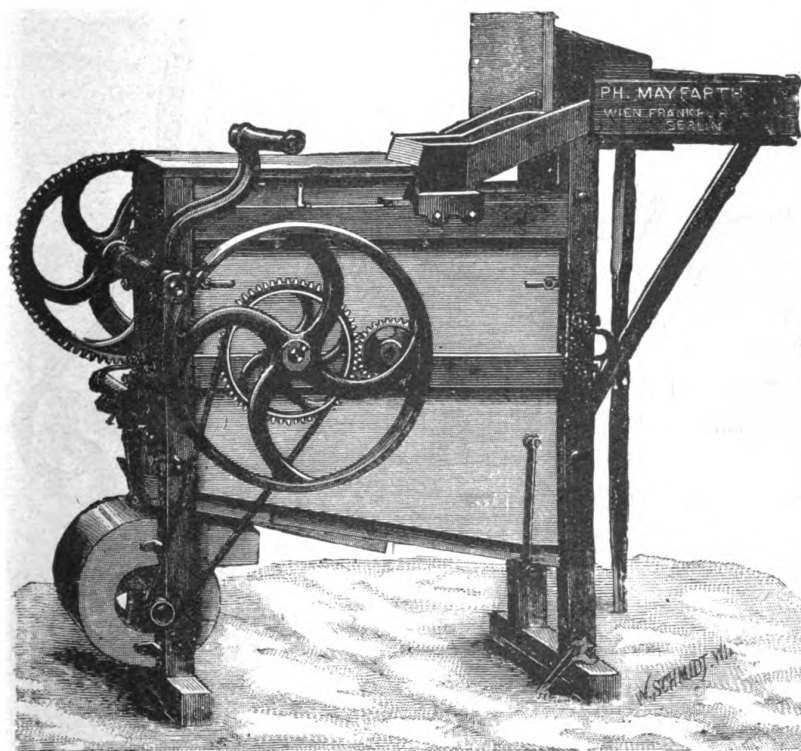


Quetschmühle für Kraftbetrieb. Ph. Mayfarth & Co., Berlin N.

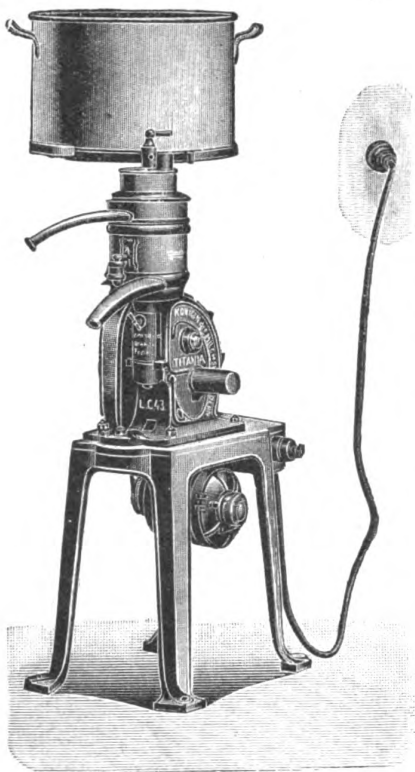
licher Hinsicht eine große Lücke im landwirtschaftlichen Betriebe aus.

Vortreffliche Dienste leistet dem Landwirt auch die Maisentkörnungsmaschine oder auch Maisrebbler genannt, die dazu dient, die Spreu von den Körnern zu sondern. Dieser Apparat kommt im allgemeinen in zwei verschiedenen Größen zur Ausführung und wird für Kraft- und auch Handbetrieb hergestellt. Mit diesem Erzeugnis wird sowohl dem Großgrundbesitzer gedient als auch das Interesse des kleinen Landwirts in genügendem Maße berücksichtigt. Die kleine Maisentkörnungsmaschine für Handbetrieb, die als einfacher und Doppelmalsrebbler mit Ventilator und Rüttelsieb hergestellt wird, hat eine Tagesleistung von rund 30–75 Hektoliter und reicht infolgedessen nicht nur für kleine, sondern auch für größere Betriebe aus. Der für Kraftbetrieb konstruierte Maisrebbler findet infolge der größeren Arbeitsleistung ausschließlich in Großbetrieben Verwendung. Derselbe unterscheidet sich in der Konstruktion von dem für Handbetrieb in der Hauptsache dadurch, daß er für zwei Kolben vorgesehen ist und mit Siebvorrichtung zum Sortieren und Reinigen der Maiskörner, ferner mit Schwungrad und Antriebsvorlege ausgestattet ist.

Für solche landwirtschaftlichen Hof- bzw. Hausbetriebe, in denen außer Körner- und Knollenfutter noch andere Futtersorten, wie z. B. Oelkuchen, zur Verwendung kommen, dürfte auch der Oelkuchenbrecher am Platze sein. Dieser Apparat dient in erster Linie zum Zerkleinern jedweder Art von Futterkuchen, kann aber auch, da er mit verstellbaren Walzen ausgerüstet ist, zum Schroten von Kornfutter oder zur Herstellung von feinerem Mahlgut usw. verwendet werden. Der Oelkuchenbrecher kommt im allgemeinen nur für Handbetrieb zum Verkauf. Erfordert der landwirtschaftliche Hauptbetrieb jedoch die Einstellung des Kraftbetriebes, so können die Maschinen mit Riemenscheiben, desgleichen mit Voll- und Leerlauf und Ausrückvorrichtung ausgestattet werden. Die Arbeitsleistung der in zwei Größen hergestellten Oelkuchenbrecher für Handbetrieb schwankt zwischen 100 und 130 kg für die Stunde; bei Kraftbetrieb kann die stündliche Arbeitsleistung bis



Doppel-Maisrebbler. Ph. Mayfarth & Co., Berlin N.



Milchschleuder „Titania“
mit Einrichtung für elektrischen Antrieb.
Märkische Maschinenanstalt „Teutonia“, Frankfurt a. O.

zubereitungsarten mit der Milchzentrifuge durchgeführt werden. Das zeitraubende und dennoch unvollkommene Abrahmen der Milch und die gleichfalls viel Zeit in Anspruch nehmende Herstellung der Butter, eine Arbeit, die gewöhnlich in einem hölzernen, festverschlossenen Faß ausgeführt wurde, gehören heutigentags der Vergangenheit an. Jeder, auch der kleinste, Landwirt wird heute, wo es sich um den chronischen Mangel an Arbeitskräften handelt, bestrebt sein, seinen Betrieb nach dieser Seite hin auszubauen und die Milchzentrifuge in seinem Hause aufzunehmen. In wirtschaftlicher Hinsicht hat der Milchschleuderer die Vorteile, daß die Butter an Güte gewinnt und die frisch gemolkene Milch fast vollkommen entrahmt wird, da nur etwa ein Zehntel Prozent des Fettgehalts in der Milch zurückbleibt. Bei Entrahmung von 100 Liter Milch mit dem Milchschleuderer kommt der höhere Fettgehalt gegenüber der Handabrahmung ungefähr zwei Pfund Butter

auf 3000 kg gesteigert werden.

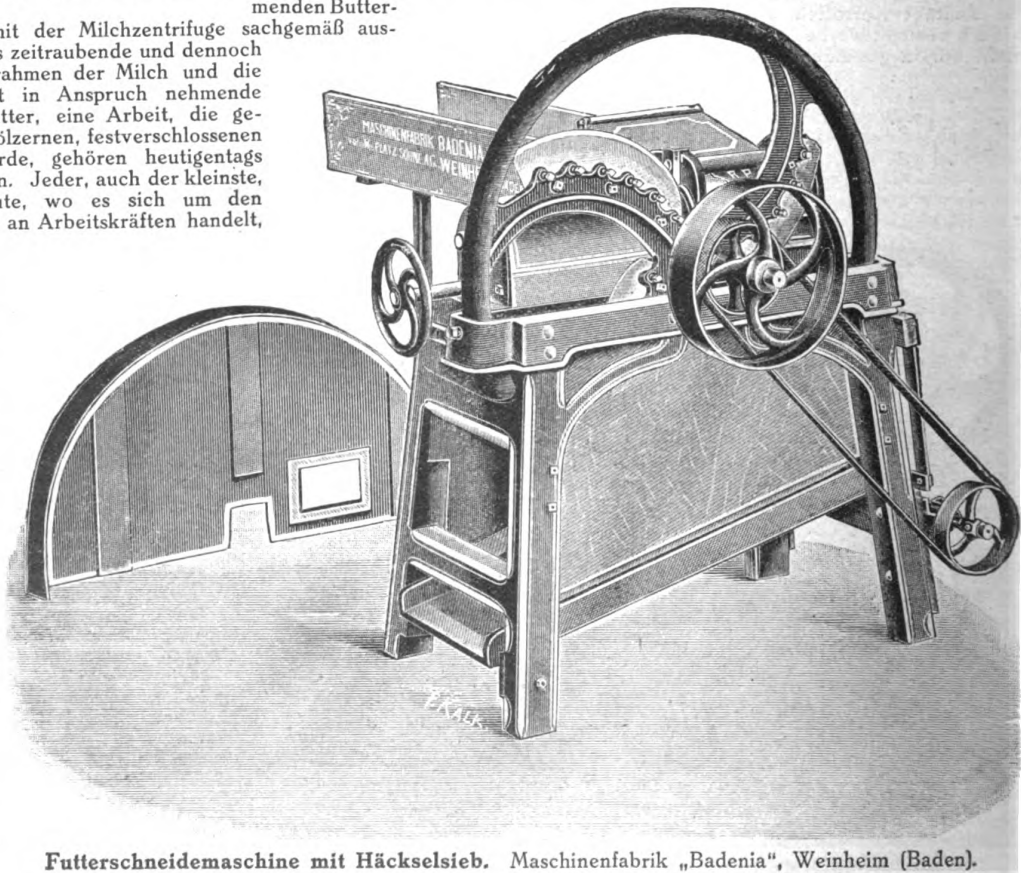
Obwohl erst ein Erzeugnis der neuesten Zeit, nimmt auch die Maschine zur Herstellung von Butter einen beachtenswerten Raum im landwirtschaftlichen Hausbetrieb ein. Milchschleuderer oder Zentrifuge — beides sind offizielle Bezeichnungen dieses Apparates — bilden heute in jeder Landwirtschaft ein unentbehrliches Hilfsmittel. Ob Inhaber eines landwirtschaftlichen Groß- oder Kleinbetriebes, in beiden Fällen kann nur rationell gearbeitet und die Milch wirtschaftlich ausgenutzt werden, wenn die in Betracht kommenden Buttersachgemäß aus-

gleich. Beim Entrahmen mit der Hand bleibt, wie genaue Untersuchungen ergeben haben, ein Fettückstand von etwa ein Prozent in der abgerahmten Milch zurück. Einen weiteren wirtschaftlichen Vorteil hat der Benutzer der Milchzentrifuge dadurch, daß die Magermilch warm und süß den Apparat verläßt und daher ein zweckmäßigeres Nährmittel für den Haustierbestand darstellt. Dadurch wird der Gesundheitszustand und auch die Entwicklung der Tiere gefördert, die allgemeine Wirtschaftslage gebessert und der Wohlstand gehoben. Es ist daher natürlich, wenn heute der Milchseparator selbst im kleinsten Bauernhause ein gesuchter Wirtschaftsgegenstand geworden ist.

Die Milchschleuderer kommen heute in den verschiedensten Größen zur Ausführung. Die stündliche Leistung schwankt zwischen 90 und 800 Liter und der Anschaffungspreis bewegt sich von 150 bis auf etwa 700 M. Der Betrieb wird allgemein mit Menschenhand bewirkt. In Molkeereien usw., wo die zu leistende Arbeit einen relativ großen Tätigkeitskreis der Landwirtschaft ausmacht und wo täglich mehr als tausend Liter Milch verarbeitet werden, da ist der Kraftbetrieb vorzuziehen.

Großer Beliebtheit in landwirtschaftlichen Kreisen erfreut sich auch der sehr praktisch konstruierte Dörrapparat, der zum Dörren von Obst, Stärke, Getreide, Dünger usw. dient. Trotzdem dieser Apparat die größte Dörrleistung bei möglichster Ausnutzung des Heizmaterials gewährleistet, ist ein Verbrennen oder Verbrühen der Frucht sowie jedweder retrograde Prozeß ausgeschlossen. Beim Gebrauch des Apparates kann eine Temperatur bis zu 120 Grad Celsius erreicht werden, wodurch schon der Beweis geliefert wird, daß der Dörrprozeß durchaus wünschgemäß vonstatten geht. Die Apparate werden in verschiedenen Größen geliefert, so daß die Tagesleistungen zwischen 120 und 3000 kg schwanken. Diesen Zahlenangaben sind frische Äpfel zugrunde gelegt.

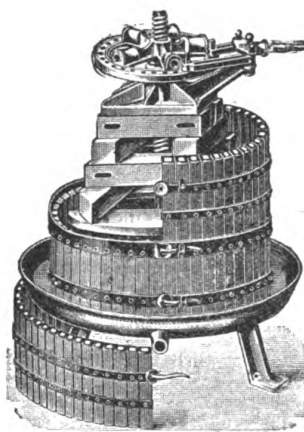
Eine andere Maschine, die der Obstverwertung dient, stellt die Obst-, Beeren- und Traubenpresse mit Differential-Hebeldruckwerk dar, die sich trotz starker Ausführung und großer Druckleistung durch leichte Handhabung auszeichnet.



Futterschneidemaschine mit Häckselsieb. Maschinenfabrik „Badenia“, Weinheim (Baden).

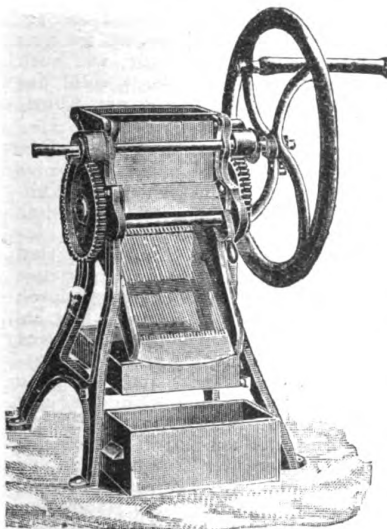
Die eisernen Teile des Apparates sind mit einem säurebeständigen Emaillelack gestrichen, während sämtliche andere Teile aus Holz gefertigt sind. Die Apparate werden sowohl mit einfachem als auch mit ununterbrochen wirkendem Doppel-Hebeldruckwerk hergestellt und vermögen je nach Größe 50 bis 5400 Liter Früchte gleichzeitig aufzunehmen.

An dem insbesondere während der letzten zehn Jahre so rapid fortschreitenden Ausbau und der Vervollkommnung landwirtschaftlicher Apparate sind daher sowohl Maschinenindustrie als auch



Obstpresse.

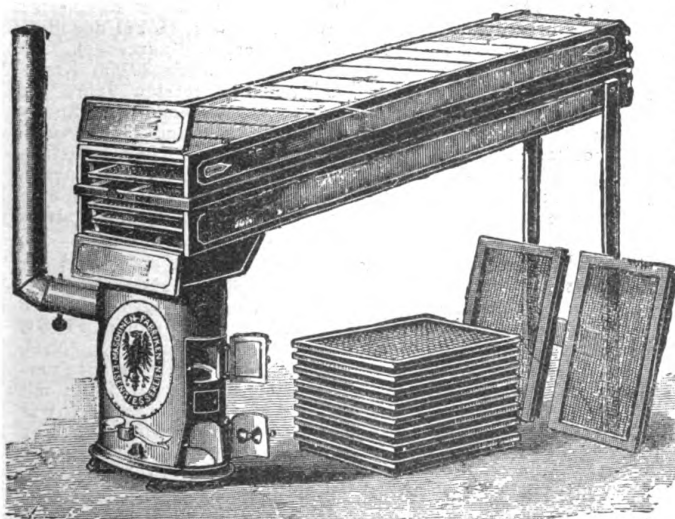
Aug. Zensch Nil. G. m. b. H., Wiesbaden.



Oelkuchenbrecher.

Ph. Mayfarth & Co., Berlin N.

führungen ab, bis der Zustand der augenblicklichen Vollkommenheit landwirtschaftlicher Apparate erreicht ist.



Dörrapparat. Aug. Zensch Nachfl. G. m. b. H., Wiesbaden.

Landwirtschaft in gleichem Maße interessiert. Mit gesundem Blick, klarem Verstand und nie erlahmender Ausdauer geht der deutsche Maschinenbauer tatkräftig und siegesgewiß an die Arbeit und schafft Apparate, die dem Bedürfnis des Landmannes genau angepaßt sind. Anregungen, die von seiten der Landwirtschaft ausgehen und auf Verbesserungen hinielen, werden mit Freude von der Industrie aufgenommen und in die Praxis umgesetzt. Und so wechseln Anregungen mit Versuchen und Versuche mit praktischen Ein-

Möge daher ein so harmonisches Zusammenarbeiten auch fernerhin fortauern zum weiteren Gedeihen von Landwirtschaft und Industrie und zum Wohle unseres deutschen Vaterlandes.

Handel und Verkehr.

Deutschlands Handel mit den außereuropäischen Ländern 1911. Von der Steigerung des Wertes des deutschen Gesamtaußenhandels ist der Handel mit den fremden Erdteilen nicht gleichmäßig einbegriffen. Die Einfuhr aus Amerika ist zwar von 2190.7 auf 2462.3, diejenige aus Asien aber nur von 828.3 auf 856.3 Millionen Mark gestiegen, und die Einfuhr aus Afrika und Australien ist sogar von 418 auf 416.7 bzw. von 293 auf 273.1 Millionen Mark zurückgegangen. Die Ausfuhr hob sich nach Amerika von 1255 auf 1361.8, nach Asien von 332.3 auf 383.6, nach Australien von 71.8 auf 91.7, nach Afrika dagegen nur von 181.3 auf 188 Millionen Mark. Auch in der Entwicklung des Handels mit den einzelnen Ländern fallen erhebliche Verschiedenheiten auf. Unter den Ländern des amerikanischen Kontinents stehen nach wie vor in Ausfuhr und Einfuhr die Vereinigten Staaten an erster Stelle. Die Einfuhr aus den Vereinigten Staaten ist aber, nachdem sie in den Vorjahren ununterbrochen zurückgegangen war, von 1187.6 auf 1343.5 Millionen Mark emporgeschnellt, während die Ausfuhr nur eine Steigerung von 632.7 auf 639.7 Millionen Mark erfahren hat. Die Beziehungen zwischen Deutschland und Argentinien haben sich nur wenig gefestigt; die Ausfuhr dorthin ist von 240.2 auf 255.9, die Einfuhr von 357.2 auf 369.9 Millionen Mark gestiegen. Dagegen ist der Handel mit Brasilien ganz erheblich angewachsen: in der Einfuhr von 278.9 auf 320, in der Ausfuhr von 121.7 auf 152 Millionen Mark. Auch die Ausfuhr nach Chile hat sich von 64.8 auf 85.4 Millionen Mark, die Einfuhr von dort allerdings nur von 154.6 auf 158.4 Millionen Mark gesteigert. Von den kleineren Republiken konnte Bolivien die Einfuhr nach Deutschland von 29.6 auf 36.6, Guatemala von 19 auf 27.2, Mexiko von 23.7 auf 31, Peru von 14.5 auf 20.6 und Uruguay von 28.6 auf 35.4 Millionen Mark erhöhen. Unsere Ausfuhr nach diesen Ländern hat zwar durchweg im Werte zugenommen, nirgends aber eine besonders bemerkenswerte Steigerung erfahren. Interessant ist, daß die Einfuhr aus Kanada schon jetzt 24 gegen 7.1 Millionen Mark im Jahre 1908, die Ausfuhr dorthin 42.9 gegen 20.3 Millionen Mark im selben Jahr erreicht hat. Bei den für die Länder Asiens mitgeteilten Ziffern fällt auf, daß die Einfuhr aus Britisch-Malakka usw. von 45.6 auf 27.4, aus Niederländisch-Indien von 187.5 auf 184.4, aus Siam von 11.5 auf 8.3 Millionen Mark zurückgegangen und auch aus Japan nur von 36.8 auf 37.6 Millionen Mark angewachsen ist. An der Spitze steht immer noch Britisch-Indien mit 440.4 (404) Millionen Mark. Die Ausfuhr stieg besonders nach Japan, das im Berichtsjahr unter den asiatischen Ausfuhrländern die erste Stelle erreicht hat, von 89.3 auf 112.4 Millionen Mark; auch nach Britisch-Indien von 89.8 auf 99.5 Millionen Mark und nach Niederländisch-Indien von 49.8 auf 61.1 Millionen Mark. Auch der deutsch-chinesische Handel hat sich weiter entwickelt, und zwar von 94.7 auf 103.3 Millionen Mark in der Einfuhr und von 66.5 auf 71.9 Millionen Mark in der Ausfuhr. Einen besonderen Aufschwung nahm die Einfuhr aus Persien von 2.8 auf 9.5 Millionen Mark, dem in der Ausfuhr nur eine Zunahme von 1.9 auf 2.5 Millionen Mark gegenüberstand. Die Ausfuhr nach den Philippinen ging — wohl infolge der Bevorzugung der amerikanischen Waren — von 7.7 auf 7.1 Millionen Mark zurück. Auch die Ausfuhr nach Kiautschou ist mit 2.2 (3.7) Millionen Mark geringer als im Vorjahre. Unter den Einfuhrländern Afrikas stehen Britisch-Westafrika, Ägypten und Britisch-Südafrika wie immer an erster Stelle. Zugenommen hat aber nur die Einfuhr aus Ägypten von 93.6 auf 99.5 Millionen Mark, während diejenige aus Britisch-Westafrika von 108.3 auf 106.7, aus Britisch-Südafrika von 59.4 auf 55.9 Millionen Mark zurückgegangen ist. Auch die Einfuhr aus dem belgischen Kongo sank von 25.3 auf 16.5 Millionen Mark, dagegen hob sie sich aus Algerien von 20.5 auf 25.9 Millionen Mark und aus Marokko von 9.1 auf 12.5 Millionen Mark.

Die Ausfuhr nahm in größerem Maße allein nach Aegypten (von 34.2 auf 42.3 Millionen Mark) und Französisch-Westafrika (von 4.5 auf 5.7 Millionen Mark) zu. Britisch-Südafrika bezog aber nur für 47.5 gegen 54 Millionen Mark im Vorjahre. Die Einfuhr aus und die Ausfuhr nach Australien ging bzw. kam fast ausschließlich aus und nach dem Gebiete des Australischen Bundes, der Waren im Werte von 248.3 (267.9) Millionen Mark nach Deutschland lieferte und für 79.7 (63.3) Millionen Mark Waren aus Deutschland bezog. Von den Inseln Australiens kommt eigentlich nur Neuseeland noch für Deutschlands Handel in Betracht, das für 7.1 (5.1) Millionen Mark ein- und für 8.7 (5.9) Millionen Mark ausfuhrte.

Die Sparkasse in einem Großbetriebe. 351,000 M. an Zinsen und Prämien sind 1911 bei der Spareinrichtung der Gußstahlfabrik Krupp in Essen den Mitgliedern dieser Sparkasse zugewandt worden. Die Einrichtung besteht seit dem Jahre 1900 und beruht auf dem Grundsatz der Freiwilligkeit. Die Spargelder werden bei der städtischen Sparkasse hinterlegt und mit 5 Prozent verzinst; dieser Zinsfuß setzt sich zusammen aus den Zinsen der städtischen Sparkasse mit $3\frac{1}{2}$ Prozent und dem Zinszuschuß der Firma Krupp mit $1\frac{1}{2}$ Prozent. Außerdem stellt die Firma ein Prozent der gesamten Sparkassenguthaben alljährlich für Sparprämien zur Verfügung; diese Prämien werden durch Verlosung unter den Sparern verteilt, wobei auf je 100 M. Sparguthaben ein Los fällt. Seit dem Jahre 1912 sind auch die Beamten, die ihr Gehalt aus der Hauptkasse der Firma beziehen, zur Beteiligung an der Spareinrichtung zugelassen, jedoch unter Ausschließung von der Prämienverlosung. Die Zahl der Sparer ist von 1228 im Jahre 1900 auf 17,775 im Jahre 1911 gestiegen. Im letzten Jahre wurden 9,103,000 M. Spargelder eingelegt und 2,782,000 M. zurückgezahlt. Der Bestand der Sparguthaben belief sich am Schluß des letzten Jahres auf 6,603,000 M. Die Einlagen im letzten Jahre setzten sich aus mehr als 350,000 Einzelbeiträgen zusammen. Der Mindestbetrag der Einlage ist 1 M. bei der 14tägigen und 2 M. bei der monatlichen Lohn- oder Gehaltszahlung. Rückzahlungen wurden in mehr als 75,000 Fällen zur Bestreitung der mannigfachen Bedürfnisse für Haus und Familie gefordert. 43 Prozent der gesamten Arbeiterschaft der Gußstahlfabrik und 68 Prozent der im Monatsgehalt stehenden Beamten sind zurzeit beteiligt. Für das letzte Jahr standen 1354 Prämien, und zwar je eine von 500, 300 und 100 M. und 1351 von je 50 M., im Gesamtbetrage von 68,450 M. für die Verlosung zur Verfügung. Bei der Verlosung fielen 961 Prämien an Arbeiter der Gußstahlfabrik; die drei Hauptgewinne von 500, 300 und 100 M. erhielten Sparer aus den Kreisen der Arbeiterschaft.

Internationale Schiffsetikette. Jeder hat wohl schon von dem Bestehen einer Hofetikette gehört, daß aber auch auf dem Wasser, an Bord der Schiffe eine ebenso peinliche, ja oft altertümlich steife Etikette herrscht wie auf dem Lande, ist weniger bekannt. Die zum Teil in den Bestimmungen niedergelegten, zum Teil auf Überlieferung beruhenden Vorschriften dieser Etikette gelten zunächst aber nur für die Schiffe eines Volkes, jedoch haben sich auch für den Verkehr von Kriegsschiffen verschiedener Völker untereinander sowie zwischen Kriegsschiffen und fremden Landbehörden im Laufe der Zeit feste Regeln herausgebildet. Aus dem Gebrauch, vor dem Einlaufen eines Schiffes in einen fremden Hafen sämtliche Geschütze abzufeuern zum Zeichen, daß man mit ungeladenen Kanonen, also in freundlicher Absicht, komme, hat sich der Landesalut entwickelt, mit dessen Abstattung es sehr genau genommen wird, und bei dessen Erwidierung ebenso genau Schuß für Schuß gezählt wird, so daß schon manche nicht ganz hinreichend mit Munition versehene Salustation dabei in Verlegenheit geraten ist. Was früher an Höflichkeitsbezeugungen und Dienstwilligkeitsversicherungen dem Takt und dem guten Willen des einzelnen Seebefehlshabers überlassen war, das ist jetzt durch bindende Vorschriften bis ins einzelne hinein festgelegt, obgleich auch heute noch Raum genug bleibt für die Erweisung besonderer Aufmerksamkeit, etwa durch das auf Kriegsschiffen sonst nicht übliche Dippen der Flaggen oder durch Spielen bestimmter Melodien durch die Bordkapelle. Ein Kriegsschiff in einem fremden Hafen nimmt zwar noch immer rechtlich eine Sonderstellung ein, doch sind die sich hieraus ergebenden Befugnisse ebenfalls genau abgegrenzt. So ist z. B. nicht zu-

lässig, ohne vorherige Genehmigung der Landesbehörden bewaffnete Mannschaften zu landen, ja sogar das Anlandschicken unbewaffneter Besatzungsteile, z. B. Beurlaubter, in größerer Zahl ist an manchen Orten nur mit vorheriger Erlaubnis gestattet. Schon das beabsichtigte Anlaufen eines fremdländischen Hafens durch ein Kriegsschiff wird, wenn es sich irgendwie rechtzeitig voraussehen läßt, der fremden Regierung vorher mitgeteilt, und es versteht sich eigentlich von selbst, daß die Vornahme irgendwelcher militärischer Uebungen, die über den Bereich des Schiffes und seiner Boote hinausgehen, wie Landungsmanöver, Artillerie- und Torpedoschießübungen, in fremden Hoheitsgewässern ebenfalls der vorherigen Genehmigung bedürfen. Da diese Uebungen zum Teil nicht auf hoher See abgehalten werden können, kommen unsere Auslandkreuzer oft in die Lage, die Erlaubnis zu ihrer Vornahme in den Territorialgewässern bei fremden Regierungen nachzusuchen, was durch die Vermittlung der diplomatischen Vertreter des Reiches geschieht. An vielen Zeremonien der Schiffsetikette eines einzelnen Schiffes, wie Flaggen über die Toppen aus Anlaß eines nationalen Festtages, Setzen der Flagge halbstock bei Todesfällen und Beerdigungen, Trauersaluten, beteiligen sich alle in dem Hafen anwesenden Kriegsschiffe, gleichgültig, welchem Volk sie angehören. Es ist das sowohl ein Zeichen für die offizielle Anteilnahme an dem Ereignis, sei es freudiger oder trauriger Natur, wie auch ein Beweis für das schöne Zusammengehörigkeitsgefühl, das die Seeleute aller Völker selbst etwaigen nationalen Abneigungen zum Trotz miteinander verbindet.

Das Exportmusterlager Stuttgart darf in diesem Jahr auf eine dreißigjährige Tätigkeit zurückblicken, in der es den meisten seiner Mitglieder eine große Zahl neuer Kunden zuzuführen und dadurch an der Hebung und Förderung der deutschen Ausfuhr mitzuarbeiten in der Lage war. Infolge der vielseitigen und unausgesetzten Propaganda sind viele europäische Exporteure und überseeische Importeure nach Württemberg gekommen und haben, angeregt durch die Besichtigung der ausgestellten Muster, sowohl hier am Lager als auch bei Besuchen bei den Fabrikanten zahlreiche Aufträge erteilt. Wie groß der Aufschwung und die Steigerung des vermittelten Exports ist, beweist am besten ein Vergleich der den Fabrikanten im Gründungsjahr 1882 und der in den letzten drei Jahren überschriebenen Aufträge. Im Jahr 1882 erteilten 26 Besteller am Lager und schriftlich 87 Aufträge, 1909 aber 319 Besteller 2560 Aufträge und in den beiden letzten Jahren 314 bzw. 349 Besteller 2463 bzw. 2847 Aufträge. Außerdem vermittelte die Hamburger Filiale in den Jahren 1909—1911 zusammen 4495 Aufträge, durch Agenten gingen in diesen drei Jahren 310 Aufträge ein, so daß die Gesamtzahl der Aufträge in den Jahren 1909 bis 1911 4022 bzw. 4089 bzw. 4564 betrug.

Die Kraftfahrzeuge im Deutschen Reiche. Im Deutschen Reiche wurden am 1. Januar 1912 im ganzen 70,006 Kraftfahrzeuge festgestellt, von denen 63,162 zur Personen- und 6844 zur Lastenbeförderung dienten. Gegen das vorige Jahr ergab sich eine Steigerung von 10 v. H. bei den Personen- und von 58 v. H. bei den Lastkraftfahrzeugen. Zu den Personenkraftfahrzeugen wurden auch 20,000 Krafträder gerechnet, deren Zahl aber im letzten Jahre um nahezu 600 zurückgegangen ist. Vergnügungs- und Sportzwecken dienten am 1. Januar d. J. insgesamt 23,350 Automobile; 22,942 fanden im Handelsgewerbe und sonstigen Gewerbebetrieben, 7084 für andere Berufszwecke (Ärzte, Feldmesser u. a.) Verwendung. An Kraftdroschken, die eine rasche Vermehrung aufweisen, waren am Zählungstermin 5263 in Betrieb.

Auf deutschen Strümpfen. Es gibt fast kein Land der Erde, in dem man nicht auf deutschen Strümpfen ginge, wie die deutsche Handelsstatistik beweist. Im Jahre 1910 führte Deutschland an baumwollenen Strümpfen 171,608 Zentner aus im Werte von rund 66 Millionen Mark. Nach England hat Deutschland für 5,651,000 Mark Strümpfe verkauft. Beachtenswerte Abnehmer sind ferner Chile mit 240,800 und Kanada mit 2,312,200 Mark. Ebenso stark war der Absatz im europäischen und asiatischen Rußland. Nach Australien wurden für 2 Millionen Mark deutsche Strümpfe abgesetzt, für 2,800,000 Mark nach der Türkei, und auch China bezog für 119,200 Mark deutsche Strümpfe, ferner gingen nach Aegypten deutsche Socken usw. für 1,250,000 Mark. Noch vor drei Jahren belief sich unsere Ausfuhr an Strümpfen und Socken allein nach Amerika auf 44 Millionen Mark.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Regulierbares Auspuffventil „System Polster“. Die verschiedenen Konstruktionen von Auspuffventilen haben vielfach den Nachteil starken Schlagens oder ungenügender Empfindlichkeit, womit ein übermäßiger Gegendruck auf die Dampfmaschine verbleiben kann. In vielen Fabriken, wo derartige Auspuffventile vorgesehen sind, bleiben sie dann gar nicht dauernd in Betrieb, weil sie wegen des heftigen Schlagens schnell Verschleiß und baldiger Reparaturbedürftigkeit unterworfen sind. Jetzt bringt die Firma Staeding & Meysel Nachfolger, Armaturenfabrik in Niedersiedlitz i. S., ein regulierbares Auspuffventil „System Polster“ in den Handel, welches die oben angeführten Nachteile nicht besitzt. Das Ventil arbeitet ruhig, es kann sogar danach eingerichtet werden, statt eines zunehmenden einen abnehmenden Gegendruck auf die Maschine einzustellen. Das Auspuffventil „System Polster“ hat weiter den Vorzug, daß es von einer entfernten Stelle aus geöffnet werden kann, und daß der Maschinist bei Dampfturbinen durch einen Zeiger davon verständigt wird, wenn größere Heizräume abgestellt worden sind. Das Ventil kann sowohl in vertikale wie horizontale Rohrleitungen eingebaut werden. Ebenso kann es als Eckventil Verwendung finden.

Leistungserhöhung von Verbrennungsmaschinen. Angesichts der Tatsache, daß man schon bei der Großgasmaschine mit Rücksicht auf die Betriebssicherheit und Vermeidung von Ribbildungen im Verbrennungsraum schrittweise mit den Gasdrücken auf Kosten der Leistung und der Oekonomie zurückgegangen ist, erscheint es von vornherein ausgeschlossen, das Leistungserhöhungsverfahren bei den Großölmaschinen üblicher Konstruktion in vollem Umfange anzuwenden. Vielmehr muß, wie H. Junkers in einer ausführlichen Arbeit über diesen Gegenstand in der Zeitschrift Der Oelmotor berichtet, ein geeigneter, den hohen Drücken und dem gewaltigen Wärmedurchgang genügend Rechnung tragender Verbrennungsraum die Vorbedingung für die Anwendung der Leistungserhöhung bilden. Diese Gesichtspunkte gaben vermehrte Veranlassung trotz anfänglicher großer Schwierigkeiten und Mißerfolge, an dem durch die Anwendung von Gegenkolben erzielbaren günstigen Verbrennungsraum und damit an der Entwicklung der Gegenkolbenmaschine als Großölmaschine festzuhalten. Der mit der Gegenkolbenmaschine gebotene günstige Verbrennungsraum in Verbindung mit ihren sonstigen Vorzügen — günstige Kraftübertragung usw. — bietet daher die gegebene Unterlage für die Durchführung des für die Praxis so wichtigen Leistungserhöhungsverfahrens.

Neuere Gleichstromdampfmaschinen. Im äußeren Aufbau entspricht die Gleichstromdampfmaschine der Maschinenfabrik Grevenbroich der Sulzerschen Bauart, unter-

Steuerung, die entweder eine Stumpf- oder eine Grevenbroich-Steuerung sein kann. Die Gleichstromdampfmaschine der Zwickauer Maschinenfabrik Aktiengesellschaft, Zwickau i. S., hat als besonderes Merkmal die zwangsläufige Kolbenschiebersteuerung, welche vom Achsenregler der Steuerwelle mittels Andreh- und Verdrehexzenters entsprechend beeinflußt wird. Durch diese Steuerung ist eine Verkleinerung der schädlichen Räume und Flächen erreicht, da der Kolbenschieber so verlegt

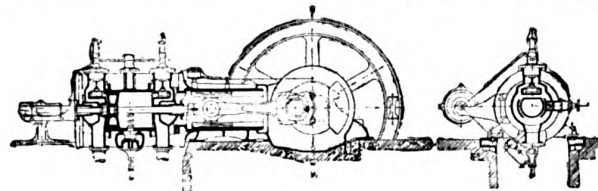


Abb. 2.

Abb. 3.

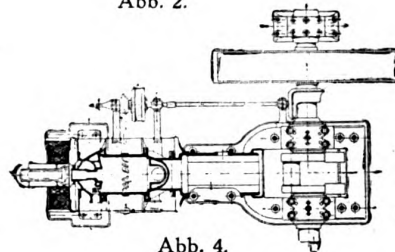


Abb. 4.

Gleichstrom-Dampfmaschine
der Hannoverschen
Maschinenbau A. G.

werden kann, daß die Außenkante der Buchse eine Tangente zum Innenraum des Zylinders bildet. Ferner können die Kolbenschieber mit mehrfacher Eröffnung ohne Vergrößerung der schädlichen Räume ausgebildet werden. Die Geradföhrung ist als Bajonett-rahmen ausgebildet und ruht der ganzen Länge nach auf dem Fundament, so daß ein Verbiegen derselben ausgeschlossen erscheint. Die Kolbenstange ist bei größeren Leistungen und durch Geradföhrung freischwebend erhalten. Abb. 1 zeigt die äußere Ansicht der Gleichstromdampfmaschine der Zwickauer Maschinenfabrik. Die Gleichstromdampfmaschine der Hannoverschen Maschinenbau-Aktiengesellschaft, Hannover-Linden, weicht von der sonst üblichen Bauart insofern ab, als die Regelung des Dampfaustrittes nicht durch den Kolben, sondern durch ein drittes Auslaßventil erfolgt, das gesteuert wird. Man hat es dadurch in der Hand, die Steuerverhältnisse einstellen zu können. Abb. 2—4 zeigen Schnitte einer Maschine mit 760 mm Durchmesser und 730 mm Hub, die bei 160 U. p. M. normal 640 und maximal 860 PS. leistet. Die Maschine wird mit Dampf und 10% Atmosphären absolut Admissionsdruck und 280 Grad Temperatur, am Zylinder gemessen, betrieben. Ein großer Vorteil dieser Konstruktion besteht darin, daß man den Dampfkolben in normaler Länge ausführen kann, wodurch die Betriebssicherheit der Maschine erhöht wird.

Hebezeuge und Transporteinrichtungen.

Moderner Schlackentransport. Meist wird die Schlacke in den Hüttenwerken zerkleinert und bei der Betonbereitung an Stelle von Kies oder auch für den Wegebau verwendet. Zur Wegschaffung der Schlacke bedient man sich meist bodenständiger Bahnen, die indessen den vielfach nicht geringen Nachteil aufweisen, daß sie zu ihrem Betrieb eines Teils des meist in Hüttenwerken wertvollen Bodens bedürfen. Abb. 1 stellt eine von G. Luther Akt.-Ges. in Braunschweig gebaute Schlackentransportanlage dar. Als Transportmittel wird bei dieser Anlage die Elektrohängebahn verwendet. Die noch heiße Schlacke wird in Kippwagen eingefüllt und einer gemauerten, aus einer Anzahl von Taschen bestehenden Grube zugeführt, wo sie an der

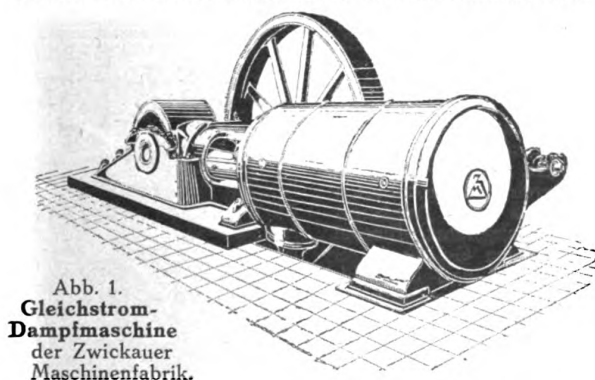


Abb. 1.
Gleichstrom-Dampfmaschine
der Zwickauer
Maschinenfabrik.

scheidet sich jedoch von derselben durch die bei geringeren Überhitzungen und Sattdampf gebrauchte Mantelheizung durch die Zylinder- und Deckelausführung und durch die

Luft zur Abkühlung gelangt. Die mit schrägen Böden versehenen Taschen sind in vier parallelen Reihen derart angeordnet, daß sich je zwei Reihen zu beiden Seiten eines tiefliegenden Kanals befinden. Die Kanäle bilden die Füllstelle für die Hängebahnwagen, die die Schlacke nach einer Aufbereitungsanlage und von hier nach dem Lager schaffen. Die Elektrohängebahn zeigt die übliche Form mit hochliegender, auf eisernen Stützen aufgehängter Laufschiene. Diese führt in gerader Richtung vom Lagerplatz an der Auf-

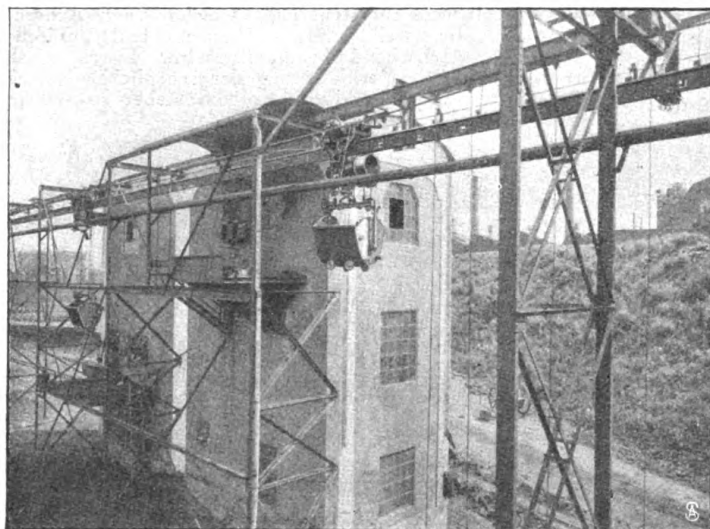


Abb. 1. Elektrohängebahn als Schlackentransportanlage.
Erbaut von G. Luther Akt.-Ges. in Braunschweig.

bereitungsanlage vorbei nach der Füllstation, beschreibt hier eine halbkreisförmige Kurve und geht dann in einem zweiten parallelen Strang weiter. Wie der Grundriß (Abb. 2) zeigt, ist es möglich, die Anlage später ohne weiteres weiter auszubauen und zu vergrößern. Die Kübel der Hängebahnwagen haben einen Inhalt von 0,8 cbm und fördern in der Weise, daß der eine Wagen die größtstückige

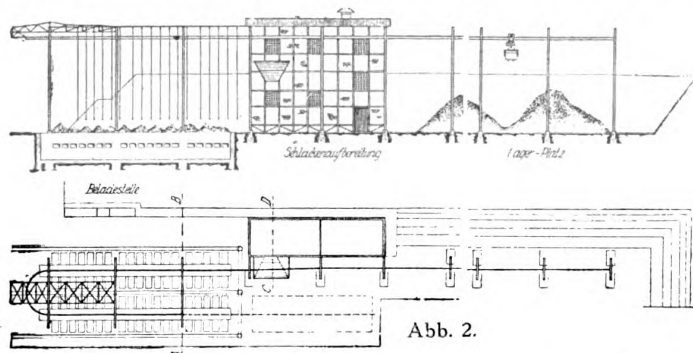


Abb. 2.

Schlacke von den Gruben bis zur Schlackenaufbereitungsanlage bringt, während der andere das gebrochene und sortierte Gut nach dem Lagerplatz schafft und es hier, der Korngröße entsprechend, in einzelne Haufen aufschüttet. Das Anhalten der Hängebahnwagen zur Beladung und Entleerung wird an den einzelnen Füll- und Entladestellen durch Umlegen von Anschlägen bewirkt, die neben der Laufschiene angeordnet sind und mittels Zugketten von unten aus bedient werden können. Alle anderen Bewegungen der durch Gleichstrom betriebenen Wagen erfolgen automatisch.

Werkstattechnik.

Nietmaschine mit Fußbetrieb. In Blechwarenfabriken, Spielwarenfabriken, Gürtlereien, Verzinkereien und ähn-

lichen Betrieben werden massenhaft Nietungen vorgenommen, die billig sein müssen. Das Handnieten verlangt geübte Arbeiter und ist deshalb teuer. Um diese Arbeit nun durch einen ungelerten Arbeiter oder Mädchen ausführen zu lassen, erscheint, wie die Zeitschrift für Werkzeugmaschinen und Werkzeuge schreibt, eine neue einfache Nietmaschine mit Fußbetrieb der Firma Weiß & Weller, Blechwarenfabrik, Hanau a. M., recht geeignet, auch wird mit ihrer

Hilfe die Leistung wesentlich erhöht. In den Abb. 1 und 2 ist diese Nietmaschine zeichnerisch und im Schaubild dargestellt. Auf einem Tisch a ist der Amboß b befestigt, der das Werkstückauflager c trägt, und dessen Kopf d zur Führung des Stauchwerkzeuges dient. Dieses besteht aus dem Schaft e, der an seinem oberen Ende das Beschwerungsgewicht f trägt. Durch den Schaft e ist der Stift g geführt, an dessen beiden Enden die Federn h angreifen, die mit ihrem andern Ende an dem Kopf d des Amboßes b befestigt sind. Zum Anheben des Stauchwerkzeuges e, f dient der Hebel i, der bei k an dem Amboß b drehbar gelagert und durch die Zugstange l mit dem Fußtritthebel m verbunden ist. Der Hebel i ist an seinem vorderen Ende mit einem gegabelten Gelenk n versehen, das mit seinem vorderen Ende unten den Stift g greift. Damit dieses Gelenk n beim Anheben seine aus Abb. 1 ersichtliche Lage beibehält, ist an dem Hebel i der Anschlagstift o angeordnet. Durch Niederbewegen des Fußtritthebels m wird der Hebel i, n in der Richtung des Pfeiles p ausgeschwungen. Hierdurch wird das Stauchwerkzeug e, f mit Hilfe des Gelenkes m angehoben, bis das Werkzeug e, f die in der Abbildung punktiert angegebene Lage erreicht hat. In diesem Augenblicke gleitet das Gelenk n von dem Stift g ab, wodurch das Stauchwerkzeug e, f außer Eingriff mit dem Hebel i, n tritt und frei wird. Das Stauchwerkzeug e, f bewegt sich alsdann einmal unter Wirkung des Gewichtes f und ferner unter Wirkung der Federn h, welche beim Anheben des Werkzeuges gespannt worden sind, auf das Werkstückauflager c nieder. Nunmehr wird der Fußtritthebel m losgelassen. Dieser bewegt sich unter Wirkung der ihn angreifenden und vorher gespannten Feder q hoch. Hierdurch wird der Hebel i, n wieder in seine Ausgangslage zurückgeführt. Hierbei passiert das Gelenk n an dem Stift g und legt sich alsdann mit seinem andern Ende wieder an den Stift g, so daß das Gelenk durch die am hinteren Ende angreifende Feder r wieder in seine normale Lage geführt wird. Das Nieten erfolgt in der einfachen Weise, daß der Niet auf dem Dorn aufgesetzt wird.

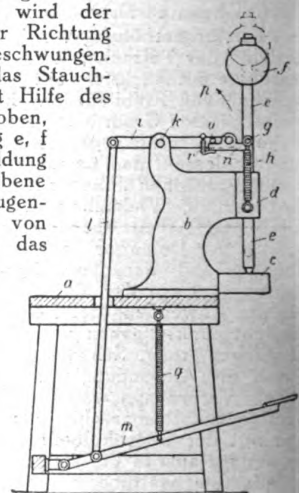


Abb. 1.

Nietmaschine mit Fußbetrieb.



Abb. 2.

Nietmaschine mit Fußbetrieb.

Der zu nietende Gegenstand wird nun auf den Niet aufgesetzt. Mittels eines Fußtritts löst sich der Stößel aus, fällt auf die anzunietende Öse, der Niet bricht durch, und die Öse ist fertig angenietet. Der Stößel springt dann wieder in seine ursprüngliche Lage zurück.

Elektrotechnik.

Die Verwendung der Windkraft zur Erzeugung von Elektrizität. In Dresden sind im letzten Jahre Versuche gemacht worden, die Windturbine zur Erzeugung elektrischen Stromes nutzbar zu machen, wobei zum Teil ganz neue Ideen zur Ausführung gekommen sind. Es wurde zu diesem Zweck ein Versuchselektrizitätswerk neben der Technischen Hochschule errichtet, zu welchem die Vereinigten Windturbinen-Werke vorm. Rud. Brauns & Carl Reinsch, Niedersedlitz - Dresden, die Windturbinenanlage lieferten. Da die Voraussetzungen für die technische und wirtschaftliche Möglichkeit einer derartigen Verwendung des Windes seit einigen Jahren stärker vorhanden sind als früher, so kann man solchen Versuchen ihre Bedeutung nicht absprechen. Bei dem Versuchselektrizitätswerk ist es gelungen, durch die zweckmäßige Konstruktion des Windrades, durch sorgfältige Lagerung der bewegten Teile und durch Vermeidung unnötiger Zwischenübersetzungen zwischen Windrad und Dynamomaschine

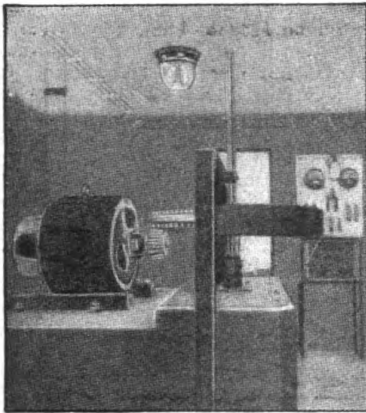


Abb. 1.

zunächst durch Kegelräder oben eine vertikale Welle angetrieben, die nach unten durch das Dach des kleinen Häuschens hindurchgeführt wird und die dort ihre Kraft mit Hilfe eines Riemens auf die Dynamomaschine überträgt. Die Dynamo ist so gebaut, daß sie sich mit ihrer Umlaufzahl den wechselnden Belastungen bei Windbetrieb vollständig anpaßt, so daß ein wirklich elastischer Betrieb gewährleistet wird (Abb. 1). Der erzeugte Strom wird zunächst in die Akkumulatorenbatterie (Abb. 2) geleitet, die gewissermaßen einen großen Behälter darstellt, aus dem man dann jederzeit Strom für den Verbrauch entnehmen kann. Es hat sich bei den Versuchen, nach einem Bericht der Haustechnischen Rundschau gezeigt, daß es ohne jedes

schon bei der geringen Windstärke von 3 m-Geschwindigkeit in der Sekunde Strom zu gewinnen. Die Dynamomaschine befindet sich unten im Häuschen. Vom Windrad aus wird

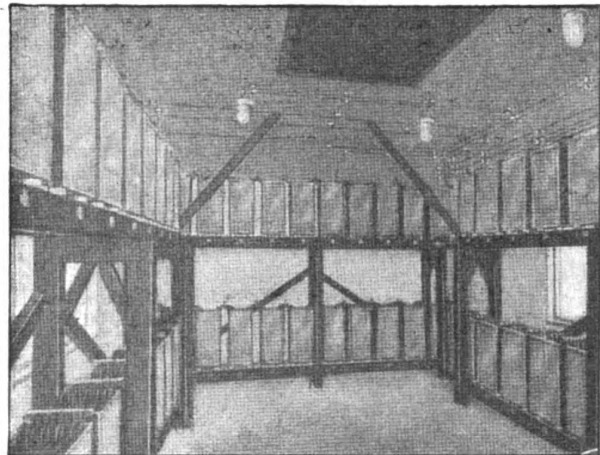


Abb. 2.

zunächst durch Kegelräder oben eine vertikale Welle angetrieben, die nach unten durch das Dach des kleinen Häuschens hindurchgeführt wird und die dort ihre Kraft mit Hilfe eines Riemens auf die Dynamomaschine überträgt. Die Dynamo ist so gebaut, daß sie sich mit ihrer Umlaufzahl den wechselnden Belastungen bei Windbetrieb vollständig anpaßt, so daß ein wirklich elastischer Betrieb gewährleistet wird (Abb. 1). Der erzeugte Strom wird zunächst in die Akkumulatorenbatterie (Abb. 2) geleitet, die gewissermaßen einen großen Behälter darstellt, aus dem man dann jederzeit Strom für den Verbrauch entnehmen kann. Es hat sich bei den Versuchen, nach einem Bericht der Haustechnischen Rundschau gezeigt, daß es ohne jedes

Knorr

Knorr-Bouillonwürfel

unübertroffen im Geschmack

C. H. KNORR A.-G., Heilbronn a. N.
Exportniederlassung Hamburg, Barkhof 3

Petroleum-Starklichtlampen

„PERPETUA“

ohne Luftpumpe — ohne jeden Filter
Ventil sofort zu öffnen.

Eine wirklich außergewöhnlich
einfach zu behandelnde Stark-
lichtlampe.

250 HK. — 1500 HK.
für Innen- u. Außenbeleuchtung.

Eckel & Glinicke G. m. b. H.
Berlin SW 61.



Eisenhaltiges Wasser

ist unappetitlich u. verdirbt die Wäsche.

Unser

Oxidator-Wasserfilter

mit autom. Enteisung

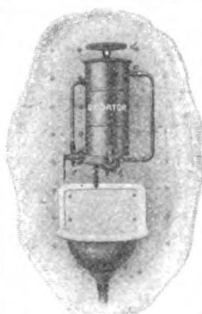
scheidet das Eisenoxyd gründlich aus und wird
hierdurch gleichzeitig auch die bakteriologische
Reinigung des Wassers gefördert.

Der Oxidator-Filter liefert kristall-
klares Wasser für Haushalt u. Fabriken.

Man verlange Prospekt auch über Pumpfilter. :: Feinste Referenzen.

Gegen Wasserepidemien von Cholera, Typhus
u. Ruhr schützt ein reines genießbares Wasser.

H. Hammelrath & Co. G. m. b. H., Köln-Müngersdorf 20.



Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Bedenken möglich ist, die Windanlage auch während der Nacht bei jedem Winde in Betrieb zu lassen. Als Abschluß der Versuche sollen nun noch, um genaue Unterlagen dafür zu erhalten, wieviel ein solches Windelektrizitätswerk durchschnittlich an elektrischer Arbeit zu liefern vermag, laufende Messungen während eines Jahres vorgenommen werden. Zu diesem Zweck sind ein Kilowattstundenzähler und drei registrierende Instrumente eingebaut worden. Die Registrierinstrumente schreiben die Windstärke, die Umlaufzahl der Dynamomaschine und die Stromstärke derselben selbsttätig auf Papierstreifen auf. Es werden dann täglich die Streifen ausgewechselt und der Stand der Zähler notiert. Man muß es mit Freude begrüßen, wenn die Ausnutzung des Windes größere Fortschritte macht und nun auch in höherem Maße zur Erzeugung von Elektrizität, schon der Kohlenersparnis wegen, Verwendung finden kann.

Meßinstrumente. In der Januarsitzung des Elektrotechnischen Vereins Berlin wurden die von der Firma Gans & Goldschmidt Elektrizitäts-Gesellschaft Berlin, gebauten neuen Typen der Präzisions-Drehspul-Instrumente

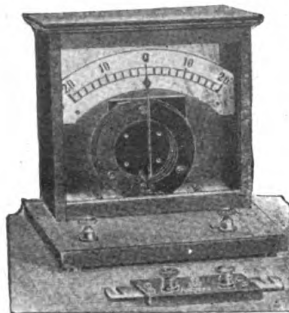


Abb. 1.



Abb. 2.

und der aperiodischen elektromagnetischen Volt- und Amperemeter vorgeführt. Die bisher übliche Konstruktions-

weise wurde völlig verlassen und dadurch erreicht, daß die Apparate bei gleicher Genauigkeit empfindlich und billiger werden als bisher. Der Stahlmagnet hat nicht, wie bisher üblich, die Form eines starken Hufeisens oder Bügels, der an den Enden Polschuhe erforderlich macht und einen massiven Eisenkern trägt, sondern es sind drei ringförmige Magnete mit geringen Zwischenräumen übereinander angeordnet (Abb. 1), die an den Polen entsprechende Bohrungen haben, so daß die eisernen Polschuhe überflüssig werden. Dadurch sind alle scharfen Ecken vermieden, und es ist keine Stauung vorhanden. Jeder dünne Magnet kann durchgehärtet und durchmagnetisiert werden und ist daher sehr konstant. Die Instrumentengehäuse sind mit magnetischer Masse ausgefüllt. Statt des massiven Eisenkerns ist ein schwaches Stahlrohr verwendet, das von einem einfachen gestanzten Messingbügel getragen wird (Abb. 2). Dieser Bügel enthält gleichzeitig die Lager für die Zapfen der Drehspule und die Halter für die Richtspiralen. Alle kostspieligen und komplizierten Befestigungsteile fallen bei diesem Instrument weg. Das hintere Ende des Zeigers dieser Apparate trägt einen Doppelflügel besonderer Form, der sich in einer allseitig abgeschlossenen Kammer bewegt (Abb. 3). Infolgedessen kann die Luft bei der Bewegung nicht entweichen, sondern übt eine elastische Gegenwirkung aus, die den Zeiger sofort zum Stillstand bringt. Der Verbrauch dieser Instrumente ist gering. Die Instrumente eignen sich für Gleich- und Wechselstrom- (Drehstrom-) Messungen und zeigen sowohl in hängender wie auch geneigter Lage übereinstimmende Werte.

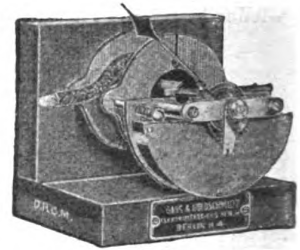


Abb. 3.



Belegen Sie Mühlsteine
und Reinigungs-Maschinen mit

Schmirgel

von

GEORG VOSS & Co.
DEUBEN-N. 6, BEZIRK DRESDEN.

**Bewährtes Verfahren.
Große Erfolge.
Viele Anerkennungen.**

Nach unserer ausführlichen Anleitung kann jeder Müller das Belegen der **Steine** selbst ausführen.



Verkaufen Sie Ihren **Sand**
nicht, sondern fabrizieren Sie
Cement-Mauersteine, Cement-Dach-
steine, Cement-Trottoirplatten,
Cementröhren, Orkanbetonpfosten
u. sonstige Cementwaren auf meinen
billigen, praktisch erprobten und
vielfach prämierten

Maschinen für Hand- und Kraftbetrieb.

Nähere Auskunft erteilt kostenlos

Erste Cottbuser Cementwaren- u. Maschinenfabrik
Otto Schüssler, Cottbus 195, Deutschland.

Selbstladepistole Dreyse

Kaliber 6.35 mm,
6 schüssig.
Kaliber 7.65 mm und
9 mm, 7 schüssig.

Eingeführt bei deutschen u. aus-
ländischen Militär-, Gendarmerie-,
Polizei- und Forst-Beörden.

Durch alle Waffenhandlungen zu beziehen.
Beschreibungen kostenlos.

Rheinische Metallwaren- u.
Maschinenfabrik, Abteilung Sömmerda.

Bureau: Berlin W 30, Barbarossastr. 30.
Telephon: Amt VI, Nr. 8914. Telegr.-Adr.: Zündnadel Berlin.



Buchenholztee- und Pech.
Imprägnieröle, Isoliermasse.
Teerprodukte und ihre Derivate.
Ueberseeische, billige Harze.
Mineralölpech (Petrolpech).
Englisches Steinkohlenpech.
Naphthalin, Naphtholpech, Nord.Holztee
Meyer Cohn, Hannover 11. Abteilung Teerprodukte.

Ausstellungswesen.

Ein Ausstellungs-Füllhorn 1913 in den Niederlanden. Die Niederlande rüsten sich zur festlichen Feier des hundertjährigen Bestehens der Unabhängigkeit im Jahre 1913 und planen, wie die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie“ auf Grund einer Mitteilung des Kaiserlich Deutschen Generalkonsulats in Amsterdam und im Anschluß an eine frühere Information bekanntgibt, eine Reihe von Sonderausstellungen in den verschiedensten Städten des Landes. Man verspricht sich von diesen örtlichen Veranstaltungen, die jeweils hauptsächlich die Spezialerzeugnisse der einzelnen Landstriche vorführen sollen, — über eine Beteiligung des Auslandes verlautet bislang noch nichts Bestimmtes — einen großen Fremdenzustrom und reichliche Geldeinnahme. Eine „Centrale Commissie voor het plan 1913“ hat die einheitliche Regelung in die Hand genommen und wird vor allen Dingen für Verkehrs-Erleichterungen, Verbesserungen der Hotels, für Führer, Reklame im Auslande u. a. m. Sorge tragen. Die Regierung will dieser Zentral-Kommission einen Zuschuß von 110.000 Gulden zur Verfügung stellen, dessen Bewilligung bereits durch einen jüngst der zweiten Kammer der Generalstaaten zugewandten Gesetzentwurf beantragt wurde. Von den beabsichtigten Sonderausstellungen sollen bisher mehr als 30 in Vorbereitung sein; davon sind öffentlich bekannt geworden: Amsterdam: eine Schifffahrtsausstellung, eine Druckereiausstellung, eine Ausstellung für Baukunst, eine Ausstellung über „das Leben und die Arbeit der Frau 1813—1913; Haag: eine Ausstellung von Bildern, Zeichnungen, Drucksachen usw., die sich auf die Geschichte der Niederlande beziehen; Leiden: Ausstellung für Kunst, Wissenschaften und nationale Erinnerungen; Delft: eine Kunstgewerbeausstellung sowie eine Ausstellung von Zeichnungen und Entwürfen von Wasserbauten usw. und eine solche für Delfter Altertumskunde, außerdem werden

einige Delfter Porzellanfabriken Einzelausstellungen ihrer Erzeugnisse einrichten; Hertogenbusch: eine Ausstellung christlicher Kirchenkunst; Tilburg: eine Ausstellung für Handel, Industrie, Kunst und Unterricht; Middelburg: eine Ausstellung, deren Gebiet noch nicht feststeht. Weitere Mitteilungen über Einzelheiten dieser Sonderausstellungen bleiben vorbehalten.

Die „Rollende“ Ausstellung in Kanada. In der Absicht, dem Nordwesten Kanadas in Form einer „Object lesson“ vor Augen zu führen, daß die Industrie im östlichen Kanada ebenso billige und preiswerte Fabrikate liefert wie die Konkurrenz in den Vereinigten Staaten von Amerika, hat, wie die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie“ auf Grund einer Mitteilung des Kaiserlichen Konsulats Montreal bekanntgibt, die Vereinigung kanadischer Industrieller, die sich „Canadian Home Market Association“ nennt, einen Eisenbahnzug mit einer Ausstellung ihrer Fabrikate nach den nordwestlichen Provinzen Kanadas abgesandt. Der Zug besteht aus zehn besonders hergerichteten Wagen, darunter Speise- und Schlafwagen, und führt eine Reihe von Leuten mit, die Auskünfte über die Fabrikate zu geben und Vorträge zu halten haben. Die Ausstellung, die von etwa 50 Firmen beschickt ist, umfaßt Wohnungs- und Küchenmöbel und sonstige Einrichtungsgegenstände, Öfen, Radiatoren, Klaviere, Teppiche, Öl- und Linoleum, Bettgestelle und Betten, Tapeten, Plated-Silver-Waren; sodann Kleidungsstücke, Strumpfwaren, Trikotagen und sonstige Wirkwaren aus Wolle und Baumwolle, Schuhwaren aller Art, landwirtschaftliche und sonstige Maschinen sowie Pumpen, Kleineisenwaren, Gummiwaren, Farben, photographische Apparate, ein Automobil, Biskuits, Schokolade und Zuckerwaren. Der Ausstellungszug hat bisher in Montreal, Ottawa und Toronto zur Besichtigung gestanden und ist vom Generalgouverneur selbst in Begleitung von Dominion- und Provinzial-Ministern besucht worden. Jetzt ist die „Rollende Ausstellung“ nach dem Westen abgedampft.

Just Wolframlampe
in jeder Beziehung
unübertroffen gute elektrische Sparlampe!
8 höchste Auszeichnungen 1911!
Bei allen besseren Installationsgeschäften erhältlich.
Wolfram Lampen Akt.-Ges. Augsburg

Man verlange Kataloge WEX.



Gegründet 1832.

M.F. Rachals & Co.,
HAMBURG,
Glockengiesserwall 18.

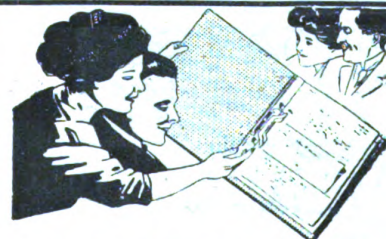
FLÜGEL-PIANOS
in Tropenkonstruktion.

Zerlegbare Pianos
für Gebirgstransporte.

TRIUMPHOLA-
FLÜGEL U. -PIANOS
m. eingebautem Spielapparat.

TRIUMPHOLA
kann jeder spielen.

KISMET



KISMET

Chef und Personal loben einstimmig die Vorzüge der

KISMET: Schnellhefter
Briefordner
Umlaufordner
Offertmappen
etc. etc.

ohne
Lochung
D. R. P. und
viele Auslands-
patente angem.

Glänzender Exportartikel. Hoher Rabatt.

Verlang. Sie sofort
Preisliste IIIa. Kismet-Registratur G.m.b.H., Berlin SO. 36.

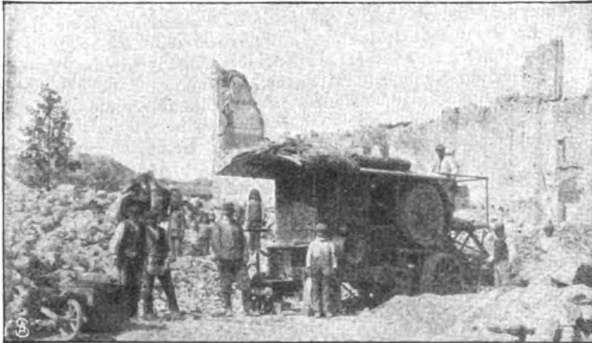
Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

Geschäftliche Notizen.

Fahrbare und stationäre Motorsteinbrecher. Die Herstellung des Schotters auf maschinellem Wege hat in den letzten Jahren ungeahnte Fortschritte gemacht, war jedoch lange Zeit an die stationären Anlagen gebunden, so daß eine vielseitige Verwendung nicht in Frage kam. Das Bedürfnis nach einfachen, mit billiger Betriebskraft arbeitenden transportablen Anlagen machte sich immer fühlbarer und führte dazu, daß heute



Motorsteinbrecher in Messina.

fahrbare Motorsteinbrecher hergestellt werden, die in ihrer neuesten Konstruktion auf einer hohen Stufe der Vollkommenheit stehen. Ganz Hervorragendes leistet auf diesem Gebiete die Maschinenfabrik Karl Kaelble in Backnang. Dieselbe stellt Maschinen her, die entweder durch Zugtiere oder durch den Motor selbst fortbewegt werden. Motor, Steinbrecher und Sortierzylinder

sind zusammen auf einem Wagen betriebsfertig montiert, und kann sofort nach Ankunft der Maschine auf der Arbeitsstelle mit der Arbeit begonnen werden. Der Motor hat sich infolge seiner außerordentlich soliden und einfachen Konstruktion nach der vorliegenden Referenzliste ganz vorzüglich bewährt. Er ist eigens für fahrbare Zwecke gebaut und gegen Staub und Unwetter vollständig unempfindlich. Die Kühlung erfolgt mittels eingebauten Kühlwasserbehälters und Pumpe, welche das Wasser im Kreislauf durch den Motor treibt. Die Bedienung ist sehr einfach und kann nach erfolgter Instruktion von ungelernten Arbeitern erfolgen. Der Steinbrecher ist nach dem Einschwingensystem gebaut, in allen Teilen äußerst solide und kräftig, und wird besondere Sorgfalt auf die der Abnutzung unterworfenen Teile verwendet. Die Bauart und Ausführung ist dieselbe wie die in der Separat-Liste über stationäre Steinbrecher beschriebene. Der Sortierzylinder kann in Länge und Lochung je nach der gewünschten Korngröße des Brechguts beliebig gewählt werden. Die Trommelbleche sind von Stahlblech und auswechselbar. Der Antrieb erfolgt direkt am Steinbrecher durch kurzen Riemen und Kegelgetriebe. Das Fahrgestell besteht aus einem kräftigen Stahlrahmen, hat starke Achsen und Räder und sicher wirkende Bremse für Talfahrt. Das Getriebe besteht aus gefrästen Stahlrädern mit Differentialachse und Kettenantrieb auf die Hinterräder. Mit der Fahrvorrichtung kann sowohl vorwärts wie rückwärts mit einer Geschwindigkeit von ca. 3—3½-km-Stunden gefahren werden, und lassen sich Steigungen bis 10 Prozent anstandslos überwinden. Mit der Maschine werden die erforderlichen Werkzeuge und kleinen Ersatzteile mitgeliefert. Das beistehende Bild zeigt einen solchen fahrbaren Motorsteinbrecher der Firma Kaelble beim Zerkleinern der vom Erdbeben in Messina herrührenden Trümmer. Interessant sind die Prüfungsversuche mit dem Steinschlagautomobil Nr. 1. Die Kgl. Straßenbauverwaltung schrieb solche vor, wobei die Motorstärke 12 PS. betrug. Zweck der Prüfung war die Messung des Materials nach Ergiebigkeit der

Meyer Aristostigmate

D.R.P.

F. 4 - F. 5.5 - F. 6.8

sind Universal-Anastigmate höchster Leistungsfähigkeit für Momentaufnahmen, Porträts, Gruppen, Landschaft, Farbphotographie, Reproduction. Katalog N° 83 kostenlos.

Optisch-Mech.-Industrie-Anstalt
Hugo Meyer & Co. Goerlitz

Alte Gemälde! Gebrauchte Photoapparate, Taschenuhr, Musikinstrumente
spottbilligst. Ernst, Berlin 16, Brückenstr. 6.

Vertretungen für Berlin sucht S. Rosenthal, Schäferstraße 11. Beste Referenzen.

Kuhl & Klatt
Berlin 3190
S.O. 16

Pneumatist-Treklaviere * 65/88 Standard Note
Pneuma · Elektrische Pianos

Mandolinen / Xylophon-Begleitung / Gelgen-Imitation

Bilz

Sanatorium

Dresden-

Radebeul

Gute Heilerfolge. Prospekte frei

Herztliche Leitung } Dr. med. Paul Aschke
Bilz' Luft-Bad. Gröfste und schönste Licht-Luft-Badestätte Europas. 300 000 qm groß.

Sanitätsrat Dr. Bilfinger || Unvergleichlich schöne Lage mit wundervollem Naturpanorama.
Internationaler Besuch.

☞ Undosa Wellenbad. ☞ Rollschuhbahn 2500 qm. 5 große Schwimmbassins — Spiel- und Sportplätze.

Korngröße. Gebrochen wurde Bruchstein aus Muschelkalk. Bei minutlich 265 Touren des Steinbrechers = 16 Umdrehungen der Siebtrommel und einer schwachen Neigung dieser von 26 cm auf die 2 m Trommellänge (30 mm Siebloch-Durchmesser auf $\frac{1}{4}$ m Trommellänge, 70 mm Siebloch-Durchmesser auf 1.25 m Trommellänge) ergeben sich weiter unten genannte Leistungszahlen. Die Zahnteilung der Brechbacken war mit 45 mm eingeteilt, 30 mm Zahntiefe kam in Anwendung, zwischen Zahnmitte und Zahnspitze war die Entfernung der Brechbacken am unteren Ende mindestens 27 oder höchstens 47 mm. Aus der Steinschlagmaschine fielen 3 verschiedene Materialsorten: Grus (der mit dem Sand-Material durch das 30-mm-Netz fiel), Schotter (durch die 70-mm-Sieblöcher), endlich grobes scherbiges Material, welches am Trommelende entfällt. Demgemäß verhielten sich dann die erhaltenen Materialien: Grus zu Schotter zu Grobmaterial wie 110:375:30, es gab also 21.5 Prozent Grus, 72.7 Prozent Schotter und 5.8 Prozent Grobschotter. Der Grus zeigte, gesiebt durch 4-mm-Masche, 29 Prozent Feinsand, 71 Prozent Splitt. Wurde ein Versuch mit Brechbacken von 33 mm Zahnung aufgenommen, so ergab die Prüfung dasselbe Verhältnis der Korngröße der gebrochenen Materialien. Die Sortierung war bei der gewählten Trommelsiebung und Tourenzahl vollständig, das Schottermaterial zeigte (wie vom technischen Bureau der Kgl. Ministerial-Abteilung für Straßen-

und Bergbau attestiert wird) die erforderliche kubische Form.

Kieler Cerilwerke G. m. b. H. Jeder Deutsche, der im Ausland längere Zeit zugebracht hat, wird des faden, pappigen, strohig schmeckenden Weißbrotes, dessen Herstellung in sanitärer und technischer Beziehung in den meisten Fällen sehr viel zu wünschen übrigläßt, bald überdrüssig und sehnt sich nach gutem, deutschen Roggenbrot, wie es noch heutzutage in einigen Gegenden Deutschlands hergestellt wird. Nach vielen kostspieligen Versuchen ist es den Kieler Cerilwerken gelungen, ein Brot herzustellen, das sich für Jahre hält und auch den verwöhntesten Ansprüchen zu genügen imstande ist. Dieses Brot kommt unter dem Namen Cerilbrot in luftdicht verschlossenen Dosen in den Handel. Cerilbrot wird nicht wie gewöhnliches Bäckerbrot aus Mehl oder Schrot hergestellt, sondern aus dem ganzen Roggenkorn, das durch ein besonderes Verfahren aufgeschlossen wird, das heißt, die im Korn enthaltenen Nährstoffe werden leichter verdaulich gemacht. Infolge der Einwirkung feuchter Wärme bildet sich aus den wertvollen stickstoffhaltigen Teilen des Kornes durch die Enzyme ein Ferment, die sogenannte Diastase, die den sonst unlöslichen Kleber in Dextrin, und diesen, günstig beeinflusst durch eine sechzehnstündige Backzeit, in Maltose überführt. Hierdurch erhält das Brot nicht nur einen angenehmen würzigen Geschmack, der von keinem Brot erreicht

Großes Einkommen durch Vierkronen!

Wer größere oder kleinere Kapitalien zur Verfügung hat, wer sich eine lukrative Existenz gründen oder seinem bestehenden Unternehmen einen einträglichen Zweig angliedern will, beachte die Vierkronen-Annonce in der vorigen oder nächsten Nummer dieser Zeitschrift. „Vierkronen“ sind Massenkonsumartikel für die ganze Welt! Glänzende Beweise von anderweitig nie erreichten Erfolgen vorhanden.

Generaldirektion des Vierkronen-Monopols, Starnberg E. W. bei München (Deutschland).



Hessel-Feuerschutztüren
D. R. Patent. D. R. G. M.
Doppelwand, entspr. d. ministeriell. Vorschrift v. 28. Nov. 1911 u. allgem. Bestimmung d. Versich.-Gesellsch.
Ausstattung durch gepreßte Füllungsbleche etc. la. Referenzen.
Hessel-Feuerschutztüren Ges.m.b.H. Düsseldorf.



Großabnehmer für unsere neue farbechte und staubfreie Derby-Putzsteine

zum Reinigen von weißen und farbigen Schuhen aus Stoff und Wildleder sowie Tropenhelmen etc. in allen Ländern gegen Uebernahme des Alleinverkaufes gesucht.
Die alleinigen Fabrikanten: **Gebr. Rosenberger, Ludwigshafen a. Rh.**

Feuerzeuge u. Reklameartikel. W. Stern, Köln 13, Lübeckerstraße 23.



Technikum Bingen a. R.
Maschinenb. Elektrof. Automb. Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chauffeurkurse.

Hygienische Klosets

D. R. P. Nr. 248 305.
Für öffentliche u. Privat-Gebäude unentbehrlich.
Preis v. M. 15 an.
Prospekte gratis u. franko. Solvent.
Vertreter gesucht
Walter Eichelkraut, Berlin-Zehlendorf 40 EW



Landschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevoller individuelle Erzieh. in Gruppen von höchst 10 Knaben z. Selbständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport, Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. nähr. Ausk. d. A. Kramer, Direktor.

Norddeutscher Lloyd Bremen

Schnell- und Postdampfer-Verbindungen nach allen Weltteilen

von Bremen nach
New York + Baltimore
Philadelphia
Galveston
Kanada + Cuba
Brasilien + La Plata

Genua - New York
Bremen - Ostasien
Bremen - Australien
Mittelmeer-Verkehr
Nordseebäder-Verkehr
u. w.

Reise-Schecks
Welt-Kreditbriefe

Auskunft erteilen
Norddeutscher Lloyd Bremen
und seine Vertretungen.



PARKANLAGEN
Künstler Gartengestaltung
Entwurf und Ausführung
Josef Buerbaum
Garten-Architekt
Düsseldorf 93

„Beite“ Empfehlungen.
Ausführung an allen Plätzen des Auslandes. Letzte Auszeichnung Wettbewerb. Hamm i. Westfalen.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

wird, sondern auch der Genuß des Cerilbrottes bringt viele gesundheitliche Vorteile mit sich. Cerilbrot ist seit Jahren von medizinischen Autoritäten des In- und Auslandes bei Stuhlverstopfung, Zuckerkrankheit, Verdauungsbeschwerden sowie zur Hebung und Stärkung des Allgemeinbefindens empfohlen worden. Es enthält in hohem Maße die für den Aufbau des menschlichen Körpers und für die Bluterneuerung so notwendigen Nährsalze, wie Eisen, Phosphor, Kalk usw. Es enthält dagegen keinerlei medizinische Bestandteile oder sonstige Stoffe, die für den menschlichen Organismus schädlich sein können. Es ist nur aus reinem Roggen ohne Zucker und Sauerteig hergestellt. Die anregende Wirkung auf die Verdauung ist auf die Schalen des Getreidekornes zurückzuführen, durch diese wird der Darm gewissermaßen frottiert, und bei täglichem Genuße werden bald alle Schlacken, die sich in demselben angesammelt

haben, beseitigt sein. Es ist ein besonderer Vorzug des Cerilbrottes, daß das Getreide von dem Augenblick der Verarbeitung bis zu dem Zeitpunkt, in dem das Brot aus der Knetmaschine gepreßt wird, mit keiner Menschenhand in Berührung kommt. Vor der Verarbeitung wird das Getreide automatisch durch moderne, sinnreiche Maschinen gesiebt, gebürstet und von Staub und Unkrautsamen befreit. Ein Steinausleser liest mit großer Sicherheit die Steine aus dem Getreide aus, und in Wasser wird es noch von dem leicht anhaftenden Schmutz gesäubert, so daß nur wirklich reines Korn zur Verarbeitung gelangt. Alles in allem ein Brot, das in den Ländern, in denen es kein gutes, kräftiges Brot gibt, ungeahnten Absatzmöglichkeiten entgegengeht. Die Firma unterhält heute schon Vertreter an verschiedenen Plätzen des Auslandes.

Egr. Sachsen:
Technikum
Mittweida.
Direktor: Professor A. Holst.
Höhere technische Lehranstalt
für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure,
Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste Jahresfrequenz bisher:
9610 Besucher. — Programm etc.
kostenlos
v. Sekretariat.

Mühle „Ideal-Perplex“
3300 St. in kurz. Zeitverk.
kaut. — Beste Mahlmachine.
Patent. Lall. Kulturstaat.
Unerreichte Leist., keine Sicht,
geringst. Kraft- u. Raumbedarf.
Maschinen - Fabrik - Gesellschaft.
Spezialfab. f. Zerkirgs. u. Transp.-Anl.
Alpine Augsburg U. Z.

100 seltene Briefmarken
von China, Haiti, Kongo,
Korea, Kreta, Siam, Sudan
etc. etc. — alle versch. —
Garant. echt — Nur 2 M. Preis.
gratis. E. Mayn, Naumburg (Saale) 74.

Angel-Geräte
Prachtkatalog m. Anleitg., 2000 Abb.,
geg. M. 1,—1. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

Musik-Instrumente
aller Art aus erster Hand
Herm. Oscar Otto
Markneukirchen Nr. 888.
Illustrierte Preisliste frei.
Für Harmoniums Spezial-Katalog.

Der Druck
genügt, jeden Spiralbohrer in dem
„HANSEAT“-Bohrerfutter ein-
od. auszuspannen
Ausführliche Angebote senden sofort
GROSSET & Co.
Ottensen E. W.

von 2 Fingern

Mit Bahr's Normograph
erhalten Sie gleichmässige, saubere
Druckschrift auf
Zeichnungen, Plakaten,
Etiketten usw.
Ueber 30000 im Gebrauch.
Prospekte durch P. FILLER,
BERLIN S 42, Moritzstrasse 18e.

Nordseebad
Scheveningen
via Emmerich.
Man verlange Prospekt.

Kein Leser versäume, meine neue Preisliste zu verlangen
August Dürschmidt, Markneukirchen i. Sa. Nr. 326.
Zahlreiche freiwillige Anerkennungen.

Rassegeflügel, Brutmaschinen
Knochenmühlen etc. liefert preiswert nach allen Weltteilen
Geüßelhof Westfalen, Eisertfeld-Sieg. Katalog gratis. Tausend. Anerk.

Angel-Geräte
Fischnetze
Prachtkatalog m. 1500 Illustration, kostenlos.
Chr. Brink, Bonn a. Rhein.

Juni-Matjesheringe
1/20 To. Downingbay M. 4.50 exklusive Porto und Nachnahme. **Walter Georg Fahrenholz, Stettin.**
Ehemalig. **Stotterer** gibt umsonst schwerer Auskunft, wie man sich selbst vom **Stotterer** befreien kann.
L. Warnecke, Hannover, Friesenstr. 33.

Wer hat eine Idee?
Eine Liste von internationalen Firmen, die Erfindungen suchen, vers. gratis u. franko
Confidentia, Lugano-Magliasio.

Privat-Real- und Handelsschule
v. Dr. Kramer, Harburg (Elbe). Halbjahrs- u. Jahresk. z. kaufm. Ausbildg. bzw. z. Einj.-Ex.

Gasolin-Lampen, Benzin-Lampen, Hängeglühllicht.
überall anwendbar. — Lichtstärke jeder Flamme ca. 100 Kerzen. Schöne, geschmackvolle Muster.
Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl., Span. portofr. Wiederverkauf. gesucht.
Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

A bzeichen Plaketten, Preismedaillen, Berliner Medaill.-Münze O. Oertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 13.

A FRANA-Nähmaschinen aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. Biesolt & Locke, Meissen. Nähmaschinen-Fabrik. Meissen.

A lkoholfreie Natur-Weine Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte. Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10 (Rheinland)

A luminium-Kochgeschirre in dauerhafter Ausführung, sowie sonst. Massenartik. nach Muster od. Zeich. Preisl. grat. u. fr. Colla-Meißner Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Hermann, Meissen-B.

A nsichtskarten nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen Glass & Tuscher, Leipzig 150

A nsichts-Postkarten (nur Extra-Anfert. v. Ansicht. nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-Ausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark. Karl Braun & Co., Kunstst., Berlin 542, Ritterstr. 24.

A utogene Schweiss- und Schneid-Apparate bewährter Konstruktion liefern: Kühneth & Köchel, G. m. b. H., Magdeburg 2.

A utogene Schweiß- u. Schneideapparate in höchst. Vollkommenheit. Tragbar, Brünig & Co., Essen-Ruhr, Fahrbar. Spezialfabrik für autogenes Schweißen, Ortsfest.

A utomobile, Lloyd-Wagen Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.

A UTOMOBILE LUXUS LAST VOLLSTÄNDIGSTE KONSTRUKTION LIEFERUNG u. WARTUNG PAUL MEINICH FÖRDE WERKE 19

Jndulky's Buddingpulver Hamburger Rote Grütze Jndulky's Vanillinzucker Altkonfekt die beste Fabrikate M. Gess von Jndulky & Co. Hamburg 49

B aumkuchen Spezial-geschäft Max Selge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71. & Pfund versandt. (Bleicheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

B aumkuchen-Spitzen (D. R. W. Feinstes Dessert-Gebäck! 133 109). In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2,40 exkl. Porto. Albert Harius, Cöthen, Anhalt.

B eleuchtungskörperfabrik Guss-, Treib- und Zersarbeits. NICKEL & FLEISCHMANN, BERLIN SO. 26 O.

B enzin-Glühllicht stehend u. hängend. Illustr. Preisliste gratis Louis Runge, Berlin NO 18

B erliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H. Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.

B ier: Pechorbräu München Export-Vertr.: Paul Ed. Nötting & Co., Repsoldstr. 76, Hamburg. Spezialität: Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in Spezial-Metallfässern für die Tropen.

B ijouterien Gold- und Silberwaren Gumprecht & Collignon Berlin S 42. Alexandrinenstr. 93, 94.

B illardbälle. Neue Imitation, nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel. Hilmar Kreher, Chemnitz.

DIE-WOCHEN

Nummer 31.

Berlin, den 3. August 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 31.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1275
Das Haus „Auf dem Hügel“. Zur 100jährigen Jubelfeier des Hauses Krupp	1275
Eggelenz Tod. Von H. G. Hartmann	1276
Die Romantik des Marites. Von Hans von Hülsen	1279
Der Barentang in der hohen Pariser Gesellschaft. Von Karl Rahm	1280
Unsere Bilder	1281
Die Toten der Woche	1282
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1283
Familie Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1291
Ein Stritzzug durch den Peloponnes. Von Karl Eugen Schmidt	1297
Eine Dampferfahrt von Dresden nach Pillnitz. Von Gräfin Rittberg. (Mit 11 Abbildungen)	1299
Die österreichisch-ungarische Volksgast in Paris. Von Ursula von Wibel. (Mit 7 Abbildungen)	1304
Der Bligabeiter. Skizze von Paul Wehner	1308
Die Baukunst der Insekten. Von R. Dieberichs. (Mit 15 Abbildungen)	1310
Bilder aus aller Welt	1315



Die sieben Tage der Woche.

25. Juli.

Im Sitzungssaal des preussischen Herrenhauses wird der Berliner Kongreß des englischen Royal Institute of Public Health feierlich eröffnet (Abb. S. 1289).

Im englischen Unterhaus erklärt der Premierminister Asquith in einer Rede über die auswärtige Politik, daß zwischen England und Deutschland gegenwärtig Beziehungen vollkommener Freundschaft und vollkommen guten Willens herrschen.

In der türkischen Kammer teilt der Präsident mit, daß in seinem Haus von einem Offizier ein Brief der Militärkajza hinterlassen wurde, in dem mit Gewalt gedroht wird, wenn die Kammer nicht binnen 48 Stunden ihre Arbeiten einstelle.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die aufständischen Albanier sich der Stadt Prishtina bemächtigt haben, ohne daß die türkischen Truppen Widerstand leisteten.

26. Juli.

In Dresden stirbt, 60 Jahre alt, der sächsische Justizminister Dr. von Otto.

Der neue deutsche Botschafter bei der Pforte Freiherr von Wangenheim trifft in Konstantinopel ein und übernimmt die Geschäfte der Botschaft.

27. Juli.

Von den Kohlenbergwerken in Westvirginien kommen Nachrichten über Kämpfe zwischen ausständigen Arbeitern auf der einen, Polizei und Militär auf der andern Seite.

Das Streikkomitee der Londoner Dockarbeiter empfiehlt in einem Manifest die sofortige Wiederaufnahme der Arbeit.

In Nürnberg wird das achte Deutsche Sängerbundesfest durch einen Begrüßungsakt in der Festhalle eröffnet (Abb. S. 1286).

Ein bei dem Komitee der „Alabama“-Expedition in Kopenhagen eingelaufenes Telegramm aus Alesund (Norwegen) meldet, daß der seit zwei Jahren verschollene Nordpolarforscher Ejnar Mikkelsen (Portr. S. 1286) dort wohlbehalten eingetroffen ist.

28. Juli.

Auf Schloß Wilhelmsthal wird die Großherzogin Feodora von Sachsen von einem Sohn entbunden.

Im Ostseebad Binz auf der Insel Rügen bricht bei der Ankunft eines Dampfers ein Teil der Prinz-Heinrich-Landungsbrücke zusammen. Etwa hundert Personen stürzen ins Wasser, von denen 14 ertrinken (Abb. S. 1282 u. 1285).

Aus Langer wird gemeldet, daß in der Nähe von Marratech ein Deutscher namens Wolfgang Dijk ermordet worden ist.

29. Juli.

Der Großherzog Wilhelm Ernst erläßt anläßlich der Geburt eines Thronfolgers eine umfassende Amnestie.

In Tokio stirbt, 60 Jahre alt, der Kaiser von Japan Mutsuhito. Sein Nachfolger ist sein einziger Sohn Yoshihito mit dem Beinamen Haru no Miya (Portr. S. 1286).

Aus Madrid wird gemeldet, daß die spanische Regierung das Ersuchen der portugiesischen, die monarchistischen Emigranten aus Spanien auszuweisen, abgelehnt hat.

Eine amtliche Untersuchung ergibt als Ursache des Brückeneinsturzes in Binz die Minderwertigkeit eines gebrochenen Balkens.

30. Juli.

Aus Belgrad wird gemeldet, daß sich die Altserben in Mazedonien der Bewegung der Albanier gegen die Jungtürken angeschlossen haben.

In der türkischen Kammer verliest der Großwesir Rukhshar-Pascha eine programmatische Erklärung. Darauf erteilt die Kammer mit 113 gegen 45 Stimmen dem neuen Ministertum ein Vertrauensvotum.

31. Juli.

Aus Dresden wird gemeldet, daß die sächsische Regierung in Wien Vorstellungen erhoben hat wegen willkürlich in Böhmen vorgenommener Stauungen, die ein Sinken des Elbwasserstandes zur Folge gehabt haben.

CC

Das Haus „Auf dem Hügel“.

Zur 100jährigen Jubelfeier des Hauses Krupp.

Von den Terrassen des Ruhrstein oder der Höhe des Baldeney Berges sieht man ein im Kohlenrevier nicht gerade erwartetes Bild. Tief zieht in den Ausläufern der Höhenzüge des bergischen Landes, in großen Mäandern, die nur teilweise übersehen werden, die Ruhr, von Wiesen bekrängt, der Rheinebene bei Mülheim zu. Ein anmutiger Wechsel von größeren und kleineren Ortschaften, Felsabstürze, Bergwald und Felder, dazwischen wuchtige Anlagen der Industrie bilden ein Panorama von höchster Schönheit. Auf einer breiten Platte hoch über dem rechten Ufer der Ruhr liegt wie ein Edelstein auf grün-samtemem Kissen mächtig das Haus „Auf dem Hügel“, das Heim der Familie Krupp.

Als vor einem halben Jahrhundert (1864) Alfred Krupp hier über einer Anzahl alter Schächte ein den Bedürfnissen des mächtig gewordenen Hauses entsprechendes Heim zu schaffen begann, wohnte die Familie inmitten der Gußstahlfabrik, damals noch „bei“ Essen, in dem von reizenden Gartenanlagen mit Karpenteichen umgebenen „Gartenhause“. Da vergnügte sich der junge Sohn des Hauses

mit seinen Freunden beim Fischfangen, wo heute Dampfhämmer dröhnen. Als letzter Rest dieser Anlage wurde das Gartenhaus zu Bureauzwecken benutzt, um zu Ende des Jahrhunderts auch Wertstätten Platz zu machen. Während des Baues von Haus Hügel wohnte Alfred Krupp in einfacher Weise lange Zeit auf der Höhe des Berges, bei der heutigen Kolonie Brandenbusch. Denn wie überall schuf er auch hier ein Riesenwerk, das er überdachte. Er dachte sogar daran, das Haus so zu bauen, daß es unter Umständen bequem zu einem Gebrauchsbau, einer Fabrik umzugestaltet sei.

Große Kosten bereitete die Zuschüttung der alten Grubenlöcher, auf denen in Ausmaßen, die den Aufgaben der Repräsentation noch nach fünfzig Jahren genügen, das Haupthaus mit seinen drei Hauptstockwerken und dem voll ausgebauten Souterrain aufgeführt wurde. Ein Riesentasten, als Masse wohlgegliedert, überragt von einem schmälern Kasten, der das Oberlicht für die Mittelhalle gibt, bildet es mit seinen fünf Ventilatoren und Luftabzügen ein Wahrzeichen der Gegend. In der Gesamtanlage des „Hügels“ finden wir alle die Bedingungen wieder, welche einst innerhalb der deutschen Geschichte bei der Entstehung großer Herrschaften auftreten. Da wollen die ersten Beamten des mächtigen Mannes untergebracht sein, die sich mit ihrem Verwaltungsapparat in seiner Umgebung aufhalten und diese in Ordnung halten müssen: eine Hauptverwaltung, eine Hausverwaltung, eine Stallmeisterei, eine Bauverwaltung, eine Feuerwache. Sie liegen alle an der Hauptzufahrt zum Hause mit Wohnung der Beamten, Verwaltungsräumen und gemeinsamen Aufenthaltsräumen. Dahinter lagern die Ställe, in welchem Duzende edler Pferde ideal schön und praktisch untergebracht sind — Alfred Krupp war leidenschaftlicher Reiter, sein Arbeitsstuhl hatte sogar Sattelform — es folgen Ställe für Kühe, eine wundervolle Reitbahn, die Remisen für Wagen, die Geschirrkammern, in neuester Zeit die Autogaragen, Vorrats- und Gebrauchsbaue mancher Art.

Höher zum Plateau der Gemeinde Bredeney hinauf liegen die Häuser für das Federvieh aller Art (nur die Pfauen spazieren funkelnd durch den Park), und tief in den Südhang des Berges, in einen alten Steinbruch eingeschnitten, liegen die Gewächshäuser von einer vielleicht einzigen Ausdehnung und Pracht in Deutschland mit ihrer Hauptverwaltung und den Wohnhäusern ihrer Beamten. Sie gewähren ebenso zu Weihnacht den frischen Spargel wie im Frühjahr die prächtigsten Weintrauben; in ihnen blühen die herrlichsten Orchideen, neigen sich die Riesentelche schöner Nepenthesarten und schimmern die Chrysanthemen in einer Orgie von Farbenpracht, denn während des ganzen Jahres muß Haus und Tafel in geschmackvollster Art mit frischen Blüten geschmückt werden.

Und damit nicht genug, hat der Hügel sowohl im Tale an der Ruhr als auch oberhalb auf dem „Brandenbusch“ bedeutende Kolonien, um nur einen Teil seiner Leute unterzubringen. Denn immerhin sind auf dem beiläufig 600 Morgen großen Wald- und Wiesengrund mehr als 600 Leute dauernd beschäftigt, Gartenarbeiter, Maurer, Handwerker und Bedienstete.

Aber noch über alles dieses hinaus zog das Heim Alfred Krupps weitere Entwicklung nach sich. Der Verkehr auf dem Hügel beansprucht eine eigene, stark beschäftigte Telegraphenstation, die Errichtung einer Eisenbahnstation in nächster Nähe wurde unerlässlich. Von dem Bahnsteig aus können die Besucher des Hauses unmittelbar durch ein Parkportal in drei Minuten zum Haupt-

hause gelangen. Die Bahnstation wiederum schuf für die Essener einen entzückenden Ausflugsort mit Gelegenheit zum Wandern und Rudern: Also erbauten die Krupp bei der Bahnstation eine bedeutende und starkbesuchte Wirtshaft. Friedrich Alfred Krupp schenkte in seinem unaufhörlichen Drange, anderen Freude zu machen, dicht an der Ruhr das „Bootshaus“ mit allem sportlichen Raffinement und überließ es dem Essener Turn- und Fichtklub zur Benutzung. Es ist ebenfalls mit einem Restaurant verbunden, auf dessen Veranda der Stifter selbst mit seiner Familie gelegentlich den schönen Abend genoß.

Oberhalb des „Hügels“ entstand sofort, als Friedrich Alfred Krupp den Ankauf des Geländes ablehnte, das Riesenrestaurant „Ruhrstein“. Schließlich hängt auch die Entwicklung der nicht kleinen Gemeinde Bredeney unmittelbar mit dem Haushalt „Auf dem Hügel“ zusammen. Verbesserte Verbindungen dorthin schaffen eine „Gartenstadt“ der Essener, die von je die Gelegenheit wahrnahmen, Erlaubniskarten für den Eintritt in den Park Hügel zu erlangen. Denn in den vielfachen Falten des Berges kann man stundenlange Wege mit herrlicher Abwechslung im Parke machen, in Sicherheit für einzelne Damen und Kinder, in idyllischer Ruhe, was nicht überall in Wäldern und auf Spazierwegen Essens möglich ist.

Wer auf dem Hügel erwartet wird, kommt in der Regel zu Wagen von Essen, um bei dem oberen Hauptportier das Portal des hohen äußeren Parkgitters zu passieren. Die übrigen Pforten dienen Zwecken des Hauses. Dann führt der Weg sofort links, während man, durch eine Schlucht getrennt, die mächtigen Rasenflächen und das Haupthaus vor sich sieht. Zum Hause selbst heißt es aber noch eine zweite Lormacht passieren, die Feuerwache, die Tag und Nacht Posten stellt. Und hinter dieser Lormache wird der Ankommende von der ganzen Reihe der Beamtenhäuser gesehen, ehe er vor dem durch vielflammige Kandelaber des Vorplatzes erhellten Hauptportal vorfährt.

Während der nach Westen, nach dem niedlichen Werden zu gelegene Teil des Parkes einem größeren Publikum gewährt wird, ist der östliche der Familie und ihren Freunden vorbehalten. In buschigen Schluchten ist dieser auch außer den Gewächshäusern und den am Südosthang gepflegten Obstgärten, dem mustergültig angelegten und mit reizendem Hause versehenen Schießstand, mit idyllischem Weiher reich an Schönheit. Gehört doch dazu auch das nach Süd gelegene Gartenparterre des Haupthauses und des durch den Wintergarten damit verbundenen „Gästehauses“, das heute die Wohnung von Frau Margarete Krupp bildet, wenn sie in Essen weilt. Von einer Pergola in großen Ausmaßen umzogen, besetzt mit alten, mächtigen Zypressen, welche Alfred Krupp einst auf Spezialwagen mit Wurzelballen aus Italien hergeschaffen ließ, mit einem herrlichen Rosen- und Blumenflor, in der Mitte einem Quadrat holländisch geschnittener Linden ausgestattet, gibt der Blick über diese Terrasse in die Weite vollkommen den Eindruck einer italienischen Landschaft.

Unter diesem Parterre aber liegt eine zweite, breite Terrasse mit plätscherndem Wasser, Felshöhlen und wiederum Blumen und Blütengebüsch.

Dasjenige, was für den Hügel und das Leben auf ihm charakteristisch ist, ist die Ordnung und die Ruhe. Durch das grenzenlose organisatorische Genie Alfred Krupps ist dieser Riesenhofstaat in seinen Grundlagen kühn und sicher geregelt worden. Sein Sohn Friedrich Alfred, dem die Fähigkeit eigen war, die Feinheit aller Funktion um ihn herum bis aufs eleganteste zu

durchblicken, hat diesen Organismus weiter entwickelt. Ob in einem abgelegenen Raume des Souterrains, im Weinkeller, in Vorrats- und Gebrauchsräumen — es ist alles in peinlichster Ordnung und Sauberkeit, jeder Nachweis zu Bedarfs- oder Kontrollzwecken ist sofort erbringlich. Wer, der auf dem Hügel verkehren durfte, kennt nicht das vornehm mit hohen Eichenpaneelwänden ausgestattete Zimmer des verdienten alten Hausmeisters, auf dessen Sofa Friedrich Alfred Krupp und seine Gattin täglich die Hauptdispositionen für den Haushalt trafen! Ein Tintenfleck, ein Stäubchen, ein unkorrekter Teil der Garderobe ist da unentbar. Hinter seinen Paneelen führt der Treue die Schlüsselmenen, die Akten der Haushaltung in einer unerhörten Ordnung und Übersichtlichkeit. Denn es ist allerdings nichts Kleines, bei den sich fortwährend folgenden Besuchen von Hoch- und Höchstgestellten verschiedener Bedeutung für Unterbringung, Bedienung und äußere Repräsentation das Passende anzuordnen. Auch erfolgen Anordnungen zur Aufnahme von Gästen oft sehr plötzlich.

Die Repräsentation ist für das Haus Krupp eine schwere Last. Alfred Krupp, der mit seinen Essener Mitbürgern noch in den fünfziger und sechziger Jahren lebhaft verkehrte, hat infolge der Inanspruchnahme durch Geschäfte und den sozusagen „dienstlichen“ Verkehr auf so manchen ihm lieben, alten Umgang verzichten müssen, manchen, ohne es zu wollen, dabei kränken müssen. Er wurde auch wohl durch Absonderlichkeiten des Alters an einem regelmäßigen Verkehr verhindert. Wo er aber auftrat, geschah es in einer imponierenden Form. Wie Bismarck machte er auf jeden, der ihn erstmals sah, den Eindruck der Herrschernatur. Trotz mancher Schroffheit des Wesens schlug in ihm ein zartes Herz. Er konnte der Dame, die den Wagen ein wenig nur warten ließ, einen prächtigen Blumenstrauß schicken mit einem darin verborgenen kleinen Zettelchen, auf dem er in wichtiger Form darauf hinwies, daß man nicht einmal Pferde warten lassen dürfe. Die edle Art, wie er, sobald er es für angemessen hielt, wohlzutun pflegte, steht aus eigenen Briefen und aus dem Munde Mitlebender über den Zweifel fest. Briefe, die er mit Freunden über seine Heirat wechselte, sagen, wie er sich scheute, sein Arbeitschicksal an die Seite einer lebensfrohen Frau zu setzen. Die Übernahme dieser Verantwortung hat ihm, als er mit der wunderschönen Berta Eichhoff im Theater in Köln zusammengeführt wurde, trotz der tiefen Reizung, die ihn ergriff, ernstlich zu schaffen gemacht. Sie wurde dann bekanntlich der schöngeistige Mittelpunkt des Hauses, dem bis dahin die Grazien fehlten. Das Schicksal gönnte dem Hausherrn nicht mehr als die Sehnsucht nach dem rein geistig Schönen. Gehabt hat er diese.

Nach Alfred Krupps Tode war es keine Kleinigkeit, die Riesenhallen des Hauses, jede wohl fünfzig Meter lang, und andere Zimmer wohnlich zu machen. Alle Gegenstände der Einrichtung bedürfen hier einer besonderen Dimension, um nicht kleinlich zu scheinen und zu wirken. Viele werden sich noch des vollständig ausgestatteten Schimmels neben der Haupttreppe entsinnen, der sich wie ein Spielzeug in der Halle verlor. Dekorationen, Teppiche, Waffen, Bilder, Plakaten, Vasen müssen in einer Menge verwendet werden, die in Erstaunen setzt. Der im Hause befindliche Reichtum von vielleicht 500 Ölgemälden wird nicht augenfällig. Ein Vorschneider könnte aus der Tatsache, daß zufällig in den von ihm beschrifteten Räumen Durchschnittsbilder hängen, den Schluß ziehen, daß hier erstklassiger Leistung keine Stätte

bereitet sei. Dem ist nicht so. Es ist keine Kunstsammlung aus spezifisch künstlerischen Gesichtspunkten, wohl aber sind unsere Meister mit allen großen Namen, teilweise mehrfach, vertreten. Sie zu finden müßte man freilich in die Privatgemächer des Hauses auch eindringen. Diese böse Anforderung an unsere Fürstenhäuser hat jedoch das Haus Krupp bis jetzt mit Glück abgewehrt. In den Privatzimmern herrscht Geschmack und Behagen; auch prächtige Schönheit, wie die des Mahagoni-Empirezimmers der Frau Margarete Krupp, wird nie peinlich. Es gibt keinen übertriebenen Luxus, auch nicht jetzt, wo das moderne Kunstgewerbe in das Haus aufgenommen wird, dafür sieht man Rissen und dergleichen, von Hand der Damen des Hauses gearbeitet.

Die innere Einfachheit der Bewohner bildet geradezu ein Gegengewicht gegen die Repräsentation. Von den Märchenschätzen an Diamanten und Perlen, welche das im Mittelstock ausgebaute Familienarchiv umschließt — vom Raube ist abzuraten, sie sind durch Kruppische Panzer wohl beschützt — sieht der Besucher des Hauses wenig. An großen Festen sind manche Damen reicher geschmückt als Damen des Hauses Krupp.

Was auf die Tafel kommt, ist von erster Güte, aber stets, dem vorliegenden Anlaß entsprechend, so einfach wie möglich. Friedrich Alfred Krupp hatte die Gewohnheit, Vorträge und Rücksprachen um die Zeit der Hauptmahlzeiten anzuordnen. Der Beamte wurde oft plötzlich am Vormittag zum Vortrag befohlen, kam unter Umständen, wie er ging und stand. Der Vortrag erfolgte dann entweder in des Hausherrn Arbeitszimmer, ihm gegenüber an dem Riesenschreibtisch, auf welchem unter der Einrichtung ein unansehnliches Schabmesser für Gerberei aufstiel, das dort einen Ehrenplatz als erstes erhaltenes Fabrikat von Krupp hatte. In der wohl 50 000 Bände zählenden Bibliothek, die die ganze Zimmerfront nach dem südlichen Gartenparterre in mehreren Galerien einnimmt und in schwerer Renaissance gehalten ist, fand ebenfalls Vortrag statt. Schließlich wurde auch auf einem Spaziergang im Park oder zu den Ställen das Nötige besprochen oder bei Tische selbst, wobei der Vortragende neben dem Herrn der Fabrik den Platz erhielt. Regelmäßig waren bei der Frühstückstafel Gäste des Hauses, Gäste der Firma und Beamte zugegen. Sie umfaßte zwei Gänge und den Nachtisch. Der Kaffee wurde gern in der Bibliothek eingenommen. Dann war der Beamte entlassen, und Hausgenossen wie Gäste zerstreuten sich nach Behagen. Der Abend gab das gleiche Bild für die zum Nachtessen auf 7½ Uhr Geladenen, wo dann das gesellschaftliche Beisammensein um 10½ Uhr sein Ende fand.

Schwerlich wird man je wieder eine so schrankenlose Gastlichkeit sehen wie bei Friedrich Alfred Krupp! Wie wirbelte es durcheinander von durch Beruf oder Geburt ausgezeichneten Menschen aller Art, von militärischen und technischen Vertretern der Nationen der Welt, von Geistesgrößen von überall! Immer, auch wo das Gleichgültige Gegenstand des Gesprächs war, war es ein Kulturkreis, in dem Friedrich Alfred Krupp selbst ein Kulturmann ersten Ranges war. Bemühte er sich doch durch eigene zähe Arbeit in der Wissenschaft, anfangs der Chemie, später der Biologie selbständig und umsichtig. Die herrlichen Sammlungen, welche die beiden Pavillons des Gartenparterres umschließen und in bester, wissenschaftlicher Verfassung sind, geben davon beweiskräftiges Zeugnis. Wenn die abendliche Gesellschaft im Sommer auf der großen, halbrunden Terrasse hinter der Bibliothek plauderte, wohl gar bei der zeitweilig höflichen

„Gurkenbowle“, wenn der Mond über dem Städtchen Werden, über der Ruhr und den Höhen dahinter stand und mit einem Schlage in dem Laub des Lindentarraees Tausende von Glühbirnen aufblitzten, dann war man im Zauberland.

Innerhalb des Betriebes der großen Welt hüteten Friedrich Alfred Krupp und seine Gattin die beiden geliebten Mädchen vor jedem Ungemach. Die Zartheit des Vaters war die Ursache, weshalb von Haus aus an sie die höchste Sorge für die körperliche Entwicklung gelegt wurde. Noch nicht voll erwachsen, ritt die jüngere Barbara so gut, daß von kompetenter Seite die Behauptung gewagt werden konnte: es gebe kein Pferd, das Barbara nicht reite, und kein Hindernis, das Barbara nicht nehme. So hat der damalige Robold auf manchem Ritt die sorgliche Mutter ein wenig geängstigt. Hat auch wohl einen Gaul, dessen ein wahrhaftiger Kavallerieoffizier nicht Meister wurde, sofort selbst gezügelt. Auch die heutige Herrin der Firma ist perfekte Reiterin. Beide Töchter des Hauses bauten im Garten ihre Kartoffeln und freuten sich, sie hergeben zu können, wo es Not war,

oder wo sie ein Zeichen ihrer Leistung geben wollten. Sie führten in einem im Park für sie erbauten „Spaßhaus“ eine niedliche Eigenwirtschaft. Für ihr Wissen sorgten unablässig neben einer geistvollen süddeutschen Erzieherin besondere Lehrer, so daß die Mädchen harmonisch zu lieblichsten Blumen heranwuchsen.

Seitdem die Gußstahlfabrik Aktiengesellschaft wurde, ist es leichter geworden, das offizielle Haus von dem intimen zu trennen. Die bedeutende Frau und Mutter hat, bis sie in die Hand des Gatten ihrer ältesten Tochter, der der schönen Gattin Alfred Krupps gleichenden Berta, das Haus Hügel gab, die Erziehung der Töchter und das häusliche Leben in Friedrich Alfred Krupps Sinne echt und einfach vollendet. In den inzwischen wachsenden Familien ihrer Töchter besitzt sie das Glück des Hauses, in welchem die Liebe wohnt. Der Schwiegersohn, der heute auf dem Hügel gebietet, Herr von Bohnen und Halbach führt sein Haus im gleichen Sinne weiter. Ihm blüht ein prächtiger Erbe, für dessen Zukunft das Wesen des deutschen Hauses, in dem er heranwächst, Bürge ist. *A. Sinbius.*

Erzellenz Bode.

Von Alfred Georg Hartmann.

(Hierzu die Abbildung auf Seite 1287.)

Rückschau halten, heißt Ausschau halten. Der Lat-fräftige kennt keinen Stillstand. Wenn Wilhelm Bode heute, wo er das vierte Jahrzehnt im Dienste der Berliner Königlichen Museen abschließt, ins fruchtbare Tal seines Lebens schaut, wird ihm sicher zumut sein wie an jedem Tag. Er steht wie der Türmer auf hoher Warte, und der anbrechende Morgen ist gesättigt mit Frische, mit Glanz und mit Hoffnungseligkeit, aber er weiß, daß des Lebens edelste Beigabe doch der Kampf ist, der Kampf mit der Materie, wie der Kampf mit den Menschen.

Was Bode wurde, wurde er durch sich selbst, durch das, was man das Nichtkloderlassen nennt. Auch auf ihn trifft der Satz zu, daß alles Glück in der Persönlichkeit wurzelt. Wie wir es zwingen, darauf kommt's an. Er besaß die Zähigkeit, ohne die nie etwas Großes geleistet wird, die unbeugsame Treue gegen sich selbst, und er besaß zugleich jenen stets sich erneuernden Optimismus zur Arbeit, der Berge wegräumt, und der selbst dem Zaghaftesten in seiner Umgebung den Odem der Zuversicht einbläst.

Dukende wären an seiner Stelle auf halbem Wege stehengeblieben oder gar kläglich gescheitert. Denn zu einem Menschen, der Neues will, der eine neue Deutung sucht für einen alten Begriff, gehört mehr als nur das natürliche Durchschnittsmaß. Mit Sentiments kommt er da nicht weit. Und Zweifelsucht und Ängstlichkeit waren für ihn von jeher schlechte Kameraden. Er muß Hammer sein und nicht Amboß, ein Schöpfer — kein Schaffer.

In Bode lebt etwas Schöpferisches. Er hat die Berliner Museen aus relativ kleinen Anfängen auf eine beispiellose Höhe geführt. Erst eine Zeit, die noch mehr als die unsere den Reichtum der öffentlich zugänglichen Meisterwerke zu würdigen versteht, wird Bodes Anteil am Kunstleben Deutschlands richtig einschätzen. Nicht nur, daß er König und Staat für seine gigantisch angelegte Idee einer Museumsanlage für die ganze Weltkunst zu begeistern wußte — er hat auch — was nicht weniger wichtig ist — mit vorbildlichem Geschick die begüterten

Kunstfreunde gelehrt, daß für das Sammeln kein Opfer groß genug ist. Was er allein an Werken des Dürer, des Hals und des Rembrandt dem Kaiser-Friedrich-Museum einverleiben konnte, stellt einen Nationalreichtum dar von unermäßigem Wert. Wie umschreibt das doch Ludwig Pfau? Er meint: „Die Kunst produziert einen bleibenden Wert, gewissermaßen ein Grundstück, das mit der allgemeinen Bildung von Jahr zu Jahr zunimmt und seinen ursprünglichen Preis verdoppelt und verdreifacht.“ Daß er uns Vermittler solcher unzähliger Bereicherungsmöglichkeiten — in geistiger wie in materieller Hinsicht — wurde, ist sein nicht wegzudisputierendes Verdienst.

Aber das Merkwürdige ist: Bodes Persönlichkeit ist nicht allein an den Kenner und Organisator gebunden; es wohnt daneben auch noch ein feinsinniger Schriftsteller bei ihm unter dem gleichen Dach. Was er über italienische, deutsche und holländische Kunst publiziert hat, macht, für sich betrachtet, schon allein das Lebenswerk eines Gelehrten aus. Sein großes, neunbändiges Rembrandtwerk ist ein Standard-Work der Kunstliteratur, und kein Kunsthistoriker kann an dem vorübergehen, was Bode zum Ruhm der italienischen Renaissancebildhauerei, die er in allen Phasen immer wieder studiert hat, in Duzenden von anregenden Druckschriften sagte. Das Schreiben ist für Bode immer eine Art letzte Abrechnung mit sich und mit andern. Es gibt ihm erst die letzte Klarheit über ein künstlerisches Erlebnis. So hält auch er als Schriftsteller immer „Gerichtstag über sich selbst“ im Ibsenschen Sinn. Man kann sich deshalb von Bode den Schriftsteller ebensowenig wegdenken wie den Organisator. Der eine ergänzt den andern; der eine braucht den andern. Und in vollkommener Harmonie arbeiten alle auf das eine große Ziel hin, nicht nur dem Rang, sondern dem Werte nach der Erste seines Standes zu sein.

So schaut Bode heute hinaus ins Land, hoffend und begehrend, darin einem Jüngling nicht unähnlich.

Noch haben sich ihm ja, wie er selbst sagt, nicht alle Museums-Blümenträume verwirklicht. Denn erst, wenn über den fertigen Neubauten auf der Museumsinsel die festlichen Flaggen wehen, wenn die lange ersehnte Reorganisation des Völkerkundemuseums zur Tat geworden und dort endlich der Weizen von der Spreu geschieden ist, erst dann wird auch seines Herzens Sehnen ganz gestillt sein.



Die Romantik des Marktes.

Von Hans von Hülsen.

Unsere Zeit, die im Banne strengen Nützlichkeitsfinnes steht, ist der Romantik wenig hold: das ist eine Tatsache, die Dichter beklagen mögen, die man aber nicht wegleugnen kann. Auf der ganzen Linie macht sie Front gegen die Romantik, und geduldet wird diese eigentlich nur noch in Dichterbüchern oder auf der Sommerreise. Der Utilitarismus des modernen Getriebes siegt überall, und die wenigen Stätten, auf denen sich die Romantik noch mehr oder minder rein und unverfälscht erhalten hat, muten den Betrachter an wie kleine Oasen in der Wüste neuzeitlichen Lebens.

Selbst das steinerne Meer der Städte kennt solche Oasen: die offenen Märkte sind es, die aus alten Zeiten ein wenig Romantik hinübergerettet haben in unsere Tage. Der Zug der Zeit hat natürlich auch diese Zeugen alter Kultur grimmig befehdet und hat ihnen gefährliche Konkurrenten erstehen lassen: die Markthallen. Aber der Markt, scheint es, hat eine gesunde, unerwüßliche Natur, und so sehr die Konkurrenz der Hallen, die mit ihren sanitären und hygienischen Einrichtungen und mit ihrer strengen Kontrolle ohne Zweifel große Vorteile bieten und viel vor dem offenen Markt voraushaben, ihm geschadet hat: ganz hat sie ihn nicht auszurotten vermocht, und selbst in den größten Städten findet man noch die schwimmenden Inseln des Marktes, die regelmäßig für einen kurzen Tag auftauchen und dann wieder für eine halbe oder auch eine ganze Woche verschwinden. In den großen, mit enormem Kostenaufwand errichteten Hallen sehen oft genug die Stände leer, auf dem Markt aber ist ein buntes und lebhaftes Treiben: ein Beweis, wie tief die Volkstümlichkeit der offenen Märkte in den Herzen der deutschen Hausfrauen und Köchinnen wurzelt. Und überaus bezeichnend bleibt es, daß in einer so großen und so durch und durch neuzeitlich gesinnten Stadt wie Berlin — der erste Versuch einer Markthalle nicht die geringste Sympathie beim Publikum fand: die am 1. Oktober 1867 eröffnete Halle mußte bereits am 6. Mai 1868 wieder ihre Pforten schließen. Heute freilich ist das Vorurteil gegen die Markthallen so gut wie überwunden, und Berlin — sowie alle größeren, ja mittleren Städte — besitzt deren eine stattliche Zahl; aber daneben florieren auch immer noch die öffentlichen Märkte, und ihre Beliebtheit beim Publikum ist kaum geringer geworden.

Nichts amüsanter, nichts unterhaltender als der Besuch eines Wochenmarktes! Nichts bietet mehr an drastischen und pittoresken Eindrücken als eine Streife zwischen den Ständen der Händler und Höckerinnen! Solch ein Markt ist eine Stadt en miniature für sich, eingeteilt in kleine, gefonderte Viertel wie ein städtisches Gemeinwesen des Mittelalters. Hier kauft man Fleisch, dort finden sich ländliche Produkte, hier glänzen die

schimmerndweißen Leiber der Fische, dort prangt bunte Blumenpracht; hier haben die Steinguthändler ihre Erzeugnisse ausgestellt, dort die Bäcker ihre knusperige Ware: jede Kunst ist vertreten, und in den schmalen, winzigen Gassen zwischen den primitiven Buden wogt das lauf- und schaulustige Publikum durcheinander: junge Hausfrauen und beleibte Matronen, Köchinnen, die umfangreiche Markttasche am drallen Arm, die mit kritischem Blick die Auslagen mustern, Tageeliebe, die herumlungern, zweifelhafte Gestalten, die Hände in den Hosentaschen und auf dem Kopf die Ballonmütze. Stimmen schwirren durcheinander, ein Geseumm erfüllt die Luft, rhythmisch anschwellend und abnehmend wie vor einem Bienenkorb — es braust und brandet gegen den einzigen festen Punkt in diesem wogenden Meer von Menschen: gegen den Schuhmann, der wie ein starker, trohiger Fels dasteht, die Ruhe selbst, und mit dem scharfen Auge des Gesetzes über dem Ganzen wacht. Ein Hüter der Ordnung, ein uniformiertes und bewaffnetes Geschöpf der Neuzeit mitten in diesem Gewimmel, das so durchaus an mittelalterliches Treiben in kleinen, engen Städten erinnert. Hebt man den Blick oder begibt man sich an die Peripherie dieses bunten Getriebes, so grüßen die Zeugen der neuen Zeit: hohe Geschäftspaläste, deren Spiegelscheiben und goldstrohende Firmenschilder in der Sommer Sonne gleißen, klingelnde Straßenbahnen, rasfelnde Omnibusse, tutende und fauchende Autos...

Der Markt hat seine besondere, nur ihm eigentümliche Musik. Sie setzt sich zusammen aus dem rastlosen Durcheinander der verschiedensten Stimmen, heller und dunkler, männlicher und weiblicher, ruhiger und erregter, aus dem freischenden Lachen, das oft das Feilschen um die Waren begleitet, dem langgezogenen monotonen Ausrufen der anpreisenden Verkäufer, dem Klirren der Gefäße, dem Klappern der Gewichte auf den Wagschalen — eine lebhafte und unermüdlich wogende Sinfonie von Fröhlichkeit und heiterem Leben.

Auch seine besondere Farbe hat der Markt. Nirgends, in keinem Warenhaus sieht man ein so buntes Durcheinander von Farbentönen wie hier. Die unerhörtesten, die gewagtesten und phantastischsten Farbenmischungen, wie sie nie ein Maler erfann, entzücken und fesseln das Auge. Grüne Früchte, Kohl, Salat, Kraut, Gurken, rote Rüben, weiße Rettiche, Pflaumen, Kirichen, samte Pfirsiche, Bananen, goldgelber Käse, blutrotes Fleisch, Fisch, Blumen in tausend schwankenden Farben, Brot, Eier und vieles andere... Der Holländer Snyder hat auf einem Bild, das in der Münchner Pinakothek hängt, einen Abganz von dieser Farbenpracht einzufangen versucht, aber hinter der Wirklichkeit ist er weit zurückgeblieben.

Ebenso hat der Markt sein besonderes Parfüm: diese Mischung der verschiedensten penetranten und nicht immer angenehmen Gerüche von Obst und Fleisch, von Blumen, Fisch und Käse, die man für immer im Gedächtnis behält, ist man einmal mit offener Nase durch ihr erstickendes Meer hindurchgegangen. Keine Menagerie atmet intensivere Düfte aus! Aber — seltsam! — man wird nicht unwillig darüber, man rümpft nicht verächtlich die Nase, man fühlt: das gehört dazu, es ist selbst ein Teil von der Romantik des Marktes, an der unser Herz sich erfreut, das Herz des Großstädtlers, der so wenig Romantik zu sehen bekommt...

Vor allem aber hat der Markt seinen besonderen Humor — einen Humor, wie man ihn nirgends sonst im ganzen Bereich unseres Lebens findet. Dieser Humor, den Tausende und aber Tausende von Proben veranschau-

lichen, ist von einer herzerquickenden Frische, von urwüchsigter Natürlichkeit, derb und nicht immer salonfähig, aber kerngesund in seiner Derbheit, von Herzen kommend und zum Herzen gehend. Die Marktfrauen sind mit ihrer beispiellosen Mundfertigkeit die Trägerinnen dieses Humors — und namentlich die Berliner Marktfrauen leisten ganz Außerordentliches. Wer ein einziges Mal über einen Berliner Markt gegangen ist und überhaupt ein Ohr hat für den hauptstädtischen Jargon, der ist aus einem zwerchfellererschütternden Lachen nicht herausgekommen. Es gibt eine amüsante kleine Geschichte, in der jemand wettet, er werde eine Marktfrau mutwillig zum Schimpfen reizen und dann ihren kastadenartigen Wortschwall zu übertrumpfen suchen. Er greift zu dem raffinierten und verzweifeltsten Mittel, fortwährend abwechselnd das griechische und das hebräische Alphabet herunterzuspeln, aber es hilft nichts: er verliert die Wette. . . . Neben den Berlinern sind namentlich die „Fischweiber“ des altberühmten Danziger Fischmarktes auf der „Langen Brücke“ berüchtigt ob ihres außerordentlichen Mundwerkes und ihrer gefährlichen Schlagfertigkeit.

Zum Kapitel „Humor des Marktes“ gehören aber auch die in ihrer Orthographielosigkeit oft unendlich komischen schriftlichen Anpreisungen der Händler. Die nachfolgende Blütenlese ist auf einem einzigen kurzen Weg durch einen Berliner Markt gesammelt. Da stand zu lesen: „Frische Wirsche“, „Bärblant“ (beurre blanc = Butterbirne), „Wannilje“, „Prima Mustatnisse“, „Feinste Reine Gloden“ und manches andere, was die Lachmuskeln reizt.

Das alles: die Musik, die Farbe, das Parfüm und der Humor machen zusammen die Romantik des Marktes aus — eine liebenswürdige Romantik von ehrfurchtgebietendem Alter. Die Märkte sind die letzten Zeugen kleinstädtischen Lebens mitten im hastenden, nervösen, kalten Getriebe der Weltstadt. Ist ihnen noch eine lange Lebensdauer beschieden? Schon hat man ihre Zahl dezimiert. Die moderne Wissenschaft hat ihnen einen empfindlichen Schlag versetzt, indem sie hygienische Forderungen aufstellte, die der staubige Markt nicht erfüllen kann. So scheint sein Ende nur noch eine Frage der Zeit. Heute bereits hat man ihn aus dem Herzen der Stadt, wo er einst um die alten Kirchen herum seine Buden aufschlug, vertrieben und an ihre Peripherie gedrängt, wo es noch freie Plätze gibt. Morgen vielleicht gibt ihm eine Polizeiverordnung den Todesstoß. Die Romantik entweicht immer mehr aus der Welt. Aber auch wer sich den Forderungen der neuen Zeit mit ihren ganz veränderten Bedingungen nicht verschließen kann, wird doch bedauern, daß mit den Märkten wieder ein gut Stück charakteristischen Volkslebens von der Erde verschwindet.

Der Barentanz

in der hohen Pariser Gesellschaft.

(Hierzu die Abbildungen auf Seite 1288.)

Ein Galaabend zu Ehren des Barentanzes beschloß für die vornehme Gesellschaft der französischen Hauptstadt die Saison. Unter dem Vorsitz eines hocharistokratischen Komitees, bestehend aus den Prinzen Murat, de Broglie und de la Moskowa, den Grafen Elie de Talleyrand, de Polignac, de Périgord und de Gramont,

dem Vicomte de Saint-Genès usw., in Gegenwart von Ministern, Parlamentariern und Literaten, begann im Théâtre Femina um 1 Uhr nachts eine Preiskonturrenz, die erst aufhörte, als sämtliche Hähne der weiten Pariser Umgebung schon lange ausgefräht. . . . Auf der Bühne produzierten sich die beliebtesten Künstler und Künstlerinnen der Musikhalls sowie Amateure der besten Kreise im „Pas de l'Ours“ und im argentinischen „Tango“. Gabry Deslys, eine der schönstgewachsenen und mit den größten Perlen Europas und Amerikas behangenen Tanzdivetten, war auf den Gedanken gekommen, der Hilfskasse „lyrischer Artisten“ durch diesen Wettbewerb eine hübsche Summe zuzuführen — sämtliche Plätze des feinen Theaterchens waren mit Banknoten erlauft worden, und nicht wenige Leute, die sich sonst für enteert hielten, wenn sie auch nur 24 Stunden nach dem Grand-Prig von Longchamps noch in Paris gesehen wurden, da ein alter Brauch die sofortige Abreise in die Bäder fordert, hatten die Abreise hinausgeschoben, auf die Kunde hin, daß die Prinzessin Murat die Gabry Deslys und den Wettbewerb unter ihr Protektorat genommen hatte. Die Prinzessin Murat ist eine große Verehrerin des Barentanzes, den sie selbst in ihren Salons oft und meisterlich getanzt hat, und den sie auch für die Soireen der Casinos am Meer zum Modetanz erhob. Sie ist der „Boute-entrain“ der oberen Zehntausend, eine geborene Prinzessin Rohan (vermähltes royalistisches und napoleonisches Fürstenblut), sehr vermögend und überall dabei. Für schlanke Erscheinungen wie sie sind die „Grizzly“, „Tango“, „Turken“ und andere Neuheiten von jenseit des großen Teiches ein Spaß; für corpulentere Damen aber, die in den „Robes entravées“ mittun wollen, sind sie eine Tortur, die Romik wird unfreiwillig — sie sind die wahren Bären des Barentanzes.

Um als Tänzer in den eleganten Pariser Salons mitfigurieren zu können, muß man jährlich eine Menge neuer und komplizierter „Pas“ erlernen — die „Pas“ wurden in den letzten Monaten so kompliziert, daß man schon beinahe Berufstänzer sein mußte, um sich auf dem „laufenden“ zu halten, und daß man es verstehen konnte, wenn sich die feinen Herren und Damen die Tingtangelegzentris in den amerikanischen Gliederverrentungen genau betrachteten. André de Fouquières, der adlige Experte aller Kotillons, den sich sogar indische Radjas zur Organisation ihrer Hochzeitsbälle verschrieben, war der Preisrichter im Théâtre Femina. Er erkannte die Palme im „Grizzly Bear“ Mlle Lola Horra und M. Manzano vom Moulin Rouge zu, die mit unendlicher Virtuosität im Trappertostüm tanzten, als wollten sie sich auf die angenehme Art nordkanadischer Pelzjäger am Lagerfeuer erwärmen; den Mlles. Made Minsy und Régine Flory, die sich in Eisbärfelle gesteckt hatten und sehr wilde Sprünge machten, gab er „ex aequo“ den Ersten Preis, da einige mondaine Paare, die geringere Ausgelassenheit und mehr Bärengrazie entwickelten, „außer Wettbewerb“ standen.

Was ist der „Pas de l'Ours“? Seine Choreographie nahm sich streng vor, die Bewegungen des dressierten „Meister-Bek“ naturalistisch zu imitieren: ein Hüpfen auf jedem Fuß, Markieren des Schwergewichts, die linke Hand etwas tagenähnlich emporgehalten, den Kopf seitwärts vorgestreckt, wie ein guter Bär es tut, der eine Belohnung zur Belohnung für seine Mühen erwartet. Abwechselnd geschlossener Rundtanz, dann Auftanz vorwärts. Eine Menge Original- und Pariser Phantasiekompositionen, von der einfachen Polka zum „Pas de

quatre", dienen den Bärenmenschen zu allerlei Variationen des Trappertanzes. Waren vielleicht auch die in Vergessenheit geratenen Menuette reizvoller, muß man doch den „Grizzly Bear“ schon für harmloser wie die vor einigen Monaten über alles geliebten Apachentänze erklären. Die argentinischen „Tangos“ dagegen sind wieder recht sehr „canaille“. Daß die Gauchofräuleins so wild mit den Pampasjöhnen durcheinanderschlagen und sich von ihren Kavaliern ins Gras werfen lassen, kann im Land der ungezügelter Pferde sich ungemein lustig und selbstverständlich ausnehmen; wenn aber die Pariserinnen den „Eros“- oder „Leda“-Tango tanzen, so ist das doch etwas zu „suggestiv“. Das Hintereinander- und Naeinandertanzen dürfte die bessere Gesellschaft, um die bessere zu bleiben, schon den Artistinnen überlassen, die es weniger zum Vergnügen tun. Oder sie sollte, wie das echte Gaucho-paar Simarra-Malaguenita, zunächst mehrjährigen Aufenthalt in den südamerikanischen Steppen nehmen, weil nur die Totalarbe solcher Tänzen den ländlich sittlichen Anstrich verleihen kann. Daß die Milliardäre der Neuyorker Fünften Avenue die Barentänze und Tangos zuerst in Mode brachten, ist für die Pariser Prinzen, die gern Milliardärinnen heiraten, keine ausreichende Entschuldigung — sie pflegten bisher die Mode hinüberzubringen, nicht von drüben zu holen. Die Yantees haben eine etwas sonderbare Auffassung von Terpsichorens Kunst, wie auch ihr „Turken Trott“ beweist, der so gar nichts „Türkisches“ an sich hat, und den man gern in Paris eingeführt hätte, würde man öffentlich „Kissing dances“ und das Küssen überhaupt für so harmlos halten wie die emanzipierten Amerikanerinnen.

Als Chateaubriand im Lande der Irokesen reiste, begegnete er vor dem Wigwam eines tätowierten und mit Adlerfedern geschmückten Häuptlings einem kleinen Franzosen in Seidenhöschen, gestickter Weste, apfelgrünem Frack, Spitzenmanschetten und Puderperücke, der auf einer Violine spielte und die ziemlich unbekleideten Irokesenfräulein und Irokesenjünglinge mit ausgefeilter Höflichkeit und nach allen Regeln der Kunst die Quadrille tanzen lehrte. Es war ein Monsieur Violet, Erzherzog des Generals Rochambeau, der seinem Herrn nicht wieder in die Heimat gefolgt war, „um die Amerikaner in den schönen Künsten zu unterrichten“. Wenn ein Pfadfinder aus Klondyke oder ein Pferdehirt vom La Plata plötzlich ins Théâtre Femina versetzt worden wäre und die vornehme Gesellschaft im Décolleté beim „Grizzly Bear“ oder „Tango“ gesehen hätte, würde sein Erstaunen nicht geringer gewesen sein wie das des berühmten Chateaubriand, als er seinen gepuderten Landsmann den Wilden zierliche Menuettschrittchen beibringen sah. Ob die Prinzessinnen und Grafen wohl gelesen haben, wie sich der geistreiche Weltreisende in den „Mémoires d'outre-tombe“ über die armen Indianer lustig machte?

Karl Rahm.

Unsere Bilder

Die englische Gesellschaft für öffentliche Gesundheitspflege, the Royal Institute of public Health (Abb. S. 1289), hat in diesem Jahr ihren Kongreß in Berlin abgehalten. Es ist wohl das erstmal, daß eine nationale Vereinigung zu solchem Zweck ins Ausland gegangen ist, und die Frage liegt nahe, warum dies geschehen ist. Nun, die Engländer haben sich gesagt, daß der Spruch: „Willst du den Dichter recht verstehen, mußt du in Dichters Lande gehn“ nicht nur für den Poeten, sondern für alle Schaffenden gilt. Sie wollten deutsche hygienische Einrichtungen an Ort und Stelle studieren,

mit deutschen Forschern in persönliche Berührung treten und, wie ein Redner mittelte, nebenbei auch dem großen Hygieniker Robert Koch noch nach seinem Tod eine Huldigung beweisen, indem sie an die Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit kamen. Sie haben es nicht bereut, von der Schablone abgewichen zu sein, sondern sind in gehobener Stimmung in die Heimat zurückgekehrt. Ihre Arbeit, die nicht in Vollversammlungen, sondern in der Stille der Sektionen verrichtet wurde, ist nach dem Urteil der Sachverständigen fruchtbringend gewesen, und sie haben in Berlin eine überaus freundliche Aufnahme gefunden.

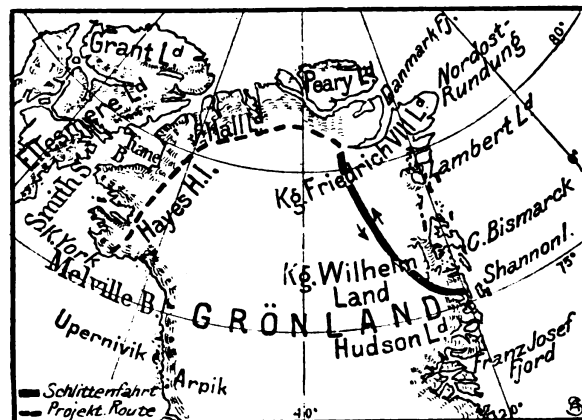
Der neue Kaiser von Japan Yoshihito Haru no Miya (Abb. S. 1286) ist am 31. August 1879 als einziger Sohn des Kaisers Mutsuhito geboren und wurde am 3. November 1889 als Thronerbe (Kotaihi) anerkannt. Seit dem 10. Mai 1900 ist er mit der jetzt 28jährigen Sadato, einer Tochter des Fürsten Kujo Michitaka, vermählt. Sie hat ihrem Gemahl drei Söhne geschenkt.

Das 8. Deutsche Sängerbundesfest (Abb. S. 1286) ist im alten Nürnberg gefeiert worden. Das Fest begann in der Sängerkirche mit einer Feier zum Gedenken der vor 50 Jahren erfolgten Gründung des Deutschen Sängerbundes. Die Schlussszene aus den „Meisterfingern“ bildete den herrlichsten Ausklang dieser Feier. Am Nachmittag bewegte sich ein prächtiger Festzug durch die Straßen der Stadt. Kostümierte Teilnehmer stellten Gestalten aus der Zeit der Meisterfinger dar oder vereinigten sich zu Gruppen, die alte deutsche Lieder versinnbildlichen sollten. Das Ausland war durch 19 Vereine mit 627 Sängern vertreten, außerdem aber gab es noch eine besondere deutsch-böhmische Gruppe.

Ein schöner Marktbrunnen (Abb. S. 1290), den die Stadt Essen durch den Bildhauer Joseph Ensleng (Düsseldorf) und den Architekten Professor Magendorf (Essen) errichten ließ, ist kürzlich in der Gartenstadt Margarethenhöhe bei Essen feierlich enthüllt worden. Die Gartenstadt ist im Jahr 1906 von Frau Friedrich Alfred Krupp anlässlich der Vermählung ihrer Tochter Berta als Wohnstätte für die minderbemittelten Klassen gestiftet worden. Jetzt sind dort 1500 Menschen angesiedelt.

Das Offizier-Tennis-Turnier (Abb. S. 1290) um den vom Kaiser gestifteten Ehrenpreis ist in Homburg v. d. S. ausgetragen worden. Prinz Leopold von Preußen war der Protektor, Generalleutnant Freiherr von König der militärische Leiter der Veranstaltung. Unter den 25 Teilnehmern befand sich leider diesmal kein Offizier der Flotte. Den Kaiserpreis errang in diesem Jahr Leutnant E. v. Haugt vom Grenadier-Regt. Nr. 100 in Dresden.

Die Prinz-Heinrich-Landungsbrücke in Bins (Abb. S. 1285) ist am 28. Juli eingestürzt, während sich viele Hunderte von Badegästen und Ausflüglern auf ihr drängten. Trotzdem Offiziere und Mannschaften der Hochseeflotte den ins Wasser Gestürzten schnell und mutig zu Hilfe kamen, ertranken doch 14 Personen. Die Unglücksbrücke war im Jahr 1902 dem Verkehr übergeben worden. Sie wurde von den



Weg der Expedition des nach 3 Jahren zurückgekehrten dänischen Polarforschers Mittelsen.

Badegästen viel in Anspruch genommen. In diesem Jahr wurden Reparaturen ausgeführt, die leider den starken Anforderungen des Verkehrs nicht standgehalten haben.

Personalien (Abb. S. 1286). Ferdinand Keller, der berühmte badische Maler, feiert am 5. August seinen 70. Geburtstag. Der Meister hat einen Teil seiner Jugend in Brasilien verlebt und später im Bannkreis Feuerbachs in Rom gewirkt; die längste Zeit seines Lebens aber hat er in Karlsruhe verbracht, erst als Schüler, dann als Professor und Direktor der Kunstschule. Neben seinen römischen Historien, seinen farbenprächtigen mythischen Kompositionen und Land-



Einsturz der Landungsbrücke in Binz auf Rügen: Die Brücke nach der Katastrophe. Oberes Bild: Die Einbruchsstelle.

schaften, neben seinen großzügigen Porträten hat der Künstler sich vor allem als Herrscher der badischen Geschichte verdient gemacht. Sein Bild „Markgraf Ludwig besiegt die Türken am Salamkemen“ (in der Karlsruher Galerie) ist wohl seine bekannteste Schöpfung. — Der Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann vollendete am 31. Juli sein 60. Lebensjahr. Der bedeutende Architekt hat der Reichshauptstadt eine Reihe der markantesten Bauten geschenkt und ihr ihre neue Physiognomie aufprägen helfen. Das Reich verdankt dem Baukünstler die Erbauung des imposanten Reichsgerichtsgebäudes in Leipzig. — Einar Mikkelsen, der kühne Polarforscher, den man längst verloren geglaubt hatte, ist mit seinem Gefährten Iversen von dem Schoner „Goeblomsten“ im arktischen Eis aufgefunden und in die Heimat gebracht worden. Die Expedition verließ im Juli 1909 Kopenhagen, um die Leiche des Forschers Ericsen zu finden. Am 3. März 1910 verließen Mikkelsen und Iversen mit vier Hundeschlitten das Expeditionsschiff „Alabama“, und seither waren sie verschollen. Sie hatten in Danmarksfjord Ericsens Aufzeichnungen gefunden und dann auf der Rückreise unendliche Leiden auszuhalten gehabt, bis sie auf Shamrock mit ihren Rettern zusammentrafen, die sie nach Aalefjord zurückbrachten.

Die Toten der Woche

Dr. Anton Baumann, Direktor der bayrischen Moorkulturanstalt und Professor an der Technischen Hochschule in München, † in München am 23. Juli im Alter von 56 Jahren.

Kardinal Dr. Fischer, Weihbischof von Köln, † in Köln am 30. Juli im Alter von 72 Jahren (Portr. nebenstehend).

Professor Reinhardt Möller, berühmter Bildhauer, Schöpfer der Sonneberger Spielwarenindustrie, † in Sonneberg (Thüringen) am 23. Juli im Alter von 57 Jahren.

Kaiser Mutsuhito von Japan, † in Tokio am 29. Juli im Alter von 60 Jahren.

Dr. von Otto, sächsischer Staats- und Justizminister, † in Dresden am 26. Juli im Alter von 60 Jahren.

Otto Tann-Bergler, Chefredakteur des Neuen Wiener Journals, † in Wien am 29. Juli im Alter von 53 Jahren.

Geh. Hofrat Professor Dr. Peter Treutlein, hervorragender badischer Schulmann, † in Karlsruhe.



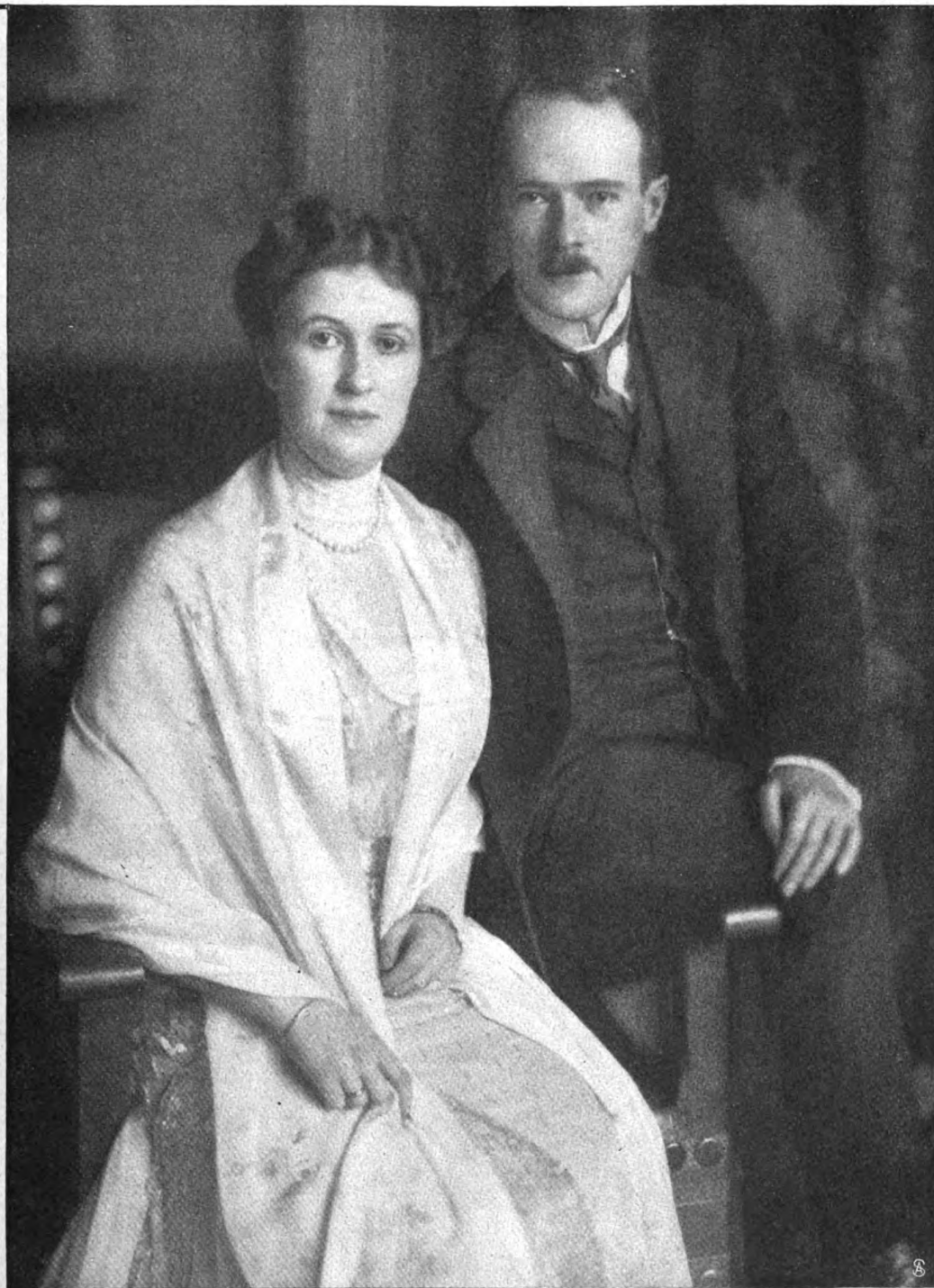
Kardinal Dr. Fischer †
Der Weihbischof von Köln.

Nummer
31.

DIE WOCHE

Bilder vom Tage

Seite
1283.



Herr und Frau Krupp von Bohlen und Halbach.
Zur Hundertjahrfeier des Hauses Krupp.



Phot.
A. Hilsdorf.

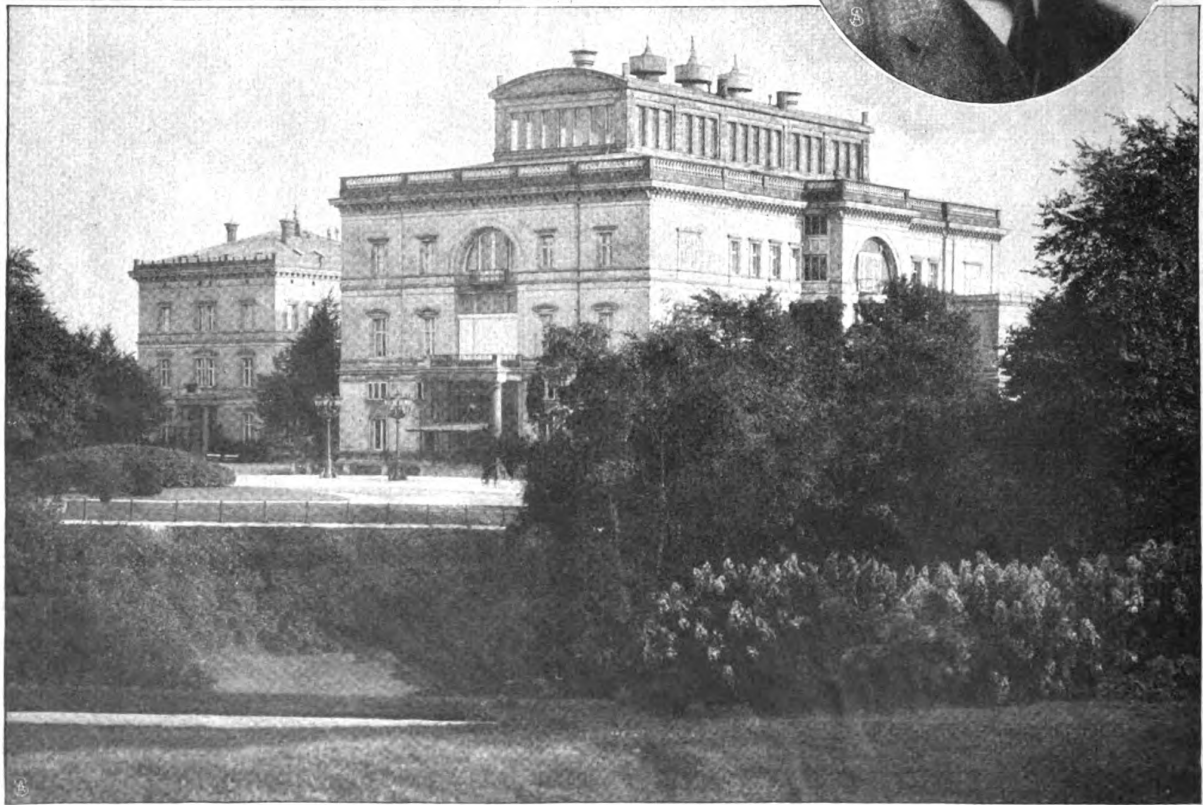


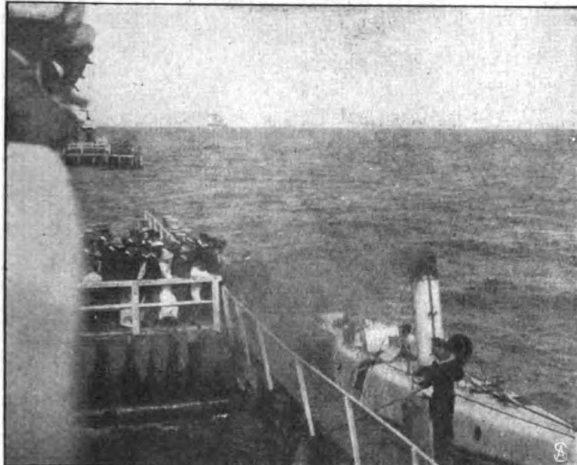
Aufnahmen
des Hofateliers
Spira, München.



Frau Margarete Krupp, geb. Frein von Ende.
Nebenstehend: Barbara Freifrau von Wilmowski, geb. Krupp, und ihr Gemahl Tilo Freiherr
von Wilmowski. — Unteres Bild: Villa Hügel. — Hierzu der Artikel auf Seite 1275.

Zur Hundertjahrfeier des Hauses Krupp.



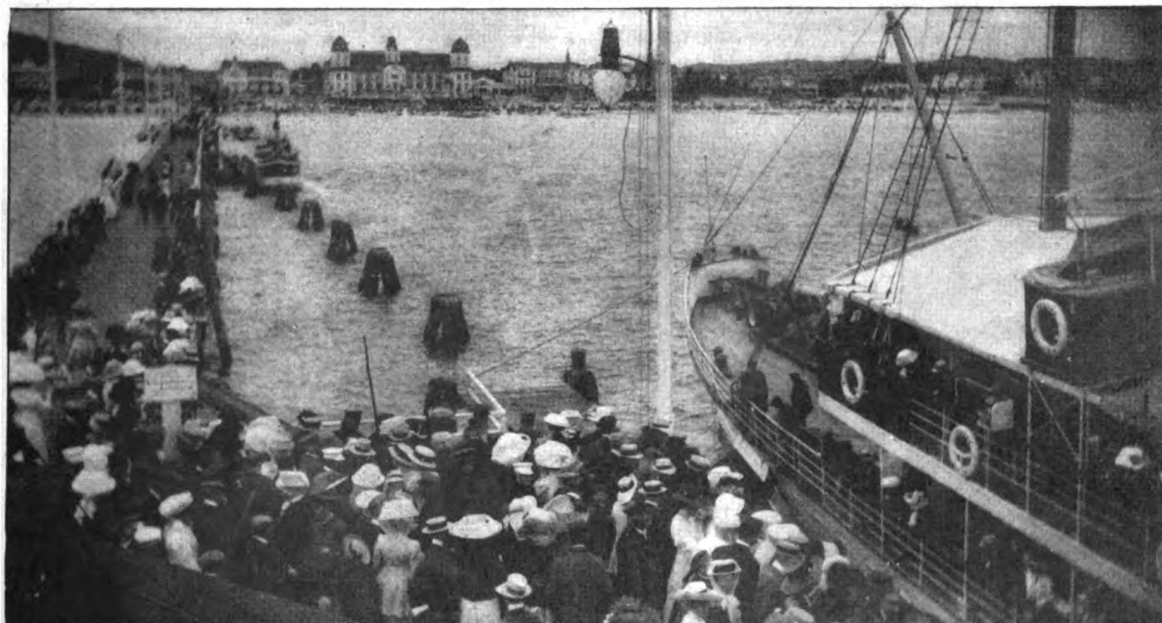


Blick nach der See.



Blick nach der Landseite.

Die Hochseeflotte vor Binz: Boote eines Kriegsschiffes am Landungsteg.

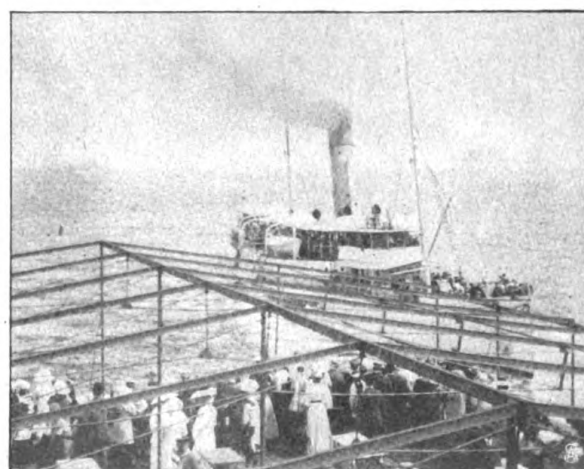


Menschenmenge auf der Landungsbrücke mit anlegendem Dampfer.

Phot. Job. Pagels.



Pinnasse der Hochseeflotte vor dem Steg.



Vergnügungsdampfer vor dem Landungsteg.

Massenunglück in einem Ostseebad: Zum Einsturz der Landungsbrücke in Binz auf Rügen.



Intern. Drukt.-Agentur.
Kaiser Yoshihito.
 Zum Thronwechsel in Japan: Das neue Kaiserpaar.

Kaiserin Sadako.

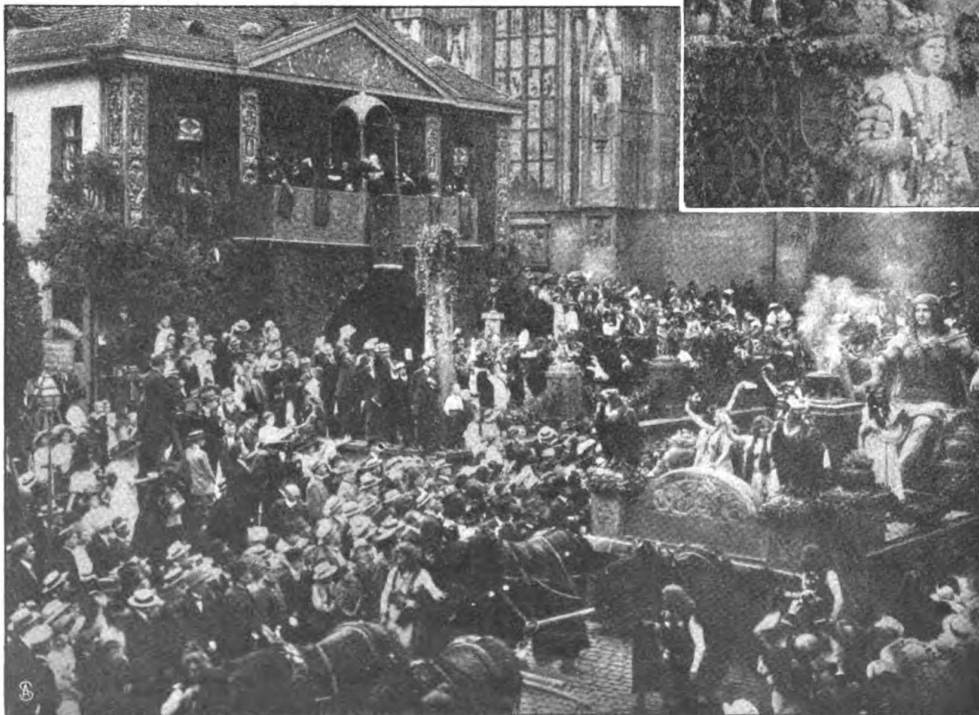
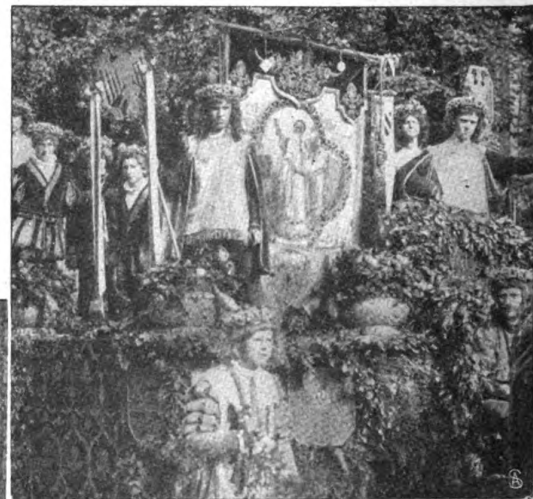
Professor Ferdinand Keller,
 der berühmte Karlsruher Historienmaler,
 feiert seinen 70. Geburtstag.



Geh. Baurat Dr.-Ing. Hoffmann.
 Zum 60. Geburtstag des verdienstvollen
 Berliner Stadtbaurats.



Kapitän Mittelsen.
 Zur Wiederverkehr des dänischen
 Nordpolforschers.

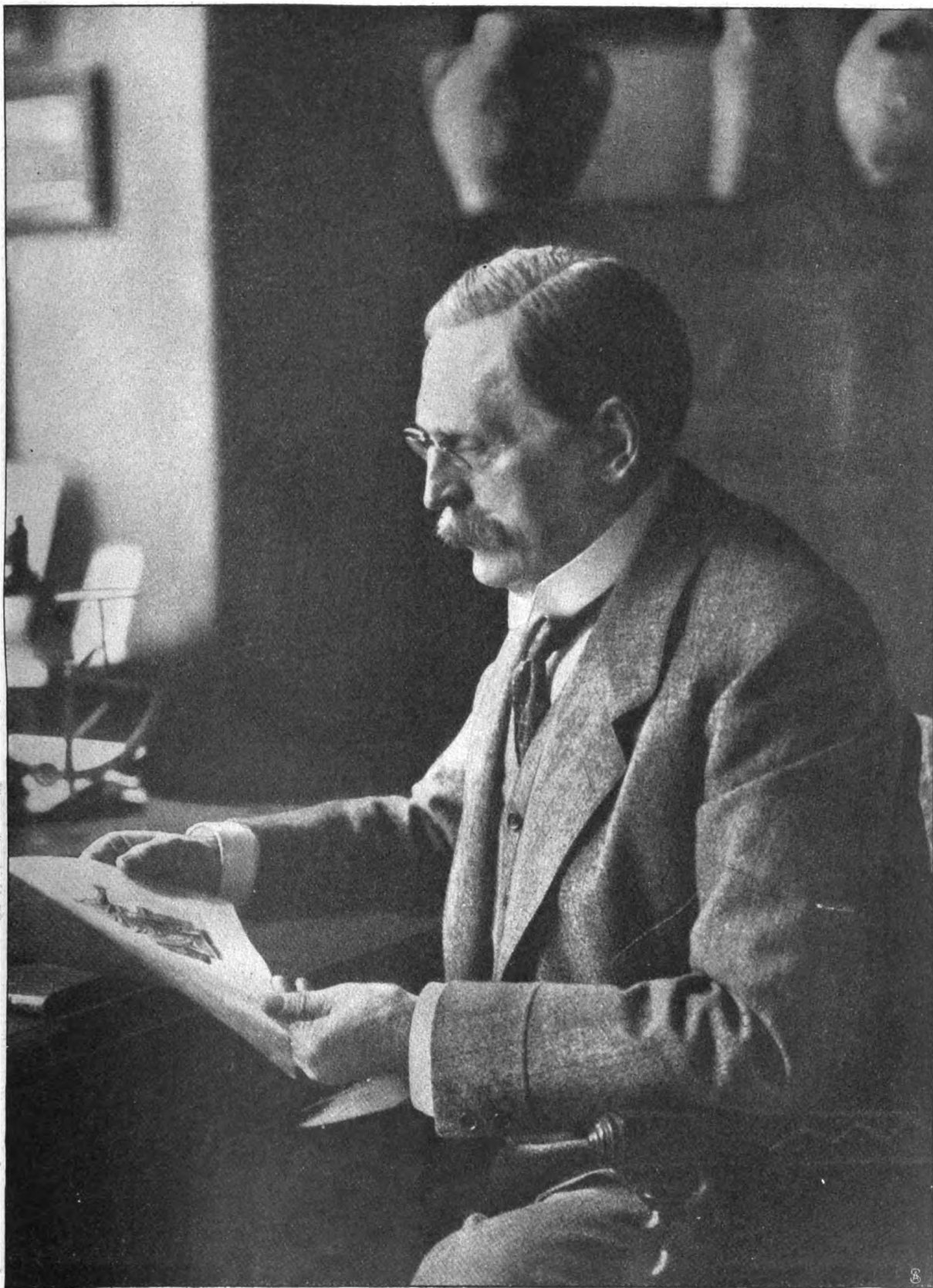


Vom 8. Deutschen Sängerbundesfest in Nürnberg.

Bilder vom
 Festzug.

Altmeister Hans
 Sachs entbietet
 den Sängern an
 der Sebalduskirche
 seinen Gruß.
 Electro-Phot.-Co.

Oberes Bild:
 Der Wagen mit dem
 Bundesbanner.
 Phot. B.A.-G.



Wirkl. Geheimer Rat Dr. Wilhelm Bode.

Zu seinem 40jährigen Jubiläum im Dienst der Berliner Königl. Museen. — Spezialaufnahme für die „Woche“.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY



M. Simarra und Mlle. Malaguenita.
1. Preis im Tango.



M. Manzano und Mlle. Lola Horra.
1. Preis im Barentanz.



Mlles. Made Minshy und Regine Flory, gleichfalls 1. Preis im Barentanz.
Ein gesellschaftliches Ereignis in Paris: Wettbewerb im Barentanz im Theater Femina.
(Hierzu der Artikel auf Seite 1280.)



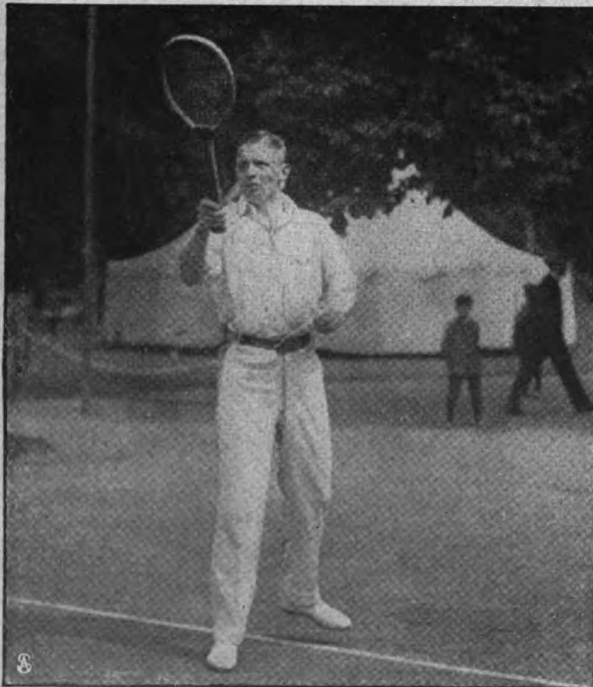
Von links (stehend): Generalstabsarzt von Schjerning, Ctg.; Carl Beauchamp, Präsident des Kongresses; Ministerialdirektor Prof. Dr. Kirchner. (Stehend) 1. Reihe: Prof. Hewlett, London; der Lord Provost von Glasgow; Sir Ronald Ross; Sir William H. Laver Bart; Professor William R. Smith; Dr. Cowan, Dublin; Sir Thomas Clifford Allbutt, Cambridge; Sir J. Erichton Browne, London. 2. Reihe: Der Bürgermeister von Holborn; Bailie Stewart, Glasgow; der Bürgermeister von Eastbourne; Oberstabsarzt Dr. Niehues (Sekretär des Kongresses); Mr. James Cantlie, hon. Sec.

Teilnehmer am englischen Hygiene-Kongress im Garten des Herrenhauses in Berlin.

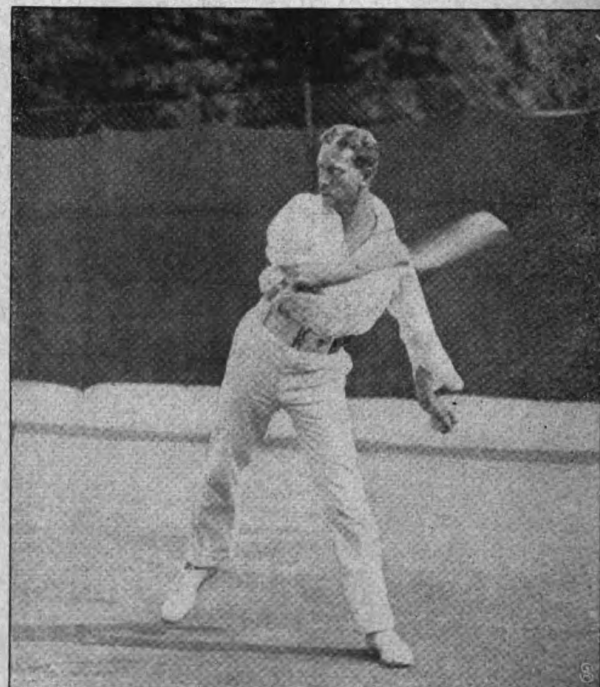
Spezialaufnahme für die „Woche“.



Einweihungsfeier in Gegenwart der Frau Margarete Krupp, der Stifterin der Gartenstadt. Phot. Weingarten, Essen.
 Einweihung der Gartenstadt Margaretenhöhe und feierliche Uebergabe des von der Stadt Essen gestifteten Marktbrunnens.



H. E. v. Haugl (Gren. 100), Gewinner des Kaiserpreises.



H. Daub (Inf. 118) Zweiter im Kaiserpreis.
 Vom Lawn-Tennis-Turnier für Offiziere in Homburg v. d. Höhe. (Phot. C. Kreh.)

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

8. Fortsetzung.

Schwester Emma klopfte bei Frau Generaldirektor Loh auf den Busch. Sie mußte vielleicht etwas durch ihren Mann, der ja die rechte Hand war von Herrn Anton Dungs junior. Aber Frau Generaldirektor Loh stellte sich dumm und tat, als verstehe sie gar nicht, wohinaus Schwester Emma eigentlich wolle. Schwester Emma nahm ihr das wirklich übel, denn für so dumm brauchte man sie nicht zu halten, daß sie nicht merkte, man wisse mehr, als man zeigen wolle, wenn man sich so dumm stelle. Es war gar nicht nett von Frau Generaldirektor, daß sie so wenig Vertrauen zu Schwester Emma hatte. Aber nun hatte auch Schwester Emma kein richtiges Vertrauen mehr zu ihr, und Frau Generaldirektor würde schon merken, wie das gar nicht gut war, wo doch Schwester Emma mit allem Bescheid wußte und in allem raten konnte. Sie konnte wirklich nichts dafür, wenn sie sich zum Beispiel nun auch dumm stellte, wenn Frau Generaldirektor etwas wissen wollte. Weshalb hatte sie auch so gar kein Vertrauen zu ihr! Das war doch früher nicht so gewesen!

Schwester Emma machte sich bei August, dem alten Diener der alten Frau Dungs selig, zu schaffen. Er war selber auf Neuigkeiten erpicht, seitdem er nichts weiter mehr zu tun hatte, als auf den Wintergarten der alten Frau Dungs selig achtzugeben, und seitdem die alte Frau ihn nicht mehr am Zügel hatte. Nein, er wußte nichts, aber auch rein gar nichts! Er wunderte sich sogar nicht wenig, daß überhaupt etwas nicht in Ordnung sein sollte. Aber er würde einmal beim Fritz horchen, dem Diener von Anton Dungs junior, ob der etwas wisse, und wenn er etwas erfahre, werde nur Schwester Emma davon hören, darauf könne sie sich verlassen. August war der Schwester ja von Herzen dankbar, daß er sich nun um etwas anderes kümmern konnte als nur um den dummen, stummen Wintergarten, den sich doch kein Mensch mehr ansah.

Zwei Tage wartete Schwester Emma geduldig, denn August hatte ihr versprochen, eine Botschaft zu schicken, wenn er etwas erfahre. Aber er schickte keine Botschaft.

Am dritten Tag ging Schwester Emma zufällig am Stammhaus der Dungs vorbei, und da sich August nicht sehen ließ, läutete sie und fuhr ihn nicht schlecht an, als er ihr die Tür öffnete.

„Aber Schwester, ich habe doch nichts zu hören bekommen“, verteidigte er sich.

„So? Gar nichts?“

„Rein gar nichts, Schwester. Fritz sagt nur, es habe einen mächtigen Krach gegeben, aber er sagt, mehr wisse er nicht, und das ginge ihn auch nichts an, sagt er.“

„Einen großen Krach?“ Schwester Emma riß gewaltig die Augen auf.

August nickte bestätigend.

„Weshalb hat es denn den Krach gegeben?“

„Das wußte er nicht.“

„Und wann war denn das, August?“

Auch das wußte er nicht. Es war wirklich zum Verzweifeln, und Schwester Emma suchte August klarzumachen, was für ein Dummkopf er sei, daß er nicht mehr in Erfahrung gebracht hätte. Ähnliches hatte August bei seiner vielen freien Zeit wohl auch schon gedacht, denn er nickte bestätigend mit dem Kopf und versprach, noch einmal mit Fritz zu reden.

„Aber dann fallen Sie wenigstens nicht mit der Tür ins Haus“, sagte Schwester Emma. „Sie müssen es klüger anfangen, viel klüger, hören Sie?!“

August hörte und gelobte Besserung.

Diesmal ließ er die Schwester nicht zwei Tage lang warten, sondern erschien schon am nächsten Abend bei ihr. Schwester Emma hatte ihm das zwar verboten, denn sie liebte es nicht, wenn man sehen konnte, daß sie mit dem Dienstpersonal anderer Leute nach Feierabend sprach. Aber glücklicherweise war niemand in der Nähe, wie sich Schwester Emma sofort überzeugte, und dann machte August ein so wichtiges Gesicht, daß sie viel zu neugierig war, um ihn erst noch zu scheitern. August berichtete, es habe einen mächtigen Krach wegen des jungen Herrn Alfred gegeben.

„Das dachte ich mir“, sagte Schwester Emma befriedigt. „Herr Anton Dungs hat ein richtiges Kreuz mit ihm.“

„Und dann hat er auf den Tisch geschlagen und gerufen: Fritz, packe meinen reinen Kragen ein, ich reise nach Paris.“

„Das hat er gerufen?“

„Ich weiß es ganz genau, Schwester. Fritz, packe meinen reinen Kragen ein, ich reise nach Paris. So hat er gerufen.“

„Was will er denn gerade in Paris?“

„Das wußte der Fritz nicht, trotzdem ich ihn gefragt habe.“

„Und weshalb gab es denn den Krach?“

„Fritz sagt, wegen geschäftlicher Dinge, mehr wisse er nicht.“

Schwester Emma schüttelte nachdenklich den Kopf. „Packe meinen reinen Kragen ein, ich reise nach Paris“, wiederholte sie, als könne hinter diesen Worten noch mehr stecken, als es auf den ersten Blick ausah.

„So hat er gesagt“, bestätigte August wieder und war sehr stolz.

„Das ist doch sehr merkwürdig!“ meinte die Schwester. August fand zwar weiter nichts Merkwürdiges dabei, aber er nickte ernsthaft.

„Wann hat er denn das gesagt?“ fragte die Schwester.
 „Das war vorgestern“, antwortete August. „Und noch an dem gleichen Abend ist er nach Paris gefahren.“

„Also ist der junge Herr Anton jetzt allein hier?“

August meinte, das müsse wohl so sein, denn der junge Herr Alfred sei ja sowieso nicht hier, und der junge Herr Adam sei doch auf der Universität.

Das stimmte, dagegen konnte Schwester Emma nichts einwenden.

„Kommt der junge Herr Anton nicht zuweilen zu Euch in den Wintergarten?“

August berichtete, das sei früher häufiger vorgekommen, jetzt aber schon lange Zeit nicht mehr, wohl schon einen ganzen Monat nicht. Nun kümmere sich eben gar niemand mehr um die Blumen.

Schwester Emma bedankte sich recht herzlich bei August und empfahl ihm, die Sache nicht aus den Augen zu lassen und sie zu benachrichtigen, wenn er wieder etwas höre. „Das heißt, ich komme gelegentlich bei Ihnen vorbei, August, das ist mir lieber.“

August nickte und verschwand. Schwester Emma aber blieb lange Zeit gedankenvoll in ihrem Zimmer stehen. Was mochte da nur passiert sein?

* * *

Als Doktor Miller aus Berlin zurückgekehrt war und bei Herrn Dungs eintrat, berichtete er recht kleinlaut über den Mißerfolg seiner Reise. Aber Anton Dungs junior tobte nicht, wie er es befürchtet hatte, sondern nickte nur ab und zu, als ob er es gar nicht anders erwartet habe.

Doktor Miller fiel ein Stein vom Herzen, denn er befand sich noch nicht lange in seiner einträglichen Stelle und hätte sie ungern um solcher Lappalien willen, wie er es vor sich selbst nannte, verloren.

„In welchem Hotel wohnte mein Sohn?“ fragte der Vater.

Doktor Miller nannte den Namen des Hotels. Anton Dungs notierte sich den Namen. Es fiel ihm sofort auf, daß Alfred nicht wie gewöhnlich in einem bestimmten Hotel abgestiegen war.

„Sie wissen natürlich nicht, wann mein Sohn abgereist ist?“

Doktor Miller verneinte.

„Sie wissen auch nicht, wohin er gereist ist?“

Doktor Miller verneinte wieder.

„Nun ja, er wird es Ihnen schwerlich auf die Nase gehängt haben, und Sie sind ja kein Detektiv, um sich für so etwas zu interessieren.“

Doktor Miller wollte aufbegehren, aber Anton Dungs verzog keine Miene und hatte es offenbar nicht böse gemeint, wenn er vom Detektiv sprach.

„Das wäre ja nun wohl alles, was bei Ihrer Reise herausgekommen ist?“

Doktor Miller nickte.

„Dann danke ich Ihnen“, sagte Anton Dungs, und Herr Miller verabschiedete sich und ging. Fast wäre es ihm lieber gewesen, der Chef hätte getobt. Nun wußte er gar nicht, woran er mit ihm war.

Anton Dungs ging mit seinen kurzen Schritten eiligemale eilig durch sein Kontor, und dann setzte er sich. Ich werde nichts übereilen, dachte er, der Junge wird ja doch bald Vernunft annehmen. Was soll er denn anfangen

ohne mich? Kredit, um wirklich etwas Großes anzufangen, wonach ihm allein der Kopf steht, bekommt er nirgends, wenn er sagt, daß wir auseinander sind. Einen bedeutenden Kredit wird ihm auf sein Pflichtenstück auch niemand gewähren, ohne vorher bei mir anzufragen. Also kann ich alles mit Ruhe abwarten.

Eigentlich gefiel es ihm gar nicht so übel, daß sich der Junge auf die Hinterbeine setzte und nicht einfach ja und Amen zu allem sagte, was sein Vater von ihm wollte. Aber natürlich durfte er das niemand sagen. Sonst regte sich am Ende auch bei andern dieser Widerspruchsgelust, und das durfte unter keinen Umständen sein. Schererei machte ihm der Junge schon gerade genug. Unerfreulich war an der Geschichte vor allem, daß da nichts weiter dahinter steckte als ein Mädchen. Ohne diese Liebelei wäre der Junge wohl längst wieder hier. So schämte er sich dessen vor dem Mädchen, und deshalb spielte er den Selbständigen.

Anton Dungs überlegte sich, ob er, wenn Alfred nachgab und wieder kam, nicht am Ende auch in diesem einen Punkt nachgeben sollte. Das Berliner Mädchen machte so weit doch einen ganz guten Eindruck. Und war es nicht im Grunde ein Zeichen von Schwäche, wenn er so großen Wert auf eine Verbindung mit Hugo Momm legte? Nein, er fürchtete ihn gewiß nicht. Aber es ärgerte ihn sehr, daß er ihm bei der „Hispania“ so in die Quere gekommen war. Ernstlich Schaden konnte ihm ein Hugo Momm gewiß nicht, aber ihm immer wieder seine Kreise stören und ihm hie und da das Vergnügen an einem Geschäft verderben, das konnte er allerdings. Auch das wäre ja nicht sehr schlimm gewesen, denn an Ärger aller Art war er gewöhnt. Aber daß sein Ärger zugleich einem andern eine Freude bereitere, das war es, das wollte er nicht, das gönnte er Hugo Momm nicht. Daß der auf seine Kosten ein Vergnügen hatte, das ging nicht. Und wie er Hugo Momm kannte, würde er ein solches Vergnügen nicht bei sich behalten, und das gab dann in der ganzen Gegend eine Schadenfreude bei seinen Gegnern, und deren besaß er mehr als genug, die er ihnen erst recht nicht gönnte.

Nun konnte er ja Gleiches mit Gleichem vergelten und auch Hugo Momm ärgern und so auf dessen Kosten ein Vergnügen haben. Aber ein solches Vergnügen war ihm zu billig. Das lohnt sich wirklich nicht. Außerdem hatte er wirklich Wichtigeres und Besseres zu tun. Wenn derlei Hugo Momm Spaß machte, so war er eben nicht Hugo Momm, sondern Anton Dungs, dem solche Kindereien nichts zu bedeuten hatten.

Aber wenn nun Hugo Momm fortfuhr, ähnliche Dinge zu treiben wie bei der „Hispania“, nur aus Mut und Erbitterung darüber, daß ihm seine Frau gestorben war?

Anton Dungs erhob sich und fuhr sich über die Stirn. Seine Mutter war ihm eingefallen. Wie hatte sie doch damals gesagt? Hier ist eine Macht, gegen die kann keiner von uns an, auch du nicht, hatte sie gesagt. Nun ja, die Mutter hatte recht. Das hatte auch Hugo Momm erfahren müssen, und deshalb benahm er sich so närrisch und störte ihm seine Kreise. Als könne er sich dadurch rächen an jener Macht, gegen die sie alle nichts vermochten.

Wieder einmal wurde es Anton Dungs schwer und dumpf zu Sinn. Es geschah ihm so oft, wenn er an jenes Gespräch mit der Mutter dachte. Er persönlich fürchtete sich gewiß nicht vor dem Tod. Schon deshalb nicht, weil er ja gar keinen Grund hatte, für seine Person an ihn zu denken. Damit hatte es noch gute Weile. Aber die Mutter hatte er ja nun wirklich jener Macht preisgeben müssen und hatte nichts dawider unternehmen können.

Anton Dungs verließ das Kontor, denn wenn ihm solche Gedanken kamen, ging er ihnen aus dem Wege, indem er sich doppelt eifrig an die Arbeit hielt. Es waren nutzlose, unfruchtbare Gedanken, die zu nichts taugten. Fort damit! Aber sie peinigten, sie taten weh.

Im Walzwerk traf er seinen Ältesten und Generaldirektor Loh. Dieser hatte eine neue Erfindung gemacht, die nun sobald wie möglich praktisch ausprobiert werden sollte. Aber es zeigte sich, daß dafür in dem alten Walzwerk kein Platz mehr war. Anton Dungs junior kam den beiden wie gerufen, die schon einen Anbau erwogen an der Hand der Zeichnungen, die der Generaldirektor bei sich hatte.

Anton Dungs junior ließ sich in der Sache von seinem Generaldirektor gleich an Ort und Stelle Vortrag halten. Er prüfte dabei die Zeichnungen auf das eingehendste und brachte Bedenken gegen diese oder jene Einzelheit sofort vor.

Der Generaldirektor und der junge Dungs sahen sich an. Es war doch ein wahres Vergnügen, mit Anton Dungs junior zu arbeiten; und wie schnell er wußte, worauf es ankam, und wie er, wenn ihm etwas nicht recht behagte, nicht nur tadelte, sondern sofort auch mit einem Verbesserungsvorschlag bei der Hand war.

Es handelte sich um eine neue „Schnellbahn“ für Stabeisen. Das bisherige Verfahren hatte immer noch zu viel menschliche Hilfe in Anspruch genommen und war zu langsam gewesen. Generaldirektor Loh hatte nun einen Ausweg gefunden, bei dem nur noch zwei Mann unmittelbare Bedienung nötig waren; und die Prozedur, die das glühende Eisen zu durchlaufen hatte, um als Stabeisen transportbereit dazuliegen, ließ sich mit Hilfe der Elektrizität um das Zehnfache beschleunigen. Das bedeutete einen außerordentlichen Vorteil für die Fabrik, die so ihr Stabeisen um vieles billiger herstellen konnte als jede andere. Außerdem ließ sich in Zeiten der Hochkonjunktur in der gleichen Zeit wohl fünf- bis sechsmal so viel Stabeisen gewinnen als bisher. Die Sache hatte nur einen Haken. Bei der kolossalen Geschwindigkeit, mit der auf elektrischem Wege das glühende Eisen über die „Schnellbahn“ durch die verschiedenen Öffnungen getrieben wurde, um den gewünschten Umfang zu erlangen, bestand die Gefahr, daß die heißen Schlangen, je dünner sie wurden, um so leichter über die vorgezeichnete Bahn hinaussprangen und jeden, der nicht sehr auf der Hut war, schwer verletzten. Angenommen, so eine zwanzig Meter lange glühende Eisenstange lief mit Windeseile über ihre Laufbahn durch die Öffnung, die sie wieder um einiges verdünnte und damit zugleich die ganze Schlange beträchtlich verlängerte, etwa um fünf Meter, so mußte man erwägen, daß sich die Schlange gewaltig bog und krümmte, und da sie sich in einer großen Geschwindigkeit zugleich zur nächsten Öffnung bewegte, so sprang

sie wohl gelegentlich über die vorgeschriebene Bahn hinweg. Wehe dem, der ihr dann gerade in den Weg kam! Sie würde den Weg durch ihn hindurch nehmen oder ihn so hart mit ihrem glühenden Leib treffen, daß der Mann verloren war. Also mußte man jeder der glühenden Eisenschlangen einen möglichst großen Spielraum gewähren und dafür sorgen, daß niemand außer den beiden Männern, die die Eisenschlange mit einer Zange am Kopf zu greifen und sie hurtig in die betreffende Öffnung zu stoßen hatten, in der Nähe sich aufhielt. Das war das Problem, das die drei jetzt beschäftigte.

Noch einmal erwogen sie jede Einzelheit ganz genau, berechneten auch bis ins kleinste die Unkosten — der Generaldirektor hatte eine Aufstellung auch darüber zur Hand — und dann sagte Anton Dungs junior: „Das machen wir, Herr Loh, das machen wir!“

Generaldirektor Loh strahlte über das ganze Gesicht, und er schüttelte Herrn Anton Dungs junior freudig die Hand. Das war doch etwas anderes wie bei den Aktiengesellschaften, wo man ganze Sitzungen lang mit allen möglichen Leuten herumreden mußte, bis man sie überzeugt hatte. Anton Dungs sagte einfach, nachdem er sich von den Vorteilen überzeugt hatte: „Das machen wir“ — und es ward gemacht. Aber der Generaldirektor hatte noch etwas auf dem Herzen. Wenn man schon an einen Anbau ging, dann sollte man ihn auch gleich recht groß und geräumig herstellen. Fast alle Hallen waren schon wieder zu eng, überall drückte und drängte es sich. Anton Dungs junior ging mit den beiden durch die Hallen, überzeugte sich, daß sein Generaldirektor nicht unrecht hatte, überlegte einen Augenblick und meinte dann: „Wissen Sie was, Herr Loh? Bauen wir lieber eine große neue Halle.“

„Offen gestanden, Herr Dungs, scheint mir das auch praktischer zu sein.“

„Also schön, abgemacht. Gehen wir gleich ins Bureau, die Architekten werden sich freuen, wieder eine größere Aufgabe zu haben. Aber schnell muß es gehen.“

„Es wird gehen, Herr Dungs. In drei, höchstens vier Monaten bauen sie uns die schönste und beste Halle.“

Eilig schritten sie zum Bureau. Der Generaldirektor freute sich, und die Architekten freuten sich erst recht. Und von hier lief es mit der gleichen Freude durch das ganze Werk. Anton Dungs merkte das sofort. Man grüßte ihn schmunzelnd und vertraulicher als sonst. Er war doch ein Hauptkerl, und es war ein Vergnügen, mit ihm zu tun zu haben und bei ihm zu arbeiten.

Anton ging seinem Vater nicht mehr von der Seite. Er wußte ja, daß Doktor Miller aus Berlin zurückgekommen, und war sehr gespannt, was er ausgerichtet hatte. Aber er fragte seinen Vater nicht, er wartete, daß er selbst darauf zu sprechen käme.

Vor den Toren der Fabrik hielt Anton Dungs' beiseidener Einspanner, und der Vater lud den Sohn ein, mitzufahren.

Gemächlich setzte sich das Fuhrwerk in Bewegung. Das Pferd hatte Anton Dungs schon so lange treu gedient, daß er es nicht liebte, wenn man das Tier unnütz anstrengte. Der alte Kutscher liebte es erst recht nicht. Also kam man recht langsam voran, wie es dem Pferd gerade behagte. In der Beziehung ließ Anton Dungs

sich recht viel gefallen. Erst als das Tier mußte, daß es wirklich dem Stall zuing, setzte es sich in einen gemüthlichen Trab.

Der Vater erzählte derweil dem Sohn, was Doktor Miller in Berlin ausgerichtet habe. Der Sohn meinte: „Du hättest vielleicht doch gut daran getan, nicht gerade ihn zu schicken.“

„Hätte ich vielleicht den Justizrat schicken sollen? Dann hätte Alfred gemeint, ich nähme die Sache Wunder wie wichtig, und das tue ich durchaus nicht. Außerdem hätte der Justizrat die doppelten Spesen gemacht, und mehr hätte er wohl auch nicht ausgerichtet.“

„Soll ich ihm vielleicht einmal schreiben?“ fragte der Sohn.

„Daß du dich nicht unterstehst!“ fuhr der Vater auf. „Das ist eine Angelegenheit zwischen mir und ihm und niemand anders, da soll sich kein Dritter hineinmischen, auch du nicht.“

„Aber ich verstehe mich vielleicht doch besser auf ihn,“ begann der Sohn wieder, „und es ist doch nicht nötig, daß ihr immer mehr auseinander kommt.“

„Er wird schon wieder zu mir kommen, darauf verlaß dich!“

„Ich meine ja auch“ ...

„Er wird müssen, ob er will oder nicht. Oder glaubst du wirklich, daß ihn irgend jemand gegen meinen Willen etwa zum Kompagnon macht?“

Der Sohn schüttelte den Kopf.

„Nun also! Die Kasse habe ich ihm schon gesperrt. Was mag er bei sich haben? Ein paar Tausender, das ist alles. Damit kommt er nicht weit, wie ich ihn kenne!“

Der Sohn widersprach nicht, um den Vater nicht noch mehr aufzubringen.

„Oder glaubst du, daß man ihm auf sein Pflichtteil einen größeren Kredit gibt?“ fragte der Vater nach einer Weile.

Der Sohn zuckte die Achseln.

„Oder glaubst du, daß man ihm Kredit gewährt, ohne bei mir anzufragen?“

„Das glaube ich allerdings nicht“, antwortete der Sohn.

„Na also!“

Nach einer Weile sagte Anton Dungs junior: „Ich könnte ihn ja beobachten lassen, wie ich es schon früher getan habe. Aber es paßt mir diesmal nicht. Diesmal soll er auch auserfassen, was er sich eingebracht hat, diesmal helfe ich ihm nicht aus der Patsche, und das täte ich ja doch wieder, wenn ich erführe, wie es um ihn steht. Schon unseres Namens wegen. Aber diesmal gebe ich nicht nach. Mag man darüber auch reden und denken, was man will.“

„Wie meinst du das, Vater?“

„Glaubst du, das bleibt lange verborgen, wie es um uns steht? Und überall wird man für ihn Partei nehmen, daran zweifle ich nicht. Schon aus Schadenfreude, schon, um mich zu ärgern. Aber ich versichere dich, ich ärgere mich nicht, nicht im geringsten. Er soll sehen, wie weit er kommt. Das wird ihm eine gute Lehre sein fürs ganze Leben. Und in drei, vier Wochen ist ja immer noch Zeit für ihn, nach Spanien zu reisen. So sehr eilt es ja glücklicherweise nicht. Die Liebelei wird ihm der-

weil ja wohl auch aus dem Kopf gehen. Und der Herr von Quast wird sich schön bedanken für einen Schwiegersohn, der nichts hat und außerdem noch bürgerlich ist.“

„Rege dich nicht auf, Vater.“

„Ich sage dir, ich rege mich gar nicht auf. Es ärgert mich nur, daß der Junge so einen Dickkopf hat.“

Sie sprachen dann wochenlang nicht mehr über dieses Thema. Aber die Wochen vergingen, ohne daß Alfred etwas von sich hören ließ. Und was noch merkwürdiger war: sie vergingen, ohne daß irgend jemand mit einer Forderung an Anton Dungs junior dieses Sohnes wegen herangetreten wäre. Auch wurden nicht von irgendeiner geschäftlichen Seite Erkundigungen eingezogen, wie es Anton Dungs junior eigentlich erwartet hatte.

Er stand gerade mit seinem Ältesten bei der neuen Halle, an der mit Eifer gearbeitet wurde, da sagte der Sohn gepreßt: „Ich ertrage das nicht mehr länger!“

Der Vater wußte gleich, was gemeint war, und erwiderte: „Ich verstehe das einfach nicht.“

„Wenn er sich nun irgendein Leid angetan hat?“ fragte der Sohn leise.

„Du, du, du bist wohl nicht recht klug! Ein Dungs? Nein, mein Junge ... Außerdem, das wüßten wir längst, darauf kannst du dich verlassen.“

„Das denke ich wohl auch“, erwiderte Anton gedrückt.

Sie sprachen von etwas anderem.

Nun war ein ganzes Vierteljahr vergangen, ohne daß Alfred etwas von sich hatte hören lassen.

Anton Dungs junior wurde ernstlich unruhig. Nicht als ob er geglaubt hätte, Alfred wäre etwas Schlimmes zugestoßen. Das war ja Unsinn, und wenn ihm doch einmal etwas der Art durch den Kopf schoß, so wies er einen solchen Gedanken sofort mit aller Energie zurück. Ein Dungs geht weder in der Welt spurlos verloren noch verunglückt er, ohne daß man etwas davon erfährt. Nein, die Situation lag ganz anders. Es ging ihm gut, und deshalb ließ er nichts von sich hören. Wie aber hatte er das zustande gebracht? Das war das eigentliche Rätsel, das Anton Dungs nun ernsthaft beunruhigte. Sollte der Junge wirklich ohne ihn fertig geworden sein? Er mußte doch wohl. Damit hätte Anton Dungs also ihm gegenüber den kürzern gezogen. Das wollte und wollte ihm nicht in den Kopf.

Er ließ sich seinen Ältesten ins Schloß kommen, denn nun wollte er nicht länger in Geduld abwarten, was weiter geschehen würde, nun wollte er eingreifen und das Rätsel lösen. Um jeden Preis. Das wäre ja noch schöner, wenn der Junge obenauf wäre. Das wäre ja wirklich gegen Recht und Gerechtigkeit!

Auch der junge Dungs meinte, als sein Vater mit ihm davon sprach, Alfred habe irgendwie ein angenehmes Unterkommen gefunden, und zwar aller Borausicht nach im Ausland, denn in Deutschland hätte man gewiß davon erfahren. Man könne ja vielleicht den altbewährten Londoner Detektiv einmal suchen lassen. Aber davon wollte der Vater diesmal nichts wissen. Er hatte das Gefühl, als müsse er selbst eingreifen, als entwiße ihm sonst der Sohn auf Nimmerwiederssehen.

Er war dieser Tage bei dem Obersten gewesen, weil es sich des neuen Exerzierplatzes wegen gerade so gemacht hatte. Vielleicht wußte er etwas durch seine Schwä-

gerin. Aber der Oberst hatte ihn sehr kühl und förmlich behandelt. Er tat jetzt fast so, als ob Anton Dungs ihn beleidigt habe, und er hatte doch nur gut an ihm gehandelt, und wie es sich in solchen Fällen gehörte. Er hatte sogar den Obersten schließlich gefragt, wie es seiner Schwägerin gehe. Sie habe das damals doch sicher nicht tragisch genommen.

Aber der Oberst hatte nur geantwortet: „Es geht ihr gut.“ Weiter nichts. Damit konnte man nicht viel anfangen.

„Weißt du,“ sagte der Sohn, „mir ist da schon seit längerer Zeit ein Gedanke gekommen, der mir manches erklären würde, aber ich weiß nicht, ob ich ihn äußern soll, denn ich habe eigentlich gar keine triftigen Anhaltspunkte dafür.“

„So rede doch!“ drängte der Vater.

„Vielleicht hat sich Mama seiner angenommen?“ meinte der Sohn zögernd.

Der Alte sprang auf. „Adele?!“ Wie geringschäßig er das sagte. Dann aber schlug er wütend auf den Tisch. „Aber natürlich, das sieht ihr ganz ähnlich! Ich Narr, daß ich gar nicht daran gedacht habe! Selbstverständlich, sie steckt dahinter. Du hast ganz recht! Nein, daß ich daran nicht gedacht habe! Ich werde alt! Wirklich, ich bin nicht mehr bei Verstand. Natürlich, niemand anders als Adele hat die Hand im Spiel!“

Und wieder schlug er auf den Tisch und tobte durch das Zimmer. So hatte selbst Anton seinen Vater noch nicht gesehen.

„Und jetzt lacht sie sich ins Fäustchen, haha! Ich sehe sie ordentlich. Dumm war sie nie, nein, gewiß nicht.“ Er schlug sich vor den Kopf und konnte es sich nicht vergehen, daß er daran nicht gleich gedacht hatte. Und dann rief er nach dem Diener und schrie: „Fritz, packe meinen reinen Kragen ein, ich reise nach Paris!“

Der Sohn gab sich alle Mühe, den Vater zurückzuhalten. Er war ja rein außer sich. „Ich bitte dich, du mußt dich erst beruhigen, so kannst du doch nicht reisen. Blicke doch nur in den Spiegel. Es gibt ja ein Unglück, wenn du dich so aufregst.“

Anton Dungs trank mit Hast ein Glas Wasser und wurde ganz still. Er schüttelte nur immer wieder stumm über sich selbst den Kopf.

„Könnte ich dir nicht diese Reise abnehmen?“

Davon wollte Anton Dungs nichts wissen. Nein, das mußte er schon selbst erledigen. Nur er kannte ja die Schliche und Wege in Paris, um dahinterzukommen, was Adele eigentlich angestellt hatte, um ihm diesen Tort anzutun. Dem war Anton nicht gewachsen.

Anton meinte, es wäre doch wirklich besser, man versuche es im guten, und am aller schönsten wäre es, man versöhne sich wieder mit Mama.

„Jetzt?“ Der Vater sah seinen Sohn ganz sprachlos an. Was war denn mit ihm passiert, daß er einen solchen Vorschlag im Ernst zu machen wagte? War ihm auch sein Ältester über den Kopf gewachsen und revoltierte?

Anton sah seinem Vater ruhig ins Auge. „Das ist wirklich meine Meinung, und es wäre besser, wir hätten schon längst einmal darüber gesprochen. Wir sind doch nun alle keine Kinder mehr, auch Adam ist erwachsen. Ich

sollte meinen, da hätte es wirklich keinen Zweck mehr, mit der Mama so umzugehen. Die Mama hatte es hier ihrer ganzen Art nach doch auch nicht leicht.“

„Wer sagt das?“ fuhr der Vater dazwischen.

„Großmutter hat oft genug davon erzählt“, erwiderte der Sohn ganz ruhig.

Der Vater nahm noch einen Schluck Wasser und setzte das Glas so hart auf den Tisch, daß es zerbrach.

„Ich verlasse mich darauf, daß du die Augen offen hältst, solange ich fort bin“, sagte er rauh.

Anton nickte und sah seinen Vater bittend an. Er machte eine abwehrende Handbewegung, und Anton entfernte sich.

Anton Dungs junior fuhr nicht direkt nach Paris, sondern erst nach Berlin; und zwar logierte er sich in dem Hotel ein, wo Alfred gewohnt hatte. Die Adresse hatte er sich ja notiert.

Er ruhete sich erst ein wenig aus und durchblätterte dann die Fremdenlisten vom Frühjahr an. Ganz richtig, hier stand ja Alfred Dungs verzeichnet. Er blätterte zurück und blätterte vorwärts. Aber unter all den Namen fand er keinen, den er irgendwie mit seinem Sohn in Verbindung bringen konnte. Das hieß ja nun noch nicht viel. Es konnte sich zufällig zwischen Alfred und einem der Namen eine Beziehung ergeben haben, von der er nichts wußte. Jedenfalls wurde er aus diesen Listen nicht flüger. Er hatte damit gerechnet, etwa auf den Namen seiner Frau zu stoßen oder irgendeines der vielen Menschen, von denen er wußte, daß sie mit ihnen gesellschaftlich oder geschäftlich zu tun hatte. Er war ja auch heute noch über ihren Verkehr einigermaßen orientiert, und er wußte auch, daß sie sich immer noch an mancherlei Spekulationsgeschäften beteiligte. Das hatte ihr schon als junge Frau im Blut gesteckt, so unangenehm und unsympathisch es ihm gewesen war.

Am nächsten Tag siedelte er in ein anderes Hotel über und ließ sich auch hier die Fremdenlisten geben. Aha, da stand ja seine Frau, und auch der unzertrennliche Vicomte, dieser alte Narr, fehlte nicht, ohne den sie überhaupt nicht mehr leben konnte. Es stimmte schon alles aufs schönste. Sie waren in der gleichen Zeit hier gewesen wie Alfred. Und dann stieß er auf die Namen der Rufferaths. Er wußte, daß Alfred sie kannte. Er wußte, daß sie tüchtige Geschäftsleute waren, wenn er sich auch nie darum gekümmert hatte, was sie eigentlich betrieben. Nun, das ließe sich ja leicht in Erfahrung bringen. Wenn ihn nicht alles trog, hatte er nun die Fäden in der Hand, die ihm den Sohn aus seinen Händen fortgezogen hatten. Wie unglaublich dumm, daß er nicht früher daran gedacht hatte. Wer weiß, ob es jetzt nicht schon zu spät war, Alfred zurückzugewinnen. Nun, versuchen würde er es jedenfalls, und noch in dieser Nacht fuhr er nach Paris.

Der älteste von Anton Dungs' Söhnen sah sich zum erstenmal allein verantwortlich an der Spitze des großen Unternehmens stehen. Ein merkwürdiges Gefühl, über dem sogar die Sorge um den so heftig erzürnten Vater zurücktrat, das in den ersten Stunden, nachdem er das Schloß verlassen hatte, ihn beherrschte. Er fürchtete allen Ernstes, den Vater könne der Schlag treffen, wenn er sich so weiter aufrege. Aber der Vater fuhr ab, und da er am

andern Tag nichts von sich hören ließ, weder telephonisch noch telegraphisch, war anzunehmen, daß er sich wieder gefaßt hatte und das Schlimmste überstanden war.

So begab sich denn Anton an diesem Morgen getrost zur Fabrik in dem angenehmen Gefühl, Alleinherr zu sein, und dies Gefühl verstärkte sich von dem Tage an, da er von dem Vater einen Brief erhielt, in dem er mitteilte, er komme jetzt der ganzen Affäre auf die Spur, werde aber wohl noch acht bis zehn Tage in Paris bleiben, wenn Anton ihn nicht dringend nötig habe.

Darauf antwortete Anton, es gehe so weit ganz gut, und er werde seinen Vater sofort benachrichtigen, wenn man seiner nicht länger entbehren könne. Er hoffe aber, das werde in den nächsten acht bis zehn Tagen nicht unbedingt nötig sein. Im übrigen gäbe er nochmals zu bedenken, ob der Rat nicht doch erwägenswert sei, eine Ausöhnung mit Mama herbeizuführen.

Darauf erhielt Anton keine Antwort mehr. Der Vater hatte es ihm wohl übelgenommen, daß er nochmals auf diesen Punkt zurückgekommen war. Aber Antons Selbstgefühl regte sich, nun er Alleinherrscher war. Er hatte das ja noch nie auskosten dürfen. Er war dabei viel zu verständig, um irgend etwas von Wichtigkeit auf eigene Verantwortung hin zu unternehmen. Aber in einem so großen Betriebe verging kein Tag, wo nicht diese oder jene Entscheidung zu treffen war, und bisher war keine, auch die geringste nicht, getroffen worden, ohne daß man nicht wenigstens erst telephonisch bei Herrn Anton Dungs junior angefragt hätte. Der Sohn wollte es selbst nicht anders. Nicht, weil er sich solche Entscheidungen nicht zutraute, sondern einfach deshalb, weil es immer so gewesen war. Jetzt war es auf einmal anders. Es tat sehr wohl. Man war doch längst kein Kind mehr. Nun bekam man es doch endlich auch zu spüren, daß man erwachsen war.

Den Tag über blieb er auf der Fabrik, wie er das sonst auch getan hatte. Und in den ersten Tagen ging er von der Fabrik direkt nach Hause, wie er es von jeher gewöhnt war.

Er war den Menschen gern aus dem Weg gegangen, denn man gab ja doch nicht allzu viel auf seine Meinung und sein Urteil. Er war ja nur der Sohn von Anton Dungs junior und weiter nichts. Das bedeutete in den Augen der Fernerstehenden vielleicht nicht wenig, aber hier inmitten all der Industriellen war es recht wenig, solange er in ihren Augen kein selbständiger Kaufmann war, sondern eben nur der erste Angestellte seines Vaters.

Aber nach einigen Tagen behagte es ihm nicht mehr, allein zu Hause zu sitzen. Er hatte tüchtig gearbeitet, er hatte hier und da eine Anordnung getroffen, die ihm gefiel, und die er für gut hielt. Er fühlte plötzlich das Bedürfnis, andere Menschen zu sehen, um von ihnen zu hören, was sie trieben, und wie sie tätig waren.

Er besuchte also abends das Bürgerkasino, wohin er früher nur ging, wenn er mußte, das heißt: wenn sein Vater es wünschte. Aber er hatte sich immer wie das fünfte Rad am Wagen gefühlt. Da verkehrten Leute, die nicht älter waren als er und doch schon selbständige Fabrikbesitzer, Altersgenossen und Schulkameraden, die ihn ein wenig mitteilidig von der Seite ansahen.

Jetzt war das anders. Man wußte, daß Anton Dungs junior auf Reisen war, und daß er seinem Ältesten die Leitung überlassen hatte. Gewiß, er war ein tüchtiger Mensch, aber unselbständig, sehr unselbständig, wie es bei einem solchen Vater nicht wundernahm. Wenn dieser ihn aber jetzt ruhig gewähren ließ und nicht den Generaldirektor Loh zum Vertreter bestimmte, wie es früher zuweilen geschehen war, so hielt er augenscheinlich selbst von seinem Ältesten mehr, als man angenommen hatte.

Schon deshalb beachtete man jetzt Anton im Bürgerkasino mehr als früher ... Jeder der Großindustriellen interessierte sich nun für Anton und wünschte, sich ein Urteil über ihn zu bilden und selbst zu sehen, ob Anton Dungs junior gut daran getan, seinen Ältesten mit seiner Stellvertretung zu betrauen. So wurde Anton reichlich ins Gespräch gezogen; und wenn man ihm auch etwas gar zu deutlich auf den Zahn fühlte, so daß Anton leicht merkte, weshalb man sich plötzlich für ihn so lebhaft interessierte, so freute sich Anton gerade darüber, denn er mußte ja, daß er in geschäftlichen Fragen seinen Mann stand, und das war im Bürgerkasino die Hauptsache. Nach der geschäftlichen Schätzung richtete sich im wesentlichen auch die gesellschaftliche. Ein amüsanter Erzähler, ein guter Tänzer und dergleichen, das war ja ganz nett als Zeitvertreib und für die Damen, aber die Hauptsache war eben doch auch hier die geschäftliche Tüchtigkeit.

Nun, in der Beziehung sagte Anton den Herren recht zu. Er trat bescheiden auf, hatte aber feste Ansichten, die er wohl zu begründen wußte, und konnte sogar lebhaft und eindringlich werden, wenn es sich um die Fragen handelte, die hier jedermann beschäftigten: Ruze, Eisen, Rohle. Anton Dungs junior hatte nicht übel daran getan, sich von seinem Ältesten vertreten zu lassen, das mußte man sagen. Man nahm ihn ernst, man begann mit ihm für die Zukunft zu rechnen, man fragte ihn um seine Meinung, auch wenn es sich um wichtigere Dinge handelte, und nicht nur, wie es zuerst gewesen war, wenn es um Kleinigkeiten ging.

Im Bürgerkasino traf er nun auch mit Hugo Momm einmal zusammen. Der lange, hagere Herr, der sich gern ein wenig feierlich gab, so recht ein Gegensatz zu Anton Dungs junior, interessierte sich noch ein wenig mehr als die anderen für Anton. Herrn Momms beide Söhne waren noch klein und kamen noch für geraume Zeit für das Geschäft nicht ernstlich in Betracht. Helene war sein einziges Kind, das erwachsen war. Da nun Hugo Momm mancherlei Pläne gegen Anton Dungs junior schmiedete, so mußte ihm daran liegen, zu erfahren, wes Geistes Kind dieser Anton eigentlich war.

Man kannte einander rein gesellschaftlich von Jugend auf, man verkehrte ja auch hier und da gesellig miteinander, wenn es die Gelegenheit grade so mit sich brachte, aber sonst wußte man nicht viel voneinander. Für das ganze Bürgerkasino wurde es nun ein recht pikantes Schauspiel, Hugo Momm und Anton häufiger beieinander zu sehen. Man wußte ja, daß die Dungs und die Momms auf manchen Gebieten Gegner und Konkurrenten waren, und man war gespannt, wie es Hugo Momm in seiner feierlichen Art gelingen werde, Anton auszuhorchen. Aber Anton hielt sich tapfer und klug. Er blieb stets zuvorkommend gegen den feierlichen Herrn

Momm, aber verstand es zugleich, mit vielen Worten nichts zu sagen. Und dann war da noch etwas, weshalb man diese beiden mit besonderen Augen betrachtete. Helene Momm war ja nun doch ein erwachsenes Mädchen, das unter die Haube gehörte, und das Natürlichste wäre gewesen, wenn einer der Dungs sie geheiratet hätte. Eine Zeitlang hatte man geglaubt, Alfred werde Helene Momm heiraten. Aber der war ja nun rein wie vom Erdboden verschwunden. Also würde es nun vielleicht etwas zwischen Anton und Helene werden. Er war der älteste, und wenn er sich bisher auch nicht um die Mädchen viel gekümmert hatte, so würde er doch wohl nicht ewig Junggeselle bleiben wollen. Er hatte ja doch auch sozusagen die Verpflichtung, für Nachwuchs zu sorgen, denn ein Wert wie das Dungsche läßt man doch nicht in fremde Hände kommen, solange es sich irgend vermeiden läßt. Und der Älteste des Hauses war doch von jeher der Nächste dazu, daran zu denken und dafür zu sorgen. Das gehörte sich so.

Als das Bürgertafel den nächsten Abend mit Damen veranstaltete, war man in der ganzen Stadt gespannt, ob sich Anton einfänden und mit Helene Momm tanzen würde. Anton stellte sich ein und tanzte auch gleich mit Helene Momm, wie man voller Befriedigung feststellte.

Daß dies Ereignis so schnell eintrat, daran war Helene Momm freilich mehr schuld als Anton Dungs, aber das wußte man nicht.

Schwester Emma hatte nämlich die ganze Zeit über Helene Momm mit den merkwürdigsten Ansichten über Alfred Dungs' Schicksal in den Ohren gelegen. Sie hatte ihr erzählt, es habe einen fürchterlichen Kampf zwischen

dem alten Herrn Dungs und Alfred gegeben, sie wisse das aus bester Quelle, und nur deshalb sei Anton Dungs junior nach Paris gereist. Man solle zwar darüber nicht sprechen, aber sie wisse ganz genau Bescheid. Alfred Dungs habe sich in ein armes Mädchen verliebt und wolle es durchaus heiraten. Das wolle der Vater unter keinen Umständen zugeben, was man ihm gewiß nicht übelnehmen könne. Aber Alfred, der ja überhaupt nicht sei, wie es sich gehöre, bestände auf seinem Willen, und nun habe der Vater ihn enterbt. Jawohl, enterbt!

„Ja aber, mein Gott, Schwester Emma, das geht doch nicht so von einem Tag zum andern, das weiß ich doch auch!“

„Bei Anton Dungs junior geht das schon“, behauptete Schwester Emma, und soviel sie wisse, sei Alfred daraufhin nach Amerika ausgerissen, um sich dort eine neue Existenz zu gründen und dann das arme Mädchen hinüberzuholen, denn die müsse ihn wohl rein verhegt haben.

Schwester Emma sprach immer wieder von diesem armen Mädchen, denn sie hielt es für ihre Pflicht, Helene Momm klaren Wein einzuschütten, damit sie nicht etwa immer noch glaube, Alfred werde zurückkehren und sie heiraten. Daran war ja gar nicht mehr zu denken nach allem, was sich ereignet hatte, und Helene Momm sollte nur so schnell wie möglich jeden Gedanken an ihn aus ihrem Herzen reißen.

„Fritz, pack meinen reinen Kragen ein, ich reise nach Paris. So hat Anton Dungs junior gesagt und auf den Tisch gehauen!“ erzählte Schwester Emma.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Streifzug durch den Peloponnes.

Von Karl Eugen Schmidt.

Vor allen Dingen muß man sein Gehirn reinigen von allen denjenigen Vorstellungen, welche Byron, Müller und ganz Deutschland, Frankreich und England vor beinahe hundert Jahren in den heutigen Bewohnern Griechenlands die Erben und Nachkommen der alten Hellenen erkennen ließen. Mit Phidias und Homer, mit Leonidas und Alkibiades haben die Untertanen des Basileus Georgios nicht viel mehr gemein als die Untertanen Wilhelm II. mit den Eimbern und Teutonen. Ja, höchst wahrscheinlich noch weniger! Denn wir dürfen doch vermuten, daß in unsern Adern etwas von dem Blut der Cheruster, Franken, Alemannen, Sachsen und Schwaben der Vorzeit fließt, wenn es auch recht tüchtig mit anderm Blut vermischt wurde; in den Bewohnern des heutigen Königreichs Hellas aber wird man zu seiner Enttäuschung weit leichter die Brüder und Vettern der Kroaten, Slowaken und Malachen als die Enkel der alten Athener und Spartaner erkennen, und je weniger darauf bezügliche Illusionen man mitbringt, desto besser.

Wenn man Alt-Griechenland sucht, darf man nicht die Menschen, sondern nur das Land und die Ruinen der alten Zeit anschauen. Das Land wird ja wohl das gleiche geblieben sein, selbst wenn es vielleicht zur Zeit des Herakles und des Theseus mehr Bäume und wirkliche Wälder hier gegeben haben mag. Weniger Berge und

mehr Ebenen als heute werden es auch damals nicht gewesen sein, und so dürfen wir uns immerhin wundern, daß ein so unwirtliches, dem Ackerbau und den Friedenskünsten so wenig geeignetes Land die allerhöchste Blüte der Kultur, deren die Menschengeschichte gedenkt, zeitigen durfte. Denn ganz Griechenland ist von steilen und steinigen Bergen angefüllt, wahre Steinmeere sind herabgerollt und bedecken mit großen Blöcken nicht nur die Halben, sondern auch die Täler, also daß dem Pflug des Bauers fast kein Raum übrig bleibt. Der Schäfer mit seinem selbstgeschnittenen hohen Stab, dessen krummer Griff uns daran erinnert, daß der Bischofsstab hier seinen Ursprung hat, beherrscht heute noch Arkadien; Schafe und Ziegen bewohnen neun Zehntel des Peloponnes und die Ebenen, von denen wir in der Geschichtsstunde erfuhren, daß Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch blutige Kriege um ihren Besitz geführt wurden, sind so winzig klein, daß alles ebene Land in ganz Griechenland zusammen noch nicht eine einzige amerikanische Bonanzafarm ausmachen könnte.

Desto höher steigt unsere Bewunderung für dieses kleine Volk, das auf so schwierigem Gelände die höchste Stufe menschlicher Gesittung erreichte. Daß im fruchtbaren Mesopotamien oder im Gartenland des Nils die Menschen sich zusammengedrängen und eine hohe Kultur

entwickeln, ist eigentlich ganz selbstverständlich, daß aber ein ganz mit unwirklichen Gebirgen angefülltes Land, dessen Bewohner in zwei Duzend feindliche Stämme gespalten sind, es noch viel weiter bringt in den Künften des Friedens, das scheint uns wunderbar und rätselhaft; und das Rätsel würde noch größer, wenn man die heutigen Griechen für die authentischen Nachkommen jener großen Alten halten müßte.

Anstatt uns den Kopf mit der Lösung des Rätsels zu zerbrechen, wollen wir lieber der Gegenwart den Rücken kehren und auffuchen, was uns von den Alten geblieben ist. Freilich ist das nicht ganz leicht, denn Eisenbahnen und Landauer, Esel und Pferde, Hotels und Speisehäuser, Fremdenführer und Schuhpußer bringen uns immer wieder zur gegenwärtigen Wirklichkeit zurück, wenn wir uns einen Augenblick vergeffen und für Zeitgenossen der Könige von Mykenä halten sollten.

Nachdem wir in Argos, Sparta und Korinth vergebens einen Ton der alten Sagen zu erlauschen gesucht haben, denn diese drei Städte sind so modern wie Port Said und irgendeine europäische Niederlassung in Australien, erfassen wir endlich in Tirynth, der Geburtsstadt des Herakles und dem Regierungssitz des Perseus, einen Zipfel der antiken Mythe. Denn hier stehen und liegen noch die mächtigen Steinblöcke aufeinander, welche dereinst die Zyklopen aufgetürmt haben, und wir betreten den nämlichen Boden, der von der Helden Füße berührt wurde. Ähnlich können wir uns in den gewaltigen Grabgewölben von Mykenä in die Tage Agamemnons zurückversetzen, und wenn wir nur ein wenig Phantasie besitzen, zaubern wir uns das Gemach zurück, wo Agamemnon von der ungetreuen Gattin ermordet wurde, sehen wir die jammernde Elektra vor dem Löwentor, hören wir das Geschrei der durch Orestes sterbenden Klytämnestra. Und als lebendigster Zeuge ist ein herrlicher Quell übriggeblieben, ohne Zweifel die triftigste Ursache, daß die Königsburg hier gebaut wurde. Was ein solcher Quell bedeutet, kann man auch heute noch in Griechenland lernen, und man wundert sich nicht mehr, daß jede Quelle eine Gottheit war und als solche verehrt wurde. Bei uns im Norden spenden die bewaldeten Berge Quellen und Bäche in Überschwang, in dem kahlen, heißen, sonnverbrannten Griechenland ist ein nie versiegender Quell schon fast ein Wunder, und freudig bückt sich auch heute noch jeder Wanderer nieder und erfrischt die brennenden Glieder.

Darum sind mir als lebhafteste Erinnerungen an Griechenland geblieben: der Quell auf der Burg von Mykenä, die kastalische Quelle in Delphi und der lebhafteste Strom Apheios, dessen rasche Fluten mich beim erfrischenden Bad umwarfen und so weit mitnahmen, daß ich nicht ohne Furcht meiner Kleider und Kostbarkeiten gedachte, die am einsamen Ufer unter blühenden Oleanderbüschen lagen und vielleicht einen Räuber anlocken konnten. Die blühenden Oleanderbüsche in den großenteils trockenen Flußbetten, die Weingärten in den Ebenen, hier und da ein Hain von Feigen- oder Olbäumen, das sind die Lichtblicke, denen noch die sehr oft grandiosen Ausichten über nahe Hügel und fernere Berge auf schneebedeckte Gipfel hinzugefügt werden müssen; daß die Hügel und Berge alle nackt und kahl sind, schadet dem großartigen Eindruck nicht, ja, vielleicht wird dieser dadurch noch verstärkt.

Man müßte nach Griechenland kommen im April oder im Oktober des Jahres und im April oder Mai des Le-

bens, denn eine griechische Reise ist keine Luftfahrt wie die Reise nach Italien oder Paris, sondern ein Strapaze. Leute, die den Männern gleichen, die Cäsar um sich haben wollte, mit kahlen Köpfen und die nachts gut schlafen, denen die vierziger Jahre ein Ränzlein angemäht haben, und die den Rucksack auf dem Rücken nicht leiden können, weil sie ihn schon vorn tragen, solche Leute bleiben flüger weg von Griechenland. Hier muß man hinkommen in den Jahren, wo ein Marsch von vierzig Kilometer mit dem Rucksack ein Vergnügen ist, und so wird man dann auch wirklich Freude und Genuß in Griechenland finden. Männer im bequemen Alter gehen besser nach Florenz und Rom.

Auch wird der junge Künstler von Griechenland weit mehr haben als der schon gereifte, denn in Griechenland findet er Kunstwerke, die ihn zum Weiterschreiten aufmuntern, in Italien wird er eher abgeschreckt. Die Römer haben es hier gemacht wie die Franzosen vor hundert Jahren in Italien und Deutschland: Sie haben nur diejenigen Kunstwerke weggeschleppt, die ihrer Mode, ihrem Geschmack zusagten, und das waren gerade die Arbeiten der Höhezeit, wo die griechische Kunst schon nahe daran war, virtuos zu werden, wo sie stellenweise schon beinahe parfümierte Boudoirkunst geworden war. Die starke, frische, naive Jünglingskunst ist auf griechischem Boden geblieben, um erst in unseren Tagen von den Deutschen in Olympia, von den Franzosen in Delphi, von den Griechen selbst auf der Akropolis aufgefunden zu werden. Neben diesen von Kraft und Gesundheit, von frischem, frühlichem Mut und unbändigem Leben strotzenden Arbeiten werden die weit bekannteren Antiken in den italienischen Museen und im Louvre schon fast altersschwach, und während ein junger Künstler vor jenen abgeschreckt steht und nicht weiß, wie er auf diesem Weg weitergehen soll, weisen ihm die Siebelfiguren von Olympia, die archaischen Mädchen der Akropolis und die in Delphi aufgefundenen Skulpturen einen frohen Pfad zu weiteren Zielen.

Olympia wird wohl der Höhepunkt einer griechischen Reise bleiben. Delphi ist grandios, aber fast schauerlich in der Größe seiner furchtbaren Felswände; Olympia aber grüßt uns ganz heimatisch. Alles ist hier menschlich und freundlich, die mächtig hohen, dunkel bewaldeten Hügel, die schönen Weingärten der Ebene, der schnelle Fluß, der sie durchströmt. Man könnte hundert Gegenden in Mitteldeutschland nennen, die dem heiligen Tal von Olympia ähnlich sind, und während uns sonst überall Griechenland sehr fremd und eigenartig entgegentritt, mutet uns Olympia geradezu deutsch an. Kein Wunder, daß es den deutschen Archäologen und Bildhauern hier gefallen hat, und daß sie mit einer Art von Heimweh an den Kronoshügel und den Apheios zurückdenken.

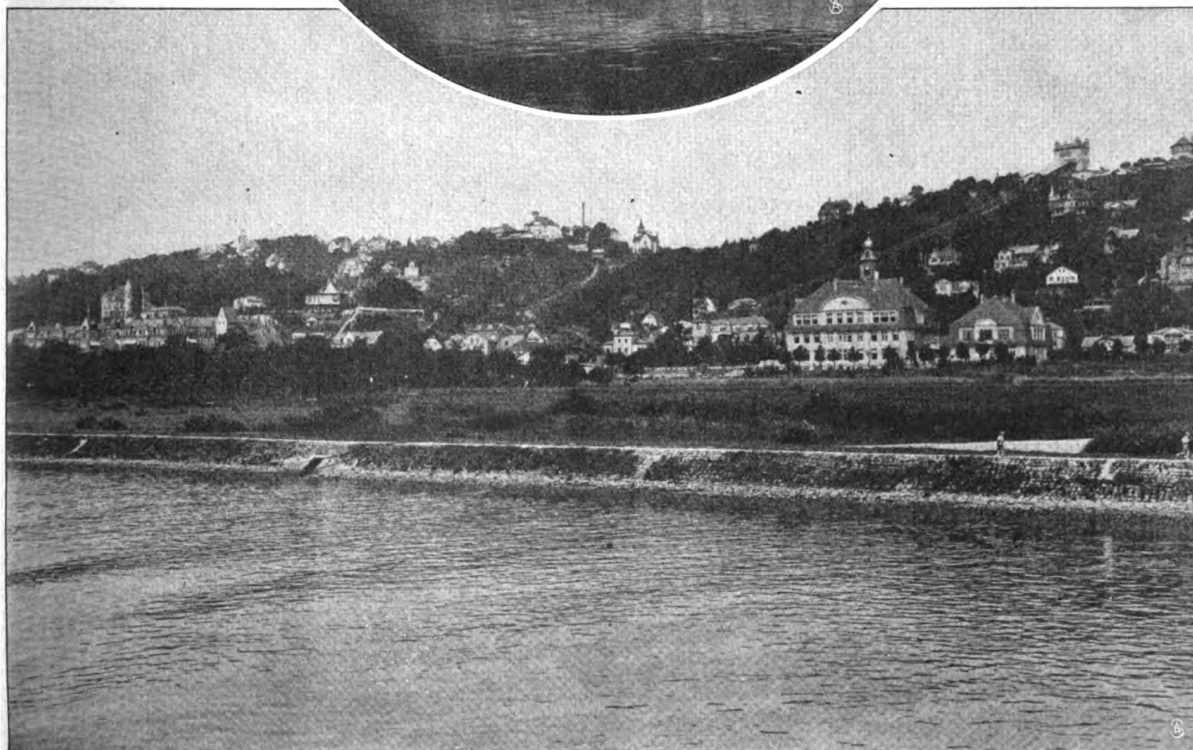
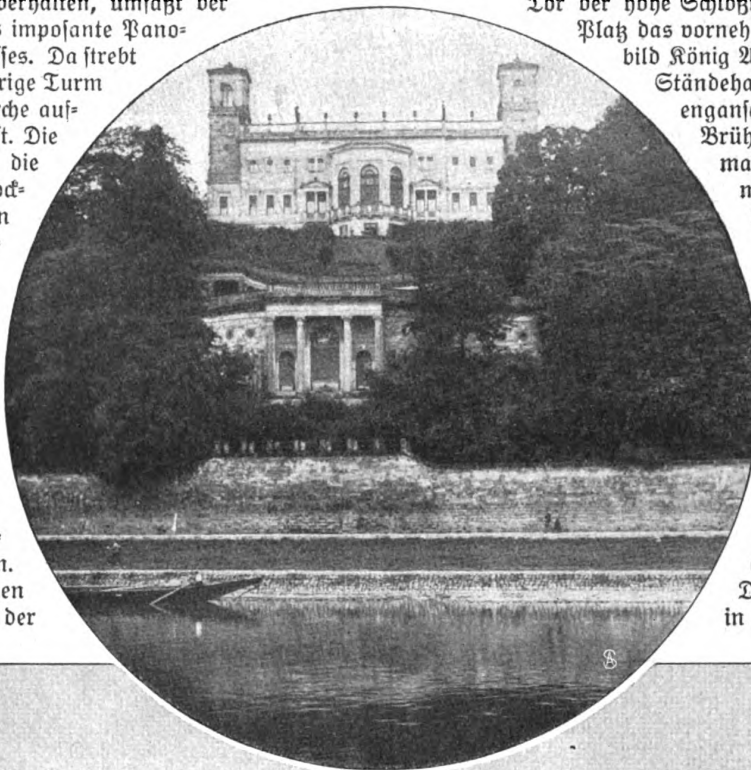
Fast möchte man allen denen, die an eine griechische Reise denken, den Rat geben, alles andere beiseite zu lassen und dafür eine Woche länger in Olympia zu bleiben. Aber das richtige wäre das doch auch nicht: Sparta, Korinth und Argos und im Notfall sogar Tirynth und Mykenä mag man sich schenken, Delphi und Athen aber wird man doch besuchen müssen, um einen vollen Eindruck aus Griechenland mit heimzunehmen. Also Olympia, Delphi und Athen, und da diese drei weit auseinanderliegen, wird man nicht umhinkönnen, unterwegs auch das Land dazwischen anzuschauen. Was man aber nicht auf seinem Weg findet, kann getrost vom Reisepian gefstrichen werden.

Eine Dampferfahrt von Dresden nach Pillnitz.

Von Gräfin Rittberg. — Hierzu 11 Spezialaufnahmen.

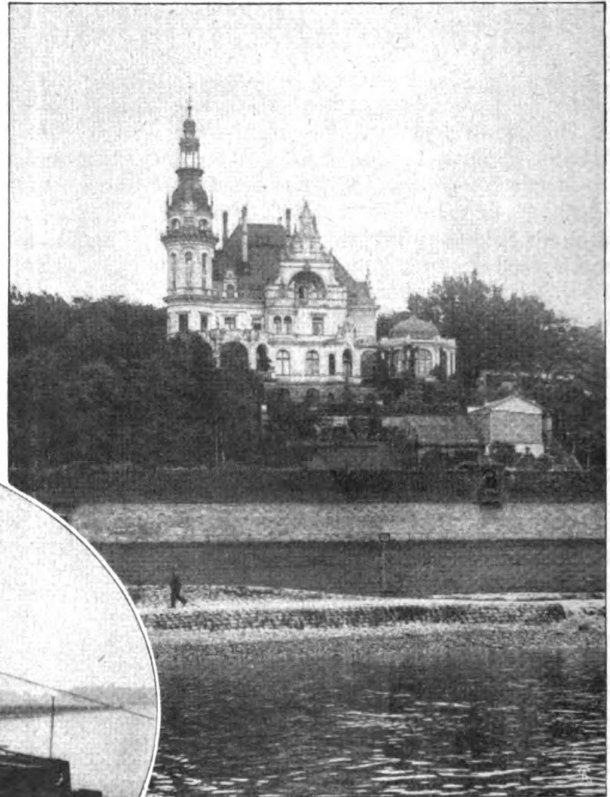
Die Sonne schimmert und blendet auf den Wellen. Mächtig schaukelt der Dampfer. Das Kielwasser blinkt wie rinnendes Silber. Wir gleiten von der Landungsstelle fort nach der Mitte des Stromes. Das unvergleichliche Stadtbild hebt sich wie eine köstliche Silhouette vom lichten Sommerhimmel ab. Während wir zum Neustädter Ufer hinüberhalten, umfaßt der Blick noch einmal das imposante Panorama jenseits des Flusses. Da strebt der schlanke, feingliedrige Turm der katholischen Hofkirche aufwärts im Sonnenglaß. Die steinernen Heiligen, die den anmutigen Barockbau krönen, scheinen voll beschwingter Fröhlichkeit auf ihrem luftigen Sitz. Schwer und wuchtig steht daneben Meisters Werk, das Königl. Opernhaus. Die Entfernung rückt für das Auge die ziemlich weit auseinanderliegenden Bauwerke kuffissenartig zusammen. Im Hintergrund lugen zwischen dem Grün der

Anlagen die Zwingerpavillons hervor. Die Bronze-Quadriga über dem Portal des Opernhauses steht scharf umrissen vor dem hellen Horizont. Diesseits der gewaltigen neuen Brücke kommt ein Eckchen vom königlichen Schloß zum Vorschein: das Georgentor mit seiner reichgegliederten Fassade und zur Seite über dem Grünen Tor der hohe Schloßturm; auf dem freien Platz das vornehm-schlichte Reiterstandbild König Alberts. Das prächtige Ständehaus schiebt sich davor; enganschließend dann die Brühl'sche Terrasse, der ehemalige Garten des allmächtigen Ministers Augusts III. Von Bäumen halb verschattet erheben sich auf diesem „Balkon Europas“ die Bauten der Kunstakademie, des Albertinums und des Belvedere. Hoch darüber ragt die Kuppel der Frauenkirche; ein Stück vom Dachergewinkel des alten Dresden taucht auf und verschwindet. Die Stadt ist ferngerückt, in einen feinen Dunst-

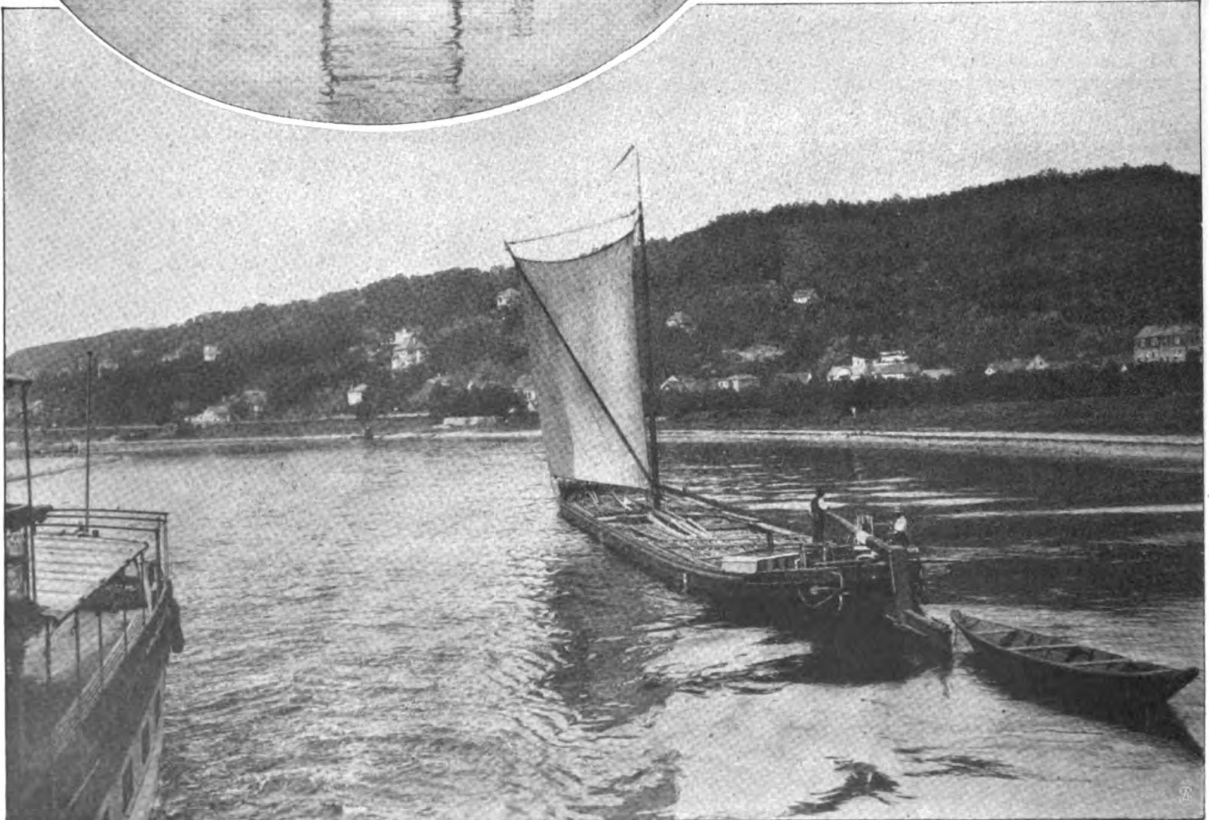


Coschütz am rechten Elbufer. Oben: Schloß Albrechtsberg an der Elbe.

schleier gehüllt. Zur Linken erhebt sich das Ufer anmutig zu bewaldeten Hügeln. Parkmauern, von Crim-son rambler überwuchert gleich scharlachnen Kaskaden, dahinter üppiger Baumbestand, terrassenförmig ansteigende Obstgärten, schloßartige Villen, die von der Höhe herabschimmern . . . Die Kolonie „Waldschlößchen“, die Saloppe mit dem mächtigen Städtischen Wasserwerk gleiten vorüber, weiter Schloß Albrechtsberg, die Befestigung der Grafen Hohenau, Schloß Eßberg und die ersten Häuser von Loschwitz. Steiler steigt nun das Gelände, ein breiter Höhenrücken, ein einziger Garten, darin die Villen regellos wie bunte Steine ins Grün gewürfelt erscheinen. Die kunstvolle Hängebrücke kommt in Sicht, die Loschwitz mit dem linksufrigen Blasewitz verbindet. Jenseits der Brücke drängt sich das Häusergewimmel von beiden Seiten bis dicht

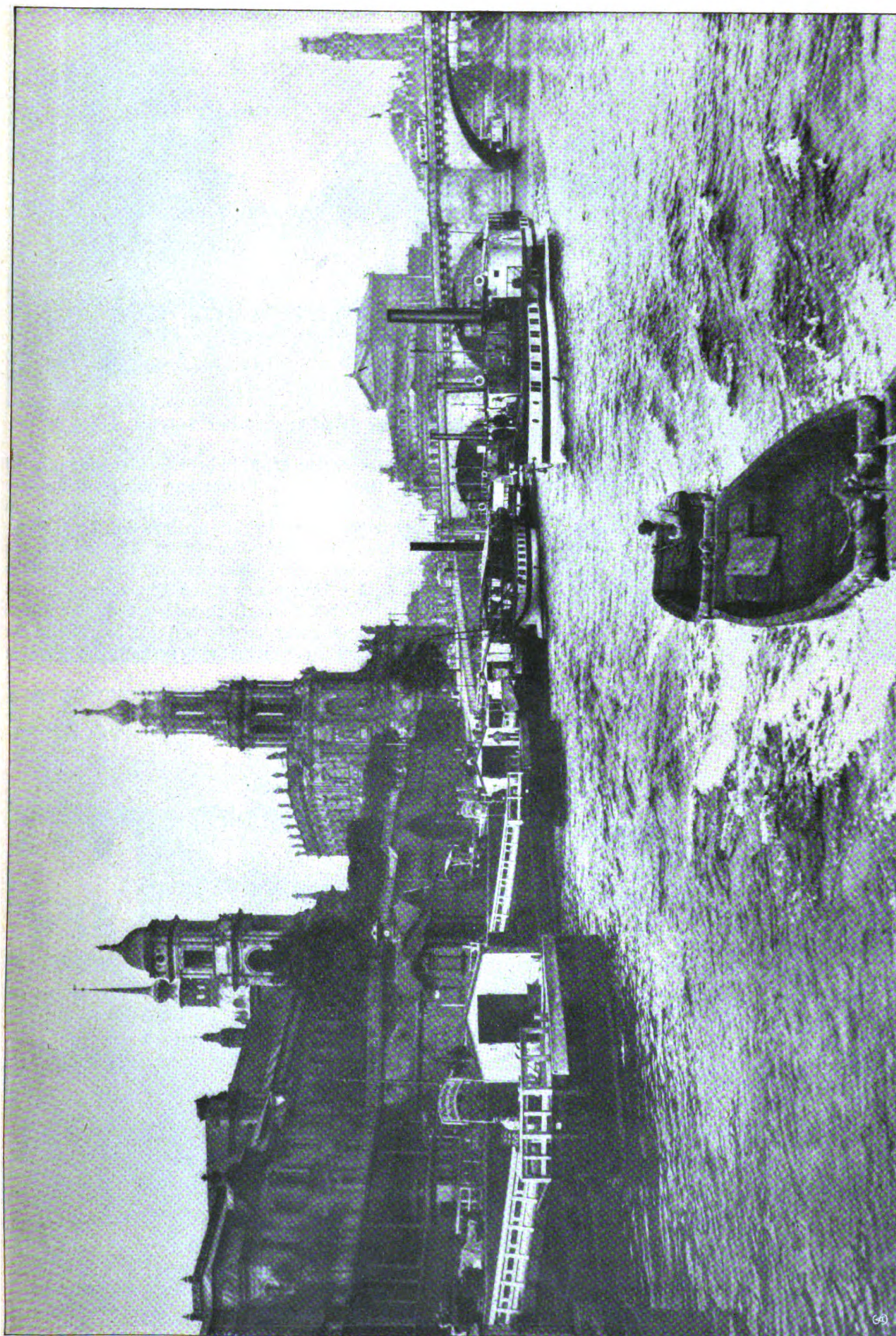


Die Saloppe bei Dresden.



Seilfähre über die Elbe.

Blick auf das rechte Elbufer.



Gernbeimert.

Augustusbrücke.

Opernhaus.

Hofkirche.

Günbe-Haus.

Brühl'sche Terrasse.

Dresden-Aussicht von der Elbe aus.

ans Wasser hinab. Kerzen-
gerade klettert das Gerüst der
Loßwitzer Schwebebahn am
Berg empor, während sich ein
wenig ferner bedächtig die Draht-
seilbahn schlängelt, die über die
Höhe weg zum „Weißen Hirsch“
hinüberführt. Auf der Blase-
witzer Seite grüßen die schönen
alten Baumgruppen des „Schil-
lergartens“; ein großes Restau-
rant erhebt sich hier an der Stelle,
wo einst das
kleine Gar-
ten-



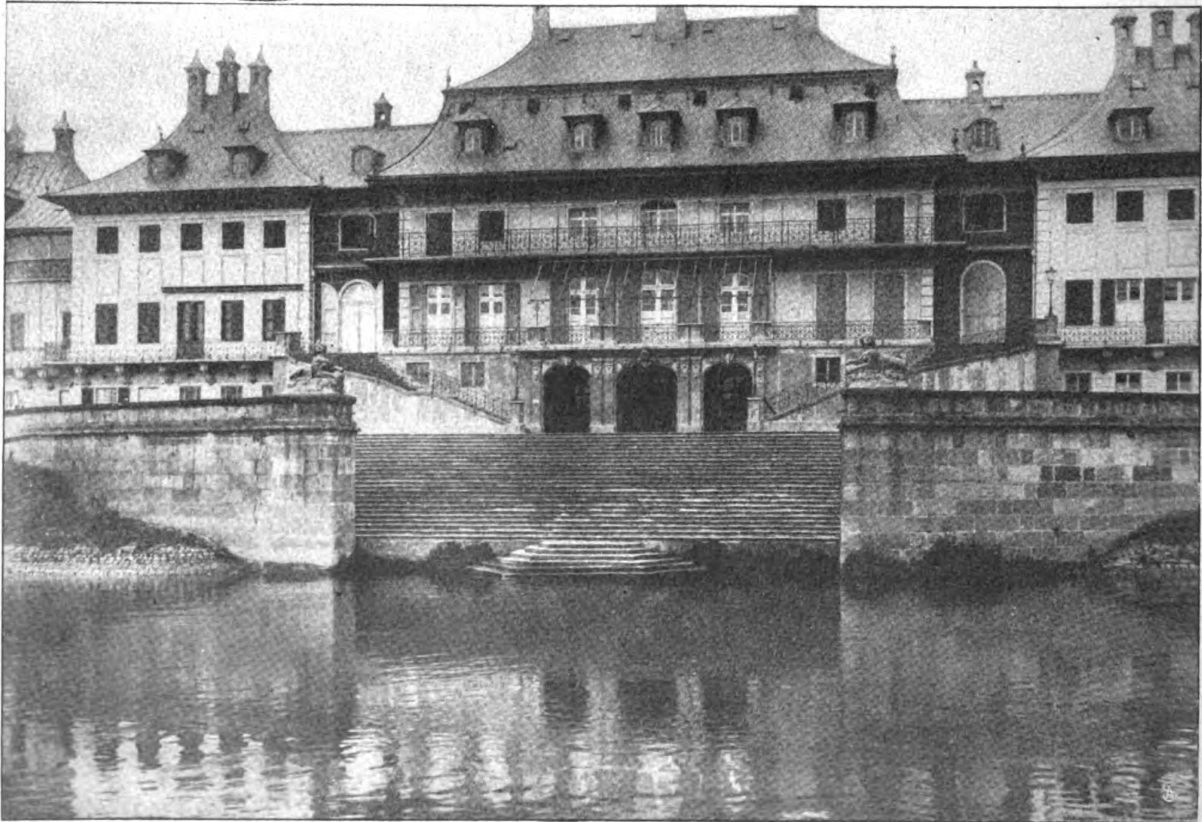
Der japanische Flügel des Pillnitzer Schlosses.



Das
Tor der

Schloß-
terrasse.

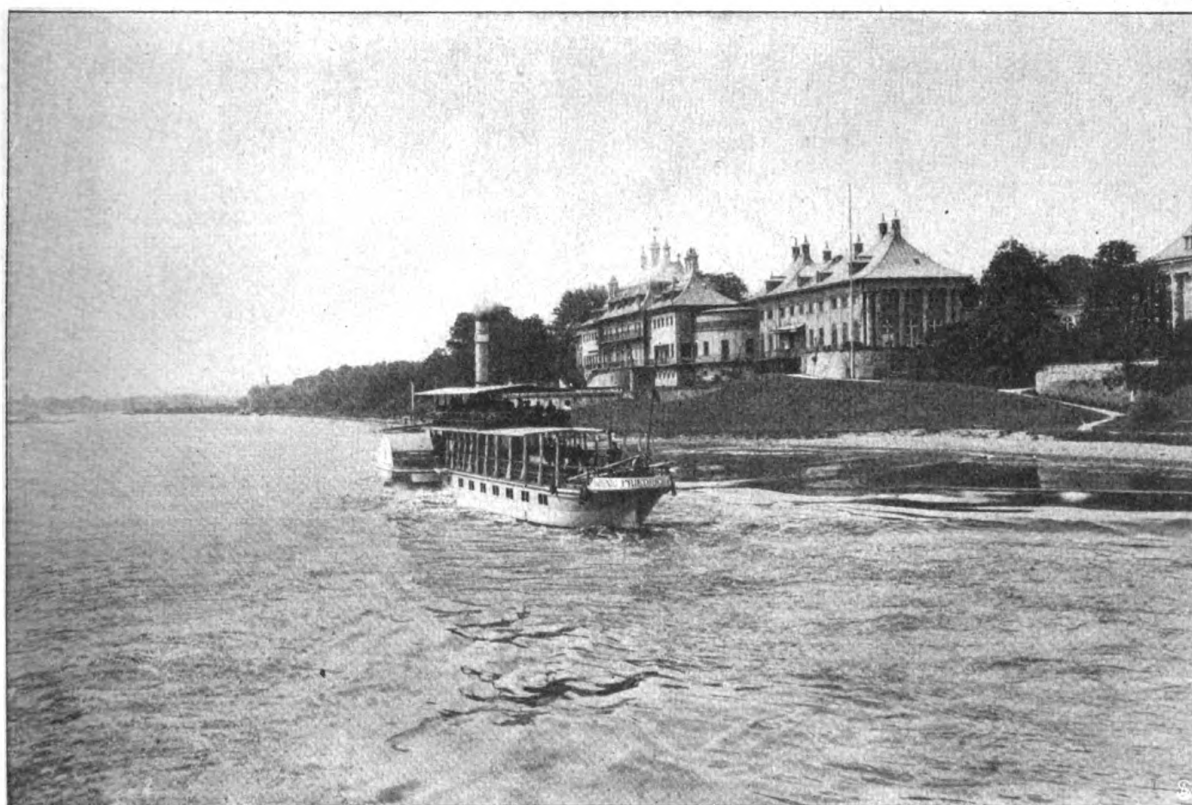
haus der Familie Segebin stand, in dem Schiller seine „Gustel
von Blasewitz“ kennen lernte. Erinnerung überspinnt die Ufer
ringsum mit ihrem Schimmer. Im Grün versteckt träumen am
Hang der Loßwitzer Höhen das Körnerhaus und der Garten-
pavillon, der den „Don Carlos“ entstehen sah. Hier lagen
die Sommerwohnung Ludwig Richters und das Sterbehaus
Friedrich Wiecks, des Vaters von Clara Schumann. In den
waldigen Gründen nach Wachwitz zu dichtete Eichendorff seine
schönsten Lieder; und immer wieder umstrickt die Poesie der
anmutigen Landschaft die Gemüter und verlockt, sich hier ein



Das Wasserthloß in Pillnitz.



Blick von der Loschwißer Höhe auf die Elbe.



Ankunft des Dampfers bei Schloß Pillnitz.

Haus zu gründen, fern vom Geräusch der Stadt, den Strom zu Füßen, der in seiner Belebtheit Wechsel und Fröhlichkeit genug mit sich führt. Um die königliche Sommervilla in Wachwitz gruppieren sich immer neue Villen — zum Teil prachtvolle und elegante Besitzungen. Die üppigen Gärten weben ein Teppichmuster fein abgetönter Farben; wie eine bunte Kante heben sich davon die kleinen Bauerngärtchen an der Straße ab, die sich am Ufer hinzieht.

Allmählich wird das Ufer flacher, die Höhenzüge treten zurück. Wiesen und Obstgärten breiten sich aus. Lolkewitz mit dem neuen Krematorium, Niederponitz, Laubegast ziehen vorbei. Ganz in Grün gebettet, taucht das malerische Dörfchen Hosterwitz auf, Carl Maria von Webers Sommeritz, im Hintergrund das schöne, dreitürmige Krepp-Schloß der Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz. Kurz legt der Dampfer noch bei dem Villen- und Kurort Klein-Ischowitz an — dann ist Pillnitz, die königliche Sommerresidenz, erreicht. Gerade aus dem Wasser steigt sie auf, der Strom bespült die Stufen der mächtigen Freitreppe, die zu der Landungsstelle fürstlicher Besucher hinabführt. Breit-

ausladend streckt sich der dreiflügelige Bau: das Wasserschloß mit der Front nach der Elbe, das Bergschloß, das sich jenseit des Blumengartens am Hang hinzieht, und das Neue Palais mit dem riesigen Speisesaal und den herrlichen Porzellansammlungen. Seltsam wie der chinesisch-japanische Stil des Bauwerks muten auch die fremdländischen Gewächse in den prachtvollen, weit- ausgedehnten Gärten an. Eine kostbare Koniferensammlung vereinigt die seltensten Exemplare von vollkommener Schönheit; blühende Dattelpalmen, Orchideen und andere Kinder des Südens gedeihen in üppiger Pracht. Ein wundervoller einheimischer Baumbestand leitet allmählich nach der Höhe zu in den Wald über, aus dem sich das bemooste Gemäuer der malerischen „Bergruine“ erhebt.

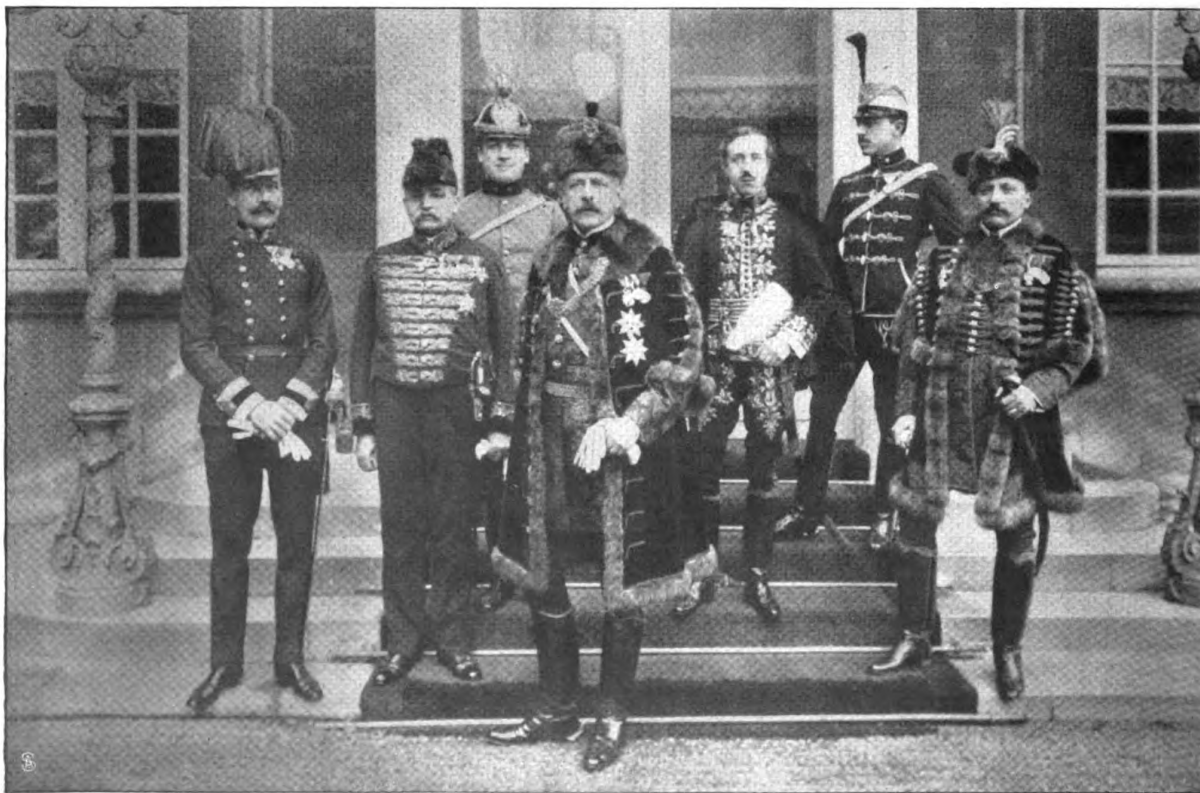
Kunst und Natur haben zusammengewirkt, dieses Fleckchen Erde zu einem kleinen Paradies von Anmut und heiterer Festlichkeit zu gestalten, von dem sich der Besucher nur schweren Herzens trennt, um stromabwärts nach Dresden zurückfahrend die lieblichen Bilder der gesegneten Elbufer noch einmal im Sommersonnenglanz an sich vorbeiziehen zu lassen.

Die österreichisch-ungarische Botschaft in Paris.

Von Ursula v. Wedel. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Am linken Seineufer in Paris, rings um den Hof der französischen auswärtigen Politik, das Palais d'Oran, breitet sich das Diplomatenviertel der gallischen

Hauptstadt aus. Hier weht von den Dachfirsten vieler Stadthotels und Palais die Flagge eines großen oder kleinen europäischen oder exotischen Staates, hier weist



Von links: Militärattaché Graf Ramezan-Salins; Legationsrat Pauli v. Engebühel; Prinz Robkowitz, Attaché; der Botschafter Graf Szécsen de Temerin; Graf Georges Festetics, Botschaftssekretär; Graf Alexander Festetics, Attaché; Botschaftsrat Graf Somssich.

Der österreichisch-ungarische Botschafter in Paris und die Herren der Botschaft.

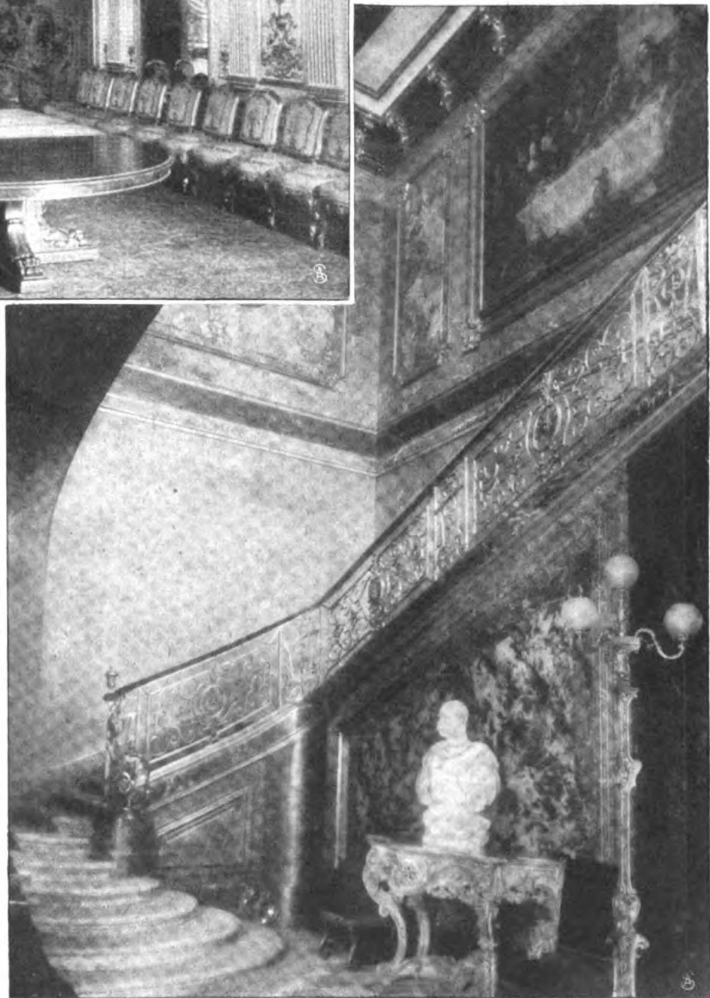


Der Bankettsaal der Botschaft.

das Adreßbuch eine zahllose Reihe von Namen aller Nationalitäten und Klangfarben auf. In diesem internationalen Stadtviertel liegt auch die Botschaft der österreichisch-ungarischen Monarchie. Als solche hat das alte Hotel de Matignon, das die Nummer 57 der rue de Varenne trägt, noch keine nennenswerte Vergangenheit. Erst seit zwei Dezennien etwa im Besitz Oesterreichs, hat es nicht einmal die Glanzzeit österreichischer Diplomatenkunst in Frankreich, die Aera Metternich, durchlebt. Dafür aber ist das stattlich-schöne Gebäude mit einem guten Teil größter oder mindestens glanzvollster französischer Geschichte eng verknüpft und hat, noch ganz kurz ehe es in fremden Besitz kam, einmal viel von sich reden gemacht. Das war im Jahr 1866. Damals gehörte das Palais dem Herzog von Galliera und wurde vom Grafen von Paris, dem damaligen orleanistischen Prätendenten, Vater des Herzogs Philipp, bewohnt. Anlässlich der Verlobung seiner ältesten Tochter Amélie mit dem Herzog von Braganza, dem nachmals ermordeten König Carlos von Portugal, fanden hier glänzende Festlichkeiten statt, die zu so ausgedehnten

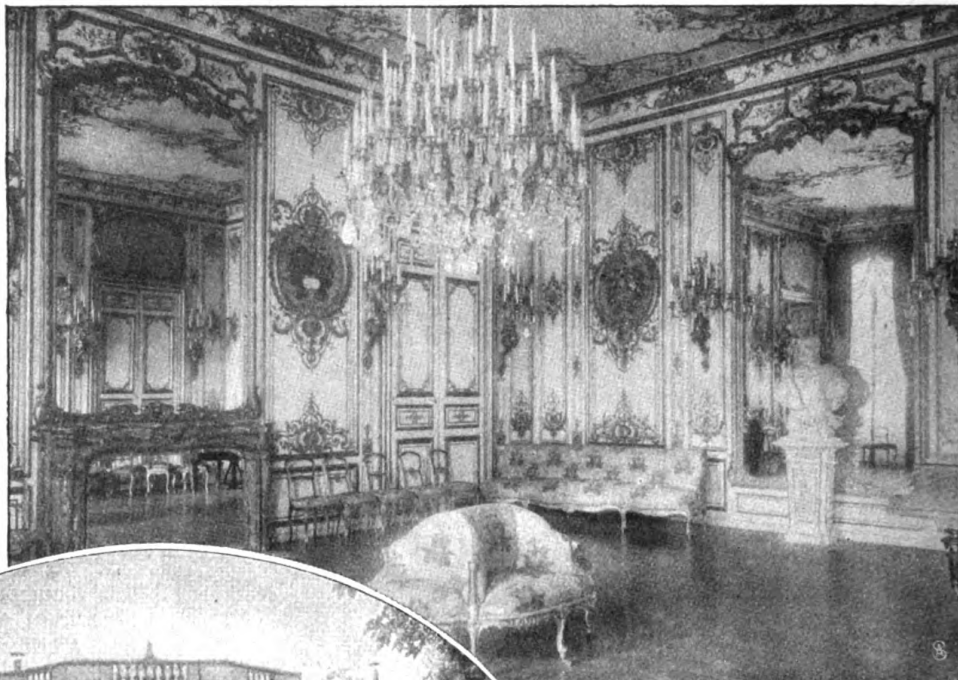
royalistischen Kundgebungen führten, daß als ihre unmittelbare Folge das Gesetz entstand, demzufolge die Häupter ehemals in Frankreich regierender Häuser aus dem Lande verbannt sind. Danach stand das Palais kurze Zeit leer und wurde später, als die Herzogin von Galliera, verwitwet, all ihr Besitztum verschenkte, von ihr dem Kaiser Franz Joseph zum Geschenk gemacht.

Aus der Vergangenheit des Hotel de Matignon hebt sich am glänzendsten seine Entstehungszeit und der Name seines Erbauers, des Marschalls Montmorency, unter der Regierung des Sonnenkönigs heraus —. Warum trotzdem das Palais nicht den Namen seines Erbauers, sondern den eines späteren Besitzers, eines obskuren Edelmannes aus der Vendée, beizieht, weiß man nicht. Aber



Die große Freitreppe mit der Büste des Kaisers von Oesterreich.

die Tradition hat ihm diesen letzteren bewahrt und auch die Zeit mit Stillschweigen übergegangen, wo durch einige Dezenen die Grimaldi, Fürsten von Monaco, hier ihre Pariser Residenz hatten, sowie spätere Glanzzeiten, als der große Tallenrand hier schon einmal einen Tempel der Diplomatie entstehen ließ, und als dann später die Herzogin von Orléans und nach ihr die sanfte, blonde Madame Adelaide hier residierten.



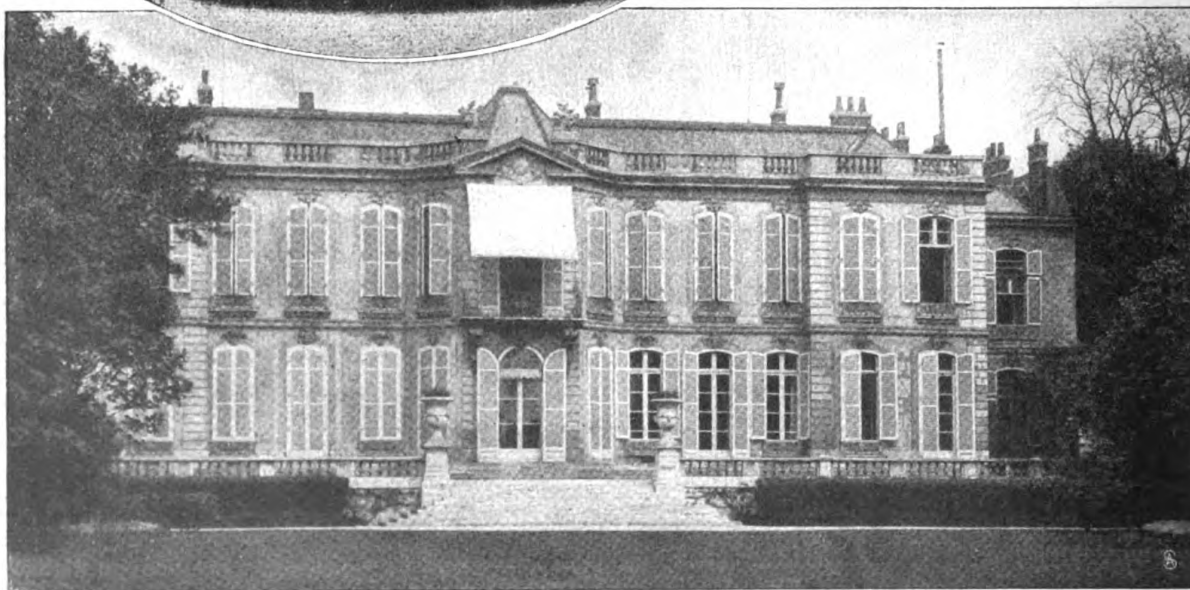
Der Musiksaal.

Von den Revolutionen blieb der Bau ziemlich verschont, so daß das von Courtonne selbst entworfene Gebäude gut erhalten blieb. Zwischen dem weiten, von den beiden Flügeln flankierten und von Arkaden umgebenen Hof und dem parkartigen Garten, dem größten unter den imposanten Stadtparks auf dem linken Seineufer, erhebt sich der einstöckige, schlicht vornehme Bau, über dessen Portal ein gewaltiges Steinschild das Wappen der Montmorency trägt. Das Treppenhaus,



Der Garten-

Pavillon.



Die k. k. österreichisch-ungarische Botschaft, ehemaliges Palais der Herzogin von Galliera.

Phot. Coemlin.

in dem das von Kennern für einzigartig erklärte schmiedeeiserne Geländer der kolossalen Marmortreppe sich harmonisch mit der Gesamtwirkung des weit prunkhafter als die Fassade anmutenden Innern verbindet, stammt gleichfalls aus der Zeit der Erbauung, ebenso wie die meisten in der langen Flucht der Repräsentationsräume, die das Erdgeschoß einnehmen, in dem sich außer ihnen

fehenswert. Im ersten Stock des Mittelbaus befinden sich die Privaträume des Botschafterpaares und die große Bibliothek, in die man aus der früheren Botschaft alle Reliquien langer Dienstzeit, darunter eine ganze Galerie von Porträten österreichischer Souveräne und Staatsmänner, übergeführt hat. In den beiden Seitenflügeln sind die Wirtschaftsräume, die Kanzlei



Von links sitzend: Komtesse Ernestine, die Gemahlin des Botschafters, der Botschafter, Graf Nicolas.
Dahinter stehend von links: Die Gouvernante, Komtesse Johanna, der Hauslehrer.

Der Botschafter mit seiner Familie.

nur das Arbeitszimmer des Botschafters befindet. Alle, zum Teil durch Erinnerung an historische Persönlichkeiten besonders wertvolle Möbel, Tapissereien und Bilder, Fresken in den Plafonds und kassettierte Decken bilden besondere Anziehungspunkte. Der große Eßsaal, der sich einer Länge von 25 Meter rühmen kann, ist von der Hand der größten Meister des Rokoko ausgeschmückt. Auch der große Musiksaal und der Wintergarten, dessen Ausdehnung in Höhe und Fläche ihm wohl das Recht gibt, sich Garten zu nennen, sind

und das Sekretariat mit besonderen Ausgängen nach dem Hof untergebracht.

Der jetzige österreichische Botschafter in Paris Graf Nikolaus Szécsen de Temerin bekleidet den wichtigen Pariser Posten erst seit dem Winter 1911. Damals hieß es hier mit Bestimmtheit, daß Graf Longay, der Gatte der verwitweten Kronprinzessin Stefanie, geborenen Prinzessin von Belgien, als österreichischer Botschafter nach Paris kommen werde. Der Plan, der einem Lieblingswunsch der Gräfin Longay Er-

füllung bringen sollte, scheiterte aber daran, daß Prinzessin Stefanie sich nicht dazu verstehen konnte, bei offiziellen Anlässen hinter der „Doyenne“ des diplomatischen Korps, der Frau des am längsten in Paris akkreditierten Gesandten, zurückzustehen, sondern ihrem königlichen Rang gemäß für sich den Vortritt beanspruchte. Nach Abschluß dieses Intermezzos wurde Graf Szécsen, der ursprünglichen Absicht gemäß, hierherberufen, aus Rom, wo er zweimal, zuletzt zehn Jahre nacheinander, als Botschafter weilte, nachdem ihn seine diplomatische Laufbahn, die im Jahr 1880 in Belgrad begann, als Attaché und Legationssekretär nacheinander nach Konstantinopel, Rom, Paris, Petersburg, Bukarest und Dresden geführt hatte. Im Pariser diplomatischen Korps haben sich Graf Szécsen

und seine Gattin, eine geborene Mites v. Zabola, rasch ihre Stellung gemacht. Nicht nur offizieller, sondern auch intimerer häuslicher Geselligkeit öffnet das Palais Maignon sein schweres Säulenportal und ist so recht ein Mittelpunkt der österreichischen Kolonie in Frankreichs Hauptstadt, in das auch die drei Kinder des gräflichen Paares, zwei Töchter und ein Sohn, frisches Leben bringen. Der Graf ist ebenso wie seine Kinder, um deren Erziehung er sich persönlich eingehend kümmert, ein leidenschaftlicher Sportfreund und namentlich hervorragender Tennisspieler. So geht ein lebenswürdiger, moderner oder besser ein lebensvoller, weil mit der Zeit fortschreitender Zug durch das alte Palais in der rue de Varenne, von dem die schwarzgelbe Flagge weithin grüßt.

Der Blihableiter.

Skizze von Paul Meißner.

Es war ein sehr heißer Tag gewesen. Feuerig rot senkte sich der unnatürlich große Sonnenball wie eine riesige Apfelsine dem fernen Horizont zu. Er tauchte in den bläulichen Dunst ein wie in einen Trauerschleier. Kein Lüftchen regte sich. Schweratmend rollte eine Dünung nach der andern in den unendlichen smaragdnen Fluten. Das Rotviolett der untergehenden Sonne verlor sich am Osthimmel in ein fahles, kaltes Gelb.

Es lag wie Blei in der Luft. Das Thermometer zeigte noch immer 30 Grad.

Die mächtigen Maschinen des Reichspostdampfers „Blücher“ arbeiteten rastlos wie all die Tage, seit das Schiff den Hafen von Neuyork verlassen hatte. Ein leises Zittern ging durch den mächtigen Schiffkörper, und am Bug rauschte der weiße Gischt.

Das Schiff hielt auf die Azoren zu.

Auf dem Promenadendeck hatte sich eine kleine Gruppe von Reisenden zusammengefunden, um nach dem Diner etwas zu plaudern und den Kaffee zu nehmen.

Man lag in den Deckstühlen, und die Stewards ließen geräuschlos umher, den duftenden Trank servierend.

Es war zu heiß zum Sprechen. Eine rechte Unterhaltung kam nicht zustande. Jeder fürchtete sich vor der Nacht, die in den engen Kabinen erdrückend werden mußte.

An die Reling gelehnt, stand Kapitän Kirchner im weißen Tropendress und versuchte, durch ein lustiges „Garn“ etwas Stimmung zu machen.

Er hatte es nicht leicht bei der Hitze. Eben trat der zweite Offizier auf ihn zu und flüsterte mit ihm einige Worte. Das war der Frau von Hernstrupp, einer würdigen Matrone, nicht entgangen. Sie witterte überall Gefahr auf diesem gräßlichen Schiff. Die ganze Amerika-reise war ihr verhaßt, aber ihr Mann hatte ja nicht locker gelassen, und ihre Tochter, die Jsa, war natürlich auf Seiten „Väterchens“ gewesen. Wie konnte man nur zum Vergnügen aufs Wasser gehen! Sie begriff das nicht. Und wie elend war ihr schon auf der Hinreise gewesen. Auch jetzt hatte sie die ersten zwei Tage kaum etwas essen können. Nun ging es ja, aber es war doch schauderhaft. Wenn nun das Wetter nicht so gut bliebe! Einen Sturm würde sie nicht überleben.

Dabei diese rücksichtslose Lustigkeit von Jsa. Ihr Mann saß natürlich beim Bridge.

Nie wieder!

„Was ist denn, Herr Kapitän? Ist was passiert?“

„Aber gar kein Gedanke, gnädige Frau! Warum ängstigen Sie sich denn immer so?“

„Sie würden es mir ja doch nicht sagen.“

„Ich will Ihnen sogar sagen, warum ich eben mit meinem Offizier sprach; wir können heute nacht noch einen ordentlichen Regenguß bekommen und deshalb sollen die Zwischenbeder ihre Wäsche vom Borderdeck nehmen. Nun sind Sie doch beruhigt, gnädige Frau?“

„Ich danke sehr.“

Das klang zwar nicht sehr beruhigt, aber äußerlich gab sich Fr. von Hernstrupp wenigstens den Anschein.

„Sagen Sie mal, lieber Schiffslentel,“ nahm der dicke und behäbige Kaufmann Werner, „Garne en gros“, das Wort, „sagen Sie mal, wie es eigentlich so'n Gewitter auf See? Ich denke mir das einfach großartig! Und denn die Abkühlung.“

„Gewiß, Herr Werner, das hat auch etwas Großartiges. Vielleicht haben Sie Gelegenheit, sich davon noch heute nacht zu überzeugen. Die blaue Bank da hinten sieht mir ganz so aus.“

„Du, Mama, Gewitter bei Nacht, das ist herrlich, das muß großartig sein!“

„Ja, wie kann man nur so sprechen!“ verwies sie die Mutter.

„Meine Herrschaften,“ tönte aus einem Liegestuhl eine etwas knarrende Stimme, die dem alten Professor Georgi gehörte, „die Sache ist gar nicht so harmlos. Ich habe mir immer erzählen lassen, daß, wenn auf einer Ebene ein Gegenstand allein hervorragt, er sehr leicht vom Blitz getroffen wird.“

„Stimmt,“ rief Fräulein Jsa, „das haben wir auch in der Physikstunde gehabt.“

„Sei doch still, Kind!“

„Na ja und, ich bin zwar sonst nicht ängstlich, ich muß sagen, ein Gewitter auf dem Meere ist für mich ein scheußlicher Gedanke“, knarrte der Alte weiter.

„Machen Sie die Menschen nicht graulich, lieber Professor,“ meinte der Staatsanwaltschaftsrat aus Berlin, „so schlimm wird die Sache doch nicht sein. Das sollte mir ja gerade fehlen! Na, Kapitän, wie ist es mit dem Gewitter?“

„Ja, in einem Punkt hat der Professor schon recht, hohe Gegenstände ziehen den Blitz an, aber die riesige

Wasserfläche um uns auch, und daher ist ein Schiff nur selten gefährdet. Damit Sie sich aber beruhigen, meine verehrten Herrschaften, teile ich Ihnen mit, daß wir sehr gute Blitzableiter haben, da kann gar nichts passieren.“

„So, wirklich! Na, dann bin ich beruhigt“, tönte es aus dem Stuhl des Professors, aber man merkte ihm an, daß er nur so sprach und an seine Worte nicht recht glaubte.

Frau von Hernstrupp war ganz still geworden, ihr ging doch die Sache mit dem Gewitter im Kopf herum.

Man brach allmählich auf. Die Luft hatte alle müde gemacht. Einer nach dem andern ging matt zu seiner Kabine. Als der Professor am Kapitän vorüberkam, faßte er ihn vertraulich unter den Arm.

„Also Ehrenwort, Kapitän, ich brauche mich nicht zu sorgen? Sehen Sie — dort — das Wetterleuchten — wir bekommen sicher was. Sie meinen also tatsächlich, es hat keine Gefahr?“

„Nein, nein, lieber Professor, unbeforgt, schlafen Sie wohl und haben Sie keine Angst. Ich fahre nun diese Tour schon 47mal und habe niemals einen Blitz ins Schiff schlagen sehen.“

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

Es wurde still an Bord, nur der Schritt des wachhabenden Offiziers auf der Kommandobrücke hallte durch die Schwüle der Nacht.

Langsam wie ein sich heranschleichendes Raubtier schob die Wolkenbank sich höher und höher. Tiefschwarz, wie aus Blei mit scharfen Konturen, die sich grell gegen den noch merkwürdig hellen Abendhimmel abhoben. Ein eigenes Leuchten ging durch die vom scharfen Bug des Dampfers aufgewühlten Wasser, wie ein tausendfältiges Miniaturfeuerwerk.

Meerleuchten!

Von Zeit zu Zeit huschte ein fahler Schein über die schwarze Wolkenbank dahin.

Mitternacht war längst vorüber, da brachen die Elemente los. Blitz auf Blitz erhellte tagähnlich die Nacht. Der Sturm lief wie ein gehegtes Wild über das noch tot liegende Meer, es auf seinem Wege aufpeitschend zu wildem Wellenspiel. Der Regen prasselte auf das Deck. Es war da, das tropische Gewitter.

Hier und da wurde das Fenster einer Kabine hell, ihr Bewohner mochte wohl die Ruhe zum Schlaf nicht finden können in diesem wilden Kampf der entfesselten Elemente.

Schon stieg im Osten der neue Tag herauf, da war die Gewalt des Gewitters gebrochen, nur leise noch rieselte der Regen herab, und am fernen Horizont jagten zerrissene schwarze Wolkenfetzen dahin. Herrlich war die Luft, eine frische Brise ging über das Schiff. Alle Schwüle, alles Drückende war vorbei, in strahlender Schönheit stieg die Sonne empor.

Welch Unterschied gegen gestern abend!

Lebhaft schwirrte die Unterhaltung an der reichbesetzten Frühstückstafel. Selbst Frau von Hernstrupp fand einen sorglosen Unterhaltungston, während der dicke Werner mit einem unglaublichen Pflichtgefühl die schier endlose Frühstückstafel zu erledigen begann.

Der Professor Georgi fehlte.

„Wo ist denn unser Professor?“ fragte der Kapitän, „dem ist wohl das Gewitter in die Knochen gefahren?“

Niemand wußte, wo der Gesuchte steckte.

„Da kommt er ja!“ riefen mehrere Stimmen.

Mit leichtem Schritt und vergnügter Miene setzte sich der Erwartete an seinen gewohnten Platz.

„Na, Professoren, was sagen Sie nun, habe ich nicht recht gehabt, als ich Ihnen gestern abend sagte, Sie brauchten sich nicht zu ängstigen?“

„Ja, ja, diesmal ist das Gewitter noch vorbeigezogen.“

„Was? Vorbeigezogen?“

„Das Gewitter vorbeigezogen.“

„Ja, haben Sie denn gar nichts gehört?“

„Was denn gehört?“

„Das ist doch iradezu phänomenal, der Professor triegt's fertig und verschläft den ganzen Zimt.“

„Ich verstehe gar nicht, was Sie wollen? War denn Gewitter? Da muß ich ja furchtbar fest geschlafen haben!“

„Das scheint uns auch so! Wie ist das möglich!“

„Ich kann mir das nur so erklären, daß ich übermüdet war. Und das hat einen besonderen Grund. Ich will Ihnen das gern erzählen; ja — denken Sie sich, wie ich gestern in meine Kabine gehe, es war wohl so 10 Uhr, da mußte ich immer noch an unser Gespräch von dem Gewitter denken und konnte nicht gleich einschlafen. Wie ich so hindämmere, da höre ich etwas gegen die Wand meiner Kabine schlagen — ich habe eine Außenkabine, wie Sie wohl wissen.“

Bum, bum, in einem fort, es war gräßlich. Was mochte das wohl sein? Schließlich wurde ich ganz böse, stand auf, ging an mein Kabinensfenster, und was sehe ich? Da hängt ein Tau von oben herunter, es war wohl vergessen worden und schlägt immer gegen die Bordwand. Na, ich wollte doch niemand rufen und wollte doch auch schlafen, und da habe ich mit aller Mühe das Tau zu mir in die Kabine gezogen.

Glauben Sie nicht, daß das leicht war, es wollte gar kein Ende nehmen, und schließlich, was meinen Sie wohl, was am Ende von dem Tau war? Eine große, eiserne Kugel. Na, ich habe die Kugel und das Tau auf mein Sofa gelegt und bin wieder zu Bett gegangen. Ich muß sagen, es ist eigentlich etwas stark, daß man durch so etwas um seinen Schlaf kommt.“

Was war denn mit dem Kapitän?

Der hatte ja einen ganz roten Kopf und schnitt die furchtbarsten Grimassen.

Raum hatte der Professor geendet, da plähte der alte Seemann los und lachte, lachte, so unbändig, daß alle glaubten, es sei ihm wohl nicht ganz richtig.

„Professor — — auf dem — dem Sofa — in Ihrer — Kabine — die Kugel?“

„Ja, was lachen Sie denn so furchtbar?“

Der Kapitän wischte sich die Tränen aus den Augen: „Wissen Sie denn, Professor, was Sie sich heute nacht neben Ihr Bett gelegt haben? Das war — — das war der — — Blitzableiter.“

Ein schallendes Gelächter von allen Seiten, nur die Augen des Professors wurden unnatürlich weit und starrten hilflos den Kapitän an.

„Ja, meine Herrschaften, wir haben auf unserem alten Schiff nämlich noch Holzmasten, und da legen wir bei Gewitter einen Blitzableiter aus, das ist ein Tau mit einem Kupferdraht und einer Eisenkugel am Ende. Dadurch wird der Mast mit dem Meere leitend verbunden. Daß nun trotz unseres lieben Professors nichts passiert ist, zeigt Ihnen, wie wenig ein Schiff auf See ein Gewitter zu fürchten hat.“

Die Baukunst der Insekten.

Von R. Diederichs. — Hierzu 15 Aufnahmen des Verfassers nach Originalen des Lübecker und Hamburger Museums.

Die Naturforscher weisen dem zahllosen Heer der Insekten ziemlich zu unterst im Reiche der Tiere einen Platz an. Das mag in Anschauung gewisser Umstände berechtigt sein, in einer Beziehung aber sind die Sechsfüßler unzweifelhaft allen andern Tieren weit überlegen, nämlich in ihrer wunderbaren Geschicklichkeit im Herstellen von Bauwerken. Hier handelt es sich um Erscheinungen und Vorgänge, die schon im Altertum Gegenstand der Bewunderung waren und die auch noch heute unser ganzes Interesse in Anspruch nehmen.

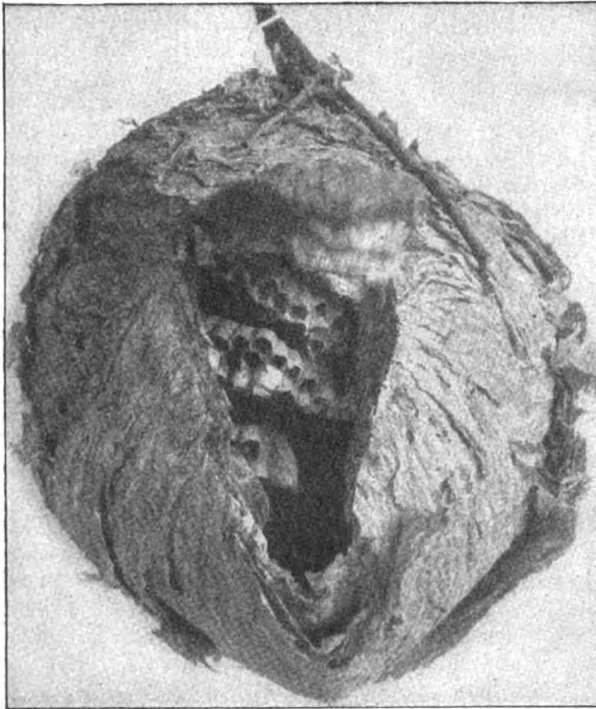


Abb. 1. Nest der deutschen Papierwespe an der Vorderseite geöffnet.

An der Spitze stehen naturgemäß jene Insekten, die in sozial gegliederten Staaten leben, und was uns die Forscher über die Bautechnik dieser Wertmeister berichten, grenzt ans Wunderbare.

Die hervorragendsten Baukünstler unter diesen sozialen Insekten sind die zahlreichen Wespenarten, deren seltsame Nester die Bewunderung eines jeden Beschauers erregen müssen. Wie jede Kunst historisch begründet ist, wie sie sich allmählich immer höher entwickelt hat, so auch die Baukunst der Wespen. Zweifellos sind jene einfachen und anspruchslosen Lehmester der solitär lebenden Mörtelwespen (Abb. 12) die Anfänge der hochentwickelten Technik der sozial lebenden Papierwespen. Diese Nester der Mörtelwespen sind aus Lehm, Sand und Erde angefertigt, und sie bestehen aus nur wenigen Zellen, in denen die Wespen erst nach dem Tod der

Mutter zur Entwicklung gelangen. Tatsächlich hat noch eine tropische Papierwespenart dieses uralte Baumaterial beibehalten: *Polybia cayennensis* baut sich ihre verhältnismäßig große Burg noch immer aus Lehm und Sand. Alle andern sozialen Wespenarten verwenden als Baumaterial Pflanzengewebe, wie Baumrinde, Bast, morsches Holz, Blattstücke usw., und von der Beschaffenheit dieser einzelnen Stoffe hängt auch die jeweilige Farbe und die Festigkeit des ganzen Baues ab. Die abgenagten Pflanzenteile werden von den Tieren zunächst mit Hilfe ihres klebrigen Speichels zu einer Art Brei verarbeitet, der dann mittels der kräftigen Kiefer in bandförmige Streifen ausgezogen wird, die zum Bau des Nestes Verwendung finden. Die Anfänge eines Nestes kommen nun derart zustande, daß ein befruchtetes Weibchen als Gründerin auftritt; die Abreifung ihrer Eier erfolgt aber so allmählich, daß sie nur nötig hat, erst einige wenige Zellen anzulegen und sie mit Eiern zu versorgen (Abb. 2). Die zuerst auskühlenden Wespen bleiben bei dem Nest und werden ihrer Mutter eine Helferin; so geht es auch mit den übrigen, die allmählich dem Haushalt zuwachsen, der bei der beständig steigenden Kopfzahl sein Heim immer mehr

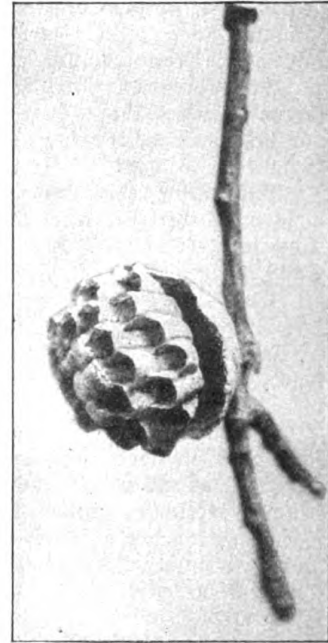


Abb. 2. Der Anfang eines Papierwespenestes, Wabe mit Schutzdecke.

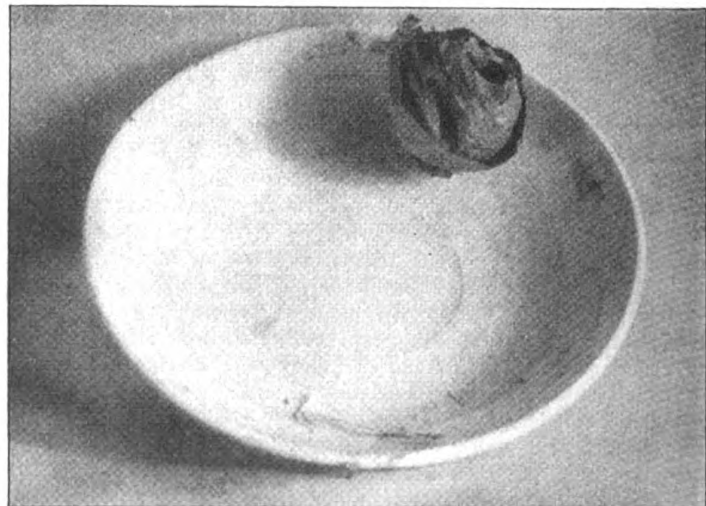


Abb. 3. Nest der mittleren Wespe auf einer Untertasse.

vergrößert. So entstehen jene seltsamen Nester der Wespen, die wir hier abgebildet sehen und die, besonders in den Tropen, oft enorme Dimensionen annehmen und ein gar abenteuerliches Aussehen haben. So als Beispiel das Nest einer *Polybia*-art aus Argentinien (Abb. 14), das zweifellos mit seiner bedornten Umhüllung einen schreckhaften Eindruck auf feindliche Angreifer macht. Bewunderungswert sind die Nester einer amerikanischen Wespenart (*Chartergus nidulans*, Abb. 13), deren Umhüllung aus einer äußerst soliden Art Papiermaché hergestellt ist. Diese große Stabilität kommt den Nestern in der Tropenzone mit ihrer Sonnenhitze und andauernden Regenzeit sehr zustatten. Wie große weiße Mehlsäcke hängen die Nester, die nicht selten Meterlänge erreichen, im Geäst der Bäume, und unge-

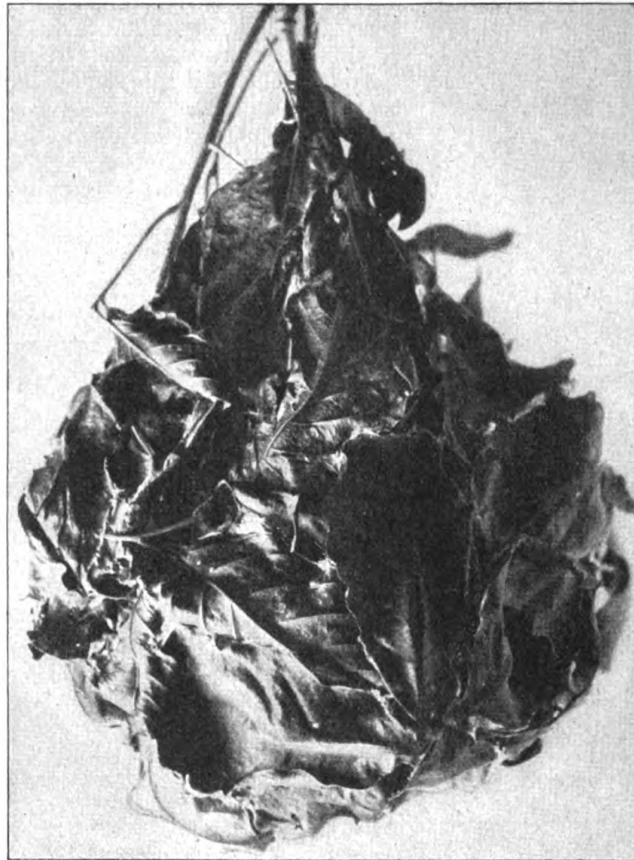


Abb. 4. Blätternest der indischen Laubameise.

heuer ist die Zahl der Wespen, die sie bewohnen. Unser Bild zeigt uns ein durchschnittenen Nest dieser Art, und wir können sehen, wie die Waben mit ihren Zellen, in denen die Larven leben, angeordnet sind. Leichtere und zierlichere Nester bauen unsere einheimischen Wespenarten, von denen besonders die großen Hornissen, die gemeine Wespe und die Waldwespen recht ansehnliche Bauwerke zustande bringen, während die sogenannte mittlere Wespe äußerst niedliche Häuschen baut. Wie die innere Einrichtung dieser Wespenwohnungen beschaffen ist, zeigen uns die verschiedenen Abbildungen. Stets sind sie angefüllt mit einer mehr oder minder großen Wabensäule, deren einzelne Abteilungen aus zahlreichen Zellen bestehen; in großen Nestern der Hornisse kann ihre Zahl mehr als 15 000 betragen,

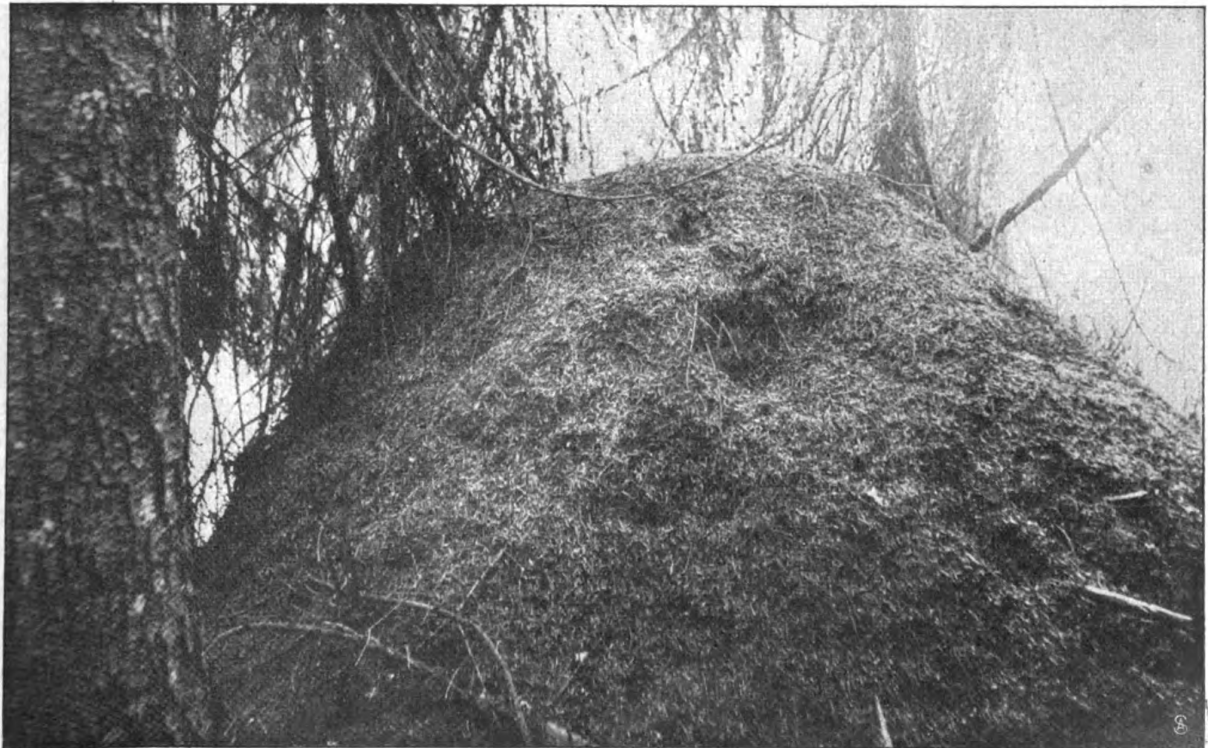


Abb. 5. Nest der Waldameise (*Formica rufa*).

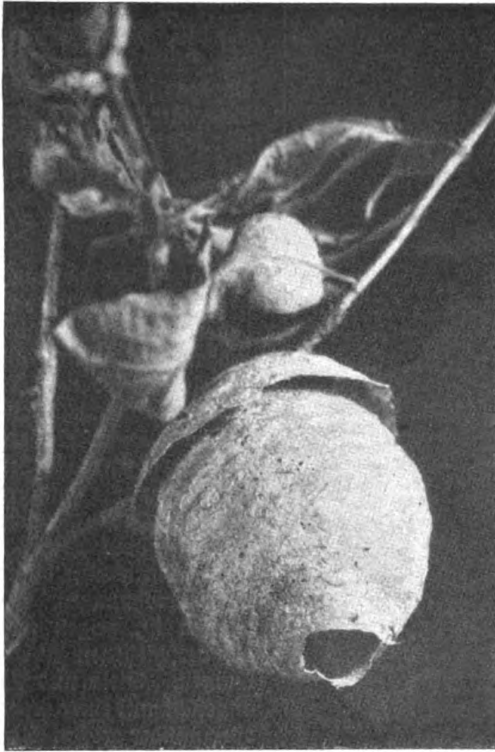


Abb. 6. Nest der mittleren Wespe an einem Strauch.

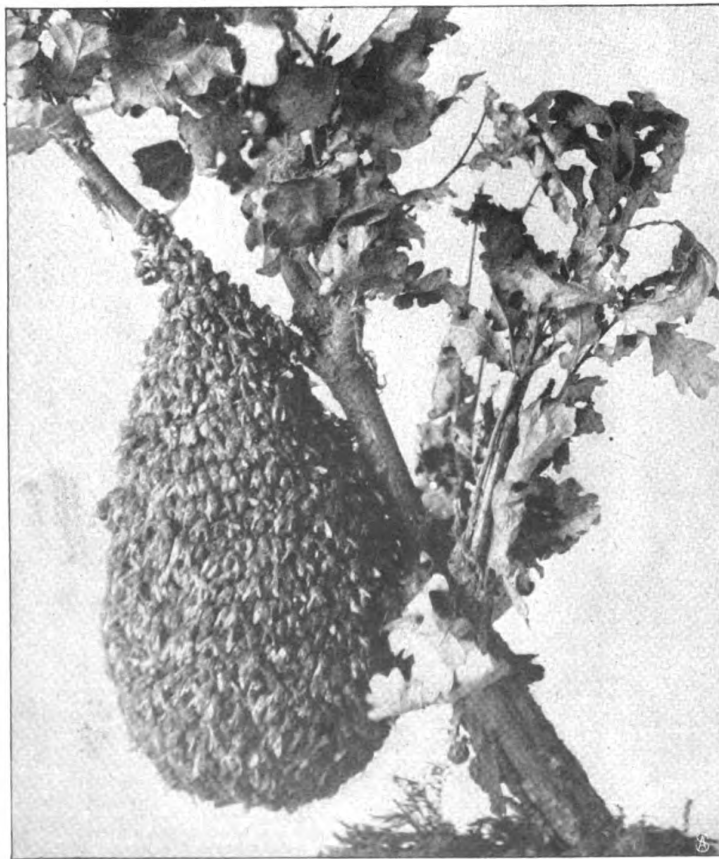


Abb. 7. Bienenschwarm an einem Eichenweig.

in denen im Laufe eines günstigen Jahres etwa drei Generationen, also reichlich 45 000 Wespen, großgezogen werden.

Im geheimnisvollen Dunkel unserer Nadelwälder baut sich die rote Wald- oder Hügelameise (*Formica rufa*) ihre kolossalen, bis zu einem Meter hohen Nester aus Tannen- und Fichtennadeln zusammen (Abb. 5). Trägt man den Bau, der sich noch tief unter den Erdboden erstreckt, etwas ab, dann erblickt man ein Labyrinth von Höhlen und Gängen, in denen die Tiere beiderlei Geschlechts wie auch die geschlechtslosen Arbeiter samt ihren Eiern, Larven und Puppen haufen. Ebenfalls eine Bewohnerin unserer Wälder ist die schwarze Holzameise (*Lasius fuliginosus*), die aber in anderer Weise baut (Abb. 8). Sie wählt mit Vorliebe die leeren Räume in hohlen Bäumen zur Unterbringung ihres Nestes. Es wird aus zerfauten Holzspänen

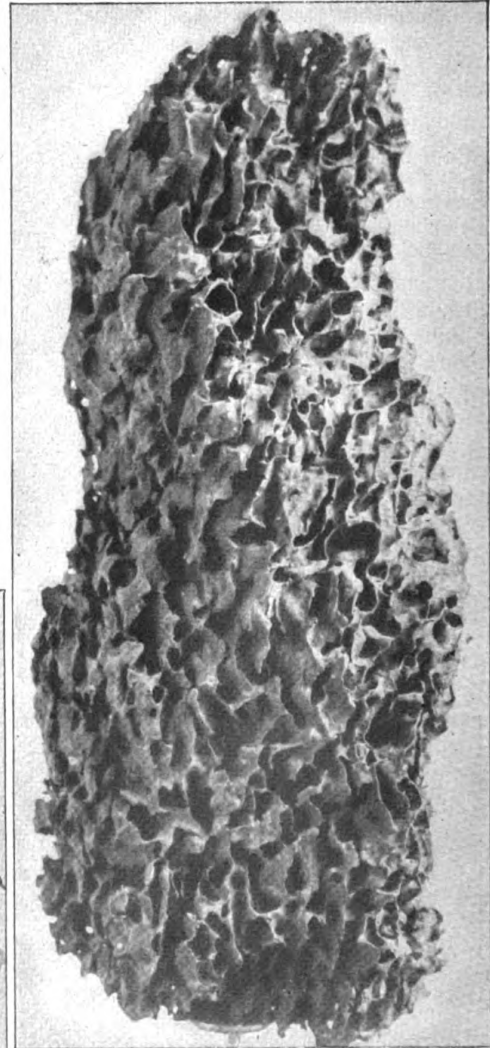


Abb. 8. Nest der schwarzen Holzameise.

erbaut, die mit einem Sekret, das von besonderen Drüsen abgesondert wird, zusammengeklebt werden. Wenn nun Ameisen mit Tannennadeln oder Holzstückchen bauen, wäre es da so etwas Besonderes, wenn andere zum gleichen Zweck ganze Blätter verwendeten? In der Tat haben die Naturforscher solche von Ameisen hergestellten Laubhütten gefunden. Es war lange bekannt, daß eine indische Laubameise, die *Oecophylla smaragdina*, zum Aneinanderweben der Blätter zu ihrem Nest ein sehr kunstvolles, seidenartiges Gespinnst benutzt. Allgemein wurde angenommen, daß die

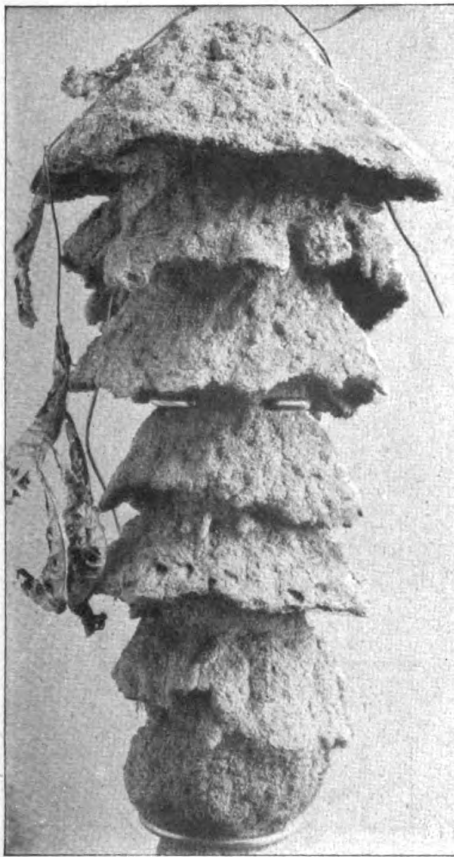


Abb. 9. Termitenbau aus Afrika.

Arbeiterinnen dieser Ameisenart die Weberinnen wären, bis es neuerdings Professor Döslin gelang, festzustellen, daß die Ameisen sich ihrer eigenen Larven als regelrechter Weberschiffchen bedienen. Die Arbeiterinnen packen die Larven, die mit mächtigen Spinnndrüsen ausgerüstet sind, in der Mitte des Leibes, ziehen sie beständig hin und her und verweben so mit dem aus der Mundöffnung der Larven heraustretenden Seidenfaden die Laubblätter zu einem Nest (Abb. 4). Es ist dies sicher eins der interessantesten Schauspiele, die das Tierreich bietet, haben wir doch hier den einzigartigen Fall, daß das Tiervolk sich bei seiner Tätigkeit eines Werkzeuges zur Erreichung eines

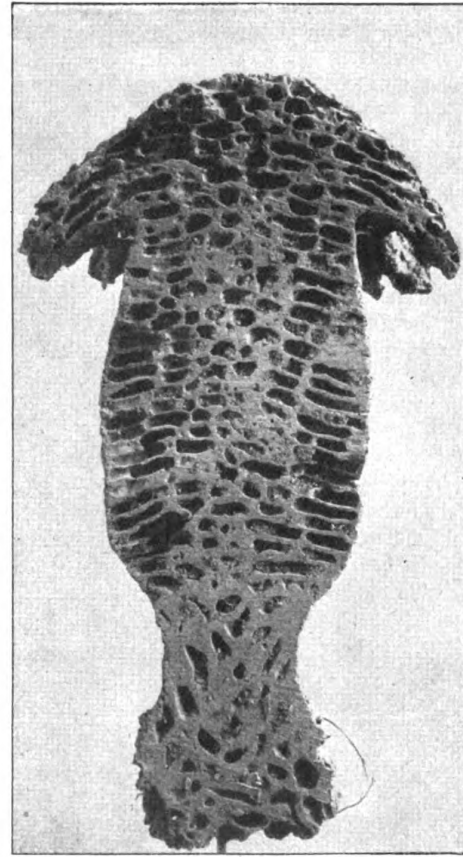


Abb. 10. Durchschnitt eines Termitenbaus.

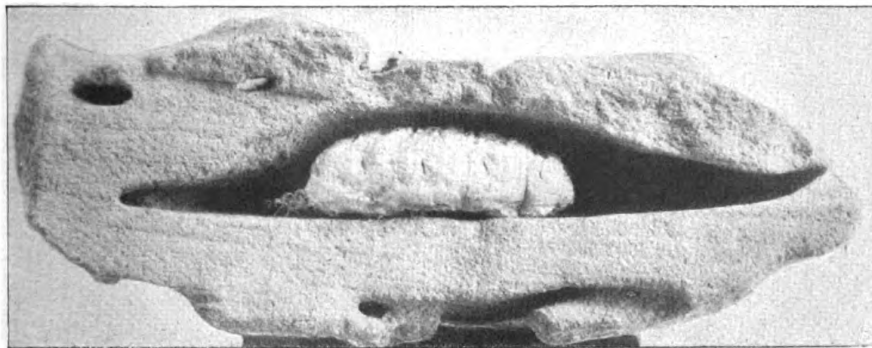


Abb. 11. Königinzelle mit der Königin aus einem Termitenbau.

Zieles bedient. — Zu den auffallendsten Insektenbauten gehören zweifellos die Nester der Termiten, übertreffen doch diese alles, was an tierischen Bauwerken überhaupt bekannt ist, bei weitem, ja oft beeinflussen sie sogar geradezu den Charakter einer ganzen Landschaft. Die Heimat der Termiten, fälschlich auch weiße Ameisen genannt, ist das Gebiet der Tropen,

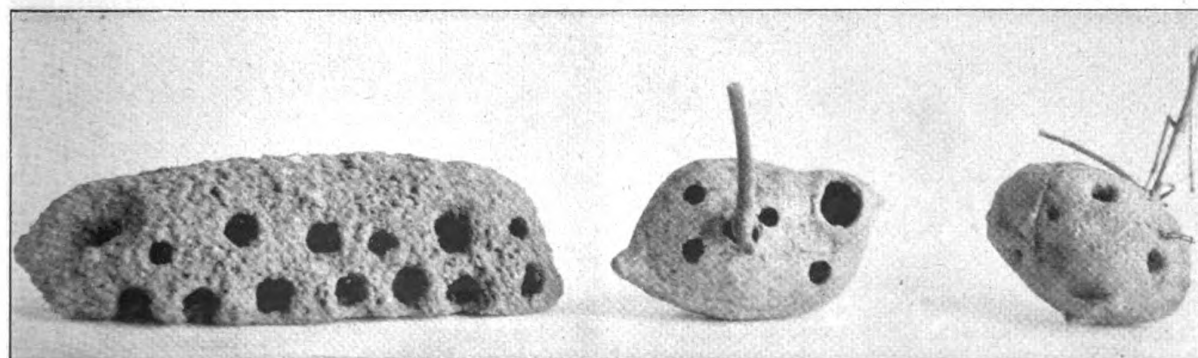


Abb. 12. Nester der Lehm- und Mörtelweife.

woselbst sie zu den ärgsten Feinden menschlicher Zivilisation gehören, denn nichts ist sicher vor ihren Bauwerkzeugen. Gleich den Wespen und Ameisen leben auch die Termiten in Gesellschaften, deren Mitgliederzahl je nach der Art sehr verschieden ist und zwischen mehreren Hundert bis zu mehreren Millionen von Individuen schwankt. Die Mannigfaltigkeit der Termitennester ist schier unerschöpflich, da jede Art ihren eigenen Baustil hat. Einzelne bauen ihr Nest in kugelförmiger oder zylindrischer Form, andere wieder säulen- oder pilzförmig, noch andere aber sind Stümper geblieben, die sich darauf beschränken, einfach in Holz oder in der Erde ein Labyrinth von regellos verlaufenden Gängen auszu-

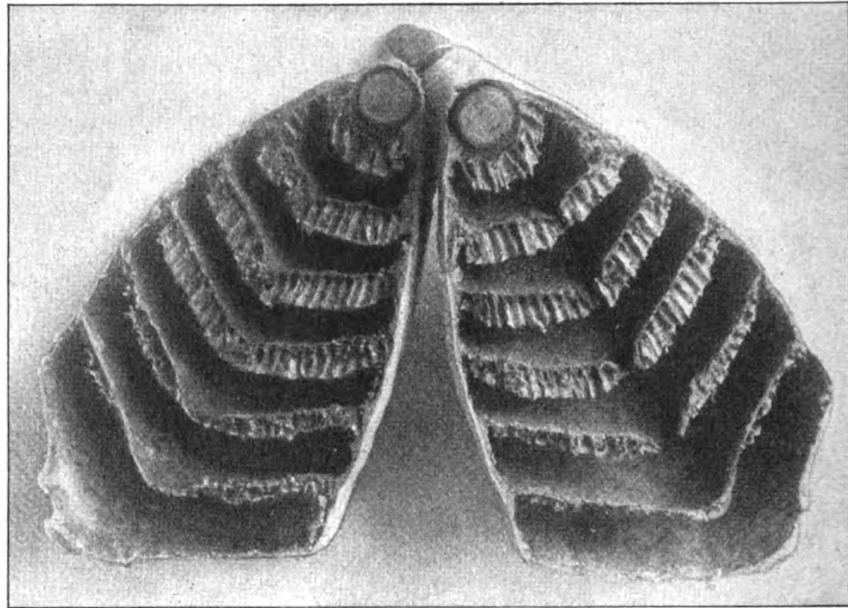


Abb. 13. Durchschnittenen Nest einer Papierwespe.

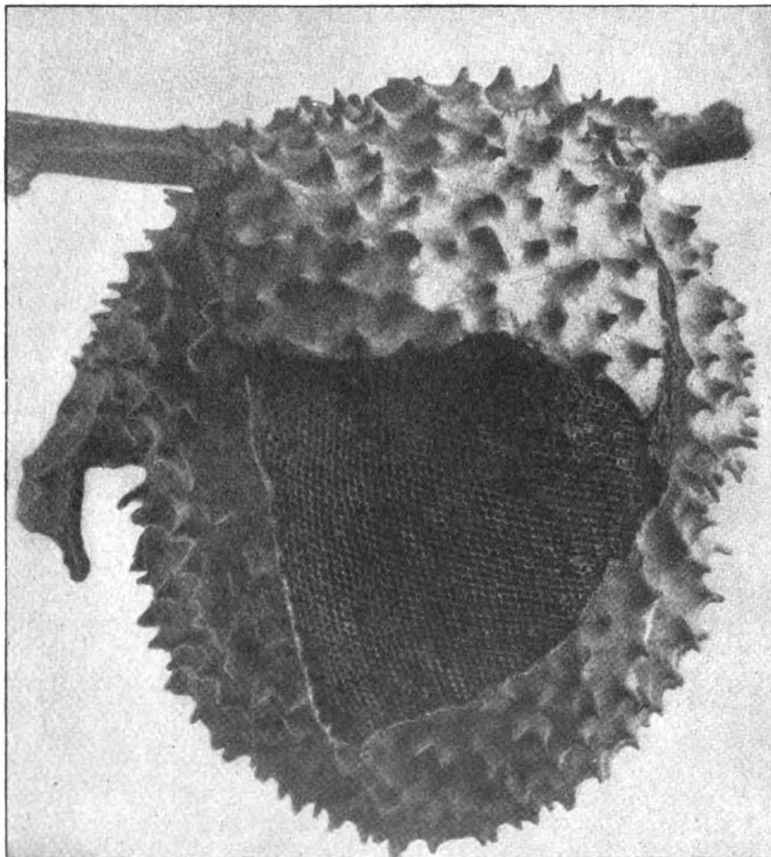


Abb. 14. Nest einer grotesken Papierwespe.

höhlen. Als Baumaterial dient Holz oder Erde, entweder jedes für sich allein oder aber auch vermengt. Die Stoffe werden zerkleinert und im Verdauungskanal mit Sekreten zu einer Art Mörtel vermischt. Die Härte der Deckschicht mancher Termitenberge soll derart enorm sein, daß sie nicht nur jeglichen Witterungseinflüssen



Abb. 15. Schmetterlingspuppe mit Dornen beklebt.

standhalten, sondern daß sie auch von Feinden schier uneinnehmbar sind. Die Forscher berichten uns, daß es der schwersten Werkzeuge bedarf, ja, in einzelnen Fällen mußte man sich sogar Sprengmittel bedienen, um den Nestmantel zu zerstören, damit man

Einblick in das Innere gewinnen konnte.

Es kann hier unmöglich aller existierenden Formen von Termitennestern gedacht werden, daher sei nur eine ganz besonders interessante Art, die sogenannten Pilznester, beschrieben. Zwei hervorragend schöne Exemplare, Nester von *Eutermes fungifaber* aus West-

afrika, deren Originale sich im Museum für Naturkunde zu Hamburg befinden, sind hier abgebildet (Abb. 9 u. 10). Eins dieser seltsamen Bauwerke ist durchgefäht, um das Innere zu zeigen, dessen Einrichtung bei weitaus den meisten Termitennestern nach demselben Grundplan angelegt ist. Im Zentrum eines Termitennestes befindet sich das Gemach des königlichen Paares (Abb. 11), ringsherum liegen viele kleine Kammern für die aus der Königszelle herausgebrachten Eier. Auf diese Brut-schicht folgt eine sehr dicke Schicht mit großen Kammern für die Hauptbevölkerung des Staates, die eigentlichen Arbeiter und die sogenannten Soldaten, denen die

Bewachung und Verteidigung des Staates obliegt. König und Königin sind die Geschlechtstiere des Nestes, sie werden von den übrigen Mitgliedern gepflegt und behütet. Die Königin, ein wahrer Kolof im Verhältnis zu allen anderen Termiten, betätigt sich lediglich im Eiablegen, und was sie darin leistet, ist eine wahre Sand-am-Meer-Produktion, denn sie bringt nicht weniger als täglich etwa 30,000 Stück zur Welt, so daß man wohl die Termiten zu den fruchtbarsten Tieren zählen kann, die man kennt, und man kann sich auch jetzt einen ungefähren Begriff von der ungeheuer großen Einwohnerzahl eines Termitennestes machen.



Thüringerin aus Oberhof
als Trägerin beim Golfspiel.

Bilder aus aller Welt.

Oberhof in Thüringen ist besonders seit der Errichtung des neuen Golfklub-hauses zweifellos der Hauptort des deutschen Golfports. Trotz des internationalen Elements, das Oberhof schnell erobert hat, vernachlässigt man dort nicht die alten Thüringer Trachten, die auch auf dem Golfplatz als Gewandung dienstbarer Geister auftauchen.

Der König von Sachsen hat das Mitglied seiner Hofoper Fritz Soot durch die Ernennung zum Kammer-sänger ausgezeichnet.

Die Zahl der deutschen Sängerinnen an italienischen Opern mehrt sich. In der letzten Saison hat eine deutsche Künstlerin der Mailänder Scala, Frl.



Henny Linkenbach
sang mit großem Erfolg in der Mailänder Scala.



Fritz Soot, Dresden,
wurde zum königl. sächsischen Kammer-sänger ernannt.

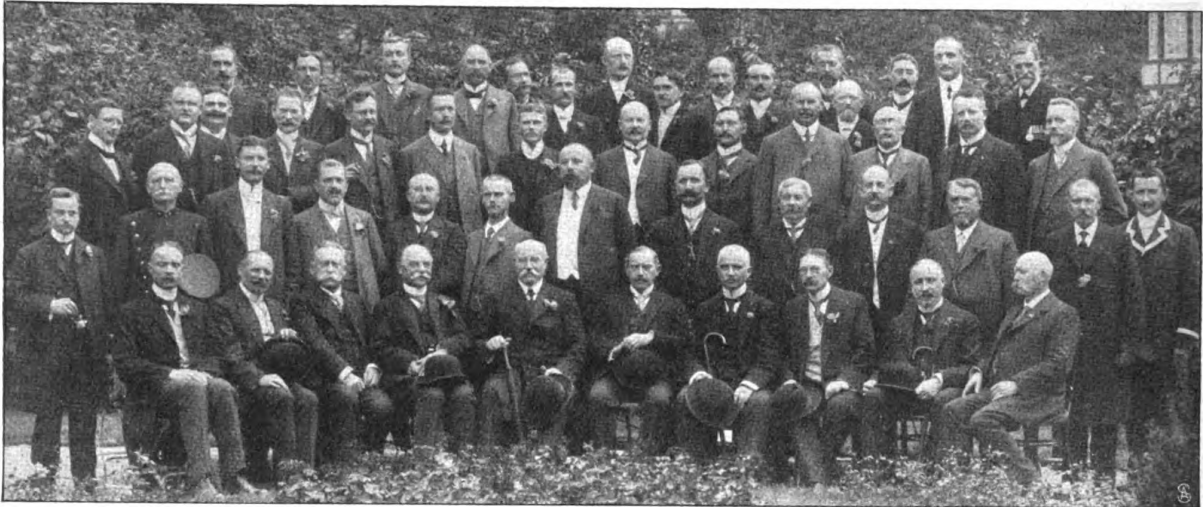
Linkenbach, in der Titelrolle von Rimsky-Korsakows Oper „Pskowitana“ einen großen und nachhaltigen Erfolg errungen.

Der bekannte Groß-industrielle Dr.-Ing. Rudolf Diesel, der Erfinder des Dieselmotors, hat kürzlich auf einer Reise nach Amerika den großen amerikanischen Erfinder Thomas A. Edison in seinem Heim in Orange besucht.

In Niederdollendorf am Rhein wurde in Gegenwart von Vertretern der höchsten Eisenbahnbehörden das neue Eisenbahnererholungsheim eröffnet, das der



Zwei geniale Erfinder.
Der Erfinder des Dieselmotors Dr. Rudolf Diesel als Gast bei Thomas A. Edison.



Sehend von links: Reg.-Rat Brins-Elberfeld, Geh. Reg.-Rat Michels-Essen, Geh. Reg.-Rat Bache-Elberfeld, Eisenbahndirektionspräf. Hoeft-Elberfeld, Ministerialdirektor Hoff-Berlin, Eisenbahndirektionspräsident Lehmann-Essen, Reg.-Rat Sendel, Eisenb.-Ministerium, Berlin, Baurat Cuy-Elberfeld, Oberregierungsrat Riesen-Köln, Rechnungsrat Graef-Elberfeld.

Festteilnehmer an der Einweihungsfeier des Eisenbahner-Erholungsheims in Niederdollendorf.

Verband der Eisenbahnvereine des Direktionsbezirks Elberfeld im Hause eines ehemaligen Kinderhorts eingerichtet hat. Die Hausweihe wurde durch ein großes Festmahl gefeiert.

Die königliche Schauspielerin Fräulein Agnes Windel, ein sehr beliebtes Mitglied des Hoftheaters in Hannover, gibt ihre erfolgreiche Bühnenlaufbahn auf, um dem Inhaber eines Hamburger Kunstinstituts die Hand zum Lebensbunde zu reichen.



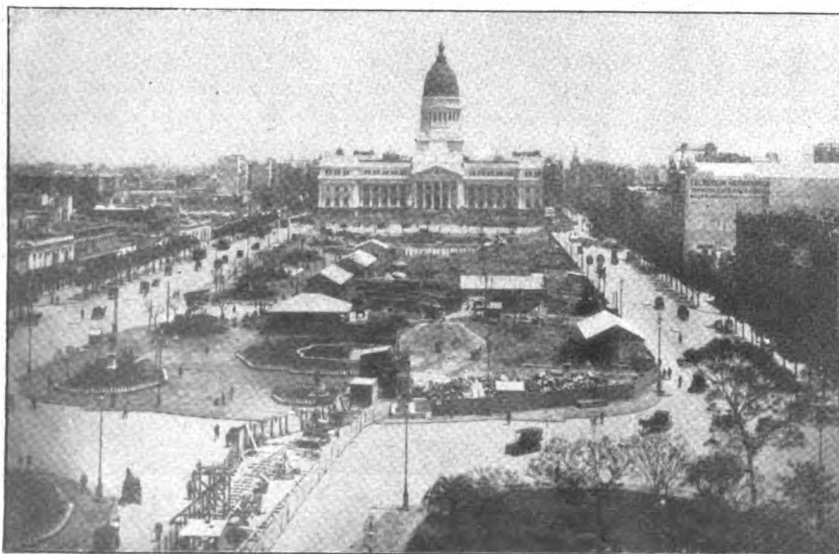
Frä. Agnes Windel
vom Hoftheater in Hannover
verläßt die Bühne.

Am 20. Dezember 1910 fanden an den Abhängen des Monte Piana in Südtirol sechs Soldaten des k. u. k. Infanterieregiments Reichsgraf Browne Nr. 36 durch Lawinensturz den Tod. Das Andenken dieser braven Krieger ist jetzt durch ein stimmungsvolles Grabdenkmal in Niederdorf (Tirol) geehrt, das ein in hohem Maße begabter Bildhauer in Uniform, der k. u. k. Hauptmann Baue, geschaffen hat. Die sechs Infanteristen haben

diese Ehrung vollauf verdient, denn sie sind in Erfüllung ihrer Soldatenpflicht den Heldentod gestorben.



Das von Hauptmann Baue-Toblach modellierte
Soldatendenkmal in Niederdorf in Tirol.



Zum Artikel:

Deutsche Technik im Auslande.

Näheres in der anliegenden Nummer 31 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigegeben, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Aus dem Inhalt der „Export-Woche“ Nr. 31:

Die Kapitalanlage im Auslande. — Der deutsche Imperialismus. — Wirtschaft und Kapital. — Deutsche Technik im Auslande (Die Untergrundbahnen in Buenos Aires). — Pyrotechnische Artikel und Feuerwerke für den Export. — Tropenhygiene. — Die Ernährung des gesunden und des kranken Menschen. — Technische Woche. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Uebersetische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 31.

Berlin, den 3. August 1912.

14. Jahrgang.

Die Kapitalsanlage im Ausland.

Von Prof. Moritz Julius Bonn, Direktor der Handelshochschule in München.

II.)

Hätten wir in dem verflossenen, letzten Jahrzehnt keine so große Kapitalsauswanderung nach Kanada und Argentinien gehabt, so wären die heute dort vorhandenen Absatzmärkte nicht entstanden; wir hätten vor allem aber auch keine entsprechende Ausdehnung in der Weizenproduktion oder in der Maisproduktion gehabt. Wenn Kanada heute nur 2.7 Millionen Acres mit Weizen bestellt hätte (wie im Jahre 1891) statt fast 9 Millionen, so hätten die Weizenpreise noch eine ganz andere Höhe erreicht als es schon der Fall ist. Und wenn man in den letzten Jahren von einer Baumwollnot sprach, so ist daran der Umstand schuld gewesen, daß wir trotz großer Anstrengungen und trotz starker Kapitalauswanderung nicht imstande gewesen sind, den Baumwollanbau den Bedürfnissen entsprechend auszudehnen. Wenn die Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen zu erschwinglichen Preisen ein Hauptziel aller praktischen Wirtschaftspolitik sein muß, dann darf man in der Kapitalauswanderung nicht eine Gefährdung dieses Zieles, sondern die einzige Möglichkeit seiner Verwirklichung erblicken. Eine Erschwerung der Kapitalauswanderung könnte vielleicht vorübergehend den Kurs einiger Staatsanleihen heben; sie könnte vielleicht ebenso vorübergehend die Befriedigung des Anleihebedürfnisses heimischer Unternehmungen erleichtern; sie würde aber den Bezug von Rohstoffen nur verteuern und die Absatzmöglichkeiten nur vermindern. Dabei ist mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, daß die Periode steigender Rohstoffpreise andauern wird; sie wird nur erträglich sein, wenn sie zum Ausgangspunkt weitgehender Neuerschließungen wird und damit zur Kapitalauswanderung führt; darin liegt ja die Notwendigkeit einer vernünftigen Kolonialpolitik begründet.

Damit soll nicht gesagt sein, daß jede Kapitalauswanderung ein Segen ist. Anleihen, die unsere poli-

tischen Gegner stärken, oder uns überflüssige Konkurrenten großziehen, sind gewiß ebenso wenig wünschenswert wie Anleihen, bei denen der deutsche Kapitalist Zinsen und Kapital verliert. Es gibt auch sicher Zeitpunkte, zu denen die Emission einer an sich vorzüglichen Anleihe nicht angebracht ist; z. B. wenn ihre Bezahlung zu einem unangenehm fühlbaren Goldabfluß führen würde, denn es ist nicht zu leugnen, daß die Bewahrung des nationalen Goldumlaufes ein Ziel von großer Bedeutung ist. Man sucht es heute durch planmäßige Politik der Zentralbanken zu erreichen. Da aber die Notenbanken aller Länder die gleichen Absichten mit ähnlichen Mitteln verfolgen, so ist ein Erfolg nur dann möglich, wenn Deutschland neben seinen Forderungen aus deutschen Warenlieferungen ans Ausland, mit denen wir heute nur etwa sieben Neuntel unserer Einfuhr an Waren bezahlen können, Guthaben aus Kapitalanlagen im Ausland hat, deren Zinsen uns fast automatisch zufließen und deren Kapital wir auf den Weltbörsen jederzeit zu Geld machen können. Außerdem kann eine Politik, die Gold vom Ausland heranzieht, wegen der internationalen Konkurrenz nur dann dauernd erfolgreich sein, wenn der zu verteilende Geldvorrat nicht zurückgeht, sondern wächst. Deutschland hätte sicher im Jahre 1910 keinen Ueberschuß der Goldeinfuhr über die Ausfuhr von 200 Millionen Mark zu verzeichnen vermocht, wenn die Goldgewinnung nicht fast 2 Milliarden Mark betragen hätte und etwa wie 1901 auf dem Stande von einer Milliarde stehen geblieben wäre. Diese Zunahme der Goldproduktion wäre ohne die großen Neuinvestierungen undenkbar gewesen, die in allen Goldländern stattgefunden haben. Ein großer Teil dieser Investition ist durch Kapitalauswanderung aus Europa gedeckt worden. Es ist viel deutsches Kapital daran beteiligt gewesen, es ist viel deutsches Kapital dabei verloren worden. Noch heute werfen viele Gruben nicht den Gewinn ab, den ihre Aktionäre einst erhofften; sie

*) Siehe den Artikel in Nr. 30 der „Export-Woche“.

lassen aber einen Goldstrom in die Welt gehen, der das ganze moderne Wirtschaftsleben befruchtet, bahnbrechend auf die deutsche Industrie zurückwirkt und eine erfolgreiche Diskontopolitik erst ermöglicht.

Es ist nun nicht eben wahrscheinlich, daß eine Hemmung der Kapitalausfuhr erfolgen wird. Man läßt es zwar an guten Ermahnungen nicht fehlen, um den deutschen Sparer zu veranlassen, sein Geld in Staatsanleihen anzulegen, die ihm eine geringere Verzinsung abwerfen als ausländische Fonds, und deren Kapitalwert anhaltenden Schwankungen nach unten ausgesetzt ist. Es wird aber nicht leicht sein, ihn von der Verpflichtung zu überzeugen, sein Einkommen möglichst nieder zu halten, während andere Erwerbskreise die Wirtschaftspolitik zu einer Aufbesserung ihrer Renten benutzen dürfen. Es geht das um so weniger, als man ihm seit 15 Jahren das Wachsen der Ausgaben für Rüstungszwecke mit der Teilnahme an der Weltwirtschaft begründet hat, die für Deutschland eine Lebensaufgabe sei. Seit mindestens 15 Jahren erstrebt unsere auswärtige Politik die Sicherung von Gebieten, in denen deutsche Aufschließungsarbeit ungestört vor sich gehen kann. Sie hat vor Konflikten mit England wegen Eisenbahnkonzessionen in der Türkei nicht zurückgeschaut, sie hat die Entwicklung der ostasiatischen Frage beschleunigen helfen, um zur Teilnahme am chinesischen Eisenbahnbau zu gelangen. Sie hat sieben Jahre lang die ganze Welt in Atem gehalten, um unseren Unternehmern die berechtigten Erwerbsmöglichkeiten in Marokko zu sichern. Sie hat dieses Ziel nach großen Anstrengungen und unter großen Opfern schließlich erreicht, allerdings vielleicht nicht in dem Umfang, der ursprünglich geplant war. Sie hat aber nicht nur die offene Tür, sondern auch die Gleichberechtigung unserer Unternehmer bei der Vergabung öffentlicher Arbeiten durchgesetzt und obendrein unser Kolonialreich erweitert. Eine derartige Politik, einerlei, ob es sich um Rechte in fremden Ländern oder um Erwerbung von Kolonien handelt, hat nur Sinn, wenn die betreffenden Neuländer wirtschaftlich nutzbar gemacht werden. Das kann in Ländern wie China und Marokko nur durch Kapitalauswanderung geschehen; es kann aber auch in Gebieten, die sich für eine weiße Einwanderung eignen, nicht ohne eine solche stattfinden, denn ohne Kapital kann heute selbst das beste Siedlungsland nicht von dem genügsamsten Bauern-Kolonisten erschlossen werden; die Entwicklung von Südwest-Afrika hat das wohl zur Genüge bewiesen. Wenn also die Nutzbarmachung solcher Neuländer eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist, wenn wir nicht nur Weizen, Mais und Fleisch, sondern auch Baumwolle, Wolle und Kautschuk zur Beschäftigung unserer Bevölkerung brauchen, dann dürfen wir auch die Kapitalabwanderung nicht als Schädigung — wir müssen sie als Förderung unserer nationalen Interessen betrachten. Wir können uns auch nicht darauf beschränken, nur solche Kapitalabwanderung für nützlich zu halten, die sich nach deutschen Kolonien wendet oder Deutschland Aufträge sichert; wir müssen alle Unternehmungen freudig begrüßen, die neue Produktionsgebiete entwickeln und uns neue Kundenkreise sichern, deren Aufnahmefähigkeit aus ihrer eigenen Wirtschaft, nicht aus unseren Vorschüssen stammt. Wir brauchen nicht so weit zu

gehen, dem deutschen Kapitalisten, der sein Geld zwecks höherer Verzinsung im Ausland anlegt, mit Flottendemonstrationen zu Hilfe zu kommen, wenn der Schuldner Schwierigkeiten macht, wie wir das seinerzeit in Venezuela taten. Wir haben aber kein nationales Interesse daran, die nützliche Erschließungsarbeit, die sein Kapital im Ausland leistet, zu verhindern und sein Einkommen zu schmälern, um den Zinsfuß in der Heimat niedriger erscheinen zu lassen, als es den heutigen, wirtschaftlichen Verhältnissen entspricht.

Der deutsche Imperialismus.

Die imperialistische Idee macht ihren Siegeszug durch die Welt. Sie ergreift die Staaten, unbekümmert darum, ob sie Republiken oder Monarchien sind, ob sie parlamentarisch oder absolut regiert werden. Sie beherrscht die Politik Englands sowohl wie die Rußlands, und sie hat sich der Vereinigten Staaten nicht minder bemächtigt als Japans im fernen Osten. Ihr Wesen besteht darin, daß sich der Staaten der Trieb bemächtigt, sich über ihre bisherigen Grenzen auszudehnen und ein Reich zu bilden, das selbstgenügsam und von anderen Völkern nicht bloß politisch, sondern auch wirtschaftlich unabhängig ist. Für Deutschland war es bisher die wichtigste Aufgabe, die nationale Einheit zu befestigen und die Wehrfähigkeit zu sichern. Jetzt aber ist hierin eine Wandlung eingetreten. Wie die rasche Annahme der letzten Wehrvorlage gezeigt hat, bilden Forderungen, die im Interesse der nationalen Sicherheit notwendig sind, nicht mehr den Gegenstand von Parteikämpfen, sondern werden mit großer Mehrheit bewilligt. Daher ist es kein Zufall, daß jetzt der Blick sich erweitert, und daß die imperialistische Idee sich der Gemüter bemächtigt. Auf dem letzten Parteitag der Nationalliberalen wurde der Imperialismus wohl zum ersten Male öffentlich proklamiert und fand in der Versammlung begeisterte Zustimmung.

Die Ausbreitung, die der Imperialismus im Laufe der Zeit gefunden hat, findet ihre Begründung in der veränderten Weltlage und entstammt politischen und wirtschaftlichen Quellen. Aus einer Reihe ziemlich gleichmäßiger, friedlicher Staaten, wie sie im vorigen Jahrhundert die Großmächte bildeten, haben sich drei erobernde riesenhafte Weltreiche, England, Rußland und die Vereinigten Staaten, herausgehoben, die sich ein gewaltiges Ländergebiet sicherten, und denen nun die anderen Staaten um so schwächer gegenüberstehen. Gleichzeitig damit aber trat der ungeheure Aufschwung der Technik und Industrie ein, der die Kulturvölker zwang, sich auf auswärtigen Märkten die nötigen Absatzquellen zu suchen und sich Kolonien zu sichern. Unter dem Einfluß dieser treibenden Kräfte erhob sich ein scharfer Konkurrenzkampf, in dem naturgemäß die überlegene Stärke den Sieg davontrug. Deutschland kommt in diesem gewaltigen Völkerringen ein Moment zu Hilfe, das ihm eine gewisse Überlegenheit sichert: das ist die stetige Bevölkerungszunahme. Gleichzeitig wird es aber dadurch auf der Bahn der industriellen Entwicklung unaufhaltsam vorwärtsgetrieben, mehr noch als die anderen Völker wird es genötigt, sich in der Welt auszudehnen und Kolonien zu erwerben, deren Rohprodukte ihm eine wirtschaftliche Unabhängigkeit gewährleisten; es wird genötigt, sich eine Weltmachtstellung zu erringen, um nicht von stärkeren Konkurrenten erdrückt zu werden. Es ist daher kein Wunder, daß die imperialistische Idee sich auch Deutschland erobert. Wenn dies auch noch nicht klar ausgesprochen wird, so zeigt doch die Stimmung, die während der Marokkohändel entstand, daß der Boden genügend vorbereitet ist. Sollten die leitenden Politiker vorläufig auch noch Zurückhaltung üben, so werden sie sich doch überzeugen müssen, daß die Idee Kraft genug hat, sich durchzusetzen, und daß es weder klug noch zweckmäßig ist, sich ihr entgegenzustemmen.

Professor C. Metger.



Wirtschaft und Kapital.

Die Orientierung in wirtschaftlichen Fragen ändert sich oft sehr rasch und infolge eines Zufalls. So ist es mit den Beziehungen der nordamerikanischen Union zum deutschen Kapital gegangen. Von der Abhängigkeit der deutschen Effektenmärkte hat man, gerade mit Bezug auf New York, lange nichts mehr gehört, bis plötzlich, durch irgendeine Aeußerung, wieder ein helles Licht auf diesem Wege angezündet wird.

Eine Berliner Bank warnt vor der Spekulation in amerikanischen Shares.

Solche Warnung war lange nicht gehört worden. Ob sie ernst gemeint ist oder nur als Vorwand, um das Interesse für deutsche Industripapiere einzufangen? Banken sind keine Missionshäuser. Sie handeln nicht aus Nächstenliebe. Die Richtschnur gibt ihnen die Dividende. Also wird es mit der Geste gegen Amerika wohl eine besondere Bewandnis haben; denn die Finanzinstitute haben erst die Verbindung zwischen deutschem Geld und amerikanischen Wertpapieren hergestellt. Ohne ihre Emissionen von Dollarwerten hätte die deutsche Spekulation niemals bedenklichen Umfang annehmen können. Richtig ist, daß das deutsche Publikum schwere Verluste an amerikanischen Effekten erlitten hat. Diese Opfer ziehen sich durch Jahrzehnte; denn die Invasion der Yankeewerte in Deutschland reicht so weit zurück wie der Anfang der Glanzperiode der New-Yorker Börse. Zahlreiche Insolvenzen säumen den Weg der amerikanischen Spekulationspapiere; denn die Neigung des Publikums ist den Reizen New Yorks und Londons in allen Fährnissen treu geblieben. Viele Warnungen sind dem Appell der Berliner Großbank vorausgegangen, ohne daß je ein sichtbarer Erfolg eingetreten wäre. Ob es diesmal anders sein wird, ist die Frage. Weiß man doch nicht einmal, ob gerade in diesen Tagen die Beschäftigung mit amerikanischen Aktien besonders lebhaft war.

Bemerkenswert ist, daß das Berliner Finanzinstitut

Sorgen um die wirtschaftliche Zukunft

der Vereinigten Staaten äußert. Es scheint, als hege man nicht einmal besondere Erwartungen für die Zeit nach der Erledigung der Präsidentenwahl. Aber es gibt Optimisten, die hinter dem 5. November 1912 wolkenlosen Himmel sehen und in den Ausweisen der wirtschaftlichen Leistung die Belege für ihre gute Meinung finden. Daß der Außenhandel der nordamerikanischen Union im Fiskaljahr 1911

einen Wert von ca. 16 Milliarden Mark

repräsentiert, hat die amerikanischen Wirtschaftspolitiker mit Stolz erfüllt; denn die Vereinigten Staaten rücken langsam an Deutschland heran, das bis jetzt noch den zweiten Platz, hinter dem an der Spitze marschierenden England, belegt. Der deutsche Außenhandel bewertete sich im Jahre 1911 auf rund 16½ Milliarden. Diese Summe wird aber 1912 überschritten werden; denn schon das erste Semester 1912 brachte mit

9306 Millionen Mark

ein Plus von 780 Millionen Mark gegen das Resultat des ersten Halbjahres 1911. Jedenfalls sind die amerikanischen Fortschritte sehr zu beachten, da sie Zeug-

nis von der Intensität der Wirtschaftspolitik des Dollarreiches gegenüber dem Ausland ablegen. Die Amerikaner suchen ihre Handelssuprematie, die sich auf den überlegenen Besitz wichtiger Rohstoffe gründet, immer deutlicher zu betonen, und sie denken dabei nicht nur an die Gebiete, die in den Bereich der Monroe doktrin gezogen werden können, sondern auch an Europa. Wie konsequent sie verfahren, sieht man aus ihren Willenskundgebungen

zur Eröffnung des Panamakanals.

Der Durchstich der schmalen Landenge, die den Atlantischen vom Großen Ozean trennt, war seit Jahrhunderten ein ebenso häufig erörtertes wie für undurchführbar erklärtes Problem. Alexander von Humboldt hatte in seinem Werk über Kuba und Kolumbien von der Notwendigkeit, eine neue Straße zwischen den beiden Weltmeeren zu schaffen, gesprochen, und er fand an Goethe einen weitsehenden Bewunderer seiner Idee. Nachdem der Suezkanal fertiggestellt war, schien die Dringlichkeit des neuen Weges auf dem amerikanischen Kontinent sich abgeschwächt zu haben; denn der Weg nach Ostasien und Australien war durch den Suezkanal auch für die atlantischen Häfen der Union wesentlich kürzer geworden als die Straße um das berühmte Kap Horn. Aber die Franzosen, die den Erfolg des ersten internationalen Kanalwerkes sahen, entzündeten an diesem Siege der Phantasie ihre Begehrlichkeit und folgten mit Begeisterung dem Rufe Ferdinand von Lesseps', der eine Panama-Kanal-Gesellschaft gründete. Was aus diesem „Panama“ geworden ist, weiß man. Mehr als 1400 Millionen Frank verschlang der Boden Kolumbiens; und die politische Atmosphäre Frankreichs war durch seinen Dienst der Korruption beinahe undurchsichtig geworden. Die Erinnerung an den berühmten Panamaskandal ist gewiß so lebendig wie das Gedenken an Sedan; und mancher Politiker muß sich noch heute Reminiszenzen an das Panamajahr 1889 gefallen lassen. Aber gebaut wurde der Kanal doch. Die Amerikaner bemächtigten sich der Konzession, nachdem sich die Republik Panama von Kolumbien getrennt hatte und unter die Herrschaft des Sternbanners getreten war. Im Jahre 1904 begann der Weiterbau (die Ueberbleibsel der Lessepsschen Epoche wurden für 40 Millionen Dollar angekauft), der nach zehn Jahren das vollendete Werk krönen soll.

Die Amerikaner wollen aber den Kanal für sich haben.

Nachdem ihnen durch den 1902 geschlossenen Hay-Pauncefote-Vertrag das alleinige Recht zum Bau, Betrieb und zur Verwaltung des Panamakanals zugestanden worden war, pochen sie auf diesen Pakt und suchen sich das Recht auf Sonderbehandlung der amerikanischen Schiffe bei der Berechnung der Gebühren zu wahren. Ob sie damit Glück haben werden, ist die Frage. England hat formell protestiert und gleiche Behandlung für alle Nationen gefordert. Auch Australien opponierte gegen die Absicht eines amerikanischen Privilegs. In den Vereinigten Staaten ist eine Partei, die die Berechtigung der Proteste anerkennt und, zur Beseitigung aller Zweifel, eine Neutralisierung des Kanals vorschlägt. Andere wieder denken an das Haager Schiedsgericht. Das Ende wird sein, daß alle Schiffe für die Durchfahrt durch den Panamakanal die gleichen Abgaben zu erlegen haben; denn die amerikanische Regierung hat schließlich nur ein gro-

Des Interesse: die angemessene Verzinsung des enormen Anlagekapitals (500 Mill. Doll.). Diesem Bedürfnis würde sie aber unnötige Schwierigkeiten bereiten, wenn sie ihren eigenen Schiffen Gebührenfreiheit oder niedrige Ausnahmesätze gewähren sollte. Es darf eben nicht vergessen werden, daß der Panamakanal ein spezifisch amerikanisches Wirtschaftsinstrument ist. Er soll die Brücke zwischen Ost- und Westamerika, die gefehlt hat, bilden und die Befruchtung der Gebiete am Stillen Ozean mit den Produkten der wirtschaftlichen Leistung des amerikanischen Ostens erleichtern. Auch der Weg nach Shanghai, Yokohama, Sydney und nach den Inseln des Pacific wird den Waren der Vereinigten Staaten verkürzt. Warum sollen also die besten Kunden des neuen Kanals künstlich entwertet werden? Für Europa könnte die Panamadurchfahrt insofern lästig werden, als sie **die Konkurrenz in Westamerika und Ostasien** zum Nachteil der europäischen Exporteure nach der amerikanischen Seite hin verschiebt. Ob es so kom-

men wird, läßt sich natürlich nicht sagen. Sicher ist nur, daß diese Möglichkeit erheblich wichtiger ist als die Frage, ob die Einnahmen der Suezkanalgesellschaft durch den Kanalarivalen leiden werden. Der Gewinn, der aus dem Suezkanal gezogen wird, ist ein so enormer, daß ihm eine Beschneidung keinen beträchtlichen Schaden zufügen würde. Die Möglichkeiten, die sich der amerikanischen Wirtschaft durch die bevorstehende Eröffnung des Panamakanals bieten, sehen doch wesentlich anders aus als die Bedenken, die in dem erwähnten Bankbericht bezüglich der wirtschaftlichen Zukunft der Union ausgesprochen werden.

Im übrigen ist die Unabhängigkeit des deutschen Wirtschaftskörpers von amerikanischen Einflüssen durch das Maß seiner eigenen Stärke bedingt. Je mehr sich Deutschlands Handel und Industrie auf glaubhafte Leistungen stützen, desto schwerer werden sie zu erschüttern sein. Die Belege, die die Statistik gibt, sprechen laut zugunsten der deutschen Fähigkeiten.

Deutsche Technik im Ausland.

Die Untergrundbahnen in Buenos Aires.

Der rapide Aufschwung, den Argentinien in den letzten Jahren genommen hat, macht sich besonders bemerkbar in dem enormen Verkehr der Metropole Buenos Aires, die heute schon zu einer der ausgedehntesten Großstädte der Welt zählt und eine Einwohnerzahl von über 1,200,000 Köpfen in sich birgt.

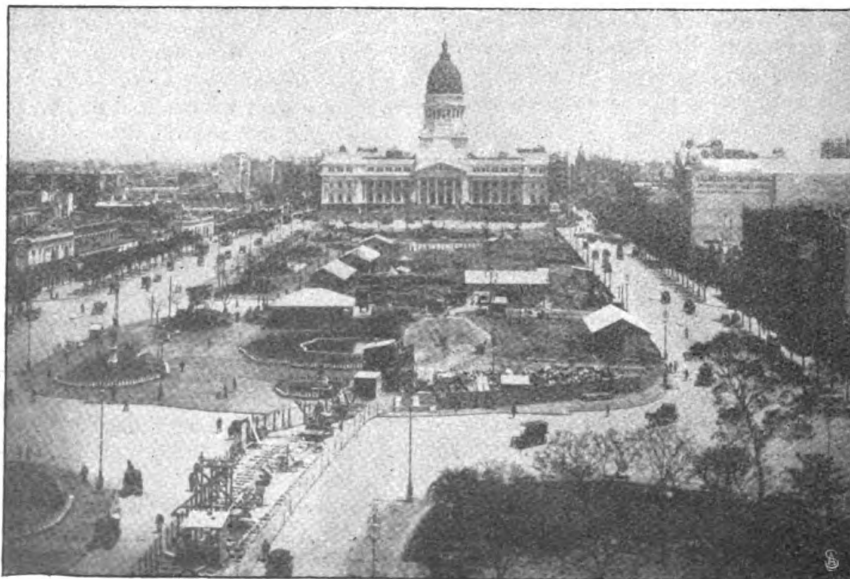
Derjenige Fremde, der Buenos Aires vor 14—15 Jahren besuchte, würde in der heutigen Weltstadt kaum das alte Buenos Aires wiedererkennen. Der seinerzeit schon ziemlich starke Verkehr, der durch die engen Straßen damals schon an vielen Stellen sehr erschwert wurde, ist heute in Wahrheit eine große Kalamität geworden. Zu jener Zeit existierte auch noch kein einziger elektrischer Tramway, und der ganze Bewegungsverkehr wurde nach veraltetem System durch Pferdebahnwagen besorgt.

Heute existieren in Buenos Aires ungefähr 100 elektrische Tramwaylinien, die den ganzen Stadtverkehr besorgen und die Verbindungen bis in die entferntesten Vororte herstellen. Nach der Statistik der Anglo-

Argentina, welches Unternehmen den weitaus größten Teil der hauptstädtischen Straßenbahnlinien besitzt, wurden im Jahre 1911, also in der Anfangsperiode dieser Bahnen, 125,525,230 Personen befördert, während im Jahre 1911 diese Zahl auf 323,640,370 gestiegen ist, also im Personenverkehr eine Steigerung von fast 200,000,000 pro Jahr aufzuweisen hat. Trotzdem die Wagen der einzelnen Linien kontinuierlich aufeinander folgen, kann der besonders in den Mittags- und gewissen Abendstunden ganz enorme Passagierverkehr nicht bewältigt werden. Außerdem kommt noch der sehr bedeutende Verkehr der Tausende von Miet-, Privatkutschen und Lastfuhrwerken in Betracht, der

den starken Fußgängerverkehr in diesen engen Straßen noch weiter erschwert und an manchen Stellen fast unmöglich macht.

Die Stadtverwaltung von Buenos Aires hat schon vor längerer Zeit Schritte unternommen, Verkehrserleichterungen zu zeitigen und u. a. den ganzen Häuserkomplex vor dem Kongreßgebäude mit großem



Buenos Aires: Plaza del Congreso. Beginn der Untergrundbahn.

Kostenaufwand geschaffen und Buenos Aires durch die Plaza del Congreso eine bedeutende Verkehrserleichterung erwirkt.

Zurzeit beschäftigt sich der Bürgermeister von Buenos Aires mit dem großzügigen Projekte, mehrere von der Plaza de Mayo ausgehende breite Diagonalstraßen anzulegen, wenn auch unter großen Unkosten — teilweise wurde für den Ankauf der abzureißenden Häuser bis zu 5320 Dollar — 9469 Mark — pro Quadratmeter bezahlt, wodurch sicher Erleichterungen für den Verkehr geschaffen werden.

Dennoch können diese gewiß sehr bedeutenden Maßnahmen nur eine ganz geringe Erleichterung auf den gewaltig anwachsenden Verkehr des immer mehr emporstrebenden Buenos Aires ausüben. Um nun den auf der Oberfläche des Zentrums der Stadt räumlich so beschränkten Verkehr gebührend zu entlasten und ferner einen rascheren direkten Verkehr mit den zahlreichen um Buenos Aires liegenden blühenden Vororten herzustellen, blieb nichts anderes übrig, als großzügig angelegte Untergrundbahnen ins Leben zu rufen.

Regierung und Stadtverwaltung haben dann, die Notwendigkeit und Bedeutung dieser neuen Verkehrswege voll anerkennend, den Unternehmern dieser beabsichtigten großen Untergrundbahnen in entgegenkommendster Weise zur Erfüllung ihrer Projekte die Hand gereicht; das unterirdische Buenos Aires wird im Laufe einiger Jahre von vier großen Untergrundbahnen gekreuzt werden.

Von den für diese vier Linien erteilten Konzessionen ist die von der Anglo-Argentina seit einigen Monaten in Angriff genommen und die Arbeiten sind der bekannten Firma Philipp Holzmann & Co. in Frankfurt a. M. übertragen worden. Wie die Abbildungen zeigen, ist diese Firma lebhaft mit der Erfüllung ihrer Aufgabe beschäftigt.

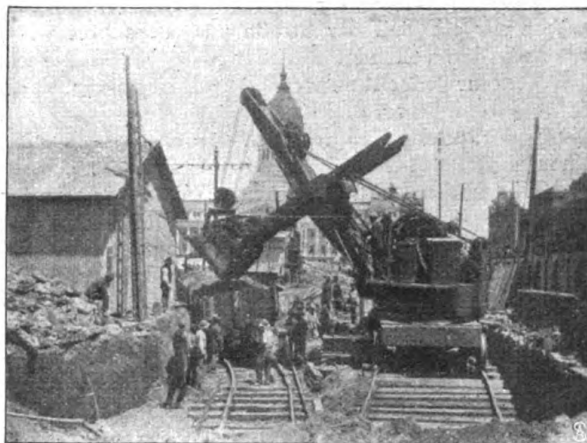
Außer dieser ersten Untergrundbahn, welche die Firma Philipp Holzmann & Co. für Rechnung der Gesellschaft Anglo-Argentina ausführt, kommen noch weitere drei große unterirdische Bahnunternehmungen in Betracht, und zwar die der Westbahn, der Tramwaygesellschaft Lacroze und der Firma Otto Franke & Co. erteilten Konzessionen.

Die von der Ostbahn und der Lacroze-Linie beabsichtigten Untergrundbahnen werden sich auf der Oberfläche schon existierenden Eisenbahnen insofern an-



Erdarbeiten an der Plaza de Mayo.

schließen, indem durch die betreffenden Untergrundbahnlinien dieselben direkten Kontakt zwischen ihren existierenden Eisenbahnhauptstationen und dem Zentrum von Buenos Aires erhalten und dadurch einen



Aushebungsarbeiten an der Plaza del Congreso.

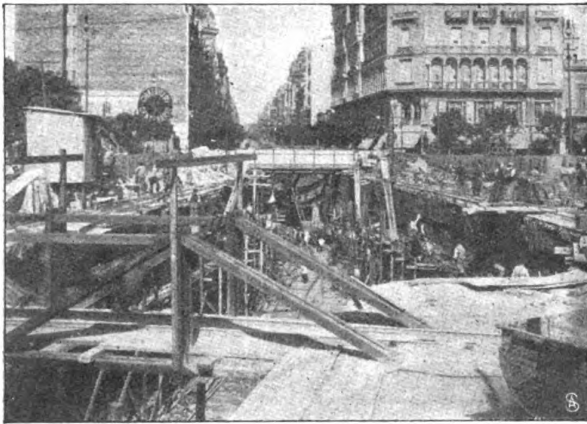
direkten Verkehr von auswärts bis in die innere Stadt Buenos Aires bewerkstelligen.

Die der Firma Otto Franke & Co. erteilte Konzession ist um so bedeutenswerter, als es sich um ein ganz neues und großzügiges Unternehmen handelt, das zugleich die Erbauung der ersten elektrischen Eisenbahnen in sich schließt, welche der äußerst wünschenswerten Notwendigkeit entsprechen wird, eine raschere Verbindung zwischen der Metropole und der aufblühenden Hauptstadt der Provinz Buenos Aires, La Plata, herzustellen. Diese Linie wird in erster Beziehung dem Verkehr zwischen Buenos Aires und La Plata große Erleichterung verschaffen und die Personenbeförderung zwischen beiden Städten nicht nur allein direkt ins Zentrum von Buenos Aires bewerkstelligen, sondern auch über die Station Retiro der Nordbahn ihre Linie bis nach dem Tigre verlängern.

Die Arbeiten der im Bau begriffenen Untergrundbahn konnte bisher nur langsam vor sich gehen, da eine der Hauptschwierigkeiten darin bestand, die Kanalisations-, Gas- und Wasserleitung zu verlegen und umzuleiten.



Ausheben und Umpflanzen der Bäume.



Vorstoß zur Avenida de Mayo.

Die an der Plaza de Mayo gelegenen herrlichen gärtnerischen Anlagen mußten ebenfalls zum größten Teil entfernt, die Baumbestände, darunter einige hervorragend schöne Palmen, an anderer Stelle wieder angepflanzt werden. Die Erdarbeiten werden zu gleicher Zeit von der Plaza de Mayo und der Plaza del Congreso angefangen, und zwar in der Weise, daß immer nur ein Teil der Straße ausgeschachtet wird, um nach den vollendeten Arbeiten sofort wieder für den Verkehr gedeckt zu werden. Nur auf diese Weise ist es durchführbar, den ganz besonders bedeutenden Verkehr in diesen Hauptstraßen so wenig wie möglich einzuschränken. Für die Bewegung der Erdmassen dienen, wie die Abbildung zeigt, Greifbagger aus der bekannten Altonaer Fabrik Menck & Hambrock, die in Buenos Aires zum erstenmal in Anwendung kamen und unter den Passanten ein nicht geringes Interesse hervorriefen. Diese Bagger sind imstande, 75 Tonnen Erdmassen pro Stunde abzugraben und in große, offene Waggons, die aus der Fabrik der Firma Arthur Koppel stammen, zu fördern, indem die ausgegrabene Erde zur Nivellierung der tiefliegenden äußeren Stadtteile benutzt wird.

Die Strecke selbst wird zwei Gleise führen und bildet in den Endstationen eine Schleife, woselbst ein drittes, totes Gleis sich anschließt zur Aufnahme einiger Außendienstzüge.

Die Stationen folgen aufeinander in einer Entfernung von 500 m, auf deren praktische und zweckmäßige Anlage wird größte Sorgfalt gelegt. Der Aufstieg zur Oberfläche wird durch geräumige Treppen erfolgen, die durch vornehm künstlerische Einfriedigungen und Aufbauten an der Straßenoberfläche sehr zur Verschönerung des Straßenbildes beitragen werden.

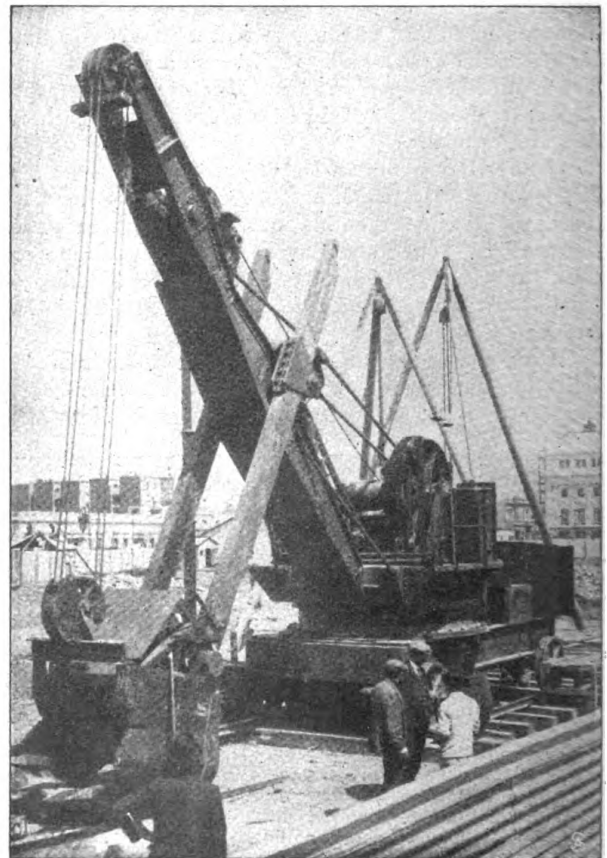
Die einzelnen Bahnsteige sind in gleichmäßiger Länge, 100 m, vorgesehen, so daß sie annähernd sieben hintereinander laufenden Wagen Raum bieten. Dieselben sind möglichst breit angelegt, wodurch ein bequemes und schnelles Ein- und Aussteigen für die Passagiere ermöglicht wird, während breite Eingänge bzw. Ausgänge den Verkehr von und nach den Bahnsteigen rasch bewerkstelligen. Die einzelnen Wagen sind breit und luftig gebaut und bieten Sitzgelegenheit für 60 Personen. Bei einer Reihenfolge von 45 Zügen à 7 Wagen können also hin und her 37,800 Personen in einer Stunde befördert werden.

Durch die an der Decke befestigten Zuführungskabel nach den bekannten Systemen erfolgt die elektrische Stromzuführung.

Die elektrische Krafterzeugung wird durch die Campania Alemana Transatlantica de Electricidad beschafft. Diese Gesellschaft, deren Mutterhaus die Deutsche Ueberseeische Elektrizität-Gesellschaft in Berlin ist, besitzt hier das Monopol der elektrischen Krafterzeugung, indem sie den ganzen Lichtbedarf, die Krananlagen des Hafens, die sämtlichen Straßenbahnbetriebe und eine Unmenge größerer und kleinerer industrieller Unternehmungen mit Strom versorgt.

Die erste Strecke zwischen Congreso und Plazo de Mayo und Congreso und Station Once (II) Westbahn wird voraussichtlich bis Mitte nächsten Jahres fertiggestellt und eröffnet werden.

Ganz besonders möchte hier nochmals hervorgehoben sein, daß trotzdem die Compania Tramways Anglo Argentina eine englische Gesellschaft bildet und durchweg mit englischem Kapital konstituiert ist, die sämtlichen Arbeiten der deutschen Firma Philipp Holzmann & Co. in Frankfurt a. M. übergeben wurden und fast ausschließlich mit deutschem Material gebaut wird. Dieses ist ein schöner und großer Erfolg für die gesamte deutsche Industrie, die dadurch wieder den Beweis ihres großen Fortschrittes gegeben hat und auch hier im Auslande würdiges Zeugnis deutscher Ingenieur-tätigkeit und zielbewußter, ernster Arbeit ablegt, worauf das deutsche Vaterland mit voller Berechtigung stolz sein kann.



Einer der elektrischen Greifbagger.

Pyrotechnische Artikel und Feuerwerke für den Export.

Von jeher schon galt in allen Kulturländern der Erde das Feuerwerk als die „Pièce de resistance“ bei Festlichkeiten, die im Freien stattfanden, und noch heute kennt man keinen würdigeren Abschluß eines Gartenvergnügens oder einer patriotischen Feier als das Abbrennen eines Kunstfeuerwerks.

In der Tat bietet es einen herrlichen Anblick, wenn in dem Dunkel der Nacht die Raketen emporsteigen und sich mit Geprassel in einen bunten Kugelregen auflösen, oder wenn die „Tourbillons“ wirbelnd ihren Weg nach oben nehmen, die „Römischen Lichter“ ihre Pracht funken-sprühend und weithin leuchtend verbreiten oder die „Rosetten-Sonnen“ einen überraschenden Effekt hervorrufen. Nicht minder glanzvoll sind die verschiedenen „Fontainen“, die, zu Fächern, Sternen, Sonnen, Wasserfällen, Doppel-Kaskaden usw. vereinigt, ein prächtiges Bild abgeben.

Man unterscheidet die Land- und Wasserfeuerwerke, und das Arrangement dieser Vorführungen erfordert künstlerischen Geschmack. Tüchtige Pyrotechniker sind daher gesuchte Leute, doch nur die wenigsten befassen sich mit der mühsameren Herstellung der Feuerwerkskörper, sie beziehen diese vielmehr fix und fertig durch Spezialhandlungen, die in allen Ländern der Erde anzutreffen sind.

Von dem enormen Verbrauch an Feuerwerkskörpern kann man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn man, wie Schreiber dieser Zeilen häufig, Gelegenheit hatte, der Feier des 4. Juli, des höchsten patriotischen Feiertags, den die Nordamerikaner kennen, beizuwohnen. Auf Tausende von Dollar kann man den Wert berechnen, der da an jedem größeren Platz in den Vereinigten Staaten in die Luft gepufft wird. Und ähnlicher Feste gibt es viele, wir erinnern nur an den Labour day. Auch in allen anderen Erdteilen ist der Verbrauch an Feuerwerk sehr bedeutend, und dieser bildet somit einen großen Handelsartikel, an dem unser deutscher Export in respektabler Weise gleichfalls partizipiert. Dies beweist uns am zuverlässigsten die Statistik über den auswärtigen Handel Deutschlands, der den Export an Feuerwerk im letzten Jahre mit 7147 Doppelzentner im Werte von 985,000 Mark gegen 6868 Doppelzentner im Werte von 879,000 Mark im Vorjahre beziffert. Britisch-Indien zählt übrigens mit zu unseren Hauptabnehmern, was auf die zahlreichen festlichen Gelegenheiten zurückzuführen ist, die das prunkliebende Indien so gern feiert. Wenn man der Meinung ist, die Feuerwerkskunst sei eine Errungenschaft späterer Kulturepochen, so befindet man sich im Irrtum. Schon im alten China war diese Kunst bekannt und wie heute noch in Ostasien außerordentlich beliebt.

Den Grundstoff der chinesischen Feuerwerke bildete der Salpeter, der bekanntlich als Auswitterung des Bodens namentlich in China anzutreffen ist. Der berühmte Reisende Marco Polo, der im Mittelalter lebte, wußte von der Kunst ostasiatischer Pyrotechniker geradezu Wunderdinge zu erzählen. Es ist daher anzunehmen, daß im Abendlande die Feuerwerkerei damals noch nicht in Aufnahme gekommen war.

Was würde der wackere Marco Polo wohl sagen, wenn er eines der Feuerwerke unserer Zeit sehen könnte, mit denen wir uns später etwas näher befassen werden?

Wohl manchem, der einem Feuerwerk beiwohnt, erscheint es rätselhaft, auf welche Weise die bunten, sprühenden, rotierenden oder aufsteigenden Leuchtkörper in Bewegung versetzt werden. Wir glauben dem Interesse unserer Leser zu begegnen, wenn wir uns ein wenig mit dieser Frage befassen. Nehmen wir an, es seien alle Vorbereitungen zu einem Feuerwerk getroffen und wir würden diese in Augenschein nehmen. Welch sonderbares Bild zeigt sich uns hier! Auf einem geräumigen, freien Platz gewahren wir in die Erde gesteckte, dünne Holzpfähle, an denen eine oder eine ganze Anzahl von Papprohren befestigt sind. Diese bilden horizontale oder vertikale Räder, Windmühlenflügel, verästelte Zusammenstellungen, Pyramiden und sozusagen ganze Zäune. Auf kleinen Tischen gewahren wir gekreuzte Papprohren und in der Mitte des Platzes das Hauptstück, das uns am Abend das Tableau zeigen wird. Schon jetzt sehen wir die Umrisse eines Namenszuges, einer Krone, eines Bildes oder Blumen-Arrangements. Der Anblick eines solchen Feuerwerkplatzes bietet dem Auge keineswegs Schönheiten, im Gegenteil hat er eher etwas Abstoßendes, das an ein Skelett erinnert. Um so größer ist dann die Überraschung, die am Abend das Feuerwerk in seiner Farben- und Formenpracht dem Auge des Beschauers bietet. Das hätte man nicht hinter den schlichten Papphüllen gesucht. Die Füllung dieser letzteren besteht entweder aus einfachem Schießpulver (in diesem Fall dienen sie nur zur Erzeugung des bei Feuerwerken unerläßlichen Knalles) oder aus Substanzen organischer oder mineralischer Provenienz bzw. aus leicht brennbaren Stoffen ohne Pulverzusatz.

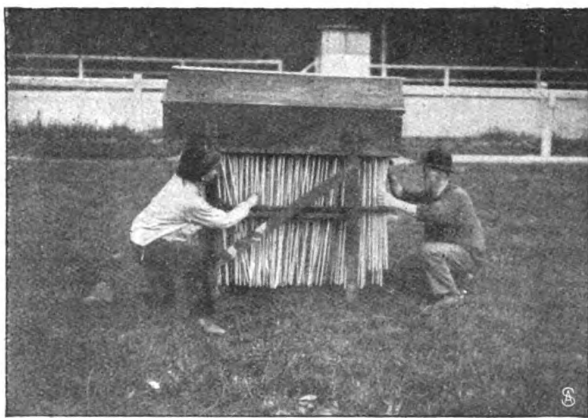
Man unterscheidet funkenerzeugende und leuchtende Sätze. Auf nähere Details einzugehen gestattet der hier zur Verfügung stehende Raum nicht. Nur wollen wir der merkwürdigen Erscheinung des Hochsteigens der Leuchtkörper noch einige Worte widmen. Die hier zur Wirkung gelangende Triebkraft ist dem gespannten Wasserdampf vergleichbar, sie ist auf sauerstoff-

Man unterscheidet funkenerzeugende und leuchtende Sätze. Auf nähere Details einzugehen gestattet der hier zur Verfügung stehende Raum nicht. Nur wollen wir der merkwürdigen Erscheinung des Hochsteigens der Leuchtkörper noch einige Worte widmen. Die hier zur Wirkung gelangende Triebkraft ist dem gespannten Wasserdampf vergleichbar, sie ist auf sauerstoff-



Wasserfeuerwerk.

W. Schläpfer, Zürich.



Eine Riesenfeuergarbe aus tausend einzelnen Raketen
auf einer Zündung, die gleichzeitig abgebrannt werden.

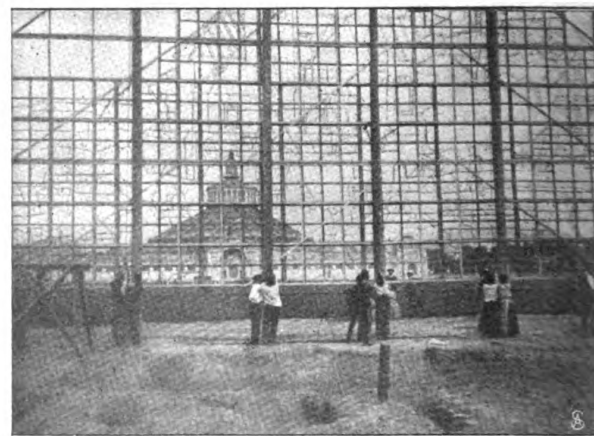
reiche Materialien der Füllung zurückzuführen, die, entzündet, Gase entwickeln. Diese letzteren treiben die brennenden Feuerwerkskörper in die Höhe. Je enger die Mündung der Hülse ist, desto höher die Triebkraft. Sätze, die aus sauerstoffreichen Bestandteilen zusammengesetzt sind, werden daher „rasche Sätze“ genannt im Gegensatz zu „faulen Sätzen“, die langsamer verbrennen, da sie sauerstoffarme, geringe Gasspannung erzeugende Substanzen enthalten.

Das Programm eines Feuerwerks setzt sich zusammen aus den Zwischenstücken, zu denen die einleitenden Kanonenschläge zu zählen sind. Diese bilden gleichsam das „Signal“, dem einige Raketen folgen. Als Frontstücke, die von den Zwischenstücken unterbrochen werden, sind Fontänen, Vertikal- und Horizontalräder und stehende Figuren vorgesehen. Tourbillons, pots à feu, Raketen mit Goldregen, Schwärmern, Sternen, bunten Kugeln, Luftschlangen wechseln miteinander ab. Dann kommt als Frontstück die große Brillant-Bänderfront mit feststehenden und beweglichen Teilen, der Clou: Ein pyrographisches Tableau, dem nach einigen Zwischenstücken als Finale meist die Girandola, ein blendendes Raketenbukett, aus bis zu hundert Raketen bestehend, folgt. Natürlich lassen sich diese Programme, wie wir später sehen werden, beliebig zusammenstellen, je nach den in Anschlag gebrachten Kosten. Man hat Feuerwerkprogramme im Preise von 10 Mark bis zu mehreren hundert Mark.

Den Laien verblüfft es, wenn er die sogenannten Wasserfeuerwerke sieht. Hierbei kommen nämlich die Feuerwerkskörper erst zur Wirkung, wenn sie mit Wasser in Berührung kommen, also auf einem Teich, auf dem sie schwimmen. Manche Körper werden brennend ins Wasser geworfen, sie tauchen unter, kommen wieder hoch, worauf sie in Funktion treten. Dies ist z. B. bei den sogenannten Wasserhühnern der Fall, die längere Zeit tauchen und wieder hochkommen. Interessant sind auch die Wasser-Irrlichter; die auf der Oberfläche des Wassers schwimmende Flamme verschwindet wiederholt, um plötzlich an anderer Stelle wieder zu erscheinen. Die sogenannten „Irrwische“ schwimmen brennend horizontal auf der Wasseroberfläche, dann beschreiben sie Bogen und Kreise, schnellen aus dem Wasser empor und fliegen ein Stück weit hinweg, um dann das Spiel zu wiederholen. Viel Heiterkeit erregt der Wasserschnarcher, der sich brennend auf dem Wasser fortbewegt, während das dem Brandloch entströmende Feuer die „melodischen“ Laute des Schnarchens hervorruft. Die Auswahl im Wasserfeuerwerk ist recht vielseitig. Neben Bomben kennt man Brillantfontänen, Perlfontänen, Kugel-Taucher, Wasser-Kuriere, die sich schraubendampferartig rasend schnell fortbewegen, wobei sie einen helleuchtenden, funkensprühenden Schweif nach sich ziehen. Dann kennt man Wasserläufer: ein Rad, das sich auf dem Wasser horizontal im Kreise fortbewegt. Wassersonnen, Rosetten, Kaskaden bilden neben den Wasser-Pots à feu effektvolle Wasserfeuerwerke. Wir glauben behaupten zu dürfen, daß diese Wasserfeuerwerke ein noch wirkungsvolleres Schauspiel bieten als die Landfeuerwerke, und zwar infolge der Spiegelung der Sonnen, Feuerräder, Leucht-

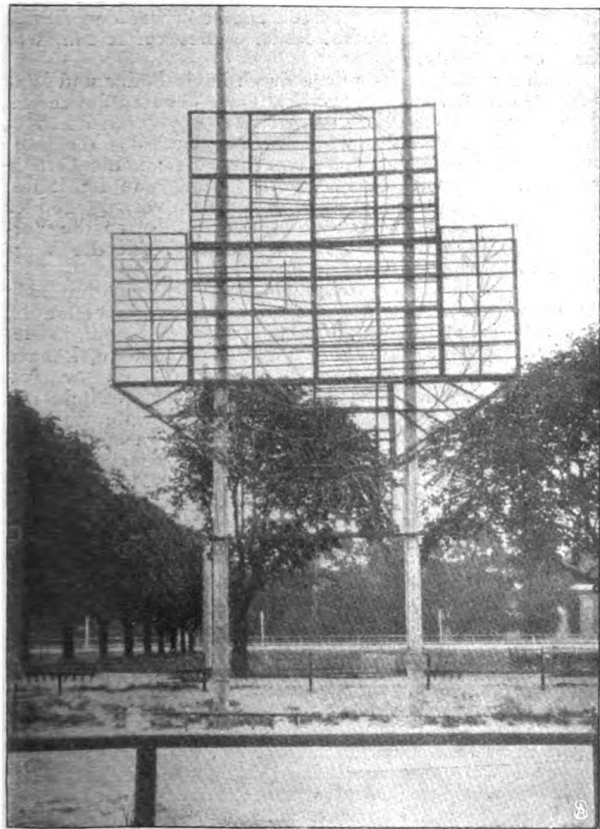
kugeln, Raketen und Frontstücke in der Flut. Bevor wir uns mit den Darbietungen einiger deutscher pyrotechnischer Fabriken befassen, müssen wir noch des bengalischen Feuers gedenken, das bei Feuerwerken und sonstigen Gelegenheiten eine große Rolle spielt. Beispielsweise findet das „Buntfeuer“ bei den Theatervorstellungen kleiner Wanderbühnen, den „Schmieren“ große Verwendung. Man unterscheidet Weißfeuer, Blau-, Rot-, Grün- und Gelbfeuer. Zur Glorifizierung von Schlußszenen, zur Beleuchtung von romantischen Landschaftspartien, von Burg- und Schloßruinen — z. B. des Heidelberger Schlosses — findet dieses Buntfeuer Verwendung und namentlich auch im Ausland, u. a. zur Beleuchtung der Niagara-Fälle, wird es in großen Mengen verbraucht. Die Handhabung ist äußerst einfach und jedem Laien ohne weiteres möglich, woraus sich der starke Verbrauch erklären läßt. Man braucht das Pulver nur auf eine feuerfeste Unterlage zu schütten, anzuzünden, und die Wirkung ist da. Aber auch Patronen, mit einer oder mehreren Farben gefüllt, sind fertig zu beziehen. Zum Arrangement eines Feuerwerks sind nicht unbedingt Fachleute erforderlich, namentlich, wenn es sich um einfachere Vorführungen handelt. Es gibt mehrere illustrierte Anleitungen, mit deren Hilfe es leicht gelingt, Feuerwerke, die auch größeren Ansprüchen genügen, in Szene zu setzen. Die in nachstehendem des näheren berücksichtigten Feuerwerke sind völlig gefahrlos. Pyrotechniker von Beruf bringen auch solche in Anwendung, die Gefahren in sich bergen und daher nur von fachkundiger Hand vorgeführt werden müssen. Selbst diesen Leuten von Fach sind schon Versehen unterlaufen, die schwere Katastrophen im Gefolge hatten. So ist Schreiber dieses eine solche bekannt, die beim Turnfest in Frankfurt a. Main im Jahre 1880 gelegentlich eines Feuerwerks — hier explodierte ein Mörser — zahlreiche Opfer, Tote und Verwundete, forderte.

Wir wollen uns nunmehr in wahlloser Reihenfolge den Erzeugnissen bekannter pyrotechnischer Fabriken zuwenden und zunächst der Firma Wilhelm Weiffenbach in Stuttgart gedenken. Sie liefert Land- und Gartenfeuerwerke jeder Art und dabei, wie in allen anderen Erzeugnissen, stets effektvolle Neuheiten. Wir nennen: Schwärmer mit Knall, Frösche, singende Frösche, deutsche Fire crackers, Vergissmeinnicht-, Silberregen, römische Lichter mit bunten Leuchtkugeln, Froschkästen, die ein Bukett „Frösche“ auswerfen. Von großartiger Wirkung sind die Stern- und Kometenkästen mit faszinierendem Auswurf von Leucht- und Feuerkugeln. Die Bombeneffekte sind in großartiger Auswahl vertreten, beispielsweise Palmen-, Polypen-, Edelweiß-, Meteor-Bomben. Große Ueberraschungen bietet die Verwandlungsbombe, die mehreremal das Bild wechselt. Schlangenrohre, Kometenrohre, Brillantsterne und Raketen der verschiedensten Art sind Artikel, die überall größten Anklang finden. Von prachtvoller Wirkung ist der „Bienenschwarm“ mit Knall-effekt. Anfangs erscheinen einzelne „Bienen“, denen dann der ganze „Schwarm“ folgt. Entzückend sind die neuen Ketten und Girlanden, die an zwei Fallschirmen festgehalten werden. Dann ist erwähnenswert der Riesentourbillon mit sechs Bändern und Bukett. Interessant sind die Telegraphen- oder Schnurraketen, die unter lautem Pfeifen

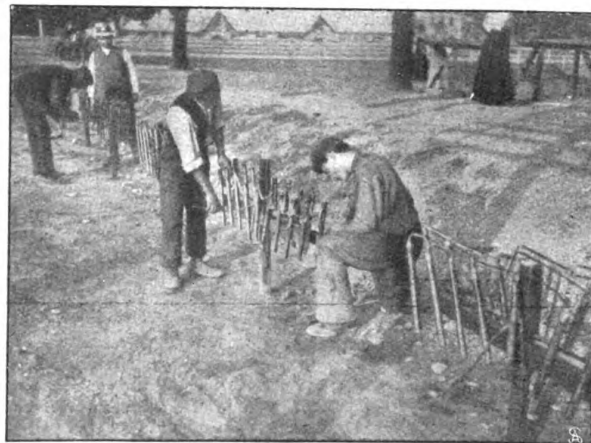


Aufstellen einer Kolossalfront.

an einer Schnur hin- und herlaufen. An neuen Feuer-
rädern sind u. a. hübsche Schneckenräder, Triangel mit
drei Bändern oder Lanzengarnierung in verschiedenen Far-
ben und mit Knall zu verzeichnen. Von hervorragender
Wirkung sind die Quadraträder, die Georginensonnen mit
viemaliger Verwandlung, dann die venetianischen Sonnen
und Dekorationsstäbe mit wechselndem Farbenspiel. Eine
besondere, beachtenswerte Feuerwerksart bilden die Wind-
mühlenflügel, die bis zu vierundsechzig Bränder, acht Qua-
dratsonnen und zahlreiche Farbensterne aufweisen. In
Kaskaden sind gleichfalls herrliche Effektstücke vorge-
sehen; namentlich ist die Dreietagen-Prachtkaskade mit
Leuchtkugeln beliebt, Bukettaufsatz und bunten, schwe-
benden Lichtern. Die ägyptische Riesenpyramide mit 39
Perlbandern, Feuerrädern und Lichterdekoration sowie die
umfangreiche Auswahl in Lichterfächern, Bombardements,
Brillantsternen, Palmenzweigen, Palmbäumen, Pfauenfedern
bilden leicht verkäufliche Artikel, die bei keinem Feuer-
werkprogramm fehlen. Einen Glanzpunkt solcher Veran-
staltungen stellen die „Wasserfälle“ dar, von denen z. B. der
Niagarafall hundert Brillantbänder mit Knalleffekt auf-
weist. Die elektrischen Wasserfälle mit Verwandlung be-
stehen aus elektrischen Flammen und Brillantbändern, die
Gold- und Silberregen auswerfen. Wie eingangs erwähnt,
sind die pyrographischen Tableaus bei jedem größeren
Feuerwerk unerlässlich; sie stellen Schriften, Monogramme,
Kronen, Wappen, Willkommensgrüße und dergleichen dar.
Sehr originell sind die Tableaus mit humoristischen, beweg-
lichen und stehenden Lichterdekorationen. Aus der Kol-
lektion sind zu nennen: Clowns, Ringkämpfer, Automobil
mit Chauffeur, Seiltänzer, Pfau, ein Rad schlagend, der
drehende Globus, Raddampfer u. s. f. Die vorgenannten
Wasserfeuerwerke sind in größter Auswahl gleichfalls ver-
treten. Es würde zu weit führen, wollten wir uns über
das Salon- und Kleinfeuerwerk der Firma Wilhelm Weiffen-
bach in Stuttgart eingehender verbreiten. Auch darin wird,
ebenso wie in pyrotechnischen Scherzartikeln, eine über-
aus reichhaltige Auswahl geboten, die stets durch Neu-
heiten ergänzt wird. Als bedeutender Exportartikel sei



Eine „Front“ mit Boden- und Seitenbeleuchtung,
fertig zum Abbrennen.



Aufstellen von Fächerblitzen.

noch der effektvollen Wunderkerzen gedacht. Die ver-
schiedensten Ausgaben darin sind mit Etiketten in allen
Sprachen verpackt. Auch in pyrotechnischen Zündhölzern,
Vexierknall-Zündhölzern, Knallerbsen, Radfahrerbomben
sowie Blitzlicht-Pationen für Amateur-Photographen ist die
genannte Firma sehr leistungsfähig.

Als bedeutende Bezugsquelle für pyrotechnische Ar-
tikel kommt sodann die Firma Julius Kratze Nachf.
in Lindenthal bei Leipzig in Frage. Sie bietet alle
Spezialitäten der Feuerwerkskörperfabrikation für Land-
und Wasserfeuerwerke, die wir eingangs namhaft gemacht
haben. Besonders heben wir hervor: Pots à feu mit pfei-
fenden Schwärmern, Polypenbomben, ein Goldregenbukett
in Form eines Riesenpolypen auswerfend, Chrysanthemum-
bomben, weiße Chrysanthemen auswerfend, Rhomboid-
sonnen mit vier Bändern, rotem und grünem Lichterkranz,
Hieroglyphensonnen, chromatische Brillant-Dekorationsstäbe,
Brillantkapricen mit neun Treibbändern und Brillantfontä-
ne. In kombinierten Frontstücken, elektrischen Front-
stücken von immenser Leuchtkraft und unvergleichlichem
Effekt sowie pyrographischen Tableaus wird eine große Aus-
wahl geboten. Das neue Grünfeuerpräparat in fester Stein-
form verdient gleichfalls Beachtung, ebenso wie die Klein-,
Spiel- und Salonfeuerwerke, die zahlreiche Neuheiten um-
fassen. Die Firma Hermann Fickenschner, Wald-
heim i. Sa., bietet in Land- und Wasserfeuerwerken auch eine
vielumfassende Auswahl. Beispielsweise in Versatzraketen,
Fallschirmraketen, Telegraphen- oder Schnurraketen, in
römischen Lichtern, Pracht- und Verwandlungsfontänen,
prächtigen Florabuketten. Ebenso in aparten unbeweglichen
und senkrecht laufenden Frontstücken; von letzteren seien
besonders erwähnt: die Libanonsonnen, Russische Schaukel,
Schmetterlingsspiel mit 15 Bändern und 6 Quadratsonnen.
Von wagerecht laufenden Frontstücken nennen wir: Lichter-
bäume, Horizontalkandelaber und Pyramiden verschiedener
Art. Sehr reichhaltig und vielseitig ist die Auswahl in
Wasserfeuerwerk. Einen guten Ruf als leistungsfähige Be-
zugsquelle für pyrotechnische und Feuerwerksartikel ge-
nießt auch die Firma Gebrüder Bock, Nieder-
Schönhausen bei Berlin, die in Kunst- und Klein-
feuerwerk, Salonfeuerwerk, bengalischen Beleuchtungs-
artikeln eine auserlesene Kollektion bietet. Auch hier
sind in vielen Variationen alle Erzeugnisse der Industrie
vertreten, die wir in vorstehendem genannt haben. Aber
auch mit konkurrenzlosen Programm-Nummern kann diese
Firma dienen. U. a. mit der Effekt-Silber-Georgine in drei-
maliger Verwandlung von überraschender Leuchtkraft.
Prächtig wirkt auch die Schneeflockensonne mit silber-
weißem Funkenfall. Es würde nur eine Wiederholung sein,
wollten wir die Erzeugnisse einiger weiterer in Frage kom-
mender bedeutender Fabriken an dieser Stelle speziali-
sieren. Wir begnügen uns daher damit, sie als wichtige und
leistungsfähige Bezugsquellen anzuführen. Es sind dies die
Firmen J. F. Eisfeld in Silberhütte i. Anh., J. G.
W. Berkholtz, Hamburg, F. Otto Reichert,
Leipzig, Max Retemeyer in Berlin, deren
Fabrikationsgebiet sich, wie gesagt, in den Grenzen der
eingangs angeführten Spezialitäten bewegt.

Die hier genannten Firmen befassen sich auch mit der Fabrikation von pyrotechnischen Vexier- und Scherzartikeln, die ausgezeichnete Exportartikel bilden. Die Auswahl darin ist recht vielseitig; so bietet die Firma Gebr. Weinrich G. m. b. H., Worbis i. Thür., Feuerwerkszigarren, Wunderschlangen, Cholera-männchen, Kotillonfrüchte und Mörser mit Auswurf, Konfetti-Crackers, „Tafelkerzen“ mit Auswurf, originelle Schießbilder mit Knalleffekt, Blitzzähnenfackeln, elektrische Funkenspiele, Knallerbsen, Radfahrerbomben, Amorees für Kinderpistolen, Knallkorke für Schreckschußpistolen u. a. m.

Eine wichtige Kategorie bilden die originellen Tafelfeuerwerke, die zudem einen hübschen Tafelschmuck bilden. Sie sind rauch- und geruchlos. Der Effekt besteht darin, daß die Attrappen, z. B.: Pilze, Blumentöpfe, Miniaturhüte, Leuchttürme, Taubenhäuschen, Nordpol usw., an einer Stelle mit der brennenden Zigarre in Berührung gebracht, explodieren und die drolligsten Scherzartikel auswerfen.

Schließlich sei noch der zahlreichen Neuheiten in Knallbonbons gedacht, die in aparten Blumenformen, in Gestalt von Krebsen, Fischen, Delikatessen, humoristischen Figuren und aktuellen Sujets auf den Markt gekommen sind.

Es sei nochmals darauf hingewiesen, daß die sämtlichen in vorliegendem Aufsatz erwähnten Artikel so zusammengesetzt sind, daß Selbstentzündung während des Transports oder der Lagerung völlig ausgeschlossen ist. Dies geht schon daraus hervor, daß sie sämtlich zum Bahnversand in Deutschland zugelassen sind.

Tropenhygiene.

Akklimatisation und Trinken in den Tropen.

Von Stabsarzt Dr. Lion-Bamberg.

Wir haben aus den früheren Aufsätzen gesehen, daß die eigentlichen Gefahren der Tropen in den Tropenkrankheiten liegen, aber es wäre verfehlt, den außerordentlichen Einfluß des Tropenklimas auf den Europäer verkennen zu wollen. Gerade was wir als Tropenklima im engeren Sinne bezeichnen, das heiße, mit Wasserdampf gesättigte, daher feuchtwarmer Treibhausklima, das weder von dem Wechsel der Jahreszeiten noch von dem Eintritt nächtlichen Dunkels wesentlich beeinflußt wird, übt eine durchaus eingreifende Einwirkung auf das ganze Wohlbefinden des aus der gemäßigten Zone kommenden Menschen aus. Und ein solches Klima finden wir besonders in den Küstenstrichen, da, wo in erster Linie europäische Ansiedlungen und Häfen angelegt wurden. In dem Brutofen eines solchen Klimas wird der menschliche Körper stärker erhitzt, jede Bewegung steigert dieses Wärmegefühl, es würde zu einer Aufspeicherung von Wärme, zu einer Steigerung der Körpertemperatur kommen, die schließlich zu einer Wärmetauung mit Erscheinungen des Hitzschlages führen würde, wenn der Körper nicht dagegen seine Wärmeregulatoren in Tätigkeit setzen würde.

Diese Wärmeregulierung ist vor allem die Aufgabe der Haut. Die Einwirkung der Hitze läßt alles Blut vermehrt in sie hineinströmen, ihre Blutgefäße erweitern sich so weit wie möglich, um diese Arbeit zu bewältigen; sie führen den überall in der Haut eingebetteten Schweißdrüsen das erhitzte Blut in ausgiebigstem Maße zu. Die Schweißdrüsen lassen dann das aufgesaugte Blutwasser durch Millionen kleinster Poren als Schweiß heraustreten. Der Schweiß verdunstet an der Luft, Blut und Hautdecke werden dadurch entwärmt. Die Körperwärme bleibt mit nur geringen anfänglichen Schwankungen die gleiche am Äquator wie an — den Polen. Im heimischen Klima geht diese Wärmeregulierung durch Schweißabsonderung und Verdunstung meist ganz unmerklich vor sich, aber ist die Luft selber heiß und mit Wasserdampf gesättigt, fehlt auch der Luftzug, so verdunstet der Schweiß nur langsam, ein drückendes, unbehagliches, schlaff und energieles machendes Gefühl entsteht. Durch die vermehrte Absonderung des Schweißes wird die Urinausscheidung bedeutend eingeschränkt. Die Haut sucht die Nieren möglichst zu entlasten. Dafür werden aber auch die Schweißdrüsen stärker mit Harnbestandteilen beladen, die die Schweißdrüsen

reizen können. Die Drüsenzellen schwellen dann an, beengen oder verlegen die Ausführungsgänge, in den Schweißdrüsen staut sich das mit harten Stoffen überladene Blut, auf der Haut entstehen bei schlechter Hautpflege juckende Knötchen und Bläschen, die quälenden Erscheinungen des „roten Hundes“. Bei mangelnder Reinlichkeit steigern sich diese Erscheinungen, die Poren verstopfen sich noch dazu durch Staub und Schmutz, die sich mit den getrockneten Schweißprodukten mischen; Furunkel, Hautkrankheiten, ja, Störungen der ganzen Wärmeregulierung sind die Folge. Der ganze Blutkreislauf kann empfindlich gestört, ja, vergiftet werden, wenn dazu noch die Abfallstoffe, die Schlacken der Körpermaschine, so vor allem die Harnbestandteile, die für das Blut unbrauchbare Kohlensäure, ferner aber auch Bakterien und ihre Produkte zurückgehalten werden und wieder in den Kreislauf des Blutes zurückfluten. Allgemeines Unbehagen, Kopfschmerzen und Mattigkeit sind vielfach die Folge davon.

Bei all diesen Anforderungen und Reizungen ist es daher kein Wunder, wenn die Haut empfindlicher und weniger widerstandsfähig wird. Gerade in den Tropen sind auch Erkältungen durchaus nicht selten. So spielt die Haut eine überaus wichtige Rolle in den Tropen, ja, man erblickt in ihr nicht mit Unrecht das eigentliche Organ für den Akklimatisationsprozeß in den Tropen. Dann allmählich, wenn auch oft erst nach Verlauf von 1—2 Jahren, läßt die Schweißabsonderung nach. Die Haut hat es eben gelernt, sich den Verhältnissen anzupassen, durch den andauernden Wärmereiz erhalten die Blutgefäße die Neigung, sich wieder zu verengern. Schließlich schwitzt auch der Europäer nicht mehr stärker als der gegen Hitze seit Generationen akklimatisierte Eingeborene, seine Haut fühlt sich kühl an, die Wärmeabgabe erfolgt in Form einer gleichmäßigen, meist gar nicht wahrnehmbaren Wasserverdunstung wie in den gemäßigten Zonen. Der Mensch fühlt sich gesund und schaffensfroh.

Aus dieser Erklärung des Akklimatisationsprozesses, wie er von namhaften Forschern wie Eijkman, Fiebig, Kuhn und Külz vertreten wird, läßt sich leicht die Nutzanwendung ziehen. Wir müssen alles tun, was den Akklimatisationsprozeß der Haut fördern, alles vermeiden, was ihn stören könnte.

Eine sorgfältige Hautpflege durch kühle Bäder und Waschungen trägt vor allem zur Kräftigung der Hautdecke bei. Das Wasser verengt durch den Kälte- wie durch den mechanischen Reiz die Blutgefäße wieder, durch das Wechselspiel der Erweiterung und Verengung bleiben die Gefäße elastisch und funktionstüchtig. Die reinigende Kraft des Wassers in Verbindung mit fettlösender, vorhergehender Abseifung hält die Poren offen und fördert so die Verdunstung des Schweißes. Aber auch hier gilt die Warnung: nicht übertreiben!

Eine zu starke und zu plötzliche Abkühlung im Bade ist ebenso schädlich wie ein allzu langes Verweilen im kalten Wasser. Blutarmut, Neigung zu Erkältungen, ja Malariaanfalle, wenn Parasiten im Blute schlummern, können die Folge sein. Die Natur läßt sich eben nicht zwingen. Aber die Gegensätze berühren sich auch hier. Nicht nur kalte Bäder haben eine erfrischende, kräftigende Wirkung auf die Gefäße und Nerven der Haut, sondern auch heiße. Türken und Japaner waren uns hierin Lehrmeister. Der Japaner badet in der größten Hitze wie in der strengsten Kälte heiß. Seine Hautgefäße erlangen durch die immer wiederholte Wärmewirkung des Wassers eine derartige Elastizität, daß sie sich allen Temperaturgraden anpassen verstehen. Ein schweißbedeckter Körper empfindet gerade in den Tropen ein heißes Bad durchaus angenehm. Selbst an den heißesten Tagen habe ich in Windhuk gleich vielen andern in dem dortigen Schwimmbassin, in das sich das Wasser der heißen Schwefelquellen nach vorheriger Abkühlung noch mit mehr als 40 Grad ergießt, stets Erquickung gefunden. Es ist dies ein Beweis, daß sich die Hautgefäße bei Einwirkung von Wärme nach anfänglicher Erweiterung schließlich doch zu verengen wissen, daß daher auch in der heißen Luft der Tropen die Haut sich ihrer Umgebung anpassen, sich zu „akklimatisieren“ lernt.

Es ist nun durchaus natürlich, daß infolge des starken Flüssigkeitsverlustes mit dem Schweiß der Körper das unabweisliche Bedürfnis hat, die verloren gegangene Flüssigkeit wieder zu ersetzen. Aber hier liegt die Gefahr. Je mehr der Mensch Flüssigkeit zu sich nimmt, desto mehr schwitzt

er auch, mutet daher Hautgefäßen und Schweißdrüsen vermehrte Arbeit zu. Das viele Trinken würde also dem Akklimatisationsprozeß entgegenarbeiten. Dies ist schon bei dem harmlosen Wasser der Fall. Die Wirkung muß eine um so schädlichere sein, wenn dem Getränk noch dazu eine wärmestehende und dabei gefäßblähende Wirkung innewohnt. Jeder hat wohl an sich bereits die Erfahrung gemacht, daß noch so gut gekühlte alkoholische Getränke an heißen Sommertagen die Schweißabsonderung noch mehr anregen und, wie besonders das Bier, statt den Durst zu löschen, ihn noch steigern. Sonst wäre es ja gar nicht glaublich, daß Menschen literweise ihre Bierkrüge leeren zu müssen glauben.

Dazu kommt noch die Wirkung des Alkohols als Gefäßgift. Er erweitert die Gefäße, lähmt aber die Elastizität ihrer Wandungen, die sich um so schwerer wieder verengern können. Er arbeitet also der von der Natur in den Tropen erstrebten Verengung der Hautgefäße direkt entgegen.

Bei dauerndem und stärkerem Alkoholgenuß kommt daher niemals eine Akklimatisation zustande, ein Lebensgenuß, eine schaffensfrohe Tätigkeit bleibt dann versagt.

Erfahrene Tropenärzte, wie es Fiebig auf Grund einer 24jährigen Erfahrung in Niederländisch-Indien tut, stehen daher nicht an, im Alkohol allein den Faktor zu sehen, der die Akklimatisation unserer Landsleute gerade in den deutschen Kolonien so sehr erschwert. Andererseits sehen sie den Grund der Tatsache, daß sich in andern tropischen Gebieten Europäer, vor allem auch Deutsche, dauernd wohl befinden, dort Kulturtaten vollbringen, in dem Fehlen unserer Trinksitten, in der Enthaltung oder mindestens größeren Mäßigkeit in bezug auf alkoholische Getränke. Diese Behauptung zu widerlegen oder zu bestätigen, will ich Berufeneren überlassen; sicher ist aber, daß der Alkoholgenuß in den Tropen den Prozeß der Akklimatisation mindestens verzögert, er bringt die ganze Blutverteilung des Organismus in Unordnung, stört daher empfindlich die Blutversorgung der inneren Organe, setzt die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten herab. Je stärker der Alkoholgenuß, desto schwerer die Folgen. In den Tropen wird zudem der Alkohol an und für sich schlechter vertragen, schon kleinere Dosen als im gemäßigten Klima führen einen Rausch herbei. Ein einziger solcher Rausch gibt oft genug den im Blute schlummernden Dauerformen der Malaria Parasiten erwünschte Gelegenheit, in dem seiner Schutzkräfte momentan beraubten Blute wieder lebens- und entwicklungsfähig zu werden. Schwere Malariaanfalle waren oft genug die Folgen eines einzigen Exzesses. Aber auch der mäßige gewohnheitsmäßige Alkoholgenuß ist nicht ohne Gefahr, wenn auch hier die Strafe nicht so unmittelbar auf dem Fuße folgt.

Das gesteigerte Durstgefühl, das der Alkohol mit sich bringt, verleitet zu übermäßiger Flüssigkeitszufuhr überhaupt, die alle Organe unnötig belastet. Der Akklimatisationsprozeß sucht die Nieren möglichst zu entlasten und einen Teil ihrer Arbeit der Haut zu übertragen. Eine gesteigerte Flüssigkeitsaufnahme wirkt auch dieser Einrichtung entgegen. An die in den Tropen an und für sich erhöhte in Anspruch genommene Leistungsfähigkeit des Herzens werden neue Anforderungen gestellt, die zellschädigende Wirkung des Alkohols kommt noch dazu, es entwickelt sich leicht daraus der Zustand von Herzmuskelchwäche, den wir als Tropenherz bezeichnen. Auch der menschliche Magen ist nicht auf so große Flüssigkeitsmengen berechnet, wie sie ihm oft zugemutet werden. Er wird mit dem Zwei- und Dreifachen seines eigentlichen Fassungsvermögens angefüllt, der Magen wird gedehnt, die Verdauungssäfte, die schon durch das Schwitzen abgeschwächt sind, werden weiter verdünnt, sie büßen auch ihre antiseptische Schutzwirkung gegen eingedrungene Krankheitserreger, vor allem gegen die des Typhus und der Ruhr, ein. Eisgekühlte Getränke wirken besonders bei leerem Magen durch unmittelbare Schädigung der Magenschleimhaut um so schlimmer. Magenkatarrhe gehören in den Tropen zu den häufigsten Übeln.

So zieht das übermäßige Trinken eine Hydra von Gefahren nach sich.

Der Europäer, der ihnen entgegen, der sich akklimatisieren, gesund erhalten will, muß daher seinen Flüssigkeitsbedarf zu regeln lernen, alle seine Energie aufwenden, nicht zügellos jedem Durstgefühl nachzugeben. Er muß sich erziehen, nicht mehr Flüssigkeit zu sich zu nehmen,

als für die Lebensverrichtungen des Organismus erforderlich ist, daher nicht mehr als drei Liter täglich einschließlich des bereits in der Nahrung enthaltenen Wassers. Anfangs mag es ihm nicht allzu leicht fallen, aber ein wenig Selbstzucht, die für den Europäer in den Tropen auf allen Gebieten vonnöten, ja, eine Ehrenpflicht gegenüber seiner Nation ist, wird ihm auch hier über den wunden Punkt hinweghelfen. Er wird die Beschränkung auf das richtige Maß bald als Wohltat empfinden.

Bedeutend wird die Einschränkung der Flüssigkeitszufuhr dadurch erleichtert, daß man alles vermeidet, was den Durst noch unnötig anregen könnte. Alle dursterzeugenden Gewürze sind daher zu verwerfen, ebenso der Tabakgenuß einzuschränken. Der Fleischgenuß soll möglichst reizloser fleischarmer Nahrung Platz machen. Der Berliner Hygieniker Prof. Rubner hat berechnet, daß schon der ruhende Mensch in der Tropenhitze bei Fleischnahrung innerhalb von 24 Stunden $\frac{7}{8}$ Liter Flüssigkeit braucht, bei Ernährung mit Fetten und stärkehaltigen Stoffen (Kohlehydraten) dagegen nur $\frac{3}{4}$ Liter. Auch letztere Zahl scheint mir noch zu hoch, zumal Eijkman das Flüssigkeitsbedürfnis des Europäers nur auf 2.7 Liter berechnet; die herrlichen tropischen Früchte sollten in erster Linie zur Deckung dieses Bedürfnisses verwendet werden. Sie enthalten den nahrhaften Fruchtzucker und dabei keimfreie, wohlschmeckende und durstlöschende Flüssigkeit. Sonst ist die Frage: „Was soll man in den Tropen trinken?“ nicht allzu einfach. Die Trinkwasserfrage liegt gerade in den Tropen vielfach im argen; bei irgendwie nicht einwandfreien Wasserverhältnissen muß das Wasser gekocht werden. Man kann es dann als Tee, Kaffee, Kakao oder gekühlt mit Limonadezusätzen trinken. Auch die Sodorapparate, bei denen in das nötigenfalls vorher gekochte und gekühlte Wasser der Inhalt einer Kohlensäurepatrone hineingepreßt wird, erfreuen sich mit Recht einer großen Beliebtheit. Ebenso können die aus Kulturstaaten bezogenen Mineralwasser und die mannigfachen alkoholfreien Erzeugnisse ohne Bedenken genossen werden. An die in den Tropen selbst hergestellten Selterwasser gehe man nur mit gewisser Vorsicht heran. Man trinke es nur, wenn man über die Herkunft des Wassers, die Reinlichkeit bei der Fabrikation und auch über die Behandlung der leeren Flaschen beruhigt ist.

Während man Tee warm oder kalt mit Fruchtsaftzusatz als gesundes durstlöschendes Getränk unbedenklich zu sich nehmen kann, sei man mit dem Kaffee vorsichtiger. Er wird gewöhnlich sehr stark bereitet und kann besonders in größeren Mengen schädlich auf Herz und Nerven wirken. Wer den Kaffee nicht entbehren will, soll auf jeden Fall koffeinfreien oder Kathreiners Malzkaffee genießen.

Die Schädlichkeit des Genusses allzu kalter Getränke habe ich erwähnt, ich möchte dabei auf die immer noch nicht genügend bekannte Tatsache hinweisen, daß auch warme Getränke den Durst sehr gut löschen. Sie erweichen und lösen die trockenen Krusten der Mundschleimhaut, die eigentliche Ursache des Durstes, weitaus besser als kalte Getränke, sie wirken auf den in den Tropen stets gefährdeten Verdauungsapparat äußerst wohltätig ein. Besonders die Engländer glauben mit ihrem hot water alle Krankheiten kurieren zu können.

Als letztes Trinkrezept gelte der Grundsatz: „Nie auf leeren Magen trinken und nie in zu großen Mengen auf einmal.“ Trinken auf leeren Magen beeinträchtigt den Appetit, schwächt die Verdauungssäfte ab. Bei vorangegangener Nahrungsaufnahme wird der Flüssigkeitsbedarf teilweise schon durch das mit dieser Nahrung aufgenommene Wasser gedeckt, der Magen wird durch den Speisebrei mechanisch angeregt, die für die völlige Verdauung der Speisen unumgänglich erforderlichen Verdauungssäfte mit ihren keimtötenden Eigenschaften zu erzeugen. Schädliche keimhaltige Getränke können daher einem gefüllten Magen viel weniger anhaben als einem leeren. Im leeren Magen findet keine Säureproduktion statt, ungeschwächt können ihn Krankheitstoffe passieren.

Befolgt man die Ratschläge: Nicht zu viel trinken, nie betrinken, daher möglichst keinen Alkohol, nicht zu kalt trinken, nie auf leeren Magen trinken, nur vollkommen einwandfreie Getränke zu sich nehmen, so hat man dadurch eine starke Gewähr, in den Tropen gesund zu bleiben, sich an das Tropenklima schneller zu akklimatisieren, man kann mit Emin Pascha die „Amnenmärchen“ von den Gefahren des Tropenklimas dreist verlachen.

Die Ernährung des gesunden und kranken Menschen.

Die Nahrung ist die Quelle alles Lebens. Von ihrer richtigen Beschaffenheit hängt in erster Linie der normale Verlauf aller Lebensäußerungen ab. Die rechte Auswahl unter der reichen Fülle tierischer und pflanzlicher Nährstoffe zu treffen, ist für den Gesunden nicht schwer. Anders in Krankheiten, bei denen sich einer ausreichenden Ernährung häufig fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellen. Und doch muß es der oberste Grundsatz der Krankenbehandlung sein, die Entkräftung der Kranken durch geeignete Nahrungszufuhr hintanzuhalten. In vielen Fällen kann nur die Zuhilfenahme von künstlichen Nährmitteln, die dem Körper konzentrierte Nahrung in kleinen Volumen zuzuführen gestatten, den Kräfteverfall verhüten.

Je mehr die medizinische Wissenschaft diese hochwichtigen Fragen erforschte, desto mehr entwickelte sich eine Überproduktion von Nährpräparaten, unter denen sich erklärlicherweise viel Minderwertiges findet, worüber auch eine laute, irreführende Reklame auf die Dauer nicht hinwegtäuschen kann. Zeit und Erfolg richten schließlich über den wirklichen Wert: Nur was der kritischen Beobachtung am Krankenbett dauernd standgehalten und sich gleichzeitig dem Kranken und Gesunden als angenehm erwiesen hat, ohne ihm schwere Geldopfer aufzuerlegen, kann Anspruch auf praktischen Wert erheben.

Von zwei derartigen Präparaten, die sich ohne marktschreierische Reklame durch ihren inneren Wert alle zivilisierten Länder erobert haben, mag hier kurz die Rede sein.

Aus bescheidenen Anfängen entwickelte sich nach mehrjährigen Vorstudien und Experimenten vor nunmehr 24 Jahren die Herstellung einer selbst dem zartesten Säugling bekömmlichen Kindernahrung, die zuerst als „Gaisburger Kindermehl“, dann unter dem Namen „Dr. Theinhardt's lösliche Kindernahrung“, schließlich mit Rücksicht auf das Ausland unter der Bezeichnung „Infantina“ auf den Markt gebracht wurde. Dazu gesellte sich wenig später das für Erwachsene und für Kinder jenseit des Säuglingsalters bestimmte nährstoffreiche und leicht verdauliche Nährpräparat „Hygiam“. Noch jetzt beschränkt sich die Fabrik Dr. Theinhardt's Nährmittelgesellschaft m. b. H. in Stuttgart-Cannstatt ausschließlich auf die Herstellung dieser 2 Präparate und ihrer Modifikationen. Gerade diese Beschränkung hat es ermöglicht, in den vergangenen Jahrzehnten den zwei Präparaten die ganze ungeteilte Sorgfalt zu widmen, alle ärztlichen Beobachtungen und alle Fortschritte der Neuzeit zu verwerten, so daß die Herstellungsweise der Theinhardt'schen Produkte den höchsten Anforderungen gerecht wird. Sie werden fast nur maschinell hergestellt und automatisch nach hygienischen Gesichtspunkten aufgefüllt und verpackt. Vor allem aber wird die Beschaffenheit der Rohprodukte sowie der fertigen Präparate bereits seit dem Jahre 1897 ständig durch vereidigte Handelschemiker kontrolliert, wodurch ihre gleichbleibende Zusammensetzung und tadellose Qualität gewährleistet sind. Ihr heutiger Weltruf spricht sich schon darin aus, daß sie in 24 lebenden Sprachen verpackt zur Versendung gelangen. Für den häufigen Gebrauch in den Tropenländern ist übrigens eine besondere Packung eingeführt worden, die sich vorzüglich bewährt hat.

Neben ihrer ausgezeichneten Bekömmlichkeit, ihrem Wohlgeschmack und den reichen Abwechslungsmöglichkeiten in der Darreichungsform — einem für die länger dauernde Anwendung von Nährmitteln sehr wichtigen Punkt — zeichnen sich die Theinhardt'schen Produkte vor andern Nährpräparaten dadurch aus, daß sie nicht eine im wesentlichen einseitige Eiweiß- oder Zuckerstoffnahrung darstellen, sondern daß sie eine vollkommene Nahrung bieten, welche alle für den Aufbau und die Erhaltung des Körpers notwendigen Bestandteile: also Eiweiß, Fett, Zuckerstoffe und Nährsalze, im richtigen Verhältnis enthält. Wirklichen Wert für die allgemeine Verwendung in der Praxis erlangen sie ferner durch ihren mäßigen Preis. In mannigfachster Weise läßt sich das „Hygiam“ für Gesunde und Kranke nutzbar machen. Für das heranwachsende Geschlecht, ins-

besondere die Schulkinder, und für alle mit schwächerer Konstitution ist das Hygiam, mit Milch bereitet, das hervorragendste Frühstücks- und Nachmittags- resp. Abendgetränk.

Sein hoher Nährwert, seine leichte Bekömmlichkeit und Reizlosigkeit, sein angenehmer Geschmack sowie seine appetitanregende Wirkung machen es zum wertvollsten Diätetikum und Kräftigungsmittel für alle Rekonvaleszenten, Blutarmen und unterernährten Individuen, insbesondere auch für Nierenkranke und Nervenleidende. In schweren Krankheiten mit lange andauerndem Fieber (Typhus, Scharlach usw.), bei geschwürigen Prozessen im Magen-Darmkanal und ähnlichen Krankheitszuständen, welche die Gefahr einer hochgradigen Entkräftung des Körpers mit sich bringen, gelingt es bei rechtzeitiger Zufuhr von Hygiam-Milchnahrung, die gefährliche Entkräftung zu verhüten.

Unsere Zeit der ruhelosen Berufsarbeit und anstrengender sportlicher Übungen schuf noch das Bedürfnis nach einer handlicheren Form des Hygiam; dies führte zur Herstellung der „Hygiam-Tabletten“, die vielen bereits unentbehrlich geworden sind.

In allen außergewöhnlichen Lagen, bei den Unregelmäßigkeiten der beruflichen Tätigkeit, auf Berufsgängen, auf Reisen und Expeditionen in die Hochwelt der Alpen, in die Lüfte können sie bequem mitgeführt werden, um im Bedarfsfalle als konzentrierte fertige Nahrung zu dienen.

Auch auf Seereisen zur Verhütung von und nach Seerkrankheit, ferner in tropischen Gegenden haben sich die Hygiam-Tabletten glänzend bewährt.

Von verschiedenen Afrika-Expeditionen wurde Hygiam und namentlich auch die Tabletten als „Retter in der Not“ bezeichnet. So sprach sich insbesondere der bekannte Oberleutnant Graetz nach seiner Expedition „Quer durch Afrika im Motorboot“ in der anerkanntesten Weise über Hygiam aus, das ihm bei der erlittenen schweren Verletzung als fast einzige genießbare flüssige Nahrung diene und ihn die schweren Verletzungen und großen Blutverluste überwinden ließ.

Eine hochwichtige Aufgabe vermag schließlich das Hygiam auf dem Gebiete der Säuglingsfürsorge zu erfüllen. In allen Kulturstaaen regen sich die Bestrebungen, das vernachlässigte Selbststillen der Mütter mit allen Kräften zu fördern. Neben andern nützlichen Maßnahmen hat sich nun das Hygiamagetränk hervorragend bewährt, um der Mutter die für die Milchbildung erforderlichen Nährstoffe zuzuführen.

Trotz aller Bemühungen wird freilich stets eine große Zahl von Fällen übrigbleiben, in denen die natürliche Ernährung aus äußeren Gründen ausgeschlossen ist, nur in beschränktem Maße durchgeführt werden kann oder abgebrochen werden muß. Für alle diese Fälle leistet nach vielfältigen Erfahrungen erster Kinderärzte die Säuglingsnahrung „Infantina“ Hervorragendes, sei es zur ausschließlichen Ernährung des Säuglings, sei es als Beinarung neben der Mutterbrust. In den Grenzen des Erreichbaren kommt die Infantina-Milch dem Ideale der Muttermilch so nah wie möglich. Sie enthält die Eiweiß- und Zuckerstoffe in leichtest verdaulicher Form, ist frei von unveränderter Stärke und berücksichtigt auch den wichtigen Fettnährstoff und die Nährsalze gebührend. Vor allem bestätigen auch die überaus günstigen Erfahrungen bei den Krankheiten des Säuglings, von den leichten Verdauungsstörungen bis zu den schwersten Magen-Darmerkrankungen und Ernährungsstörungen, den hohen Wert dieser Säuglingsnahrung. Für die großen Vorzüge von Theinhardt's Präparaten spricht nicht nur deren Versand über die ganze Welt, sondern auch die auf 35 beschiedenen Ausstellungen erhaltenen höchsten Auszeichnungen, darunter die Goldene Medaille auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911.

Überseeische Interessenten belieben sich als Selbstkäufer an die Fabrik: Dr. Theinhardt's Nährmittelgesellschaft m. b. H., Stuttgart-Cannstatt, wegen Preis und Bezugsbedingungen zu wenden. Korrespondenz: Deutsch, Englisch und Französisch.

TECHNISCHE WOCHE

Werkstattbetrieb.

Feil- und Sägemaschinen. In den Abb. 1 und 2 sind verschiedene Ausführungsformen und Einzelheiten von Feilmaschinen der Firma Gebrüder Thiel G. m. b. H. in Ruhla i. Thür. dargestellt, bei welchen die Feilen an beiden Enden eingespannt sind.

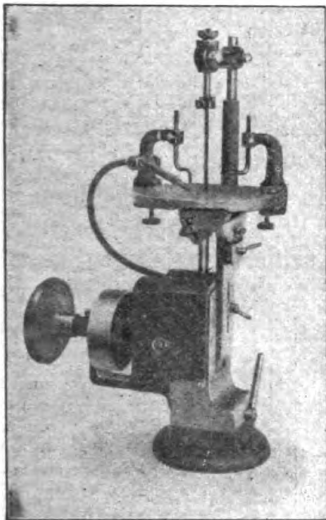


Abb. 1. Kleine Feilmaschine.

Der Gegenhalter nimmt an der Bewegung der Feile teil und sichert sie nach allen Richtungen gegen Ausweichen. Das Einführen der Feile beim Bearbeiten von Innenflächen, also Löchern, Schlitten usw., geschieht nach Lösen der Tisch- und oberen Armschrauben am Gegenhalter auf einfache Weise durch Senken des Arbeitstisches. Der dadurch zwischen Feile und Führungsarmen stehende Raum gestattet das Entfernen und Wiedereinführen des Arbeitsstückes ohne Zeitverlust. Das Heben und Senken des Tisches, das zur Beobachtung der Arbeit mehr oder weniger häufig ausgeführt werden muß, geschieht durch den an der rechten Seite der Maschine sichtbaren Hebel.

Der Antrieb der Feile bei der kleinen Maschine (Abb. 1), die eine Ausladung von 100 mm hat, erfolgt von einem mit zwei Geschwindigkeiten laufenden Deckenvorgelege auf eine

Riemenscheibe von 100 mm Durchmesser und 25 mm Breite, die eine Hubscheibe antreibt. Durch eine Kulis, die eine Einstellung des Hubes von 15 bis 45 mm ermöglicht, wird der Feilenhalterarm auf und ab bewegt. Die Größe der Feilen kann bis 10 mm Durchmesser und 100 bis 125 mm Länge betragen. Die Anzahl der Feilstriche in der Minute ist 220 oder 260. Bei den größeren Maschinen (Abb. 2), die eine Ausladung bis 150 mm haben, erfolgt der Antrieb der Feilen durch eine am oberen Ständer befindliche Riemenscheibe, die durch inneres Vorgelege die Hubscheibe treibt. Der Hub ist entsprechend der Größe der Maschine von 0 bis 150 mm einstellbar bei Feilenlängen bis 250 mm. An Stelle der Feile können zum Ausarbeiten von Blöcken auch Sägeblätter und zum Nacharbeiten gehärteter Werkzeuge Schmirgel- und Diamantfeilen benutzt werden.

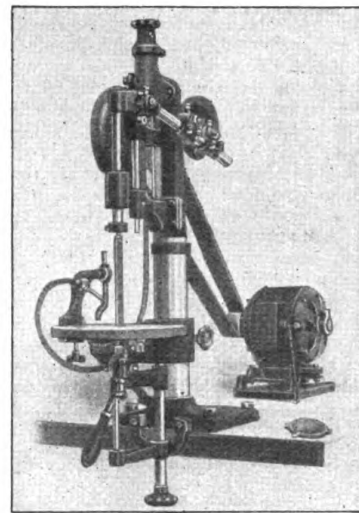


Abb. 2. Große Feilmaschine.

Automatische Seyboth-Feuerung

bringt

Höchste Kohlenersparnis!
Rauchschwachen Betrieb!
Schonung des Kessels!

Seyboth & Co., Zwickau (Sa.)

Filialen: Beuthen (O.-S.), Düsseldorf, Prag.

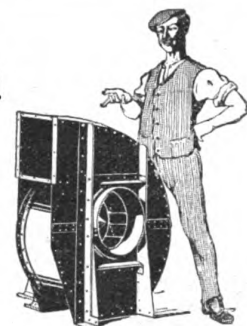
Unsere Ventilatoren

MODELL 1912

sind unübertroffen

sowohl in

Leistung, Bauart
und Kraftbedarf



Benno Schilde · Hersfeld H.-N.
Maschinenfabrik und Apparatebau.

Aechte Holsten-Biere

== hervorragende Qualität ==
rein aus Malz und Hopfen

in Kisten, $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Flaschen, beliebige Packung,
in Fässern à 50 und 100 Liter.

Haltbarkeit garantiert.

Vertreter für Export:

F. L. Riedell, Hamburg 36.



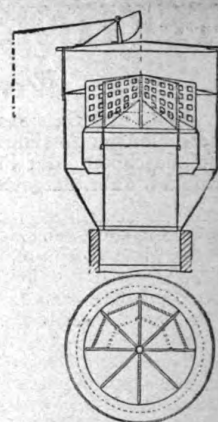
Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

15

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

Ein neuer Funkenfänger. Die Rußfang Comp. G. m. b. H. Hannover hat einen Ruß- und Funkenfänger konstruiert, der bei den ausgeführten Versuchen und vor allen Dingen auch später im praktischen Gebrauch sehr gute Resultate zeitigte. Auch hier zeigt es sich wieder, daß es nicht auf die Kompliziertheit der Konstruktion ankommt, sondern auf einfachen Anordnungen gute Erfolge zu erzielen sind. Unsere Abbildung läßt erkennen, daß wir es hier mit einem einfachen Apparat zu tun haben, der auf jedem Schornstein, und gleichgültig, ob dieser für industrielle oder häusliche Zwecke dient, angebracht werden kann. Der Apparat wird aus Eisenblech hergestellt und besteht aus festen Hauben mit Stellvorrichtung zur Regelung der Öffnungsweite und Klappzug zum Zweck des Herablassens des im Boden des Aufsatzes angesammelten Rußes bei gleichzeitigem kurzen Verschuß der Austrittsöffnung, um während der Entleerung das Entweichen des aufgewirbelten Rußes zu verhindern. Die durch Ablenkung der Gasströmung in der Rauchkammer entstehenden Widerstände werden durch ein flaches überstehendes Kugeldach beseitigt, wodurch das Eindringen

widriger Winde verhindert wird und letztere in einer den Zug fördernden Richtung abgelenkt werden. Durch die gleichmäßige Zugwirkung wird dem Heizer die Bedienung der Feuerung erleichtert, die in den meisten Fällen sich durch eine Kohlenersparnis bemerkbar macht. Die Wirkung des Aufsatzes auf den Kohlenverbrauch zeigt sich besonders nach Sonn- und Feiertagspausen. Der Heizer braucht weniger Zeit zum Anfeuern, weil das Eindringen kalter Luft durch den Aufsatz verhindert wird. Auch die Dampfspannung sinkt nicht so stark herab wie ohne Aufsatz. Die Kohlenersparnis ist noch auf andere Ursachen zurückzuführen, soweit hierauf die Einwirkung während des Betriebes in Frage kommt. Es wurde festgestellt, daß bei offenen Schornsteinen infolge der ungleichmäßigen Luftströmungen zeitweise große



Funkenfänger.

Personen- und Gepäck-Wage
„Bekah“
D.R.G.M.
Frachtkraft 125 kg.
Preis
20.— Mk.
Wiederverkäufer u. Exporteure hohen Rabatt!
Hermann Schadrack
Personen-, Gepäck- und Babywagen
Berlin S. 42, Brandenburgstr. 72/73

D.R.P. u.



Ausl. Pat.

Nutzen **Fräser**
verlangen Sie von Ihrem Werkzeug-
Lieferanten oder direkt
von **Crosset u. Co. Hamburg-Ottensen E.W.**

Als Neuheit fabrizieren
Bügeleisen und Kocher
für Spiritus- und Gasheizung.
Reform-Eismaschinen
unerreicht in Leistungsfähigkeit u. Billigkeit
Pyrophor-Taschen- und Tischfeuerzeuge u. Gasanzünder einfach bei dauernd sicherer Funktion in jeder Preislage.
Rohemalite in all. Farben für Schilder- u. Geschirrlabiriken. Prospekte 0 gratis und franko
Bergmanns Industrierwerke Gaggenau, Baden.

Bezugsquellen

aller Bedarfsartikel. (Rohmaterialien, Maschinen etc.) für die Seifen-, Parfümerie-, Harz-, Fett- und Oelindustrie sowie chemisch-technische Branche weist bei Einsendung dieses Inserates

kostenlos

nach
Seifensieder-Zeitung und Revue über die Harz-, Fett- und Oelindustrie mit dem Beiblatt: Der chemisch-technische Fabrikant, Augsburg (Bayern).

Hydr. u. Kniehebel-
Pressen
aller Art, Steinbrecher, Sandwaschanlagen, Betonmischer, Mauersteinmaschinen, Hohlblockmaschinen, Dachziegelmaschinen, Formen für Rohre, Stufen usw. Export nach allen Erdteilen.
Maschinenfabrik Dr. Gaspary & Co., Markranstädt (Deutschland).
Broschüre 439 frei.

Endlich Ersatz für Elektrisch!
Fin Druck. Es brennt!
Gasfernzünder „Pneuma“
Ein gesch. Befähigt durch Luft
Metallwaren-Versorgung. Größtlich mobil. Christenbourg Str. 7. Tel. Wilhelm. 101.

Die Zigarette als Feuerzeug
Neuester Massen-Artikel
Vorzügliche Reklame-Neuheit
Muster geg. Eins. von 50 Pf.
Metallwaren-Fabrik
Baer & Co., Berlin S. 14. m.

KARN HARMONIUM
über 60 000 im Gebrauch.
Altbewährtes, anerkannt erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit.
D. W. KARN
Hamburg 36.

Knorr

Knorr-Hafermehl

seit über 40 Jahren bewährt.

C. H. KNORR A.-G., Heilbronn a. N.
Exportniederlassung Hamburg, Barkhof 3.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Digitized by Google

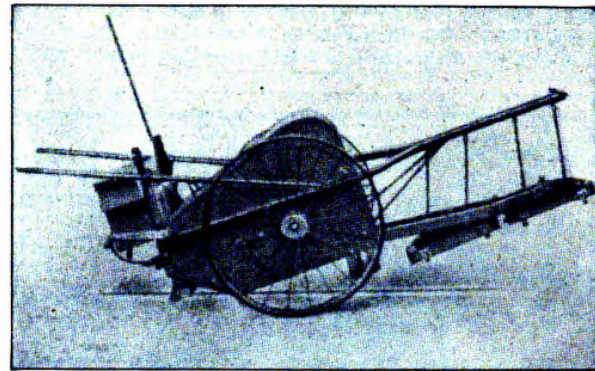
Original from
CORNELL UNIVERSITY

Wärmemengen abgesaugt werden, die durch den Verbrennungsprozeß wieder zu ersetzen sind.

Eisenbahnwesen.

Schienen-Feilmaschine. Die geringen Leistungen sowie die hohen Löhne, welche das Feilen von Hand an Straßenschienen verursachten, haben dazu Anlaß gegeben, Maschinen auf den Markt zu bringen, die bei leichter Handhabung auch während des Bahnbetriebes größere Leistungen erzielen lassen, als es bei Handbetrieb möglich ist. Unter diesen „Feilmaschinen“ ist die von den Carowerken für Blechindustrie, Berlin-Charlottenburg, eingeführte neue patentierte Schienen-Feilmaschine besonders zu erwähnen. Dieselbe eignet sich zur Egalisierung der Schienenstöße und besonders auch zur Beseitigung der Riffelbildung der Straßenschienen. Die Maschine ist fahr- und kippbar, wodurch sie leicht aus dem Gleis zu entfernen und wieder einzustellen ist, und es können ohne Schwierigkeit Arbeiten auch während des Bahnbetriebes ausgeführt werden. Der Antrieb der Maschine erfolgt durch einen Elektromotor,

welcher durch einen Kurbel- und Hebelmechanismus einen oder zwei hintereinander liegende Feilhobel antreibt, die



Schienen-Feilmaschine
mit zwei Hebeln, aus den Schienen gekippt.

Just Wolframlampe
in jeder Beziehung
unübertroffen gute elektrische Sparlampe!
8 höchste Auszeichnungen 1911!

Bestellen Sie bei allen Installationsgeschäften oder an der
Wolfram Lampen Akt.-Ges. Augsburg

Einstimmiges Urteil:

Die Beste .. „Mentor“
Spiegel-Reflex-Kamera

auch zusammenlegbar, 9x12 cm
liefern

Goltz & Breutmann
Fabrik photographischer Apparate
Dresden-A. 44.

Kuhl & Klatt
Berlin S.O. 16

Pneumatist Treklaviere
65/88 Standard Note
Pneuma Elektrische Pianos

Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Gelgen-Imitation

Warnung! Kaufen Sie keinen Azetylen- oder Luftgas-Apparat, ohne unsere Prospekte kostenlos verlangt zu haben.

Neuestes Modell des Luftgas-Apparates
„JUPITER“
zu Licht, Heizung, Kraft.

Kubikmeter ca. 9 Pf., 60 Kerzen Glühlicht 1,2 Pf.
Vertreter an noch einigen Plätzen bei hohen Provisionen gesucht. Für Plätze mit weniger als 10 Lampen empfehlen wir unsere Gasstofflampen.

Sächsische Luftgas-Apparate-Fabrik „Jupiter“, Dresden 28 B.

Wie wird man schön?

Nur durch den Gebrauch von
„Klespa-Creme“

ges. gesch. Dieses neuentdeckte Schönheitsmittel bewirkt einen schneeweißen, frischen Teint u. verhindert Faltenbildung. Entfernt unter Garantie Sommersprossen, Wimpern, Mitesser, Sonnenbrand usw.

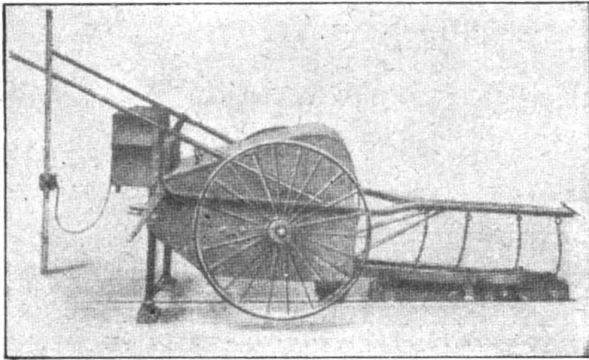
Um allem Mißtrauen wirksam zu begegnen, zahle bei Nichterfolg Betrag zurück.

Creme M. 2.50, die dazu gehörige Seife 70 Pf., inkl. Porto 3.40, Nachn. 3.60, Ausland nur gegen Voreinsendung 3.70.

Paul Lange, Berlin C, Königstraße 38.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

mittels Ketten an einem Ausleger aufgehängt sind und beim Kippen der Maschine von der Schiene abgehoben werden. Die Feilhobel sind für Feilenblätter in Größe 500 × 55 mm eingerichtet. Die Ersparnis an Arbeitslöhnen ist so groß, daß sich die Maschine schon in kurzer Zeit bezahlt macht.



Schiene-Feilmaschine

mit zwei Hobeln, in die Schienen eingestellt.

Die Maschine mit einem Hobel beseitigt 3 m Riffelbildung in einer Stunde und ersetzt die Arbeitsleistung von drei Handhobeln, während die Maschine mit zwei Hobeln etwa 5 m Riffelbildung in einer Stunde beseitigen kann, was der Arbeitsleistung von fünf Handhobeln gleichkommt. Die Feilmaschinen mit einem Hobel sind für 1 m Feillänge, diejenigen mit zwei Hobeln für 1,5 m Feillänge konstruiert. Als besondere Vorzüge der „Caro“-Feilmaschine wird die hintereinanderliegende Anordnung der Feilhobel hervorgehoben. Ein ganz besonderer Vorteil bei der Maschine mit zwei Hobeln ist der, daß die Riffelbildung selten an beiden Schienen zugleich auftritt.

Ausstellungswesen.

Landwirtschaftliche und industrielle Ausstellung Kiew, 27. Mai bis 14. Oktober 1913. Die Feier der Grundsteinlegung der für das nächste Jahr geplanten „Landwirtschaftlichen und industriellen Ausstellung“ in Kiew hat am 14./27. Juni stattgefunden. Wie die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie“ im Anschluß an frühere Informationen bekanntgibt, soll die Schwedische Regierung inzwischen dem Ausstellungskomitee die Absicht zu erkennen gegeben haben, sich an der Ausstellung zu beteiligen und einen besonderen Pavillon zu errichten. Auch die Verwirklichung der geplanten Spezialabteilung für Kälte-Industrie, deren Zustandekommen vor einiger Zeit in Frage gestellt war, ist erneut in Angriff genommen worden, indem die Kälte-Industrie-Komitees in St. Petersburg, Moskau, Koslow, Charkow und Astrachan sowie verschiedene für diesen Industriezweig in Frage kommende Stadt- und Landschaftsverwaltungen zur Teilnahme aufgefordert worden sind, und man auch für Heranziehung der auf dem einschlägigen Gebiete im In- und Auslande arbeitenden Fabriken Sorge getragen hat.

Geschäftliche Notizen.

Die Benzwerke Gaggenau, G. m. b. H., vormals Süddeutsche Automobilfabrik, sind durch Kauf in den Besitz der Firma Benz & Cie., Rheinische Automobil- und Motorenfabrik A.-G. in Mannheim, übergegangen und werden von dieser nach vorgenommenen Vergrößerungen als Zweigniederlassung unter der Firma: Benzwerke Gaggenau, Filiale von Benz & Cie., Rheinische Automobil- und Motorenfabrik A.-G. in Mannheim, Gaggenau, fortgeführt.

Allgemeines. In manchem kleineren Haushalt wird wegen des leidigen Zeitmangels oder wegen der nicht geringen Umstände, die das Bereiten einer guten Suppe verur-

Hamburg

STEINWAY

& SONS

FLÜGEL

UND PIANINOS

(Höchste Vollendung)

Berlin

London

New-York

Ueber 150 000 im Gebrauch · Tropensichere Konstruktion

Vertreter an allen Hauptplätzen
des In- und Auslandes

Katalog versendet auf Wunsch
die Hamburger Fabrik

sacht, oftmals gar keine Suppe auf den Tisch gebracht. Dies ist aus verschiedenen Gründen, sowohl vom Standpunkt einer richtigen Ernährung als auch vom Kostenstandpunkt aus, zu bedauern. Es ist bekanntlich Tatsache, daß jede Mahlzeit mit Suppe sich billiger stellt und besser ernährt, als Mahlzeiten ohne Suppen, denn die flüssige Nahrung hat für den menschlichen Körper einen viel höheren Ausnut-

zungswert als feste. Wenn die Hausfrau keine Suppe zu Tisch gibt, so müssen die übrigen, meist teuren Speisen in viel größerer Menge genossen werden, um gleiche Sättigung und Kräftigung zu erreichen. Die Mahlzeit ohne Suppe wird also mehr kosten als die kleine Ausgabe zur Suppenherstellung gekostet hätte, wenn man einfach Knorr-Suppenwürfel nimmt.



TAUSENFACH VON AUTORITÄTEN EMPFOHLEN!

In Odessa und in St. Petersburg 1907 mit Goldenen Medaillen, in Antwerpen 1908 mit Ehrendiplom, den höchsten Anerkennungen prämiiert.

In GARANTOL bleiben die Eier ein Jahr und länger frisch. Wieder von außen noch beim Öffnen ist den Eiern anzusehen, daß sie nicht direkt von der Henne kommen. Geschmack und Geruch sind vorzüglich; das Weiße trennt sich leicht vom Dotter und läßt sich schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier

werden allen anders konservierten Eiern vorgezogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

PREISE:

Paket A für 120 Eier 25 Pf.	Paket F für 2400 Eier M. 2.—
• B. 300 • 40 •	• G. 4500 • 2.50
• C. 400 • 50 •	• H. 6500 • 3.25
• D. 600 • 75 •	• J. 10000 • 4.—
• E. 1200 • 125 •	ab Dresden

Garantol ist auch in den Tropen bereits bestens erprobt, wie die regelmäßigen Nachbestellungen von dort beweisen. Garantol ist ein guter Export-Artikel nach dort, wo die Eierpreise Schwankungen unterworfen sind.

Garantol-Gesellschaft m.b.H., Dresden-19, E.W.O. Vertreter überall gesucht.



Badewannen

Preis! frei! mein 70000 fach bew., unerr. prakt., wasserspar. Wannen u. Einrichtungen. E. Brandes, Metallw.-Fabr., Leuben-Dresden 73.



Schwere Leiden

sind häufig die Folgen vernachlässigter Krampfaderen. — Bei Beinschwellen, Aderbeinen, Geschwulst, Entzündung, nasser Flechte, Salzlfluss, trockener Flechte, Gelenkverdrückung, Steifigkeit, Plattfluss, Rheuma, Gicht, Ischias, Hüftweh, Fisteln, Elephantiasis wird Ihnen die Broschüre: **Lehren und Ratschläge für Beinleidende** nützlich sein. Gratis zu beziehen durch:

Sanitätsrat Dr. R. Weise & Co., Hamburg I. W. K.

Nordseebad Scheveningen

via Emmerich.

Man verlange Prospekt.



Schwerhörigkeit, Ohrgeräusche

werden beseitigt beim Gebrauch von ges. gesch. Gehör-Patronen. Äußerst bequem zu tragen. — Im Gebrauch unsichtbar. Aertlich empfohlen. — Zahlr. Anerkennungen. — Prospekt gratis u. franko.

Hans Sieger, Bonn am Rhein.

Glacéhandschuh „Tryphosa“

mit sanitären Eigenschaften zur Pflege und Erhaltung zarter Haut. Bezugsquellen weist nach: der Patentinhaber **Louis Grässer, Zwickau i. Sa., D. R. P. 218315** und 6 Auslands-Patente.

Angel-Geräte

Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1,— i. Briefmark. all. Länder.

H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.



Briefmarken

Alle verschieden! 100 Asien, Afrika, Australien M. 2.—
500 versch. nur M. 3.50
100 Australien „4.—
200 Engl. Kolon. „4.50
60 Span. Kolon. „3.—
50 Altd. Deutsche „3.—
1000 versch. nur M. 11.—
2000 versch. „48.—
100 Franz. Kol. „4.50
50 Altd. Deutsche „3.—
Max Herbst, Markn., Hamburg A.
Grosse illust. Preisliste gratis und franko.

Bilder erstkl. farb. u. einfarb. Wiedergaben n. Motiv. aus der Heimat als Wandschmuck. Farb. illust. Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 1.50 portofr. Clemens Kauffmann Kunstverlag, Berlin SW 68, Friedrichstrasse 40 W.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laboratorien. Programm frei.

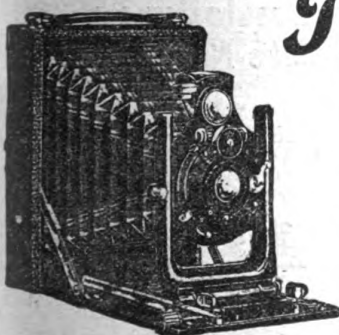
Technikum Bingen a./R.
Maschinenb. Elektrol. Automob. Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chaufeurkurse.

Bilz' Sanatorium Dresden-Radebeul



Gute Heilerfolge. Prospekte frei

Herzliche Leitung } Dr. med. Paul Aschke
Sanitätsrat Dr. Biffinger || Unvergleichlich schöne Lage mit wundervollem Naturpanorama. Internationaler Besuch.
Bilz' Luft-Bad. Größte und schönste Licht-Luft-Badestätte Europas. 300 000 qm groß.
Undosa Wellenbad. Rollschuhbahn 2500 qm. 5 große Schwimmbassins — Spiel- und Sportplätze.



Photographische Apparate

in allen existierenden Formaten für Platten und für Films, mit allen Verschlusssystemen und unübertroffener opt. Ausstattung. Seit vielen Jahren bewährte Modelle für die Tropen.

Photographische Bedarfsartikel für die Aufnahme, den Negativ- und den Positivprozeß.
Chemikalien in Pulverform in tropenfester Packung.

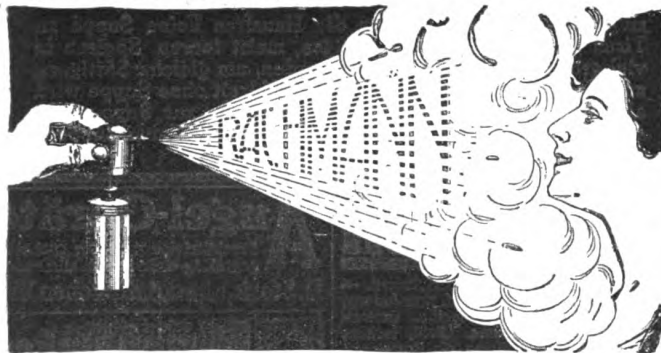
HAUPTKATALOG Nr. 71 an Interessenten auf Wunsch kostenfrei.
Bezug der Apparate und Artikel durch jede Photohandlung der Welt.

Jca, Aktiengesellschaft, Dresden-A. 21 Größte und älteste ..
Camerafabrik Europas.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

19

Für die Reise:



neuester Eau de Cologne-Zerstäuber „Hermeticus“

Patent ang. in allen Kulturstaaen.

Absolut dichtschießend und dauerhaft. Erhältlich in großen Warenhäusern und besseren Parfümeriegeschäften.

Brüder Rachmann, Glas- und Metallwaren-Fabrik
Berlin S 42, Ritterstr. 98. Haida i. Böhmen. Wien VII/3, Kaiserstr. 91.
Brüssel 1910 und Internat. Hygiene-Ausstellung Dresden 1911 Goldene Medaille.

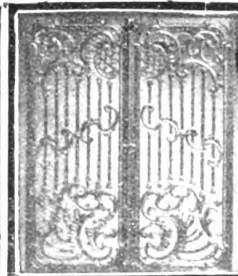


VERLANGE AUSDRÜCKLICH

Gütermann

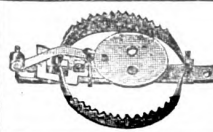
SCHAPPE NAH SEIDE

NUR ECHT MIT FIRMALOG



**Münchener
Kunstschmiede**
kunstgewerbl. Werkstätten
München 8, Weißenburger Str. 15

Anfertigung sämtl. Kunstschmiede- und Treibarbeiten, Kronleuchter, Beschläge, Gitter etc. Spez.: Heizkörperverkleid.



Raubtierfallen

für Löwe, Tiger, Wolf, Hyäne, Fuchs usw.
Nur erstklassige Fabrikate.
Reich illustr. Katalog Nr. 107 mit leichtesten Fang-
lehren für alles Raubzeug gratis.
E. Grell & Co., Hollieleranten, Haynau i. Schl.

Modelle

jeder Art, bis zu den größten Dimensionen,
Miniaturomodelle für Ausstellungen
in Holz und Metall usw. liefert schnellstens
Modellfabrik Max Franke,
Düffeldorf W. 53, Thalstr. 116. — Telefon 5586.

Dr. med. Fichtels vegetabiles Diabetiker-Pulver

bei Diab. mell. von überraschender Wirkung
ohne Einhaltung strenger Diät. Rasche Ab-
nahme der Zuckerausscheidung, Verminderung
des Durstes, Hebung des Allgemeinbefindens.

Äerztliche Gutachten und Proben durch
S. Strauss, pharmazeutische Präparate, Hannover, Brüderstr. 6

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

F. V. Grünfeld

Berlin W, Leipziger Strasse 20-21

Grösstes Leinen- und Wäschehaus der Welt!

Bettwäsche	Tischwäsche	Hauswäsche	Küchenwäsche	Leibwäsche	Trikotagen
Handarbeiten	Taschentücher	Morgenröcke	Morgenjacken	Blusen	Unterröcke
Gardinen	Vorhänge	Schlafdecken	Bettdecken	Steppdecken	Bettstellen
Leinen- und Baumwollstoffe		Waschstoffe für Kleider und Blusen		Reinwollene und baumwollene Blusen-Flanelle	

Auf Wunsch erfolgt
Zusendung der:

Hauptpreisliste Nr. 99
(über 2200 Abbildungen)

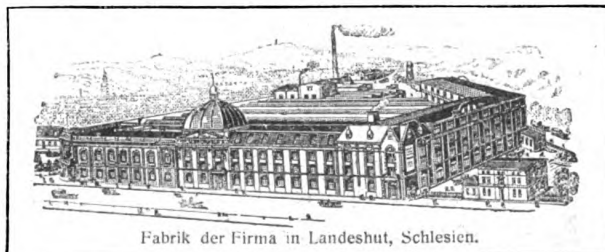
*** Brautausstattungs-
Preisliste Nr. 22**

Proben von allen Artikeln zu
Diensten.

Versand nach allen Ländern.

Eigene mechanische und Hand-
weberei, Näh- u. Stickwerkstätten.

Mehr als 2000 unmittelbar be-
schäftigte Angestellte, Fabrik- und
Heimarbeiter.



Fabrik der Firma in Landeshut, Schlesien.

Hauptzweig der Firma:

**Brat-
Ausstattungen**

in jeder Preislage.

DIE-WOCHEN

Nummer 32.

Berlin, den 10. August 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 32.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1317
Als ich noch Prinz war. Von Otto Ernst	1317
Die Erziehung zum Wasser. Von Reinhold Cronheim	1319
„Verbotener Weg“ und Ähnliches. Von Rechtsanwalt Dr. Carl Spiller	1322
Momentaufnahmen von unterwegs. Von Elesta Gräfin Bethu g-Huc	1323
Unsere Bilder	1324
Die Toten der Woche	1324
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1325
Famille Dungs. Roman von Kurt Vram. (Fortsetzung)	1333
Ein Tropentag. Von Dr. med. H. Wörster (Java)	1339
Wiener Bühnenliebhaber auf ihrem Sommerfug. Von L. Klenberger. (Mit 12 Abbildungen)	1341
Bagreuther Bilder. Von H. Mirus. (Mit 11 Abbildungen)	1345
Tante Toni. Skizze von Elie Franken	1349
Der große Straßburger Straßenbruch. Von Dr. Karl Strohl. (Mit 7 Abbildungen)	1351
Sonnenmaschinen. Von Hans Dominik. (Mit 4 Abbildungen)	1355
Bilder aus aller Welt	1357



Die sieben Tage der Woche.

1. August.

Aus Tokio wird gemeldet, daß der Kaiser aus Balestrand ein Beileidstelegramm an Kaiser Nohhito gesandt hat.

In Kiel wird das erste, mit Turbinen ausgerüstete Linien-schiff der deutschen Flotte, der „Kaiser“, in Dienst gestellt.

Die französische Regierung gibt bekannt, daß die russisch-französischen Verhandlungen über das Zusammenwirken der beiden Flotten im Kriegsfall zum Abschluß gekommen sind.

Der englische Handelsminister Baxton gibt im Unterhaus die Erklärung ab, daß Großbritannien zum 1. September 1913 von der Brüsseler Zuckerkonvention zurücktreten werde.

Die Session des norwegischen Storting wird geschlossen.

2. August.

Aus Dresden wird gemeldet, daß der Statthalter von Böhmen Fürst Thun infolge der Vorstellungen der sächsischen Regierung Maßnahmen getroffen hat, um die Stauungen des Elbwassers in Zukunft zu verhindern.

Zum Rektor der Universität Berlin für das kommende Jahr wird der ordentliche Professor der alttestamentarischen Exegese und Theologie Wolf Graf von Baudissin gewählt.

In Gebersdorf bei Nürnberg stürzt das Gerüst und ein Teil der Maschinenhalle des im Bau befindlichen Kraftwerkes Franken ein. Dabei werden 10 Arbeiter getötet und 14 schwer verletzt.

3. August.

Der Kaiser trifft, von seiner Nordlandreise heimkehrend, an Bord der „Hohenzollern“ in Swinemünde ein.

Der amerikanische Senat nimmt einen Antrag an, in Erweiterung der Monroe-Doktrin ausländischen Schiffahrtsgesellschaften die Errichtung von Niederlassungen auf amerikanischem Boden zu verbieten, die im Kriegsfall als Stützpunkte fremder Mächte dienen könnten.

Alle Offiziere der türkischen Armee, die als Parteigänger der Jungtürken hervorgetreten sind, werden aus ihren bisherigen Garnisonen in andere verlegt.

In Ederföörde werden fünf Engländer unter dem Verdacht der Spionage verhaftet.

4. August.

Der türkische Kriegsminister verfügt die Verhaftung von jungtürkischen Offizieren, die in einer Versammlung gegen die Regierung Stellung genommen haben.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß in Nestüb durch eine Bombenexplosion 38 Personen getötet wurden.

5. August.

Die türkische Kammer gibt gegen die Regierung ein Mißtrauensvotum ab und vertagt sich danach auf unbestimmte Zeit. Die Kammer wird durch Trabe des Sultans aufgelöst, und über Konstantinopel wird für die Dauer von 40 Tagen der Belagerungszustand verhängt.

6. August.

Aus Cetinje wird gemeldet, daß der türkische Gesandte wegen der sich wiederholenden Zwischenfälle an der Grenze Beschwerde erhoben und in einer Note binnen 24 Stunden Genugtuung verlangt hat, widrigenfalls er Cetinje verlassen und die diplomatischen Beziehungen abbrechen werde.

Der russische Aviatiker Abramowitch, der am 14. Juli in Berlin seine Flugfahrt angetreten hat, landet auf dem Militärflugplatz Gatchina bei Petersburg.

7. August.

Aus Tanger wird gemeldet, daß neue Unruhen in der Umgebung von Mazagan an der Küste von Ostmarokko die Entsendung eines französischen Kreuzers notwendig gemacht haben.

Als ich noch Prinz war.

Von Otto Ernst.

Seine weiland Königliche Hoheit warf lässig ein Bein über das andere, blies, in den Klubstuhl zurückgelehnt, den Rauch der Zigarre zur Decke und erzählte mit sanfter, einschmeichelnder Stimme und in seiner schüchtern vornehmen Weise wie folgt:

Als ich noch Prinz war von Arkadien, da beauftragte mich eines Tages der König, mein Papa, ihm einen Teil seiner Repräsentationspflichten abzunehmen, weil er sich bei seinem hohen Alter den immerfort steigenden Ansprüchen an seine geistige und körperliche Spannkraft nicht mehr vollkommen gewachsen fühlte. Ähnlich wie den Ziegen ein unüberwindlicher Trieb zum Klettern eingeboren ist, so haben Kronprinzen manchmal ein merkwürdiges Gefühl, den Thron zu besteigen, und da ich mich bereits meinem 35. Lebensjahre näherte, so begrüßte ich mit freudiger Spannung die Gelegenheit, mit der Regierungsarbeit wenigstens so eine Art von Anfang zu machen.

Es war um die Mitte des Juli im Jahre 1905, als ich beauftragt wurde, der guten Stadt Orhomenos einen Besuch zu machen, weil sie eine Kanalisation erhalten hatte und von meinem Herrn Vater ungewöhnlich lange nicht besucht worden war. Um 9 Uhr 12 des Morgens lief mein Zug auf dem Bahnhof Orhomenos ein. Ich wurde von den Spitzen der Militär- und Zivilbehörden empfangen; 37 Herren wurden mir vorgestellt, 13 von ihnen reichte ich die Hand; ich schritt ferner die aufgestellte Ehrenkompagnie ab und bestieg den bereitstehenden Wagen. Als ich eingestiegen war, trat ein kleines, weiß-

gekleidetes Mädchen an den Wagenschlag, sprach ein Gedicht zu meinem Preise und überreichte mir Blumen. Um 9 Uhr 35 trafen wir vor dem Schlußgebäude der Kanalanlage ein; der Oberbürgermeister hielt eine Ansprache von zehn Minuten, in der er mir viel Verbindliches sagte; dann hielt der Ingenieur, der die Anlage gebaut hatte, einen erläuternden Vortrag von 25 Minuten; hierauf erwiderte ich mit einigen Worten des Dankes und vollzog die Zeremonie der Schlußsteinlegung. Hierauf mußte ich durch einen langen Tunnel fahren, in dem es sehr kalt war und schrecklich nach frischem Zement roch. Als wir das Tageslicht wiedersehen, war es 10 Uhr 43, und es war Zeit, daß ich die Bildergalerie besuchte. Der Direktor der Galerie begrüßte mich in einer 8 Minuten langen Ansprache und stellte mir seine Mitbeamten vor. Die Galerie enthält gegen zehntausend Gemälde, die ich aus Höflichkeit alle besichtigen mußte; ich hätte sie auch gern mit Muße betrachtet; aber um 11 Uhr 45 mußte ich den vor kurzem fertiggestellten Turm der Michaelskirche bestiegen. Am Portal der Kirche vom Kirchenvorstande und der Geistlichkeit, deren Mitglieder mir vorgestellt wurden, empfangen und vom Vorsteher und dem Hauptpastor mit Ansprachen begrüßt, bestieg ich bei 30 Grad Celsius im Schatten den Turm, von dessen oberster Galerie aus der sehr gewissenhafte Vorsteher mir eingehend die Gegend erklärte. Hieran schloß sich ein Frühstück zu 70 Gedecken beim Regierungspräsidenten, der 12 Minuten redete, worauf ich 3 Minuten lang erwiderte. Nach dem Frühstück hielt ich Cercle und sagte jedem der Anwesenden eine Artigkeit. Als ich aufbrach, war es 1 Uhr 18 und mithin hohe Zeit, nach dem Anatomisch-Pathologischen Museum zu fahren. Der Direktor empfing mich; ich drückte ihm die Hand; er stellte mir sein Beamtenkollegium vor und hielt keine Ansprache, worauf ich ihm noch einmal die Hand drückte. Er war aber in der Erläuterung seiner Einrichtungen, Präparate usw. so ausführlich, daß ich danach ganz wohl ein medizinisches Examen hätte machen können, wenn ich ihn verstanden hätte. Nicht wahr, man kann ein ganz guter Landsvater werden, ohne ein prachtvolles Exemplar einer Trinkerleber wissenschaftlich würdigen zu können! Ich mochte den guten, freundlichen Herrn nicht durch einen jähen Abbruch seines Vortrages kränken, zumal er mit dem schönen Feuer eines für seine Wissenschaft lebenden Gelehrten von seinen „herrlichen Krebsgeschwüren“ und „einzig schönen Herzbeutelentzündungen“ sprach; so kam es, daß ich auf die beim Ausgang angebotenen Erfrischungen, auch auf den sehr angebrachten Cognac, verzichten mußte, um nicht noch später zur Besichtigung der Wollspinnerei zu kommen, die ich ohnedies um 4 Minuten zu spät betrat. Das war mir sehr peinlich, weil Pünktlichkeit die Höflichkeit der Könige, besonders aber der Prinzen ist. Der Besitzer der Wollspinnerei stellte mir seine höheren Angestellten vor und ließ durch seine Tochter ein Begrüßungsgedicht vortragen, in dem mir sehr viel Schmeichelhaftes gesagt wurde. Als Verfasser dieser Verse wurde mir der Raffinerer vorgestellt, dem ich durch ein paar freundliche Worte dankte. Sie werden nicht schlecht von mir denken, wenn ich Ihnen bekenne, daß ich von der Wollspinnerei wenig begriff; Wolle werde ich nie in meinem Leben spinnen. Was andere Menschen erst durch jahrelange zugreifende Arbeit lernen, das kann man nicht durch Worte und Zuschauen erschnappen. Ich war und bin von Wert und Würde jeglicher Arbeit tief überzeugt, mag es sich auch nur um Zahnstocher- oder um Fliegenpapierfabrikation handeln, und ich gönne allen Industrien jegliche Förde-

rung; aber — nicht wahr? — ein Herrscher braucht nicht notwendig zu wissen, wie Fliegenpapier gemacht wird. Ihr zustimmendes Nicken beruhigt mich; ich möchte nämlich nicht den Eindruck erwecken, als ob ich irgendeine nützliche Tätigkeit geringgeschätzt und eine laze Auffassung von meinen Pflichten gehabt hätte.

28 Minuten nach 2 Uhr begab ich mich programmgemäß zum Wettkampf der arkadischen Männergesangsvereine. Beim Betreten des Konzertsaales wurde ich mit brausenden Hochrufen empfangen; das Orchester spielte „Arkadien für immer“; einer der Vereinspräsidenten richtete eine längere Ansprache an mich und stellte mir die Vorstände sämtlicher Vereine sowie die Herren des Preisgerichts vor. Ich bin leider gänzlich unmusikalisch; wenn Sie hinter einem Vorhang Betten klopfen und mir sagen, das sei die „Zauberflöte“, dann muß ich Ihnen glauben. Ich beklage das tief; ich glaube, daß dieser Mangel mich nicht nur um große Genüsse, sondern auch um wichtige Förderungen meiner ganzen Persönlichkeit bringt; aber ich bin ganz gewiß nicht schuld daran und kann es auch nicht ändern. Stellen Sie sich die Empfindungen vor, mit denen ich dem zweistündigen Konzert beiwohnte. An der Stärke des Geräusches konnte ich so viel erkennen, daß es sich um einen Kampf handelte; das war aber auch alles. Den Vorschlägen der Jury für die Verteilung der Preise erteilte ich natürlich gern meine Zustimmung; auch sprach ich den Vorstandsherren meinen schönsten Dank für die Einladung aus. Nennen Sie das nicht Heuchelei; ein Volk hat das Recht, von seinem Herrscher ein unparteiisches Wohlwollen für jede seiner Bestrebungen zu verlangen, und wenn er von Musik nichts versteht, so darf er sie um so weniger zurücksetzen; das Land ist nicht der Marstall seiner Stedenpferde.

Es war eine zartfühlende Aufmerksamkeit des Programmverfassers, daß ich nach dem Konzert in eine Taubstummenanstalt geführt wurde. Leider dauerte die Besichtigung nur 15 Minuten; der Eindruck wäre durchaus vorzüglich gewesen, wenn der Leiter des Instituts, der sich offenbar an gehörbegabten Menschen schädlos zu halten pflegte, nicht ununterbrochen erläutert hätte.

Das Diner, das die Stadt mir gab, währte von 5½ bis 7 Uhr; der Oberbürgermeister sprach nach der Uhr im Saale 17 Minuten, ich fünf. Beim Kaffee hielt ich wieder Cercle und zog sämtliche Stadtväter, Honoratioren und Notabilitäten mit ihren Damen in ein Gespräch. Dann durfte ich mich, da ich mich für das Theater umkleiden mußte, auf eine halbe Stunde in meine Gemächer zurückziehen.

Die Vorstellung begann um 8 Uhr. Als ich die Loge betreten hatte, begrüßte mich das Publikum wieder mit großer Begeisterung; das Orchester spielte, wie mein Kammerherr mir versicherte, „Arkadien für immer“; ich dankte nach allen Seiten und nahm Platz. Man gab „Tristan und Isolde“. In der großen Pause ließ ich mir die Künstler vorstellen und sprach ihnen meine Bewunderung für ihre Ausdauer aus.

Nachdem ich mich am folgenden Morgen um 8 Uhr von sämtlichen Vertretern der Behörden verabschiedet hatte, bestieg ich den Zug, um nach Mantinea zu fahren und dort der Jubelfeier zum 500 jährigen Bestehen der Universität beizuwohnen. Den Empfang am Bahnhof denken Sie sich ungefähr wie in Orhomenos. In der Vorhalle der Universität empfing mich der Prorektor, umgeben von den Dekanen, die er mir vorstellte. Die Aula war natürlich bis auf den letzten Platz gefüllt und die Luft im Saale drückend heiß. Nach einer einleitenden Total- und In-

strumentalmusik, einer Festkantate zur Jubiläumsfeier, bestieg der Prorektor das Podium, um seinen Festvortrag zu halten. Sein Thema lautete: Mantinea in der Geschichte der Philosophie; er wollte, wie er eingangs bemerkte, die Stellung der mantineischen Dazenten zu den bekannten philosophischen Systemen von 1405 bis auf unsere Tage „einmal gründlich ins Auge fassen“. Er sprach drei Stunden lang in lateinischer Sprache. Sie wissen, daß die Philosophie meine Schokoladenzeit ist; anderthalb Stunden konnte ich denn auch einigermaßen folgen; dann bekam ich Schwindelanfälle. Ich sah, wie viele freie Männer und Frauen den Saal behutsam verließen; das durfte ich schon um dessentwillen nicht tun, weil ich Rector magnificientissimus der Universität war und der Redner mich hin und wieder apostrophierte. Als er seinen Vortrag doch geschlossen hatte mit dem Bedauern darüber, den interessanten Gegenstand in der knapp bemessenen Zeit natürlich nicht erschöpfend behandeln zu können, folgten noch einige Reden, und dann konnte ich sämtlichen Beteiligten meinen Dank aussprechen und mir die Professoren der Universität vorstellen lassen. Ich fühlte aus einer leisen Andeutung des Prorektors heraus, daß die einzelnen Herren von mir eine Würdigung ihrer speziellen Bedeutung erwarteten, und ich war dazu so hochverdienten Männern gegenüber auch selbstverständlich gern bereit; der Prorektor gab mir auch bei jeder Vorstellung in zwei Worten sozusagen eine Biographie des Betreffenden; ich habe mich ja mit Vergnügen und nicht ohne allen Erfolg in den Wissenschaften umgetan; aber bei 71 Professoren war dies dennoch keine leichte Aufgabe. Ich hatte das Gefühl, das nun folgende Frühstück verdient zu haben.

An diesem Tage besuchte und besichtigte ich noch eine Strohfabrik, eine Lach- und eine Kartoffelmehlfabrik, ein Gefängnis, eine Vorführung der Feuerwehr, der Turner, ein Kinderkrankenhaus, eine Synagoge und eine Auffüh-

rung der „Dresdler“. Daß bei dem am Nachmittag eingelegten Diner geredet wurde, brauche ich nicht zu sagen.

Den dritten Tag hatte ich nach Stymphalos zu reisen, wo man dem Herakles in Anerkennung seiner Verdienste um die Vernichtung der stymphalischen Vögel ein Denkmal errichtet hatte, dessen Enthüllung ich bewohnen sollte. Dabei wurde natürlich mehr und länger als gewöhnlich gesprochen. Außer dem Diner und Frühstück dieses Tages erledigte ich sonst noch nebst den zugehörigen Reden das Armeemuseum, die Sternwarte, die Katakomben, die Tierarzneischule, die Fischereiausstellung, das Waisenhaus, den Schlacht- und Viehhof, den neuen Kalzinierofen, eine Schwefelsäurefabrik, eine Schnürsenkelfabrik und ein Irrenhaus. Ich sprach meinem Kammerherrn den Wunsch aus, in diesem Hause zu bleiben; aber er hielt das für ausgeschlossen. Schweren Herzens verabschiedete ich mich von dem ungemein sympathischen Direktor mit der Versicherung, daß ich mich bei ihm wie zu Hause gefühlt hätte. Dann fuhr ich in die Oper zur „Elektra“ von Strauß.

Als am andern Morgen mein Wagen vor dem Bahnhof hielt, trat wieder ein kleines Mädchen vor, um ein Gedicht zu sprechen; es blieb aber schon nach der ersten Zeile stehen. In meiner unbefreiblichen Freude hob ich das süße, unschuldige Ding, das nie eine Rednerin werden wird, empor, küßte es ab und schenkte ihm den ganzen Inhalt meiner Börse mit der Bitte, sich Schokolade dafür zu kaufen. Dann verabschiedete ich mich von sämtlichen Vertretern der Militär- und Zivilbehörden, bestieg den Zug und fuhr heim.

Gehen Sie: diese 3 Tage sind der Grund, weshalb ich auf die Thronfolge, auf meinen prinzlichen Rang und Stand mit allen aus ihm erwachsenden Rechten ein für allemal verzichtet habe. Ich nenne mich seitdem Haase, Emil Haase. Und lebe herrlich, frei und in Freuden wie ein Untertan.

Die Erziehung zum Wasser.

Von Reinhold Cronheim.

Der alte griechische Privatdozent Pindar erklärt bereits, daß Wasser das beste sei. Im Laufe der Jahrtausende haben ihm ungezählte Menschen sein Diktum nachgebetet, ohne sich viel Kopfzerbrechen über die innere Wahrheit und Berechtigung dieses Ausspruches zu machen. Alte Weinbeißer werden stets den heimlichen Zusatz „für andere“ dem Pindarschen Erlaß zugefügt haben: sie können ganz beruhigt sein, die nachfolgenden Zeilen sollen in keiner Weise vom Wasser als Genußmittel, sondern nur von seiner äußeren Verwendung als Reinigungsmittel, Erfrischungsmittel und Stärkungsmittel handeln.

Und in diesen Beziehungen soll man das Wasser keineswegs verwerfen. Die Chemie und die ihr verwandten Wissenschaften geben sich zwar alle Mühe, für die verjüngende und stählende Kraft des Wassers Erfrischungsmittel zu suchen und zu finden — im allgemeinen aber hat man noch nichts gefunden, was dem sprudelnden Quell, dem rauschenden Fluß oder dem brausenden Meer in seiner natürlichen Urkraft auch nur annähernd gleichkommt. Die allgütige Natur in ihrer unerschöpflichen Güte ist immer noch stärker als der Apotheker, und wir verdanken ihr immer noch mehr als den geheimnisvollsten Mixturen, womit selbstverständlich nichts gegen die Er-

gebnisse der ernsten, forschenden Wissenschaft gesagt sein soll.

In den glühend heißen Sommertagen, die uns in diesem Sommer beschert wurden, und die, wenn man so sagen darf, selbst die tropische Hitze in den Schatten stellten, kam man ganz von selbst auf den Gedanken, daß das kühlende Bad im Freien bei uns noch nicht annähernd so benützt und ausgenutzt würde, wie es als allgemeines Volksgesundheitsmittel verwertet zu werden verdient. Die Geschichte des Bades und des Badens selbst ist gewiß so alt wie die Menschheit selbst. Von uralten Zeiten, nicht zum wenigsten von unsern Altvordern selbst wissen wir, daß das Bad im Freien, im natürlichen Flußlauf, im offenen See als das herrlichste Erquickungsmittel betrachtet wurde, das uns die Natur überhaupt beschert hat. Und in jenen alten, längst verklungenen Zeiten hatte man auch das noch nicht erfunden, was heute eine verkünstelte, sogenannte Kultur mit Schamhaftigkeit, Skeptiker aber mit dem Ausdruck Prüderie bezeichnen. Man badete, nur mit seiner natürlichen Unmut bekleidet, stürzte sich übermütig in die plaudernden Wellen, und niemand nahm Anstoß an dem Geschlecht des andern. Unsere nordischen Väter machen das übrigens bis auf den heutigen

Tag ebenso, und niemand kann behaupten, daß sie dadurch Schaden nähmen an ihrer unsterblichen Seele. . . .

Man weiß, daß ganz besonders in den großen, sonnen- durchglühten Städten mächtige Bewegungen sich bemerkbar machen, die gebieterisch eine Rückkehr zur Natur fordern. Daß mit solchen Bewegungen anfängliche Unzuträglichkeiten verbunden sind, liegt in der Natur der Sache und soll in keiner Weise verschwiegen werden, das war wohl mit allen Strömungen, die die Volksseele auf jedem Gebiet bewegten, der Fall. Und wenn in dieser Beziehung manches bei uns noch im argen liegt, so muß man eben auf die Zeit hoffen, die die Schlacken besser von dem reinen Gold sondert, als es Polizeierlasse und gouvenernamenthafte Entrüstung vermögen. Dieser augenblicklichen Zeit des Erwachens ging aber, was das freie, ungebundene Baden im natürlichen Wasserlauf betrifft, eine lange, unselige Periode lethargischen Schlafes voran. Wir sehen hier von größeren und großen Städten ab, wo wohl immer Badeanstalten existierten, die unter magistratlicher oder militärischer Aufsicht standen. Man lernte dort schwimmen und schwamm auch in bekanntem Wasser, und wenn einmal ein Unglücksfall drohte, war meist ausreichende Hilfe zur Stelle. Sonst sah man in deutschen Geländen immer nur Warnungstafeln, daß hier und dort das Baden verboten sei. Und das ging wohl so in das allgemeine Volksbewußtsein über, daß außerhalb einer Badeanstalt überhaupt nicht gebadet werden dürfe.

Da man unter solchen Verhältnissen gar nicht daran gewöhnt war, in unbekannten Wasserlauf zu baden, lernte man auch im allgemeinen die Gefahren des Wassers und seine Natur gar nicht kennen. Wie denn überhaupt die große Natur namentlich der Bevölkerung bedeutender Städte ein Buch mit sieben Siegeln ist. Die gewöhnliche Warnungstafel mit ihrem lapidaren Verbot hat denn auch viel mehr Schaden wie Nutzen gestiftet. Man sollte mindestens sagen, weshalb das Baden an dieser oder jener Stelle eines Wasserlaufes verboten ist. Der Unterströmungen, der Strudel, der Wasserpest oder sonstiger Ursachen wegen, dann weiß der Badelustige Bescheid, und wenn er dennoch Leben und Gesundheit aufs Spiel setzt, so tut er das auf eigene Rechnung und Gefahr. Warnungstafeln begleiten uns ja durch unser ganzes bürgerliches Leben, aber mit Bezug auf das Selbstbewußtsein und den Wagemut des Großstädtlers haben sie kaum mehr Schaden angerichtet als gerade im Badewesen. Die Jungen und Mädchen, die in Dörfern und Kleinstädten, die an Wasserläufen und an Seen liegen, sind in dieser Beziehung ganz andere Menschen — auch mit Bezug auf das sogenannte Familienbad. In einem kleinen märktischen Dörflein hatte ein strenger Magister verboten, daß Jungen und Mädchen zusammen badeten. Eines Tags erfuhr er, daß wider sein Verbot doch Mädchen und Jungen in dem Fließchen gebadet hatten, und er stellte ein kleines Mädchen entrüstet zur Rede, ob das wirklich der Fall gewesen war. Und meinend und erschreckt erklärte die Kleine, daß sie das nicht wisse, da „keiner Kleider angehabt hatte“. Man soll nur die Konsequenzen aus diesem Kindermund-Ausspruch ziehen, und dann eröffnet sich auch eine ganz neue Welt von Anschauungen für die Erwachsenen. Was kein Verstand der Verständigen sieht. . . .

Aber Dorf- und Kleinstadtkinder kennen ihre Gewässer ganz genau. Natürlich kommen auch dort Unglücksfälle vor, aber sie sind doch nicht annähernd so erschreckend in ihrer relativen Zahl wie in der Großstadt.

Der Großstädter ist in seiner Entwöhnung von der Natur im allgemeinen gerade mit Bezug auf die Gefahren des Wassers besonders töricht. An der Schwimmsfertigkeit liegt es nicht. Denn wir wissen, daß die Berliner Schwimmvereinigungen von Herren und Damen überall, wohin sie kamen, Aufsehen erregten und Preise höchsten Grades errangen. Und diese exzellenten Schwimmerinnen und Schwimmer kommen hier auch nicht in Betracht. Aber die Außenseiter, mit denen es wohl in allen großen Städten gleich bestellt ist. Sie springen in sumpfige Wasserlöcher, wo sie im moorigen Grund haften bleiben, sie versuchen Seen zu durchqueren, wo die Wasserpest sie niederzieht und ihren verzweifeltsten Anstrengungen spottet, und dann überschätzen sie ihre Kräfte häufig genug, um nur zu renommieren, sie kennen nichts von der Hygiene des Badens, daß man nicht erhöht in das Wasser springt, wo oft genug schon ein Herzschlag dem jungen Leben ein vorzeitiges Ende bereite.

Gewiß wird ermahnt und gelehrt, aber was hilft graue Theorie, man kann nicht einmal überall sagen — jugendlicher Unbesonnenheit und Unwissenheit gegenüber. Mancher würde vielleicht ein Wagnis unterlassen, wenn er richtig über die Folgen unterrichtet wäre, und wenn er aus eigener Erfahrung wüßte, welche Gefahren das Wasser bietet. Und trotzdem gibt es keine bessere Erquickung und Erholung als das Bad im freien Wasser. Gewiß ist es unendlich schwer, eine Großstadtyugend so weit zu bringen, daß sie gefahrloses Wasser von gefährlichem zu unterscheiden vermag. Es erfordert eine große Vertrautheit mit der Natur, aber sie läßt sich erzielen, wenn der Lehrer und Unterweiser selbst Bescheid weiß und auf Spaziergängen und Wanderungen seine Schüler und Schülerinnen — denn keiner soll ausgeschlossen sein — auf Fährnisse des Wassers hinweist. Freilich bestand in früheren Zeiten bei uns überhaupt eine gewisse Abneigung gegen das Baden. Man hielt es für einen Lusus oder für eine Spielerei. Es ist noch nicht allzulange her, vielleicht ein Jahrzehnt, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, da sollte in einem schlesischen Städtchen eine Badeanstalt aus öffentlichen Mitteln errichtet werden. Ein alter Stadtrat war Feuer und Flamme gegen die Vorlage und rief schließlich wütend aus: „Ich bin 82 Jahre alt und habe überhaupt noch nicht gebadet, das ist alles Unfug!“ Der alte, ehrwürdige Herr hat sich inzwischen wahrscheinlich zu seinen Vätern versammelt — die jetzige Generation denkt in dieser Beziehung glücklicherweise anders.

Man sollte im Sommer alle Gewässer, die sich zum Baden eignen, allen Menschen freigeben. Nur dadurch allein kann die Quote der Unglücksfälle, die sich überall ereignen, herabgesetzt werden. Vor gefährlichen Stellen soll mit kurzer Begründung gewarnt werden — wer sich in Gefahr begibt und darin umkommt, dem ist nicht zu helfen. Er tut das eben auf eigene Rechnung und Gefahr. Im übrigen aber sollten dem Badeverkehr, auch der Geschlechter untereinander, möglichst wenige Beschränkungen auferlegt werden, denn die öffentliche Sittlichkeit, und was man darunter versteht, regelt sich von selbst. Wir werden zunächst eine wasserkundige Jugend erhalten, die ihre Erfahrungen fortpflanzt. Sie wird mit dem fließenden Element vertraut werden, einer der Urquellen alles Lebens. Männlein und Weiblein. Ein frohes und wagemutiges Geschlecht, das das Wasser nicht fürchtet, sondern in ihm den Born ungemessener Lebensfreude erblickt und jeder Gefahr gewachsen ist.

Ankündigungen

für
Ausland und Uebersee.

Deutsche Geschäftsleute, die ihren Export-Umsatz steigern wollen, haben aus ihrer praktischen Erfahrung heraus festgestellt, daß man in der seit Beginn dieses Jahres bei uns erscheinenden

„Export-Woche“

am billigsten — weil mit der größten Aussicht auf gewinnbringende Geschäfts-Abschlüsse — inseriert. Diese Wochenschrift bietet Gewähr für den Erfolg ihrer Ankündigungen durch folgende Tatsachen:

ihre Auflage	Jede Nummer wird den 57,000 Auslands-Abonnenten der „Woche“ zugestellt. Die „Export-Woche“ hat es daher nicht nötig, sich durch forcierte Propaganda künstliche Auflage-Ziffern zu schaffen.
ihre Verbreitung	Als wesentlicher Bestandteil der über den ganzen Erdball verbreiteten „Woche“ wird die „Export-Woche“ überall, wo man deutsch versteht, <u>gelesen</u> , aber nicht, wie viele andere, unter Kreuzband versandte Exportblätter, in den Papierkorb geworfen.
ihren Inhalt	Alles, was sie bringt, ist auf die <u>wirtschaftlichen Bedürfnisse der Auslandsdeutschen zugeschnitten</u> , die in Wort und Bild eine lebendige Anschauung von Deutschlands Handel und Gewerbe, von Industrie und Technik erhalten.
ihre Leser	Die Elite des Deutschtums im Auslande liest die „Woche“ mit der „Export-Woche“; das sind meist Kaufleute in besseren und leitenden Stellungen, die ein sachverständiges Interesse für den umfassenden Inseratenteil bekunden.

Die „Export-Woche“ ist das gegebene Inseraten-Organ für Ausland und Uebersee. — Ueber Erscheinungsweise, Preise, Bedingungen usw. gibt Aufschluß die Geschäftsstelle der „Export-Woche“, Berlin SW68.

August Scherl

G. m. b. H.

„Verbotener Weg“ und Ähnliches.

Von Rechtsanwalt Dr. Carl Spiller.

Wohl ein jeder, dem es vergönnt ist, wenn auch nur für kurze Zeit, einmal auszuspannen, freut sich im ersten Augenblick der ihm bevorstehenden Ungebundenheit und denkt nicht daran, daß ihm draußen auf Schritt und Tritt Schranken begegnen, die ihm wieder nur allzubald seine Unfreiheit ins Gedächtnis zurückrufen. Will er trotzdem sich darüber hinwegsetzen, so wird ihm alsbald durch einen Hüter des Gesetzes klargemacht werden, was es heißt, Mitglied eines geordneten Staatswesens zu sein, oder er muß seine Kraftprobe — mit einem Strafmandat bezahlen.

Schon bei der Ankunft kann es einem passieren, daß auf dem Weg vom Bahnhof zu dem Ort, den man sich als das erste Ziel erkoren hat, die Verbotstafel entgegenleuchtet. Der Großstädter, der gewohnt ist, auf dem kürzesten Weg das Erstrebte zu erreichen, sieht einen den Fahrweg bedeutend abkürzenden Fußweg und ist gerade im Begriff, die willkommene Zeitersparnis sich zunutze zu machen, als ein Schild: „Das Betreten dieses Weges ist bei Strafe der Pfändung verboten“ seine Schritte hemmt. Der Gedanke, mit dem Eigentümer in Konflikt zu geraten, macht ihn stuhig, und er zieht es vor, den Weg, der für die Allgemeinheit bestimmt ist, einzuschlagen. Und er hat gut daran getan. Wenn auch das Recht des Eigentümers des betreffenden Privatweges nicht so weit geht, wie er es dem Publikum glauben zu machen sucht — denn eine Pfändung ist heute nur noch den Bierführern gegenüber angezeigt — so hätte der ahnungslose Großstädter doch sich einer Übertretung schuldig gemacht, falls er der persönlichen Aufforderung des Eigentümers gegenüber sich ablehnend verhalten hätte. Denn auch auf nicht-umfriedeten Grundstücken ist der Berechtigte in der Lage, durch eine einmalige Aufforderung, seinen Grund und Boden zu verlassen, den Betreffenden dem Strafrichter zu überantworten. So gefährlich ist die in Aussicht gestellte Strafe zwar auch nicht, indem lediglich auf eine Geldstrafe zu erkennen ist, immerhin macht eine so kleine Übertretung Scherereien, die bei Beobachtung eines solchen Verbotes besser vermieden werden.

Ein solches Vorkommen kann sich wiederholen, wenn der Betreffende den Wald, der seinem Aufenthaltsort benachbart ist, betreten will. Auch hier ist an der Grenze eine Tafel angebracht, die zu erkennen gibt, daß das Betreten des Waldes, der im Privateigentum steht, untersagt ist. Das Erfordernis für ein solches Verbot ist aber, daß es kenntlich gemacht wird. Wo dies dagegen nicht der Fall ist, kann man ungestraft auch außerhalb der öffentlichen Wege seinen Neigungen, die Stille der Gottesnatur zu genießen, nachgehen. Grenzen bestehen natürlich hier auch, einmal wenn es sich um umfriedete Teile — wie Wildgehege usw. — handelt, und sodann, wenn Forstkulturen oder Schonungen unserem Wanderer ein Halt gebieten. In letzterer Beziehung seien besonders unsere „Wandervögel“ und „Pfadsfinder“ gewarnt, die sich manchmal in ihrem Drang, die amerikanische Prärie in unsere Breiten und heimischen Wälder zu verlegen, nicht genug sein lassen können. Namentlich gilt das für das sogenannte Abstoehen im Wald. Es ist zwar vielleicht sehr rückständig, daß unsere Strafgesetze nicht derartig den modernen Anforderungen entsprechen, daß sie sofort durch neue Vorschriften solchen Bestrebungen sich anpassen, doch muß

man zurzeit wenigstens noch mit den geltenden Bestimmungen rechnen, die dahin gehen, daß die Erlaubnis des Ortsvorstehers einzuholen ist oder die des zuständigen Forstbeamten, wenn ein Feuer im Walde oder in gefährlicher Nähe von ihm im Freien angezündet werden soll. Es ist auch unter Strafe gestellt, wenn nach eingeholter Erlaubnis das Feuer nicht gehörig beaufsichtigt oder auszulöschen unterlassen wird. Selbstverständlich ist meistens das Rauchen im Walde verboten oder wenigstens nur zu bestimmten Jahreszeiten freigegeben. Unter allen Umständen macht sich aber derjenige strafbar, der Zigarren oder glimmende Streichhölzchen fallen läßt, fortwirft oder sie unvorsichtig handhabt. Zu berücksichtigen ist hierbei immer, daß man in der Regel dem Forstschutzbeamten in die Hand gegeben ist. Denn von dessen Ermessen wird es zumeist abhängen, ob man nach seiner Meinung sich an die bestehenden Vorschriften gehalten hat oder nicht.

Die erwähnten Vorschriften haben eigentlich nur ein bloßes Sichergehen im Wald in Betracht gezogen. Ungleich schwieriger wird es aber, wenn der „Waldläufer“ daran denkt, seinem Betätigungsdrange freien Lauf zu lassen. Die Früchte des Waldes, Beeren, Pilze und Kräuter, möchte wohl gern ein jeder sich nutzbar machen. Doch auch hier wacht bisweilen das Auge des Gesetzes. Denn in manchen Gegenden bedarf es der Beibringung eines besonderen sogenannten Beeren Scheines, der nach polizeilicher Verordnung von dem Ortsgewaltigen zu lösen ist — meistens gegen Zahlung von einigen Pfennigen. Auch das Abpflücken von Blumen ist gemeinhin erlaubt, soweit nicht wieder besondere örtliche Polizeiverordnungen zum Schutz der Flora erlassen sind. Wir fällt bei dieser Gelegenheit das Verbot auf dem Ramm des Riesengebirges ein, „Habmichlieb“ und „Teufelsbart“ zu pflücken. Wie mancher hat wohl schon, um seinem Jungen eine Freude zu machen, eine Weidengerte abgeknippt, ohne daran zu denken, daß er sich auch hiermit möglicherweise strafbar gemacht haben kann! Falls er bei solcher Gelegenheit von dem Waldhüter ertappt wird, versucht er sich stets damit herauszuwinden, daß ihm von einem Verbotgesetz nichts bekannt gewesen sei. Doch er vergißt dabei, daß auch im Strafrecht noch heute der alte Satz gilt: „Unkenntnis schützt nicht vor Strafe“, oder wie der Jurist das so schön ausdrückt: „Ignorantia juris nocet“. Hat er nun mit seinem unschuldigen Gertlein nach Ansicht des Waldschutzeis einen Schaden angerichtet, dann hat er alsbald ein Strafmandat über einige Mark zu erwarten. Schlimmer ergeht es ihm, wenn er glaubt, Gartenfrüchte und Feldfrüchte ständen zu jedermanns Verfügung. Hier trifft ihn leicht eine Anzeige wegen Felddiebstahls, die allerdings bei sofortigem Verbrauch dienenden Erzeugnissen nur unter der Voraussetzung des Vorliegens eines Antrags des Eigentümers Wirkung hat. Die Forstkultur genießt einen besonderen Schutz. Zufällig abgebrochenes Holz, Moos, Borte, Gräser, Nadelhölzer — alles dieses darf sich nur der Eigentümer aneignen. Der fremde Passant macht sich strafbar, der es dennoch tut. Schlimmer ergeht es ihm noch, wenn er sich an forstlich zubereitetem Holz vergreift, wenn er z. B. einen Kloben von einem Stapel herunternimmt, in dem Gedanken, ihn seinen Wirtsleuten als

billige Feuerung mitzubringen. Hier macht er sich des gemeinen Diebstahls schuldig und hat zu befürchten, daß er die Bekanntschaft mit dem Gefängnis macht. Besonders vorsichtig muß man sein, wenn man mit Kindern in den Wald geht. Diese sind gehörig zu beaufsichtigen, und ihre Freveltaten haben bei einem Alter unter zwölf Jahren unmittelbar die Eltern zu büßen. Bei höherem Alter der Kinder tritt diese Erbschaft ein, wenn — wie in der Regel allerdings — die Kinder eigenes Vermögen nicht haben.

Eine beliebte und namentlich im Gebirge gepflegte Angewohnheit der Großstädter ist es, die sogenannten Gatter oder Wegetüren nach dem Passieren offen stehen zu lassen, ohne sich darüber klarzumachen, daß sie wohl aus bestimmten Gründen von der Forstverwaltung dorthin gesetzt worden sind. Aber die Nemesis kommt eher, als der Wanderer es denkt. Denn ein Förster naht sich ihm und stellt seine Personalien fest. So wird ihm erst jetzt klar, daß man auch im Wald nicht aufhört, seine Staatsbürgerpflichten erfüllen zu müssen. Nicht selten ereignet es sich bei der Begegnung mit dem Forstschußbeamten, daß der Gestellte sich weigert, seinen Namen zu sagen, oder daß er falsche Angaben darüber macht. In solchem Fall tritt eine Straferhöhung ein, ebenso wie in dem Fall, wenn die Tat am Sonntag begangen worden ist.

Was eingangs von den Feldwegen über private Grundstücke gesagt worden ist, gilt ebenso für Weinberge, bestellte Äcker, ungeschnittene Wiesen und Weiden. Die Tafel „Verbotener Weg“ steht hier dem Reisenden ein mahnendes Halt entgegen.

Am Meeresstrand besteht etwas mehr Freiheit. Indessen ist es dem Strandwanderer auch in der Regel unterfagt, die Dünenpflanzungen zu betreten oder, wenn Teile des Strandes gesperrt sind, diese. In solchem Fall geht man lieber dem Hindernis aus dem Weg, als daß man es darauf ankommen läßt, später unter Anrufung des höchsten Gerichts die Rechtsgültigkeit des Erlasses der Ortsobrigkeit zu bezweifeln und schließlich — doch eines Bessern belehrt zu werden. Was das Baden betrifft, so besteht eine allgemeine Badefreiheit nur außerhalb der Badeorte, während in deren Nähe das Baden meistens unter Strafe gestellt ist. Es würde also einem Babelustigen schwer fallen, an dem schönen Ostseestrand von Swinemünde bis Heringsdorf ein Plätkchen zu erpähnen, wo er vor aller Augen ungefährdet von dem Strandvogt seine sterbliche Hülle in der kühlen Flut nehen könnte.

Darum, lieber Ferienwanderer, sei eingedenk, daß du alleweil auf dem rechten Weg wandelst! Denn nur dort wird es dir vergönnt sein, in Frieden und Eintracht mit der Mitwelt deine so ersehnte Ruhe beschaulich zu genießen. Allerdings: „die Nürnberger hängen keinen, sie haben ihn denn“, aber es ist doch besser, stets nur „die Pfade der Tugend“ zu wandeln.



Momentaufnahmen von unterwegs.

Von Baleska Gräfin Bethuyn-Huc.

In dem weitläufigen alten Klostergebäude, in dem sich Bad Pfäfers angesiedelt hat wie ein Bienenschwarm in einem vielhundertjährigen Baum, sitzen die Kurgäste beim Nachmittagskaffee. Sonderbar nehmen sich die roten und blauen Korbstühle mit dem bunten Menschen-schwarm darauf und dazwischen aus, in dem langen Gang

unter dem ersten Kreuzgewölbe. Durch die viereckigen, steinumfaßten Fenster sieht man auf schmale, grüne Rasen- und Blumenbeete zwischen Mauern und Felswänden — Klostergärtchen und Kreuzgang! Aber jetzt schwirrt es hier von Stimmen und riecht nach Kaffee und Gebäck, und ausgestreckte Hände auf Plakaten weisen nach dem Bureau, wo die „Karten für die Taminaschlucht“ zu lösen sind. An einem der Tische sitzt ein amerikanisches Paar, Globetrotter, die von Kairo über die Schweiz nach Spitzbergen wollen, ein 16jähriger Schüler von einem süddeutschen Gymnasium, dem ein guter Onkel eine Ferienreise in die Schweiz schenkte, und eine junge Französin in weißem Spitzenkleid und ebensolchem Hut, die hier auf ihre Scheidung wartet und einstweilen etwas für ihre Gesundheit tut. Man kann ja nicht wissen, was man nachher erlebt, wenn man erst frei ist! Sie kennen einander nicht, aber sie haben alle Karten für die Schlucht, und der Gymnasiast blüht verstoßen abwechselnd nach der dunkeläugigen eleganten Französin und der smarten Amerikanerin in ihrem knappen blauen „Tailor made“ mit dem festen kappenartigen Hütchen auf dem gold-blonden Haar. Er fühlt, daß er für beide schwärmen könnte, und weiß nur nicht, welcher er den Vorzug geben möchte. Die Französin trägt durchbrochene Strümpfe und weiße Schuhe an den kleinen reizenden Füßchen, die sie weit vorstreckt, während sie nach dem Kaffee eine Zigarette raucht. Ihr Etui fällt zur Erde, der Gymnasiast hebt es auf, und sie lächelt ihn an. In diesem Augenblick ist er für sie entschieden. Sie erlaubt ihm, den Traum von einem Mantel, der weißsilbern schimmernd neben ihr liegt, zu tragen — es soll kühl sein in der Schlucht, sie wird ihn brauchen. Er ist selig und verwünscht den Leicht-sinn, mit dem er bisher seine französischen Stunden behandelt hat.

„Wie lange braucht man zu diese Schlucht?“ fragte der Amerikaner, nach der Uhr sehend. Er will heute noch nach Zürich, und time is money. In einer halben Stunde kann man alles gesehen haben. Die Amerikaner gehen voran, die Französin mit ihrem Gymnasiasten-Pagen folgt. Sie steigen eine Treppe hinab, bilden in einen schönen, säulengestützten Raum — vielleicht ein früheres Refektorium. Noch weiter hinunter. Dann nimmt sie das mächtige Felsgewölbe auf, in dessen Grund die Tamina schäumend braust. Schwärzlich und feucht sind die Felswände, der Gischt des stürzenden Wassers spritzt bis hinauf zum Brettersteig, der immer schlüpfriger wird. Ein schmaler Streifen blauen Himmels lugt oben zwischen den Felsen in die Schlucht. Wie Schlangenhäupter und Drachenschwänze sehen die grotesken Steingebilde in dem Halblicht aus. Jetzt wird es fast ganz dunkel. Das Felsgewölbe schließt sich als Wölbung über der Schlucht, nur das Wasser unten leuchtet weiß und braust noch wilder und lauter als anfangs. Die Französin zittert vor Kälte. Der Gymnasiast darf ihr den Mantel um die Schulter legen, und als sie — faute de mieux — seinen Arm nimmt, weil sie auf ihren durchnähten Füßchen kaum noch stehen kann, sieht er die ganze Taminaschlucht nur noch als dunklen Rahmen für das süße Bild „der Einen“. Die Amerikanerin dreht sich um und lächelt — frisch, rosig, unangefochten vom Grauen der Schlucht. Ihr Mann steht vor ihr, in ganzer Breite die Passage sperrend. Er betrachtet mit seinem Krimstecher den blauen Himmel, der, umfäumt von Baumgrün und Glockenblumen, durch ein großes rundes Felsloch zu sehen ist. „Interesting!“

„Kommen wir 'eraus?“ fragt die Französin. Aber

nein, die Finsternis mit den fallenden Wassertropfen, die jetzt von den Felsen rieseln, dauert fort. Endlich Tageslicht vor ihnen, aber die Tamina schäumt jetzt nicht nur, sie raucht wie ein Höllenfluß, denn hier münden die heißen Quellen ein. Der Steg erweitert sich zu einer Art Podium über dem rauchenden Wasser, die Felswölbung ist hier offen, Tageslicht fällt breit in die Schlucht. Auf einer Bank unter einem vorspringenden Felsen sitzt ein Mann wie der Wächter der Unterwelt. Er zündet aber friedlich eine Laterne an und fragt, ob die Herrschaften die Höhle besichtigen wollen, in der die heißen Quellen entspringen. Amerika ist sofort bereit: „Go on, man.“ Die Französin umklammert den Arm des Gymnastien und wendet sich schauernd von dem schwarzen Felsloch ab, in dem die anderen verschwinden. „Jamais de la vie!“ Sie ist „à bout de force“ — und drängt nach der Bank unter dem Felsvorsprung hin. Der Gymnast reißt das Regencap, das er, eingedenk häuslicher Mahnungen, auf dem Rücken trägt, herunter und breitet es über die Bank. Sie sieht ihn mit einem matten Lächeln an. „Sie sein her gut! Ah mon Dieu, si j'avais su! Dieser Stult is abominable!“ Dem Gymnastien ist wohl eine Ahnung von der Großartigkeit des Gesehenen gekommen, aber jetzt hat die weiße Spitzenfee mit den durchnähten Füßchen natürlich recht, und die Schlucht hat unrecht. Er fragt, ob die Schöne zurück will. Aber nein, sie will auf die anderen warten, „der Stult is so swarg“. Er sitzt neben ihr, er weiß nichts zu sagen, aber — er fühlt so viel. Die Amerikaner kommen; es geht zurück durch Dunkelheit und Rässe. Der Amerikaner schimpft: „Schwei Frank tickets und hwei Frank Trintgeld — in diese Land kostet die Trintgeld mehr wie die Reise.“ Die Französin dankt ihrem Pagen mit warmem Händedruck. Am Abend schreibt er an den Onkel: „Die Tamina-schlucht ist ein großartiges Naturereignis.“ . . . Dann versinkt er in seltsame Träumerei, holt das Reisetagebuch, das sein eigenstes Geheimnis ist, hervor und schreibt:

Pfäffers, den 20 Juli:

„Ja, neue Liebe hat in meinem Herzen
Verdrängt der alten Liebe bittre Schmerzen!“
Tamina-schlucht — ohhh!

Unsere Bilder

Das Haus Krupp in Essen (Abb. S. 1326 u. 1327) steht in dieser Woche im Vordergrund des Interesses. Man kann es kaum glauben, daß diese titanischen Werkstätten, in denen ein gutes Stück der deutschen Siege geschmiedet worden ist, vor hundert Jahren von einem keineswegs reichen Mann als kleine und bescheidene Fabrik gegründet worden sind. Heute sind die Kruppischen Werke in ihrer Art das erste Etablissement der Welt. Unsere heutigen Bilder sollen einen Einblick in den gewaltigen Betrieb gewähren, dessen hundert-jährigen Geburtstag der Kaiser mitgefeiert hat.

Mikkelsen und Iversen (Abb. S. 1329) sind an Bord der „Dronning Maud“ nach Kopenhagen heimgekehrt. Seit zwei Jahren waren Kapitän Einar Mikkelsen und sein Gefährte verschollen; man rüstete eben eine Expedition aus, um im Innlande von Grönland ihre Ueberreste zu suchen, wie sie selbst ausgezogen waren, um die Aufzeichnungen des unglücklichen Forschers Erichsen zu finden. Man kann sich die Freude der alten Eltern Mikkelsens und Iversens vorstellen, als sie hörten, daß ihre Söhne von einem Fischkutter gerettet worden waren, und als sie sie im Hafen von Kopenhagen endlich in die Arme schließen konnten.

Zu der politischen Krise in der Türkei (Abb. S. 1325) bringen wir das Bild des Justizministers Husein Hilmi. Er hat während der Agonie der jungtürkischen Kammer die

schwierige Aufgabe gehabt, die durch den Druck der Offiziere und Albaner bestimmte Haltung der Regierung gegen das aufgebracht und mit großem Recht um seine Existenz besorgte Parlament zu vertreten.

Eine fürstliche Taufe (Abb. S. 1331) hat vor kurzem auf Schloß Callenberg stattgefunden. Aus allen Teilen Europas, in denen diese weltverbreitete Fürstenfamilie residiert, waren Angehörige des Hauses Sachsen-Koburg und Gotha herbeigekommen, um der Taufe der Prinzessin Karoline Mathilde, des vierten Kindes des Herzogs Karl Eduard und der Herzogin Viktoria Adelheid, beizuwohnen. Auch aus München war ein hoher Taufpate erschienen, Prinz Ludwig, der älteste Sohn des Prinzregenten von Bayern.

Die neue Station Jungfrauoch der Jungfraubahn (Abb. S. 1328) ist bei einem nicht gerade günstigen Wetter — es schneite wie im Januar — eröffnet worden. Die neue Station bietet dem bequemeren Touristen so ziemlich das herrlichste alpine Schauspiel, das er ohne persönliche Kraftanstrengung genießen kann. Unsere Bilder beweisen, daß die Bahn-anlage nicht in einem unglücklichen, sondern in einem unvergleichlichen hochalpinen Landschaft zu entstehen.

Der Zustand in Albanien (Abb. S. 1332) bietet der Welt ein ganz ungewohntes Schauspiel. Die Arnauten stehen bewaffnet im Felde, haben ihre Berge verlassen und wichtige Orte wie Prishtina besetzt. Dabei ist es überhaupt nicht zu ersten Kämpfen gekommen, denn die türkischen Truppen des Aufstandgebietes haben ganz unversehrt mit den Rebellen sympathisiert und gemeinsam mit ihnen einen Druck auf Konstantinopel ausgeübt. Der Sturz der Jungtürken und ihres Parlaments war die Folge. Ob die Arnauten jetzt wieder lokale Untertanen des Großherrn sind, oder ob sie auf ihren Autonomieforderungen bestehen werden, muß die Zukunft zeigen. Jedenfalls gleicht Albanien einem Feldlager — in dem nicht gekämpft, sondern intrigiert und verhandelt wird.

Einen Margueritentag (Abb. S. 1330) hat der Frauenverein vom Roten Kreuz in Daresalam veranstaltet. Der große Blumenfesto, der auch bei diesem ostafrikanischen Margueritentag nicht fehlen durfte, erhielt seine besondere Note durch die Beteiligung der Schwarzen, die sich zwar hauptsächlich als Ridschaporispann und sonstige dienstbare Geister hervorboten, im übrigen aber die neueste Erfindung der Weißen, den Blumentag, mit viel Verständnis begrüßten.

Personalien (Abb. S. 1330). Wilhelm Wundt, der große Psychologe, vollendet am 16. August in Leipzig sein 80. Lebensjahr. Der berühmte Gelehrte stammt aus Medau in Baden. Er lehrte in Heidelberg und Zürich, bevor er im Jahr 1875 als Ordinarius nach Leipzig ging. Wundt ist der größte Vertreter der physiologischen und experimentellen Philosophie und eine der hellsten Leuchten der deutschen Wissenschaft überhaupt.

Todesfälle (Abb. S. 1330). Die Wissenschaft beklagt den Verlust zweier bedeutender Männer. In Wien verschied Hofrat Prof. Edmund v. Neuber, der berühmte Kliniker, im Alter von 60 Jahren am Krebs. Unter seinen zahllosen Patienten befand sich auch Kaiser Franz Josef — Der Haller Theologe D. Paul Gottfried Drews ist nur 54 Jahre alt geworden. Er war einer der letzten Historiker der Reformation und hat grundlegende Arbeiten zur Geschichte der Kirche geschaffen.

Die Toten der Woche

Professor Oswald Collmann, Bibliothekar in Posen, † im Alter von 67 Jahren.

Professor D. Paul Gottfried Drews, bekannter Theologe, † in Halle am 2. August im Alter von 54 Jahren (Portr. S. 1330).

Hanns Holzschuher, bekannter Schriftsteller, † in München am 3. August im Alter von 38 Jahren.

Abgeordneter Dr. Ladislaus Martus, † in Budapest am 28. Juli im Alter von 48 Jahren.

Hofrat Professor Dr. von Neuber, berühmter Spezialist für innere Krankheiten, † in Fischau am Steinfeld am 31. Juli im Alter von 60 Jahren (Abb. S. 1330).

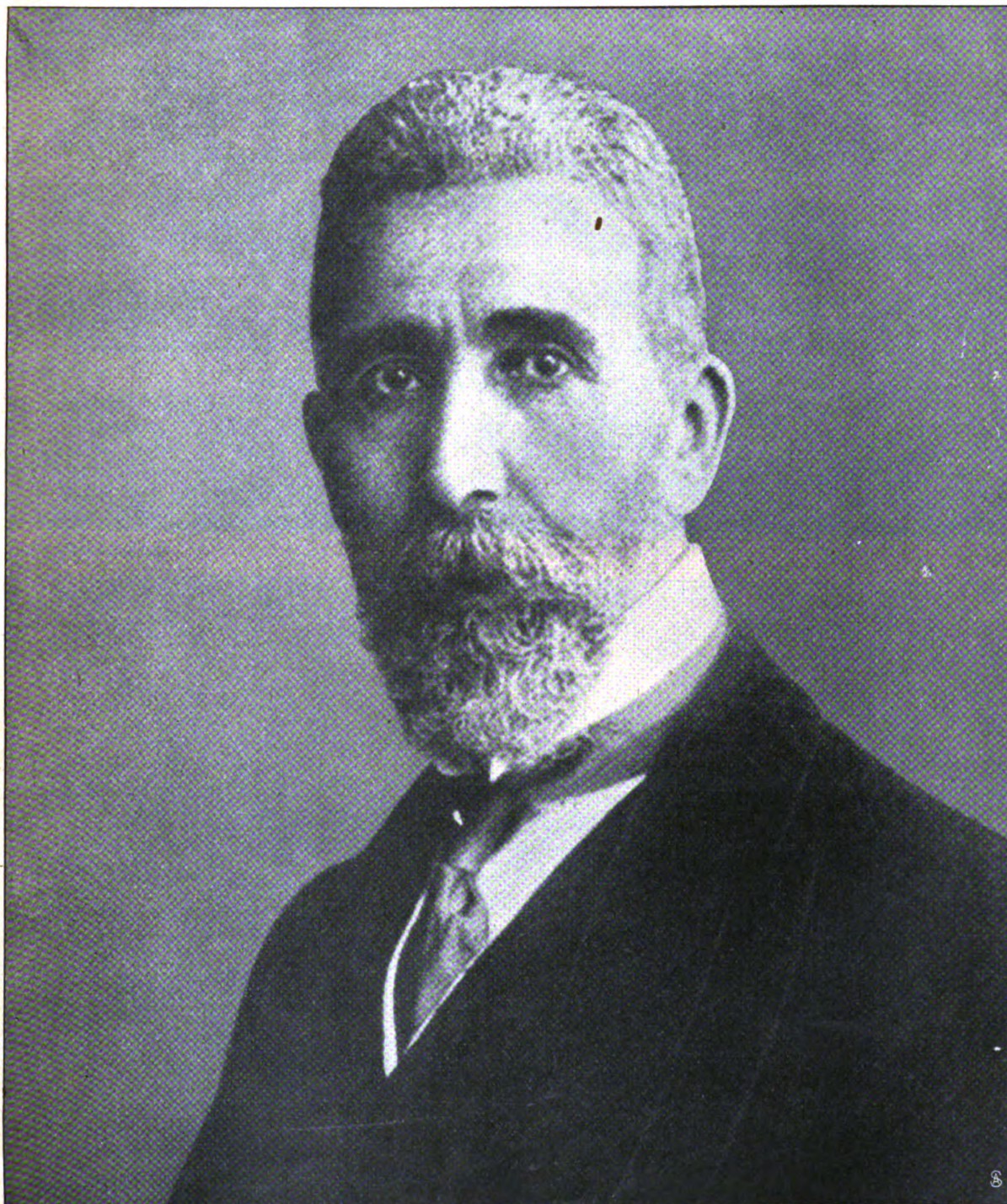
Kammerjäger H. Sonthheim, der Restor der deutschen Opernjäger, † in Stuttgart am 3. August im Alter von 92 Jahren.

Nummer
32.

DIE WOCHE

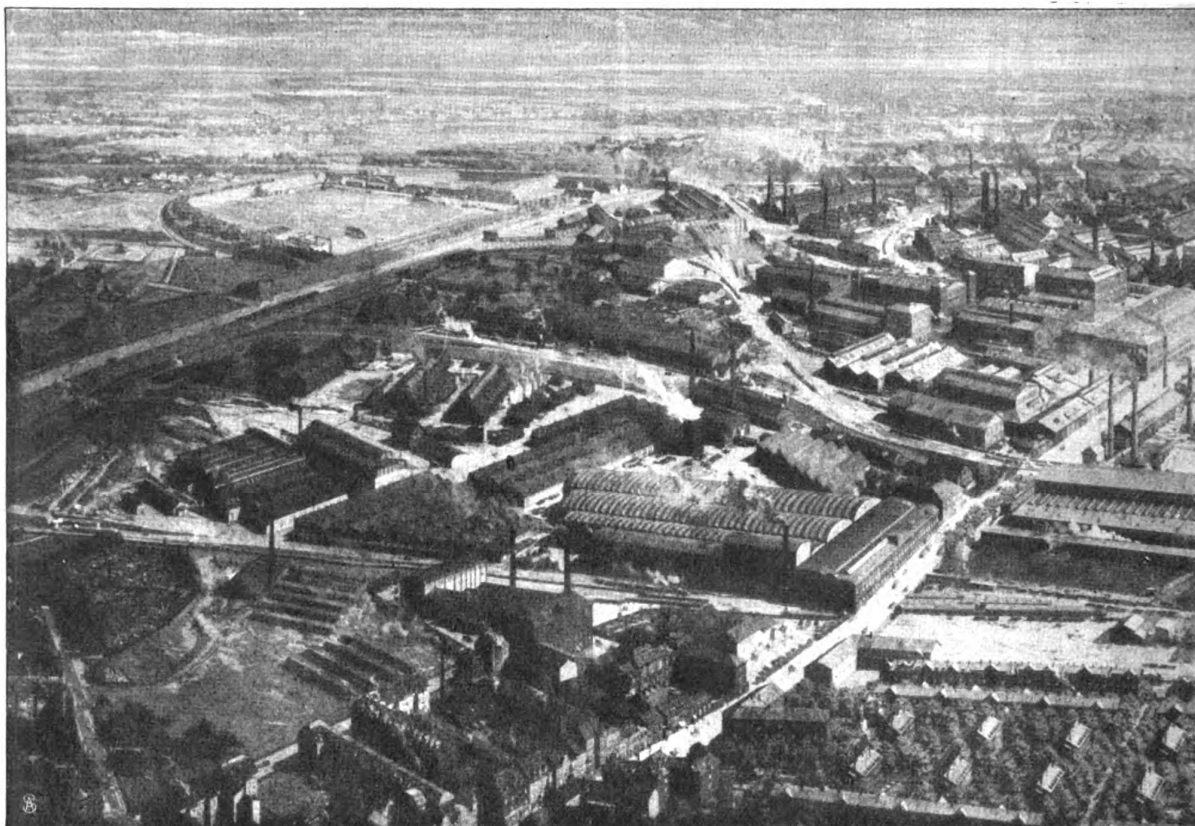
Bilder vom Tage

Seite
1325.



Phot. Trompke.

Türkischer Justizminister Hussein Hilmi-Pascha,
der durch sein energisches Auftreten die jungtürkische Opposition des Parlaments zu einem Vertrauensvotum nötigte.



Gesamtansicht der

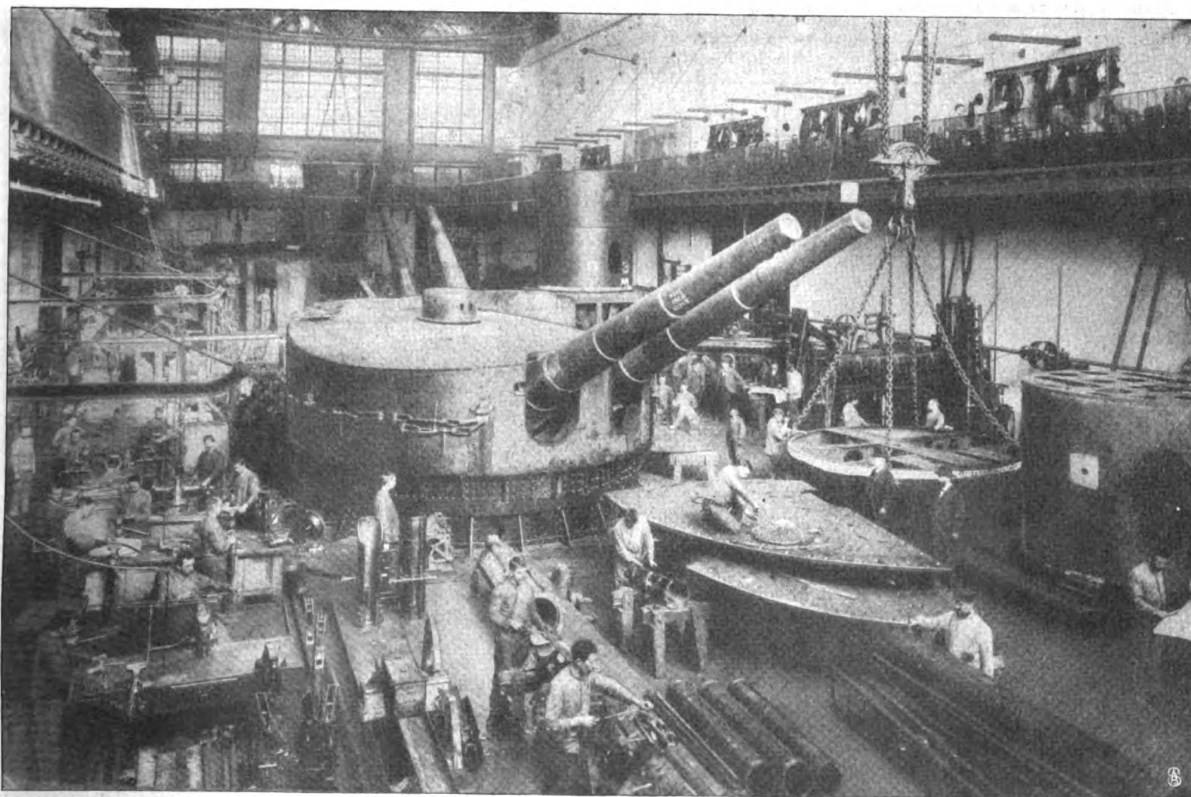


Transport von Panzerplatten auf besonders dafür gebauten Eisenbahnwagen.

Zur Hundertjahrfeier



Kruppschen Werke.



Die Mittelhalle der vierten mechanischen Werkstatt.

des Hauses Krupp.

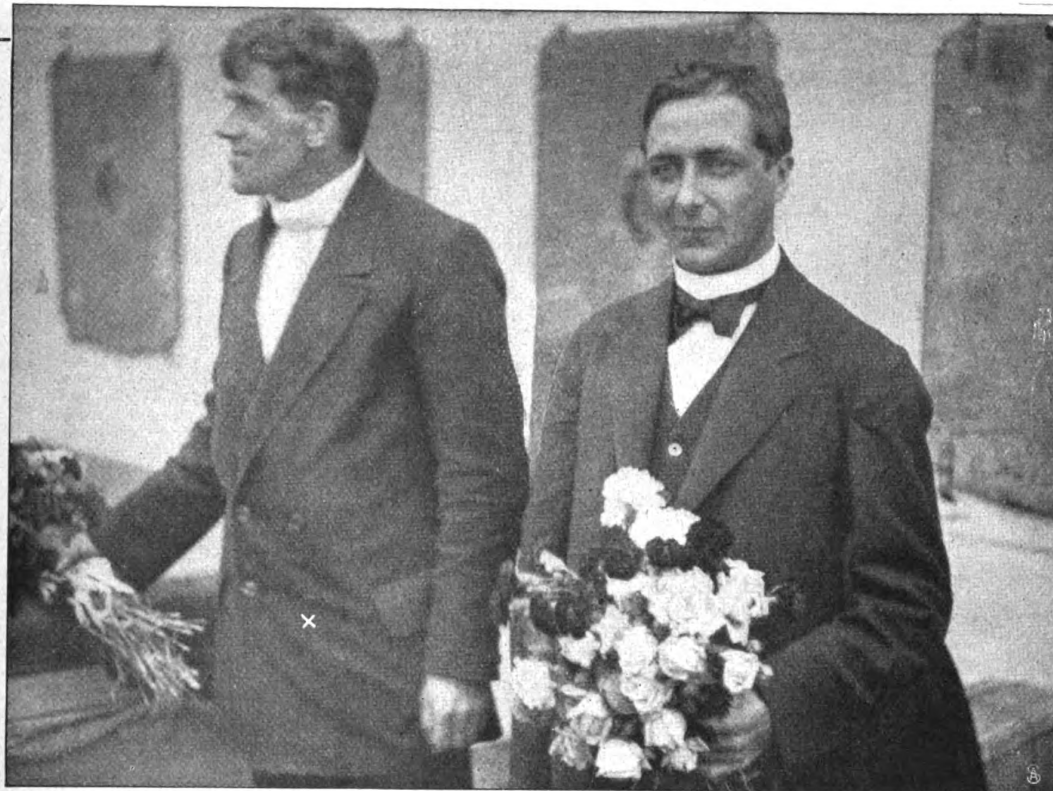


Eröffnung der Station Jungfrauoch der Jungfraubahn.

1. Ankunft des ersten Zuges. Rechts: Ausgangstollen nach dem Gletscher. 2. Unter dem Gletscher durchführender, 50 m langer Tunnel zum Aussichtsp'ateau auf dem Jungfrauoch. 3. Die Ausmündung des Seitentollens vom Haupttunnel. Links: Der Weg zum Jungfrauochplateau.

phot. H. Krenn.





Kapitän Mittelfens (x) und Maschinist Iversens Ankunft in Kopenhagen.



Die Eltern Iversens (links) und die Eltern Mittelfens erwarten ihre auf der „Dronning Maud“ heimkehrenden Söhne
im Hafen von Kopenhagen.

Von der Rückkehr der dänischen Polarforscher Mittelfens und Iversen in die Heimat.

Phot. H. Damgaard.



Phot. Grall.
Hofrat Prof. Dr. v. Neuffer †
 Der berühmte Wiener Kliniker,
 verschied im 61. Lebensjahr.



Phot. A. Seifert.
Wirkfl. Geh. Rat Prof. Dr. Wilh. Wundt,
 der große Leipziger Philosoph,
 feiert seinen 80. Geburtstag.



Phot. A. Seifert.
Prof. D. Paul Drews †
 Der bekannte Lehrer der praktischen Theologie
 an der Universität Halle.



Auf der Fahrt zum Fest.



Das schwarze Kindermädchen und sein Schützling im Blumenschmuck.



Daresjalams „Jung-Deutschland“ als Festteilnehmer.
 Ein Wohltätigkeitsfest in Deutsch-Ostafrika: Der Margueritentag des Frauenvereins vom Roten Kreuz in Daresalam.
Phot. T. L. ...



Auch Flid und Floz sind mit dabei.



Von links (stehend): Prinz Philipp von Sachsen-Koburg, Herzogin Victoria Adelheid mit dem Täufling, Prinzessin Karoline Mathilde, Prinzessin Wilhelmine von Bourbon-Orléans, Infantin von Spanien, Prinz Ludwig von Battenberg, (Sitzend): Prinz Albert von Schleswig-Holstein, Prinzessin Caroline Mathilde von Schleswig-Holstein, Prinzessin Wilhelmine von Bourbon-Orléans, Infantin von Spanien, Herzogin Victoria Adelheid mit dem Täufling, Prinzessin Karoline Mathilde, Prinzessin Wilhelmine von Bourbon-Orléans, Infantin von Spanien, Herzogin Victoria Adelheid mit dem Täufling, Prinzessin Karoline Mathilde, Prinzessin Wilhelmine von Bourbon-Orléans, Infantin von Spanien, Herzogin Victoria Adelheid mit dem Täufling, Prinzessin Karoline Mathilde, Prinzessin Wilhelmine von Bourbon-Orléans, Infantin von Spanien.

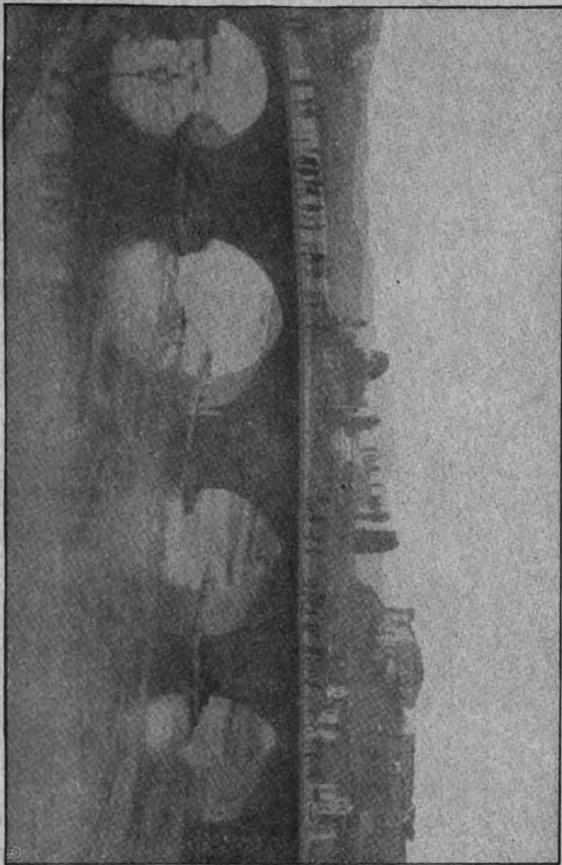
Tauffeier im Herzoglichen Hause von Sachsen-Koburg: Der Täufling mit seinen Eltern und Geschwistern im Kreise der Taufgäste.



Verwundete Albanier auf der Station Mitrovica.



Zurückge Offiziere übergeben verteilte Befehle für die Truppen in Prishtina.



Montenegrin mit dem türkeischen Kaffell.
Zur politischen Lage auf dem Balkan: Die Unruhen in Albanien.



Montenegrinische Befehlshaber, die sich weigerten, gegen die Albanier zu kämpfen, vor der Heimreise.
— Zusammenhänge von E. Baron Zimber-Straßburg.

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

9. Fortsetzung.

„Ist denn Alfred Dungs in Paris?“ fragte Helene Momm.

„Der?!“ Schwester Emma lachte. „In Amerika ist er, wie ich doch schon gesagt habe. Oder glaubst du mir nicht mehr, Helene?“

Helene Momm beteuerte hoch und heilig, daß sie Schwester Emma jedes Wort glaube, das sei doch selbstverständlich. Aber sie wisse nur nicht, was das alles gerade mit Paris zu tun habe?

Schwester Emma wußte es auch nicht, aber das durfte sie unter keinen Umständen zugeben, denn sonst hätte ihr Helene überhaupt nicht geglaubt, auch das mit dem armen Mädchen nicht, was doch die Hauptsache war.

Schwester Emma machte zunächst einmal ein ganz geheimnisvolles Gesicht, und dann lächelte sie, und dann stieß sie Helene an, um Zeit zu gewinnen, und fragte sehr gedehnt: „Das weißt du wirklich nicht?“

Helene wurde ganz beunruhigt.

„Wohnt denn nicht Frau Anton Dungs junior in Paris?“

„Das ist richtig“, sagte Helene.

„Und siehst ihr denn nicht Alfred Dungs besonders ähnlich, hat er nicht auch so etwas ... etwas ... Spanisches?“

Helene nickte bekräftigend.

„Nun siehst du. Das ist doch alles sehr einfach. Frau Anton Dungs junior hat nämlich ihrem ungeratenen Sohn helfen wollen, und davon hat Herr Anton Dungs junior Wind bekommen und ist nach Paris gereist, um ihr das zu verbieten. Was sagst du nun?“

Herrn Anton Dungs junior war derlei schon zutrauen, das mußte Helene zugeben. Der arme Alfred! Er tat ihr sehr leid, und sie hätte ihm gern geholfen, wenn sie nur gewußt hätte, wie sie das anstellen könne. Und mochte er auch das arme Mädchen liebhaben, das war doch für sie gewiß kein Grund, ihn im Stich zu lassen, wenn sie ihm helfen konnte. Im Gegenteil, wo sie doch wußte, daß er ein armes Mädchen liebte, konnte niemand etwas Schlimmes dabei finden, wenn sie für Alfred Dungs eintrat und sich darum kümmerte, was aus ihm geworden sei, und ob man nicht etwas für ihn tun könne.

Aus solchen Erwägungen heraus war denn auch Helene Momm an dem Abend mit Damen in das Bürgerkafino gegangen, denn Schwester Emma hatte ihr berichtet, Anton Dungs werde auch da sein. Sie waren ja auch noch Schulkameraden gewesen, da konnte sie sich schon bei ihm nach Alfred erkundigen.

Es wurde Helene nicht leicht, zu dem Abend mit Damen ins Bürgerkafino zu gehen, wo doch das Trauerjahr kaum herum war und ihr das Herz wirklich nicht

nach Tanz und Lustigkeit stand. Aber ihr Vater war sehr damit einverstanden, als sie ihn deshalb fragte. Er meinte sogar, es sei hoch an der Zeit, daß sie einmal wieder unter Menschen käme. Und dann tat sie es doch auch eines anderen wegen, dem man vielleicht nützlich sein konnte.

So war Helene Momm denn mit ihrem Vater in das Bürgerkafino gegangen und hatte die erste Gelegenheit benützt, um mit Anton Dungs in ein Gespräch zu kommen; und da sie doch nicht gleich von Alfred anfangen konnte, zog sich das Gespräch etwas in die Länge. So geschah es, daß sie gleich mit ihm tanzte, denn sie war noch nicht zu ihrem Ziel gelangt, und daß man nun im Bürgerkafino der Meinung war, aus Anton Dungs und Helene Momm werde wohl ein Paar werden.

Anton Dungs war kein guter Tänzer. Aber das schadete nichts, denn Helene Momm war an schlechte Tänzer gewöhnt, und außerdem war ihr das Tanzen heute Nebensache.

Anton fühlte sich auch ihr gegenüber viel freier, als es sonst jungen Mädchen gegenüber der Fall war. Er war ja nun ein selbständiger Mensch, der bewies, was er konnte. Hugo Momm respektierte ihn deshalb. Besonders sollte er sich da noch vor seiner Tochter genieren? Dazu lag doch wirklich kein Grund mehr vor.

„Wie geht es deinem Bruder?“ hauchte Helene während des Tanzens.

Anton hielt einen Augenblick an, denn tanzen und sprechen zu gleicher Zeit war ihm ein bißchen viel auf einmal. Aber das Paar wurde so heftig gestoßen, daß sich Anton mit seiner Partnerin schleunigst wieder in Bewegung setzte. „Es geht ihm gut“, stammelte er. „Ausgezeichnet sogar, denn er ist ein fleißiger Student und will eine ganz neue Wissenschaft vom Stahl begründen.“

Anton lachte vergnügt, aber Helene lachte nicht mit. Was ging sie Adam an! Sie meinte den anderen Bruder.

„Das freut mich, daß es Adam so gut geht“, sagte sie. „Und was macht Alfred?“

Nun hörte Anton wieder auf zu tanzen und führte Helene Momm zu einer Bank, damit man sich vernünftig unterhalten könne, wenn ihr das schon lieber war als Tanzen. Ihm war es jedenfalls lieber.

„Man hört so vielerlei in der Stadt über ihn“, sagte Helene, „und da wir doch zusammen zur Schule gingen“ . . .

Anton zeigte plötzlich ein sorgenvolles Gesicht. Am liebsten hätte er ihr sein Herz ausgeschüttet, denn es mußte guttun, aber es war ja Helene Momm, die Tochter von Hugo Momm, da mußte man vorsichtig sein. Er seufzte nur. Das sagte nicht viel und verpflichtete zu nichts.

Helene blickte ihn aufmunternd an.

„Was erzählt man sich denn?“ fragte Anton vorsichtig.

Helene hatte ja nun auch am liebsten nicht viel gesagt, denn schließlich war Anton doch der Älteste von Anton Dungs junior, und man konnte nicht wissen, wie er es aufnahm. Aber ihr Mitleid mit Alfred war denn doch stärker als alles andere und riß sie hin, ihm zu erzählen, was man in der Stadt von Alfred sprache, wobei sie nicht daran dachte, daß weniger die Stadt als Schwester Emma so sprach. Anton hörte aufmerksam zu. Eigentlich war es sehr nett von Helene Momm, so offen zu ihm zu reden und das alles zu sagen. Das war gar nicht, als ob sie Hugo Momms Tochter sei, die sich grade vor einem Dungs zurückhalten mußte. Es gefiel ihm sehr gut, daß sie so offen war, und dann war es auch gut, zu wissen, was eigentlich die Stadt über Alfred sagte.

Da Helene Momm so offen war, hatte er wohl keinen Grund, noch länger allzu verschlossen zu bleiben, und er berichtete ihr, was er wußte, und hielt auch nicht mit seiner Meinung hinter dem Berg, daß er Alfred nicht ganz unrecht geben könne, wenn er auf und davon sei. Es sei wirklich nicht immer leicht mit seinem Vater. Jetzt, wo er einmal ohne ihn arbeite, sähe er das so recht.

Daß Anton seinen Bruder nicht einfach verdamme, gefiel nun wieder Helene Momm sehr gut, und daß es offenbar nicht ganz so schlimm stand, wie man sich erzählte, erleichterte sie sehr.

Nun war bei Anton das Eis gebrochen, und er dachte weniger an Alfred als an sich selbst, wenn er nun Helene Momm ausführlicher erzählte, wie schwer es oft mit seinem Vater sei.

Helene Momm hörte aufmerksam zu und meinte, das verstehe sie gut, denn auch mit ihrem Vater sei oft kein leichtes Auskommen. Sie seien hier wohl alle so, wenigstens die Väter.

Anton erklärte es ihr. Das liege eben daran, daß diese Väter ihr Geschäft selbst und ohne fremde Hilfe hochgebracht hätten. Deshalb verließen sie sich nur auf sich selbst und glaubten, sie allein verständen etwas von ihrem Geschäft und könnten es auf der Höhe halten, wie sie es hochgebracht hätten. Daß die Kinder auch noch da seien und auch etwas gelernt hätten, daran dächten sie nicht.

Helene Momm, die viel gelesen hatte, solange ihre Mutter noch lebte, setzte Anton auseinander, das sei überall so in der Welt, dieser Kampf zwischen Vätern und Söhnen.

Das interessierte Anton sehr und wunderte ihn nicht wenig, und er sah mit Respekt auf Helene, die das alles wußte. Ein nettes und vernünftiges Mädchen, mit dem sich reden ließ. Er verriet ihr, wie er mit dem Gedanken umgehe, seinen Vater zu bitten, sowie er aus Paris zurück sei, ihm irgendeine der Fabriken zur selbständigen Leitung zu übertragen. Entweder das Stammwerk hier, was er aber wohl nicht tun würde, oder eins der Schwesterwerke in der Nähe, denn wie ein fünftes Rad am Wagen möge er sich auch nicht länger fühlen.

Helene nickte eifrig und beifällig und ließ Anton reden. Es freute sie, daß er so offen zu ihr war, gerade zu ihr, der Tochter von Hugo Momm. Sie wußte das zu schätzen. Aber noch lieber wäre es ihr gewesen, er hätte noch etwas über Alfred gesagt. Selbst direkt danach fragen, das ging nun leider nicht, wo er doch so ausführlich von sich selber sprach.

Als Anton geendet hatte, war er sehr zufrieden mit Helene Momm, die so gut zuhören konnte. Die jungen Mädchen waren sonst doch wirklich nicht so. Und dann verabredeten sie gleich noch einen Tanz miteinander.

„Wir brauchen ja nicht immer zu tanzen“, meinte Helene. „Ich tue das heute auch gar nicht sehr gern, wo doch meine Mutter kaum ein Jahr tot ist. Wir können uns ja zwischendurch ein wenig unterhalten.“

Anton war das sehr recht, und er fand es sehr hübsch, daß Helene Momm so pietätvoll war und ihre Mutter nicht vergaß.

Anton tanzte nun auch mit anderen jungen Mädchen, wie es sich gehörte. Aber er fand, es war doch ein großer Unterschied zwischen ihnen und Helene Momm. Helene tanzte mit anderen jungen Männern, wie es sich gehörte, aber sie fand ebenfalls, es sei doch ein Unterschied zwischen ihnen und Anton Dungs, mit dem sie wenigstens über Alfred reden konnte.

Als dann der verabredete Tanz kam, freuten sich beide und tanzten eigentlich nur der Form wegen ein bißchen, um sich dann wieder auf eine Bank zu setzen und zu plaudern.

„Hat denn Alfred gar nichts von sich hören lassen, hat er auch dir keine Nachricht gegeben?“ fragte Helene.

Anton lächelte geheimnisvoll.

„Er hat dir geschrieben?“ sagte Helene.

Anton lächelte wieder und sagte, gestern habe er in seiner Privatwohnung eine Postkarte von Alfred vorgefunden, und er wolle sie ihr zeigen, wenn sie ihm verspreche, mit niemand darüber zu reden.

Das versprach Helene, und Anton zog eine Postkarte aus seinem Gehrock, die recht zerknittert war. So als hätte Anton sie seit gestern immer bei sich getragen. Helene las, äußerlich ganz ruhig, die Postkarte, während ihr Herz aber bedenklich laut klopfte, und dann hielt sie die Karte noch einen Augenblick in der Hand, bis sie sich ruhiger fühlte. Sie gab Anton die Karte zurück und meinte, es müsse doch auch für ihn eine rechte Beruhigung sein, daß Alfred so munter schreibe und sich offenbar ganz wohl fühle.

Anton sagte, darin habe Helene ganz recht, und er hoffe, sich bald auch wohler zu fühlen, wenn er sich erst selbständig gemacht habe. Das war nun einmal das Thema, das ihm unausgesetzt im Kopf herumging.

Als es dann Zeit wurde, nach Hause zu gehen, begleitete Anton Herrn Hugo Momm und seine Tochter noch ein Stück, denn sie wohnten ja nicht gar so weit auseinander, und Hugo Momm schien das nur recht zu sein.

Am andern Morgen stellte sich Schwester Emma schon recht früh ein, denn sie war sehr neugierig, wie der Abend mit Damen im Bürgerkasino wohl verlaufen war. Helene erzählte ihr denn auch ganz ausführlich alles. Nur von Alfred Dungs sprach sie nicht.

„Hat denn Anton Dungs nicht von seinem Bruder gesprochen?“ fragte Schwester Emma verwundert. „Das gehört sich doch nicht, daß Anton ihn ganz vergißt, wo er nun allein im Glück sitzt.“

Helene sagte, Anton habe über seinen Bruder gesprochen, aber nicht viel.

„Das kann ich mir denken“, sagte Schwester Emma. „Biel Staat ist ja nicht mehr mit ihm zu machen.“

Da wurde Helene zornig und sagte, es gehe ihm sehr gut, und es sei gar kein Grund vorhanden, daß sich Anton seines Bruders schäme.

„So? Woher weißt du denn das?“

„Sie wisse es, und mehr dürfe sie nicht sagen.“

„Er sei ja wohl Kellner geworden oder so etwas in Neuyork, habe sie gestern abend gehört“, meinte Schwester Emma.

„Das sei nicht wahr, das sei einfach gelogen!“ rief Helene Momm empört. „Wie man nur so etwas sagen könne! Es gehe ihm sehr gut, und er kaufe große Zuckerpflanzen.“

„Zuckerpflanzen?“ sagte Schwester Emma erstaunt, als habe sie nicht recht gehört.

„Jawohl, Zuckerpflanzen!“

„Da ist er wohl gar unter die schwarzen Heiden gegangen!“ rief Schwester Emma entsetzt. „Das sieht ihm ähnlich!“

„Das seien noch lange nicht die schlimmsten“, entgegnete Helene Momm ein wenig spitz.

„Und dann Zucker!“ Schwester Emma mußte lachen. Man trank ein Stückchen nachmittags im Kaffee und Sonntags wohl auch zwei Stückchen. Was das schon für ein Geschäft sei, was es da schon groß zu verdienen gäbe!

Helene Momm schwieg, denn sonst hätte sie Schwester Emma ganz unangenehme Dinge gesagt. Sie war ja wirklich unausstehlich heute.

„Da hat er wohl sein armes Mädchen schon bei sich?“ fragte Schwester Emma. „Mitten unter den Wilden?“

„Davon wisse sie nichts“, entgegnete Helene Momm kühl. Wie konnte Schwester Emma nur denken, sie werde mit Anton Dungs über so etwas reden.

Diesmal gingen die beiden sehr viel weniger herzlich auseinander als sonst, und sie mieden einander auch in den nächsten Tagen.

Sie ist ja wohl rein nicht mehr bei Verstand, daß sie dem Alfred Dungs, dem Taugenichts, noch so das Wort redet, dachte Schwester Emma indigniert. Helene Momm aber fand, sie habe nie geglaubt, daß Schwester Emma so häßlich über einen Menschen reden könne, bloß weil es Alfred Dungs sei. Und was das arme Mädchen anlange, so sei es sicher nicht zu bedauern, wenn Alfred Dungs es lieb habe.

Helene Momm wurde nun doch wieder recht traurig, wenn sie daran dachte, und daß sie nun wahrscheinlich miteinander sehr glücklich seien. Sie kannte natürlich auch die Frau Oberst von Beekow und wußte schon durch Schwester Emma, daß es sich um eine Schwester der Frau Oberst handle. Sie hätte wohl ganz gern einmal bei Gelegenheit die Frau Oberst nach ihrer Schwester gefragt. Aber die Frau Oberst war so ganz

anders als die Leute hier, da traute sich Helene Momm nicht. Hingegen wußte sie es so einzurichten mit ihren Beforgungen in der Stadt, daß sie zuweilen in der Nähe von Anton Dungs' Privatwohnung vorbeikam. Vielleicht würde er ihr einmal begegnen und sie ansprechen, so daß sie wieder etwas Neues über Alfred und seine Braut, wie sie sie jetzt nannte, erfuhr.

Aber sie begegnete Anton Dungs nicht und hörte auch sonst nichts von ihm, denn ihren Vater mochte sie nicht nach ihm fragen. Er sah ihn ja wohl häufiger im Bürgerkaffee und sprach dann wohl auch das eine oder andere Wort mit ihr über ihn am anderen Morgen. Aber er sprach nur von ihm als Geschäftsmann, und daß er sich tüchtig herausmache und Anton Dungs junior mehr Glück mit ihm habe als Verstand, wenn man bedenke, wie wenig Bewegungsfreiheit er bisher seinem Ältesten gegönnt habe. Über Alfred verlor der Vater nie ein Wort. Es war ja wohl fast wie eine Schande für die ganze Stadt, daß er sich nicht mehr sehen ließ.

Helene Momm war wieder einmal bei Anton Dungs' Wohnung vorübergegangen, denn sie hatte so das Gefühl, als müsse sie ihn heute treffen. Sie war recht niedergeschlagen, daß ihr Gefühl sie getäuscht hatte, und da sie doch einmal unterwegs war, ging sie gleich noch ein paar Schritte weiter, dem Bahnhof zu, und hier traf sie Anton Dungs, wie er sehr eilig dem Bahnhof zustrebte. Als er sie aber sah, kam er über die Straße und begrüßte sie.

„Du arbeitest zu viel, Anton“, meinte Helene. „Man sieht es dir an. Du solltest dich ein wenig schonen.“

Anton erklärte, das sei es nicht, die Arbeit mache ihm nichts, die sei gesund, aber sein Vater komme jetzt zurück aus Paris und habe ihm telegraphiert, er möge ihn an der Bahn abholen. Das sei es, weshalb er nicht gut ausfähe, denn nun werde es wohl nicht ohne Streit abgehen, wenn er seinem Vater erkläre, er wolle nun auch sein Teil Arbeit für sich, für das er allein verantwortlich sei.

Anton sprach kein Wort über Alfred, also würde er wohl nichts Neues von ihm gehört haben. Und da Helene merkte, wie zerstreut er war und es eilig hatte, nach dem Bahnhof zu kommen, verabschiedete sie sich schnell von ihm und wünschte ihm nur noch alles Gute.

Anton bedankte sich dafür, denn gute Wünsche könne er brauchen, zog den Hut und machte, daß er zum Bahnhof kam.

Frisch und guter Dinge sprang Anton Dungs junior aus seinem Waggon und schüttelte seinem Ältesten kräftig die Hand.

„Nun, wie geht es?“

„Ganz gut geht es“, sagte Anton zurückhaltend.

„Es ist doch nichts passiert?“ fragte der Vater hastig und besorgt.

„Du meinst in der Fabrik?“

„Wo denn sonst?“ fragte Anton Dungs junior.

„Da ist alles seinen guten Gang gegangen“, erwiderte Anton. „Deshalb brauchst du dir keine Sorgen zu machen.“

„So ist es recht. Es war ja wohl auch eine stille Zeit“, meinte der Vater befriedigt.

Nicht ohne Widerstreben mußte Anton das zugeben

Anton Dungs lachte leise und verschmigt. „Es war wirklich gut, daß ich nach Paris fuhr.“

Anton schwieg.

„Sie hatten das wirklich recht geschickt angefangen, Adele und Alfred.“

„Hast du sie gesehen?“

„Ich werde mich hüten! Nein, so dumm bin ich nicht. Daß sie vor der Zeit Wind bekommen! O nein! Das könnte ihnen passen!“

Anton Dungs junior rieb sich behaglich und eilig die Hände. Er machte wieder ein ganz verschmigtes Gesicht. „Ich sage dir, wer zuletzt lacht, lacht am besten, und nun lache ich doch zuletzt.“

* * *

Lotte von Quast war ein wenig blaß und recht ernst geworden, was ihr Vater mit großer Unruhe und mit Mißbehagen bemerkte. Er hatte ja gerade die unbeforgte Frische und Fröhlichkeit an ihr besonders geliebt. Aber er machte keine abfälligen Bemerkungen darüber, trotzdem ihm diese Zurückhaltung nicht leicht fiel. Es war ja, wenn man es recht betrachtete, kein Wunder, daß sie allmählich ihre Frische und Fröhlichkeit verlor. Was war das für ein vertrackter Brautstand, den sie führte! Er hatte es ja immer gedacht und auch oft genug gesagt, daß es gar nichts taugt, wenn sich Menschen aus verschiedenen Gesellschaftsschichten ineinander verlieben oder gar einander heiraten wollen. Das hatte sie nun davon; und nun, wo es zu spät war, machte er sich heftige Vorwürfe, den beiden auch nur so weit entgegengekommen zu sein. Daß er auf seine alten Tage noch so schwach geworden war! Wenn ihm das jemand vorausgesagt hätte! Nie und nimmer hätte er das geglaubt. Aber Lotte war nun einmal sein Verzug. Er kannte sie ja und wußte, wenn sie sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann ließ sie nicht so leicht davon. Da hatte er Schwachkopf lieber gleich nachgegeben, statt sie wieder zur Räson zu bringen, und, wenn das nicht gelang, seine väterliche Autorität auszuspielen. Wenn er nun diesen Herrn Dungs einfach aus dem Haus geworfen hätte und Lotte einfach verboten, auch nur an ihn zu denken? Es wäre immer noch besser gewesen als der Zustand, in dem sie sich nun befand. Sie hätte ihm gezürnt, sie wäre böse mit ihm gewesen und hätte eine Zeitlang geschmollt oder dergleichen. Aber mit der Zeit wäre sie wohl wieder gut geworden, hätte die Dummheit vergessen; und jetzt? Jedenfalls hätte sie sich jetzt nicht mehr mit Sorgen um diesen Herrn Dungs herumzuschlagen müssen, der nun schon fast ein Jahr lang fort war und nur selten von sich hören ließ.

Gewiß, Java ist weit, und er saß ja auch nicht in der Hauptstadt, von wo aus ein etwas geordneterer Postverkehr möglich gewesen wäre. Er saß ja auf dem Land mitten unter den Wilden, weit, weit ab von jedem europäischen Verkehr. Aber dann hätte er sich eben nicht verloben sollen. Das tut man unter solchen Umständen doch nicht, wenn man ein gewissenhafter Mensch ist. Was er sich eigentlich dabei dachte? So springt man doch nicht mit einer Quast um!

Aber der Alte ließ nichts laut werden von all diesen Gedanken, gar nichts. Nur wurde seine Stimmung dabei

nicht besser, und die Arbeiter und Bauern fanden, daß es offenbar nicht mehr ganz richtig mit ihm war im Kopf, weil er mit ihnen gar so viel spektakelte und man ihm gar nichts mehr recht machen konnte.

Dabei war die Ernte in diesem Jahr so gut ausgefallen wie schon lange nicht mehr. Auch der Alte hätte also allen Grund gehabt, zufrieden zu sein. Aber wenn einem die Jahre zu Kopf steigen, dann ist eben nichts mehr zu machen.

Auch mit Hans von Quast war eine Veränderung vor sich gegangen, seitdem er Alfred Dungs kennen gelernt hatte. Aber da sein Vater sowieso schon mürrisch und unzugänglich war, wagte er nicht, mit ihm davon zu reden, obwohl es allmählich Zeit wurde. Er sollte nämlich zum Herbst bei den „Maitäfern“ eintreten, wo die Quasts seit alters her gedient hatten. Er wollte aber nicht, ihm schien es viel reizvoller zu sein, wie Alfred Dungs ins Ausland zu gehen und dort etwas zu werden. Es behagte ihm gar nicht auf seiner Klitsche, und es erschien ihm fürchterlich, wohl gar immer auf ihr bleiben zu müssen wie sein Vater. Da war doch das Leben eines großen Kaufmanns ganz etwas anderes. Die Welt sehen, sich mit fremden Völkern herumzuschlagen, das wäre nach seinem Geschmack gewesen. Und wenn nun Alfred Dungs sein Schwager würde, so würde ihn der vielleicht in Java gebrauchen können. Er hatte sich alles, was er nur über die niederländischen Kolonien erreichen konnte, gekauft und studierte eifrig über solchen Büchern. Je mehr er sich hineinlas, um so verlockender erschien ihm sein Plan. Ein Glück nur, daß sich der Alte so gar nicht um ihn kümmerte in all der Zeit.

Sowie Alfred Dungs zurück war, würde er mit ihm reden. Bis dahin hieß es, fleißig arbeiten und den Mund halten, denn der Alte würde ihn wohl für verrückt halten, wenn er ihm mit seinen Plänen käme.

Die eigentliche Schuld an dieser Wandlung hatte aber gar nicht Alfred Dungs, sondern die Dengerns, namentlich der Graf, sein Schwager, der sich auf seine freiheitlich-fortschrittliche Gesinnung sehr viel zugute tat und so viel davon zu reden wußte, wie töricht es vom Adel sei, die jetzige Konstellation in Deutschland nicht zu nützen und sich mit aller Kraft auf die Industrie zu werfen. Hendel-Donnersmard und Fürst Fürstenberg mußten bei solchen Gesprächen herhalten als Exempel, wohin man es bringen könne, wenn man modern sei und zugreife wie sie. Das war doch ein anderes Leben, als einige Jahre Leutnant spielen und dann auf seiner Klitsche versauern; zumal in einer Zeit, wo es keine Kriege mehr gäbe, wie wenigstens Graf Dengern behauptete, eine Behauptung, für die er ja die Entwicklung der letzten vierzig Jahre für sich hatte. Und wenn der alte Quast dann ärgerlich auf den Russisch-Japanischen Krieg und dergleichen hinwies, so lächelte der Graf ein wenig impertinent und behauptete, das seien reine Geschäftskriege und weiter nichts. Andere Kriege würde es überhaupt nicht mehr geben. Solche Geschäfts- und reinen Kolonialkriege als Soldaten mitzumachen, sei aber gar nicht die Aufgabe eines modernen Adels, das sei seiner gar nicht würdig. Es sei seiner viel würdiger, bei solchen Kriegen die Geschäfte zu machen und sie

nicht anderen zu überlassen. Graf Dengern liebte dergleichen ungewöhnliche Apercus und versteifte sich um so heftiger auf ihre Wahrheit, je einseitiger sie klangen, und je mehr sie von den anderen bekämpft wurden.

Wenn Alfred Dungs nur endlich wiedertäme!

Hans von Quast hätte sehr gern mit Lotte über seine Pläne und Absichten gesprochen, aber er traute sich auch ihr gegenüber nicht recht. Er wußte nicht genau, ob sie nicht mehr der Ansicht ihres Vaters huldigte als der ihres Schwagers, den sie seit einiger Zeit gar nicht mehr leiden mochte. Und dann würde sie ihn beim Vater verfluchen.

Hans von Quast trat ans Fenster. Natürlich, Lotte machte sich schon wieder auf dem Hof zu schaffen, um nur ja den Briefträger zuerst abzufangen. Der war ihr ja nun schon lange die wichtigste Persönlichkeit in der ganzen Gegend, der alte Landbriefträger Schrenk, der es mit seinen Siebensachen gar nicht eilig hatte. Endlich kam er durchs Hoftor gehumpelt, aber Lotte tat, als habe sie es gar nicht bemerkt.

Der alte Schrenk ging direkt auf sie zu, grüßte militärisch und händigte ihr die Post aus. Es war diesmal nicht viel, nur ein paar Zeitungen und ein Brief. Auf seine Augen konnte sich Hans von Quast verlassen.

Lotte schien der Post auch keine größere Bedeutung beizumessen, denn sie schlenderte mit ihr recht langsam ins Haus.

„Es ist nur ein Brief von Ise gekommen“, sagte sie zu ihrem Vater, der ihr entgegenkam.

„An mich oder an dich?“

Erst jetzt sah Lotte genauer zu und sagte: „An dich.“

„Dann wollen wir doch gleich einmal sehen, was los ist.“ Der Alte nahm sie mit in sein Zimmer, setzte sich eine gewaltige Hornbrille auf und öffnete den Brief.

„Soll ich ihn dir vorlesen?“ fragte Lotte.

„Er ist ja nicht sehr lang“, meinte der Alte. „Das bringe ich noch selber zustande.“

Er begann zu lesen und sagte: „Du, sie werden verheiratet, schreibt Ise. Sie scheinen sehr glücklich darüber zu sein. Nach Berlin sollen sie kommen.“

„Sie hat sich da unten nie wohl gefühlt“, sagte Lotte leise.

„Hör mal, das hier scheint besonders für dich bestimmt: Es interessiert Lotte vielleicht zu hören, daß der älteste Dungs sich mit Helene Romm verlobt hat. Hier ist die ganze Stadt voll davon. Lotte wird dir erklären können, warum. Sie interessierte sich ja einst ein wenig für diese Familie, und ich bin auch schon so verbauert, daß ich davon schreibe, denn es ist das größte Ereignis seit langem.“

„Wann werden sie denn voraussichtlich verheiratet?“ fragte Lotte.

„Ise nimmt an zum Herbst.“

Lotte versuchte zu lächeln. „Dann hast du uns alle ja wieder ganz in der Nähe.“

Der Alte legte die Hornbrille beiseite und sagte: „Interessiert dich das mit diesem Anton Dungs?“

„O ja, er ist ja der ältere Bruder von Alfred.“

Der Alte seufzte. „Ich wollte, die ganze Gesellschaft interessierte dich nicht mehr!“

„Aber Papa!“

„Nun ja, was hast du davon?!“

„Alfred schrieb neulich, er werde nun bald wieder hier sein.“

„Ich weiß. Aber was dann, Lotte?“

„Wir werden ja sehen, Papa!“

„Ise schreibt fast ein wenig ironisch über die Dungs, findest du nicht auch?“

„Sie nimmt an, ich habe Alfred Dungs längst vergessen, Papa, deshalb tut sie das.“

„Leider hat sie ja wohl nicht recht?“

„Nein, Papa, sie hat nicht recht. Aber ich bin froh, daß sie es nicht weiß. Was sie mich sonst wohl schon geplagt hätte, dies ganze Jahr über!“

„Und Dengerns haben wir auch nicht informiert“, sagte der Alte vorwurfsvoll.

„Hatte ich nicht recht, als ich dich damals darum bat? Sie waren durchaus nicht nett zu Alfred Dungs, als sie merkten, er sei nicht mehr ein Herz und eine Seele mit seinem Vater.“

„Dann hätte ich in Ihnen doch eine Hilfe!“ meinte der Alte.

Lotte lächelte müde. „Du meinst eine Hilfe gegen mich, nicht wahr?“

„Du reißt dich ja auf, Lotte, das ist er gar nicht wert!“

„Wie kannst du das sagen, Papa!“

Sie trat zum Fenster und rief: „Ein Telegraphenbote!“

„Die sind doch seit einem Jahr nichts Neues mehr hier, daß du dich so zu verwundern brauchst!“ knurrte der Alte.

Sie sah ihn fragend an.

„Also geh schon und hol dir dein Telegramm. Wir anderen kriegen ja doch keine.“

Lotte lief aus dem Zimmer und kam schon nach einer Minute ganz atemlos wieder herein. „Er ist schon in London!“ rief sie und war hoch rot.

„Na also, da werden wir ja bald den Vorzug haben!“ knurrte Herr von Quast.

„Es steht alles gut, telegraphiert er“, sagte Lotte und fiel ihrem Vater weinend um den Hals und küßte ihn immer wieder.

Mein Gott, wie leidenschaftlich, wie erregt das dumme Ding ist! dachte der Alte. Das ist ja schrecklich!

Hans klopfte an und trat ein. „Ich sah den Telegraphenboten“, sagte er wie zur Entschuldigung.

Lotte schlang nun die Arme um ihren Bruder und küßte ihn. „Er ist schon in London“, sagte sie, „er wird also bald hier sein.“

„Dann gratuliere ich herzlich“, entgegnete der Bruder. „Das war wirklich nicht mehr länger zum Ansehen, Lotte.“

„Aber ich habe doch gar nichts gesagt!“ sagte Lotte mit lachendem Gesicht, während ihr noch die Tränen in den Augen standen.

„Eben deshalb war es nicht mehr zum Ansehen!“ antwortete der Bruder.

„Er hat ganz recht“, knurrte der Alte.

„Wie gut ihr zu mir seid, und wieviel Geduld ihr

mit mir gehabt habt die ganze Zeit“, meinte Lotte ganz beschämt.

„Was soll man machen, wenn man dich so sieht“, sagte Hans, packte sie und schwang sie im Kreis. „Jetzt hört das aber auf, jetzt bist du wieder die lustige Lotte.“

„Ich bin ja so glücklich!“ stammelte sie.

Der Alte war doch ein wenig konsterniert. Die ganze Zeit war sie so ruhig gewesen, und nun diese Leidenschaftlichkeit. Wie konnte sie nur, gerade sie ihr Herz so völlig verlieren! Der Alte ächzte vernehmlich.

„Papa, geh, sei lieb. Nun wird ja alles gut.“

Der Alte brummte etwas und verließ sein Zimmer. Er hatte im stillen doch gehofft, sie werde Vernunft annehmen, wo der Mensch nun doch fast ein Jahr fort war. Er hatte gehofft, sie werde ganz von selbst einsehen, daß dies auf die Dauer einfach nicht ging, und deshalb sei sie so blaß und still geworden. Und nun war es doch die alte Geschichte. Durfte er nun noch seine väterliche Autorität dagegen in die Waagschale werfen? Er hatte doch wieder eben erst ganz deutlich mitansehen müssen, wie tief es bei ihr saß.

Am Nachmittag kam schon wieder ein Telegramm.

„Telegraphiere ihm, er soll das gefälligst lassen, er machi uns ja lächerlich.“

„Aber Papa, das Telegramm ist ja gar nicht von Alfred Dungs!“

„So? Von wem denn?“

„Von seiner Mutter.“

„Das wird ja immer schöner!“ rief der Alte ernstlich erzürnt. „Kann die Dame nicht schreiben, wenn sie dir etwas zu sagen hat? Wir sind hier doch nicht in einem Handelskontor!“

Lotte trat zu ihm und streichelte ihn. „Aber Papa, warte doch mit deinem Ärger, bis du erst weißt, weshalb sie telegraphiert.“ Sie lächelte ihn an.

„Du bist weiß Gott schon wieder gerade so . . . so dreist wie früher“, sagte Herr von Quast und versuchte, recht böse drein zu sehen, was ihm aber nur schlecht gelang.

„Sie telegraphiert nämlich, sie sei unterwegs hierher.“

„Was?“ Herr von Quast sprang auf. „Kommt uns denn die ganze Familie über den Kopf? Das wird ja immer schöner!“

Hans von Quast amüsierte sich köstlich über die Art seines Vaters. Wie wild er tat, und war von Lotte doch um den Finger zu wickeln. Wie sie das nur anstellte? Es war einfach fabelhaft. Aber gerade deshalb tat er so wild. Er wußte, daß es ihm nichts nützte.

„Was mag das nun wieder für eine Dame sein?“ stöhnte Herr von Quast.

„Ich weiß es wirklich nicht, Papa.“

„Und wann wird sie hier sein?“

„Das weiß ich auch nicht, Papa.“

„Dann hätte sie das doch vor allem telegraphieren sollen, wenn sie schon telegraphiert!“ Der Alte brummte etwas von Weibern, die nicht wußten, was sich gehöre. Aber Lotte tat einfach so, als ob sie es nicht hörte.

„Ich gehe nicht auf die Bahn, darauf kannst du dich verlassen?“ sagte Herr von Quast. „Wenn sie nicht einmal den Zug angibt“ . . .

Lotte schwieg.

„Und du läufst mir auch nicht zu jedem Zug, verstehst du? Sie soll gefälligst mitteilen, wann sie ankommt, wenn sie uns schon beehren will.“

„Das tut sie wohl auch noch“, beschwichtigte Lotte.

„Also noch ein Telegramm zu erwarten!“ stöhnte Herr von Quast.

Aber es kam kein Telegramm, sondern am anderen Morgen gegen elf Uhr fuhr ein sehr mondaines Auto, ausgestattet wie ein Boudoir, ein wenig ächzend über die bösen Wege, langsam in den Hof. Das war hier noch ein seltener Anblick, und so stand denn vor dem Tor die ganze Jugend der umliegenden Dörfer, und auf dem Hof sammelte sich alles, was irgend abkommen konnte von Knechten und Mägden, ebenfalls in einem Augenblick um das fauchende Ungeheuer.

„Man meint, die Komödianten kämen!“ brummte Herr von Quast und hängte sich weit zum Fenster hinaus.

„Aber Papa, du mußt doch mit hinunterkommen!“ sagte Lotte erregt.

„Fällt mir ja gar nicht ein!“ brummte der Alte, „erst will ich wissen, was sich da eigentlich aus den Decken und Luchern heraus entwickelt. Vorläufig sieht es noch aus wie eine Vogelscheuche, und du weißt, alte Weiber tann ich nicht leiden.“

Mit ihrem Papa war wirklich nichts anzufangen, und so eilte denn Lotte schleunigst auf den Hof, wo Hans von Quast gerade an das Auto trat.

„Un moment, Monsieur, gleich sind wir so weit“, sagte Madame Adele, warf die letzte Decke von sich und ließ sich von ihrem Diener Jean die Schleier vom Hut lösen.

„Angenehme Wege haben Sie“, meinte sie derweil zu Hans von Quast. „Ich bin wirklich froh, den Vicomte daheim gelassen zu haben.“

Hans von Quast verbeugte sich. Das schien ja wirklich eine kuriose Dame zu sein. Nun stand auch Lotte am Wagenanschlag.

„Bon jour, ma petite, einen Augenblick noch, gleich bin ich so weit. Jean, klopfe die Decken aus, sie haben es nötig, und Jacques soll sofort die Maschine nachsehen, hören Sie?“

Der Chauffeur nickte.

„Es wäre kein Wunder, wenn sie streikte und den Kampf mit diesem horriblen Weg endgültig aufgab.“

Hans von Quast half der Dame, die nun sehr stattlich ausah, galant aus dem Wagen. Madame Adele blieb einen Augenblick prüfend vor Lotte stehen, dann sagte sie Lotte an der Schulter, zog sie näher zu sich und küßte sie auf beide Wangen.

„Alfred hat mir viel von Ihnen erzählt. Aber Sie sind eigentlich noch hübscher, als ich erwartet habe. Madame Adele küßte Lotte auf die Stirn. Lotte küßte ihr die Hand.

„Ihren Arm bitte“, wandte sie sich an Hans von Quast. So schritten sie, Madame Adele in der Mitte, dem Hause zu. Der Alte war vom Fenster verschwunden.

„Darf ich mir erst einmal bei Ihnen die Hände waschen, petite?“

Lotte nahm Madame Adele mit auf ihr Zimmer.

Raum waren sie dort, zog Madame Adele Lotte auf

ihren Schoß. „Pauvre petite, Sie haben viel Kummer gehabt. Das arme Herz! Aber nun ist das vorbei. Nun werden wir alle sehr vergnügt sein. Anton Dungs junior“ — sie verzog den schönen Mund — „er soll es büßen, daß er schuld ist an so viel Sorgen.“

Madame Adele machte ein wenig Toilette und erzählte Lotte derweil, wie sie schon längst vorgehabt habe, sie aufzusuchen, aber bisher nicht dazu gekommen sei.

„Ich war sehr eifersüchtig, ma petite.“

Lotte lächelte. Originell war die Mutter Alfreds.

Und Madame Adele erzählte weiter, sie habe den Besuch aufgeschoben bis Alfred auf dem Heimweg war. „Sie sind gewiß recht traurig gewesen, daß er solange fortgeblieben ist, nicht wahr?“

Eine Antwort Lottes wartete sie erst gar nicht ab, sondern bemerkte, nun sei sie hier, um Lotte zu entführen. Alfred müsse nämlich von Antwerpen gleich nach Maastricht fahren, wo die Kufferaths ihr Domizil hätten, und dorthin wolle sie ihm nun die Braut bringen, damit er gleich eine hübsche Überraschung habe. (Fortf. folgt.)

Ein Tropentag.

Von Dr. med. A. Wörster (Java).

Mehr als drei Jahrhunderte sind verflossen, seit Johann Petersjohn Coen in dem damaligen Jacatra auf Java die Flagge der Generalstaaten hißte und den Grund zu der heutigen Stadt Batavia legte. Die holländischen Kolonien im Sunda-Archipel sind somit unter die ältesten zu rechnen, und die kolonialisatorischen Errungenschaften der verflossenen Jahrhunderte können für jüngere Kolonialmächte in vieler Hinsicht zum Vorbild dienen. Insbesondere können wir Deutsche, deren ostafrikanischer Kolonialbesitz manche Ähnlichkeiten aufweist, vieles von unsern westlichen Nachbarn lernen.

Um uns eine Vorstellung von dem Leben in den Tropen und Subtropen zu machen, wollen wir uns einmal veranschaulichen, wie ein Pflanzler auf Java seinen Tag verbringt.

Noch liegt das Schweigen der Nacht über dem weiten Gebäudekomplex, der unter hochwipfligen Palmen inmitten der ausgedehnten Pflanzung liegt. Nur hie und da läßt sich in den nahen Kampongs (Eingeborenen-dörfern) ein heiserer Hahnenschrei vernehmen. Allmählich indessen huschen aus den niederen Bambushütten und den langgestreckten Nebengebäuden des Gutshofes, in denen die zahlreiche Dienerschaft des weißen „Herrn“ haust, schattenhafte Gestalten, und bald unterbricht lautes Plätschern am nahen Gebirgsbach die bisherige Stille. Ehe der Eingeborene sein Tagewerk beginnt, nimmt er ein Bad, das gerade in den kühlen Morgenstunden doppelt erfrischend wirkt. Da, nach kürzester Dämmerung, steigt „das Auge des Tages“, wie der Malaie die Sonne poetisch nennt, über dem blauen Randgebirge empor und erweckt alles zu neuer Tätigkeit.

Das weißleuchtende Herrenhaus öffnet seine Läden, der Herr des Hauses mit seiner Familie betritt die offene Veranda, wo schon die lautlosen Diener den dampfenden Kaffee bereithalten. Sei, wie schmeckt den flachshaarigen Kleinen die noch kuhwarne Milch, welche die sorgende Babu (eingeborene Kinderfrau) ihnen vorsetzt. Unter fröhlichem Lärm stürmt dann die Kinderchar in den taufrischen Garten und tollt barfuß und barhäuptig, nur mit dem Allernotwendigsten bekleidet, durch die schattigen Gänge, bis der Mutter Stimme sie ins Badezimmer ruft. Gründlich wird des Körpers Reinigung dort vorgenommen, und nach einiger Zeit versammelt der sonore Klang des Gongs die blanken Gesichtchen zum zweiten Frühstück. Grüße mit Milch oder Sirup, Brot mit Honig oder Eingemachtem und Früchte sind die Hauptbestandteile des Frühstückes, wozu wiederum reichlich Milch getrunken wird. Dann gehen oder fahren die Großen

zur Schule, während die Kleinen und Kleinsten mit den Babus sich im Schatten des Gartens verlieren.

Der Hausherr hat inzwischen die obligate Morgenzigarre geraucht, nach dem üblichen Sturzbad den Nachtanzug mit einem frischen Pjama vertauscht und sich nach den etwas abseits liegenden Verwaltungsgebäuden begeben, wo seine weißen Aufseher den Kuliappell abhalten. Pünktlich um 6½ rücken die verschiedenen „Pflüge“ (Arbeitergruppen) unter ihren eingeborenen Mandurs (Vorarbeitern) in die Felder ab. Nachdem der Pflanzler mit seinen Assistenten die vorzunehmenden Arbeiten besprochen, folgen diese zu Pferd oder im leichten Buggy ihren Untergebenen auf die Pflanzung. Nach Durchsicht der Morgenpost kleidete sich der Hausherr in Weiß oder Khati, um gegen acht Uhr nun seinerseits mit der Frau am Frühstückstisch zusammenzutreffen.

Wenn irgendwo, so nimmt in den Tropen die weiße Frau eine beinahe herrschende Stellung ein. Nicht allein, daß sie jeder körperlichen Arbeit im eigentlichen Wortsinne enthoben ist, sie ist auch im ganzen Leben und Weben des Hauses die unbedingte Herrin. Wehe dem Diener, der sich einen unehrerbietigen Blick, ein vorlautes Wort erlaubt: Sofortige Entlassung, häufig eine empfindliche, körperliche Züchtigung ist die unaussprechliche Folge. Diese Schonung der Frau ist in den Tropen nur zu berechtigt, denn das Klima, vor allem aber die Geburten stellen hohe Anforderungen an den weiblichen Organismus. Nur die allerfeinste Körperpflege, eine vernünftige Kleidung und eine hygienische Ernährung gewährleisten ihre Gesundheit und eine kräftige Nachkommenschaft. Das Korsett ist ein verpönter Luxusartikel, der nur hie und da für Bälle oder große Empfangsabende seinen Platz in der Truhe verläßt. Hochaufgetürmte Lockenfrisuren sind unbekannt, der leichte griechische Knoten ist die gewöhnliche Haartracht. Leicht und luftig, aus feinen Baumwoll- oder Linnenstoffen, die Körperformen dezent zur Geltung bringend, ist die Kleidung, deren Prototyp der von den Javanen entlehnte Sarong (eine Art buntgefärbten Faltenrockes) und die blütenweiße, spitzenbesetzte Kabaya (eine leichte Schoßjacke) darstellt. Darunter wird nur die allernötigste Unterkleidung getragen.

Es ist ein grundlegender Unterschied zwischen der Holländerin einerseits und der Engländerin oder Französin andererseits, daß die erstere es verstanden hat, die durch jahrtausendlange Erfahrung als zweckmäßig erprobte Eingeborenentracht in einer Art und Weise zu europäisieren, daß sie auch weitgehenden ästhetischen An-

sprechen genügt. Die Europäerin im Osten in dieser Tracht ist nicht nur an und für sich eine anmutige Erscheinung, sondern fügt sich auch zwanglos in den Rahmen des orientalischen Milieus ein.

In ähnlicher Weise hat man es auch verstanden, die Ernährungsfrage in einer geradezu mustergültigen Weise zu lösen. Während der Engländer trotz seiner ebenfalls jahrhundertalten kolonialisatorischen Tätigkeit noch heute in den fieberchwangeren Niederungen des Ganges wie im strengsten kanadischen Winter seine Toasts mit Roastbeef schon zum Frühstück verzehrt, darauf zu Mittag sein pfundschweres, blutrüthiges Beefsteak setzt, hat der Holländer genau wie die Kinder des Landes in dem Reis den Hauptbestandteil seiner Ernährung gefunden, dem er durch zweckmäßige Verwertung einheimischen Geflügels, aller möglichen Fischarten, tropischer Gemüse und Früchte die nötige Abwechslung verleiht. Darum sieht man auch neben jedem Herrenhaus einen wohlgepflegten Gemüsegarten, einen Fischteich und einen reichbesetzten Geflügelhof, die der Oberaufsicht der Hausfrau unterstehen und ihr reichliche Beschäftigung bieten. Nimmt man noch hinzu, daß der größte Teil der Kleidung für Eltern und Kinder im Hause durch eingeborene Näherinnen fertiggestellt wird, so begreift man, daß die Frau, wenn sie auch nicht arbeitet, so doch nicht müßig geht, sondern beinahe den ganzen Tag beschäftigt ist.

Man begegnet oft dem Glauben, daß der Europäer in den Tropen ein halbes Schlaraffenleben führe: Nichts ist unrichtiger als dies. Der Beamte sowohl als auch der Richter, der Anwalt wie der Arzt, der Kaufmann wie der Pflanzler arbeiten angestrengt während des ganzen Vormittags und Spätnachmittags, nur in den heißesten Mittagstunden gestattet man sich eine mehrstündige Ruhepause. Nach dem Frühstück reitet beispielsweise der Pflanzler auf seine Felder, legt weite Strecken zu Pferde oder auch zu Wagen zurück, regelnd, ordnend, befehlend, manchmal auch persönlich arbeitend, um erst, wenn die Sonne hoch im Zenit steht und selbst der Eingeborene rastet, den kühlen Schatten seines Hauses aufzusuchen und sich nach einem erfrischenden Bade der schwer verdienten Ruhe zu erfreuen.

Die Frau hat hier inzwischen die Köchin zum nahen Markte geschickt, den Einkauf eingehend kontrolliert, die nötigen Anordnungen für das Mittagessen, die berühmte „Reistafel“, getroffen, an der nun Mann und Kinder mit gesundem Appetit nieder sitzen.

Der Durchschnittseuropäer würde sich verwundern über die Zusammenstellung sowohl dieser „Reistafel“ als auch über die Quantitäten, die hier verteilt werden. Gedämpfter Reis mit gebratenem, geschmortem, geröstetem Geflügel und Fisch, Eier in allen möglichen Zubereitungsarten, dazu pikante, scharf gewürzte Saucen und Lunkens sind die Bestandteile dieser ausgesprochen indisch-holländischen Hauptmahlzeit. Selbstverständlich werden für die Kinder besondere Saucen verabreicht und ihnen ein reichliches Maß von gebackenen Früchten und gekochten Gemüsen zugemessen. Die Erwachsenen genießen als Getränke leichtes Bier oder Rotwein mit Wasser oder auch gleich den Kindern dieses letztere ausschließlich.

In früheren Zeiten galt der Tropenmensch als ein Trinker par excellence, doch ist in den letzten Jahrzehnten hierin eine große Wandlung zum Besseren eingetreten. Selbst in den britischen Kolonien hat der Whisky mit Soda seine Alleinherrschaft größtenteils eingebüßt, und wenn man auch nicht behaupten kann, daß

die Abstinenzbewegung im Osten vielen Anklang findet, so hat doch der Alkoholmißbrauch bedeutende Einschränkungen erfahren. Nur an eins darf man dem Kolonialholländer nicht rühren; an sein „Paitje“ (Pait = bitter, malaisisch). Heilig ist das Paitje auch heute noch trotz aller „Teatotalen“ und mit vollem Recht: Diese paar Kubikzentimeter Genever (Gin), mit irgendeinem Bitterstoff vor der kopidösen Reistafel genossen, sind nicht allein unschädlich, sondern regen im Gegenteil die Verdauung in sehr zweckentsprechender Weise an.

Es versteht sich von selbst, daß das Mittagessen der heißen Tageszeit entsprechend in dem kühlfsten Teile des Hauses, der allseitig offenen Hintergalerie, eingenommen wird. Diese von zwei bis drei Meter breiten Veranden umgeben, die das grelle Tageslicht angenehm abdämpfen, ist überhaupt der Lieblingsaufenthaltort der gesamten Familie für die warmen Tagesstunden. Dem entsprechend ist sie, wenn auch nicht komfortabel, so doch anheimelnd eingerichtet. Keine Teppiche auf dem kühlen Marmor- oder Fliesenboden, sondern leichte Kokos- oder Rotanmatten. Alle Möbel bestehen aus Rohrgeflecht. Für die Ventilation sorgen Puntas, von eingeborenen Knaben in schwingender Bewegung erhalten.

Nach dem Mittagessen versinkt das ganze Haus in tiefe Ruhe: Alles schläft in den verdunkelten Räumen unter dem Schutze der Mostitonege, bis die kühlende Nachmittagsbrise neues Leben erweckt. Im Schatten des weitläufigen Baringinbaumes nimmt man nach erquickendem Bade den Tee ein, wozu den Kindern einige Süßigkeiten verabreicht werden. Man kleidet sich um, setzt in europäisch zugeschnittene Waschkleider, um die kühlen Abendstunden auf Spaziergängen oder in freundschaftlichen Besuchen zu verbringen. Gegen acht Uhr wird die Abendmahlzeit eingenommen, bestehend aus Suppe, leichtem Fleisch- oder Fischgang, süßer Speise und Früchten. Die Kinder werden zu Bett gebracht und schlafen unter der Obhut ihrer auf dem Boden liegenden Babus ruhig ein, während der Hausherr zum erstenmal die nötige Ruhe findet, seine Zeitung oder einen Roman zu lesen und die Frau die Korrespondenz mit Verwandten oder Freunden in der fernen Heimat erledigt.

In der Stadt hat das Leben einen etwas andern Zuschnitt, insofern Klubs, Theater, Konzerte, die üblichen Abendpromenaden oder Korfosfahrten mehr Abwechslung bringen. Das häusliche Leben indes ist ungefähr das gleiche, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Vorabendstunden von sieben bis neun meist zu Besuchen oder Empfängen verwendet werden. Man empfängt in der hell erleuchteten Vorgalerie, und bei einem leichten Whisky mit Soda und bei einer guten Zigarre, die man dort ja aus erster Hand hat, werden Neuigkeiten besprochen, die lieben Nächsten durchgehechelt und last not least wird auf eine hohe Regierung geschimpft, tout comme chez nous.

Im großen und ganzen birgt das Tropenleben durchaus nicht die Gefahren, die ihm meist nachgesagt werden. Bei nur einigermaßen vernünftiger Lebensweise überwiegen die Unannehmlichkeiten im Familienkreise, im gesellschaftlichen Umgang bei weitem die meist nur dem Klima zuzuschreibenden Nachteile. Wohl entbehrt man manche Kunstgenüsse des europäischen Kulturlebens, dahingegen verbürgt die Großartigkeit der umgebenden Tropennatur das großzügige Leben, das keine Sorgen um das Morgen kennt, eine Befriedigung, die alle sonstigen Entbehrungen wettmacht.

Wiener Bühnenlieblinge auf ihrem Sommersitz.

Von E. Klineberger. — Hierzu 12 Originalaufnahmen.

Verfehen wir uns ein halbes Säkulum zurück. Was galt damals der Schauspielerstand? Nein, er galt überhaupt nicht, denn von den „Spielern“ sprach man nicht ohne eine gewisse Geringschätzung, man begegnete ihnen nicht ohne Scheu und nahm sie nicht für voll. Wie lange ist es her, daß die Warnung ertönte: „Die Wäsche weg, Komödianten kommen!“ Und heute! Einen steilen Aufstieg

hat das Volk der Bühnenkünstler erklommen. Man liebt und vergöttert sie, man fühlt sich hoch geehrt, ihnen persönlich die Bewunderung aussprechen, die Hand drücken zu dürfen. Man schmeichelt ihnen und buhlt um ihre Gunst. Nicht nur die Frau Kommerzienrätin strahlt vor Wonne, wenn sie an ihrem Gesellschaftsabend mit dem berühmten Hofschauspieler X paradiere kann, auch die Paläste der streng exklusiven

Aristokraten, die Burgen und Höfe gekrönter Häupter öffnen sich gern angesehenen Mimen. Der Kunst ist ihr lang entbehrtes Recht, ihren Jüngern eine hohe gesellschaftliche Stellung geworden. Mit dieser Wandlung der Ansichten vollzog sich auch das Streben der Bühnenkünstler nach Geselligkeit. Der Wandertrieb, der früher



Kammerfänger Leo Slezak beim Holzfügen.



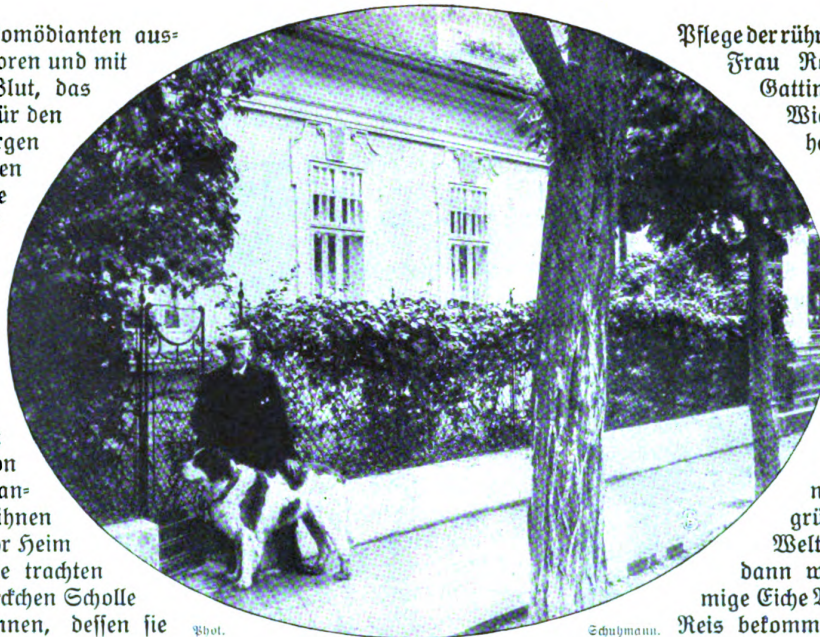
Frau Slezak und die Kinder auf der Veranda des Hauses.



Das Sommerhaus Leo Slezaks in Egern am Tegernsee.

den eigentlichen Komödianten ausmachte, ging verloren und mit ihm das leichte Blut, das den lieben Gott für den nächsten Tag sorgen läßt. Die Herren Hoffchauspieler, die beliebten Komiker und Operettenstars sind brave, behäbige Bürger geworden, gute, umsichtige Familienväter. Ziehen die großen Virtuosen auf Gastspielen von einer Stadt zur andern, dann gibt ihnen der Gedanke an ihr Heim neue Kraft, und sie trachten erst recht, ein Stückchen Scholle ihr eigen zu nennen, dessen sie sich, wenn auch nur in den wenigen Wochen der Ferienzeit, mit besonderem Behagen erfreuen.

Heute sind viele Schauspieler und Schauspielerinnen Grundbesitzer und führen fern vom Schminktisch ein bauerliches Leben, das sie der Natur näher bringen soll. Die Mitglieder des Hofburgtheaters haben schon vor Jahren damit begonnen, eine Kolonie im Cottage anzulegen, und dort bequeme Gartenhäuschen erworben. Im Hieginger Cottage haben Stella Hohenfels und ihr Gatte Baron Berger, das junge Künstlerhepaar Frank-Medelsky, im Währinger Cottage Thimig, Babette Reinhold-Devrient, das Künstlerpaar Schmittlein-Brechtler Willen, nachdem die herrlichen Häuser von Sonnenthal, Hartmann und Römpfer in anderen Besitz übergegangen sind. Eine große Schar von Wiener Künstlern verbringt aber auch die Sommerzeit auf eigenem Landstisch. Der 85jährige Bernhard Baumeister, der „Groß-, Hoch-, Alt-, Bau- und Wachtmeister deutscher Schauspielkunst“, wie ihn Paul Schlenker bezeichnet hat, besitzt ein stillles, einfaches Häuschen in dem Wien benachbarten Kurort Baden, ein wahres Schmuckkästchen unter der behutsamen



Phot.

K. u. f. Hoffchauspieler B. Baumeister
vor seiner Villa in Baden bei Wien.

Schulmann.

Pflege der rührigen Hausfrau Rosl. Frau Rosl, die jugendliche Gattin des Dopens der Wiener Schauspieler, hegt und sorgt für den guten alten „Bau“, dem alle Attribute des Greisenalters fehlen. Das Geheimnis ist gelüftet: Im Hause Baumeister hat sich ein willkommener Gast eingenistet: „Der Storch.“ Wenn die Herbstzeitlose neugierig auf den grünen Wiesen in die Welt gucken wird, dann wird die alte, stämmige Eiche Baumeister ein neues Reis bekommen. Die fidele Person Baumeisters spricht allen gestrengen Vorschriften der hohen Wissenschaft Hohn. Was man

nicht tun soll, um ein hohes und gesundes Alter zu erreichen, Baumeister hat gerade das Gegenteil fleißig geübt; Humor und Schalk sitzen dem Fünfundachtzigjährigen im Nacken wie einem Jüngling. Dazu mag allerdings in den letzten Jahren die glückliche Häuslichkeit und das ruhige Landleben beigetragen haben. Hugo Thimig, Regisseur und Hoffchauspieler, hat sein heiteres Königreich auf der Salzahöh in Wildalpen. Dort angekommen, hängt er den Bauernrock um, arbeitet auf seinem Landgut, renoviert, adaptiert, schafft im Garten und auf dem Feld und will vom Theater nichts wissen. Seine Freunde erheitert

er durch lustige Scherzphotographien, die er mit großer Künstlerkraft in den Mußestunden anfertigt. Ist der Feierabend da, dann geht's auf der Salzahöh erst recht lustig zu. Dann konzertiert die „Hauskapelle“, die aus den Mitgliedern der Familie Thimig besteht, zu denen das entzückende Töchterlein Helene (vom Berliner Schauspielhaus) und der gleichfalls der Kunst getreue Sohn Hermann



Sommerstich des Kammerfängers Friedrich Schroedter
in der Breim im Ragggebiet.



Hugo Thimig's „Häuf'l“ auf der Salzahöh in Steiermark.

gehören. Manchmal wird Thimig von der Sehnsucht nach dem Meer befallen und sucht vor Wildalpen seinen Freund und Kollegen Georg Reimers in Wyl auf Föhr auf. Reimers als geborener Hamburger ist ein Mann von der „Watterkant“. Er kann es nicht erwarten, auf seiner geliebten Insel zu landen. Nengstlich wird das letzte Wochen-



Hugo Thimig mit Familie als Haustapelle. Oben links: Hugo Thimig mit seiner Tochter Helene.



Hugo Thimig und sein Sohn Hermann
bei Malerarbeiten.

repertoire geprüft, ob die Schlußvorstellung es ermöglicht, noch den Nachtschnellzug zu erreichen. In Wyk lebt Reimers als Seemann, faßt den ganzen Tag im Segelboot oder er stattet den Freunden auf den Halligen, die den prachtvollen Menschen ins Herz geschlossen haben, Besuche ab, immer auf der Jagd nach neuen Schätzen für seine altfriesische Stube, die eine Sehenswürdigkeit von Wyk



Hugo Thimig (X) zu Besuch bei Georg Reimers
auf dessen Sommerfisch in Wyk auf Föhr.

auf Föhr geworden ist. Sie ist durchweg mit echten alten Gerätschaften ausgestattet, Prachtstücken, um die Reimers viel beneidet wird. Von Wyk auf Föhr fliegen viele lustige Grüße ins Bayernland zu Leo Slezak, der sich am Tegernsee angekauft hat. Der Stimmprogenbauer vom Tegernsee! Sein Jugendtraum ist in Erfüllung gegangen. Slezak hat immer davon geschwärmt, ein eigenes Stück Grund bebauen zu können. Nun hat er es erreicht. Slezak ist eine praktische Natur, er betreibt eine große Ökonomie mit vielem Fleiß. Er ist der Naturbursch geblieben, frei von jedem Eigendünkel, einfach und bescheiden wie zur Jünglingszeit. Als Hausfrau waltet Frau Elsa Slezak, die unvergeßliche Naive Elsa Wertheim des Wiener Raimundtheaters,



Friesisches Haus des Hofhauspielers Georg Reimers
in Wyk auf Föhr.

die lieblichste Personifikation holder Weiblichkeit. Aus ihrem Heim strömt auf jeden Besucher der Segen und die Freude der Familie. Als ernster Rivale Caruso singt Slezak einen großen Teil des Jahres in Amerika, wo ihn natürlich auch die Familie, ohne die er längere Zeit nicht existieren könnte, umgeben muß. Nach dem Winter im Dollarland fühlt sich Leo Slezak auf seinem bayrischen Gut wie im Paradies. Friß Schröder von der Wiener Hofoper hat sich in der Prein am Fuß der Rag angesiedelt und unternimmt als geübter Tourist häufig Aufstiege ins Rag- und Schneeberggebiet. In seinem Garten züchtet er die Alpenflora. Draußen hat er lieben Besuch. Seine Enkelkinder, Töchter des so früh verstorbenen stimmungsvollen Hofopernsängers Willy Hesch, erhöhen die Sommerfreude der Großeltern.

Aber nicht nur die Mitglieder der Wiener Hofbühnen sind gütergesegnet, sondern auch beliebte Komiker

und hervorragende Soubretten, Salondamen und Bonvivants anderer Wiener Bühnen besigen prächtige Villen und Landhäuser.

Allen ist die Sehnsucht nach dem eigenen Heim, nach Besitz und Ruhe ins Herz gelegt. Gerade das wechselvolle, fauleidenschaftliche Leben, das der Beruf unabweislich mit sich bringt, ist der Grund für diese sehnsüchtige



Altfränkische Stube im Hause Georg Reimers' in Wyl auf Föhr.

Phot. Müller.

Flucht in das eigene traute Heim, in den Schoß der Familie. Hier braucht man sich nicht zu schminken, hier stört nicht die Klingel des Inspizienten, hier ist man Mensch und darf es sein. Aus dem behaglichen Zuhause schöpfen die Künstler neue Kraft, neue Freude zum Schaffen und Gestalten, ihren dankbaren Verehrern zur Lust und Freude.

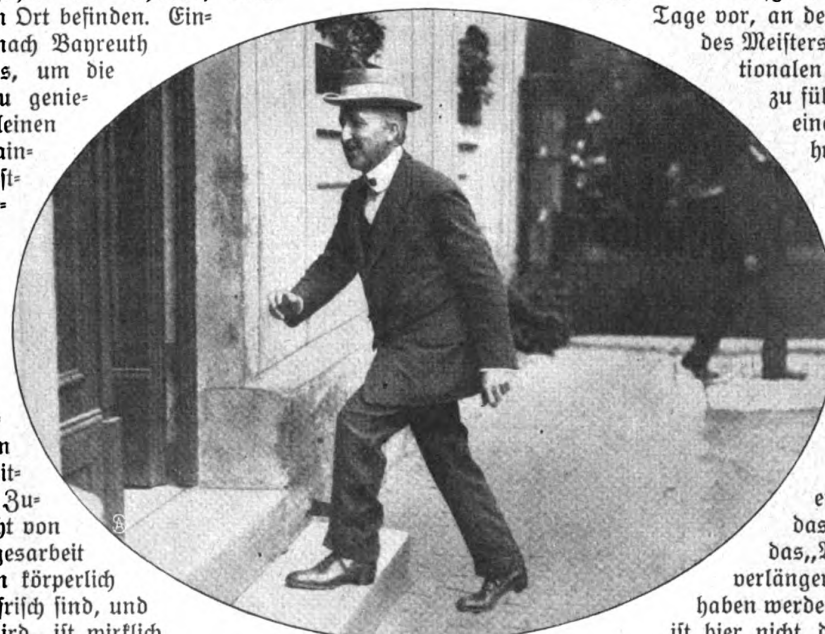
Bayreuther Bilder.

Von H. Mirus. — Hierzu 11 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Festspiele, will sagen Veranstaltungen, die so genannt werden, schießen jetzt wie die Pilze aus der Erde, in Wahrheit aber gebührt der Name doch nur denen von Bayreuth. Ueberall fast handelt es sich sonst nur um Aufführungen von volkstümlichen Werken meist lokalgeschichtlichen Inhalts oder um Vorstellungen, in denen berühmte Künstler mitwirken, und für die die Eintrittspreise erheblich in die Höhe geschraubt werden. Die Besucher gehen ins Theater, weil sie sich gerade am Ort befinden. Einzig und allein nach Bayreuth reist man eigens, um die Vorstellungen zu genießen; in der kleinen fränkischen Mainstadt sind die Festspiele die Hauptsache, alles, was man sonst unternimmt, wie etwa kleine Ausflüge in die Umgebung, sind Beiwerk. Die Aufführungen beginnen schon am frühen Nachmittag, wenn die Zuschauer noch nicht von der Last der Tagesarbeit ermüdet, sondern körperlich und geistig noch frisch sind, und was geboten wird, ist wirklich außergewöhnlich. Wohl treten

auch in Bayreuth die Träger gefeierter Namen auf, aber das macht nicht den Wert der Vorstellungen aus, sondern ihre Ausnahmestellung schafft ihnen das unvergleichliche Ensemble, das nirgends nachgemacht werden kann, weil nirgends die Bedingungen dafür vorhanden sind. Hier werden zur Teilnahme nur solche Künstler herangezogen, die für die Sache begeistert sind, und in wochenlangender Arbeit bereiten sie sich, durch keine andere Aufgabe abgelenkt, für die

Tage vor, an denen sie helfen sollen, des Meisters Werke dem internationalen Publikum vor Augen zu führen. Zweifellos ist eine besondere Anziehungskraft die Möglichkeit, den „Parfaisal“ zu sehen. Gar viele wünschen, daß diese Möglichkeit auch fernerhin auf Bayreuth beschränkt bleibe, und eine große Zahl hervorragender Persönlichkeiten arbeitet auf den Erlaß eines Gesetzes hin, das die Schutzfrist für das „Bühnenweihfestspiel“ verlängern soll. Ob sie Erfolg haben werden, steht dahin. Es ist hier nicht der Ort, das „Für“ und das „Wider“ zu erörtern,



Siegfried Wagner eilt zur Probe.



Vor der Kunsthandlung: Beim Studium der Künstlerpostkarten.

aber das mag gesagt sein, daß nach unserer Ueberzeugung die Bayreuther Festspiele auch durch die Freigebung des „Parzifals“ nicht gefährdet werden würden. Denn von ihm wird gelten, was jetzt schon von den übrigen Werken Wagners gilt: so wie in Bayreuth, so vollendet, so im Sinn seines Schöpfers, wird man ihn nirgends sonst sehen und hören können. Man braucht durchaus nicht auf jede Bayreuther Nuance zu schwören, aber

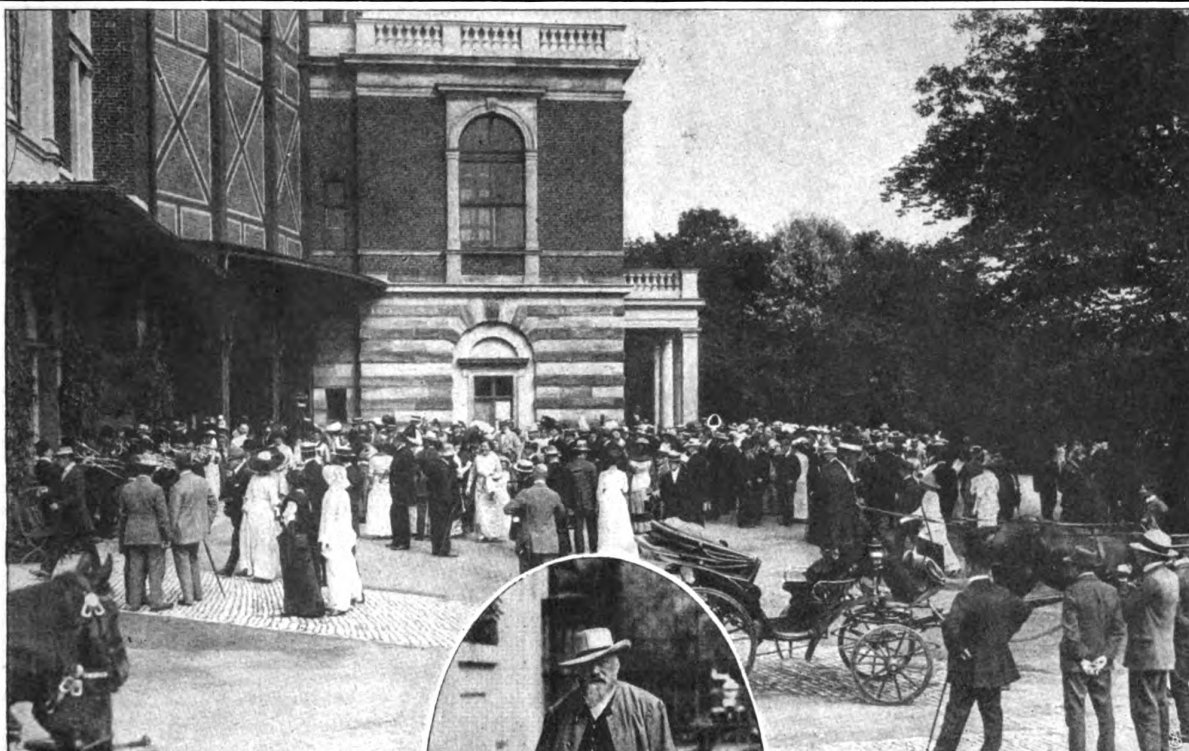
niemand wird zu leugnen wagen, daß das erfolgreich angestrebte Ziel ist, den Absichten Richard Wagners gerecht zu werden. Das war so, als nach dem Tode des Meisters seine Witwe Cosima sein Erbe antrat, und es ist so geblieben, als sie das Zepher den Händen ihres Sohnes Siegfried anvertraute. Deshalb strömen noch immer die Menschen aus aller Herren Ländern in Bayreuth zusammen, und ein Unterschied in der Zusammensetzung des Publikums ist nur darin zu bemerken, daß das deutsche Element in



Die berühmte Künstlerkneipe „Eule“.



Vor dem Portal der Fürstengalerie des Festspielhauses.



Vor dem Festspielhaus



während einer Pause.



Dr. Karl Muck.



Dr. Hans Richter.

Geheimrat Thode.



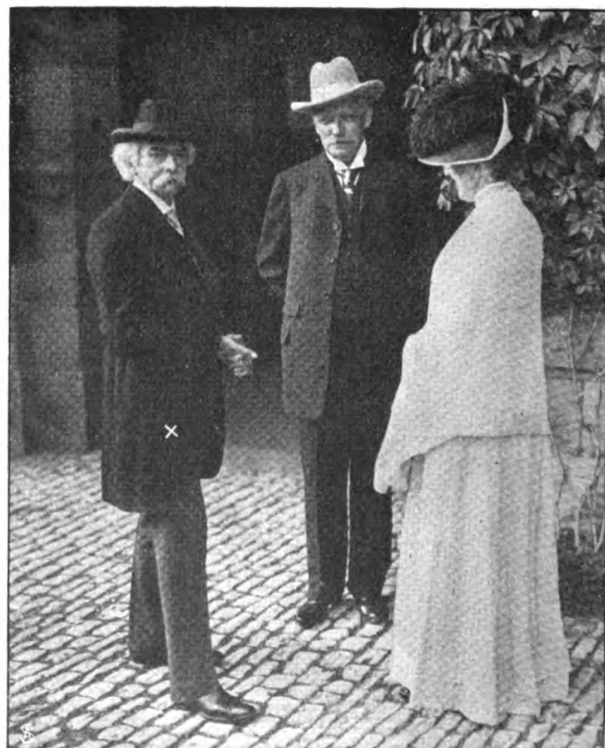
Die Chormitglieder verlassen nach einer Probe die Turnhalle.

den letzten Jahren angefangen hat, mehr hervorzutreten. Im wesentlichen ist das Bild das alte geblieben. Immer sind die Getreuen zur Stelle, wie Hans Richter und Hans von Wolzogen, von denen der eine den Taktstock so meisterlich wie der andere die Feder im Dienste Wagners geführt hat, und für

andere, die vom Schauplatz abgetreten sind, ist ebenbürtiger Ersatz gefunden worden. Für alle die aber, die sich an der reinen Kunst Wagners erfreuen wollen, bietet das Festspielhaus schon lange nicht mehr Raum genug. Daran wird sich nichts ändern, solange man in „Wahnfried“ selbst den Richtlinien des Meisters treu bleibt.



Siegfried Wagner im Gespräch mit dem Bürgermeister von Bayreuth.



Hans Freiherr v. Wolzogen (X).

Tante Toni.

Skizze von Else Franken.

Tante Toni ist meine jüngere Schwester. Sie ist erst geboren, als ich schon achtzehn Jahre zählte, denn sie ist von meines Vaters zweiter Frau. Die verlor der Vater auch früh, und weil er ein gewaltiger Nimrod war, ein Jäger von reinster Passion, nebenbei ein ostelbischer Gutsbesitzer, so gab er mir die kleine Toni, sozusagen auch als ein Aussteuerstück, in die große Stadt mit — in meine junge Ehe. Nun, mein Mann war es zufrieden, und es war ja auch gut, daß ich während seiner vielen Berufsarbeiten — er war Staatsanwalt — nicht so allein saß.

Der Vater aber mit seiner großen, breiten Figur und seinem graublonden Vollbart setzte das Püppchen, sechs-jährig war's damals, mit leichten, blonden Flatterlödchen, vor sich hin auf den gewaltigen Eichentisch in unserer Halle und sagte — standen ihm Gott weiß, die blanken Tränen in den Augen: „Daß du nicht denkst, dein Vater hätt' dich nicht lieb, Mariellchen, wenn ich dich fortgebe — bin zu gewaltig für solche kleine Mariell! Die Maria da und ihr Staatsanwalt, da paßt du besser hin, Tonchen, glaubst es mir?“

„Ja, Vater“ — hatte die Toni geantwortet und hatte ihm aufmerksam in die hellen Augen und auf den sprechenden Mund gesehen.

„Geld kannst ausgeben, so viel du willst.“

„Ja, Vater“ — sagte das Kind ernsthaft, dessen Bedürfnisse noch so arg klein waren.

„Denn das mußt du doch einsehen, Mariellchen, mit dem Frauenzimmerkram kann ich mich nun doch nicht behängen — würden mich auch samt und sonders heiraten wollen, da ich nun gerade ledig bin — nicht wahr, Mausi?“

Da sagte das Kind zum drittenmal: „Ja, Vater“ — und ließ sich vom Tisch heben, hatte immer Angst vor des Vaters gewaltigen Gliedmaßen, war ganz seinem toten Mütterchen nachgeraten.

Ich war vierundzwanzig, als ich heiratete, und die Toni war sechs Jahr alt. Großgrumbtow war Majorat und fiel nach des Vaters Tode an einen entfernten Vetter, den wir gar nicht kannten, weil er in Bukarest und später in Lissabon bei der Gesandtschaft Dienst tat.

Und nun wurde die Toni unser Kindchen, und ich nahm es ernst mit ihrer Erziehung, ließ sie wenig von der Hand, erkundigte mich sorgfältig nach einer kleinen, feinen Privatschule, ließ das Dirnlein hinbringen und abholen — war ich doch ängstlich vor der gewaltig großen Stadt mit all ihren Gefahren. Toni war auch scheu und saß am liebsten mit uns allein. Umgang mit anderen Kindern mußte man ihr förmlich aufdrängen, und sie hatte auch die ernsthaften Mädelschen am liebsten, die schon als Kind einen ganz, ganz kleinen Stich ins Alt-jüngferliche hatten. Mit ihren Pflichten nahm es Toni sehr gewissenhaft, pflegte die Blumen auf der geräumigen Veranda, daß alles nur so blühte und wucherte, und wurde mein kleiner Adjutant, wirklich die Mittelperson zwischen mir und den Diensthofen.

Denn nun kam der Hugo — da war die Toni acht Jahre, und Otto — da war sie neun, und endlich das Nesthütchen Ulla, da war sie ganze elf Jahre alt; mir aber ist sie immer wie meine älteste Tochter gewesen.

Meine kleine Ulla war ihres Papas Liebling und Ebenbild. Ein Schwarzköpfchen, immer lachbereit, von kleinauf gescheit und humorvoll, wild wie ein Junge,

verzogen von allen im Hause, am meisten von Toni. Alles flog ihr an; sie lernte vom Leben mehr als von Lehrern, als ob sie schon reife Ansichten und Urteile hätte; sie war leidenschaftlich und von wilder Grazie — und Toni? — sie diente der kleinen Nichte mit wahrer Inbrunst und sagten unverständige Leute in Gegenwart des Kindes: „Sie ist schön!“ — so fügte Toni wie zur Entschuldigung bei: „Sie ist auch gut.“

Als Ulla hörte und begriff, daß Toni nicht ihre Schwester, daß sie ihre Tante sei, war das ein Hauptpaß! Ich mochte sagen, was ich wollte, sie sagte nur noch Tante, Tante Toni zu dem jungen Mädchen. Es klang drollig und niedlich, aber komisch — es war, als hätte die Anrede meinem Schwesterchen irgend etwas an Jugendfrische und eigener Geltung geraubt. Je glänzender und erfolgreicher im Laufe der Jahre sich Ulla entwickelte, desto mehr trat Toni mit einer feinen Bescheidenheit zurück. Sie mochte darin wohl ihrer verstorbenen Mutter gleichen, die mein lieber Vater sicher nicht gewählt hätte, wenn er ihren cavaliere servante, ihren Schlepenträger, hätte spielen sollen. Vater wollte Herr im Hause sein und da hatte er sich eine kleine, ansehnliche Seele erwählt. Übrigens erlebte der Vater noch Ullas Geburt. Dann starb er ganz plötzlich am Herzschlag, hinterließ das Majorat in glänzendem Zustand und auch das Allodialvermögen für die zwei Töchter.

„Tante“ Toni war also für mäßige Ansprüche eine glänzende Partie. Aber sie erblühte zu einer feinen, stillen Anmut — und trat wieder in den Hintergrund, als Ulla heranwuchs und sie für manchen Geschmack in den Schatten drängte.

Ulla war schon neunzehn und Toni also dreißig Jahre alt, als sie zu unserer Tante Cornelia aufs Land eingeladen wurden. Die alte Cornelia hatte in Kleingrubstow ein schlichtes Haus mit Garten und so 'nem bißchen Landwirtschaft, wie es zur Unterhaltung gerade langt. Dies Anwesen galt eigentlich als Witwensitz für das Majorat; aber da es eine Majoratswitwe in absehbarer Zeit nicht geben würde, hatte es der Vetter Görg von Grumbstow, der ehemalige Legationsrat in Lissabon, der seinen Besitz erst längere Jahre hatte verwalten lassen, der alten Tante Cornelia eingeräumt.

„Reise nur lieber mit uns, Ulla,“ hatte ich gewarnt — „du Quacksilber wirst dich auf dem Lande schön langweilen.“

Aber sie bestand auf ihrer Einladung und reiste unter Tante Tonis Schutz gen Osten.

„Nun schreibe mir aber gefälligst keine Jeremiaden über Langeweile“ — bat ich, und sie fragte lachend: „Sehe ich nach Jeremiaden aus?“ — Nein, das tat sie wirklich nicht!

Ulla war immer zu brieflicher Mitteilung geneigt, und offenbar bedachte sie gar nicht, daß eine Mutter auch zwischen den Zeilen liest. Sie fand alles „ulfig“ — den Fachwerkbau der Tante mit seinen vielen Kammern und Bodenräumen; die ausdrucksvolle Sprache der Hühner und Gänse; die alte Frau, die den ganzen Tag treppab, treppauf ihre Leute kommandierte, nur um ihrer eigenen Lebensbedürfnisse willen, weil sie es so gelernt hatte.

„Schmerzlich ist mir nur“ — schrieb sie im nächsten Brief — „daß ich den Großvater Nimrod hier nicht mehr

über die Felder schritten sehe. Der jetzige Besitzer von Großgrumbkow gleicht ihm gar nicht. Er ist schlank und grazil, dunkelgebräunt, vielleicht vom langen Aufenthalt im Süden, hat einen feinen Mund und scharfe, graue Augen. Über vierzig soll er schon sein: „Haltet euch dran, ihr Mädchen!“ — sagte Tante Cornelia. Gott, was heißt dranhaltend? Mir ist er zu alt, und Tante Toni wird dann doch wohl ihm zu alt sein. Aber er kommt oft zu Besuch herübergeritten; fabelhaft elegant sitzt er im Sattel! Der Reitknecht bringt dann drei ganz gleiche Rosensträuße. Er ist nämlich fabelhaft korrekt, der Görge von Grumbkow. Ich wollte, der Better brächte mir einmal eine einzelne glühende Rose, die er selbst gepflückt hat — und den alten Damen ein ganzes Fuder!“

Den alten Damen? Meint sie da die Toni mit, das ungezogene Mädel? Das werde ich mir aber schön verbitten. Verbitte dir aber mal was einer Ulla gegenüber — und wenn ihr vierzig Meilen entfernt seid!

Toni schrieb auch in ihrer gleichmäßigen, feinen Handschrift. Sie genoß das Landleben aus voller Seele: „Die Gänse am Wasser sehen aus wie eine silberweiße Insel in einem grünen Wiesenmeer, der Wald steht wie eine schwarzblaue Mauer. Das Korn wogt wie Metall, wie das pure Gold. Und jeder, der Einfachste, weiß hier, wozu er auf der Welt ist; da sind keine Tageiebe, keine Gaffer, keine abenteuerlichen Glückfucher wie auf dem Großstadtplanaster!“ Vom Better schrieb sie gar nichts.

„Semper idem“ — sagte mein Mann — „daß da der Görge von Grumbkow ist, sich die Eisingfrau nicht an. Mir kann's recht sein, wenn wir sie endgültig behalten.“

Und Ulla schrieb wieder: „... Gestern waren wir beim Majoratsherrn zu Tisch, das erste Mal! Du müßtest dir doch mal das alte Grumbkow ansehen, Mutter! Es war doch gewissermaßen die richtige Klitsche, bis auf die feierlichen Staatszimmer im ersten Stock, die aber zu Großvaters Zeiten permanent abgeschlossen und eingemottet waren. So ähnlich wie die „guten Stuben“ ist jetzt das ganze Herrenhaus eingerichtet. Better Görge sagt: „Jedes Geschlecht auf solchem alten Feudalsitz sollte das Beste aus seiner Zeit hinzufügen.“ Das hat er auch getan. Wo Großvater im Parterre gehaust hat, und wo sein Gewehrschrank, sein Pfeifenständer und sein Zylinderbureau für die Gutspapiere dominiert haben, da gibt es jetzt Hochkultur. Man sieht, das hat ein Mann eingerichtet, der die Bildungswerte seiner Zeit versteht. Im Gartensaal, der sich auf einen mächtigen Rasen mit Hochstammrosen öffnet, steht ein wundervoller Konzertflügel. Better Görge spielt meist Bach und Beethoven. Die kann Tante Toni nicht genug hören und sitzt dann ganz verkürrt in ihrem Sessel, als ob der Better nur für sie spielte. Er hat übrigens feine, gelbliche Hände, Mama, aber, denk dir, schon viele graue Haare an den Schläfen. Neulich wurde es mir zu viel, als er opus 110 mit der Fuge auf die Appassionata türmte. Da spielte ich nachher im Stehen den Liebeswalzer von Lehar, mit falschen Bässen, was musikalisch gar nicht so einfach ist — da mußte er lachen — dann sieht er nämlich furchtbar nett aus, wie ein vergnügter Junge! Aber nachher schlug er mit seinem Batisttuch über die Tasten, als ob er da etwas abstäuben und fortjagen wollte. Dann liefen wir zu dritt im Park herum — die Tante Cornelia schläft nach Tisch immer ausgiebig — und ich sagte unbedacht: „Schade, daß es hier keinen direkten Majoratserben geben wird, nur wiederum irgendeinen Better im so und sovielten Gliede“ — aber er fiel mir in die Rede: „Wer sagt Ihnen das,

Cousine?“ — und machte ein Gesicht, als ob er geradezu wegs auf Freiersfüßen liefe. Da wurde ich rot, als ob ich in Flammen stände, aber er hatte es nicht gemerkt, weil er sich gerade zu Tante Toni wendete. Der Better erzählte neulich von den großen Damen der Lissa-boner Gesellschaft, ihrer Eleganz und Anmut, Gedankenlosigkeit und Leichtfertigkeit. „Ich habe mich immer nach deutschen Frauen gesehnt, so nach dem eigentlichen Typus ebenso wie nach meiner Tätigkeit als Landmann!“ sagte er nachdenklich.

Der Better! Er bildete den gesamten Inhalt von Ullas Briefen, und das war mir, der Mutter, gar nicht recht; aber es ist immer mißlich, in solche zarten Dinge einzugreifen.

„Der Better führte uns neulich in einen Teil des Parkes, der besonders üppig bewachsen ist, aber dem eine eigentliche Gliederung der Gebüschmassen fehlt. Er fragte nach unserer Meinung. Tante Toni sagte: „Dies und das“ — was sie näher bezeichnete — „müßte gerodet werden, und in die Lücke hinein müßten Rohrmöbel kommen, dann gewönne man ein schönes Teeplätzchen, ganz im Grünen.“ Ich fand das furchtbar prosaisch und wollte gar nichts roden lassen, wo Natur nun mal die Laune unbändigen Wucherns hatte. Aber ich ließe Begas' Zentaurengruppe daherreiten — so das strenge Weiß auf dem Hintergrund von Grün, im Herbst von Weinrot, denn hier stehen viele Buchen. Der Better lachte: „Beides, beides wollen wir tun, und nächstes Jahr beschauen Sie es dann.“ Die Tante Cornelia kam dazwischen, hatte ausgeschlafen und Kaffeedurst. Sie fährt gern dazwischen, wenn es interessant wird.“

Interessant wird? Ja, der Fledermisch denkt doch wohl nicht, daß der Better Görge — — aber das ist ja einfach unmöglich! Ich habe mir ausgerechnet — wenn er auch noch so hübsch und fein und gebildet ist, wie es unsere Krautjunker in der Ostede nicht immer sind — wenn sie dreißig ist, dann ist er — — 54! Oh nein, das geht durchaus nicht! Und nun schreibt auch noch Tante Cornelia, die doch gewiß selten zur Feder greift!

Tante Cornelia unterrichtete mich erst des breiten von ihrer Wirtschaft. Nach den Marktberichten wären doch die Lebensmittelpreise in der Weltstadt unerschwinglich hoch, aber sie als Produzentin merkte nichts davon, weil der Zwischenhandel die Sahne von der Milch schleckte. Wer's im großen triebe wie der Better Görge — natürlich, da lohnte es. Und ob mich nicht mein linkes Ohrläppchen juckte, denn Aussteuer müsse ich besorgen, ob nun für Schwester oder Tochter.“

Für Schwester? — wenn doch Ulla in der Nähe ist! Lächerlich! — sagte ich mir, aber meine Gedanken jagten der Fährte nach, auf die mich Tante Cornelia gehegt hatte.

Und dann eines Abends waren wir mitten in der Menschenflut auf dem Stettiner Bahnhof. Ulla sprang mir gleich an den Hals und kuschelte sich in mich hinein und umhalfte den Papa. Sie war sonnenverbrannt und glühend von Frische und Leben. Toni schleppte sich mit dem Handgepäck, war lieb und zärtlich wie immer, aber etwas blaß und matt. Und ich dachte wieder: wenn schon überhaupt — dann kann doch kein Zweifel sein? —

In den nächsten Tagen glückte es Ulla stets, die Post abzufangen, danach aber sah sie enttäuscht aus mit einer kleinen Schmolliene. Aber am dritten Morgen sagte sie strahlend: „Da, Mutter!“ und legte einen Brief vor mich hin, der war von Görge von Grumbkow. Ob er kommen und eine schicksalsschwere Frage an mich tun dürfe.

Gleich sang und sprang das junge Vollblut und räumte in den Zimmern herum und machte sich schön vor dem Spiegel, als ob der Better nun schon auf dem Stettiner Bahnhof säße. Dann trat Toni zufällig ein und wurde sehr blaß und niedergeschlagen bei meiner Nachricht, wollte erst zu ihrer Freundin Edith reisen, saßte sich aber sofort, wie sie es in der Gewohnheit hatte. Ich nahm sie in den Arm, als wir allein waren, und sagte leise: „Tonchen, du mußt denken, es war ein Sommertraum. Dir bleibt ja alles, woran du bisher gegangen und wofür du gelebt hast.“ Und sie sagte leise: „Es ist furchtbar schwer, aber ich gönne Ulla das unermessliche Glück.“

Zwei Tage darauf saß er vor mir und ich wollte gleich mit der oberflächlichen Konversation beginnen, die wir für Fremde immer in Bereitschaft haben, aber er nahm meine beiden Hände und sah mich aus dem feinen, schmalen Gesicht so eindringlich und beschwörend an, daß ich lieber schwieg. Und dann kam sofort seine Werbung um — ja, ich wußte nicht, wie mir geschah — um Toni.

Er lächelte zärtlich: Zuerst hätte er Toni eigentlich ganz übersehen, aber daß er sie immer mit „Tante Toni“ anreden gehört, wo sie doch ein junges Mädchen sei; daß sie die etwas philiströse Bezeichnung so gelassen hinnahm — das habe ihn erst auf ihren feinen Reiz aufmerksam gemacht.

Ich saß in einem Sturm der Gefühle da. Ulla? — Toni — — ich stand auf. Ich wolle ihm Toni schicken,

sagte ich ganz schwach — — aber sie sei ein Juwel — und keinen Mann hätte sie noch vor ihm liebgehabt.

Ich fand sie in ihrem Wohnzimmer zusammengetauert auf dem Sofa. Sie wollte es nicht glauben. Habt ihr jemals eine Menschenseele von Verzweiflung zum Entzücken übergehen sehen? Dann habt ihr das schönste Schauspiel gehabt, das die Erde bietet.

Blieb die Ulla. Ich trat scheinbar unbefangen bei ihr ein. Sie stand am Fenster. Ich fing weitschweifig an: „Wir haben ein Brautpaar, aber wir wollen sie ein bißchen allein lassen, ehe wir gratulieren gehen. Ich bin so froh, er paßt so gut zu Toni, auch im Alter, und denke mal, Ulla, du hast ihn erst auf ihren Reiz aufmerksam gemacht mit deinem „Tante Toni“.“

Ich sprach so lange, um ihr Zeit zu lassen. Sie wandte sich langsam um, und ihre Augen glühten aus einem blaffen Gesicht: „Ich dachte, er käme meinerwegen —“, sagte Ulla, denn sie war zu stolz, um sich zu verstecken und zu lügen. „Das dumme ist — er hat mir alle jungen Männer auf immer verleidet. Vier Wochen lang gab es in meiner Phantasie wirklich nur ihn.“

Sie richtete vor dem Spiegel ihr Haar und rieb sich die blassen Wangen rot.

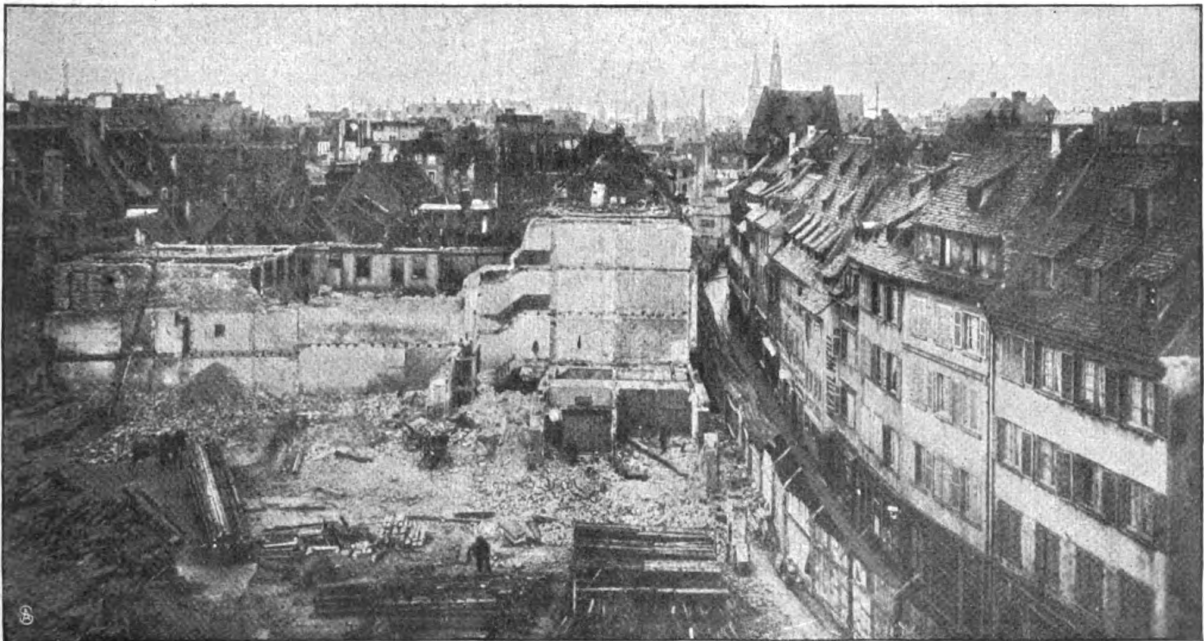
„Kannst du denn schon, sonst warten wir“ — aber mit einem strahlenden Lächeln trat sie über die Schwelle zu den Glücklichen.

Der große Straßburger Straßendurchbruch.

Von Dr. Karl Strohl, Straßburg. — Hierzu 6 phot. Aufnahmen des Kaiserl. Denkmalsarchivs zu Straßburg i. E.

Der Fremde, der heute Straßburg besucht und bei der Alt-St.-Peterskirche die Altstadt betritt, ist erstaunt, neben dem unschönen Backsteinbau der Alt-St.-Peterskirche dort, wo früher das ehrwürdige Pfarrhaus mit seinem prächtigen Kreuzgang und das düstere Schulgebäude den kleinen, stets stark belebten Alt-St.-Peters-

platz abschloß, einen großen freien Platz zu finden, bei dessen Betreten sich ihm durch eine lange Reihe häßlicher, halbabgebrochener Giebel hindurch ein wunderbarer Blick auf Straßburgs Stolz, das herrliche Münster, bietet. Noch ist der ganze Raum mit Schutt und Trümmern bedeckt, Erinnerungen an vergangene Zeiten,

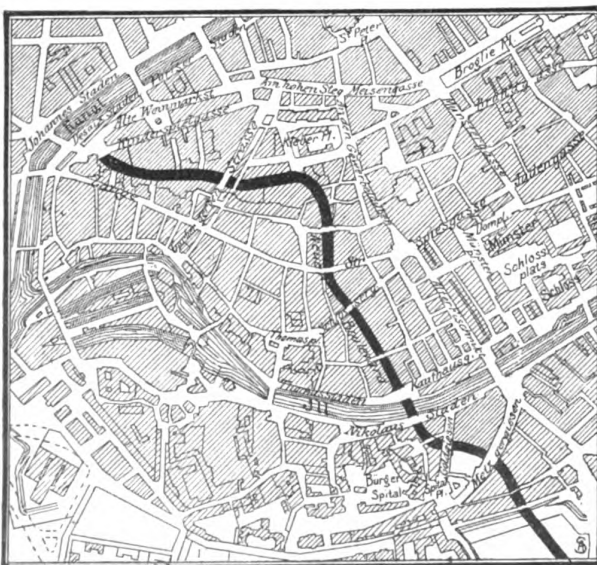


Die Barbaragasse während des Abbruchs.



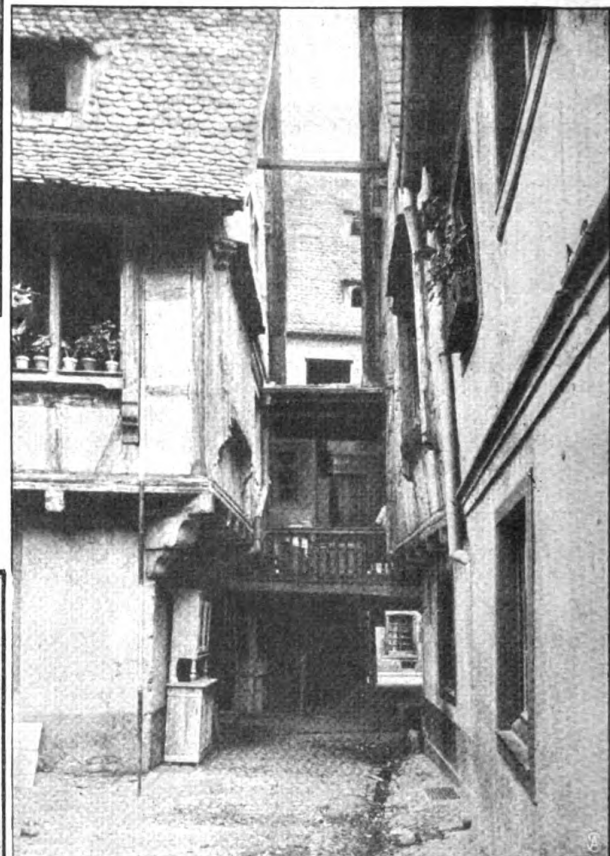
Hinterhaus in der Großen Stadelgasse vor dem Abbruch.

und das geschäftige Treiben auf dem weiten Platz läßt erst ahnen, daß hier etwas Großes geschaffen werden soll. Und in der Tat hat hier im Kern der Altstadt, dem Häusermeer westlich des Münsters, die Stadtverwaltung ein Unternehmen begonnen, dessen Durchführung ein wahres Kulturwerk sein wird.



Lageplan der inneren Stadt.
(Die neue Straße ist schwarz gezeichnet.)

Die große Beteiligung deutscher Städte an der Dresdener Hygiene-Ausstellung hat gezeigt, welch gewaltiges Interesse moderne Stadtverwaltungen der Besserung der hygienischen Verhältnisse und insbesondere der Wohnungsfürsorge zuwenden. Die Sorge für die Erhaltung des Volkswohls und der Volkskraft stellt den Städten eine ungemein ernste und wichtige Aufgabe, deren Lösung besonders in den Gemeinwesen mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft ist, deren Entwicklung jahrhundertlang durch einen beengenden Mauergürtel gehindert worden ist. Straßburg ist eine dieser Städte, deren exponierte Grenzlage durch Jahrhunderte hindurch das ganze städtische Leben in den engen Raum zwang, den wir heute als Altstadt bezeichnen. Erst die Entwicklung der neuen Zeit hat die Stadt von Wall und Graben erlöst, und um den Altstadt kern gruppieren sich heute zahl- und umfangreiche Neustadtviertel und Vororte. Vor dieser Zeit jedoch drängte sich die immer mehr wachsende Bevöl-



Hof in der Blindengasse vor dem Abbruch.

ferung gerade in dem Stadtviertel zusammen, das von der alten nach Westen führenden Römerstraße (Lange Straße) durchschnitten wird. Die Wohnungsnot, die in dem schon im Mittelalter dicht bebauten Stadtteil gebietertisch eine Vermehrung der Wohnräume verlangte, führte zu einer so gesteigerten Platzausnützung durch die Hauseigentümer, daß gar bald die ursprünglich zahlreich vorhandenen Innenhöfe der meist sehr tiefen Gebäude mit neuen Bauwerken bedeckt waren und Auf- und Anbauten die engen Straßen und Gassen

noch mehr verengten und verfinsterten. Vor verheerenden Bränden, die selbsttätig eine Erneuerung herbeigeführt hätten, ist dieser Teil der Altstadt verschont geblieben. Die Kriege der letzten Jahrhunderte haben ihr nichts anzutun vermocht, so daß zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts dort noch genau die gleichen Zustände herrschten wie drei und vier Jahrhunderte zuvor. Die Dichte der Bevölkerung übertraf die der übrigen Stadtteile. In den Vorderhäusern der breiteren Gassen wohnte der Alt-Straßburger Kleinbürgerstand, während die zahllosen Hinterhäuser und die Gebäude, die an den schmalen und fast lichtlosen, engen Gäßchen lagen, mit kinderreichen Arbeiterfamilien bevölkert waren.

gelegten Straßendurchbruch die Mißstände zu beseitigen, eilte dem Geist der damaligen Zeit voraus — erst heute gelangt es verjüngt und verbessert zur Ausführung.

Von dem Alt-St.-Petersplatz, auf den der ganze vom nahe gelegenen Hauptbahnhof nach der Innenstadt führende Verkehr einmündet, wird eine neue große Verkehrsader von 18 Meter Breite an der Alt-St.-Peterskirche und von dort zwischen der Kinderspielgasse und der Langstraße durchbrechend über den Gerbergrabenplatz nach Niederlegung der Südfront der Großen Stadelgasse nach dem Mittelpunkt des Straßburger Verkehrslebens, dem Kleberplatz, führen.



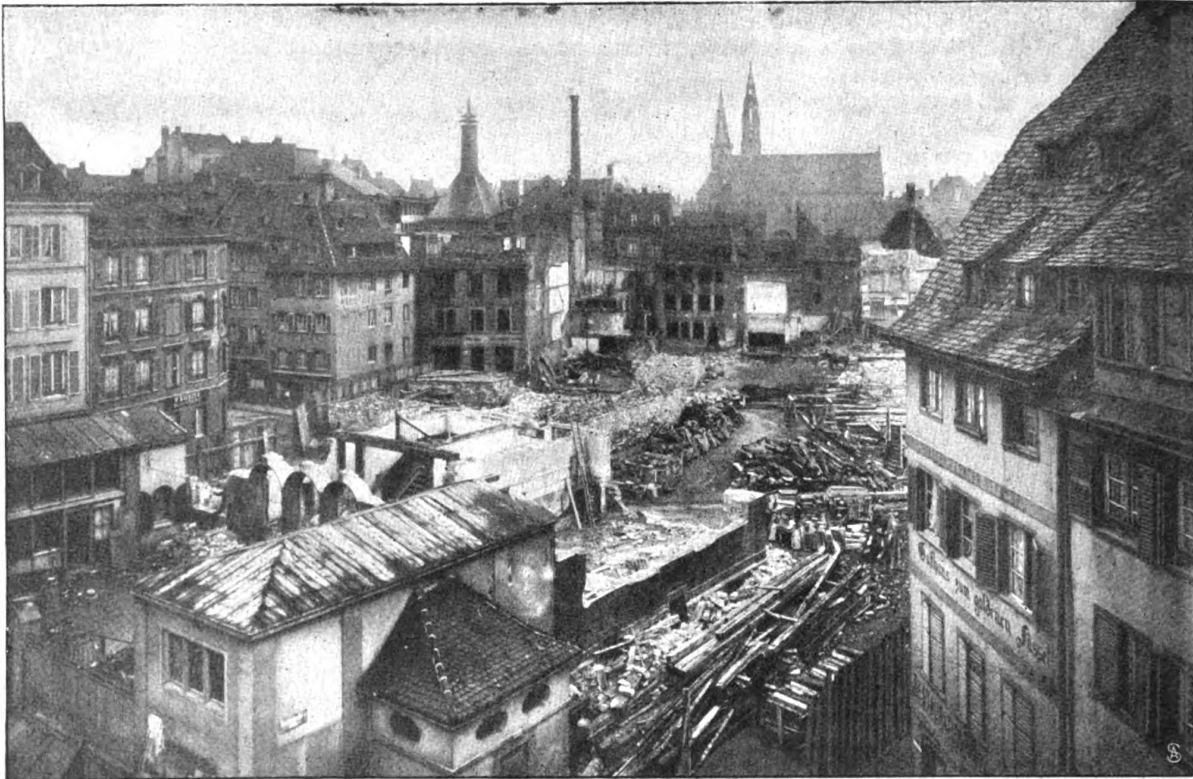
Beginn des Abbruches in der großen Stadelgasse.

Wo solche durch den Unverstand früherer Zeiten geschaffenen Zustände herrschten, ist es Pflicht der Verwaltung, mit allen Mitteln der Gefährdung des Volkswohls Einhalt zu gebieten. Die Wohnungsfürsorge auf Grund des französischen Gesetzes vom 13. April 1850 in Form der Wohnungskommission, auch die Einstellung eines Sanierungsfonds von jährlich 120 000 Mark ins Budget vermochten bei dem ungewöhnlichen Umfang der herrschenden Uebelstände einen durchschlagenden Erfolg nicht zu erzielen. Es reifte daher der Plan einer Radikalsanierung.

Schon vor hundert Jahren hat ein Straßburger, den seine Mitbürger an die Spitze des Gemeinwesens gestellt hatten, darauf hingewiesen, daß die Altstadt in gewissen Teilen dringend einer durchgreifenden Erneuerung bedürfe. Sein Projekt, durch einen groß an-

Von der Südwestecke dieses Platzes, der bei dieser Gelegenheit ebenfalls Verschönerungen erfahren soll, wird sie nach einer Wendung nach Süden auf der erheblich verbreiterten Nikolausbrücke die Ill überschreiten und nach Durchbrechung des Goldgießens und des Mehrgießens über das alte Festungsgelände hinweg die Brücke über den Umleitungskanal gewinnen, von wo aus sie den jetzt vom Mehrgießplatz aus nach Straßburgs größtem und blühendstem Vorort, Neudorf, bestehenden Straßenzug erreichen wird.

Durch diese günstige Lage des neuen Straßenzuges, dessen Durchführung nicht nur mit technischen, sondern auch ganz besonders mit erheblichen finanziellen Schwierigkeiten verknüpft ist, sind die Anforderungen, die das Projekt an die Stadt stellt, erheblich erleichtert worden. Die Stadt hat gleich zu Beginn des Unter-



Gerbergrabenplatz während des Abbruchs.

nehmens mit Mitteln, die durch eine Anleihe von 12 000 000 Mark aufgebracht wurden, 126 Häuser mit einer Gesamtfläche von 39 535 Quadratmeter um den Preis von 10 023 560 Mark erworben und diesen Besitz während der Fortführung der Arbeiten noch bedeutend vergrößert. Sie hat dabei ihr Augenmerk darauf gerichtet, außer der erforderlichen Straßenfläche nach Möglichkeit so viel als Baugrund zu verwertendes Gelände anzukaufen wie zu einer dem Zweck und Charakter der Straße entsprechenden Bebauung auf beiden Seiten notwendig erschien. Die Verwertung einer so umfangreichen Baufläche bildet für eine Verwaltungsbehörde, auch wenn sie, wie die Straßburger Stadtverwaltung, von modernem kaufmännischem Geist durchdrungen ist, eine Aufgabe, deren Durchführung schon wegen des damit verbundenen Risikos



Das Grätelgäßchen vor dem Abbruch.

als außerordentlich schwierig erscheint. Die Stadtverwaltung hat sich daher die Unterstützung eines der rühmlichsten süddeutschen Finanzinstitute, der Süddeutschen Diskontogesellschaft in Mannheim, gesichert. Im ersten Teil des Straßendurchbruchs hat die Süddeutsche Diskontogesellschaft der Stadt ein Gebiet von etwa 8500 Quadratmeter um den Preis von etwa $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark abgenommen und die Verwertung dieser Fläche als Bevollmächtigte und Beauftragte der Stadt in der Weise übernommen, daß die Stadt von einem erheblichen Teil des Risikos entlastet, andererseits aber an einem sich bei der Verwertung ergebenden Gewinn beteiligt wurde. Der gemeinsamen Tätigkeit von Stadt und Bank ist es gelungen, den Ausbau der Straße in zweckentsprechender Weise und ästhetisch befriedigender Form zu

sichern. Nach anfänglichem Zögern haben sich eine ganze Reihe alter angesehenen Straßburger Firmen und große industrielle Unternehmungen an der neuen Straße Bauplätze gesichert, so daß beinahe der ganze verfügbare Raum bereits vor Beendigung der Abbrucharbeiten vergeben war.

Für die Verwertung des Baugeländes war im Projekt sowohl Kauf als auch Bestellung von Erbbaurechten vorgesehen. Die Stadt hat insbesondere dem Erbbaurecht in weitblickender Verfolgung bodenreformerischer Ideen eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet und den Grundstücksliebhabern für Bestellung von Erbbaurechten besonders günstige Bedingungen gestellt. Das Erbbaurecht dauert in der Regel 65 Jahre, nach Ablauf dieser Zeit wird die Stadt Eigentümerin des auf dem Grundstück errichteten Gebäudes. Dafür braucht aber der Erbbauberechtigte kein Kapital für den Bodenerwerb aufzubringen, sondern er zahlt jährlich einen niedrigen, zwischen 2 und 5 Prozent des Schätzungswertes schwankenden Erbbauzins, so daß er während der 65 Jahre nur die Kosten des Baues zu amortisieren hat. Außerdem erleichtert die Stadt durch Übernahme von Bürgschaften in bedeutendem Umfang die hypothekarische Belastung des Gebäudes. Die Stadt hat der Allgemeinheit den Nutzen aus den bedeutenden Wertsteigerungen gesichert, die die Grundstücke an der neuen Straße im Lauf der Jahre erfahren werden — nach 65 Jahren wird die Stadt Straßburg Eigentümerin ihrer schönsten Geschäftsstraße sein.

Der Sorge für die zahlreichen, durch die Abbrucharbeiten obdachlos gewordenen Familien — mehr als

tausend Haushaltungen müssen dem Straßendurchbruch weichen — hat sich die Stadtverwaltung in außerordentlich zeitgemäßer und glücklicher Weise entledigt. Im Süden der Stadt ist durch die mit städtischer Unterstützung arbeitende Gemeinnützige Baugenossenschaft eine schmutze Gartenstadt entstanden, in Waldesnähe, voller Luft und Sonne. Und über 2000 Menschen bewohnen jetzt schon die netten Häuschen, für die sie sehr niedrige Mietpreise zahlen, und die sie gar gern mit den jämmerlichen Spelunken im Abbruchgebiet vertauscht haben. Für die Schlafgänger, die naturgemäß gerade in dem niedergelegten Viertel außerordentlich häufig waren, ist an der Grenze des Weichbildes der Stadt ein Ledigenheim errichtet worden, das sich eines sehr guten Zuspruchs erfreut.

Noch ist das große Werk nicht vollendet. Aber schon flutet ein Strom goldigen Lichts und belebender Frühlingsluft über das weite Schuttfeld, den letzten Resten des Düstern und Moders, unter dem hier Jahrhunderte hindurch Tausende von Menschen dahinsiechten. Die Neuzeit mit all ihren Errungenschaften wird sich Bahn brechen, und die Persönlichkeiten, die an der Spitze des Unternehmens stehen, bieten die beste Gewähr dafür, daß die große Sache zu einem vollen Erfolg führen wird. Und wenn dann der rauschende Verkehr und das Getriebe der Großstadt die neue glänzende Straße erfüllt, wird die Erinnerung an die trübe Vergangenheit gar bald verschwunden sein, und Straßburg kann stolz auf die blicken, die die Stadt durch ihre großzügige soziale Fürsorge allen andern deutschen Städten vorangestellt haben.

Sonnenmaschinen.

Von Hans Dominik. — Hierzu 4 Originalaufnahmen.

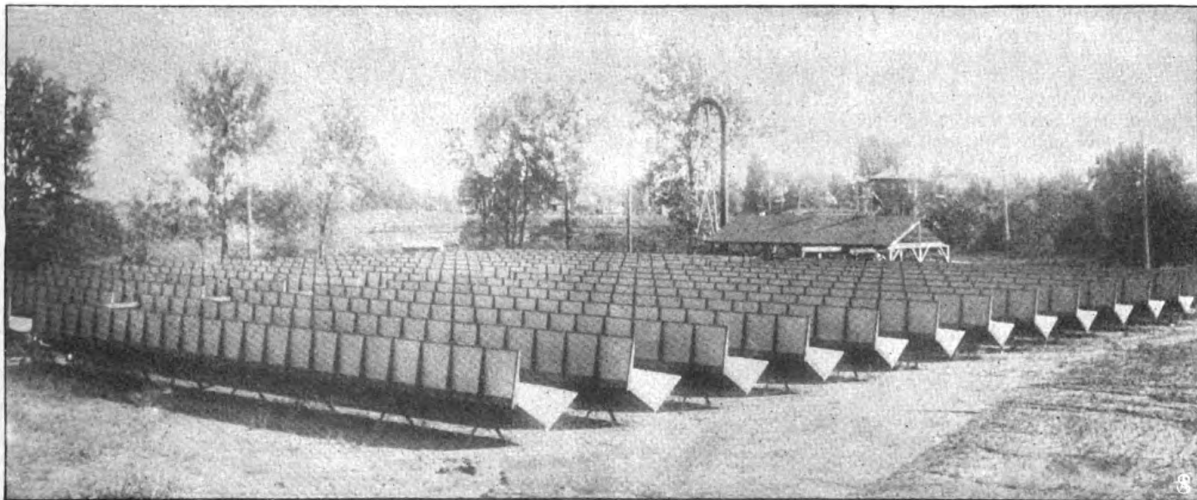
Der feurige, unendliche Energiemengen in den Raum strahlende Sonnenball ist der große Kraftspeicher, von dem letzten Endes alle Industrie und Technik der Menschheit abhängt. Wo immer heute Maschinen sich drehen, da handelt es sich um Sonnenstrahlen, die irgendwie in die Gewalt der Menschen fielen und nach menschlichem Willen arbeiten müssen.

Drei Wege haben wir vornehmlich, die Sonnenenergie nutzbar zu machen. Wir können die schwarze Kohle unter

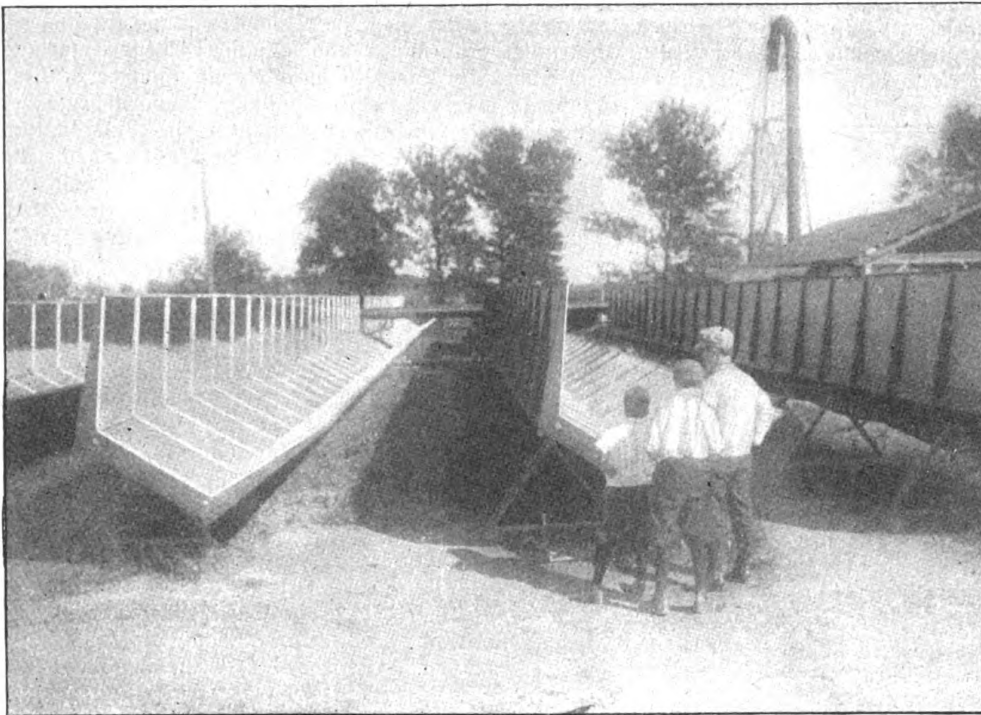
Dampfsteinen verbrennen. Dann erwecken wir Sonnenstrahlen zu neuem Leben, die vor vielen Millionen Jahren von der Sonne zur Erde fluteten.

Wir können auch die Kraft des fallenden Wassers dienstbar machen. Auch dann haben wir wieder Sonnenenergie und Sonnenlicht gefangen. Aber es ist sehr viel jünger, viel leicht vierzehn Tage alt.

Und nun der dritte und kürzeste Weg. Die Sonnenstrahlen,



Eine moderne Sonnenmaschine: Die Spiegelreihen.



Die Konzentrationspiegel.

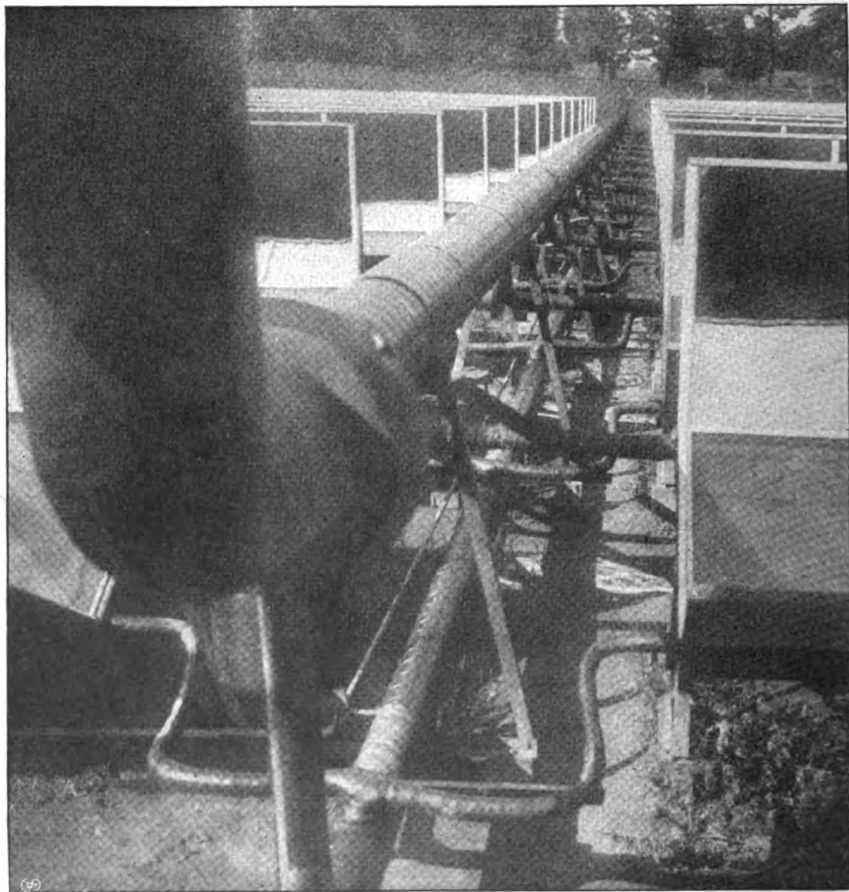
strahlen ähnlich wie Mäuse in regulären Fallen fangen. Der leuchtende Sonnenstrahl hat die Eigenschaft, durch Glas beinahe ungehindert hindurchzugehen. Dagegen ist Glas für die dunklen Wärmestrahlen fast völlig undurchlässig. Und nun besteht der Kniff darin, den Sonnenstrahlen eine Glas Scheibe in den Weg zu stellen und unter dieser schwarzgefärbte Körper, beispielsweise schwarze, eiserne, mit Wasser gefüllte Röhren, anzubringen. Die Strahlen tappen in die Falle. Sie dringen durch das Glas zu den schwarzen Röhren hin. Durch die Schwärze aber werden sie aus sichtbaren Lichtstrahlen in unsichtbare Wärmestrahlen verwandelt, und diese können nicht wieder aus dem Glasfaßten heraus. Sie sind eingefangen und müssen ihre Energie

die zur Erde kommen, direkt einzufangen und zur Arbeit zu zwingen.

Dazu muß freilich die Sonne die Erdoberfläche überhaupt mit einer gewissen Energie bestrahlen. Die Polarländer sind nicht die rechte Stätte für die Sonnenmotoren. Die Praxis hat vielmehr gezeigt, daß die Zone vom Äquator aus bis etwa zum vierzigsten Grad nördlicher und südlicher Breite die Gegend ist, in welcher Sonnenmaschinen mit Erfolg betrieben werden können.

In diesen Gegenden hat man die Energie der Sonnenstrahlen auch gemessen und im Mittel gefunden, daß auf das Quadratmeter Erdoberfläche in jeder Minute etwa zehn Wärmeeinheiten herniederstahlen. Zum besseren Verständnis dieser Größe sei bemerkt, daß ein Kilogramm bester Steinkohle bei vollkommener Verbrennung 8000 Kalorien entwickelt. Ein Quadratmeter in jenen Tropenländern wird daher erst in 800 Minuten oder rund 13 Stunden so viel Wärme von der Sonne bekommen, wie sich durch ein Kilogramm Steinkohle erzeugen läßt. Um die Wärmemenge von 1000 Kilogramm Steinkohle im Laufe eines Tages zu fangen, muß man schon etwa eine Fläche von 1000 Quadratmetern für den Fang einrichten.

Nach diesen Vorbemerkungen mag nun eine solche Maschinenanlage, die in Kalifornien im Betrieb ist, unter Beifügung einiger Abbildungen besprochen werden. Es war von Fangapparaten die Rede, und in der Tat kann man Sonnen-



Die Sammelrohre zum Kessel.

peu à peu zur Erwärmung des Wassers in den schwarzen Röhren abgeben. Es ist ein altbekanntes Fangprinzip, das beispielsweise auch in unsern Treibhäusern Anwendung findet.

Wir wollen aber in unsern schwarzen Röhren

nicht nur eine behagliche Treibhauswärme von 30 bis 40 Grad erzielen, sondern wollen das Wasser unter kräftigem Druck zum Verdampfen bringen und müssen es darum auf 150 bis 200 Grad erhitzen. Deshalb ist es notwendig, die Sonnenstrahlen, bevor man sie in die Falle schickt, erst noch zu konzentrieren. Das Mittel dazu sind silberbelegte Glaspiegel, die bis zu 95 Prozent der auffallenden Sonnenenergie reflektieren.

Nun zeigt unsere erste Abbildung eine Ansicht der ganzen Sonnenmaschinenanlage. Ueber eine große Fläche hin sind die Konzentratoren und Strahlenfallen aufgestellt, die von weitem an die Schulbänke einer Klasse erinnern. In der Mitte der Anlage befindet sich das Maschinenhaus,

in dem der Dampf gesammelt und zum Betrieb einer Dampfmaschine benutzt wird. Die zweite Abbildung zeigt einzelne dieser Apparate in größerem Maßstab. Man erkennt an jeder dieser bankähnlichen Gebilde eine Grundfläche, die eigentliche Falle und zwei Seitenflächen, die zur Grundfläche geneigt stehen und aus Spiegeln zusammengesetzt sind.

Noch deutlicher werden die Verhältnisse auf dem dritten Bild. Hier sind die spiegelnden Seitenflächen wohl zu erkennen und unterscheiden sich scharf von der mittleren Grundfläche. Diese ist oben mit Glasplatten abgedeckt. Darunter erkennt man die feinen, schwarzen Röhren, die alle in stärkere, durch die ganze Länge der Apparate hindurchgehende Rohre

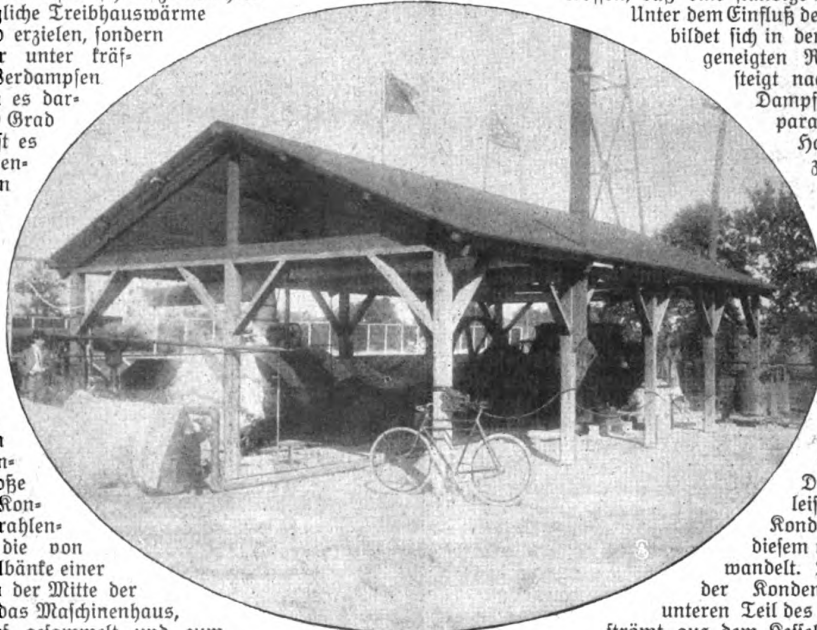
münden. Und weiter zeigt das Bild in der Mitte die beiden Hauptrohrleitungen, in die die Röhren der einzelnen Apparatreihen einmünden. Die ganze Anordnung ist natürlich so getroffen, daß eine ständige Zirkulation stattfindet.

Unter dem Einfluß der intensiven Strahlung bildet sich in den allerfeinsten, schräggeneigten Röhren Dampf und steigt nach oben. Durch das Dampfsammelrohr jeder Apparatreihe strömt er zum Hauptrohr und kommt zum Maschinenhaus.

In diesem ist ein Kessel vorgelegen, der natürlich keine Feuerung hat, sondern nur dazu dient, in seinem oberen Teil den Dampf aufzunehmen und für die weiterhin sichtbare Dampfmaschine vorrätig zu halten.

Arbeitet diese Maschine, so strömt der Dampf in ihre Zylinder, leistet Arbeit, pumpt in den Kondensator und wird in diesem wieder in Wasser verwandelt. Das Wasser wird von der Kondensatorpumpe in den unteren Teil des Kessels zurückgedrückt, strömt aus dem Kessel im Hauptwasserrohr wieder zu den Sonnenapparaten (siehe das untere Rohr auf dem dritten Bild), vom Hauptrohr tritt das Wasser wieder in die Seitenrohre der einzelnen Apparate, wird durch die Strahlung in Dampf verwandelt und beginnt seinen Weg von neuem.

So arbeitet die Sonnenmaschine, sie spart Feuerung und den Heizer. Dafür wird die Verzinsung und Amortisation des Betrages für den ausgedehnten Strahlenfangapparat notwendig, eine Summe, die immerhin bei der Rentabilitätsberechnung nicht vergessen werden darf. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sonnenmaschine in unsern in den Tropen gelegenen Kolonien noch eine große Zukunft hat.



Das Maschinenhaus.



Ein elegantes Badekostüm. Rechts: Beim Baden an verbotener Stelle ertappt.



Bilder aus aller Welt.

Badefreuden sind die schönsten Sommerfreuden. Nicht immer sind diese Freuden erlaubt, aber keine



Port. v. H. Stiefner.
von Carlowig,
Generalmajor a. D., beging seinen
75. Geburtstag.



Geh. Rat Dr. R. Baumeister,
Karlsruhe,
feierte sein 50 jähr. Professorenjubiläum.



Anton Rasmussen,
Berlin,
bekannter Landschaftler, wurde 70 Jahre.

Uebersetzung wird lieber begangen als die gegen Badeverbote.

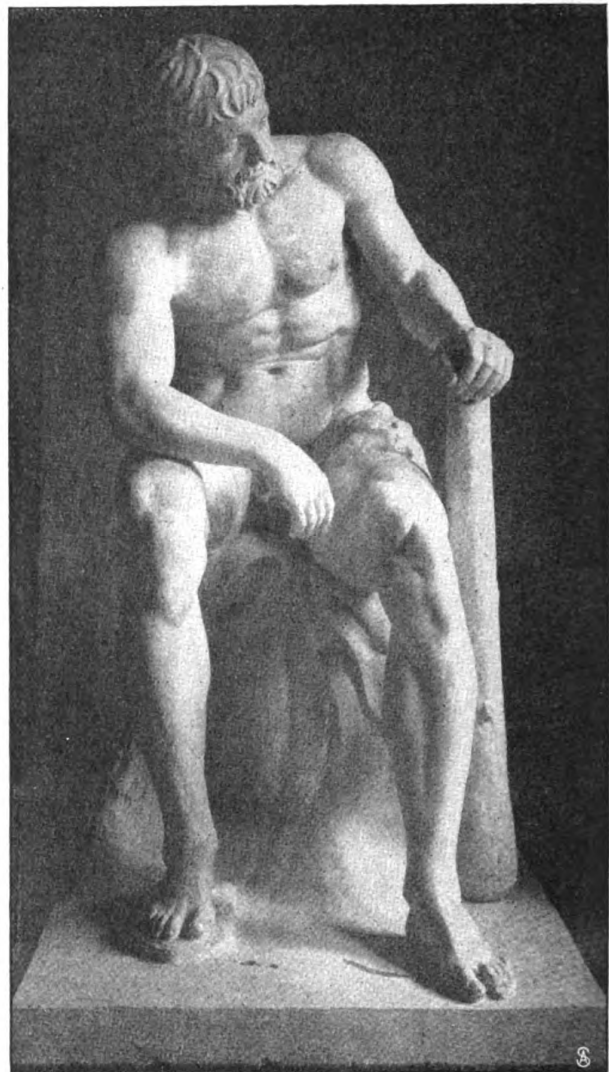
Generalmajor v. Carlowig, der frühere Kommandant von Wesel, wurde 75 Jahre alt.

Geheimrat Dr. Reinhard Baumeister, von dessen Jubiläum als Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe unser Bild berichtet, ist einer unserer verdientesten Bauingenieure.

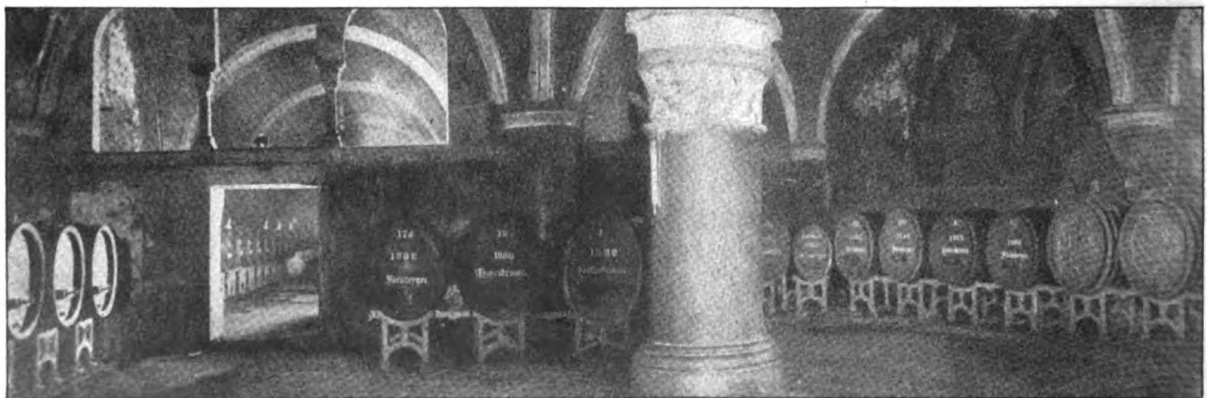
Anton Rasmussen, der norwegische Landschaftler, vollendet am 7. August sein 70. Lebensjahr in Berlin. Die Kgl. Dresdner Galerie besitzt von ihm den vielbewunderten „Fjord bei Gudvangen“. Auch das Museum in Königsberg erfreut sich eines sehr schönen Werks. Rasmussen besuchte als Lieblingsschüler Osmund Achenbachs die Akademie zu Düsseldorf, wo er 35 Jahre ansässig blieb und große Erfolge erzielte. Seit 1899 lebt der rüstig weiterarbeitende Künstler in Berlin. Seine Bilder zeichnen sich durch ungewöhnliche Kraft und Feinheit der Farbe aus. In Zeichnung und Komposition gediegen und originell, stellen sie ein überaus abwechslungsreiches Panorama seiner herrlichen Heimat dar. Voll Duft und Poesie sind sie eine seelenvolle Schilderung Norwegens, die man mit der feinen, zarten nordischen Nationalmusik Eduard Griegs vergleichen kann, wie sie ja beide auch an der stimmungsvollen Westküste Norwegens geboren sind und gemeinsam in der poetischen alten Hansestadt Bergen ihre tiefsten Eindrücke empfangen haben.

Max Bemer.

Der Breslauer Anatom Geheimrat Hasse und der Bildhauer Paul Schulz haben einen Versuch zur Restaurierung des Torlos von Belvedere unternommen, den sie als Polypthem feststellten.



Ein gelungener Restaurationsversuch:
Der ergänzte vatikanische Torso von Belvedere.



Der Kabinettsteller in Ebersbach, in dem das Feinste lagert, was es in der Welt gibt.

Näheres in der anliegenden „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 32 der „Export-Woche“.

Wirtschaft und Kapital. — Vom Rheingauer Wein. — Anlage und Betrieb einer Glasfabrik. — Handel und Verkehr. — Technische industrielle Konjunktur. — Tropenhygiene. — Die Bekämpfung des Gelbfiebers. — Ausstellungswesen. — Koloniales. — Neue Bücher. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberselische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 32.

Berlin, den 10. August 1912.

14. Jahrgang.

Wirtschaft und Kapital.

Daß die Erörterungen über das Schicksal und die Aussichten der Rentenscheine nicht aufhören, ist der sensationellen Entwicklung der Kurse dieser Standardwerte zuzuschreiben. Die dreiprozentige Reichsanleihe hat sich unter den sehr niedrigen Stand von 80 Prozent (vorübergehend) gesenkt und mit einem Kurs von 79½ Prozent ihre tiefste Erniedrigung erreicht. Diese Rekordleistung, an die man niemals geglaubt hatte, gab das Signal zu einer raschen Hilfsaktion; denn weiter wollte man die unverdiente Entwürdigung des feinsten deutschen Anlagepapiers doch nicht gehen lassen. Auch die englischen Konsols sind bei 73½ Prozent auf ein unwahrscheinlich tiefes Niveau gefallen und haben zu dem Nachweis der unwiderstehlichen Kraft einer bestimmten wirtschaftlichen Tendenz neue Belege geliefert. Da die französische dreiprozentige Rente, wenn auch nicht erheblich anders, so doch sichtbar besser gestellt ist als die deutschen und englischen Staatspapiere, so ergibt sich die Folgerung bezüglich der Quellen des Uebels von selbst. Die Zusammenhänge sind bekannt genug. Die Intensität der gewerblichen Arbeit und die Beweglichkeit des wirtschaftlichen Betriebskapitals sind die wesentlichen Ursachen des Rückganges der Renten. Das ist ein Kontrast, der nicht überbrückt werden kann, zumal da die Masse der gleichgearteten Papiere auch noch den Standard der besten Vertreter der Gattung herunterdrückt. In Deutschland beträgt die Summe der Schuldverschreibungen

etwa 40 Milliarden Mark.

Den Löwenanteil nehmen Reich und Bundesstaaten mit ihren Anleihen in Anspruch (mehr als 20 Milliarden). Ueber 11 Milliarden kommen auf Hypothekenscheine, 4 Milliarden auf Kommunalanleihen und fast 4 Milliarden auf Obligationen von Aktiengesellschaften, Gesellschaften m. b. H., Gewerkschaften und andere Privatunternehmen. Diese beträchtliche Summe von Anlagepapieren wird ergänzt durch das nicht geringe Quantum ausländischer Effekten, die das deutsche Kapital durch gute Verzinsung an sich ziehen. Was in Berlin an fremdländischen Obligationen gehandelt wird, bleibt in der Gesamtsumme wohl auch

nicht weit hinter 20 Milliarden. Mit einem Wort: die Gelegenheit zu sicherer Anlage des Geldes ist üppiger als die Nachfrage. Und so entstehen unerfreuliche Erscheinungen in den Kursen, wenn einmal die Wirkung des sicheren Asyls nachläßt und der Reiz der Spekulation auf Kursgewinn alle anderen Möglichkeiten des Effektenmarktes in den Schatten stellt.

Das Spiel in Börsenpapieren

ist leicht etabliert, weil die Zahl der Anregungen eine große ist. Man braucht ja nur in jedem Bereich einen Favoriten, damit die Gesamttendenz eine bestimmte Richtung bekommt. Die Hansa-Aktie, die die Herrschaft an der Börse an sich gerissen hat, ist ein solches Motiv von weittragender Wirkung. Daß dieses Papier seit Beginn des Jahres einen um mehr als 100 Prozent höheren Preis erlangt hat, ohne daß die Gründe eines so ungewöhnlichen Prozesses erkennbar sind, kümmert die Spekulation nur wenig. Ihr genügt die Chance, im Handumdrehen Reichtümer zu sammeln. Ähnlich ist es mit der Aktie der Daimler Motorenfabrik, die von 227 auf 350 Prozent kletterte, obwohl die Dividende für 1911 nicht höher war als der für 1910 gezahlte Satz: 10 Prozent. Wenn der Kurs das richtige Verhältnis zur Dividende haben soll, so darf er nicht höher als 200 Prozent sein; oder die Dividende muß statt 10 etwa 20 Prozent betragen. Fünf Prozent Zinsen auf ein Industrierpapier ist das Minimum; denn das Risiko des Kursverlustes, das mit der Größe des Agios zunimmt, muß als Ausgleich eine hohe Rente haben. Früher verlangte man 7 Prozent Verzinsung von einer normal funktionierenden Aktie. Heute rechnet man so sehr mit dem Gewinn am Kapital, daß die Rentabilität an Ueberzeugungskraft verloren hat. Trotzdem bleibt die Ergiebigkeit das einzig brauchbare Kriterium eines Wertpapiers. Der Kurs hängt vom Zufall ab; die Rente ist das Ergebnis der Leistung und kluger Verwertung der geschäftlichen Konjunktur. Man darf nicht vergessen, daß an der Börse die

Gelegenheitsmacher üppig gedeihen

und es ist doch nicht denkbar, auf der Wirksamkeit solcher Kräfte ein haltbares Wirtschaftsfundament aufzubauen. Von den Lebensäußerungen des geschäftlichen Bereichs außerhalb der Börse werden die Effektenkurse natürlich beeinflußt, wenn auch die Bezie-

hungen mehr durch Schlagwörter von summarischer Prägung als durch die Verwertung einzelner Details hergestellt werden. Es genügt schon, zu wissen, daß die Belege der Hochkonjunktur sich in noch ungeschwächter Form vorfinden. Das ist im Bezirk der deutschen Wirtschaft zweifellos der Fall. Die Güterverkehrseinnahmen der deutschen Eisenbahnen haben im ersten Semester 1912

946 Millionen Mark gegen 871 Millionen im Vorjahr betragen. Dieser Fortschritt wäre ohne günstige Wirtschaftskonjunktur nicht denkbar; denn die Rentabilität reflektiert die Ergiebigkeit der allgemeinen wirtschaftlichen Betätigung. Daß die Ausfuhr von Eisen und Kohle gewachsen ist, darf gleichfalls als günstiger Umstand erwähnt werden. Der Export von Roheisen betrug im ersten Halbjahr 1912 etwa 508,916 Tonnen, während die Einfuhr sich auf 55,775 Tonnen stellte. So ergab sich ein Exportüberschuß von 453,141 Tonnen gegen 330,381 Tonnen im ersten Semester 1911. Der Versand des Stahlwerkverbandes in Halbzeug, Formeisen und Oberbaumaterial betrug 3.26 Millionen Tonnen (328,000 Tonnen mehr als im 1. Semester 1911). Dem Außenhandel in Kohle kam der englische Bergarbeiterstreik zugute, der einen beträchtlichen Aufschwung des Exports und einen starken Rückgang der Einfuhr bewirkte: ausgeführt wurden 15.09 Mill. Tonnen gegen 12.61 Mill. Tonnen im ersten Halbjahr 1911; eingeführt wurden 4.19 Mill. gegen 5.24 Mill. Tonnen. Die Koksproduktion stieg von 12.56 auf 13.75 Mill. Tonnen. Die Einfuhr ging von 297,000 auf 265,000 Tonnen zurück, während der Export sich von 2.10 auf 2.45 Mill. Tonnen hob. Von den weitgehenden Folgen des englischen Streiks ist im Bereich der Schifffahrt manches verspürt worden. Der Jahresbericht des Vereins Hamburger Reeder singt ein Lied davon.

Eine erhebliche Steigerung der Kohlenpreise

war die Folge, und zwar nicht nur in Europa, sondern namentlich auch in den überseeischen Bunkerplätzen. Diese Preissteigerungen konnten die Reedereien naturgemäß nicht völlig aus eigenen Mitteln decken; sie haben vielmehr Veranlassung genommen, diese höheren Betriebskosten durch einen Zuschlag zur Fracht zum Ausdruck zu bringen. Der Frachtzuschlag ist aber infolge der zahlreichen laufenden Frachtverträge so gut wie wirkungslos geblieben und hat sich auf einer ganzen Anzahl von Gebieten nur kurze Zeit aufrechterhalten lassen. Eine ausreichende Deckung der durch die Steigerung der Kohlenpreise eingetretenen höheren Unkosten durch diese Frachtzuschläge ist deshalb auf den meisten Linien nicht möglich gewesen.

Das bekannte Kaiserwort, daß wir im Zeichen des Verkehrs stehen, wird illustriert durch die Konkurrenzkämpfe, die im Bezirk der Frachttarife ausgefochten werden. Wie auf dem Warenmarkte, so wird im Verkehrsbereich um den besten Platz gekämpft; denn die Ausbeutung der Warentransporte ist ebensogut ein Geschäft wie die Verwertung des Warenumsatzes. Nachdem die Technik ihre besten Leistungen zugunsten der Produktion und der Rentabilität des Wirtschaftskapitals eingestellt hat, muß

die Vervollkommnung der Transportwege dem ökonomischen Werk die letzte Feile geben.

Große transkontinentale Eisenbahnen müssen noch gebaut werden, um den Erdball mit einem so engmaschigen Netz von Schienen zu umgeben, daß der Begriff der Entfernung schwindet. Dabei kommt es darauf an, die Gefahr monopolistischer Auswüchse, wie sie im amerikanischen Eisenbahnwesen zu finden sind, nicht groß werden zu lassen. Daß der Fiskus als Eisenbahner seine Anlagen so rentabel wie möglich zu halten sucht, ist erklärlich. Mit der Gewährung niedriger Tarife ist er nicht oft bei der Hand; aber die Rücksicht auf irgendeine Konkurrenz führt schließlich zu dem Mittel, das im Geschäftskampf allgemein üblich ist: zur Herabsetzung der Preise. So haben sich kürzlich die deutschen und österreichischen Eisenbahnen

über den Verkehr nach der Schweiz und nach Frankreich

auseinandergesetzt. Die deutsche Eisenbahnverwaltung hat für die Strecken von deutsch-österreichischen Grenzzustationen nach der Schweiz und Frankreich Kampftarife aufgestellt. Dieses Vorgehen haben die österreichischen Staatsbahnen mit einer Reduzierung ihrer Frachtsätze um 50 Prozent beantwortet. Voraussichtlich wird Oesterreich für den Transitverkehr zwischen Rußland und den Balkanstaaten nach der Schweiz und Frankreich guten Nutzen (für die bekannte Arlbergbahn) aus der Ermäßigung seiner Tarife ziehen, und die österreichische Industrie darf mit der Möglichkeit einer Zunahme des Exports nach den beiden Westländern rechnen. Allerdings kann es sich nur um eine vorübergehende Erscheinung handeln, da die Taktik der deutschen Eisenbahnverwaltung auf ein Uebereinkommen mit Oesterreich gerichtet ist.

Dieser kleine Ausschnitt aus dem

bewegten Bilde des Weltverkehrs

zeigt, wie sehr die Staaten bedacht sind, ihrer Wirtschaft mit Hilfe vervollkommneter Frachtbedingungen die Entwicklung zu fördern und sich daneben selbst die Vorteile des Transporteurs zu verschaffen. Daß auch im Landesbezirk der Ausbau der Verkehrswege mit Interessen, die sich kreuzen, zu rechnen hat, ist erklärlich. Die Kämpfe um die Erweiterung des Netzes der deutschen Wasserstraßen bieten lehrreiche Belege. So wurde kürzlich Protest gegen den Bau einer neuen Wasserstraße nach der Nordsee erhoben. Geplant ist ein Großschiffahrtsweg vom Rhein zur Nordsee. Gegen dieses Projekt hat sich die Handelskammer in Duisburg gewendet. Ihrer Meinung nach genügt für die Verbindung des rheinisch-westfälischen Industriegebietes mit der Nordsee die Rheinwasserstraße und der Dortmund-Emskanal mit ihrer eigenen Verbindung. Der neue Weg werde mindestens 250 Millionen kosten, ohne daß die Gewähr für eine Rentabilität vorhanden sei. Man sieht, wie sehr in allen Bezirken des Wirtschaftskörpers mit der Frage nach der Ergiebigkeit gerechnet wird; und diese Orientierung gewährt das beruhigende Gefühl, daß der Antriebe zur höchsten wirtschaftlichen Leistung niemals fehlen wird. Es kann also nur ein Mangel in den Chancen eintreten, für den es aber bisher an den notwendigen Voraussetzungen fehlt, selbst wenn sich gelegentlich scharfe Korrekturen an der Börse einstellen; wie es bei sehr hoch bezahlten Papieren geschehen kann.



Schloß Reichartshausen mit dem „Pfaffenberg“, der Firma Wilhelmj-Hattenheim gehörig.
(Die ältesten Keller des Rheingaaues.)

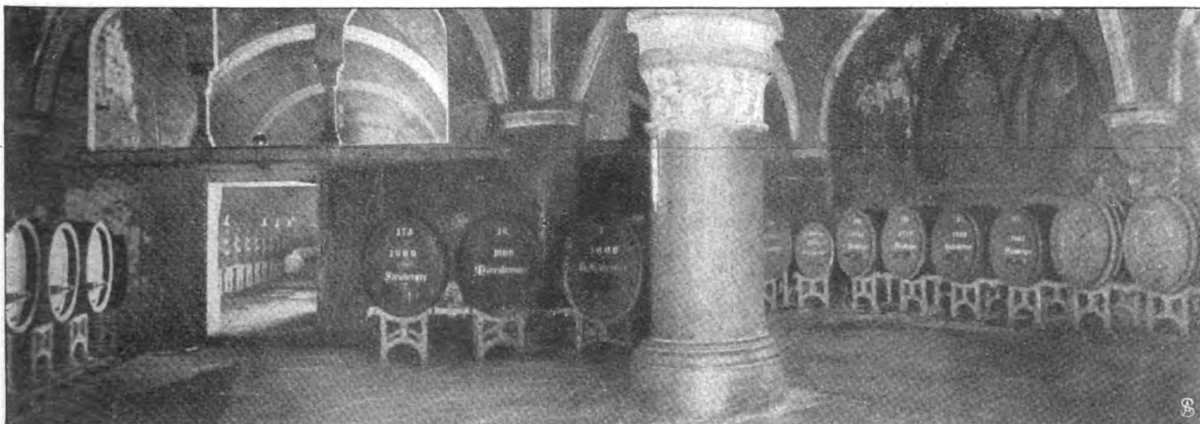
Vom Rheingauer Wein.

Von Heinz Gorrenz, Wiesbaden. — Mit Aufnahmen von J. B. Schäfer, Wiesbaden.

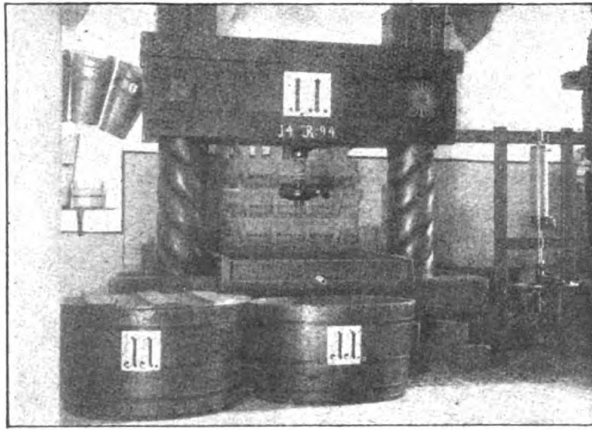
Das Jahr 1911 hat es wieder bewiesen, daß unsere Rheingauer Weine die Königsweine der Welt sind, daß nirgends auf der Erde die Rieslingrebe solche edlen, hochvornehmen, an Bukett und Gehalt, an Körper und Charakter fein abgetönten Weine erzeugt wie hier am Hochaltar des Vaterlandes. Der Weintrinker und Kenner, vor dessen Augen bei einer Flasche Rüdesheimer oder Markobrunner das zauberische Bild des weiten Rheingaaues mit seiner erzenen Wacht und seinem schimmernden Rebenheerbann, seinem blinkenden Strome und dem Häuserbunt der Hänge aufsteigt, kann es wieder stolzen Mutes in die Welt rufen, daß man uns alles, was „Made in Germany“ heißt, nachmachen kann, daß eins aber die ganze Welt, wenn sie es haben will, bei uns kaufen muß: unseren edlen Rheingauer Wein!

Die Sage, die den stromaufwärts fahrenden Rheinwanderer wie ein Traum in den Tag von unzähligen

malerischen Burgentrümmern und Felsenhöhen in das lichte Becken des Rheingaaues mit seinem imposanten Schiffsverkehr und seinen vielerlei Zeugen industrieller Tätigkeit begleitet, führt ihn gewissermaßen auch aus dem unerforschten Jugendland des Weinbaues im Rheingau mit einem Schritt in die reiche Geschichte seines Wachsens und Werdens hinein. Denn die römischen Kohorten und fränkischen Kaiser, denen Frau Sage die erste Setzrebe in die Hand drückt, versinken im Dämmer ihrer reichen Romantik, wenn die Pergamentrollen fleißiger Mönche uns schwarz auf weiß künden, daß vor des großen Carolus Zeit keine Nachricht vom Wein im Rheingau auf uns gekommen ist, und daß von 817 die erste Urkunde über den Verkauf eines Weinberges an König Ludwig, Karls Sohn, datiert. Dann währte es Jahrhunderte, bis die Bewohner des von dem Wellenschlag der Zeit kaum berührten Landes mit stillem Roden und fleißigem Aufbau so weit waren, daß die



Der Kabinettskeller in Eberbach, in dem das Feinste lagert, was es in der Welt gibt.



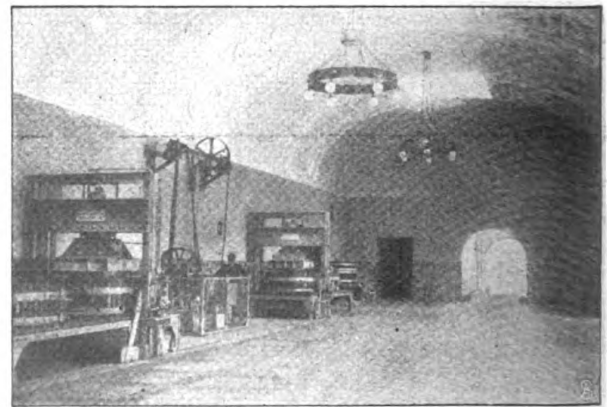
Kelter Nr. 11 in Eberbach aus dem Jahre 1494.

Umwelt aufmerksam auf ihre hügelige, dichtbewaldete, an den sonnigen Abhängen mit Reben bestandene Heimat ward. Nun entwickelte sich in geradezu großartiger Weise unter der Herrschaft des Mainzer Erzbistums (seit 983) der Gau, der bald eine Stätte ritterlichen Lebens und geistlich-klösterlicher Tätigkeit war, die durch die unerschöpfliche Fülle ihrer jungen Kraft geradezu gewaltig wirkt. Der geerntete Wein wird in diesen Zeiten wohl im Land seinen natürlichen Weg gegangen sein, soweit er nicht als Zinswein an fremde Herren ging. Dies wurde anders, als 1134 die weißküttigen Zisterzienser die Abtei Eberbach im stillen Waldtal bei Hattenheim gründeten und mit dem Roden des Weinbergs begannen. Ihr geradezu einzigartiges kolonialisatorisches Talent, das einen Musterbetrieb nach dem anderen in dem schon verhältnismäßig dicht bevölkerten Ländchen erstehen ließ, brachte bald den Weinbau auf eine kulturelle Höhe, die in einem ausgedehnten Handel ihr glänzendes Spiegelbild fand. Schon 1162 besaß die Abtei einen Keller nebst Haus in Köln, 1291 schenkte der Rat dieser großen Handelsmetropole ein ganzes Stadttor mit Umgebung den rührigen Mönchen, deren Weinschiff, die Eberbacher „Sau“, unbehelligt durch die vielen drückenden Zollschranken des Rheins, seine güldene Weinlast nach dem reichen Mittelpunkt des Handels brachte.

Es ist selbstverständlich, daß diese großzügige, kulturelle und handelspolitische Tätigkeit der Eberbacher nicht ohne Einfluß auf Handel und Wandel des ganzen Landes blieb. Bereits im Jahre 1225 gibt es in Hattenheim einen „Weinverkäufer“ Embricho, etwas später besondere „Weinmärkte“ in Winkel, Oestrich, Erbach, Eltville, Geisenheim und Kiedrich, die von der raschen Entwicklung des Weinbaues Kunde geben, wenn uns auch kein Zeugnis über die Art des Handels geblieben ist. Erst am Ende des 14. Jahrhunderts haben sich feste Sitten und Gebräuche herausgebildet, die in ortsamtlichen Schriftstücken ihre Bestätigung finden. Interessant ist, daß schon damals die Weine nicht ohne die noch heute in Würden tätigen Kommissionäre verkauft werden konnten, ja durften, Unterhändler, die zur Regulierung der Preise nach beiden Seiten wesentlich beitrugen und sich schon damals ähnlichen hohen Ansehens wie ihre heutigen Nachfahren erfreuten. Daß die Rheingauer Weine selbst

in großer Gunst standen, geht aus der sonst unmöglichen Sitte der Gabelung hervor, durch welche der Käufer gezwungen wurde, mit je einem guten Faß ein entsprechend geringes (die Ernte einer ganzen Gemeinde war gleichmäßig beteiligt) zu erwerben. Der Handel wußte allerdings mählich diesen lästigen Zwang zu umgehen, indem er freihändig in den Kellern der größeren Besitzer seinen Bedarf deckte. Woher es kam, daß die öffentlichen Märkte — besonders, als nach dem 30jährigen Kriege Handel und Verkehr nach ferneren Gegenden völlig lahm lagen — langsam ihre Lebensfähigkeit verloren. So kamen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts schlimme Zeiten für den Rheingau, der bald unter Mißernten zu leiden, bald an einer gewissen Ueberproduktion geringer Weine und dem durch Zölle, Armut und Vorurteil erschwerten Absatz zu kranken schien. Der kurfürstliche Hofkammersekretär Degenhardt und der Amtskellner Bender in Eltville schrieben denn auch 1786/1787 in längeren Ausführungen ihre Vorschläge zur Hebung des Rheingauer Weinabsatzes nieder, in denen unter anderem behauptet wird, daß der echte reine Rheinwein durch Produktionskosten, Zölle und Auflagen so verteuert würde, daß er keine Käufer mehr fände. Die Händler müßten ihn deshalb mit Hilfe der billigen Pfälzer- und Frankenweine verfälschen. Diese Mischungen gingen dann als echte Rheingauer Weine in die Welt und verdürben den Geschmack des Publikums, das sie wegen ihrer Billigkeit begehrte. Ferner sei der französische Geschmack tonangebend. Es würden deshalb von den Deutschen leider mehr französische als deutsche Weine getrunken usw.

Diese vor 125 Jahren geschriebenen Ausführungen sind deshalb von Interesse, weil ähnliche Gedanken und Erwägungen das heutige gestrenge Weingesetz verursachten, das den Ortsnamen und Lagen einen energischen Schutz gewährt, der übermäßigen Zuckering und „Verbesserung“ einen Riegel vorschiebt und dem Weintrinker die Gewähr gibt, daß er wirklich trinkt, was auf der Flasche steht. Der Weinhändler allerdings, der nicht so rasch, wie der Gesetzgeber es wünscht, seinen Käufer belehren und umstimmen kann, vielmehr oft merkwürdig einseitigen Weinwünschen entsprechen soll, mußte zuerst in dem gesetzlichen Eingriff in langjährige handelsübliche Freiheiten eine schwere Schädigung erblicken. Kauft der Engländer



Das neue Kelterhaus der Kgl. Preuß. Domäne in Eltville.

doch noch immer seinen „Hock“ (von Hochheim a. M.) und bezeichnet damit nicht nur des Rheingaus Wein (zu dem allerdings der Hochheimer wegen seiner Gleichwertigkeit gerechnet wird), sondern Rheinwein schlechthin. Allenfalls spielen noch Rauenthaler und Rüdesheimer eine Rolle, während alle übrigen Namen der 15 Ortschaften des Rheingaus, deren jede einen Wein ganz eigener Rasse und Art produziert, einfach abgelehnt wurden und noch werden, weil das Ausland sich an die wenigen ihm bekannten Namen klammert und es nicht verstehen will, daß der Kauf von „Rüdesheimer Berg“ usw. plötzlich weniger leicht als ehemals ist.

Das Inland hat dank einer vielseitigen Aufklärungsarbeit der Presse rasch den reinen, ungezuckerten, charaktervollen Rheingauer Weinen wieder seine Gunst geschenkt, die Mode und verbildeter Geschmack eine Zeit in schlechte Bahnen gelenkt hatten. Im Norden beginnen die Rheingauer bereits die französischen Rotweine zu verdrängen. Und mit Recht. Ist doch ein reiner Rheingauer Wein an Bekömmlichkeit, harmonisch abgerundetem Geschmack, glücklich verteiltem Alkohol- und Zuckergehalt ein solch unerreichbares Wunderwerk der Natur, daß man hoffen kann, daß auch das Ausland immer mehr den Wert dieser vornehmsten Bacchusgabe der Welt erkennen wird. Besonders, wenn erst unsere Elfer in die Kanäle des Welthandels fließen. Was in diesem Hauptjahr unsere Rieslingrebe in ihren kleinbeerigen, unansehnlichen, nahe dem Erdboden (wegen der Wärmeausstrahlung) gezogenen Trauben erzeugt hat, ist mehr als eine Sonnengabe, es ist der redlich verdiente Lohn für eine Kulturarbeit, die in ihrer Ausdauer und Unermüdlichkeit (trotz aller Fehlschläge) fast heroisch wirkte. Da der Wein in diesem Jahre nicht nur gut, sondern auch reichlich war, ist der goldene Segen auch in die Taschen der „Kleinen“ geflossen. Auch die Winzervereine, die größtenteils den



Nach Südamerika!

Versand einer Weinlieferung von J. B. Sturm in Rüdesheim.

kleinen und geringen Besitz vereinigen und mit ihren schon immer naturreinen Weinen früher einen schweren Stand dem gänzlich verbildeten Geschmack des Publikums gegenüber hatten, haben diesmal Preise bei den öffentlichen Versteigerungen erzielt, die ein

erfreulicher Beweis für den Wandel der Mode und Ansichten nach der guten Seite hin sind. Erzielte doch die Hallgarter Winzer-Genossenschaft einen Durchschnittspreis von 2440 Mark pro Stück — 1200 Liter, die vereinigten Weingutsbesitzer zu Hallgarten einen solchen von 3253, der Rauentaler Winzerverein von 3019 Mark: Preise, die es verständlich machen, daß der in den besten Lagen vertretene Mittelbesitz und gar die großen Güter, die zum überwiegenden Teil in den Händen eines auf sein Weinbauerntum mit Recht

stolzen Adels sind, ganz gewaltige Summen für ihre „großen Sachen“ bekamen. Sie sind zumeist Mitglieder der Vereinigung Rheingauer Weingutsbesitzer, die eine Produzentenvereinigung im vornehmsten Sinne darstellt und die von ihrem Elfer Wachstum nicht ganz die Hälfte, rund 500 Halbstück, zur Versteigerung gebracht hat. Im ganzen lösten die Mitglieder dieser Vereinigung hierfür 1,472,990 Mark, eine Summe, die sich aus Preisen zusammensetzt, die zwischen 1700 Mark und 46,000 Mark für 1200 Liter schwanken. Gleich die erste Versteigerung eines ihrer Mitglieder, die des Fürsten Metternich auf Schloß Johannisberg, brachte einen Durchschnittspreis von 7434 Mark für 200 Liter, die des Schlosses Reichartshausen des Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen einen solchen von 8113 Mark, des Grafen Eltz in Eltville von 4405 Mark, des Grafen Matuschka auf Schloß Vollrads von 6591 Mark, hier bei einer Differenz von 4240 Mark bis 20340 Mark pro 1200 Liter der versteigerten Weine.

Noch glänzender war das Resultat der Versteigerung des großen Freiherrlich Langwerth von Simmernschen Gutes in Eltville, das zu den ersten und besten



Kellereingang der Firma Gebrüder Schleif „Burg Rottland“
in Rüdesheim.



Das malerische Kelterhaus der Königl. Preuß. Domäne
in Kloster Eberbach.

des Gaues zählt, und dessen Versteigerung in diesem Jahre der Höhepunkt war. Wurden hier doch für 51 Halb und drei Viertel Stück fast eine Viertel Million Mark gelöst, im Durchschnitt 9426 Mark für das Stück. Unter diesen glänzenden Weinen wurden 300 Liter einer Hattenheimer Nußbrunnen Edelbeerauslese mit 11,500 Mark bezahlt — 38.30 Mark für ein Liter!

Daß bei solchen Preisen unsere Rheingauer Königsweine außer Konkurrenz auf dem Weltmarkt gegenüber den geringen spanischen, italienischen und französischen Massenprodukten stehen, ist selbst-



Kloster Eberbach.

verständlich. Stellen sie doch etwas ganz Besonderes und Eigenartiges dar, das in seinen Spitzen und Auslesen (der Stolz des Gaues!) den Höhepunkt des Begriffes „Wein“ bezeichnet, in seinen mittleren Preislagen von keinem anderen Wein desselben Wertes erreicht wird, und dessen geringere Vertreter immer noch an Güte und Gehalt ihre Brüder in und außer dem Lande schlagen. Diese Worte, die nur erklären, nicht überzeugen, nur erzählen, nicht beweisen können, wird ganz nur jener verstehen, der dem Herzschlag des Lebens im Rheingau gelauscht hat. Der gesehen hat, wie Ueberlieferung und Fortschritt, Tatkraft und Geduld der Arbeit hier zum Siege verhelfen. Man muß, um dies alles würdigen zu können, durch die Säulenhallen des Ausgangspunktes unserer Rheingauer Kultur, des Klosters Eberbach, geschritten sein, wo heute die Königlich Preußische Domäne in ihrem Musterbetrieb anfeuernd und vorbildlich auf den ganzen Gau wie ehemals die Zisterzienser wirkt. Man muß gesehen haben, wie Prinzen und Grafen mit dem kleinsten Winzer in der Pflege der Weinberge und seiner Gaben wetteifern, wie selbst Gelehrte von Beruf wie z. B. Dr. Weil in Kiedrich, dessen Gräfen- oder Turmberger auf keiner Festtafel des deutschen Kaisers fehlen darf, ihre ganze Kraft in den Dienst des Weinbaues stellen. Man muß mit der Göttin des Ruhmes zur Seite durch die erinnerungsreichen Hallen und Keller der Firma Wilhelmj in Hattenheim gegangen sein und an unseren wunderlichen Zauber hütenden Gaststätten wie in der „Krone“ in Assmannshausen, dem „Schwan“ in Oestrich, dem „Engel“ in Kiedrich gezecht haben. Man muß den Pulsschlag des Welt-handels gefühlt, die aufbauende Macht deutschen Geschäftsfleißes in einem glänzenden und gewaltigen

Großbetrieb wie bei der Firma Gebrüder Schleif in Rüdesheim bewundert haben. Man muß bei den Nachbarn dieser bekannten Firma, dem Herrn J. B. Sturm in Rüdesheim, gewesen sein und dort staunend gesehen haben, wie dieses Rheingauer Haus, das den größten Privatbesitz des Gaues hat, aus seinem unterirdischen Kellerkönigreich seine Handelsfäden über die ganze Erde spannt und seine Weine bis an die fernsten Plätze der Welt sendet. Man muß endlich droben im alten Johannisberg in den großen Kellereien des vielfachen Hoflieferanten Joh. Klein sich von den ausgesuchtesten Kreszenzen des Rheingaus interessante Geschichten haben erzählen lassen, um verstehen zu können, daß es nur einen Rheingau, nur einen Rheingauer Wein in der Welt gibt und geben kann.

Die Ausfuhr an deutschem Wein, auf die das Weingesetz, wie bereits gesagt, nicht günstig eingewirkt hat, ist erfreulicherweise wieder im Steigen begriffen, wenigstens bei Flaschenweinen, die zum weitaus größten Teil aus dem Rheingau stammen und von denen im Jahre 1911 88,924 dz im Werte von 11,435,000 Mark gegenüber 85,490 dz im Werte von 10,357,000 Mark im Jahre 1910 ausgeführt wurden. Amerika mit 22,858 dz, Großbritannien mit 18,963 und die Niederlande mit 9712 dz sind die größten Abnehmer der Rheingauer Weine, von denen nach China immerhin noch 1336 dz, nach Brit.-Westafrika 3490 dz im Jahre 1911 gingen. Ihr Export wird gewiß noch rascher wachsen, wenn die Siegfrieds-Art des Elfers erst auch im Auslande bekannt sein wird und die ehrwürdigen Namen der 15 Weinorte des Rheingaus über mancherlei alte Vorurteile gesiegt haben.

Sei es dann ein süffiges, volles „Östricher Lenchen“ oder ein reifer, fruchtiger „Erbacher Honigberg“, sei es ein stahliger „Steinberger“ oder ein lieblicher „Hattenheimer“, ein edler „Eltviller Sonnenberg“ oder ein pikanter „Kiedricher Gräfenberg“, ein gewürziger, eigenrassiger „Schloß Vollradser“ oder ein honigsüßer, blumiger und mächtiger Markobrunner — immer wird es dem Zecher sein, als seien alle Schönheiten und Lieblichkeiten der Welt in dem goldenen Naß vereinigt. Immer werden dann dem Deutschen auf fremder Erde die zauberischen Hänge um den silbrigen Strom und seine erzene Wacht vor die entzückten Augen treten und leuchtend und lachend ihm zurufen, was jeder Tropfen Rheingauer Weines kündet: Deutschland über alles! —

Anlage und Betrieb einer Glasfabrik.

Von Ing. Robert Dralle, Hameln a. W.

Der Kampf zwischen Maschinen- und Handarbeit hat bei der Herstellung von Flaschen, gewöhnlichem Weißhohlglas und Fensterglas in der Glasindustrie Zustände geschaffen, welche es ermöglichen, auch in Ländern, die noch der modernen Zivilisation erschlossen werden sollen, Glasfabriken zu bauen, mit Nutzen zu betreiben.

Bis vor etwa zehn Jahren war es so gut wie aussichtslos, Glasfabriken in Gegenden zu bauen, in welchen gelernte Glasmacher nicht zu haben, noch zu

halten waren. Jetzt ist der eiserne Sklave, die Maschine, an jene Stelle getreten, unabhängig von den Arbeitern. Unabhängig vom Klima können jetzt Glasfabriken überall ins Leben gerufen werden, wo nur immer die nötigen Rohmaterialien und ein lohnendes Absatzgebiet vorhanden sind, also die Errichtung einer Fabrik wünschenswert erscheint. In kurzen Zügen soll der Weg der Gründung einer Fabrik skizziert werden.) Es sei darauf hingewiesen, daß für jede Sorte Glas besondere Ofenanlagen, besondere Maschinen, besonderes Werkzeug und, wenn es sich um feinere, dekorierte

Glassorten handelt, besondere Einrichtungen zum Schleifen, Polieren, Ätzen, Malen usw. nötig sind.

Auch die Wahl des Ofensystems ist wichtig. Flaschen, Fensterglas, gewöhnliches Weißhohl- und Preßglas werden in Wannen („tank fournaise“ — „four à bassin“) geschmolzen. Es sind Behälter aus feuerfesten Steinen, die von einem Gewölbe überspannt sind. Die zum Glase nötigen Rohmaterialien, welche fertig abgemessen oder abgewogen und gemischt werden, heißen „Gemenge“. Das Gemenge wird in den Ofen mittels Einlegeschaukel oder Einlegemaschine eingelegt, dort von der darüber hinziehenden Flamme geschmolzen und das Glas mittels Hand oder Maschine der Wanne nach Bedarf entnommen.

Im Gegensatz hierzu werden feinere Glassorten in Hafenöfen „four à creusets“ („pot fournaise“) geschmol-

*) Ausführliche Angaben finden sich u. a. in dem 1911 im Verlag von R. Oldenbourg, Berlin-München, erschienenen Buch d. V.: „Die Glasfabrikation von Robert Dralle“. 1269 Seiten gr. 8° mit 1031 Abbildungen im Text und 48 Tafeln.

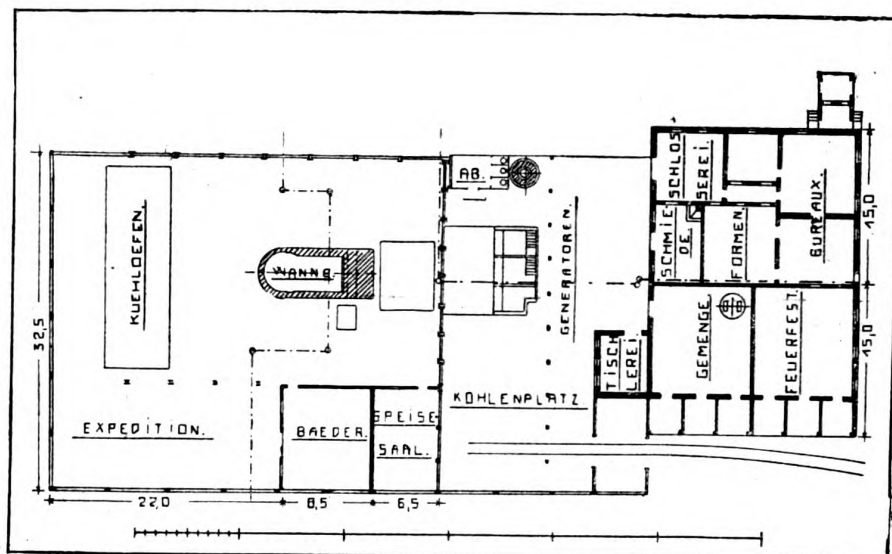


Abb. 1. Grundriß einer Glasfabrik (Flaschenhütte).

zen, weil farblose und die Mehrzahl fein gefärbter Luxusgläser im Wannenbetrieb nicht hergestellt werden können.

Der Wannenbetrieb ist einfacher und billiger; dort wo es sich um Massenfabrication in Ländern handelt, in denen die Glasindustrie noch fehlt, ist er dem Hafenofenbetrieb vorzuziehen.

Es empfiehlt sich bei Errichtung einer neuen Glasfabrik, anfangs nur eine Glassorte herzustellen. Die nötigen Angaben sind am einfachsten in Form eines Fragebogens zu erbitten. Nach einer genauen Beantwortung des Fragebogens lassen sich die Pläne und Detailzeichnungen, nach welchen die gewünschte Fabrik gebaut werden soll, ohne weiteres anfertigen, auch die Aufstellung einer Rentabilitätsberechnung wird hierdurch ermöglicht; es wird diesbezüglich zu einem gewissenhaften Kostenanschlag und zur Produktionsberechnung geschritten, sobald alle Verhältnisse geklärt und ermittelt sind. Zur Herstellung der Zeichnungen und Materialienlisten sind zirka 1½

Monate nötig; zur Beschaffung der Eisenkonstruktionen, feuerfesten Materialien, Geräte, Werkzeuge und Maschinen annähernd drei, zum eigentlichen Bau der Fabrik zirka neun, zur Inbetriebsetzung dieser ungefähr ein Monat. Abb. 1 zeigt den Grundriß einer solchen Anlage, Abb. 2 Längenschnitt, Querschnitt und Lageplan einer Glasfabrik. Die einzelnen Teile sind ihrem Zweck entsprechend bezeichnet, wodurch sich eine nähere Beschreibung erübrigt. Die Pläne zu einer solchen Fabrik sollte man nur durch einen Fachmann

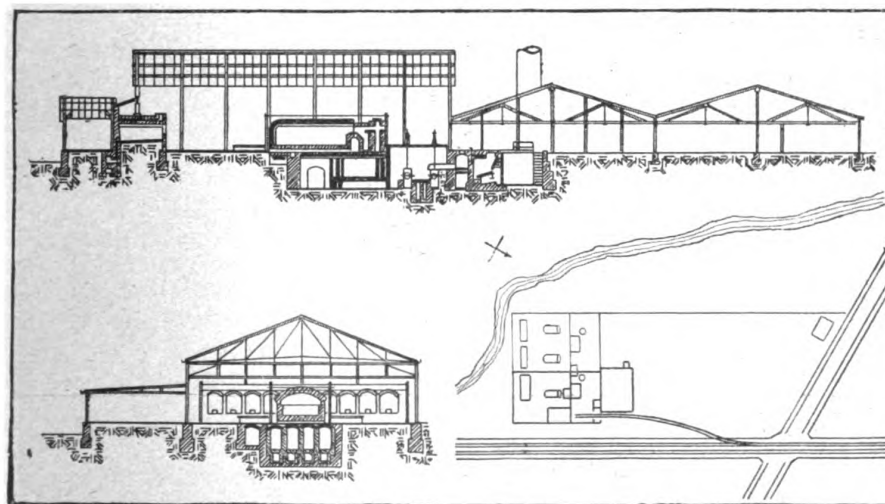


Abb. 2. Längenschnitt, Querschnitt und Lageplan einer Glasfabrik.

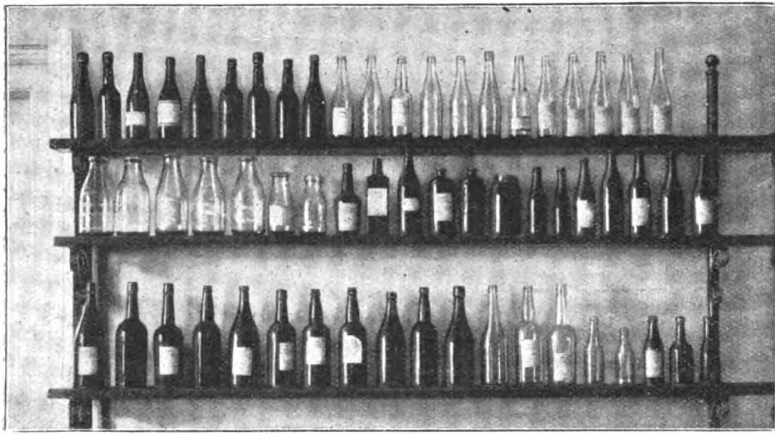


Abb. 3. Abbildung jener Flaschen,
welche in Maschinen geblasen werden können.

ausführen lassen; diesem ist zweckmäßig auch das Engagement des Fachpersonals und der Ankauf der Gegenstände zu übertragen, welche aus Deutschland zu liefern sind.

Glashütten gehören hinsichtlich der Projektierungs-Gebührensätze zur Bauklasse 4, und die Gebühren der Ingenieure werden nach Seite 10 der Gebührenordnung für Architekten und Ingenieure veranschlagt. In Hundertsteln der Bausumme ausgedrückt, sind zu vergüten: für 50.000 M. 9,3 Proz., für 100.000 M. 7,3 Proz., für 200.000 M. 5,5 Proz., für 300.000 M. 4,9 Proz., für 700.000 M. 4,2 Proz., für 1.000.000 M. 4 Proz., für 2.000.000 M. 3,6 Proz. und für 3.000.000 M. 3,2 Proz.

Nun dürfte wohl die Frage aufgeworfen werden, was seitens der projektierenden und installierenden Fachleute, die mit dem Auftrag betraut werden, alles zu leisten ist:

Am einfachsten ist es, zuerst die zu der Fabrik nötigen Baulichkeiten selbst zu entwerfen. Ehe das geschieht, müssen wir uns darüber klar werden, nach welcher Methode gearbeitet werden soll. Um z. B. fünf Millionengewünschter Flaschen herzustellen, würden zirka 80 gelernte Glasarbeiter nötig sein, deren Lehrzeit in Deutschland etwa 3 Jahre beträgt. Bei dieser großen Anzahl und bei der Schwierigkeit, Glasarbeiter in überseeischen Ländern mit Nutzen anzusiedeln, scheidet heutigestags die Handarbeit wohl überhaupt schon gänzlich für diese Spezialität aus, um so mehr, als wir mit Maschinenarbeit mehr und Besseres leisten, sofern die Fassung der herzustellenden Flaschen Maschinenanwendung erlaubt. Ausgeschlossen von der Maschinenarbeit sind z. B. Flaschen mit tiefem Einstich und Vollkopf im Boden. Abb. 3 zeigt eine photographische Aufnahme einer Sammlung von Flaschen, die mit der „Owens-Maschine“ hergestellt wurden. Abb. 4 zeigt die Owens-Maschine, deren Beschreibung in den ersten

illustrierten und in den Fachblättern der Welt wiederholt in erschöpfender Weise gebracht wurde; die Maschine hat ja nunmehr ihren Siegeslauf durch die Welt genommen; sie wird aber nur langsam eingeführt, schon aus sozialen Gründen. Ein solcher Gigant von Stahl und Geist würde genügen, die achtzig für eine neue Flaschenhütte nötigen Glasarbeiter durch einige wenige Menschen zu ersetzen; ja noch mehr, er kann nicht nur 5 Millionen der gewünschten, verhältnismäßig kleinen Flaschen im Jahre herstellen, sondern die neuesten Maschinen dürften es sogar auf 7½ Millionen Flaschen im Jahr bringen.

Diesem gigantischen Industrieriesen steht die neue Maschine von Tourres für Handbetrieb gegenüber. Sie ist im Gegensatz zur Owenschen Maschine nur ein Zwerg; aber einer, der nicht übersehen werden sollte. Zwischen beiden Größen derartiger Maschinen haben wir eine ganze Reihe Flaschenblasmaschinen, bei welchen das flüssige Glas durch eine Hilfskraft, den Einfüller, eingefüllt, dann aber von der Maschine mehr oder weniger automatisch verarbeitet wird.

Wenige dieser Maschinen seien hier erwähnt. Abb. 5 zeigt eine Maschine von Ludwig Grote, und Abb. 6 zeigt die für viele Flaschensorten gut eingeführte „Severin-Doppelkopfmachine“. Auch eine Maschine von Baumeister „Schiller“ ist wegen ihrer Einfachheit erwähnenswert. Die vorbenannten kleineren Maschinen liefern mit einem Einfüller für zwei Maschinen und einem Maschinisten und einem Abträger zirka 1000 Flaschen von je 450 g in 10 Arbeitsstunden, schwerere Flaschen entsprechend weniger. Bekannt ist eine größere Maschine von

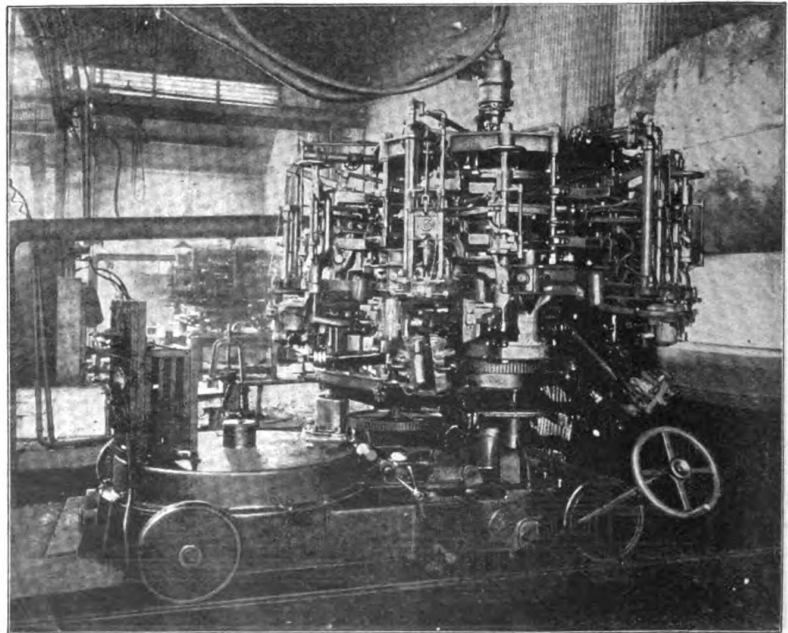


Abb. 4. Ansicht der Owenschen Flaschenblasmaschine.

„Jean Wolf“, die etwa 2500 Flaschen von 600 g oder 3000 Flaschen von 420 bis 450 g mit 3 Mann Bedienung und 3 PS Kraft produziert; ihr Preis ist entsprechend höher. Die Wahl der Maschine sollte von Fall zu Fall ganz nach den Umständen, Aufträgen usw. erwogen werden.

Nach der erfolgten Wahl des Maschinensystems läßt sich zur Fertigstellung der Projektzeichnungen gehen. Sehr zweckmäßig ist es, den Grundriß in äußeren Umrissen in jenem Maßstab noch einmal aufzuzeichnen, in welchem der Situationsplan eingesandt wurde. Man schneidet dann die einzelnen Gebäude, die auf Karton gezeichnet sind, aus, bemerkt ihre Bautiefen darauf und kann sie nun auf den Situationsplan legen, darauf verschieben usw., wie es am günstigsten erscheint. So finden wir z. B. auf unserem Situationsplan Abb. 1 punktiert eine Kiesgrube eingezeichnet, deren Tiefe zirka 4 m unter Terrain liegt. Nach hier werden wir die Gebäudeteile verlegen, welche die größte Tiefe erfordern; das sind naturgemäß die Gas-Generatoren mit Schürgrube und die Glasschmelzwanne mit zirka 4 m tiefem Unterbau.

Auch auf die hauptsächlichste Windrichtung soll, da meist keine Gebläsegaserzeuger angewandt werden, Rücksicht genommen werden, und zwar in dem Sinne, daß die Schürgrube möglichst direkt vom Wind getroffen wird.

Sind die Gebäude in den Situationsplan eingezeichnet, so läßt sich hiernach der nachstehende Kostenüberschlag der Fabrikanlage aufstellen, wobei im vorliegenden Fall deutsche Verhältnisse gelten.

Bei einer Flaschenhütte für 5.000.000 Flaschen zeigt ein Kostenüberschlag nach deutschen Verhältnissen z. B. etwa ein Grundstück-Konto von 31.000 M., ein Gebäude-Konto von rund 62.000 M., ein Ofen-Konto von annähernd 56.000 M., das Maschinen- und Geräte-Konto wird etwa 72.000 M. betragen, dazu etwa 3 Prozent Aufwand für Ingenieurarbeiten, auch für einen Bauführer 9600 M., so daß die Gesamtanlagekosten mit 230.000 Mark wenigstens zu veranschlagen sind. Die Amortisationsverhältnisse sind etwa folgende: zwei Prozent vom Grundstück, drei Prozent von den Gebäuden, 15 Prozent von den Ofenanlagen, 15 Prozent von den Maschinen-

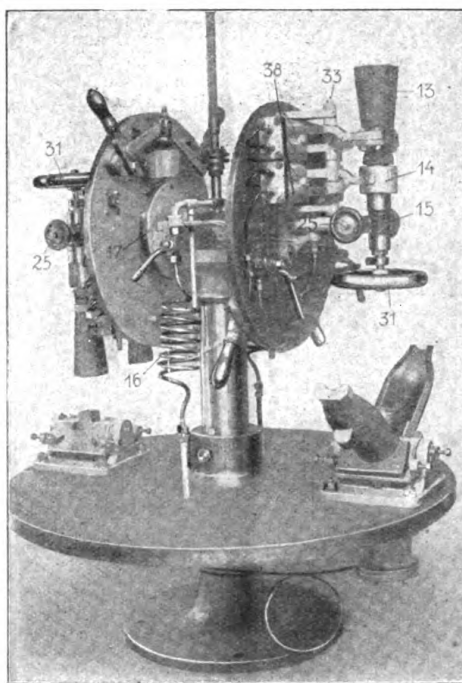


Abb. 5. Grote-Flaschenmaschine.

gebracht. Diese 2.125.000 kg Glas erfordern 72.000 M. an Kohlen, an Gemenge (Sand, Phonolith, Kalkstein, Sulfat + 5 Proz. Kohle, Soda (mit Rücksicht auf Maschinenarbeit), Braunstein = 3790 kg oder 1000 kg Gemenge à 10.42 M.). Zu 2,125.000 kg Glas sind erforderlich 2.125.000 + 20 Proz. für Schmelzverlust und 7 Proz. für Bruch = rund 2.700.000 à 10,42 = 28.134 M. An Kraft sind erforderlich: 16-PS-Stunden Tage = 48.000-PS-Stunden für allgemeinen Betrieb, 5-PS-Stunden Tage = 30.000-PS-Stunden für Flaschenblasmaschinen. Insgesamt etwa 780.000 × 1,36

= 1.060.800-KW.-Std. kosten für Kraft = zirka 10.608 M., feuerfeste Materialien erfordern zirka 1200 M., Verpackung 2200 M. Das Unkostenkonto zeigt also etwa folgendes Bild: Amortisation 14.000 M., Bureauunkosten und Versicherungen 4000 M., Reparaturen 6000 M., Gehaltkonto 10.000 M., Handelsunkosten und Zinsen usw. 20 Prozent von 214.000 M., etwa 42.000 M. Die Gesamtproduktionskosten für 5 Millionen Flaschen sind rund 256.959 M., dann würden hundert Flaschen vom Durchschnittsgewicht von $\frac{0,5 + 0,35}{2} = 0,425$ kg Glas,

in der Herstellung 5,14 M. kosten. Für andere Glashütten ist unter Umständen mit anderen Ziffern zu rechnen. Indische Glasring- („Bangles“-) Fabriken oder reine Kristallglashütten usw. stellen größere Schwierigkeiten.

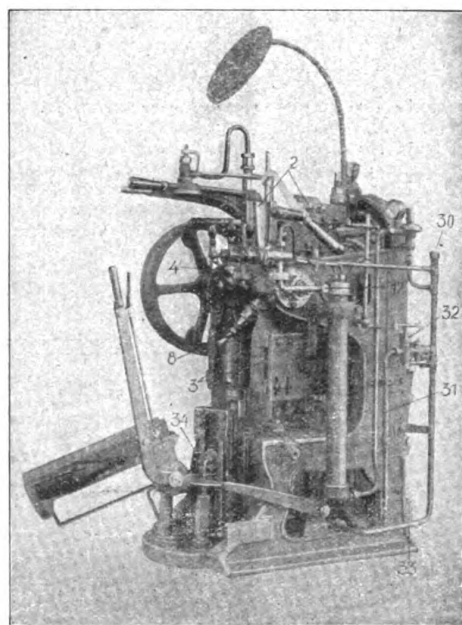


Abb. 6. Severin-Doppelkopi-Maschine.

Tropenhygiene.

Die Bekämpfung des Gelbfiebers.

Von Stabsarzt Dr. Lion, Bamberg.

Vor bald 40 Jahren prägte angesichts des Aschanti-Feldzuges der spätere Feldmarschall Lord Wolseley das Wort: „Every war in the tropics must be a doctors and engineers war.“ Mit diesem in die Tat umgesetzten Grundsatz führte er schnell und erfolgreich den Feldzug in einer der berüchtigtsten tropischen Fiebergegenden durch, an deren mörderischer Gewalt bisher alle derartigen Unternehmungen gescheitert waren. Was für den Krieg in den Tropen gilt, kann ohne weiteres auf die Erschließung und Kultivierung der Tropenländer überhaupt übertragen werden. Das Riesenwerk der Technik, die Vervollständigung des Panamakanals, konnte erst von dem Augenblicke an zur Wirklichkeit gedeihen, als Ärzte und Ingenieure Schulter an Schulter den Kampf gegen die Werk bedrohenden feindlichen Gewalten, die Hekatomben von Menschenopfern verschlungen hatten, gegen die Malaria und gegen das Gelbfieber aufnahmen. Als Mitglied der Kanalkommission mit unbeschränkter Vollmacht ausgestattet, konnte der amerikanische Militärarzt Oberst Gorgas mit Hilfe seines opfermutigen Sanitätskorps die Riesenarbeit durchführen und das ganze Kanalgebiet von der schweren Plage dieser Seuchen befreien. Auch Kuba verdankt dem Yankeegeist, der seinen Geldbeutel weit öffnet, wenn er einmal eine Aufgabe für notwendig erkannt hat, seine Befreiung vom Gelbfieber. Gerade das politische Ereignis des Spanisch-Amerikanischen Krieges hat die wirksame moderne Bekämpfung des Gelbfiebers geschaffen. Hatte dieses doch den Unionstruppen mehr Schaden zugefügt als alle spanischen Kugeln. Eine ärztliche Kommission wurde beauftragt, vor allem das Rätsel der Entstehung des Gelbfiebers zu lösen. Denn hier hatte man bisher vollkommen im Dunkeln getappt, sich durch Handel und Verkehr äußerst störende umständliche Quarantäne- und Desinfektionsmaßregeln vor einem ganz unbestimmten nebelhaften Ansteckungsstoff, einem „Contagium“ zu schützen gesucht, einen gewaltigen Apparat nutzlos verschwendet.

Die amerikanische Kommission ging energisch und rücksichtslos zu Werke. Bald konnte sie durch eine Reihe überzeugender Versuche, zu denen sich verschiedene Ärzte und Sanitätsmannschaften freiwillig hergaben, einwandfrei feststellen, daß eine direkte Ansteckung von Mensch zu Mensch wie bei Typhus, Pest, Diphtherie u. a. (Kontaktinfektion) auszuschließen sei. Dagegen konnte bewiesen werden, daß einzig und allein eine ganz bestimmte Stechmücke, die *Stegomyia fasciata* (callopus), die Krankheit von einem Gelbfieberkranken auf den Gesunden zu übertragen imstande ist.

Sehen wir uns daher dieses interessante Insekt etwas näher an. Die *Stegomyia* ist kleiner als die Malaria-*Anopheles*. Auf dem Rückenschild trägt sie eine hellgelbe lyraähnliche Zeichnung. Die stechende Uebeltäterin ist wie bei den Malaria-*Anopheles* allein das böse Weibchen; hier ist das Männchen tatsächlich der harmlose Teil. Das Männchen ist an seinen kurzen Fühlern (Palpen) kenntlich, während das *Anopheles*-Weibchen lange Fühler besitzt. Die *Stegomyia* kann sich nur in solchen Gegenden halten und vermehren, in denen die Nachttemperatur nicht unter 22 Grad C sinkt, dagegen sind ihre Eier und Larven sehr widerstandsfähig. In Gegenden mit stärkerer nächtlicher Abkühlung wie in Südwestafrica wird sich die Gelbfiebermücke kaum längere Zeit halten können. Immerhin ist sie durch den Schiffsverkehr auch schon nach Südeuropa, ja auch nach London verschleppt worden und blieb auch da immer noch lange genug am Leben, um einige Gelbfieberfälle zu erzeugen. Es sei noch bemerkt, daß durchaus nicht überall, wo die Gelbfiebermücke zu finden ist, z. B. in Ostasien, auch Gelbfieber herrschen muß. Es gehört eben dazu, daß die Mücke sich an einem Gelbfieberkranken infiziert hat und innerhalb von 60 Tagen Gelegenheit erhält, einen Gesunden zu stechen. Unmittelbar nachdem sie das Blut eines Kranken aufgesaugt, ist die Mücke noch nicht ansteckend. Erst nach Ablauf von 12 Tagen tritt die Ansteckungsfähigkeit ein. Das Gelbfieber muß daher durch einen lebenden Erreger übertragen werden,

der im Körper der Mücke einen ähnlichen Entwicklungsgang durchzumachen hat wie der Parasit der Malaria. („Exp.-Woche“ Nr. 9.) Würde es sich um einen nicht organisierten Giftstoff handeln, wie z. B. bei einer mit Leichengift infizierten Fliege, so müßte ja die Giftwirkung unmittelbar nach dem Stich eintreten. Und doch hat noch kein menschliches Auge selbst mit dem stärksten Mikroskop den Parasiten gesehen, er gehört zu den sogenannten ultramikroskopischen Körpern, die so klein sind, daß sie selbst durch das dichteste Bakterienfilter hindurchgehen. Glücklicherweise ist es für die Bekämpfung des Gelbfiebers auch vollkommen gleichgültig, ob wir seinen Erreger kennen oder nicht. Beim Malaria-Parasiten liegt die Sache etwas anders. Zwar in der freien Natur können wir auch ihm nichts anhaben, und doch ist uns seine Kenntnis in menschlichen Blute von so großem Werte. Können wir doch durch die Blutuntersuchung feststellen, wie weit eine Bevölkerung malariaverseucht ist; können wir doch auch für die Behandlung des einzelnen Falles wichtige Fingerzeige gewinnen. Das Gelbfieber selbst verläuft bedeutend schwerer und unheilvoller als die Malaria; in etwa 60 Prozent der ausgebildeten Fälle — es gibt auch ganz leicht und günstig verlaufende — führt es in akutem Verlaufe zum Tode. Bei der Malaria kommen ja akute Todesfälle bei richtiger Behandlung fast nie mehr vor, nur bei Schwarzwasserfieber, und in vereinzelt chronischen Fällen haben wir mit einem tödlichen Ausgange zu rechnen. Und doch sind wir bei der Bekämpfung des Gelbfiebers in einem entschiedenem Vorteil: die Gelbfiebererreger halten sich nur drei Tage lebend im menschlichen Blute, daher ist auch der Kranke nur in den drei ersten Tagen seiner Krankheit ansteckend. Nach Ablauf dieser Zeit ist die Gefahr für seine Umgebung verschwunden, während der Malaria-*Anopheles* noch jahrelang Parasiten im Blute beherbergen kann und daher dauernd eine Gefahr für seine Mitmenschen bildet. Ja, hat der Gelbfieberkranke die Krankheit einmal überstanden, so ist er sein Leben lang dagegen geschützt (immun), während wiederum der Malaria-*Anopheles* bei Anwesenheit von Dauerformen des Parasiten immer wieder von neuen Anfällen bedroht ist.

Auf all diese Tatsachen wie auf die Beobachtung der Lebensweise der Überträger muß sich unsere Abwehr gründen. Der Lebenslauf der *Stegomyia* ist uns kein Geheimnis mehr. Je heißer die Gegend, desto schneller die Entwicklung; bereits in 14 Tagen kann eine neue Mückengeneration entstanden sein. In ihrer Art ist sie ein Menschenfreund, mit Vorliebe sucht sie ihren Aufenthalt in menschlichen Wohnräumen, in erster Linie natürlich in dunklen, ungelüfteten, dumpfigen Eingeborenenhütten, denn als echter Verbrecher scheut sie das Tageslicht und sucht ihren Blutdurst hauptsächlich nachts und im Dunkeln zu befriedigen. So sind denn auch Lagerhäuser, Schiffs-laderäume, dumpfige Hafenkneipen, Matrosenbordelle beliebte Schlupfwinkel. Auf letztere Tatsache dürften wohl auch die romanhaften Erzählungen von patriotischen Eingeborenenweibern, die durch ihre Umarmung den feindlichen Bedrücker mit dem Gelbfieber vergifteten, zurückzuführen sein. Denn von Mensch zu Mensch ist das Gelbfieber niemals ansteckend, die weitestgehenden Versuche auf Kuba, wo sich Versuchspersonen freiwillig mit allen möglichen Ausscheidungen von Gelbfieberkranken in engste Berührung brachten, haben dies unzweideutig bewiesen. Daher sind auch alle Desinfektionsmaßregeln überflüssig, den Geboten der Quarantäne, die früher wochenlang ausgedehnt wurde, ist durch eine dreitägige Isolierung des Kranken unter einem Mückennetz vollkommen Genüge getan. Aber auch allen Mücken im Hause des Gelbfieberkranken, die sich mit seinem Blute infiziert haben könnten, muß der Ausgang verwehrt, sie müssen baldmöglichst vernichtet werden.

Der weitere Vernichtungskampf muß sich auch hier gegen alle, auch die noch nicht infizierten Mücken richten, in erster Linie aber wieder gegen ihre Eier und Larven. Er ist leichter durchzuführen als gegen die Brut der Malaria-*Anopheles*, denn die *Stegomyia* ist recht träge, entfernt sich nicht gerne weit von ihren Lieblingsplätzen, den menschlichen Wohnungen. Sie legt daher auch in deren möglicher Nähe ihre Eier ab, da, wo sie irgendeine kleine Wasseransammlung findet. Sind Tümpel, Teiche, Gräben ohne Abfluß in der Nähe, so werden diese zum bevorzugten Brutplatz.

(Schluß folgt)

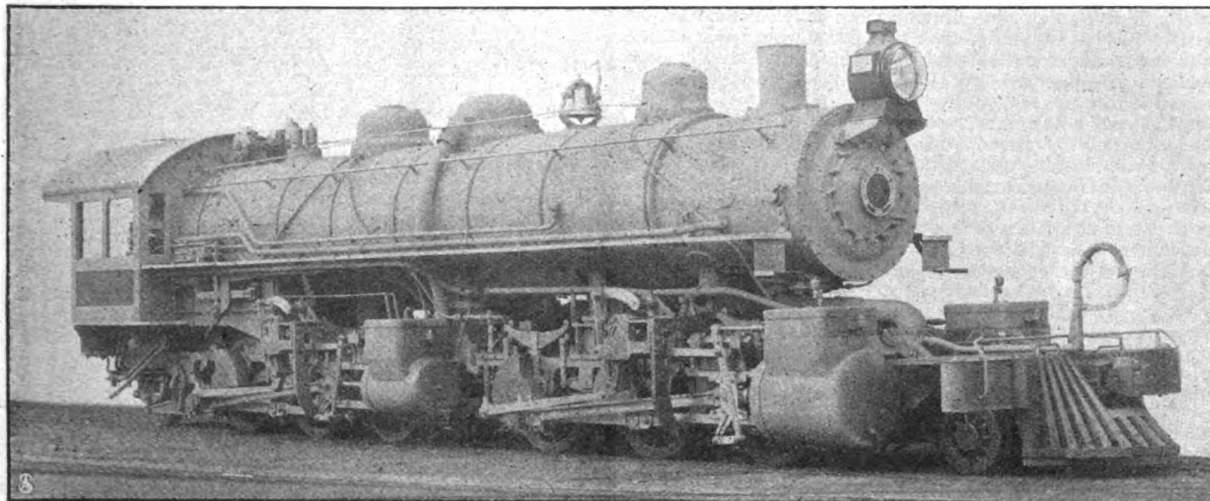
Handel und Verkehr.

Technisch-industrielle Konjunktur.

Der Erfolg deutscher Industrie zeigt sich allenthalben auf dem Weltmarkte. Die Deutsche Maschinenfabrik Akt.-Ges. in Duisburg erhielt einen bedeutenden Auftrag aus Japan in Höhe von sechs bis sieben Millionen Mark.

und Thyssen & Co., Mülheim a. d. Ruhr, die Aufträge gegeben wurden.

In Athen entschied bei der Prüfung der Angebote für neue Panzerkreuzer die technische Marinekommission, daß das Angebot der Vulkanwerft am günstigsten sei, danach das der englischen Werft Vickers. Griechenland bestellte somit bei der Vulkanwerft einen Panzerkreuzer, acht Hochseetorpedos; S. M. der Kaiser gratulierte der Werft zu diesem Erfolge deutscher Industrie.



2 x $\frac{3}{4}$ gek. Doppelverbund-Lokomotive,

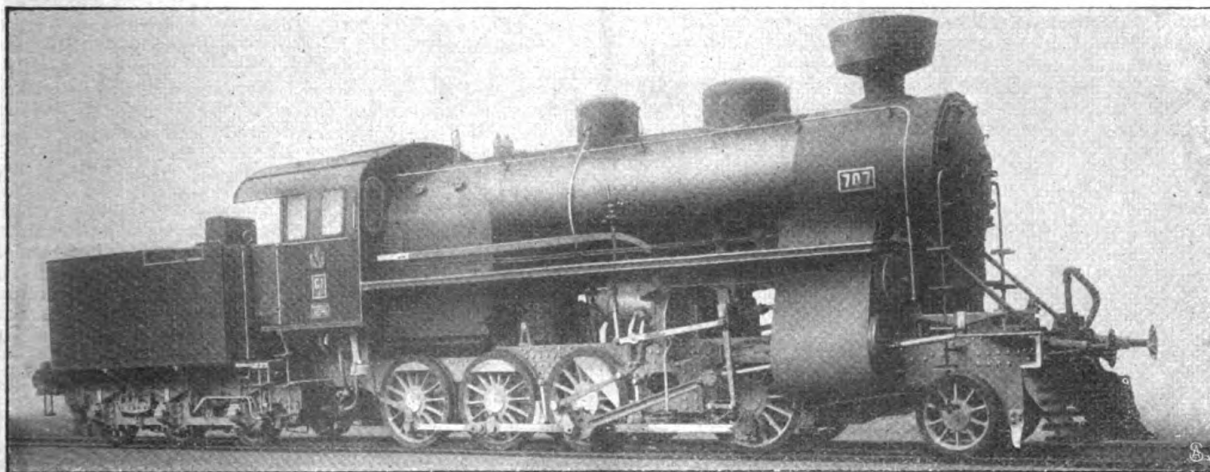
für die Brazil Railway Company, geliefert von der Firma Henschel & Sohn, Kassel.

Die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G. erzielte im Internationalen Wettbewerb einen glänzenden Erfolg im Rotationsmaschinenbau, wobei die bisher führend gewesene amerikanische Konkurrenz aus dem Felde geschlagen wurde.

Von einer großen Pariser Tageszeitung erhielt diese Augsburger Firma eine Rotationsdruckmaschine bestellt, welche die größte in Deutschland fabrizierte Maschine dieser Art sein wird. Die Maschine muß stündlich 200,000 sechsseitige Exemplare gefalzt und geklebt produzieren können. Einen Anhaltspunkt für die gewaltigen Dimensionen gibt die Höhe der Maschine, die 5.9 m betragen wird.

In Japan zeigt sich ausgesprochene Berücksichtigung deutscher Qualitätsarbeit, indem dort bei Vergebung der Wasserturbinen und Rohrleitungen für eine der größten hydro-elektrischen Anlagen Japans (etwa 70,000 P.S.) den Firmen Maschinenfabrik J. M. Voith, Heidenheim a. d. Brenz,

Als das schnellste Schiff der Welt galt bisher das deutsche Torpedoboot „G 194“, das bei den vor Jahresfrist abgehaltenen Probefahrten eine Höchstgeschwindigkeit von 36 Knoten in der Stunde erreichte. Diese erstaunliche Leistung ist nunmehr um eine Kleinigkeit, nämlich um einen Viertelknoten, übertroffen worden vom russischen Torpedobootszerstörer „Nowik“. Man würde aber fehlgehen in der Annahme, daß diese Steigerung der Leistung etwa auf Kosten des russischen Schiffbaues zu setzen wäre. Die Pläne zu diesem Boot, das bis auf weiteres als das schnellste Schiff der Welt bezeichnet werden wird, sind vielmehr von einer deutschen Werft, der Vulkanwerft in Stettin, entworfen, die auch die Maschinen geliefert hat. Man wird also den Erfolg in erster Linie der deutschen Schiffbaukunst zuschreiben dürfen. „Nowik“ hat 1280 Tonnen Wasserverdrängung und ist mit Turbinen von 36,000 W.P.S. ausgerüstet.



Vierzyl. Güterzugslokomotive

für die bulgarischen Staatsbahnen, geliefert von der Hannoverschen Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft vormals Georg Egestorff, Hannover-Linden.

Die serbische Staatseisenbahn bestellte bei den Lincke-Hofmann-Werken in Breslau fünf große Schnellzuglokomotiven zur Ablieferung im Laufe dieses Jahres.

Die Maschinenfabrik Grevenbroich hat in den letzten Tagen einen Auftrag in Höhe von rund zwei Millionen Mark von einer großen bulgarischen Rohrzuckerfabrik erhalten, die gleichzeitig eine Raffinerie betreiben wird. Es handelt sich offenbar um die neue Zuckerfabrik, welche ein belgisches Konsortium errichtet.

Die Staatsbahndirektion in Belgrad bestellte bei A. Borsig fünf 54-Tonnen-Lokomotiven für Kleinspurbahnen.

Die Firma A. Borsig, Berlin-Tegel, die auf das engste mit der außerordentlichen Entwicklung der Berliner Maschinen-Industrie und des deutschen Eisenbahnwesens verknüpft ist, kann in diesen Tagen auf ein 75jähriges Bestehen zurückblicken. Aus kleinen Anfängen heraus ist diese Firma zu einem Weltunternehmen emporgewachsen. August Borsig, der am 23. Juli 1804 zu Breslau geboren war, begann im Sommer 1837 in Berlin seine industrielle Tätigkeit. Aus der Firma, die im Anfange hauptsächlich Eisengußwaren aller Art sowie Dampfmaschinen und sonstige Einrichtungen für Ölmühlen, Sägemühlen, Kattunfabriken, Zuckersiedereien usw. lieferte, gingen bald die ersten deutschen Lokomotiven hervor.

Die erste wurde am 24. Juli 1841 an die Berlin-Anhaltische Eisenbahn-Gesellschaft zu Berlin geliefert. Noch arbeitete man nach englischen und amerikanischen Vorbildern. Bald wandelte August Borsig, der sich eine Reihe von Verbesserungen patentieren ließ, seine eigenen Wege. Der Lokomotivenbau wurde die Grundlage, auf der sich die weiteren Ausgestaltungen aller Unternehmungen der Firma A. Borsig vollzogen. Er gab auch die Veranlassung zur Gründung eines eigenen Eisenwerkes in Moabit, das 1849 eröffnet wurde. Bereits im August 1853 ging aus Borsigs Werkstätte die 1000. Lokomotive „Borussia“ hervor.

Am 21. Juli 1902 konnte man die Herstellung der 5000. Lokomotive feiern und im vorigen Jahre die der 10.000. Lokomotive. Was August Borsig begonnen, setzte sein Sohn Albert erfolgreich fort, er schuf große Absatzgebiete im Auslande. Dessen drei Söhne leiteten später die Werke; bald blühten auch die Borsigwerke in Oberschlesien mit Grubenbetrieben und Hüttenwerken. Zurzeit zählen die Betriebe insgesamt 12.000 Personen. Im September soll die Feier des 75jährigen Bestehens dieser gewaltigen industriellen Schöpfung begangen werden.

Die Institution der Handelssachverständigen bei den Kaiserlichen Konsulaten im Auslande. Eine interessante Kritik an dieser bei richtiger Weiterentwicklung für den deutschen Export überaus nutzbringenden Institution wurde auf der letzten Tagung des volkswirtschaftlichen Verbandes durch einen früheren Handelssachverständigen Dr. Otto Goebel geübt. Der Redner gab zunächst kurz einen Einblick in die Aufgaben unseres Auswärtigen Amtes. Die Ueberlastung der Verwaltung mit der Bearbeitung juristischer Fragen und ähnlichen Dingen läßt es kaum zu, daß sie den Handelsverhältnissen anderer Länder eingehende und ständige Aufmerksamkeit schenken kann. Die Beurteilung von Handelsbeziehungen erfordert eingehende Studienreisen, die ein Berufskonsul nicht so nebenbei erledigen kann. Die Institution der Handelssachverständigen ist vorläufig nur ein Versuch; wir besitzen deren nur ungefähr anderthalb Dutzend, und zwar wohl nur in Rußland, der Türkei, Japan, China, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Mexiko, Brasilien, Australien und Südafrika. Man sieht, es handelt sich hier um zwei Gruppen von Ländern, um solche, die vor einer großen wirtschaftlichen Entwicklung stehen, und um solche kolonialer Art. Der Handelssachverständige soll die Geschäftsaussichten bestimmter Branchen beurteilen, auf den Bezug wichtiger Rohstoffe aufmerksam machen, die Anlagemöglichkeiten für deutsches Kapital in Erwägung ziehen. Der Berichterstatter betont dann nochmals, daß die bisherige Verwendung von Handelssachverständigen kaum mehr als einen bescheidenen Versuch bedeute; kommen doch auf rund 1000 im Reichsdienst stehende Berufs- und Wahlkonsuln nur 15 Handelssachverständige. Der Berichterstatter hält die Zukunft der Einrichtung der Handelssachverständigen in der heutigen Form davon abhängig, daß eine Reihe von Fragen glücklich gelöst werde. Als deren wichtigste bezeichnet er die Feststellung und Erhöhung der Zahl der im Auslande anzustellenden Handelssachverständigen,

die Abgrenzung ihrer Dienstbefugnisse von der konsularischen Tätigkeit und Berichterstattung, die Zusammenfassung der Berichterstattung durch eine geeignete inländische Zentralstelle, die Auswahl geeigneter Anwärter für diese Stellen, die Erhaltung bewährter Sachverständiger und ihrer Erfahrungen für den Staatsdienst und damit für die Interessen der Allgemeinheit, der Kontinuität der Berichterstattung und der Ausnutzung der Sachverständigeninstitution durch die Erwerbskreise.

Fernsprechverbindung zwischen Berlin und London. Gelegentlich der Beratungen des Postetats im englischen Unterhause erklärte der Generalpostmeister Samuel, daß Schritte getan wurden, um die telephonische Verbindung auf die Schweiz, Holland und Teile von Deutschland auszu dehnen. Er hoffe, daß man in nicht ferner Zeit deutlich mit Berlin werde sprechen können. Samuel erwähnte ferner, daß ein neues Kabel zwischen England und Deutschland gelegt werden solle, das den telegraphischen Dienst mit dem Festland verbessern werde.

Vereinfachung des deutsch-englischen Rechtsverkehrs. Die Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin hatten, einer Anregung der englisch-deutschen Abteilung der Londoner Handelskammer folgend, eine ausführliche Denkschrift über den Rechtshilfeverkehr zwischen England und Deutschland veröffentlicht, die eine Reihe von Reformvorschlägen enthielt, und in der die Einberufung einer Konferenz empfohlen war, zu der kaufmännische und juristische Vertreter der beiden Länder hinzugezogen werden sollten; Sache dieser Konferenz werde es dann sein, zu ermitteln, wie der Rechtsverkehr zwischen England und Deutschland besser gestaltet werden könne. Nunmehr hat die Londoner Handelskammer dem Aeltesten-Kollegium mitgeteilt, daß seine Vorschläge der englisch-deutschen Abteilung zur Prüfung unterbreitet worden sind und diese einstimmig beschlossen, in einem an die Kaufmannschaft von Berlin gerichteten Schreiben den Vorschlag der Einberufung einer englisch-deutschen Konferenz (zur Beseitigung der Mißstände, die heute im Rechtsverkehr zwischen England und Deutschland bestehen, und ebenso der zur Abhilfe dieser Mißstände von den Aeltesten gemachten Vorschläge) zu schreiben; die Londoner Handelskammer wird bemüht sein, die Unterstützung autoritativer Persönlichkeiten für die Anregung zu gewinnen; dem Gesamtvorstand der Londoner Handelskammer ist anempfohlen, seiner Zustimmung zu der vorgeschlagenen Konferenz Ausdruck zu geben.“ Da die deutsche Regierung ihre Geneigtheit zu erkennen gegeben hat, über eine Vereinfachung des deutsch-englischen Rechtshilfeverkehrs in Verhandlungen mit der großbritannischen Regierung einzutreten, falls der Anstoß dazu von England ausgeht, so ist zu hoffen, daß die für die Geschäftswelt der beiden Kulturstaaten so wichtige Frage in absehbarer Zeit eine befriedigende Lösung erfährt.

Deutsch-Kanadischer Wirtschaftsverein. Auf Beschluß des Vorstandes des Deutsch-Kanadischen Wirtschaftsvereins hat dessen Schriftführer Herr Dr. Hammann am 27. Juli eine mehrmonatige Studienreise nach Kanada angetreten. Herr Dr. Hammann hat bereits im vorigen Jahre Britisch-Nordamerika eingehend bereist. Der Verein plant mit dieser Reise zugleich die Errichtung einer eigenen Geschäftsstelle in Kanada, um durch ein Zusammenwirken der an den Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern beteiligten Kreise diese zu fördern.

Handelsverkehr mit Spanien. Außerhalb Spaniens lebende Kaufleute, die Auskünfte über den Exporthandel des Königreiches wünschen, können sich auf deutsch an das Centro de Información Comercial del Ministerio de Estado zu Madrid (Abteilung für Handelsnachrichten des Ministeriums des Auswärtigen) wenden. Diese Abteilung ist ebenfalls bereit, Wünsche im Auslande lebender Kaufleute, die mit spanischen Produzenten oder Exporteuren in Verbindung zu treten beabsichtigen, kostenlos durch Anzeige bekanntzugeben. Die spanische Produktion umfaßt hauptsächlich Apfelsinen, getrocknete Früchte, Gewebe, Konserven, Kork, Metalle, Minerale, Olivenöl, Salz, Trauben, Weine, Wolle.

TECHNISCHE WOCHE

Hüttenwesen.

Die Gewinnung des Eisens mittels Elektrizität. Der französische Ingenieur Héroult, der langjährige Versuche zur Eisenerzeugung in elektrisch betriebenen Schachttöfen ge-

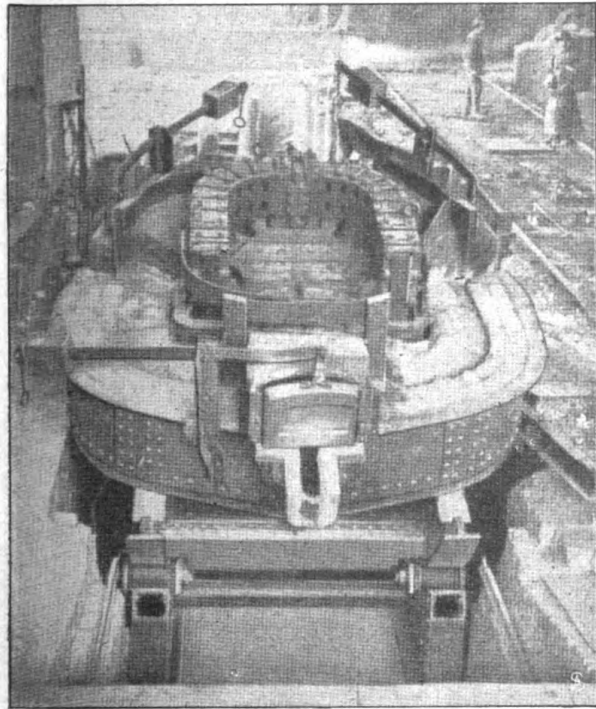


Abb. 1.

macht hatte, ging zuerst dazu über, einen durch den elektrischen Lichtbogen geheizten Herdofen zur Verarbeitung von Roheisen auf schmelzbares Eisen und Stahl in Anwendung zu bringen. Das eingeschmolzene Roheisen wird, wie wir den Technischen Monatsheften entnehmen, hier durch Zusatz von ganz weichem Eisen in Form von Eisenschrot allmählich entkohlt. Die über dem Eisenbade stehende Schlacke verhindert einerseits die Oxydation des Eisenbades und andererseits die Aufnahme von Kohlenstoff aus den Elektroden. Bei Anwendung einer meist starkbasischen Schlacke, die während der Charge von Zeit zu Zeit durch Kippen des Ofens abgelassen und mittels Kalkzusatz wieder erneuert wird, erhält man aus der Mischung von kohlenstofffreiem und kohlenstoffarmem Eisenmaterial ein Produkt von beinahe chemischer Reinheit, das nun durch Zusatz von Ferromangan oder auch von anderen Legierungen von seinem Gehalt an Oxyden befreit wird und jeden gewünschten Härtegrad und entsprechende physikalische und chemische Eigenschaften erhält. Inzwischen ging auch der Italiener Stassano vom elektrischen Hochofen zum elektrischen Herdofen über, der durch Drehstrom (Abb. 1) mittels einer über dem Eisenbad ange-

brachter Elektroden geheizt wurde. Es handelt sich also auch hier um einen mittels des elektrischen Lichtbogens betriebenen Herdofen. Eine weitere Bauart des Elektrodenofens ist von Girod angegeben worden. Die Fortschritte der Starkstromtechnik und insbesondere der Erzeugung von Wechselstrom führten indessen zu einem andern System von elektrischen Herdöfen, die im Gegensatz zu den Lichtbogen-(Elektroden-)Öfen als Induktionsöfen bezeichnet werden. Einen praktisch brauchbaren Ofen baute zuerst der schwedische Ingenieur Kjellin (Abb. 2), und zwar ist in der Mitte dieses Ofens ein durch Wechselstrom gespeister Transformator eingebaut, während der Schmelzraum einen kreisförmigen Ring um den Transformator herum bildete. Das in dieser kreisförmigen Rinne enthaltene Schmelzgut dient also als eine einzige, kurz geschlossene Wicklung, die von dem Transformator induziert wird. Der Kjellinsche Ofen ergibt eine verhältnismäßig günstige thermische Ausnutzung der elektrischen Arbeit. Dagegen

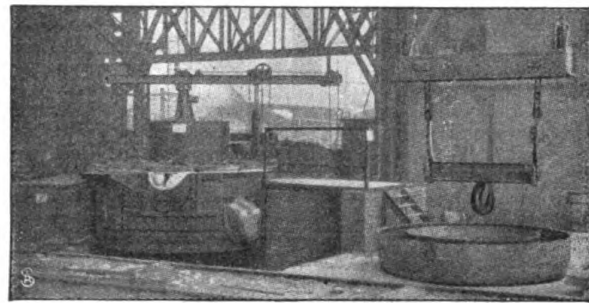


Abb. 2.

hat diese Bauart den Nachteil, daß in dem ringförmigen Schmelzraum nicht mit basischer Schlacke dauernd gearbeitet werden kann, so daß dieser Ofen sich für einen eigentlichen Raffinationsprozeß des Schmelzgutes weniger eignet, während er zum Umschmelzen oder zum Verschmelzen verschiedener Eisensorten recht brauchbar ist.

Fabrikbetrieb.

Die Fabrik der Daimler Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim. Unter allen Automobilkonstruktionen sind wohl die Mercedeswagen die bekanntesten und leistungsfähigsten; noch heute sind die Mercedeswagen, die die Daimler Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim



Raum für Motorenbau der Daimler Motoren-Gesellschaft in Stuttgart-Untertürkheim.

baut, für die Konstruktion und Ausführung eines leistungsfähigen Motorwagens tonangebend. Das größte als Sagedachbau ausgeführte Gebäude des Werkes enthält, wie wir der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure entnehmen, neben Magazinen die aus Dreherei, Fräselei und Schleiferei bestehende mechanische Abteilung und die Untergestellmontage. Die mechanische Abteilung ist derart gegliedert, daß für Motor- und für Wagenteile je eine besondere Dreherei- und Fräselei-Abteilung vorhanden ist, während in der Revolverdreherei und in der Kegelradhobelei Arbeitsstücke für Motoren und Wagen bearbeitet werden. Bei der Gruppierung der zur Bearbeitung der einzelnen Teile erforderlichen Maschinen ist, soweit möglich, nach dem Gesichtspunkt verfahren, unnötige Transporte der Arbeitsstücke zu vermeiden. Aus demselben Grunde sind außer der Hauptprüfstelle verschiedene Zwischenprüfstellen eingerichtet, die in möglichster Nähe derjenigen Werkzeugmaschinen untergebracht sind, deren Erzeugnisse in ihnen nachgeprüft werden sollen. Der Werkzeugmaschinenpark mit etwa 1200 Maschinen setzt sich aus den besten Erzeugnissen deutscher und amerikanischer Fabriken zusammen und weist neben Drehbänken, Hobel- und Bohrmaschinen bekannter Bauarten eine stattliche Anzahl von Revolverdrehbänken, Drehwerken, Halbautomaten und Fräsmaschinen neuester Bauart auf, denen sich zahlreiche Sondermaschinen, wie Zylinderbohr- und Schleifmaschinen, Kurbelwellenschleifmaschinen, Kegelradautomaten, Nockenfräsmaschinen, Gewindefräsmaschinen usw. angliedern. Das in der Fabrik hauptsächlich für Löt- und Heizzwecke nötige nichtkarburierte Wassergas von 2500 WE Heizwert wird in einer Gasanstalt nach Strache, die von der Kölnischen Maschinenbau A.-G. gebaut worden ist, hergestellt; sie ist für eine Gaserzeugung von normal 3000 cbm im Tag eingerichtet. Das Gas strömt aus dem Generator durch einen Skrubber in den Gasbehälter, aus diesem durch die mit Luxscher Masse gefüllten Reiniger nach den Gasuhren und den zur Verhütung von Explosionen eingebauten Sicherheitstöpfen und alsdann zu den Verwendungsstellen.

Hebezeuge und Transporteinrichtungen.

Neuzeitliche Hebezeuge in Gießereien. Neuerdings hat, wie die Gießerei-Zeitung berichtet, der mit einem schwenkbaren Ausleger versehene Laufkran, der Laufdrehkran, in Gießereien vorteilhafte Anwendung gefunden. Der Hauptvorteil dieses Hebezeuges liegt darin, daß einerseits die volle Grundfläche der Gießhalle mit dem Kranhaken betriebsfähig werden kann, was bei der Verwendung von einfachen Laufkränen nicht möglich ist, und daß man anderer-

seits in der Lage ist, den Ausleger unter den Laufbahnträgern hinweg auszuschnellen und Lasten aus der einen Halle in die andere zu schaffen. Die mit Laufdrehkränen von 30 und 15 Tonnen Tragfähigkeit durch die Deutsche Maschinenfabrik Akt.-Ges. ausgerüstete Großgießerei

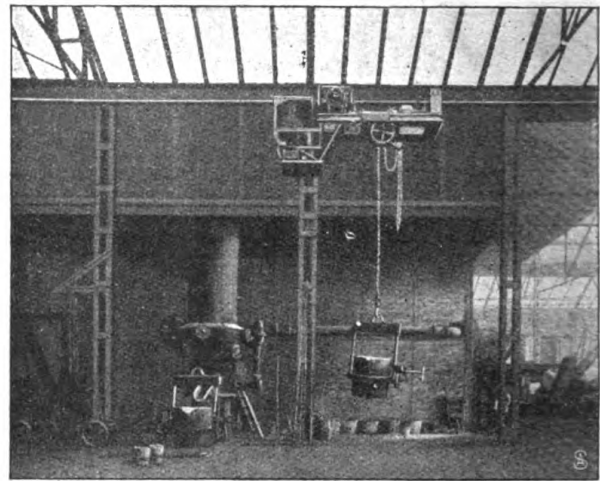


Abb. 2.

Thyssen in Mülheim (Ruhr) veranschaulicht Abb. 1. Zwei 30-Tonnen-Laufdrehkrane laufen in der Hauptgießhalle, die durch einen an der Dachkonstruktion aufgehängten Laufbahnträger geteilt ist. Durch diese Bauart der Halle erzielt man einerseits eine große, freie, durch keine Gebäudesäulen unterbrochene Halle, die also voll und ganz ausgenutzt werden kann, ohne daß das Ausschwenken der Ausleger in irgendeiner Weise behindert wird, andererseits die Möglichkeit, die Arbeitsfläche in der Weise zu unterteilen, daß man auf einer Seite Stücke kleineren Gewichtes einformt, die dann durch Krane geringerer Tragfähigkeit gehandhabt werden, während die andere mit Hebezeugen schwerster Konstruktion ausgerüstete Seite für die Herstellung der schwersten Stücke vorbehalten bleibt. Dementsprechend laufen auf einer Gebäudehälfte zwei Krane von je 15 Tonnen Tragkraft, auf der anderen Seite zwei Krane von je 30 Tonnen. Unter Benutzung zweier Lasthaken, die durch eine Traverse verbunden werden, ist man also in der Lage, auf der einen Hallenseite Stücke bis zu 30 Tonnen, auf der anderen Seite bis zu 60 Tonnen Einzelgewicht zu heben. Da die Motorstärken und Arbeitsgeschwindigkeiten für je zwei Krane gleich gewählt sind, so steht einem Zusammenarbeiten zweier Krane nichts im Wege. Eine von derselben Firma gebaute Hängebahn zum Transport von Gießpfannen zeigt Abb. 2. Die zum Transport der Gießpfannen zu den einzelnen Gießstellen dienende Laufkatze hat eine Tragfähigkeit von 2000 kg und fährt an einer aus einem I-Eisen gebildeten Laufbahn, die an den eisernen Dachbindern hängt. Die Winde besitzt eine durch einen Elektromagneten betriebene Fahrwerksbremse, die die Katze bei Stromunterbrechungen mit nur kurzem Nachlaufweg zum Stillstand bringt. Der Hubmotor von 5 P.S. erteilt der Last eine Geschwindigkeit von 6,5 bis 7 m/Min., während das Fahrwerk durch einen Motor von 3,25 P.S. mit einer Geschwindigkeit von 65 bis 70 m/Min. angetrieben wird. In der 230 m langen Laufbahn sind acht Weichen vorgesehen, die in besonderen Rahmen gelagert sind und mittels Haspelketten vom Flur aus eingestellt werden. Um ein Durchfahren einer offenen Weiche unmöglich zu machen, ist eine elektrische Blockierung vorgesehen, welche eine gewisse

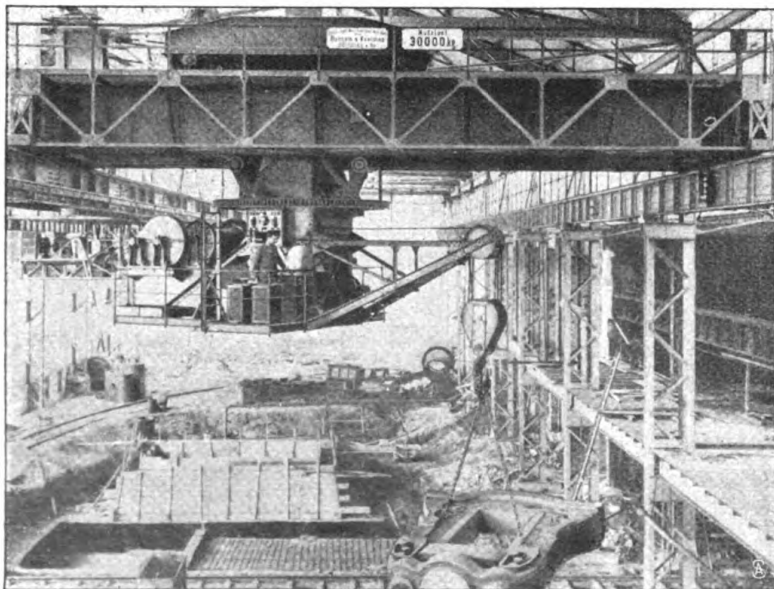


Abb. 1.

Strecke der Schleifleitung vor der Weiche stromlos macht und automatisch mit der mechanischen Verriegelung der Weiche betätigt wird.

Werkstattbetrieb.

Das Hinterdrehen. Hinterdrehbänke sind unentbehrlich für die genaue Herstellung von hinterdrehten Zähnen, wie sie besonders bei allen Fassonfräsern zur Anwendung kommen. Die Vorzüge der hinterdrehten Fräser, ihre leichte Nachschleifbarkeit ohne Gefahr einer Profiländerung und die dadurch bedingte lange Gebrauchsfähigkeit sind zur Genüge bekannt. Das Hinterdrehen erfolgt in der Weise, daß ein dem gewünschten Profil entsprechender Hinterdrehstahl sich während der Umdrehung des Arbeitsstückes Zahn für Zahn dessen Mittelachse nähert und dann durch Federkraft wieder zurückgeschneilt wird. Wegen dieser stoßweisen Bewegung müssen die Hinterdrehbänke im ganzen wie in ihren einzelnen Teilen äußerst kräftig und genau ausgeführt werden; sie lassen sich daher nicht durch gewöhnliche Drehbänke mit sogenannten Hinterdrehapparaten ersetzen. Mit Hilfe des 16er Satzes von Wechselrädern kann man Arbeitsstücke mit einer Zähnezahl von 3—40 (bei geraden Längsnuten) bzw. von 4—18 (bei spiraligen Längsnuten) hinterdrehen, und zwar sowohl ein- als auch mehrgängige schneckenförmige Fräser; man muß in letzterem Falle nur darauf achten, daß die Anzahl der Spiralnuten (Schnittnuten) ein gerades Vielfaches der Gangzahl bildet. Die Wechselräder stellen die Verbindung zwischen der Arbeitspindel und den Hinterdrehmechanismen her, die folgendermaßen arbeiten: Der Support erhält seinen Antrieb für die Hinterdrehbewegung nicht direkt von den Wechselrädern (16er Satz) her, sondern über ein Vierrad-Differentialgetriebe, das außer von der Arbeitsspindel noch von dem so-

genannten Korrektionsapparat beeinflusst wird. Der Vorteil des patentierten Korrektionsapparates von Ludwig Loewe & Co. A.-G. in Berlin besteht darin, daß spiral genutete, besonders schneckenförmige Fräser mit jeder beliebigen Steigung bzw. Zahnteilung hinterdreht werden können, so daß man sich einerseits bezüglich der gefrästen Spiralnute keinerlei Beschränkung aufzuerlegen braucht — wozu man bei Maschinen anderer Konstruktion gezwungen ist — während man andererseits mit einer verhältnismäßig geringen

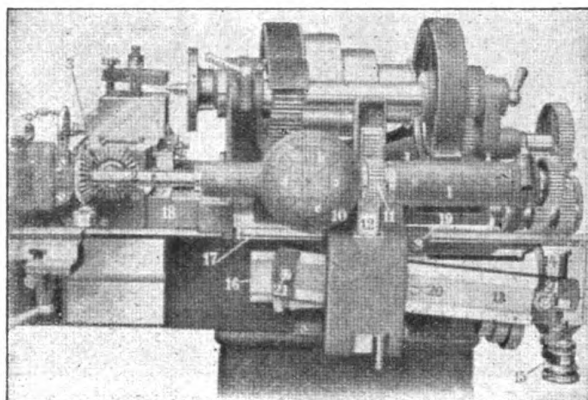


Abb. 1.

Zahl von Wechselrädern in allen Fällen auskommt. Das Prinzip des Korrektionsapparates besteht darin, daß durch die Längsbewegung des Supportes ein den bekannten Ko-



Kgl. Sächs. Staatspreis
Int. Hyg.-Ausstellung
Dresden 1911.

Salem Aleikum

Salem Gold

Mit Gold-Mundstück



Goldene Medaille
Ostd. Ausstellung
Posen 1911.



Verschiedene Preislagen. Tropenfest
verschlossene, bequem zu öffnende
neuartige Original Packungen.

Echt mit Firma: Orient Tab. u. Cigarettenfabrik
„Yenidze“ Inh. Hugo Zietz, Dresden.

Wo nicht erhältlich, wende man sich an unsern Export-Vertreter: **Paul Ockert, Hamburg, Burggarten 1a.**



Die

Beton-Pfostenform „Reform“




dient zur Herstellung von

Betonpfosten jeder Art

für Bretterzäune, Drahtzäune, Laternenpfähle, Wäschepfähle etc. Schöne Einfriedigungen erzielt man mit

„Reform“-Betonpfosten

billig und dauerhaft, weil sie

nicht faulen und nicht rosten.

„Reform“-Betonpfosten sind auch nagelbar durch Einstampfen unserer bewährten

Nagelhülsen „Reform“

Wolf & Co., Guben 30.

Spezialfabrik f. Zementformen u. Maschinen.

Spiritus-Invertlampe

SINUMBRA




Reichhaltigste Auswahl in Kronen, Ampeln, Tischlampen usw. 100 bis 300 Kerz. 100 Kerzen 12 Stunden 1 Liter Spiritus. **Einfachste Behandlung.** Tadellose Funktion garantiert.

ECKEL & GLINICKE

G. M. B. H.

Berlin, SW 61

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

nusschienen ähnlicher Apparat in Tätigkeit tritt, der in das Differentialgehäuse eine Zusatzbewegung überträgt, die sich mit der von der Arbeitsspindel abgeleiteten Bewegung zu

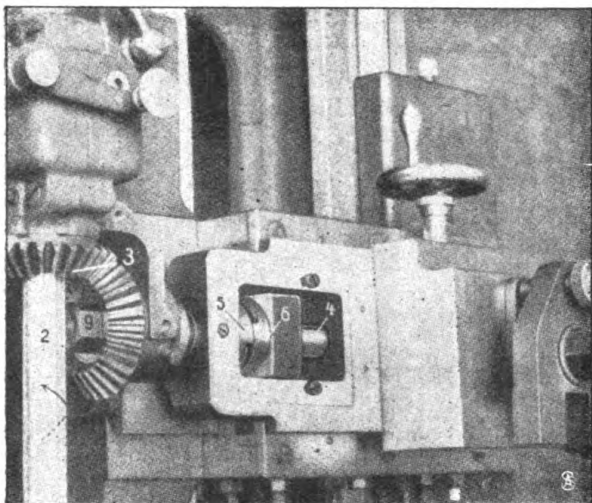


Abb. 2.

einer Gesamtbewegung kombiniert. Diese dient dann zum Antrieb der Hinterdrehkurven und damit des Supportes. Die Konstruktion der Hinterdreheinrichtung ist in Abb. 1 und 2 veranschaulicht.

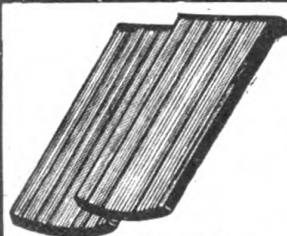
Ausstellungswesen.

Internationaler Wettbewerb von motorischen Bodenbearbeitungsmaschinen in Uruguay. Wie schon in Nr. 23 der „Export-Woche“ berichtet wurde, findet dieses Jahr in Uruguay (Südamerika) eine internationale Konkurrenz von Motorpflügen (mit Dampf- und Benzin- bzw. Naphtha-Motoren), motorischen Mäh- und Sämaschinen usw., wie

überhaupt aller Arten von Bodenbearbeitungsmaschinen statt, die mit motorischer Kraft betrieben werden. Es werden mit diesen Maschinen Dauerprüfungen nach den Normen des Verbandes landwirtschaftlicher Maschinen-Prüfungsanstalten vorgenommen. Der Vorsitz der Jury wurde dem Professor der landwirtschaftlichen Maschinenwesens, Ingenieur Otto Kasdorf aus Wien, jetzt in Montevideo an der Landwirtschaftlichen Hochschule, übertragen, welcher Garantie für die objektive Durchführung der Versuche und Prüfungen bietet. Es ist zu wünschen, daß auch die deutschen Fabriken sich regt an diesem Wettbewerbe beteiligen, um so mehr, als er bisher der einzige ist, der auf Dauerprüfungen basiert und nach korrekten Bedingungen durchgeführt wird. Die Anmeldungen müßten umgehend erfolgen, so daß die Maschinen zum Oktober in Uruguay eintreffen können. Nähere Auskünfte erteilt die Ständige Ausstellungskommission für die deutsche Industrie (Berlin, Roonstraße 1). Anmeldungen und Anfragen sind zu adressieren an: Señor Profesor Ingeniero Otto Kasdorf, Presidente del Jurado del Concurso Internacional, Instituto S. de Agronomía en Montevideo (Uruguay). Bemerkte sei noch, daß die offizielle Veranstalterin des Wettbewerbes die Landwirtschaftliche Gesellschaft von Uruguay ist (Asociación Rural del Uruguay), und daß die Unkosten vom Industrie-Ministerium getragen werden, das auch die „Goldene Medaille“ gestiftet hat. Nähere Bestimmungen sind aus der bei der Ständigen Ausstellungskommission vorliegenden Prüfungsordnung ersichtlich.

Ein deutsches industrielles Museum in China. Eine größere Anzahl bekannter industrieller Werke hat sich auf Veranlassung des Zentralverbandes deutscher Industrieller die Förderung eines Unternehmens angelegen sein lassen, das geeignet erscheint, dem deutschen Namen im fernen Osten größere Geltung zu verschaffen. Es handelt sich um den Ausbau eines mit der deutschen Schule für Chinesen in Tsinanfu verbundenen Museums zu einem allgemeinen deutschen Kultur-, Handels- und Industriemuseum, durch dessen Sammlungen dem über Deutschlands Handel und Industrie noch schlecht unterrichteten chinesischen Volke Gelegenheit geboten werden soll, sich von dem Hochstand deutscher Kultur und der Leistungsfähigkeit deutschen Industrielebens ein Bild zu machen.

Eine reichhaltige Auswahl von den verschiedensten Fabrikatproben, Katalogen, Abbildungen und dgl. ist bereits direkt an den Schulleiter, Dr. Paul Lucht, nach Ostasien abgegangen, und weitere Sammlungen harren der von der



Verkaufen Sie Ihren Sand
nicht, sondern fabrizieren Sie
Cement-Mauersteine, Cement-Dach-
steine, Cement-Trottoirplatten,
Cementröhren, Orkanbetonpfosten
u. sonstige Cementwaren auf meinen
billigen, praktisch erprobten und
vielfach prämierten
Maschinen für Hand- und Kraftbetrieb.

Nähere Auskunft erteilt kostenlos

**Erste Cottbuser Cementwaren- u. Maschinenfabrik
Otto Schüssler, Cottbus 195, Deutschland.**

Manufaktur v. Ansichtspostkarten im Lichtdruck
in sämtlichen modernen Ausführungen
Nordische Kunstanstalt Ernst Schmidt & Co. Postfach
Hildesheim 12
Jahresproduktion 1911. 24 Millionen
Muster 21. 21. 21.

Export-Einkäufer Korrespondenz
engl., französ.,
schwed., dtsch.
Anfragen erbet.
Ad. Freerks, Berlin NO., Braunsberger Str. 22.

Meyer Aristostigmat

D. R. P.



F: 4 - F: 5,5 - F: 6,8

sind UNIVERSAL-Anastig-
mate höchster Leistungs-
fähigkeit für Momentauf-
nahmen, Porträts, Gruppen,
Landschaft, Farbenphoto-
graphie, Reproduktion.

Katalog Nr. 83 kostenlos.

Optisch-Mech.-Industrie-Anstalt

**Hugo Meyer & Co.
Goerlitz.**

Knorr

KNORR Suppenmehle
Bouillonwürfel
Suppenwürfel
Eiernudeln u. Dörrgemüse

sind in allen besseren Geschäften käuflich. Sortiments-
Kisten à 30, 50 u. 100 M. werden auf Wunsch geliefert durch

C. H. KNORR A.-G., Heilbronn a. N.
Exportniederlassung Hamburg, Barkhof 3.

Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft übernommenen Versendung. Die Sammelstelle befindet sich bei der Firma E. Th. Lind in Hamburg-Süd, Auguste-Viktoria-Kai. Die Wahl von Teianfu als Standort für das Museum erscheint besonders glücklich, da es als Handels- und Verkehrsmittelpunkt der Provinz Schantung und Knotenpunkt wichtiger Eisenbahnlinien überragenden Einfluß auf allen Gebieten ausübt. — Von den Firmen, die sich um die Unterstützung des jungen Kulturwerkes besonders verdient gemacht haben, seien folgende genannt: Berliner Maschinenbau-Aktiengesellschaft vorm. L. Schwartzkopff; Ernst Schieß Werkzeugmaschinenfabrik A.-G., Düsseldorf; E. Merck, Darmstadt; Leopold Cassella & Co., Frankfurt a. M.; Dynamit-A.-G., vorm. Alfred Nobel & Co., Hamburg; A. L. G. Dehne, Maschinenfabrik Halle; Farbwerke Höchst a. M.; Badische Maschinenfabrik und Eisengießerei, Durlach; Maschinenfabrik Gritzner A.-G., Durlach; Gutehoffnungshütte Oberhausen; Mannesmann-Röhrenwerke Düsseldorf; Villeroy & Boch, Mosaikfabrik, Mettlach; Vereinigte Königs- und Laurahütte; Gelsenkirchener Bergwerks-Aktiengesellschaft.

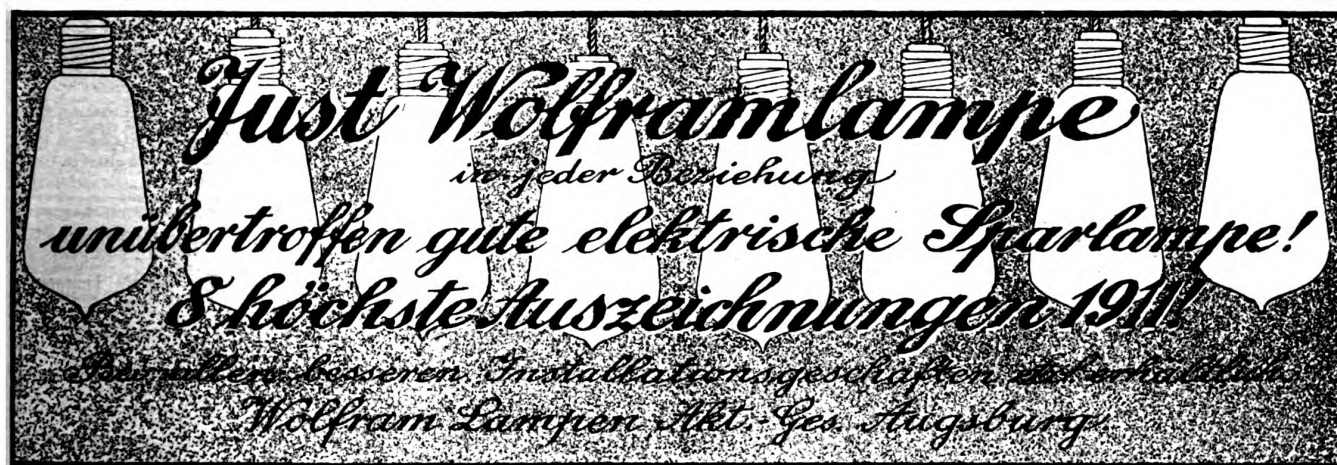
Koloniales.

Ständige Wirtschaftliche Kommission der Kolonialverwaltung. Wie wir hören, wird die Ständige Wirtschaftliche Kommission der Kolonialverwaltung, in der der Bund der Industriellen durch das Mitglied des Präsidiums, Herrn Landtagsabgeordneten Ernst Steph. Clauß-Flöha i. Sa., vertreten ist, unmittelbar nach der Rückkehr des Staatssekretärs Dr. Soff von seiner südwestafrikanischen Reise im Oktober zu einer zweiten Tagung zusammentreten. Inzwischen soll eine organisatorische Erweiterung der Kommission vorgenommen werden. Der Staatssekretär hat sich nämlich auf Grund der bisher mit der neuen Einrichtung gemachten, für die Kolonialverwaltung sehr günstigen Erfahrungen entschlossen, den Kreis der Kommission durch Zuziehung wei-

terer Mitglieder nicht unerheblich auszudehnen. Dieser Plan, der auch bei den jüngsten parlamentarischen Verhandlungen lebhaften Anklang gefunden hat, setzt sich das Ziel, daß künftig für alle zu erörternden kolonialpolitischen und kolonialwirtschaftlichen Probleme Spezialsachverständige mit genauer Detailkenntnis der betreffenden Einzelfragen zugezogen werden können.

Neue deutsche Bücher.

Illustrierte Technische Wörterbücher in sechs Sprachen, Bd. IX; Werkzeugmaschinen. 2400 Abbildungen. München-Berlin. Verlag R. Oldenbourg. Der vorliegende Band über Werkzeugmaschinen, Metallbearbeitung, Holzbearbeitung ist unter redaktioneller Mitwirkung von Ingenieur Wilhelm Wagner, Generalsekretär des Polytechnischen Vereins München, herausgegeben. Den Wert dieser bekannten Veröffentlichungen, welche in einer größeren Serie von Bänden erschienen, kennzeichnet auch dieser Band. Das geradezu unerschöpfliche Gebiet des Werkzeugmaschinenbaues erfordert zu seiner vollen Kenntnis eine ganze Lebensarbeit des Ingenieurs. Danach bemessen ist die Sorgfalt, welche bei der Sammlung und Sichtung des Wortschatzes und der Terminologie der Branche erforderlich war. Trotz Berücksichtigung der Spezialgebiete sollte der Band den bestimmten Umfang nicht überschreiten; dies war nur möglich, weil in vorhergehenden Bänden der Serie die Ausdrücke allgemeiner Art zur Kennzeichnung technischer Arbeiten, bekannter Werkzeuge, einfacher Hilfsvorrichtungen behandelt wurden. Dagegen waren die Werkzeugmaschinen besonderer Art, z. B. auch Holzbearbeitungsmaschinen, aufzunehmen, dazu die Fachwörter der Holzbearbeitung u. s. f. Der Herausgeber Alfred Schloemann bemerkt sehr richtig, daß der Inhalt des Bandes bei der Fülle erster Mitarbeiter aller Länder



Just Wolframlampe
in jeder Beziehung
unübertroffen gute elektrische Sparlampe!
8 höchste Auszeichnungen 1911
Für bessere Installationsgeschäften und Haushalte
Wolfram Lampen Akt.-Ges. Augsburg



Kuhl & Klatt
Berlin 1890
S.O. 16
Pneumatist Treckklaviere *
65/88 Standard Note
Pneuma Elektrische Pianos
Handelinen/Xylophon-Begleitung/Gelgen-Amiration



**MECHANISCHE
KREIDERELIEF
ZURICHTUNG**
LANKE & SCHWERTZER
MÜNCHEN SOELLINGSTR. 26

Wichtig
für
Illustrations-Druckereien!

Ein vom Klischee hergestellter Abzug auf **Scheufelensche** Zurichtfolie wird durch **Aetzen** in **wenigen Minuten** in ein doppelseitiges Relief **unbegrenzter** Haltbarkeit verwandelt.

Auskünfte etc. bereitwilligst.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

19

sicherlich sachlicher Kritik standhalten dürfte. Wer oft in die Lage kommt, technische Übersetzungen oder fremdsprachliche Beschriftung von Plänen fertigen zu lassen, der wird es begrüßen, daß durch diese Wörterbücher dem Übersetzer eine rechtfertigende Norm zur Seite steht. Jede Industriefirma glaubt das allein richtige Englisch etc. zu führen. Daher kommt es, daß z. B. von englischen Ingenieuren übersetzte deutsche technische Arbeiten u. U. als „nicht spezifisch englisch“ bezeichnet werden können, daß man z. B. „Slotting Machines“ als „Shapping Machines“, den „Machinist“ als „Driver“ usw. bezeichnen zu müssen glaubt, selbst wenn sachlich beide Bezeichnungen zutreffen können. Namentlich dem deutschen Techniker im Auslande, den Propaganda- und Montage-Leitern müssen diese Wörterbücher unschätzbare Hilfsdienste leisten. Daß die Redakteure des Bandes wiederholt im Auslande Meinungsaustausch und gemeinschaftliche Arbeit mit dortigen Fachmännern anbahnen, gibt dem Benutzer Gewähr, daß ihm nicht nur grammatikalische Theorie geboten wird. Unter den Revisoren des deutschen wie englischen Textes sind die namhaftesten Persönlichkeiten technischer Industriefirmen des In- und Auslandes verzeichnet. Der Inhalt des IX. Bandes umfaßt Hobel-, Feil- und Stoßmaschinen, Drehbänke, Bohrmaschinen, Gewindeschneid- und Fräsmaschinen, Schleifmaschinen, Scheren, Lochmaschinen und Stanzen, Schmiedemaschinen, Form- und Gießereimaschinen, ferner alle Maschinen für Holzbearbeitung, Sägemaschinen, Holzhobel-, Sandpapier-, Stein-, Bohr-Maschinen; ferner Drehbänke und Kopiermaschinen, Zinkenschneid-, Rahmen- und Spalt-Maschinen, Holzbiegeanlagen, Pressen, Faßbinde-

maschinen, Maschinen für Zündholz- und Wagenräder-Herstellung, ganze Anlagen für Holzbearbeitung; endlich die Besprechung resp. Kennzeichnung der Holzarten und Nutz-hölzer.
Ing. M.

Neu erschienene Kataloge.

Maschinenfabrik R. Thyssen & Co., Aktien-gesellschaft, Mülheim-Ruhr. Rotierende Luftpumpen, Dampf-Fördermaschinen, Bremsdruck-Regler, Patent Thyssen, Förderhaspel, Gasgeneratoren.

Deutsche Luftfilter-Baugesellschaft Bres-lau 13. Abt. I. „Delbeg“-Luftfilter für Turbodynos, Kompressoren und Heizungs- und Lüftungsanlagen. — Abt. II. Kaminkühler, Gradierwerke, Ventilator Kühler.

Orenstein & Koppel — Arthur Koppel, Aktiengesellschaft, Berlin SW. Haupt-Katalog Nr. 450. Spezial-Katalog Nr. 800 für Lokomotivbau. Spezial-Katalog Nr. 807 für Eimerkettenbagger. Spezial-Katalog Nr. 820 für Gleisbahnen mit Seil- und Kettenbetrieb. Spezial-Katalog Nr. 821 für Waggonbau.

Geschäftliche Notizen.

Feuersichere Büromöbel aus Stahl. Edison prophezeite vor einiger Zeit: „Die Möbel der Zukunft sind Möbel aus Stahl“. Diese Prophezeiung des genialen Erfinders ist bereits in Erfüllung gegangen. Die Firma

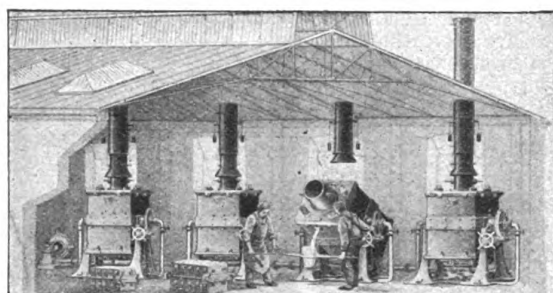


genügt, jeden Spiralbohrer in dem „HANSEAT“-Bohrerfutter ein- od. auszuspannen

Ausführliche Angebote senden sofort

GROSSET & Co. Offensen E. W.

von 2 Fingern



Reform-Schmelzöfen wie in der Kgl. Geschützgießerei in Spandau.

Reform-Tiegel-Schmelzöfen

werden geliefert in stationärer und kippr Form zum Schmelzen von Bronze, Rotg., Messing, Kupfer, Nickel, Qualitätsstählen usw. Ca. 50% Zeit- und Koksersparnis gegenüber den gewöhnlichen Tiegelöfen mit Kaminzug

REFERENZEN: Technikum Mittweida — Königl. Technische Hochschule, Charlottenburg — Kaiserl. Staatsgewerbeschule Brunn — Kaiserl. Technische Hochschule, St. Petersburg — Kaiserl. Technische Hochschule in Tomsk (Sibirien) — Kaiserl. Gouvernements-Werkstätte in Tsingtau — Kommando der Kaiserl. Flottille in Dares-Salam — Königl. Geschützgießerei, Spandau — Zentraldirektion der Königl. Ungar. Staatsbahnen, Budapest.

H. Hammelrath & Co., G. m. b. H., Maschinenfabrik G. m. b. H., Cöln-Müngersdorf 20. Man verlange Prosp. evtl. telegraph. „Ofenprospekt“



Hessel-Feuer-Schutztüren

D. R. Patent. D. R. G. M. Doppelwand, entspr. d. ministeriell. Vorschrift v. 28. Nov. 1911 u. allgem. Bestimmung d. Versich.-Gesellsch. Ausstattung durch gepreßte Füllungsbleche etc. Ia Referenzen.

Hessel-Feuer-Schutztüren Ges.m.b.H. Düsseldorf.



Kunstanstalt für Porträts und Bildschmuck

Bildschmucksachen nach jeder Photographie von M. 1.50 an. Standard-Oelporträts nach jeder Photographie v. verblüht. künstl. Wirkg. (gerahmt 26 x 32 cm M. 12.—, 40 x 50 cm M. 30.—).

Senden Sie Ihre Photographie oder verlangen Sie Katalog 4. Vertreter überall gesucht.

A. W. Essen & Goldstein, Berlin W35, Potsdamer Str. 106a.



Reife-Jagd- und Auto-Mantel „Reisefreund“

Ein eleganter, durchaus regendichter Kammgarnmantel, der in Material, Imprägnierung, Form u. Verarbeitung einzig in seiner Art dasteht u. in seiner Zweckmäßigkeit alles Bisherige übertrifft. „Reisefreund“ verheimlicht die Körperausdünstung, wird nicht befeuchtet u. verliert keinen Geruch wie die Gummimäntel. Bequem u. sehr dauerhaft. Gewicht ca. 850 g. In kurz. Zeit viele erstkl. Empfehln. Farben: mittelgrau u. bräunlich-oliv. Preis M. 38,50. Als Maß genügt: Gesamtgröße, Körpergewicht u. Hemdkragenweite. — Versand u. Export nach allen Ländern. — W. Boetzkos Rheinisches Tuchhaus, Düren (Rheinld.) E. 18.



Gasolin-Lampen, Benzin-Lampen, Hängeglühlicht

überall anwendbar. — Lichtstärke jeder Flamme ca. 100 Kerzen. Schöne, geschmackvolle Muster. Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl., Span. portofr. Wiederverkäuf. gesucht. Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW. Hofflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.



Endlich Ersatz für Elektrisch! Fin Druck Es brennt!

Gasfernzünder „Pneuma“

Cin. frsch. Befähigt durch Luft

Hochver. Verwerfung. Größtlichst m. H. Chaudronburg 1223. Tel. Württem 1212



Buntfarbiges Katal. d. sämtl. Musikinstr. an jederm. grat. u. franko. Robert Husherg, Neuenrade Nr. 901.

KINO Apparate und gesamtes Zubehör. Einrichtung kompl. Kinematographen-Theater übernimmt

Adolf Sosna jr., Bremen 1

Lieferung sämtlicher photographischer Bedarfsartikel für Berufs- und Amateurphotographie. Force-Artikel: Bromsilber-Papiere und -Karten, Trockenplatten, Chemikalien. Liste gratis.



Gersbach-Dressur-Führung des Polizeihundes Mk. 3. Most. Leitfaden für die Abrichtung des Polizeih. u. Schutzhundes Mk. 4.50

Paris 20. Ausland 40 Pf. pro Exp. Reich ill. Katalog kostenfrei

A. G. I. BATZ Mannheim 91

Eugen Zimmermann, Berlin, Friedrichstraße 61 (Hohenzollernhaus), zeigt in ihren großen Ausstellungsräumen moderne und geschmackvolle Büromöbel aus Stahl. Man findet hier Vertikal-Registaturen, Kartenkasten, Bücherabteile, praktische Abteile zur Aufbewahrung von Mustern, Diplomatschreibtische, ja sogar Rollpulte aus Stahl. Die Emaillierung dieser Stahlmöbel in verschiedenen Farben, wie z. B. imitiert Eiche, imitiert Mahagoni, wirkt direkt verblüffend; selbst Fachleute würden glauben, Holzmöbel vor sich zu haben, so täuschend ist die Imitation. Mit ihrem vornehmen Äußeren verbinden diese modernen Stahlmöbel, die der Firma Eugen Zimmermann, Berlin, unter der Marke „Allsteel“ patentamtlich geschützt sind, den unschätzbaren Vorzug größter Feuer- und Diebstahlsicherheit, dank einer sinnreichen Konstruktion von Doppelstahlwandungen. Jedem Geschäftsmann wird hier Gelegenheit geboten, sein Büro feuersicher einzurichten, ohne er-

hebliche Mehrausgaben gegenüber einer Einrichtung aus Holz. Ein äußerst praktisches Aufbausystem ermöglicht eine „Allsteel-Einrichtung“ im kleinsten Umfange zu beginnen und nach Bedarf weiter auszubauen. Allsteel-Büromöbel sind außerdem absolut tropfenfest. Die Firma Eugen Zimmermann, Berlin, Friedrichstraße 61, versendet ihre reich illustrierte Preisliste an Interessenten kostenlos.

Berichtigung. Bei der auf S. 19 des Artikels „Ein Gang durch die Städte-Ausstellung Düsseldorf 1912“ in Heft 29 abgebildeten Ausstellung soll es unter der Abbildung heißen: Gemeinschaftliche Ausstellung der Firmen: Gutehoffnungshütte, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb, Abteilung Brückenbau Sterkrade, und Adolf Bleichert & Co., Leipzig-Gohlis, sowie Deutsche Maschinenfabrik A. G., Duisburg. (Es war irrtümlich nur die Gutehoffnungshütte, Oberhausen, Rheinland, bei der Illustration genannt.)

Angel-Geräte
Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb.,
geg. M. 1.— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.
u. Reklameartikel. W. Stern,
Cöln 13, Lubeckerstraße 23.

Löwenbräu München
Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropensicheres
Qualitätsbier
in der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein, Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszflog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

**Nordseebad
Scheveningen**
via Emmerich.
Man verlange Prospekt.

**Dr. med. Fichtels
vegetables
Diabetiker-Pulver**
bei Diab. mell. von überraschender Wirkung
ohne Einhaltung strenger Diät. Rasche Ab-
nahme der Zuckerausscheidung, Verminderung
des Durstes, Hebung des Allgemeinbefindens.
Ärztliche Gutachten und Proben durch
S. Strauss, pharmazeutische Präparate, Hannover, Brüderstr. 6

**Rein's
Durchschreibe-
Bücher.**
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.

**Kinderpflegeheim
Martha Elsehaus**
See- und Solbad Swinemünde f. erhol.
(nicht kranke) Kinder, bes. Stände,
ärztl. Aufs. Leitung von Schwestern.
Erziehungsheim. Gut. höh. Schul.
Gepr. Lehrerin i. Hause. Jahresbetrieb
Ersatz für Elternhaus. Prospekt frei.

Mühle „Ideal-Perplex“
3300 St. in kurz. Zeitver-
kauf. — Beste Mahlmaschine.
Patent. i. all. Kulturstaat.
Unerreichte Leist. keine Sicht.
geringst. Kraft- u. Raumbedarf.
Maschinen- Fabrik- u. Gesellschaft.
Spezialfab. f. Zerkügel. u. Transp. —
Augsburg U. 2.

**Polytechnisches Institut
Arnstadt i. Thür.**
Masch.- u. Elek-
tro-Ing., Chemie, Gas u. Wasser, Bauingenieur.

Marie Voigts Institut, Erfurt.
Fach- und Haushaltungsschule:
Abteilung: Frauenschule. Jahreskurse.
Abteilung: Haushaltungsschule. Viertel- und Halbjahreskurse.
Seminar für technische Lehrerinnen:
Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Staatliche Prüfungen im Institut.
Handarbeitslehrerinnen. Turnlehrerinnen (staatl. Prüfung in Erfurt).
Internat für alle auswärtigen Schülerinnen.
Neuer ausführlicher Prospekt. **Marie Voigt**

Dostrah-
Verbände Präparate
spezialärztl. erprobt u. empfohlen bei
Haut- u. Beinleiden
verschiedenster Art.

Spezialverbände gegen chronische Beinerkrankungen, Krampfadern, Aderknoten, Beinschwellungen, Gelenkerkrankungen, Steißigkeit, Plattfuß, Elephantiasis, Venenentzündung.
Spezialpräparate gegen Flechten (nasse und trockene Flechte), Salzfluss, Psoriasis, Rheuma, Gicht, Ischias, Ausschlag.

Dostrah Pulver sauerstoffr., d. Stoff- wechs. befördernd, Blutreinigungspulv. Bei Erschöpfungszustand, Nervenleid., Ueberarbeitung, Stoffwechselerkrankg., Ausschlag, Flechten. Völlig unschädlich! In den Tropen unentbehrlich. M. 2.
Dostrah Salbe bewährt b. Flechten u. Hautleiden aller Art. Tube M. 1.

Dostrah Tabletten Erprobtes Fiebermittel, sofort schmerz- lindernd bei Mi- gräne, Kopfschmerzen, Nerven- schmerzen. M. 1.
Dostrah Tinktur erprobtes Einreibemittel bei Hexen- schuss, Rheuma, Gicht und allen Erkältungskrankheiten. M. 1.50.

Bestandteile: Cort. Chin., Herb. polyg. am., Herb. absynth., Herb. centaury min. a. 1000.0 mac. p. d. octo c. Spir. Vini et Vin. Malag. a. a. 1500.0 et solv. Kal. jodat. 100.0 Mg O2 bis deparat 200.0 Lanolin, Vaseline aa 40.0 Cerat alb. acid. bor. aa 10.0
Magna. Superoxyd 3.333, Sacch. alb. plv. Sacch. lact. aa 2.872, Pepsin 0.185 Pulv. rad. liquir. 0.180, Ol. menth. 0.003 Magn. ustae 0.555 acid. acetylo. — salicyl & Mg O2.

|| Literatur, Preislisten, Broschüren gratis und franko. ||
|| Solvente, gut eingeführte Vertreter überall gesucht! ||
Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H., Hamburg 1. W. C.

Detmold.
Teutoburgerwald.
Töchterheim Benzler. Pensionat I. Ranges i. In- u. Ausländerinn.
a) Beste wissenschaftliche Fortbildungskurse für noch schulpflichtige u. erwachsene junge Mädchen. Stunden wahlfrei.
b) Höhere Koch- und Haushaltungsschule. I. Lehrkräfte.
Eigene große Villa mit Garten und Turnplatz nahe am Wald. Vorzügl. Pflege und Erziehung. — Tennis, Sport, Bäder. — I. Referenzen.
Nähere Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin **Frau Dr. med. Benzler.**

Holsteinische Dauerwurst
Zervelat, Salami M. 1.35, Mettwurst 1.25 p. Pfd. Kraftwürstchen in Dos. 50 Paar M. 7.—, Gekochter Schinken in Dos. per Pfd. M. 1.30. Vers. n. a. Land. in Postpak. geg. Nachn. **Ernst Krohn, Nortorf-Holstein.**

Buchstaben u. Ziffern
aus Metall, Celluloid und Karton,
zur Anfertigung von
Schildern u. Preisetiketten etc.
Muster gratis und franko.
H. Raabe, Berlin N 4,
Chausseestraße 122.

Kein Leser verschmähe, meine neue Preisliste zu verlangen
August Dürschmidt, Markneukirchen i. Sa. Nr. 326.
Zahlreiche freiwillige Anerkennungen.

München Töchterpensionat mit höh. Mädchenschule u. **Frauenschule;** auch Ausbildung in einz. Fächern. Schönst. Lage. Münch. s. (VIII). Näh. durch Frau Direktor Sickenberger, Trogerstraße 44.

EINFACH, CUT U. BILLIG IST
JÄGER'S RIEMEN-VERBINDER
2. D.R.G.M.
KEINE MASCHINE, KEIN APPARAT, NICHTIG, EIN HAMMER GENÜGT.
ALLEINIGE FABRIKANTEN
HANS BÜHLER & CO. ESSLINGEN a.N.

Landschulheim Am Solling bei Holzminde f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevoller individueller Erzieh. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbstständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport, Gewissen, wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz, Prosp. u. Näh. Ausk. d. **A. Kramer, Direktor.**

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.



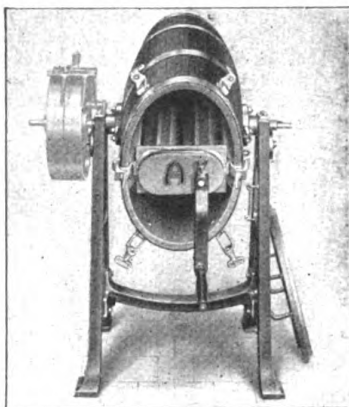
sind für die Milchproduzenten und kleinen Milchhändler sehr wichtige Geräte, denen auch von seiten der Sonderfabriken dauernde Aufmerksamkeit in bezug auf technische Vervollkommnung geschenkt wurde.

Sehr verbreitet sind die Astra-Butterfässer für Hand- und Kraftbetrieb, welche durch den Astra-Tischbutterknetzer zu einer kompletten Buttereianlage für den Kleinbetrieb vervollständigt werden.

Ausserst beliebt ist auch das Astra-Quirlbutterfaß mit schräggestelltem, herausnehmbarem Quirl. Als Knetvorrichtung ist in diesem Falle das bekannte Netzbrett mit Walze zu empfehlen.

Auch die Astra-Butterfertiger, das sind Apparate, in welchen das Buttern und Kneten in

Handbuttermaschinen



einem Apparat vorgenommen wird, finden letzter Zeit immer mehr Verbreitung im Kleinbetrieb.

Sämtliche vorbesprochenen Hand-Buttermaschinen besitzen die anerkannten technischen Merkmale der Astra-Fabrikate, nämlich: durchdachte Konstruktion, sauberste Ausführung und Verwendung erstklassigen Materials. Sie zeichnen sich im Betriebe durch einfache, leichte Handhabung, geringsten Kraftbedarf und denkbar höchste Ausbeute vorteilhaft aus.

Preislisten und nähere Beschreibungen versendet umsonst und postfrei das

Bergedorfer Eisenwerk A.-G.
in Bergedorf bei Hamburg 2
Europas größte Sonderfabrik für Molkereimaschinen und Molkerei-Kühlanlagen.

FABRIKANTEN GESUCHT zur Übernahme der Fabrikation und des Vertriebes von

Alsina
Alsina

erstklassiges, alkoholfreies Erfrischungs-Getränk. Alsina-Sirup mit 9—10 Teilen Wasser vermischt, ist angenehm im Geschmack u. wirkt infolge seines Gehaltes an absolut chemisch reinen Fruchtsäuren durststillend und wohltuend auf die Verdauung.

ist das Beste! Export nach allen Ländern.

Alleinige Fabrikanten von Alsina-Grundstoff:

Ernst Reuschel & Co., Leipzig.

Technikum Bingen a./R.
Maschinenb. Elektrof. Automob. Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chaufeurkurse.

Angel-Geräte
Fischnetze
Prachtkatalog m. 1500 Illustration, kostenlos.
Chr. Brink, Bonn a. Rhein.

YRUMEN-

Tabletten, das Neueste, das Wirksamste bei vorzeitiger Kräfteabnahme. Preis Mark 6.—. Aerztliche Broschüre verschlossen gratis und franko. Hauptdepot: Löwenapotheke, Regensburg C 15, München, Sonnenapotheke, Karlsplatz 11, Oesterr.-Ung.: Budapest, Marien-Apotheke.



Musik-Instrumente
Herm. Oscar Otto
Markneukirchen Nr. 888
Illustrierte Preisliste frei.
Für Harmoniums Spezial-Katalog.

Verlangen Sie kostenlos interessante Bucherverzeichnisse vom Weltverlag Esslingen a.N. 1

Glacéhandschuh „Tryphosa“

mit sanitären Eigenschaften zur Pflege und Erhaltung zarter Haut. Bezugsquellen weist nach: der Patentinhaber Louis Grässer, Zwickau i. Sa., D. R. P. 218315 und 6 Auslands-Patente.

Gynin Spülpulver
Wasserlösliches antiseptisches
Irrigator, Bidet u. Frauen-
duschen. Kart. à M. 1.- u. M. 2.- mit 40% Rab. H. Unger, Chem. Lab., Berlin NW7, Friedrichstr. 91-92.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aneinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

Abzeichen
Plaketten, Preismedaillen, Berliner Medaill.-Münze O. Oertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 13.

AFRANA-Nähmaschinen
aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. Biesolt & Locke, Meissner Nähmaschinen-Fabrik, Meissen.

Alkoholfreie Natur-Weine
Unvergorene Trauben- u. Obstsaft. Ohne Konservierungsmittel! — Tropfenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10 (Rheinland).

Aluminium-Kochgeschirre
in dauerhafter Ausführung, sowie sonst. Massenartik. nach Muster od. Zeich. Preisl. grat. u. fr. Cölln-Meißner Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Herrmann, Meissen-R.

Ansichtskarten
nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen Glass & Tuscher, Leipzig 150

Ansichts-Postkarten
(nur Extra-Anfert. v. Ansicht nach jed. Photogr. in div. neuen Spezial-Ausf. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark. Karl Braun & Co., Kunstst., Berlin 542, Ritterstr. 24.

Autogene Schweiss- und Schneid-Apparate
bewährter Konstruktion liefern: Künneß & Knischel, G. m. b. H., Magdeburg 2.

Autogene Schweiß- u. Schneidapparate
in höchst. Vollkommenheit. Tragbar, Brüning & Co., Essen-Ruhr. Fahrbar. Spezialfabrik für autogene Schweißung. Ortsfest.

Automobile, Lloyd-Wagen
Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.

Automobile LUXUS u. LAST
Vollendete Konstruktion Lieferung u. Hebeschaltung PAUL MEINICH BOESCH Wismar 27

Bau bewegl. Maschinen u. Wägen
Probekasten kompl. m. 40 Vorl. allhio portofr. 1 M. (Matadorhaus) Berlin W 8, Friedrichstrasse 85 L.

Janduly's Puddingpulver
Hamburger Rote Grütze Janduly's Vanillinzucker Alternant als beste Fabrikate M. Gezz von Janduly & Co. Hamburg 49

Baumkuchen
Max Selge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71. à Pfund versandfert. (Bleicheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

Baumkuchen-Spitzen
(D. R. W. feinstes Dessert-Gebäck! 153 109). In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt, p. Pf. 2,40 exkl. Porto. Albert Haris, Cöthen, Anhalt.

Beleuchtungskörperfabrik
Guss-, Treib- und Stanzarbeit. NICKEL & FLEISCHMANN, BERLIN SO. 260.

Benzin-Glühlicht
Gasolin. stehend u. hängend. Illustr. Preisliste gratis Louis Runge, Berlin NO 18

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H.
Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.

Bier: Pschorrbräu München
Export-Vertr.: Paul Ed. Nötling & Co., Repsoldstr. 76, Hamburg. Spezialität: Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in Spezial-Metallfässern für die Tropen.

Bijouterien
Gold- und Silberwaren Gumprecht & Collignon Berlin S 42, Alexandrinenstr. 93/94.

Bilder
erstkl. farb. u. einfarb. Wiedergaben n. Motiv, aus der Heimat als Wandschmuck. Farb. illust. Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 1.50 portofr. Clemens Kauffmann Kunstverlag, Berlin SW 68, Friedrichstrasse 40 W.

Billardbälle.
Neue Imitation, nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel. Hilmar Kreher, Chemnitz.

Maschinen zur Herstellung von
Leiröhren u. Walzblei sowie Pumpen liefert als Spezialität Johannes Wöller, Maschinenfabrik, Uerdingen a. Rhein.

Blumengefäße,
Ton, antik, patiniert. Dekorativ, billig, haltbar. Eugen Taurat, Dresden 16.

Schanbeks Briefmarken-Album
der neuen 34. Auflage 1912 in deutsch., englisch., französisch. Sprache ist soeben erschienen. Tatsächlich die vollständigen Albums der Welt. Ausgaben mit auswechselbaren Blättern von M. 18.- an. Viktoria-Alben m. Markenkat. i. v. M. 1.75 bis M. 10.-. Gratis-Katal. sendet C.F. Lücke, G. m. b. H. Leipzig.

BRIEFMARKEN
Preisliste gratis. Gebrüder Michel, Apolda.

Bronzefarben
Blattmetalle Metallfolien M. Brunn & Co. Fürth i. Bayern.

Buchbinderel-, Buchdruckerei- und Kartonnagen-Maschinen
Walterwerke Maschinenfabrik m. b. H., Leipzig-Pl. LEIPZIG

Buchdruck-
Typen, Messing-Linien, Vignetten Schriftgießerei Emil Gursch Berlin

DIE-WOCHEN

Nummer 33.

Berlin, den 17. August 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 33.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1359
Englands Flottenpolitik in Nordsee und Mittelmeer. Von Kapitän z. S. a. D. v. Kühlwetter	1359
Das Wetterabenteuer. Pseudonym von Dr. Ernst Brand	1364
Unsere Bilder	1365
Die Toten der Woche	1366
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1367
Familie Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1375
Die Tün-Angel. Von Hans Jechner	1380
Die Tänze von Hellerau. Von August Spanuth. (Mit 10 Abbildungen.)	1383
Der Züricher See. Von Anton Krenn. (Mit 10 Abbildungen.)	1387
Der Hal. Von Johannes Wilda	1392
Pariser Sommermoden. Von G. Wedel. (Mit 6 Abbildungen.)	1395
Wie die Wolfenfräule wachsen. Von Henry F. Urban. (Mit 3 Abbild.)	1397
Bilder aus aller Welt	1399



Die sieben Tage der Woche.

8. August.

Bei der Hundertjahrfeier der Firma Krupp in Essen hält der Kaiser eine Rede über die Bedeutung des Kruppischen Werkes. Auf der Zeche „Lothringen“ in Gerthe bei Bochum werden durch eine Schlagwetterexplosion 115 Bergleute getötet.

Die in Ederförde unter dem Verdacht der Spionage verhafteten fünf Engländer werden auf freien Fuß gesetzt, da die Untersuchung kein belastendes Ergebnis gezeitigt hat.

Der türkische Minister des Aeußern teilt mit, daß der montenegrinische Geschäftsträger in Konstantinopel über die Grenzzwischenfälle Erklärungen abgegeben habe, die von der türkischen Regierung als befriedigend angesehen werden.

Aus Port-au-Prince auf Haiti kommen Nachrichten über ein Attentat auf den Präsidenten General Leconte. Sein Palast wurde mit Dynamit in die Luft gesprengt, dabei wurde er getötet und mit ihm viele andere Personen.

9. August.

Der Kaiser begibt sich von Essen an die Stätte der Grubenkatastrophe auf der Zeche „Lothringen“ (Abb. S. 1367). Er spendet für die Hinterbliebenen der Getöteten zur Vinderung der ersten Not 15000 M., Prinzregent Luitpold von Bayern zu dem gleichen Zweck 5000 M. Abends trifft der Kaiser in Wilhelmshöhe ein. Das Kruppjubiläum wird mit Rücksicht auf das Unglück abgebrochen.

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, der neue Gouverneur von Logo, tritt von Hamburg die Ausreise nach dem Schutzgebiet an.

In Vangenschwalbach stirbt, 71 Jahre alt, der Architekt Paul Wallot, der Erbauer des Reichstagsgebäudes (Portr. S. 1370).

In Haiti wird von der Nationalversammlung General Tenerebe-Auguste zum Präsidenten gewählt.

Am Marmarameer richtet ein starkes Erdbeben gewaltigen Schaden an. Ganze Ortschaften werden vernichtet, und über tausend Menschen verlieren das Leben.

10. August.

Der französische Ministerpräsident Poincaré trifft in Petersburg ein.

Gegen Stellung einer Kaution von 30000 Mark werden der russische Hauptmann Kostewitch in Leipzig und gleichzeitig der preussische Leutnant Dahm in Warschau vorläufig aus der Haft entlassen.

11. August.

In Aachen wird der 59. deutsche Katholikentag eröffnet. Vierhundert Zöglinge der türkischen Kriegsakademie leisten vor ihrer Einstellung als Offiziere in die Armee dem Sultan einen Eid, daß sie während ihrer Dienstzeit keinerlei Politik treiben werden.

12. August.

Der nationale Deutsch-Amerikanische Lehrerbund hält in Berlin seine 40. Jahresversammlung ab.

Aus Paris wird gemeldet, daß der Sultan von Marokko Mulay Hafid in einem Abdankungsschreiben an den General Gautier endgültig dem Thron entsetzt hat. Als Nachfolger ist sein Bruder Mulay Jussuf in Aussicht genommen.

13. August.

In Sofia wird eine Protestkundgebung gegen die Untätigkeit der Regierung angesichts angeblicher türkischer Ausschreitungen in Mazedonien veranstaltet.

In Paris stirbt der Komponist Jules Massenet (Portr. S. 1366). Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Aufständischen die Stadt Irapa eingenommen und die 200 Mann starke Besatzung niedergemetzelt haben.

14. August.

Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Kaisers, vollendet sein 50. Lebensjahr (Portr. S. 1370).

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die türkische Regierung sich mit den ihr durch Ibrahim-Pascha übermittelten Forderungen der Albanier einverstanden erklärt hat.

CC

Englands Flottenpolitik in Nordsee und Mittelmeer.

Von Kapitän z. S. a. D. v. Kühlwetter.

Raum je ist in der lebhaft bewegten großen Politik so deutlich in den Vordergrund getreten, wie innig Politik und Flottenpolitik für Großmächte miteinander verknüpft sind, wie sehr Macht durch Seemacht heutzutage bedingt ist als in jüngster Zeit. Es ist nicht mehr England allein, das mit Seemacht lebt und stirbt, es geht uns und andern gerade so. Dank seiner insularen Lage ist England naturnotwendig früh auf das Wasser gewiesen worden, hat dadurch den zehrenden Landkrieg aus seinem Land fernhalten können und gerade durch und in seinen Seekriegen sich Reichtum erworben zu einer Zeit, wo das übrige Europa an schweren Kriegen fast verblutete und die Mächte außerhalb Europas noch keine Weltmächte waren. Daher sein Vorsprung, daher auch der ihm zur Selbstverständlichkeit gewordene Gedanke des Rechtes auf die Oberhoheit in allen Meeren, daher die ängstliche Sorge, daß jemand an diese Oberhoheit rühren möchte, und das eifersüchtige Bemühen, alles, was hierzu beitragen könnte, zu hemmen oder hindern. Auch wir wurden zur See- und Weltmacht nicht aus politischem Ehrgeiz, sondern dem Zwang der Entwicklung folgend.

Der ungeahnte wirtschaftliche Aufschwung nach der Gründung des Reichs erzeugte Menschen und Güter in

überfülle, für die Abfluß geschaffen werden mußte; so mußten wir Kolonialmacht werden, auf neuen Absatzgebieten mit dem nötigen Nachdruck mitsprechen können, also Seemacht werden. Da sich alles das sehr schnell vollzog in ungleich größerem Maßstab als anderwärts in Europa, da außerdem der zielbewußte Wille bald hervortrat, für unsere neuen Seeinteressen im Notfall so viel bewaffnete Seemacht einsetzen zu können, daß es auch für England Gefahr bedeutete, uns im Wege zu sein, ist es verständlich, daß England gerade unser Wachstum mit Mißtrauen ansieht. Der Grundgedanke unserer Flottenpolitik, wie ich ihn oben aussprach, ist ja auch das Ansagen der Fehde an jede souveräne Oberhoheit zur See. Und doch ist eine solche souveräne Oberhoheit längst und unwiederbringlich verloren und nicht durch uns. Überall in der Welt regen sich starke nationale Kräfte, alle Großmächte sind in die Probleme der Weltpolitik verflochten, und jeder hat immer noch nur so viel Recht, als seine Macht gilt. Amerika hat eine große Flotte, der unsern gleich, Frankreich, durch die Ungunst der inneren politischen Verhältnisse eine Zeitlang aufgehalten, tritt wieder in die Reihe der großen Flottenmächte ein, Italien und Österreich rüsten im Mittelmeer, Rußland hat weit ausschauende Pläne, Japans Flotte hat ihre Feuerprobe schon bestanden, seine Pläne auf die Vormachtstellung in Ostasien liegen offen zutage, nur seine Finanzen hemmen das Tempo seiner Flottenrüstung. Die Vorherrschaft in Ostasien hat England schon an Japan abtreten müssen, im Stillen Ozean und in Amerika sind die Vereinigten Staaten nicht gewillt, eine fremde Oberhoheit anzuerkennen, im Mittelmeer selbst ist England nicht mehr die Vormacht. Japan wurde darum zu Englands Bundesgenossen, Amerika wagt man nicht anzurühren, und im Mittelmeer soll Frankreichs Freundschaft helfen, in der Übermacht zu bleiben. Überall dort ist von einer souveränen Oberhoheit Englands nicht mehr die Rede, ohne Mitwirken Deutschlands, trotzdem aber ist Deutschland der Feind.

Vor etwa zwölf Jahren hörte ich einmal eine bekannte politische Persönlichkeit aussprechen: „England sieht zwei große Gegner: Amerika und Deutschland. Den Kampf mit Amerikas ungeheuren Hilfsmitteln sieht es als aussichtslos an, darum ist für uns die Lage kritisch, denn unserer glaubt es noch Herr zu werden.“ Unser schneller Aufstieg verbunden mit der reizbaren Erregung über das Schwinden der Oberhoheit müssen uns die englische Flottenpolitik erklären, die alles an das eine Ziel setzt, in der Nordsee Herr zu bleiben, darüber der andern Welt vergift und dem Prestige Englands Abbruch tut. Sachlich kann man für diese Zusammenziehung aller Kräfte vor unseren Toren einen Grund nicht finden, und ein Einschlag ängstlicher Schwäche liegt darin zutage. In diesem Frühjahr wurde in England das Flottenbudget zum erstenmal ganz offen gegen Deutschland abgewogen. Die Kriegsgefahr des vorigen Sommers war vorhergegangen und hatte uns die Augen geöffnet, wie schnell solche Gefahren entstehen können. Unfreundliche Stimmung drüben und die Andeutung einer Schiedsrichterstellung, die sich England im Marokko-Streit anzumaßen schien, lösten eine ungeheure Erregung in Deutschland aus, die sich schließlich in dem entschlossenen Willen entlud, die anerkannten Lücken in unserer Rüstung zu Wasser und zu Land möglichst bald auszufüllen. Zur Zeit, als das englische Flottenbudget beraten wurde, war es in England bekannt, daß eine Flottennovelle bei uns dem Reichstag vorgelegt werden würde, und was sie enthielt. Der

englische Lord der Admiralität hielt dann seine vielbesprochene Rede, deren Echo bei uns die einmütige Annahme der Flottennovelle durch alle bürgerlichen Parteien des Reichstags war. England fuhr fort, seine ganzen Streitkräfte auf die Nordsee zu konzentrieren, wollte dazu das Mittelmeer nahezu räumen, organisierte seine Flotte neu und stellte ein Bauprogramm gegen unseres in Aussicht. Die Erregung hüben und drüben staute allmählich ab. Unsere Flottennovelle ist lange Gesetz geworden, die englischen Seestreitkräfte wurden aus dem Mittelmeer zum großen Teil nach Gibraltar verlegt, die neue englische Flottenorganisation wurde eingerichtet. Eine neue große Erregung geht durch England über das Aufgeben der Vormachtstellung im Mittelmeer, das Abgehen von alter Tradition, Preisgeben der Handelshochstraße und des Zugangs zu Ägypten. Flottenmanöver fügen sich in das Bild ein, die das Gespenst der deutschen Invasion wieder aufleben lassen, und eine neue große Rede des ersten Lords der Admiralität malt erneut Deutschland, den Feind, an die Wand. In tendenziös zusammengestellten Zahlen mit teilweise nicht richtigen Angaben wird jetzt unsere Novelle als unverhofft und riesengroß dargestellt, Englands Fortschritt winzig klein. Es werden Stimmen laut, die mehr Geschwader bauen wollen und England nicht mehr sicher gegen den deutschen Angriff wäghen. Wie die Dinge zahlenmäßig liegen in der Nordsee mit Einschluß des Freundes Frankreichs, ist in der Nordseekarte übersichtlich zusammengestellt. Die ungeheure Überlegenheit Englands tritt dabei so drastisch in die Erscheinung, daß es schwer ist, zu verstehen, wo es ihm an Sicherheit fehlt.

Zwanzig Linienfahrer gegen einunddreißig bis fünf- unddreißig, vier Panzerkreuzer gegen achtzehn bis zwei- undzwanzig. Dabei sind die Panzerkreuzer, die zu Schulzwecken voll bemannt in Dienst sind, noch gar nicht mitgerechnet. 118 Torpedobootzerstörer gegen 66, sechzehn Unterseeboote gegen achtundvierzig. Und alle diese Streitkräfte massiert nach der Nordsee. Frankreich hat im Einvernehmen mit England seinen Schwerpunkt nach dem Mittelmeer verlegt und beschränkt sich im Norden vorwiegend auf örtliche Verteidigung. Rußlands Flotte ist erst im Werden und daher noch nicht berücksichtigt. Und wozu diese Aufpeitschung? Sachlich neu gefordert wurden nur mehr Mannschaften, um die neue Flottenorganisation schneller wirksam werden zu lassen und einem schon bestehenden Mangel abzuheilen. Die Gründe muß man also anderswo suchen. Die Minister Kanadas waren in London zu Beratungen über die Beteiligung an der Rüstung Englands.

Der Plan ist schon lange, das Mutterland soll die Sicherheit zur See zu Hause übernehmen, die Kolonien draußen. Greifbar hat er noch nicht Boden gewonnen, es galt also, zu zeigen, wie sehr das Mutterland in Bedrängnis ist und der Hilfe der großen Kolonien bedarf. Es galt weiter, die Steigerung der deutschen Kriegsbereitschaft ins Feld zu führen für die Notwendigkeit einer Mannschaftsvermehrung, die aber tatsächlich vor allen Dingen einem bestehenden Personalmangel abhelfen sollte, der im Frühjahr eigentlich schon bekannt sein konnte. Es galt schließlich, den ersten Rückzugsschritt von der bisherigen Konzentration nach der Nordsee unauffällig zu gestalten. Dieser Schritt geschah, indem die Mittelmeerstreitkräfte verstärkt wurden. Böse Zungen behaupten, der ganze Abzug aus dem Mittelmeer sei überhaupt nur inszeniert, um die Entrüstung hierüber zu erzeugen, mit der Forderung, lieber viel mehr Schiffe

noch zu bauen, als das Mittelmeer preiszugeben und in den Kolonien Englands Not vor Augen zu führen. All dies mag man auf dem Grund der Dinge suchen, uns hat die ganze Aktion bemerkenswert kühl gelassen, wir sind nach Geschichte und gegenwärtigen Kräfteverhältnissen nicht nach einem Angriffskrieg veranlagt. Die Entwicklung unserer Seekräfte liegt durch ein langfristiges Geſetz gebunden klar zutage, und jeder militäriſch geſchulte Kopf weiß, daß zum Angriffskrieg über See Übermacht gehört. Dieſe Übermacht liegt bei England, wird bei ihm liegen und iſt ihm nie beſtritten worden. Ob aber das ganze Vorgehen der engliſchen Regierung danach angetan iſt, einer Verſtändigung zwiſchen Deutſchland und England förderlich zu ſein, das muß man füglich bezweifeln, und von dieſem Geſichtspunkt muß man die ganzen jüngſten Geſchehnisse bedauern, denn auch die beſänftigenden ſpäteren Worte des Premierministers und die Berichtigungen, die der erſte Lord der Admiralität ſpäter vorgenommen hat, werden den Eindruck ſeiner erſten Rede nicht verwischen. Dieſe Rede befaßt ſich nun außerdem nicht allein mit uns, ſondern auch mit den Flotten der anderen Dreibundsglieder und mit der Lage im Mittelmeer überhaupt.

Im Mittelmeer ſind leztthin eigentlich die Fäden der geſamten europäiſchen großen Politik angeſponnen worden. Marokko hatte im Geſolge die engere Freundschaft Englands mit Frankreich, es erzeugte die Beſetzung von Tripolis, damit den Italieniſch-Türkischen Krieg, und ſchuf damit eine gänzlich veränderte Lage im Mittelmeer, deſſen Südküſte nun in ihrer ganzen Ausdehnung von europäiſchen Großmächten beſetzt iſt. Ein Glied des Dreibundes mitten zwiſchen zwei Freunden der Entente. Noch weiter zurückgreifend war ja auch die endgültige Feſtſetzung Englands in Ägypten der Preis, den Frankreich zahlte für die freie Hand in Marokko, ebenſo wie Tripolis der Lohn Italiens. Ob ſich die Verhältnisse dabei nun aber ganz nach Wunſch der Hauptkontrahenten England und Frankreich entwickelt haben, bleibe dahin geſtellt.

Das Mittelmeer iſt für England der Weg nach dem nahen und fernen Oſten, die Handelshochſtraße, durch die ein großer Teil ſeiner Lebensmittelfuhr geht, der Zugang nach Ägypten. Nicht ſeit heute, ſondern ſeit vielen Jahrzehnten. Das Kolonialreich Frankreichs in Nordafrika, das italieniſche Tripolis, unmittelbar gegenüber von Italien, ſind unmittelbare Flankenſtellungen zum Wege Englands. Trotz der Freundschaft mit Frankreich rechnete England damit, als es das Anlegen eines Kriegshafens gegenüber Gibraltar ausſchloß und Spanien gegen Frankreich in Marokko ſtärkte, und trotz der guten Beziehungen zu Italien beeilte es ſich, zum neuen italieniſchen Stützpunkt Bomba — oder Tobruk — eine Flankenſtellung in Solum zu beanspruchen.

Frankreich beansprucht die Herrſchaft im weſtlichen Mittelmeer, weil es die Verbindung zwiſchen Mutterland und Kolonialreich dort geſichert haben muß, die Truppen dort werden im Ernstfall dringend zu Hauſe gebraucht.

Über Italiens Ansprüche ſchrieb vor mehr als 40 Jahren Fürſt Bismarck an Mazzini: „Das Mittelländiſche Meer gehört unbeſtritten in die Interreſſenſphäre von Italien. Die Herrſchaft über das Mittelmeer ſollte der beſtändige Gedanke von Italien, das Ziel ſeiner Miniſter und deren leitender Grundſatz ſein.“ Die geographiſche Lage weiſt Italien auf dieſe Aufgabe hin. Nachdem es nun das gegenüberliegende Tripolis beſetzt

hat, muß es mit Notwendigkeit danach trachten, ſich eine ſichere Brücke der Seeherrſchaft dorthin zu ſchlagen.

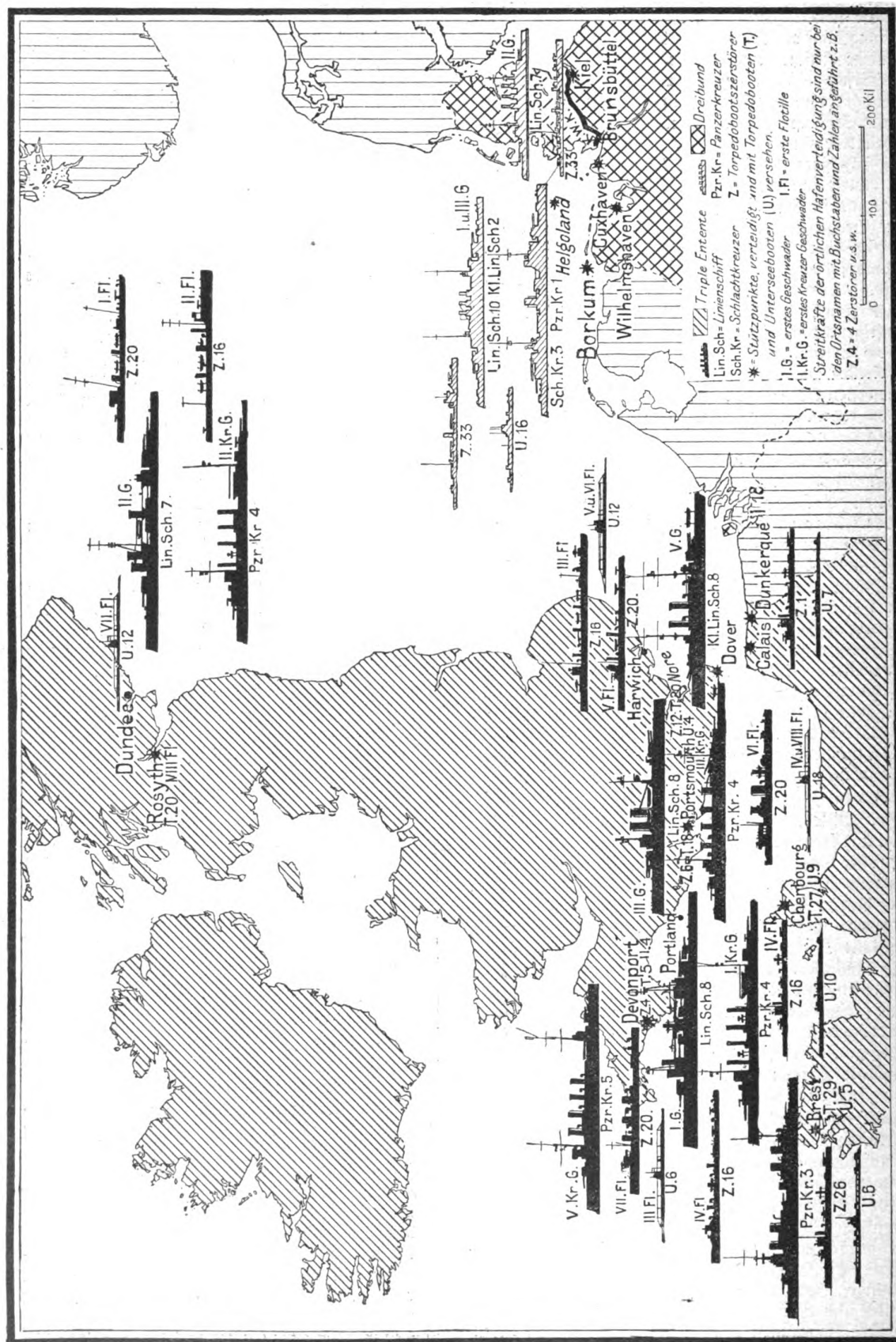
Für Öſterreich iſt die Erhaltung ſeiner wenigen Häfen an der Adria, ſeiner kleinen Küſte und des freien Auswegs aus der Adria Lebensbedingung.

Allen dieſen Mächten hat zudem der Italieniſch-Türkische Krieg handgreiflich die Rolle des zur See Ohnmächtigen vor Augen geführt.

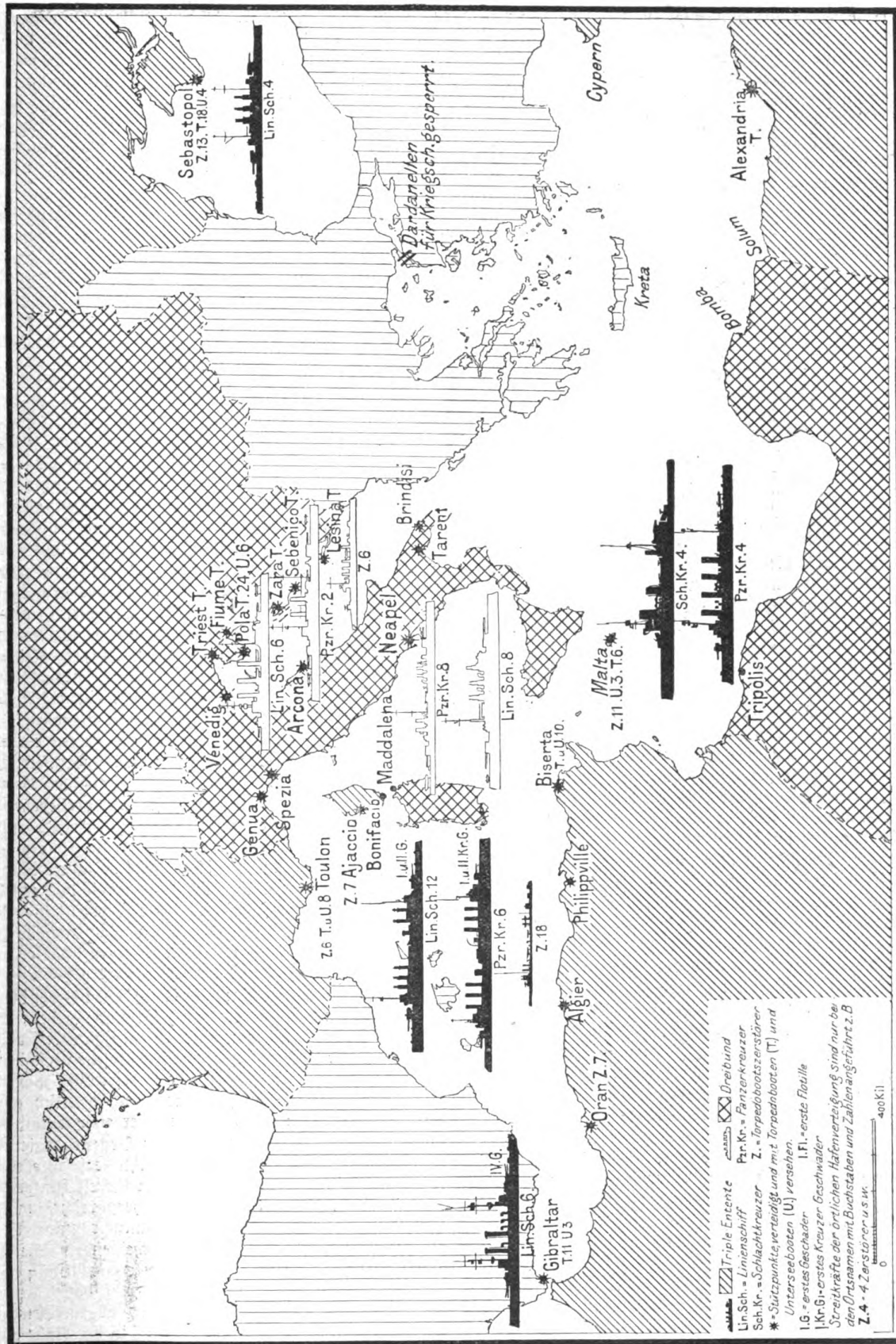
Rußlands Flotte liegt im Schwarzen Meer gefangen. Es rüttelt ſchon lange an der Dardanellenkette. Dem Zarenreich fehlt immer noch ein eiſfreier Hafen. In der Oſtſee iſt ein ſolcher nicht vorhanden, in Oſtaſien iſt Port Arthur verloren und mit der Eroberung Koreas durch Japan kein Hafen mehr für Rußland frei. Wo wird dieſer Naturtrieb Rußlands befriedigt werden?

Fügen wir noch hinzu, daß Italien Tripolis nahm, um den Strom ſeiner Auswanderer dorthin abzulenken, daß der Wert von Tripolis in ſeinem ehemals hochkulti-vierten Hinterland liegt, daß dort aber nach der einen Seite wenig klare Grenzverhältnisse gegen England — Ägypten, nach der anderen gegen Frankreich beſtehen, ſo ſind die Haupttreibungsflächen für Mittelmeermächte gegeben. Daraus zu prophezeien, wie ſich die Mächte in jedem Fall gruppieren werden, ſcheint mir kaum mehr als müßige Wahrfagekunſt. Eins nur ſcheint gegeben. England will, dank des Beſizes einer geſchloſſenen Kette dominierender Stellungen, der ſtrategiſche Beherrſcher des Mittelmeeres bleiben, wenn es auch zeitweiſe die Sachwaltung ſeiner Gewalt Frankreich überläßt, um die Maſſe ſeiner mobilen Streitkräfte zur See im Norden konzentrieren zu können. Das bezeugt es dadurch, daß es ſeine Mittelmeerſtreitkräfte verſtärkt, wie es der erſte Lord der Admiralität jezt bekanntmacht, ohne daß ſie den franzöſiſchen gleich oder überlegen werden. Das bezeugt es weiter dadurch, daß eine eindringliche Mahnung an die Mittelmeermächte gerichtet wird, es ſeien Gerüchte vorhanden, daß eine Macht dort ihre Flotte vergrößern wolle. Das werde natürlich ſofort energiſche Gegenmaßregeln hervorrufen. Nehmen wir nun noch dazu, daß wir doch wohl einen gewiſſen Rückzug aus der Türkei angetreten haben, daß England dort und damit auch in der Dardanellenfrage in den Vordergrund rückt, dann muß man ſagen, daß gerade die Ereigniſſe im Mittelmeer die bei allen verſuchte Suggestion, Deutſchland allein ſei der Feind, Lügen ſtrafen. Etwas anderes als eine ſolche Suggestion war doch die Einkreisungspolitik nicht. Italien und Öſterreich bauen Schiffe, weil ſie ſich nicht in Abhängigkeit begeben wollen, und ſie finden, daß ſie ſich im Mittelmeer doch in erſter Linie mit England in Gegenſatz befinden könnten.

Frankreich hat ſich zurzeit in eine gewiſſe Abhängigkeit begeben. Als England ſeine Schiffe zurückzog, frohlockte es und war bereit, einen Zweimächteſtandard gegen Italien und Öſterreich für ſeine Flotte anzunehmen, nun England ſeine Schiffe wieder vermehrt, preiſt es beredt den neuen Zuſtand der Dinge. Zurzeit hat Frankreich allein ſogar die Übermacht an Seestreitkräften im Mittelmeer, wie die Gruppierung der Streitkräfte auf der Mittelmeerkarte deutlich zeigt, die die Kräfteverteilung in dieſem Herbit darſtellt. England ſchickt aber nach Malta gerade ſeine neuen Schlachtkreuzer als geeignetes Gegengewicht gegen die neuen italieniſchen ſchnellen, aber nur leicht gepanzerten Schlachtkiſſe und kündigt eine Torpedobootſtation in Alexandria an. In wenigen Jahren würden ohne Englands Hilfe allerdings die Dreibundſtotten überwiegen nach den Flottenbauplänen, die



Flotten des Dreibunds und der Entente in der Nordsee.



Flotten des Dreibunds und der Entente im Mittelmeer.

schon jetzt gelten, und nach denen Italien sowohl als Österreich energisch zum Bau von Großkampfschiffen übergehen. Italien allein würde immer gegen die Ententemächte in hoffnungsloser Unterlegenheit sein, und so muß die Erwägung der Kräfteverhältnisse und Gegenstände dahin führen, daß ein Gleichgewicht nur entstehen kann, wenn Italien und Österreich ihre Seemacht dahin ausbauen, daß dem Dreibund auch zur See gegenüber der Entente, die jetzt auch Rußlands Flotte einbezog, eine achtunggebietende Stellung gesichert wird. Daß es mög-

lich ist, zeigt schon die jetzige Gruppierung der Flotten, und daß der Gedanke solchen Zusammengehens im Mittelmeer nicht mehr „absurd“ gefunden wird, wie ihn der englische Premierminister nannte, dafür mehrten sich die Stimmen in beiden Ländern. Nicht am wenigsten die Ermahnungen Englands werden ihnen gezeigt haben, was ihnen not tut. Möchte nur der türkische Krieg bald sein Ende finden, damit er Italien nicht finanzielle Kräfte entzieht, die es anderweitig viel besser nutzbar machen kann.

Das Reiseabenteuer.

Plauderei von Dr. Ernst Frand.

Wenn einer eine Reise tut, dann „will er was erleben“; so kann man das bekannte Dichterwort vom Herrn Urian treffend variieren. Wenigstens gilt das für alle, die das ganze Jahr hindurch die Eintönigkeit des Berufslebens und das ermüdende Gleichmaß der Tage zur Genüge zu schmecken bekommen. Aber auch auf jeden andern, der seine Reise angetreten hat, wartet vielleicht irgendwo, als neidischer Kobold oder als reizende Märchenfee, das Reiseabenteuer in leibhaftiger Gestalt, und wenn er auch gar nicht die Absicht hatte, auf seiner Reise etwas zu „erleben“, sondern nur den dringenden Wunsch fühlte, irgendwo völlig ungestört und gänzlich erlebnislos auszuspannen — es hilft ihm nichts: Denn wenn einer eine Reise tut, dann „kann er was erleben“.

Den Gedanken an ein kleines Reiseabenteuer umspinnt ein lockender und geheimnisvoller Nimbus. Es gibt freilich auch Reiseabenteuer von furchtbaren und erschütternden Tragik, wie der Untergang der Titanic und der Brückeneinsturz von Binz, und jeder dankt seinem Schicksal, wenn er selbst und seine Lieben von solchen Reiseabenteuern verschont bleiben. Aber die andern Reiseabenteuer, die netten, drolligen, komischen, poetischen, allerliebsten, ja selbst die ein bißchen tragikomischen, peinlichen und ärgerlichen haben ihren eigenen Reiz, die letzteren freilich meist erst hinterher — und ihnen geht man nicht nur nicht aus dem Wege, sondern kostet sie, wenn man kein Philister und Sauertopf ist, mit dem Verständnis und Humor eines Reiseschmeckers aus. Man wartet auf sie, man fragt sich bei Antritt der Reise und unterwegs immer wieder, fiebernd vor Erlebensdurst: Wird das Abenteuer kommen? Heute? Morgen? Bald? Man verlangt es einfach als etwas, was einem die Reise schuldig ist, und nur die Ansprüche auf Art und Stimmung des Reiseabenteurers sind verschieden, je nachdem man nach Heringsdorf fährt oder durch den Balkan reist.

Von zwei Seiten kommen uns die Reiseabenteuer: von den Dingen und von den Menschen. Es liegt, wie die Philosophen schon längst herausgefunden haben, in den meisten Dingen: in unserm Koffer, in unserer Uhr, im Schnürsenkel oder Kragenknope, oft etwas Lächerliches, irgendein neidischer oder boshafter Kobold lebt darin, der gern unsere Sommerreise abwartet, um sich in seiner ganzen Charakterlosigkeit zu zeigen. Da reist man durch Italien, genießt die alte Kunst und die ewig junge Natur, freut sich der fremden Städte und des farbigen Volkslebens und wartet, schon ein bißchen verstimmt, weil es gar nicht kommen will, auf das Reiseabenteuer. Man

kommt in Florenz an, will ins Hotel, und schon kommt das Abenteuer anspaziert, ein wenig höhnisch, ein wenig mitteilend lächelnd: Der Koffer ist nicht da! Der Koffer hat, eigenfinnig wie Koffer manchmal sind, seinen eigenen Reifweg genommen, ist vielleicht nach Rom weiter gereist, weil er sich in Florenz mal gelangweilt hat, oder ist unterwegs in einem kleinen Nest ausgestiegen, oder hat es überhaupt vorgezogen, in München oder Mailand zurückzubleiben. Eine ärgerliche Sache! Aber nun hat er ja, was er wollte, der Reisende, er hat sein kleines Abenteuer, eins von den peinlichen freilich, aber in einer Lotterie, in der man so viel nette Abenteuer gewinnen kann, müssen halt auch Nieten gezogen werden. Er kann sogar noch von Glück sagen. Er hätte auch verhaftet werden können, weil er vielleicht irgendeinem durchgebrannten Kassierer entfernt ähnlich sieht oder einen Revolver bei sich trägt, was in manchen Ländern verboten ist. Er hätte von Banditen auf einen einsamen Berg entführt werden und dort während seines ganzen schönen Urlaubs bei Wasser und Reis in Gefangenschaft schmachten können. Er hätte Brieftasche und Rundreisebillet verloren oder in einen falschen Zug einsteigen können. Er hätte schließlich, was auch schon vorgekommen ist, im Schlafwagen nachts seinen Platz in dem Augenblick verlassen können, wo eine Reihe Wagen abgehängt wurden, so daß er selbst nach Osten weiter reist, während sein Gepäck, seine Garderobe und sein Reisevergnügen den Weg nach Westen nehmen — und an allen solchen Erlebnissen hätte er noch weit mehr des Ärgers und des Abenteurers gehabt.

Aber immerhin: es gibt nicht bloß Nieten in der Reiseabenteuerlotterie, man kann auch Gewinne ziehen, und wer ein Glückspilz ist, kommt mit einem Haupttreffer heraus. Auch hier sind die Ansprüche freilich sehr verschieden. Die Abenteuerlust des einen ist erst befriedigt, wenn er eine gefährvolle Segelfahrt, einen noch glücklich abgelaufenen Absturz im Hochgebirge oder eine Automobilpanne nachts in etwas unheimlicher Gegend hinter sich hat. Ein Reiseabenteuer erscheint ihm erst interessant und annehmbar, wenn es mit einem Schuß Hintertreppe-romantik gewürzt ist und an das heranreicht, was die Phantasie des Dichters und des Kriminalromanciers zu erfinden vermag. Andere sind bescheiden. Sie sind schon zufrieden, wenn einem andern etwas Unangenehmes oder Komisches begegnet und sie selbst dabei den unbeteiligten Zuschauer machen dürfen. Sie gleichen auf der Reise dem kleinen Jungen, der sich in der Nähe einer frischgestrichenen Bank ins Gras legt, und sein Ver-

gnügen hat, wenn ein Ahnungsloser sich da hinsetzt. Aber es gibt auch Freunde anderer Arten von Reiseabenteuern, von solchen, die lieblich wie der Duft einer Blume sind und einen süßen Stachel in der Seele zurüchlassen. Ich fragte einmal eine sehr reizende Dame, die von einer Orientreise zurückkam, was denn ihr schönstes Reiseabenteuer gewesen sei. Da erzählte sie mir, daß sie eines Nachmittags mit ihrem Gatten in Athen vor einem Café geessen und Limonade getrunken habe. Da sei ein wunderhübscher Griechentnabe, vielleicht zwölf Jahre alt, an den Tisch gerannt gekommen, habe ein großes Beilchenbuttefett vor sie hingelegt und sei blitzschnell wieder davon gelaufen. Im nahen Gebüsch habe er sich dann versteckt, die angebotene Bezahlung für die Blumen mit Kopfschütteln abgelehnt und nur immer herübergestarrt. Dies kleine Erlebnis, diese zarte und stumme Huldigung eines griechischen Straßenjungen, war mein schönstes Reiseabenteuer, schloß die Dame. Und so ist es denn auch andern wieder das liebste Reiseabenteuer, wenn der große Rehrbesen des Reiseverkehrs sie, oft so seltsam, mit Menschen zusammenbringt, die ihnen sympathisch sind, die ihnen rasch teuer werden, und an denen sie das große Wunder der Reisebekanntschaft erleben: nämlich mit einem Menschen ein Stück Weges zu gehen, der wie noch kein anderer vor ihm unsere Sprache spricht, unser Sehnen beantwortet und in seiner Lebensmusik in gleichem Rhythmus mit uns geht.

Manche Menschen erklären verstimmt: Wenn ich reise, erlebe ich nie etwas; und beneiden andere heftig um ihre reizenden Reiseabenteuer. Ich glaube aber, sie irren sich. Das Reiseabenteuer begegnet wohl jedem, aber nicht jeder hat die klaren, hellgewaschenen Reiseaugen, mit denen allein er es erblicken kann. Nicht um ihre Reiseabenteuer also soll man andere beneiden, sondern höchstens um ihre Fähigkeit, unter den Tausenden von gleichgültigen Vorgängen und Erlebnissen auf der Reise die Märchengestalt des Abenteuers herauszufinden, die oft genug wie Liebes durchs Gedränge leuchtet. Es ist ja auch sonst nicht selten ein bißchen was Märchenhaftes um ein Reiseabenteuer. Sein Reiz besteht darin, daß es, wie jeder hohe Genuß, köstlich ist und unbefriedigt läßt. Es geht oft so rasch vorüber, daß man nicht erfährt, woher es kommt, und wohin es will, oft nicht einmal, ob es blaue oder braune Augen hat. Manches Reiseabenteuer behält etwas Rätselhaftes, bedrückend Geheimnisvolles, und das ist oft das Beste an ihm.

Wenn einer eine Reise tut, dann kann er, in der Tat, auch etwas erzählen. Und von seinen Reiseabenteuern erzählt er am liebsten. Wenn sonst alles, was eine Reise bot und schauen ließ, längst verblaßt und vergessen ist, dann steht das Reiseabenteuer meist noch mit frischen, leuchtenden Farben in der Erinnerung und vermag alles sonst dem Gedächtnis Entschwundene wieder hervorzurufen. Es gibt freilich auch erfundene Reiseabenteuer, und ein unlängst verstorbener Erzähler ist durch lauter Reiseabenteuer, die er nicht erlebt hatte, berühmt geworden. Gerade in Reiseberichten geht dem Menschen ja oft Wahrheit und Dichtung etwas durcheinander; das beweisen schon die Reiseberichte ältester Zeiten. Andererseits gibt es aber auch wieder erlebte Reiseabenteuer, die man verschweigt; die man still für sich im Herzen bewahrt und keinem erzählt, weil ein Stück unserer Seele dranhängt, und weil es vielleicht überhaupt die teuersten Erlebnisse sind, die das wechselvolle Leben uns gebracht hat.



Unsere Bilder

Der Kaiser in Essen und Bochum (Abbild. S. 1367, 1368 und 1369). Die Reise des Kaisers zum hundertjährigen Jubiläum des Hauses Krupp in Essen hat sich zu einer eindrucksvollen Ehrung der deutschen Industrie gestaltet. Die offiziellen Festlichkeiten in Essen sind durch die furchtbare Bergwerkstatastrophe auf der Zeche Lothringen bei Bochum gestört worden. Aber der Kaiser hatte, bevor er an der Seite seines Gastfreundes Dr. Krupp von Bohlen und Halbach zu der Unglücksstelle eilen mußte, vollauf Gelegenheit, die großartigen sozialen Einrichtungen der Firma Krupp zu besichtigen und sich über die freudige Begeisterung der Essener Bevölkerung zu freuen, die dem Monarchen gleich bei seiner Fahrt von der Bahn zur Villa Hügel und zum Hauptverwaltungsgebäude, in dem der offizielle Festakt stattfand, durch stürmische Zurufe huldigte.

Die Bestattung der verunglückten Bergleute (Abb. S. 1368) von der Zeche „Lothringen“ gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung der nationalen Trauer. Ein endloser Leichenzug geleitete die zwanzig großen Planwagen, in denen die sterblichen Überreste der unglücklichen Bergleute in neunundneunzig Särgen lagen. Unter dem Klang der Glocken bewegte sich der Zug, dem Hunderte von Abordnungen mit umflorten Bannern folgten, zum Friedhof. Als Vertreter des Kaisers war an der Spitze der Beamtenschaft der Oberpräsident der Provinz Westfalen erschienen.

Prinz Heinrich von Preußen (Abb. S. 1370) hat am 14. August seinen 50. Geburtstag gefeiert. Deutschland verehrt in dem einzigen Bruder Wilhelms II. vor allem einen starken Förderer der Reichsflotte, der der Prinz ein Menschenalter lang in vielen wichtigen Stellungen gedient hat, und der er als Großadmiral noch heute angehört. Auch der deutsche Sport, besonders der Automobilsport und alle Zweige des Flugports, haben dem Prinzen Heinrich viel zu danken.

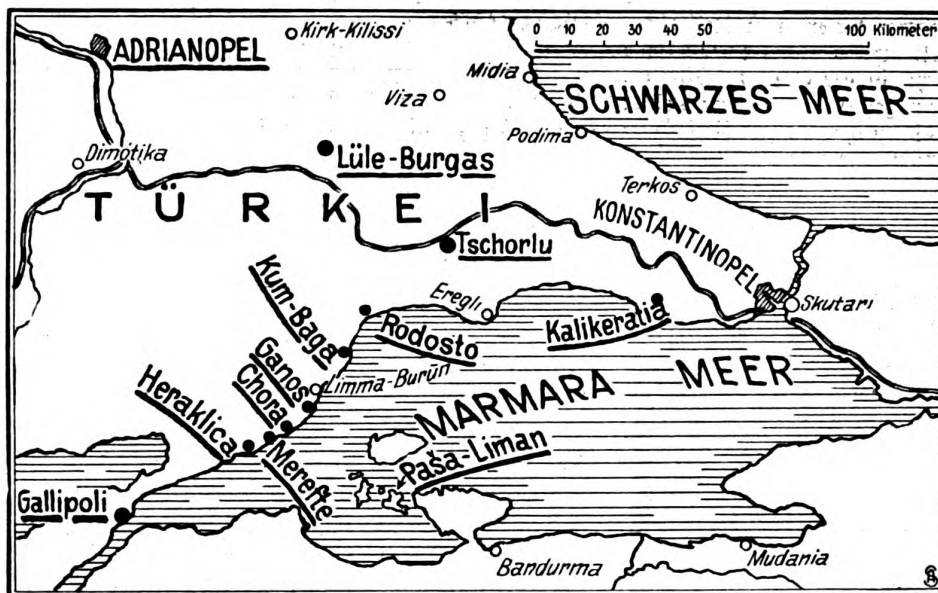
Prinzregent Luitpold (Abb. S. 1373) hat es sich auch in diesem seinem zweiundneunzigsten Sommer nicht nehmen lassen, sein geliebtes Berchtesgaden aufzusuchen. Der alte Herr ist wieder recht rüstig und für die Herrlichkeiten der Gebirgsnatur empfänglicher denn je.

Das Heimatfest in Dessau (Abb. S. 1372) ist zu Ehren des siebenhundertjährigen Jubiläums des anhaltischen Staates gefeiert worden, dessen Selbständigkeit vom Regierungsantritt des Anstalters Heinrich I. im Jahr 1212 datiert. Ein großes dreitägiges Fest lockte Zuschauer aus ganz Anhalt und den Nachbarprovinzen nach Dessau. An jedem der drei Tage wurde ein großes historisches Festspiel aufgeführt. Herzog Friedrich II. und seine Familie wohnten den interessanten Vorführungen bei und nahmen die begeisterten Huldigungen ihrer Landeskinde entgegen.

Ein Denkmal des Fürsten Karl Günther (Abb. S. 1370), des letzten Fürsten des Hauses Schwarzburg-Sondershausen, ist dieser Tage auf dem Langen Berg bei Gehren an einer Lieblingsstelle des verewigten Herrschers enthüllt worden. Es ist kein einfaches Standbild, sondern ein mächtiger architektonischer Aufbau — ein Werk des Architekten Klopzig — der das von Arno Zauche in Weimar geschaffene Bronzebild trägt. Die Enthüllung fand am Geburtstag des verstorbenen Fürsten in Gegenwart der meisten Mitglieder des fürstlichen Hauses statt.

Die Segelwoche in Cowes (Abb. S. 1371), die englische Ausgabe unserer Kieler Woche, hat wieder einmal die Blüte der britischen Aristokratie herbeigeloct. König Georg und Königin Mary waren mit ihren Kindern erschienen. Unter den übrigen fürstlichen Gästen der Segelwoche stand das spanische Königspaar an erster Stelle. Der König von Spanien nahm persönlich an den Regatten teil; auch eine Jacht des Deutschen Kaisers, die bewährte „Meteor“, startete, hatte aber diesmal wenig Glück.

Das Erdbeben in der Türkei (Karte S. 1366) hat dem unglücklichen Land eine neue schwere Prüfung zugefügt. Das



Karte zum Erdbeben in der europäischen Türkei.

Zentrum des Erdbebens war Gallipoli, doch wurden auch viele andere Orte an beiden Ufern des Marmarameeres und selbst im Wilajet Adrianopel schwer beschädigt. Sehr stark hat Mersin gelitten. Auch Rodosto, Heraklia und die Insel Prinkipo wurden hart mitgenommen. Hunderte von Häusern stürzten ein, Ortschaften gerieten in Brand, und sehr viele Einwohner wurden getötet.

Die Dresdner Vogelwiese (Abb. S. 1373) ist in diesem Jahr wie in früheren auch von König Friedrich August und den Mitgliedern seines Hauses besucht worden. Der König schloß wie alle Festbesucher mit der Armbrust nach dem hölzernen Vogel und beobachtete auch mit sichtlichem Vergnügen das bunte Jahrmakettstreifen, das das Wesen der Vogelwiese ausmacht.

Der neue deutsche Botschafter in Konstantinopel (Abb. S. 1370) Freiherr von Wangenheim ist vom Sultan kürzlich in Audienz empfangen worden und hat ihm sein Beglaubigungsschreiben überreicht. Der Empfang fand mit dem üblichen feierlichen Zeremoniell statt, das in Konstantinopel dadurch, daß ein Teil der Fahrt zu Wasser zurückgelegt wird, einen besonders malerischen Einschlag erhält.

Interessante junge Paare (Abb. S. 1373 u. 1374). Erzherzogin Mathilde von Oesterreich, die unser Bild an der Seite ihres Verlobten zeigt, ist eine Tochter des Erzherzogs Karl Stephan und der Erzherzogin Maria Theresia. Sie steht im 21. Lebensjahr. Ihr Bräutigam Prinz Olgerd Czartorski ist der Sohn des verstorbenen Prinzen Titus. Er steht vor der Vollendung des 24. Lebensjahres. — Baron Alfons Rothschild, der derzeitige Chef des Wiener Hauses, hat sich mit der Tochter einer berühmten englischen Bankiersfamilie Miss Clarice Sebag-Montefiore verlobt und durchbricht damit die Tradition der Rothschilds, die meist ihre Cousinen zu heiraten pflegen. — In London hat die Vermählung des Marquess of Anglesey mit der durch ihre Schönheit bekannten Lady Marjorie Manners der Gesellschaft für lange Zeit Gesprächsstoff geliefert.

Das 29. Radfahrerbundesfest (Abb. S. 1372) des Deutschen Radfahrerbundes ist im alten Braunshweig abgehalten worden. Ein großer Festzug durch die Straßen der Stadt bildete den glänzendsten Programmpunkt. Die deutschen Radler hatten zum Teil historische Trachten angelegt, die nicht recht zu den Rädern paßten, aber hübsch aussahen. Auch anmutig gekleidete Kinder- und Frauengruppen hatten den vollen Beifall der Zuschauermenge.

Personalien (Abb. S. 1370 u. 1374). Dr. v. Heigel, der berühmte bayrische Historiker und Präsident der Münchner Akademie der Wissenschaften, feiert am 23. August seinen

vollendeten 70. Geburtstag. Der Forscher hat vor allem die Geschichte seiner Heimat zum Gegenstand seiner bedeutenden Arbeiten gemacht. Er wurde im Jahr 1885 zum Professor an der Münchner Universität, im Jahr 1904 zum Akademienpräsidenten und Generalkonservator der wissenschaftlichen Sammlungen, im Jahr 1909 zum Geheimen Rat mit dem Titel Excellenz ernannt. — Der Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Gustav Fritsch in Berlin feierte sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Der Gelehrte, der von der Anatomie und Histologie zur Anthropologie gelangt ist, sich aber auch als Astronom und Ophthalmologe hervorgetan hat, wurde am 5. März 1833 in Rottbus geboren und trat im Jahr 1874 in den Lehrkörper der Berliner Universität. — Am 19. August

Todesfälle (Abb. S. 1370). Der Erbauer des Reichstagsgebäudes Geheimrat Prof. Dr. Paul Wallot ist im Alter von 71 Jahren gestorben. Er war einer der Baukünstler, die nach dem Nationalkrieg der Größe des neuen Reichs architektonische Denkmale gesetzt haben. Sein größtes Werk, den Kuppelbau des Reichstagsgebäudes, führte er in den Jahren 1884 bis 1894 aus. Seine letzten Jahrzehnte verbrachte er als Professor für Hochbau an der Technischen Hochschule in Dresden.

Die Toten der Woche

Sir Joseph Dimsdale, ehem. Lord-Mayor von London, † in Strathpeffer (Schottland) im Alter von 64 Jahren.

Prof. Dr. Oskar Eversbusch, Direktor der Münchner Universitäts-Augenklinik, † in München am 6. August im Alter von 59 Jahren.

Verlagsbuchhändler Hermann Geseus, † in Wiesbaden am 12. August im Alter von 78 Jahren.

General Leconte, Präsident von Haiti, † in Port-au-Prince durch ein Dynamitentat.

Jules Massenet, berühmter französischer Komponist, † in Paris am 13. August im Alter von 70 Jahren (Portr. nebenst.).

Generalsuperintendent Liz. Rogge, † im D-Zug Gießen-Limbach am 6. August im Alter von 49. Lebensjahr.

Kriminalkommissar a. D. Eugen v. Tausch, † in Bad Mibing am 7. August im Alter von 68 Jahren.

Geh. Baurat Prof. Paul Wallot, der Erbauer des Reichstagsgebäudes, † in Langenschwalbach am 10. August im Alter von 71 Jahren (Portr. S. 1370).



Jules Massenet †

Nummer
33.

DIE WOCHE

Bilder vom Tage

Seite
1367.



Phot. Berl. Luft.-Off.

Das Grubenunglück auf der Zeche Lothringen: Der Kaiser auf der Fahrt durch Bochum.

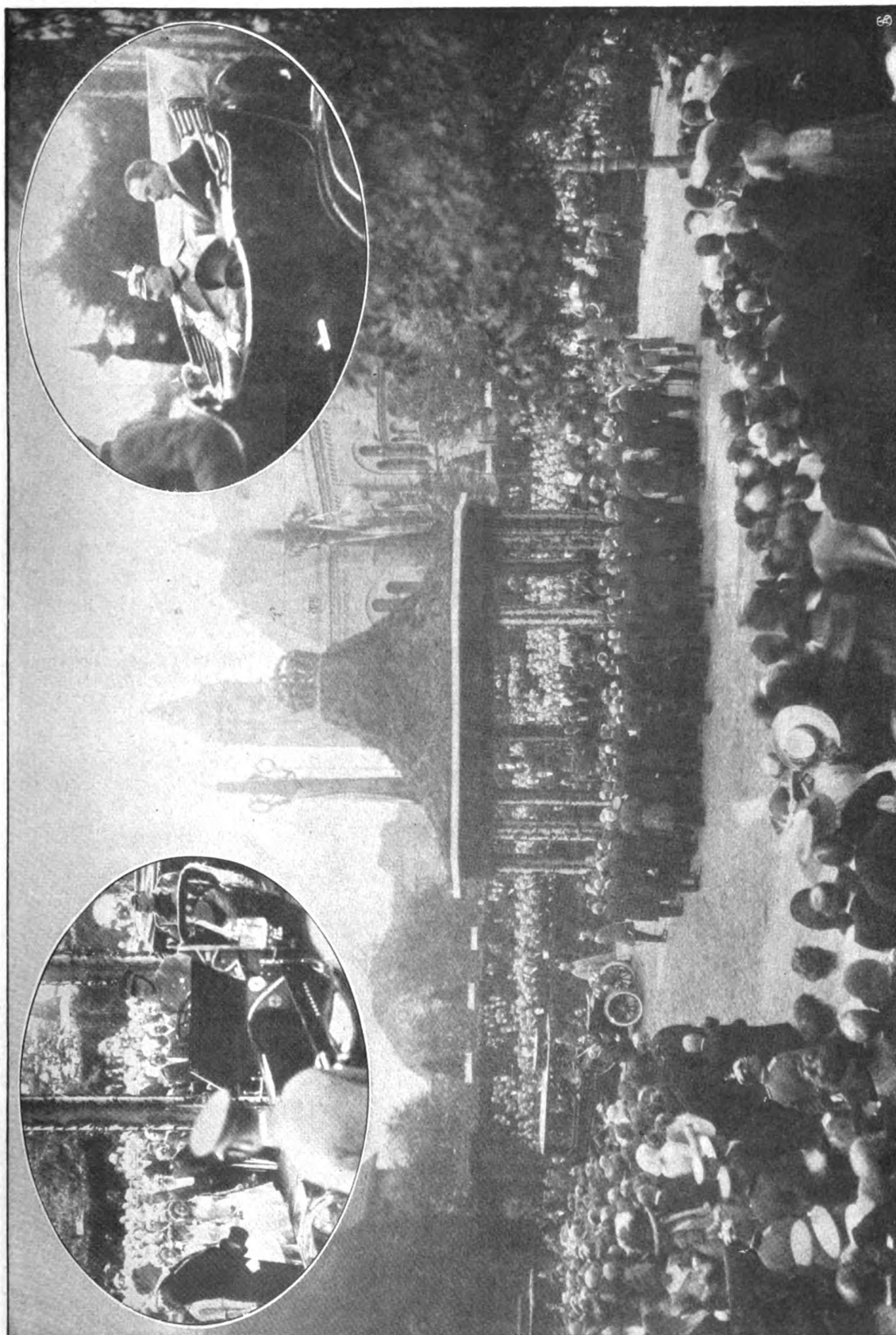


Die Grubenkatastrophe auf der Zeche Lothringen: Die Beisetzung der Opfer.

Phot. Arnold.



Von der Hundertjahrfeier der Kruppschen Werke: Der Kaiser in der Kolonie Altenhof.



Oberbürgermeister Solle begrüßt den Kaiser.
Spot. Remingtons.

Die Ankunft des Kaisers auf dem Festplatz.
Spot. Remingtons.

Der Kaiser und Krupp von Vöhlen und Salbad.
Spot. Remingtons.

Hundertjahrfeier der Krupp'schen Werke: Besuch des Kaisers.



Prinz Heinrich von Preußen,
begibt seinen 50. Geburtstag.

Phot. G. Weber, Berlin.



Der neue Botschafter in Konstantinopel Hans Freiherr von Wangenheim,
auf dem Weg zu seiner Antrittsaudienz.

Phot. Steinberg.



Prof. Dr. Th. von Heigel, München,
feiert seinen 70. Geburtstag.



Prof. Dr. Paul Wallot †
Erbauer des Reichstagsgebäudes.

Phot. Fischer.



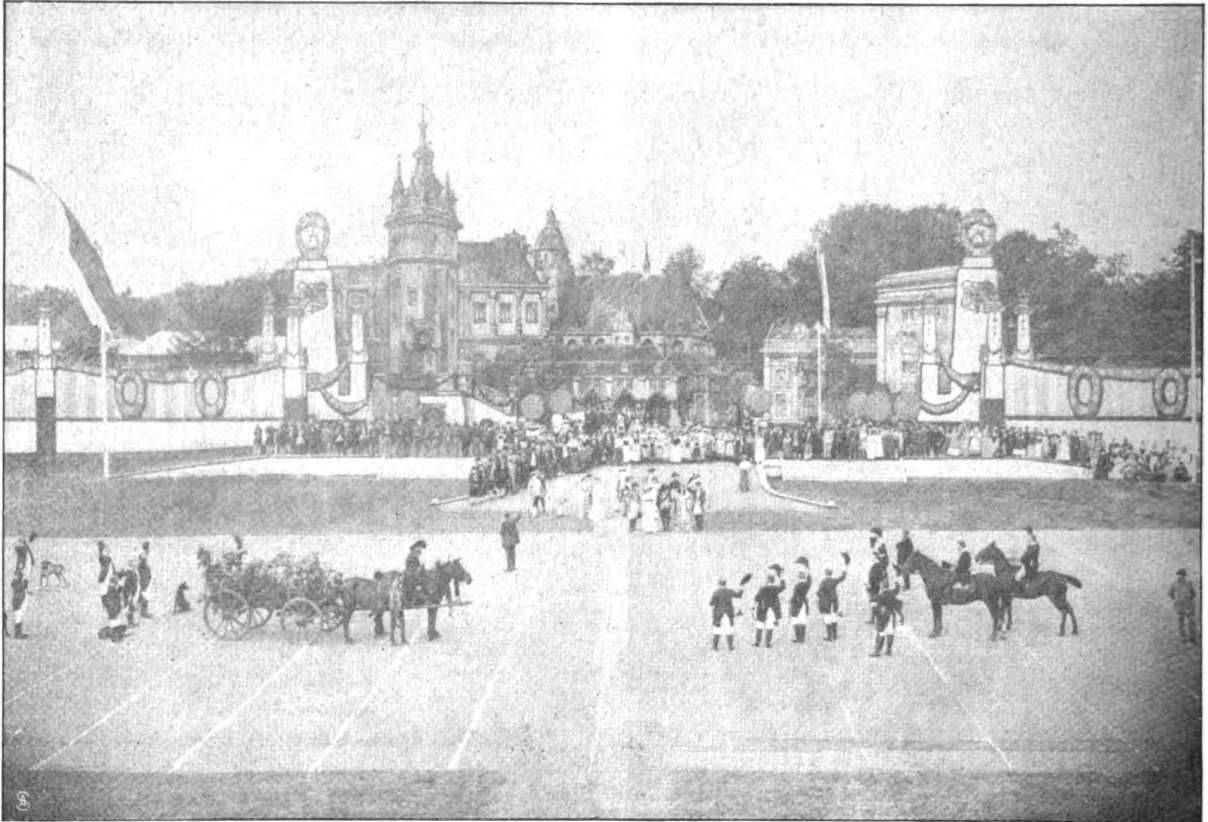
Die Einweihung des Denkmals für weiland Karl Günther Fürst von Schwarzburg-Sondershausen zu Gehren.

Phot. W. Simon.



1. Die Königin von Spanien mit ihrem Bruder Prinz Alexander von Battenberg auf einem Spaziergang durch Cowes.
 2. Der Commodore der „Royal Yacht Squadron“ Marquis von Ormonde (rechts) im Gespräch mit dem Parlamentarier Mr. Gibson Bowles. 3. Lord Brassey mit seiner Familie auf dem Landungsteg der „Royal Yacht Squadron“.
 4. Die Kaiserjacht „Meteor“ in voller Fahrt.

Von der Woche zu Cowes.



Aus dem Festspiel bei der 700 Jahrfeier in Dessau: Das Horrido der Jäger.

Geophys. Hartmann.



Vom 29. Radfahrerbundesfest in Braunschweig: Der Festzug.

Phot. A. Lange.



Original-Aufnahme von Hym. Wrt. Zurlaub & Ch. Scott jun. vorm. Hofphot. Kgl. Hof.
Erzherzogin Mechthildis von Oesterreich u. Prinz Olgierd Czartoryski.
 Das jüngste Brautpaar im Erzhaufe.



Phot. B. J. G.
König August beim Armbrustschießen.
 Der König von Sachsen auf der Dresdner Vogelwiese.



Phot. Overgatter.
Der fast 92 jährige Prinzregent Luitpold von Bayern auf einer Fahrt über den Königssee.
 Der Prinzregent im bayrischen Hochgebirge.



Wool. Brins.
Pfarrer Dr. Heinrich Hansjakob,
der geschätzte Erzähler, feiert seinen
75. Geburtstag.



Miss Clarice Sebag-Montefiore.



Baron Alfons v. Rothschild.



Golpuol. Rood.
Geh. Med.-Rat Dr. Fritsch,
der bekannte Berliner Anthropologe,
feierte sein goldenes Doktorjubiläum.

Eine Verlobung im Hause Rothschild.

Vermählungsfeier in der englischen Aristokratie: Die Hochzeit des Marquess of Anglesey mit Lady Marjorie Manners.



Der Marquess
of Anglesey.

Links:

Die
Marchioness
of Anglesey,
geb. Lady
Marjorie
Manners.

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

10. Fortsetzung.

Lotte erschrak ein wenig bei den Worten Madame Adeles.

„Sie brauchen sich gar nicht zu fürchten, petite, ich bin ja bei Ihnen.“

„Aber mein Papa“, wandte Lotte zaghaft ein.

„Ihr Papa? Ist er sehr alt und altmodisch?“

Lotte lächelte.

„Alte Männer sind mir im allgemeinen nicht sehr sympathisch, namentlich wenn sie nicht Franzosen sind.“

Nun mußte Lotte lachen. Alfreds Mutter war wirklich recht originell, und es reizte sie, trotzdem es sich gewiß nicht schickte, aber es ging nicht anders, sie mußte es sagen: „Papa mag übrigens ältere Damen im allgemeinen auch nicht sehr gern.“

„So, so, da hat er sehr recht, das gefällt mir an ihm. Dann werde ich schon mit ihm fertig werden“, erwiderte Madame Adele.

Lotte küßte Madame Adele, um Verzeihung bittend, die Hand.

„Aber, petite, ich liebe es sehr, wenn man offen zu einander ist, wo es not tut, und jetzt tut es doch not, damit ich bei Ihrem Papa erreiche, worauf es mir ankommt. Da müssen wir schon offen sein und zusammen halten, nicht wahr?“

Lotte fand Madame Adele, die immer noch mit ihrer Toilette beschäftigt war, außerordentlich nett. Aber wie ihr Vater sie finden würde, davor fühlte sie doch ein leises Bangen.

„Also, ma petite, nun gehen wir gleich in die Höhle des Löwen, nicht wahr? Ich meine, zu Ihrem Papa. Ich habe keine Angst vor ihm, Sie brauchen gar nicht so ängstlich dreinzusehen. Ich war mit Anton Dungs verheiratet, das dürfen Sie nicht vergessen. Schlimmer wird Ihr Papa auch nicht gut sein können.“

Lotte lachte laut und von Herzen. Es ging wirklich so etwas angenehmes Natürliches und Redes von Madame Adele aus.

„Allons, petite!“

Herr von Quast erhob sich steif und förmlich von seinem Stuhl und musterte die Dame sehr kritisch unter seinen dichten Brauen hervor.

Madame Adele ließ sich eine ganze Weile ruhig betrachten und streckte ihm dann die Hand hin. „Mon cher baron, nun werden Sie wohl wissen, wie ich aussehe, denke ich. Ich für meine Person freue mich, Sie kennen zu lernen, was Sie Ihrerseits aber noch gar nicht zu sagen brauchen.“

Herr von Quast küßte ihr, leise lächelnd, die Hand.

„Ich glaube, Madame“

„Bitte, sagen Sie noch nichts, Monsieur le baron, Sie bereuen es sonst gleich wieder, denn ich werde Ihnen gleich sehr unangenehm sein müssen.“

Er sah sie fragend und verwundert an.

„Ich will Ihnen nämlich Ihre Kleine entführen“, sagte Madame Adele, direkt auf ihr Ziel losgehend.

Der Alte machte mit eins wieder ein sehr zugetrübtes Gesicht.

„Sehen Sie, ich wußte es ja, man soll nichts übereilen, auch ein Kompliment nicht“, meinte Madame Adele seelenruhig.

Um die Lippen des Alten zuckte es wieder verätherisch.

„Es ist wohl am besten, wir setzen uns, cher baron, im Sigen wird man nicht so leicht heftig. Man erschauert sich nicht gern in einem bequemen Stuhl, nicht wahr?“

Man nahm Platz, und Madame Adele setzte Herrn von Quast kurz auseinander, daß sie Lotte mit nach Maastricht zu nehmen gedachte, und erklärte ihm auch, aus welchen Gründen sie das für zweckmäßig halte.

Der Alte war zunächst einfach konsterniert über die Art dieser resoluten Dame, die die unglaublichsten Dinge in einer Weise vorbrachte, als handle es sich um das Selbstverständlichste von der Welt. Er hatte einige Mühe, um nicht heftig zu werden und grob. Aber etwas an der Art dieser Dame machte ihn wehrlos. Er war im allgemeinen mehr gefürchtet als geliebt. Daß diese Dame so gar keine Furcht zeigte, das machte ihn wehrlos.

Da er nicht grob werden konnte, meinte er ein wenig boshaft. Madame Adele möge ja vielleicht von ihrem Standpunkt aus nicht unrecht haben, aber das sei doch wohl ein französischer Standpunkt, und er sei nun einmal ein Deutscher und könne es nicht gutheißern, daß Lotte einen solchen Schritt tue, der ihm einfach unpassend vorkomme.

Madame Adele wandte sich an Lotte: „Sehen Sie, ma petite, was habe ich Ihnen gesagt? Genau so dachte ich es mir. Die Deutschen sind gar zu schwerfällige Leute.“

Der alte Quast meinte, das sei immer noch besser als das Gegenteil.

„Sie meinen leichtfertig, nicht wahr?“ Wie Madame Adele ihn anblitzte.

Der Alte nickte bestätigend.

„Sehen Sie, cher baron, nun sagen wir uns schon Bosheiten. Dann haben wir das Schlimmste hinter uns. Und nun entschuldigen Sie mich einen Augenblick, und Ihr Sohn wird so liebenswürdig sein, mich in den Hof zu begleiten. Ich möchte nämlich meinen Chauffeur anweisen, nach Berlin zurückzufahren. Ich fahre dann heute abend mit der Bahn, wenn Sie mich durchaus schon heute wieder los sein wollen. Jedenfalls möchte ich mich nicht noch einmal Ihren Wegen hier aussetzen.“

Hans von Quast sprang auf, und Madame Adele rauschte an seinem Arm hinaus.

Lotte saß geduckt und ein wenig erschreckt auf ihrem Stuhl.

„Dem Jungen hat sie ja nun glücklich schon den Kopf verdreht!“ brummte der Alte.

Lotte schwieg.

„Das ist ja ein ganz unglaubliches Frauenzimmer!“ knurrte der Alte.

Lotte schwieg.

„Sie fällt uns ja ins Haus wie ein alter Feldwebel im Manöver!“

Er trat ans Fenster. „Und da draußen kommandiert sie jetzt wie'n Regimentskommandeur. So sage doch auch ein Wort, Lotte.“

Aber Lotte schwieg.

„Wie denkst du denn eigentlich über ihren Vorschlag?“

„Aber Papa, das kannst du dir doch denken!“

„Höchste Zeit, daß man den Sargdeckel über mir zuschläppt“, brummte der Alte.

„Aber Papa, ich bitte dich.“ Sie trat zu ihm.

„Es ist doch wahr!“ rief Herr von Quast indigniert.

„So, cher baron, da wären wir wieder. Mein Kompliment, Ihr Sohn ist ein perfekter Kavaliere.“

„Den Kopf haben Sie ihm verdreht“, knurrte der Alte.

„Ach wirklich? Wie nett ist das.“ Sie reichte Hans von Quast die Hand.

„Sie meinen sicher, ich solle mich darüber nicht mehr freuen, cher baron, nicht wahr? Ich sei nicht mehr jung genug dazu. Aber wissen Sie, darin bleiben wir Frauen immer jung. Wir lassen uns alle gern ein wenig den Hof machen, auch wenn wir graue Haare bekommen. Alter schützt vor Torheit nicht, sagen Sie es nur, cher baron. Es steht deutlich auf Ihrem Gesicht geschrieben. Übrigens, Sie könnten ja mitfahren, wenn Ihnen das lieber ist.“

„Ich?!“ Der Alte war sehr entsetzt. „Bomöglich im Auto, nicht wahr? Damit meine alten Knochen vollends aus dem Leim gehen.“

„Wir fahren bis Aachen mit der Bahn. Von da ist es nur noch ein ganz kleines Stück mit dem Auto, ganz ungefährlich.“

„Ich danke bestens“, knurrte Herr von Quast.

„Dann geben Sie uns vielleicht Ihren Sohn mit, cher baron, wenn ich Ihnen nicht Schutz genug bin für Ihre Kleine.“

Hans von Quast strahlte.

„Daraus wird nichts“, sagte Herr von Quast energisch, und sein Sohn ließ betrübt den Kopf hängen.

Eine Weile schwiegen alle, dann meinte Madame Adele: „Also schön, cher baron, Sie haben meine Attaden bis jetzt erfolgreich zurückgeschlagen, das muß ich leider zugeben. Ich hatte das nicht erwartet. Sie halten das vielleicht für ein Kompliment für sich. Aber wir können ja einen Waffenstillstand eintreten lassen, wenn es Ihnen recht ist. Denn nun hätte ich eine Bitte an Sie.“

Herr von Quast musterte sie unsicher.

„Ich meine es ganz ehrlich, cher baron, ich möchte mir Ihr Gut ein wenig ansehen unter Ihrer Anleitung.

Sie meinen, dahinter steckt eine Kriegslist? Ich versichere Sie, das ist nicht der Fall. Sie werden kein Wort von mir über Maastricht zu hören bekommen.“

Herr von Quast erhob sich und verließ mit Madame Adele das Zimmer.

„Das ist ja ein Prachtstück von einer Dame!“ sagte Hans von Quast begeistert. „Darauf kannst du dich verlassen, die kriegt auch den Alten noch herum.“

„Meinst du wirklich?“

„Darauf lege ich jetzt schon jeden Eid ab. So was Resolutes mag er, und sehr hübsch ist sie eigentlich doch auch. Oder findest du nicht?“

„O ja, gewiß“, antwortete Lotte.

„Mehr braucht's doch bei dem Alten nicht“, behauptete der Bruder. „Ich ärgere mich nur darüber, daß ich nicht mit darf, ich hätte sehr gern jetzt schon mit Alfred Dungs gesprochen.“

„Du?“ fragte Lotte erstaunt.

Und nun setzte er seiner Schwester zu deren Entsetzen auseinander, was er vorhabe.

„Um Gottes willen, Hans, das ist fürchterlich für Papa!“

„Ich stecke mich hinter die resolute Dame, die wird es ihm schon mundgerecht machen“, sagte Hans.

„Mein Gott, Junge, auch das noch! Das ist zu viel für ihn!“

„Du brauchst dich gar nicht aufzuregen, Lotte, ich werde ihm schon nicht mit der Tür ins Haus fallen, schon deinetwegen nicht, darauf kannst du dich verlassen!“

„Wie kannst du nur auf so eine Idee kommen?“

„Aber, Lotte, ich verstehe dich nicht. Du willst einen Kaufmann heiraten, du hast also doch gewiß keine Vorurteile, oder wie ich den Unsinn sonst nennen soll, und nun tuft du so?“

„Aber Papa wird mich auch dafür verantwortlich machen“, sagte Lotte verzweifelt.

„Wenn er schon jemand verantwortlich machen will, dann soll er dem Dengeren damit kommen“, erklärte Hans gereizt. „Der predigt ja nichts anderes, wenn er hier ist.“

Hans erhob sich, nahm seine Schwester am Arm und ging mit ihr hinaus.

„Du scheinst dir Alfreds Mutter zum Vorbild zu nehmen“, meinte Lotte.

„Tue ich auch. Und ich werde schließlich auch noch durchsehen, was ich will.“

Lotte schüttelte traurig den Kopf. Der arme, alte Vater, was der noch alles erleben mußte!

„Solange das mit dir und Alfred Dungs nicht ganz in Ordnung ist, rede ich kein Wort“, beruhigte Hans seine Schwester. „Meinst du, ich wäre ein solcher Egoist? Ich wollte euch die Situation verderben? So dumm bin ich schon nicht. Alfred Dungs kann mir ja bei meinem Vorhaben nur nützlich sein und helfen.“

Lotte sah ihren Bruder verwundert von der Seite an. Wie hatte sich der denn mit einem Mal so verändert! Nun ging ja schon wirklich alles aus den Fugen.

Bei Tisch meinte Madame Adele lächelnd: „Cher baron, Sie haben mich bei unserm Gang auf Herz und Nieren geprüft wie der liebe Gott und als wäre ich ein kleines Mädchen, das zur ersten Kommunion vorbereitet

werden soll; und ich will Ihnen nur gestehen, das war auch ein Grund, weshalb ich gern für eine Weile mit Ihnen allein sein wollte. Ich dachte mir doch, daß es so ähnlich kommen würde, und ich verdanke Ihnen das als Papa auch gar nicht. Aber ich habe doch wirklich kein Wort über Maastricht gesagt, nicht wahr? Ich hatte es auch gar nicht nötig. Und nun sagen Sie mir offen und ehrlich, bin ich so schlimm, daß Sie mir Ihre Kleine nicht anvertrauen können?"

Der alte Quaft lachte. „Sie sind mir wirklich zu schlau, Ihnen bin ich nicht gewachsen.“

„Sie brauchen sich dessen nicht zu schämen, cher baron, kein Mann ist einer Frau gewachsen auf die Dauer.“

Herr von Quaft seufzte ein wenig klaglich. „Sie sind wirklich gefährlich, ich hätte mich lieber gar nicht auf den Gang einlassen sollen. Wenn meine Frau noch lebte“ . . .

„Wenn Ihre Frau lebte, cher baron, brauchten wir uns nicht miteinander so zu quälen. Ihre Frau würde mir unbedingt recht geben, denn Frauen empfinden in solchen Dingen natürlicher.“

„Aber was wird man sagen!“ . . .

Madame Adele unterbrach ihn sofort. „Holland ist weit, cher baron. Ich möchte wirklich wissen, wer da etwas sagen sollte.“

„Müssen wir uns denn sogar beim Essen“ . . . seufzte Herr von Quaft.

„Sie haben ganz recht, cher baron, ich schweige schon, und damit Sie mich recht bald wieder los werden, werde ich der Kleinen nach Tisch packen helfen. Das wird am besten sein, und wir verlieren kein Wort mehr darüber.“

„Aber!“ . . .

„Wir wollen doch bei Tisch nicht mehr davon sprechen, nicht wahr?"

Herr von Quaft ließ Messer und Gabel sinken. „Sie sind wirklich“ . . .

„Sagen Sie es nur, cher baron, mein Mann hat es auch immer gesagt“ . . .

„Ich . . . ich strecke die Waffen, ich kann nicht mehr.“

„Merci bien, Baron.“ Sie hielt ihm lächelnd die Hand hin. „Sie können wirklich ganz charmant sein, wenn Sie nur wollen.“

„Offen gestanden, ich wollte gar nicht.“ . . .

„Aber, cher baron, machen Sie sich doch nicht schlechter, als Sie sind. Sie werden mir doch nicht meine erste Bitte abschlagen? Daran haben Sie doch nie im Ernst gedacht! O non, so sind auch die Deutschen nicht.“

„Also reden wir nicht mehr davon“, sagte Herr von Quaft.

„Sie haben ganz recht, cher baron, ich danke Ihnen nochmals.“

Was sollte er anfangen? Er küßte ihr die Hand, brumnte etwas und gab nach.

Noch an demselben Abend fuhr Lotte mit Alfreds Mutter nach Berlin. Herr von Quaft hatte dagegen Einwendungen erhoben, aber auch das half ihm nichts. Madame Adele sagte, sie bliebe gern noch länger hier, denn es gefalle ihr jetzt sehr gut, aber der cher baron müsse doch einsehen, es ginge nicht wohl an, wenn die Überraschung, um derentwillen sie doch vor allem hierhergekommen sei, gelingen sollte. Aber sie käme gern ein-

mal wieder, wenn es dem cher baron recht sei. Daraufhin lud Herr von Quaft sie sogar feierlich ein, denn er behauptete, Madame Adele habe eine Art, die einen frisch erhalte und nicht alt werden lasse. Das könne er brauchen. Sie waren im besten Komplimentemachen, als der Telegraphenbote schon wieder erschien. Diesmal mit einer Depesche von Alfred. Herr von Quaft konnte beim besten Willen einen Fluch nicht unterdrücken. Aber Madame Adele nahm das durchaus nicht übel, sondern fand, der cher baron sei nun wirklich hinreichend gequält worden, und sie gab dem Boten gleich eine Depesche an Alfred mit, in der sie ihn bat, das nun gut sein zu lassen, das hier sei, alles in schönster Ordnung fände und dafür sorgen wolle, daß er Lotte, sobald es irgend ginge, wiedersehe.

„Ist es so recht, cher baron?"

„Ich danke Ihnen“, sagte Herr von Quaft. So weit war es schon mit ihm gekommen.

Vater und Sohn brachten die beiden zur Bahn, und als der Stationsvorsteher herankam, weil man nun wirklich abfahren müsse, küßte Herr von Quaft seine Lotte noch schnell auf die Wange und Madame Adele schon wieder die Hand.

Als die beiden Damen in Berlin ankamen, fuhren sie sogleich zum Hotel, wo sie übernachteten. „Wenn es so schön draußen ist, fahre ich des Nachts nicht gern, petite. Es ist dir doch recht?"

Lotte umarmte ihre neue Mama, wie sie Madame Adele jetzt nannte.

„So ist es recht, petite. Nun werde ich auch gar nicht mehr eifersüchtig auf dich sein.“

In aller Herrgotts Frühe beim schönsten Sonnenschein machten sie sich dann nach Aachen auf den Weg, und sie hatten sich so viel zu erzählen, und Madame Adele war so munter und wußte so viel amüsante Geschichten, daß sich Lotte wie in einer neuen, sehr hübschen Welt vorkam und die Bahnfahrt keinen Augenblick langweilig fand.

In Aachen waren Jean und Jacques schon bereit zur Weiterfahrt nach Maastricht.

„Aber wie können sie denn schon hier sein?" fragte Lotte verwundert.

Madame Adele lächelte verschmigt. „Ich habe sie gleich nach hier geschickt mit dem Zug. Ich wußte ja doch, daß dein Papa nachgeben würde. Ich mochte es nur nicht gleich sagen. Die Männer nehmen das leicht übel, nicht wahr? Man muß auf ihre Eigenheiten auch ein bißchen Rücksicht nehmen, wenn es nichts schadet.“

„Aber bist du denn gar nicht müde, Mama? Wollen wir nicht erst ein wenig ausruhen?"

„O, ma petite, wo denkst du hin! Ich müde? Wenn ich müde bin, sterbe ich. O non, ma petite!"

So ging es denn von Aachen im Automobil gleich weiter über Baals und Gulpen durch fruchtbares holländisches Flachland nach Maastricht. Die Wiesen standen im saftigsten Grün, das Buschwerk entfaltete die ersten Blätter, die noch so jung und zart waren, die Sonne spiegelte sich in den Gräben, hinter denen man schon das Vieh zur Weide gelassen hatte. O, wie jung und reizend war die Erde! Und wie sauber und adrett die kleinen holländischen Dörfer und Städte. Wie aus der Spiel-

zeugschachtel gerade herausgenommen. Und überall vor den kleinen Fenstern auf blütenweißen Brettchen erste Frühlingsblumen, die bei dem leichten Wind, der vom Meere her kam, leise mit den bunten Köpfen nickten.

„Wie ist es hier hübsch!“ sagte Lotte leise und überwältigt.

Madame Adele streichelte leise ihre Hand. Das Kind war wirklich rührend. Was würde sie noch für Augen machen, wenn sie erst mehr von der Welt sah, der schönen, weiten, weiten Welt! Wie war Alfred darum zu beneiden, ihr das alles noch zeigen zu können!

Das Auto fuhr langsamer durch eine größere, sehr regelmäßige, sehr saubere Stadt, die, nach manchem alten Haus zu schließen, trotz ihrer peinlichen Sauberkeit auch schon recht alt sein mußte.

„Jetzt mache deine hübschen blauen Augen recht weit auf, ma petite, wir sind in Maastricht und gleich bei der Maatschappij Kufferath. Du verstehst das Wort nicht? Ich meine die Handelsgesellschaft Kufferath. Von den Kufferaths habe ich dir doch schon genug erzählt?“

Lotte nickte und sah mit großen Augen um sich.

„Nun geht es über die schöne, alte Steinbrücke nach Wijt. Siehst du das da unten? Das ist die Maas. Nun sind wir gleich da. Ich bin nur neugierig, was sich meine drei Bären zu unserm Empfang ausgedacht haben. Du wirst dich wundern, was das für lustige Bären sind!“

Madame Adele richtete sich halb auf im Wagen. „Siehst du dort die drei schmucken, lustigen Häuser hart an der Maas? Da wohnen die drei Kufferaths. Wundert mich nur, daß niemand von ihnen zu sehen ist. Sonst lungert doch immer einer im Fenster. Sie haben sich sicher etwas Besonderes ausgedacht.“

Der Wagen fuhr in einem scharfen Bogen vor den drei schmucken Häusern, von denen jedes ausah wie das andere, vor. In dem gleichen Augenblick aber fing ein Musikkorps gewaltig an zu blasen.

Madame Adele lachte laut auf und hielt sich die Hände vor die Ohren. „So ein Spektakel! So ein Spektakel!“

Die Kinder liefen auf der Straße zusammen und lachten und schrien hurra! Jetzt tauchten im Hintergrund auch die drei Kufferaths auf, schwenkten gewaltige Taschentücher und schrien durcheinander. Vor lauter Blechmusik konnte man aber nichts verstehen. Man sah nur die lachenden Gesichter, die winkenden Arme, Madame Adele hatte auch ihr Tüchlein gezogen und winkte heftig. Die Musik blies einen Tusch, und die drei Kufferaths stürzten herbei. Lotte war ganz verwirrt.

„Mais, voyez donc, ihr tötet mich ja!“ rief Madame Adele lachend. „Au, Monsieur Joseph, ich bin doch kein zwanzigjähriges Mädchen, daß Sie mir durchaus auf den Fuß treten müssen. Mais, mes amis, was fangt ihr mit mir an? Schämt ihr euch nicht? Ich bin nicht allein?“

Aber das half Madame Adele gar nichts, die Kufferaths hatten sich ihrer nun einmal bemächtigt und trugen sie fast zu den Häusern.

„Jetzt ist es genug, ihr Bären, sonst werde ich böse!“

Aber schon wieder setzte die Musik ein und machte einen solchen Lärm, daß sich Madame Adele nicht mehr durch Worte verständlich machen konnte. Sie winkte nur heftig, daß Lotte näherkäme, was diese denn auch tat.

Madame Adele zog Josua Kufferath näher heran und rief ihm zu, die Holländer seien gewiß prächtige Menschen und ausgezeichnete Kaufleute, aber schlechte Musikanten, er solle ihnen endlich die Blaserei verbieten.

Da stürzten sie alle drei zu den Musikanten und bedeuteten ihnen, daß es nun genug sei. Schmunzelnd zogen sie ab.

Erst jetzt gelang es Madame Adele, den Brüdern Lotte von Quast vorzustellen.

Sie drückten ihr kräftig und kameradschaftlich die Hand und sagten ihr alle zugleich, wie sie Bescheid wußten und sich freuten, sie auch hier zu haben, und was das wieder für eine glänzende Überraschung sei, die sich Madame Adele da ausgedacht habe. Es sei auch schon ein Telegramm von Herrn Dungs da, und mit dem letzten Schnellzug von Antwerpen werde er eintreffen.

„Mais, mes amis, ihr macht das Kind ja ganz wirbelig im Kopf. Seht ihr das denn nicht? Sie weiß ja nicht, ob sie lachen oder weinen soll! Ruhe, wenn ich bitten darf, man versteht ja sein eigenes Wort nicht. Ihr seid ja noch schlimmer als eure holländische Musik! Wohin geht es denn jetzt mit uns, daß wir uns den Staub ein wenig von den Kleidern schütteln?“

Die drei Brüder geleiteten die beiden Damen nun feierlich zu einem der drei Häuser, Jakob trat auf die Schwelle und erklärte in einer kleinen Rede, weil sie sich so gefreut hätten, daß Madame Adele wieder einmal da sei und auch noch einen Gast mitgebracht habe, so hätten sie den beiden Damen dies Haus eingeräumt und wohnten jetzt selbdrift in den beiden andern.

„Sind sie nicht reizend?“ fragte Madame Adele Lotte lächelnd. „Wir danken euch, ihr Kavaliere, und nehmen euer Anerbieten um so lieber an, mes amis, weil ihr in meinem Haus wenigstens nicht solchen Spektakel machen werdet, ihr Bären!“

Jakob und Joseph blieben zurück, und Josua machte die Honneurs, denn es war sein Haus, das er den Damen abgetreten hatte.

Es war das reine Museum, vollgestopft mit den schönsten chinesischen und japanischen Dingen. So viel Schönes hatte Lotte noch nie beieinander gesehen.

„Also, mon ami, eine halbe Stunde wollen wir uns nun von eurem Spektakel erholen. Wenn wir so weit sind, melden wir uns.“

Josua nickte und empfahl sich.

„Wie nett sie für alles gesorgt haben, sieh nur! Es sind doch prächtige Bären!“

Eine Stunde später saß man in dem zweiten Haus, das Jakob Kufferath gehörte, gemütlich beim Bessern. Der Lärm der Brüder hatte sich ein wenig gelegt, denn während sie allein gewesen, war einer über den anderen mit Bormwürfen hergefallen, er habe sich zu geräuschvoll benommen, das Trommelfell von Fräulein Quast sei dem nicht gewachsen, sie habe augenscheinlich Nerven, und jeder forderte den anderen kategorisch auf, hinfort darauf gefälligst Rücksicht zu nehmen. So gaben sich denn alle drei Mühe, leise zu sein, was ihnen gewaltige Anstrengungen kostete, denn es galt ja noch eine ganze Menge zu beraten, worüber jeder seine eigene Meinung befaß.

Vor allem: wer sollte Alfred Dungs abholen? Es war ganz klar, daß die Sache so angelegt werden mußte, daß er möglichst von der Anwesenheit seiner Braut überrascht wurde. Es herrschte also darüber Einigkeit, daß jedenfalls Lotte von Quast ihn nicht abholte.

Aber sollten die Brüder alle zusammen ihn abholen oder nur einer von ihnen? Und wenn nur einer, welcher? Und sollte dann Madame Adele mit zur Bahn fahren oder zu Hause bleiben?

Darüber stritten sie hin und her, ohne viel Spektakel dabei zu machen, bis Madame Adele meinte, am angemessensten sei es wohl, wenn sie allein ihren Sohn an der Bahn abhole und die Kufferaths ihn hier im Haus erwarteten.

Die Brüder waren im ersten Augenblick durchaus nicht erbaut von dieser Lösung. Sie fanden, Alfred Dungs sei doch auch in ihrem Interesse so lange fortgewesen, und schon deshalb gehöre es sich, daß sie ihn schon auf der Bahn begrüßten oder wenigstens einer von ihnen.

„Ihr seid wirklich schwer von Begriff, mes amis, daß ich euch das erst noch lange erklären muß. Ich, seine Mutter, will ihn die ersten Minuten für mich allein haben, denn dann ist er ja doch nicht mehr für mich allein da. Nimmst du mir das sehr übel, ma petite?“

Lotte lächelte.

Die Kufferaths erklärten, nun seien sie einverstanden und würden Alfred Dungs also daheim erwarten. Wie solle es denn nun aber mit der Braut werden?

Josua Kufferath schlug vor, sie solle sich hier irgendwo verstecken, hinter einem Vorhang oder so, und wenn man dann beim Wein saß, plötzlich hervortreten.

„Daß er an der Überraschung ersieht“, meinte Madame Adele ruhig. „Man merkt, daß ihr nicht verlobt seid, ihr Bären.“

Jakob hatte sich eine noch wildere Sache ausgedacht. Bei den alten Römern brachte man doch ganze Menschen in einem Blumentorb verborgen auf den Tisch. Etwas Ähnliches könnte man vielleicht auch ausprobieren.

Madame Adele lachte Tränen. „Wie sie mit dir umspringen, petite, was sagst du zu ihnen?“

Joseph meinte: „Fräulein von Quast sitzt eben einfach hier am Tisch, wenn er hereinkommt, als ob gar nichts Besonderes dabei wäre.“

„Und ihr führt dann Indianertänze dazu auf, nicht wahr, mes amis? Aber es ehrt euch, daß ihr unter allen Umständen bei diesem Wiedersehen dabei sein wollt. Daraus wird nichts, mes amis. Ein Brautpaar will in solchem Augenblick allein sein, nicht wahr, ma petite? Ich schlage daher vor, Lotte geht einfach in unser Haus, ich steige mit Alfred davor ab und schicke ihn hinein. Alles Weitere geht uns nichts an, das geht nur die beiden an.“

Die Kufferaths machten zuerst lange Gesichter, denn sie hätten sich das gar zu gern mit angesehen. Aber Madame Adele zuliebe ließen sie sich schließlich ihren Vorschlag gefallen unter der Voraussetzung, daß das Brautpaar dann noch bei ihnen erschiene und man gemeinsam ein Glas Sekt auf sein Wohl tränke.

Damit waren diese den Kufferaths so schwer erscheinenden Fragen glücklich alle gelöst, und man kam in ein ruhigeres Gespräch, das sich bald um das drehte, was Alfred in Java erreicht hatte. Die Kufferaths waren mit allem, was er unternommen, sehr einverstanden. Aus seiner Korrespondenz ging hervor, daß er den riesigen Besitz gerade noch rechtzeitig den Engländern abgejagt und außerdem noch einen Distrikt von Bedeutung für die Maatschappij Kufferath, der er nun selbst angehörte, hinzugeworben hatte.

Die drei Brüder sprachen mit großem Respekt von Alfred Dungs und seinem Geschick und seiner Tüchtigkeit, was für Madame Adele und Lotte eine große Freude war.

Es war schon recht spät, als die beiden Damen sich in ihr Haus begaben, weil es Zeit war, daß sich Madame Adele für die Bahn zurechtmachte.

Raum waren sie allein, fiel Lotte Madame Adele um den Hals und meinte herzbrechend.

„Aber, ma petite, wer wird so aufgeregt sein!“

„Ich weiß nicht,“ schluchzte Lotte, „es ist alles so hübsch, und Alfred wird ja nun gleich hier sein, aber ich habe plötzlich solche Angst, solche Angst, sage ich dir.“

„Angst?“

„Ich weiß nicht, wie ich es anders nennen soll. Es könnte doch jetzt alles so schön werden, nicht wahr? Aber du sollst sehen, ich fühle es.“

„Was fühlst du denn, petite?“

„Ich habe so eine irübe Ahnung, ich weiß selbst nicht . . . Mama, du glaubst nicht, wie bang mir zumute ist!“

„Auf Ahnungen gebe ich nicht viel, mein Kind. Es war etwas viel für dich, die Reise hierher und die Art der Kufferaths, du bist an so etwas nicht gewöhnt. Ich verstehe das ganz gut.“

„Ihr meint alle, nun sei alles gut, ich möchte es ja auch glauben, aber ich kann nicht, ich kann nicht!“ Sie war ganz verzweifelt. „Auf einmal kann ich es nicht mehr glauben. Ich . . . ich habe solche Angst vor . . . vor . . .“

„Du meinst wahrscheinlich Anton Dungs?“

Lotte nickte und hielt die Tränen mit aller Gewalt zurück. „Es kam plötzlich so über mich. Sei mir nicht böse.“

Madame Adele streichelte das verzweifelte Mädchen. „Ihn werden wir auch noch klein kriegen.“

Draußen tutete das Auto.

„Und nun sei verständig, petite, und sei vergnügt und freue dich, nicht wahr?“

Lotte nickte.

„Immer hübsch in der Gegenwart bleiben, wenn sie schön ist, petite, und sie ist doch jetzt gewiß schön?“

Lotte trocknete ihre Augen.

„Du bist doch eine Soldatentochter, und das heißt doch etwas bei euch in Deutschland, nicht wahr?“

Lotte lächelte.

Madame Adele nickte ihr noch einmal aufmunternd zu und verließ dann das Haus. Dem Chauffeur sagte sie leise, damit es nur ja niemand außer ihm hören könne, auf dem Rückweg von der Bahn solle er so langsam fahren, wie es ihm irgend möglich sei.

Der Chauffeur nickte, und Madame Adele lächelte. Das wollte sie wenigstens davon haben, daß sie die Mutter war. . . .

„O, mon petit, wie braun du geworden bist und schlank!“ Sie herzte und küßte ihren Sohn und schloß ihn immer wieder in die Arme.

Alfred Dungs hatte nur mit einem schnellen Blick den Perron abgesehen, als vermißte er etwas, und gab sich dann ganz der Freude des Wiedersehens mit seiner Mutter hin.

Das Auto schlich nur so durch die Straßen.

Madame Adele hatte dabei kein gutes Gewissen und behauptete zwischen zwei Liebskungen, die Wege seien hier so schlecht, deshalb habe sie den Chauffeur gebeten, langsam zu fahren.

Alfred Dungs nickte nur. Es kam ihm jetzt doch wirklich nicht auf eine halbe Stunde an.

Nun saßen sie eine ganze Weile stumm Hand in Hand. Es war so viel zu erzählen, daß man es auf dieser Fahrt doch nicht abmachen konnte, so langsam das Auto auch fuhr. Sie hatten so viel auf dem Herzen, daß sie alle beide plötzlich lieber schwiegen und sich nur fest bei den Händen hielten.

„Sieh nur, wie sie alles erleuchtet haben dir zu Ehren“, meinte die Mutter leise, als sie der Maatschappij Rufferath nähertamen. „Sie wollten alle drei mit zum Bahnhof, dich gleich zu begrüßen, aber ich wollte lieber mit dir allein sein dieses erste halbe Stündchen. Nun werden sie ja doch gleich mit ihrem Spektakel anfangen. Sie sind stolz auf dich und ich auch.“

„Wie war es bei Quasts?“ fragte Alfred hastig. „Du warst ja bei ihnen, wie du mir telegraphierst.“

„Lotte ist wohlauf und munter, mon petit, sie freut sich sehr, dich so bald wiederzusehen. Ihr Vater ist ein amüsanter Rauz, viel weicher, als es im ersten Augenblick aussieht. Wir haben uns gut verstanden.“

„Das ist mir wirklich sehr lieb.“ Alfred drückte seiner Mutter wieder die Hand. Wie wir nebeneinander herreden, dachte Madame Adele, so steif und dumm. Aber er denkt ja wirklich nur an Lotte, dieser verliebte Junge.

„So, da sind wir“, sagte Madame Adele. „Die Rufferaths haben sich in dem Haus nebenan versammelt. Ich habe ihnen verboten, auf die Straße zu kommen, damit du erst in Ruhe Toilette machen kannst.“

Sie traten zusammen in das Haus. Madame Adele schlug laut das Herz.

„Warte, mon petit, so, hier hinein.“ Sie öffnete eine Tür.

Mitten im Zimmer stand Lotte.

Alfred stand einen Augenblick fassungslos, als traue er seinen Augen nicht. Dann war er mit einem wilden Sprung bei ihr und riß sie in seine Arme, so ungestüm, so leidenschaftlich! Gar nicht wie ein Dungs benahm er sich, ganz wie ein Südländer.

„Fred, mein Fred!“ Heute wich sie vor seiner stürmischen Leidenschaftlichkeit nicht zurück.

Madame Adele machte leise die Tür zu, hier war sie überflüssig, vollkommen überflüssig.

Ganz langsam und leise verließ sie das Haus und fühlte, wie sie zitterte. So eine Torheit! Als ob sie es anders erwartet hätte! Sie war doch nur die Mutter! Einen Augenblick stand sie auf der Straße still, bis sie sich wieder in der Gewalt hatte. Mein Gott, sie gönnte es ihrem Jungen doch, daß er so glücklich war? Was war ihr nur?

„O, mon petit, mon cher petit“, murmelte sie leise, und die Augen wurden ihr feucht. Wie er glücklich war, wie braun und hübsch er war!

Am der Tür des Nachbarhauses machte sie wieder für einen Augenblick halt. Gern wäre sie jetzt den Rufferaths aus dem Wege gegangen.

Ach was! Sie warf den Kopf zurück. Ich bin doch nicht sentimental! Sie öffnete geräuschvoll die Haustür, und schon umringten sie auch die Brüder und redeten auf sie ein, alle zugleich.

Madame Adele nahm sie lächelnd mit in das Speisezimmer und erzählte ihnen, wie sie Alfred gefunden habe.

„Wird er noch lange da drüben bleiben?“ fragte Josua ein wenig ungeduldig.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tunt-Angel.

Von Hans Fehner.

In der märktischen Schweiz, die selbstverständlich nur einem kleinen Teil von Naturfreunden aus der Großstadt bekannt ist, werden Augen und Herzen der natur-schwärmenden Sonntagsausflügler von einer ganzen Anzahl größerer und kleinerer Seen erfreut.

Auf den Wanderungen sieht man sie überall hervor-leuchten. Bald lachen sie herauf, zwischen den Hügeln gelagert, glitzernd und gleißend im Sonnenlicht, bald wiederum blicken sie versteckt inmitten der Wälder, in tieferen Farbentönen den Himmel widerspiegelnd, melancholisch den Wanderer an.

Dem Angler versprechen diese Wässerchen gerade dann besondere Freuden, wenn der Berufsfischer sie aus-geschaltet hat. Oft sind sie ihrer Tiefe wegen mit dem Netz nicht zu befischen, oder die Überreste der seit Hunderten von Jahren durch Naturgewalten in den See

versenkten alten Baumriesen werden den Regen gefährlich. In solchen Gewässern wächst meist eine Anzahl von ihren Flossenbewohnern zu besonderer Stärke und Größe auf Kosten der übrigen heran. Wer ein wenig „Anlauf“ hat, kann hier wohl einmal einen seltenen Fang machen. Der Fischer hatte mir gegen geringes Entgelt ein altes Boot auf einen dieser Waldseen gebracht, und so ergab sich die Möglichkeit, an den drei steil ins Wasser hinab-fallenden Uferändern vom Boot aus zu angeln. Köder-fischchen mußte man sich vorher an irgendeinem der anderen Seen besorgen. Hier im Kesselsee gab's nur sehr wenige, weil nur ein ganz kleiner Teil des Ufers die für das Laichgeschäft der Fische nötige Flachheit hatte. Das war auch der Teil des Sees, der nicht bis zum Rand hin Baumbestand aufwies und so während einer längeren Stundenzzeit tagsüber den wärmenden Sonnenschein be-

kommen konnte, der für den Brutprozeß unbedingt notwendig ist. Durch die toten Köderfischchen wird die Schluckangel mittels einer Köderangel vom Maul aus nach dem Schwanz hin durch den Körper gezogen. Der Messingdraht, an dem sich ein Doppelhafen befindet, ist mit Blei umgossen in einer Form, die es ermöglicht, das Blei im Körper des Köderfischchens beim Durchstecken unterzubringen. Die beiden Enden des Doppelhafens lugen seitlich aus dem Maul des Fischchens heraus, sich nahe an den Körper anlegend. Die Meinung, diese Hafenenden könnten dem nach dem Köder schnappenden Fisch solche Bartfäden vortäuschen, wie sie etwa die Welse haben, ist natürlich unsinnig. Der Hecht, der für diese Fangart zunächst in Frage kommt, kümmert sich verteuelt wenig darum, wie das Ding bei näherer Betrachtung aussieht. Er schnappt, wenn er beutegierig ist, einfach nach dem Fischchen, das, durch die Beschwerung mit Blei ins Wasser geworfen, sofort kopfunter in die Tiefe schießt. Höchstens glaubt er, einen kleinen Flosser vor sich zu haben, der durch rasche Flucht nach unten sich retten will. Heute hat Frigel, mein braver Begleiter und Angelknappe, schon vorher eine Anzahl Fischchen gefangen und bereitgehalten. Auch ein paar Mieterebse brachte er voller Stolz aus einer alten Konservenbüchse zum Vorschein. Die habe er gestern am langen See erwischt — „na, und was meinen Sie, wie sie wieder da jetzt Krebse stehlen? Gerade wie ich hintam, sind zwei von die Diebe fortgelaufen, die hatten 'ne Kiepe mit, da werden se se wohl drin mitgenommen haben. Und dann, det is zu komisch, da wo wir die paar Krebse vor vier Wochen reingefetzt haben, da bei de Quelle, da sitzen se immer noch, ganz genau am selben Platz. Ich trage nu immer noch heimlich welche hin. Die können wir uns denn da immer gleich holen, wenn wir sie brauchen. Nicht wahr, wenn se doch nicht forttriechen?“ Ich bestätigte Frigel, dem kleinen Naturbeobachter, daß es in der Tat eine bekannte Gewohnheit der Krebse sei, sich nicht so bald von den Plätzen, an denen man sie eingefetzt hätte, zu entfernen.

Nun ging's los mit dem Fahren. Frigchen nahm die Pätzschel und ruderte am Steuerfisch, das Boot langsam dicht am Schilf entlangführend. Von der vorderen Ruderbank aus konnte ich von allen Seiten den Luntfisch ins Wasser schießen lassen. Aber trotz sorgfältigen Absuchens des Uferlandes war die Ausbeute gering. Einmal nur schien ein größerer Esor zugeschnappt zu haben. Das gibt ein eigentümliches Gefühl in der Hand, wenn der Räuber zugreift. Die Schnur muß nach dem Anbiß sofort ganz leicht ohne jede Hemmung durch die Ringe der Angelstange gleiten, damit der Fisch absolut keinen Widerstand spürt. Er rückt sich dann den Köder im Rachen zurecht und schluckte ihn, auch wenn er sich ein bißchen hart anfühlt, langsam hinunter. Etwas Messingdraht im Rachen macht ihm wenig aus. Wird sich schon verdauen lassen, meint er — ein ins Wasser gefallener Vogel hat auch allerhand Knochen im Leibe, ebenso wie Frösche oder Ratten und Mäuse — wenn's nur durch den Schlund geht. Der fromm gefinnte Angler betet vom Anbiß bis zu dem Zeitpunkt, wo er den Fisch anhauen und herausziehen will, ein Sprüchlein zum heiligen Petrus. Andere wieder zählen bis 50 oder tun sonst etwas Nervenberuhigendes, je nach ihrer Abtunst oder Erziehung. Und nun die Schnur fest gefaßt, ein kräftiger Ruck mit Stange und Schnur — das ist das „Anhauen“. Dann aber kommt das Vergnügen, das Aufregende, die Spannung. Der Kerl wird jetzt herauf und ans Boot

gezogen. Alle Fluchtversuche nützen ihm rein gar nichts. Der Hafen sitzt tief und hat den Fisch fest gepackt. Bei uns heute aber gibt's keine Enttäuschung. Der Fisch hat eine Kraft entwickelt, die auf ein Gewicht von 4—5 Pfund schließen läßt, und jetzt zeigt sich's, daß er nur ein kleiner Zweipfünder ist. Tut aber nichts — der Bann ist wenigstens gebrochen. In den darauffolgenden Stunden rückt und rührt sich aber kein Fisch, kein Hecht mehr. „Se wollen heute nich“, meint Frigchen überlegen — „wollen wir nich mal ein bißchen Barsche angeln?“ O ja, Frigel ist schlau: da darf er nämlich mittun, weil wir das Boot am Ufer festmachen und er nicht zu rudern braucht. Denn auf den Luntfisch beißt hier kein Barsch. „Also gut, Frigel, stippe du ein wenig, ich will derweil etwas aufzeichnen, das mir eben durch den Sinn kam, und unser Vesperbrot wollen wir doch auch nicht vergessen.“ Frigel strahlt, würde aber, wie ich ihn kenne, vor die Frage gestellt, was er lieber möchte — vespere oder angeln — sich für das zweite entscheiden.

Von der Sonne ist auf dem Wasser nichts mehr zu spüren. Abendliche Kühle weht jetzt über den Kesselsee. Drüben in der flachen Uferede zieht Kehnild herab zur Furt. Frigel zeigt seine weidmännische Veranlagung und rückt und rührt sich nicht, schaut nur und schaut. Oben hinter dem Wald auf der Chaussee hört man das Mahlen der Postkutsche. Das Wild weiß Bescheid um die Ungefährlichkeit der Störung, zieht aber doch vorsichtshalber in möglichem Tempo dem Stangenholz zu. Nur der Ruf des Eichelhäfers meldet, daß er uns bemerkt hat, uns aber nichts Böses zutraue. Und unter dem Gegurre der Wildtauben, die zu Neste fliegen, bringen wir das Boot wieder zur Landungsstelle hinüber, schließen es an der Kette fest und wandern quer waldein heimwärts. Frigel vergißt nicht, in aller Eile ein handliches Gericht Pilze zu sammeln, denn er weiß, daß ich sie gern mitnehme. Nahe beim Bahnwärterhäuschen wohnt der Junge, da liegt ein einfaches, kleines Gehöft, und seine Mutter empfängt ihn in französisch-deutschem Rauderwelsch. Deutsch hat sie in den Jahren seit 70 noch nicht richtig gelernt, als ihr Mann sie als sein Eheweib mit in seine deutsche Heimat brachte. Daher kommt's auch, daß Frigchen ein paar Worte Französisch spricht und einen lebhafteren Charakter hat als sonst die Bauernbuben hier.

Die Mutter hat ihm nicht nur für heute erlaubt mitzugehen, auch morgen, am Sonntag, schon um 3 Uhr in der Früh, darf er wieder dabei sein. Sie wolle den Buben schon aus den Federn holen. Frigel begleitet mich nun am Bahnhof vorbei zu dem alten, gemütlichen Gasthaus. Geheimnisvoll vertraut er mir zu guter Letzt an, er habe noch etwas auf dem Bahnhof vor, und ich möge doch vor Abfahrt des letzten Stadtzuges noch einmal dort hinüberkommen. Voller Erwartung suche ich Frigel zur rechten Zeit auf. In großer Aufregung flüstert er mir zu: „Ich hab die Krebsdiebe rausgekriegt. Da drüben, der olle Bauer mit seinem Sohn, die da, die den großen Kartoffelsack haben, das sind se.“ Und freudig fügt er hinzu: „Dreißig Mark Belohnung gibt es, wenn wer se festhalten. Ich hab dem Schandarm gesagt, Se wollten mal mit ihm sprechen, sonst wäre er schon längst fortgejungen. Er ist im Wartesaal, sagen Sie's ihm man gleich, daß er se festhält, wenn se einsteigen wollen.“ — „Zum Teufel, Frigchen, wie hast du denn das herausbekommen? Sind sie es auch sicher?“ — „Aber gewiß doch, ich habe ja heimlich an den Sack gefühlt, da krabbeln de Krebse drin, 's sind nicht bloß Kartoffeln.“

Eben meldet die Glöde die Abfahrt des Zuges von der nächsten Station — also höchste Zeit! Der Gendarm ist im Augenblick über unsere Entdeckung verständigt, ebenso der Vorsteher, der gegebenenfalls den Zug einen Augenblick länger halten lassen muß. Die Maschine faucht heran und meldet sich mit gellendem Pfiff. Jetzt hält sie, die Reisenden steigen ein. Das Bäuerlein wartet bis zum letzten Augenblick und hebt dann mit seinem Helfershelfer zusammen unter harmlosem Pfeifen den schweren „Kartoffelsack“ in die 4. Klasse hinein. „Halt, zurück, wieder aussteigen!“ Der Gendarm drängt sich an den Wagen. Die beiden Diebe tun ganz verwundert, was es denn gäbe — sie wollten ihre Kartoffeln zur Stadt bringen. Hilft ihnen aber nichts, sie müssen heraus und ihren Sack öffnen. Da wimmelt es und trabbelt es von schwarzen Panzerträgern. In luftdurchlässige Spanschachteln waren sie verpackt und außen herum, zwischen Sack und Körbe, Kartoffeln gesteckt. Nur ein paar Krebslein hatten einen Weg gefunden, sich zu befreien, waren herausgekrabbelnd und dem sorgsam Befühlen Frikchens nicht entgangen. Frikchen zittert vor Aufregung. Waren es nur ein paar Krebse, oder waren es viele, in der Mitte des Sackes versteckt? Darüber hatte er immerzu nachdenken müssen. Kreideweiß sieht er aus. Der Vorgang erweckt gemischte Gefühle in ihm. Hat er recht getan, oder ist er ein Verräter? Aber nein — es ist doch zu gemein, so viele schöne Krebse zu stehlen, und das jeden Sonnabend! Mit strenger Amtsmiene notiert sich der Polizeigewaltige die bekannten Namen der Missetäter. Der Sack aber wird ihnen abgenommen, und Frikchen darf ihn auf einer Karre sofort unter Begleitung des Gendarmen zum Fischer bringen. ...

Unangenehm kühl weht's über das Wasser. Die Sonne ist eben aufgegangen und haucht die Wölkchen über dem See mit zarten rosa Farbentönen an. Die Hechte aber scheinen heute Sonntagsruhe zu halten. Schlechte Fangtage werden das, wenn sich nicht einmal in der ersten Morgenfrühe Erfolg zeigt. Da ist's besser, heimzufahren. So schnell reißt man sich aber doch nicht los, jetzt, wo ringsumher die Natur erwacht, die Wipfel der hohen Bäume verträumt im Morgenwind zu rauschen beginnen, die Vogelwelt überall die Flügel regt zu neuem Leben, dem werdenden Tag entgegen. Es läßt sich so angenehm träumen angesichts der rosa Wölkchen, die sich im violett blauen See spiegeln. Scheinbar ist's Abend geworden, wenn man die Augen für ein Weilchen schließt, während der Kahn leise auf dem Wasser schaukelt. Und beim Erwachen, wenige Minuten darauf, wird die vermeintliche Abendbeleuchtung wieder zum Morgenhimmel, zugleich mit der zunehmenden Helligkeit und dem Tätigkeitsimpuls, den der junge Tag erweckt.

„Frikel, rudere los. Zweimal wollen wir noch um den See herum. Dann komme ich noch zurecht, um mit dem Neunuhrzug nach Hause zu fahren.“ Und wiederum wird sorgsam Plätschen für Plätschen abgesehen, überallhin tunkt die Angel, wo ein Fisch zu vermuten ist. Da, auch das noch! Ein Hechtlein packt den Köderfisch quer und zieht damit in die Binsen, die die Schnur aufhalten und dem Fisch den Betrug verraten. Er speit das Fischlein aus, und ein neues muß her, weil das Blei vom scharfen Biß ganz zusammengedrückt ist. Niederträchtig zwar, aber es erweckt neue Hoffnung, und um so eifriger angeln wir weiter. Ein mächtiger Schlag aufs Wasser verrät uns einen großen Fischräuber bei der Frühstückarbeit. Also doch — jetzt fangen sie an, und weiter fahren

wir und weiter, und die Zeit verrinnt, und nur der Gedanke, daß es gerade jetzt günstige Gelegenheit zum Lunten ist, hält mich noch fest. Ich berechne: 15 Minuten bis zur Kahnstelle, 20 Minuten bis zum Bahnhof — meine Siebensachen sind alle im Kahn — und ich erwische den Zug noch zur rechten Zeit — bleiben noch 15 Minuten, die ausgenützt werden dürfen. Gerade will ich das Boot zur Kahnstelle wenden lassen, da gibt's noch im letzten Augenblick einen mächtigen Ruck — „Um Himmels willen — wenn er nur nicht loskommt — schluden lassen — nur schluden lassen — zähle, Frikchen, zähle — zähle auf französisch — un, deux, trois —.“

Frikchen hält das Boot an den Binsen fest, zählt mit unterdrückter Stimme und zittert dabei wie Esenlaub. Jetzt verschluckt er sich beim Hersagen, und dann platzt er heraus: „Nu ziehen Sie doch man bloß!“ Ich sehe Frikchen an, um noch ein paar Augenblicke des Abwartens zu gewinnen, und dann ein fester Ruck mit der Angelstange — ja, und dann — Donnerwetter ja — ist denn da wirklich ein Hecht dran, oder sieht der Haken im Rohr fest? Nein, nein — 's doch ein Hecht, und was für ein Kerl — Herrgott! Jetzt schießt er heraus und geht ins Röhrch. „Um Himmels willen,“ schreit Frikchen — „er zerreißt sie!“

Ich kenne aber meine gute Angelschnur. Ein aufregender Kampf beginnt jetzt. Der Hecht will die Binsen benützen, um die Schnur zu zerreißen. Das gelingt ihm nicht, aber er tobt um ein Bündel Halme herum und wickelt die Schnur ganz fest. „Näher mit dem Boot heran, halt es bloß fest, daß wir nicht abkommen. Flink das Jagdmesser heraus und vorsichtig die Stengel abschneiden und dabei aufpassen. Nur nicht die Schnur zerschneiden. So — jetzt ist das Hindernis weg, und nun muß der Kerl — er mag wollen oder nicht — ans Boot heran.“ Der Vorsicht halber nehme ich den Gaff, die haarscharfe, gebogene Stahlspitze am Stock, und spieße ihn dicht unterm Kopf am Bauch fest. Da gibt's kein Entrinnen mehr. Jetzt ist er unser. Ein Riesenterl ist's! Ein Ahtspfünder!

Frikchen ist begeistert und fragt, ob er ihn totstechen darf. Er bekommt die Erlaubnis und macht seine Sache gut und geschickt, denn er hat's oft genug mit angesehen. Nun ist's aber die höchste Zeit, wenn wir den Zug noch erreichen wollen. „Das Ruder her!“ In mächtigen Rucken schießt der alte Kahn auf die Haltestelle zu. Raum ist er angegeschlossen, der schwere Kerl mit knapper Rot bei den anderen von gestern im Rucksack geborgen, da ruft Frikchen: „Es ist schon zu spät zum Gehen, aber gleich kommt der Postwagen, ich höre ihn schon rumpeln.“ Im Eiltempo stolpern wir durch den Wald, direkt auf die Chaussee zu, und gerade im rechten Augenblick, um die Postkutsche noch anrufen zu können. Schnell steigen wir ein. „Gott sei Dank, wir haben's geschafft, Frikchen! Denk mal, was für ein Glück: ich hab heute den großen Kerl da im Rucksack, und du hast gestern die Krebsdiebe erwischt! Das nenne ich wirklich Glück — und denke doch, die dreißig Mark Belohnung, die sind dir sicher!“

„Soll ich Ihnen die Hälfte von geben — Sie waren doch dabei?“ —

„Nein, Frikchen, mein Junge, die sollst du ganz allein behalten.“

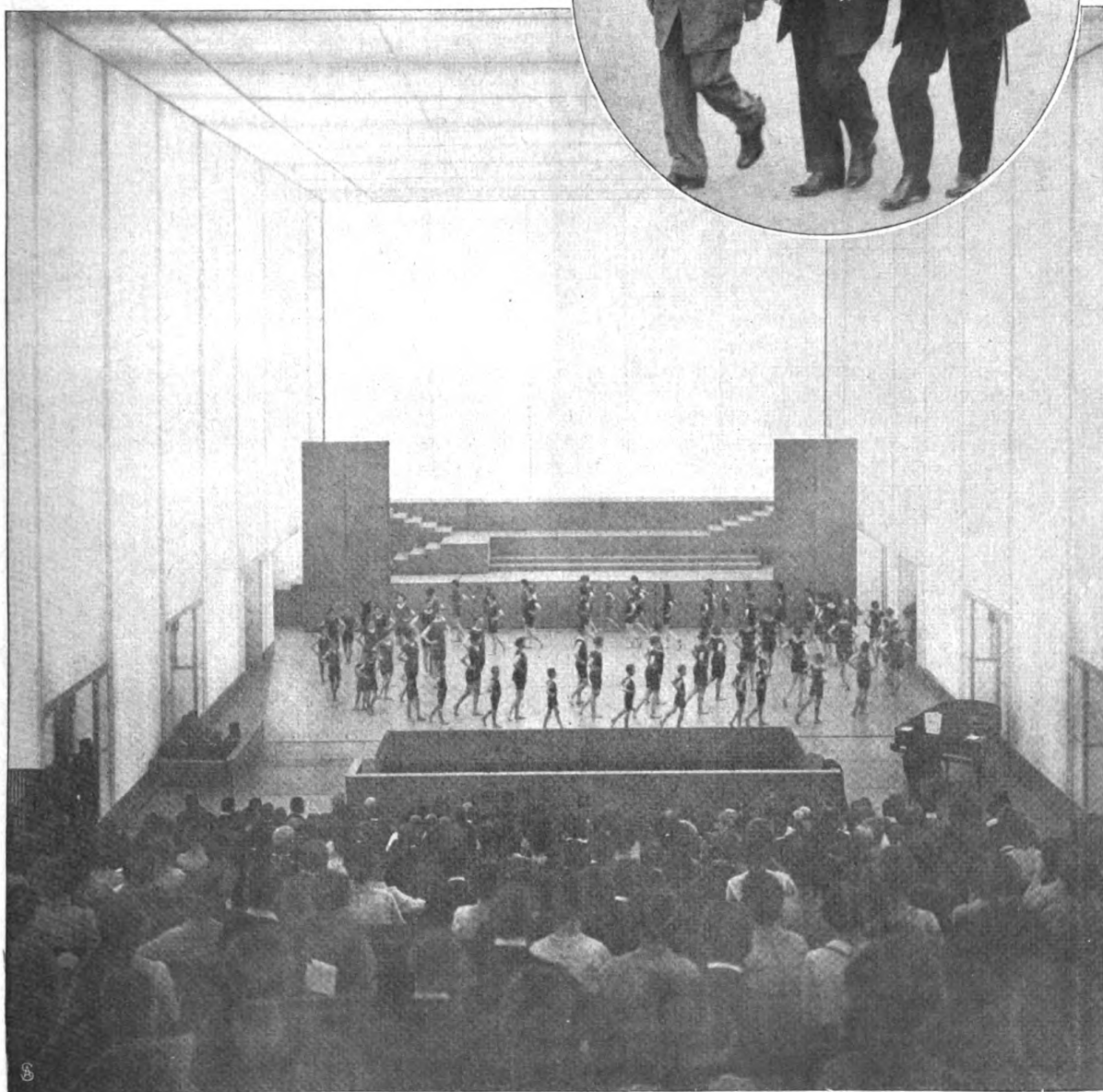
„Na, dann gebe ich den Schandarm einen Taler davon.“ — „Und nun, Adieu, Frikel, auf Wiedersehen das nächstemal.“ Der kleine Bursche springt nahe bei seinem Hause geschickt vom Wagen herunter und schwenkt noch seine Mütze, als wir beim Bahnhof um die Ecke biegen.

Die Tänze von Hellerau.

Von August Spanuth. — Hierzu 8 Spezialaufnahmen der Woche und 2 Reihenbilder.

Nie ist das Verlangen nach neuen Ideen größer gewesen als heute, eine Behauptung übrigens, die in allen Zeitläuften das Heute dem Gestern gegenüber aufstellen durfte. Der Ideenverbrauch steigert sich ja von Tag zu Tag, und um so enthusiastischer pflegt daher eine Idee begrüßt zu werden, die gleich beim ersten Auftauchen den Eindruck des Neuen und Unverbrauchten macht. Aber das unausbleibliche Gegen-
spiel dieser Erscheinung bringt es mit sich, daß dann die Neuheit und Brauchbarkeit besagter Idee um so mannigfaltigerem Mißtrauen, um so ausgedehnteren Zweifeln begegnet. Mit Beihilfe der modernen Veröffentlichungstechnik vermögen die Sanguiniker heute mehr Geräusch und mehr Reklame zu machen, das

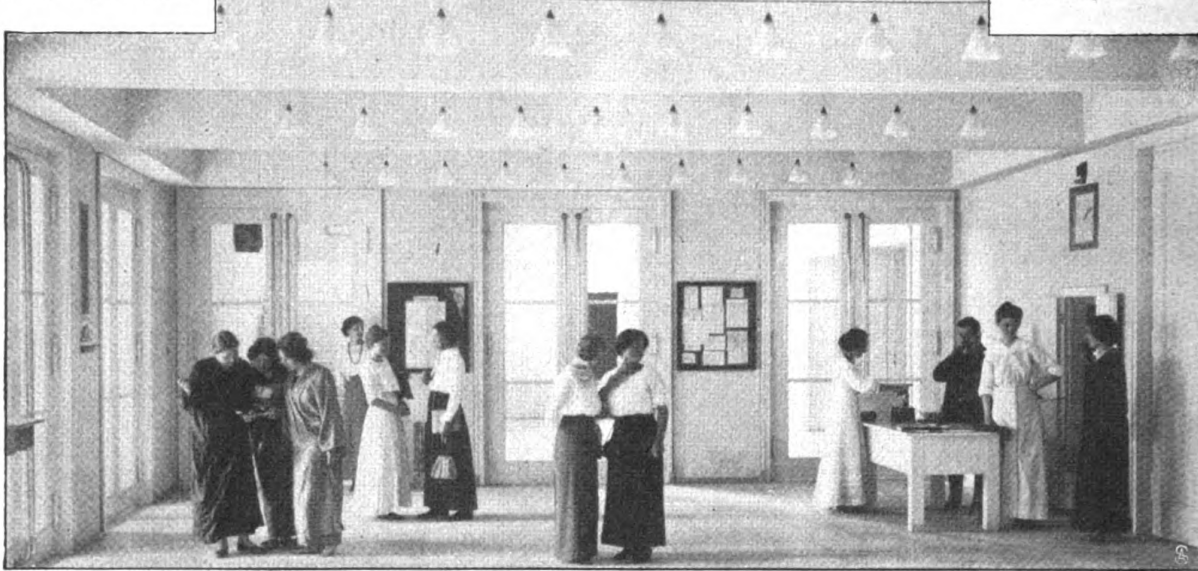
Echo dieser starken Geräusche nimmt dann aber auch um so häufiger die Form des Widerspruchs an. — Eine kluge und eifrige Propaganda hat es fertiggebracht, daß die rhythmisch-gymnastische Lehre des Jaques-Dalcroze innerer Jahre nur theoretisch



Eine gymnastische Übung im Festspielhaus. Oben: Dr. E. Jaques-Dalcroze (X).

Eingang in vielen Kunstpflegestätten gefunden hat, sondern auch hier und da schon in bedeutungsvoller Weise praktisch ausgeführt wird. Vor allem

Hunderte von Zöglingen aktiv und Tausende von Gästen passiv beteiligten.—Die rhythmisch-gymnastische Lehre des Jaques-Dalcroze ist also



Das Vestibül im Festspielhaus.

aber gelang es dem Finder dieser neuen Idee, vor etwa einem Jahr in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden die „Bildungsanstalt Jaques-Dalcroze“ zu begründen, deren Zweck es ist, „musikalische Menschen zu erziehen“ und „die Methode Jaques-Dalcroze weiter auszubauen“.

Selten wohl ist einer Idee auf künstlerischerem Gebiet das Glück zuteil geworden, sich gleich in ihren ersten Entwicklungsstadien so anschaulich und greifbar in die Tat umsetzen zu können.

Nach kaum einjährigem Bestehen konnte die „Bildungsanstalt“ bereits zu Schulfesten einladen, an denen sich

nunmehr ein Faktor geworden, den der Erzieher nicht mehr ignorieren kann, und wenn die Bezeichnung „rhythmisch-gymnastisch“ darauf schließen läßt, daß es sich um etwas rein Fachliches, um musikalische und gymnastische Ausbildung allein handelt, so belehrt uns der Begründer, daß seine Lehre allgemeine Bedeutung beansprucht, daß sie den ganzen Menschen erziehen soll. Darum hat er sein Hellerauer Institut auch ganz allgemein als „Bildungsanstalt“ bezeichnet.

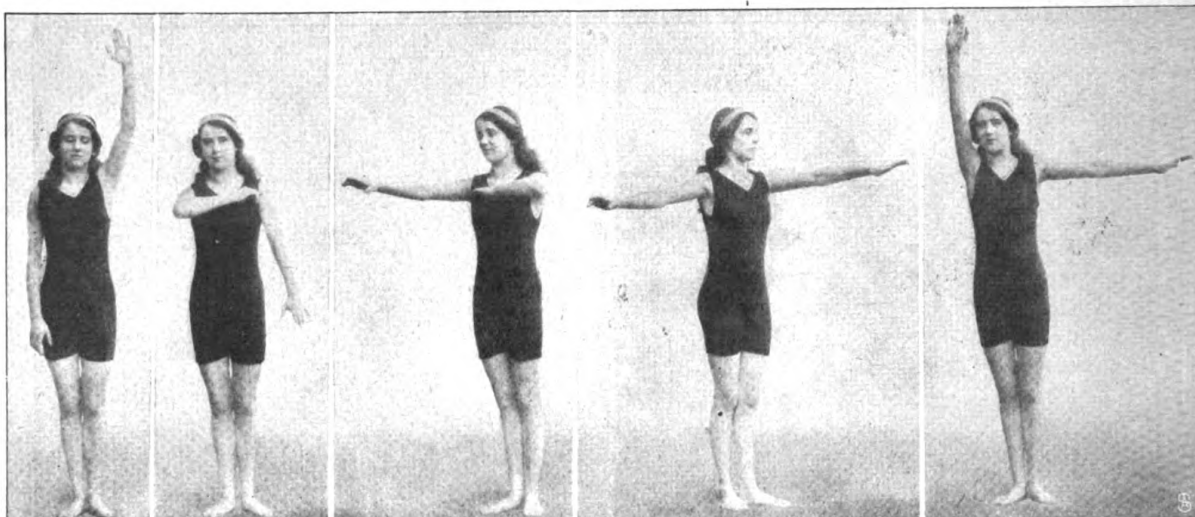
Es wird wohl kaum einen vorurteilslosen Menschen geben, der bei den „Schul-



Anfahrtsstraße zum Festspielhaus.

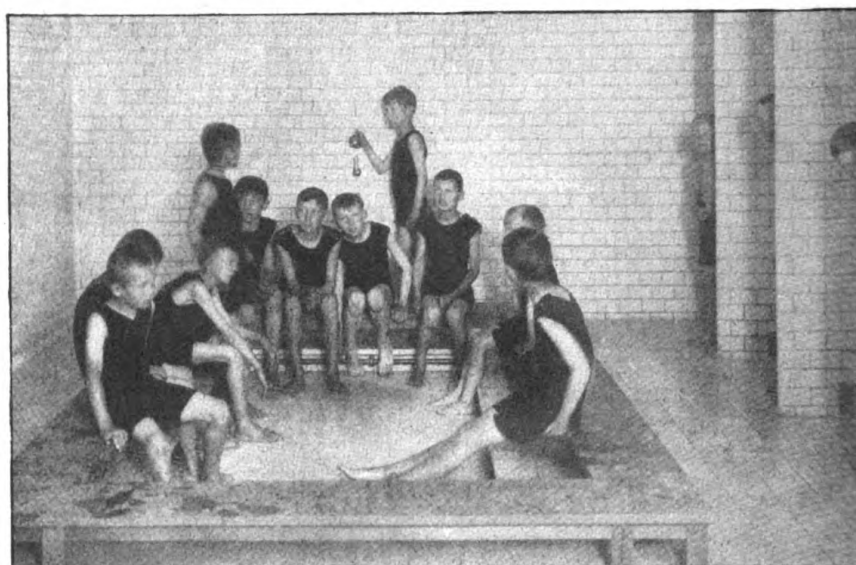


Eßsaal im Pensionshaus der Schüler. Oben: Wohnungen mit Säulengang.

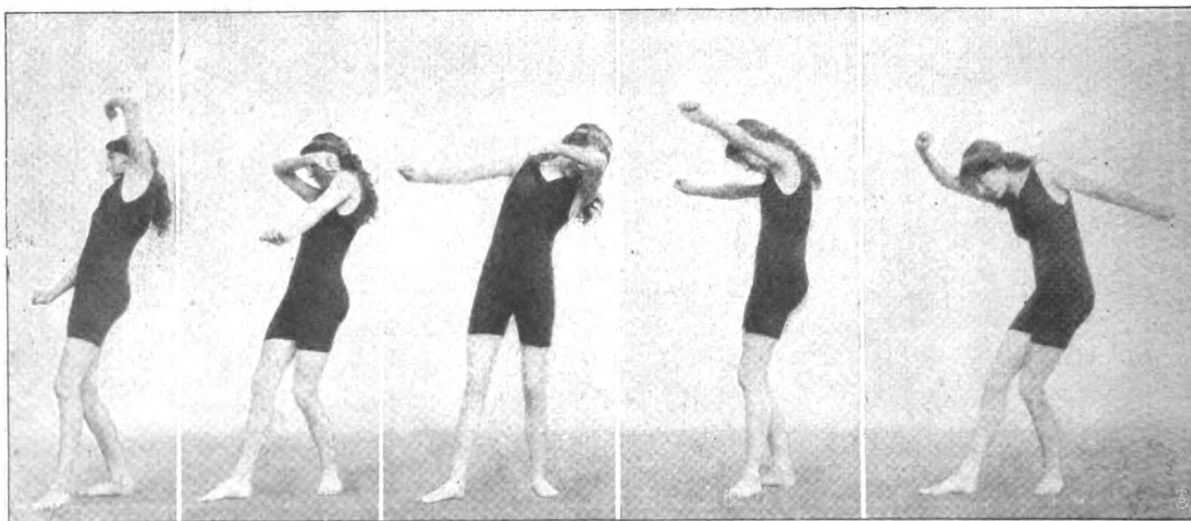


Bewegung der Hände in Kanonform nach dem Fünfvierteltakt.

festen“ nicht wenigstens von einem Teil der Darbietungen in eigenartiger und sympathischer Weise angeregt worden wäre; ebenso wenige mögen sich aber bei allem und jedem, was sie dort gesehen, über dessen künstlerisch erzieherisches Ziel völlig klar geworden sein. Man kann sagen, daß, solange Dalcroze auf dem Boden der bloßen rhythmisch-musikalischen Gymnastik stehenbleibt, selbst der Mißgünstigste keinen Einspruch erheben kann, daß allgemeine enthusiastische Zustimmung geradezu unvermeidlich ist; wo aber der Uebergang zu Tanz und Mimik gewagt wird, da stellt sich das Ziel doch weniger klar dar, da werden Einwendungen und



In der Badeanstalt der Kinder.



Bewegung der Hände in Kanonform mit mimisch plastischem Ausdruck.

Diskussionen der künstlerischen Berechtigung und des erzieherischen Endzwecks einsegen.

Man kann sich vielleicht am besten vergegenwärtigen, wo die Lehre des Dalcroze die Grenzlinie zwischen der unbedingten und der vorläufig noch problematischen Er rungenschaft paßtiert, wenn man die Bilder der beiden Gruppen miteinander vergleicht, die gymnastisch den Fünftelstaktrhythmus darstellen: die erste ist rein rhythmisch-gymnastisch, die zweite ist mit dekorativer Akzentuierung des Gefühlsausdrucks versehen.

Es ist hier zunächst unwesentlich, welche von beiden einem instinktiv besser gefällt, der Kernpunkt ist, daß die zweite, ausschmückende Art auf Gebiete übergreift, für die jene rhythmische Gymnastik unmöglich die ganze künstlerische Verantwortung übernehmen kann. Damit ist freilich keines-

wegs ausgeschlossen, daß ihr auch auf diesen Gebieten eine Art veredelnder Kontrolle eingeräumt werde. — Unsere weiteren Bilder zeigen den eigenartigen Charakter der für die Studienzwecke bestimmten Anlage, die ein Festspielhaus sowie zur Unterbringung der Schülerinnen und Schüler dienende Gebäude umfaßt.



Terrasse des Pensionshauses.

Der Züricher See. — Von Anton Krenn.

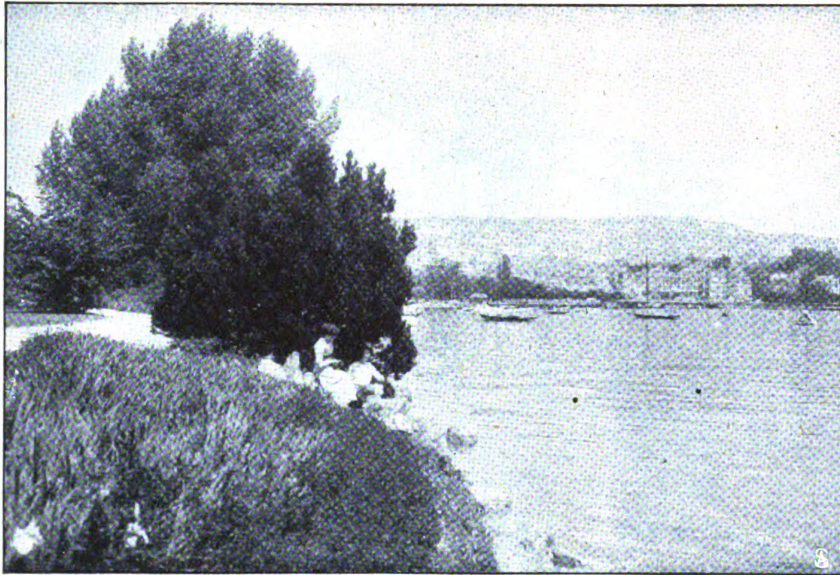
Mit 10 photographischen Aufnahmen des Verfassers.



Harfenbild aus Rapperswil.

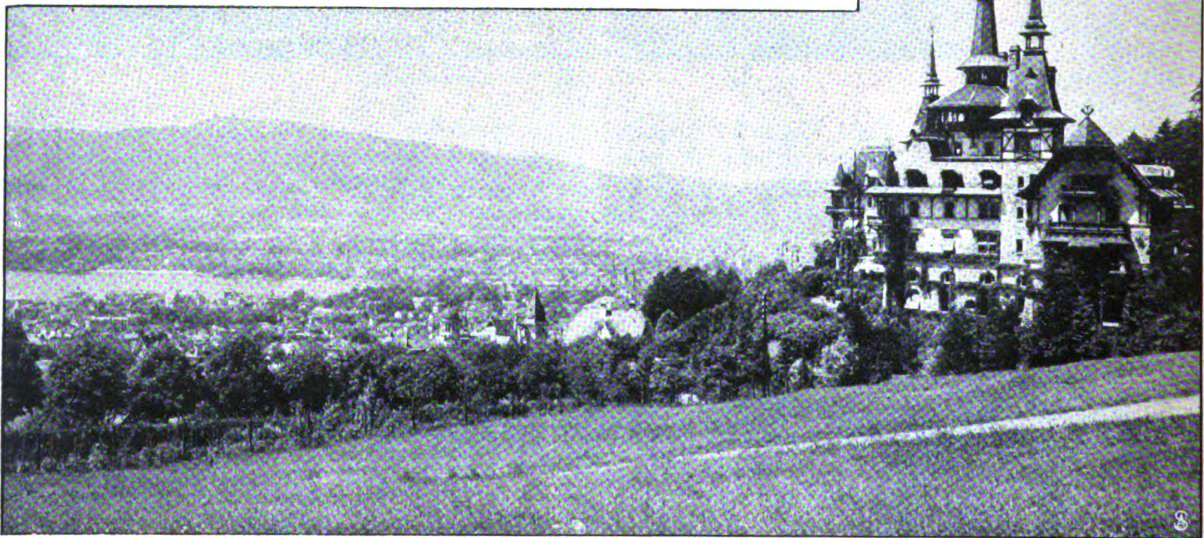
Seit Klopstock seine Fahrt auf dem Züricher See an einem sonnigen Augusttag des Jahres 1750 in seiner berühmten Ode verewigte, haben schon ungezählte

Federn die Reize dieses lieblichsten aller Schweizer Seen zu schildern unternommen, und jeder aufmerksame Beobachter findet immer noch neue Schönheiten zu seinem



Partie aus den Kaianlagen in Zürich.

stand und Zufriedenheit künden. Die Anwohner wissen den Wert dieses Kleinods auch zu schätzen und scheuen auch große Mühen und Opfer nicht, um dieses zu erhalten und zu verschönern. Es ist in unserer von materiellen Interessen beherrschten Zeit immerhin eine erwähnenswerte Tat, wenn eine durchaus nicht im Geldüberfluß schwimmende Stadtgemeinde wie Zürich fast eine Million opfert, nur um einen berühmten Aussichtspunkt, wie die „Waid“ mit dem einzigartigen Blick über Stadt, See, und Gebirgskette, vor Spekula-



Blick vom Donderhofel auf Zürich.

Preise. Kann er auch an Großartigkeit seiner Uferdeformationen sich nicht mit den andern Schweizer Seen messen, so übertrifft er sie doch an Anmut und Lieblichkeit seiner Lage, und die Bewunderer der vergangenen Jahrhunderte schätzten ihn gerade deswegen so hoch. Seine Ufer sind ein ununterbrochener Kranz von stattlichen Dörfern, Landhäusern und Villen, die zwischen den Obst- und Weinärten eingebettet liegen, und die allorts Wohl-



Die Insel Pfauen mit der Kirche.

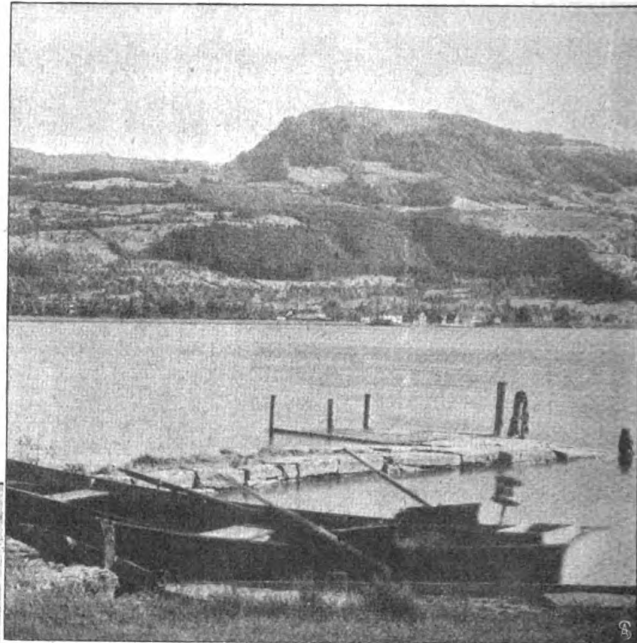


Panorama des Züricher Sees.

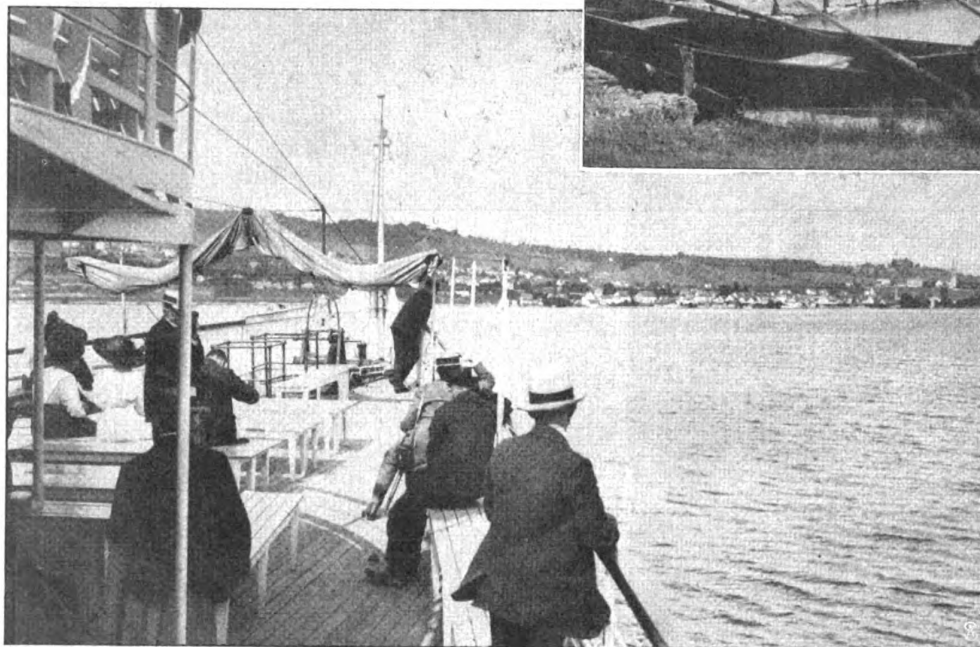


Zürich von der Raibrücke aus.

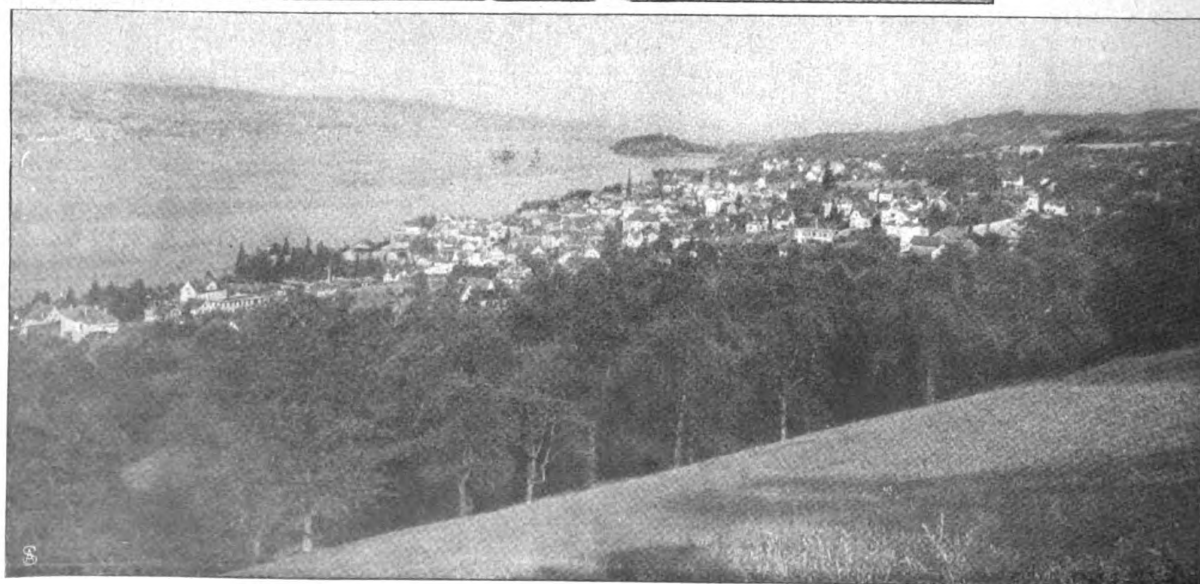
tiver Verbauung zu bewahren oder, wie es gegenwärtig versucht wird, einen in ausichtsreichster Lage am Zürichberg liegenden Bauplatz, der ebenfalls ein stattliches Vermögen kosten wird, als Aussichtsterrasse frei zu erhalten, nur um den Spaziergängern diesen schönen Ausblick ungeschmälert bieten zu können. Und welche Opfer sind nicht gebracht worden und werden immer noch weiter gebracht, um die einzigartigen Züricher Raianlagen, die heute schon eine Länge von vier Kilometer aufweisen, noch weiter auszubauen. Aber nicht nur die Hauptstadt am See, auch die kleineren Orte und Dörfer wettsieren in der Verschönerung des Uferbildes, das wohl an keinem See so liebevoll gepflegt wird wie am Züricher See. Wer sich deshalb ein Bild der malerischen Seelandschaft machen will, benutz am besten eins der



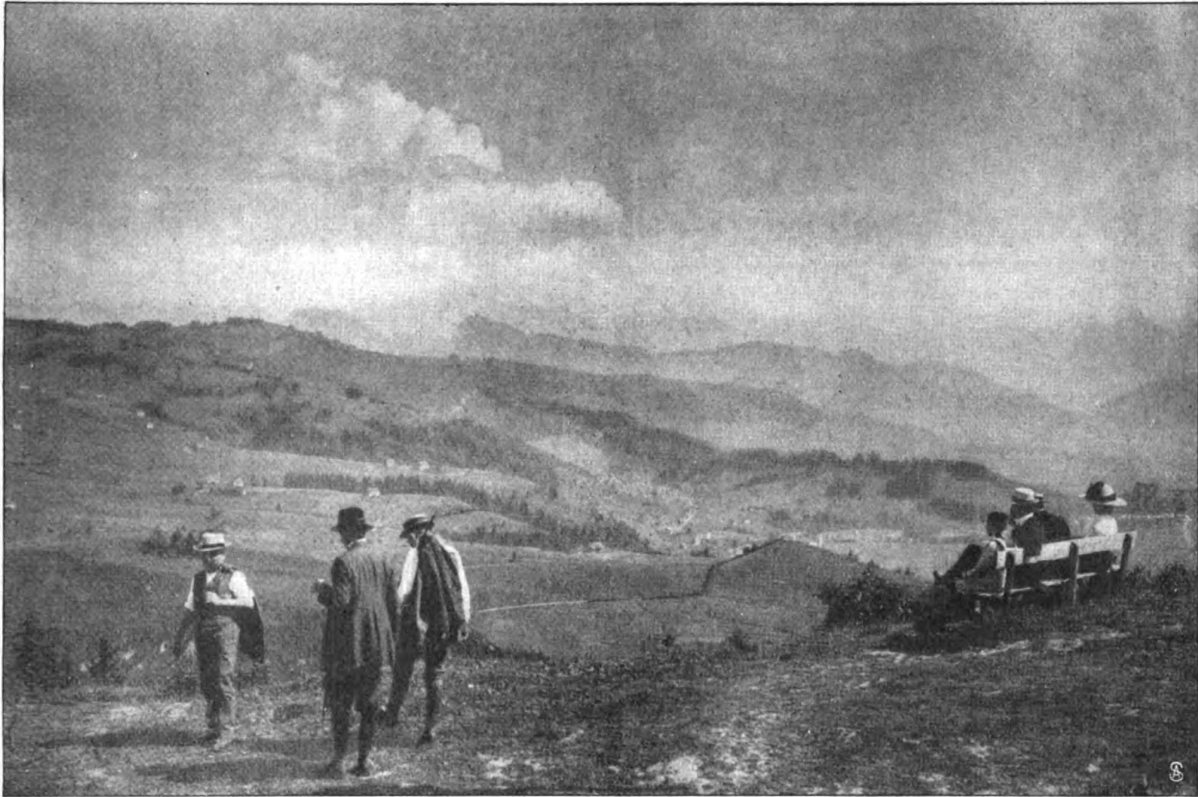
Blick von der Ufer gegen Pfäfers und den Ehel.



zahlreichen, den See der ganzen Länge bis Rapperswil durchfahrenden Dampfboote, die alle bedeutenderen Ortschaften der beiden Ufer berühren; er lernt dabei sowohl die sehr industriereichen Orte am westlichen Ufer, wie Thalwil, Horgen,



Blick auf Horgen und die Halbinsel Au. In der Mitte: Ufer bei Stäfa.



Blick vom Ehel gegen die Glarner Berge.

Wädenswil und Richterswil, wie die mehr Landwirtschaft und besonders Weinbau treibenden Dörfer des Ostufers, wie Rüschlikon, Meilen, Männedorf und Stäfa, kennen, die sich heute so ausgedehnt haben, daß die Abgrenzung der Gemeinden dem Auge schon verwischt ist. Manches stattliche Patrizierheim liegt da, unter prächtigen alten Bäumen verborgen, von außen vielleicht unscheinbar, dafür im Innern aber um so mehr wichtige Erinnerungen und Schätze bergend, von denen nur die Eingeweihten wissen; von den Höhen von Rütli grüßt das heute einsam gewordene Dichterheim Konrad Ferdinand Meyers hernieder, am jenseitigen Ufer bei Erlenbach liegt das alte Herrschaftsgut „Zur Schipf“, in dem Goethe bei dem Besuch 1797 „wie ein reigenführender Apoll“ getanzt hatte; nicht weit davon aufwärts liegt das prächtige Heim der Familie Wille, ebenfalls durch den Besuch manch illustren Geistes und seiner hochherzigen Gastgeber geweiht, unten am Seeufer bei Meilen ist die Stätte, wo 1854 durch den Schullehrer Aepli die ersten Pfahlbauten entdeckt und der prähistorischen Forschung ganz neue Wege gewiesen wurden, gegenüber am andern Ufer erstreckt sich die kleine Halbinsel Au in den See, mit dem Schloßchen des Generals Werthmüller, der dort zur Erholung von seinen Kriegstrapazen mit seinen frommen Nachbarn höchst unzeitgemäße Späße vollführte (siehe K. F. Meyers: Schuß von der Kanzel!), weiter aufwärts tauchen im See bereits die beiden idyllischen Eilande Ufnau und Lützelau empor, die erstere als Asyl des todkranken Ulrich von Hutten bekannt, der dort Ende August des Jahres 1523 sein bewegtes Leben abschloß. Seine Begräbnisstätte ist nicht mehr festzustellen. Beide Inseln zählen zu den

frühesten christlichen Siedelungen im schweizerischen Alemannien, auf der Lützelau soll schon um 600 ein Kirchlein gestanden haben; die jetzigen kirchlichen Bauten auf der Ufnau — auf der Lützelau sind nur mehr Spuren festzustellen — stammen aus dem 11. Jahrhundert. Beide Inseln sind seit einem Jahrtausend in ununterbrochenem Besitz des Klosters Einsiedeln, das sie in ihrem reizenden, natürlichen Zustand beließ. Nach wenigen Minuten erreicht das Schiff den obersten Hafen des Züricher Sees, das altersgraue Rapperswil, einst Zürichs erbittertster Gegner und Rivale. Von den Mauern ihres festungsartigen Schlosses bietet sich ein prächtiger Blick über den Züricher und Obersee sowie auf die Bergwelt. Das Innere des Schlosses birgt bekanntlich das vom Grafen Platter begründete, sehr sehenswerte polnische Nationalmuseum sowie in einem besonderen Mausoleum das Herz Kosciuszkos.

Wenn immer tunlich, sollte die Rückfahrt nach Zürich mit einem Abendschiff unternommen werden, da das untergehende Tagesgestirn auf dem spiegelglatten See wunderbare Farben und Beleuchtungseffekte hervorzaubert. Je tiefer die Nacht herabsinkt, desto mehr erlischt der Lärm der Tagesarbeit, immer mehr Lichter flammen auf, und je näher die Stadt herankommt, desto belebter wird die Wasserfläche, schlanke, weiße Segelboote gleiten lautlos dahin zwischen den unzähligen Ruderbooten, die bald eine fröhlich musizierende Gesellschaft, bald ein verschwiegene Glück auf dem Wasser schaukeln. Die wirklich schöne Silhouette der Stadt kommt erst jetzt voll zur Geltung, wo die Detaillinien verschwinden, und zurückblickend gewahrt man, wie der letzte Schein des Tages auf der fernen Gebirgskette in rosigem Hauch verglüht . . .!

Der Hai.

Von Johannes Wilda.

In dem Lazurblau, sanft in tiefe Täler gleitend, zu schwellenden Hügeln hinaufgehoben, schwebte die weiße Nacht.

Jene Schwellungen des Ozeans sind es, gewaltig und friedvoll zugleich, als ob der Erdball atme.

Dem Meergewohnten teilt sich wunschloser Genuß mit. Es muß aber auf einem Segelschiff sein, einem so großen Schoner mit vielen Matrosen wie dieser.

... Frau Mac Murtry lag hinten auf einem Deckstuhl. Der Baum des Großsegels hätte gerade über sie hinweggleiten können. Faber hatte sich an Deck hingestreckt. Seine Wange drückte sich an ihre herabhängende Hand.

Genau wie sie sich geträumt, daß es kommen werde!

Sie hätte wunschlos genießen können. Das vermochte sie nicht. Also war es nicht, wie sie es sich geträumt. ... Gott im Himmel, nein — es war die Hölle!

„Du lieber Jungel!“ sagte sie und streichelte ihn mit dem Handrücken.

„Übermorgen sind wir in den Bahamas, Daisy!“

„Übermorgen — ach, schon?“ seufzte sie.

„Du möchtest wohl alle Tage so weiter segeln? Ich auch! Aber es ist die Zeit der Tornados, und ich habe dich lieber in Sicherheit.“

„Daß sie kommen! Ich möchte in den Atlantik hinaus — weiter — weiter — und nirgendwo anlangen!“

„Nirgendwo anlangen?“

„Ja ... wenn man doch nicht zurückkann.“ ...

„Zurück?“ Faber fuhr auf, nahm ihre Hand zwischen seine beiden und schaute sie ängstlich an. „Zurück? Wie meinst du das?“

„Ich meine das gar nicht. Ich will immer bei dir bleiben, Süßer, das weißt du doch!“ Sie umschlang seinen Hals und zog seinen Kopf an ihre Brust. „Nur weiter, weiter, weiter möchte ich! Nichts denken! Fliegen! Vor dem Sturm fliegen, und immer mit dir!“

Faber fühlte sich beruhigt und beglückt. Nach Mac Murtry trug sie kein Verlangen. Wie oft hatte sie geklagt, die Kinder sähen ihm so ähnlich — rothaarig, hellblauäugig, im Charakter gleich halsstarrig. Sie war doch so leicht von den Kindern gegangen, daß es ihn selber kalt berührte. Nein, die Kinder traten auch nicht zwischen ihm und seinem Glück.

Von den Bahamas aus wurde alles geregelt. Welche wunderbare Zukunft lag vor ihnen!

„Daisy,“ schmeichelte er, „auf den Bahamas sollst du es gut haben. Denke dir das weiße Haus mit der kühlen Veranda! Im Patio plätschert der Springbrunnen. Die Nymphaen blühen. In allen Farben träumen sie auf der runden Fläche, beneht von den Wasserperlen. Und durch die Allee von Phönixpalmen leuchtet die See. — Das ist etwas anderes als die dörrende Glut auf dem Newporter Dachgarten! ... Und auch in den Patio funkeln die Sterne geradeswegs hinein. Unsere Matten hängen nebeneinander, so daß wir die Arme um uns legen können und nur den Kopf ein wenig zu heben brauchen, um uns zu küssen.“

„Ja, ja, es wird sehr schön sein.“ — Ihre Finger spielten mit seinem Haar. Ihre Blicke aber starrten hinauf zu der turmhohen Segelpyramide. Auch das Topp-

segel stand. Ein leichter Zug wurde aus der riesigen, weißgelblichen Innenmulde des Großsegels zurückgeworfen und sächelte die beiden.

Ein Knarren ächzte in den Masten, wenn es zu Tal ging. Dies und das leise Rauschen des Windes in den Segeln und des gleitenden Rumpfes durch das Wasser waren die einzigen Geräusche.

Es war so einschlendend!

Oben im Toppsegel aber waren Kinderköpfchen erschienen. Deren Augen fragten traurig und strahlend zugleich: „Warum bist du von uns gegangen, Mama?“

Die starren Augen antworteten: „Ich konnte nicht anders.“

„Du bist so leicht gegangen!“

„Nein, ich bin fast wahnsinnig vor Schmerz gewesen.“

„Du weißt doch, daß Papa hart ist und niemand uns küssen wird?“

„Doch, doch! Jemand wartet schon, an meine Stelle zu treten. Sie ist viel besser als ich.“

„Wir wollen nur dich haben!“

„Ich konnte aber nicht länger mit eurem Vater leben!“

„Wir sind sehr böse auf dich.“

„Ja, das seid ihr. Ihr habt eures Vaters Augen! Ihr habt mich oft geärgert!“

„Das war doch nur Dummheit! Wir hatten dich trotzdem sehr lieb, du bist nur nicht oft genug bei uns gewesen.“

„Kinder, man will auch selber leben! Das versteht ihr noch nicht. Ich war voll Durst nach dem Leben, das euer Vater mir vorenthielt.“

„Aber du hättest doch auch für uns leben sollen! Wir würden es dir gewiß einmal vergolten haben. Wenn du nur Geduld gehabt hättest!“

„Vielleicht. Ich hatte freilich keine Geduld. Ich mußte Liebe haben, viel, viel Liebe, solange ich selber noch jung war.“

„Hast du sie denn jetzt? Von dem Mann, mit dem du geflohen bist?“

„Ja, Kinder, ja! Der Mann vergöttert mich und ich ihn.“

„Hast du sie wirklich jetzt?“

„Nein, Kinder, ich habe — die Hölle!“

„Siehst du! Und warum hast du sie?“

„Weil ich Reue fühle — Sehnsucht — Sehnsucht nach euch!“

„Siehst du! Und nun ist es zu spät!“

„Es ist zu spät!“

„Papa wird dir nie verzeihen.“

„Nein, niemals!“

„Die Gerichte werden dir unrecht geben, du wirst auch uns nie wieder sehen dürfen.“

„Ich weiß es.“ ...

„Arme Mama, was willst du nur anfangen?“

„Fliegen — immer fliegen — vor dem Sturm fliegen, nirgendwo anlangen und nichts denken!“

„Das geht doch aber nicht.“

„Nein, es geht nicht.“

„Und was dann?“

„Ja, was dann? ... Ich hoffe, wir werden erst einmal auf den köstlichen Bahamas wohnen; in dem weißen

Haus, wo im Springbrunnenbecken des Patio die bunten Nymphaen blühen. Wo unsere Matten nebeneinander hängen und wir uns viel küssen werden.“

„Wird das ewig dauern?“

„Nein.“

„Wird er dich heiraten?“

„Heute denkt er so — aber vielleicht . . .“

„Und was dann?“

„Ich weiß es nicht.“

„Und wenn auch! Wirfst du aufhören, Neue zu empfinden? Wirfst du uns vergessen können?“

„Nein.“

„Und — was willst du dann?“

„Sterben.“

„Böse — arme, arme Mama! Ach, es würde wohl besser für uns sein, wir stürben gleichfalls!“

Verzweifelt glitt der starre Blick an der Segelwand hinunter. Er konnte die Rindertöpfe nicht mehr ertragen! Er fiel auf die wunderbar blaue Fläche ringsum sich hebender und senkender Hügelrücken, zwischen denen sich ebenso endlos lange Täler höhlten. Wenn die Nacht über die Höhe eines Rammes schwebte, sah man die Riesenfläche von einem stahlblauen Ring umzirkelt, der das Azur der Himmelskugel von dem des Meeres schied. Man erblickte da und dort kleine silberweiße Kronen, die an den Schrägungen der mitrollenden Wogen leuchtend hinabriefelten. Dann sah man auch glitzernde, schlanke Fischchen spritzend aus dem Azur empor-schießen, beschwingt über die Täler schwirren, so daß man die von ihnen regnenden Diamanttropfen bemerkte. Darauf fielen die schlanken Körperchen wieder, bohrten sich hinein in eine blaue Glaswand und verschwanden.

Nur der starre Blick beachtete dies kaum. Dafür haftete er an etwas anderm: an einem kleinen, dunkeln Dreieck, das einen anschwellenden Hügel hinansegelte, unter Wasser tauchte, wieder zum Vorschein kam — näher — näher.

„Was ist dir, Liebchen?“

Ihre Pupillen hatten sich entsezt geweitet. Ihr gestreckter Finger wies die Richtung. „Da, da!“

„Was denn?“ Er wendete sich um. „Ein Hai — die Rückenflosse! Hast du noch keinen Hai gesehen? — Hier sind doch alle Tage welche.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein! Er kommt ganz nah, glaubst du, daß er uns gefährlich werden kann?“

Faber lachte. „Er uns? — Wir ihm! — Paß auf, wie sie schon auf dem Borddeck laufen! Sie machen die Angel bereit. Ich werde sie achterraus bringen lassen. Du kannst den Fang mitanschauen, ohne aufzustehen.“

„Nein, nein! Um Gottes willen ihn nicht aufs Schiff ziehen!“

„Aber warum nicht? Man darf nur nicht in die Nähe des Schwanzes geraten, ehe der Bursche tot ist.“

„Ach Gott nein, ich ängstige mich!“

Frau Mac Murtry war ganz bleich geworden.

„Nun, denn nicht!“ meinte Faber bedauernd. „Jammerschade, daß du so hysterisch bist. Es ist immer verdienstlich, solcher Kanaille den Garaus zu machen.“

Sie drückte demütig seine Hand an ihre Lippen. „Bitte, mir zuliebe tu's nicht!“

„Aber schießen darf ich ihn doch? Freilich ist's schwer mit der Kugel.“

Sie schwieg.

Er gab Befehl, nicht zu angeln, ließ nur einen Speckföder übers Heck hängen und sich seine Windesterbüchse bringen.

Das dunkle Dreieck tauchte dicht hinterm Heck auf. Damit die Räderleine sich nicht mit der des Patentlogs verwickle, war sie kurz. Der Räder durchschnitt spritzend die Oberfläche, hing mit einem Ruck hoch in der Luft oder schleifte stoßend tief im Blau.

Faber wurde ganz eifrig. „Siehst du ihn — siehst du ihn? — Das Weiße ist der Bauch. Er muß sich beim Zugschnappen auf den Rücken werfen, weil das Maul so tief sitzt. — Ist's ein Mensch, dreht er ihm die Beine aus dem Leib. . . . Schau doch mal den kolossalen Rachen! — Sogar die vielen dolchspitzen Zähne — eine Reihe hinter der andern — kann man erkennen — nicht? Nicht? Siehst du?“ . . .

Mit an den Leib gezogenen Beinen kauerte Frau Mac Murtry auf dem Deckstuhl. An dem stützenden Arm war die weiße Taille von der Schulter hinabgeglitten, von dieser anmutig gerundeten, blendend zarten Schulter, die er so zu küssen liebte.

Über den ganz niederen Bordrand weg stierte sie in die Tiefe. . . . Sie sah alles — alles, schärfer als er! Den gewaltigen, doch unerhört gewandten, glatten, schwarzen Körper in dem fatten, klaren Blau. Wie er glitt, schoß, mit dem Schwanz ruderte! Beim Sinken in undeutliche Linien verschwimmend, fiedig am Bauch, beim Hinaufkommen immer schärfer in seiner Schlankheit umrissen. . . . Und diese runden, kalt grausamen, grünen — nein, hellblau schimmernden Augen! . . . Sie kannte diese Augen, o sie kannte sie! Es war das Furchtbarste, was sie kannte! Was sie nicht ansehen mochte und doch stets wieder ansehen mußte!

„Schieß, schieß!“ flehte sie.

„Bäng! Bäng! Die Kugeln klatschten ins Wasser — vorbei!“

„Ich dachte mir's!“ Mißmutig blickte er nach dem strammgehöhlten Toppsegel hinauf. Sollte er es fortnehmen lassen? Nur des dummen Hais halber die Fahrt mindern? Nein, das vermochte er bei seinem wachsenden Verlangen nach den Bahamas nicht über sich zu gewinnen.

Die Rückenflosse tauchte weit vertrieben auf. Dann näherte sie sich abermals.

„Aha, er ist wieder beim Speck, der alte Sünder!“

Ein merkwürdiger Laut drang aus ihrem Mund, offenbar sah sie noch weit Erregenderes.

„Na, natürlich! Ich hatte mich schon gewundert — da sind sie ja!“ rief Faber. „Sieh doch, Schatz, nun hat er seine Piloten richtig bei sich! Sie müssen vorhin weiter ab geblieben sein — jetzt haben sie ihn wieder herangeführt. . . . Da, die beiden kleineren, zebraartig gestreiften Fische mein ich — sieh doch, sieh doch!“

„Sind die gewöhnlich bei ihm?“

„Jawohl! Man weiß nicht recht, weshalb? Ob sie ihm die Nase ersezen, ob sie von den Abfällen seiner Beute leben. Die Seeleute nennen sie Pilots. Guck doch, wie die Kerle auf dem Borddeck sich dafür interessieren, wie sie gern ans Heck möchten!“

„Nur nicht die vielen Menschen hierher!“

„Ich laß sie ja auch vorn! . . . Siehst du, was die Pilots für Augen machen? Fast wie der Hai selber — unheimlich, nicht?“

„Schieß doch! Schieß doch!“ — Sie stieß wütend mit dem Fuß nach ihm.

Bäng! Bäng! trachten die Schüsse — — vorbei!

Das wiederholte sich noch einigemal.

„I give it up“, brummte Faber, indem er den Win-

chester fortklegte. „Schade, daß wir ihn nicht angestien. Er mißt seine 16 Fuß — eine enorme Bestie!“

Eine Fahrtverminderung würde das Treffen erleichtert haben. Frau Mac Murtry kannte dergleichen nicht, und er sagte nichts davon. So wurde die Jagd eingestellt, der Köder fortgenommen.

Der Hai nebst seinen Piloten verschwand nicht; er schien noch unentwegt auf den Speck zu hoffen. Immer wieder, dahinter oder mehr vorn, links oder rechts von der Jacht ragte das kleine Dreieck näher oder ferner aus dem Blau.

Über Frau Mac Murtry war eine entsetzliche Unruhe gekommen. Alles, was bisher verschlossen in ihrer Brust gewühlt, drängte sich hervor. Sie barg ihr Antlitz an Fabers breitgewölbte Brust und schluchzte heftig.

„Was hast du nur, Liebling?“

„Nichts, nichts!“

„Soll ich dir vorlesen?“

„Ach nein!“

„Weißt du was? Ich pack' mein Banjo aus!“

Sie schüttelte den blonden Kopf. „Deß mir etwas übers Gesicht.“

Nach einer Weile riß sie das Tuch herunter. „Es ist zu heiß!“

„Fühlst du dich unwohl — willst du Eiswasser oder einen Kognat?“

„Nein, nein!“

„Willst du dich lieber in die Koje legen? Das Fenster kann gern aufbleiben.“

„Um Himmels willen, erst das Fenster schließen!“

Er nahm ihren leichten, weichen Körper in die Arme. Unter Küssen trug er sie wie ein krankes Kind unter Deck.

Nachdem das runde Fensterchen geschlossen, legte er sie behutsam auf das Lager nieder.

Er wurde immer besorgter, so bleich war sie! Er holte die ganze Schiffsapothek zusammen, er schlug ihr alles mögliche zum Einnehmen vor. Schweigend wehrte sie ab.

„Sprich doch, sprich doch nur, Liebling, was hast du?“

Sie sprach nicht. — Plötzlich ein jäher Schlag ans Fenster, eine sekundenlange Verdunklung!

Einen Schrei wilder Angst ausstoßend, sprang Frau Mac Murtry von dem Bett.

„Mein Gott, wie erschreckst du einen, Kind!“

„Der Hail!“

„Unfinn! — Gut, daß das Fenster geschlossen war; da hättest du recht, wir hätten sonst eine See hineinbekommen. Ich würd's wahrhaftig nicht gedacht haben!“

An allen Gliedern bebend sank sie nieder.

„Wo willst du denn nun liegen?“

„Ich weiß es nicht — ich sehe sie überall!“

„Wen siehst du überall?“

Sie schluchzte, ohne eine Antwort zu erteilen.

„Willst du nicht lieber wieder an Deck? Die Beklommenheit hier ist das allerschlimmste für dich.“

Sie raffte sich auf. „Ja,“ sagte sie tonlos, „es hilft mir doch nichts.“

So führte er sie zu ihrem Liegestuhl am Heck zurück. Still saß er bei ihr, während sie tat, als ob sie schlief.

Der verdammte Hai hat einen schweren hysterischen Anfall bei ihr ausgelöst, dachte Faber. Wären wir nur erst im Hafen! . . . Aber eine nervenranke Frau — wenn ich davon eine Ahnung gehabt hätte!

Sie lag, das Gesicht ihm abgewendet. Sie wollte die Augen geschlossen halten, allein sie mußte stets wieder ins

Blaue starren. Sie mußte immer wieder die alten Zwiesgespräche führen. Sie suchte immer wieder etwas und sah immer wieder etwas. — Ob er das Dreieck wirklich nicht mehr bemerkte?

Hin und wieder trieb im Golfstrom grünes Gras vorüber oder ein Baumstamm mit allen Wurzeln, auf dem Vögel, gemächlich das Gefieder pudend, sich im Tanz über den glasblauen Azur ergöhten. Die sicheren Zeichen der Landnähe!

Dann wieder Blau — nichts als Blau und — das winzige Dreieck.

So verging der Abend — so verging die Nacht. So verging der nächste Tag, der letzte vor den Bahamas.

Frau Mac Murtry verließ ihren Stuhl kaum, sprach nicht und nahm keine Nahrung zu sich. Faber mußte unten allein speisen, was er hastig, in zunehmender Sorge, aber auch in zunehmendem Ärger tat. Wurde das noch schlimmer, hatte er das reizendste Weib, das er je geliebt, woanders hinzubringen als in das weiße Haus mit dem bunten Nymphaenbecken — ins Irrenhaus!

Ah, Land, Land! Vielleicht wurde es dann besser!

Doch der Wind hatte abgeflaut. Ungeachtet Spinners und Ballonsegel machte der Schoner immer geringere Fahrt.

Wohl war die Rückenfloße von Faber bemerkt worden.

„Ist die gottverdammte Bestie denn noch da! . . . Aber sie sieht's glücklicherweise nicht“, murmelte er. Solche Härtnädigkeit war ihm noch nicht vorgekommen.

„Er kann den Speckgeruch nicht vergessen“, meinte die Mannschaft. Faber verbot, irgendwelchen Abfall über Bord zu werfen. Vorsichtig hielt der Satan der See sich aus der Schußnähe. Er hätte indessen sicher geangelt werden können, wenn es der nervenranken Frau halber gegangen wäre.

Der letzte Abend! Das Morgenlicht mußte nun wirklich das Land als ein duftiges, auf dem Blau schwimmendes Nebelgebilde enthüllen.

Jetzt war die Sonne gesunken. Dann düsterte alles schwarzblau. Nur eine einzige Feuerbank streckte sich noch am Westhorizont langhin auf das Dunkel.

Recht wie in den Feuersaum tauchte ein winziger, schwarzer, dreieckiger Ausschnitt auf.

Die weiße Frauengestalt hob sich langsam vom Deckstuhl und wendete stieren Blickes den Kopf nach dem Bordrand.

Es war Abendmahlzeit. Faber verweilte in der Kajüte, die Mannschaft vorn, auch im unteren Raum. Das Deckhaus verdeckte dem Matrosen am Steuerrad den Liegestuhl. Der wachhabende Schiffer spähte durch das Nachtglas voraus, ob er das erste Landfeuer in Sicht bekäme.

Segel und Wasser rauschten. Schneller durchschnitt die Jacht wieder die finsternen Hügel.

Die weiße Frau erhob sich mehr und mehr.

Jetzt stand sie, vom gelösten Haar umweht, an der niederen Bordwand und sah unentwegt in das schwarze Indigo. Zwischen Himmel und Indigo kam wiederholt ein Winziges, noch Schwärzeres zum Vorschein — näher — größer — ganz nahe, mit der Wogenswellung unmitttelbar an der Schiffswand emporsteigend.

Da schaute Frau Mac Murtry sich um, stieg, sich an der Messingstütze haltend, über das niedere Geländer und ließ sich geräuschlos hinabgleiten. — — — — —

Pariser Sommermoden

Von Cl. Wedel. — Hierzu 6 phot. Aufn. v. Talbot, Paris.

Im Sommer hat der Tag der Pariser nur zwei Abschnitte: Den Vormittag und den Abend. Ersterer dauert bis zum abendlichen Diner, und die Ausdehnung des letzteren ist noch nie genau festgestellt worden. — Deshalb besitzt die Pariserin in der Sommerfrische, an der See oder in einem der eleganten Landbadeorte auch nur zwei Kategorien von Kleidern. Promenadengewänder, mehr oder minder kurzgeröckt, einfach oder elegant, streng oder duftig, und defolletierte Abendtoiletten. Wie einfach aber auch diese Einteilung, die im bequemen Sommerleben nur einen „Umzug“ am Tage stattfinden läßt, sein mag, so verschiedenartig und vielgestaltig sind namentlich die Tagesgewänder. Am verbreitetsten sind weiße, echte Sommerkleider mit wenigen, ihre Frische hebenden Farbflecken, wie Abb. 6 aus durchsichtigen waschbaren Geweben gefertigt. Hier sind weißer, gestickter Linon und ebenfalls gestickter Tüll zusammen verarbeitet. Originell wirkt an dem sonst schlichten Gewand die Spaltung des Rockes, der vorn in der Mitte, auf Kniehöhe etwa, wie ein Vorhang, volantumsäumt, auseinanderfällt und das vorn herabgeknöpfte Unterkleid aus weißer Wäsche sehen läßt. Die Länge des Rockes ist bezeichnend für die neueste Moderrichtung, die die Kleider, rund und beinahe den Boden berührend, durchaus nie mehr ganz fußfrei oder in der übertriebenen Kürze des vergangenen Winters schafft. Der runde drapierte Gürtel des glatten halbärmeligen Kimonomieders ist aus blaugrünem und

digem Pompadourband.
Den blau
weiß



2. Morgen-
aus elfen-

gewand zur Promenade
beinfarbenem Tuch.



1. Elegante Dinertoilette aus broschiertem Atlas.

geflochtenen runden Tagalstrohhut (Form Kinderhut) ziert ein blauer Paradiesvogel. Ein anderes Genre repräsentiert Abb. 2: ein einfach elegantes Morgengewand für die Promenade aus elfenbeinfarbenem Tuch in Schlafrockform. Diese Morgengewänder werden jetzt allgemein getragen, und es ist die Möglichkeit gegeben, bei ihnen viel Geschmack und individuelle Anpassung zu zeigen. Das gekreuzte, spitz ausgeschnittene Nieder zierte ein breiter Fichuumlegebogen aus plissierter



3. Schwarzes Taftkostüm
mit Jadenüberwurf.

ringsum hochgeschlagene, erdbeerfarbene Strohhut mit dem elfenbeinfarbenen Schal und rötlichen Reihersfuß. Abb. 3 repräsentiert das Genre Taftkostüm, das trotz aller gegenteiligen Behauptungen immer noch getragen wird und sehr populär bleibt. Das Modell ist aus schwarzem Taft und weist als besonders originell den weiten Rock mit dem Ueberwurf in Form eines nach hinten zugespitzten, dem Rock, rundum bauschend, angenähten Jackenschoßes auf. Sehr hübsch wirkt der weiße Umlegebogen aus gesticktem Linon auf der vorn gekreuzten rundgefügten Kimonojacke und eigenartig der schwarze Tafthut von flacher, geschweifelter Form mit dem eingezogenen schwarzen Samtrand und dem Tuß weißer Kamelien. Die Jacke zu Abb. 5 ist nicht gegürtelt und gehört dadurch eigentlich schon der verschwindenden Generation von Jacken an. Ueberaus modern aber ist an dem Kleid die Stoffzusammenstellung. Das glatte Prinzessgewand mit dem hochtragigen Tüllensaß ist aus champagnerfarbenem Seidenvoile, die Jacke aus gold und blau broschiertem Atlas. Der kleinen Hutkleepe aus Goldbroßhaar dient eine Art von Pfauenradgarnierung aus blauem Tüll und Straußenfedern als

Tüllspitze, die sich an den langen Ärmeln als Doppelmanschette wiederholt. Die wie eine Uhrkette unter dem Kragen durchgeschlungene schwarze Samtbandzier endigt vorn im Gurt in einer großen hängenden Schleife. Der Rock schließt wie ein Schlafrock vorn übereinandergelegt und zeigt durch hoch drapierte Falten im glatten Stoff Neigung zu Panier-Typisch für die einfachen dieses Sommers ist auch

anklängen. —
Hutformen
der kleine,



4. Kimonoartiger Mantel aus schwarzem Atlas
mit altrosa Aufschlägen.



5. Champagnerfarbenes Prinzesskleid
mit Jade aus gold- und blaubroschiertem Atlas.

Hutmodelle zur Anschauung bringend. — Ein Zwit- terdasein führen in der Sommer- mode die Män- tel, die als Pro- menadenmäntel zu den Tagesklei- dern oder als lose Umhängemäntel des Abends ge- tragen werden. Abb. 4 in loser, einfacher Rimo- noform aus schwarzem Atlas mit Ärmelauf- schlägen und vor- deren, in einem breiten Kragen umgeschlagenen Revers von alt- rosa und golden broschiertem At- las zeigt einen Tagesmantel, wie man ihn an kühlen Tagen auf den Bäderpro- menaden über jeder Art von duftigem oder schlichterem Kleid erblickt; doch tauchen ähnliche Mäntel auch über Gewändern auf, die wie Abb. 1 das eleganteste Genre des Diner- kleides repräsen- tieren. Auch hier ist der Stoff des mantelartigen, in einer Schwanz- schleppe endigen- den Ueberkleides



6. Weißes Sommerkleid
mit gespaltenem Rod.

broschierter Atlas, und zwar in Weiß und Gold. Eine Goldagraffe hält vorn die um die Gestalt fest- herumgezogenen Enden des langen Frackschoßes über dem Unterkleid aus plissiertem, weißem Seiden-

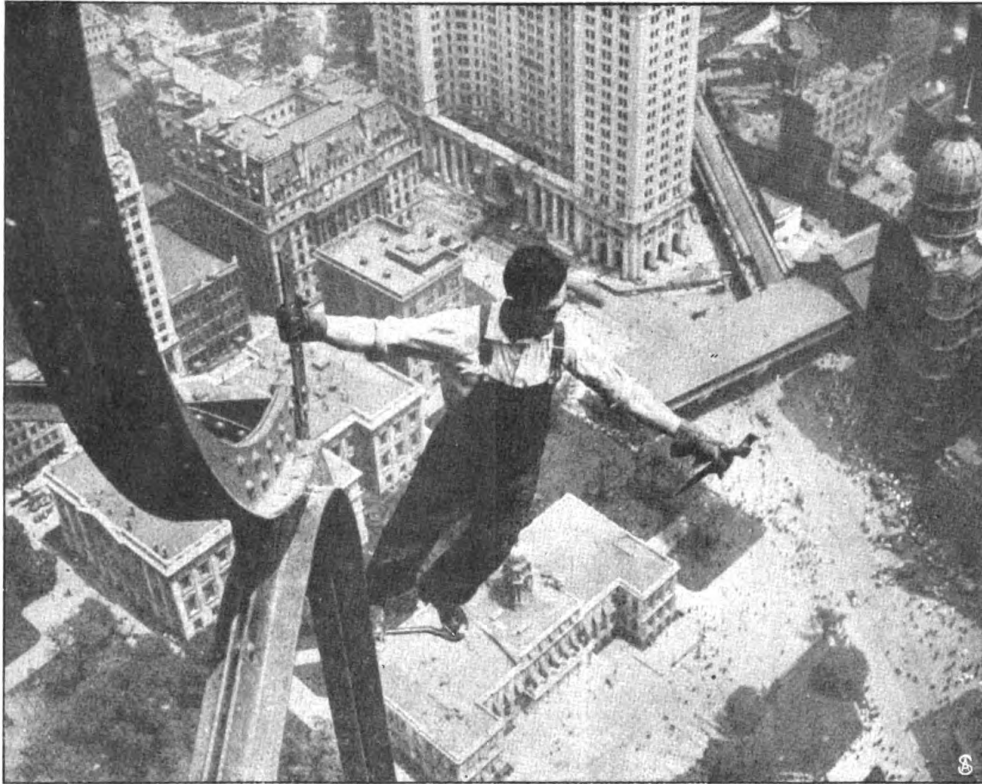
muffelin zusammen, und auch die langen Perlenquasten an den originellen, zipfeligen halblangen Ärmeln sind aus Goldperlen. Der Kopfschmuck aus gleichem Ma- terial mutet ganz eigenartig orientalisches an.

Wie die Wolkenkratzer wachsen.

Von Henry F. Urban. — Hierzu 3 photographische Ausnahmen.

Als vor Jahren der französische Ingenieur Eiffel den nach ihm benannten Turm auf dem Grund und Boden der Pariser Weltausstellung errichtet hatte, bestaunte ihn alle Welt als ein Wunderwerk moderner Technik — mehr noch als eine technische Tollkühnheit. Dem wagemutigen Amerikaner blieb es vorbehalten, Eiffel noch zu übertreffen und aus der Errichtung

ähnlicher technischer Tollkühnheiten fast etwas Alltägliches zu machen. Er erschuf den Wolkenkratzer, den man das Symbol des Dollarlandes und der Dollarmenschen nennen könnte. Was im Amerikaner an Schranken- losigkeit und Unternehmungsgeist steckt, findet im Wolkenkratzer sicherlich seinen charakteristischsten und zugleich merklichsten Ausdruck. Bis in die Wolken



Auf der Höhe eines im Bau begriffenen Wolkenkrägers.

perschaften der einzelnen Staaten beherrschen und den Kongreß in Washington, so daß sie zu einer nationalen Gefahr geworden sind. Ihr Erzfeind ist bekanntlich Theodore Roosevelt. Aber er ist machtlos gegen sie. Noch ist es niemand gelungen, ihre Macht zu brechen. Noch andere Gegner haben die Wolkenkrägers: die Geistlichen. Sie sehen in ihnen gleißende Dollartempel, Stätten, wo die Menschen dem Dollargötzen allzu brünstig Opfer bringen, so daß sie Schaden nehmen an ihrem besseren Selbst. Und was das schlimmste ist: diese gewaltigen Dollartempel ra-

schwingt sich dieser Unternehmungsgeist. Je höher, desto wohler ist ihm, desto größer der Reiz, desto verführerischer. Wer auf einem Ozeandampfer von Europa her kommend sich New York nähert, erblickt zu allererst die Wolkenkrägers — die Wahrzeichen nicht bloß New Yorks, sondern des ganzen Landes. Es sind die Dollarburgen, in denen der allmächtige Dollar „gemacht“ wird, wie der Amerikaner sagt, in denen die weltberühmten oder minder berühmten Dollar Könige haufen — die gleichen Dollar Könige, die die Börse und die ge-
 sehgebenden Kör-



Blick auf den Hudson und die neue „Manhattan Bridge“.

gen weit über die Tempel Gottes empor und verdunkeln und verkleinern sie frevelhaft. Beweis: die berühmte alte Trinity-Kirche im Broadway in der Nähe der Wallstreet. Einst ragte sie über die Häuser ihrer Umgebung hinweg, und ihr schlanker Turm wies die Gottesfürchtigen himmelwärts. Heute ist diese Gegend das eigentliche Wolkenkratzerviertel, wo die Wolkenkratzer gleich Riesenparageln aus dem Boden geschossen sind, 20, 30, 40 Stockwerke hoch. Die Straßen sind zu finsternen Schluchten geworden, in die Luft und Licht nur spärlich dringen.



Ein Quartier von Wolkenkratzern.

In den unteren Stockwerken brennen auch am sonnigen Tag die Lichter. Unten am Hafen, wo die Stadt Newyork aufhört (sie liegt auf der langen, gürtenartigen Insel Manhattan), war von jeher das Geschäftsviertel. Darum wuchsen hier die Wolkenkratzer besonders üppig in den Himmel, in dem Maß, wie Newyorks Kaufleute reicher und reicher wurden, wie Newyork sich zur gewaltigen Geschäftsmetropole Amerikas entwickelte. Freilich, auch das Wolkenkratzerviertel ist schon zu eng geworden. Schon erscheinen die unheimlichen Mamonstürme auch in andern Stadtteilen. Aber sie dienen immer nur dem Geschäft. Man wohnt nicht in ihnen, wie vielfach in Deutschland geglaubt wird. Immerhin haben sie gewissermaßen auf die Wohnhäuser ansteckend gewirkt. Newyork hat auch riesenhafte Mietkasernen für vornehme und reiche Leute, wo der Fahrstuhl bis ins achte und neunte Stockwerk hinauffaßt. Die Wohnungen im obersten Stockwerk sind die teuersten, weil sie am ruhigsten, lustigsten und hellsten sind. Ueberaus interessant ist es, zu beobachten, wie so ein Wolkenkratzer entsteht. Er entsteht eigentlich nicht, sondern er schießt mit echt amerikanischer Schnelligkeit in die Höhe. Auch hier tritt die nervöse Hastigkeit des Amerikaners auffällig in Erscheinung. Zuerst wird das ungeheure Stahlgerippe errichtet. Mit unheimlicher Berwegenheit treiben geschickte Arbeiter glühende Bolzen in die eisernen Träger. Ein Grauen befällt die winzigen Menschlein in der Tiefe, wenn sie den Arbeiter furchtlos und schwindelfrei, den Wolken nahe, seine halbschwebende Tätigkeit ausüben sehen. Die Bilder zeigen so einen Wolkenkratzer, der augenblicklich an Stelle des alten Postgebäudes am „City Hall Place“ (Rathausplatz) nahe der Brooklyn Bridge

in die Lüfte steigt. Gerade unter dem Arbeiter, der sich nur mit einer Hand an einem Eisenstück festhält, auf neue glühende Bolzen wartend, ist das alte, zu eng gewordene Rathaus sichtbar. Hinter ihm ragt (zur Hälfte sichtbar) der Neubau des neuen Rathauses. Das Gebäude mit der Kuppel gegenüber seiner ausgestreckten Hand ist der Wolkenkratzer der Sensationszeitung „The World“, die ihre Blüte dem kürzlich verstorbenen Deutsch-Ungarn Josef Pulitzer verdankt. Auf dem Bild mit den zwei Arbeitern ist im Hintergrund die neue „Manhattan Bridge“ (nicht weit von der Brooklyn Bridge) sichtbar. Und während das eiserne Gerippe noch zusammengelötet wird, setzt schon der Baumeister weiter unten die fertigen steinernen Wandstücke ein. Stein und Eisen! Nichts weiter! Und natürlich, wenn alles fertig ist, müssen nicht nur gewöhnliche Personenaufzüge vorhanden sein, sondern noch Expressaufzüge, die nur im 10. 20. oder 30. Stockwerk halten. Denn der Dollarjäger hat keine Zeit. Sein Wahrspruch lautet: Time is money! Zeit ist Geld — ist Dollar — viel Dollars unter Umständen.

Bilder aus aller Welt.

Der Rheinische Goetheverein für Festspiele in Düsseldorf hat auch in diesem Jahr den Freunden klassischer Theaterkunst erlesene Genüsse geboten. Wie in den letzten Jahren leitete Max Grube die ausgezeichneten Aufführungen. Ihm standen treffliche Künstler vom Berliner königlichen Schauspielhaus, vom Wiener Burgtheater, von den Hoftheatern in München, Dresden, Hannover, Meiningen und Kassel, von den großen Privattheatern Berlins und von mehreren großen Stadttheatern des deutschen Westens zur Verfügung. Das Repertoire der diesjährigen Spielzeit stand im Zeichen Schillers. Die Wallenstein-

trilogie, die „Jungfrau von Orleans“, „Maria Stuart“ und die „Turandot“. Bearbeitung des Nationaldichters gelangten zur Aufführung. Neben Schiller kam auch Kleist mit dem „Prinzen von Homburg“ und dem „Zerbrochenen Krug“ zu Wort.

Die Auswanderung unserer besten Opernsänger und Dirigenten nach dem Dollarland dauert fort. Amerika ist und bleibt das Dorado unserer Musiker. Josef Stransky, der noch junge österreichische Dirigent, dem die große und ehrenvolle Aufgabe zugefallen ist, als Nachfolger Gustav Mahlers die Philharmonischen Konzerte in Newyork zu leiten, scheint sich jenseit des großen Teiches einbürgern zu wollen. Wenigstens hat er dazu eine wichtige Vorbereitung getroffen: er hat sich mit einer



Josef Stransky und Frau
in Marienbad.



Von links: Stahl, Valentin, Frajch Grevenberg, Vegal, Thimig, Ruscha-Buße.

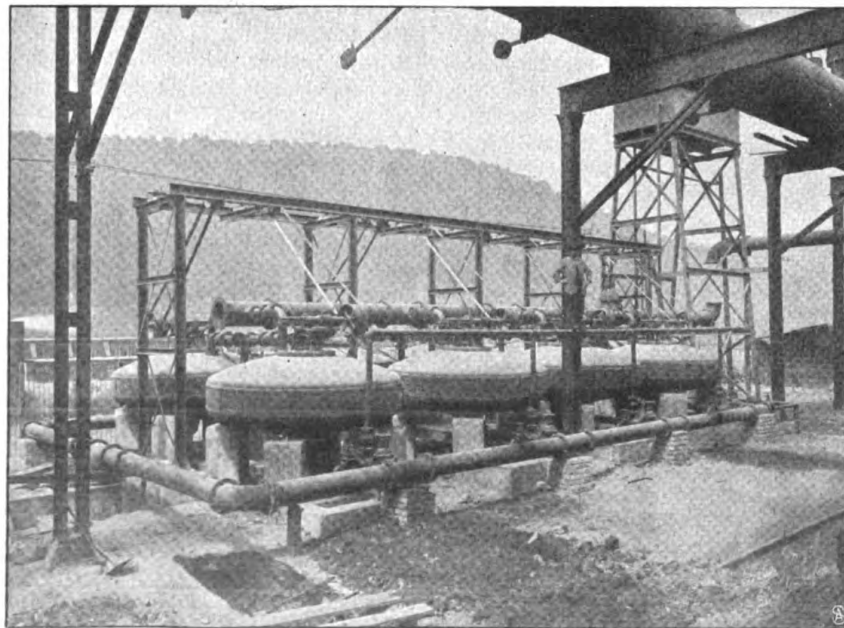
**Szene aus dem „Zerbrochenen Krug“.
Von den Düsseldorf Goethefestspielen 1912.**

Ameritanerin, Miß Marie J. Dogrud aus Newyork, vermählt. Das Paar wurde in London getraut und begab sich dann in Josef Stranskys böhmische Heimat, um seine Glitterwochen in dem schönen Marienbad zu verleben.

Der schönste Programmpunkt des großen Wohltätigkeitsfestes, das der Frauenhilfsverein für Kinderheilstätten an den deutschen Seeküsten im Frühjahr im Garten des Reichstanzlerpalais veranstaltet hat, war ein Konzert des Lehrer- und Gesangsvereins Neutölln. Die Lieder klangen unter dem Schatten der alten Bäume ungemein stimmungsvoll. Das musikalische Verdienst an dieser prächtigen Leistung des Lehrer- und Gesangsvereins muß in erster Linie seinem umsichtigen Dirigenten Herrn Rudolf Fiehring zugeschrieben werden.



Rudolf Fiehring,
dirigierte den Neutöllner Lehrer- und Gesangsverein bei einem Gartenfest im Reichstanzlerpalais.



Kiesfilteranlage für Fabrikwasser im Lothringer Hütten-Verein für 400 cbm i. d. Std.

Zum Artikel:

Neuzeitliche Wasserreinigung.

Näheres in der anliegenden Nummer 33 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

**Aus dem Inhalt von Nr. 33
der „Export-Woche“.**

Politische Wochen-Übersicht der „Export-Woche“. — Die Industrie zu Ruhla in Thüringen. — Neuzeitliche Wasserreinigung. — Neues Metallisierungsverfahren. — Technisch-industrielle Konjunktur. — Handel und Verkehr. — Ausstellungenwesen. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft. — Neue deutsche Bücher.

Schluß des redaktionellen Teils.

Original from
CORNELL UNIVERSITY

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Überseische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 33.

Berlin, den 17. August 1912.

14. Jahrgang.

Politische Wochenübersicht der „Export-Woche“.

Inland.

Der Kaiser ist am 3. August von seiner diesjährigen Nordlandreise zurückgekehrt und wird die nächsten Wochen bis zum Beginn der Herbstmanöver in Wilhelmshöhe zubringen.

Obgleich keine offiziellen Veröffentlichungen vorliegen, verlautet doch aus zuverlässiger Quelle, daß die Sammlungen für die Nationale Luftspende bereits die stattliche Höhe von $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark, also über das Doppelte der von Frankreich aufgebrachten Summe erreicht hat. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß es auf die Bemühungen des Aug. Scherlschen Verlages zurückzuführen ist, daß S. Königl. Hoheit Prinz Heinrich von Preußen das Protektorat der Nationalen Luftspende übernahm, wodurch der erste Anstoß zu dem großen nationalen Werke gegeben wurde, an welchem sich hoffentlich auch die Auslands-Deutschen in reichem Maße beteiligen werden.

Die über Deutschlands Neuerwerbungen im Kongo-Gebiet erfolgten Veröffentlichungen des Kolonialamtes lauten zwar nicht durchaus ermutigend, laufen indessen im wesentlichen darauf hinaus, daß eigentlich noch sehr wenig über den Charakter und die Hilfsquellen von Neu-Kamerun bekannt ist. Der Hauptvorteil der Neuerwerbung liegt noch immer darin, daß durch dieselbe für Alt-Kamerun eine brauchbare und für die Entwicklung des Landes sehr notwendige Schiffsverbindungsmitte mit dem Stromgebiet des Kongo geschaffen wird.

Von den beiden der Spionage angeklagten russischen Offizieren, Kapitän Kostewitsch und Oberleutnant Nikolski, ist der letztere gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt, dagegen aber meldet der Telegraph schon wieder die Gefangennahme von fünf englischen angeblichen Spionen in Eckernförde.

Ausland.

Im Gefolge der in Form und Sache gleich ungewöhnlichen Flottenrede des Ersten Lords der Admiralität ist in England ein erneuter Ausbruch von Kriegsbeängstigungen erfolgt, der bei dem zur See so übermächtig starken Reiche durch seine unaufhör-

lichen Ausfälle und Klagen gegen Deutschland einen peinlichen Eindruck machen muß. Wenn man die gewaltigen Kraftanstrengungen der britischen Marine-Verwaltung betrachtet, die unter Beiseitesetzung wichtiger Interessen in anderen Meeren ihre ganzen verfügbaren Streitkräfte in der Nordsee zusammenzieht, so könnte man wirklich geneigt werden, an die kürzlich gesprochenen Worte des kanadischen Ministers Sir William Mackenzie zu glauben, welcher den Ausbruch eines Krieges zwischen Deutschland und England für die allernächste Zeit in Aussicht stellte. Wir haben indessen zu großes Vertrauen in die Weisheit beider Völker und ihrer Regierungen, als daß wir die Wahrscheinlichkeit einer ersten Verwicklung als möglich erachteten. Die historische Entwicklung der Beziehungen zwischen uns, dem mächtig emporstrebenden, überall in der Welt seine Tätigkeit und seinen Einfluß geltend machenden Volke und dem alteingesessenen Beherrscher des Welthandels und der Meere kann naturgemäß keine andere sein, als sie es in Wirklichkeit ist. Es bestehen zurzeit keine sichtbaren Differenzen zwischen den beiden Reichen, und es wird die Aufgabe der Diplomatie bleiben, allen etwa später noch auftretenden Interessenkonflikten immer rechtzeitig die Spitze abubrechen, wozu ja auf beiden Seiten der gute Wille vorhanden sein soll.

Von Bedeutung war in Churchills Rede der Hinweis auf die künftige Stellung Italiens im Mittelmeere. Da eine solche Verstärkung der italienischen Macht nur im Interesse der Dreibund-Politik liegen kann, so wäre es an der Zeit, wenn man auch in Deutschland den Bestrebungen der verbündeten Macht ein besseres Verständnis entgegenbrächte.

Die vergangene Woche hat uns die Nachricht von einer Erweiterung des russisch-französischen Bündnis-Vertrages durch Zeichnung einer besonderen Marine-Konvention gebracht. Da diese Ausdehnung sich nur als ein logischer und durchaus naturgemäßer Ausbau der bereits bestehenden Militär-Konvention darstellt, so ist es schwer, abzusehen, was dagegen einzuwenden und welche besonderen politischen Schlüsse aus derselben zu ziehen wären. Eine

Auffrischung des nunmehr bald fünfzehn Jahre alten russisch-französischen Bündnisses ist zweifelsohne in Frankreich schon deshalb gewünscht worden, weil nicht wenige Franzosen an dessen Bedeutung und Wirksamkeit zu zweifeln begannen. — Die erfolgte Reise des französischen Minister-Präsidenten nach Petersburg soll offenbar den vollzogenen Tatsachen die richtige Weihe verleihen.

Frankreich geht vorsichtig und mit großer Umsicht an die Einführung eines Protektorates in Marokko. Mit seiner Kapitalkraft und mit seinem vorzüglichen Kolonisations-Apparat für nordafrikanische Gebiete erscheint Frankreich der Aufgabe einer gründlichen Erschließung des reichen, aber gänzlich rückständigen Scherifen-Reiches besonders gewachsen, welche in letzter Linie auch dem gleichberechtigten deutschen Handel zugute kommen wird.

Die mit der Entwicklung der Luftfahrzeuge in Frankreich in die Erscheinung getretene militärisch-chauvinistische Bewegung ist, wie schon früher ähnliche Bewegungen, inzwischen wieder im Abflauen begriffen.

Die inneren Wirren im osmanischen Reiche stehen zurzeit noch im Vordergrund des gesamten europäischen Interesses. Nachdem es wie ein Wunder erschienen war, daß die Ruhe der Balkan-Halbinsel während der ganzen zehn Monate, welche der italienische Krieg nun schon dauert, durch keinerlei Angriffe von außen gestört wurde, geschieht das Unerwartete, daß gerademohammedanische Untertanen der Pforte es sind, die angesichts des äußeren Feindes zur Empörung gegen ihre Regierung schreiten. Es ist wohl nicht das erstemal, daß in Albanien Aufruhr herrscht, aber unter den Umständen mußte ein solcher Zwischenfall der ohnehin in zahllose Schwierigkeiten verwickelten türkischen Regierung doch recht ungelogen kommen. Oder sollte vielleicht das auffallende Nachlassen der italienischen Aktion in den letzten Wochen auf die Ereignisse in Albanien zurückzuführen sein? Man kann sicher sein, daß Italien die Vorgänge in der Skipnia mit aufmerksamstem Auge verfolgt, und daß es an denselben durchaus nicht eine so ungemischte Freude hat, als man im allgemeinen anzunehmen geneigt sein könnte. Jeder Vorgang auf der Balkan-Halbinsel, der Oesterreich-Ungarn einen Anlaß zum Einschreiten geben könnte, muß Italien selbstverständlich ein Dorn im Auge sein. Von dem neuen Ministerium am Bosphorus, welches alles in sich vereinigt, was die Türken an willensstarken, gemäßigten und vaterlandsliebenden Männern besitzt, ist zu erwarten, daß dasselbe allmählich nach erfolgter Kammerauflösung der bestehenden Schwierigkeiten Herr werden wird.

Friedensgerüchten dürfte es sich geziemen, vorläufig noch sehr skeptisch gegenüberzustehen. Wenn wirklich in der Schweiz Verhandlungen stattgefunden haben, so waren dieselben sicherlich unverbindlicher Natur und von keiner der beiden Regierungen autorisiert. Alle Nachrichten vom Bosphorus stimmen darin überein, daß das türkische Volk den äußeren Krieg viel weniger fühlt als die inneren Wirren, und nur ein sehr starkes Ministerium könnte dem Volke gegenüber das Odium eines Friedensschlusses auf sich nehmen, es sei denn, daß die Bedingungen ganz anders als die-

jenigen lauten, welche Italien ursprünglich als *conditio sine qua non* aufgestellt hatte.

Es ist in der letzten Zeit vielfach von einer Schwächung der politischen und persönlichen Stellung Deutschlands und seiner Angehörigen in der Türkei die Rede gewesen. Wie der politische Einfluß der deutschen Regierung in der Türkei sich nach Beendigung des Krieges gestalten wird, ist zurzeit natürlich noch nicht abzusehen. Was die persönliche Stellung unserer Landsleute in der Türkei anbetrifft, so beruht diese auf der nunmehr schon zur Tradition gewordenen Wechselseitigkeit militärischer Beziehungen, sodann aber auch auf dem durch unsere deutschen Kaufleute im Orient geschaffenen großen Einfluß und ihren ausgedehnten Handelsbeziehungen. Der Einfluß der durch deutsches Kapital im Orient gebauten Bahnen und vor allem das große Werk der Bagdad-Bahn würden an sich schon genügen, den deutschen Einfluß nicht in den Hintergrund treten zu lassen. Die allgemeinen Beziehungen zwischen Deutschland und der Türkei erscheinen somit zu gut und zu sicher fundiert, als daß sie durch irgendwelche politische Umwälzungen leiden könnten.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika wurden neuerdings wiederholt, und zwar nicht immer in durchaus liebsamer Form, in den Focus europäischer Beobachtung gerückt. Die Vorbereitungen zur Präsidentenwahl haben Bilder entrollt, welche der unbedingten Bewunderung republikanischer Institutionen Abbruch tun müssen, und beinahe unmittelbar daran reihen sich die New Yorker Polizei-Skandale. Ein Spielhausbesitzer namens Rosenthal wurde auf offener Straße von fünf Leuten erschossen, die dann im Automobil flüchteten und entkamen. Wenn es schon damals auffiel, daß die Mörder von der zahlreich anwesenden Polizei nicht angehalten und ergriffen wurden, so ist nunmehr durch Geständnisse einiger der Teilnehmer an der Mordtat erwiesen, daß die Polizei den Mord selbst angeordnet hatte, um einen unbequemen Angeber zu beseitigen, welcher Licht auf die Teilhaberschaft der Polizei an dem Betriebe der New Yorker Spielhöhlen zu werfen bereit war.

Die von dem Senator Lodge vorgeschlagene Bill, welche fremden Schiffahrts- oder anderen Gesellschaften die Erwerbung von Grund und Boden auf dem ganzen amerikanischen Kontinent untersagen will, stellt eine bedeutsame Erweiterung der nunmehr bald 100 Jahre alten Monroe-Doktrin dar, welche nach den einen gegen Japan, nach anderen gegen Deutschland oder England oder aber gegen beide gerichtet sein soll. Es erscheint glücklicherweise noch zweifelhaft, ob die vom Senat genehmigte retrograde Maßregel auch wirklich zur Annahme gelangen wird.

In Japan trat durch das Ableben des Kaisers Mutsushito ein Thronwechsel ein, indem der bisherige Thronfolger Yoshihito als Kaiser mit dem Beinamen Haru no Miya den Thron des Reiches der aufgehenden Sonne bestieg. Von dem neuen Herrscher läßt sich naturgemäß noch nichts sagen, während dem verstorbenen Kaiser Mutsushito das unbestrittene Verdienst zukommt, Japan mit einem Schlage zur Großmacht und zur Weltmacht erhoben zu haben.

Berlin, Anfang August 1912.

P. R. K.

Die Industrie zu Ruhla i. Thür.

Ruhla, oder wie die Einwohner ihren Ort nennen: die Ruhl, gehört zu den gewerbfleißigsten Orten des Thüringer Waldes. Ursprünglich waren dort Bergleute und Köhler tätig, dann kamen die Waffenschmiede, die später zur Herstellung von Messern und Metallwaren übergingen, endlich die Hersteller von Pfeifenbeschlägen und anderen kleineren Metallarbeiten, bis schließlich die Fabrikation von Tabakspfeifen dazukam. Diese verdrängte zunächst, etwa vor sechzig Jahren, die anderen Industrien, bis sie dann ihrerseits den größeren Teil ihrer Arbeiterschaft wieder an die Metallindustrie abgeben mußte, zu der die Lampenbrennerfabrikation und die Uhrenfabrikation



Die rohen Knollen.

hinzugekommen waren. Die jüngste Industrie dort besteht in der Herstellung von Kindermusikinstrumenten aller Art.

Während noch Ende der sechziger Jahre ungefähr die Hälfte der Arbeiter in der Industrie für Pfeifen und Meerschaum beschäftigt wurde, finden heute dort nur noch etwa 10 Prozent der Leute Lohn und Brot.

Die Pfeifenindustrie sondert sich in die Herstellung von Pfeifen aller Art, aus Holz, Weichsel und Porzellan einerseits und in die Meerschaumfabrikation andererseits. Bekanntlich ist Meerschaum ein Produkt der Erde, das dem Talkstein verwandt ist und vornehmlich aus kieselsaurer Magnesia besteht. Es findet sich in Kleinasien, wo es in knolligen Stücken von nierenförmiger Gestalt vorkommt. Die Knollen werden sortiert, zersägt und dann verarbeitet. Nachher werden die halbfertigen Produkte in einem Trockenofen vom Wasser befreit, in geschmolzenen

Talg gelegt, dann wieder poliert und in einem Bade von heißem Bienenwachs weiter behandelt. Eine letzte Politur gibt den Stücken dann den gewünschten Glanz. Billigere Sorten werden aus dem Abfall, der sorgfältig gepulvert wird, hergestellt und in Formen

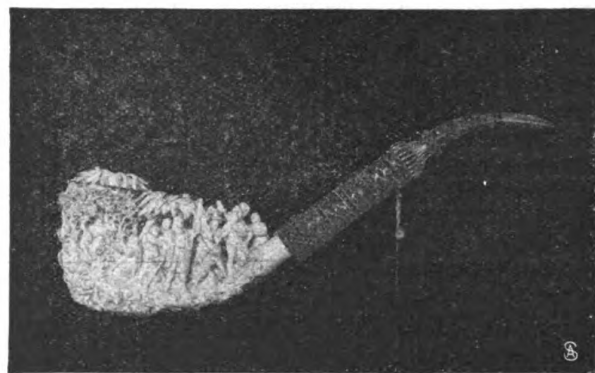


Das Spalten der Knollen.

gepreßt. Gute Stücke dieser Art sind kaum von natürlichem Meerschaum zu unterscheiden.

Wenn wir uns nun den einzelnen Firmen, zunächst der Pfeifenindustrie, zuwenden, so ist zu beachten, daß die Kleinheit der Objekte bei Benutzung von Maschinen es ermöglicht, selbst bei größeren Betrieben mit verhältnismäßig wenig Arbeitern auszukommen.

Es werden von den Ruhlaer Fabriken Sanitätspfeifen und Zigarrenspitzen in mannigfaltigster Auswahl hergestellt, Tabakspfeifen aus Holz, Horn und Porzellan. Eine andere Firma fabriziert Bruyère-Gesteck- und Shag-Pfeifen neben Metallbeschlägen und ebenfalls wie vorher Pfeifen aus Stoffen aller



Meerschaumspitze

aus dem größten je gefundenen Stück Meerschaum; ihr Wert beträgt über 150,000 Mark.

Art. Diese Firmen beschäftigen vor allem auch eine größere Anzahl Porzellanmaler, Horn- und Holzschnitzer außer dem Hause und arbeiten zum Teil mit elektrischer Kraft.



Das Ausarbeiten von Meerschampfeifen.

Wir nennen die Firmen: Richard Berek Nachf. (Inh. Max Heinemann), Henri Schenk (Inh. Arnold und Ferdinand Otte) und Wald & Co.

Die jüngste der Ruhlaer Industrien ist, wie schon bemerkt, die Herstellung von Kindermusikinstrumenten. Es ist vor allem die Firma C. A. Lux, die im Jahre 1893 gegründet worden ist. Sie hat sich zu einem ansehnlichen Betriebe entwickelt, in dem heute mehr als 150 Leute beschäftigt sind. Es werden in der Fabrik hauptsächlich Blechmusikinstrumente als Spielzeug für Kinder hergestellt: Flöten, Trompeten, Hupen und Signalpfeifen für alle Sportzwecke, auch für Jäger, Polizeileute, Schaffner, Kutscher usw.

Die äußerst rührige und strebsame Firma versendet ihre Produkte schon heute nach allen Teilen der Erde.

Hervorragend ist die Metallwarenfabrik Thiel und Bardenheuer, die in ihren Ursprüngen auf die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgeht und unter der jetzigen Firma seit 1870 besteht. Sie beschäftigt zirka 450 Leute, von denen etwa 120 außer dem Hause tätig sind. Es werden in der Hauptsache Brenner- und Lampenbestandteile für Petroleumlampen fabriziert, sodann Verschraubungen aus Messing und Weißblech zu den verschiedensten Zwecken und sonstige einschlägige Massenartikel. Die Firma unterhält, wie sie uns mitteilt, fast in allen Ländern Europas Vertreter, die den Verkehr mit der Kundschaft vermitteln.

Die Firma Ferdinand Erk besteht seit 1864 und befaßt sich mit der Massenfabrication kleiner Metallteile. Sie beschäftigt 70 Leute in der Fabrik, jedoch auch ebensoviel in der Hausindustrie an Handmaschinen. Die Fabrikate bewegen sich in zwei Richtungen, indem erstens kleine Metallartikel für die Papierbranche hergestellt werden, nämlich Muster-

und Briefklammern, Plakathalter und Aufhängeösen aller Art. Ebenso Etiketten zum Anhängen und Anstecken, Klammern und Haken für die Schaufensterdekoration, Reißbrettstifte, Etuiverschlüsse und manches andere. Zweitens stellt die Firma Schrauben und Fassonteile für Automaten her; elektrische Bedarfsartikel wie Schalenhalter kleiner Schalter, Steck- und Anschlußdosen, Deckenrosetten, Lampenaufzüge, Klammern, Nippel und dergleichen. Auch diese Firma teilt uns mit, daß sie großen Exportabsatz hat.

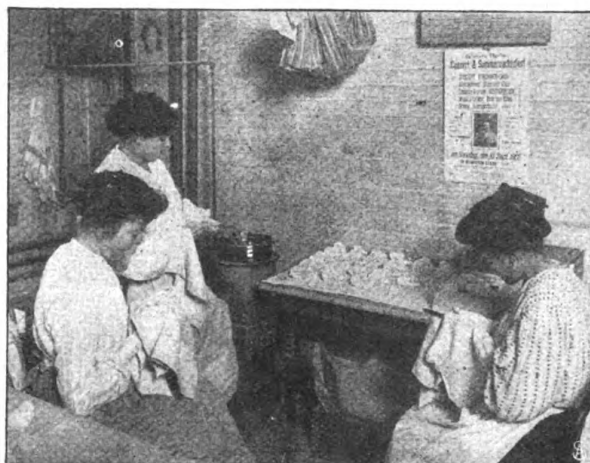
Die Firma Max Flick beschäftigt insgesamt 40 Arbeiter und führt als hauptsächlichste Artikel Fassonstifte und Nieten für Industierzwecke wie Portemonnaies, Koffer, Lederartikel und dergleichen aus Eisen, Messing, Kupfer, Neusilber und Aluminium. Sie fabriziert ferner Uebergehäuse für Taschenuhren aus nickelplattiertem Stahlblech, Celluloid u. a.

Die Metallwarenfabrik Gebrüder Jung beschäftigt 20 Arbeiter und fabriziert vor allem elektrische Schwachstromartikel, Taschenfeuerzeuge sowie sämt-

liche in die Perlmutterwarenbranche einschlägigen Metallteile. Auch hier ist reges Streben und Vorwärtkommen bemerkbar.

Die Firma G. J. Hellmann Söhne beschäftigt in ihrem ständig sich erweiternden Betriebe zurzeit 75 Arbeiter. Sie stellt als Spezialität her: einfachere, preiswerte, streng moderne elektrische Beleuchtungsartikel, wie Zugpendel, Deckenbeleuchtungen, Litzen- und Kettenpendel, Zierfassungen aller Art, soweit sie auf dem Wege der Massenfabrication hergestellt werden. Dazu gehören in erster Linie Präg-

und Stanzartikel, Metalldruckwaren und dergleichen. Die Firma C. & F. Schlothauer, G. m. b. H., wurde 1880 als offene Handelsgesellschaft begründet und



Tränken im Fettbade.



Schnitzarbeit aus dem Stein.

im Jahre 1906 in eine G. m. b. H. umgewandelt. Sie fabriziert elektrotechnische Bedarfsartikel wie Fassungen aller Art, Schalter, Schalenhalter, Glühlampenaufzüge, Sicherungen, Pendel, Wandarme sowie alle sonstigen Installationsmaterialien und Montierungsteile für elektrische Beleuchtung. Ferner stellt die Firma Gasarmaturen sowie auch deren Zubehör her. Mit den übrigen Anlagen der Fabrik ist eine Messinggießerei und Walzwerk verbunden. In den gesamten Anlagen der Firma sind nicht weniger als 350 Personen beschäftigt.



Gesamtansicht von Ruhla i. Th., Sitz der deutschen Meerschamwaren-Industrie.

Die alte Firma Georg Thiel beschäftigt innerhalb der Fabrik zirka 300 Arbeiter und zirka 150 Arbeiter und Arbeiterinnen in der Hausindustrie. Die Fabrik stellt vor allem Starkstromapparate wie z. B. Glühlampen-Fassungen, Ausschalter, Sicherungen, Wandarme und Pendel, Zuglampen sowie einfache Beleuch-

tungskörper, Deckenbeleuchtungen und dergleichen für elektrische Beleuchtung her.

Bedeutend und hervorragend ist auch die große Uhrenfabrik von Gebr. Thiel, die zum Teil die Ver-

anlassung zur Verringerung der Ruhlaer Pfeifenfabrikation gegeben hat, da die Arbeiter bei ihr wesentlich höheren Verdienst fanden als bisher. Die Firma begann in den achtziger Jahren mit der Fabrikation richtiger Taschenuhren. Diese große Fabrik liegt gleich am Ortseingang, nahe dem Bahnhof, fast außerhalb der Stadt, und beherrscht zu einem Teil das

herrliche Landschaftsbild des selten prächtigen Tales.

Zuletzt wollen wir noch eine allerdings für den Export nicht in Betracht kommende Industrie Ruhlas erwähnen, nämlich die Ruhlaer Fremdenindustrie, die auch heute noch einem großen Teil der fast 8000 Einwohner des Ortes Nahrung und Unterhalt gewährt.

Aus der deutschen chemischen Industrie.

Vom Privatdozenten Dr. H. Grobmann.

Die Hoffnungen, die vor einem Jahre in einer wirtschaftlichen Übersicht über die Entwicklung der chemischen Industrie in Deutschland ausgesprochen wurden, daß sich auch im Jahre 1911 die Lage der chemischen Industrie überwiegend günstig gestalten würde, haben sich durchaus erfüllt. Wiederum ist die allgemeine Hebung der wirtschaftlichen Konjunktur in Deutschland und im Ausland besonders in dem letzten Viertel des Jahres 1911 in besonderem Maße der chemischen Industrie zugute gekommen, deren Gesamtrentabilität auch eine recht erfreuliche Steigerung zeigt. Nach den Berechnungen des Generalsekretärs des Vereins zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands im September 1911 ergab sich für das Jahr 1910 eine Erhöhung der Durchschnittsverzinsung der in der chemischen Industrie angelegten Kapitalien von 9.58 Proz. gegenüber 9.35 Proz. im Vorjahre, und auch die vor kurzem veröffentlichten Zahlen des deutschen Außenhandels in Chemikalien wie die Berichte aus der Industrie lassen schon jetzt erkennen, daß die im Jahre 1911 erzielten Ergebnisse sich noch als erheblich günstiger erweisen werden. Die Börse hat diesen Tatsachen übrigens bereits reichlich Rechnung getragen, indem sie das allgemeine Kursniveau der chemischen Aktienpapiere in einem viel schnelleren Tempo als im Jahre 1910 erhöhte. Während im Jahre 1910 die größte Kurssteigerung 79.25 Proz. betrug, weist das Jahr 1911 zwei Rekordsteigerungen von über 100 Prozent auf. An der Spitze stehen die Aktien der J. D. Riedel Aktiengesellschaft in Berlin mit 137.50 Proz. Kurssteigerung und einer weiteren Erhöhung im Verlaufe des

Januar 1912, ohne daß übrigens bemerkenswerterweise die Dividende der drei letzten Jahre erhöht wurde; ihr folgen die Akkumulatorenwerke A. G. in Hagen in Westfalen, deren Kurssteigerung von 115 Proz. im wesentlichen auf der Steigerung der Dividende von 12½ Proz. auf 15 Proz. beruhen dürfte. Die Steigerung in den Riedelaktien erfolgte vor allem unter dem Eindruck der günstigen Nachrichten über den Geschäftsgang einer Tochtergesellschaft der Permutitfilter-Gesellschaft in Berlin, deren von Professor Gans erfundenes interessantes Verfahren zur Wasserreinigung in der letzten Zeit auch im Ausland viel Anklang gefunden zu haben scheint. Von sonstigen Kurssteigerungen, die durch Erhöhung der Dividende begründet erscheinen, seien erwähnt diejenige der Chemischen Fabrik von Heyden in Radebeul-Dresden 77.81 Proz., der Düngerfabrik von M. Milch & Co. in Posen 54.50 Proz. und die der Vereinigten Glanzstofffabriken in Elberfeld von 52 Proz. Letztere Gesellschaft stellt heute das leistungsfähigste Unternehmen in der deutschen Kunstseidenindustrie dar, nachdem im Jahre 1911 die früher dem Gralen Henckel v. Donnersmarck gehörige Fabrik Sydowsaue bei Stettin übernommen wurde. Die in Elberfeld und den Zweigfabriken nach dem sogenannten Kupferammoniakverfahren hergestellte Kunstseide hat übrigens neuerdings auch in der Gasglühlichtindustrie zur Herstellung haltbarer Glühkörper ein nicht unbedeutendes neues Absatzgebiet gefunden. Die deutsche Produktion an Kunstseide genügt aber noch nicht für den heimischen Bedarf, so daß vor allem aus Belgien noch ein ziemlich starker Import erfolgt.

Wasserreinigung

in industriellen Betrieben und für Trinkwasser.

Der Reinigung des Wassers für die mannigfachen Verwendungszwecke des bürgerlichen und industriellen Lebens wird immer mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet: die berechtigten, weil aus wirklichen Bedürfnissen entspringenen Ansprüche an gutes Wasser steigen eben von Tag zu Tag mehr.

In den Abbildungen sind verschiedenartige große Wasserreinigungsanlagen dargestellt, welche die Firma

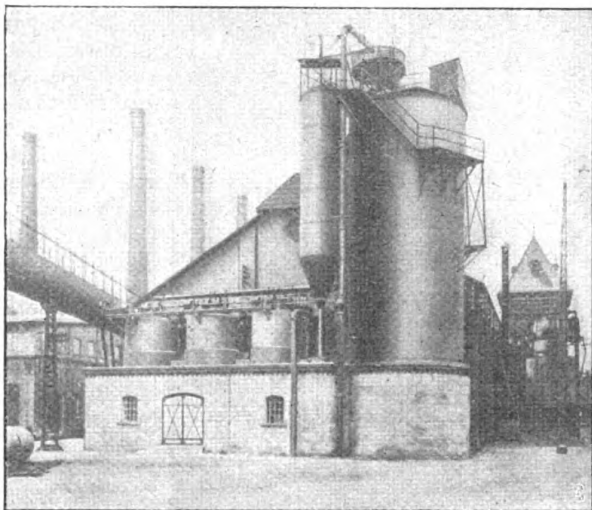


Abb. 1. **Kesselspeisewasserreiniger**
für 200 cbm i. d. Std., auf der Rombacher Hütte, Lothringen.

Halvor Breda, Gesellschaft m. b. H., in Berlin-Charlottenburg für hervorragende, weltbekannte Firmen und Institute sowie Städte, z. B. die Rombacher Hütte, den Lothringer Hütten-Verein Aumetz-Friede, den Zoologischen Garten in Berlin und die Stadt Nürnberg, geliefert hat.

Fast alle natürlichen Gewässer enthalten Kalk- und Magnesiumsalze, wenn auch in wechselnden Mengen, und diese verursachen die sogenannte „Härte“ des gewöhnlichen Wassers, während destilliertes Wasser, das durch Überführung in Dampfform und Niederschlagen des Dampfes von diesen nicht flüchtigen Bestandteilen ganz befreit ist, als absolut „weiches“ Wasser bezeichnet wird.

Da bei der Verdampfung gewöhnlichen Wassers in Dampfkesseln diese Salze sich als Rückstände niederschlagen, bilden sie die harten Krusten in den Dampfkesseln, den bekannten Kesselstein, der den Wärmedurchgang behindert und unter Umständen zu Explosionen Anlaß geben kann; früher war er nur durch mühsames Abklopfen aus den Kesseln zu entfernen.

In dem abgebildeten Apparat (Abb. 1) wird das Wasser von den „Härtebildnern“ Kalk, Magnesia etc. befreit, bevor es in die Dampfkesselanlage gelangt; auf diese Weise sind die geschilderten Schwierigkeiten und Kosten zu vermeiden. Die Reinigung geschieht mit Kalkwasser, welches in dem schlanken, auf der Spitze stehenden Turm in der Mitte des Bildes hergestellt wird, und durch Sodaauslösung, die sich in einem viereckigen Kasten oberhalb des riesigen „Reaktionsgefäßes“ befindet. Beide Fällungslösungen fließen, automatisch genau entsprechend der zufließenden Wassermenge abgemessen, dem oben einströmenden Wasser zu, und das Gemisch wird durch eingeleiteten Dampf auf höhere Temperaturen gebracht, um die Bildung der weißen, feinkörnigen Niederschläge innerhalb des Reaktionsgefäßes zu beschleunigen. Vermöge ihrer Schwere sinken diese Niederschläge in dem Wasser zu Boden, während das nunmehr „weiche“ Wasser, welches fast keine Kalk- und Magnesiumsalze mehr enthält, schon beinahe rein ab-

fließt. Der Rest von Trübung, den es noch mit sich fortführt, wird durch besondere, mit Kies gefüllte Filter zurückgehalten, von welchen drei links neben dem Kalksättiger sichtbar sind; vollkommen klar und weich, als vorzügliches Kesselspeisewasser, verläßt das vorher unbrauchbare, vielleicht auch schlamm- und eisenhaltige Wasser die Anlage. Eine Summe lästiger und gefährlicher Reinigungsarbeit in den Dampfkesseln selbst wird durch derartige Anlagen erspart, andererseits die Ausnützung der Kohlen unter den Kesseln erheblich verbessert.

Selbstverständlich lassen sich die Kesselwasserreiniger ebensogut in kleinen Maßstäben wie in den abgebildeten riesigen Abmessungen herstellen; Wirkung und Rentabilität bleiben dabei die gleichen wie bei den großen Verhältnissen.

Die Enteisung von Brunnenwasser ist auch in überseeischen Ländern von größter Bedeutung für die Lebensverhältnisse. Kleine Anlagen von Teilen eines Kubikmeters in der Stunde und große Anlagen bis über 280 cbm in der Stunde arbeiten in Europa bereits seit Jahren mit gleich gutem Endergebnis.

Brunnenwasser, welches klar aus der Pumpe kommt, trübt sich oft an der Luft und setzt später gelben oder braunen Schlamm ab, der aus Eisenoxydhydrat besteht. Solches Wasser ist zum Trinken unappetitlich, zum Hausgebrauch und Waschen weißer Wäsche unbrauchbar, weil es seinen gelben Eisenschlamm überall festsetzt, auch Flecke erzeugt.

Wenn auch die Befreiung des Wassers von diesem lästigen Eisenschlamm in dem sehr einfach aussehenden Apparat (Abb. 2) mit Leichtigkeit und Sicherheit gelingt, so hat es trotzdem Kopfzerbrechen und jahrelanger Arbeit der Fachleute bedurft, um diese Apparate mit ihrer inneren Einrichtung und zweckdienlichem Filtermaterial herauszubilden, und als eine besondere Errungenschaft der Technik ist es hierbei zu betrachten, daß das Wasser nur mit einer ganz geringen Menge Luft in Berührung kommt; diese Luft

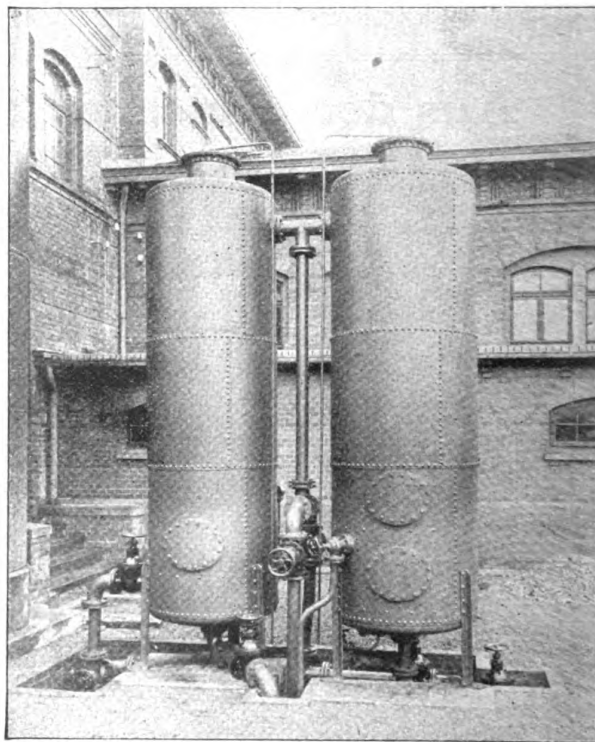


Abb. 2. **Geschlossene Enteisungsanlage**
für Trink- und Fabrikwasser, 40 cbm Leistung i. d. Std.

kann vorher nötigenfalls sterilisiert und dann mit einer Luftdruckpumpe in das Wasser gepreßt werden. Das Wasser wird somit in vollkommen geschlossenen Gefäßen gereinigt, es kommt folglich mit dem Staub und Schmutz der Atmosphäre nicht in Berührung und kann keine Krankheitskeime aus der Luft aufnehmen. Die wirksame Masse in dem Apparat ist das sich ausscheidende Eisenoxydhydrat selbst; dieses entfernt aus dem „belüfteten“ Wasser alles noch darin enthaltene Eisenoxyd, so daß das Wasser klar und eisenfrei aus dem Apparat herausfließt und sich dann nicht mehr nachtrübt, keinen Eisenocker mehr ausscheidet.

Auch diese merkwürdigen Reinigungsapparate wirken im kleinen wie in den größten Maßstäben gleich gut und liefern bereits Hunderten von Städten und zahllosen Fabriken und Privatleuten ein reines und angenehmes Trink- und Brauchwasser, welches frei von Infektionsstoffen, den tieferen Bodenschichten entnommen und sorgfältig vor Verunreinigung während der Reinigung bewahrt, ein gesundes und angenehmes, zu allen Zwecken gut verwendbares Naß bildet, an Stelle des früher meist verwendeten Fluß- oder sogenannten Oberflächenwassers, das von den hineingelangten Unreinigkeiten schwer oder gar nicht zu reinigen war und die stete Gefahr einer Typhus- oder anderweitigen Ansteckung mit sich brachte.

Filtrationsanlagen für große Werke müssen sehr leistungsfähig sein. Beim Lothringer Hüttenverein Aumetz-Friede in Kneuttingen liefert der abgebildete Apparat 400 cbm Wasser in der Stunde, im Wasserwerk der Stadt Nürnberg 750 cbm stündlich.

Alles auf der Oberfläche der Erde in Flüssen und Bächen, Teichen und Seen stehende oder fließende Wasser ist mit sichtbaren und unsichtbaren (mikroskopischen) Teilchen fester, also nicht gelöster, sogenannter „Schwebestoffe“ verunreinigt. Nicht nur Sand und Ton, Trümmer von den in der Auflösung begriffenen Pflanzen und Tieren, sondern auch unzählige Lebewesen des Tierreiches, bis herab zu den winzigen Bakterien, finden sich in jedem Oberflächenwasser in mehr oder weniger großer Menge.

Diese Verunreinigungen machen das Wasser nicht nur für den menschlichen Genuß unappetitlich und

schädlich, sondern auch für feine Reinigungs- und Fabrikationszwecke unbrauchbar. Es muß „filtriert“ werden, indem es durch enge Durchgänge eines porösen Stoffes durchläuft, so daß die verunreinigenden festen Körper nicht mit durchschwimmen können, weil sie grösser sind als die Poren. Dieser Vorgang erfolgt in kleinen Verhältnissen beispielsweise mit dem bekannten Filtrierpapier oder in Flanellbeuteln.

Riesige Wassermengen, die zur Versorgung grosser Fabriken oder ganzer Städte notwendig sind, verlangen überlegte konstruktive Maßnahmen der Reinerapparate. Da leistet der feinkörnige Sand oder Kies außerordentliche Dienste. Er wirkt in Schichten von $\frac{1}{2}$ bis 1 Meter Höhe ebenso gut filtrierend wie das beste Filtrierpapier; seine Wirkung geht noch weiter, indem er noch einen Teil der Wasserbakterien zurückhält, wenn auch nicht alle.

Seit langen Jahren dient der Sand den städtischen Wasserwerken als Filtriermittel, aber die Form der hierbei angewandten Flächenfilter war keine praktische; große Ausdehnung und mühsame Reinigung der Filter, wenn sie sich durch Aufnahme

größerer Mengen der Schwebestoffe und Schmutzstoffe verstopft hatten, waren deren große Nachteile. Auch muß das durch solche Flächenfilter gereinigte Wasser zweimal gepumpt werden, was doppelte Kosten verursacht. Nunmehr bedient man sich eiserner, mit Kies gefüllter Kästen oder „Trommeln“, die an Stelle der Flächenfilter verwendet werden. Diese neuen Filter sind luftdicht verschlossen, können in die Wasserleitung eingeschaltet werden, und das Wasser braucht also nur einmal gepumpt zu werden, indem man es durch die Filter hindurchdrückt. Die Reinigung der Filter geschieht auf besonders eigenartige Weise: Man läßt einen Strom des gereinigten Wassers rückwärts durch das Filter laufen; dieser hebt, da er von unten eintritt, den Kies ein wenig an, so daß er zum Schwimmen kommt, und nun läßt sich ein in der

Kiesmasse sitzendes Rührwerk leicht drehen, und man kann den Kies auf diese Weise durch die Reibung der einzelnen Körner aneinander säubern, während der losgelöste Schmutz mit dem Wasserstrom oben abfließt.

Um an Raum zu sparen, brachte man zwei oder mehr derartige Kiesfilter innerhalb ein und desselben eisernen Mantels übereinander an. Die Leistung steigt dadurch trotz kleinen Raumbedarfes entsprechend der Zahl der übereinander angebrachten Filterschichten.

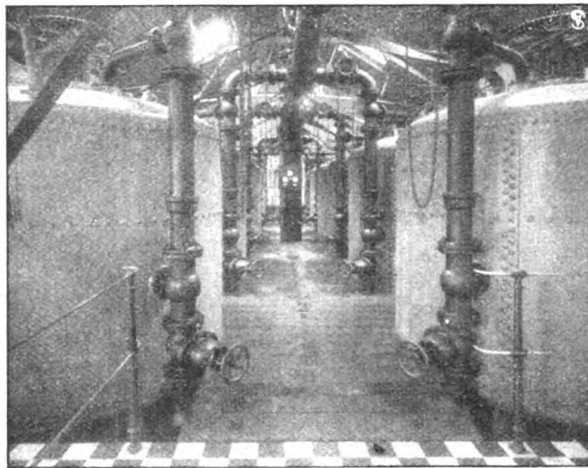


Abb. 3. Kiesfiltration
für das Leitungswasser der Stadt Nürnberg, 750 cbm i. d. Std.

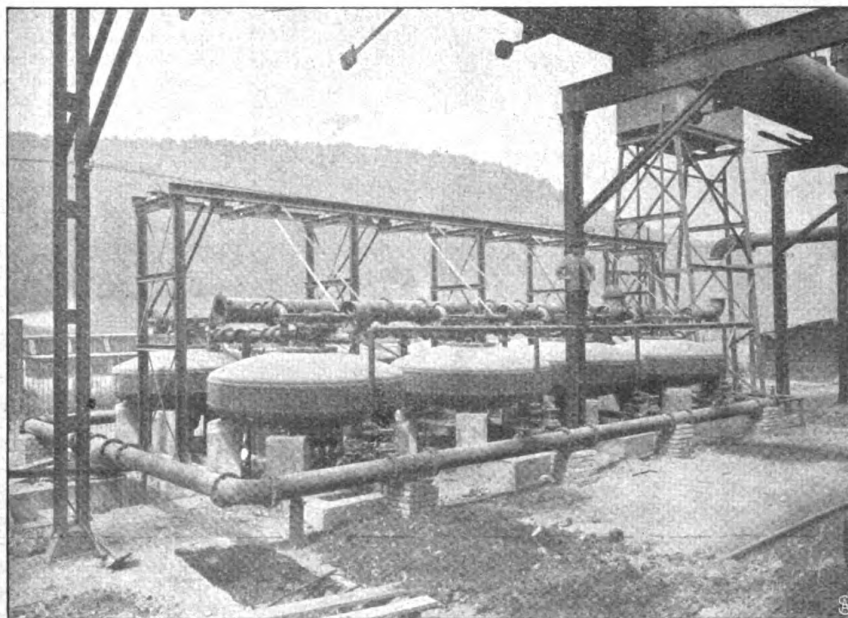


Abb. 4. Kiesfilteranlage für Fabrikwasser im Lothringer Hütten-Verein
für 400 cbm i. d. Std.

Neuzeitliche Metallisierung.

Das Verfahren, Metalle im schmelzenden Zustande zu zerblasen, und zwar durch komprimierte, gepreßte permanente Gase, Stickstoff, Leucht- oder Industrie-Gase usw. sowie überhitzten Dampf, und zwar unter Drucken bis 30 Atmosphären, die reduziert werden in der Blaseapparat, ist technisch hochinteressant und hat auch schon eine umfassende industrielle Bedeutung erlangt. Es wird eine große Reihe Fabrikate durch solche Verfahren hergestellt, und wie die Abbildung zeigt, geht bei einem leicht schmelzenden Metall das Verzinnen, Verbleien, Verkupfern usw. spielend leicht vor sich; namentlich große Gebinde und Massengefäße usw. werden verhältnismäßig rasch metallisiert.

Die zur Betätigung eines transportablen Metallspritzapparates dienenden Betriebsmittel sind: Leuchtgas und Preßluft oder aber Wasserstoffgas und Preßluft. Die Gase stehen in den Stahlbomben unter einem Drucke von 130 Atmosphären. Der Druck wird jedoch mittels Reduzierventilen bis auf $1\frac{1}{2}$ Atmosphären heruntergebracht. In ortsfesten Anlagen wird die Bombe mit Preßluft (oder Stickstoff) zweckmäßig durch eine kleine Luftkompressor-Anlage ersetzt. Der in dem Bild veranschaulichte Apparat dient in erster Linie zum Verzinnen, Verbleien und Verzinken, und die zum Überziehen von einem Quadratmeter Oberfläche erforderlichen Betriebskosten schwanken je nach den Verhältnissen und Gaskosten zwischen 40 und 50 Pfennig.

Es sind bis jetzt die folgenden Schoop-Gesellschaften zur Verwertung und weiteren Entwicklung der Erfindung entstanden: Société de Metallisation (Proc. Schoop), Paris, mit einem Aktienkapital von 400,000 Frank; Société Belge de Metallisation (Système Schoop breveté), Bruxelles, Aktienkapital 600,000 Frank; Sociedad Española de Me-

talización (prozidimento Schoop), Mexiko, Aktienkapital 400,000 Pesos. Die französische Gesellschaft besteht seit rund zwei Jahren und hat bis heute über 60 Schoop-Installationen errichtet.

Diese Gesellschaft ist zurzeit in der Internationalen Gewerbeausstellung im Grand-Palais (Champs Elysées), Paris, durch einen hübschen Stand vertreten, und der Besuch dieser Ausstellung ist zu empfehlen, da die außerordentlich mannigfaltigen Anwendungsgebiete des Schoop-Verfahrens dort studiert werden können. M.

Technisch-industrielle Konjunktur.

Die italienische Regierung hat soeben der Luftfahrzeugbaugesellschaft nach den technischen Erfahrungen, die man in Tripolis mit dem dort stationierten Parseval-Ballon machte, ein neues Prall-Luftschiff gleichen Systems in Auftrag gegeben. Wie der deutsche Militärballon „P. III.“ soll auch dieses Luftschiff drei Gondeln erhalten. Der Inhalt des Ballons beträgt 6700 Kubikmeter, die Nutzlast ist auf 2000 kg berechnet. Der Antrieb erfolgt durch zwei Motoren à 100 P.S. Der Aktionsradius des Schiffes beträgt etwa 650 km.

Auf der Internationalen Motoren-Ausstellung in Kopenhagen ist die deutsche Industrie mit einem besonderen Ausstellungsstück vertreten, das ein günstiges Licht auf den deutschen Motorbau wirft. Die Firma Frerichs & Co., Einswarden, zeigt ihren neuerbauten Fischlogger „Wotan“, der mit 90 H.P.-Zweitakt-Dieselmotor nach dem Junkerspatent und einem umsteuerbaren Meißnerpropeller ausgerüstet ist. Das Schiff hat eine Überfahrt von Nordham nach Kopenhagen in sechzigstündigem ununterbrochenem Betriebe glänzend absolviert.

Die deutschen Solvaywerke errichten in Oberitalien eine große Ammoniak- und Sodafabrik, welche den ganzen italienischen Konsum decken und nach dem Orient exportieren wird.

Die deutsche Industrie hat Fortschritte zu verzeichnen hinsichtlich der Nachfrage des Auslandes nach ihren Wasserreinigungsanlagen. Diese Spezialität war früher mehr vernachlässigt; außerhalb der Industrie, hauptsächlich in rein industriellen Gegenden, war die Wasserreinigung von Bedeutung. Brauchwasser ist in Fabriken in enormen Mengen erforderlich, deutsche Kommunen haben dagegen meist ihr gutes Trinkwasser. Eisenhaltiges oder manganhaltiges Moorwasser, Oberflächenwasser aus verunreinigten Flüssen und Seen läßt sich durch Sicker-Verfahren oder durch Apparate der Wasserreinigungs-Industrie zu Trinkwasser verarbeiten. Mit Ausnahme des Meerwassers ist jedes Wasser für Trinkzwecke in Mengen zu regenerieren. Petersburg und Paris haben deutsche Ozonierungsanlagen. Paris will neuerdings Wasser-Sterilisierung durch Quarzlampen versuchen.

Von größter Bedeutung sind Verfahren wie z. B. dasjenige der Permutit-Aktien-gesellschaft, Berlin N., welches aus Moor- und gefärbten Wässern kristallklares, farbloses Wasser erzeugt. Inzwischen erfolgte die Gründung einer Firma, die sich diesen internationalen Patenten widmet, in Brüssel mit 40 Millionen Mark Gesellschaftskapital, so daß diese Auslandspatente nunmehr auch ihre Rolle in überseeischen Ländern spielen werden. Eine beachtenswerte Konkurrenz des Permutit-Verfahrens entstand durch das Allagit-Verfahren. Nach Mitteilungen der deutschen Filter Co.-Gesellschaft ist beabsichtigt, das Allagit-Verfahren jetzt in großem Stile auszubauen; ferner die Gründung von Tochter-Gesellschaften im

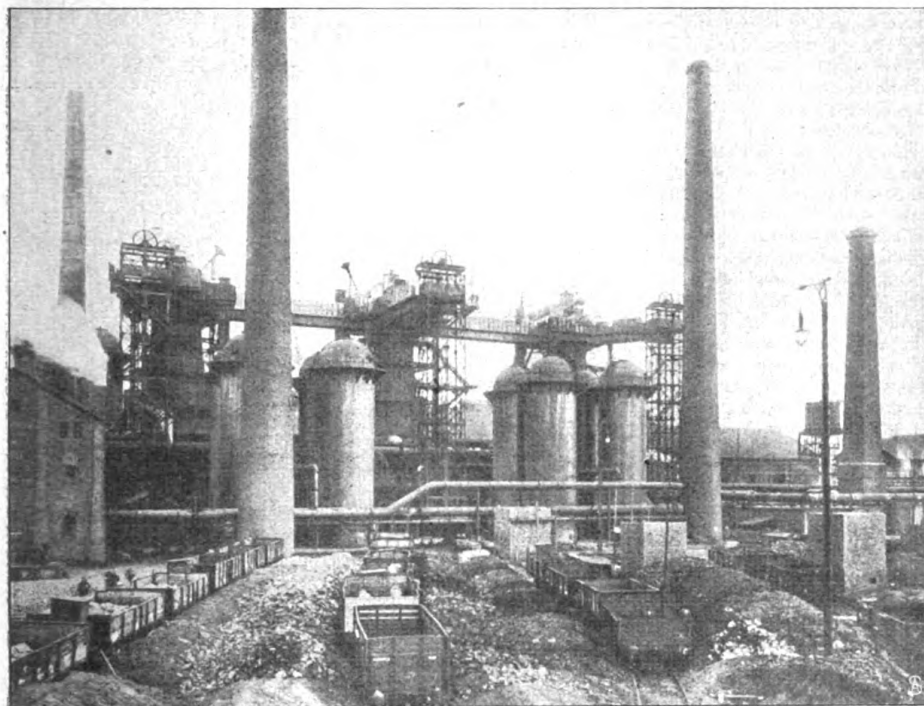


Transportabler „Schoopier-Apparat“

zum Verbleien, Verzinken und Verzinnen. Betriebsmittel: Leuchtgas und Luft.

Ausland, zuerst in den Vereinigten Staaten. Durch den Übergang des Allagit-Verfahrens in den Besitz der „Deutschen Gasglühlicht A.-G. (Auergesellschaft) — beim Deutschen Patentamt ist bereits die Umschreibung des Allagit-Verfahrens auf den Namen der deutschen Gasglühlicht A. G. beantragt wor-

Mittel nach Art der Chininprophylaxe kennen wir bei dem Gelbfieber nicht und brauchen sie auch nicht. Der Kampf gegen die Stegomyia hat genügt, Gelbfieberhöhlen wie Habana und Rio de Janeiro in gesunde Städte umzuwandeln, die in bezug auf Sterblichkeit günstiger stehen als z. B.



Phönix, Abt. Hörder Bergwerks- und Hütten-Verein, Hörde. Hochofengerüste, ausgeführt von der Firma Aug. Klönne, Dortmund.

den — ist die Position des neuen Verfahrens gegenüber dem Permutit-Verfahren-Prinzip gestärkt worden. In der Stadt Paris, welche Trinkwasser aus der Seine entnehmen muß, ist in kürzester Zeit ein Auftrag für Wasserreinigungsanlagen zu vergeben. Hierbei kommen voraussichtlich auch mechanische Wasserreinigungsverfahren in Frage, da das Seiwasser durch Ozonverfahren von der mechanischen Verunreinigung nicht befreit werden könnte und durch Vorklärung das Ozonierungsverfahren in diesem Falle verteuert wird. Daher werden die modernen, mechanisch-technischen oder rein chemischen Wasserreinigungsverfahren, welche durch regenerierbare Silikate eine sehr billige Reinigung organisch verunreinigter Wasser gestatten, sehr beachtet.

Die türkische Regierung gab an drei Waffenfabriken in Suhl die Lieferung von 120.000 Seitengewehren und Säbel in Auftrag.

gebliebener Fall bedeutet eine Gefahr für die ganze Stadt. Ein elektrisches Signal des diensthabenden Arztes genügt, um sofort nach eingelaufener Meldung die stets alarmbereite Kolonne von zwei Wagen und zehn Mann in das verdächtige Haus zu senden. Stellt der leitende Arzt Gelbfieber fest, so wird der Kranke, je nach den äußeren Verhältnissen, entweder sofort in das Hospital übergeführt oder in seiner Wohnung unter einem Mückennetz isoliert, um mit allen Mitteln zu verhindern, daß sich noch Stegomyien an ihm infizieren können. Jetzt kommt es weiter darauf an, alle Mücken im Hause, die sämtlich als infiziert betrachtet werden, zu vernichten. Das ganze Haus vom Keller bis zum Dachstuhl wird daher ausgeräuchert. Um keine Halbheiten zu begehen, werden dazu die gründlichsten Vorbereitungen getroffen.

Nicht nur Türen und Fenster, alle Ritzen und Fugen werden durch Bekleben mit Papierstreifen abgedichtet, auch alle Schornsteine und Luftschächte werden dicht verschlossen. Erscheinen die Dächer nicht vollkommen zuverlässig undurchlässig, so werden auch sie mit einem großen Segeltuch vollständig überdeckt. Dann beginnt die Arbeit im Innern des Hauses. Durch Abkehren der Möbel innen und außen mit Federwischen werden auch die versteckten Mücken aufgestöbert, die Möbel werden von den Wänden abgerückt, damit die Gase überall hindringen können. Die empfindlichen Gegenstände werden sorgsam vor den Einwirkungen der Dämpfe geschützt. So werden alle Metallteile mit Fett bestrichen, Nähmaschinen, Bilder in vergoldeten Rahmen, Musikinstrumente, Uhren entweder aus dem Hause entfernt oder sorgfältig mit Papier umwickelt. Wenn man überdies die Wohnräume mit wertvolleren Gegenständen und empfindlichen Tapeten und Vorhängen mit Insektenpulver (Pyrethrum) ausgeräuchert, so hat man keine Beschädigung zu befürchten. Sonst zieht man die Ausräucherung mit Schwefel wegen des billigeren Preises und der schnelleren Wirkung vor. Die Menge der zu verbrennenden Substanzen richtet sich

Tropenhygiene.

Die Bekämpfung des Gelbfiebers.

Von Stabsarzt Dr. Lion, Bamberg.
(Schluß.)

Werden alle solche Wasseransammlungen durch Drainage oder Zuschütten beseitigt, gegebenenfalls mit Petroleum oder Sapol übergossen, durch peinlichste Ordnung und Reinlichkeit das Umherliegen von allen Gegenständen, in denen sich Flüssigkeit halten, daher Larven entwickeln können, verhindert, so ist damit auch die Gelbfiebergefahr beseitigt. Der Kampf gegen das Gelbfieber muß daher zum größten Teil auch ein Kampf gegen die Mücken sein, wie er in Nr. 21 der „Export-Woche“ bereits eingehender geschildert wurde. Eine Vorbeugung durch medikamentöse

natürlich nach dem Rauminhalt. In gut abzuschließenden Räumen rechnet man 10 g Schwefel oder 15 g Insektenspulver auf den Kubikmeter. Für die Dachstühle sind 15 bis 20 g Schwefel erforderlich. Die Einwirkung der Schwefeldämpfe muß mindestens 1½ Stunden, die der Pyrethrumdämpfe zur Betäubung der Mücken mindestens 3 Stunden, bis zu ihrer völligen Abtötung am besten nachtsüber dauern. Die Belegung der Möbel und Regale mit schräggestellten Bogen von weißem Papier erwies sich als besonders nützlich. Die Mücken können dann leicht gefunden, zusammengefeßt und verbrannt werden.

Auch die Technik des Ausräucherns selbst beansprucht einige Aufmerksamkeit. Die Schwefelstücke dürfen nicht zu groß sein, mehr als ¼ kg soll nicht in einer Pfanne verbrannt werden. In solche eiserne Pfannen wird auch das Insektenspulver in gleich großen Einzelportionen geschüttet; die Pfannen werden auf Dreifußgestelle gesetzt. Scheu gewordenen Ratten oder Katzen könnten die Gestelle leicht umwerfen und so Feuersgefahr herbeiführen. Deshalb wird die ganze Vorrichtung in große Wasserschalen gestellt.

Nach gründlicher Lüftung und Reinigung der ausgeräucherten Räume kommt dann der Kranke in eines der frisch hergerichteten Zimmer und wird hier wieder unter seinem Mückennetz isoliert. In die Zimmertür wird ein mit Gaze überzogener Vorbau mit Doppeltür eingesetzt, von denen sich die eine automatisch schließt, sobald die andere geöffnet wird. So wird auch allen neu eindringenden Mücken der Zutritt erschwert. In den Krankenhäusern wird das ganze Bett in einen großen mückensicheren Zimmereinsatz von Drahtgaze gestellt, in den man wiederum durch eine Doppeltür gelangt.

Als Schlufsaufgabe der Räucherungskolonie bleibt dann noch die Ausräucherung des verlassen Krankenzimmers. In Rio de Janeiro erfolgt das ganze Verfahren auf Kosten des Staates, der noch für jeden etwaigen Schaden aufkommt.

Der Erfolg aller dieser Maßnahmen, bei denen in den ersten Jahren ein Aufgebot von 2000 Mann erforderlich war, läßt sich in wenigen knappen Zahlen ausdrücken. Im Jahre 1896 starben 2929 Menschen an Gelbfieber, im Jahre 1898 1078, 1902 noch 984. Im Jahre 1904 waren die Todesfälle auf 48 gesunken, im Jahre 1908 betrug ihre Zahl nur noch 4!

Ebenso energisch und mit gleichem Erfolge waren die hygienischen Maßnahmen in Habana durchgeführt worden. Auch in New Orleans gelang es, mit diesen bewährten Maßregeln der schwersten Gelbfieberepidemien Herr zu werden.

Wenn es energischen Männern von dem Weitblick eines Oswaldo Cruz gelungen ist, inmitten einer gemischtfarbigen, zum großen Teil gleichgültigen und ungebildeten Bevölkerung so eingreifende Maßregeln durchzuführen, so werden wir auch sicher nicht vor ähnlichen Aufgaben zurückschrecken dürfen. In unseren Kolonien, besonders in den neuerworbenen Gebietsteilen winken uns deren genug. Bei der letzten Tagung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Hamburg herrschte vollkommene Einmütigkeit darüber, daß heutzutage eine wirtschaftliche und kulturelle Erschließung der Kolonien nicht mehr möglich ist ohne weitgehendste hygienische Sanierungsmaßregeln. Die in Hamburg gefaßten Beschlüsse, die uns in einem späteren Aufsatz noch beschäftigen sollen, haben gezeigt, daß auch für unsere Kolonien der Ruf gelten soll: Ärzte und Ingenieure vor die Front!

Handel und Verkehr.

Die Entwicklung der Preise. Die Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik veröffentlichten in ihrem soeben erschienenen Julihefte (Jena, Gustav Fischer) sehr lehrreiche Statistiken zur Entwicklung der Preise in den letzten Jahrzehnten. Die wichtigste dieser Tabellen betrifft die prozentuale Preisveränderung folgender Waren: Kaffee, (Brasil), Kakao, Tee, Pfeffer, Reis, Baumwolle, Indigo, Salpeter, Fischtran, Palmöl, Roheisen, Zinn, Kupfer, Blei, Steinkohlen, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer. Gegenüber dem gleich 100 gesetzten Durchschnitt des Jahrzehnts 1871—1880 sind alle diese Waren i. J. 1910 durchschnittlich auf 70 gesunken; nur die Metalle sind i. J. 1910 gegenüber den 70er Jahren auf der gleichen Höhe geblieben. Dasselbe Ergebnis wird durch das arithmetische Mittel aus 157 Ham-

burger Preisen geliefert. Gegenüber den 70er Jahren stellt sich die Ziffer i. J. 1910 auf 77,2. Die „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik“ folgern daraus, daß die gegenwärtige Preishöhe „immer noch eine verhältnismäßig niedrige ist“, und fügen hinzu: „Es sind eben nur die dem Publikum in erster Linie in das Auge fallenden täglichen Bedarfsartikel, bei denen wenigstens zum großen Teil eine Verteuerung stattgefunden hat. Diese Tatsache aber hat in dieser Beziehung das Urteil irregeführt.“ Für das Jahr 1911 dagegen ergibt sich nach der amtlichen deutschen Statistik eine nicht unbedeutende Preissteigerung gegenüber den Vorjahren. Werden die Preise für die Jahre 1879—1883 gleich 100 gesetzt, so stellt sich das Jahr 1911 auf 107 gegenüber 104 in den Jahren 1908 bis 1910, gegenüber 108 im Jahr 1906 und 112 im Jahr 1907. Das Getreide geht noch etwas über das arithmetische Mittel hinaus, Kolonialwaren bleiben erheblich dahinter zurück, am bedeutendsten ist die Steigerung bei den Metallen, vorzüglich bei Zinn und Zink. In England ist für das Jahr 1911 gleichfalls die Preissteigerung zu beobachten. Nach den Sauerbeck'schen Zahlen für 45 Artikel des englischen Marktes ist die Preishöhe 1911 wieder auf die des Jahres 1907 gestiegen, die man als eine außergewöhnlich hohe angesehen hatte, und zwar ist die Steigerung bei sämtlichen Gruppen zu verfolgen.

Das offizielle „Verzeichnis der auf den Leipziger Messen verkehrenden Einkäufer“ für die Michaelis-Messe 1912 und die Oster-Vormesse 1913, das der Meß-Ausschuß der Handelskammer Leipzig in jedem Jahre neu bearbeitet, ist zur Michaelis-Messe (Beginn Sonntag, 25. August) in 19. Auflage erschienen. Das Buch bringt auf mehr als 400 Seiten die Namen aller bekannt gewordenen Meß-Einkaufsfirmen alphabetisch geordnet unter Angabe des Wohnsitzes, Bezeichnung der Waren, die eingekauft werden, der Messen, zu denen die Einkäufer in Leipzig anzutreffen sind, der Meßwohnung, der Länder, für die sie einkaufen usw. Die Zahl der Firmen (keramische, Glas-, Metall-, Kurz-, Galanterie-, Spielwaren und verwandte Branchen) weist auch diesmal wieder einen erheblichen Zuwachs auf und beträgt jetzt 14.010. Davon entfallen ihrer Herkunft nach auf das Ausland 3535 Einkaufsfirmen, das ist etwa ein Viertel der Gesamtzahl, darunter Böhmen mit 650, das übrige Österreich mit 603, Niederlande 349, Großbritannien 285, Rußland 273, Dänemark 226, Ungarn 193, Frankreich 192, Schweiz 183, Belgien 136, Schweden 102 Firmen usw.

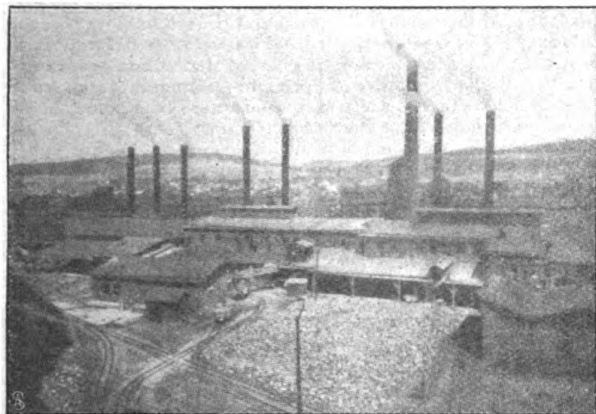
Ausstellungswesen.

Eine Ceylon-Ausstellung. Anfang Juli fand in Colombo die „All-Ceylon-Exhibition“ statt. Diese Ausstellung war beschildert mit den Produkten der Insel, wie Gummi, Tee, den verschiedensten Erzeugnissen der Kokosnuß-Palme, Kakao, Kardamom, Pfeffer, Zimt und Vanille. Das Mineralreich war durch Edelstein und Graphit vertreten. Die Ausstellungsgegenstände waren ihrer Herkunft nach in den Gebäuden der verschiedenen Inseldistrikte untergebracht, z. B. in den Colombo-, Kandy-, Batticaloa-, Kalutara- und Jaffna-Pavillons. Eine Reihe der bedeutenderen Firmen Colombos stellte in eigenen Baulichkeiten aus, worunter vollständige maschinelle Einrichtungen für Gummi- und Tee-Faktoreien bemerkenswert waren. Von deutschen Firmen war die Firma Freudenberg & Co. mit einem eigenen Pavillon vertreten. Als Vertreter des deutschen Kali-Syndikats stellte sie im Hauptsale verschiedene Düngemittel, wie Kainit, schwefelsaures Kali, Chlorkali und mangansaures Kali, daneben auch Superphosphat, Schwefelsaures Ammoniak und Thomasschlacke aus, wobei durch Gegenüberstellung von Stämmen bzw. Früchten, Kakaostauden der hohe Nutzwert künstlicher Düngung veranschaulicht und in schematischer Darstellung die Zunahme der Einfuhr und der steigende Verbrauch Ceylons an Düngemitteln gezeigt wurde. — Als Vertreter der Purub G. m. b. H. in Berlin stellte die Firma Freudenberg ferner Proben von Gummi aus, der mit dem Präparat dieser Gesellschaft koaguliert war; der mit Purub erzeugte Gummi erhielt die „Goldene Medaille“, ein mit „Martinol“, einem der Firma Freudenberg gesetzlich geschützten Koagulieremittel, hergestellter Gummi die „Silberne Medaille“. Besonderen Wert hatte die Firma auch auf die Ausstellung von Kokosnuß-Erzeugnissen gelegt.

TECHNISCHE WOCHE

Fabrikanlagen.

Aktiengesellschaft Rheinisch-Westfälische Kalkwerke Dornap. Vor Kurzem waren 25 Jahre seit Gründung der Rheinisch-Westfälischen Kalkwerke Aktiengesellschaft in Dornap verflossen. Der Absatz der Erzeugnisse der Gesellschaft erstreckt sich in der Hauptsache auf die Hüttenwerke. Seit Errichtung des Unternehmens zählt die Gesellschaft die größten rheinisch-westfälischen Hochofen- und Stahlwerke zu ihren dauernden Abnehmern, die bedeutende Mengen von Rohkalkstein und gebranntem Kalk für



Dolomit-Sinterei in Letmathe.
Akt.-Ges. Rheinisch-Westfälische Kalkwerke.

die Erblasung des Roheisens und zur Stahlerzeugung von ihr beziehen. Das Absatzgebiet ist indessen nicht auf die Provinzen Rheinland und Westfalen beschränkt. Infolge der allgemein anerkannten Güte des Dornaper und Letmather Kalkes findet dieser auch in entfernt liegenden Gebieten, wie Oldenburg, Hannover, Mecklenburg, Holstein, Pommern, Hessen usw. sowie im Auslande (Holland), regen Absatz. Nicht minder weitverbreitet ist der Absatz von Sinterdolomit; selbst Dänemark, die Schweiz und Frankreich sind Abnehmer dieses Erzeugnisses. In den Jahren 1888 bis 1901 betrieb die Gesellschaft auch Ziegeleien bei Hochdahl, wo Handstrichziegel hergestellt wurden; sowie von 1898 bis 1907 in Wülfrath eine Ziegelei für Strang- und Trockenpreßziegel, die sich ihrer Güte halber zwar großer Beliebtheit erfreuten, indessen bei dem herrschenden starken Wettbewerb schließlich so billig abgesetzt werden mußten, daß die Verkaufspreise kaum die Gesteinskosten deckten. Man sah sich daher genötigt, diesen Zweig aufzugeben. Hervorgegangen aus einer Vereinigung kleinerer Werke zum Schutze gegen Auswüchse des Wettbewerbes und zur Sicherung der eigenen Betriebe, hat sich die Gesellschaft in dem verflossenen Vierteljahrhundert durch die mit Vorsicht, mit kaufmännischer und technischer Sorgfalt vorgenommenen Erweiterungen zu einem Unternehmen erhoben, das im rheinisch-westfälischen Industriebezirk heute eine achtunggebietende Stellung einnimmt.

Dampfkessel- und Feuerungsbetrieb.

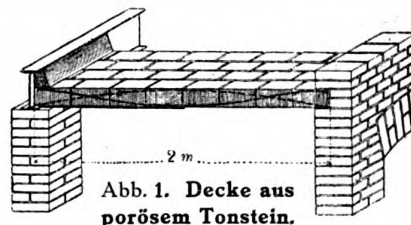
Dampfüberhitzungsanlage mit Gasfeuerung. Vor etwa einem Jahre stellte nach einem Berichte des Journals für Gasbeleuchtung und Wasserversorgung ein sehr bedeutendes, damals im Bau begriffenes Werk für Ölgewinnung in Rivarola Ligure bei Genua in Italien an das dortige Gaswerk für Valpolcevera das Ansuchen um Erstellung einer Dampfüberhitzungsanlage mit Gasfeuerung. Genanntes Etablissement verlangte für Raffinierung des Öles stündlich etwa

400 kg überhitzten Dampf. Die vorhandene Kesselanlage liefert Sattedampf von etwa 175 Grad, der auf 350 Grad überhitzt werden sollte. Um diesem Ansuchen möglichst zu entsprechen, wandte man sich zunächst an die in Betracht kommenden italienischen Firmen wegen eventueller Lieferung der für fragliche Anlage benötigten Apparate. Von den deutschen Firmen für Lieferung von Gasheizungs- und Heißwasserapparaten gaben zwei Firmen Kostenvoranschläge ein, von denen der der Apparate-Vertriebs-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Wilmersdorf, als der günstigste erschien, die dann auch den Auftrag für Lieferung zugeteilt erhielt. Aus den gestellten Lieferungsbedingungen wäre folgendes zu erwähnen: Um eventuellen Kondensationsverlusten wegen der etwa 30 m betragenden Entfernung des Überhitzers von der Kesselanlage Rechnung zu tragen, war der Apparat so bemessen, daß er für eine stündliche Überhitzung von 400 kg Dampf von 150 Grad auf 350 Grad hinreiche, anstatt von 175 Grad, wie ihn der Dampfkessel liefert. Der Kompressor, der etwa 16—18 cbm Luft in der Stunde auf einen Druck von $\frac{1}{4}$ Atm. bringt, macht 600—650 Touren in der Minute und beansprucht ungefähr 1 PS. Derselbe wird von einem an der Wand befestigten Drehstrommotor mit Riemenbetrieb betätigt. Der Dampfüberhitzer besteht aus einem doppelten Blechmantel, in welchem die Schlangengerührleitung über drei Brennern angeordnet ist. Der Dampf geht im Gegenstrom zu den Heizgasen durch die Rohrschlangen. Der Apparat ist mit den nötigen Armaturen, wie Thermometer, Sicherheitsventil, Kondensablaßventil, Absperrventilen für Dampf- und -austritt sowie mit einer Klappe zur Regulierung der Abfuhr der Heizgase versehen. Für die Überhitzung von 400 kg Dampf stündlich von 150 Grad auf 350 Grad bei einer Raumtemperatur von 15 Grad und einem Heizwert des verwendeten Leuchtgases von 5000 WE war ein Höchstkonsum von 16 cbm stündlich garantiert; der beobachtete wirkliche stündliche Gasverbrauch erreichte jedoch kaum 15 cbm.

Bauwesen.

Neuere Betondecken. Die Firma Rudolf Wolle in Leipzig führt die sog. Viktoriadecke aus. Diese besteht aus porösen Tonsteinen, die zwischen eisernen Trägern oder zwischen eisernen Trägern und der Mauer angeordnet sind, wobei die Zwischenräume mit Zementmörtel ausgegossen werden. Abb. 1 zeigt das Bild einer solchen Decke für eine Spannweite von 2 m bei einer Stärke von 12 cm. Die Eiseneinlagen verlaufen senkrecht zur Mauer, wie das Bild zeigt. Die nach oben gebogenen Eisen sind theoretisch nicht notwendig, verleihen aber der Decke eine große Druckfestigkeit. Die Decke ist zu verwenden für eine Spannweite bis zu 3 m. Darüber hinaus wird mit Vorteil die Wollesche Konsoldecke verwendet. Eine weitere Decke ist Lehmanns Leichtsteindecke.

Die Decke ist eine Plattenbal-kendecke (Abbildung 2); die Rippen bestehen aus armiertem Beton. Zwischen diesen Rippen spannen sich die voutenförmig angeschlossenen Betonplatten; zwischen den Trägerstegen sind im ganzen Zugzugt liegende sogenannte „Leichtsteine“ angeordnet. Diese bedingen eine geringe Wärme- und Schalldurchlässigkeit der Decke. Die Leichtsteine bestehen aus starkporigem Gemisch von gesiebter Koksasche, Gips und Sägespänen, also aus Stoffen, welche eine gute Isolationsfähigkeit gewährleisten. Die Herstellung der Steine erfolgt in besonderen Formen durch Guß. Hierbei wird, wie Professor



Förster in einer Begutachtung der Decke ausführt, in die Form vorher eine dünne Teerpappe eingelegt, welche am Steine haftet und später seine äußere Umhüllung bildet, um beim Einstampfen des Betons ein Herausaugen des Wassers aus dem Beton und somit eine Störung der Abbindevorgänge in diesem auszuschließen. Unter den Stegen der Balken

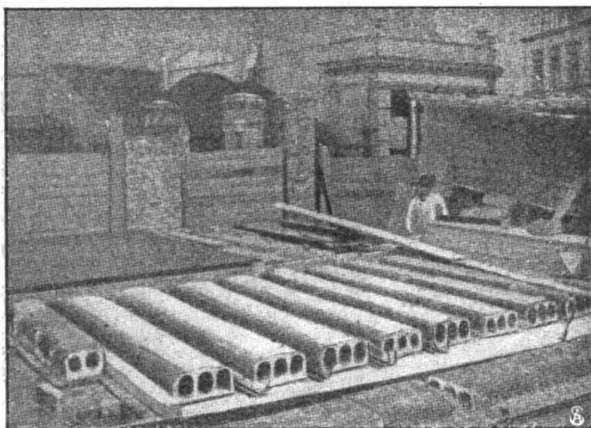
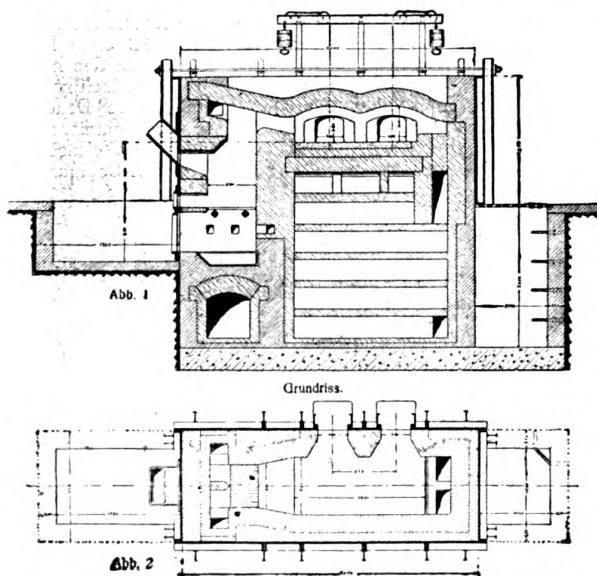


Abb. 2. Gegossene Hohlsteine,
Leichtsteine aus Isolationsstoffen.

werden noch 1 cm starke Gipsplatten untergelegt, um ein Durchscheinen der Zementbalken an der Unterseite der Decke zu vermeiden. Auf die geriebene Oberfläche kann sofort Linoleum aufgebracht werden. Zu den neueren Eisenbetondecken gehört auch die Eisenbetonhohldecke System Wrissenberg von der Firma Gebr. Bölken, Bremen. Bei dieser Decke werden die Hohlräume auf eine ganz eigentümliche Art erzeugt: Es werden leichte, dünne, durch Einschieben aneinanderfügbare Rohre (Blechrohre) verwendet. Diese Blechrohre dienen als eine Art von Formkasten, in welchen die eisenarmierten Verstärkungsrippen der Decke eingestampft werden und der schalldämpfende Schlackenbeton eingebracht wird. An Stelle des Schlackenbetons kann auch Bimsbeton verwendet werden.

Werkstattbetrieb.

Schmiedeflammöfen. Mehr und mehr tritt in den größeren Schmiedewerkstätten die Tendenz zutage, die zerstreut liegenden offenen Schmiedefeuer in einen geschlosse-



Aufriß und Grundriß des Schmiedeflammofens.

14

nen Ofen zu konzentrieren. Wenn diese Entwicklung bisher noch nicht so vorgeschritten ist, wie man es von den Vorteilen, die in der Konzentration begründet sind, erwarten konnte, so lag dies in erster Linie daran, daß es an zweckentsprechenden Ofenkonstruktionen gefehlt hat und daß erst Erfahrungen gesammelt werden mußten, auf deren Grundlage weitergearbeitet werden konnte. Die Hauptschwierigkeit liegt auch darin, nicht zu große Öfen zu bauen, die doch in der Lage sind, die gesamte Schmiede ausreichend zu versorgen. Die Firma Wilhelm Ruppmann in Stuttgart hat vor einigen Jahren den Bau von Schmiedeflammöfen aufgenommen und inzwischen eine Konstruktion geschaffen, die sich in zahlreichen Betrieben, und zwar von der kleinsten bis zur größten Ausführung, praktisch bewährt hat. Der in Abb. 1 und 2 wiedergegebene Ofen, System Ruppmann, ist für eine tägliche Leistung von 4000 kg berechnet und wird durch eine Halbgenerator-Gasfeuerung geheizt. Die Feuerung arbeitet mit großer Schütthöhe und die erzeugten CO-Gase werden durch Zuführung hochgewärmter Sekundärluft vor Eintritt in den Glühraum zu einer langen Flamme von großer Gleichmäßigkeit entzündet. Durch entsprechende Anordnung des Gewölbes wird die entwickelte Flamme von oben nach unten auf den Schweißherd des Ofens geworfen. Dieselbe durchströmt den Glühraum gleichmäßig und wird sodann in einen ebenfalls auf moderner Grundlage konstruierten Rekuperator übergeführt. In diesem erfolgt durch weitgehende Ausnutzung der Abhitze eine möglichst hohe Erwärmung der Verbrennungsluft. Dieser Rekuperator verdient besondere Beachtung, da die Hauptgrundlage und das

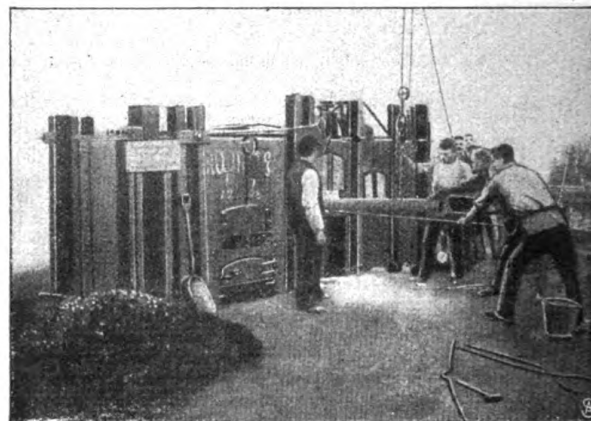


Abb. 3. Ansicht des Schmiedeflammofens.

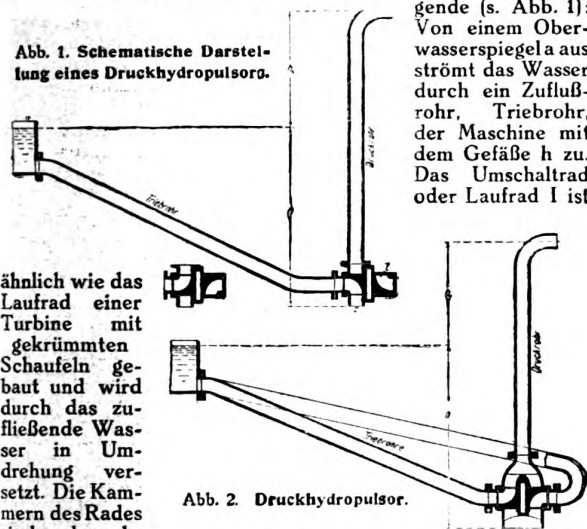
wichtigste Moment bei diesem Ofensystem die möglichst hohe Erwärmung der Verbrennungsluft bildet. Hierdurch werden die erforderlichen hohen Temperaturen leicht und sicher erzielt, es wird fast kein Luftüberschuß zur Verbrennung benötigt und Wärmeverluste und Zunderungen werden, soweit praktisch möglich, vermieden. Weiterhin resultiert aus der besonderen Anordnung dieses Rekuperators der sparsame Brennstoffverbrauch und der zuverlässige gleichmäßige Betrieb des Ofens. Die Regulierung der Temperatur erfolgt durch Klappen und Schieber für die Primär- und Sekundärluft. Beim Austritt der Gase aus dem Ofen kann letzterer noch mittels Chamotteschieber reguliert und gedrosselt werden. Der Kohleverbrauch im Verhältnis zur Leistung beträgt bei dieser Konstruktion nur etwa 10 Proz., während man im allgemeinen bei Schmiedeflammöfen mit 30—50 Proz. Kohlenverbrauch und darüber rechnet. Die Leistung des Ofens ergab im praktischen Betrieb bei zehnstündiger Arbeitszeit 5100 kg. Der Firma W. Ruppmann-Stuttgart wurde vor kurzer Zeit ein Auftrag auf sechs Stück Stahl-Block-Wärmeöfen für die Fabrikation von Panzerplatten und großen Geschossen vom italienischen Krupp, der Società degli Altiforni, Fonderie ed Acciaierie di Terni, erteilt.

Pumpen.

Der Hydropulsor. Der Hydropulsor, eine Erfindung des Kgl. Baurats Adolf Abraham in Berlin, hat in seiner Wirkungsweise Ähnlichkeit mit dem bekannten von Mont-

golfer im Jahre 1799 erfundenen hydraulischen Widder. Er wird als Saughydropulsor von dem Ottenser Eisenwerk A.-G., Altona-Ottensen, ausgeführt. Die Wirkungsweise der Druckhydropulsoren ist nach der Zeitschrift Glückauf folgende (s. Abb. 1):

Abb. 1. Schematische Darstellung eines Druckhydropulsors.



Von einem Oberwasserspiegel a aus strömt das Wasser durch ein Zuflußrohr, Triebrohr, der Maschine mit dem Gefäße h zu. Das Umschaltrad oder Laufrad I ist

ähnlich wie das Laufrad einer Turbine mit gekrümmten Schaufeln gebaut und wird durch das zufließende Wasser in Umdrehung versetzt. Die Kammern des Rades sind abwechselnd nach oben und nach unten geöffnet, so daß bei der

Abb. 2. Druckhydropulsor.

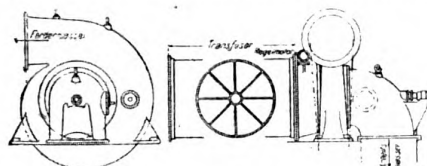


Abb. 3 u. 4. Seiten- und Vorderansicht eines liegenden Druckhydropulsors.

Drehung des Laufrades das Triebrohr bald mit dem frei nach unten offenen Ausfluß, bald mit dem bei b mündenden Druckrohr verbunden ist. Bei der Drehung des Laufrades um seine Achse spielen sich folgende Vorgänge

ab: In Abb. 1 verbindet die Kammer des Laufrades das Triebrohr mit dem Ausfluß. Dadurch kommt die ganze im Triebrohr befindliche Wassermasse in Bewegung und fließt bei c aus. Sie erreicht schließlich eine gewisse hohe Geschwindigkeit. Unterdessen hat sich das Umschaltrad so weit gedreht, daß das Triebrohr mit dem Druckrohr in der in Abb. 1 besonders wiedergegebenen Weise verbunden ist. Das einmal in Bewegung befindliche Wasser tritt in das Druckrohr weiter hinein und kommt schließlich bei b zum Ausfluß. Durch diesen Arbeitsverbrauch nimmt die Geschwindigkeit des Wassers im Triebrohr und im Druckrohr ab. Ehe das Wasser ganz zur Ruhe kommt oder wieder rückwärts fließt, hat das Umschaltrad wiederum die Stellung der Abb. 1 eingenommen, so daß sich das Wasser im Triebrohr von neuem in Bewegung setzt und Arbeitsenergie in sich aufspeichert, die es beim Steigen im Druckrohr wieder verbraucht. Bei den Saughydropulsoren (Abb. 2) fließt das Druckwasser vom Oberwasserspiegel in das Umschaltrad ein und verteilt sich von diesem aus nacheinander in die verschiedenen radial nach außen verlaufenden Triebrohre. In Abb. 2 ist das nach links gehende Triebrohr mit dem Zuflußrohr verbunden, so daß eine gewisse Menge

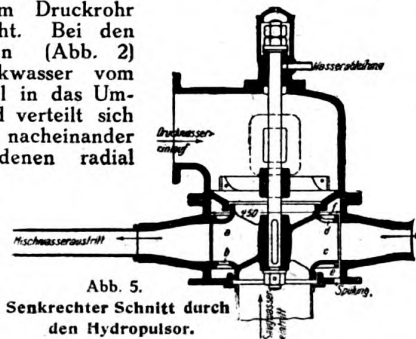


Abb. 5. Senkrechter Schnitt durch den Hydropulsor.

Druckwasser eintritt. Dadurch erhält das Wasser in dem Triebrohr allmählich eine bestimmte Höchstgeschwindigkeit nach außen. Unterdessen hat sich das Laufrad um eine Kammerteilung weiter gedreht und das Triebrohr mit dem Saugkanal verbunden. Die Wassermasse im Triebrohr drängt infolge ihrer Arbeitswucht noch weiter nach außen und saugt so das Wasser vom Saugkanal her in das Triebrohr nach. Ehe aber das Wasser durch diese Arbeitsleistung zur Ruhe kommen oder rückwärts fließen kann, hat sich das Laufrad wieder um eine Kammerteilung weitergedreht und

Osram



Neue Osram-Drahtlampen

mit gezogenem Leuchtdraht sind unzerbrechlich. Die Vorzüge der Osramlampe — 70% Stromersparnis — wundervolles weißes und mildes Licht — außerordentlich lange Lebensdauer — bleiben in unvermindertem Maße bestehen. Osram-Drahtlampen werden für alle Spannungen und Lichtstärken von 0,25—1000 Kerzen geliefert. Jede echte Osramlampe muß die Inschrift »OSRAM« tragen.

Auergesellschaft Berlin O.17

Lampe

einen neuen Druckwasserkolben in das Triebrohr geschickt. Das Wasser pulsiert also auch bei den Saughydropulsoren in den Triebrohren zwischen einer niedrigsten und einer höchsten Geschwindigkeit.

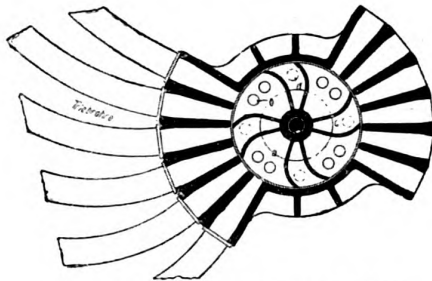


Abb. 6. Wagerechter Schnitt durch einen stehenden Saughydropulsor.

Das von oben her mit dem Gefälle h zufließende Druckwasser leistet die Arbeit, um das Saugwasser um die Höhe h in die Triebrohre zu fördern. In den Triebrohren vereinigen sich das Druckwasser und das Saugwasser als Mischwasser etwa in der Form

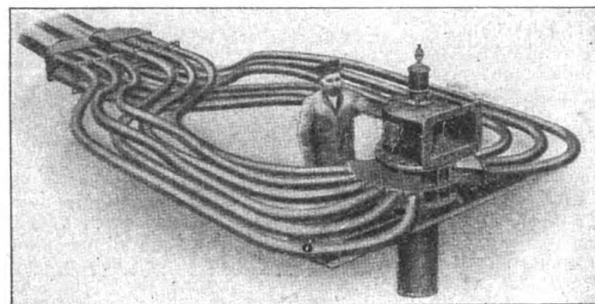


Abb. 7. Ansicht des Saughydropulsors stehender Bauart.

von miteinander abwechselnden Druckwasser- und Saugwasserkolben, wie sie in Abb. 2 angedeutet sind. Bei liegenden Hydropulsoren für größere Wassermengen (Abb. 3 und 4)

einzelne Triebrohre von kreisförmigem Querschnitt zu wählen, teilt man wohl auch ein größeres Rohr, den Transfusor, durch radial eingeschweißte Wände in die erforderliche Anzahl von sektorförmigen Triebrohren. Bei größeren Schwankungen der Wassermenge ist noch ein durch einen Motor zu betätigender Regelschieber zwischen dem Transfusor und dem Laufrad vorgesehen. Die Abb. 5 und 6 zeigen Schnitte durch einen Saughydropulsor stehender Bauart, in Abb. 7 ist die äußere Ansicht dieser Maschine wiedergegeben.

Neue deutsche Bücher.

Vorlesungsverzeichnis der Handelshochschule, Berlin.

Schweizerisches Regionen-Buch 1912. Verzeichnis der im schweizerischen Handelsregister eingetragenen Firmen. Geprüft nach dem Stande der Original-Register vom 31. Januar 1912. Zürich, Verlag artistisches Institut Orell-Füßli, 1912: Das Buch besteht wie bisher aus zwei Teilen: 1. Firmenregister und 2. Branchenverzeichnis. Die Art und Weise der Bearbeitung ist mustergültig, indem das Buch in erster Linie auch als rationelles Branchenregister unter einem bestimmten Stichwort jeweilig die ganzen Herstellungsfirmer für den betreffenden Gegenstand oder das einschlägige Fabrikat zeigt. Die Sorgfalt, mit der das amtliche Material verarbeitet worden ist, ist anerkennenswert und lückenlos. Exporteure und Fabrikanten werden das Material zu schätzen wissen.

Vorlesungsverzeichnis der k. Bayerischen Technischen Hochschule in München für das Studienjahr 1912/13.

Die wirtschaftlichen Verbände von Dr. Leo Müffelman, Sammlung Götschen. Leipzig. Götschensche Verlagshandlung. Für Angehörige der Fachpresse, der Praxis, Industrielle und Kaufleute ein zweckmäßig übersichtlich zusammengestelltes Bändchen, das alle wünschbaren Aufschlüsse über die deutschen wirtschaftlichen Verbände gibt und sowohl diejenigen der Landwirtschaft, als auch jene der Industrie, des Großhandels, des Kleinwerbes und Kleinhandels, die wirtschaftlichen Verbände mit politi-

Knorr

Knorr-Suppenwürfel

werden überall bevorzugt.

Jeder Würfel gibt 3 Teller vorzügliche Suppe.

C. H. KNORR A.-G., Heilbronn a. N.
Exportniederlassung Hamburg, Barkhof 3.

Selbstladepistole Dreyse

Kaliber 6,35 mm,
6 schüssig.
Kaliber 7,65 mm und
9 mm, 7 schüssig.

Eingeführt bei deutschen u. ausländischen Militär-, Gendarmerie-, Polizei- und Forst-Beörden.

Durch alle Waffenhandlungen zu beziehen.
Beschreibungen kostenlos.

Rheinische Metallwaren-u. Maschinenfabrik, Abteilung Sömmerda.

Bureau: Berlin W 30, Barbarossastr. 30.

Telephon: Amt VI, Nr. 8914.

Telegr.-Adr.: Zündnadel Berlin.



Schagen's Federn sind unübertrefflich

und viel billiger wie alle anderen Sorten; weil dauerhafter und ca. 6mal mehr Tinte fassend.



Illustrierte Kataloge und Preisliste gratis und franko.

Mustersortiment M. 1.20 franko, gegen Voreinsendung des Geldes.

Schagen & Co., Aachen-B.

scher Tendenz, u. a. auch des Mittelstandes, der Landwirtschaft, des Handels und Gewerbes auführt.

Veröffentlichungen der Export-Akademie, Wien: Organisation und Buchführung im Feuer-Versicherungs-Geschäft. H. Schwetter. Beitrag zur handelskundlichen Erforschung des Platzes von Professor Dr. Hellauer.

Marseille. Verlag der Export-Akademie des k. k. Österreichischen Handelsmuseums in Wien.

Der Londoner Kaffeemarkt. Von Karl Oberzarleiter D. E. A., Assistent an der Export-Akademie. Verlag der Export-Akademie des k. k. Österreichischen Handelsmuseums in Wien.

Verkehrsgeographische Studien zu einer Isochronenkarte Österreichs. Von Dr. Franz Heidrich, k. k. ordentlicher Professor an der Export-Akademie.

„Simple“ Code-Tabelle. Simple-Code-Verlag Wien, IX. I., Porzellangasse 18. Die Tabelle gestattet, die Telegrammkosten auf die Hälfte zu reduzieren, da aus zwei Codebuchworten ein einziges Wort gebildet werden kann.

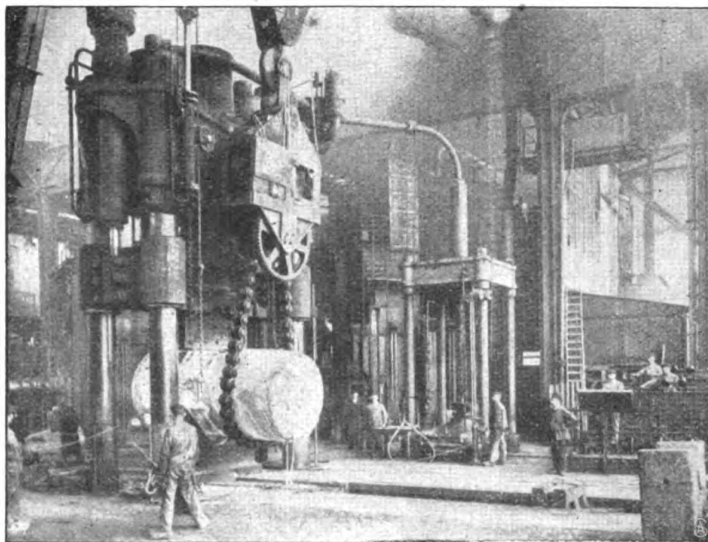
Jahresbericht 1911 des Hauptverbandes deutscher Flottenvereine im Ausland. Berlin

W 35, Karlsbad 10. Afrikahaus. Die Veröffentlichung enthält Angaben über die Betätigung der deutschen Flottenverbände im Ausland, das Mitglieder-Verzeichnis (Mitglieder-Zuwachs) und Verzeichnis der Deutschen Flottenvereine im Ausland.

Die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel: I. Band: Dampf, II. Band: Elektrizität. Verfaßt von Georg Biedenkapp, Verlag Hermann Paetel G. m. b. H., Berlin-Wilmersdorf. Wohl selten ist die Technik so anschaulich populär behandelt wie in diesen zwei interessanten, inhaltlich wertvollen Bändchen. Wer irgendein Interesse an der Technik hat, sollte sich das Buch verschaffen, um so mehr, als auch der Ingenieur von Beruf wie der Schüler den Inhalt mit Gefallen lesen wird. Diese Art, die Technik auch dem Laien zugänglich zu machen, muß als sehr glücklich bezeichnet werden.

Entstehung und Entwicklung des Weihnachtsfestes. Von Professor Dr. A. Meyer in Zürich.

Der junge Kaufmann und die Weltwirtschaft. Winke und Anregungen für den Überseehandel. Von Dr. Alexander Sokolowsky, Dozent am Hamburgischen



Zur Hundertjahrfeier der Fried. Krupp A. G.: Hydraulische Presse.
Die Abbildung verdeutlicht das Drehen des Schmiedestückes zwischen den Preßflächen durch automatisch gesteuerte Gelenkkette.

Versand-Geschäft

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, Hollands u. Dänemarks.

Mey & Edlich

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten

Leipzig-Plagwitz

Unsere Preisliste mit über 5000 Abbildungen versenden wir kostenfrei.

SILBERWAREN

800 gestempelt.



Nr. 73068. Kinderbesteck, bestehend a. Messer, Gabel, Löffel und Kaffeelöffel, Altsilber, in feinem Etui M. 23.—.



Nr. 73258. Etui mit massivem Salatbesteck, Altsilber, Klingen vergoldet M. 21.50.



Nr. 73265. Zuckerz., Silber oxyd., Laffe verg., zirka 9½ cm lang M. 7.50.



Nr. 73307.

Wein- oder Likörkaraffe, Kristallglas, fein geschliffen, mit Silberbeschlag, mit Kork zirka 36 cm hoch M. 24.75.
Nr. 73306. Dieselbe, mit Kork zirka 30 cm hoch M. 17.—



Nr. 73298. Zierschale, innen vergeschliffen. 23 cm hoch, Schale 19 cm

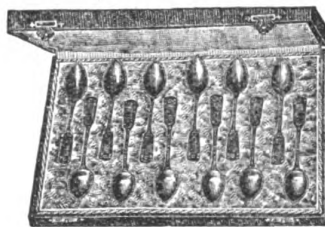


Frucht- oder Glanzsilber, Silber oxyd., innen vergoldet, mit Glaseinsatz, Durchm. der M. 112.—.

Nr. 73294. Teeglashalter, Silber oxyd., innen vergoldet, mit geschliffenem Glaseinsatz M. 13.25.



Nr. 73109. Etui, mit Tafelbesteck, Altsilber, für Erwachsene M. 22.—.



Nr. 73143. Etui mit 12 Mokkalöffeln, Altsilberhefte u. vergold. Kellen M. 33.25.
Nr. 73144. Etui m. 6 Mokkalöffeln M. 18.—.



Nr. 73224. Zucker- oder Konfektkorb, oxydiert, innen vergoldet, mit Glaseinsatz, mit Henkel ca. 16 cm hoch M. 28.75.



Nr. 73259. Etui mit Becher, Serviettenring u. Kinderlöffel, Silber oxyd., Becher u. Band innen vergoldet, Löffel-Laffe vergoldet M. 15.50.

Wir versenden unsere reich ausgestattete Preisliste unberechnet und portofrei.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

17

Kolonialinstitut, Direktor-Assistent am Zoologischen Garten in Hamburg. Verlag von Fr. W. Thaden, Hamburg. Die Berufstätigkeit hat den Verfasser wohl mit allen Ländern der Welt in Berührung gebracht. Er sucht in seinen Veröffentlichungen den jungen Kaufleuten die Fragen wirtschaftsgeographischer Natur und deren praktische Wichtigkeit klar zu machen. Der große Nutzen und die innere Befriedigung, die der Leser aus diesem Gebiete ziehen kann, muß anerkannt werden, besonders wenn ein Verfasser wie der Genannte sich die Mühe nimmt, nach rein praktischen Gesichtspunkten die ganzen Anordnungen zusammenzufassen.

Die besten Rechenproben für Jedermann. Von Friedr. Vormung, Ingenieur in Eberswalde, früher Lehrer der Mathematik und Mechanik an der Baugewerkschule Neustadt in Mecklenburg-Schwerin. Vierte verbesserte Auflage. Eberswalder Buchhandlung von Emil Lilie, Eberswalde.

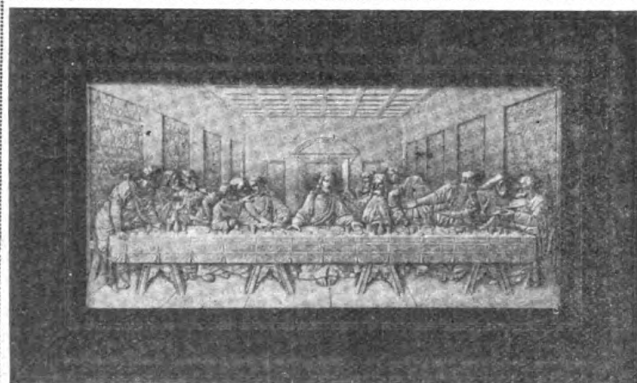
Veröffentlichungen des Deutsch-Argentinischen Zentralverbandes zur Förderung wirtschaftlicher Interessen. Heft 3: Die Aussichten für deutsches Großkapital in Argentinien von Rudolf von Colditz. Verlag Süd- und Mittel-Amerika G. m. b. H., Berlin SW 11, Bernburger Straße 30. Der Verfasser bietet der deutschen Industrie eine Fülle der wichtigsten Hinweise und Unterlagen für die Betätigung in Argentinien. Es ist naturgemäß an dieser Stelle nicht der geeignete Ort, diese Ausführungen in die Öffentlichkeit zu tragen. Jeder Auslandsdeutsche wird sie aber mit ebenso viel Interesse aufnehmen, wie sie in Deutschland selbst beachtet werden.

Wie prüft man Kurszettel und Bilanzen? Leichtverständlicher Führer und Lehrmeister für sorgsame Kapitalisten und alle Leser der täglichen Börsen- und Handelsberichte. Von P. Ch. Martens, Verlagsanstalt Emil Abigt, Wiesbaden.

Luftschräuben. Leitfaden für den Bau und die Behandlung von Propellern von Paul Béjeuhr, Verlag von

Franz Benjamin Auffarth, Frankfurt a. M.-Leipzig mit über 90 Abbildungen. Die Theorie und Praxis der Luftschräube zu studieren, hatte der Herausgeber im Verein mit seinen Mitarbeitern, die zu den Ersten der Luftschiffahrts-Praxis zählen, Gelegenheit. Wer sich mit Propellern, ihrer Praxis und Theorie befaßt, kann nicht nur allein mit mathematischem Rüstzeug an solche Versuche herangehen. Abbildungen, wie solche der elektrischen Lokomotive der Siemens-Schuckert-Werke mit Einrichtungen für Propeller-Versuche, die das Zugmoment, die Torsionskraft ermitteln helfen, zeigen, wie bedeutsam und technisch rationell die Sicherheit der Luftfahrzeuge gesteigert wird. Der Flugmotor ist bekanntlich Gegenstand von Preisausschreiben, welche die entsprechenden Verbände und viele Gönner der Flugzeugindustrie ausgeschrieben haben. Wer sich als Laie oder Techniker in diese Probleme vertiefen will, wird hier eine hochinteressante Zusammenfassung aller Erfahrungen finden und, was wesentlich ist, die Angabe der wichtigsten Berechnungsformeln für maximalen Zug und Druck etc. Die Abbildungen sind von höchstem Werte.

Deutsches Land in Afrika. Mit 46 farbigen Aquarelldrucken. Verlag der Deutschen Alpen-Zeitung, in München. Unter diesem Titel schildert Dr. Hermann Thomsen eine gemeinsam mit dem Münchener Maler Ernst Vollbehr unternommene Reise durch die deutschen Kolonien Arikas. Das von Vollbehr reich illustrierte Werk beschreibt in fünf Kapiteln (von welchen das erste der Seereise gewidmet ist) in lebhaften Farben einen Reisezug über Monte Carlo, Marseille, Neapel, Aden, Mombassa-Tanga, Aufenthalte im Bondeilande, in Usambara, Sansibar und Daressalam, Touren nach Lüderitzbucht und den Diamantfeldern usw. Ganz besonders dieser Teil des Buches ist nicht nur aktuell, sondern frisch gesehen, geeignet, dem Leser einen unmittelbaren bleibenden Eindruck des afrikanischen Deutsch-Südwest zu geben; auch die Schilderung der täglichen Erlebnisse ist frei von roman-



NEUHEIT

Hervorragend schöner Zimmer- und Wand[de]ckung,
Plastisch geprägtes Metallbild

Das heilige Abendmahl

nach dem Original von Leonardo da Vinci

ff echt versilbert in schwarzem Holzrahmen, 65x40 cm
M 25.-. Versand nach allen Weltteilen als 5-kg-
Postpaket nur geg. Nachn. od. Voreinsend d. Betrages.

J. CARL WEITENAUER

Metallwarenfabrik • Berlin S 14/53.

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.

KINO Adolf Sosna jr., Bremen 1

Apparate und gesamtes Zubehör. Einrichtung kompl. Kinematographen-Theater übernimmt
Lieferung sämtlicher photographischer Bedarfsartikel für Berufs- und Amateurphotographie. Force-Artikel; Bromsilber-Papiere und -Karten, Trockenplatten, Chemikalien. Liste gratis.



Franz Liszt

*Diefer beider Meister
Kompositionen bringen Sie
tadellos zum Vortrag auf einem*

Weißbrod

Flügel oder Pianino

*Hofmann-Ortorgelfabrik R. Weißbrod
Gießenberg A.R.*



A. Reubenstein



*Anerkannt erstklassige Fabrikate
zu mäßigen Preisen
Höchste Auszeichnungen: Staatsmedaillen
Turin, Diplome d'honneur.*





**Münchener
Kunstschmiede**
kunstgewerbliche Werkstätten
München 8, Weißenburger Str. 15

Anfertigung sämtlicher Kunstschmiede- und
Treiarbeiten, Kronleuchter, Beschläge,
Gitter etc. Spez.: Heizkörperverkleid.

hafter Aufmachung. Die feuilletonistische Darstellungsweise, die treffenden Bemerkungen über Land und Leute werden dem Verfasser regen Beifall verschaffen.

Neu erschienene Kataloge.

H. Hempfling, Maschinen- und Sägenfabrik, Nürnberg. Metallkreissägen, Schlitzfräsen aus Diamantstahl, Konvexfräsen mit Spitz-Zähnen, Konkav-Fräsen, Nutenfräser, Kreissägen für Holz und Metall, Kreismesser, Stahlkämme.

Bruhn & Dietz, Geschäftsbücher-Fabrik, Altona-Ottensen. Loseblatt-Bücher für kaufmännische Buchführung.

Motoren- und Lastwagen-Act.-Ges., Aachen, Mannesmann-Mulag. Beschreibung des Mannesmann-Mulagwagens Type L. 56. Bausäulen-Kandelaber aus nahtlos gewalztem Mannesmannstahlrohr. Mannesmann-Masten für Telegraphen- und Telephon-Anlagen — Rohrschlangen. — Stahlmuffenrohre.

Deutsche Maschinenfabrik A.-G. Duisburg. Märkische Maschinenbauanstalt Ludwig Stukenholz, Akt.-Ges., Wetter a. d. Ruhr (Westfalen). Werk I: Hebezeuge für alle Zwecke. Werk II: Hütten- und Walzwerkeinrichtungen.

Düsseldorfer-Rätiger Röhrenkessel-Fabrik, vorm. Dürr & Co., Ratingen-Ost bei Düsseldorf. Der Wasserrohrkessel System Garbe.

Geschäftliche Notizen.

Wasserreinigung. Folgende Industriefirmen bauen Wassereiniger (vergl. den Artikel über Wasserreinigung in dieser Nr.): Sucrofilter- und Wasserreinigungs-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Schöneberg, Bahnstr. 21; Halvor Breda, G. m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2, Kantstr. 158; C. Büh-ring & Co., Hamburg I; Wilhelm Wurl, Berlin-Weißensee, Rölkestr. 70-73; Windschild & Langelott, Dresden; Berkefeld-Filter-Gesellschaft, G. m. b. H., Celle i. H.; W. Fitzer, Laurahtte O.-S.; Wilhelm Rothe & Co., Berlin NW 23, Klopstockstr. 51; Maschinenbau-Anstalt Humboldt, Köln-Kalk; Maschinenfabrik Eßlingen, Eßlingen, und G. Kuhn, G. m. b. H., Stuttgart-Berg; Maschinenfabrik P. Kylv, G. m. b. H., Köln a. Rh., Neumarkt 12; Robert Reichling & Comp., Dortmund; Wwe. Joh. Schumacher, Köln a. Rh.; Hans Reisert, G. m. b. H., Köln-Braunsfeld; Berliner Wasserreinigungs- und -Versorgungs-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Friedenau, Bennigsenstr. 23-24; Alfred Gutmann, Actien-Gesellschaft für Maschinenbau, Altona-Ottensen; Gebr. Körting, Aktiengesellschaft, Körtingsdorf b. Hannover; Wagner & Eisenmann, Obertürkheim a. Neckar; Walther & Cie., A.-G., Dellbrück, Bez. Köln a. Rh.; Schumann & Co., Leipzig-Plagwitz; Geigersche Fabrik, G. m. b. H., Karlsruhe i. B.; Zenker & Quabis, Breslau XVII; H. Füllner, Warmbrunn, Schles.; Franz Seiffert & Co., Akt.-Ges., Berlin, SO 33, Cöpenicker Straße 154a; Dampfkesselfabrik vorm. Arthur Rodberg, A.-G., Darmstadt; Voran, Apparatebau-Gesellschaft m. b. H., Frankfurt a. M.; Sieg-Rheinische Hütten-Aktiengesellschaft, Friedrich-Wilhelm-Hütte an der

Zur modernen

Sandverwertung

liefern wir alle Maschinen und Formen zur lohnenden Fabrikation von Mauersteinen, Blöcken, Dachziegeln, Platten, Rohren, Stufen usw.
Export nach allen Erdteilen.
Maschinenfabrik Dr. GASPARY & Co.,
Markranstädt (Deutschland).

Broschüre 439 frei.

D.R.P. u. Ausl. P. m.

HANSEAT

Nuten SEAT Fräser

SCHUTZMARKE.

verlangen Sie von Ihrem Werkzeug-Lieferanten oder direkt von **Crossel u. Co. Hamburg-Ottensen E.W.**

EIER
KONSERVIERUNGSMITTEL
Garantol

TAUSENDFACH VON AUTORITÄTEN EMPFOHLEN!

In Odessa und in St. Petersburg 1907 mit Goldenen Medaillen, in Antwerpen 1908 mit Ehrendiplom, den höchsten Anerkennungen prämiert.

In GARANTOL bleiben die Eier ein Jahr und länger frisch. Weder von außen noch beim Öffnen ist den Eiern anzusehen, daß sie nicht direkt von der Henne kommen. Geschmack und Geruch sind vorzüglich; das Weiße trennt sich leicht vom Dotter und läßt sich schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier

werden allen anders konservierten Eiern vorgezogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

Verlangen Sie kostenlos interessante Bücherverzeichnisse vom **Weltverlag Esslingen a/N. 1.**

Warnung! Kaufen Sie keinen Azetylen- oder Luftgas-Apparat, ohne unsere Prospekte kostenlos verlangt zu haben.

Neuestes Modell des Luftgas-Apparates „JUPITER“

zu Licht, Heizung, Kraft.

Kubikmeter ca. 9 Pf., 60 Kerzen Glühlicht 1,2 Pf. Vertreter an noch einigen Plätzen bei hohen Provisionen gesucht. Für Plätze mit weniger als 10 Lampen empfehlen wir unsere Gasstofflampen.

Sächsische Luftgas-Apparate-Fabrik „Jupiter“, Dresden 28 B.

Löwenbräu München

Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropisches
Qualitätsbier
in der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein. Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszlog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

Gasolin-Lampen, Benzin-Lampen, Hängeglühlicht,

überall anwendbar. — Lichtstärke jeder Flamme ca. 100 Kerzen. Schöne, geschmackvolle Muster.

Preisliste in Deutsch, Franz., Engl., Holl., Span. portofr. Wiederverkäuf. gesucht.

Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. E.W.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

Blecharbeitungsmaschinen

fabriziert als Spezialität
Carl Grubel,
Maschinenfabrik
Gotha.

Einkauf - Kommission - Verkauf

besorgt bei 5 Prozent Provision für alle Branchen
J. KABITZ, BERLIN C 25.

Transport-Bänder, Treibriemen

fabriziert **A. W. Kaniss, Wurzen.**
Preisliste Nr. 6 frei.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

19

Sieg; Maschinenfabrik Grevenbroich vorm. Langen & Hundhausen, Grevenbroich, Rhpr.; Wegelin & Hübner, A.-G., Halle a. S.; Georg Niemeyer, Hamburg, Steinwärders; Berlin-Anhaltische Maschinenbau-A.-G., Abt. Köln-Bayenthal, Köln-Bayenthal; M. Neuhaus & Co., Luckenwalde; Aktiengesellschaft für Großfiltration und Apparatebau, Ludwigshafen a. Rh.; Louis Schröter, Reppen i. Mark; A. Rieber, G. m. b. H., Reutlingen, Württ.; Béha Naegeli & Cie., Thann, Elsaß; Schweder & Cie., Berlin-Groß-Lichterfelde; Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft vorm. Beck & Henkel, Cassel; A. L. G. Dehne, Halle a. S.; Zementbau-Aktiengesellschaft, Hannover; Maschinenfabrik Buckau A.-G., Magdeburg-Buckau; R. Kurka, Unternehmung für Großfiltration, Frankfurt a. M.; Permutit-Filter-Co., G. m. b. H., Berlin N 39, Gerichtstr. 12-13; Ottensener Eisenwerk vorm. Pommée & Ahrens, Altona-Ottensen; Rather Dampfkesselfabrik vorm. M. Gehre A.-G., Düsseldorf-Rath; Comm.-Ges. für Maschinenbau und Ingenieurwesen Pape, Henneberg & Co., Hamburg; Wasserreinigungs-Gesellschaft „Aquarias“, Dresden 28; Filter-Abteilung der „Hansa“, G. m. b. H., Haiger, Nassau; Hammar & Co., G. m. b. H., Hamburg; H. Hammelrath & Co., G. m. b. H., Köln-Müngersdorf 20; Deutsche Filter-Co., G. m. b. H., Berlin W 30, Haberlandstraße 3; Gesellschaft für Elektro-Osmose, Frankfurt a. M.

Schleifscheiben zur Bearbeitung von Stahl usw. Das in den weitesten Kreisen der in- und ausländischen Industrie vorteilhaft bekannte Schmirgelwerk Georg Voß & Co., Deuben-N. 6, Bez. Dresden, beging kürzlich das Fest seines 50jährigen Bestehens. Aus kleinen Anfängen heraus hat sich die Firma zu ihrer jetzigen Bedeutung entwickelt; sie zählt heute zu den größten Betrieben ihrer Branche. In der Hauptsache erzeugen Georg Voß & Co.

Schleifscheiben zur Bearbeitung von Stahl, Eisen, Hartguß und allen anderen Metallen und Legierungen, auch zum Schleifen von Aluminium, Sandstein, Marmor, Schiefer, Porzellan, Chamotte, Glas, Perlmutter, Holz, Horn, Leder, Kork, Federkielen, Gummi, Pappe, Papier, Bast, Filz usw., ferner künstliche Abziehsteine und Ölsteine (Marken Rubin, Inka, Missarka, Silicar, Dia, Sylva). Von sonstigen Spezialitäten der Firma erwähnen wir Kratzen-Schleifband zum Bekleiden der Schleifwalzen sowie Schleif- und Poliermaterialien aller Art. Als ganz besondere Spezialität stellt die Firma „Silicar-Wetzsteine“ her; es sind das ganz vorzügliche Sensenwetzsteine von hervorragender Schärfkraft, die gleich gut für Nähmaschinen wie für die Küche, den Haushalt und alle anderen Schärf- und Schleifzwecke zu verwenden sind. Die Firma Georg Voß & Co. verfolgt seit jeher das strenge Fabrikationsprinzip, keine Massenware herzustellen, sondern ausschließlich sorgfältigste Handarbeit. Die Fabrikate dieser Firma fallen infolgedessen einmal wie das andere Mal ganz gleichmäßig aus und werden deshalb auch sehr gern gekauft. Für jeden Zweck und jedes Material liefert die Firma Schleifmittel in bestgeeigneter Zusammensetzung und stets gleichbleibender Qualität.

Ein neuer Fortschritt der deutschen Lederindustrie. Es ist keinem Ledersachverständigen verborgen geblieben, daß die Erfolge Deutschlands auf dem Gebiete der Chromlederfabrikation nie geahnte wurden hinsichtlich der Fabrikation von Oberleder. Das deutsche Boxleder hat seinen Weltruf. Um so erfreulicher ist die Tatsache, daß wir nunmehr auch in der Herstellung technischer Chromleder an der Spitze marschieren. Die Mitteldeutsche Gerberei und Riemenfabrik, G. m. b. H., Wetzlar a. d. Lahn und Berlin, hat technische Leder auf den Markt



Stemple Dein Bild
sooft du willst, mit dem neuen **Photostempel**, welcher n. jeder Photographie hergestellt wird. Mit dies. kann m. viele Tausende absol. naturgetr. haar-scharfer Stempelbilder a. Postkarten, Briefbog., Visiten-karten etc. sich selbst herstellen. **Preis M. 4.50.**
Dein Bild als Stempel
Bestellung, nehm. alle einschlag. Handl. entg., sonst send. m. sein Bild u. 1 M. als Anz., Rest Nachn. d. Otto Spitzer, Berlin W 30, Ill. Prosp. Nr. 134 u. Probeg. grat.



Geril-Brot

bei
**Zuckerkrankheit,
Stuhlverstopfung,
Verdauungsbeschwerden,**

seit 8 Jahren von med. Autoritäten
des In- und Auslandes empfohlen,
ist **unübertroffen** an

**Wohlgeschmack,
Nährwert,
Bekömmlichkeit,**

kommt nur in luftdicht ver-
schlossenen Dosen in
den Handel.

Hoher Verdienst.

**Wiederverkäufer
für eigene Rechnung gesucht.**

F.M.No. 308 266.

Eigene Vertreter in Berlin, Hamburg, Basel, Barcelona, Peking und Singapore.
Begründet 1903. **Kieler Cerilwerke, G. m. b. H.** Vergrößert 1906 u. 1909.

**Nordseebad
Scheveningen**
via Emmerich.
Man verlange Prospekt.

2 nützliche Reise- begleiter:



**Gegen
Seekrankheit!**
(Auf ärztl. Verordnung.)



**Erfrischend,
die Verdauung
regelnd.**

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

gebracht, welche in 100 Grad Celsius kochen, ohne sich zusammenzuziehen, welche in 150 Grad trockener Hitze nicht hart werden, und die eine Zerreißfestigkeit von 1000 kg per qcm aufweisen. Der rote Original-Chrom-Kautschukriemen, Marke M. G. R., Wetzlar, ist fast undehnbar, überträgt 30 Prozent mehr als jeder gewöhnliche Riemen und hat laut Zeugnis der Freiburger Versuchsschule eine Zerreißfestigkeit von 730 kg.

Das Technikum Mittweida ist ein unter Staatsaufsicht stehendes, höheres technisches Institut zur Ausbildung von Elektro- und Maschinen-Ingenieuren, Technikern und Werkmeistern und zählt jährlich zirka 2—3000 Besucher. Der Unterricht sowohl in der Elektrotechnik als auch im Maschinenbau wurde in den letzten Jahren erheblich erweitert und wird durch die reichhaltigen Sammlungen, Laboratorien für Elektrotechnik und Maschinenbau, Werkstätten und Maschinenanlagen usw. sehr wirksam unterstützt. Das Wintersemester beginnt am 15. Oktober 1912, und es finden die Aufnahmen für den am 30. September beginnenden unentgeltlichen Vorkursus von Mitte September an wochentäglich statt. Ausführliches Programm mit Bericht wird kostenlos vom Sekretariat des

Technikums Mittweida (Königreich Sachsen) abgegeben. In den mit der Anstalt verbundenen, zirka 3000 Quadratmeter bebaute Grundfläche umfassenden Lehr-Fabrikwerkstätten finden Praktikanten zur praktischen Ausbildung Aufnahme. Auf allen bisher beschickten Ausstellungen erhielten das Technikum Mittweida bzw. seine Präzisions-Werkstätten hervorragende Auszeichnungen: Industrie- und Gewerbeausstellung Plauen: die Ausstellungsmedaille der Stadt Plauen „für hervorragende Leistungen“, Industrie und Gewerbeausstellung Leipzig: die Königl. Staatsmedaille „für hervorragende Leistungen im technischen Unterrichtswesen“, Industrieausstellung Zwickau: die goldene Medaille, Internationale Weltausstellung Lüttich: den Prix d'honneur.

Die Hausfrau spart bei Verwendung von Knorr-Suppenwürfeln nicht nur Geld, sondern auch Arbeit, Mühe und Zeit, denn sie braucht keine Gemüse zu putzen, nicht mehrere Töpfe, Schüsseln, Siebe für die Zubereitung zu benutzen, sondern nur die Suppenmasse aus der Hülle zu nehmen, in Wasser glatt zu rühren und ca. ½ Stunde zu kochen. Mißraten einer Suppe ist gleichfalls völlig ausgeschlossen, wenn die einfache Gebrauchsanweisung auf jedem Paket beachtet wird.



11 Aerzte. 1 Aerztin.

Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch in Weißer Hirsch bei Dresden.

Physikalisch-diätetische Heilanstalt. * Spezialabteilung für Zuckerkrankhe.

Prospekte kostenfrei durch die Verwaltung. Abt. 16.

R. G. Schreiber
Zivil-Ingenieur.

Konstruktion
und Bau von
Segel- und
Motoryachten,
Motorbooten
jeder Art.

HAMBURG 11
Börsenbrücke 2a.

Personen-
und

Gepäck-
Wage

„Bekah“
B.K.M.

Tragkraft 125 kg.

Preis
20,— Mk.

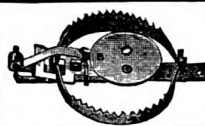
Wiederverkäufer u. Exporteure hohen Rabatt!

Hermann Schadrack
Personen-, Gepäck- und Babywagen.
Berlin S. 42, Brandenburgstr. 72-73

Hygienische
Klosets

D. R. P. Nr. 248 305.
Für öffentliche u.
Privat-Gebäude
unentbehrlich.
Preis v. M. 15 an.
Prospekte gratis
u. franko. Solvent.
Vertreter gesucht

**Walter
Eichelkraut,**
Berlin-
Zehlendorf, 40 EW



Raubtierfallen

für Löwe, Tiger, Wolf, Hyäne, Fuchs usw.

Nur erstklassige Fabrikate.
Reich illustr. Katalog Nr. 107 mit leichtesten Fang-
lehren für alles Raubzeug gratis.

E. Grell & Co., Holleferanten, **Haynau i. Schl.**

Fritz Hammesfahr, Foché b. Solingen.

Versand geg. Nachn. od. vorher. Kasse.

Beste Rasiermesser

Ges. gesch. 3jähr. Garantie.

Katalog Haarschneidemaschine.

illustr. in 5000 verschied. Artik. sende gratis u. franko.

Kronen-Diamantstahl M. 3,25
Kronen-Silberstahl „ M. 2,25
Rasiermesser, Weissstahl M. 1,50



Perfekt M. 4.25

Kuhl & Klatt
Berlin S.O. 16

Pneumatist Treckklaviere *
65/88 Standard Note

Pneuma Elektrische Pianos

Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Gelgen-Imitation

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Endlich Ersatz für Elektrisch.
Gasfernzünder „Pneuma“
Gefahr durch Luft
Ein Druck - Es brennt!



Extra-Preise für Private!
Für nur 2.50 M. vers. ich ein gutgehend. Wecker mit nachleucht. Zifferblatt. Nur 8.30 M. kostet eine echtsilb. Zylind.-Rem.-Uhr, 6 Rubis, mit doppelt. Goldr. Dieselbe la. 10 Rubis, nur 10 M. 2-jährig. schriftl. Garant. Reichillustr. Pracht-Katalog gratis u. franko. Exporteure und Wiederverkäufer. Verlang mein. Engros-Katalog. **Hugo Pincus, Hannover 57.**



Landschulheim Am Solling bei Holzinden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevöle individuelle Erziehl. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgeiz. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport. Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einfähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. näh. Ausk. d. **A. Kramer, Direktor**

Technikum Bingen a./R.
Maschinenb. Elektrot. Automb. Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chaufeurkurse.

Hygienische Bedarfs- u. Krankenpflege-Artikel
sowie alle anderen chirurgischen
Gummi-Waren
exportiert nach allen Weltteilen
Gustav Engel, Berlin, Potsdamer Straße 131.
Kataloge gratis.

Dr. med. Fichtels vegetabiles Diabetiker-Pulver
bei Diab. mell. von überraschender Wirkung ohne Einhaltung strenger Diät. Rasche Abnahme der Zuckerausscheidung, Verminderung des Durstes, Hebung des Allgemeinbefindens.
Aerztliche Gutachten und Proben durch **S. Strauss, pharmazeutische Präparate, Hannover, Brüderstr. 6**

Schwerhörigkeit, Ohrgeräusche
werden beseitigt beim Gebrauch von ges. gesch. Gehör-Patronen. Äußerst bequem zu tragen. — Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. — Zahlr. Anerkennungen. — Prospekt gratis u. franko. **Hans Sieger, Bonn am Rhein.**



Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau, 5 Laboratorien.
Programm frei.

YRUMEN-
Tabletten, das Neueste, das Wirksamste bei vorzeitiger Kräfteabnahme. Preis Mark 6.—. Aerztliche Broschüre verschlossen gratis und franko. Hauptdepot: Löwenapotheke, Regensburg C 15, München, Sonnenapotheke, Karlsplatz 11. Oesterr.-Ung.: Budapest, Marien-Apotheke.

K'ASE, tropenfest.
Meierei Heinrichsthal, Radeberg III.

München Töchterpensionat mit höh. Mädchenschule u. **Frauenschule**; auch Ausbildung in einz. Fächern. Schönst. Lage. Münchens (VIII). Näh. durch Frau Direktor Sickenberger, Trogerstraße 44.
Ehemalig. **Stotterer** gibt umsonst schwerer Anskunft, wie man sich selbst vom Stottern befreien kann. **L. Warnecke, Hannover, Friesenstr. 33.**

Holsteinische Dauerwurst
Zervelat, Salami M. 1.35, Mettwurst 1.25 p. Pfd. **Krautwurstchen** in Dos. 50 Paar M. 7.—, Gekochter Schinken in Dos. per Pfd. M. 1.30. Vers. n. a. Länd. in Postpak. geg. Nachn. **Ernst Krohn, Nortorf-Holstein.**

Angel-Geräte
Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1.— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.
Feuerzeuge u. Reklameartikel. **W. Stern, Cöln 13, Lübeckerstraße 23.**

Godesberg Töchterpensionat I. Ranges **Frau Dr. Brown** b. Bonn a. Rh.

Gegen Einfindung von 30 Pf. erhält jeder eine Probe selbstgefeilter **Ahr-, Rhein- oder Moselwein** nebst Preisliste. Kein Risiko, da wir Nicht-gefallenes ohne weiteres unfrankiert zurücknehmen. 18 Worgen eigene Weinberge. **Gebr. Both auf Weingut Burghof, Ahrweiler.**

Briefmarken Alle verschieden! 100 Asien, Afrika, Australien M. 2.—
500 versch. nur M. 3.50 1000 versch. nur M. 11.—
100 Australien „4.— 2000 versch. „48.—
200 Engl. Kolon. „4.50 100 Franz. Kol. „4.50
50 Span. Kolon. „3.— 50 Alldeutsche „3.—
Max Herbst, Markth., Hamburg A.
Grosse illust. Preisliste gratis und franko.

prol. Dr. Soxhlet's Nährzucker als Zusatz z. Kuhmilch bestbewährte **Dauernahrung** f. Säuglinge vom frühesten Lebensalter an, auch als **Krankennahrung** vorzüglich bei Magen- u. Darmstörungen von Säuglingen und älteren Kindern.
Verbesserte **Liebigsuppe** in Pulverform.
Nährzucker-Kakao, wohlschmeckend., kräftigend. Nährpräparat f. Genesende jed. Alters. In Dosen von 1/2 Kilo.
Nährmittelfabrik München, G. m. b. H., in Pasing.
Lieferung durch sämtliche Grossisten und Exporteure.
Angesehene Firmen als General-Vertreter für einzelne Bezirke gesucht.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

A bzeichen Plaketten, erstklassige Spezialfabrikation. Berliner Medaill.-Münze O. Dertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 13.

A FRANA-Nähmaschinen aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. **Biesolt & Locke, Meissner Nähmaschinen-Fabrik, Meissen.**

A lkoholfreie Natur-Weine Unvergorene Trauben- u. Obstsaft. Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10 (Rheinland).

A luminium-Kochgeschirre in dauerhafter Ausfühg. sowie sonst. Massenartikel. nach Muster od. Zeich. Preisl. grat. u. fr. **Cöln-Meiner Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Herrmann, Meissen-R.**

A nsichtskarten nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen **Glass & Tuscher, Leipzig 150**

A nsichts-Postkarten (nur Extra-Anfert. v. Ansicht. nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-Ausfühg. f. Oel- u. Putzwollreinig. etc. **Hart Braun & Co., Kunstst., Berlin 542, Ritterstr. 24.**

A pparate f. autogenes Schweißen und Schneiden. f. Dampf- u. Kondenswasserentölung. f. Oel- u. Putzwollreinig. etc. **Künneß & Kintzel, G. m. b. H., Magdeburg 2.**

A rchitekten u. Baumeister erhalten Prospekte über vorzüglich beurteilte Studienwerke von **Seemann & Co. Leipzig 14**

A utogene Schweiß- u. Schneideapparate in höchst. Vollkommenheit. Tragbar. **Brüning & Co., Essen-Ruhr, Fahrbar. Spezialfabrik für autogenes Schweißen. Ortsfest.**

A utomobile, Lloyd-Wagen Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.

A UTOMOBILE LUXUS u. LAST VOLLENDETSTE KONSTRUKTION LIEFERUNG u. REPARATURWARTUNG **PAUL MEINRICH FÖRDEUS WISMAR 21**

Bäckerei-Maschinen aller Art.
Teig-Knetmaschinen, Teig-Teilmaschinen, Mehl-Siebmaschinen, Semmelmühlen, Sack-Ausstäuber etc. Katalog Nr. 76 gratis u. franko. Tüchtige Vertreter gesucht. **Maschinen-Fabrik G. L. Eberhardt, Halle a. S. 38.**



Indulgy's Puddingpulver Hamburger Rote Grütze Indulgy's Vanillinzucker Alibekannt als beste Fabrikate **M. Gess von Indulgy & Co. Hamburg 49**

Badewannen Waschmaschinen, Staubsauger, Schornstein-Aufsätze. Oel- und Schmierkannen fabriziert als Spezialität

Louis Krauss, Schwarzenberg No. 2561. Sachs.

Baumkuchen Spezialgeschäft **Max Sellge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71.** à Pfund versandfert. (Bleicheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

Baumkuchen-Spitzen (D. R. W. Feinstes Dessert-Gebäck! 153 109). In all. Zon. haltb. Spez.-Firma L. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2.40 exkl. Porto. **Albert Karius, Cöthen, Anhalt.**

B eleuchtungskörperfabrik Guss-, Treib- und Stanzarbeit. **NICKEL & FLEISCHMANN, BERLIN SO. 260.**

B enzín-Glühlicht Gasolin. stehend u. hängend. Illust. Preisliste gratis **Louis Runge, Berlin NO 18**

B erliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H. Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.



B ier: Pilsenerbräu München Export-Vertr.: **Paul Ed. Möltzing & Co.,** Repsoldstr. 76, Hamburg. Spezialität: Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in Spezial-Metallfässern für die Tropen.

B ijouterien Gold- und Silberwaren **Gumprecht & Collignon** Berlin S 42, Alexandrinenstr. 93/94

B ilder erstkl. farb. u. einfarb. Wiedergaben n. Motiv. aus der Heimat als Wandschmuck. Farb. illust. Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 1.50 porto. **Clemens Kauffmann Kunstverlag, Berlin SW 68, Friedrichstraße 40 W.**

B illardbälle. Neue Imitation, nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel. **Hilmar Kreher, Chemnitz.**

B Josef Hentschel Nachfl., Sebnitz i. S. Spez.: Hutlaubzweige u. Ranken, Dekorationsstengel u. einzel. Laub **Blätterfabrik**

B lumengefäße, Ton, antik, patiniert. Dekorativ, billig, haltbar. **Eugen Taurat, Dresden 16.**



B ronze- u. Silberfarben Blattmetalle **M. Brunn & Co. Fürth i. Bayern.**

DIE-WOCHE

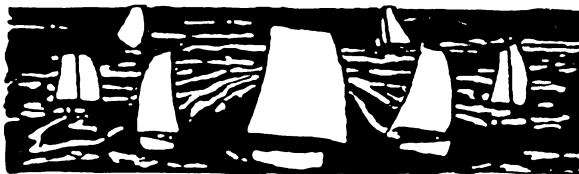
Nummer 34.

Berlin, den 24. August 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 34.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1401
Industrielle Spionage. Von Generaldirektor Albert Willner	1401
Französische Küche. Plauderei von A. Born	1404
Morde und Verbrechen. Von A. Oskar Klaußmann	1406
Unsere Bilder	1408
Die Toten der Woche	1408
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1409
Familie Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1417
Die Berufswahl der Jugendlichen. Von Bürgermeister Konrad Maß	1423
Das moderne schweizerische Heerwesen. Von Anton Krenn. (Mit 13 Abbild.)	1425
Deutsche Ballonaufnahmen: Der Rhein. Von Hugo Kühn. (Mit 5 Abbild.)	1428
Spaziergang. Gedicht von Ludwig Winder	1431
Der Riese von Bertach. Aus den Memoiren eines Burgenforschers. Von Bobo Willberg	1431
Der Wiener in der Sommerfrische. Von Ludwig Klinkenberger. (Mit 10 Abbildungen)	1434
Elektrisches Licht auf See. Von Hans Dominik. (Mit 8 Abbildungen)	1438
Bilder aus aller Welt	1441



Die sieben Tage der Woche.

14. August.

Prinz Heinrich von Preußen, der Bruder des Kaisers, vollendet sein 50. Lebensjahr.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die türkische Regierung sich mit den ihr durch Ibrahim-Pascha übermittelten Forderungen der Albanier einverstanden erklärt hat.

15. August.

Königin Mary von England trifft in Neustrelitz ein, um der großherzoglichen Familie einen privaten Besuch abzustatten (Abb. S. 1412).

Aus Wien wird gemeldet, daß der österreichisch-ungarische Minister des Äußern Graf Berchtold (Portr. S. 1410) einen Meinungsaustausch der Mächte über die Balkanfragen angeregt habe.

Im Bezirk Berane an der türkisch-montenegrinischen Grenze überfällt der Arnautenstamm der Rugowa die christliche Bevölkerung und meißelt zahlreiche Christen nieder.

16. August.

Der französische Ministerpräsident Poincaré tritt von Kronstadt aus die Heimreise an. Über die Ergebnisse seiner Unterhandlungen mit den russischen Ministern wird in Petersburg halbamtlich eine Mitteilung veröffentlicht, in der es heißt, beide Regierungen hätten konstatiert, daß zwischen ihnen vollständige Übereinstimmung herrsche, und daß die Bande, die die beiden Nationen vereinigen, niemals fester gewesen seien.

17. August.

Deutschland, Rußland und Italien erklären sich mit dem vom Grafen Berchtold vorgeschlagenen Meinungsaustausch der Mächte über die Verhältnisse auf dem Balkan einverstanden.

Nach Meldungen aus Sofia beruft das bulgarische Kriegsministerium alle beurlaubten Offiziere zu ihrer Truppe ein.

In Rom wird die Sanitätskonvention zwischen Italien und Argentinien, um die lange von den beiden Ländern gestritten wurde, unterzeichnet.

Aus China wird gemeldet, daß der Oberstkommandierende von Wutshang General Tschang-Tscheng-Wu in Peking erschossen und 13 andere hohe Offiziere verhaftet wurden.

18. August.

Kaiser Franz Josef vollendet sein 82. Lebensjahr. Zur Feier seines Geburtstages findet auf Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel ein Frühstück statt, bei dem unser Kaiser einen Trinkspruch auf seinen „treuen Freund“, festen Verbündeten und Waffenbruder ausbringt.

Der schweizerische Flieger Edmond Audemars steigt auf dem Manöverfeld von Issy bei Moulinaux zu einer Fernfahrt Paris—Wanne—Berlin auf und landet nach 11 Stunden auf dem Flugplatz Wanne in Westfalen.

Durch Trabe des Sultans Mehmed wird den aufständischen Albanern eine allgemeine Amnestie gewährt.

In Marokko besetzt eine spanische Truppe von 50 Mann, ohne auf Widerstand zu stoßen, die Stadt Arzila.

19. August.

Der Kaiser begibt sich von Schloß Wilhelmshöhe zur Besichtigung der neuen Hafenanlagen nach Frankfurt a. M. und von dort nach Cronberg.

Prinz Heinrich von Preußen tritt von Kiel aus die Reise nach Tokio zur Besetzung des Mikado an.

Der Aviatiker Audemars führt seine Luftfahrt Paris—Berlin zu Ende und landet glücklich auf dem Flugplatz Johannisthal (Abb. S. 1412).

In London wird halbamtlich mitgeteilt, daß England seine Zustimmung zu einem Meinungsaustausch der Mächte über die Lage auf dem Balkan ausgesprochen hat.

Aus Marokko wird gemeldet, daß Mulay Jussuf (Abb. S. 1410), der Bruder Mulay Hafids, in den größeren Städten ohne Zwischenfälle zum Sultan ausgerufen wurde.

In China ruft die Hinrichtung des Generals Tschangfenghu eine Protestbewegung hervor. Die Nationalversammlung fordert Yuan-Shi-Kai auf, Aufklärungen über den Vorfall zu geben.

20. August.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß im Bezirk Berane täglich heftige Kämpfe zwischen Montenegrinern und Türken stattfinden.



Industrielle Spionage.

Von Generaldirektor Albert Willner.

Überall da, wo die Summe derjenigen Erscheinungen betrachtet wird, die sich aus dem jedem modernen Kaufmann und Industriellen innewohnenden Bestreben ergeben, den eigenen Absatz zu befestigen und auszudehnen, hören wir von alters her das Bild vom friedlichen Wettkampf der Völker. Der Vergleich ist kurz und treffend. Hier wie dort ist ein Zusammenfassen aller physischen und aller moralischen Kräfte nötig, hier wie dort gilt es, mit strategischem Scharfblick die Verteidigung wie den Angriff sorgsam vorzubereiten, den errungenen Vorteil zäh zu verteidigen, kommt es vor allem darauf an, über die eigene Stärke und Schwäche ebenso gut unterrichtet zu sein als über das Verhältnis der Kräfte beim Gegner. So darf es nicht wundernehmen, daß auch das unsympathischste Begleitsymptom jeder Kriegsvorbereitung und Kriegsführung, die Spionage, zu einem ständigen Mittel im internationalen Konkurrenzkampf geworden ist. Und gerade so wie in den militärischen Verhältnissen, gibt es auch ökonomisch neben der erlaubten oder wenigstens geduldeten offiziellen Auskunftschaffung der gegnerischen

Verhältnisse eine andere heimliche Spionage, die mit den Strafgesetzen in Konflikt gerät, wenn man sie entdeckt. Je inniger die Verflechtung der deutschen Gütererzeugung mit der Weltproduktion geworden ist, in um so höherem Maß sind wir Subjekt wie Objekt der industriellen Spionage geworden; um so mehr sind wir aber auch genötigt, uns mit ihren Methoden und den Mitteln zu ihrer Abwehr zu befassen.

Und für sich ist es nur natürlich, daß sich der Kaufmann wie der Industrielle bemühen, die Augen offenzuhalten. Auch der ursprünglich tüchtigste Gewerbetreibende kann nicht leistungsfähig bleiben, wenn er nicht ständig bemüht ist, über das, was anderwärts auf dem gleichen Gebiet geleistet wird, unterrichtet zu bleiben. Im wirtschaftlichen Leben, das seiner Natur nach jeder schematischen Einteilung widerstrebt, bestehen nun auch in bezug auf die Mittel, durch die sich der einzelne hinsichtlich der Leistungsfähigkeit seiner Konkurrenten auf dem laufenden halten kann, ständige Übergänge zwischen dem Erlaubten und dem Unerlaubten, und es ist mit der Auskundschaftung der geschäftlichen Interna des Konkurrenten gerade so, wie mit den Wettbewerbsmethoden überhaupt, in bezug auf die man einst das boshafte Wort geprägt hat: „Lauterer Wettbewerb ist der, den ich mache, unlauterer Wettbewerb ist in der Regel der, den mir die andern machen.“

Der Vollständigkeit wegen muß zunächst erwähnt werden, daß mit der wachsenden Bedeutung der deutschen Gütererzeugung für den internationalen Austausch auch die vom Ausland gegen Deutschland hinsichtlich der Spionage erhobenen Vorwürfe besonders stark zugenommen haben. Der deutsche junge Kaufmann oder Industrielle, einst seiner Bescheidenheit und Zuverlässigkeit wegen als Muster-Clerk in ganz England außerordentlich beliebt und gesucht, ist heute auch abseits von der zwischen uns und den Engländern herrschenden politischen Stimmung, rein wirtschaftlich, in Großbritannien der Gegenstand fortgesetzten, sich ständig steigenden Mißtrauens geworden. Es gilt in dem Durchschnittsurteil der City und der englischen Industriezentren als ausgemacht, daß das noch immer staltliche Heer junger Deutscher, die in England ihre sprachlichen wie ihre kaufmännischen Kenntnisse auszubilden suchen, in Wahrheit eine ebenso ansehnliche Schar deutscher industrieller Spione darstellt, die man allzu lange und allzu sorglos geduldet hat. Auch in den Zeitungen unseres zweiten Wettbewerbers auf dem Weltmarkt, mit dem wir überall, besonders aber im lateinischen Amerika und neuerdings in Ostasien in scharfer Konkurrenz stehen, in der Presse der Vereinigten Staaten von Amerika bilden ähnliche Klagen eine ständige Rubrik. Dem Yankee, der in Geschäften seine Nase außer Landes steckt, gilt es in der Regel für eine unerschütterliche Tatsache, daß der ganze deutsche Wettbewerb nur deswegen so schwer zu bekämpfen ist, weil er amerikanische Fabrikations- und Organisationsmethoden ausspioniert und strupellos nachahmt. Wer die Dinge objektiv prüft, weiß, daß ebennmäßig aus Gründen des deutschen Charakters wie aus solchen der verhältnismäßig spät einsetzenden Entwicklung unserer industriellen Betätigung hinsichtlich der industriellen Auskundschaftung gerade Deutschland aktiv wie in der Abwehr gegnerischer Maßregeln noch vielfach hinter anderen Ländern und ganz besonders hinter der manchmal völlig voraussetzungslosen Art des Vorgehens einzelner großer, auch den deutschen Markt bearbeitender oder sogar in Deutschland selbst tätiger

Firmen der nordamerikanischen Union weit zurücksteht. In den letzten Jahren ist ferner auch auf wirtschaftlichem Gebiet in bezug auf die Beobachtung des Gegners Japan mit der gleichen schnellen Auffassungs- und Aufnahmefähigkeit in die Erscheinung getreten.

Frühzeitig und in vorbildlicher Weise haben die Vereinigten Staaten von Amerika zunächst das Gebiet der offiziellen Berichterstattung über die wirtschaftlichen Verhältnisse aller sie interessierenden Länder ausgebaut. Zielbewußt wird die Organisation der amerikanischen Konsuln schon seit Jahrzehnten benutzt, um in Verbindung mit der von der Zollgesetzgebung der Union verlangten genauen Deklaration und mit dem dafür grundlegenden System der Wertzölle nicht nur der amerikanischen Produktion einen weitgehenden und für fremde Industrien vielfach prohibitiven Schutz im eigenen Land zu gewährleisten, sondern um gleichzeitig Fabrikations- und Organisationsmethoden anderer Länder, soweit sie einen wirtschaftlichen Vorsprung gewährleisten, den eigenen Gewerbetreibenden zugänglich zu machen. Die Handelsverträge und Handelsabkommen, die die Vereinigten Staaten mit den Ländern des alten Kontinents abgeschlossen haben, sind ebenso wie die oft bis ins feinste gehenden Unterscheidungen des amerikanischen Zolltarifs Schulbeispiele dafür, in welchem Maß die offiziellen Vertreter amerikanischer Handelsinteressen im Ausland es verstanden haben, die starken und die schwachen Stellen der konkurrierenden ausländischen Industrien zu erkennen und auszunutzen. Hierbei handelt es sich, wie es wohl zunächst den Anschein hat, keineswegs immer um eine rein mechanisch sich fortsetzende Erhöhung der Einfuhrzölle, im Gegenteil, da wo die Überlegenheit der deutschen Industrie, z. B. teilweise durch die besseren und rationelleren Maschinen, herbeigeführt wird, ist gerade die amerikanische Zollpolitik zielbewußt daran gegangen, auf Grund der genauen, durch die Konsuln übermittelten Kenntnis der Materie die Einführung der für Beschaffung einer eigenen Industrie notwendigen Arbeitsmaschinen trotz ihres einwandfreien Charakters als komplizierte und hochwertige Produkte der Feinmechanik im Widerspruch zu dem ganzen Aufbau des Zolltarifs sogar zollfrei zu ermöglichen.

Wer jemals die Spezialberichte der offiziellen amerikanischen Handelsvertreter gelesen hat, oder wer gar die Bewertung aller in Amerika zusammenkommenden Handelsnachrichten durch das Departement of Commerce and Labor in Washington beobachten konnte, der wird mit dem Erstaunen und zugleich der Bewunderung über ein bis in die feinsten Einzelheiten ausgearbeitetes System industrieller Auskundschaft nicht zurückhalten, das im Rationalismus seines Aufbaus sicherlich den Vergleich mit keinem militärischen Nachrichtenbureau zu scheuen hat.

Der eben erwähnten, mustergültigen Organisation entsprechen die Erfolge, deren deutlichster Ausdruck das rasche Anwachsen großer eigener Industrien auf solchen Gebieten ist, bei denen noch bis vor wenigen Jahren die Versorgung des Marktes durch andere Länder, insbesondere auch durch die deutsche Gütererzeugung stattfand. Wie bei den Handelsverträgen trägt die eingehende Kenntnis, die sich die amerikanischen Unterhändler in bezug auf den deutschen Markt und die heimischen Produktionsbedingungen verschafft haben, ihre Früchte auch bei internationalen Abkommen auf verwandten Gebieten. Bei dem deutsch-amerikanischen Patentabkommen vom 23. Februar 1909 z. B. wurde es den Amerikanern möglich, für Patente, die im Besitz ihrer Staatsange-

hörigen sind, in Deutschland den Schutz der Gesetze zu erlangen, ohne daß der amerikanische Inhaber in gleicher Weise wie der Inländer dem Ausführungszwang unterworfen wird. Die amerikanischen Unterhändler haben offenbar nur allzu genau gewußt, daß es zu den spezifischen Konkurrenzmethoden gewisser, vielfach in Deutschland arbeitender Fabriken amerikanischer Spezialmaschinen gehört, dem aufkommenden deutschen Wettbewerber die weitere Ausgestaltung dadurch unmöglich zu machen, daß man die Richtung, die die Fabrikation nehmen soll, vorher auskundschaftet und alsdann durch eine große Anzahl eigener Patente, die man nimmt, dem Konkurrenten jede weitere Verbesserung seines Fabrikats unmöglich macht. Einer jener amerikanischen Riesenbetriebe hatte z. B. zur Niederhaltung der deutschen Konkurrenz, über deren Fabrikgeheimnisse man sich vorher auf zum Teil nicht einwandfreie Weise unterrichtet hatte, 53 verschiedene Patente von solcher Art erworben, die niemals ausgeführt werden sollten, die aber, einmal erteilt, dem Konkurrenten jede Verbesserungsmöglichkeit der eigenen Maschinen abschnitten. Früher stand solchem Vorgehen der § 11 des deutschen Patentgesetzes gegenüber, der bestimmte, daß ein Patent zurückgenommen werden kann, wenn es der Patentinhaber innerhalb dreier Jahre unterläßt, im Inland die Erfindung in angemessenem Umfang zur Ausführung zu bringen, oder wenn im öffentlichen Interesse die Erteilung der Erlaubnis zur Benützung der Erfindung an andere geboten erscheint, der Patentinhaber sich aber gleichwohl weigert, diese Erlaubnis gegen angemessene Vergütung und unter genügender Sicherheit zu erteilen. Aber gerade während die gesamte einschlägige Industrie mit ungeteiltem Interesse den Prozeß des deutschen Betriebes verfolgte, in dem die Zurücknahme jener 53 den Amerikanern gehörigen Patente aus dem Grunde des eben erwähnten § 11 des deutschen Patentgesetzes beantragt war, kam dank der genauen Kenntnis der amerikanischen Unterhändler über das, was der Industrie ihres Landes im Kampf gegen die deutsche Produktion von Nutzen sein konnte, das schon erwähnte deutsch-amerikanische Patentabkommen zustande.

In den letzten Jahren ist für Amerika und für andere Länder die Konsulatstätigkeit wirkungsvoll durch die immer mehr und mehr in Aufnahme gekommene Entsendung von besonderen Studienkommissionen der Handelskammern und anderer wirtschaftlicher Verbände ergänzt worden. Hier wird oft das Angenehme der gemeinschaftlichen Organisierung und einheitlichen Durchführung einer Auslandsreise mit dem Nützlichen verbunden, bei dieser Gelegenheit nicht nur den ökonomischen Horizont, sondern auch die wirtschaftlichen Kenntnisse zu erweitern. Es ist noch gar nicht zu lange her, daß nicht nur deutsche Kaufleute und Industrielle es sich zu einer besonderen Ehre anrechneten, derartige Studienkommissionen durch den ganzen Betrieb hindurchzuführen und sie in alle Einzelheiten der Arbeitsmethoden einzuweißen, sondern daß sogar behördliche Stellen dem heimischen Interesse durch weitgehende Unterstützung und Förderung aller Wünsche der meist von ihrer eigenen Regierung mit den besten Einführungen versehenen Gäste zu dienen glaubten. Manche trübe Erfahrung hat uns gelehrt, nach dieser Richtung hin vorsichtiger zu sein, und fremde, sich offen in dieser Eigenschaft einführende Besucher finden gegenwärtig bei ihren Bemühungen, deutsche Industriebetriebe kennen zu lernen, keineswegs mehr den Mangel an Vorsicht und

Weitblick, der noch vor wenigen Jahren üblich war. In diesem Zusammenhang sei auch auf das Volontieren der Söhne auswärtiger Geschäftsfreunde hingewiesen, für das die Neigung um so mehr zugenommen hat, je stärker Deutschland als Exportland auf allen Teilen der Welt mit-spricht, ferner auf den Besuch der technischen Lehranstalten und Hochschulen sowie der industriellen Fachschulen durch Ausländer.

Bei dem bisher Geschilderten handelt es sich um Methoden der Industriespionage, über deren Geschmack sich zwar manchmal streiten läßt, die aber nicht unmittelbar mit dem Strafgesetzbuch in Konflikt geraten. Die aber, die die Auskundschaftung des Konkurrenten um jeden Preis für notwendig halten, scheuen auch vor direkt strafbaren oder nach der allgemeinen Moralan-schauung unzulässigen Handlungen keineswegs zurück. Begreiflich ist, daß derartig Handelnde ihre Stellung auch im eigenen Lande mit allen Mitteln strupellos zu stärken suchen. Ein Beispiel bietet eine amerikanische Fabrik, die durch ihre rücksichtslosen Monopolbestrebungen auch die öffentliche Meinung der Vereinigten Staaten derart gegen sich aufgebracht hatte, daß das alsdann dort drüben mit einer bei uns ungetannten Schärfe einsetzende Gerichtsverfahren wegen „Verschwörungen“, d. h. wegen Verletzungen der Antitrust-gesetze, gegen sie anhängig gemacht wurde.

Zu erwähnen ist hier nur noch jenes letzte und vielleicht schmutzigste Mittel der Industriespionage, das Weglocken und Wegengagieren der Angestellten des Konkurrenzbetriebes zu dem alleinigen Zweck, sie durch vorübergehende hohe Bezahlung zur Preisgabe der ihnen anvertrauten Betriebsgeheimnisse zu veranlassen, um sie, wenn man sie aus der ursprünglichen Stellung herausgerissen und alles aus ihnen herausgepreßt hat, kaltblütig auf die Straße zu setzen.

Nun gibt es auf der anderen Seite allerdings auch Gegenmittel. Das deutsche Konsulatswesen ist zum Teil infolge zahlreicher berechtigter früherer Klagen seitens der deutschen Handelskreise über allzu schematische und bureaukratische Auffassung in der Geschäftsführung doch ganz außerordentlich weitgehend modernisiert und hat sich vielfach formell wie inhaltlich den veränderten Verhältnissen und Verkehrsbedürfnissen anzupassen gewußt. Freilich darf es hier keinen Stillstand geben, und mancherlei ist noch zu vervollkommen, wobei uns nicht unbekannt ist, daß gerade an die deutschen Konsulate im Ausland seitens der heimischen Interessenten und der im Ausland lebenden Volksgenossen manchmal Anforderungen völlig unmöglicher Art gestellt werden. In den seit etwa einem Jahrzehnt geschaffenen Stellen der den hauptsächlichsten Konsulaten attachierten Handelsfach-verständigen und landwirtschaftlichen Sachverständigen besäßen wir nunmehr auch für die industrielle Kriegführung unsere nicht uniformierten Militär- und Marineattachés, und es darf gehofft werden, daß gerade diese Sachverständigeninstitution, die sich durchaus bewährt hat, in schnellerem Tempo als bisher ausgebaut wird. In der Hauptsache aber wird eine wirkungsvolle Abwehr der industriellen Spionage immer auf der Selbsthilfe der Gewerbetreibenden, auf ihrer Achtsamkeit und Vorsicht beruhen müssen, und auch in dieser Beziehung geht es vorwärts. Es wird oft nicht zu vermeiden sein, ausländischen Kunden, mit denen man in lebhafter Geschäftsverbindung steht, bei einem Besuch Teile des Betriebes zu zeigen, und man wird sich dabei erinnern, daß auch deutsche Industrielle und Studien-

Kommissionen vielfach, wenn auch nicht immer, im Ausland gleichfalls gastfreundlich und entgegenkommend aufgenommen sind. Aber ein vorsichtiger Fabrikant wird immer nur Ungefährliches zeigen und wird das, was er billigerweise als Betriebsgeheimnis bewahren muß, auch dem neugierigsten und scharfsichtigsten Besucher gegenüber zu verbergen wissen.

Weiterhin ist die Aufnahme von Ausländern in unseren industriellen, kaufmännischen und technischen Anstalten und Hochschulen gewiß ein mit ganz besonderer Vorsicht zu behandelndes Kapitel. Aber auch hier darf man das Kind nicht mit dem Bad ausschütten. Auch die Fachanstalten und Hochschulen des Auslandes haben teilweise heutzutage einen dem unsrigen ebenbürtigen Stand erreicht, und ebenso häufig wie Ausländer auf unsern Lehranstalten Kenntnisse erwerben, die sie später gegen unsere Industrie ausnützen, lernen sie hier auch unsere nationale Eigenart so sehr schätzen, daß sie, in ihre Heimat zurückgekehrt, wahre und dauernde Freunde

unseres Vaterlandes bleiben, an denen wir im Ausland wahrlich keinen Überfluß haben.

Zulezt, aber wahrlich nicht an letzter Stelle wird und muß die wahre Stärke jedes im internationalen Wettkampf stehenden Betriebes auf Geheimnissen solcher Art beruhen, daß sie uns auch von dem finstigsten und strupellosesten Industriespion nicht entrisen werden können. Und auch daran ist glücklicherweise noch kein Mangel. Der Durchschnittsstand unseres Bildungswesens: Pflichttreue, Tatkraft und Intelligenz, Fleiß, Gründlichkeit, kurzum alle jene Eigenschaften, die wir gern und mit Stolz als deutsche Art bezeichnen, sind Imponderabilien, durch keine Spioniertätigkeit erkennbar und nachzuahmen von solchen, deren innerstem Wesen sie fremd sind. Des dürfen wir uns auch im wirtschaftlichen Kampf wohl bewußt sein, ohne uns darum in allzu trügerische Sicherheit einwiegen zu lassen. Der Industriespionage gegenüber, der erkennbaren wie der versteckten, gilt das Wort: „Augen auf, und Tür zu!“

Französische Küche.

Kulinarische Plauderei von J. Lorm.

Es gibt eine kleine Stadt im französischen Departement Aude zwischen Carcassonne und Perpignan, die sich Quillan nennt und vom Touristenverkehr so gut wie unberührt blieb, trotzdem ihre Umgebung an Naturschönheiten nicht ärmer als so manches andere, allerdings leichter erreichbare Reiseziel. Das Interessanteste an diesem Städtchen jedoch ist nicht seine schöne Lage inmitten eines Kranzes bewaldeter Berge und nicht die Ruinen seines alten Schlosses, sondern die Tatsache, daß die Mehrzahl seiner Einwohner mit so hervorragenden kulinarischen Talenten begabt ist, daß sich aus ihnen die bedeutendsten Küchenchefs Frankreichs rekrutieren. Quillan ist das Land der guten Küche, und wenn ein Reisender, den ein Zufall auf einen Tag hierher verschlagen, staunend die zahllosen Verlockungen der Tafel kennen lernt, die ihm freudig geboten werden, ist es um ihn geschehn. Wenn nicht zwingende Gründe seine Abreise notwendig machen, wird er sich nur schwer von den gastronomischen Spezialitäten trennen können, die er da genoß: dem Poulet sauté quillannaise, einem in tönernem Geschirr mit kleinen Karotten, kleinen Zwiebeln, Pommes frites und Zuckerkücheln gebratenen Hühnchen, oder den getrüffelten Gansleberpasteten, wie sie nicht besser in Toulouse fabriziert werden, das als Pastetenstadt Frankreichs auf seinen alljährlichen Ausstellungen Gänselebern bis zu dem phantastischen Gewicht von dreißig Pfund präsentiert. Was die Quillaner zu leisten vermögen, wissen nicht nur die Franzosen zu schätzen. Einer der Söhne der Stadt, den man in Frankreich den König der Küche nennt und zurzeit der berühmteste Koch der Welt, Mr. Escoffier, ist, nachdem er jahrelang der Koch eines Königs gewesen, gegenwärtig als Küchenchef in einem Londoner Hotel tätig, wo seine Bezüge das Sechsfache eines Ministergehaltes betragen. Seine Kenntnisse waren es, die im vergangenen Sommer den Besitzer einer der gigantischen amerikanischen Hotels veranlaßten, nach Quillan zu reisen, um sich zu überzeugen, ob tatsächlich dort das Land der guten Küche und demgemäß auch das Land der guten

Küche sei. Was er zu sehn und vor allem zu schmecken bekam, war so überzeugend, daß er dem Hotelier, der selber der beste seiner Küche ist, den echt amerikanischen Vorschlag machte, ihn selbst sowie sein gesamtes vortrefflich geschultes Personal zu engagieren und nach Amerika zu verpflanzen.

Was in Quillan gelehrt wird, ist vor allem die außerordentliche Sorgfalt in der Zubereitung der Speisen, die man eigentlich die große Beachtung der Details nennen könnte, das, was das Charakteristikum der französischen Küche ausmacht und die aus Details bestehende Gesamtwirkung erzielt. Sie ist es aber auch gleichzeitig, die einem deutschen Gaumen auf die Dauer weder munden kann noch seinem an einfachere und ungekünstelte Gerichte gewöhnten Organismus zuträglich ist. Die Verwendung der verschiedensten Zutaten oder die Verbindung heterogener Produkte zur Schaffung von Speisen, die ein bekanntes Gericht bis zur Unkenntlichkeit verändern, gilt dem Franzosen als Gipfel der Kochkunst. Diese Kochart, die, nur von hervorragenden Kräften ausgeübt, schmackhaft und reizvoll ist, wird ungenießbar, sobald man sich aus dem Bereich allererster Hotels entfernt. Dies ist der Grund, weshalb man — im allgemeinen — in keinem Land für unsere Begriffe schlechter ist als in Frankreich, wo in den Restaurants das Hauptgewicht auf Nebensächlichkeiten gelegt wird; auf Horsd'oeuvres, die aus Oliven, Salami, gefüllten Tomaten, harten Eiern mit Majonnaisensauce, allerlei Fleisch und Fisch in Öl bestehen, und auf Speisen, die in weißen, roten oder braunen Saucen untergehen, und in denen Zwiebeln und tausenderlei Gewürz die dominierende Rolle spielen. Rechnet man noch dazu, daß in vielen Fällen die dort verwendete Butter von recht schlechter Qualität ist, in den allermeisten Fällen überhaupt nur Öl zur Verwendung kommt, so kann man begreifen, mit welcher Sehnsucht nach kurzer Zeit schon des Verweilens im gallischen Lande „deutscher Sinn und deutsche Treue“ dessen gedenkt, was wir „Hausmannstrost“ nennen.

Die Franzosen besitzen Phantasie, und deshalb sind sie unerschöpflich nicht nur in der Schaffung neuer Speisen, sondern auch in deren Benennung, bei der sich nicht selten etwas Witz und ironischer Geist offenbart. Oder soll es nicht *Malice* gewesen sein, die einem einfachen Grießpudding den Namen „Pudding à la diplomate“ verlieh? Vielleicht, weil eine rosenrote süße Sauce die einfache Speise umgab, die zwischen ein paar nichtsagenden kleinen Rosinen nur zwei bis drei etwas umfangreichere aufwies, die ihren ganzen Inhalt ausmachten. Herzlich wenig für die große Form, in der sie sich verbargen, und die durch ihren Wohlgeschmack darüber hinwegtäuschte, daß sie so gut wie nichts enthielt. — Auch wenn es sich darum handelt, Speisen anderer Länder mit einer französischen Etikette zu versehen, sind sie von einer verblüffenden Unbefangenheit. So z. B. ist das sehr beliebte Casselot Toulousain nichts anderes als in einem Pfännchen servierte, sehr gepfefferte weiße Erbsen mit Speck. Das serbische Reisfleisch erscheint als Pilaf à la Turquie, indem das Fleisch durch Geflügellebern ersetzt wird, die von einem Kranz stark mit Paprika und mit etwas Tomaten durchsetzten Reis umgeben sind. Tomaten bleiben nun einmal ein außerordentlich viel verwendetes Ingrediens der französischen Küche, wie sie es auch der italienischen sind, nur daß sie — entgegen der vorteilhafteren, in Deutschland üblichen Verwendung — derart mit anderen Zutaten versehen werden, daß man schließlich nicht mehr von einem Tomatengeschmack, sondern nur von einer Tomatenfarbe sprechen kann. Ein Beispiel unter Tausenden für dieses Potpourri sind die Aubergines au gratin, die aus den der Länge nach durchgeschnittenen Früchten bestehen, deren Inhalt man aus der Schale löste und ihn mit Tomaten verrührte. Dann wieder in die Schalen gestrichen und mit einer dünnen Lage passierter, kalter Kartoffeln überdeckt, die mit etwas Milch und geriebenem Käse zu einem feinen Brei verrührt worden waren, läßt man das Ganze anbraten, bis sich die oberste Schicht mit einer leichten Kruste überzieht. Man serviert sie in einer aus Fleischsaft und Senf bestehenden Sauce, die zu dem Vielerlei noch eine Schärfe hinzufügt, die, reizvoll zu finden, nicht allen Zungen beschieden sein dürfte. Aber diese — Verkleidung sämtlicher Speisen, die so weit geht, daß es in der französischen Küche fast außer Eiern in der Schale kein Gericht mehr gibt, das so verbleibt, wie es Gott geschaffen hat, macht nicht einmal mehr eine Ausnahme zugunsten des Wildes, das eigentlich bis zu einem gewissen Grad von allen Arrangements freiblieb. Als Illustration dieser Tatsache sei eine Kaninchenzubereitung genannt, die zu Lebzeiten König Leopolds von Belgien sehr oft auf der königlichen Tafel erschien und als „Lapins à la Leopold“ den Weg auch nach Frankreich nahm. Diese Lapins wurden, wie ich aus dem Munde des damaligen Küchenchefs erfuhr, auf folgende Weise zubereitet: Man zerrieb vier bis fünf große gekochte Kartoffeln, tat einen Eßlöffel Butter, je einen Teelöffel Salz und Zitronensaft sowie die feingewiegten Lebern mehrerer Kaninchen dazu und verrührte die Masse so lange, bis sie cremeartig wurde. Nachdem man mit dieser Mischung das Innere der Kaninchen gefüllt und sie dann zugenäht, legte man ihnen eine große und dicke Scheibe Schinken auf den Rücken, den man mit Pfeffer bestreute, worauf man die Kaninchen endlich in die Pfanne legte, in der man sie noch mit einem Glas voll

Bouillon nebst einem halben Teelöffel Salz überschüttete und überstreute. Nach einer Stunde Aufenthalt im Bratofen, während der sie alle zehn Minuten mit ihrem eigenen Saft übergossen wurden, konnten sie aufgetragen werden, sofern man inzwischen nicht verabräumt hatte, Petersilie in Butter auszubaden, die, in zwei Büscheln geordnet, die Schüssel zieren soll. Man übergießt die Kaninchen mit ihrer Sauce, in der man während der letzten Viertelstunde, die sie im Bratofen verbrachten, noch einige Korinthen kochen ließ. — Wie dieses Gericht durch seinen hohen Protektor ein belgisches genannt werden kann, so besitzt eine jede Region der französischen Provinzen die ihr eigenen gastronomischen Spezialitäten, die man in gleicher Vollendung eben nirgends zubereitet erhält: In der Normandie die Forellen aus dem Fluße d'Arques sowie die Makrelen und Seezungen von Dieppe, die jungen Enten von Rouen und die Gänse von Mençon. In der Bretagne genießen die Austern von Cancale einen nicht minder großen Ruf als die Sardinen von Nantes, die Schinken und Würste von Morlaix und die Fischsuppe von Brest. In Tours gibt es die schmackhaftesten Rillettes (Haschee von durchwachsenem Speck mit Pfeffer, Salz, Lorbeer und Wasser), in Périgueux die besten Rebhuhnpasteten, in Bar die vortrefflichsten Konfitüren, in Montelimar die duftigsten Mandelkuchen, in Burgund das schönste Mus und so weiter in endloser Folge durch die 86 Departements Frankreichs, von denen ein jedes mindestens ein Duzend kulinarischer Spezialitäten aufzuweisen hat.

Sie stammen fast alle noch aus einer Zeit, da man den Freuden der Tafel mehr gewachsen war als jezt, wo die verschiedensten Mineralwässer, die an Stelle der alten Weine getreten sind, Kunde davon geben, daß wir immer mehr der Ansicht zuneigen, daß die geistige Leistungsfähigkeit nur auf Kosten der Entsagung gastronomischer Genüsse zu erkaufen sei. Und doch besaß man in Frankreich früher auch Geist — viel Geist sogar — ohne daß es einen verhinderte, einen ganz außerordentlichen Appetit zu entwickeln. Die größten französischen Schriftsteller, wie Rabelais, Boileau, Voltaire, Victor Hugo, Renan, Balzac, Gautier, Dumas, waren nicht nur mit ganz hervorragendem Appetit begabte Männer, sondern auch als echte Franzosen Erfinder so mancher Speisen, die sie selbst zuzubereiten liebten, wie der berühmte Komponist Rossini seinen Trüffelsalat. Victor Hugo erfand ein wunderbares Ragout aus Eiern, Fleisch, Gemüse und Saucen, und Balzacs Kaffee, aus drei verschiedenen Sorten gebraut, erfreute sich allgemeiner Bewunderung. Daß Alexander Dumas' Kochkenntnisse und -erfolge nicht hinter seinen literarischen zurückblieben, ist bekannt, ebenso wie seine Empfindlichkeit, wenn eine seiner kulinarischen Leistungen nicht die von ihm erwartete Anerkennung fand. Zu einer Zeit, da er als „stillen Kompagnon“ einen wenig bedeutenden Schriftsteller namens Maquet beschäftigte, der, wie man behauptete, die vom Meister skizzierten Arbeiten ausführte, während Dumas sie mit seinem Namen allein unterzeichnete, zu dieser Zeit also setzte der Dichter einem seiner Freunde bei einem Frühstück eine selbstverfertigte *Maquonnais* vor, die nichts weniger als gelungen war.

„Wie findest du sie?“ fragte er, von außerordentlichem Stolz auf sein Werk erfüllt.

„Unter uns gesagt, alter Freund,“ erwiderte ihm der andere, „ich glaube, sie ist von Maquet“....

Mode und Verbrechen.

Von M. Oskar Klaußmann.

Sie stehen in inniger Beziehung, ja in vollständigem Zusammenhang, diese beiden uraltesten Erscheinungen des Lebens: die Mode und das Verbrechen. Sie haben nicht nur das Gemeinschaftliche des hohen Alters, sondern auch die Eigentümlichkeit, daß gewisse feststehende Erscheinungen immer wiederkehren. Der kriminalistische Fachmann findet in der Geschichte des Verbrechens genau die gleichen Erscheinungen, wie sie heute noch die verbrecherische Tätigkeit zeitigt. Er ist imstande, das gesamte verbrecherische Gebaren in verhältnismäßig wenige Kategorien einzuteilen und immer nachzuweisen: diese verbrecherische Erscheinung, die so modern aussieht, ist uralte und nur den Zeitverhältnissen gemäß zugestuft und umgemodelt. Ganz so geht es mit der Mode. Sie produziert eigentlich gar nichts Neues, sondern im Laufe der Jahrhunderte bringt sie immer wieder das gleiche, nur der Geschmacksrichtung, den Zeitverhältnissen folgend, den geschichtlichen Ereignissen neu angepaßt. Es haben deshalb Mode und Verbrechen immer in Beziehung gestanden und sich gegenseitig beeinflusst. Die Mode hat den Anreiz dazu gegeben, Verbrechen auszuüben, sowohl den Verbrechern Anreiz gegen die harmlosen Menschen, die der Mode huldigten, wie umgekehrt die Leute, die eine bestimmte Mode mitmachten, durch sie angeregt wurden, Verbrechen zu begehen.

Wenn wir in den Memoirenwerken aus der Zeit Ludwigs XIV. bis zum ersten französischen Kaiserreich blättern, hören wir unablässige Klagen über die Falschspieler, die am französischen Hof eine so große Rolle spielten. Das „corriger la fortune“, wie man beschönigend das Falschspiel nannte, hatte die weitesten und höchsten Kreise ergriffen. Prinzen und Fürstlichkeiten ebenso wie die Abenteurer, die sich in die gute Gesellschaft drängten, betrogen mehr oder minder geschickt, insbesondere beim Kartenspiel. Wer mit der Technik des Falschspiels vertraut ist, weiß, daß die damalige Herrenmode die unehrlichen Manipulationen beim Kartenspiel außerordentlich begünstigte. Sehen wir uns einen französischen Kavaller aus jener Zeit an, und betrachten wir namentlich seine Oberkleidung. Der Rock mit den weiten Ärmeln und den ungewöhnlich großen Ärmelausschlägen, die lang heruntergehende Weste mit den gewaltigen Seitentaschen, das gefältelte Jabot, der Busenstreifen am Hemd, die Spitzenmanschetten, die unter dem weiten Ärmelausschlag herauskamen, sie forderten geradezu den „Grec“, den Falschspieler, dazu auf, unlautere Manipulationen zu machen. Reserve- oder gezeichnete Karten ließen sich sehr leicht im Ärmelausschlag, unter dem Aufschlag in den Taschen der Weste und in den sogenannten „Rippenstücken“ unterbringen. Es sind das falsche, wagherichte Taschen, die auf den Seitenteilen der Weste angenäht sind, und in denen der Grec ganze Spiele gezeichneter Karten hatte. Der Rock, vorn offen, gestattete der Hand, ganz unauffällig bis an das Seitenteil der Weste zu fahren und die Karten herauszuziehen. Die Spitzenmanschetten und die weiten Ärmelausschläge verdeckten die Hand fast ganz und gar, und gerade dieser Teil der Kleidung erleichterte sogar das Vorstecklagen beim Kartenspielen ungemein; denn die Karten waren durch die kolossalen Ärmelausschläge und die Spitzenmanschetten den Augen der Mitspieler fast vollständig entzogen. — Auch die

Mode, kostbare Dosen zu tragen, wurde zum Hilfsmittel für die Falschspieler. Eine solche Dose mit glatt poliertem Deckel stellte der Grec vor sich hin, und wenn er Karten gab, spiegelte sich die Unterseite der Karten einen Augenblick lang in dem polierten Deckel der Schnupftabakdose.

Alle diese Hilfsmittel hat der heutige Falschspieler nicht mehr. Unsere moderne Gesellschaftskleidung verbietet ganz von selbst den größten Teil dieser Tricks, und der Falschspieler von heute muß zu ganz andern Mitteln des Betruges greifen, die wir hier nicht erörtern wollen.

Genau wie zur Zeit Napoleons III. wurde in Paris schon unter Ludwig XIV. darüber geklagt, daß auf den Hofbällen zahllose Diebstähle, ja mehr oder minder kaschierte Raubfälle vorkamen, weil es den Verbrechern und Abenteurern möglich war, sich in die Hofgesellschaft einzudrängen. Das wurde dadurch erleichtert, daß damals die Maskenbälle sehr in Mode waren. Zu einer Zeit, in der die Intrige im privaten und öffentlichen Leben eine so große Bedeutung gewann, wo besonders die Frauen, aber nicht viel weniger auch die Männer ihr ganzes Lebensinteresse in der Intrige fanden, waren diese Maskenbälle, die heute nur selten stattfinden, so en vogue, daß sie im Sommer und Winter abgehalten wurden. Wer keinen besonderen Maskenanzug trug, begnügte sich mit dem Domino und der seidenen Halbmaske, die vollständig unkenntlich machten und jeder unbefugten Person gestatteten, Hofbälle zu besuchen. Wurde doch bei einem solchen Maskenball der Schwedenkönig Gustav III. ermordet, und die geheime Geschichte der europäischen Höfe beruht auf mannigfachen Vergiftungen, die auf diesen Maskenbällen an hervorragenden Personen aus politischen Gründen oder aus Rache verübt wurden, weil es leicht war, diesen Persönlichkeiten durch maskierte Leute, die angeblich Diener waren, die vergifteten Speisen oder Getränke servieren zu lassen.

Die Berichte über die Pompadourräuber gehören heute zu den stehenden Rubriken in den Tageszeitungen. Aber schon vor länger als sechzig Jahren war dieses Genre der Verbrecher vorhanden. Damals hießen sie „Ridiculerauber“. Auch damals trugen die Frauen Handtaschen, die „Ridicules“ genannt wurden. (Das Wort kommt nicht von dem französischen „ridicule“, „lächerlich“, sondern ist korrumpiert aus dem lateinischen „Reticulum“, kleines Netz, woraus das französische Wort „reticule“ entstand).

Unsere Damen huldigen heute immer noch der Mode, die Taschenuhr in einer Weise zu tragen, die zum Verbrechen direkt herausfordert. Mit einer Schleifenbroche wird die Uhr nach Art eines Ordens auf der linken Brustseite getragen. Selbst wenn sie mit einem feinen goldenen Kettchen um den Hals befestigt ist, ruft doch diese Uhr eigentlich jedem gaunerisch veranlagten Subjekt zu: „Nimm mich mit!“, und eine Dame, die ihre wertvolle goldene Uhr in solch ostentativer Weise trägt, darf sich nicht wundern, wenn sie die Uhr vermisst, sobald sie nur in das kleinste Gedränge geraten ist, selbst wenn dieses Gedränge künstlich von dem Taschendieb und seinen beiden „Wandmachern“, das heißt den Gehilfen, die ihn decken, provoziert worden ist.

Den gleichen Anreiz zum Verbrechen bildeten aber vor fünfzig Jahren und schon viel früher, wahrscheinlich schon vor hundertfünfzig Jahren, die kostbaren, außerordentlich langen Ohrgehänge, die die Damen damals trugen. An den Ohrringen, die im Ohrläppchen festsaßen, trugen die Damen die oft bis auf die Schultern reichenden Gehänge. Sie bestanden meist aus kostbaren Steinen, aus Diamanten, die in Gold gefaßt waren. Die Gehänge waren so schwer, daß durch sie das Ohrläppchen tief heruntergezogen wurde. Dadurch wurde es unempfindlich, und ein gewandter Taschendieb konnte, wenn die Aufmerksamkeit der Dame künstlich oder durch irgendwelche Zufälle abgelenkt wurde, leicht eines dieser Ohrgehänge aushaken. Eventuell wurde der haltende Ring mit einer kleinen scharfen Reißzange, die sich leicht zwischen den Fingern verbergen ließ, durchschnitten. Es kamen aber auch Raubanfänge vor. Wenn eine Dame sich in eine unlichere Straße wagte oder in einer Straße nach Einbruch der Dunkelheit einem Gauner begegnete, so nahm dieser keinen Anstand, zumal die Straßenbeleuchtung sehr schlecht war, im Vorübergehen das Ohrgehänge der Dame zu erfassen, es mit Gewalt abzureißen, so daß das Ohrläppchen zerfetzt wurde, und dann die Flucht zu ergreifen. Selbst die Badenhüte schützten nicht dagegen, denn die eitle Trägerin wußte es so einzurichten, daß Ohrläppchen und Ohrgehänge aus den Seitenteilen des Badenhutes herausragten.

Aus der Zeit des Zweiten Kaiserreiches gibt es eine kriminalistische Anekdote, die sich auf dieses Ohrgehänge bezieht, und die wir möglichst kurz im folgenden wiedergeben wollen. Auf einem der Hofbälle in den Tuilerien war einer Fürstin ein Ohrgehänge abhanden gekommen, das durch die Größe und Reinheit seiner Diamanten einen immensen Wert hatte. Die Dame, die Gemahlin eines fremden Botschafters, beschwerte sich bei Napoleon III. persönlich. Dieser rief den Chef der Pariser Sicherheitspolizei herbei und verlangte von ihm, daß von der Behörde alles aufgeboten würde, um das verlorene kostbare Ohrgehänge wieder zu beschaffen. Der Chef der Sicherheitspolizei erbat sich von der bestohlenen Dame das zweite Ohrgehänge, um es am nächsten Tag abbilden und die Kopien der Bilder an alle Pfandleihanstalten und Juweliere gelangen zu lassen. Am nächsten Tag in den frühen Morgenstunden erhielt der Chef der Sicherheitspolizei den Besuch eines distinguierten Herrn vom Hof. Es war ein Better der bestohlenen Dame, der dem Chef die Mitteilung machte, die Polizei möge sich nicht weiter bemühen, das angeblich gestohlene Ohrgehänge habe sich wiedergefunden. Es sei beim Tanz in den weiten Halsauschnitt der Trägerin gerutscht, und als sich die Dame nachts entkleidet habe, habe sie das Ohrgehänge gefunden. Zur Legitimation zeigte der vornehme Besuch auch das Ohrgehänge und erbat sich das Pendant, das in den Händen des Chefs der Sicherheitspolizei war, wieder zurück. Anstandslos wurde ihm das Ohrgehänge ausgehändigt. Unter Dankesworten entfernte sich dann der Gauner, denn der angebliche Hofmann war kein anderer als der Dieb, der das erste Ohrgehänge gestohlen hatte und sich auf diese originelle Weise auch das Pendant dazu von dem Chef der Sicherheitspolizei holte. Nach mehreren Tagen erhielt der Polizeichef eine energische Aufforderung vom Hof, den Diebstahl des Ohrgehänges aufzuklären, und jetzt erst erfuhr er, in welcher unverschämter Weise man ihn duper hatte.

Eine Zeitlang war es üblich, daß die Damen auf der Straße Armbänder oder, wie man damals sagte, „Brasseletts“ trugen. Es waren das goldene und silberne Schmuckstücke, häufig mit Brillanten und Halbedelsteinen besetzt, und sie wurden sehr weit getragen, so daß sie bis auf den Handrücken herunterfielen, wenn die Trägerin die Hand herabhängen ließ. Man fand diesen Schmuck außerordentlich schön. Die Taschendiebe aber fühlten sich zu hervorragenden Leistungen durch diese Mode der Brasseletts angespornt. Sie verursachten ein künstliches Gedränge, ja es hielten auch wohl bei Bällen oder auf der Straße zwei Gehilfen des Diebes die Dame an dem Arm fest, und der Dieb streifte dann mit Leichtigkeit die weiten Armbänder ab und entfloß damit; ehe die Dame zur Besinnung kam und um Hilfe rufen konnte, waren die Gauner verschwunden.

Die seidene Mantille, die die Damen in den fünfziger und sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trugen, der Radmantel, der heute üblich ist, begünstigten den Ladendiebstahl, und auch die männlichen Ladendiebe machten sich dieses Kleidungsstück zunutze. Heute heißt es „Lodencape“ oder im Volksjargon „Dallspelle“; vor 60 Jahren hieß dieses Kleidungsstück, unter dem sich so leicht die Hände und gestohlenes Gut verbergen lassen: „Spanier“ oder „Pelerine“, ja eine Zeitlang nach dem französischen Marschall sogar „Pellissier“. — Der Reifrock der Rokokozeit, die Krinoline des Zweiten Kaiserreiches, erleichterte Diebstähle. Durch die künstlichen Gestelle, die unter der Kleidung getragen wurden, stand letztere so weit vom Körper ab, daß der Taschendieb in der Tasche des Kleides nach Belieben manipulieren konnte, ohne daß die Trägerin etwas merkte.

Heute huldigt die Mode dem Gegensatz dieser weit gebauschten Kleider, dem engen Poiretrock, der der Trägerin kaum zu gehen gestattet. Eine Kategorie von achtbaren Menschen wenigstens hat eine Freude an diesem Poiretrock: nämlich die Zollbeamten an den Grenzen. Dieser enge Rock verhindert nämlich das Schmuggeln der Damen, die sonst unter ihren Kleidern Spitzen, Seidenstoffe, Juwelen usw. meist mit Erfolg schmuggelten. Der Reifrock, die Krinoline, begünstigte diese Art Schmuggel in unerhörter Weise. Ja, die Krinoline wurde sogar Veranlassung, daß auf den Grenztationen weibliche Beamte angestellt wurden, um die verdächtigen weiblichen Passagiere einer Leibesvisitation zu unterwerfen. An dem inneren Gestell der Krinoline, das aus Stahlreifen zusammengeleht war, befestigten die Schmugglerinnen mit besonderen Bindfaden viele Duzende von Paketchen kostbaren Inhalts, um sie so über die Grenze zu bringen.

Noch vor kurzem huldigten unsere Damen der Mode, Kleider- und Manteltaschen so zu tragen, daß man schon auf einige Entfernung sehen konnte, welchen Inhalt die Tasche hatte, und daß wiederum Tasche und Inhalt dem Gauner zuriefen: „Greif zu, nimm mich mit!“ Aber auch die Männer haben solche Moden bevorzugt. In den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts trugen die Männer Garricks und Chenillen. Es waren dies Taillenüberraide, deren Schöße sehr weit von dem Körper abstanden. Das Charakteristische dieser Garricks und Chenillen waren die drei- oder vierfachen Schultertragen, die dicht übereinanderliegend den Oberkörper bedeckten. Diese Ueberaide hatten sehr weite Taschen, und die

Herren trugen damals buntseidene Taschentücher, sogenannte Foulards (die rote und gelbe Farbe war besonders bevorzugt). Eitelkeit und Mode schrieben es vor, einen großen Zipfel dieses buntseidenen Taschentuches aus der Tasche des Ueberrocks heraushängen zu lassen. Es war das natürlich eine Verlockung für den Taschendieb, und ein geschickter Spezialist konnte mit Leichtigkeit bis zu zwei Duzend seidene Foulards an einem Tag stehlen, für die er bei den Heklern guten und lohnenden Absatz fand.

Unsere Bilder

Der französische Ministerpräsident Poincaré (Abb. S. 1409) ist während seines Besuches in Rußland von den offiziellen Vertretern des russischen Kaiserreiches in der herzlichsten Weise gefeiert worden. In Kronstadt, in Petersburg, in Moskau gab es feierliche Empfänge und glänzende Festlichkeiten und daneben auch sehr ernste Beratungen Poincarés und der leitenden russischen Staatsmänner.

Die Kronprinzessin Margarete von Schweden (Abb. S. 1413), bekanntlich eine Tochter des Herzogs von Connaught, hat ihrem Gemahl, dem Kronprinzen Gustav Adolf, mit dem sie seit dem 15. Juni 1905 vermählt ist, vier Kinder geschenkt. Am 28. Februar dieses Jahres kam das jüngste Kind des Kronprinzlichen Paares zur Welt. Der kleine Prinz wurde Bertil Gustav Oskar Karl Eugen getauft.

Königin Mary von England (Abb. S. 1412) hat in Begleitung ihrer Tochter dem großherzoglichen Hof von Neustrelitz einen Besuch abgestattet, um einige Tage im Kreise ihrer künftlichen Verwandten zuzubringen und ihrer greisen Großtante, der Großherzoginwitwe Augusta Karoline, nachträglich zu ihrem neunzigsten Geburtstag zu gratulieren.

Der Thronwechsel in Marokko (Abb. S. 1410) hat sich ohne viel Aufsehen vollzogen. Sultan Mulay Hafid hat seinem Bruder Mulay Jussuf die Aufgabe abgetreten, unter französischer Oberhoheit Marokko zu regieren. Der neue Sultan ist bisher wenig hervorgetreten, und die Franzosen dürften dafür sorgen, daß es weiter so bleibt. Während der neue Beherrscher von Marokko proklamiert wurde, reiste der Exsultan nach Frankreich.

Graf Berchtold (Abb. S. 1410), der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern, hat durch eine bedeutame Kundgebung in die Balkanwirren eingegriffen. Sein Vorschlag, den verschiedenen Nationen des türkischen Reiches in Europa größere kulturelle Freiheit zu gewähren, hat — wenigstens offiziell — die Zustimmung der meisten Staatskanzleien gefunden.

Die Festtage von Antwerpen (Abb. S. 1411) haben dem Volksdichter Hendrik Conscience, dem Schöpfer der neufälischen Literatur, gegolten, dessen hundertster Geburtstag gefeiert wurde. Die belgische Königsfamilie hatte sich in die große Hafenstadt begeben und wohnte den Festlichkeiten bei. Um ihre Sympathie zu bezeugen, hatten mehrere Seemächte, darunter auch das Deutsche Reich, Kriegsschiffe nach dem Antwerpener Hafen entsandt.

Die Loyalität der japanischen Bevölkerung (Abb. S. 1414) hat sich während der Tage vor dem Tode des Kaisers Mutsuhito im schönsten Licht gezeigt. Alle Klassen der Bevölkerung verrichteten öffentliche Gebete für die Genesung des Monarchen.

Der Bund der Deutschen in Böhmen (Abb. S. 1416) hat in Landskrön, dem wichtigsten Ort einer Sprachinsel im Adlergebirge, seine diesjährige Bundesversammlung und zugleich sein Bundesfest gefeiert. Aus allen Teilen Böhmens und der Nachbarländer kamen national gesinnte Gäste herbei, um das Fest mitzufeiern.

Die Deutsch-Amerikanischen Lehrer (Abb. S. 1416), die ihren 40. Bundestag im Berliner Lehrervereinshaus abgehalten haben, legten Wert darauf, sich den Berlinern auch

als ausübende Musikfreunde zu zeigen. An dem Festkonzert das im Saal der Philharmonie veranstaltet wurde, nahm das Philharmonische Orchester unter der Leitung des Kapellmeisters Franz van der Studen teil, ferner auch die Viedersängerin Marie Matfeld. Diese Deutsch-Amerikanerin hatte einige Tage früher die Ehre gehabt, während des Empfanges des Lehrerbundes auf Schloß Wilhelmshöhe vor der Kaiserin ein Begrüßungsgeicht vorzutragen.

Der Flieger Audemars (Abb. S. 1412), ein geborener Schweizer, hat einen kühnen Aeroplanflug vollbracht. Als erster Aviatiker flog Audemars von Paris nach Berlin. Auf dem Flugplatz von Johannisthal wurde der kühne Blériot-Pilot mit einem Enthusiasmus begrüßt, wie man ihn in Frankreich einem deutschen Flieger kaum zeigen würde.

Das Hohenzollernfest in Kremen (Abb. S. 1414) wurde zum Andenken der Stadt am Krenmer Damm veranstaltet, in der vor genau 500 Jahren der erste Hohenzollernfürst der Mark von den Pommeren und einem Teil des märkischen Adels besiegt wurde.

Die Herzogin von Genua (Abb. S. 1415) ist im Alter von 82 Jahren gestorben. Die hohe Frau, deren Tochter Margherita als Gemahlin Humberts I. den italienischen Thron bestiegen hat und dem jetzigen König Viktor Emanuel das Leben schenkte, war eine geborene sächsische Prinzessin, eine Schwester des vorigen Königs Georg.

Personalien (Abb. S. 1414 u. 1415). Generalmajor z. D. Gustav Becker, der verdienstvolle Präsident des Mitteleuropäischen Motorwagenvereins und einer der bewährtesten Förderer des Automobilismus, vollendet am 24. August seinen 70. Geburtstag. — Der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg vollendet am letzten Augusttag sein 80. Lebensjahr. Der Fürst hat im Laufe seines langen Lebens dem Vaterland als Soldat, Parlamentarier und Staatsmann gedient. Am bekanntesten ist seine Tätigkeit als Statthalter der Reichslande (1894—1907). — Bürgermeister D'Swald, das älteste Mitglied des Hamburger Senats, hat sich nach langjährigem treuem Wirken für seine Vaterstadt im Alter von 80 Jahren in den wohlverdienten Ruhestand zurückgezogen. — Unter den lebenden Künstlern der Schweiz und unter den Künstlern des deutschen Kulturkreises überhaupt nimmt der Berner Hodler eine bedeutame Stellung ein. Seine gleichsam architektonische Malerei wird neuerdings von den besten Kunstverständigen laut gepriesen.

Die Toten der Woche



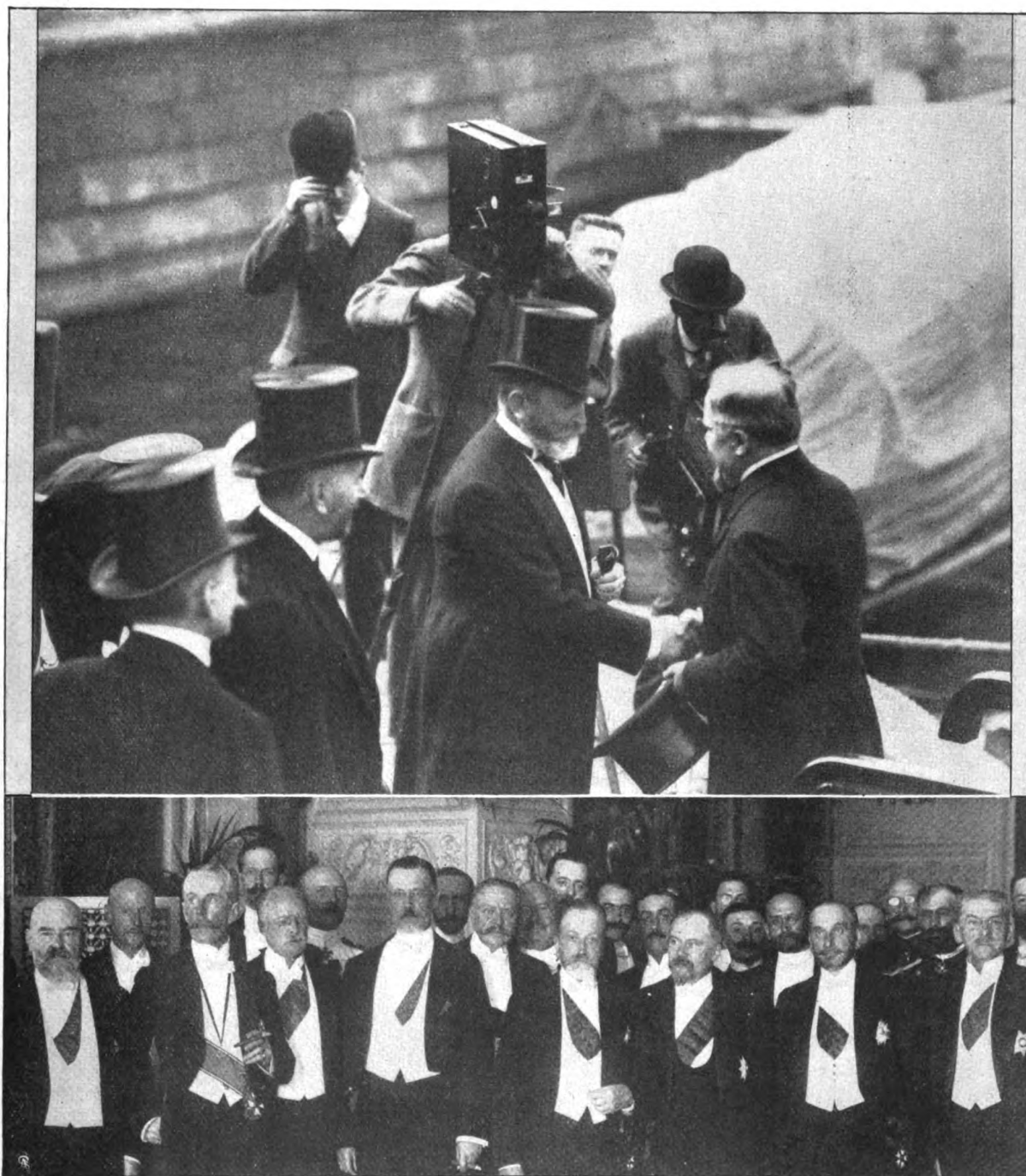
General Booth †

General Booth, der Führer der Heilsarmee, † in London am 20. August im Alter von 83 Jahren (Portr. nebenst.).

Herzogin Elisabeth von Genua, † in Stresa am Lago Maggiore im Alter von 82 Jahren (Portr. S. 1415).

Wirkl. Geh. Rat Karl Eugen Henning, ehem. Vizepräsident der Oberrechnungskammer, † in Berlin am 14. August, 79 Jahr alt.

Prälat Johann Martin Schleyer, der Erfinder der Weltsprache Volapük, † in Konstanz am 16. August im Alter von 81 Jahren.



Phot. G. G. Bulla.

Oben: Poincaré wird von Kowzew bei der Ankunft begrüßt. Unten: Die Vertreter der Entente cordiale.
(Von links): Reichskontrolleur Haritowow, engl. Gesandter Sir George Buchanan, Handelsminister Timofschew, Minister des Innern Ratarow, russischer Botschafter in Paris Iswolsti, Ministerpräsident Kowzew, Ministerpräsident Poincaré, Minister des Aeußern Gjasonow, franzöf. Botschafter Louis.

Der Besuch des französischen Ministerpräsidenten Poincaré in Rußland.



Leopold Graf Berchtold,
österreichisch-ungarischer Minister
des Aeußern
unterbreitete den fremden Regierungen den Vorschlag
über eine internationale Balkanausprache.

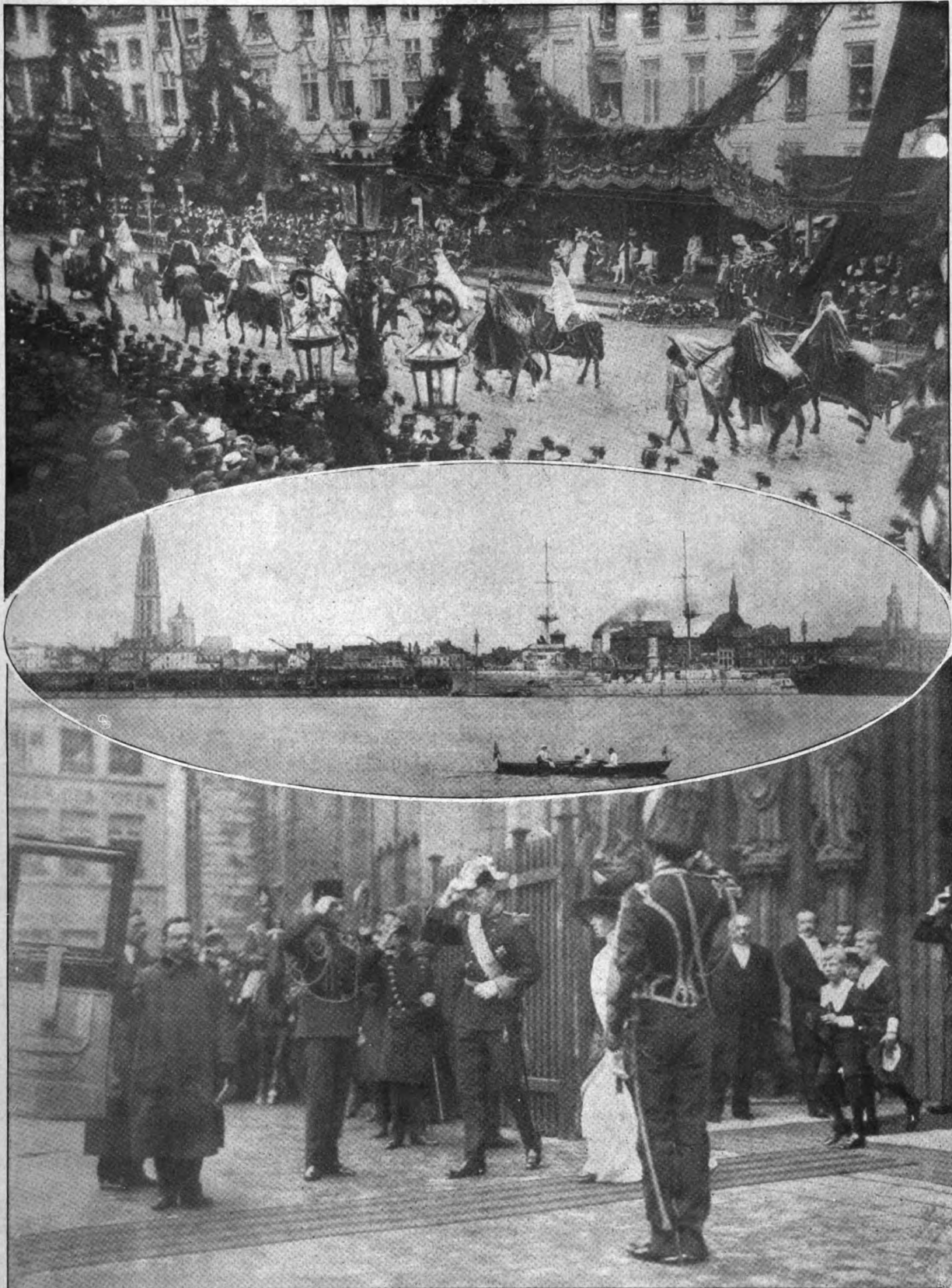


Mulan Jussuf, der neue Sultan von Marokko (×),
im Gespräch mit dem französischen Residenten Lyautey (××).



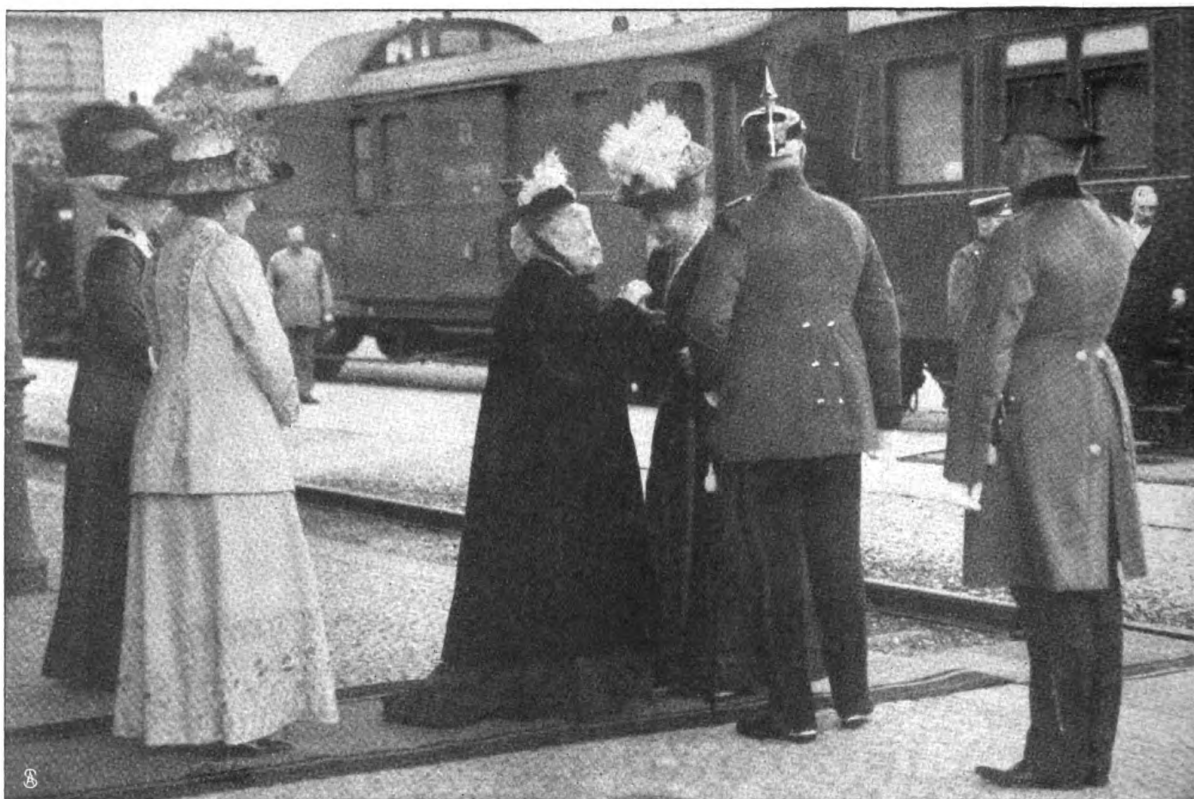
Der Eysultan von Marokko auf dem Wege nach Vichy: Ankunft Mulan Jussufs in Marseille.

Rapid Photo.



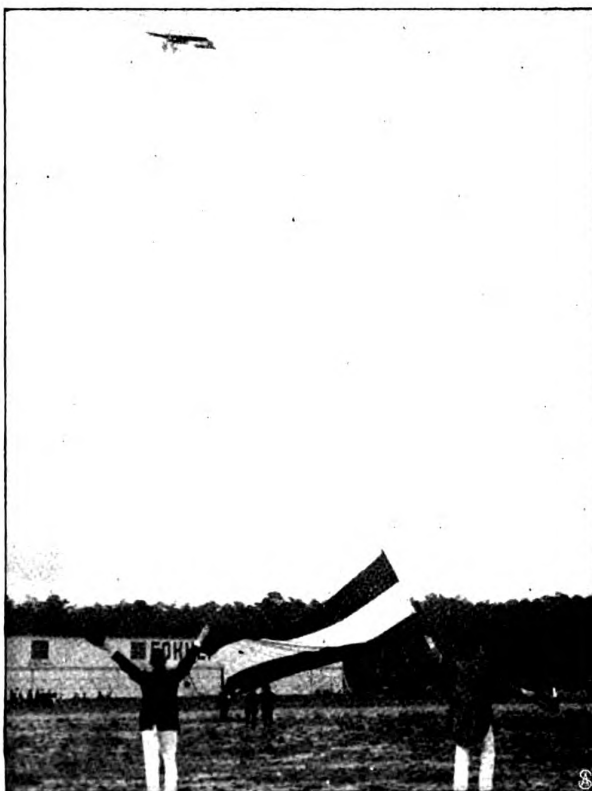
Oben: Der Festzug zum Andenken des Dichters Henry Conscience defiliert vor dem Königspaar. — Photo-Reportage Belge.
Mitte: Der deutsche Panzerkreuzer „Victoria Luise“ im Hafen von Antwerpen. — Photo-Reportage Belge. Unten: Die Majestäten verlassen die Kathedrale. — Photo-Presse Belge.

Vom feierlichen Einzug des belgischen Königspaares in Antwerpen.



Die Großherzoginwitwe Augusta Karoline begrüßt die Königin am Bahnhof.
Zum Besuch der Königin von England in Neustrelitz.

Photo Union Berlin.



Ankunft in Johannisthal.
Fernflug Paris—Berlin des französischen Fliegers Audemars.

Phot. Intern. Zll.-Verlag.



Begrüßung des Fliegers.

Phot. B. J. G.



Margarete Kronprinzessin von Schweden mit ihrem jüngsten Sohn.

Phot. Ewaine.



Die Bahre mit dem bei Kremen gefallenen Feldherrn Johann von Hohenlohe.
Historischer Festzug zur 500 Jahrfeier der Stadt Kremen.



Generalmajor z. D. Beder,
Präsident des Mitteleuropäischen Motorwagen-
Vereins, begeht seinen 70. Geburtstag.



Betende Soldaten vor dem Kaiserpalast.
Zum Tode des Kaisers von Japan.



Junge Japanerin betet für des Kaisers Genesung.



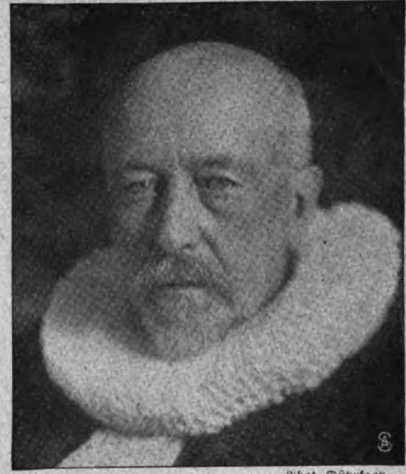
Schulkinder mit dem Lehrer beten für den kranken Kaiser.



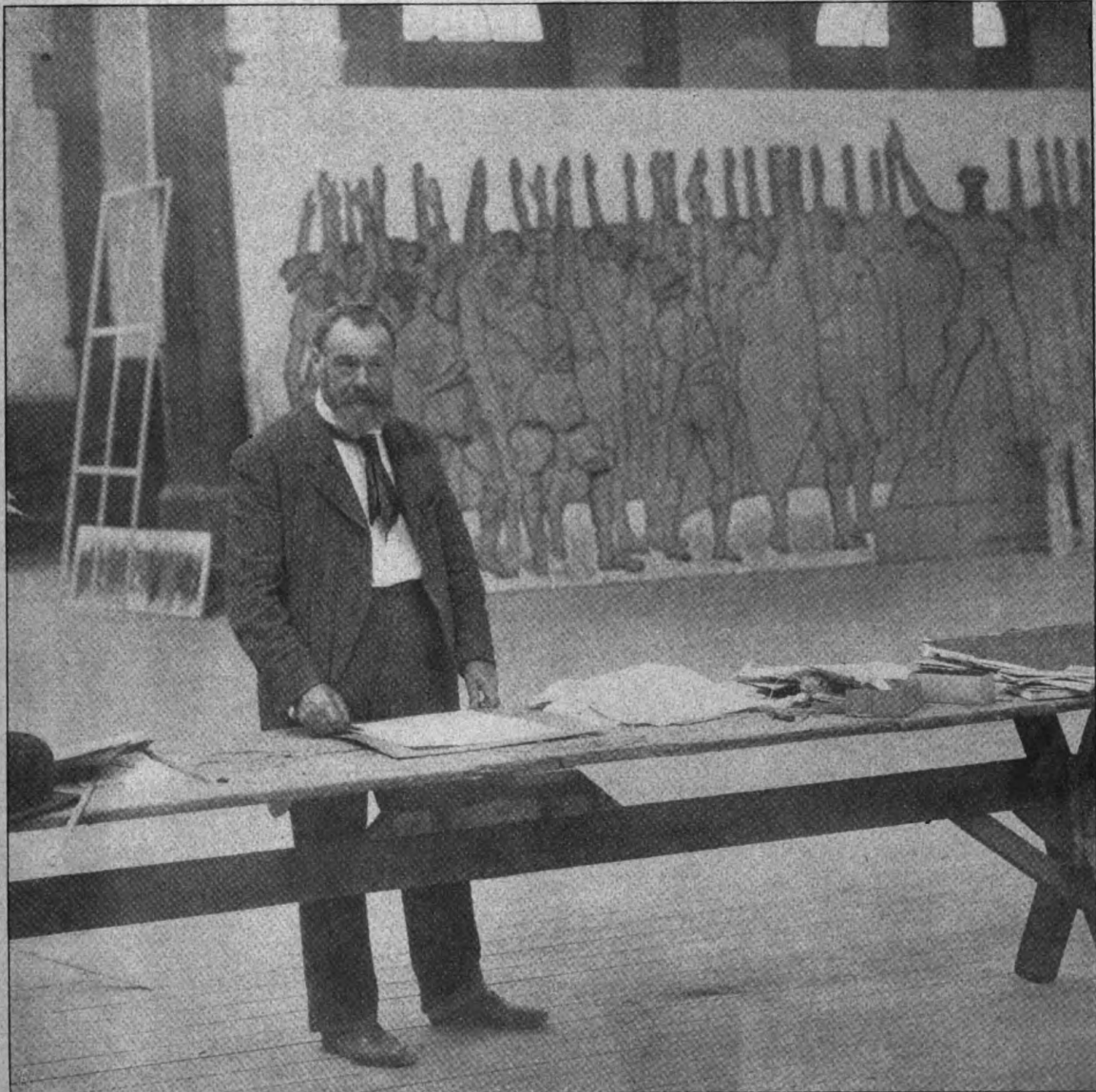
Hermann Fürst zu Hohenlohe-Schillingenburg
wird 80 Jahr.



Herzogin Elisabeth von Genua †
Mutter der Königinwitwe von Italien.



Bürgermeister D'Swald,
Hamburg, trat von seinem Amt zurück.



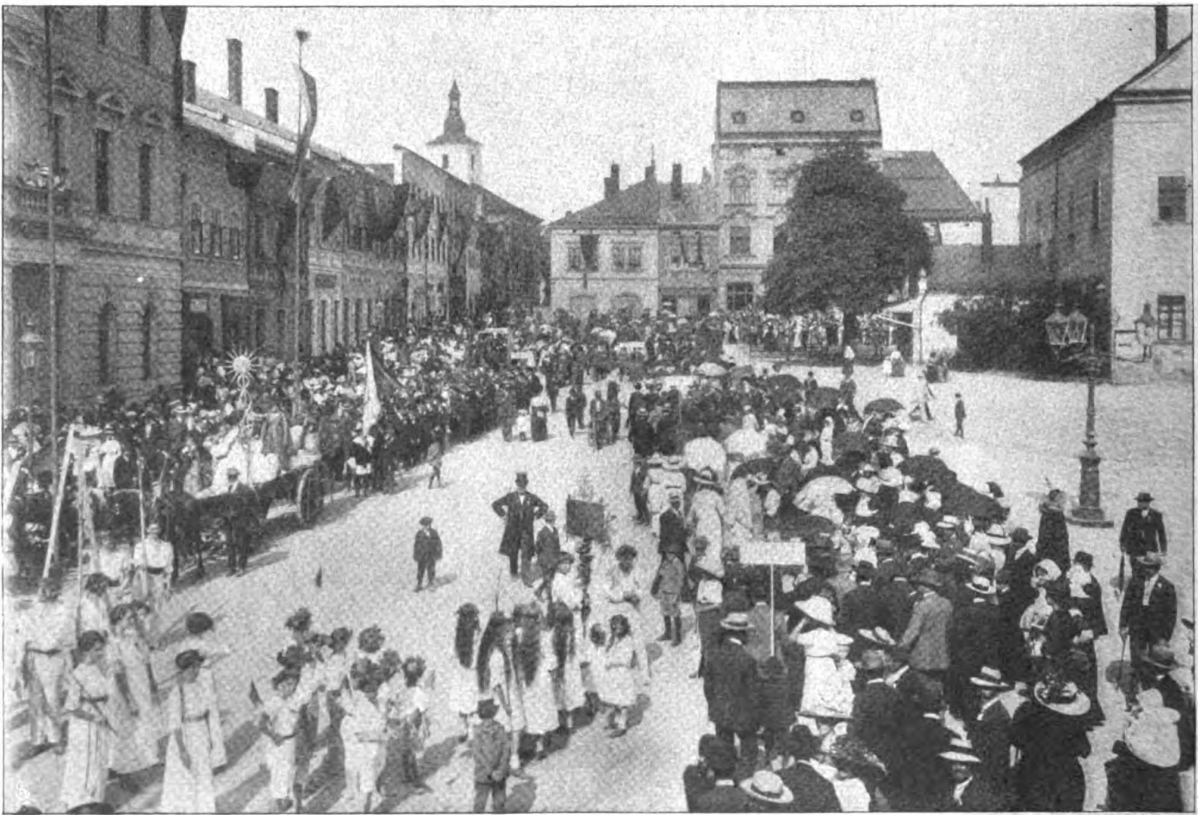
Ein vielgenannter Schweizer Maler: Ferdinand Hodler in seinem Atelier.



Kapellmeister Frank van der Studen
dirigierte das Konzert in der Philharmonie zu Berlin.
Zum Besuch der Deutsch-Amerikanischen Lehrer in Berlin.



Frau Marie Mattfeld
rezitierte das Begrüßungsgebidht vor der Kaiserin in Wilhelmshöhe.
Zum Besuch der Deutsch-Amerikanischen Lehrer in Berlin.



Vom diesjährigen Bundesfest des „Bundes der Deutschen in Böhmen“ in Landskron.
Der Festwagen der Gesundheitsvereine im Festzug.

Familie Dungs.

Roman von

Kurt Aram.

11. Fortsetzung.

Madame Adele lächelte über die Ungeduld der Kufferaths.

„Sie sind wohl nie verliebt gewesen?“ wandte sie sich an Josua.

Dieser schüttelte sich. Nein, Gott sei Dank nicht. Das fehlte ihm gerade noch. Es mußte doch einfach nach allem, was man darüber hörte, fürchterlich sein. Natürlich habe er auch ein Mädel gern gehabt . . .

„Sogar mehr als eine“, warf Jakob hier ein.

Aber doch immer mit Maßen, so daß man Herr seiner selbst blieb.

Madame Adele lächelte und nickte. Bei Jakob und Joseph war es gewiß nicht viel anders gewesen. Sie sah sich ihre drei Bären amüsiert an.

„Solange man noch mehrere lieben kann, darin haben Sie ganz recht, Josua, so lange ist es noch nicht gefährlich.“

„So muß es auch bleiben“, sagte Jakob ganz ernsthaft. „Denken Sie nur, wenn uns hier in unser hübsches Junggesellenleben eine Liebe dazwischen käme? Das geht doch einfach nicht! Da ginge ja alles kaputt! Na, wir passen aber auch nicht schlecht aufeinander, Madame Adele, daß so etwas nicht vorkommt.“

„Das kann ich mir denken, ihr Bären, das sieht euch ähnlich!“

„Wo habe ich denn meinen Kopf!“ rief Joseph plötzlich, lief fort und kam nach wenigen Augenblicken mit einem Brief zurück.

„Er lagert schon ein paar Tage hier, deshalb habe ich nicht daran gedacht.“

„Das hätte ich wahrhaftig auch vergessen!“ rief Josua. „Und es ist doch wahrscheinlich wichtig für Alfred Dungs, es ist offenbar ein Brief von seinem Vater.“

„Zeigen Sie einmal“, sagte Madame Adele hastig.

Man gab ihr den Brief, der in einem gewöhnlichen Kuvert der Firma Anton Dungs junior steckt. Sie kannte ja diese Kuverte zur Genüge.

„Der Alte hat erfahren, was aus seinem Sohn geworden ist, und wird froh darüber sein“, sagte Joseph.

„So? Meinen Sie wirklich?“

Madame Adele war ganz blaß geworden und sah plötzlich ganz verändert aus, und die Kufferaths musterten sie betroffen.

„Den Brief behalten Sie bis morgen, Joseph, und sprechen heute zu meinem Sohn nicht darüber. Morgen ist immer noch Zeit, ihn zu öffnen. Wenn von Geschäften die Rede ist, nicht wahr? Heute wollen wir das lassen. Und wie ich Herrn Anton Dungs junior kenne, wird in dem Brief nur von Geschäften die Rede sein.“

Joseph war so bestürzt über das Aussehen von Madame Adele und die Art, wie sie sprach, daß er den Brief schnell einsteckte.

„Reden wir heute nicht mehr darüber, nicht wahr, mes amis?“

Die Kufferaths nickten und dachten verwundert: wie kann denn nur Madame Adele auf einmal so alt aussehen und gar nicht wie sonst?!

* * *

Der Nachtißch war abserviert worden, man saß bei einer Tasse Kaffee, und die Herren hatten sich eine Zigarre angezündet, da sagte Madame Adele: „Monsieur Joseph, Sie haben ja noch einen Brief an meinen Sohn, ich denke, Sie geben ihn jetzt.“

Alfred sah verwundert auf seine Mutter. „Was sind denn das für geheimnisvolle Dinge?“

Lotte blickte ängstlich auf die Mama.

Joseph brachte den Brief. „Was? Von unserer Firma?“ Alfred wollte ihn öffnen, aber seine Mutter hinderte ihn daran.

„Überlege einen Augenblick, mon petit, was dieser Brief wohl enthalten könnte?“

„Das weiß ich wirklich nicht“, sagte Alfred.

„Glaubst du vielleicht auch, daß dein Vater dir in diesem Brief gratuliert?“

Alfred lachte. „Mein Vater mir gratulieren? Nein, das glaube ich nicht! Das sähe ihm gar nicht ähnlich.“

„Ich bin der Meinung, der Brief wird etwas Unangenehmes enthalten, mon petit, und ich wollte nicht gern, daß es dich zu sehr überrascht, deshalb mache ich dich darauf aufmerksam.“

„Mein Gott, Mama, warum so umständlich! Das werden wir gleich wissen.“

Er öffnete das Kuvert und las. Er wurde blaß und las noch einmal. „Das ist wirklich! . . . Na, ich will nichts weiter sagen!“ Er reichte seiner Mutter den Brief.

„Cette bête noire, cette bête d'or!“ sprudelte sie. Lotte erhielt den Brief und las:

Herrn Alfred Dungs,

Maatschappij Kufferath,

Maastricht (Holland).

Unser Herr Anton Dungs junior läßt Ihnen mitteilen, daß er sämtliche Forderungen an Sie aufgestaust hat. Sollten Sie es nicht vorziehen, dieserhalb mit unserm Herrn Anton Dungs junior bis zum 1. Juli in persönliche Unterhandlungen einzutreten, so wird sich unsere Firma erlauben, die Forderungen einzufolgen.

In größter Hochachtung

Seiffert, Justizrat.

Lotte sah ängstlich von Alfred auf Madame Adele, die ihren Vorrat an französischen Kraftausdrücken, die sie gegen Anton Dungs junior schleuderte, noch nicht erschöpft hatte. Sie verstand nicht recht die Bedeutung

dieses Briefes und weshalb sich Madame Adele deshalb so erregte.

Alfred sagte zu den Kufferaths: „Auf Wunsch meiner Mutter habe ich Ihnen seinerzeit, als wir in Unterhandlungen eintraten, nicht mitgeteilt, daß ich in Unfrieden mit meinem Vater auseinanderging.“

Madame Adele fiel ein: „Es war doch auch ganz gleichgültig und eine reine Familienangelegenheit, nicht wahr? Eine Privatfache. Das Pflichtteil ist ihm auch heute noch sicher.“

Alfred sagte: „Mit Hilfe meiner Mutter und des Vicomte habe ich mir dann den nötigen Kredit für unser Geschäft auf Java verschafft. Doch darüber brauche ich Ihnen nichts zu sagen, das wissen Sie ja. Und nun lesen Sie, bitte, diesen Brief.“

Er reichte Josua Kufferath das Schreiben.

Dieser las es, unterdrückte nur mühsam einen Fluch und gab es an Joseph.

„Donnerwetter!“ sagte Joseph und gab es an Jakob.

Jakob Kufferath piff bedeutungsvoll durch die Zähne und legte den Brief mitten auf den Tisch.

Die Männer sahen sich prüfend an.

„Danach bleibt mir nichts anderes übrig, als von der Sache zurückzutreten“, sagte Alfred, und die wenigen Worte kamen mühsam und stockend heraus.

„O, mon petit, so weit sind wir noch lange nicht!“ rief Madame Adele. „Das werden wir uns erst noch reiflich überlegen und vor allem die Juristen fragen. So eilig werfen wir die Flinte nicht ins Korn. Das könnte Anton Dungs so passen!“

„Das hätte ich wirklich nicht für möglich gehalten“, meinte Joseph und sah voller Bedauern auf Alfred, den er sehr gern hatte.

„Ein Kaufmann! Allen Respekt!“ meinte Josua nicht ohne Bewunderung.

„Aber ich verstehe gar nicht, bitte, erkläre mir doch!“ wandte sich Lotte voller Sorge an Alfred.

Alfred erklärte ihr, was das zu bedeuten habe. Wenn nämlich sein Vater das wahr mache, was in dem Brief steht, und die Forderungen an ihn einlage, so sei sein kaufmännischer Kredit ruiniert und damit die ganze Sache auf Java, die ihn dies ganze Jahr gekostet habe.

„Daß ich daran nie gedacht habe!“ sagte Alfred und blickte verzweifelt auf seine Mutter.

„Man ist doch kein Teufel, man ist doch ein Mensch! Wer denkt denn an so etwas? Wir hätten uns doch sonst gerade so gut dagegen sichern können, daß die Forderungen verkauft werden konnten. Auf das bißchen mehr Geld wäre es doch auch nicht angekommen!“

„Deshalb muß eben unter allen Umständen vermieden werden, daß es zur Klage kommt“, sagte Josua.

„Sie wollen mir allen Ernstes zumuten, ich soll mit meinem Vater unterhandeln?“ fuhr Alfred auf. „Jetzt nach diesem . . . diesem Streich?“

„Pardon, Herr Dungs, das war von mir sozusagen nur laut gedacht. Man überlegt, was man tun könnte, und da ist das für mich, wie Sie zugeben werden, immer noch das naheliegendste.“

„O, es gibt doch noch ein Recht in Deutschland!“ rief Madame Adele.

„Daran zweifeln wir gewiß nicht“, meinte Jakob. „Aber das Recht muß erstritten werden, und Anton Dungs kann die Entscheidung, wenn sie für ihn nicht günstig steht, immer wieder hinauschieben durch immer neue Einwendungen. Oder er appelliert an eine höhere Instanz. Das kann sich bei solchen Summen jahrelang hinziehen. Er kann es aushalten, ihm macht es nichts, aber wir?“ . . .

Alle schwiegen und sahen aneinander vorbei. Wenn Anton Dungs das wahr macht und Alfred Dungs nicht rechtzeitig nachgibt, dann ist es aus, dachten die Kufferaths. Sie waren selbst viel zu gewiegte Geschäftsleute, um auch nur einen Augenblick darüber im unklaren zu sein. Auch Alfred Dungs mußte das einsehen, wenn er erst ruhiger war.

Man machte allerhand Vorschläge herüber, hinüber, aber es geschah eigentlich nur, um überhaupt etwas zu sagen. Im Ernst glaubte niemand daran, auch Alfred nicht.

Josua erhob sich. „Das ist wirklich ein Streich!“ sagte er. „A la bonheur! An dem haben wir alle zu kauen. Verflucht noch eins!“

„So ein Fuchs!“ polterte Madame Adele.

Alfred lachte grimmig. „Hier heißt es zu Kreuze kriechen oder“ . . . Er nahm den Brief, der immer noch mitten auf dem Tische lag, zerriß ihn und schleuderte ihn in die Ecke.

Joseph sprang sofort hin und sammelte die Fetzen. „Ich verdanke Ihnen das wahrhaftig nicht, Dungs, aber schließlich ist das Skriptum doch zu wertvoll, um einfach fortgelehrt zu werden. Ich werde es wieder zusammenleimen, denn ich denke, wir finden doch noch einen Ausweg.“

Auch Alfred erhob sich nun und meinte, jetzt habe wohl jeder das Bedürfnis, sich zurückzuziehen oder ein wenig zu sammeln.

Man nickte, und die Kufferaths waren froh, nicht länger hier sitzen zu müssen.

„Wir haben ja auch Zeit genug, um alles in Ruhe zu überlegen, es eilt ja nicht“, meinte Madame Adele und ging mit den Kufferaths, denn sie merkte ihrem Sohn an, daß er mit Lotte allein zu sein wünschte, was ihm gewiß nicht zu verdenken war.

„Gehen wir hinüber zu dir?“ fragte Alfred.

Lotte nickte, und die beiden begaben sich in das Haus nebeneinander, wo sie ungestört waren.

Lotte setzte sich an ein Fenster, und Alfred nahm ihr gegenüber Platz. Wie anders war heute alles als gestern!

Nun brach es aus Alfred hervor. Fast ein Jahr war er fort gewesen, viel länger, als er selbst angenommen hatte. Aber wenn er sich schon einen neuen Lebensweg suchte, dann sollte er auch gut sein, daß sie beide sicher auf ihm gehen konnten. Gerade auch die Rücksicht auf Lotte hatte ihn so lange draußen festgehalten. Es ging ja um sein Lebensglück, er riß Lotte ja ohnehin aus ihrem Lebenskreis und allen gewohnten Verhältnissen. Als Ersatz mußte er ihr dann doch wenigstens eine ganz sichere, unerschütterliche Existenz bieten. Mit aller Kraft hatte er ausgehalten, was ihm nicht immer leicht wurde, denn von Lotte erhielt er ja noch spärlicher Nachrichten

als sie von ihm. Wie manches Mal war er im Begriff, abzureisen, indem er sich einredete, er habe ja längst alles getan, was man nur irgend von ihm erwarten konnte. Aber immer wieder hielt er an sich und blieb, denn bald erschien ihm hier eine Frage doch nicht geklärt genug, bald sah er, daß er durch längeres Bleiben dort noch einen Vorteil erringen konnte. Und so war er wirklich erst abgereist, als er sich mit gutem Gewissen sagen konnte, daß nicht nur das Geschäft gut sei, das er abgeschlossen, sondern auch sicher und solide, soweit nur ein solches Geschäft das irgend sein kann. Gutes Muts konnte er nach Deutschland zurückkehren, gutes Muts vor die Kufferaths treten und Lotte eine Zukunft bieten. . . Eine Zeile von Anton Dungs genügte, und es war mit all den schönen Hoffnungen vorbei.

Lotte unterbrach ihn nicht, denn sie sah ja, wie es ihn Drängte, sein Herz auszuschütten, und es war doch ein Trost, daß er gerade ihr gegenüber das Bedürfnis dazu fühlte. O, ihre Ahnungen gestern! Wie seltsam das war!

Alfred sprach und sprach, und nun merkte Lotte, daß er um eine bestimmte Sache sich herumsprach, ihr mit all den vielen Worten aus dem Wege gehen wollte.

Sie nahm seine Hand. „Fred, du glaubst doch nicht, daß ich dich um etwas bitten würde, wovon ich weiß, daß es dir gegen die Ehre geht?“

Er sah sie unruhig an.

„Wenn du sagst, du kannst jetzt nicht nachgeben und dich mit deinem Vater aussprechen, so glaube ich dir doch und werde dich gewiß nicht bitten, es dennoch zu versuchen.“

„Meine tapfere Lotte!“

Und nun erleichterte Lotte ihr Herz. Seit dem Tag, da sie mit ihrer Schwester Ise gereist war, kam sie von dem Vorwurf gegen sich selbst nicht los, unweiblich und unschicklich gehandelt zu haben. Hatte sie sich denn in Wahrheit nicht Alfred aufgedrängt? Hatte Ise nicht ganz recht getan, wenn sie ihr deshalb Vorhaltungen machte? Und nun rächte sich das. Im Grunde war doch sie schuld, daß sich Alfred von seinem Vater entfremdet hatte.

„Er wollte mich mit Helene Momm verheiraten!“ Alfred lachte spöttisch. „Glaubst du, dazu hätte ich mich hergegeben? Dazu bin ich mir zu gut, und Helene Momm ist mir für solchen Schacher zu schade. Und glaubst du wirklich, es wäre nicht auch ohne dich zu dem Krach gekommen? Ich hätte mich für dies Geschäft bedankt, auch wenn ich dich nie im Leben gesehen hätte.“

„Ich bitte dich, Fred, sprich nicht so.“

„Es ist doch aber so!“

„Nun ja, aber Ise hat mir geschrieben, Helene Momm habe sich mit deinem Bruder verlobt.“

„Was?“

„Ise würde es gewiß nicht schreiben, wenn es nicht wahr wäre. Dafür ist sie viel zu vorsichtig.“

„Mit Anton?“

Lotte nickte.

„Und das hat man mir nicht einmal mitgeteilt? Das ist ja reizend!“ Er ging erregt durch das Zimmer.

Lotte sprach weiter. Nun habe er in Java drüben eine Tätigkeit gefunden, die ihm zusage, an der er Freude habe. Ohne sie könnte ihm niemand die Freude daran

nehmen, auch Anton Dungs nicht. Wenn er allein wäre, könne er ja einfach als Angestellter der Kufferaths wieder hinübergehen und würde sicher leicht sein gutes Brot finden.

Alfred stand vor ihr und sah sie sprachlos an. Was hatte sie da eben gesagt? Er als Angestellter der Kufferaths? Er mußte lachen. Er, ein Dungs? O nein, das gab es denn doch nicht!

Lotte ließ sich nicht stören und fuhr fort in ihren Selbstvorwürfen.

„Aber, Kind,“ unterbrach sie Alfred, „so nimm doch Vernunft an. Du erzählst eben, daß mein Bruder sich mit Helene Momm verlobt hat. Ich wünsche ihnen beiden alles Gute. Es wird auch bei Anton etwas Besseres sein, das ihn seine Abneigung gegen die Ehe überwinden ließ, als geschäftliche Erwägungen, wie sie mein Vater liebt. Nun ist mir doch aber Helene Momm, wenn ich mich so ausdrücken soll, nicht mehr im Wege, und wenn mir mein Vater trotzdem diesen Brief schrieb, so mußt du doch einsehen, daß du wahrhaftig nichts mehr mit dem ganzen Konflikt zu tun hast. Es handelt sich bei ihm doch immer nur darum, daß ich nicht tue, was er will, und um nichts anderes. Er will, ich soll parieren unter allen Umständen, ich tue das nicht, das ist der Kern der Sache. Daß ich außerdem Lotte von Quast liebe, das hat er längst vergessen, wenn er es ernst genommen hat. Du brauchst dir also wirklich keine Vorwürfe zu machen.“

Lotte mußte zugeben, daß Alfred in diesem Punkt nicht unrecht hatte, und das war ihr immerhin angenehm.

Nach einer Weile sagte Lotte: „Ich habe dir gesagt, daß ich dich nicht bitte, etwas zu tun, was dir widerstrebt, also nimmst du mir eine Frage gewiß nicht übel. Was versteht denn wohl dein Vater unter persönlichen Verhandlungen, was denkt er sich dabei, und was bezweckt er deiner Meinung nach damit?“

„Das ist sehr einfach“, antwortete Alfred; „er denkt, wenn ich erst wieder bei ihm bin, wird er mich schon klein kriegen, und gelingt es ihm nicht, so wird er mir zeigen, daß es ihm mit seiner Drohung ernst ist, und daß ich dann nicht nachgebe, das kann er sich einfach nicht vorstellen, denn angenehm ist es natürlich auch für ihn nicht, schmutzige Wäsche vor der Öffentlichkeit zu waschen, und es ist seine schmutzige Wäsche, nicht meine. Die öffentliche Meinung wird vermutlich zu mir stehen. Aber was nützt mich das? Mit meinem Kredit ist es dann trotzdem aus.“

„Also muß das wirklich unter allen Umständen vermieden werden“, sagte Lotte energisch.

Madame Adele trat ins Zimmer, entschuldigte sich, daß sie störe, aber es sei zu wichtig, was ihr da eben eingefallen wäre. „Wir werden die Forderungen eben an Herrn Anton Dungs junior bezahlen, dann hat er das Nachsehen.“

„Du sagst das so einfach, Mama. Es handelt sich doch nicht um einige tausend Mark.“

„Ich werde uns neuen Kredit verschaffen, der Vicomte und die andern Freunde werden helfen, es wird schon gehen.“

„Das ist möglich, das bezweifle ich durchaus nicht. Aber du vergißt eins: die Zinsen. Das wüchse mir über den Kopf, das kann ich unmöglich auf die Dauer zusammen-

menbringen. Und dann? Dann ist der Zusammenbruch erst recht schlimm. Auch trifft er dann nicht nur mich, sondern auch dich. Nein, das geht wirklich nicht. Ich bin doch kein Spieler, Mama, und auch du selbst bist ein viel zu guter Kaufmann, um nicht einzusehen, daß das nicht geht."

"Aber, mon petit, es bleibt uns doch gar nichts anderes übrig, wir müssen es wenigstens versuchen, wenn Herr Anton Dungs am Ende nicht doch triumphieren soll."

"Es wird uns schon noch etwas Besseres und weniger Gefährliches einfallen", tröstete Alfred. "Du sagtest ja vorhin selbst, daß wir noch Zeit haben."

Madame Adele sah von einem zum andern und fragte vorwurfsvoll: "Habt ihr euch gezannt?"

Alfred und Lotte lächelten. Nein, das hatten sie gewiß nicht getan.

"Warum macht ihr denn solche Gesichter?"

"Aber, Mama," meinte Lotte, "dazu ist die Situation doch wirklich ernst genug."

"Dazu ist sie nie ernst genug, daß man sich die gute Laune verderben läßt!" behauptete Madame Adele mit Leidenschaft.

"Du tust es ja selbst, Mama", sagte Alfred.

"Ich bin alt, ihr aber seid jung, für euch schiedt sich das einfach nicht."

"Also, Lotte, zeigen wir Mama ein vergnügteres Gesicht."

"Nicht mir, sondern euch, euch selbst!" sagte Madame Adele.

Die gute Mama, wie besorgt sie war!

"Wenn ich wüßte, daß es einen Zweck hätte, führe ich selbst zu dieser Bete. Es wäre mir schon eine rechte Erleichterung, ihm einmal gründlich meine Meinung zu sagen. Aber euch würde es nur schaden, fürchte ich."

Alfred lächelte. "Das fürchte ich auch, Mama."

"Aber man kann doch nicht einfach die Hände in den Schoß legen und abwarten, bis er die Schlinge zuzieht. So gottergeben bin ich nicht, das halte ich nicht aus!"

"Sollst du auch gar nicht", erwiderte Alfred. "Ich denke, wir fahren vor allem einmal nach Berlin und konsultieren einige Juristen."

"Dann wollen wir gleich fahren", schlug die Mutter vor. "Untätig hier sitzen, das ist unerträglich."

Alfred trat zu seiner Mutter und küßte sie. "Nicht gar zu eilig, Mama! Erst muß ich mich doch noch ein wenig mit den Rufferaths auseinandersetzen. Bleiben wir noch bis morgen oder übermorgen."

"Die Rufferaths tun, was ich will", behauptete Madame Adele.

"Das ist möglich, das glaube ich dir, Mama. Aber das sollen sie gar nicht, sie sollen auf ihren eigenen Vorteil bedacht sein, das ist ihre Pflicht. Aber ich kann ihnen zeigen, daß es vorläufig auch ihr eigener Vorteil ist, wenn sie noch eine Weile warten, und darum allein kann es sich jetzt handeln."

"Ich fahre dann mit euch?" fragte Lotte.

"Das ist doch selbstverständlich, ma petite."

"Ich werde dann zu meinem Vater gehen", sagte Lotte leise.

"Muß das wirklich sein, Lotte?"

"Ja, Alfred, das muß sein."

"Aber du sagst ihm doch nichts, daß die Dinge nicht zum besten stehen? Wir brauchen ihn doch nicht damit zu beunruhigen, nicht wahr?"

Lotte lächelte trüb. "Nein, Mama, das ist wirklich nicht nötig."

"So ist es recht, petite, und nun lasse ich euch wieder allein, wenn ihr mir versprecht, nicht länger so unglückliche Gesichter zu machen. Sonst bleibe ich."

Lotte und Alfred versprachen es ihr, und so verließ die Mutter sie wieder, nachdem sie ihnen noch einige gute Ratschläge gegeben hatte, die darauf hinausliefen, sich ihres Lebens und Zusammenseins zu freuen, denn das sei trotz allem die Hauptsache.

* * *

Eine halbe Woche später stand Lotte von Quast, diesmal aber ohne ihre Schwester, wieder auf dem Balkon jenes altmodischen Hotels, wo sie vor einem Jahre Auschau gehalten nach Alfred Dungs.

Es roch nach Kohlen wie damals, und der Wind wirbelte den Staub in die Luft. Dort drüben lag wie damals das kuriose Haus der alten Frau Dungs. Wäre sie am Leben geblieben, dann wäre es gewiß nicht so weit gekommen, die alte Frau Dungs hätte schon eine Lösung ohne Katastrophen gefunden, worauf es jetzt hinauslief. Lotte mußte immer wieder nach dem kleinen, kuriosen Haus blicken, als suche sie dort Hilfe und Trost. Aber das war ja Torheit! Die alte Frau Dungs war tot und konnte niemand mehr helfen, auch Lotte nicht.

Wie sie so allein über der engen, öden Straße auf dem Balkon stand, da kam Lotte eigentlich erst so recht zum Bewußtsein, was sie sich vorgenommen hatte, und sie wurde ganz mutlos. Wie konnte sie auch nur einen Augenblick im Ernst glauben, ihr würde es gelingen, Anton Dungs umzustimmen? Es war doch wirklich der reine Wahnsinn!

Lotte trat in das Zimmer zurück. Heute sang hier kein Kanarienvogel, und keine Schwester war da, die ihr zwar Vorwürfe machen würde, aber doch mit ihr fühlen. Ganz allein war sie und ganz allein auf sich angewiesen. Weder Alfred noch seine Mutter wußten etwas von ihrem Voratz.

Ganz plötzlich in Maastricht war ihr dieser Gedanke gekommen und hatte sie nicht mehr losgelassen. Aber sie durfte natürlich nicht davon sprechen, denn Alfred würde nie zugelassen haben, daß sie hierherfuhr.

Recht unglücklich und verzagt saß sie auf dem alten Sofa und traute sich einfach nicht, das auszuführen, was sie sich vorgenommen hatte. Hier in dem alten Hotelzimmer, allein und verlassen von allen Menschen, inmitten dieser fremden Stadt, die so gar nichts Freundliches und für ihre Pläne Aufmunterndes hatte — nein, es war wirklich ein unsinniger Einfall, der sie hierhergetrieben.

Aber sollte sie nun wirklich bei Nacht und Nebel wieder fortfahren, wie sie gekommen war, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, das auszuführen, was sie sich vorgesetzt hatte?

Lotte schlug die Hände vor das Gesicht und konnte sich

zu keinem Entschluß aufrufen. ... Da saßen nun in derselben Stadt ihre Schwester und ihr Schwager, und auch sie durften nicht wissen, daß sie hier war. Was sie vorhatte, das war ja noch viel schlimmer als unweiblich und unschicklich in ihren Augen, das war einfach geistig anormal. Sie hörte ordentlich, wie ihr Schwager das sagen würde. Heutzutage wurde mit einem solchen Wort ja alles abgetan, was man nicht gleich verstand.

Lotte von Quast erhob sich wieder. Was wollte sie doch eigentlich? Ach so, ja, vor allem wollte sie mit Helene Momm sprechen. Sie war ja auch ein junges Mädchen, sie war ja auch mit einem Dungs verlobt, sie würde ihr vielleicht helfen können.

Lotte von Quast wollte schon auf den Knopf der elektrischen Klingel drücken, da fiel ihr gerade noch ein, draußen war ja kein Offiziersbursche, der ihre Befehle ausführen würde und sie bei Helene Momm anmelden.

Und wieder ging Lotte unentschlossen durch das Zimmer. Einen Hotelbedienten schicken? Was sich der wohl denken würde? Was das dann wohl für ein Gespräch gäbe? Und wenn nun Helene Momm gar nicht hier war? Sie konnte doch verreist sein, was dann? Oder sie konnte sie gar nicht annehmen. Was wußte sie denn von Lotte von Quast? Sie kannte wohl nicht einmal den Namen. Aber vielleicht war das ein Glück, dem sie es verdankte, wenn sie überhaupt angenommen würde.

Lotte machte sich zum Ausgehen fertig. So ging das nicht weiter. Die Qual solcher Fragen war schlimmer als alles andere. Und es handelte sich doch einfach um ihr Glück. Das würde doch Helene Momm verstehen können.

Sie trat auf die Straße. „Ich habe mir einen Führer gekauft und das Gelände studiert, Frau Oberst“, klang es ihr plötzlich mit ihrer eigenen Stimme in den Ohren. Hatte sie damals, vor einem Jahr, nicht so zu ihrer Schwester gesprochen? Nun, es kam ihr wenigstens heute zugut, so daß sie ohne Schwierigkeiten das Haus fand, wo Helene Momm wohnte, die Tochter von Hugo Momm.

Ein Dienstmädchen öffnete und führte Lotte in ein einfaches Empfangszimmer. Also ist sie wenigstens zu Hause, dachte Lotte und ging unruhig auf und ab. Den Tisch, der mit einer grünen Plüschdecke bedeckt war, die Stühle, die mit grünem Plüsch überzogen waren, die wenigen Stiche sentimental Inhalts an den Wänden, die grüne Tapete mit dem Goldmuster, das alles sah sie ganz genau, aber wie durch einen Schleier.

Helene Momm erschien. Sie sah blaß aus und bat Lotte, Platz zu nehmen, indem sie hinzusetzte: „Ich glaube, Sie zu kennen, Sie waren doch vor einem Jahre hier, nicht wahr?“

Lotte nickte. Noch brachte sie kein Wort über die Lippen, die leise bebten. Wie eine Bettlerin kam sie sich vor.

Helene sah das und wurde sehr verlegen.

„Entschuldigen Sie, bitte“, sagte Lotte leise, und sie griff zu ihrem Taschentuch und fuhr damit an die Augen, denn sie wollte und durfte jetzt nicht weinen.

Helene Momm wurde ganz rot und fragte plötzlich: „Wie geht es Alfred?“

Und nun ging es doch nicht anders, Lotte saß auf ihrem Stuhl und weinte, weinte leise und hilflos in ihr Taschentuch.

Helene Momm rang vor Verlegenheit und Mitgefühl die Hände.

Lotte fuhr sich energisch über die Augen. „Zu dumm, nicht wahr?“

Helene Momm lächelte verlegen.

Jetzt hatte sich Lotte wieder einigermaßen in der Gewalt und sprach von Alfred, und wie es ihm ging. Aber in was für eine Lage Anton Dungs junior sie gebracht hatte, davon sagte sie noch kein Wort. Sie brachte es einfach nicht über sich.

Es klopfte, und ehe Helene Momm noch ein Wort sagen konnte, trat auch schon Schwester Emma ein. „Ach, entschuldigen Sie, ich wußte nicht, daß jemand Fremdes hier war.“ Ihre neugierigen Augen konnten sich von Lotte von Quast gar nicht trennen.

Helene Momm stellte vor.

„Ach, Sie sind das Fräulein, das vor einem Jahre hier war, die Schwester von Frau Oberst Beegow? Da wird sich Ihre Schwester gewiß sehr freuen, Sie wieder hier zu haben, denn ich glaube, sie fühlt sich ein wenig einsam hier, und das ist ja auch kein Wunder, wenn man hier nicht zu Hause ist.“ Die neugierigen Augen trennten sich keinen Augenblick von Lottes Gesicht. Etwas Feindliches war in dieser Stimme, so daß Lotte sofort ihre volle Fassung wiederhatte und die Schwester nichts weniger als freundlich musterte, ohne auf ihre Fragen zu antworten.

„Ich störe wohl?“ fragte Schwester Emma indigniert.

„Ich bitte dich, Emma“, suchte Helene Momm zu begütigen.

„Nein, nein, ich störe, ich fühle das, das Fräulein aus Berlin will dich allein sprechen, Helene. Ich gehe schon, ich dränge mich nicht auf, Fräulein.“ Draußen war sie.

Lotte von Quast blickte fragend auf Helene Momm.

„Wir danken ihr alle so viel!“ erklärte Helene Momm; „sie hat meine Mutter so treu gepflegt und auch die alte Frau Dungs.“

Nun wußte Lotte von Quast, woher sie die Schwester kannte, die ihr damals schon unangenehm aufgefallen war.

„Darf ich ganz offen sein?“ fragte Lotte.

Helene Momm nickte.

Nun sprach Lotte auch von Anton Dungs junior, und wie er seinen Sohn Alfred augenscheinlich ruinieren wolle, und was er zu diesem Zweck unternommen habe.

Helene Momm hörte aufmerksam zu. Davon wußte sie ja gar nichts, davon hatte ihr Bräutigam kein Wort zu ihr gesagt. Sie teilte das Lotte mit.

„Dann weiß es Ihr Bräutigam wahrscheinlich auch nicht“, sagte Lotte bitter, „da hat er es ihm wohl gar nicht gesagt.“

Helene Momm wurde unruhig und ängstlich und sagte Lotte, daß Anton Dungs junior schon die ganze Zeit über fürchterlich verstimmt sei. Es sei kaum noch ein Auskommen mit ihm.

„Gönnt er Ihnen vielleicht auch Ihre Verlobung nicht?“ fragte Lotte herb und bitter.

„O nein, das war es nicht, damit war er durchaus einverstanden, setzte Helene Momm mit Eifer auseinander. Aber Anton wolle nun auch seinen selbständigen Wirkungskreis innerhalb des ganzen großen Wertes haben, und das wolle seinem Vater nicht in den Kopf. So gebe es fast jeden Tag Zank und Streit, und ihr Vater dürfe sich nicht einmal hineinmischen, denn das vertrage Anton Dungs junior schon gar nicht. Es sei einfach schrecklich. Natürlich könne ihr Bräutigam jeder Zeit bei ihrem Vater eintreten, aber das ginge doch nicht. Dann gäbe es offenen Kampf zwischen den beiden Familien, was keiner zum Segen gereichen könne. Anton Dungs junior wisse natürlich genau, daß sein Ältester schon deshalb nichts gemeinsam mit Hugo Momm unternehmen würde, und deshalb sei er auch so unnachgiebig.“

„Will er denn alle Welt sich zum Sklaven machen!“ rief Lotte empört, und Helene Momm wurde ganz blaß vor Schreck. Wenn das nur Schwester Emma nicht gehört hatte, die sicher nicht weit war! Schwester Emma meinte es ja gewiß gut mit Helene, aber sie meinte es nicht gut mit Lotte von Quast, das war Schwester Emma auf den ersten Blick anzusehen.

„Sprechen wir, bitte, leiser“, bat Helene Momm. „Es ist nicht nötig, daß uns jemand hört.“

Lotte fuhr sich mechanisch nach dem Halse. Was für eine Atmosphäre war das, in der die Menschen hier lebten, eng, stickig, rußig, und Anton Dungs thronte darüber wie ein Moloch, der alles fraß, was ihm nicht gehorchte und sich gegen seinen Willen auflehnte! War er denn ein Gott? Was bildete er sich eigentlich ein!

Helene Momm wurde rot und blaß vor Aufregung über Lottes Zorn. So etwas sagte man doch nicht, man traute sich kaum, Ähnliches zu denken. Vergaß sie denn ganz, wo sie war, daß sie im Reiche Anton Dungs' war?

„Ich werde ihm das ins Gesicht sagen!“ rief Lotte außer sich. „Einer muß es ihm einmal sagen.“

Helene Momm hob bittend und beschwörend die Hände.

Lotte brach ab und blickte verzweifelt und stumm vor sich hin.

Helene Momm beugte sich vor und nahm ihre beiden Hände in die ihren. Mehr konnte sie nicht tun. Das war eine Braut für Alfred Dungs, das war die rechte, so tapfer und mutig! Ach, wie klein kam sich Helene Momm in diesem Augenblick vor, und wie gern hätte sie Alfred geholfen!

„Ich werde mit Anton sprechen, er kommt zu Tisch zu uns“, sagte Helene Momm. „Ich bitte Sie, unternehmen Sie nichts, ehe Sie mit ihm gesprochen haben. Ich werde ihn bitten, gleich nach Tisch Sie zu besuchen. Ich bitte Sie, denken Sie daran, daß nichts Gutes dabei herauskommt, wenn Sie den alten Dungs reizen, und Sie wollen doch etwas Gutes erreichen für sich . . . und für Ihren Bräutigam!“

Lotte nickte stumm. Sie war mit ihrer Kraft zu Ende.

Helene Momm sah sie an, und dann ging sie schnell hinaus und sagte, sie werde sofort wieder hier sein.

Sie kam mit einem Tablett zurück, auf dem sich ein Glas Wein und ein Butterbrot befanden.

„Ich bitte Sie, essen Sie einen Bissen und trinken Sie einen Schluck“, bat Helene Momm, und Lotte tat es. Ihr wurde wirklich etwas wohler.

„Und nicht wahr, heute abend kommen Sie zu mir? Ich bin ganz allein. Mein Vater ist verreist. Ich bitte Sie darum, Sie müssen mir schon den Gefallen tun.“

Lotte nickte mechanisch. Sie war so voll von ihrem Vorsatz, unter allen Umständen Anton Dungs junior zu sprechen, daß es ihr gar nicht weiter auffiel, wie außerordentlich nett Helene Momm zu ihr war, trotzdem sie sich doch gar nicht näher kannten.

Schon kurz nach zwei Uhr erschien Helenes Bräutigam bei Lotte.

„Nun wollen wir einmal ganz ruhig und verständlich miteinander sprechen“, sagte Anton, nachdem er Lotte kräftig die Hand geschüttelt hatte. „Wir sind ja sozusagen verwandt und haben alle doch nur das eine Interesse, das gleiche Interesse.“

Er geht mit mir um wie mit einer Kranken, dachte Lotte, ich muß auf seine Braut einen recht merkwürdigen Eindruck gemacht haben.

„Sie halten mich wohl für geistig anormal?“ fragte Lotte und hatte Mühe, nicht zu lachen, worüber sie heftig erschrak, denn das war ja wirklich nicht geistig normal.

Anton sah sie einen Augenblick verwundert an, schüttelte leise den Kopf und meinte vorwurfsvoll: „Wie können Sie so etwas denken? Ich habe selbstverständlich bisher keine Ahnung davon gehabt, was mein Vater Alfred schreiben ließ, und ich mißbillige das durchaus wie Sie. Ich werde heute noch mit meinem Vater darüber reden, darauf dürfen Sie sich verlassen, und auch mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg halten!“

Lotte lächelte schwach. „Ich danke Ihnen, Herr Dungs, ich danke Ihnen herzlich. Was müssen Sie von mir halten?“

Anton versicherte eifrig, daß er ihr Verhalten durchaus verstehe und billige, ja, bewundere, und daß er sich nur freue, daß Alfred so ein Mädchen gefunden habe.

Lotte lächelte wieder. Ihr war so seltsam zumute. Sie hörte alles nur wie durch einen Vorhang, wie aus einer Ferne. Sie erschrak. Sie würde doch nicht krank werden, doch jetzt nicht?

„Fühlen Sie sich nicht wohl?“ fragte Anton besorgt.

„O durchaus!“ antwortete Lotte.

„Erzählen Sie mir doch, bitte, von Alfred. Ich habe so lange nichts von ihm gehört. Eine Karte hat er mir einmal aus Java geschickt, dann nichts mehr. Ich dachte, er wird sehr viel Arbeit gehabt haben dort drüben?“

Lotte nickte und erzählte. Ach, und das tat sehr wohl, und Anton hörte so hübsch ruhig zu. Darüber wurde sie selbst ganz ruhig.

„Ich werde versuchen, meinem Vater sein Vorhaben auszureden“, sagte Anton nach einer Weile.

„Wie kann man nur gegen sein eigen Fleisch und Blut so hart und ungerecht sein!“ sagte Lotte heftig.

Anton suchte ihr das verständlich zu machen, aber Lotte schüttelte immer nur den Kopf. „Wenn jemand in Not ist, hilft man ihm, das tut selbst ein Feind. Aber ein Vater stößt den eigenen Sohn doch nicht aus bloßem Eigensinn ins Elend!“

„Ich bitte Sie, er nimmt doch gar nicht an, daß es so weit kommen wird!“

„Wer gibt ihm ein Recht, das nicht anzunehmen? Alfred hat so gehandelt, daß sein Vater wissen muß, er kann jetzt nicht nachgeben. Das wäre doch ehrlos!“

„Aber es handelt sich doch um Vater und Sohn und nicht um einander fremde Menschen. Da mögen Sie von ehrlos reden, aber das geht in diesem Falle doch nicht!“

„Er hat sich seinem Sohne gegenüber schlimmer benommen als ein Fremder“, beharrte Lotte und war davon nicht abzubringen. „Wenn ihm das einer einmal sagt, muß er es doch selbst zugeben, das ist doch klar.“

Damit war Lotte wieder bei dem Punkt angelangt,

auf den es ihr ankam, und Anton hatte alle Mühe, ihr wenigstens das Versprechen abzurufen, daß sie mit ihren Versuchen, Anton Dungs junior zu sprechen, wartete, bis er mit ihm geredet hatte, daß sie wenigstens nicht schon heute etwas der Art versuchte.

„Ja, ich will heute noch warten, das verspreche ich Ihnen, aber länger kann ich wirklich nicht warten, und zwar einfach deshalb nicht, weil ich nicht weiß, ob ich nicht übermorgen schon krank bin und das Bett hüten muß. Das alles hat mich ganz elend gemacht, verstehen Sie das?“

Anton nickte voller Teilnahme. „Ich bitte Sie, auch um Alfreds willen, schonen Sie sich.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Berufswahl der Jugendlichen.

Ein Beitrag zur Erziehungsfrage. Von Bürgermeister Konrad Maß, Görlitz.

Die Wahl des Berufs ist für jeden Menschen eine der wichtigsten Lebensfragen. Aus verfehltem, freudlosem Beruf geht notwendig Unzufriedenheit hervor; auf glücklicher Wahl ruht die Harmonie der Seele, das Glück des einzelnen, die Kraft der Gesamtheit.

Seitdem im Handwerk die alte Tradition geschwunden ist, die den Sohn mit Freude und Stolz dem Beruf des Vaters folgen hieß — seitdem Millionen von jungen Leuten infolge des Wachstums der Industrie neuen, früher unbekannten Berufen zugeführt werden, wird auf diesem Gebiet unendlich gesündigt. Da sollte man heute, wo man die Wichtigkeit der Jugendpflege überall erkannt hat, wo überall so viel für die Schulentlassenen geschieht, auch diesem neuesten Zweig sozialer Arbeit seine warme Teilnahme zuwenden.

Wie kommt denn heute eine Berufswahl zustande? Die Maschine, die Fabrik, der Großbetrieb fordern Arbeitskräfte, oft ungeschulte Kräfte zu mechanischer Handtierung; und sie bezahlen gut. Das lockt die Jugend, denn der junge Mann, der etwas verdient, fühlt sich selbständig, erwachsen, löst sich leicht aus der Zucht des Elternhauses. Das lockt auch die Eltern: in den teuren und doch nach aufregender Zerstreuung lüsternden Zeiten macht's schon etwas aus, einen Esser weniger an der „Krippe“ zu haben. Da strömen sie zu Tausenden den Berufen zu, die keine Ausbildung verlangen; paßt's ihnen heute nicht, so sind sie morgen wo anders. Sie gewinnen kein inneres Verhältnis zu ihrer Arbeit, zu ihrem Lehrherrn, der auf dem Kontor oder im Bureau sitzt und meist von dem Dasein des jungen Burschen nichts weiß. Morgen schon kann sie eine Arbeitseinstellung oder Aussperrung auf die Straße setzen; schwinden mit abnehmender Jugend die Kräfte, so wird der Lohn geringer, denn nicht Können und Wissen werden bei ihnen bezahlt, das sich mit zunehmendem Alter erhöht, sondern die reine Arbeitskraft. Für einen Berufswechsel ist's dann zu spät. Daß der Übergang vom gelernten Beruf in einen ungelernten jederzeit, umgekehrt aber kaum jemals mehr möglich ist, das bedenken weder die Jugendlichen noch ihre vom Augenblickserfolg geblendeten Eltern.

Und nun erst der Schaden für die jungen Leute selbst! Der plötzliche Besitz von Geld führt viele zu leichtsinnigen Ausgaben, zu Puh- und Gefallsucht, nicht selten zu tiefem Fall. Es ist bekannt, daß gerade die „ungerlenen“

Arbeiter den Hauptbestandteil der Insassen von Fürsorgeanstalten, Gefängnissen, Zuchthäusern bilden.

Weit besser ist's im Handwerk. Ist's nicht ein gar zu großer Betrieb, der an eine Fabrik erinnert, so arbeitet der Meister wohl auch heute noch in dem gleichen Raum wie der Lehrling, teilt Freude und Leid mit ihm. Und mag die Ausbildung durch kleinere Meister öfter zu wünschen übriglassen, mag der Lehrling, was natürlich nicht überhandnehmen darf, als „Hausmädchen“ zum Kartoffelschälen oder gar Kinderwiegeln herangezogen werden — er genießt doch den erziehlischen Einfluß des Meisters, bei dem er Kost und Wohnung erhält. Und mag seine Arbeit noch so nebensächlich erscheinen: er sieht in der Werkstatt, daß sie nötig ist, und wozu sie es ist, sieht, wie sie als Teil dem Ganzen dient, ins Ganze sich einfügt. Dazu hat der Handwerkerstand begonnen, sich den Anforderungen der neuen Zeit anzupassen: Berufs- und Standesvertretungen, Kreditvermittlung, Zusammenschlüsse zu gemeinsamem Ein- und Verkauf, die verstärkte Sorge um den Nachwuchs sind ein Zeichen dafür, daß er's ernst nimmt mit seinem Streben, daß es wieder bergauf geht, und man darf hoffen, daß das durch den Großbetrieb arg bedrängte Handwerk sich wieder erholt, wieder den goldenen Boden gewinnt.

Aber auch beim Handwerk kommt die Berufswahl meist nicht mit der Überlegung zustande, die dieser wichtigen Sache gebührt. Oft spielt der Zufall mit; hat jemand einen guten Bekannten, der sich vielleicht vergeblich um einen Lehrling bemüht hat, so vereinbart er mit ihm — etwa beim Glase Bier, als wäre das die gleichgültigste Sache der Welt — der Junge solle zu jenem in die Lehre gehen. Der Knabe selbst wird nicht gefragt — aus dem Hause muß er ja doch hinaus — er wird auch meist nicht widersprechen, denn von dem Beruf, der ihm bevorsteht, weiß er so wenig wie von jedem anderen. Ist der Vater selbst Handwerker, hat der Knabe oder das Mädchen Gelegenheit, ihn abends auf dem Schusterstuhle oder an der Hobelbank arbeiten zu sehen, muß das Mädchen Sonnabends mit heran, wenn es gilt, die Werkstatt zu säubern, mußte der Junge schon als Kind, wenn er ein Spielzeug haben wollte, in der Werkstatt und unter Leitung des Vaters mit Hand anlegen, so ist's etwas anderes; in solchem Fall lebt auch wohl ein Stück der alten Handwerkertradition fort. Aber der Großbetrieb verdrängt diese Überbleibsel aus

guter Zeit immer mehr — und die große Masse des Volkes, des sogenannten „vierten Standes“, besteht nicht aus Handwerkern, sondern aus Arbeitern ohne Berufsvorbildung. Wenn da der Vater, der vielleicht in der Fabrik, in der Kantine, auf der Straße sein Mittagbrot verzehrt hat, abends müde und verstimmt, nicht befriedigt vom Erfolg seiner Arbeit, nach Hause kommt, so hat er keine Lust mehr, den Jungen zu belehren — noch dazu über Dinge, die ihm meist selber fremd sind.

Da also das Elternhaus versagt und auch die Schule, der ja der junge Mann mit der Schulentlassung erwachsen ist, diese Pflicht — trotz manch guter Erfolge im einzelnen — nicht auf sich nehmen kann, ist immer fühlbarer die Notwendigkeit hervorgetreten, eine unparteiische Stelle zu schaffen, die den jungen Leuten mit Rat und Tat zur Seite steht, wenn es sich um diese für das ganze Leben so wichtige Frage der Berufswahl handelt.

In einigen Städten — München, Pforzheim, Straßburg — hat man diese Stelle an die schon bestehenden öffentlichen Arbeitsnachweise angegliedert; andere scheuen davor zurück, weil alles an Amt und Zwang Erinnernde hier ausgeschaltet werden soll. Es genügt die Bildung eines freien Ausschusses, der in einer Gemeinde oder, falls diese zu klein ist, in einem Kreise die Sache in die Hand nimmt.

Wer soll in diesem Ausschuß vertreten sein? Zunächst der Geistliche und Lehrer; sie kennen das Kind, seine Art und seine Begabung. Wie oft ist durch Überschätzung der Begabung der eigenen Kinder durch die Eltern schon ein nicht wieder zu heilender Schaden entstanden! Wie viele junge Leute z. B. wollen heute Kaufmann werden und träumen sich schon in Gedanken als künftiger Kommerzienrat! Gewiß kommt es vor, daß solch Traum sich erfüllt! Aber die Ärmsten wissen nicht, wie selten! Sie ahnen nicht, daß harte, entsagungsvolle Arbeit, fester Wirklichkeitsinn und ein kluger Kopf sich mit holdem Glück paaren müssen, um aus dem ungeschulten Bürglein einen „großen Herrn“ zu machen. Da heißt es rechtzeitig warnen, um Enttäuschung, Unzufriedenheit und damit ein verfehltes Leben zu verhindern. — Und vor allem ist nötig ein Arzt: nicht jeder taugt zu jedem Beruf. Manche Krankheitsanlage kann bei richtiger Behandlung im Keim erstickt, mancher Keim aber auch durch ungeeignete Tätigkeit zu schwerem, dauerndem Siechtum führen. — Vor allem ist den Meistern der verschiedenen Innungen oder Vertretern sonstiger Berufe das Wort zu gönnen. Der Junge, der nicht weiß, was er werden will, mag sich bedenken. Der Meister kann ihn einladen, sich den Beruf einmal anzusehen, damit er Lust bekommt; gerade die persönliche Einwirkung des Meisters auf den jungen Mann, die Rücksprache mit seinen Eltern, mit denen er über Neigung, Art und Befähigung des Knaben sprechen kann, ist von unschätzbarem Wert. — Aber auch der Jugendliche und seine Eltern selbst sind mit ihren Wünschen zu hören. Und alle diese vereinigen sich zweckmäßig mit dem etwa vorhandenen Jugendpflegeorgan, das die Sache vorzubereiten und zu leiten hat.

Dieser Ausschuß hat vor allem darauf hinzuwirken, daß die jungen Leute sich überhaupt zur Auswahl eines Berufes entschließen — und ist das geschehen, daß sie eine wirkliche Wahl treffen und nicht blindlings dem Zufall folgen. — Hat ein Junge Lust und fühlt er sich stark genug zu einem Beruf, der nicht alltäglich ist und vielleicht eine besondere Begabung fordert, wie der Be-

ruf des Musikers oder Musiklehrers, des Geigen- oder Klavierbauers — hat er Lust, Lehrer, Förster oder Beamter zu werden, will er in den Dienst der Post- oder Eisenbahnverwaltung treten, so ist es ihm oft unmöglich, das zu erreichen, weil er niemand hat, an den er sich mit Vertrauen wenden kann. Vielleicht schläft aber auch in manches Jünglings Brust ein holdes Sehnen nach einem schönen Unbekannten: Künstlerblut fühlt er in seinen Adern rollen, er hält sich für einen Schauspieler, Maler oder Dichter: — der Vater lacht ihn aus und weist ihn mit derben Worten auf die rauhe Wirklichkeit, aufs Verdienen: — da mag er sich vertrauenden Herzens an den Jugendleiter als älteren Freund und Berater wenden, der sein Ohr gern dem Jüngling leihen und ihm nach Kräften helfen wird. Meist wird er ihn lehren, daß die Kunstbetätigung schöner ist „als hohe himmlische Götin“, denn als „meltende Kuh“; findet er aber im höchsten Ausnahmefall die Begabung künstlerisch, den Wunsch erfüllbar, so kann er Fürsprecher beim Vater werden und dem strebsamen Künstler Tür und Tor zum Glück öffnen.

In Görlitz, über dessen Jugendpflegebestrebungen ich früher einmal in dieser Zeitschrift berichten durfte, haben wir unserem Jugendpflegerverband eine solche Berufsberatungstelle angeschlossen und mit ihr eine Lehrstellenvermittlung verbunden; wir können, obwohl diese Einrichtung in der geschilderten Art erst ganze kurze Zeit besteht, mit den Erfolgen zufrieden sein. Ein Anschluß an einen solchen Verband, der die verschiedensten Strömungen in sich vereinigt, ist schon darum empfehlenswert, weil sich ihm nicht leicht der Verdacht einseitiger Beratung im Dienst einer bestimmten Richtung, des Handels, des Handwerks, der Industrie, der Landwirtschaft, entgegenstellen kann.

Wir haben uns zunächst auf die männliche Jugend beschränkt; es ist klar, daß eine ähnliche Einrichtung auch für Mädchen möglich ist. Bei der wachsenden Neigung, einen Beruf zu ergreifen, auch da, wo die Not des Lebens es nicht geradezu fordert, erscheint mir dies ebenso wichtig wie bei den Knaben. Auch hier gilt es, die jungen Mädchen möglichst etwas lernen zu lassen: sie in einen guten Haushalt zu bringen, wo sie unter dem Schutz der Dienstherrschaft stehen, den ihnen eine Fabrikleitung nicht geben kann — sie aufzuklären über die Gefahren und Vorteile der einzelnen Berufe — sie zurückzuhalten — nicht etwa, Arbeit in Fabriken überhaupt zu suchen — sondern sie zu suchen ohne innere Gründe, etwa nur, um abends frei zu sein und schnell zu einem wenn auch oft kärglichen Brot zu gelangen. Allerdings müßten diesem Ausschuß für Mädchen auch Frauen angehören, die die Regungen der weiblichen Seele besser zu beurteilen verstehen als Männer. Es wäre das ja nichts Neues; ist doch die Frau, worüber ich später noch einmal zu berichten hoffe, gerade auf dem sozialen Gebiet in eine volle und erspriessliche Tätigkeit neben die Männer getreten.

Mögen anfangs die Erfolge zahlenmäßig nicht groß sein — jede neue Einrichtung muß sich erst einbürgern und Vertrauen gewinnen — so sollte doch keine Gemeinde, sie sei groß oder klein, diese Gelegenheit versäumen, ihrer Jugend zu helfen. Materielle Mittel sind hier — allenfalls von den Kosten für die Einladung der Eltern mit ihren Kindern und für Saalmiete abgesehen — nicht erforderlich; für die freiwillige Arbeit aber werden sich überall willige Helfer und Helferinnen finden.

Das moderne schweizerische Wehrwesen.

Von Anton Krenn, Zürich. — Hierzu 13 Porträtaufnahmen.

Die Wahrheit des Wortes vom „Volk in Waffen“ ist nirgends so zutreffend wie in der Schweiz, wo vom Großvater und Vater bis zum noch nicht der Schule entwachsenen Jüngsten alle ihre eigenen Waffen im Haus haben und damit zum Schießstand pilgern. Wie viele junge Männer haben im Ausland Gelegenheit, vor dem Antritt ihrer Dienstzeit eine militärische Waffe kennen zu lernen, während hier Knaben von 15 Jahren

unter militärischer Leitung Schuß auf Schuß ins Schwarze senden. Uebrigens werden Fremde, die zu verschiedenen Zeiten des Jahres nach der Schweiz kommen, schon die Beobachtung gemacht haben, daß auch hier ständig Truppenteile unter Waffen stehen. Dies kommt daher, weil die Ausbildungskurse vom Januar bis in den Spätherbst hinein verteilt werden, so daß eigentlich nur die beiden Wintermonate ohne Truppenaufstellungen vorübergehen. Und auch dieser Fall ist nur bedingt richtig; die großen Festungsanlagen auf dem Gotthard und bei St. Maurice im Wallis können im Winter nicht einfach geschlossen werden wie die Berghotels am Ende einer Saison, ihre Bewachung und Instandhaltung erfordert eine ständige, nicht un-

beträchtliche Besatzung. Da aber nach der Bundesverfassung die Aufstellung einer stehenden Truppe untersagt ist, so hat man hier zu einem eigenartigen Ausweg gegriffen, indem man diese Fortwache auf dem Wege der Anstellung, ähnlich wie eine Söldnertruppe, auf bestimmte Zeit verpflichtete, nach deren Ablauf es beiden Kontrahenten freisteht, den Vertrag zu erneuern oder zu kündigen. Auf diese Weise erhalten diese Besatzungen den Charakter von Beamten und Angestellten des Bundes, obwohl ihre Tätigkeit vollständig militärischen Charakter hat und sie auch unter militärischen Befehlen

stehen. Nicht mit Unrecht erblicken auch schweizerische Kreise in diesen Fortwachen die Anfänge eines stehenden Heeres.

Die Organisation des schweizerischen Heeres teilt sich in drei Klassen: den Auszug, die Landwehr und den Landsturm. Der Auszug umfaßt die Dienstpflichtigen vom 20. bis zum vollendeten 32. Lebensjahr, worauf sie bis zum zurückgelegten 40. Lebensjahr in die Landwehr übertreten. Der Landsturm umfaßt die Dienst-

pflchtigen vom 41. bis zum 48. Lebensjahr, ferner jene Wehrmänner des Auszuges und der Landwehr, die sich zur Dienstleistung in diesen Klassen nicht mehr eignen, wohl aber noch für den Landsturm verwendbar sind, ferner Freiwillige, die sich über genügende Schießausbildung und körperliche Tüchtigkeit ausweisen können. Im Kriegsfall können die vorhergehenden Klassen durch Mannschaften aus den folgenden ergänzt werden. Auszug und Landwehr ergeben heute etwa 230,000 Mann, die im Feld verwendbar sind, der Landsturm rund 300 000 Mann, wovon etwa ein Sechstel militärisch ausgebildet ist.

Die oberste Leitung des schweizerischen Wehrwesens untersteht dem Bundesrat, dessen ausübendes Organ

in Friedenszeiten das Militärdepartement ist. Diesem unterstehen der Chef des Generalstabs sowie die Chefs der verschiedenen Dienstabteilungen. Im Fall kriegerische Verwicklungen unter den Nachbarstaaten oder ein Angriff auf die Schweiz die Aufstellung einer größeren Truppenmacht notwendig machen, hat die aus Nationalrat und Ständerat zusammengesetzte Bundesversammlung einen Oberbefehlshaber, General, zu wählen, der vollständig unabhängig über die personellen und materiellen Streitmittel des Landes zu verfügen hat, um den ihm vom Bundesrat erteilten Auftrag zu



Ulrich Wille,
Kommandant des III. Armeekorps.

W. Her. Zürcher.



Phot. G. Rang.
Oberstdivisionär Brügger,
Kommandant der Gotthardbefestigung.



Phot. Zuff.
Oberstdivisionär Ed. Wildbolz,
III. Division.



Phot. Arlaud.
Oberstdivisionär A. Galiffe,
II. Division.



Phot. de Jongh.
Oberstdivisionär Steinbuch,
V. Division.



Phot. Zuff.
Oberst Jand,
Kommandant der Festung St. Maurice



Phot. Racroix Hls.
Oberstdivisionär Audéoud,
IV. Division.

lösen. Das Militärdepartement führt bis zur Wahl des Generals die Geschäfte der Heeresleitung, nach dieser leitet es den Territorialdienst. Im Kriegsfall wird auch der Chef des Generalstabs neu gewählt, wobei der General beim Bundesrat nur ein Vorschlagsrecht besitzt. Seit General Hans Herzog bei Anlaß der Besetzung der schweizerischen Westgrenze, 1870, zum Oberbefehlshaber gewählt wurde, ist dieser Rang in der schwei-



Phot. de Jongh.
Oberstdivisionär E. H. Bornand,
I. Division.



Phot. Arnaud.
Oberstdivisionär Paul Schiekle,
VI. Division.

zerischen Armee nicht mehr vergeben worden. Sein Vorgänger in diesem Grad war General Dufour, der Besieger des Sonderbundes.

Daß die schweizerische Armee hinsichtlich ihrer Ausrüstung und Bewaffnung allen Militärgroßstaaten ebenbürtig ist, dürfte auch im Ausland bekannt sein; diesem Punkt des Wehrwesens wird alle Sorgfalt gewidmet und keine Kosten gescheut. Gegenwärtig wird das Infanteriegewehr

zur Einführung der neuen Spitzgeschossmunition mit neuen Läufen ausgerüstet, die Artilleriebewaffnung mit den neuen Kruppischen Rohrrücklauffschneißfeuergeschützen ist seit drei Jahren vollendet, und für die Einführung der Schnellfeuerhaubitzenbatterien hat das Parlament erst im laufenden Jahr die Mittel bewilligt. — Seit dem ersten April dieses Jahres ist auch die neue Militärorganisation in Wirksamkeit getreten, die in der inneren Einteilung des Heeres große Änderungen mit sich brachte. Die früher bestehenden vier Armeekorps zu je zwei Divisionen sind aufgehoben und als oberste Heeresseinheit die Division gestellt worden.



Jsaak Iselin,
Kommandant
des
II schweizerischen Armeekorps.
Phot. Arenn.

bände und sind selbstständig organisiert, sie stehen nur unter Kontrolle der zugeteilten Armeeeinspektion. Es bleibt uns nun noch, die an der Spitze des schweizerischen Heerwesens stehenden Männer vorzustellen: Chef des Militärdepartements ist seit Neujahr



Phot.
Endreßl.

Dr. Arthur Hoffmann,
Mitglied des Bundesrates und Chef des
Militärdepartements.

den, die dafür um eine Brigade verstärkt wurde. An Stelle der früheren acht Divisionen bestehen jetzt deren sechs mit der Numerierung 1—6. Die neugeschaffenen drei Armeekorpskommandos haben die Funktionen von Truppeninspektionen, welchen die Kontrolle über die Ausbildung, Kriegstüchtigkeit und Bereitschaft der ihnen zugewiesenen Divisionen und Festungsbesatzungen sowie die Leitung der Übungen mehrerer Heeresseinheiten zukommt. Die Besatzungen der Festungen am Gotthard und St. Maurice stehen außerhalb der Divisionsver-

1912 Bundesrat Dr. Hoffmann, nachdem der langjährige Vorsteher Bundesrat Oberst Müller zur Leitung eines andern Departements übergegangen ist. Chef des Generalstabes ist Oberstkorpskommandant v. Sprecher v. Bernegg, früher auch Kommandant des jetzt aufgehobenen IV. Armeekorps. Von den drei neugeschaffenen Armeekorpskommandos ist das I. wieder dem bisherigen Führer Oberstkorpskommandanten Peter Isler zugeteilt worden, das II. Armeekorps ist mit dem bisherigen Divisionär, jetzigen Oberstkorpskommandanten Jsaak Iselin besetzt, während der bisherige Führer des III. Korps Oberstkorpskommandant



Phot.
Giffelle.

Th. v. Sprecher v. Bernegg,
Chef des schweizerischen Generalstabs

Ulrich Wille in der Leitung des neugebildeten Korps wieder bestätigt wurde. Die neuen Divisionskommandanten sind bereits unter der alten Organisation Divisionsführer gewesen. Es kommandieren: Oberstdivisionär Bornand die erste, Oberstdivisionär Galiffe die zweite, Oberstdivisionär Wildbolz die dritte, Oberstdivisionär Audéoud die vierte, Oberstdivisionär Steinbuch die fünfte und Oberstdivisionär Schießle die sechste Division. Zum Kommandanten der Gotthardbefestigung ist Oberstdivisionär Brügger, zum Kommandanten der Festung St. Maurice Oberst Fama ernannt.



Phot. Arenn.

Peter Isler,
Kommandant des I. Armeekorps.

Deutsche Ballonaufnahmen: Der Rhein.

Von Hugo Kühn. — Hierzu 5 Originalaufnahmen des Verfassers.

An einem Juninachmittag war es. Auf Luftschiffstation Baden-Dos waren die günstigsten Meldungen der meteorologischen Bureaus eingelaufen. Also wurden die letzten Vorbereitungen zum Aufstieg nach Frank-

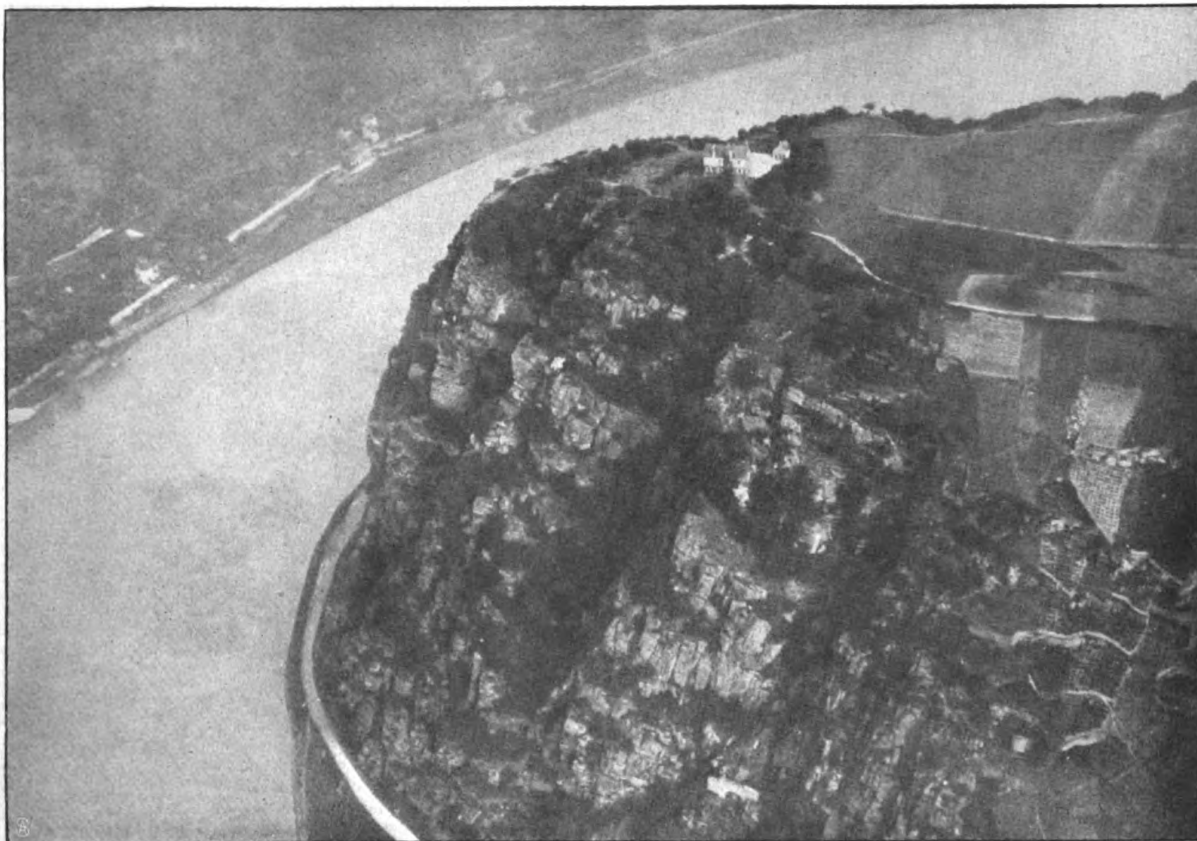
furt a. M. getroffen, und schon 15 Minuten nach Eingang der letzten Nachricht ging der stolze Kreuzer in die Lüfte. Zwei weitere Minuten, und wir kreuzen über dem lodenden Baden-Baden, wenden in eleganter



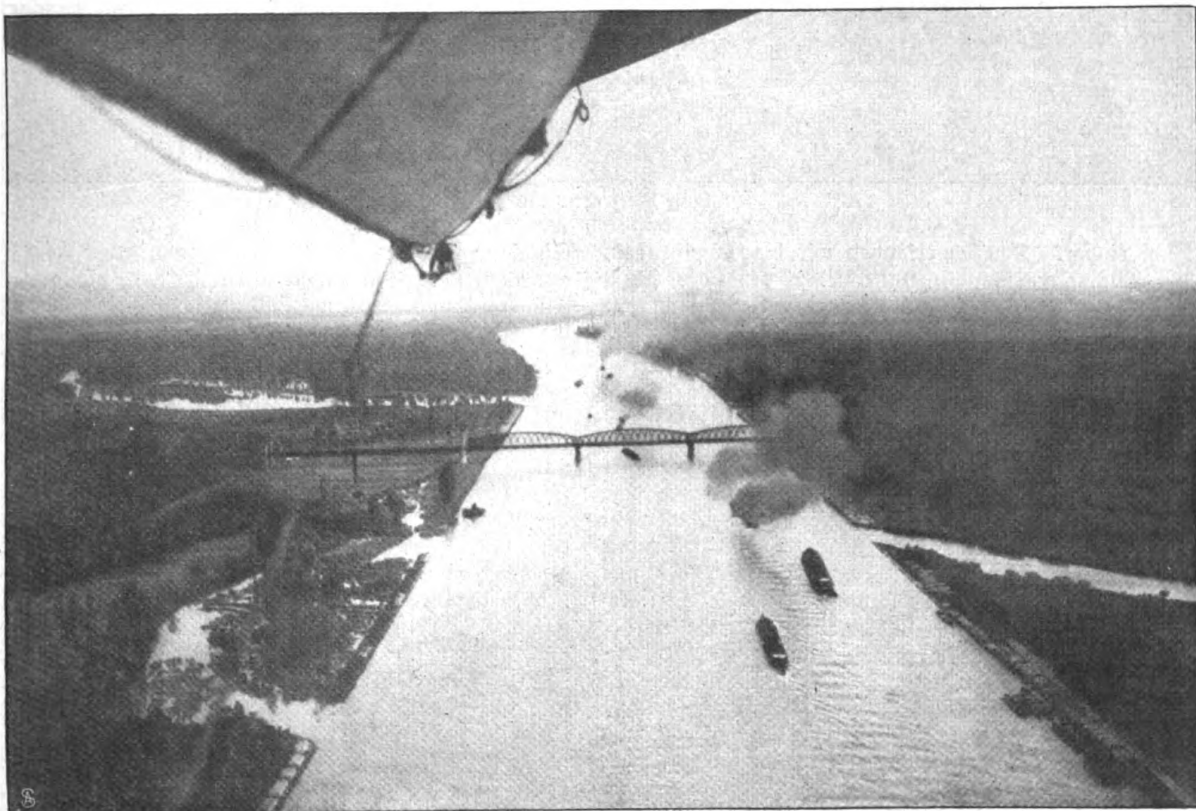
Salzig
am Rhein.

Blick auf den Rheinstrom.

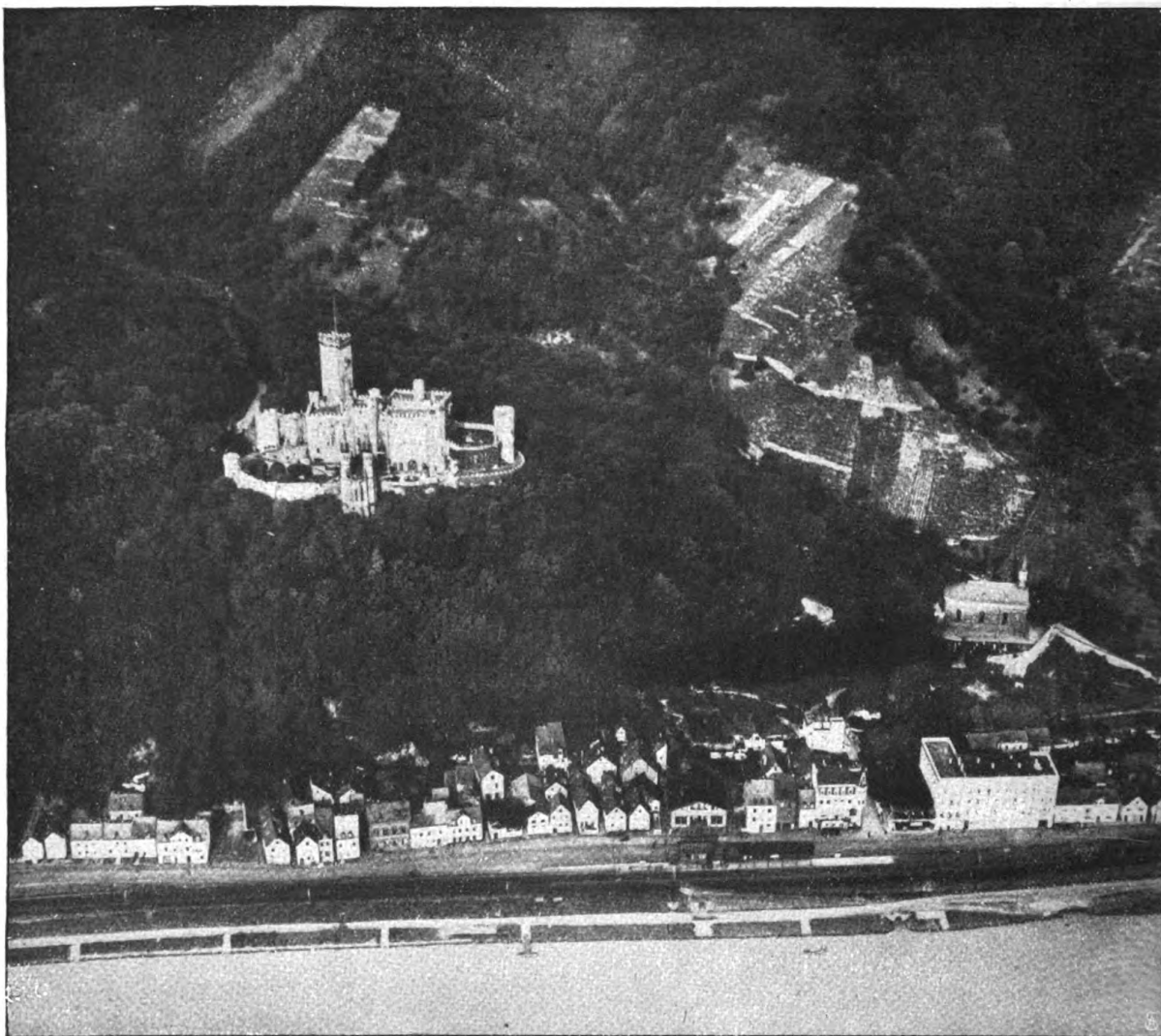
Kurve und steuern direkt über den Rennplatz Iffezheim dem Rhein zu. Ich habe Zeit, in der ähnlich einem komfortablen Speisewagen ausgestatteten Kabine am Mittelfenster mich „häuslich“ niederzulassen und so die ersten Vorbereitungen zu treffen. Als erstes dankbares Objekt bietet sich der Linse die strategisch wichtige Rastatt-Hagenauer große Brücke dar. Es fällt nicht so leicht, ja, es wird nötig, durch den Laufgang in die Gondel vorzudringen. Vorsichtig hebe ich den Apparat über „Bord“, ein rasches Visieren wie ein wohl berechnetes Exponieren, und — die erste Aufnahme ist gemacht. Zur Kabine zurück; Bild um Bild zieht jetzt unter uns hinweg. Wir sind längst landeinwärts gebogen, sind kaum 30 Minuten „oberwegs“, und schon leuchten rot die ersten Häuser der badischen Residenz in freundlichem



Der Loreleyfelsen.



Die Rheinbrücke bei Raftst.



Schloß Stolzenfels am Rhein.

Licht empor. Deutlich erkennen wir die Hauptstraßen, die Post, das Schloß, und weiter geht der Flug. Fluren und Acker, in peinlich geordneter Symmetrie zu schauen, dehnen sich, unübersehbar; und dort — richtig — wo Dunstwolken dem Blick begegnen, das muß unbedingt Mannheim sein. Es ist in kurzer Zeit erreicht. Leider liegt der Rauch in Schleiern über dem Häusermeer. Vergebliche Mühe, hier photographisch etwas zu erreichen. Weit günstiger bieten sich die nachfolgenden Städte Speyer, Worms für Aufnahmen dar. Eine Lust und Sicherheit hat uns überkommen, die nicht zu vergleichen ist mit den „Genüssen“ im federnden Aut' oder im Lugecoupé; dazu ein Eifer, der uns nimmermehr ruhen läßt. Kaum, daß etwas von Ermüdung zu merken, wie sie das stete Bereithalten der Kamera sonst mit sich bringt. Der starke Luftdruck außerhalb der Kabine verlangt tüchtiges Festhalten des Apparats. In der Kabine ist von Luftzug nichts zu merken. Ein Bahnzug nimmt ein Rennen mit uns auf. Vergebliche Mühe! Er bleibt schon innerhalb der nächsten Minuten weit hinter uns, außer Sicht. Das hat uns wieder an unsern „Betrieb“ erinnert, denn ganz vergessen haben wir Motoren und Propeller, ihr

Singsang ist uns zur Melodie geworden. Nebenam am Tisch steht Sekt; man unterhält sich, plaudert im Flüsterton, und jedes Wort ist verständlich. Nichts stört die Ruhe des Augenblicks. Jetzt wird der Main zum Begleiter, und wir erblicken von ferne Zinnen, Türme, Brücken, Kirchen des breit hingelagerten Frankfurt a. M. mit seinem für uns als ein Riesenspielzeug erscheinenden Hauptbahnhof. Wir schauen in Straßen und Gäßchen, noch eine Schleife über der Stadt, und glatt, wie auf Federtissen, sind wir draußen auf dem Fluggelände vor der Stadt gelandet. Auf dieser Fahrt war es bei dem schwachen Licht schwierig, eine gute Aufnahme zu machen, zumal das Schiff 90 Kilometer fuhr. Nur großer Erfahrung habe ich das Gelingen solcher Aufnahmen zu verdanken. Das Objekt ist, im Nu passiert, auch schon vorbei, und deshalb muß alles gerichtet sein. — Der kommende Tag sieht uns morgens 5 Uhr schon auf dem Platz zur Weiterfahrt nach Düsseldorf. Punkt 5,50 Uhr fallen die Laue, und frohes Muts geht es hinein in den hellen, jugendfrischen Morgen. In wunderbarer Frühtoilette liegt Wiesbaden unter uns, Kuranlagen und Schauspielhaus sind scharf erkenntlich, dann biegen wir rheinwärts, eine kurze Spanne Zeit

nur, und die Silhouette des Niederwald-Denkmales hebt sich imposant aus den Schleiern. Das Herz weitet sich, die Augen können nicht fassen, was hier der Rhein-
strom an Schönheit dem Auge bietet. Und jetzt — es ist 7 Uhr — wir fliegen im 90-Kilometer-Tempo — hebt sich scharfartig der Loreleifelsen aus den Wellen des Rheins. Es heißt arbeiten, all diese Eindrücke für immer auf der Platte festzuhalten. Dampfer ziehen rheinauf und -ab, Sirenen rufen unaufhörlich uns ihre Grüße zu. Jede Aufnahme erheischt eine Belichtung von etwa 300—1300stel Sekunden. Schwierig ist's — die Fahrt wurde durchweg mit 90 Kilometer Geschwindigkeit gemacht — doch es gelingt. Wunderbar ist der Einblick ins Rheetal und die Seitentäler der Lahn gewesen; Erinnerungen stolzer Art rief die Burg Caub bei Pfalz wach, mit dem die Höhe begrenzenden Blücherdenkmal. Wir gleiten durchschnittlich in Höhe von 250—300 Meter über dem Rhein hinweg. Treu folgt uns der Schatten des Luftschiffes, wohin nur immer die Reise geht; lächerlich ist es, von Schwindel zu reden. Jetzt ist Koblenz und die Moselmündung

erreicht, jetzt Ehrenbreitstein, doch weiter geht die Fahrt, dem Siebengebirge, dem schönen Bonn zu, dessen Un-
versität unsere Blicke fesselt, über Köln, das wir mili-
täischen Gründen zuliebe umgehen, der Gartenstadt
Düsseldorf und damit dem Endziel unserer Fahrt ent-
gegen. Wie einzig liegt es hingebettet, wie stolz spannen
sich Pfeiler um Pfeiler über Deutschlands besungensten
Strom. Auch hier heben sich die Hauptpromenaden,
Parkanlagen wie dunkelgrüne Wiesen vom übrigen
schimmernden Gemälde ab. Wenn wir so über dem
Rhein kreuzen, hat uns ein Gefühl überkommen, das
lauterste Freude heißt. Allmählich nur fallen wir, der
Golzheimer Heide zu, die Luftschiffhalle ist längst in
Sicht, und nach weiteren 10 Minuten sind wir wohl-
geborgen in der Halle. Wir scheiden nicht, ohne dem
maderen Führer Herrn Dipl.-Ing. Dörr die Hand
gedrückt zu haben, wir verlassen den riesenhaft vor uns
ruhenden Lufttitanen nicht, ohne auch ihn liebevollen
Blickes zu umfassen und von ihm Abschied zu nehmen wie
von einem edlen Kenner, der die deutschen Farben nun
schon an die hundertmal erfolgreich zum Ziel getragen.

Spaziergang.

Ganz in grünen Schleiern lag die Welt,
als wir durch die weiten Wiesen gingen,
und der Tag war wunderbar erhellt,
als ob an den Bäumen Sonnen hingen.

In der Ferne stieg ein stiller Rauch
in den blauen Himmel, und das Lachen

trunkner Dögel hinter einem Strauch
gab den Mut mir, endlich zu erwachen —

Plötzlich sah ich deine reine Glut,
alle Bitternis war jäh zu Ende,
hingerissen horchte auf mein Blut,
und du reichtest schweigend mir die Hände.

Ludwig Minder.

Der Riese von Wertach.

Aus den Memoiren eines Burgenforschers. Von Bodo Wildberg.

Manchmal noch, wenn ich die Augen zur Nach-
mittagsruhe schließe, erschreckt mich eine langbärtige
Riesengestalt, die unvermittelt aus den Dämmerungen
des beginnenden Schlummers aufragt. Sie greift nach
mir und will mich in einen finstern Abgrund hinab-
stürzen. Wir ringen miteinander, und ich erwache —
gottlob, es war nur eine Erinnerung, eine Wiederkunft
des Erlebten im Traum.

Vor einigen Jahren hatte ich meine Aufmerksamkeit den
halbverfallenen Schlössern der inneren Alpen zuge-
wendet. Dort lenken die Größe der Bergformen und der
selbstmörderische Wetteifer der Alpinisten die Aufmerk-
samkeit zu sehr von den zerstörten oder nur noch not-
dürftig erhaltenen Schloßbauten ab, die sich hie und da
in wenig besuchten Tälern an die Wand des ungeheuren
Gebirges schmiegen. Im Flachland ist jedes ältere
Landhaus eine Wertwürdigkeit, im Mittelgebirge besitzt
fast jede Burg ihre Literatur, ihre geschriebene Geschichte,
ihr Wirtshaus und ihr Fremdenbuch. Doch in den hohen
Alpen kümmert sich niemand um wüste Mauerreste, die
oft kaum von ihrer wildgerissenen Felsumrahmung zu
unterscheiden sind.

So sehr war ich selbst von dieser Nichtachtung der
Alpenburgen angestekt worden, daß ich meinen Besuch
des Schlosses Wertach nicht zur Hauptsache machte, son-
dern ihn nur ganz beiläufig mit einer Übersteigung des
Rimaljochs zu verbinden gedachte. Mein Wirt im
Inner-Pallans sagte mir, daß man beim Herabsteigen
vom Joch die Wertachburg rechts unten in einem Tal-
winkel hinter schwarzen Tannen hervorlugen sähe. Es
gehe aber selten jemand hin, der nicht gerade Lebens-
mittel auf die Burg zu bringen oder sonst etwas aus-
zurichten habe. „In dem bewohnten Teil haust der
Riese — so nennt man ganz allgemein den Kastellan oder
Schloßverwalter, einen wunderlichen weltcheuen Mann,
der niemals ins Dorf zur Kirche geht und überhaupt
nicht mehr als nötig mit den Leuten spricht.“ Der eigent-
liche Besitzer sei ein ungarischer Millionär, der die Halb-
ruine mit einem Jagdrevier gekauft habe, um sie dann
wieder samt diesem Revier zu vergessen.

Ich stieg am frühen Morgen die Mattenhänge des
Jochs hinan. Auf der Höhe rastete ich, sah im Norden
eine grünblaugelbliche Fadenreihe hinter der anderen,
im Süden die eisigen Nadeln der Zentralberge, von

denen eine durch ihr zimtrottes Schneefeld seltzam aus der Gesellschaft hervorragte. Ich pflückte eine Gentrane, die stengellos aus dem Rasen blaute, frühstüdtete und ließ dann in der wachsenden Mittagsglut die weichen Hänge der Nordseite unter meinen Füßen verschwinden. In ungewöhnlich übermütiger Stimmung tanzte ich über die prallen Matten hin — bis mich auf einmal ein warnender Geist noch im letzten Augenblick anhalten machte. Denn ich war in meiner seltenen Vergnügtheit nicht genug auf den Weg bedacht gewesen und sah mich nun am Rand eines schroffen Absturzes, der die Grashalbe mit scharfem Schnitt kürzte und fast lotrecht in ein finsternes Waldtal hinunterbrach.

Mein Erschrecken und die sanfte Macht des sicheren Erdbodens zogen mich augenblicklich auf die Knie — dann streckte ich mich aus und kroch vorsichtig bis an den Rand des Abfalles. Unter mir erblickte ich Fichten und Tannen, die mit ihren gotischen Spizen zu mir durch die Luft heraufstiegen schienen — doch wuchsen sie mehr als hundert Meter tiefer, als die oberflächliche Berechnung des Auges vermutet hatte. Und zwischen den Gipfeln der Nadelbäume bemerkte ich Streifen uralten Mauerwerkes. Ich war an den oberen Rand des Nebentales gekommen, wo die menschengemiedene Feste Wertach lag.

Diese Erkenntnis belebte aufs neue meine Forscherleidenschaft. Zuerst suchte ich mir aus dem im Walde sichtbaren Mauerstreifen einen Plan der Ruine zusammenzustellen. Ihr westlicher Teil war mit einem verwitterten Schindeldache bedeckt, auf dem große helle Steine lagen. Daran schloß sich ein Rundturm, dessen Spitzdach ebenfalls aus Schindeln bestand. Das Wertwürdigste und zugleich das Romantischste an der ganzen Anlage war, daß ein Bergstrom, offenbar der Pate des alten Baues, die Wertach also, in einer Reihe von Fällen die Ruine durchbraute. Und zwar setzte er nicht weit von meinem Standort in einem wundervollen Sprung zum oberen Graben der Burg hinab, dann eilte er in brennend weißen Raskaden durch das Schwarz und Grau des Trümmerwaldes und verließ endlich unterhalb des Rundturmes mit einem zweiten todesmutigen Satz die Feste, um dann tief im Grunde zu zerstäuben.

Längs des oberen Falles, das erkannte ich also gleich, würde sich auch ein Abstieg zur Burg finden lassen. Behutsam sank ich an der Westwand der Stromschlucht von Strauch zu Strauch. Einige bange Augenblicke verbrachte ich auf dem untersten schmalen Absatz der Lehne. Hier ging sie steil in die Burgmauer über. Da bemerkte ich Stufen im Felsgestein. Sie führten zu einer Brücke aus unbehauenen Blöcken. Der Graben war seicht, da die Fülle des Baches nach unten drängte und, im Bogen um die Reste des Palas schäumend, der Neigung des Abhanges bereitwillig gefolgt war. Ich stand alsbald innerhalb der Burgmauern, und im schauernden Frieden der Tannen überfiel mich nach langer Zeit wieder die spürbare Entdeckerfreude, die der Hauch eines ungekannten Baumerkes wohl noch kräftiger zu wecken vermag als es eine unerforschte Landschaft imstande wäre.

Ich durchmaß zuerst die dachlosen Räume, in deren Nadelwildnis ich von oben hineingesehen, erkannte die Lage der Kapelle und umschritt das unzugängliche Biered des immer noch unerschüttert dastehenden Bergfrieds. Eben wollte ich meine Aufmerksamkeit den Wehrgängen zuwenden, da schlug mir die Erscheinung des Burgwarts als ein Mittagsgespinnst in die Augen, so daß ich wie ein würdelloser Waghund zurückfuhr.

Er trat plötzlich aus einer Fichtenwand zu meiner Linken. Ich hatte ja von seiner Leibesgröße reden gehört, aber einen solchen Riesen hatte ich doch nicht in ihm vermutet. Sieben Fuß mochte er zum mindesten messen, und die Gewalt seiner Glieder entsprach ohne Zweifel ihrer Länge und Mächtigkeit. Sein Haupt war unbedeckt. Ein rostfarbener, mit Weiß und Grau vermischter Bart hing ihm über die Brust hernieder; er trug einen schlechten Jägeranzug und hohe Stiefel. Sein Blick war das einzige, das nicht zu einem rechten Riesen paßte. Denn die Augen hatten etwas Wäßriges, unklar Tastendes, Verschwimmendes in ihrem bläulichen Grunde.

„Alsdann, wie kommen Sie hierher?“ waren seine ersten, nicht allzu freundlichen Worte.

Ich stellte mich ihm als Burgenfreund und Forscher vor und erklärte ihm, wie ich versehentlich auf einem Umweg in die Feste herabgekommen war. Er zeigte sich rasch befänstigt und lud mich ein, erst eine Stärkung zu nehmen, dann würde er gern den Führer durch die Ruinen machen.

Wir schritten einen anmutigen Weg entlang; denn man trat auf saftgrünen Rasen, links hauchte das Burgdickicht seine Harzdüfte, zur Rechten lief die hellgraue Nordmauer der Feste, schön beginnend mit wohlgehaltenem Wehrgang. Am Ende der schmalen Allee düsterte der dicke Rundturm, den ich von der Alm aus gesehen hatte, mit einer romantischen Pforte, zu der ein paar Stufen hinaufführten.

Mit einer ziemlich großartigen Bewegung seiner starkbehaarten, knorrigen Lagen forderte mich der Riese zum Vortritt auf. Ich zögerte. Es war, als griffe eine Hand aus dem sonnenwarmen Waldgang hinter mir nach meiner Schulter, um mich ins Licht, Lebendige zurückzuziehen. Doch ich bekämpfte diese Regung. Wir traten in einen schummerigen Vorraum, den eine unangenehme Kälte und jener Angstgeruch erfüllte, der den meisten Örtlichkeiten anhaftet, die mit den Schrecken alter Zeit gesättigt sind.

Der Kastellan wies auf eine eisenbeschlagene Tür. „Unser Berlies!“ sagte er. Weiter nichts. Dann schob er mich eine enge Holztreppe hinauf und in eine gemeißelte niedere Stube, die nach Westen über die Wälder und auf die almgrünen Vorberge sah.

Hier schien es gar friedlich; der riesenhafte Burgwart schenkte mir vom landesüblichen Rötel ein und nahm sich sogar die Mühe, einen Schmarren zu bereiten. Dann stiegen wir wieder hinunter, und ich zog mein Taschenbuch, um die Anlage der Burg für mein Werk „Die Schlösser der Alpen“ in allen Einzelheiten zu vermerken.

Es nahm mich nicht allzusehr Wunder, daß der Kastellan stets von „unserer“, oft auch von „meiner“ Burg sprach. Das mochte so eine Gewohnheit alter Diener sein, die sich gern mit ihrer Herrschaft und dem ihnen anvertrauten Hause in eins verschmelzen.

Meinem Wunsche, nun auch den oberen Teil, das jenseits des in Fällen niederschäumenden Baches gelegene Hochschloß, zu untersuchen, begegnete der Gigant mit Aufschub und Zögern. „Das lassen wir doch lieber auf morgen,“ warf er ein, „der Herr muß doch bei mir übernachten, die Sonn geht schon hinter den Almkogel da drüben.“

So gab ich denn nach. Der Kastellan schloß mir ein Zimmer auf, das ungefähr über dem Burgtor liegen mochte. Es war sauber und sehr einfach. Ich verglich

noch allerhand Notizen, dann sank ich auf die harte Bettstatt und schlief wie erschlagen, bis der Riese, mit einem kleinen Hafen Milch beladen, an die Türe klopfte.

„Wir halten uns Ziegen hier,“ sagte er, mehr erklärend als entschuldigend, „auf die Senner ist kein Verlaß; die möchten uns Ritter verdursten und verhungern lassen, das wär' ihnen ein Hauptpaß.“

Mir schien die Verallgemeinerung etwas komisch, indessen haben Einsiedler ihre besondere Art zu scherzen.

Nicht ohne abermaliges Zögern begleitete mich der Burgwart endlich zu einem morschen Holzsteg, der über den wütenden Bach in die Ruinen des Hochschlosses führte. Auf dem Wege dorthin fand ich ein Hufeisen. Der Riese nahm es auf und zerbrach es ohne weiteres zwischen seinen Fingern.

„Sie haben ja Kräfte wie jener Polenkönig und Kurfürst von Sachsen, der im achtzehnten Jahrhundert“ . . .

„Im achtzehnten Jahrhundert?“ fragte der Riese in ehrlichem Staunen. „Da müßte er ja erst noch kommen.“

„Erst noch kommen?“ gab ich nicht minder erstaunt zurück, „wie meinen Sie das?“

„Nun, lieber Herr, wir zählen doch Anno Domini Dreizehnhundertundfieben!“

Wir standen nicht weit von der äußersten östlichen Fassade des Hochschlosses. Das Gestrüpp der Fichten versperrte überall die Ferne.

Mir kam mit einem Male die unerfreuliche Einsicht, daß ich es mit einem Monomanen zu tun hatte, der sich für einen Ritter und Burgherrn aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts hielt.

Doch irgendein Rest dummen, jugendlichen Übermutes schaltete mich an, die Schrulle des alten Burgwärtels zu nähren.

„Ach, Vergehung!“ sagte ich. „Dann wissen Sie doch auch, edler Gastfreund, wo der Schatz verborgen ist, den Ihr seliger Großvater Hugo von Wertach hier eingesharrt haben soll, als der Kaiser die Burg berannte.“

Zuweilen gibt uns ein feindseliger Dämon gerade das Törichtste ein, und wir stehen von allen guten Geistern verlassen. In den wässerigen Augen des Alten leuchtete ein wunderbar böser, gieriger Schein auf. Er machte eine Bewegung, als ob er mich an den Schultern fassen wollte. „Also, Ihr wißt, daß die Goldgulden hier versteckt sein müssen? Wißt wohl gar die Stelle? Sagt es mir, und wir wollen teilen . . . sonst“

Der Kastellan verschluckte seine Drohung. Sehr beunruhigt durch die Haltung des alten Narren, gab ich ihm hastig die Versicherung, daß ich nichts wüßte. Ich trug aber kein Verlangen mehr nach einer weiteren Durchforschung der Trümmer. Das schien auch dem Burgwart recht, und wir machten uns auf den Rückweg. Mein Rucksack und ein Teil meiner Aufzeichnungen lagen noch oben in dem Zimmer über der Einfahrt. Stumm geleitete mich der Riese zum Eingang des Rundturmes.

Und wieder schien eine Stimme zu mir zu sprechen: „Laß alles da liegen, kehre um und flieh!“ Aber meine Vernunft widerstrebte. Wir betraten den kalten, gewölbten Vorraum. Da griffen die ungeheuren Hände des Alten nach mir und packten mich mit eisernen Klammern. Die Linke ließ wieder los; eine dieser Hände genügte, um mich mehrlos zu machen. Mit der anderen hatte er im Nu die niedrige, feste Tür aufgeschlossen, dann fühlte ich einen Stoß, polterte über Steinstufen in eine ungewisse Tiefe und verlor das Bewußtsein.

Mein Ohr erwachte vor den übrigen Sinnen. Es vermittelte mir ein furchtbares Säusen, ein orgelartiges Rauschen und Gurgeln wie von vielen Gewässern.

Dann wehte mit feuchtem Staub ein seltsam eiskalter Brunnengeruch auf mich ein. Ich öffnete die Augen. War es Nacht oder lag ich hier an der Wende des zwanzigsten Jahrhunderts — in einem mittelalterlichen Kerker, der nicht Mond noch Sonne kannte?

Allmählich lernte ich jedoch sehen und erkannte, daß der Raum nicht völlig finster war. Das Getöse kam von einem Sturzbach, der mit schneeigem Aufspritzen den tieferen Teil der Vertiefes durchtobte.

Hatte die Wertach im Laufe der Jahrhunderte sich durch diese Mauern hindurchgewühlt oder war in dieser Vorüberleitung des freirauschenden Baches eine besondere Grausamkeit der ehemaligen Zwingherren zu erblicken? Ich weiß es noch heute nicht.

Aber die Nachbarschaft des heulenden Gewässers erfüllte mich mit trügerischer Zuversicht. Wo dieses sich Bahn gebrochen, bot sich vielleicht ein Ausweg auch für einen guten Kletterer. Doch bald erkannte ich, daß die Flut, in einem engen Loche eingezwängt, dem traurigen Gewölbe entströmte — von dort also kam mir keine Rettung. Stundenlang lag ich in verworrener Not auf den Steinfliesen. —

Der Kastellan stand vor mir. Ich hatte doch, trotz allem, geschlafen. Und hatte fürchterlich geträumt. Auf einer Eisscholle schwamm ich hinaus in ewige Nächte.

Der Kastellan lachte. Ich sah es beim Schein einer Stallaterne, die er auf den Boden gestellt hatte. Er sah ungeheuer groß aus. Er fragte mich, ob ich ihm jetzt den Verstand des Schatzes angeben wolle.

Ich war aufgestanden und hatte mich an die Felswand gelehnt, wo sie vom Bache am meisten entfernt war.

„Sie bringen sich noch ins Zuchthaus“, drohte ich, durch den langen Angstschlaf doch ein wenig gestärkt. „Wenn ich hier zugrunde gehe, kann es Ihnen den Kopf kosten.“

Wieder lachte der alte Kastellan, und sein Schatten tanzte grauenvoll auf den schäumenden Wassern.

Ich versuchte es mit Unterwürfigkeit. Auch der redlichste Mensch kann durch den Zwang einer unerwarteten Lage zur Verstellung, zur List gelangen. Ich bat den Riesen mit aller einem Burgherrn zustehenden Höflichkeit, er möchte mich herauslassen, ich würde ihm den Schatz schon zeigen. Er lachte nur.

Da jammelte sich in mir der Drang nach Selbsterhaltung zu verzweifelter Entschlossenheit. Ich bog den Kopf tief nach vorn, als wollte ich ihn demütig um Gnade und Erbarmen anflehen. Dann schnellte ich mich mit einem rasenden Sprung nach vorn und rannte meinen harten Schädel gegen den Leib meines Peinigers.

Das war dem Riesen unerwartet gekommen. Er glitt auf den schmierigen Fliesen aus, er stürzte rücklings mit ungeheurem Aufschall in den weißbrodelnden, brüllenden Kessel des Burgbaches.

Wie ich zur Tür gekommen, ist mir nicht mehr bewußt. Sie stand offen, und draußen lag Sonnenschein. Ein Sommermorgen verherrlichte die Feste, die Grasberge hoben sich in klaren, köstlichen Blau.

Ich flog der Einfahrt zu, fand sie unverschlossen, jagte wie im Wahnsinn den Berg hinab, lief stundenlang durch Wälder, bis ich im Talgrunde den Rauch eines Bauernhofes erblickte. Da fühlte ich mich geborgen, sank

auf einer Lichtung in praller Sonne zu Boden und schlief im Grafe viele Stunden lang.

Als ich mich von diesem Erlebnis erholt hatte, war ich noch sehr im Ungewissen, ob ich es nicht lieber ganz verschweigen sollte. Ich fürchtete behördliche Weiterungen und Verhöre. Doch schuldete ich auch wieder meinen Mitmenschen eine Warnung vor dem Wahnsinn des Kastellans.

Dieser Unentschlossenheit machten jedoch zwei Notizen des Provinzblattes ein Ende. Jetzt durfte ich schweigen.

Ich las da: „An der welkengelegenen, sogar vielen Touristen unbekannten Ruine Wertach, die von dem gleichnamigen Bache durchströmt wird, hat sich seit kurzem eine bemerkenswerte Veränderung vollzogen. Einige Holzfäller, die im Forste unterhalb der Burg arbeiteten, nahmen wahr, daß der Wasserfall, der aus den Trümmern hervorschäumt, seine Lage gewechselt hat. Er stürzt

gegenwärtig nicht mehr neben dem noch erhaltenen Eckturm, der Wohnung des Kastellans, sondern ziemlich weit oberhalb desselben zu Tage.“ Etwas später las man dieses: „Aus dem Wertachtal. Auf eigentümliche und fast geheimnisvolle Weise starb hier der wackere Schlosswart, der im Tale drunten als „der Riese von Wertach“ bekannt war. Bei einem seiner seltenen Besuche fand der Landbriefträger den nördlichen Burggraben überschwemmt und sämtliche Keller unter Wasser. Der Kastellan war verschwunden. Nach einiger Zeit beauftragte eine Kommission die Feste. Nun hatten sich die Fluten verlaufen, und in dem engen ehemaligen Ausgange des Baches entdeckte man den Körper des „Riesen“, der hier den Abfluß verstopft und so die Wertach gezwungen hatte, an einer andern Stelle die Burg zu verlassen. Wie er dort hingeraten ist, wird man wohl nie erfahren — doch ohne Zweifel hat er in treuer Pflichterfüllung ein ehrenvolles Ende gefunden.“

Der Wiener in der Sommerfrische.

Von Ludwig Klinkenberger. — Mit 10 photographischen Aufnahmen von H. Schuhmann.

Wenn ringsum die Welt blüht und duftet, wenn von den grünen Bergen her, die das Wiener Häusermeer umsäumen, der Sommer hell und fröhlich in die Stadt hineinjubelt, dann verlassen sie die Wiener und ziehen hinaus ins Weite. Wie die Waldgötter sich freuen, wenn sie so vielen Besuch bekommen von den luft-hungrigen Stadtkindern, die ihre Lungen gierig mit Ozon füllen. „Ganz Wien“ ist laut eigener Angabe fort. Denn da auch „ganz Berlin“ und „ganz Paris“

in den Bergen, den Bädern und am Meeresgestade weilt, so würde es einer Großstadt, die auf sich hält, schlecht anstehen, in der Saison morte zu Hause ange-troffen zu werden. In den Wighlättern lesen wir bloß noch ländliche Szenen, und mit Rücksicht auf die hohe Temperatur machen die flott gezeichneten Damen nur ganz kurz geschürzte Bemerkungen, wie es denn überhaupt den Anschein hat, daß Frauen und Mädchen in diesen lockeren Zeitschriften mit ihren Nebenmenschen



Eine Partie Tarock im Grünen.



1. Ankunft des paketeladenen Wagens. 2. Kaffeekränzchen in der Hinterbrühl. 3. In Erwartung von Papa. 4. Gänsefisch. 5. Heißer Kampf beim Tennis-Turnier.

Das Leben in der Sommerfrische.

erst dann zu sprechen beginnen, wenn sie sich eben im tiefsten Negligé befinden . . . Die Massenflucht beginnt in den ersten Julitagen mit den Schulferien. Alljährlich wiederholen sich die gleichen Auswanderungszenen. Weib und Kind stürmen hinaus aufs Land, während die armen Männer die Last des Sommerlebens in der vom tiefsten Frieden erfüllten einsamen Stadt geduldig weiterschleppen, sofern nicht die teure Ehehälfte ihrem Mann das

Opfer der Vorsicht bringt, in eine benachbarte Sommerfrische zu ziehen, und ihn zwingt, nach des Tages Arbeit und Mühen allabendlich hinauszukommen. So klagt seufzend ein braver Familienvater, daß für ihn die Sommermonate einen Aufenthalt von rund 300 Stunden im Omnibus oder der elektrischen Bahn sowie im Eisenbahnwaggon und die täglichen Hin- und Rückfahrten aufs Land und in die Stadt zusammen genommen eine Reise von 2000 Kilometer bedeuten.

Den Sommer in Wien zu verbringen, das wäre nicht schick. Lieber trägt man die entbehrlichen Effekten ins Leihhaus, um aufs Land zu gehen und die be-



Mittagskonzert der Badener Kurkapelle.

quemen Stadtquartiere mit engen, primitiven Dorfwohnungen zu vertauschen. Man darf es dem Wiener auch nicht übel nehmen, wenn er, mag es selbst über seine Verhältnisse gehen, nicht daheimbleiben will. Der nahe Wald, die herrlichen, wunderbar gelegenen Ortschaften in unmittelbarer Umgebung locken zu sehr. Der liebliche Wiener Wald stärkt alljährlich Hunderttausende von Erholungsbedürftigen. Dem Wiener hat der liebe Gott reiche Naturschätze

in den Schoß geworfen. Wie ein Schatzkästchen vereinigt Wiens Umgebung alle Schönheiten der Alpenwelt in einer gedrängten, aber dadurch um so entzückender wirkenden Form. Wald und Wiese, ausgeprägte Täler, edel geformte Gipfel und langgestreckte Höhenrücken bieten einen reizenden Wechsel der anmutigsten Bilder.

Eine der beliebtesten, ältesten und komfortabelsten Sommerfrischen ist das 26 Kilometer entfernte Baden, die altberühmte Schwefelstadt, in der schon die alten Römer Heilung von Podagra suchten. Die Nähe Wiens und die wundervolle Lage an reich bewaldeten, mit gut gepflegten Wegen durchzogenen Bergen, deren



Korso im Badener Kurpark während des Mittagskonzerts.

Gelände einen viel begehrten Tropfen erzeugen, waren der Entwicklung des Bades durch lange Jahre hinderlich. Es bedurfte der ganzen Energie einer tatkräftigen Stadtverwaltung, Baden zu einem Kurort auszugestalten, um dessen Heilquellen jedes Reich unfer Kronland beneidet. Kaiser Friedrich III. verlieh Baden im Jahr 1480 ein gar seltsames Wappen: eine Badewanne, in der ein nackter Mann und ein nacktes Weib gemeinschaftlich baden. Diese schöne Eintracht herrscht auch heute dort in den Bässins, so daß jeder, der in Ver-

Erzherzog Rainer verbringt noch heute den größten Teil des Sommers dort. In dem unglückseligen Kriegsjahr 1866 traf Erzherzog Rainer eine nicht mehr junge Frau im Wald auf einer Bank, heftig schluchzend, das nasse Auge auf einen Brief gerichtet. Das Schreiben enthielt die Hiobsbotschaft, daß ihr Mann und Ernährer im Krieg gefallen sei. Der Erzherzog schenkte der Witwe eine Jagdhütte und riet ihr, dort einen Kaffee-schant zu errichten, für dessen Zuspruch er sorgen wolle. Jahre hindurch erschien der Erzherzog mit seiner Ge-



Freibad in

Freibad in Baden. Die Legende sollte, nicht zu wissen, was sich ziemt, nach Goethes Rat ohne weiteres bei den edlen Frauen anfragen kann, die neben ihm herumplätschern. Wien sendet Baden alljährlich Hunderttausende von Besuchern. Halten sich die Kurbedürftigen mehr in der eigentlichen Stadt auf, so ist das berühmte Helenental, durch das die Schwachat sich langsam durchschlängelt, das Paradies der Sommerfrischler geworden, die hier prachtvolle Villen erbaut haben. In dieser Gartenstadt herrscht ungezwungenes Landleben. Frühmorgens wandert man hinaus zur „Jammerpepi“.

Das war eine liebe, vertraute Gestalt, ein freundliches, altes, dürres Weibchen, zu dem Generationen gewandert sind, weil es einen unübertrefflichen Kaffee gebraut hat. Einst war Baden die Sommerresidenz des Hofes, und der älteste Prinz des Kaiserhauses



Idylle in der Sommerfrische.

der Schwachat.

mahlin bei der Jammerpepi zum Frühstückskaffee, den diese mit besonderer Kunst zu bereiten verstand. Und dem edlen Paar folgten fast täglich die vielen Mitglieder des Kaiserhauses und des Adels. Jedes Schälchen richtete die „Jammerpepi“ selbst an, das kleine Geschäft florierte, und wie die Großeltern sind auch die Eltern und

Enkel treue Gäste der „Jammerpepi“ geworden, bis diese selbst vor einigen Jahren den meisten ihrer Kunden ins Jenseits gefolgt ist. Ihre Nachkommen bewirtschaften das kleine Waldcafé im Sinn der Gründerin.

Ein elegantes weltstädtisches Bild zeigt Baden während des Mittagskonzerts im Kurpark, dessen alte Bäume eine schattige natürliche Laube bilden. Die Kurmusik wird von einer hervorragenden Kapelle, dem Wiener Tonkünstlerorchester unter Leitung des Komponisten Hans Maria Wallner, besorgt, denn die kunstfinnigen

Badener haben immer einen Stolz darein gesetzt, ihren Gästen erstklassige musikalische Genüsse zu bieten.

Allen städtischen Zwang sucht man draußen am Land von sich zu werfen, die Mode ist verbannt, man wird erfindungsreich in leichter Bekleidungsart, und die Damen, die sonst die Abwechslung lieben, bleiben während der ganzen Sommerzeit tagsüber oft dem schmucken bäuerlichen Kostüm treu und freunden sich mit Hühnern, Gänsen und dem Haushund an, indem sie den Einheimischen die Wartung des lieben Viehs abnehmen. Wie jauchzen die kleinen Kinder, wenn sie in der kühlen Schwelger ein lustiges Bad nehmen und zwischen den Steinen sich mit bloßen Füßen im Wasser herumtreiben können. Dem edlen Sport wird natürlich

fleißig gehuldigt. Hitzige Lawn-Tennis-Turniere geben willkommenen Anlaß zu heiterem Flirt. Aber auch das Tarockspiel macht unter duftenden Rosen doppelte Freude, und danach schmeckt in Gottes freier Natur der Kaffee noch köstlicher.

Wenn sich die kühlen Schatten nieder senken, dann kommt auch der Ehemann, und die liebe Gattin, die ihm noch schlaftrunken aus dem Bett im ersten Morgen-grauen viele Beforgungen aufgetragen hat, umarmt ihn entzückt, wenn er mit einem Dugend Päckchen anlangt und nichts vergessen hat. Der Gatte denkt sich aber im stillen: Im nächsten Jahr müssen Frau und Kind viel weiter fort, damit ich sie nicht täglich erreichen und mir mein Sommervergnügen in der Stadt bereiten kann.

Elektrisches Licht auf See.

Von Hans Dominik. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen der A. E. G. und 2 der Hapag.

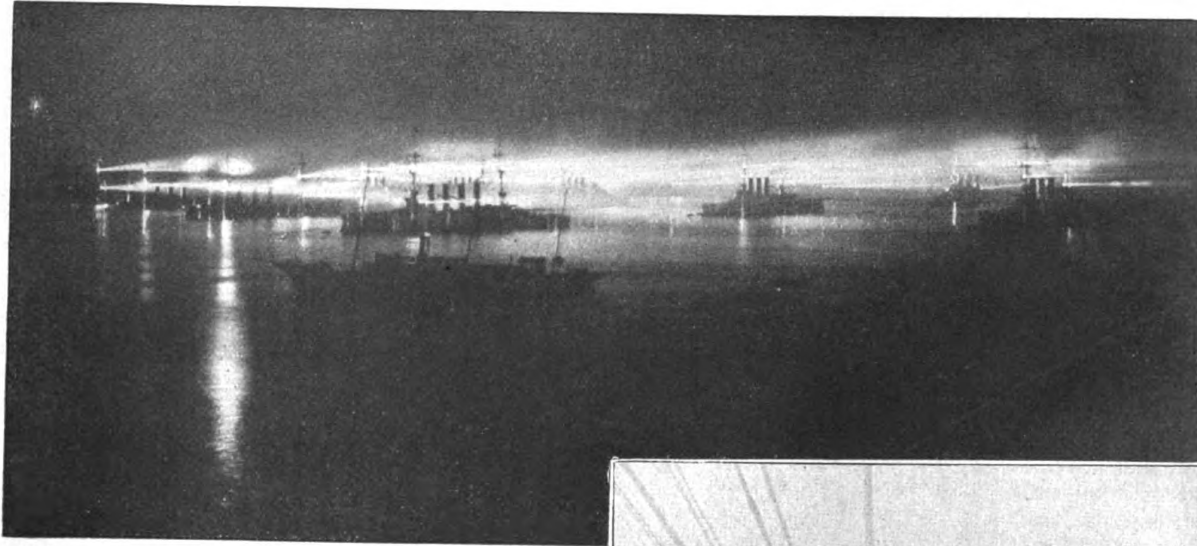
Wer an der Küste einer der friesischen Inseln steht, gleichviel ob es auf Norderne oder Baltrum, auf Neuwerk oder auf Amrum ist, der erblickt am Tage nur den endlosen Spiegel der Nordsee, denn die Insel Helgoland liegt tief unter dem Horizont und außer Sehweite. Des Nachts aber hat der Beschauer, namentlich bei leicht dunstigem Horizont, ein besonderes Schauspiel. Da blinkt es plötzlich einen Augenblick mattweiß am Horizont auf wie ein schwaches, fernes Wetterleuchten. An Wetterleuchten denkt auch der Betrachter. Aber nach einigen Sekunden zuckt es wiederum hell

auf, und bald zeigt sich, daß diese schwachen Lichtblitze mit der Regelmäßigkeit eines gut funktionierenden Uhrwerks auftauchen und wieder verschwinden.

Es sind die mächtigen elektrischen Scheinwerfer des Helgoländer Leuchtturms, die ihre Lichtbündel so stark und so konzentriert in die Ferne senden, daß sie noch über eine Strecke von zehn geographischen Meilen wahrgenommen werden können, auf eine Entfernung hin, auf die die Insel selbst bereits völlig unter dem Horizont liegt. Um solchen Effekt zu erreichen, sind besondere technische Leistungen notwendig. Man braucht



Schleppdampfer mit Scheinwerfer.



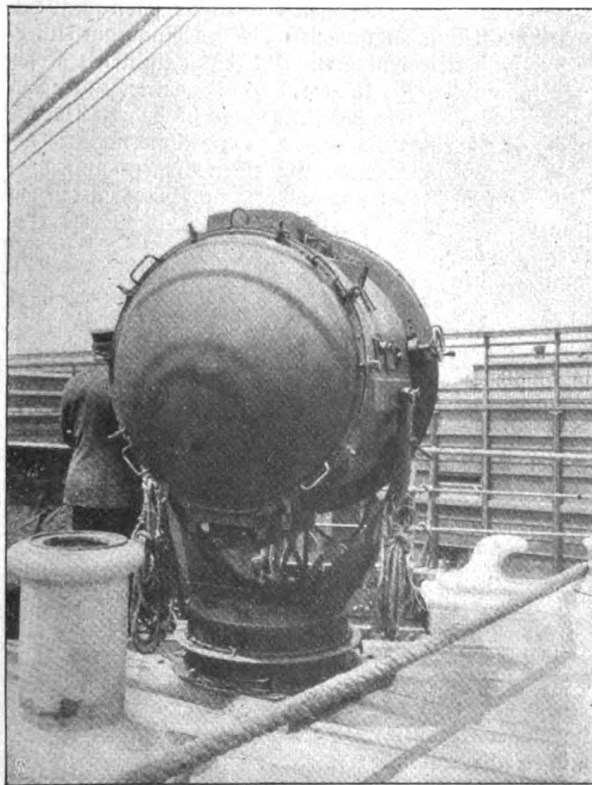
Scheinwerfermanöver der Flotte.

erstens eine ganz besonders starke Lichtquelle und mußte ferner die richtigen Mittel finden, um das erzeugte Licht zusammenzuhalten und es im konzentrierten Bündel weithin über die See zu senden.

Die Lichtquelle dieser großen elektrischen Scheinwerfer ist die Bogenlampe. Man kennt sie wohl von der Straßenbeleuchtung her, jene runden, großen Glöden, in denen zwei etwa zentimeterstarke Kohlenstäbe übereinanderstehen und an ihren Spitzen durch den elektrischen Strom zu hellster Weißglut erhitzt



Scheinwerfer eines Hapag-Dampfers von vorn.



Scheinwerfer von der Rückseite.

werden. Es sind ganz kräftige Lichtquellen, diese Straßenbogenlampen. Senden sie doch im Mittel 2000 bis 3000 Kerzenstärken aus. Aber zu den großen Bogenlampen der Leuchttürme verhalten sie sich doch, wie sich etwa ein Huhn zum Vogel Strauß verhält. Da sind für die besonderen Zwecke Lampen geschaffen worden, die bis zu 300 Ampere verbrauchen, während die größten Straßenlampen mit 25 Ampere zufrieden sind. Und die Kohle dieser Riesenlampen ist nicht so dünn wie ein kleiner Finger, sondern erreicht eine solide Handgelenkstärke. Dabei sind auch die Kohlen nicht senkrecht, sondern wagerecht angeordnet, und so glüht nun das Ende der starken positiven Pole über die ganze bedeutende Querschnittfläche hin in einer Temperatur von rund 4000 Grad. Aus diesem brodelnden glühenden Kohlenkrater fällt ein Lichtstrom,

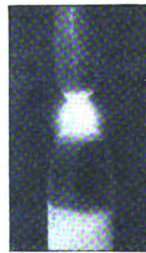
der etwa 30 000 Kerzenstärken betragen mag und durch die gegenüberstehende dünnere negative Kohle nur wenig abgeblendet wird. Es ist eine Lichtmenge, zu deren Erzeugung man etwa tausend große Petroleumlampen anzünden müßte.

Aber der Technik genügt das Licht in dieser Form noch nicht. Nun setzt eine andere Kunst ein, die Kunst, Parabolspiegel herzustellen, die einen Durchmesser von zwei Meter und mehr besitzen und dennoch über ihre ganze Fläche hin auf Bruchteile eines Millimeters genau auf die mathematische Form des Rotationsparaboloids geschliffen, auf Hochglanz poliert und dann versilbert sind. In solchen Spiegel, in dessen Brennpunkt der glühende Krater steht, fällt der Lichtstrom, und nach den Befehlen der Parabel wird er in der Form eines parallel gerichteten Strahlenbündels wieder zurückgeworfen, hinaus in die weite Ferne. Die ganze Konstruktion aber, Lampe, Spiegel und Laterne, ist in Quecksilber schwimmend oder auf Kugeln leicht drehbar gelagert und wird die ganze Nacht hindurch von einem Triebwerk gleichmäßig gedreht. Darum sehen die Leute in Langoog, Spiekerog und Wangerog, in Neuwerk und am Böschsand



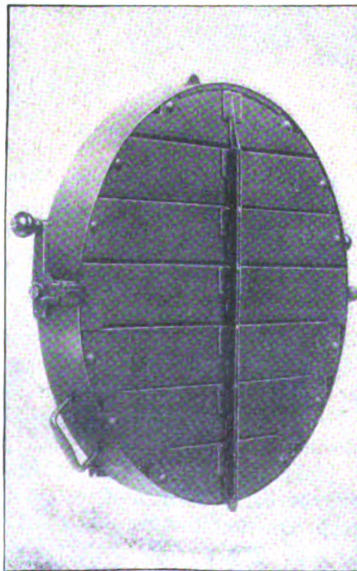
Im Lichte des Scheinwerfers der „Auguste Victoria“.

hört man ein Gurgeln, Brausen und Zischen. Das ist der elektrische Strom, der dort durch die Kohlenspitzen fährt und enorme Lichtströme erzeugt.



Der Lichtbogen.

Aber trotzdem bleibt noch alles stockdunkel, denn diese Scheinwerfer sind ebenfalls abgeblendet. Ihre Strahlungsöffnung ist durch eine Klappjalousie aus dunklem Eisenblech geschlossen. Aber noch geschlossen werden sie schon nach den Mitteilungen gerichtet, die der Mann am Unterwassertelephon gibt. Und dann ein neues Kommando. Mit kurzem Ruck klappen die Jalousien auf, und wie blendende Nadeln bohren sich die grellweißen Lichtbündel in die Finsternis und beleuchten die Ferne. Hier einen Wogenkamm, dort ein Wellental und dann da und dort den dunkel-



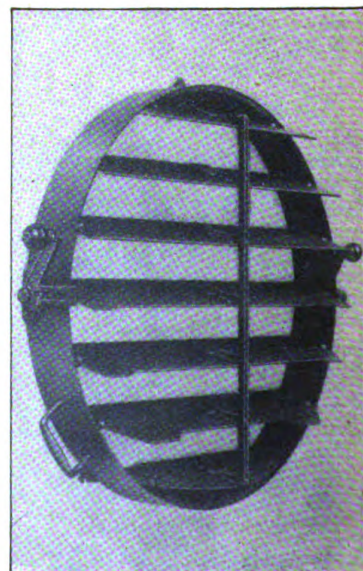
Jalousieverchluss geschlossen.

und weiter noch an der friesischen Küste des Nachts das gespenstige Licht über den Horizont dahinhuschen.

Noch an anderen Orten finden wir den elektrischen Scheinwerfer. Zunächst auf dem Kriegsschiff. In dunkler Nacht liegt die Schlachtflotte mit abgeblendeten Lichtern ruhig auf der See. Aber im Schiff ist es hell, und da steht ein Offizier mit einem Telephonhörer an jedem Ohr und schaltet einen kleinen Hebel bald nach rechts und bald nach

grauen Rumpf eines Torpedobootes. Und dann haben die Scheinwerfer ihre Pflicht getan, und die Revolverkanonen beginnen zu reden.

Eine andere Stelle gibt es noch, wo die elektrischen Scheinwerfer auf Schiffen, auf Handelsschiffen sowohl wie auf Kriegsschiffen zu finden sind. Auf der Straße zwischen Port Said und Suez. Alle die Schiffe, die zur Nacht den Suezkanal passieren wollen, müssen in einem der beiden Eingangshäfen leihweise einen



Jalousieverchluss geöffnet.

kräftigen Scheinwerfer an Bord nehmen. Der wird an die elektrische Anlage des Schiffes angeschlossen. Während die Ozeanriesen dann in der schmalen Kanalarinne mitten durch die zu beiden Seiten sich deh nende breite Sandwüste hindurchfahren, strahlt vom Bug der breite Lichtkegel. Er fällt oben weit über die Spiegel des Bittersees und strahlt dann wieder in die Wüste hinein, läßt hier die Umrisse eines Beduinenzeltes und dort die Silhouette eines Schakals aus dem Dunkel hervortreten. Er zeigt dem Schiff den eigenen Weg und mahnt be gegnende Fahrzeuge zur Vorsicht, bis endlich die Seefahrt durch den Sand vollendet ist. Dann geht der Scheinwerfer wieder von Bord, und im freien Element, in den Fluten des Roten oder des Mitteländischen Meeres, findet das Schiff seinen Weg auch ohne die Hilfe des elektrischen Lichtes.

Fand ihn wenigstens bisher. — Denn nun, nach der grauenhaften „Titanic“-Katastrophe, soll der elektrische Scheinwerfer auch der ständige Begleiter der atlantischen Dampfer werden. Mit Recht sagt man, daß die schwimmenden Eisberge schließlich wohl ebenso schlimm sind wie angreifende Torpedoboote. Zwar verraten sich die Eisberge nicht durch Schraubengerät. Im Unterwassertelephon kann man ihr Nahen nicht ver-

nehmen. Dafür aber tragen sie auch keinen grauschwarzen, stumpfen Anstrich, sondern bestehen aus klarem, schimmerndem und flimmerndem Kristall, das sofort in tausend Funken erglänzt, wenn der Lichtkegel des Scheinwerfers es trifft. So führen beispielsweise mehrere Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie jetzt bereits kräftige Scheinwerfer an Bord, die auf eine Entfernung von anderthalb geographischen Meilen auch bei etwas nebligem oder diesigem Wetter einen Eisberg ganz sicher anzeigen werden.

Kürzlich konnte sogar auf diese Entfernung im Licht des Scheinwerfers der Name des Feuerschiffes vor Sandy-Hook gelesen werden. Man darf daher wohl annehmen, daß diese elektrischen Riesenlampen, die bisher den Schiffen nur vom Land aus den Weg wiesen und sonst im Dienst des Krieges standen, nun auch der Handelsflotte den Weg durch das offene Meer erleuchten und sichern werden. Man darf hoffen, daß die blendenden, zuckenden Regel und Bündel, die die elektrischen Projektoren da in die Dunkelheit und Wüste des Ozeans hineinsenden, jede Gefahr bezeiten melden werden, so daß die schwimmenden Städte, die heute den Verkehr über den Atlantik vermitteln, den tödlichen Eisriesen bezeiten aus dem Weg gehen können.



Hofphot. G. Dieber, Berlin.
Geh. San.-Rat Dr. J. Blumenthal,
Berlin,
beging sein goldenes Doktorjubiläum.



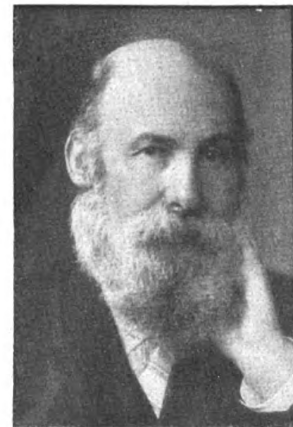
Frau Louise Müller-Welß,
beliebte dramatische Sängerin,
verließ die Wiesbadener Hofbühne.

Bilder aus aller Welt.

Der Geh. Sanitätsrat Blumenthal in Berlin, der sein goldenes Doktorjubiläum feiern konnte, steht im 77. Lebensjahr. Er ist einer der angesehensten Berliner Ärzte. Als



Hofphot. Ernst Sandau, Berlin.
Frä. Mira von Keudell,
Berlin, verlobte sich mit Hrn. Günther Braun von Stumm.



Geh. Rat Prof. Jul. Bernstein,
Halle a. S.,
feierte sein 50jähr. Doktorjubiläum.



Frä. Dr. Maria Windstofer,
München, errang an der Sorbonne
in Paris den Doktorgrad.

Arzt mehrerer ausländischer Botschaften und Gesandtschaften und als Vertrauensarzt der Kaiserlichen Posthalterei hat er öffentliche Stellungen inne.

Eine anmutige Erscheinung der Berliner Gesellschaft Frä. Mira von Reudell, Tochter des Kammerherrn und Majors z. D. Ferdinand von Reudell, verlobte sich mit Herrn Braun von Stumm, Leutnant im 2. Garde-Drägerregiment.

Von der Wiesbadener Hofbühne schied kürzlich nach zehnjährigem, überaus erfolgreichem Wirken die dramatische Sängerin Louise Müller-Weiß. Die Künstlerin übersiedelt nach Düsseldorf und gedenkt Gastspielreisen zu unternehmen.

Anfang August beging Geheimrat Prof. Julius Bernstein in Halle sein goldenes Doktorjubiläum. Der berühmte Physiologe, der besonders auf dem Gebiet der Elektrophysiologie ein bedeutender Vorkämpfer gewesen ist, steht im 73. Lebensjahr.

Die Münchnerin Maria Windstoßer ist vielleicht die einzige Deutsche, die bisher an der Pariser Sorbonne den philosophischen Doktorgrad errungen hat. Die junge Dame hat ihre Prüfungen



Phot. Dover Street Studios.
Miss Marie Löhr,
London, errang in „Die Amazonen“ in
einer Rollenrolle großen Erfolg.

mit der höchsten Auszeichnung bestanden und eine ausgezeichnete Dissertation geschrieben.

Marie Löhr, eine der populärsten Londoner Schauspielerinnen, die erst kürzlich in einer Männerrolle des Stückes „Die Amazonen“ von Pinero im Duke of York Theatre einen sensationellen Erfolg errungen hat, vermählte sich kürzlich mit Mr. Prinsep, dem Sohn eines bekannten englischen Malers. Sie bleibt aber zur Freude der Londoner der Bühne erhalten.

Rügenwalde in Pommern hat im Jahr 1312 lübisches Stadtrecht erhalten und ist damit in die Reihe der deutschen Städte eingetreten. Das sechshundertjährige Jubiläum



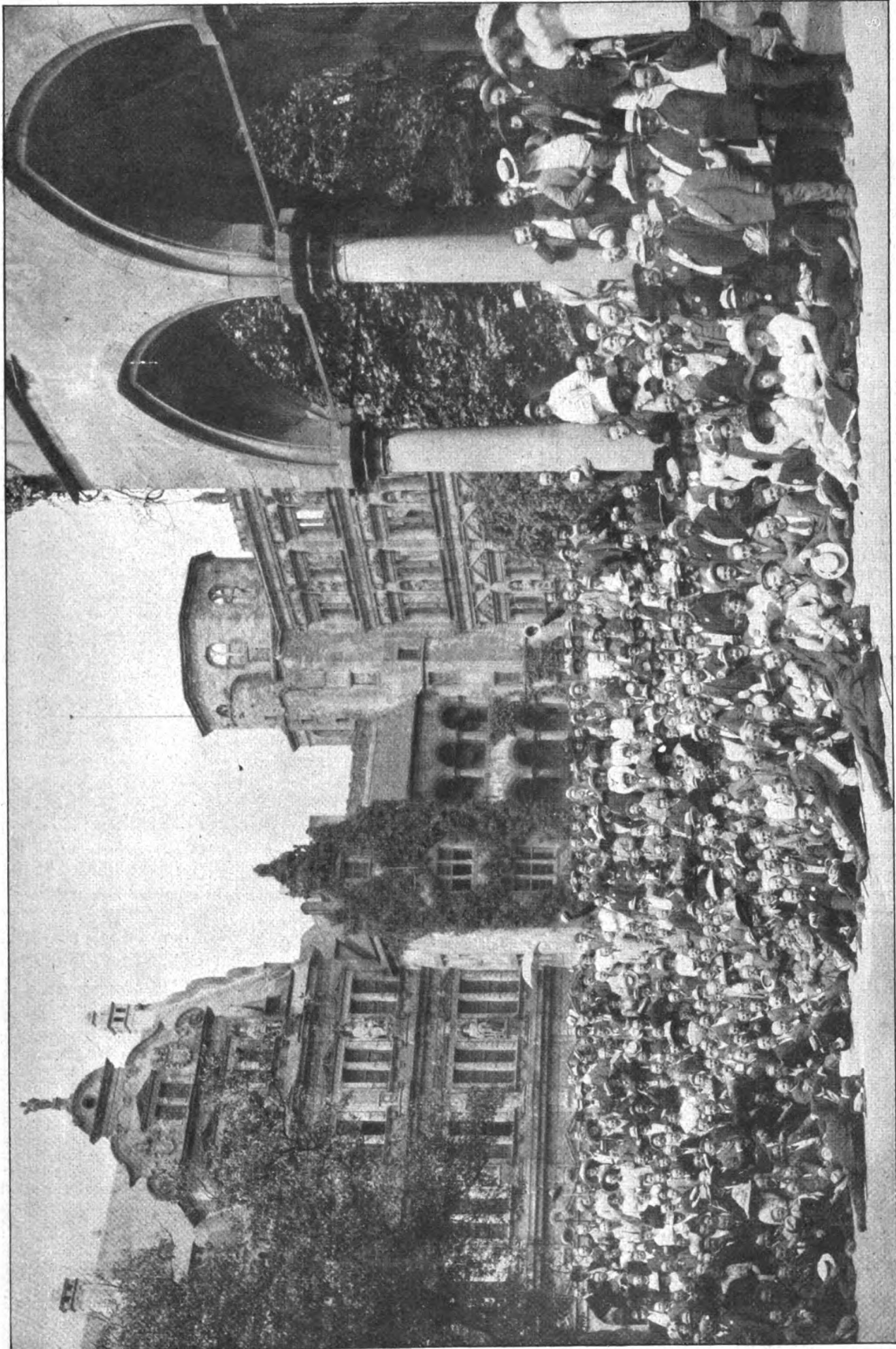
Von der 600 Jahrfeier in Rügenwalde.
Das Modell des pommerischen Herzogschlosses im Festzug.

dieses Ereignisses wurde durch große Festlichkeiten begangen. Ein großer historischer Festzug führte den Rügenwalder und zahlreichen fremden Gästen die wichtigsten Episoden aus der lokalen Geschichte deutlich vor Augen.

Nicht selten gehen Japaner und Europäer Eheverbindungen ein. Sogar ein deutsches standesherrliches Haus hat eine edle Japanerin in seine Mitte aufgenommen. Es ist nichts Außergewöhnliches mehr, daß ein Japaner eine Deutsche heimführt. Professor Nagai in Tokio lebt



Professor N. Nagai von der Universität in Tokio mit seiner Gemahlin und seinen Kindern.
Japanisch-Deutsche Mißhe.



Die Teilnehmer — unter ihnen viele treue Mitarbeiter der „Woche“ — im Schloßhof.
Vom Allgemeinen Deutschen Photographentag zu Heidelberg 1912.

Экспот. Аўгел, Шейдербег.



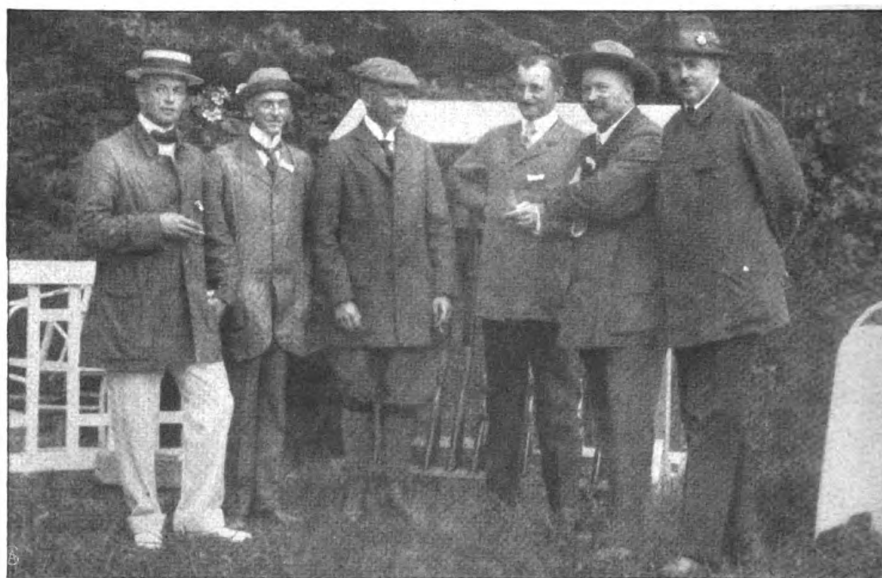
Modell für das Giebelfeld in der neuen Königl. Bibliothek in Berlin. Entworfen von H. Feuerhahn.

seit Jahren mit einer geborenen Deutschen in der glücklichsten Ehe.

In Heidelberg hat Ende Juli eine Allgemeine Deutsche Photographische Ausstellung und im Zusammenhang damit der Allgemeine Deutsche Photographentag stattgefunden. Lichtbildkünstler aus allen deutschen Gauen fanden sich zusammen, um über ihre gemeinsamen Interessen zu beraten. Viele interessante Vorträge wechselten mit Ausflügen und frohen Festen ab. Unser im historischen Schloßhof aufgenommenes Gruppenbild zeigt auch viele treue Mitarbeiter der „Woche“.

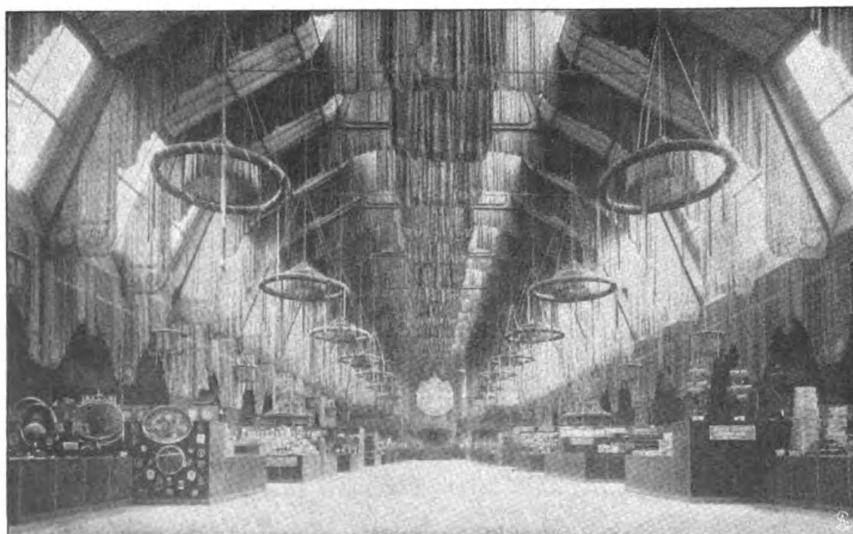
Die Skulpturen, deren Modelle unser Bild zeigt, werden das Giebelfeld des neuen Gebäudes der Berliner Königl. Bibliothek schmücken.

Auf dem Schießstand des Internationalen Tontauben-Schießklubs in Bad Homburg hat in Gegenwart eines distinguierten Publikums ein internationales Taubenschießen stattgefunden. Der Weltmeister Goedel-Berlin erwarb die Meisterschaft von Homburg für das Jahr 1912.



Von links: VI. Preis: Carl Henckell, Wiesbaden. IV. Preis: Lüttich, Berlin. I. Preis: Weltmeister Goedel, Berlin-Halensee. III. Preis: Frhr. v. Jedlig u. Leipzig, Weinberg. II. Preis: Forstdirektor Bartosch, Wien. V. Preis: Frhr. F. von Diergardt, Köln-Schlebusch.

Von der Int. Tontauben-Schießklub-Meisterschaft in Homburg v. d. H.



Blick in die Haupthalle I (Entwurf von Prof. Riemerschmied).

Aus dem Inhalt von Nr. 34 der „Export-Woche“:

(Sondernummer für die Bayerische Gewerbechau.)

Gesamtübersicht. — Industrie und Gewerbe in Bayern. Von Dr. jur. Alfred Ruhlo, Syndikus des Bayerischen Industriellen-Verbandes. — Ein Rundgang durch die Bayerische Gewerbechau. Von Dr. Georg Jacob Wolf in München. — Die Bedeutung des Bayerischen Kunstgewerbes und der angewandten Kunst. Von Günther Frhr. v. Pechmann. — Münchener Sommerleben. Von Carl Conte Scapinelli-München.

Näheres in der anliegenden Nummer 34 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Schluß des redaktionellen Teils.

Original from
CORNELL UNIVERSITY

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenschrift für die Deutschen im Ausland und über See.

Nummer 34.

Berlin, den 24. August 1912.

14. Jahrgang.

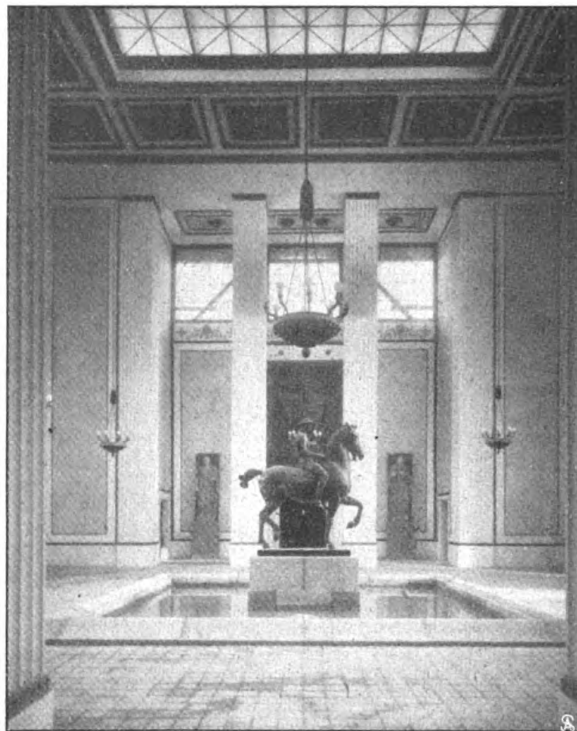
Industrie und Gewerbe in Bayern.

Von Dr. jur. Alfred Kuhlo, Syndikus des Bayerischen Industriellen-Verbandes.

Während es in Deutschland gewisse Gebiete gibt, die für die Industrie und gewerbliche Betätigung alle Vorbedingungen im reichsten Maße liefern, wie z. B. Rheinland-Westfalen, Sachsen und Schlesien, müssen die Bewohner anderer Gebietsteile um ihren Anteil an der gewerblichen Entwicklung Deutschlands hart kämpfen. Zu solchen Gebietsteilen gehört zweifellos das Königreich Bayern, das nach seiner geographischen Lage und dem Wesen seiner Bevölkerung seit Urzeiten einen vorwiegend landwirtschaftlichen Charakter trug und erst in den letzten Jahrzehnten in größerem Umfange industrieller und gewerblicher Tätigkeit zugänglich gemacht wurde. Es muß zugestanden werden, daß die Vorbedingungen für eine blühende Industrie dem bayerischen Lande nicht gegeben sind: in erster Linie ermangelt es aller notwendigen Rohstoffe; sowohl Kohle als auch Roheisen muß von weither bezogen werden (für Kohle zahlt Bayern in jedem Jahre allein etwa 30 Millionen Mark an Frachten), Baumwolle muß außer dem weiten Seeweg noch große Eisenbahnstrecken zurücklegen, ferner fehlt dem Lande ein größeres kaufkräftiges Hintergebiet — im Süden grenzt das mit hohen Zollmauern umgürtete Oesterreich an — so daß es seine Waren, soweit sie nicht im Lande selbst Absatz finden können, mit hohen Frachtkosten wieder nach Norden ausführen muß. Durch diese doppelte Frachtbelastung — für die Rohstoffe und die Fertigprodukte — wird die Wettbewerbsfähigkeit der bayerischen Industrie erheblich beeinträchtigt. Dazu kommt, daß die Arbeiterbevölkerung noch wenig zur

industriellen Tätigkeit erzogen ist und jedenfalls in ihrer Leistungsfähigkeit weit hinter der rheinisch-westfälischen und sächsischen Arbeiterschaft zurückbleibt. Ein kleiner Vorteil, den die bayerische Industrie bisher hatte, die im Vergleich zu den übrigen deutschen Bundesstaaten etwas niedrigere gewerbliche

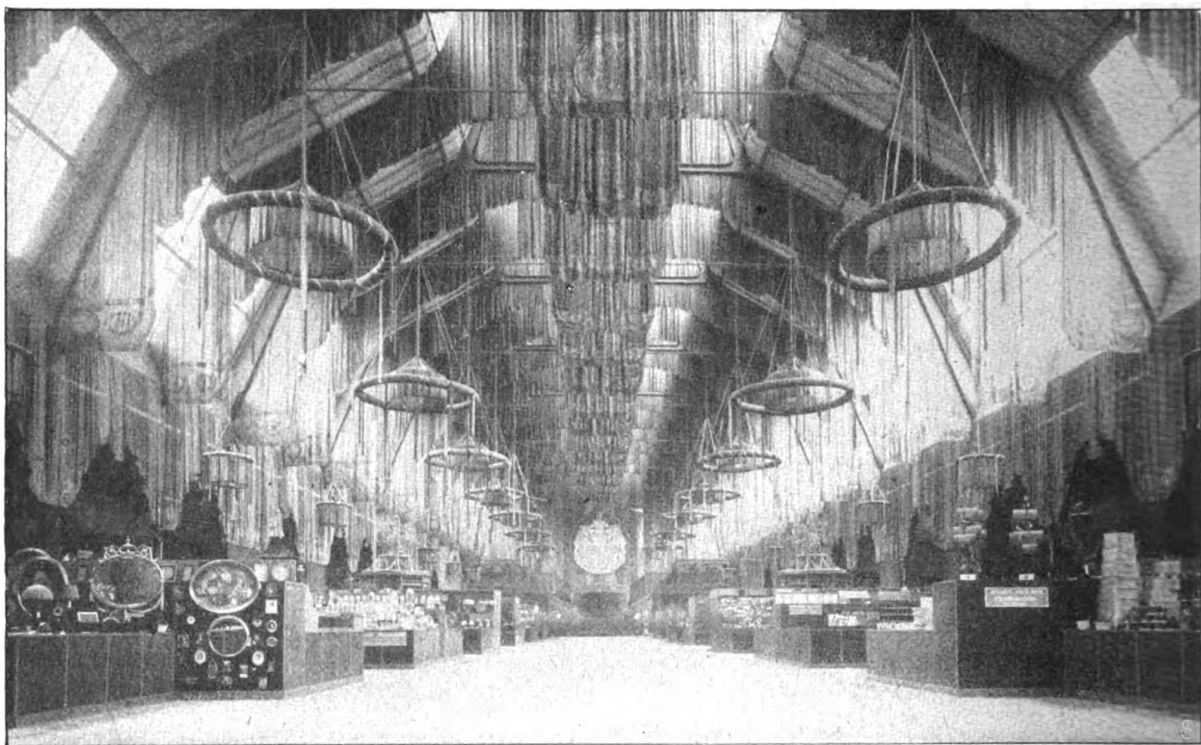
Besteuerung wurde durch die Steuerreform von 1910 ebenfalls in einen Nachteil verwandelt; die bayerische Industrie zahlt jetzt in Deutschland die höchsten Steuern. Der große Reichtum an Wasserkraften, von dem in den letzten Jahren so viel gesprochen wurde, kommt der bayrischen Industrie nur in geringem Umfange zugute, da, von einigen Spezialindustrien wie Stickstoffindustrie u. a. abgesehen, die Kraftkosten bei industriellen Unternehmungen im Vergleich zu dem Aufwande an Frachten, Arbeitslöhnen, Steuern nur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielen; es wurde hier viel mit Schlagwörtern gearbeitet, insbesondere von jenen Leuten, die mit den tatsächlichen Verhältnissen der bayerischen Industrie nicht genügend vertraut sind. Die Folge all dieser ungünstigen Umstände



Repräsentationsraum in Halle III

der Bayerischen Gewerbeschau; von Architekt Troost-München.

ist, daß Bayern in seiner industriellen und gewerblichen Entwicklung erheblich hinter der der übrigen deutschen Bundesstaaten zurückblieb (42.7 Proz. Erwerbstätige im Reich gegen 33.3 Proz. in Bayern) und auch in den letzten Jahren einen erheblichen Wanderungsverlust aufzuweisen hatte (von 1905 bis 1910 Wanderungsverlust 64905 Personen). Unter solchen mißlichen Verhältnissen muß es als besonders erfreulich bezeichnet werden, daß es dem unermüdlichen



Blick in die Haupthalle I (Entwurf von Prof. Riemerschmied).

Fleiß einzelner gelang, einige Industrien Bayerns zu einer großen Blüte und zu einer erheblichen Bedeutung für den gesamten Weltmarkt zu bringen. Wir denken hier in erster Linie an die Erzeugnisse der Bleistift-, Pinsel-, chromolithographischen und graphischen Industrie, an die Spielwaren- und Porzellanindustrie u. a. Im übrigen soll es Aufgabe der folgenden Zeilen sein, einen kurzen Überblick über die hauptsächlichsten Industriezweige Bayerns und ihre Entwicklung zu geben.

Die Eisen- und Metallwarenindustrie hat sich in Bayern ganz erheblich entwickelt und beschäftigt heute gegen 80,000 Arbeiter; dies ist um so bemerkenswerter, als sich z. B. in Nürnberg die Erzeugung einer Tonne Maschinen oder Eisen- und Stahlware um etwa 46.— Mark höher stellt als in gleichartigen Betrieben von Rheinland und Westfalen. Der große Bedarf der bayerischen Staatsbahnen an Wagenmaterial, Lokomotiven usw. gab Anlaß zur Errichtung

einer Reihe größerer Fabriken, die heute Weltruf genießen. So hat Bayern zwei große Lokomotivfabriken, die Firmen J. A. Maffei und Krauß & Co., A. G. in München, und zwei große Waggonfabriken, die Firmen Jos. Ratgeber A. G. und Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A. G., die letztere beschäftigt sich jedoch mit dem Waggonbau nur nebenbei, ihre Hauptfabrikationszweige sind Brückenbau, Eisenkonstruktionen, Wärmemotoren, insbesondere Dieselmotoren, Gasmaschinen, Dampfmaschinen und Schnellpressen. Die Firma J. A. Maffei baut auch Schiffe, besonders Fluß- und Seedampfer. Eisenhütten- und Stahlwerke besitzt Bayern nur ein einziges von größerer Bedeutung: die Eisenwerksgesellschaft Maximilianshütte, die mit ihren ganz modernen Einrichtungen an Leistungsfähigkeit den bestentwickelten rheinischen Werken nicht nachsteht. Eisengießereien sind in Bayern ziemlich zahlreich; die meisten sind jedoch nur Betriebe von Mittel-



Aus der Halle für keramische Erzeugnisse.



Blick auf Halle III.

größe mit einer Durchschnittszahl von 100—200 Arbeitern. München und Nürnberg besitzen einige grö-

lich an der deutschen Ausfuhr beteiligt; naturgemäß sind es aber lediglich Spezialartikel, welche ausgeführt werden können.

Die bayerische Textilindustrie ist ehrwürdigen Datums; der Weber Fugger in Augsburg hatte den ersten größeren Betrieb und 1466 waren in Augsburg bereits 11,000 Personen an 3700 Webstühlen beschäftigt. Der eigentliche Aufschwung der bayerischen Textilindustrie beginnt jedoch erst in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo man anfangs gegen die übermächtige englische Konkurrenz eigene Unternehmen zu wagen. Bayern hat heute beinahe zwei Millionen Spindeln in Betrieb, die sich fast zu gleichen Teilen auf Schwaben und Franken verteilen. Der Baumwollverbrauch Bayerns beträgt etwa 60 Millionen Kilogramm im Werte von etwa 70 Millionen Mark. Die bayerische Textilindustrie gibt über 80,000 Personen auskömmliches Brot.



Bayerische Mädchen, die bei der Eröffnung der Bayerischen Gewerbeschau dem Prinzen Ludwig huldigten.

Bere Eisenkonstruktionswerkstätten (z. B. F. S. Kustermann, Joh. Wilh. Späth) sowie Fabriken von Dampfkesseln und Dampfmaschinen (J. Göggel & Sohn, J. G. Landes, München, und Karl Martin, Nürnberg-Schweinau). Auch gibt es einige bedeutende Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen in Augsburg, Würzburg und Freising. Ferner ist in Bayern die Werkzeugmaschinenindustrie und Armaturenfabrikation mit einem weit über die Landesgrenzen hinausreichenden Absatz vertreten. Zu erwähnen ist auch die Schwabacher Nadelindustrie und die Nürnberger Drahtstiftenfabrikation. Außer der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A. G. hat Bayern in der Firma König & Bauer und der Firma Albert & Co. zwei bedeutende Schnellpressenfabriken in Würzburg und Frankenthal. Die Fahrradindustrie besitzt in Nürnberg einige bedeutende Fabriken; in der Bayerischen Pfalz sind auch zwei größere Nähmaschinenfabriken (G. M. Pfaff und Gebrüder Kayser). Die bayerische Eisenindustrie ist neben der Versorgung des heimischen Marktes erheb-

Eine Industrie, deren Ruf die ganze Welt umspannt, ist die bayerische Brauindustrie mit ihren Hauptzentren in München, Nürnberg und Kulmbach.



Arbeiterwohnhäuser des Bayerischen Landesvereins zur Verbesserung des Wohnungswesens.



Ausstellungsraum
der Kathreiner Malzkaffee-Handels-Gesellschaft.

Die Brauindustrie bringt dem bayerischen Staatssäckel an Malzaufschlag alljährlich die stattliche Summe von fast 40 Millionen ein; sie umfaßt heute eine Gesamtproduktion von etwa 18 Millionen Hektoliter, von

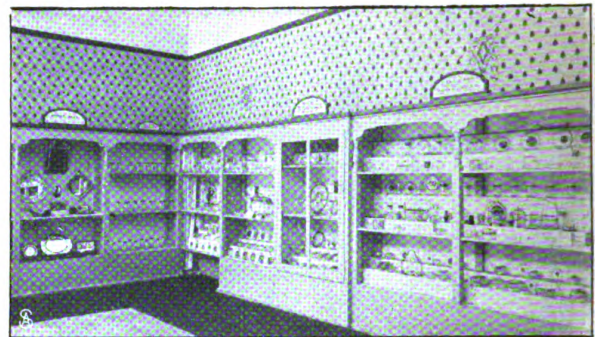


Aus Halle I (Entwurf v. Prof. Riemerschmidt.)

denen ungefähr ein Siebentel exportiert, sechs Siebentel im Lande konsumiert werden. Am Export sind in erster Linie München, dann aber Nürnberg, Kulmbach und



Feuerfestes Geschirr und Porzellan,
Kunsttöpferei, Abteilung Steingut und Steinzeug.



Gläser neuzeitlicher Geschmacksrichtung;
Luxus- und Gebrauchsglas.

Erlangen beteiligt. Der Bierkonsum pro Kopf der Bevölkerung ist allmählich von 247.8 Liter im Jahre 1876 auf fast 200 Liter pro Kopf zurückgegangen, beginnt



Töpfermarkt in Halle II,
nach Angabe von Prof. Adalbert Niemeyer.

sich jetzt aber nach den neuesten statistischen Ausweisen trotz der zunehmenden Mäßigkeitsbewegung wieder zu heben, so daß Bayerns Brauindustrie um ihre Zukunft nicht besorgt zu sein braucht. Der



Vitrinen mit Kunstporzellan (Nymphenburg).



Schlosserwerkstätte im Werkstattengebäude der B. G. S.



Töpferwerkstätte der B. G. S.

Export von bayerischem Bier nach Norddeutschland ist in den letzten zehn Jahren erheblich zurückgegangen.

Auch die elektrotechnische Industrie ist in Bayern mächtig entwickelt, das große Werk der Schuckertgesellschaft in Nürnberg war auf dem Gebiete der elektrischen Industrie bahnbrechend stets an der Spitze gestanden; ihm gesellen sich jetzt zahlreiche Fabriken mittlerer Größe an, die hauptsächlich elektrotechnische Spezialartikel herstellen. Der zukünftige Ausbau der Wasserkräfte und die damit verbundene Schaffung großer Ueberlandzentralen sowie die in Aussicht stehende Elektrisierung der bayerischen Staatsbahnen eröffnet gerade dieser Industrie besonders gute Zukunftschancen.



Rundhalle mit Vitrinen für Konfektion.

Fast alle Bleistifte, die in Deutschland angefertigt werden, stammen aus Nürnberg; die Bleistiftmacher dieser Stadt werden schon im Jahre 1662 zum erstenmal amtlich erwähnt. In Nürnberg werden heute fast 500 Millionen Bleistifte von etwa 6000 Arbeitern hergestellt; mit den Nebenbetrieben (Patentstiftfabrikation, Schachtelherstellung, Drückereien,

Nickelwarenfabriken) beschäftigt diese Industrie wohl 12,000 Arbeiter. Neben den beiden Fabriken von Faber (Johann Faber, A. G. und A. W. Faber), deren Produkte überall zu finden sind, werden neuerdings auch andere große Fabriken weltbekannt (Lyrableistifte, Schwanbleistifte). — Mit der Bleistiftindustrie

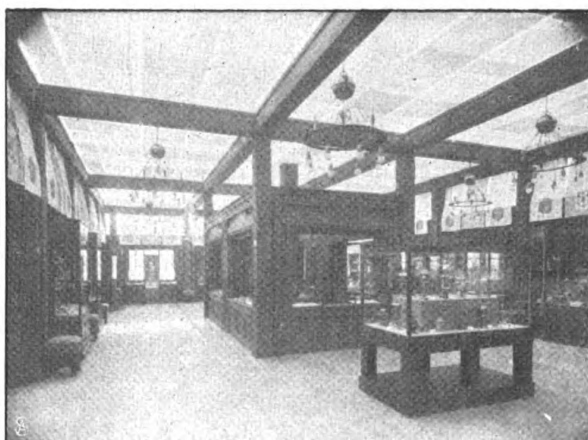
verwandt ist die Pinselindustrie Nürnbergs, welche enorme Mengen nach Nordamerika und anderen überseeischen Ländern ausführt und seit Jahrzehnten aller Konkurrenz erfolgreich die Spitze bietet.

Eine weitere Nürnberger Industrie, welche schon im Mittelalter bekannt und berühmt war (Nürnberger Tand geht durchs ganze Land!), ist die Spielwarenindustrie. Die Nürnberger Spielwarenindustrie umfaßt jedoch fast ausschließlich die Her-

stellung von Blech- und Metallspielwaren sowie Zinnfiguren, während die Fabrikation von Holzspielwaren, insbesondere Puppen, ihren Sitz in Thüringen hat. Die Nürnberger Spielwarenindustrie beschäftigt über 10,000 Personen; der Gesamtwert ihrer Erzeugung dürfte nahezu 25 Millionen jährlich betragen, wovon zwei Drittel auf den Export entfallen.



Zimmer aus einem Arbeiterwohnhaus auf der B. G. S.

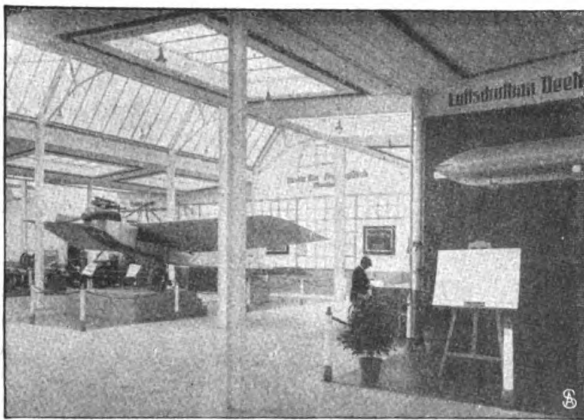


Raum für Goldschmiede. (Architektur v. R. v. Miller.)



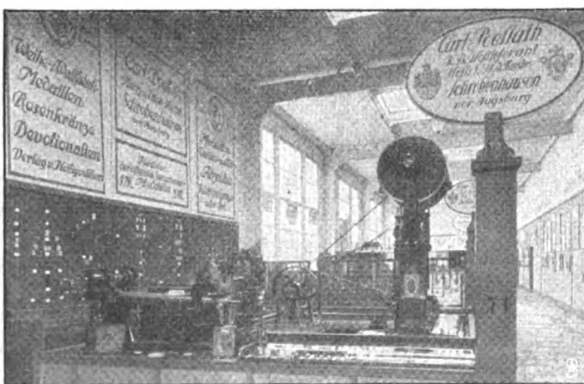
Blick in die Halle für Automobile und Fahrzeuge.

In Oberfranken hat sich in den letzten zwanzig Jahren eine bedeutende Porzellanindustrie entwickelt, die hauptsächlich Gebrauchsware herstellt, wovon sie einen großen Teil nach Nordamerika



Halle der Flugzeugfabriken und d. Luftschiffbau Veeh,
G. m. b. H.

ausführt. Die bayerische Porzellanindustrie hat sich die Errungenschaften moderner Kunst in hervorragendem Maße zu eigen gemacht, wovon die keramische Abteilung der Bayerischen Gewerbeschau, die mit zu

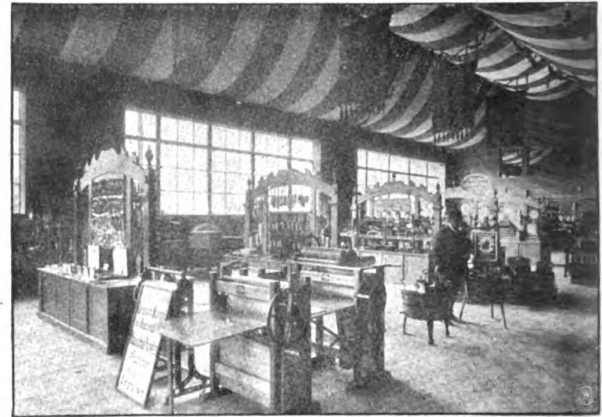


Die Medaillenmünze der Firma Carl Poellath,
Schrobenhausen, aus welcher viele der besten deutschen Plaketten und Medaillen hervorgingen.

den besten Teilen der Ausstellung gehört, ein glänzendes Zeugnis ablegt. Von besonderer Bedeutung ist die Porzellanfabrik Rosenthal A. G. in Selb, deren moderne Muster vielen Beifall finden.

Weltruf genießen ebenfalls die graphische Industrie sowie die chromolithographi-

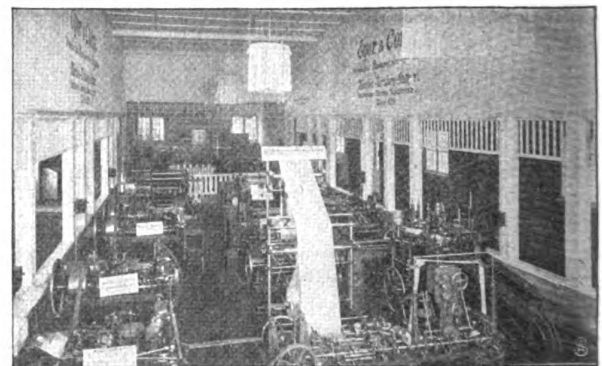
schen Kunstanstalten Bayerns. Beide haben in erster Linie aus der modernen Kunstgewerbewegung Nutzen gezogen und ihre Erzeugnisse in so vollendeter Weise gestaltet, daß sie als vorbildlich gelten können. Die Erzeugnisse der Firmen F. Bruckmann A. G. und Meisenbach Riffarth & Co. in Mün-



Raum für Haushaltsgeschäften
nach Entwurf von Architekt Blöner.

chen, der Firmen E. Nister u. a. in Nürnberg brauchen keine Konkurrenz zu scheuen, wo immer sie sich sehen lassen.

Der große Reichtum Bayerns an Holz läßt es natürlich erscheinen, daß alle Arten der Verarbeitung



Halle der Papier verarbeitenden Industrie;
Eger & Comp., Vereinigte Papierwarenfabriken, München—Nürnberg—Stuttgart.

von Holz zu finden sind. Wir nennen hier besonders die unter dem Zeichen der Münchener Kunst stehende Möbelindustrie, die Massenfabrikation von Stühlen



Pavillon der Kathreiner Malzkaffee-Handelsgesellschaft.

und Bänken, die Fabrikation von Kinderwagen, die Korbwarenindustrie von Lichtenfels und Umgebung, die mittelfränkische Bürstenindustrie und die niederbayerische Zündholzfabrikation.

Die vorstehenden Ausführungen konnten keine erschöpfende Darstellung bayerischen Gewerbelebens und bayerischer Industrietätigkeit geben, sie mußten sich darauf beschränken, einige besonders bekannte Industriezweige Bayerns herauszugreifen und auf ihre Bedeutung für den Weltmarkt hinzuweisen. Daß Bayern trotz der Ungunst der Verhältnisse es zu einer so bedeutenden industriellen Entwicklung bringen konnte, muß als erstaunlich bezeichnet werden.

Ich möchte nur noch einige Worte über die Organisation der bayerischen Industrie anfügen. Die gesamte Industrie Bayerns ist in dem „Bayerischen Industriellen Verband“ zusammengefaßt, der heute mit den angeschlossenen Verbänden etwa 3000 Firmen mit beinahe 200,000 Arbeitern umfaßt und mit Energie gegen alle der industriellen Entwicklung des Landes entgegenstehenden Widrigkeiten ankämpft. Außerdem gibt es noch eine Reihe von Verbänden, welche die besonderen Interessen einzelner Industriezweige vertreten; die bedeutendsten sind der Verein süddeutscher Baumwollindustrieller — einer der ältesten gewerblichen Vereine Deutschlands — der Verband bayerischer Metallindustrieller, der Bayerische Bauernbund, der Verband der Porzellanindustriellen Oberfrankens u. a. m.

Die zukünftige Entwicklung der industriellen und gewerblichen Produktion Bayerns liegt zweifellos auf dem Gebiete der Qualitätsarbeit. In den Umständen, welche einen kräftigen Aufschwung der Industrie in Bayern hemmen, und von denen oben ausführlicher gesprochen wurde, wird in den nächsten Jahren kaum eine wesentliche Aenderung eintreten, da wir weder auf die plötzliche Auffindung von Bodenschätzen an Kohle und Erzen noch auf eine wesentliche oder umwälzende Besserung der mißlichen Frachtverhältnisse hoffen dürfen. Bayern muß deshalb darnach streben, die Erzeugnisse seiner Industrie durch besondere Qualität auszuzeichnen und auf diesem Wege zu er-

setzen, was die Natur versagt hat. Tatsächlich ist in dieser Beziehung in den letzten Jahren viel geschehen; das moderne Kunstgewerbe ist in seinen Uranfängen auf Münchener Anregungen zurückzuführen und verdankt auch bayerischen Künstlern einen großen Teil seiner Entwicklung. Darum ist auch der Grundgedanke

der Bayerischen Gewerbeschau der, daß auf allen Gebieten gewerblichen Lebens gezeitigt werden soll, daß auch die gewöhnlichsten Artikel in neuer, künstlerischer Form hergestellt werden können, und daß alle Gegenstände des täglichen Gebrauchs durch künstlerische und sinnge-
mäßige Ausstattung an Wert und Gebrauchsfähigkeit gewinnen. Die Gewerbeschau zeigt deutlich, wie die Klein- und Mittelindustrie Bayerns — ihr allein gehört die Zukunft — ernstlich bestrebt ist, sich durch besondere

Qualität und Ausstattung ihrer Erzeugnisse neue Märkte zu erschließen; sie verbindet damit das nicht zu unterschätzende Verdienst, den Geschmack der großen Massen zu verbessern und ihnen an Stelle falschen Prunks gute und gediegene Ware zu liefern. Das Zusammenarbeiten von Künstlern und Gewerbetreibenden hat in Bayern

bereits gute Früchte gezeitigt; immerhin muß zugestanden werden, daß diese Entwicklung erst im Anfangsstadium ist. Wir haben von ihr noch viel zu hoffen; von ihr wird in der Hauptsache die Zukunft der bayerischen Industrie abhängen. Gelingt es, die im bayerischen Volke schlummernden künstlerischen Eigenschaften zu wecken und die gewerbliche Bevölkerung zu gediegener Qualitätsarbeit zu erziehen, dann wird es der bayerischen Industrie vielleicht möglich werden, für die vielen einer günstigen Entwicklung entgegenstehenden Faktoren einen gewissen Ausgleich

zu schaffen und Bayerns Industrie allmählich auf die Höhe der gewerblichen Entwicklung der übrigen deutschen Bundesstaaten zu heben. Für die Groß- und insbesondere für die Schwerindustrie bietet Bayern kein Feld gedeihlicher Entwicklung; die Zukunft von Bayerns Gewerbe und Industrie gehört der Klein- und Mittelindustrie; sie zu fördern, muß eine der wesentlichsten Aufgaben bayerischer Industriepolitik sein.



Ausstellung der Königl. Erzgießerei Ferd. v. Miller.



Schufabrikation der Diamalt-Bonbons.

Diamalt A.-G., München II.





RUNDGANG DURCH DIE BAYERISCHE GEWERBESCHAU IN MÜNCHEN

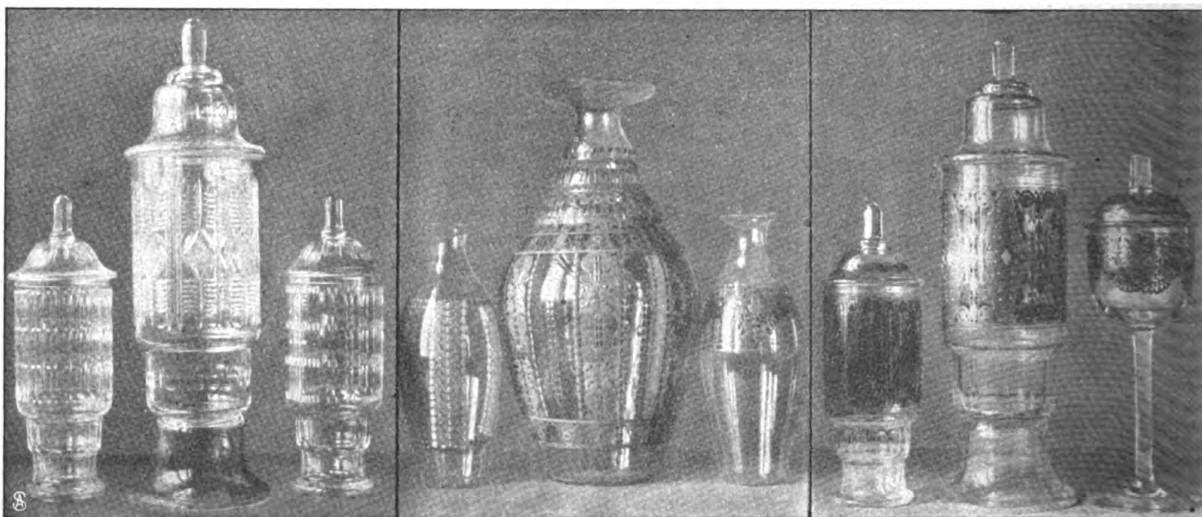
VON DR. GEORG JACOB WOLF IN MÜNCHEN.



Ein Rundgang durch die Hallen der Bayerischen Gewerbeschau bietet zwar kein vollständiges Bild der modernen Kulturarbeit Bayerns, aber er vermittelt eine solche Fülle von Eindrücken verschiedenster Art, Aufklärungen künstlerischen, industriellen, architektonischen, kommerziellen, kulturpolitischen Charakters, daß man immerhin sagen darf: wer Bayerns kulturelle Bedeutung, auf die kürzeste Formel gebracht, erkennen will, der muß sich in dieser großen „Schau“, in dieser „Lebensmesse“, in diesem prachtvoll heiteren „Jahrmarkt“ industrieller, handwerklicher und gewerblicher Dinge umtun. Und er soll nicht nur, wie jüngst ein ästhetischer Witzbold bemerkte, „nach oben“ blicken, wo sich ihm die Herr-

dem Ausstellungsbesucher, der guten Willens ist, der nicht mit kampflustigem Oppositionsgeist die Gewerbeschau durchwandert, müßten gerade solche werdenden Qualitäten, deren Wirkungen noch etwas Keusches, Keimhaftes haben, ein besonders starkes Interesse erwecken.

Die zur Ausstellung zugelassenen Materialgruppen umfassen so ziemlich alle Stoffe, die einer handwerklichen und industriellen Bearbeitung zugänglich sind. Da in den ständigen Ausstellungsbauten der Stadt München, die oben beim Riesenstandbild der Bavaria auf der parkumrauschten Theresienhöhe ihren Platz gefunden haben, sechs energisch gegliederte und deutlich voneinander geschiedene Hallen und verschiedene



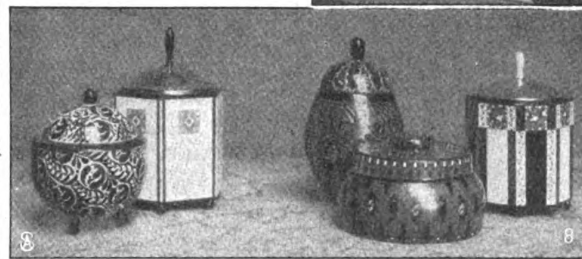
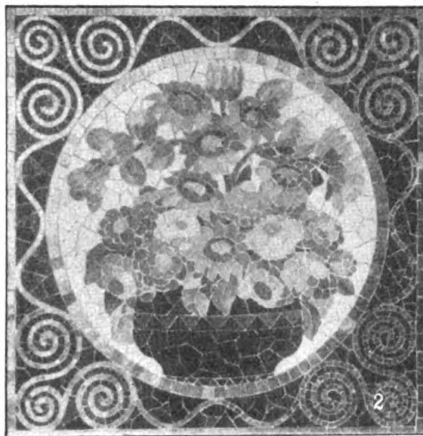
Fachschule für Glasindustrie, Zwiesel, Bayerischer Wald.

lichkeit künstlerischer Raumgestaltung dartut, sondern auch nach links und rechts, geradeaus und zur Seite, wo in Musterexemplaren die Erzeugnisse des bayerischen Gewerbefleißes aufgestapelt sind.

Die Bayerische Gewerbeschau ist keine Ausstellung schlechthin wie viele Hunderte vor ihr. Sie ist das Produkt glücklichen und verständnisvollen Zusammenwirkens von Künstlern und Gewerbetreibenden. Eine Jury, die aber erfreulicherweise nicht mit starren Sphinxäugen in steinerne Unerbittlichkeit thronte, wachte darüber, daß alles, was minderwertig ist, von der Schau ausgeschlossen blieb. Qualität war das A und das O der Juryforderungen, dazu verlangte man von jedem Gegenstand, der zur Aufstellung gebracht wurde, daß er materialgerecht sei und in seiner Formgebung Interesse darbiete. Freilich war man nicht hartherzig. Man sah da und dort entwicklungsfähige Ansätze, man verspürte den starken und guten Willen auch hinter mancher weniger gelungenen Tat. Und so verwehrt man auch Arbeiten, die ihre Qualität nicht ohne weiteres dokumentieren, den Eintritt nicht. Bei

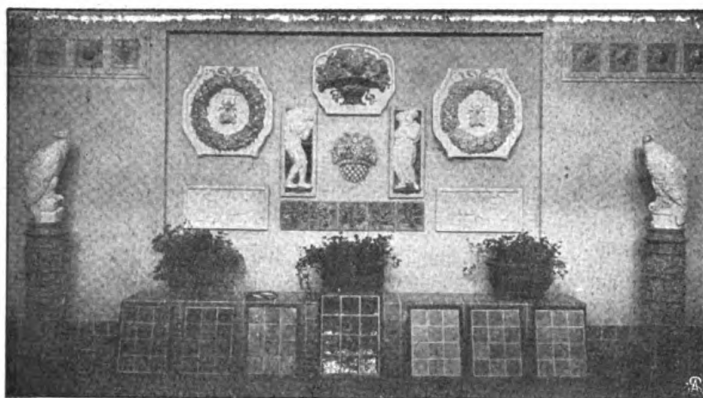
Nebenbauten zur Verfügung standen, ließ sich auch die gewünschte klare Einteilung nach Materialgruppen ohne sonderliche Schwierigkeiten durchführen.

So nahm die riesige Haupthalle I auf: edle und unedle Metalle, Holz, Wachs, Leder, Papier — alle diese Materialien in ihren mannigfaltigsten Verarbeitungen. Halle II dagegen beherbergt Glas, Porzellan und sonstige Keramik. Halle Ha ist als erlustigendes Zwischenspiel der Lebensmittelbranche reserviert und bietet in einem angegliederten Pavillon den staatlichen Fachschulen eine Heimstatt. Halle III ist ausschließlich den Textilien vorbehalten. Halle IV hat Musikinstrumente, Graphik, Typographie und Buchhandel aufgenommen. Halle V gehört in ihrer ganzen Ausdehnung der in Bayern hochentwickelten Möbelkunst. Halle VI endlich ist zu einer interessanten Übersicht über Automobil- und Karosseriebau in Bayern sowie über die Fortschritte auf dem Gebiete des Flugzeugbaues geworden. Eine bunte Fülle von Eindrücken, die bei einem einzigen Rundgang nur schwer zu bewältigen ist! Und doch alles zu einem Gesamtbild sich ballend,

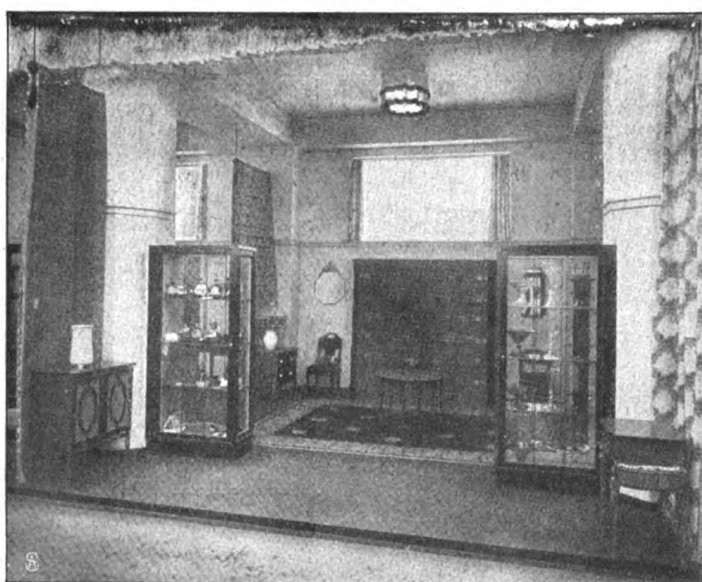


1. Philipp Rosenthal, A. G., Selb in Bayern. Faunbüste: Schreck (Liebermann, München). 2. Glasmosaik. Entwurf Carl Schreiber. Ausführung von Carl Ule, G. m. b. H., München. 3. Hohe Schule. Entwurf Liebermann. Erzeugnis der Porzellanfabrik Philipp Rosenthal, A. G., Selb i. Bayern. 4. Scheibe im Stil des Florentiner Cinquecento. Zeichn. u. Ausf. von Hofglasmaler Prof. Karl de Bouché, München. 5. Porzellanfabrik Philipp Rosenthal, A. G., Selb in Bayern. 6. Von der Fachschule für Holzschnitzerei, Partenkirchen. 7. u. 8. Lehr- u. Versuchsateliers f. angewandte u. fr. Kunst, München. Majolika (7), Bemalte Holzdosen (8).

KUNSTGEWERBLICHES
VON DER BAYERISCHEN GEWERBESCHAU.



Ausstellung von Villeroy & Boch, Mettlach, Abt. München.



Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, München-Berlin.



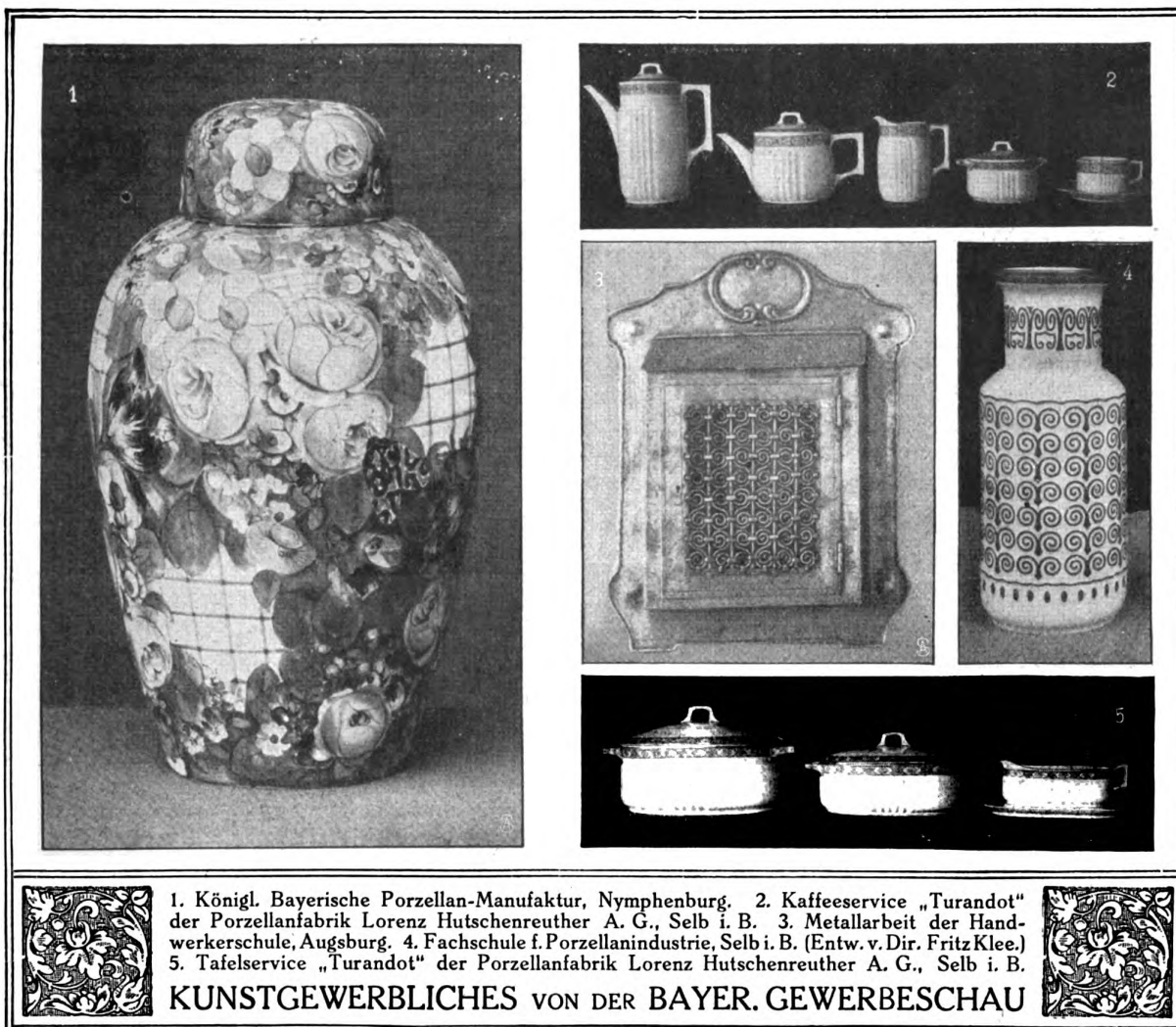
Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, München-Berlin.

denn überall ist Fortschritt, überall ist Milde, alles drängt hin zu dem Ziel, zu bekunden: auch wir sind wer, auch wir können etwas, und über uns dürft ihr dort draußen in der Welt nicht weggehen, wenn auch unser Land mit natürlichen Schätzen, mit Erzen und Kohlen, nicht gesegnet ist und keine bequem fahrbaren Wasserstraßen die verschiedenen Provinzen des Königreichs zu wohlfeilem Austausch ihrer Güter verbinden. . . .

Einige Details aus den Hallen mögen ersichtlich machen, wie sich die Ziele und Absichten der Bayerischen Gewerbeschau in der Nähe der Praxis ausnehmen. Wir betreten zuerst die von einer Flut roter Tücher überraschte Halle I. Zur Rechten haben die Arbeiten in Holz Aufstellung gefunden. Die Schnitzer von Oberammergau und Berchtesgaden, den beiden Kunstgewerbebedörfern im bayrischen Alpenland, haben für ihre Bildschnitzereien hauptsächlich religiöse Motive gewählt. Es ist ein bißchen zu viel Tradition in diesen Arbeiten. Tradition, bei der sich aus der naiven Kunstfreude der alten Schnitzer ein flotter Geschäftsbetrieb herausentwickelte. Aber in dieser Tradition zugleich eine außerordentliche Materialbeherrschung. Und hin und wieder doch auch Ansätze zu selbständigem, neuzeitlichem Schaffen. Zu einer Art impressionistischer Holzbehandlung, breite, sichere Schnitte, die nicht das letzte Detail in feiner Tiftelei aufweisen, sondern auch der Phantasie des Beschauers noch nachschaffende Arbeit übriglassen. Drechslerarbeiten und eine kleine Ausstellung des Bayerischen Hausindustrieverbandes leiten über zu der reich bestellten Abteilung für Spielwaren. Nürnberg, die Metropole der deutschen Spielwarenindustrie, fehlt. Das gibt zu denken. Gewiß, es liegen äußere Gründe vor, die das Nichterscheinen Nürnbergs erklären. Ist doch die alte Reichsstadt mit ihrer viel älteren und ganz anders gearteten Kultur die stetige Rivalin der sich außerordentlich rasch entwickelnden und alle starken künstlerischen und industriellen Erscheinungen an sich ziehenden Landeshauptstadt! Mancher Nürnberger Spielwarenfabrikant, vielleicht zugleich alteingesessener Patrizier und Ratsherr seiner Vaterstadt, mag sich in begreiflichem, wenn auch nicht entschuldbarem Lokalpatriotismus gesagt haben: „Ich werde mich hüten, unseren Nebenbuhlern die Hasen in die Küche zu jagen. Ich stelle nicht aus.“ Aber es gibt doch auch noch andere, innere Gründe, auf die kürzlich Robert Breuer in verschiedenen Blättern treffend hingewiesen hat: Vielleicht wäre Nürnberg gar nicht in der Lage gewesen, Dinge im Sinne der Gewerbeschau auszustellen, nämlich Produkte eines verfeiner-

ten Herstellergeschmacks. Denn die Nürnberger Spielwarenfabrikation steht unter der allmächtigen Diktatur der Großkommissionäre, die mit dem Geschmack ihres Publikums rechnen, eines Publikums, das über alle Weltteile zerstreut ist, und das für die ästhetisch-sozialen Bestrebungen, die in der Bayerischen Gewerbeschau ihren Kristallisationspunkt gefunden haben, nichts übrig hat. Einen Ersatz für die ausgebliebenen Nürnberger bilden die Firmen Margarethe Steiff mit den motivlich urkomischen, künstlerisch überaus eindrucksvollen Weichpuppen von Albert

Wallfahrtsorte usw. bestimmt. Joseph Gautsch, der natürlich auch moderne Wachswaren, Luxus- und Kirchenkerzen, Wachsstöcke und Ähnliches zur Ausstellung bringt, hat von alten Holzmodellen in trefflicher moderner Technik Abgüsse anfertigen lassen: betende Frauen, Kavaliers, Engel, religiöse Szenen usw., die jene scheußlichen Wachstheben, die man heute in altbayerischen Kirchen antrifft, in Maria-Eich, Altötting, Maria-Eck und wie sie alle heißen, prachtvoll ersetzen könnten. Das hieße zugleich den Konsumentengeschmack heben und an Stelle der wir-



1. Königl. Bayerische Porzellan-Manufaktur, Nymphenburg. 2. Kaffeeservice „Turandot“ der Porzellanfabrik Lorenz Hutschenreuther A. G., Selb i. B. 3. Metallarbeit der Handwerkerschule, Augsburg. 4. Fachschule f. Porzellanindustrie, Selb i. B. (Entw. v. Dir. Fritz Klee.) 5. Tafelservice „Turandot“ der Porzellanfabrik Lorenz Hutschenreuther A. G., Selb i. B.

KUNSTGEWERBLICHES VON DER BAYER. GEWERBESCHAU

Schlopsnies (München) und Marion Kaulitz (München), welche endlich die Puppen ihres unwirklichen, fatalen Lächelns und ihrer unwahrscheinlich pausbäckigen Gesichter entkleidete und charaktervolle Puppenköpfe schuf. Sozusagen Puppen für Erwachsene, Dinge von pretiöser Morbidez, stellt Lotte Pritzel aus. Auch die Arbeiten von Marie Schur sind beachtenswert.

Figuren ganz anderer Art zeigt die Münchener Hofwachwarenfabrik von Joseph Gautsch, auch sie puppenhaft, aber nicht für profan-spielerische Zwecke, sondern als religiöse Devotionalien für Votivkapellen,

ren Sammlerurien von tausend häßlichen, wenn auch gut gemeinten Dingen Schönes, Geschmackvolles und durch die Tradition Geweihtes setzen. Vorbei an allerlei prächtigen Lederwaren, an Schiffsmodeellen, die alte Kauffahrtei-Segler mit peinlicher Treue nachbilden, an Silhouetten, Spiegeln, Fächern gelangen wir zu den Abteilungen für Metalle. Hier stehen Zinn und Eisen obenan. Das Zinn scheint einer Wiedergeburt entgegenzugehen. Ich nenne vor allem die trefflichen Arbeiten der Firma Mory (München) und die reichbespickte Abteilung der Gebrüder Thannhauser (München), welche an Bierkrügen, Servicen usw. die



Von der Modellbühne (Entwurf v. Arch. Veils).

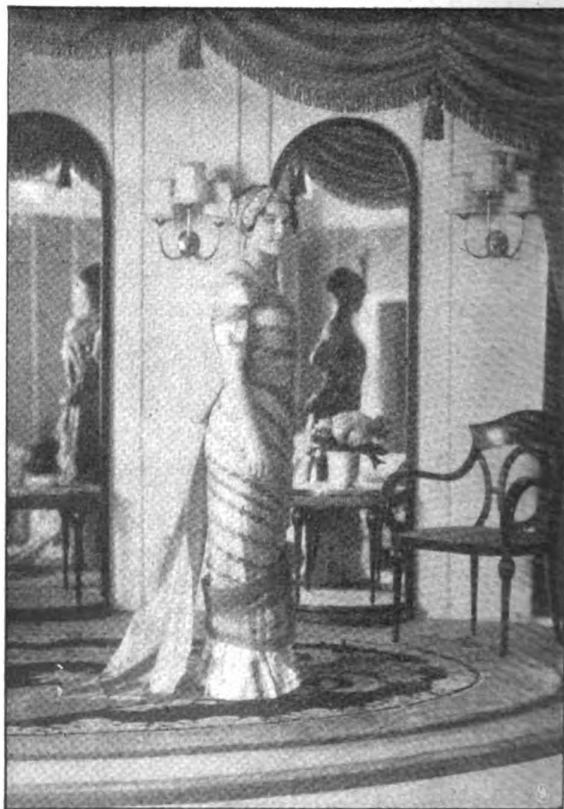
glückliche und natürliche Kombination von Zinn und Glas und Zinn und Steingut aufwiesen. Künstlerische Form und geschmackvoller koloristischer Dekor mit echt münchenerischen Motiven zeichnen die ausgestellten Arbeiten aus. Ein besonderes Sälchen in dem linken Seitenschiff der Halle I ist den Goldschmieden reserviert, die teilweise ausgezeichnete Arbeiten vorlegen. Manche sind freilich noch in beängstigender Weise von der Formen- und Motivwelt der sogenannten neudeutschen Renaissance, die vor reichlich dreißig Jahren von München ihren Ausgang nahm, umfängen, andere aber haben den glatten, zweck-schönen Stil, der unserer Zeit entspricht, und zeit-genössischer Kultur ein Dokument ist, erkannt und verleihen ihm in ihren Werken konsequenten Ausdruck. Firmen wie: Sanktjohannsen Erben, M. T. Wetzlar, A. v. Mayrhofer, K. I. Bauer, Wollenweber, Weishaupt, Schöpflich und namentlich der alteingesessene Th. Heiden, der besonders in Juwelen Schönes darzubieten hat, erfreuen sich denn auch schon längst eines beinahe internationalen Rufes, wie ihn bei den Sammlern die alten bayerischen Goldschmiede von Regensburg und die reichsstädtischen von Augsburg und Nürnberg mit ihren Werken echter gestaltungsfroher Renaissancekunst, die heute manchen Museen zur Zierde gereichen, mit hohem Rechte genießen.

Benachbart dem edlen Metall haust das derbe Eisen, getreu dem Wort, es müsse sich das Starke mit dem Zarten paaren, wenn es einen guten Klang geben

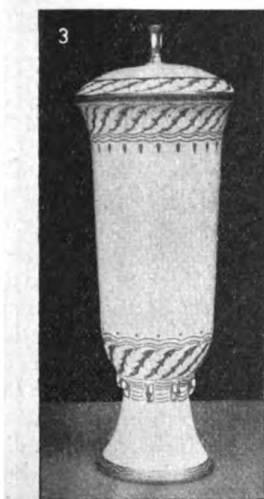
soll. Die Firma F. Kustermann zeigt uns sowohl in mächtigen als in zierlichen Gebilden die verschiedenartige Verwendbarkeit des Gußeisens, das außerordentlich weiche Modellierungen zuläßt. Eisenbearbeitung anderer Art, namentlich Objekte in Schmiedeeisen, und unter diesen in erster Linie Beleuchtungskörper, dann aber auch Heizkörperverkleidungen, Bowlen, Schalen und Ähnliches gibt es in einer langen Flucht von Sälen zu sehen, von denen der der Firma Reinhold Kirsch in München das meiste Interesse beanspruchen darf.

Zur Abteilung für Haus- und Küchengerätschaften, wo uns besonders der originell aufgemachte Ausstellungsstand der Augsburger Zündholzfabrik Union A.-G. auffällt, leitet ein Raum, der uns in mannigfachen Exemplaren zeigt, wie der Herd und der Eisschrank, zwei Erscheinungen, die sich bis vor wenigen Jahren durch ihr wenig ästhetisches Aeußeres unangenehm bemerkbar machten, nun auch durch eine zweck-schöne, angenehme Formgebung gewinnen. Die Firmen Wamsler (Herde) und Weidenkaff (Eisschränke), beide in München, haben auf diesem Gebiet bahnbrechend gewirkt.

Buchbinderei, Seilerwaren, Parfümerien, Bureauartikel (darunter der außerordentlich geschmackvoll arrangierte Schrank der Nürnberger Bleistiftfabrik Johann Faber), Nähmaschinen, das drängt sich alles zusammen in buntem Gemisch in dem nördlichen Schiff der Halle I, der noch dazu in einem Anbau die kirchliche Kunst angegliedert ist. Den Uebergang zu der ausschließlich der Keramik gewidmeten Halle II bildet der sogenannte „Steinraum“, wo die Marmorwerke



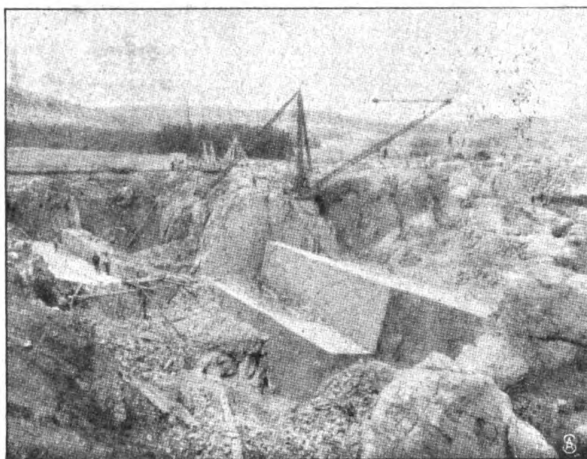
Von der Modellbühne (Entwurf v. Arch. Veils).



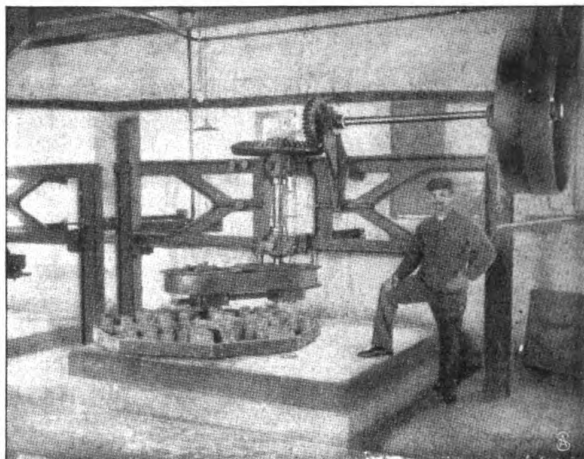
1. Zinngießerei von L. Mory, München. 2. Fachschule für Glasindustrie in Zwiesel, Bayr. Wald. Gläser mit Linienätzung aus dem Laboratorium. 3. Fachschule für Porzellanindustrie, Selb i. B. (Entwurf v. Dir. Fritz Klee). 4. Metallarbeit aus den Lehr- und Versuchsateliers für angewandte und freie Kunst, München, Hohenzollernstraße. 5. Fachschule für Porzellanindustrie, Selb i. B. (Entwurf v. Dir. Fritz Klee). 6. Kgl. Bayerische, Kgl. Rumänische Hofglasmalerei F. X. Zettler, München. 7. Fachschule für Holzschnitzerei in Zwiesel. 8. Kgl. Bayerische, Kgl. Rumänische Hofglasmalerei F. X. Zettler, München.



KUNSTGEWERBLICHES
VON DER BAYERISCHEN GEWERBESCHAU.



Marmorbruch bei Marxgrün.



Schleuder-Schleifmaschine für Marmor.

Marmorindustrie Bad Aibling.

Aibling A.-G. zeigen, welch prachtvoll rötlich und goldgelb leuchtender Marmor im bayerischen Süden, am Tegernsee und in Ruhpolding, gebrochen wird, und wie er verarbeitet wirkt. Im nämlichen Raume zeigt die K. Erzgießerei in München ihre Arbeiten, die erkennen lassen, daß dieses altmünchenerische, konservative Institut, dessen höchste Blüte in die Ära König Ludwigs I. fällt, und aus dessen Gußgruppe das technische Wunderwerk der Bavaria hervorging, heute den modernen Ausdrucksformen der Plastik erwünschten Einfluß einräumt.

Halle II, die einer ostasiatischen Verkaufsstraße ähnelt, gehört ganz der Keramik, die hier in ihren verschiedenartigsten Erscheinungsformen vor uns tritt, und zwar mit einer Vollständigkeit und einer Vorzüglichkeit in den Einzelobjekten, daß man gerade diese Abteilung der Ausstellung mit Fug und Recht als die gelungenste ansehen darf.

Allerlei Keramiken bauerlicher Provenienz, aus dem Inntal, aus dem oberfränkischen Thurnau, aus Herrsching am Ammersee, aus Indersdorf, Mering, Gunzenhausen, bestätigen den regen Anteil, den die bayerische Provinz an der Entwicklung der keramischen Betriebe im Lande nimmt. Speziell die bayerische Tonwarenfabrik in Bogen verdient für ihre an etruskische Vorbilder erinnernden Arbeiten einer Extraerwähnung. Desgleichen müssen die Oefen der Absatzgenossenschaft Bayerischer Hafnermeister, teilweise nach den Entwürfen ausgezeichneten Münchner Künstler hergestellt, nach Verdienst hervorgehoben werden.

Das Porzellan findet zumal in der K. Manufaktur in Nymphenburg, die seit etwa einem Jahrzehnt einen Aufschwung genommen hat, der sie ihrer Blütezeit im 18. Jahrhundert nahebringt, verständnisvolle Pflege. Albert Bäumel, der Leiter der Fabrik, hat sich der Mitarbeit tüchtiger Künstler, besonders des hochbegabten Joseph Wackerle versichert, und unter der Ägide dieser glücklichen Zusammenarbeit leistet Nymphenburg sowohl in der eigentlichen Porzellanplastik wie im Luxus- und Gebrauchsgeschirr Außerordentliches. Ähnliche Gesichtspunkte leiten die leistungsfähige und

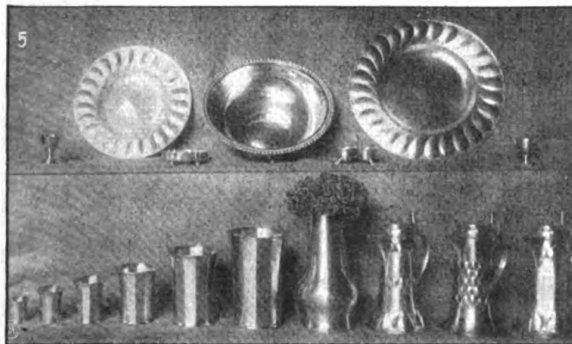
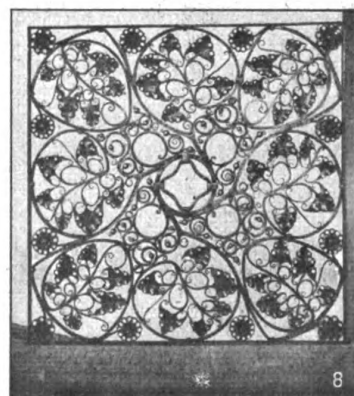
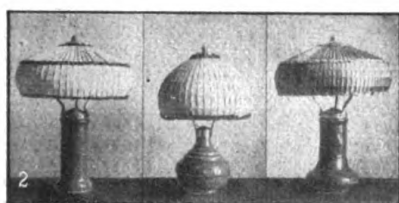
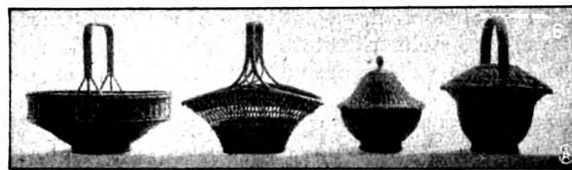
schaufensfreudige Fabrik von Ph. Rosenthal in Selb. Ein neu auflebendes und aufstrebendes Unternehmen ist die Passauer Manufaktur von Dressel, Kister & Co., die namentlich gelungene Tierplastiken und geschmackvolle Nachbildungen Alt Höchster Originale aufzuweisen hat. Die Fabriken Lorenz Hutschenreuther (Selb), Tirschenreuth A.-G. (Tirschenreuth), F. Thomas in Marktredwitz und Gebrüder Bauscher in Weiden stellen zumeist Tafelporzellane, und zwar sowohl prunkvolle als auch einfache, zur Schau. Erwähnenswert ist, daß die Firma Bauscher sich energisch um die Verbesserung des Wirtshausporzellans bemüht. Bei der Abteilung für Glaswaren sind obenan Schnecken-dorf und Jean Beck zu nennen, Hersteller prachtvoller Kunstgläser, wobei bei den Arbeiten Becks in die Schale fällt, daß sie um einen erschwingbaren Preis käuflich sind und mit ihrer lichten, opalisierenden Farbenpracht den Glanz und den Schimmer auch ins bescheidene Bürgerhaus zu tragen vermögen. Ähnliche Erzeugnisse, durch einen komplizierten chemischen Prozeß gewonnen, hat uns das Laboratorium von Keerl zu zeigen, während schöne Gebrauchsgläser zum Teil mit diskretem farbigem Dekor von der Firma Gisl in Frauenau gesandt wurden.

Die alteingesessene Glasmalerkunst bringen, zumeist durch sogenannte Schweizer- oder Kabinett-scheiben, unsere weltberühmten Glasmalereien zur verdienten Geltung. Zettler, de Bouché, Ostermann und Hartwein, Carl Ule — jede dieser Firmen hat etwas zu sagen und erfreulicherweise jede etwas Eigenes und Selbständiges. Gelingt jenem die Farbe besser, ein saftiges Rot, ein mildes Blau, ein faszinierendes Grün, so ist ein anderer mit einer kunstvollen Verglasung, dieser mit einer originellen Idee, jener mit einer flotten Zeichnung voraus.

Halle II beherbergt auch die Werkstättenbetriebe: Röckl, den Handschuhmacher, Müller, den Hutflechter, die Zweitourenmaschine der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, einen Schnitzer, einen Loden-weber, einen Goldschmied usw., und, besonders interessant, den Betrieb der bekannten Münzpräge-anstalt von Carl Pöllath in Schrobenhausen, einige

sinnreich erdachte, mit minutiöser Präzision arbeitende Maschinen, die uns den Werdeprozeß der offiziellen Ausstellungsmedaille in allen seinen Etappen zeigen. Wer einen besonders „süßen“ Werkstättenbetrieb kennen lernen will, der muß sich sodann in Halle IIa begeben, wo die Diamalt A.-G., München, eine raffiniert eingerichtete Bonbonkocherei vorführt. In Halle III aber, wo die Textilbranche untergebracht ist, und in einem absonderlich koketten Ovalsälchen Frau Mode,

die Münchener Kunstmode, regiert, sausen die Webstühle, welche Bayerns Textilmetropole, die schwäbische Kreishauptstadt Augsburg, zur Gewerbeschau gesandt hat. In dieser Halle ist auch eine kleine Spezialsehenswürdigkeit zu bewundern: die Ausstellung der Hummelsheim'schen Werkstätten für Bühnenkunst, die eine entschiedene Besserung des bisher in billigstem Kitsch und oberflächlichstem Augendienst befangenen Theatersausstattungswesens heraufgeführt haben.



1. und 2. Keramische Werkstätten, München-Herrsching. 3. Kunst-Emailarbeit des Chem. Techn. Laboratoriums v. Ing. Theod. Keerl, Landshut i. Bay. 4. Jean Beck, Kunstkeramische Anstalt, München. 5. Zinngießerei L. Mory, München. 6. Korbflechterei, eines der typischen Gewerbe der Lichtenfelser Gegend. 7. Bürgermeisterkette; Firma Th. Heiden, Kgl. Bay. Hofgoldschmied, München. 8. Arbeit von der Städt. Handwerkerschule Augsburg. 9. Bayerische Tonwarenfabrik Bogen, G. m. b. H., Bogen in Niederbayern. 10. Fachschule für Porzellanindustrie, Selb i. Bayern. (Entworfen von Direktor Fritz Klee.)

KUNSTGEWERBLICHES VON DER BAYERISCHEN GEWERBESCHAU

In Halle IV sind es kleine und große Musikinstrumente, die unsere Aufmerksamkeit vor allem anspannen. Wie freuen wir uns, daß Künstler, wie Riemerschmidt, Veils, E. v. Seidl, endlich dem schwarzbauchigen Ungetüm, „Flügel“ genannt, zu Leibe rücken und seine starre, schwarze Hülle auflösen in ein künstlerisch erfreuliches Bild, und daß sich Firmen, wie Berdux, Neubert u. a., finden, welche diesen künstlerischen Reformplänen mit Wohlwollen entgegenkommen und seine Durchführung auf künstlerischer Basis ermöglichen. Hier sind auch — in etwas kühner Nachbarschaft zu Frau Musika — die Graphik und Photographie untergebracht, es gibt die schönen Münchener Plakate, eine weltberühmte Spezialität der Stadt, zu sehen — wie sie durch das nützliche Institut „Verein

all war die Parole ausgegeben: Einzelstücke, keine Raumensembles, denn man erkannte darin die erwünschte Möglichkeit, die Qualität richtiger beurteilen zu können als bei den oft durch farbige Raffinements oder kompositionelle Harmonien bestechenden Gesamträumen.

In Halle VI, deren Arrangement wir dem Direktor Wilhelm Gradmann danken, können wir gleichfalls nur einen kurzen, prüfenden Blick werfen. Blitzblank Automobiler kreuzt unser Blick und schmucke Karosserien; Ottos, des kühnen Piloten, sieggewohnter Eindecker und mancherlei Modelle fallen uns auf. Von den Modellen fesselt uns das des Ingenieurs Veeh am meisten: es zeigt uns in starker Reduktion das lenkbare Luftschiff, das auf dem Ausstellungsgelände



II. Akt aus dem Circe Festspiel im Münchener Künstlertheater anlässlich der Eröffnung der Bayerischen Gewerbeschau. Die Werkstätten für Bühnenkunst Hans Hummelsheim, München, Herzogstraße, lieferten die Kostüme und Dekorationen.

deutscher Plakatanschlag-Institute, Sitz München“, täglich Tausenden und aber Tausenden an den Litfaßsäulen und Plakattafeln der Stadt vor Augen kommen. In Stille und Zurückgezogenheit thronen die Münchner Buchverlage, von denen der Hygiene-Verlag Hans v. Webers und die Firmen Georg Müller und R. Piper & Co. in den letzten Jahren die erfreulichste Entwicklung genommen haben.

Bei den Möbeln müssen es die Namen einiger Firmen tun, denn in allzu berauschender und üppiger Fülle treten hier die einzelnen Erscheinungen vor uns hin. Pössenbacher, Ballin, Valentin Witt, Wortschmann, namentlich aber die unermüdlich im Dienste des Neuen, Schönen und Guten tätigen „Deutschen Werkstätten“ sind ja allgemein bekannt, aber es bedarf der freudigen Feststellung, daß auch aus kleinen städtischen und ländlichen Werkstätten, namentlich aus Schwaben, höchst erfreuliche Leistungen kamen. Über-

in einer mächtigen Halle gebaut wird, und seiner Vollendung rüstig entgegenschreitet; vielleicht dauert es nur noch ein kleines Weilchen, und Veehs Name wird mit denen eines Zeppelins, eines Parseval, Groß und Schütt in einem Atemzug genannt.

Ehe wir nun ins Freie treten, statten wir noch dem Pavillon der staatlichen Fachschulen, in deren Nähe auch W. v. Debschitzens für das Münchener Kunstgewerbe entscheidend und bedeutungsvoll gewordene Schule Platz fand, einen Besuch ab. Wir sind erstaunt ob so viel junger Tüchtigkeit. Sie alle stehen fest am Posten, die in Selb und Landshut sich keramischen Studien hingeben, unter Mauders tüchtiger Leitung sich in Zwiesel in die Mysterien der märchenhaften Glasmacherkunst einweihen lassen, in Partenkirchen, Oberammergau, Mittenwald und Neuhammer die edle Schnitzerkunst, in Augsburg und Fürth die Tischlerei, in Neuhammer, Stadlern, Nordhalben das

Spitzenklöppeln lernen. Das ist frische, frohe Jungmannschaft, ein stattlicher Nachwuchs, der uns eine schöne Zukunft des bayerischen Gewerbes, des bayerischen Handwerks verbürgt.

Solche erbauende Gedanken im Busen wälzend verlassen wir mit ermüdeten Augen die Hallen, treten da, wo Kathreiners stattliches Repräsentationshaus, ein Dokument Münchener Architektenkunst und ge-

schmackvoller, geschäftlicher Propaganda, sich erhebt, in den grünen, blütenübersäten Bavariapark, in die frische Münchener Luft, den wogenden Sonnenschein, lauschen der fernher dringenden Musik und erwägen alle Dinge, die wir gesehen, in unserem Herzen, mit dem Resultat, daß wir, sofern wir Münchener sind, ein wenig stolz und — wenn wir Nicht-Münchener sind — mit Recht ein wenig eifersüchtig werden. . . .



DIE BEDEUTUNG DES BAYERISCHEN KUNSTGEWERBES UND DER ANGEWANDTEN KUNST

VON GÜNTHER FRHR. V. PECHMANN.

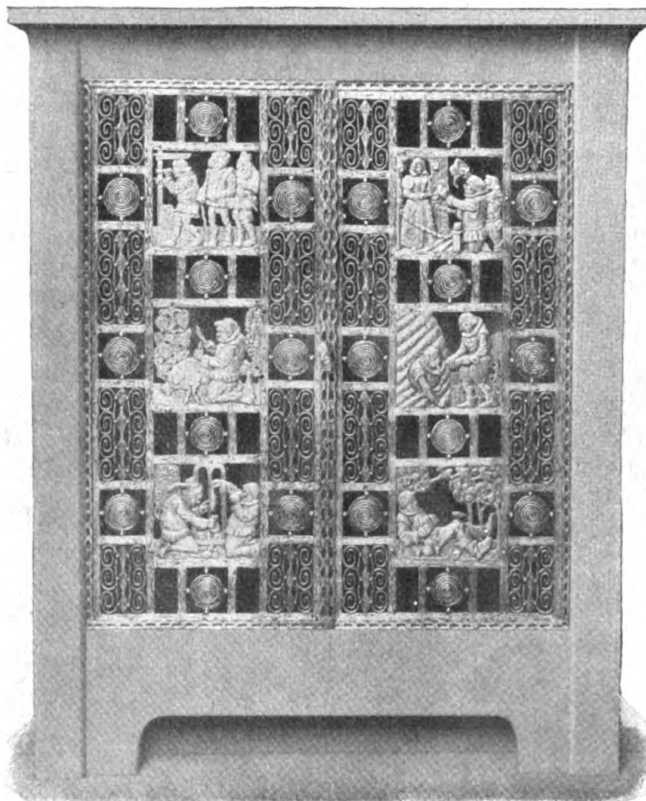


Die Entwicklung der letzten Jahre, von der hier die Rede sein soll, verlangt dringend, daß die Bezeichnungen „künstlerisch“ und „kunstgewerblich“ im Zusammenhang mit gewerblichen Dingen möglichst sparsam und mit Vorsicht angewendet werden. Das mag verwunderlich sein für den, der weiß, daß gerade die Künstlerschaft in dieser Entwicklung eine führende Stellung einnimmt. Und doch sind es die führenden Künstler selbst, die das Wort „Kunstgewerbe“ lieber durch das Wort „Qualitätsgewerbe“ ersetzt sehen möchten. Jener ältere Begriff gibt eben zu leicht zu Irrtümern Anlaß. Er erweckt immer die Vorstellung, als ob mitten in dem allgemeinen Gewerbe ein abgegrenztes Gebiet läge, wie ein Blumengärtchen inmitten großer Kornfelder: nämlich das Gebiet des sogenannten Kunstgewerbes, auf dem der Schmucktrieb sich frei entfalten darf, während die übrigen Gewerbe sich nur nach Nützlichkeitsgesetzen entwickeln.

Mit dieser Vorstellung ist heute nichts mehr anzufangen. Die Entwicklung hat den alten Begriff des „Kunstgewerbes“ gesprengt. Es gibt kaum ein gewerbliches Gebiet, auf dem nicht künstlerisches Empfinden oder besser gesagt ein guter Geschmack von Einfluß sein kann. Und es gibt keinen Betrieb, der wirkliche Qualitätsarbeit leisten kann, wenn er sich diesem Einfluß verschließt. Nicht um das Schmücken handelt es sich, sondern um das Gestalten; damit ist vielleicht das Wesentlichste der modernen Entwicklung am besten gekennzeichnet.

Bayern nimmt in dieser Entwicklung eine bedeutungsvolle Stelle ein. Da seine gewerbliche Entwicklung sich nicht in jener überstürzenden Weise vollzog, wie es in den großen Industriegebieten Deutschlands der Fall war, so konnten hier die neuen Ideen zuerst ausreifen und feste Gestalt gewinnen. Neben den alt-eingesessenen kunstgewerblichen Betrieben entwickelte sich in Bayern ohne jeden Gegensatz zu diesen ein Qualitätsgewerbe, das für die betreffenden Gewerbebezweige vorbildlich wurde, und das, während das Kunstgewerbe im engeren Sinn vorwiegend „Kunsthandwerk“ blieb, nunmehr auch in der Industrie dem guten Geschmack zu seinem Rechte verhalf und die wirtschaftliche Bedeutung künstlerischer Ideen durch materielle Erfolge von steigender Bedeutung bewies.

Diese Entwicklung fand zum erstenmal einen überzeugenden Ausdruck auf der Ausstellung „München 1908“. Da waren in den Hallen nicht weit von jenen feinsten Arbeiten Münchener Goldschmiede, die über Paris nach den Vereinigten Staaten exportiert werden, die mustergültigen Herde der Firma Wamsler aufgestellt; da waren die Stickereien eines kleinen Stickereiateliers und die gußeisernen Ofen der Firma Kustermann, Möbel und Töpfereien, Gläser und Puppen, Bücher und Kerzen — und alle diese Dinge waren nicht nur äußerlich vereint, sondern eine große innere Einheit beherrschte die ganze Ausstellung. Überall zeigte sich der Wille zu guter Formgestaltung, zu gewählter Farbgebung, ein veredelter Geschmack kam auf der

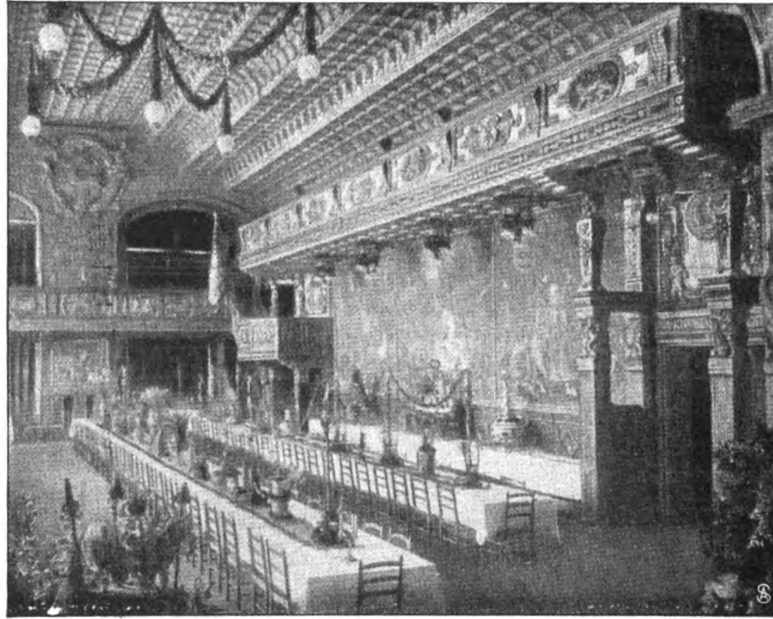


Reinhold Kirsch, Kunstgewerb. Werkstätten für Metallarbeiten, München.

ganzen Ausstellung und in allen ihren Teilen zum Ausdruck.

Auf dieser Ausstellung wurde der Grund gelegt zu der Anerkennung, die das bayerische Kunstgewerbe und die angewandte Kunst im Jahre 1910 im Pariser Herbstsalon errang. Eine Flucht von 18 Räumen war von Münchener Künstlern, Handwerkern und Industriellen vollkommen eingerichtet worden; da waren Wohn- und Schlafräume, Empfangsräume, eine Bibliothek,

ein Bad, mehrere Sammelräume mit textilen Erzeugnissen, mit Porzellan und Glas. Es war das erstmal, daß die neue deutsche Gewerbekunst in so geschlossener Form dem Urteil des Auslandes gegenübertrat, — und dieses Urteil wurde zu einem glänzenden Erfolg: „Durchwandern Sie, die Augen von jeder Voreingenommenheit befreit, die Ausstellung; prüfen Sie mit Sorgfalt diese Möbel, diese bedruckten Stoffe, diese Webereien, diese Teppiche, Mosaiken, Porzellane, diese bearbeiteten Metalle, diese Beleuchtungskörper, die Kunstgegenstände, und Sie werden entzückt sein, zu beobachten, mit welcher Ingeniosität, welcher

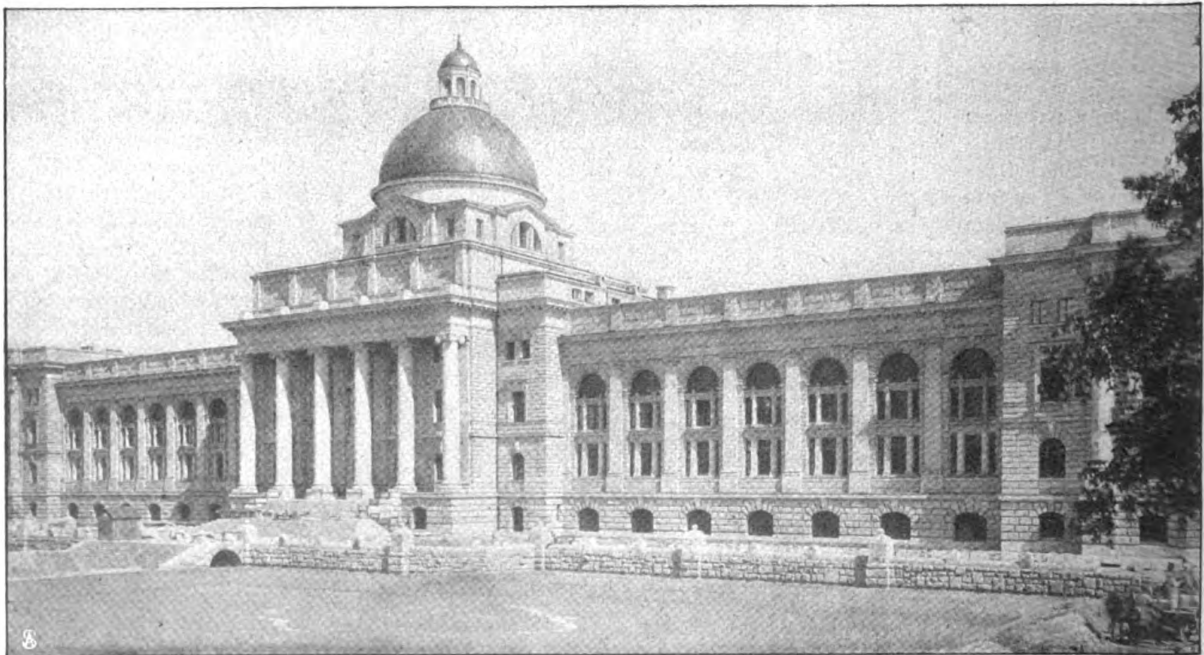


Großer Festsaal des Münchener Künstlerhauses.

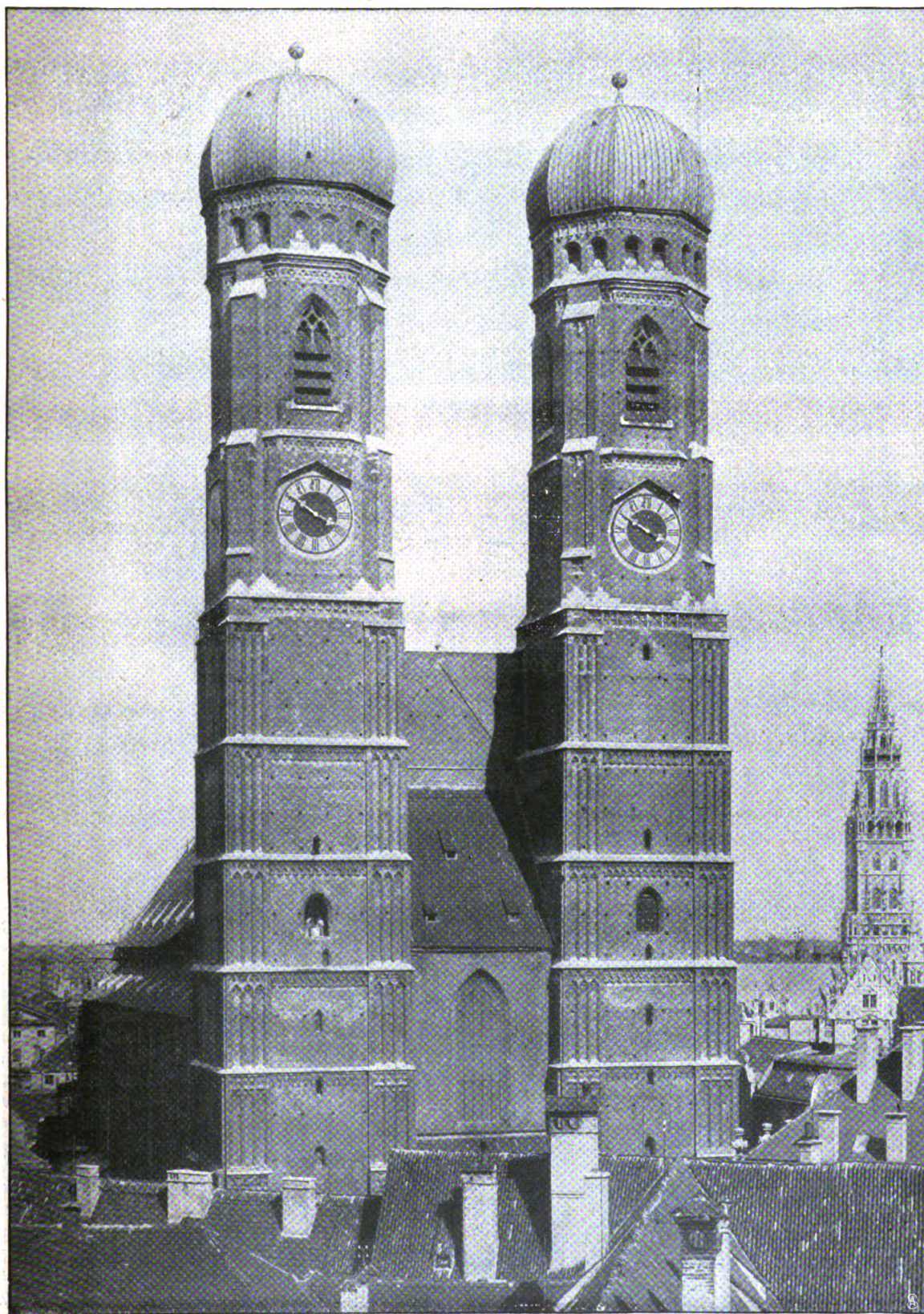
Sorge für Vollkommenheit, welchem Verfeinerungssinn sie erdacht und ausgeführt wurden. Ein zugleich moderner und traditioneller Geist im guten Sinn des Wortes hat die Ausarbeitung dieser Interieurs und ihrer Teile geleitet. Man wird besonders empfänglich sein für das so seltsame Farbengefühl, das darin vorherrscht. Das ist eine unbeschreibbare Ueberlegenheit dieser Raumkünstler über die unserigen. Sie haben als Koloristen

ganz köstliche Kühnheiten und Zartheiten, und mit Recht legen sie dem Bedeutung bei, was wir als nebensächlich betrachten.“ Mit diesen Worten empfahl Gabriel Mourey in dem Journal L'Opinion seinen Landsleuten den Besuch der Münchener Ausstellung im Pariser Herbstsalon, und ein anderer bekannter Kritiker und Schriftsteller, Jean Chantavoine, führte folgendes aus:

„Les artistes de Munich, hôtes passagers du Salon d'automne, réussissent à merveille. Rien de plus franc, de plus hardi, de plus original que ces vestibules, bibliothèques, salons, salles à manger, chambres à coucher, boudoirs, salles de musique, dont la brillante série



Das neue Armee-Museum.



Phot. Neue Phot. Gesellschaft, Steglitz.

München: Frauenkirchtürme.



Alte Pinakothek.

s'occupe, au Grand Palais, toute une aile de rez-de-chaussée. Chacune de ces pièces forme un ensemble frappant, individuel, où chaque objet, chaque détail est conçu pour provoquer ou rehausser un effet d'ensemble, dont il se trouve lui-même rehaussé.

Une exposition collective des différentes industries d'art nous montre le zèle avec lequel, à Munich, sont cultivées toutes les spécialités qui peuvent concourir à l'ornementation d'un édifice ou d'une demeure: la ferronnerie, la poterie, la broderie décorative (rideaux et coussins), la reliure sont parmi celles qui donnent, dès maintenant, les plus heureux résultats.

Nach diesen Urteilen hat es nichts Ueberraschendes, daß auch die Bayerische Gewerbeschau 1912 in Frankreich einem besonderen Interesse begegnet. Gleich dem benachbarten Oesterreich sendet auch Paris private und amtliche Studienkommissionen auf die Bayerische Gewerbeschau. Mit lebhaftem Interesse verfolgt man in Frankreich die Entwicklung der deutschen Schulen und diejenige der gewerblichen und künstlerischen Organisationen, in denen das Ausland die Wurzeln des deutschen Erfolges auf diesen Gebieten sieht. Und es ist kein Zweifel, daß die Fähigkeit der Deutschen, gut zu organisieren, viel zu den Erfolgen der angewandten Kunst auch in Bayern beigetragen hat. Es ist Organisationsarbeit, die geleistet werden muß, um Künstler und Gewerbetreibende in die enge Beziehung zu bringen, die das Entstehen ge-

schmackvoller und gleichzeitig technisch vollkommener Erzeugnisse fördert. In Bayern hat es sich der „Münchener Bund“ — eine Vereinigung für angewandte Kunst — mit Richard Riemerschmidt als erstem Vorsitzenden, und Benno Becker, dem Leiter jener Pariser Ausstellung, als zweitem Vorsitzenden, zur besonderen Aufgabe gemacht, diese Organisationsarbeit zu leisten. Er hat zu diesem Zweck eine besondere Vermittlungsstelle geschaffen, die mit Unterstützung der Stadtgemeinde und des Staates das gemeinsame Arbeiten von Künstlern, Handwerkern und

Industriellen zu fördern strebt und kostenlos Auskünfte an Interessenten erteilt. Die Erhaltung einer solchen Auskunftsstelle ist gerade im Hinblick auf die zunehmenden Beziehungen der bayerischen

Gewerbekunst zum Ausland von Wert. Es ist ein Mangel aller großen Ausstellungen, daß mit Schluß der Ausstellung meist auch die ganze Organisation sich auflöst, und es dem einzelnen Aussteller überlassen bleibt, den Erfolg für sich auszunutzen. Eine zentrale Organisation kann ungleich mehr leisten als der Einzelne, und so ist zu hoffen, daß gerade von München aus im Anschluß an die Bayerische Gewerbeschau immer neue Verbindungen zwischen der bayerischen Kunst und seinen Freunden im Ausland hervorgehen werden.



Siegestor mit Ludwigskirche.

Münchener Sommerleben.

Von Carl Conte Scapinelli-München.

Aus der Enge der Mietwohnung, aus dem Frieden des Einfamilienhauses heraus hat sich in München längst die frohe Geselligkeit in die Öffentlichkeit geflüchtet. Man feiert seine Karnevalfeste im Winter in den größten Sälen und sieht ganz Isarathen dabei zu Gast, und man verlegt aus stillem, privatem Parkwinkel die Sommerfeste in das weite Grün der öffentlichen Gärten und Gaststätten. Und dieser neu-

veranstaltungen den Charakter der Internationalen, bei denen sich jeder Fremde gleich bodenständig fühlt.

Das vielgelästerte Münchener Bier und die oft bezweifelte Münchener Gemütlichkeit sind hier die nivellierenden Elemente, der Kitt zwischen Nachbar und Nachbar, zwischen Fremden und Einheimischen.

Mag der Gast mit allen Insignien des Hochtouristen unseren Hauptbahnhof zum erstenmal betreten, oder



Das Karlstor.

trale, jedem zugängliche Boden macht die ungezwungene Fröhlichkeit aus, die dem ganzen Münchener Leben den typischen und von Fremden so bestaunten Charakter gibt.

Man ist bei München selbst zu Gast, ob man in den weiten Bierkellern sitzt oder sich in den alten Anlagen des neuen Ausstellungsparkes bewegt.

Dadurch erhält alles eine gewisse Großzügigkeit — eine ansteckende, allgemeine Freudigkeit, hinter der die Arrangeure gewissermaßen diskret zurücktreten.

Sind unsere Winterfeste mehr für die Einheimischen gedacht, so tragen die großen Sommer-

mag er im tadellosen Salonrock dem Zug entsteigen und das Deutsch kaum radebrechen können, wenn er durch die Straßen Münchens nur eine Stunde gefahren und gewandert ist, dann fühlt er sich in der großen Fremdenheimat München schon zu Hause. Denn er, der sich in der Festtagslaune des Vergnügungsreisenden befindet, fühlt aus der ganzen Stadt, aus dem ganzen Münchener Leben, aus der frohen Aufmachung der Gaststätte ihm ebenfalls etwas wie ständige Festtagsstimmung entgegenwehen. Er ist erwartet worden, und man hat für ihn alles mögliche bereitet.



Was zu einem Maurerfrühstück gehört: die Bierseidel werden zum Bau getragen.

Trotz der in den letzten Jahren immer mehr um sich greifenden Kunstindustrie, trotz der Kräftigung aller unserer Gewerbe ist dem Antlitz Münchens noch nicht so das hastende Arbeitsleben aufgeprägt. Man merkt, das Beste, was hier geschaffen wird, entsteht in Freude: im freudigen Kunstsinn unter frohen Worten mitten unter frohen Gesellen.

O, es wird in München ebensoviel gearbeitet wie in anderen Großstädten, aber die spezielle Art dieser Arbeit bringt keine traurigen und abgearbeiteten Gesichter hervor; neben der Arbeit dominiert die Lebensfreude, und sie wieder ist ein treibendes Rad für eine ganz bestimmte, aus der Kunst sich Anregung holende Arbeit.

So lächelt und lacht selbst das werktätige München einem schon in den ersten Stunden beim Betreten des Stadtbodens froh entgegen. Am deutlichsten fühlt man diese lebensfreudige Note des Münchener Lebens im Sommer, da naturgemäß sich das Leben und Treiben mehr im Freien, auf den Straßen und Plätzen, in den Anlagen und Kellergärten, im Ausstellungspark abspielt.

Münchener Sommerleben! Vormittags im Hofe des Hofbräuhauses, im Grün des Matheserhallenhofes, unter den Arkaden des Hofgartens: bei den Caféhäusern, Münchener Sommerleben draußen schon am Nachmittag im Ausstellungscafé, im Parkcafé, beim Konzert im Hauptrestaurant.

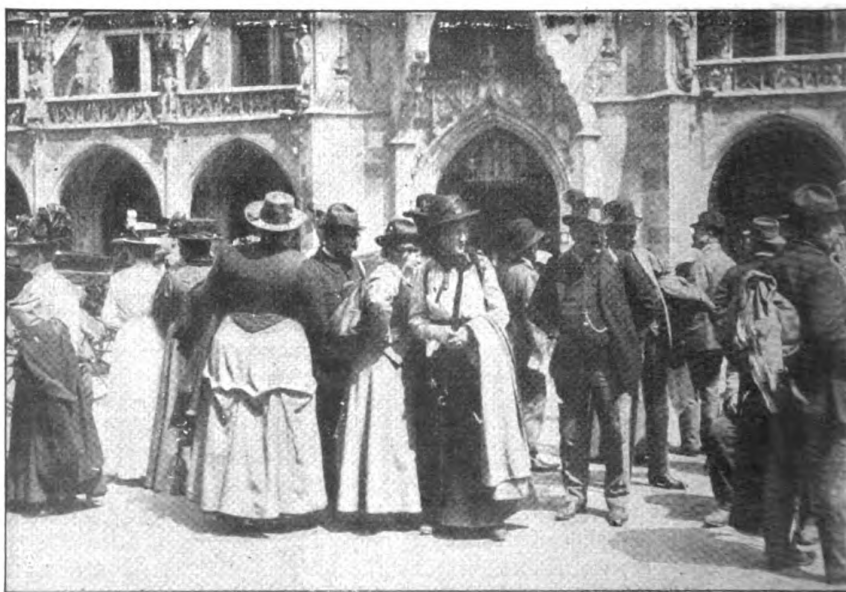
Schon bei der Ankunft am Bahnhof erwartet den Fremden eine riesige Schar von Reise-lustigen: Menschen, die im Lodendreß dem Gebirge zustreben, Fremde, die mit traurigen Gesichtern die Kunst- und Bierzentrale verlassen, bunte Soldatenröcke, die zum Manöver fahren. Ein Stoßen und Drängen, ein Vorwärtsschieben

und Durchzwängen in den weiten Bahnhofshallen.

Draußen vor dem Hauptbahnhof die unendliche Reihe von Autos, blitzblank und schmuck, die Chauffeure mit den blau-weißen Kappen.

Berge von Koffern, Körben, Rucksäcken und Handtaschen. Und über das alles auf lustigen Kirchweihstangen, auf riesigen grünen, wappengeschmückten Masten wehen und blähen sich die Fahnen, die alle an die Bayerische Gewerbeschau erinnern. Die blauen vier-spännigen Fremdenwagen, die riesigen Rundfahrautos füllen sich voll Menschen, die im Fluge Münchens Bild erfassen wollen.

An den Stätten alter Kunst, an den schier italienisch stilvollen alten Bauten geht's vorüber — an den großen Kunstausstellungen — den Glaspalast, die Sezession entlang, endlich auch hinaus zur riesigen, freien Theresienwiese, dem Platze des Münchener Oktoberfestes, den die Bavaria stolz überragt. Und im weiten ovalen Kranz umstellt eine Anzahl grüner Gärten die Silhouette des Riesenweibes. Bierkeller mit alten Baumbeständen, des Abends dicht mit Menschen besetzt, führen langsam zur breiten Straße hin, die zum Hauptportal der Bayerischen Gewerbeschau führt. Wehende Fahnen, Mast an Mast, vom Grün des Hintergrundes in ihrer Buntheit doppelt gehoben, geleiten einen hin zum Eingang. Freundliche, gar nicht protzige Eingangsbauten empfangen den Besucher und stellen ihn plötzlich mitten ins Grün der Ausstellung. Die Hallen mit all ihren Schätzen umsäumen nur auf der rechten Seite das weite Ausstellungsareal. Tore spannen sich versöhnend herüber zum Theatercafé und lassen doppelt die Silhouetten der



Besucher Münchens auf dem Marienplatz.

Bauten gegen den blauen Münchner Himmel wirken. Links breitet sich im sommerlichen Kleid der Park der Ausstellung aus: Der grüne Mittelpunkt, das Stück stolzer, herber Natur mitten in aller Kunst. Und dieses bewußte Eingreifen der bodenentsprungenen Urkraft, dieses Ineinanderfließen von Grün und Weißgrau, von Kunst und Natur hebt nicht nur das Bild der Ausstellung ins Symbolische für München, sondern ist charakteristisch für die Wesensart Münchener künstlerischen Wollens.

Alte Bäume mit schwerem, saftigem Blätterschmuck, blühende Beete, Laubengänge mit Terrakottafiguren: Der Sommer spricht daraus, und die buntgekleideten, vielen Menschen, die hier sitzen oder promenieren, zeigen uns das Sommerleben in München an.

Es wogt hin und her, es redet, genießt und plaudert, und fest und ewig in dem ganzen Sommerbild ist nur Mutter Natur, die stets bewunderungswürdige, hübsch in vorteilhafte Toilette gesetzt von zartwählender Künstlerhand.

Und der gute Geschmack, der hier bis ins letzte Cafékännchen, bis zum Stuhl und Tischtuch, bis zum Beleuchtungskörper vorherrscht, der selbst die alten Formen unserer Biergläser verbessert hat, erhöht unbewußt unser Behagen und Wohlbefinden. Alle Kalamitäten sonstiger sommerlicher Stätten fallen hier weg, und ohne Aerger kann man sich dem Genuß der konzertierenden Musikkapellen hingeben.

Der Riesenspringbrunnen rauscht dazu, und glitzernd fallen die Wassergarben herab, die abends hübsch beleuchtet sind. Der plastische Schmuck herum steht dazu Parade.

Münchener Sommerleben auch drüben im Vergnügungspark! Ausrufer schreien, Musiken ertönen, und naive lustige Kindervergnügen locken auch die Erwachsenen. Der Wurstel im Kasperltheater unter freiem Himmel reißt seine Münchener Witze in echt oberbayrischem Dialekt und



Eine „kunstgewerblich einwand-
@ frei gestaltete Plakatsäule“. @

schlägt alles in die Flucht, und sein ästhetischerer Kollege im Marionettentheater Münchener Künstler singt Opern und stirbt in Schönheit, — Somalidorf, Szeneriebahn, Kinematographentheater, Irrgarten, Rollschuhbahn, Tanzhaus locken einen weiter hinein ins lustig naive Münchener Vergnügen.

Ein Sommerabend, wenn von den Bergen her erlösende Kühlung durch den Park weht, wenn Tausende feiernde Menschen sich hier ergehen oder geruhsam im Restaurant ausruhen, wenn die zartbewegte Luft die Klänge der Militärkapellen bis tief hinein ins Dickicht trägt: zeigt uns erst richtig großstädtisches und darum doch ganz charakteristisches Leben.

Drinne durch die leergewordenen Straßen sausen die Autos hin, tragen Müde heim, holen neue Ersatztruppen zum Vergnügen, und der Ermüdete sitzt indes behäbig im nahen Kellergarten und läßt all dies Sommerleben an sich und seiner Maß vorbeifluten. Er staunt nicht mal über die vielen Fremden, staunt nicht einmal über Münchens Aufschwung, denn was die Quintessenz all dieser Bilder ist, ist auch in ihm verborgen und lacht aus seinen Äuglein; es ist die Lebensfreudigkeit, es ist die Münchener Luft, deutsche Luft mit einem Einschlag südlichen Wesens.

Da unten liegt die Stadt, da ragen die Türme zum nächtlichen Himmel, da haben die scheinbar Faulen in frohem Fleiß so viel Neues und Gutes geschaffen, daß sie jetzt feiern, feiern mit den Fremden, die sich staunend wohlfühlen.

Münchener Nachtleben! Wie ihr das Nachtleben versteht, die ihr es noch immer bei uns vermißt, ist es freilich nicht.

Nicht ins schlecht erleuchteten, dunstigen Winkeln, nicht in obskuren Gassen spielt es sich ab, sondern in der Allgemeinheit bei gesundem, ehrlichem Lebensgenuß, den Kunst und Künstler, den die Natur uns veredelt!

Der Münchener Biersumpf, von dem manch einer draußen träumt, ist längst getrocknet wor-



Hof im Hofbräuhaus.



☞ ☞ ☞ Blick in das Altmünchener Bierstübl „Hundekugel“. ☞ ☞ ☞

Es schreit nicht bei der Arbeit, es schafft freudig, und es weiß auch in Schönheit zu feiern.

Münchener Sommerleben, Münchener Sommer, die Erholung für die Einheimischen, die Freude für unsere Gäste!

Nicht in alten, verfallenen Bauten brauchen wir sie zu empfangen, der blaue Himmel wölbt sich über sie, die Blätter der schönen Anlagen zittern leise im Abendwind und singen ein Lied von Neu-München und von künstlerischer Kultur auch im Lebensgenuß.

Kunst in den Sommerabend getragen zu haben, Sommer in die Kunst, Natur in eine gewaltige Exposition, das ist der Erfolg der letzten Münchener

den, und das Bier fließt nur in den Äderchen, die reinlich das neugewonnene fruchtbare Eiland der Kunst umrieseln.

München hat längst, nicht zuletzt dank seines Ausstellungsparkes, aus seinem Kellerleben ein vornehmes Sommerleben gemacht. Es hat von der alten Kultur viele neue Keime fruchtbringend in neuen Boden gesetzt.

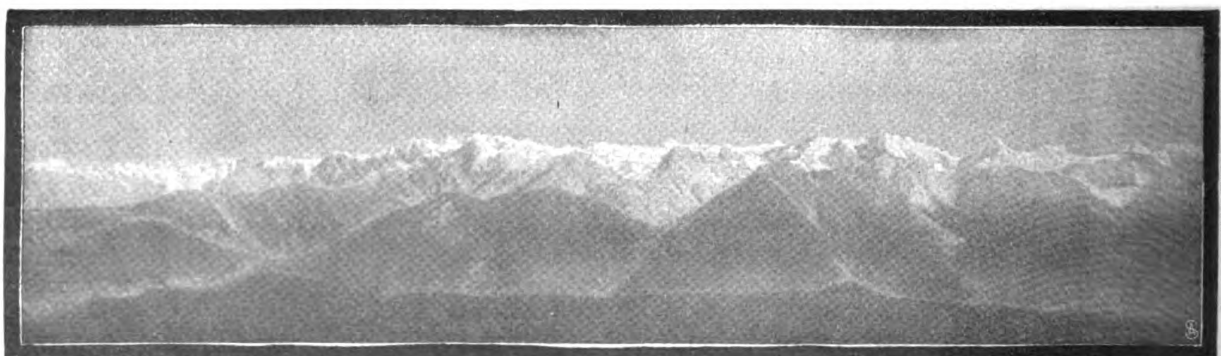
Schwärmend tanzen die Schmetterlinge und Mücken zum Takte der Melodien um die riesigen Bogenlampen, plaudernd sitzt Neu-München darunter in eleganten Toiletten, in diskreter Unbefangenheit, und wenn es wirklich sein gutes Bier schlürft, trinkt es aus Gläsern, die ein erster Künstler entworfen, und hört erlesene Musik dazu.

Es sieht die Fremden aus allen deutschen Gauen, aus allen Teilen der Welt bei sich und weiß einem jeden etwas zu bieten, was ihn fesselt.

Arbeitsjahre, und bei dem allen sich Humor und naive Lebenslust bewahrt zu haben, das ist das Bewunderungswürdigste dabei!



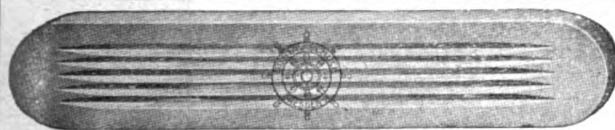
☞ Salvatortrinker vor dem überfüllten Paulanerbräu zur Bockbierzeit. ☞



Geschäftliche Notizen.

L. Chr. Lauer, Münz-Anstalt, Nürnberg.
Die jeweiligen Besitzer dieser aus dem 18. Jahrhundert stammenden Firma nannten sich damals „Spiel- und Rechenpfennigmacher“, gehörten zur Zunft der Messingschaber und Rechenpfennig- (auch Dantesmacher genannt). Ernst Ludwig Sigmund Lauer (1762 bis 1853) war in Nürnberg als „Flinderleinschläger“ bekannt. Er machte Flitter, konnte aber weder lesen noch schreiben, so daß er bei Einkäufen des Messingbleches in Fürth oftmals zu kurz gekommen sein soll. Später gelang es dessen Sohn Johann Jakob Lauer (1788 bis 1863) eine bedeutende Verbesserung des Geschäfts herbeizuführen. Der Graveur Ludwig Christoph Lauer, sein Sohn, erwarb das Spielmarken-Geschäft und führte es unter der Firma L. Chr. Lauer, Medailleur und Rechenpfennig-Fabrikant, weiter. Bald gelangte das Etablissement zur vollen Blüte, gehoben durch feinen Kunstsinne und Handgeschicklichkeit, viele Erfindungen und Verbesserungen. Im Jahre 1854 wurde die erste Uhlhornsche Münzschnellprägemaschine von Ludwig Christoph Lauer angekauft und vom Handbetrieb mehr zum „Maschinenbetrieb“ übergegangen. Vorhanden waren viele

Schneidezeuge sowie kleine und große Handprägwerke aus der alten Münzstätte der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg. Sie sind teilweise noch im Betriebe, stammen aus den Jahren 1712, 1716, 1741 und 1759. Im Jahre 1860 wurde von den Johann Baptistschen Relikten eine Zinnfolien-Fabrik zu Kleinweidenmühle erworben, wohin auch neun Jahre später (1869) die Fabrik für Medaillen und Spielmarken von der Waizenstraße aus verlegt wurde, wo man mit Wasserkraft arbeitete; und der bis dahin einzigen Uhlhornschen Maschine folgten weitere Münzprägemaschinen und Balanciers. Im Jahre 1873 starb der verdienstvolle Medailleur L. Chr. Lauer; seine Witwe nebst drei Söhnen und zwei Töchtern führte das Geschäft weiter. Der Kraftbetrieb wurde ausgedehnt; schon 1884/85 folgte ein großer Neubau mit Prägesaal, Gürtlerei, Bronzier- und mechanischer Werkstätte, wobei eine Verbesserung aller Einrichtungen vorgenommen wurde. Im März 1888 übernahmen der Kaufmann Johann Lauer, Techniker Ludwig Lauer und Medailleur Wolfgang Lauer die Firma auf eigene Rechnung. Seit 1906 leiten die Gesellschaft m. b. H. die Gesellschafter Joh. Lauer und Gustav Rockstroh. Heute zählt das Unternehmen 150 Arbeiter und kaufmännische Beamte; seit 1896 besteht eine Filialfabrik und Musterlager in Berlin. In den Werkräumen finden wir, wenn wir dem Beginn der



Gustav Schlick,
Dresden 5, N. 6. Filiale: Tetschen a. E.

Reflexions-Wasserstandsgläser

in unerreichter Güte und unter Garantie des Nichtzerspringens aus Original-Hartpress-Kristallglas.

Grosses Lager in allen Grössen.

Modell-Nummer	0	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX
Länge in mm	95	115	140	165	190	220	250	280	320	340
Per St. f. Mod. a = 30 mm breit f. Mod. b = 34 mm br. (f. Hochdr.) Mk	1,50	1,80	2,10	2,50	2,80	3,10	3,50	3,90	4,30	4,70
Preise d. Dichtungen dazu in Mk. per 10 Stück	-,70	-,80	-,90	1,—	1,10	1,20	1,40	1,60	1,80	2,—



Der wirksamste
Vacuum - Staubsauger

für Wohnungs- und Fabrikreinigung ist unser tragbarer

„Orkus“-Apparat

m. Elektromotor $\frac{1}{3}$ PS.

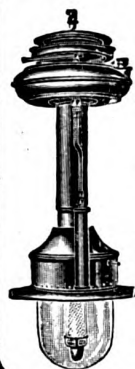
zum Anschluß an die Lichtleitung.

Ueberraschend grosse Saugwirkung.

Man verlange Prospekt und Referenzenliste.

H. Hammelrath & Co., G. m. b. H. Köln-Müngersdorf 20.

Petroleum-Starklichtlampen



„PERPETUA“

ohne Luftpumpe — ohne jeden Filter

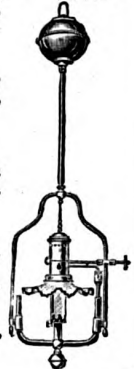
Ventil sofort zu öffnen.

Eine wirklich außergewöhnlich
einfach zu behandelnde Stark-
lichtlampe.

250 HK. — 1500 HK.

für Innen- u. Außenbeleuchtung.

Eckel & Glinicke G. m. b. H.
Berlin SW 6L



VERLANGEN SIE DEN NEUESTEN KATALOG

AUTOGENE SCHWEISS- ANLAGEN

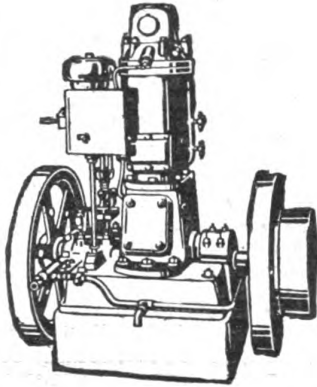
TRANSPORTABEL UND ORTSFEST
EIGENE BEWAHRTE KONSTRUKTIONEN

HAGER & WEIDMANN G. M. B. H.
BERG. GLADBACH 34 BEI KÖLN

Maschinenbau-
Akt.-Ges. vormal

Starke & Hoffmann Hirschberg
in Schlesien.

Gegründet 1868.



Rohöl- Motore

Stehende und liegende Anordnung
von 4 PS an

Goldene Medaillen:

1897 LEIPZIG
1905 GÖRLITZ
1907 BERLIN
1910 ALLENSTEIN
1911 SCHWEIDNITZ

**Diplom für hervor-
ragende Leistungen:**

1911 POSEN

Billigste Betriebskraft!

Sofort betriebsfertig!

Keine dauernde Wartung nötig! Grosse Betriebssicherheit!

Erstklassige Präzisions-Heissdampfmaschinen bis 3000 PS besonders Kurze Heissdampf-Tandem's nach Max Schmidt's Patenten.

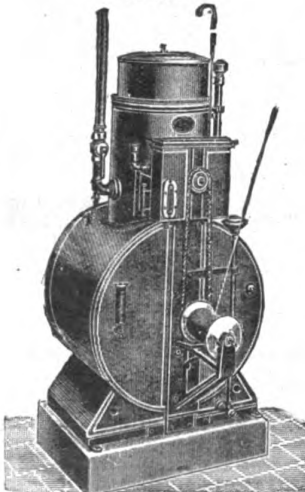
Kolonial-(Klein-)Dampfmaschinen, speziell für Export geeignet.

Dampfkessel. — Einrichtungen ganzer Holzstoff- und Pappenfabriken.

„Autogen“-Gasapparat

Bester u. zuverlässigster Luftgaserzeuger

D. R. P.



Auslandspatente :: Viele D. R. M.

liefert für

Einzel - Etablissements jeglicher Art, wie Villen, Landhäuser, Sanatorien, Hotels, Bahnhöfe, Farmen, Plantagen, Schulen, Kirchen usw.

bequemste und vorteilhafteste
Beleuchtung

bei äußerst billigem Verbrauch.
50—60 H-Kerzen stündl. 1,2 Pfg.

Autogengas

kann auch zum Kochen, Heizen, Kleinmotorenbetrieb und für alle gewerblichen Zwecke verwendet werden.

Kein Azetylen!
Keine Explosionsgefahr!
Nicht giftig!

Autogen-Gasapparate können überall und ohne Vorkenntnisse aufgestellt werden. Wegen seiner unübertroffenen Konstruktion, größt. Betriebssicherheit, einfachen Bedienung usw. vorzüglich für den Export geeignet.

Man verlange Prospekte und Kostenanschläge.

J. Walter, Speyer-Dudenhofen 24 (Rhein-
pfalz).

Fabrik der „Autogen“-Gasapparate.



Haushaltskonserven mit

WECK

Konserven - Gläsern und Sterilisierapparaten hergestellt, halten sich jahrelang frisch und ermöglichen Abwechslung in den Mahlzeiten und Sparsamkeit in der Küchenwirtschaft

Weck-Gläser

hygienisch einwandfrei, tadellos gearbeitet, sicher funktionierend
billig im Preis

Für Ueberseer unentbehrlich!

1911 4 × Grand Prix

Turin, Dresden, Frankfurt a. M., Namur



Ausführliche Drucksachen und Preislisten durch
J. Weck, G. m. b. H., Oefflingen W 201, Bad., Deutschl.

Leistungsfähige Vertreter im Ausland gesucht.



Münzfabrikation bis zu seiner Beendigung folgen, denjenigen Raum, woselbst Metallbleche aller Art, wie Messing, Kupfer, Tombak, Nickel, Aluminium, Zink, Zinn, Blei usw., in Streifen geschnitten, liegen, die zu Plättchen oder anderen Formen durchgestanzt werden. Früher hatte man diese „Rondellen“ einzeln mit der Hand geschnitten, während sie jetzt durch einen Hub der Maschinen fertiggestellt werden. Die geschnittenen Waren werden in die Gelbbrennerei gebracht, wo Schwefel- und Salpetersäure die dunkle Schicht auf den Metallen entfernen. Das Trocknen geschieht durch Holz sägespäne, die Rondellen werden dann am Lager nach Größe, Form und Farbe abgezählt. Im Graveur-Atelier sind Künstler beschäftigt, die Prägestempel und Stahlstanzen sowie alle anderen in das Graveurfach einschlagenden Arbeiten in bestem Stahl mit Hilfe von Stichel und Bunzen schneiden. Für größere Medaillen fertigt man Wachsmodele; diese werden abgeformt und in Metall gegossen und dann mittels zweier sinnreicher Kopierrelief-Maschinen direkt auf Stahl übertragen, d. h. in erhabener Ausführung verkleinert gebohrt. Die Medaillen-

Technik steht heute auf hoher Stufe, und es wird Vorzügliches in diesem Fache geleistet. Im Publikum erwacht auch täglich mehr und mehr der Sinn für moderne Prägnungen, Porträt- und andere Medaillen für Familienfeste und sonstige Ereignisse, wie sie wieder beliebt werden, entsprechen dem erwachenden Kunstsinn und familiären wie öffentlichen Veranstaltungen. Viele Arten von Metallgegenständen, wie z. B. Vereinsabzeichen, Broschen, Manschettenknöpfe, Faßbleche usw. sind Nebenbranchen neben der Marken- und Medaillen-Herstellung in der Gesamtfabrikation. Sind Stempel und Stanzen fertig geschnitten, so kommen sie in den Härteraum, in große Holzkohlenfeuer, dann werden sie im Wasser gehärtet, hierauf poliert. Oftmals ist es nicht möglich, die genau bestimmte Zeit der Ablieferung der Medaillen für ein Fest einzuhalten, falls dieser Prozeß mißlingt. Im großen Prägesaal stehen neun Münz-Schnellprägemaschinen, wie solche in den Münzstätten der Regierungen zu finden sind, in abwechselnder Tätigkeit, um Erinnerungsmünzen, Spielmarken, Anhängestücke usw. zu prägen. Der große Raum enthält außer vielen anderen

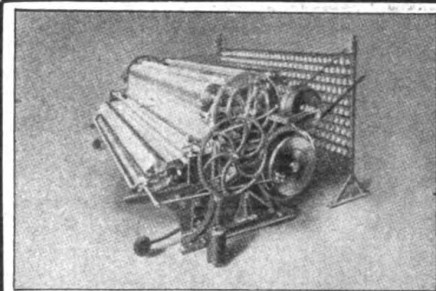
D.R.P. u.

Ausl. Pat.

HANSEAT
SCHUTZMARKE.
Nuten *Fräser*
verlangen Sie von Ihrem Werkzeug-
Lieferanten oder direkt
von **Crosset u. Co. Hamburg-Ottensen E.W.**

Kuhl & Klatt
Berlin 3150
S.O. 16
Pneumatist Treklaviere
65/88 Standard Note
Pneuma Elektrische Pianos
Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Gelgen-Imitation

NETZ-KNÜPFMASCHINEN FÜR FISCHNETZE



DIE BESTE KAPITALSANLAGE
Heidenreich & Harbeck - Hamburg



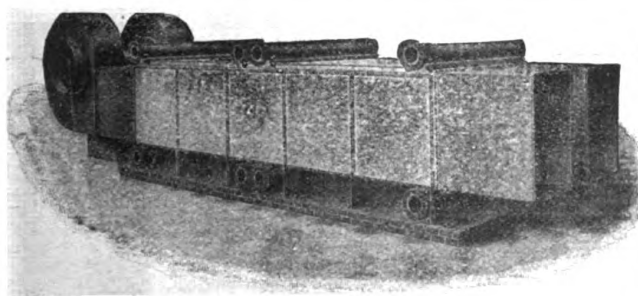
Kunstanstalt
für Porträts und Bildschmuck

Bildschmucksachen
nach jeder Photographie
von M. 1.50 an.

Standard-Oelporträts
nach jeder Photographie v. verblüff. künstl. Wirkg.
(gerahmt 26 x 32 cm M. 12.—, 40 x 50 cm M. 30.—).

Senden Sie Ihre Photographie oder verlangen Sie Katalog 4.
Vertreter überall gesucht.

A. W. Essen & Goldstein, Berlin W35, Potsdamer Str. 106a.



Luftherhitzer für Abdampf.

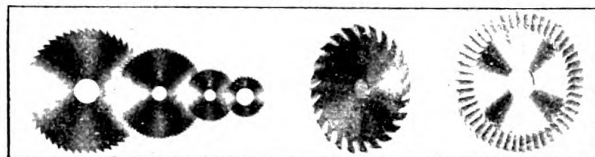
Luftherhitzer System Schilde

für Trocknungs-, Luftheizungs-
und Entnebelungs-Anlagen
*Ventilatoren, Exhaustoren, Lüftungs-
und Entstaubungs-Anlagen*

Benno Schilde G.m.b.H., Hersfeld H.N.
Größte Spezialfabrik.

Spezialmaschinen acht Balanciers, fünf Exzenterpressen, eine Ziehpresse, eine hydraulische Presse (für eine Million kg Druckeffekt), welche hauptsächlich zum Medaillenprägen und zum Prägen von sonstigen Gegenständen benutzt werden. Die Medaillen müssen sehr oft gegläht und immer wieder geprägt werden. Eine Abteilung für das Bronzieren, Versilbern, Vergolden sowie eine besondere Gürtlerei vollendet die Arbeiten. An den Prägesaal stößt eine mechanische Werkstätte. Die Maschinen sämtlicher Räume werden teils durch einen Rohölmotor von 35 P. S. und zwei Elektromotoren, teils auch durch ein eisernes Wasserrad in Betrieb gesetzt. Das Stempellager zeigt einen Vorrat von Stempeln und Stanzen, wie er nur in einem so alten Geschäft vorgefunden werden kann. Hierin liegt z. B. die Leistungsfähigkeit der Lauerschen Münzanstalt.

Metallkreissägen und Fräsen. Unter jenen Werkzeugen, die eine schnelle und genaue Bearbeitung von Metallen aller Art ermöglichen und dabei fast in jeder, auch in der kleinsten Werkstätte eingeführt sind, nehmen die Fräser und Metallkreissägen einen hervorragenden Platz ein. Die Fabrikanten dieser Werkzeuge finden für ihre



Flache Metallkreissägen und Schlitzfräsen.

Holzkreissägen

Einseitig gezahnte Nutenfräsen.

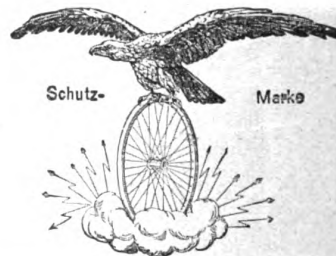
Erzeugnisse (soweit deren Qualität nichts zu wünschen übrigläßt) einen stets zunehmenden Absatz. Die allgemeine und vielseitige Verwendung der Sägen und Fräser brachte jedoch für die Fabrikanten insofern große Schwierigkeiten, als es heute nicht mehr genügt, eine bestimmte Anzahl von Modellen nach genau festgelegten Normalien zu schaffen, es muß vielmehr bei der Fabrikation genau die

Beschaffenheit und Form des Materials einerseits und die Verschiedenartigkeit der Werkzeugmaschinen andererseits berücksichtigt werden. Wenn man bedenkt, daß z. B. zum Abschneiden von dünnwandigen Röhren, dünner Bleche eine ganz feine Zahnung der Sägen erforderlich ist und daß zur Bearbeitung massiver Stücke nur Sägen mit entsprechend größeren Zähnen Verwendung finden können, daß ferner bei Kupfer, weichem Eisen etc. nur durch Anwendung von Werkzeugen mit groben Zähnen ein Zusammenballen und Festsetzen der Späne zwischen den Zähnen verhindert werden kann, daß weiter die zum Stahlschneiden erforderliche Härte für weichere Metalle ganz ungeeignet ist, wenn man ferner in Betracht zieht, daß fast jeder Besteller eine andere Bohrung verlangt, so wird man leicht begreifen, daß es für die Fabrikanten keineswegs eine leichte Aufgabe ist, für jeden einzelnen Fall genau entsprechende Werkzeuge zu liefern. Eine weitere Zersplitterung entsteht dadurch, daß nicht nur Sägen und Fräser für Metalle aller Art, sondern auch solche zur Bearbeitung von Holz, Bein, Horn, Zelluloid, Perlmutter, Stein, Zucker usw. geliefert werden müssen: Nur eine besonders leistungsfähige Fabrik, deren Leiter umfassende Fachkenntnisse und langjährige Erfahrungen besitzen, wird in der Lage sein, all diesen Wünschen voll und ganz gerecht zu werden. Unter den wenigen Etablissements, die mit Hilfe einer mustergültigen Einrichtung aus erstklassigem Rohmaterial die mehrerwähnten Werkzeuge als Spezialität herstellen, erfreut sich die Firma H. Hempfling in Nürnberg eines besonders guten Rufes. Das genannte Werk besteht seit dem Jahre 1858 und ist in den einschlägigen Kreisen als die erste und älteste Zirkularsägen-Fabrik Deutschlands gut bekannt. Ihre Kreissägen, Fräsen, Kreismesser etc. sind aus den edelsten Stahlsorten durch ein vorzüglich geschultes, bewährtes Personal auf modernen Spezialmaschinen hergestellt und stellen ohne Ausnahme eine Präzisionsarbeit ersten Ranges dar. Man wird mit diesen Werkzeugen in qualitativer wie quantitativer Hinsicht die besten Leistungen erzielen und auch hinsichtlich

ADLER

Automobile

Fahrräder und Schreibmaschinen



sind in jeder Beziehung mustergültige und unübertroffene
Präzisionsfabrikate von Weltruf

SPEZIAL-KATALOGE GERN ZU DIENSTEN

Viele höchste Auszeichnungen! Königlich Preußische Staatsmedaille in Gold. Turin 1911: 4 Grand Prix.

ADLERWERKE vorm. HEINRICH KLEYER A.G.

Gegründet 1880

FRANKFURT a. MAIN

ca. 5000 Arbeiter

Filialen in Berlin, Breslau, Düsseldorf, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Königsberg, München, Stuttgart, Kopenhagen, Paris, Wien.

Niederlagen oder Vertretungen in Deutschland überall, im Ausland an fast allen großen Plätzen.

Goldene Medaille
Intern. Hygiene-Ausst.
Dresden 1911.

Goldene Medaille
Allg. Frühjahrs-Ausst.
Wien 1912.



Kaffeerösterei mit Koks-Schnellröstarapparat Thum-Anlage, Mühle, Abwieg-
vorrichtung und 2 Auslesemaschinen Komplette Einrichtung von der Thum-
Maschinengesellschaft Dresden Gesamtpreis Mk 4000.—



Kaffeerösterei mit Gas-Schnellröstarapparat Thum-
Anlage Mühle und Steinauslesemaschine Verlegetisch
komplett eingerichtet von der Thum-Maschinengesell-
schaft Dresden. Gesamtpreis von Mk. 2000.— bis Mk. 7000.—

Das Vollendetste

zur Kaffeebearbeitung in allen ihren Stadien sind unsere

Kompletten Schnellröstanlagen in Kombination mit dem Thum'schen Verfahren.

Überall

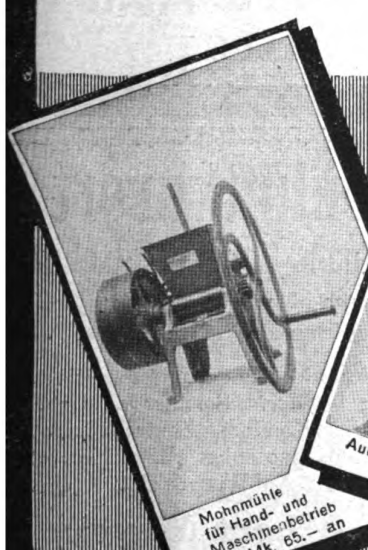
da, wo wir unsere Röstanlagen in Verbindung mit unserem Thum-Verfahren einrichteten, hat sich der Umsatz nicht nur in Kaffeeselbst, sondern auch in allen übrigen Verkaufsartikeln wesentlich gehoben.

Verlangen Sie kostenlos Vorschläge über unsere Spezialitäten:

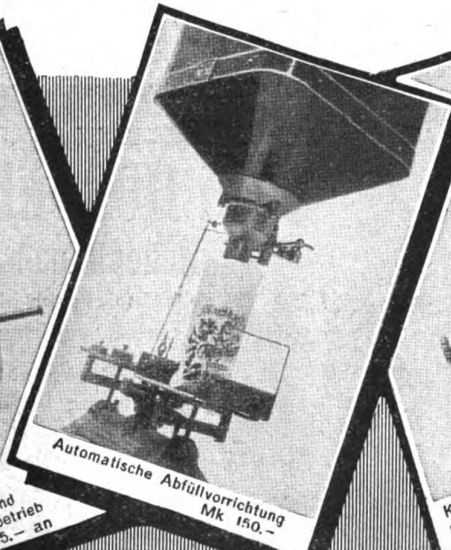
Kaffeereinigungs- und Veredelungsmaschinen
Abfüll- und Abwiegvorrichtungen
Kaffeessortiermaschinen

Schnellröstarapparate für Gas- u. Koksheizung
Mühlen verschiedener Systeme
Kaffeeverlesemaschinen

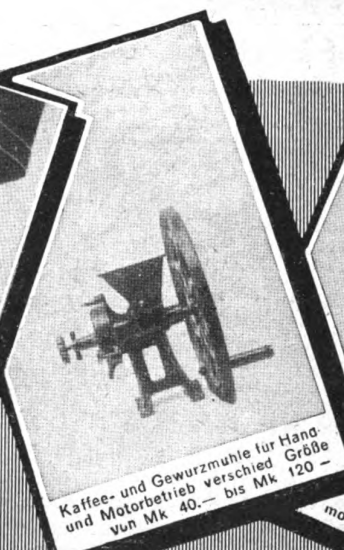
Thum - Maschinengesellschaft m. b. H.
Dresden-A. Räcknitzstr. 10.



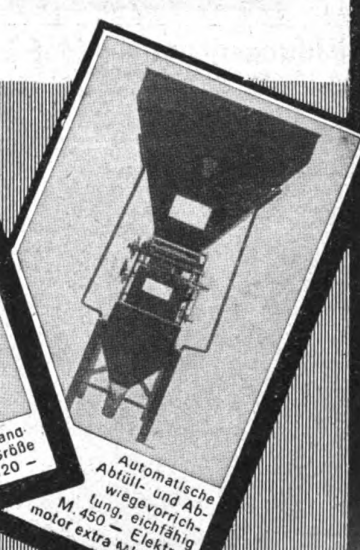
Möhmühle
für Hand- und
Maschinenbetrieb
von Mk. 65.— an



Automatische Abfüllvorrichtung
Mk 150.—



Kaffee- und Gewürzmühle für Hand-
und Motorbetrieb verschied. Größe
von Mk 40.— bis Mk 120 —



Automatische
Abfüll- und Ab-
wiegevorrich-
tung, eichfähig
M. 450 — Elektro-
motor extra Mk 30.—

FINCKH & Co.

Leipzig

Kunstanstalt und Papierverarbeitungswerke



Massenfabrication

von Faltschachteln, Schaukartons mit Plakaten, Einschlägen usw.

Spez.: Brillant-Plakate

Das Beste in zusammenlegbaren

Gürtel-Kartons

sind unsere Gebrauchsmuster-ausführungen „Anker“ u. „Union“

Hervorragende Neuheiten in

„Aufreissern“

und Napolitains-Packungen

„Automat“

D. R. G. M.

D. R. P.



Zur Reinlichkeit gehört auch die innere Desinfektion!

Dr. Klebs Yoghurt-Tabletten

aus Reinkulturen von Bacill. bulgar. Metchnikoff, garantiert mindestens 6 Monate wirksam, vorzügliche Darmdesinfizienz, regeln Magen- u. Darmstörungen, beseitigen d. Fäulnisbakterien u. verhüten dadurch d. tägl. Selbstvergiftung, Blinddarm-Entzündung, Arterienverkalkung und frühzeitiges Altern. 45 Tabletten = 2.50 M. Grosser Karton à 100 Tabletten = 5.00 M.

Dr. Klebs Yoghurt-Ferment

zur Selbstbereitung von Yoghurt. — 1 Glas 2.50 M., ausreichend 3 Monate (1/2 — 1 Liter Yoghurt täglich). — Zu haben in den meisten Apotheken und Drogerien. Prospekte und Proben kostenlos vom Bakteriolog. Laborat. v. Dr. E. Klebs, München 33.

Dichtungsmaterialien

jed. Art; Spezialität f. Dampfmaschinen, Pumpen u. Dieselmotoren. M. M. Bach, Berlin-Charlottenburg 4, Leibnizstr. 33.

F. Silva & Comp., Pará, Brasilien

Caixa Postal 435 sucht Repräsentation von leistungsfähig. Fabriken und Exporthäusern.



Villa Minerva, Bad Schandau

Das ganze Jahr geöffnet. an der Elbe (Sächs. Schweiz)

Modernes Privatlogis und Pension I. R.

In ruhigster Lage zwischen Stadtpark und Kurpark im herrlichen Kitzschschale, auch für vorübergehenden Aufenthalt. Vornehm, einfach und behaglich eingerichtet. Große Diele — Elektrisch Licht — Schattige Gärten — Wald — Vorzügliche Verpflegung, jede Diätform auf Wunsch — Bäder — Mäßige Preise

Besitzer: J. Paschen, Bad-Allee 219

5 Minuten vom Landungsplatz der Dampfschiffe. (Empfohlen vom Deutschen Offizierverein.)

Ehemalig. Stotterer gibt umsonst schwerer Auskunft, wie man sich selbst vom Stotter befreien kann. L. Warnecke, Hannover, Friesenstr. 33.

Zephyrleder-Fabrik G. m. b. H. vorm. Trendmann & Co. Berlin-Schöneberg, Mühlenstr. 8

Acetylenapparate

transport. u. station., für alle Beleuchtungszwecke sowie alle Zubehöre, wie Brenner, Beleuchtungskörper usw., in nur vollkommenster Ausführung, speziell f. Export.

Acetylenecheinwerfer

überallhin leicht transportierbar in 2—3 Min. betriebsfertig, mit einer Leuchtkraft von 2000 Kerzen u. m.

Autogene Schweiß- u. Schneide-

einrichtungen, stationär und transportabel, zum Schweißen von Eisen und Stahl bis 30 mm und zum Durchschneiden von Eisen und Stahl bis 300 mm, unerreicht praktische Exportmodelle.

Knappich'sche neue Lötwerkzeuge

reformieren d. gesamte Hart- u. Weichlötwesen u. bilden direkte Monopolarartikel i. unerreichter Vollkommenheit.



Man achte darauf, daß unsere sämtlichen Fabrikate nebenstehende Schutzmarke tragen, u. weise Nachahmungen zurück.

Spezial-Prospekte zu Diensten.

Keller & Knappich G. m. b. H.,

Augsburg III, Bez.



Höhenluftkurort

Hohenleipa b. Herrnskretschchen

(sächsisch-böhmische Schweiz)

Hotel und Pension „Glücksburg“.

Herrlich gelegen. Wunderbare Fernsicht. Meilenweite Wälder. Sommer u. Winter geöffnet. Aller Komfort. Zentralheizung. Bäder. Bestens empfohlen als Nachkurort für Karlsbad etc. Auf Wunsch diät. Küche.

Bes.: Albert Meyer,

früher Rainwiese.



DRESDEN

bevorzugte Fremdenstadt Deutschlands.

DRESDEN ist die Perle der deutschen Großstädte, herrlich gelegen im Elbtal und am Eingang zur Sächsischen Schweiz. Wundervoller Blick von der Brühlschen Terrasse. Herrliche Dampferfahrten in die Sächs. Schweiz u. nach Meissen.

DRESDEN birgt die Königliche Gemäldegalerie mit der weltberühmten Sixtinischen Madonna und einem unvergleichlichen Rembrandtsaal, das Grüne Gewölbe mit Kunstschatzen und Juwelen von unschätzbarem Werte. Das Johanneum umfaßt die einzigartige Porzellansammlung und Deutschlands größtes Waffenmuseum.

DRESDEN hat eine weltberühmte Königliche Hofoper, im Winter 12 Sinfoniekonzerte der Königlichen Kapelle und zahlreiche Kammermusikabende. Das Königliche Schauspielhaus hat einen hervorragenden, modernen und klassischen Spielplan.

DRESDEN hat weltberühmte Denkmäler der Barockkunst, Zwinger, Japanische Palais, Frauenkirche, Katholische Hofkirche.

DRESDEN bietet Sport aller Art: Golf, Pferderennen, Ballonsport, Ruderregatten, Lawn-Tennis, Fußball, Polo.

DRESDEN ist vorzüglich geeignet zum dauernden Aufenthalt: Vorzügliche neue Hotels, zahlreiche Pensionen, Technische Hochschule, Tierärztliche Hochschule, Kunst- und Musikschulen. Höhere Schulen aller Art. Alljährlich große Ausstellungen im städtischen Ausstellungspalast.

Alle Auskünfte über Hotels, Pensionen, Schulen usw.
sowie illustrierte Führer durch Dresden erteilt kostenlos

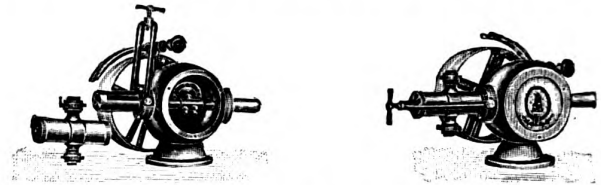
Verein zur Förderung Dresdens und des Fremdenverkehrs

Dresden — Hauptbahnhof.

der Dauerhaftigkeit die besten Erfahrungen machen. Es ist dabei nur erforderlich, daß bei der Bestellung die nötigen Angaben über Durchmesser, Stärke, Lochung und Verwendungszweck gemacht und die bewährten Anweisungen über den Gebrauch von Metallkreissägen und Fräsen, wie sie der Katalog der Firma H. Hempfling ausführlich enthält, beachtet werden. Von den gebräuchlichsten Werkzeugen der Firma erwähnen wir: flache und hohlgeschliffene, aus prima Diamantstahl hergestellte Metallkreissägen und Schlitzfräsen mit gewöhnlicher Spitz- oder nachschleifbarer Zahnung, dann gleichmäßig starke oder hohlgeschliffene Kreissägen und Fräsen aus Schnellschnittstahl bester Qualität, die durch ihre lange Lebensdauer und durch die erhöhte Arbeitsleistung ganz besonders wertvoll werden. Hieran reihen sich die Konvex- und Konkav-Fräsen, an drei Seiten gezahnte Nutenfräsen, die Schafffräsen zum Fräsen kleiner Nuten, dann die Kreissägen für Horn und Elfenbein, die zum Schneiden der verschiedensten Materialien dienenden flachen oder blankgeschliffenen Sägen mit nachschleifbarer oder gewöhnlicher Spitzzahnung, die nach der Mitte zu verdünnten Nut-Kreissägen für Holz und dergleichen. Außerdem liefert die Firma in exakter Ausführung Stahlscheiben in allen erforderlichen Dimensionen für Ventilplatten oder zur Herstellung von Kreissägen und dergleichen, ferner Kreismesser mit einseitiger oder doppelseitiger Phase zum Schneiden von Tuch, Gummi, Kork, Tabak, Papier, Filz, Pulver, Geschoßmäntel und dergleichen, sowie auch Tellermesser in jeder gewünschten Phasenbreite und Härte. — Zum Schluß sei noch darauf hingewiesen, daß die Firma H. Hempfling in Nürnberg jederzeit gern bereit ist, ihren Kunden in allen Fällen, welche die Anwendung und Behandlung der vorgenannten Werkzeuge betreffen, auf Grund ihrer reichen Erfahrungen mit fachmännischem Rat an Hand zu gehen.

• **Ventillose Pumpe „Bavaria“** — D. R. G. M. Einen wesentlichen Fortschritt im Bau von Pumpen stellt die neue Pumpe „Bavaria“ der Molkereimaschinenfabrik Gebr.

Bayer in Augsburg dar. Das hervorstechendste Merkmal dieser Pumpe liegt in der Einfachheit ihrer Arbeitsweise. Die Saug- und Druckwirkung erfolgt durch die bei jedem Hub vor sich gehende Drehung des Kolbens, während dessen interessante Schlitzführung die Arbeit der sonst üblichen Ventile besorgt. Weder Räder noch Kugeln oder Schieber, noch irgendwelche Ventile usw. sind in Tätigkeit, sondern lediglich Zylinder und Kolben arbeiten ruhig und leicht beliebige Förderungen. Ein Hauptvorteil der Maschine liegt in der bequemen Reinigungsart. Durch Öffnen des Verschlußbügels ist der Zylinder mit einem Griff abzunehmen, und Kolben und Zylinder liegen zur bequemsten Reinigung frei. Die Lage-



rung der Kolbenstange ist eine doppelte, und der Antrieb erfolgt durch Kugelgelenk. Lagerung und Antrieb sind vollkommen eingekapselt und damit allen Feuchtigkeitseinflüssen entzogen. Die horizontale Kolbenstangenführung ermöglicht jederzeit das Ansetzen eines zweiten Kolbens mit Zylinder, so daß eine zweite Pumpe in aller Kürze montiert ist. Besonders Bedacht genommen ist bei dem Bau dieser Pumpe auf die Ansprüche der Hygiene. Für Förderung von Milch, Rahm, Molke, ebenso für Bier, Spirituosen usw. können gesundheitstechnische Rücksichten beim Bau von Apparaten niemals zu viel genommen werden. Aus diesem Grunde werden bei Bavaria-Pumpen Zylinder, Kolben und Kolbenstange aus Alpaka (Neusilber) hergestellt. Bekanntlich gestatten Pumpenteile, die einer dauernden Reibung unterworfen sind, keine

Hamburg

STEINWAY

& SONS

FLÜGEL

UND PIANINOS

(Höchste Vollendung)

Berlin

London New-York

Ueber 150 000 im Gebrauch · Tropensichere Konstruktion

Vertreter an allen Hauptplätzen
des In- und Auslandes

Katalog versendet auf Wunsch
die Hamburger Fabrik



Königlich Bayerische Eisenwerke.

Kgl. Berg- u. Hüttenamt Amberg. Luitpoldhütte.

Eisenerzgruben — Hochöfen — Röhrengießerei — Maschinen- u. Handels-
gießerei — Zementfabrik — Schlackensteinfabrik — Kalksteinbrüche.

Gießerei-Roheisen — Gußeiserne Muffenrohre für Wasser, Gas, Kanalisation,
Klosettrohre und Kanalguß — Säulen und Bauguß aller Art — Maschinen-
guß — Schlackensteine und Montazement (bester Ersatz für Portlandzement).

Königl. Hüttenamt Weiherhammer (Oberpfalz).

Maschinenfabrik und Eisengießerei.

Maschinen- u. Handelsguß aller Art — Schürgehäuse — Kamintüren — leichte,
sog. schottische Rohre — Stall- und Fabrikfenster. — Große Maschinenwerk-
stätte: Spezialität Maschinen für Glasindustrie, Rundschleifapparate etc.

Königl. Hüttenamt Bodenwöhr (Oberpfalz).

Handels- u. Maschinengießerei — Metall- u. Bronze-
gießerei — Emaillierwerk — Inoxydationsanstalt.

Gußeiserne Geschirre (Poterie) in allen Emailausführungen u. inoxydiert — Bade-
wannen u. Wandbrunnen in feinsten Porzellanemaille — Komplette Reihenwasch-
tische für Werkstätten u. Mannschaftsbäder — Küchenausgüsse — Sanitäts-
utensilien — Kessel, roh u. emailliert — Tränkbecken u. automatische Tränk-
anlagen — Wegweiser und Grenztafeln, emailliert, mit gußeiserner Säule —
Kasernöfen — Grabkreuze — Grabplatten — Aschenurnen — Bronzeguß aller Art.

Flügelumpen, einfach und doppeltwirkend — Haus-
und Hofpumpen — Brunnen nach neuen Modellen.

Königl. Hüttenamt Sonthofen (bayer. Allgäu).

Maschinenfabrik und Eisengießerei.

Baumaschinen — Bauwinden für alle Verhältnisse — Schwenkkräne mit u. ohne
Motor — Drehscheiben — Muldenwagen — Beton- und Mörtelmischmaschinen,
System Kunz, beste Konstruktion mit feststehender Trommel und beweglichem
Schaufelsystem. Gleichgeeignet für groben Beton, Eisenbeton und Mörtel.
Vorzügliche Ausführungen für alle Verhältnisse. — Steinbrecher — Kieswasch-
und Sortieranlagen — Formpressen für Zement- und Betonsteine und Röhren.
Sämtliche Maschinen und Apparate für die Strohhutindustrie.

Königl. Hüttenamt Bergen (Oberbayern).

Maschinenfabrik und Eisengießerei.

Feuerungsguß — Feuerbeständige Roststäbe etc. — Vollgatter bewährter Kon-
struktion — Kreissägen und Holzbearbeitungsmaschinen aller bestehenden Arten
in solider Konstruktion — Motoren für alle Brennstoffe mit hervorragenden
Verbesserungen, kräftige Bauart, tadelloser Betrieb.

Königl. Hüttenamt Obereichstätt (Mittelfranken).

Maschinen- und Handelsgießerei.

Spezialität: Kandelaber für Gas und Elektrizität, modernste Modelle.

**Vollständige Einrichtungen für
Zementfabriken, Kalkwerke
Erzaufbereitungsanlagen, Dampfziegeleien
Zerkleinerungsanlagen** aller Art und für alle Materialien

Sondermaschinen von unübertroffener Leistungsfähigkeit u. Wirtschaftlichkeit.

Gebr. Pfeiffer, Kaiserslautern.

**Neumann
Pianos u. Flügel
Weltmarke**

sind bei mäßigen Preisen mit das Beste und Schönste deutscher Klavierbaukunst

Kataloge gratis
und franko.

Export nach allen Weltteilen.

Kataloge gratis
und franko.

F. L. Neumann, Hamburg, Rödingsmarkt 74

Gegründet 1854.

Hof-Pianofabrik

Gegründet 1854.

Stahlformguss

(in allen Qualitäten bis zu 5000 kg Stückgewicht und 45 kg Festigkeit bei 30% Dehnung bis 80 kg Fest. bei 10% Dehn.)

Temperguss

liefert in bester Qualität und sauberster Ausführung

Bayerische Stahlformgiesserei

Krautheim & Co., G. m. b. H.

Allach bei München

DELBEG-LUFTFILTER



NEU! D-R-G-M-NEU!
für

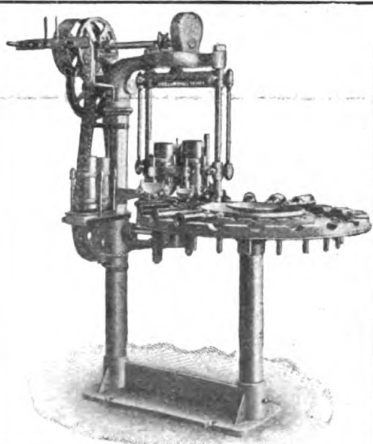
**Kompressoren
Turbo-Dynos** etc.
sind unerreicht in Leistung
und Ausführung bei
kleinstem Raumbedarf.

Deutsche Luftfilter-Baugesellschaft m. b. H.
Breslau 1 — Strassburg i. E.

**KAISER & CO. MASCHINEN-
FABRIK
CASSEL 55**

Drahtseilbahnen.

Hängebahnen, Elektrohänge-
Bahnen, Ketten- u. Seileisen-
Bahnen, Bremsberge u.
Bremsgesenke
Streckenför-
derungen.



**Flaschen-Etikettier-Maschinen
„Original Triplex“**

sind in fast allen Brauereien mit Flaschenbier eingeführt!

Triplex-Werk Otto Vogel, Berlin O.

Verzinnung. Messing und Rotguß sind für Getränke bzw. Nahrungsmittel als vollkommen einwandfrei nicht zu bezeichnen, anders dagegen Neusilber. Durch seinen hohen Prozentsatz an Nickel bleibt es nicht nur silberweiß, sondern ist auch stahlhart, die in Anspruch genommenen Teile sind einem Verschleiß so gut wie nicht ausgesetzt, dazu widersteht dieses Metall Säuren gegenüber besser als Messing, Rotguß und Kupfer. Vom hygienischen Standpunkt kann ein vollkommener Förderapparat für Flüssigkeiten wohl nicht konstruiert werden. Um indes die wirklich ideale Bauart dieser Pumpe den allgemeinen Bedürfnissen, wie Wassertransport usw., dienstbar zu machen, wird die Bavaria-Pumpe auch in Eisen, ebenso in Rotguß hergestellt. Zur Hebung von dicken Flüssigkeiten eignet sich die Pumpe durch die vollständige Abwesenheit von Ventilen ebensogut wie für dünnflüssige Substanzen. Besonders zweckmäßig erweist sich die Kombination von Alpaka und Eisen, d. h., die Alpaka-

Pumpe dient zum Fördern von Milch, Rahm, Bier usw., während die Eisenzwillingspumpe Wasser saugt und hebt.

Bayerische Brauereien. (Vergleiche den Artikel über die bayerische Industrie — im Allgemeinen — in dieser Nummer.)
a) München. Actienbrauerei zum Eberl-Faber, Rosenheimer Straße 5 — Actiengesellschaft Hackerbräu München, Bayerstraße 34 — Actiengesellschaft Paulanerbräu Salvatorbrauerei, Ohlmüllerstraße 42 — Aktienbrauerei zum Löwenbräu in München, Nymphenburger Straße 4 — Bürgerliches Brauhaus München (Münchener Bürgerbräu), Kellerstraße 4 — Karl Dürwanger, Marsstraße 16 — Kochelbräu A.-G., Schmied-Kochelstraße 8-9 — Königl. Hofbräuhaus München, Innere Wiener Straße 5-12 — G. Pschorr, Pschorrbräu — Schwabinger Brauerei in München A.-G., Leopoldstraße 82 — Gabriel Sedlmayer, Brauerei zum Spaten, Marsstraße 17 — Jos. Sedlmayr, Brauerei zum Franziskanerkeller (Leistbräu) A.-G., Hoch-

Die erste Stellung

unter **Bohnermitteln** des Weltmarktes nimmt unstreitig die erstklassige **flüssige u. waschbare Bohnermasse**



ein. Seit 11 Jahren glänzend bewährt in allen Haushaltungen bei Adels- und Bürgerfrauen. Weil flüssig, sehr ausgiebig, daher kolossal billig im Gebrauch. Einfach und mühelos in der Anwendung. Konkurrenzlos!

Wiederverkäufer an allen Plätzen gesucht.
Fabrik für Deutschland u. Export: **CIRINE-WERKE BOHME & LORENZ, Chemnitz-Sa.B.**

Zweigfabrik:
CIRINE-WERKE J. LORENZ & CO., Eger-Böhmen.

Meyer Aristostigmate



sind Universal-Anastigmate höchster Leistungsfähigkeit für Momentaufnahmen, Porträts, Gruppen, Landschaft, Farbenphotographie, Reproduction. Katalog N° 83 kostenlos.

Optisch-Mech.-Industrie-Anstalt
Hugo Meyer & Co. Goerlitz

SPEZIALARTIKEL

Leichte silberne Messergriffe
in allen Größen 800 bzw. 900 gestempelt. Export nach allen Ländern

E. Dienst & Co., Berlin-Reinickendorf-Ost

Sommerstr. 13
Fernspr.: Amt Rein. 279.

Auf Verlangen
Mustergriffe gratis.

Selbst-Füllfederhalter

Welt-Marken

Meteor
Rapid
Royal
Elite



Füllfederhalter-Werke
Berlin-Steglitz W 7

WEGELIN & HÜBNER, HALLE a. d. Saale
Maschinenfabrik und Eisengießerei, Aktiengesellschaft.

Maschinen und Apparate für Chemische Fabriken, Zuckerfabriken usw.

Extraktionsapparate für Sojabohnen usw. □ □
Destillierapparate für verschiedene Zwecke.
Filterpressen in Holz, Eisen und Bronze. □
Wasserpumpen, Luftpumpen, Kompressoren.

Eis- und Kühlmaschinen, auch für die Tropen.
Verdampfapparate für Salpeterfabriken usw.
Fettsäure-Destillations-Anlagen. □ □ □ □ □
□ □ □ □ Dampfmachines und Dampfkessel.

CORNELL UNIVERSITY

REISS & MARTIN A.-G.

BERLIN S., Luisen-Ufer 53



Blechbearbeitungs-Maschinen

Schnitte und Stanzen

Komplette Neueinrichtungen einschl. Schnitten und Stanzen für Blech- und Metallwarenfabriken, Brenner-, Lampen- und elektrotechnische Fabriken, Knopf-Fabriken etc.

Erstklassiges Fabrikat

Kulante Preise

Schnelle Lieferung

Rein's
Durchschreibepapier
Bücher
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.

Buchenholztee- und Pech.
Imprägnieröl, Isoliermasse.
Teerprodukte und ihre Derivate.
Ueberseeische, billige Harze.
Mineralölpech (Petrolpech).
Englisches Steinkohlenpech.
Naphthalin, Naphtholpech, Nord-Holztee.
Meyer Cohn, Hannover 11. Abteilung Teerprodukte.

L. Kleiner & Sohn
KASSEL VI.
Erdbohrgeräte.
Werkzeuge.
Komplette Bohrapparate

Hygienische
Klosets

D. R. P. Nr. 248 305.
Für öffentliche u.
Privat - Gebäude
unentbehrlich.
Preis v. M. 15 an.
Prospekte gratis
u. franko. Solvent.
Vertreter gesucht
Walter
Eichelkraut,
Berlin-
Zehlendorf 40 EW

A. MOKER, ROTTWEIL
FABRIK CHEMISCHER GRAVÜREN.
CHEMISCH SEITTE, REICHE, PRODEL
REISE-ANDENKEN,
GEBRAUCHSARTIKEL
IN KUNSTLERISCHER
AUSFÜHRUNG.

Tantal-
Schreibfeder
mit füllbarer
costet!
nicht!
HEINTZE &
BLANKERTZ
BERLIN-NO-43

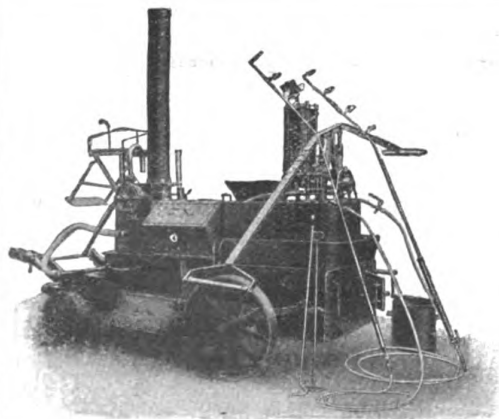
Buntfarbiger Katal. ü. sämtl. Musikinstr.
an jederm. grat. u. franko.
Robert Hushberg, Neuenrade Nr. 101.

Die Zigarette als
Feuerzeug

Neuester Massen-Artikel
Vorzügliche Reklame-Neuheit
Muster geg. Eins. von 50 P.
Metallwaren-Fabrik
Baer & Co., Berlin S. 14. m.

„HANNIBAL“
PUMPEN
Die einzig. d. Welt, — nie versag. — nie verstopf.
Für Jauche, Schlamm, Teer, Melasse etc.
Für Hand- und Kraftbetrieb.
P. C. Winterhoff,
Hannibal-Werk, Düsseldorf 57. W.

Buchstabe
u. Ziffer
aus Metall, Cellulose
und Karton,
zur Anfertigung von
Schildern u. Preisetiketten etc.
Muster gratis und franko.
H. Raabe, Berlin N 4,
Chausseestraße 122.



Stephan's patentamtlich geschützte Strassenteermaschinen „HERKULES“

ermöglichen eine individuelle Behandlung der Straßenoberfläche
und somit die wirksamste Staubbekämpfung.

Solideste Konstruktion. — Größte Tagesleistungen.

Viele Maschinen ins In- und Ausland geliefert. — Glänzende Zeugnisse. —

Ausführung von Oberflächenteerungen

durch eigenes Personal.

Im Jahre 1911 allein in München ca. 300 000 qm Straßenfläche geteert
Adolf Stephan's Nachf., Maschinenfabrik, Scharley O.-S.

straße 7 — Gebrüder Thomas, Bierbrauerei zum Thomasbräu, Kapuzinerstraße 27 — Unionsbrauerei Schüle & Co., A.-G., Äußere Wiener Straße 42-44 — Jos. Wagner, Bierbrauerei zum Augustiner, Landsberger Straße 35; b) im übrigen Bayern. Bayerische Aktien-Bierbrauerei, Aschaffenburg — Franz Erich, Erlangen — Erlwein & Schultheiß, Erlangen — Erste Erlanger Aktien-Brauerei, vorm. Carl Niklas, Erlangen — H. Henninger Reifbräu A.-G., Erlangen — Ullrich Schmidt, Erlangen-Uttenreuth — Königl. Bayerische Staatsbrauerei Weihenstephan, Freising — Evora & Meyer, Fürth — Exportbierbrauerei Kloster Langheim G. m. b. H., Kloster Langheim, Post Isling — Brauerei Sandler G. m. b. H., Kulmbach — Erste Kulmbacher Aktien-Exportbier-Brauerei, Kulmbach, Kapuzinerbräu Akt.-Ges., Kulmbach — Kulmbacher Exportbrauerei Mönchshof Akt.-Ges., Kulmbach — Kulmbacher Rizzibräu Akt.-Ges., Kulmbach — Christian Pertsch, Kulmbach — Petzbräu Akt.-Ges., Kulmbach — Reichelbräu Akt.-Ges., Kulmbach — Louis Weiß, Kulmbach — Exportbierbrauerei Felsenkellerbräu Konrad Gruber, Lichtenfels — Lichtenfeler Exportbierbrauerei Justus Eichhorn, Lichtenfels —

Bierbrauerei-Gesellschaft vorm Gebr. Lederer, Nürnberg — Brauhaus Nürnberg Akt.-Ges., Nürnberg — Freiherrlich von Tucher'sche Brauerei Akt.-Ges., Nürnberg — G. N. Kurz'sche Brauerei, J. G. Reif, Nürnberg — Jesuiten-Brauerei Akt.-Ges., Regensburg — Bierbrauereigesellschaft Schwabach Akt.-Ges., Schwabach — Rau & Ploß, Selb — Stadtbrauerei Spalt, Spalt — Brauereigesellschaft zur Sonne vorm. H. Weltz, Speyer — Brauerei zum Storchen Akt.-Ges., Speyer — G. Beer, Würzburg — Brauhaus Würzburg Akt.-Ges., Würzburg — Kinzinger & d'Hengelière, Bürgerliches Brauhaus, Würzburg.

Dreipunkt-Motoraufhängung in Kugeln. Durch ihre letzten hervorragenden Neuerungen hat die Fahrzeugfabrik Ansbach i. B. wiederum zur Genüge bewiesen, daß sie als einzig subventionierte bayerische Fabrik ihre führende Stellung in unserer gesamten Lastwagen-Industrie mit Erfolg behauptet. Ihre gesetzlich geschützte Dreipunkt-Motoraufhängung in Kugeln kann tatsächlich als idealste und dabei einfachste Konstruktion bezeichnet werden, um das Motorgehäuse von der bisher unvermeidlichen Beanspruchung durch Rahmenverwindungen auf schlechten

Knorr

Knorr-Suppenmehle

aus Gerste, Grünkern, Reis,
Erbsen, Linsen, Bohnen usw.

in Büchsenpackung für die Tropen.

C. H. KNORR A.-G., Heilbronn a. N.
Exportniederlassung Hamburg, Barkhof 3.

AKTIENGESellschaft PAULANERBRÄU SALVATORBRAUEREI

Gegründet 1651

MÜNCHEN

Gegründet 1651



Versand erstklassiger Exportbiere

Paulanerbräu

dunkel und hell



in Holz-, Metallfässern und Flaschen, unpasteurisiert und pasteurisiert (tropensicher) nach allen Ländern der Welt.

Historische, alleinige Braustätte des weltberühmten

Salvatorbieres

dessen Versand alljährlich im Frühjahr nur kurze Zeit stattfindet.

In Gebieten ohne Vertreter werden solvente Firmen zur Uebernahme des Vertriebes gesucht.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

**Spiral- und Blattfedern,
Gelochte Bleche,**

Stahl- & Draht-Werk Roeslau
in Roeslau (Bayern)

**Gussstahldraht, Drahtgewebe,
Dynamobürsten, Uhrfederstahl**

Eigene Draht- & Werkzeugfabriken.
Feinste Referenzen.

Eigene westf.-
Stahlschmelz- & Walz-
& Hammerwerke.

K. H. Schmidt, Leipzig

Neueste deutsche Selbstlade-Pistole
Walther's Patent Automatisch

Konkurrenzlos dastehend
Hervorragende Treffsicherheit
Tadellose, garantierte Funktion

7 Schüsse Kalib. 6,35

Leicht und elegant — Bestes Material

**Neueste, mustergültige Konstruktion
Beste deutsche Präzisions-Arbeit**

Vereinigt in sich alle Vorzüge der zurzeit bekannten Systeme
Billigster Preis :::: Anfragen mit Angabe des Quantums

G. & S. Schumacher G.m.b.H. Stettin (Deutschl.)
Waffen — Munition

Korrespondenz: Englisch, Französisch, Spanisch.



Unübertroffen



Zi-Wima-Patent, d. einfachste u. beste

**Zigaretten-Wickel-
Maschinen
für Raucher.**

Sehr leicht zu handhaben.

Ahmt in erstaunlicher Vollkommenheit die Tricks des bestgeübtesten orientalischen und russischen Handarbeiters nach.

Sigarera G. m. b. H., Stuttgart.

Endlich ein **brauchbares** Zigaretten-Maschinen!
Ich rauche jetzt 50 Prozent billiger und besser als seither.
Stück M. 5.—, in eleg. Etui M. 6.75.

**MECHANISCHE
KREIDERELIEF
ZURICHTUNG**

**LANKE & SCHWARTZLER
MÜNCHEN SOELLINGSTR. 26**

Wichtig
für
Illustrations-Druckereien!

Ein vom Klischee hergestellter Abzug auf Scheufelensche Zurechtfolie wird durch **Aetzen** in **wenigen Minuten** in ein doppelseitiges Relief **unbegrenzter** Haltbarkeit verwandelt.

Fluskünfte etc. bereitwilligst.



**Maschinen und Apparate
für Flaschenkellereien der gesamten
Getränke-Industrien**

PUMPEN
für alle Zwecke
und Leistungen

Boldt & Vogel Kommandit-Gesellschaft Hamburg

**Ausgesprochene
EXPORT-ARTIKEL**

Verlangen Sie Katalog

H	Z	R	O	B
Haushaltungs- Küchengeräte, Reise-Andenken.	Zugabe- Artikel	Reklame- Artikel	Porzellan- Ersatz- Artikel	Majolikaart. Blumen- u. Pflanzengardinieren Topfhüllen etc.

Fabrik bunter Metall- u. Pappwaren

G. m. b. H., Schwarzenberg in Sachsen.
Zur Messe in Leipzig, Messpalast Specks-Hof, 4. Etage, Stände 663—671.

Stoffe

f. Damen, Herren u. Kinder
direkt an Private.

Billigste Preise, größte Ersparnis; schöne, reichhaltige Auswahl. — Muster portofr. ohne Kaufzwang. Reste besonders billig.

Versandhaus
Kramer & Co.,
Ober-Wüstegiersdorf 56
in Schlesien.
Eigene Weberei. Zweigversandh. i. Oesterr.-Ungarn.

Präzisions- u. Schulreißzeuge

in Flach- und Rundsystem liefern in bester Qualität mit verschiedenen Neuerungen. 4 D. R. G. M., amerikanisch. u. russisch. Patent.

Gebrüder Zweng, Reisszeugfabrik
Pfronten, Bayern

Eingetragene Schutzmarke „Präzision“

Verlangen Sie illustrierte Kataloge Wiederverkäufer hohen Rabatt.



triebskosten (ca. 60—80 M. pro Jahr), lange Lebensdauer hat. Dieser Transformator wird für die normalen Spannungen 65, 110, 220 und 250 Volt mit den sekundären Spannungen von 4, 6, 8, 10—24 Volt geliefert, jedoch können auf Wunsch auch solche anderer Spannungen geliefert werden. Da der sekundäre (Schwachstrom) Stromkreis immer Gleichstrom ist, gleichgültig ob der Apparat an ein Gleich- oder Wechselstromnetz angeschlossen wird, kann dieser Transformator auch zum Aufladen von Kleinakkumulatoren benützt werden.

E. Rid & Sohn, München, Fürstenstraße 7, haben tonangebende Erzeugnisse der deutschen Schuh-Industrie, die individuell und nach persönlichen Ansprüchen gearbeitet sind: Militär-, Berg-, Jagd-, Reit-, Tennis-, Tropen-, Ski- und Fischerei-Stiefel, Handarbeit, je nach dem Zweck, zwiegenähte Reit- und Militärstiefel werden nach Vorschrift gearbeitet. Englische erstklassige Herrenstiefel, auch Wiener und amerikanische Fabrikate für Straße und Salon führt die altbekannte Firma. Touristen und Bergsteiger werden die nur aus einem Stück gearbeiteten Bergschuhe mit besonderem Interesse beachten. Die Spezialistenarbeit für den Sport verlangt ganz

besonders gewissenhafte berufliche Auffassung, zumal ein handgearbeiteter Bergschuh viel leichter ist und manche Unglücksfälle durch sachgemäße Beschuhung verhütet werden.

Die Eisenberger Etuisfabrik Max Retsch Nachf., Eisenberg in Thüringen, stellt zur Herbstmesse (Lokal Handelshof, III. Etage, Zimmer 204a, gegenüber dem Hauptfahrstuhl, Grimmaische Straße) aus. Dem Raum entsprechend wird auch die zur Ausstellung kommende Abteilung von Etuis für Bestecke, Uhren, Bijouterien, Nagelpflege, Rasierapparate, Haarschmuck, Instrumente jeglicher Art usw., ebenso von Kartonnagen und Schaufensteretalagen eine umfangreiche. Die Firma ist eine der größten der Branche und als leistungsfähig bekannt. Durch rationellen Großbetrieb und beste maschinelle Einrichtung ist sie auf Massenartikel sehr gut eingerichtet und erledigt auch jede Spezialausführung in allen vorkommenden Zusammenstellungen und für beliebige Gegenstände rasch. Gangbare Besteck-, Schmuck-, Uhren-Etuis, Kartonnagen und Schaufensteretalagen können sofort vom Lager expediert werden.

„Wodan-Farbenlöcher“! Wer diesen Flecktilger für Tinte usw. der Vorschrift gemäß verwendet, einen



11 Aerzte. 1 Aerztin.

Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch in Weißer Hirsch bei Dresden.

Physikalisch-diätetische Heilanstalt. * Spezialabteilung für Zuckerkrankhe.

Prospekte kostenfrei durch die Verwaltung. Abt. 16.

SENDIG

Das Neue Sendig Hôtel Europäischer Hof, Dresden
Hôtel Europäischer Hof, Dresden
Eden Hôtel's, Wiesbaden
Hôtel Württemberger Hof, Nürnberg
Hôtel Quisisana etc., Schandau (Sächsische Schweiz)



Leipziger Pianofortefabrik Gebr. Zimmermann, Aktiengesellschaft, Leipzig-Mölkau
Dampfsägewerke und eigene Mechaniken- u. Klaviaturen-Fabriken. — Jahresprod. ca. 12,000 Pianos, 1500 Arb.
Export nach allen Weltteilen. — Erstklassige Pianos in mustergültiger Ausführung zu billigen Preisen.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.



Alleinfabrikation echter

Münchner Loden

— Einzige Bezugsquelle! —

Fabrikation einfarbiger u. englisch gemusterter Stoffe, direkt aus meiner Fabrik — Abgabe auch meterweise — Verarbeitung in eigener Schneiderei zu Sport- u. Strassenanzügen, Damenkostümen, wasserdichten Mänteln und Pelerinen.

Sämtliche Ausrüstungsartikel.

Katalog K und Muster franko.

Münchner Lodenfabrik Joh. Gg. Frey

Einzige Lodenfabrik Münchens — Älteste Deutschlands.

Maschinen- u. Kartonnagen-Werke

G. m. b. H.

BERLIN N 39, Reinickendorfer Straße 113.

Billigste Bezugsquelle für sämtliche Kartonnagen- u. Papierverarbeitungs-Maschinen, Karton- und Papierheftungen und -Maschinen. Papiermachéwaren. Kistenschoner.

Flaschenverschlüsse, Munitions- u. Massenpackungen.

Man verlange Offerte.

Schagen's Federn

sind unübertrefflich

und viel billiger wie alle anderen Sorten, weil dauerhafter und ca. 6mal mehr Tinte fassend.



Vollständiges Mustersortiment M. 1.20 franko geg. Voreinsendung des Geldes. Schreibwarenhandlungen erhalten Muster u. Katalog gratis u. franko. Schagen & Co., Aachen-B.



NEUHEIT

Hervorragend schöner Zimmer- und Wand Schmuck, Platisch geprägtes Metallbild

Das heilige Abendmahl

nach dem Original von Leonardo da Vinci

ff. echt versilbert in schwarzem Holzrahmen, 65x40 cm M. 25.—. Versand nach allen Weltteilen als 5-kg-Poßpaket nur geg. Nachn. od. Voreinsend. d. Betrages.

J. CARL WEITENAUER

Metallwarenfabrik • Berlin S 14/53.

Wiederverkäufer erhalten hohen Rabatt.

Andreas Sieber

Wurst-, Fleischwaren- und Konservenfabrik

Königl. Bayr. Hoflieferant

München

Spezialität:

Konservierte Delikateß-Saft-

SCHINKEN

in Dosen. Nur feinste erstklassige Fabrikate

Niederlagen:

Frankreich: Nice, Rue des Ponchettes 15

Schweiz: Zürich, Steinhaldenstr. 44

Italien: Como, Via Provinc. p. la Svizzera 14

Versand nach allen Ländern

trockenen Lappen nimmt, diesen mit dem Präparat anfeuchtet und die Flecke abreibt, reinigt im Augenblick beschmierte Hände. Die Chemische Fabrik, Apotheker Edgar Kieselich, Berlin SW 68, Kochstraße 55, liefert dieses ausgezeichnete Mittel, das die Haut vorzüglich konserviert.

Die Firma Otto Fleschhut in Immenstadt in Bayern, als Spezialgeschäft für milchwirtschaftliche und landwirtschaftliche Maschinen und Geräte weit und breit bestens und vorteilhaft bekannt, befaßt sich seit einigen Jahren speziell mit der Fabrikation und dem Vertrieb der patentierten „Sternglieder-Wiesenegge“; ein erstklassiges landwirtschaftliches Gerät, vielfach schon prämiert, das sich schon in vielen tausenden Exemplaren rasch die Sympathie des Landwirthes erworben hat. Eine weitere Spezialität der Firma sind deren „Brennholzkreissägen“; in



Fällen, wo ausschließlich das Schneiden von Brennholz verlangt wird, doch hin und wieder Bretter oder Balken abgekannt sowie Latten und Stangen getrennt werden sollen, dort ist diese Maschine ein Gerät, welches infolge seiner Billigkeit eine ausgedehnte Verwendung findet und für jeden Landwirth unentbehrlich sein soll. Die Kreissägen werden sowohl auf Holz- als auch auf Eisengestellen geliefert, die Handhabung ist eine leichte und sichere, das Sägeblatt ist so weit eingekapselt, als es der Schnitt nicht erfordert.

Die Sägewelle ist sorgfältig ausbalanciert und läuft in King-schmierlagern, wodurch ein leichter Gang erzielt wird und zum Betrieb zwei Pferdekkräfte genügen. Um die Maschine auch zum Schneiden von Brettern, Balken, Latten usw. verwenden zu können, wird der Tisch mit Spaltkeil und Schutzhaube mitgeliefert. — Neben diesen beiden Spezialitäten exportiert die Firma besonders nach den deutschen Schutzgebieten seit einigen Jahren kleine, leicht und doch gut gebaute „Ackerwagen“, die, aus bestem, gut getrocknetem Eschenholz, sich gegen die feuchten Einflüsse des tropischen Klimas vorzüglich bewährt haben und sich wegen ihrer soliden, hübschen Ausführung als auch durch ihre billigen Preise gut eingeführt haben. — Prospekte über diese Geräte wie auch über alle sonstigen milch- und landwirtschaftlichen Geräte versendet die Firma auf Wunsch überallhin gratis.

Thumsche Kaffeebehandlung. Lange Zeit galt Arabien als Vaterland des Kaffeebaumes. Spätere Forschungen haben ergeben, daß er ursprünglich der Landschaft Kafa in Abessinien entstammt und erst von dort nach Arabien verpflanzt wurde. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde der Kaffee als Getränk in Konstantinopel eingeführt, und nachdem er durch de Merville in Frankreich bekannt geworden, eröffnete man 1644 in Marseille das erste Kaffeehaus. Heute ist der Kaffee nicht mehr entbehrlich, er hat im wechselfollen Lauf der Zeit seine heutige Bedeutung als ein äußerst bedeutsames Kulturmoment erlangt. Freilich ist es nicht gleichgültig, welchen Kaffee man trinkt. Aroma und Bekömmlichkeit sind nicht immer gleich. Vielfach hat der Kaffeegeuß gesundheitliche Störungen und Beeinträchtigungen zur Folge. Diese rühren nicht von dem Koffeingehalt her, sondern von brenzlichen Produkten, die beim Rösten des Kaffees besonders an der Oberfläche der Bohnen entstehen. Der Oberfläche und dem Schnitt jeder Kaffeebohne haften Naturfarb-, Fett-, Wachs- und Säurestoffe an, die beim Rösten der Bohnen verbrennen, lange bevor die hornartige Bohne den richtigen Röstgrad erreicht hat. Da ist es denn nach vielen Seiten zu begrüßen, daß

Karl Schüssel's Porzellan-Magazin

Königl. Bayrischer Hoflieferant

9 Kaufinger Straße. MÜNCHEN Passage Schüssel.

Größtes Spezialgeschäft Süddeutschlands für Porzellan, Fayence- u. Steinzeugwaren. Niederlage der erstklassigsten Porzellan- u. Steingutfabriken.

Kataloge u. Kostenvoranschlag für Brautausstattungen u. Hotel-, Pensions-, Casinos-etc. Einrichtungen kostenfrei.

Tel. 2413.

Spezialität: Münchner Bierkrüge als Andenken.

Tel. 2413.

Solche hutfertigen Strausffedern

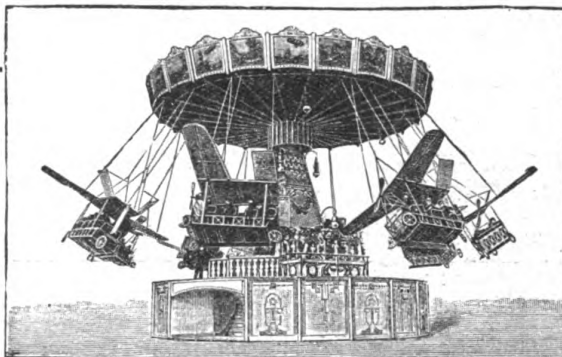
kosten bei

H. Hesse
Dresden
Scheffelstr. 99/100



ca. $\frac{1}{2}$ m lang
15 cm breit . . . nur 3 M.
18 cm breit . . . nur 6 M.
20 cm breit . . . nur 10 M.
25 cm breit . . . nur 20 M.
30 cm breit . . . nur 30 M.
 $\frac{3}{4}$ m lang . . . 48 M.
1 m lang . . . 75 M.

Letztes Jahr
33,000 Sendungen expediert.
Gegründet 1893.



Karussells Aeroplan-Karussells mit beweglichen Flügeln
D.R.G.M. No. 475326 u. 494708. Das lustige Rad. Riesenräder.
Pferdekarussells jeder Art und Größe etc. fabriziert
Josef Hübner, Neustadt a. Orla (Thür.) 4. A.B.C. Code 5th. Ed. Katalog i. all. Sprach.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

49

Im Jahr 1911 **einzig u. allein** nur im **Berliner Betriebe** gegossene Walzen **31753**

Nicht durch Aufkaufen von Betrieben und Zweigfabriken
Nicht durch festgelegte Kundenschaft
Nicht durch im Abonnement gegossene Walzen

Sondern durch vorzügl. Qualität, mein. Fabrikats durch frei disponierende Kunden durch Ausführung von Einzelaufträgen

Einige Referenzen:
Reichsdruckerei, Berlin; G. Büxenstein & Co., Berlin; W. Büxenstein, Berlin; August Scherl G. m. b. H., Berlin; Deutscher Verlag G. m. b. H., Berlin; E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

start 21211 Walzen im Jahre 1909

1900	3 799	Walzen
1904	9 109	"
1908	19 179	"
1911	31 753	"

PAUL SAUER, Berliner Buchdruckwalzen-Gießanstalt und Walzenmassfabrik. **Berlin SO. 16,** Adalbertstr. 37 — Fsp. Amt Moritzplatz 3257 und 4810

also **50%** mehr als — Verkauf nur durch Exporteure.

2 brillante Neuheiten: Wodan-Farbenlöcher

entfernt blitzschnell **Anilinfarbenflecke**, entstanden durch Hektogr.-Tinte, Schreibmaschinenband etc. 1 Fl. 60 Pf.

Wodan-Rostweg

entfernt blitzschnell **Rostflecke** aus Wäsche, ohne d. Faser anzugreifen. 1 Fl. 50 Pf.

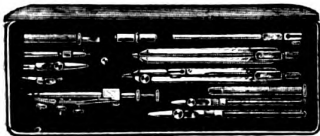
Chem. Fabrik Apoth. Edgar Kieselich
Berlin SW 68, Kochstr. 55.
Vertreter allerorts gesucht.

Medizinischer Massenartikel

Pat. i. all. Kult.-Staaten (i. Tausenden v. staatl. Krankenhäus. dauernd i. Gebrauch) n. einige Ausland-Lizenzen z. verg. Off. nur erster Firmen an

Gesellschaft f. mediz. Apparate
Berlin W 9, Linkstr. 39.

Hauber & Haff, Pfronten i. B.



Fabrikation von Präzisions- und Schulleistzeugen

Sie blasen sofort



„Trombeter von Saffingen“, „Stille Nacht, heilige Nacht“, „Walzertraum“, „Ballfäden-Walzer“, „Silva-Lied“, „Da ach ich zu Maxim“, „Die Post im Walde“, „Die Nacht am Rhein“, „Donauwellen-Walzer“, „Im Böhmerwald“, „Teure Heimat“, „Unsere Garbe“, „Edelweiss“, „Zwei dunkle Augen“, „Rattenfänger“, „Wer uns getraut“, und noch ca. 800 andere ausgewählte Musikstücke, auch die neuesten Operettenschlager, bläst sofort jedermann ohne Studium, ohne Notenkenntnis auf unserer neuverbeilerten, 18tönigen, elegant ausgeführten Trompete „**Das Trombino**“, durch bloßes Einfügen der dazu passenden Notenstreifen. Das überall, insbesondere auch bei Ausflügen, Unterhaltungen und Festen sensationserregende Trombino fördert mit leichtfälliger Anleitung und reichhaltigem Liebeserzeugnis

1. Größe, fl. vern., mit 9 Tönen M. 4.50
2. „ „ „ „ „ 18 „ 9.25

Notenstreifen für die 1. Größe 25 Pf., für die 2. Größe 60 Pf.

Oben angeführte Lieder können nur auf dem Trombino 11. Größe gespielt werden. Exportmuster nach dem Ausland gegen Voreinsendung des Betrages für Ware und Porto. Alleinverhand durch

M. Winkler & Co., München,
Sonnenstraße 10/E. W.

Glacéhandschuh „Tryphosa“

mit sanitären Eigenschaften zur Pflege und Erhaltung zarter Haut. Bezugsquellen weist nach: der Patentinhaber **Louis Grässer, Zwickau i. Sa., D. R. P. 218315** und 6 Auslands-Patente.

Gewerbeschau München, Halle I.



Vertretungen in allen größeren Städten.

Präparierte natürliche

Weihnachtsbäume

haltbar, von lebenden nicht zu unterscheiden
10 Stück ca. 50 cm. hoch ohne Stamm gemessen Mark 21.—
10 Stück ca. 75 cm. hoch ohne Stamm gemessen Mark 40.—

Dr. Herzfeld & Co., Köln-Sülz 31

Fabrik präparierter Naturpflanzen.



Münchener Kunstschmiede
kunstgewerbl. Werkstätten
München 8, Weißenburger Str. 15

Anfertigung sämtl. Kunstschmiede- und Treibarbeiten, Kronleuchter, Beschläge, Gitter etc. Spez.: Heizkörperverkleid.

Endlich Ersatz für Elektrisch.

Gasfernzünder „Pneuma“

Ges. geruchlos
Befähigt durch Luft

Fin Druck! Es brennt!

St. Gallen, Vertriebs-Gesellschaft mbH
Cham, Schweiz, Tel. Wilhelm 1987

Verwenden Sie nur:

„Monopol“ Backpulver.

Unübertroffene Triebkraft!
Etwas Besseres gibt es nicht!

Fast unbegrenzt haltbar infolge seiner eigenartigen Verpackung. In manch. überseeischen Ländern das beste eingeführte u. beliebteste Backpulver. Machen Sie einen Versuch.

Fabr. H. Steeb, Würzburg N 26.
Kgl. B. Hoflieferant.

Zucker-Kranke prüft Buern
Harn selbst mit n. neuen ges. gesch. Präzisions-App., bis 10% Zuck. anzeig. Pr. M. 4.50.
Dr. E. Weidenkaff, München W. 39 W.

Bücherkataloge

Interessant und wichtig für jeden Deutschen i. Ausland, versendet **Rudolphsche Verlagsbuchhandlung, Dresden 222.**

Komplette Einrichtungen für die
Fabrikation
von chem.-techn. Artikeln. Als
Nebenerwerb
kleinere Einrichtungen.
Generalvertrieb
für Massenverbrauchsartikel verlangen Sie gratis unseren illustrierten Hauptkatalog
Industrie-Laboratorium G. m. b. H.
Eidelstedt bei Hamburg 5.

Export-Einkäufer Korrespondenz
engl., französch., schwed., dtsch.
Anfragen erbet.
Ad. Freerks, Berlin NO., Braunsberger Str. 22.

Christian Gries
BREMEN.
liefert Vogelfutter u. Geflügel-futter jeder Art.

Neuerfert. v. Ansichtspostkarten in Lichtdruck
in sämtlichen modernen Ausführungen:
Nordische Kunstanstalt Ernst Schmidt & Co. Pischel
Lüneburg
Jahresproduktion 1911. 24 Millionen. Muster gratis

neuerdings, um dem Kaffee das Scharfe, Beizende und Kratzige zu nehmen, die Kaffeebohnen einem Reinigungs- oder Veredelungsprozeß, dem in fast allen Kulturländern geschützten Thumschen Verfahren, unterworfen werden, das sich dadurch kennzeichnet, daß die Bohnen unter Berührung mit warmem Wasser vor der Röstung auf mechanischem Wege einem Bürstprozeß unterworfen werden. Auf diese Weise wird der Kaffee so gründlich von allen unnötigerweise anhängenden Oberflächenprodukten, dem Oberflächenfett und den im Schnitt der Bohnen sitzenden Schmutz, gereinigt, daß ein Mitrösten und Verbrennen dieser Produkte ausgeschlossen ist und verbrannte Stoffe daher nicht mehr entstehen können. So erst wird der Kaffee rein und vornehm. Er behält auf diese Weise seine ganzen Vorzüge und verliert nur die unnötigen, schädlichen Stoffe und Nebenwirkungen. Mit dem bisher angewandten einfachen Waschverfahren

der Bohnen hat das Thumsche Verfahren nichts zu tun; es stellt etwas ganz Neues dar. Ein nach Thumscher Methode behandelter Kaffee wird niemals schädlich auf Magen oder Herz wirken. Er ist Gesunden und Kranken bekömmlich, voll Duft und Wohlgeschmack. Jeder Kenner und Liebhaber von Kaffee dürfte deshalb über die Thumsche Erfindung, die seit Jahren in großen Röstereien praktisch erprobt und deren hygienische Bedeutung von wissenschaftlichen Autoritäten unumwunden anerkannt wird, erfreut sein und erkennen, daß die Thumsche Erfindung von hervorragender hygienischer und wirtschaftlicher Bedeutung ist. Interessenten erfahren Näheres von der Thum-Maschinengesellschaft m. b. H., Dresden, welche auch Prospekte versendet.

Samenimpfung mit „Nitragin“. Zieht man eine Erbsenpflanze aus dem Boden, so finden sich zuweilen an den Wurzeln knotenartige Verdickungen. Dabei kann man

Kathreiners Malzkaffee



Schmeckt wie
Bohnenkaffee, ist
aber gesund und
sehr billig.

Zu beziehen durch
alle Importhäuser
der Welt.

Kathreiners Malz-
kaffee-Fabriken
Berlin SW. 68.

Das Familiengetränk der Deutschen

Süddeutsche Konserven- und Nahrungsmittel-Fabrik
GEORG RAU, MÜNCHEN II, NW.

RAU-BOUILLON-WÜRFEL

Wir bitten, unsere
Offerte zu verlangen.
Zahlreiche
Anerkennungen.

Feinste Fleischbrühe in fester, haltbarer Form. Ein Rau-Bouillon-Würfel, mit $\frac{1}{3}$ Liter kochendem Wasser übergossen, ergibt sofort die beste und kräftigste Fleischbrühe.

Die Haltbarkeit ist unbegrenzt, und kann deshalb der Export nach allen Ländern stattfinden.

Packung in Blechdosen à 10, 25, 50, 100 u. 500 Würfel.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Digitized by Google

Original from
CORNELL UNIVERSITY

51

Elektrischer Staubsauger zugleich elektrischer Parkett-Bohner



Zum Entstäuben v. Teppichen,
Polstermöbeln, Vorhängen etc.
Zum Einwachsen und Blank-
wischen v. Parkett u. Linoleum.

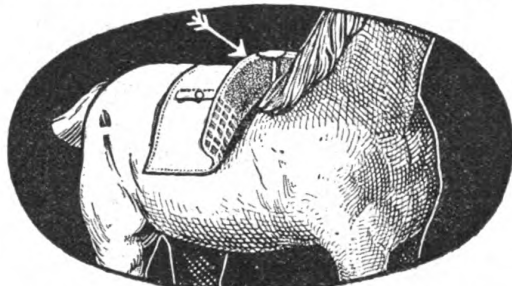
Sensationelle Neuheit!
Wiederverkäufern hoh. Rabatt!

Größere Parkettbohrer-Ma-
schinen zum Reinigen, Ein-
wachsen und Blankwischen.



Hauswirtschafts-Maschinenges. m. b. H.
Charlottenburg 2, Bismarckstraße 111 a.

Unentbehrlich für jeden Pferdebesitzer



sind unsere **Patent-Sattel- und Geschirr-Unterlagen.**

Druck- und Scheuerstellen bei Luxus- und Arbeitspferden werden bei dem Ge-
brauch der Unterlagen vermieden, bereits vorhandene Wunden heilen! Die
Unterlagen sind von fast unbegrenzter Haltbarkeit. Stete Elastizität, Porosität
und bequeme Reinigung sind besondere Vorzüge! Man verlange Preisliste.
Tüchtige Vertreter, die bei Pferdebesitzern gut eingeführt sind, überall gesucht.

Patent-Sattel- und Geschirr-Unterlagen-Fabrik, G. m. b. H., Bonn a. Rh.

Figurverbesserer

aus kräftigem, elastischem Gewebe, drückt nie, ver-
mindert ganz beträchtlich Leib- und Hüftumfang,
gibt der Figur jugendlich schlanke, vornehm elegante
Form, dem Gang Elastizität, der Haltung Grazie.
Stützt das Kreuz und hebt den Unterleib in wir-
ksamster und angenehmster Weise. Für jede Dame,
die auf Eleganz und Schmiegbarkeit der Figur Wert
legt, unentbehrlich. Verhindert das Stärkerwerden
in der Hüftenpartie. Leicht, luftdurchlässig, sehr
angenehm im Tragen. Gibt jeder Bewegung nach.

J. J. Gentil, Spezialist für Leibträger,
Berlin F. 73, Potsdamer Straße 5.



Die altrenommierte Schuhmacherei **E. RID & SOHN**

Gegründet 1873 Hoflieferanten Gegründet 1873
Telephon **MÜNCHEN** Telephon
Nr. 4260 Nr. 4260

Bureau und Laden:
Fürstenstraße Nr. 7,
nächst Odeonsplatz

Werkstätten.
Barerstraße Nr. 23



empfiehlt
sich für

Jagd-, Berg-, Reit-, Fischerei-, Tropen-, Rodel- und Skisport

SPEZIALITÄT: die besten zweigenähten **Bergsteiger**
„STUBAITAL“

gefertigt aus echt russ. Juchten-, Rinds- oder Renntierleder

Unverlierbare Benagelung und wasserdicht

Bei Bestellungen von auswärts ist ein gebrauchter Stiefel einzusenden.

Illustrierte Kataloge gratis und franko.

Auf Ausstellungen vielfach prämiert.

Militärstiefel und Gamaschen
genau nach Vorschrift.

Orthopädische Schuhe nach ärztl. Vorschrift.

Stets reichhalt. Lager in Herren-, Straßen-, Salon- und Ge-
sellschaftsschuhen u. Stiefeln. Wiener u. amerik. Fabrikate
in allen Preislagen. Prinzip: Reelle u. kulante Bedienung.

Bayer. Gewerbeschau München, Halle III, Raum 125.
Wien: Staatspreis 1911. Frankfurt: Goldene Medaille.



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

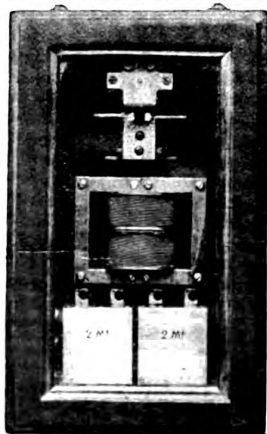
entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht
sie locker und leicht zu frisieren, verhindert das Aullösen
der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopfhaut
Gesetzlich geschützt. Aerztlich empfohlen. Dosen zu
M. 1.50 und 2.50. Wiederverkäufer hohen Rabatt.

Pallabonafabrik München Post 39

Gynin Spülpulver

Wasserlösliches antiseptisches
f. Irrigator, Bidet u. Frauen-
duschen. Kart. à M. 1.- u. M. 2.- mit 40 % Rab. H. Unger, Chem. Lab., Berlin NW7, Friedrichstr. 91-92.

Otto Weber's
Trauermagazin BERLIN W.
Mohren-Str. 45
Kostüme · Mäntel · Blusen · Röcke · Hüte.
Sämtliche Artikel für Beerdigungszwecke.



Wichtig für Hausbesitzer, Hotels, Architekten und Baumeister.

Klingel-Transformator „Hildebrand“ für Gleich- und Wechselstrom.

Secundärstrom ist immer Gleichstrom.

Ersatz für Naß- oder Trocken-Batterien. — An Lichtleitung 110-250 Volt Wechsel- oder
Gleichstrom anzuschließen. — In allen Geschäften der Elektrischen Branchen zu haben.

Paul Hildebrand, Fabrik elektrotechn. u. wissenschaftl. Apparate München-Ost, Orleansstr. 51.
— Tel. 40 948. —

eine eigentümliche Beobachtung machen: Sind Knöllchen vorhanden, so gedeiht die Pflanze vorzüglich und bringt auch die wünschenswerte Anzahl von gutentwickelten Früchten hervor; fehlen die Knöllchen, so hat sie meist ein gelbliches, kümmerliches Aussehen und kränkelt. Es gibt nun eine Reihe von solchen Pflanzen, die unter gewissen Umständen zur Knöllchenbildung gelangen können. Alle Angehörigen der großen Pflanzengruppe der Leguminosen (Schmetterlingsblütler) gehören dazu, also alle Kleesorten sowie Luzerne, Serradella, Esparsette, ferner sämtliche Bohnen-, Erbsen-, Wicken- und Lupinenarten, schließlich sogar einige Bäume und Sträucher, z. B. Akazie und Ginster. Die meisten dieser Pflanzen zählen zu den Futter- und Gründüngungsgewächsen. Damit ist von vornherein ihre große Bedeutung für die Land- und Forstwirtschaft gegeben. Stets galten die Leguminosen im Gegensatz zu allen anderen Kulturgewächsen als Stickstoffmehrer. Sie werden daher meist in die Fruchtfolge mit einbezogen, um so die von Halm-, Hack- und anderen Feldfrüchten dem Boden entzogenen Stickstoffmengen wieder allmählich auszugleichen. Da nun vielfach (besonders bei Neuanbau und bei gewissen Bodenarten, z. B. Sandboden) das Gedeihen dieser Pflanzen sehr zu wünschen übrigließ, so kam dem Landwirt nichts



Lupinengründung im Walde bei gleichzeitiger Nitraginimpfung

Angel-Geräte

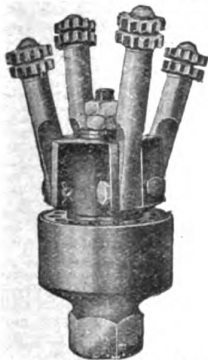
Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1.— I. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

Löwenbräu München

Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropensicheres
Qualitätsbier
In der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein. Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszflog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

Mühle „Ideal-Perplex“
3300 St. in kurz. Zeitver-
kauf. — Beste Mahlmaschine.
Patent. all. Kulturstaat.
Unerreichte Leist. keine Sicht.
geringst. Kraft- u. Raumbedarf.
Maschinen- Fabrik- Gesellschaft.
Alpine — Ausschliessliche
Spezialfab. f. Zerkugs- u. Transp.-Anl.
Augsburg U. 2.

„Turbo“



Neuer verbesserter Apparat
für innere Reinigung von
Kesselstein - Ablagerungen
jeder Art in Wasserrohrkesseln,
Economisern, Verdampfappara-
ten usw. Die beste Methode
zur schnellen und gründlichen
Entfernung des Kesselsteins.
Pro Stück 145.— Mark netto.

Gustav Schlick
Dresden 5. N. 6.

Filiale: Tetschen a. E.



Verkaufen Sie ihren Sand
nicht, sondern fabrizieren Sie **Cement-
Mauersteine, Cement-Dach-
steine, Cement-Trottoirplatten,
Cementröhren, Orkanbeton-
pfosten und sonstige Cementwaren**
auf meinen **billigen, praktisch er-
probten und vielfach prämierten**
Maschinen für Hand- und Kraftbetrieb.

Nähere Auskunft erteilt kostenlos:
Exportvertreter für Groß-B. itannien u. engl.
Kolonien **R. H. Baumgarten, London S. E., 8,**
Manor Park, Lewisham. Exportvertreter für:
Skandinavien und Finnland: Ingenieur **Gust. O. Schultze, Vislanda (Schweden).**
Erste Cottbuser Cementwaren- u. Maschinenfabrik
Otto Schüssler, Cottbus 195, Deutschland.



Die Beton-Pfostenform „Reform“

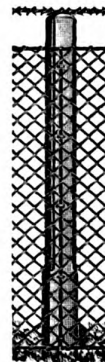
dient zur Herstellung von
Betonpfosten jeder Art
für Bretterzäune, Drahtzäune, Laternen-
pfähle, Wäschepfähle etc. Schöne Einfrie-
dungen erzielt man mit

„Reform“-Betonpfosten
billig und dauerhaft, weil sie
nicht faulen und nicht rosten.

„Reform“-Betonpfosten sind auch nagel-
bar durch Einstampfen unserer bewährten
Nagelhülsen „Reform“

Wolf & Co., Guben 30.

Spezialfabrik f. Zementformen u. Maschinen.



KISMET



KISMET

Chef und Personal loben einstimmig die Vorzüge der

KISMET: Schnellhefter
Briefordner
Umlaufordner
Offertmappen
etc. etc. } ohne
Lochung
D. R. P. und
viele Auslands-
patente angem.

Glänzender Exportartikel. Hoher Rabatt.

Verlang. Sie sofort
Preisliste IIIa. **Kismet-Registratur G.m.b.H., Berlin S0.36.**

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.



Der
Druck

von
2
Fingern



genügt, jeden Spi-
ralbohrer in dem
„HANSEAT“-
Bohrerfutter ein-
od. auszuspannen

Ausführliche Ange-
bote senden sofort

GROSSET & Co.
Ottensen E. W.



**Gasolin-Lampen,
Benzin-Lampen,
Hängeglühlicht,**

überall anwendbar. —
Lichtstärke jeder Flamme
ca. 100 Kerzen. Schöne,
geschmackvolle Muster.
Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl.,
Span. portofr. Wiederverkäufer gesucht.
Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.



Hydr. u. Kniehebel-

Pressen

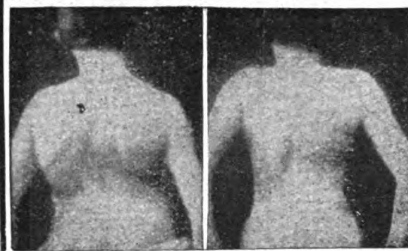
aller Art, Steinbrecher,
Sandwaschanlagen, Beton-
mischer, Mauersteinmaschi-
nen, Hohlblockmaschinen,
Dachziegelmaschinen, For-
men für Rohre, Stufen usw.
Export nach allen Erdteilen.

Maschinenfabrik
Dr. Gaspary & Co.,
Markranstädt (Deutschland).

Broschüre 439 frei.

Angel-Geräte Fischnetze

Prachtkatalog m. 1500 Illustration, kostenlos.
Chr. Brink, Bonn a. Rhein.



Bei der Aufnahme. Nach der Behandlung.
— ohne andauernde Bettruhe. — Zander- u. Röntgen-Institut

Paschens orthopädische Heilanstalt DESSAU W

Preisgekrönt mit der Silbernen Medaille auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung Dresden 1911

Rückgratverkrümmungen

usw., selbst hoffnungslose Fälle, werden bei Erwachsenen u. Kindern mit **bestem Erfolg** behandelt. **Ohne Operation — ohne Gipsverband** — Schwedische u. elektr. Massage. — Licht- u. andere Bäder u. Einzelunterricht. — Sommer- u. Winterkuren. Prosp. in viel. Sprachen.



Bei der Aufnahme.



Nach der Behandlung.
sowie alle übrigen Kurmittel. — Für Kinder Schul-

Dr. Koch's Yohimbin-Tabletten
Flacon à 20 50 100 Tabl.
M. 4.— 9.— 16.—

Hervorragendes Mittel bei vorzeitiger Nervenschwäche.

Dr. Fritz Koch, München XIX 270
Wien IX: Apotheke z. Austria, Währingerstraße 18. Budapest VI: Turul-Apotheke. Szonyi-ut. Zürich: Viktoria-Apotheke. **Vertreter in allen Ländern gesucht.**

YRUMEN-

Tabletten, das Neueste, das **Wirksamste** bei vorzeitiger Kräfteabnahme. Preis Mark 6.—. Aerztliche Broschüre verschlossen gratis und franko. Hauptdepot: Löwenapotheke, Regensburg C 15, München, Sonnenapotheke, Karlsplatz II. Oesterr.-Ung.: Budapest, Marien-Apotheke.

MINIATUREN-Oel- und Pastellbilder.
Schöne hist. Frauenporträts etc. liefert **P. R. Linke, Kunstmaler, Schöneberg-Berlin, Siegfriedstraße 3.**

Französische hygienische Bedarfsartikel
Katalog gratis und franko.
Sanitätshaus „LUX“, Berlin SW 12.

K'A'SE, tropenfest.
Meierei Heinrichsthal, Radeberg III.

Thioestrin n. Dr. Pfeffer, Bad Oeynhaus, hilft **tosdsicher** gegen Gicht, Ischias und Rheuma. Broschüre grat. Fl. M. 1.50 abhier. Chem. Fabrik Vecheide A.-G., Braunschweig.

Verlangen Sie kostenlos interessante Bucherverzeichnisse vom **Weltverlag Esslingen a/N. 1.**

Dostrah-Verbände Präparate
spezialärztl. erprobt u. empfohlen bei **Haut- u. Beinleiden** verschiedenster Art.

Spezialverbände gegen chronische Beinerkrankungen, Krampfadern, Aderknoten, Beingschwüre, Gelenkerkrankungen, Steifigkeit, Plattfuß, Elephantiasis, Venenentzündung.
Spezialpräparate gegen Flechten (nasse und trockene Flechte), Salzlfluss, Psoriasis, Rheuma, Gicht, Ischias, Ausschlag.

Dostrah-Pulver sauerstoff-, d. Stoffwechsels, befördernd. Blutreinigungspulver. Bei Erschöpfungszustand, Nervenleid., Ueberarbeitg., Stoffwechselerkrankg., Ausschlag, Flechten. Völlig unschädlich! In den Tropen unentbehrlich. M. 2.
Dostrah-Salbe bewährt b. Flechten u. Hautleiden aller Art. Tube M. 1.

Dostrah-Tabletten Erprobtes Fiebermittel, sofschmerz-lindernd bei Migräne, Kopfschmerzen, Nervenschmerzen. M. 1.
Dostrah-Tinktur erprobtes Einreibemittel bei Hexenschuss, Rheuma, Gicht und allen Erkältungskrankheiten. M. 1.50.

Bestandteile: Cort. Chin., Herb. polyg. am., Herb. absynth. Herb. centa. min. a a 1000.0 mac. p. d. octo c. Spir. Vini et Vin. Malag. a a ad. 1500. oet solv. Kal. jodat. 100.0. Mg O2 bis depurat 20.0. Lanolin, Vaseline aa 40.0 Cerae alb., acid. bor. aa 10.0.
Magn. Superoxyd 3.333, Sacch. alb. plv. Sacch. lact. aa 2.872, Pepsin 0.185 Pulv. rad. liquir. 0.180, Ol. menth. 0.003 Magn. ustae 0.555 acid. acetylo. — salicyl. & Mg O2.

|| Literatur, Preislisten, Broschüren gratis und franko. ||
Solvente, gut eingeführte Vertreter überall gesucht!
Dr. Ernst Strahl, G. m. b. H., Hamburg 1. W. C.

Verlangen Sie ausdrücklich:
TÜRK & PABST'S
FRANKFURT-MAIN
Konservierte Frankfurter Würste, Käse-, Fisch- u. Fleisch-Konserven.
Beliebt als Proviant u. für den Haushalt.

Qualitäts-billige Lieferung Preise
Kühltürme Luftfilter
für alle Zwecke
Kühlwerksbau-Gesellschaft-Gotha.

Wärmeschutzmittel E. & C. Pasquay
Calorifuges, Materias protectares del Calor **Wasselnheim (Elsass)**
Aelteste Fabrik Gegr. 1861

100 seltene Briefmarken
von China, Haiti, Kongo, Korea, Kreta, Siam, Sudan etc. etc. — alle versch. — Garant. echt — Nur 2 M. Preis. gratis. **E. Mayn, Naumburg (Saale) 74.**

Hebung der Schweinezucht.
Einzig wirkli. billige, selbsttätige Lüftungsanlage mit Ammoniak-, Futter- u. Heudunst-Abzug, Verhütung aller Seuche-Krankheiten u. Tierquälerei, sow. Glasbaustein-Viehstall-fenster. Prospekt grat. Hygienebau-Spezialist seit 1871. **J. Nepp, Spezialist, Leipzig-Pl.**

Neuzeitige Champignon-Speiseplananlage in jedem Keller, Stall, Schuppen v. 13 u. 20 M. an, fortwährende Anlage M. 40, je größer, je billiger. Prosp. gratis.
J. Nepp, Ziv.-Ing., Spezialist s. 1871, LEIPZIG-PLAGWITZ.

PATENTE
in allen Ländern **Theune & Co. Friedrichstr. 24**

Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holst.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste Jahresfrequenz bisher: 8610 Besucher. — Programm etc. kostenlos v. Sekretariat.

Reisszeuge
Eigener Systeme **E. O. Richter & Co., Chemnitz I. Sa.**

Extra-Preise für Private!
Für nur 2.50 M. vers. ich ein gutgehend. **Wecker** mit nachtleucht. Zifferblatt. Nur 8.30 M. kostet eine echtsilb. Zylind.-Rem.-Uhr, 6 Rubis, mit doppelt. Goldr. Dieselbe 1a, 10 Rubis, nur 10 M. 2-jährig. schriftl. Garant.
Reichillust. **Pracht-Katalog** gratis u. franko. Exporteure und Wiederverkäufer, verlang. mein. **Engros-Katalog**. **Hugo Pincus, Hannover 57.**

erwünschter als die Feststellung der Wissenschaft am Ende des vorigen Jahrhunderts, daß diese oben erwähnten Wurzelknöllchen die Ursache der Stickstoffsammlung seien und durch kleine Lebewesen (Bakterien) gebildet würden, die den Stickstoff der Luft aufnehmen und für die Pflanzen verwertbar machen können. Damit ging die Forschung dazu über, diese Bakterien auf künstlichem Nährboden in Reinkultur zu züchten und in ein Präparat zu verwandeln, das praktisch angewandt werden konnte. Die mit dem Produkt angestellten Versuche waren von so überraschend gutem Erfolg begleitet, daß man vor einem Rätsel stand, und doch hielt das „Nitragin“, wie der Name des neuen Bakterienpräparats lautete, in der Folgezeit das, was es versprach. „Impft“, d. h. versetzt man Samen vor der Aussaat mit Milch, in der das Nitragin gut verteilt wird, so erzielt man an den sich neu entwickelnden Pflanzenwurzeln einen überaus reichlichen Knöllchenansatz; der weitere Erfolg ist der, daß nunmehr die Pflanzen in weit höherem Grade als bisher in den Stand gesetzt werden, den oft ihr fehlenden oder doch nur teuer im Dünger erkauften Stickstoff frei aus der Luft zu nehmen. In den Knöllchen wird dieser durch die Mikroorganismen in ein eiweißähnliches Produkt verwandelt, das den Pflanzen bei ihrer Ernährung äußerst zusagt. Die geimpften Pflanzen gedeihen nun prächtig, zeigen sich in üppigstem Grün und erzielen Erträge, die oft das zwei- bis dreifache, in Ausnahmefällen sogar das zehn- und mehrfache der bisherigen

Ernte betragen. Das Nitragin ist seit seiner nunmehr über zehn Jahre zurückliegenden Einführung in Deutschland von den verschiedensten Seiten auf seinen Wert geprüft worden und hat sich nicht nur die Anerkennung wissenschaftlicher Autoritäten, sondern vor allen Dingen die der praktischen Landwirte errungen. Seine Anwendung ist eine fast allgemeine geworden, so daß heute kein fortgeschrittener Landwirt den künstlichen Impfstoff mehr entbehren kann. Es ist daher unbedingt anzuraten, allenthalben Versuche mit diesem eigenartigen Präparat anzustellen. Die Kosten der Impfung sind außerordentlich geringe, so daß Nitragin mit Recht als der weitaus billigste Dünger angesprochen werden kann. Dabei ist seine Anwendungsweise einfach, so daß sie auf keinerlei Schwierigkeiten stoßen und von dem einfachsten Bauer leicht ausgeführt werden dürfte. Da, wo eine Samenimpfung aus irgendwelchen Gründen unpraktisch erscheint oder unmöglich ist, kann auch eine Bodenimpfung vorgenommen werden, indem man ein entsprechendes Quantum Erde mit Nitragin versetzt und diese dann über das Feld streut. Der Erfolg ist der gleiche. Die Bewohner der Wurzelknöllchen sind ein treffliches Beispiel dafür, daß die Bakterien große Dienste leisten können und trotz ihrer unscheinbaren Größe Kräfte auslösen, die unsere Technik bisher noch nicht zu ersetzen vermochte. Die genauen Angaben erbitten Interessenten kostenfrei von den Agrikulturwerken Dr. A. Kühn, Bonn und Wesseling-Köln.



Stemple Dein Bild
sooft du willst, mit dem neuen **Photostempel**, welcher n. jeder Photographie hergestellt wird. Mit dies. kann m. viele Tausende absol. naturgetr. haarscharfer Stempelbilder a. Postkarten, Briefbogen, Visitenkarten etc. sich selbst herstellen. **Preis M. 4.50.**
Dein Bild als Stempel!
Bestellung, nehm. alle einschlag. Handl. entg., sonst send. m. sein Bild u. 1 M. als Anz. Rest Nachn. d. Otto Spitzer, Berlin W 30. Ill. Prosp. Nr. 134 u. Probeg. grat.



Reife-Jagd- und Auto-Mantel „Reisefreund“

Ein eleganter, durchaus **regendichter** Kammgarnmantel, der in Material, Imprägnierung, Form u. Verarbeitung einzig in seiner Art dasteht u. in seiner Zweckmäßigkeit alles Bisherige übertrifft. „Reisefreund“ hemmt nicht die Körperausdünstung, wird nicht brüchig u. verbreitet keinerlei Geruch wie die Gummimäntel. Bequem u. sehr dauerhaft. Gewicht ca 850 g. In kurz. Zeit viele erstkl. Empfehl. Farben: mittelgrau u. bräunlich-oliv. **Preis M. 38.50.** Als Maß genügt: Gesamtgröße, Körpergewicht u. Hemdkragenweite.
— Versand u. Export nach allen Ländern. —
W. Boetzkus Rheinisches Tuchhaus, **Düren** (Rheinl.) E. 18.

SCHMÖLLNER HOLZSCHUH- & LEDERSTIEFELFABRIK
J.G. SCHALLER & SÖHNE
SCHMÖLLN SA. ALTBG.

LEDERSCHUHE mit HOLZSOHLEN
LEDERSCHAFTSTIEFEL
ARBEITSSCHUHE

Eigenes Sägewerk
Eigene Lederfabrik.

FABRIKANTEN GESUCHT zur Uebernahme der Fabrikation und des Vertriebes von

Alsina erstklassiges, alkoholfreies **Erfrischungs-Getränk.**
Alsina-Sirup mit 9—10 Teilen Wasser vermischt, ist angenehm im Geschmack u. wirkt infolge seines Gehaltes an absolut chemisch reinen Fruchtsäuren durststillend und wohltuend auf die Verdauung.

Alsina ist das Beste! **Export nach allen Ländern.**
Alsina verdankt seinen steigenden Umsatz nur seiner hervorragenden Qualität. — Man verlange ausführliche Offerte und Muster gratis u. franko.

Alleinige Fabrikanten von Alsina-Grundstoff: **Ernst Reuschel & Co., Leipzig.**

Dr. med. Fichtels
vegetabiles
Diabetiker-Pulver

bei Diab. mell. von überraschender Wirkung ohne Einhaltung strenger Diät. Rasche Abnahme der Zuckerausscheidung, Verminderung des Durstes, Hebung des Allgemeinbefindens.

Aerztliche Gutachten und Proben durch **S. Strauss, pharmazeutische Präparate, Hannover, Brüderstr. 6**

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **„Schultern zurück, Brust heraus!“**
bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion **somit gerade Haltung** ohne die **erweitert die Brust!**
Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.
Preis Mk. 4.50 für jede Größe.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maßang.: Brustuml., mäßig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserd. Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!
Man verlange illustr. Broschüre.
E. Schaefer Nchl., Hamburg 70 E.

Beuel

am Rhein

gegenüber der Universitätsstadt Bonn, lebhaft aufblühender Ort i. d. Bürgermeisterei Vilich, feste Rheinbrücke u. elektr. Bahn Bonn—Beuel, in allernächster Nähe des Siebengebirges; Bahnverbindungen nach allen Richtungen; Gas, elektr. Licht und Kraft, Wasserleitung, Kanalisation, Schwimmanstalt, großes Krankenhaus, Kirchen (kath., evgl., isr.), Volksgarten, große Rheinpromenaden und Waldungen, Gymnasien usw. in Bonn; **seit vielen Jahren nur 100% Gemeindesteuer;** billige Baugrundstücke, Wohnungen und Häuser.

Für Rentner und Pensionäre
sehr angenehmer Wohnort.

Auskunft durch das Bürgermeisteramt.

Cleve

am Niederrhein (18 750 Einwohner), Endstation der Eisenbahnlinie Köln = Cleve, Anfangsstation der Linie Cleve = Duisburg, Cleve = Nymwegen = Amsterdam = Rotterdam und Cleve = Arnheim = Haag. Elektrische Straßenbahnen nach Emmerich (Rhein) und Nymwegen (Holland). Schiffsfahrtskanal zum Rhein für Schiffe bis zu 750 t Ladefähigkeit. Moderne Hafenanlagen. Ausgedehntes billiges Industriegelände (Bahnanschluss). Gute, gesunde und billige Arbeitskräfte. Gas für Licht und Kraft vom städtischen Gaswerk. Billiges, vorzügliches Wasser durch das städtische Wasserwerk. Versorgung mit Elektrizität durch das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk. Sitz eines Landgerichts und Amtsgerichts, Hauptzollamt. Zwei Oberförstereien. Kgl. Gymnasium, Landwirtschaftsschule (Berechtigung zum einjähr.-freiwill. Dienst), zwei Mädchen-Lyceen, Stadtbath mit Schwimmhalle, Reichsbank, mehrere Privatbanken, kaufmännische und gewerbliche Fortbildungsschule. Kaufmanns- und Gewerbegericht. — Große Margarine- und Ölmühle; bedeutende Schuh-, Leder- und Eisenindustrie. Schokoladenfabriken. — In der Nähe die Provinzial-Heil- und Pflegeanstalt mit etwa 3000 Insassen. — In der Umgebung prachtvolle Wäldungen.

Stellen-Angebot durch die Kolonial-Frauenschule in Bad Weilbach.

Ostern 1913 werden die ersten Schülerinnen der Kolonial-Frauenschule in Bad Weilbach (Regierungsbezirk Wiesbaden) nach Beendigung des vollen Schuljahres die Schule verlassen. Von diesem Zeitpunkt ab sind durch die durchweg aus den gebildeten Kreisen hervorgegangenen, mit tüchtiger haus-, gartenbau- und landwirtschaftlicher Ausbildung sowie mit Ausbildung in der Kranken- und Säuglingspflege versehenen Schülerinnen

Stellen als Stütze der Hausfrau, als Gehilfinnen für haus-, garten- und landwirtschaftliche Arbeiten oder in anderer ihrer Vorbildung nach geeigneten Beschäftigung, sowohl in den deutschen Kolonien, als auch bei deutschen Familien in deutschen Ansiedlungen im Auslande und in Uebersee zu besetzen.

Stellenangebote unter Angabe der Gehaltsbezüge und der für die Ueberfahrt zu gewährenden Beihilfe sind an die Vorsteher der Kolonial-Frauenschule in Bad Weilbach (Regierungsbezirk Wiesbaden) zu richten.

Cassel und Reichenstein (Eichsfeld), Juli 1912.

Die Vertreterin des Aufsichtsrats in
Schulangelegenheiten
Ida v. Kortzfleisch
Vorsitzende des Vereins für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande.

Der Vorsitzende des Aufsichtsrats der
Kolonial-Frauenschule
Hoffmann
Geheimer Ober-Postrat.

Landesheim am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevolle individuelle Erziehung in Gruppen von höchst 10 Knaben z. Selbstständigkeit, Pflichterfüllung, Ehrgefühl, Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sp. Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. nähr. Ausk. d. **A. Kramer**, Direktor.

Kinderpflegeheim Martha Elsehaus
See- und Solbad Swinemünde f. erhol. (nicht kranke) Kinder bes. Stände, ärztl. Aufs. Leitung von Schwestern. Erziehungsh. im Gut. höh. Schul. Gepr. Lehrerin i. Hause. Jahresbetrieb. Ersatz für Elternhaus. Prospekt frei.

Godessberg Töchterpensionat I. Ranges
Frau Dr. Brown
b. Bonn a. Rh.

Feuerzeuge u. Reklameartikel. W. Stein
Cöln 13, Lübeckerstraße.

München Töchterpensionat f. höh. Mädchen
Frauenschule; auch Ausbildung einz. Fächern. Schönst. Lage Münchens (V. Näh. durch Frau Direktor Sickenberger, Trögerstraße).

Polytechnisches Institut Arnstadt i. Thür.
Masch.- u. Elekt.-Ing., Chemie, Gas u. Wasser, Bauingenieur.

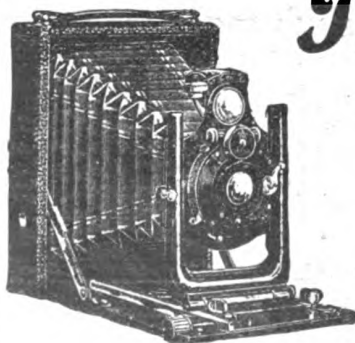
Detmold. Töchterheim Benzler. Pensionat I. Rang f. In- u. Ausländerinnen
a) Beste wissenschaftliche Fortbildungskurse noch schulpflichtige u. erwachsene junge Mädchen Stunden wahlfrei.
b) Höhere Koch- und Haushaltungsschule. I. Lehrkräfte.
Eigene große Villa mit Garten und Turnplatz am Wald. Vorzügl. Pflege und Erziehung. — Tennis, Sport, Bäder. — I. Referenz.
Nähere Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin **Frau Dr. med. Benzler**.

Marie Voigts Institut, Erfurt.
Fach- und Haushaltungsschule:
Abteilung: Frauenschule. Jahreskurse.
Abteilung: Haushaltungsschule. Viertel- und Halbjahreskurse.
Seminar für technische Lehrerinnen:
Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. } Staatliche Prüfungen im Institut.
Handarbeitslehrerinnen.
Turnlehrerinnen (staatl. Prüfung in Erfurt).
Internat für alle auswärtigen Schülerinnen.
Neuer ausführlicher Prospekt. Marie Voigt

Ingenieur-Akademie WISMAR a. d. Ostsee
für Maschinen- u. Elektro-Ingenieure, Bau-Ingenieure, Architekten.
Spezialk. f. Eisenbetonbau, Kultur- u. koloniale Technik. Neue Laboratorien.

MÜNCHEN Ausbildung für junge Damen nur für das eigene Haus, halbjährl. Kursus bei Aufnahme im Internat April und Oktober. Uebersiedlung April 1913 in neues Schulgebäude mit allem modernen Komfort, in freier Lage, Garten, neueste Lehrmittel. Besichtigung der Kunstschule München. Berufliche Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft, 1 jähr. Lehrgang, Abschlußprüfung. — Ausbildung zu Haushaltungslehrerinnen, 2 jährig. Lehrgang, staatl. Examen. — Vorbereitung für alle Kurse: Höhere Töcherschule. Aufnahme nur im Oktober

Alles Nähere durch die staatlich genehmigten Satzungen. — Anmeldungen baldigst zu richten an die Vorsteherin Baronin **Horn, München**, Römerstr. 14.



Photographische Apparate

in allen existierenden Formaten für Platten und für Films, mit allen Verschlusssystemen und unübertroffener opt. Ausstattung. Seit vielen Jahren bewährte Modelle für die Tropen.

Photographische Bedarfsartikel für die Aufnahme, den Negativ- und den Positivprozeß.

Chemikalien in Pulverform in tropenfester Packung.

HAUPTKATALOG Nr. 71 an Interessenten auf Wunsch kostenfrei.
Bezug der Apparate und Artikel durch jede Photohandlung der Welt.

Jca, Aktiengesellschaft, Dresden-A. 21 Größte und älteste Camerafabrik Europas.

DIE WOCHE

Nummer 35.

Berlin, den 31. August 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 35.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1445
Die laufende Zeit. Gedicht von Marg Möller	1445
Der großstädtische Vorortverkehr. Von Prof. Dr. Eduard Engel	1445
Schuppenfeste. Von Peter Bernau	1449
Badeleben in Trouville. Von Carl Rahm	1450
Unsere Bilder	1451
Die Toten der Woche	1452
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1453
Gerold Beckhagen. Roman von Wilhelm Schaer	1461
Traum vom Meere. Gedicht von Hermann Kelle	1468
Benedig am Wannsee. Von Kurt Kram. (Mit 8 Abbildungen.)	1468
Der landwirtschaftliche Wert unseres Kongogebietes. Von Hans Hertgen. (Mit 7 Abbildungen.)	1473
Familie Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1477
Tänische Ferienkolonien. Von Paul Eisner. (Mit 5 Abbildungen.)	1480
Die Kuchentöpfe im Kanton Basle. Von Dr. Ed. Blahoff-Bejeune	1483
Bilder aus aller Welt	1484



Die sieben Tage der Woche.

21. August.

In München tritt der 53. Allgemeine Genossenschaftstag zusammen und wird vom Prinzen Ludwig von Bayern mit einer Ansprache begrüßt.

Huan-Schi-Kai lehnt es ab, vor der chinesischen Nationalversammlung zu erscheinen und Aufklärungen über die Hinrichtung des Generals Tschangfenghu zu geben.

22. August.

Der Kaiser kehrt von Schloß Friedrichshof nach Schloß Wilhelmshöhe zurück.

In Hamburg wird amtlich bekanntgemacht, daß Preußen und Hamburg Abkommen über die gegenseitige Anerkennung der Befähigungszeugnisse für Lehrer und Lehrerinnen sowie die gegenseitige Anerkennung von Mädchenschulen als höhere Lehranstalten geschlossen haben.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Montenegriner von Berane nach Befehung der Stadt durch türkisches Militär abgezogen sind.

23. August.

Der Kaiser wird durch eine Erkältung gezwungen, das Zimmer zu hüten.

Bei den Landtagswahlen des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen wird in Gehren zum erstenmal ein Sozialdemokrat gewählt.

Aus Saloniki wird gemeldet, daß etwa 5000 Arnauten, die von Demonstatin und Ueslüh nach Diakova und Ipel zurückkehrten, dort die Regierungswaffendepots plünderten, nach den Gefangenen zogen und alle Gefangenen in Freiheit setzten und sich dann in ihre Dörfer zerstreuten.

24. August.

Der Kaiser ist durch seine Erkältung gezwungen, den Manöververpflichtungen in der Provinz Sachsen und in Dresden fernzubleiben. Der Kronprinz wird mit seiner Vertretung in der Provinz Sachsen betraut.

In Christiania wird in Gegenwart des Königs Haakon der 25. Kongreß für internationales Recht eröffnet.

Der österreichisch-ungarische Minister des Äußern Graf Berchtold trifft mit seiner Gemahlin in Sinaja ein, wo er bei

der Ankunft von dem rumänischen Ministerpräsidenten Maiorescu begrüßt und bald darauf vom König Karl in Audienz empfangen wird.

In Hiezing bei Wien stirbt, 59 Jahre alt, der Direktor des Hofburgtheaters Baron Alfred von Berger (Portr. S. 1456).

25. August.

Die Parade über das vierte Armeekorps bei Merseburg wird wegen der Erkältung des Kaisers abgefragt.

Durch einen Brand wird das Bühnenhaus des Theaters des Westens in Charlottenburg völlig zerstört.

Aus Albanien kommen Nachrichten über neue blutige Zusammenstöße zwischen türkischen Truppen und Arnauten.

26. August.

Der Kronprinz trifft in Begleitung seiner Gemahlin in Merseburg ein. Er nimmt an einer Festtafel teil und verliest dabei eine Botschaft des Kaisers an die Provinz Sachsen.

Aus Marokko kommen Nachrichten, nach denen im Süden des Landes der Einfluß des Gegenkultans El Hiba wächst.

Im Industrieviertel von Stambul wurden durch eine Feuersbrunst etwa 200 Häuser und eine Moschee zerstört.

27. August.

Meldungen aus England besagen, daß anhaltender Regen das Land auf das schwerste geschädigt hat, so daß die ganze Ernte vernichtet wurde.

28. August.

Ein englisches und ein französisches Kriegsschiff gehen nach Samos, um die von Griechen und Kretern geplante Besetzung der Insel zu verhindern.

☛

Die laufende Zeit.

Von Marg Möller.

Es scheint am Webstuhl unsrer Zeit
Heut mehr als je zu faulen!
Wir segeln über die Lande weit
Mit Knattern und mit Brausen!
Was früher kühn und rasend schien,
Ist heut längst überwunden:
Zum Wolkenflug Paris - Berlin
Genügen uns schon Stunden!

Wie schrieb man damals stolz und viel,
Als vor zehn guten Jahren
Die Strecke im Automobil
Man leidlich schnell gefahren!
In Lüften nur gedeiht die Hast
Der Flatterfahrer heute!
Jetzt scheint uns biederemännisch fast
Die Droschke jener Leute!

Die Welt ward eng. -- -- Einst war sie weit
Und märchenglanzumpfloßen. -- --
Wie Macbeths Heren über die Heid
Schwirren die Luftgenossen;
Da ist kein Nebel und kein Sturm,
Der unsre Fahrer schreckte;
Da liegt im Dorf kein Teich und Turm,
Den nicht die Fahrt entdeckte.

Copyright 1912 by August Schertl G. m. b. H., Berlin.

Das schwebt und jagt, das huscht und zieht!
 Bald fliegt kein Vogel schneller,
 Wenn erst zum Schweigen kam das Lied
 Der lastenden Propeller,
 Dann zögen — nicht mehr laut und schwer —
 Den Weg sie schwalbenleise
 Und segelten durchs Wolkenmeer
 Wie Störche auf der Reise.

Es ist ganz wie ein toller Traum
 Und doch wie ein helles Erwachen!
 Wir wagen hochzublicken kaum
 Und möchten jauchzen und lachen;
 Der neuen Zeiten wilder Schritt
 Will eilend Zeit gewinnen;
 All unser Sehnen flattert mit
 Von hinnen nur, von hinnen!

Ein Freuen ohnegleichen mag
 Der Flieger heut genießen,
 Wenn unter ihm im klaren Tag
 Die Silberströme fließen;
 Wenn Täler grün und Höhen blau
 Tief unter ihm verfließen;
 Wenn jäh dazwischen weiß und grau
 Sich Wolkenwände schieben!

Ehre allen, die Flug und Fed
 Sich wagten ans Erproben!
 Ihr Opfer hatte würdigen Zweck;
 Ihr Sturz hat sie erhoben!
 Ihr Leben trug sie stolz und hoch
 Auf hellen, saufenden Wegen;
 Ihr Streben bringt am Ende noch
 Hier unten Tausenden Segen!

Das ist kein Spiel, kein bloßer Sport,
 Wie's Moden oft gepriesen!
 Es hat uraltes Gotteswort
 Uns diese Bahn gewiesen!
 Der Sternen wies die ewige Bahn
 Vor grauen Zeitepochen,
 Hat: „Machet es euch untertan!“
 Vom Erdenrund gesprochen!

Nicht nur der Pflug, der auf ihm liegt,
 Um Frucht ihm zu entringen,
 Das Schiff auch, das ihn überfliegt,
 Kann Erdengrund bezwingen!
 Die helle Ferne winkt und loht,
 Es ruft das Ziel den Sieger! —
 Und bliebe ewig auch der Tod
 Der allerschleunigste Flieger!

Wer weiß, wie lange das noch währt,
 Da wir so kühn geworden,
 Daß sehndend ein Verliebter fährt
 Vom Süden hoch zum Norden
 Und abends die Geliebte schmückt
 Am herben Nordseestrande
 Mit Rosen, die er ihr gepflückt
 Früh im Aegypterlande!

Vielleicht, daß keinem heimwehmatt
 Die Stunden dann verstreichen,
 Weil dann die Sehnsucht Flügel hat,
 Um alles zu erreichen! —
 Läßt all die Zukunftsmelodie
 Auch Seelenfrieden hoffen? — — —
 Der Rühnheit und der Phantasie
 Stehn tausend Bahnen offen! — —

Der großstädtische Vorortverkehr.

Von Prof. Dr. Eduard Engel.

Das ungeheuerliche Verbrechen eines Raubmörders oder eines Wahnsinnigen gegen drei Frauen in dem Abteil eines Berliner Vorortzuges hat über das Aufsehen hinaus, das ein solches Ereignis an sich erregt, mehr als seit langer Zeit die Aufmerksamkeit weiter Kreise, der Eisenbahnbehörden und der Reisenden, auf die Zustände des großstädtischen Vorortverkehrs überhaupt gelenkt. Ob sich Verbrechen wie das in dem Berlin—Rauener Vorortzug ganz sicher verhindern lassen, wage ich nicht zu entscheiden. Die Anordnung der Abteile, die Anbringung der Notbremsen, die Überwachung der Vorgänge im Innern der Wagen durch Beamte der Zugbegleitung, die besondere Fürsorge, die etwa den Frauenabteilen zuzuwenden wäre — alles dies mag gründlich erörtert werden, einiges mag auch vielleicht einmal ein geplantes Verbrechen unmöglich machen; aber ein unbedingt sicheres Mittel gegen Überfälle auf mehrlose Reisende sehe ich darin nicht. Ich kenne nur ein Mittel, das ohne weiteres helfen kann, das keine besonderen Beamten, keinen inneren Umbau der Wagen fordert, und das ist die Überwachung des Verkehrs durch die Reisenden selbst.

Unser ganzer Vorortverkehr zwischen den Welt- und Großstädten und ihrer nahen oder fernen Umgebung be-

darf endlich einmal einer gründlichen Verbesserung. Seitdem im Berliner Vorortverkehr ein gegen die früheren Zustände wesentlich ermäßigter Fahrpreis eingeführt worden, also vor 21 Jahren, hat die Eisenbahnverwaltung auf ihren billigen Vorbeeren — denn jene Reform wurde ihr aufgezwungen, war keineswegs ihr geistiges Eigentum — still und zufrieden geschlummert. Damals handelte es sich um den Vorortverkehr von Großstädten zwischen einer halben und etwa eineinhalb Millionen Menschen, während Berlin allein heute eine Einwohnerzahl wie das Königreich Dänemark und einen Vorortverkehr aufweist, der bedeutend stärker ist als der gesamte dänische Eisenbahnverkehr. Im ähnlichen Verhältnis sind die andern deutschen Großstädte und Vorortverkehre gewachsen, immer neue Wohngebiete im weitem Umkreis der deutschen Riesenstädte werden der Bebauung erschlossen — aber im großen und ganzen bleiben die Einrichtungen auf den Eisenbahnen, die diesem Wohnverkehr dienen sollen, sich seit bald einem Menschenalter gleich, gleich in den inneren Einrichtungen, gleich in den Fahrpreisen, gleich in der Geschwindigkeit der Züge, wenn man dieses prahlerische Wort überhaupt für den deutschen Vorortverkehr gebrauchen darf. Wäre das Verbrechen in dem Rauener

Vorortzug geschehen, wäre der Verbrecher unentdeckt geblieben, wenn die Wagen und die Bahnsteige jenes Zuges und aller Vorortzüge zweckmäßig hergerichtet wären? Was ist der Zweck des Schnellverkehrsmittels Eisenbahn? Doch unter anderem der, daß die Menschen nicht bloß schnell von Ort zu Ort befördert werden, sondern daß sie auch ohne besondere Erschwerung, ja Gefährdung den Eisenbahnwagen betreten und verlassen können. Das Verbrechen in dem Nauener Zug wäre entweder überhaupt nicht gewagt, oder es wäre sogleich durch die Ergreifung des Verbrechers gesühnt worden, wenn nicht die vollkommen sinnlose, von mir seit bald 25 Jahren mit allen Mitteln der Öffentlichkeit bekämpfte Einrichtung unserer Eisenbahnwagen und Bahnsteige das Verbrechen erleichtert, die Verfolgung des Messerstechers erschwert hätte. Eins habe ich ja durch meinen Feldzug für eine vernünftigeren Einrichtung der Wagen in den Vorortzügen schon seit vielen Jahren erreicht: den Seitengang und die nach beiden Seiten sich öffnenden Türen der Abteile, d. h. die Verbindung des amerikanischen Durchgangswagens mit dem europäischen Einzelabteilmwagen. Hingegen habe ich bis jezt vergebens gestritten für die Abschaffung der zweckwidrigen, ja gefährlichen Trittbretter und Bahnsteige. Für mich ist das Merkmal dafür, ob die Eisenbahnverwaltungen eines Landes den Kern der Aufgaben der Eisenbahnen begriffen haben, die Anordnung des Bahnsteigs. Das deutsche Eisenbahnwesen, insonderheit das preussische, nimmt zweifellos eine der ersten Stellen unter sämtlichen Eisenbahnen der Welt ein; in einem wichtigen Punkt aber stehen wir buchstäblich tief unter England: in unseren tiefen Bahnsteigen. Als die Engländer vor achtzig Jahren ihre ersten Bahnhöfe bauten, haben sie vermöge ihres eingeborenen Sinns für die Zweckmäßigkeit aller Einrichtungen des öffentlichen Verkehrs als etwas ganz Selbstverständliches die Bahnsteige so hoch gelegt, daß man ohne jede Zwischentrittsstufe unmittelbar in den Wagen steigen konnte. Dies ist bis auf den heutigen Tag unverändert so geblieben. Ein Blinder oder ein lahmer Krüppel, ein hilfloses altes Mütterchen, ein Kindchen von zwei Jahren — sie alle können ohne Gefahr auf jedem englischen Bahnhof aussteigen, wenn sie wollen, auch mit Handgepäck beladen, ohne zu Fall zu kommen und ohne fremder Hilfe zu bedürfen. Damit vergleiche man die deutschen Bahnsteige! Zwei oder gar drei senkrecht übereinander angebrachte Trittsstufen muß man mit dem Handgepäck hinabsteigen, d. h. hinabtaffen, hinabstolpern, unter Umständen hinabpurzeln. Die Folge ist eine fortdauernde Belästigung der Reisenden, eine stete Gefahr für ihre Gliedmaßen, eine namhafte Verlangsamung der Abfertigung der Züge. Die Aufenthalte der deutschen Vorortzüge, aber nicht minder die unserer Schnellzüge müssen schon wegen der niedrigen Bahnsteige bedeutend länger sein als in England.

Die zweckmäßige Anlage hoher Bahnsteige in England hat zur natürlichen Folge eine Einrichtung gehabt, die man dort drüben für etwas ganz Selbstverständliches hält, die auf dem Festland überall fehlt: das Befahren der Bahnsteige durch Droschken, die von der Straße aus über eine bequeme Rampe hinaufgelangen. Auf den großen Londoner Bahnhöfen kann der Reisende ohne die geringste Mühe unmittelbar aus einem Abteil in einen der in nächster Nähe haltenden Wagen steigen und ohne weiteren Aufenthalt sofort davonfahren. Ich habe einmal durch den Sekundenzeiger meiner Uhr festgestellt, daß ich 25 Sekunden nach dem Halten meines

Zugs auf dem Paddington-Bahnhof in London schon in einer Droschke davonrollte. Auf den großen Berliner Bahnhöfen braucht der ankommende Reisende, selbst wenn er nur Handgepäck bei sich führt, im besten Fall mindestens drei Minuten, ehe er aus dem Wagen über die zwei senkrechten Trittsstufen hinuntergequert, durch die Bahnsteigsperrre hindurchgequetscht, die großartige Treittreppe des Brunnbushofs hinabgestiegen und zu einem Wagen gelangt ist. Hat er nun gar großes Gepäck aufzugeben, so vergehen wohl zehn Minuten, bevor er vom Bahnsteig freieweg ist.

Das merkwürdigste hierbei ist, daß die deutschen Eisenbahnverwaltungen nicht einmal für den Orts- und Vorortverkehr zu dem einzig vernünftigen hohen Bahnsteig übergegangen sind, wie ihn die Berliner Hochbahnen aufweisen. Ohne Einsicht in die ganz besonderen Bedürfnisse des Massenverkehrs auf den Orts- und Vorortbahnen hat man an der vor mehr als einem halben Jahrhundert eingeschlagenen falschen Richtung festgehalten und überall die niedrigen Bahnsteige gebaut. Wenn irgendwo mit allen erdenklichen Mitteln dahin gestrebt werden mußte, den massenhaften Schnellverkehr durch nichts zu behindern, so war es z. B. auf der Berliner Stadtbahn, dieser außer etwa den Londoner Untergrundbahnen verkehrsreichsten Eisenbahn in ganz Europa. Daß man dem örtlichen Bahnverkehr nicht die Turnübungen über mehrere senkrechte Trittbretter hinauf und hinab zumuten durfte, das hatte die Verwaltung nach und nach begriffen; ihr Verständnis aber für die Bedürfnisse des Schnellverkehrs — und jeder großstädtische Massenverkehr ist Schnellverkehr oder sollte es sein — reichte nicht so weit, um sich von der schlenrianischen Klettereinrichtung ganz zu befreien. Jrgendein Trittbrett mußte dem Wagen angeklebt werden, ein überflüssiger Klammerschritt mußte eingefügt bleiben — und so haben noch heute die Berliner Stadtbahnzüge eine ganz überflüssige hemmende Trittsstufe.

Den ersten Preis aber für die vollendete Unzweckmäßigkeit einer öffentlichen Einrichtung verdienen jedenfalls die Bahnsteige auf der Berliner Wannseebahn. Hier gibt es nicht nur ein Trittbrett über dem Bahnsteig, sondern gar eins unterhalb, eine stete Gefahr für die Schienbeine der Reisenden, eine ebenso große Gefahr für die Bahnsteigbeamten, von denen so ziemlich in jedem Jahr einer von der Türklinte eines abfahrenden Zuges ergriffen und alle paar Jahr einer zwischen Bahnsteigkante und unterem Trittbrett zerquetscht wird.

Der mit der Unterkante des Wagens gleich hohe Bahnsteig ist eine der dringendsten Forderungen, die der städtische Orts- und Vorortverkehr an die Eisenbahnverwaltungen stellt. Kein besseres Mittel zur Überwachung des Verkehrs im Innern der Wagen, kein sichereres zur schnellsten Verfolgung eines Verbrechers durch die Reisenden selbst, als der hohe Bahnsteig. Man komme mir nicht mit technischen Einwänden! Ich kenne sie alle und mißbillige sie aufs stärkste. Man stelle unsern Eisenbahntechnikern die Aufgabe, die Bahnsteige der Stadt- und Vorortstationen zu erhöhen, etwa durch Holzaufbauten wie in England, und ich zweifle keinen Augenblick, daß die deutschen Eisenbahnbaumeister das gleiche leisten werden wie ihre englischen Berufsgenossen.

Mit dieser wichtigen Verbesserung ist noch lange nicht alles getan, was geschehen muß, wenn der Verkehr der Welt- und der Großstädte im Innern und nach den Vororten auf der Höhe seiner sozialen Aufgabe bleiben oder vielmehr erst auf sie gelangen soll. Es handelt sich ja

für den Stadt-, erst recht für den Vorortverkehr ungleichlich mehr um Wohnreisen als um Vergnügenreisen. Der Eisenbahnverkehr in den Großstädten und in ihrem Umkreis unterscheidet sich durchaus von dem Eisenbahnverkehr, den es vor dem Emporwachen der Großstädte gab. Die Großstädte, die sich Tag für Tag von der Wohnstätte nach der Arbeitsstätte begeben, machen keine Eisenbahnreisen, wenn sie sich der Eisenbahn zu diesem fortwährenden, regelmäßigen Aufenthaltswechsel bedienen. Der Orts- und Vorortverkehr läßt sich mit dem sogenannten Normaltarif unserer Eisenbahnen überhaupt nicht leisten. Man stelle sich vor: die Eisenbahnverwaltung wollte die Ermäßigung für den Verkehr zwischen Berlin und Steglitz aufheben, also die Monatskarten abschaffen und die jetzigen Fahrpreise von 20 Pf. für die Hin- und Rückfahrt in der dritten Klasse, von 30 Pf. in der zweiten Klasse hinaufsetzen auf die bis zum Jahr 1891 in Geltung gewesenem Preise von 50 und 80 Pf., so wäre die blühende Gemeinde Steglitz vernichtet. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei Duzenden aufstrebender Gemeinwesen in nächster oder etwas fernerer Nähe von Berlin.

Es ist ja auch gar nicht wahr, daß der Tarif des Vorortverkehrs so überaus billig ist. Ich wähle das bekannteste Beispiel: die Berliner Wanneseebahn. Für 10 Pf. kann man allerdings bis Steglitz fahren, bezahlt also bei der Entfernung von sieben Kilometer nur 1.4 Pf. statt der 3 Pf. für ein Kilometer nach dem sogenannten Normaltarif. Man muß aber auch bis zur Großgörschenstraße für nur zwei Kilometer 10 Pf. zahlen, also 5 Pf. für ein Kilometer, 2 Pf. mehr als für einen wesentlich schneller fahrenden Eilzug des Fernverkehrs. Auf der Berliner Stadt- und Ringbahn stellen sich die Kilometerpreise noch höher, weil hier die Stationen viel enger beieinander liegen. So bezahlt der angeblich so überaus begünstigte Großstädter für die Stadtbahnstrecke Friedrichstraße—Börse 10 Pf., für eine Entfernung von weniger als einem Kilometer.

Eins ist sicher: soll der großstädtische Orts- und Vorortverkehr seine Hauptaufgabe erfüllen, nämlich beizutragen zur Lösung oder doch zur Erleichterung der für die Riesenzentren immer schwieriger werdenden Wohnungsfrage, so muß eine gründliche Umgestaltung der Eisenbahntarife im Vorortverkehr, besonders in dem nach den entfernter gelegenen Vororten eintreten. Soll wirklich der Wohnungsnot in den Großstädten abgeholfen werden, so muß der Auszug aus ihnen sich auf viel größere Entfernungen hinaus erstrecken als jetzt, denn in der Nähe der Großstädte sind die Wohnungspreise schon nicht mehr viel niedriger als im Innern der Städte. Der jetzt mehr als 21 Jahre herrschende Vororttarif, der bei seiner Einführung im Jahr 1891 für ein Wunder von Billigkeit galt und dann mit der bekannten Starrheit der Eisenbahnbehörden all die Zeit über unerschütterlich festgehalten wurde, taugt längst nicht mehr für den Vorortverkehr der Gegenwart, erst recht nicht für den einer nahen Zukunft. Worüber klagen heute die Vorortbewohner, z. B. die von Großberlin oder Großhamburg. Nicht geklagt wird über die Fahrpreise der ersten Zone; mit ihren 10 und 15 Pf. für die zwei Klassen halten sie sich innerhalb der vernünftigen Grenze. Ungerechtfertigt aber ist schon die Grenzbestimmung von $7\frac{1}{2}$ Kilometer für die erste Zone. Woher diese seltsamen $7\frac{1}{2}$ Kilometer? Weil es früher ein amtliches Längenmaß, genannt die deutsche Meile, gab, und weil diese genau $7\frac{1}{2}$ Kilometer entsprach. Als ob die Be-

siedlung der Umgegend großer Städte sich nach einem bestimmten Längenmaß richtete! Läge beispielsweise der Bahnhof in Steglitz 100 Meter weiter von Berlin entfernt, so würde der Eisenbahnbureaukrat Steglitz in die zweite Zone versetzt und dadurch seine Entwicklung um mindestens zwei Jahrzehnte verzögert haben. Die erste Zone sollte bis 10 Kilometer reichen, und in allen Zweifelsfällen müßte ein Vorort, selbst wenn er nur um den Bruchteil eines Kilometers über diese Grenze hinausliegt, in die erste Zone kommen.

Viel zu hoch sind aber die Fahrpreise für die weiteren Zonen. Von 10 Pf. gleich auf 20 Pf. zu springen, z. B. für Lichterfelde, ist ungerechtfertigt. Ebenso ungerechtfertigt ist es, für Potsdam mit seiner Entfernung von 27 Kilometer das Fünffache des Preises für Steglitz zu fordern. Der jetzige Zonentarif des Vorortverkehrs ist grundsätzlich, denn er kommt zu Einzelfahrpreisen und Monatspreisen, die gerade die Ansiedlung in den noch wohlfeilen ferner gelegenen Vororten verhindern. Es muß ersetzt werden durch einen Zonentarif, der von Zone zu Zone fällt und sich zwischen den Grenzen von 10 Pf., 15 Pf. und 30 Pf. bewegt.

Sodann die — man verzeihe mir das prahlerische Wort — Schnelligkeit unserer Vorortzüge. Unsere Eisenbahnverwaltung läßt sich gern in der Presse rühmen wegen der Vermehrung der Blitz- oder Luxuszüge im Fernverkehr. Ich habe nichts gegen diese Schnellzüge, es sei denn, daß sie nur den Reichen und Wohlhabenden zugänglich sind. Die wirtschaftliche Bedeutung solcher verteuerten Luxuszüge halte ich für sehr gering, und eine einzige Verbesserung des Fahrplans für irgendeinen großstädtischen Vorort erscheint mir von ungleich höherer Bedeutung. Ob die, sagen wir 15,000 Personen, die allerhöchstens jährlich in einem neuen Luxuszug von Berlin nach Mailand fahren, dort eine oder zwei Stunden früher ankommen, ist wirklich nicht der Rede wert gegenüber einer Beschleunigung der Vorortzüge zwischen Berlin und Potsdam oder Erkner um 10 Minuten. Nach außen hin aber, zumal auf das Urteil der Unkundigen, wirkt ein neuer Blitzzug nur für die erste Klasse, zum doppelten Preis der zweiten Klasse, viel verblüffender als eine bescheidene, aber tiefgreifende Verbesserung des Vorortverkehrs. Der Eisenbahnverwaltung scheint noch nie der Gedanke gekommen zu sein, daß Vororte, deren Entstehung doch keinen Eingriff in die Rechte des Staates bedeutet, ein unabweisbares Recht haben auf eine möglichst schnelle Verbindung mit ihrer Mutterstadt, nicht bloß irgendwelche Verbindung überhaupt. Es ist ganz gewiß technisch nicht unmöglich, auf den Vorortstrecken regelmäßige Schnellzüge verkehren zu lassen, nicht einzelne Renommierschnellzüge, sondern mindestens einmal stündlich verkehrende. Das wahrscheinlichste ist, daß das Bedürfnis nach Schnellzügen im Vorortverkehr „diesseitig nicht anerkannt wird“. Auf das Bedürfnis, das die Hunderttausende von Vorortbewohnern empfinden, kann natürlich kein Gewicht gelegt werden, da die Eisenbahnverwaltung jenes Bedürfnis allemal viel richtiger beurteilt als alle, die unter dessen Nichtbefriedigung leiden. Indessen, auch abgesehen von der Einstellung besonderer Schnellzüge in den Vorortverkehr, ließe sich die Fahrgewindigkeit wesentlich steigern. Die Eisenbahnverwaltung erwidert auf die Klagen über die lange Dauer der Fahrt zwischen den Großstädten und den Vororten mit der mathematisch richtigen Angabe einer hohen Geschwindigkeit — auf dem Papier, nämlich der Geschwindigkeit, die als die höchste irgend einmal

zwischen zwei entferntliegenden Vorortstationen erreicht werden darf. Diese mathematische Geschwindigkeit ist aber den Vorortbewohnern gang gleichgültig, sie gleicht durchaus dem Reuterschen „gauden Gericht von Blummen un Speß, blot wi kregen dat nich“, sondern die Reisenden in den Vororten bekommen nur eine Durchschnittsreisegeschwindigkeit von etwa 30 Kilometer in der Stunde.

Was wären nicht sonst noch für notwendige Verbesserungen im Vorortverkehr zu schaffen! Um nur eine wenig appetitliche, aber nun einmal menschlich unentbehrliche Einrichtung zu berühren: in keinem der Vorortzüge, die doch hier und da eine Stunde und mehr fahren, befindet sich eine Bedürfnisanstalt, und sie werden natürlich auch von Frauen mit kleinen Kindern benützt. Zudem steht auf den Fahrkarten: Keine Fahrtunterbrechung! Ehrerbietige Frage an den Herrn Eisenbahnminister: Wie hat ein Fahrgast, etwa eine Mutter mit ihrem kleinen Kind, sich in Fällen eines zwingenden körperlichen Bedürfnisses zu verhalten? Um hochgeneigte Antwort wird gebeten, und es wird erwartet, daß sie

nicht auch in diesem Fall laute: Ein Bedürfnis kann diesseit nicht anerkannt werden.

Die Anordnung der Wagen in den Vorortzügen ist so unpraktisch wie möglich. Alle Wagen zweiter Klasse hintereinander, die meisten der dritten Klasse desgleichen. Kommt also ein eiliger Fahrgast der dritten Klasse auf den Bahnsteig, so muß er erst an den drei oder vier Wagen der zweiten Klasse entlanggehen, um in einen Wagen der dritten Klasse zu gelangen. Die einfachste Erwägung des Bedürfnisses des großstädtischen Schnellverkehrs müßte dazu führen, die Wagen zweiter und dritter Klasse miteinander abwechseln zu lassen.

Nach all diesen Reformvorschlägen darf ich mir wohl die kleine Genugtuung gönnen, festzustellen, daß eine von mir vor etwa zwei Jahren öffentlich erhobene Forderung von der Eisenbahnverwaltung erfüllt worden ist: die Ersetzung der früheren römischen Bezeichnung der Wagenklassen durch arabische Zahlen. Hoffentlich beachtet sie auch die Vorschläge in diesem Aufsatz, von denen ich überzeugt sein darf, daß sie die Zustimmung aller Vortreisenden finden werden.

Schützenfeste.

Von Peter Fernau.

Als im Jahr 1909 die Schützen in San Franzisko in Amerika vom 29. August bis zum 5. September ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest feierten, über sandten sie dem Deutschen Kaiser eine Ehreineinladungskarte, die aus vierzehnkarätigem Gold hergestellt war! Im selben Jahr zogen einhundertfünfzig amerikanische Schützenbrüder über den großen Teich, um hier bei uns am Wettschießen teilzunehmen! Und im folgenden Jahr überreichte der deutsche Botschafter Graf Bernstorff auf dem nationalen Schützenfest in Washington den Feiernden einen goldenen Schützenadler, den der Deutsche Kaiser gestiftet hatte!

So großartig ging es wohl früher bei solchen Festen kaum zu. Von so weit her wurden keine so hohen Gaben versandt. Dafür aber hastete an den oft kleineren deutschen Festen im Gegensatz zu den amerikanischen aber eine um so stärkere Tradition, die erst jedem echten Volksfest die rechte Weihe und die gehobene Heiterkeit geben kann. Ein fünfzigjähriges Stiftungsfest ist in Amerika schon etwas sehr Schönes. Aber wenn uns die Amerikaner sonst oft noch so sehr mit ihren riesenhaften Ziffern und Summen imponieren können, hier können sie es nicht; und wenn die Leute in Oldenburg, deren Schützengunst im Jahr elfhundertzweiundneunzig gegründet wurde, von solcher Feier leben, dann denken sie mit Bismarck: „Dor lach id oewer!“

Es kann nicht jede deutsche Schützengunst es der oldenburgischen an Stolz nachtun und auf ein siebenhundertjähriges Bestehen zurückblicken, aber auch andere deutsche Städte haben Schützengilden, die nicht eben von gestern sind. Die Ulmer, Passauer zählen fünfhundert, die Thorner und Andernacher fünfhundertfünfzig, die Brandenburger und Pforzheimer „nur“ dreihundertfünfzig Jahre usw. usw.

Ein Schützenfest sieht sich lachend und spielerisch an, besonders wenn man es nur von der Festwiese aus betrachtet oder vom Markt aus, wenn da der Zug vorüberzieht mit seinen bunten Fahnen und seinem klingenden Spiel und seiner aufrechten, gereiften Männlichkeit,

die in ihrer Strammheit sich bemüht, es den jungen Soldaten an Schneidigkeit gleichzutun, und die dadurch so rührend ehrenfest wirkt. Ernster sieht sich die Sache schon an, wenn man — was bei Besuchern der Festwiese nur selten vorkommen mag — wirklich vom Standplatz der Schützen aus den Wettstreit der Zielenden verfolgt. Es klingt das alles nach lustigem Marsch und frischer Ländlermusik und heiterem Lusch. In alten Zeiten waren die Schützenkompagnien ja bestellt zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung und zur Abwehr von fremden Gefahren. Unseren heutigen Blicken erscheint ein Schützen Schwarm als ein Symbol des aller tiefsten und aller seligsten Heimatsfriedens, der nur dann in harmloser Weise und für kurze Zeit gestört werden kann, wenn der Becher zu oft die Runde gemacht hat. In früheren Zeiten wirkte aber das kriegerische Gewand des Schützen ernst und tröstend, und wenn damals kirchliche Prozessionen einherzogen und die Schlächtermeister mit ihrer Lammgottesfahne hart hinter dem Allerheiligsten geschritten kamen, so folgten die Schützen immer mit ihrem Sebastianspanier mindestens an zweiter Stelle; denn Sebastian, der Anführer der kaiserlichen Schützen, der von heidnischen Pfeilen den Märtyrertod empfing, war der Schützen Schutzpatron.

In jüngeren Zeiten schwand die malerische Sondertracht und der kriegerische Pomp dieser mannhaften Gilde immer mehr. Nur noch ältere Leute tragen bei festlichen Gelegenheiten die kleidsame urbebagliche Tracht der alten Bürgermilitärsoldaten neben den alten ehrbaren Titeln der alten Miliz. Immer mehr drängt sich ein schlichter gefärbtes, jägerartiges Kleid auf; in altfränkischen Orten wählt man zu diesen Festen noch immer den amtlichen Frack und jene dazu so schön passenden Zylinderhüte, die oft den volkstümlichen Namen „Dintenproppen“ ehrlich verdienen; in anderen Gegenden verschmäh man das modernistische Feldgrau, weil man ja doch nicht unbemerkt im Gelände verschwinden will, und wählt die lachend grüne Farbe. Überall aber fehlt es nicht an Musik und an festlich geschmückten Kindern, und

bei aller Heiterkeit und Verträglichkeit gedeiht dann überall eine gesunde und stolze Vaterlandsfreude.

Nur selten hört man es, daß die Verträglichkeit auf der Höhe des Festes in die Brüche geht. Die handfeste Art der Schützen sorgt gewöhnlich schon ganz automatisch, daß die heiteren Kreise nicht zerstört werden, und daß sich kein Unberufener und Unbeliebter vordränge; und als es vor ein paar Jahren in einem norddeutschen Städtchen einem allgemein unpopulären Mann gelungen war, durch hinterlistige Treffsicherheit den besten Schuß zu tun, wurde er dennoch nicht zum König ernannt und bekam auch keinen Preis, und das hohe Gericht stellte sich sogar auf den sonst gar nicht schönenhaften Standpunkt, daß der Unbeliebte kein juristisches Recht auf die Einklagung des Schützenpreises habe, da „so ein Preis-schießen einem Glückspiel gleich“ zu achten und so ein Preis nicht einzutragen sei. Man sieht also, daß es auch in solchen Dingen, die so klar und eben und übersichtlich erscheinen wie ein platte Schützenscheibe, Imponderabilien gibt, die alle kaltherzige Überlegung zunichte machten. Im großen und ganzen verlaufen aber seit Urzeiten fast alle Schützentage friedlich und würdevoll.

Schon im Mittelalter hielt man bei solchen Gelegenheiten streng auf Ordnung und betraute mit ihrer Durchführung einen sogenannten „Pritschenmeister“; der war ein Mann, halb Clown, halb Polizist, der den Guten spaßhaft kam und die Bösen in ihre Schranken zurückschreckte; der dafür zu sorgen hatte, daß kein Betrunkener in Streit und kein Kind in Gefahr geriet; der mit seiner Pritsche nicht nur neckisch klatschen, sondern nötigenfalls auch empfindlich schlagen konnte, so daß Störenfrieden die Lust am Lärmen verging; so ein Pritschenmeister, der immer von einem Schwarm gleichgekleideter Buben umgeben war, die ihm helfen mußten in der Ergreifung und Züchtigung von Übeltätern, symbolisiert uns so recht die lächelnde Weisheit mittelalterlicher Tage, die alle wilden Mäge und Morixe so einer Stadt freudig und gefittet in den Dienst der Ordnung zu stellen wußte, indem sie ihnen diesen Dienst drollig zurechtspukte und unschädliches Fragenschneiden erlaubte.

Unser heutiges großstädtisches Zeitalter hat vieler Buntheit ein Ende bereitet. Deshalb ist es zu begrüßen, daß gesunde Kreise dieser Nüchternheit und Farblosigkeit jetzt wieder den Krieg erklären und gerade bei solchen Schützentagen auf Buntheit dringen. Namentlich in den größeren Städten beginnt jetzt wieder der Schützenzug sich prangender zu gestalten, besonders wenn da verschiedene Landsmannschaften in ihren schönen eigenartigen Trachten als Gäste angezogen kommen; aber so recht hoch gehen kann die Freude der Schützen doch erst, wenn sie heraus sind aus dem gleichgültigen Gedränge der Riesenstraßen und sich fern allem Großstadttreiben untereinander fühlen. Wenn die Berliner mittags vor ihrem Rathaus über den Alexanderplatz ziehen, so erwartet sie am Bahnhof ein langer Extrazug, der sie weit hinausführt in die Schöneberger Gegend; da stehen fünfundsechzig Schießstände bereit; da sind große Vergnügungsplätze angelegt, und wenn die Großstadt mit ihren Sorgen und ihrem Kritizismus nicht so gar nah läge, so ginge es da sicher für alle gerade so behaglich zu wie in irgendeinem weltfernen Schützenwinkel des Landes. Und der Ökonom, der alle diese vielen Schützen und Tänzer, Mitglieder und Gäste, Frauen und Kinder bemuttern, bewirten und tränken muß, verdient sich die silberne Ehrenmedaille, die ihm dabei häufig am Schluß zuteil wird, in ehrlicher Art;

denn es ist ganz unglaublich, was so eine Festwoche da draußen verschlingt! Im Jahr 1910 genoß man dort: 3700 Kilogramm Fleisch, 65 Rehbraten, 430 Gänse, 560 Hühner, 240 Kilogramm Fische, 60,000 Paar Knoblauch- und 55,000 Rostwürste, 2240 Kilogramm Butter, 350 Kilogramm Wurst, 190 Kilogramm Schinken, 124,000 Eier, 16,000 Brötchen, 55,000 Schrippen. 650 Brote usw.; und dazu trank man 940 Hektoliter bayrisches Bier, 9600 Flaschen Weißbier, 2300 Flaschen Wein, 520 Flaschen Sekt, 4200 Flaschen Selters, 3700 Flaschen Limonaden; ferner verbrauchte man 1450 Kilogramm Kaffee und 2300 Liter Milch.

In kleineren und behaglicheren Orten soll es ja vorkommen, daß ein stolzer Schützenkönig mit königlicher Gebärde dem Wirt des Schützenhauses den Auftrag gibt, allen Schützen auf seine Kosten zu trinken zu geben; man sieht, daß sich solchen Repräsentationsluxus in Berlin nur besonders gute Steuerzahler leisten können. In kleineren und behaglicheren Orten empfängt so ein Friedensfest erst den richtigen goldenen Rahmen des echten Humors. Wie traumhaft mutete das früher an, wenn z. B. in Neustrelitz die großherzogliche Familie auf dem Festplatz erschien, und wenn den Höhepunkt der Feier die Monarchenzusammenkunft zwischen dem Großherzog und dem Schützenkönig bildete. Auch in Mecklenburg-Strelitz war ja die Schützenzunft zur Abwehr von Gefahren und zur Aufrechterhaltung der Ordnung gegründet worden; sie sollte vor allen Dingen auch das Fürstenhaus schützen; es ist ihr aber Gott sei Dank niemals Gelegenheit geboten worden, dieser herben Pflicht nachzueifern, denn niemals ist dort irgend jemand so verwegen und unvernünftig gewesen, Gefahren oder Unruhen in dieses Land tragen zu wollen. Nur ein einziges Mal geriet auch dort die Volksseele in unnormale Wallung; das war im tollen Jahr 1848; da kamen sie mit mannigfaltigen Instrumenten und großem Gelärm vor das Schloß, und als der Fürst sie hausväterlich vom Balkon seines Schlosses herab fragte, was sie denn wollten, da tönte ihm der Ruf der Verfassungsregierung entgegen: „Ne Verfassung wollen wir heben!“, worauf der Fürst erwiderte: „Kinnings, ji hebbt ja all ein!“, worauf man dann schließlich beruhigt auseinander ging.

In unruhigeren Ländern haben aber die Schützen häufig treu ihren Mann gestellt, und die Erinnerung an solche ersten Zeiten gibt noch immer ihren heiteren Aufzügen und Festen weihervolle Bedeutung. Das Wort „pro patria est, dum ludere videmur“ paßt als Devise zu ihrem Tun. Deutsches Wesen und deutsche Heiterkeit werden immer im Kreise der Schützenbrüder zur Geltung kommen.



Badeleben in Trouville.

Von Carl Rahm.

(Hierzu die Abbildungen auf Seite 1480.)

„Ah — Sie waren nicht in Trouville?!“ — Wenn das heute einer von zwei Pariser, die sich im Expreß nach Vichy, Aix-les-Bains oder Interlaken begegnen, dem andern sagt, ist der andere ruiniert. Der andere ist um jeden gesellschaftlichen Ruf gekommen. Die Tyrannei der Mode verlangt, verlangt gebieterisch, daß sich die oberen Zehntausend, die in der hauptstädtischen Saison mitzählen, die an den drei Hauptrenntagen von Chantilly, Auteuil, Longchamp und zwischendurch am Tage der Drags nicht übersehen werden wollen, in der „Großen

Woche“ von Deauville-Trouville lüderlos zusammenfinden.

Die Chronisten der Boulevardblätter sind da mit ihrem spitzen Stift und dem Notizbuch — in langen Listen nennen sie die Neuangekommenen und telegraphieren hinzu, welche Kostüme die Prinzessin Louis d'Orléans-Bragance, die Komtesse de Viel-Castel oder die Madame Gaston Calman-Lévy vormittags in der Rue de Paris, der eleganten Geschäftsstraße, nachmittags beim Strandkonzert des Casinos und bei der Soiree im Theater getragen. Die berühmtesten Künstler, die sich sonst nur Monte Carlo als Winterensemble zu leisten vermagen: der prachtvolle russische Bassbariton Schaliapin, der italienische Tenor Titta-Ruffo und die Stars der Großen Oper, dazu eine Glanzauswahl von Komödianten, sorgen für die Abendunterhaltung. Ihren Sagen entspricht die allgemeine Teuerung.

Diese „Große Woche“ war für alle jene, die dabei sein müssen und es nicht (pardon!) zu „dide“ haben, eine ganz verteilte Erfindung. Trouville mit seinen so hübsch von Grün umrahmten Villen und Gasthöfen mag in der übrigen Sommerzeit über ausreichenden Platz verfügen: für die Zeit vom 10. bis 20. August ist es zu klein mitsamt dem nahen Cabourg und den andern herumliegenden Orten. Wochen, Monate im voraus müssen die Zimmer bestellt werden, wenn man vornehm und bequem wohnen will. Von 100 bis 200 Frank pro Tag und Zimmer, ohne Bedienung — darunter tut es kein Hotelpalast, der im amerikanischen Sinn etwas auf sich hält. Die Karikaturisten mögen sich über die Herrschaften lustig machen — die Herrschaften zahlen, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken: bei solchen Preisen ist man wenigstens „unter sich“.

Und wo gespielt wird, kommt es auf ein paar Louisdore nicht an. „Gewinnt man, dann ist es einem völlig egal. Verliert man, dann hat man wenigstens die Tröstung, daß das, was der Hotelier bekam, nicht auch verloren wurde“... meinte mit imponierender Logik einer, der nach einigen Scherzen mit den „Kleinen Pferdchen“ sich im Cercle beim Bakarat hatte aufknöpfen lassen. Manche Leute finden es billiger, statt eine Hotelwohnung zu mieten, sich eine schöne Yacht zu kaufen und darin ihre Residenz aufzuschlagen. Es ist außerordentlich schön, zum See an Bord zu laden, nach den beiden kleinen Häfen, die den englischen, argentinischen oder amerikanischen Vergnügungsschiffen reserviert wurden. Da wiegen sich bewimpelt der „Apache“, die „Bampa“, der „Gros“, Herzogs- und Bankiersmöwen, blickblank, groß und klein, ihrer zwanzig, dreißig... Der junge Vanderbilt, der ein klug rechnender Mann ist, kaufte sich gleich ein historisches Renaissancehüßchen, das der Seigneurs von Quesnay, ein paar Kilometer von Trouville entfernt, ließ die Sümpfe austrocknen, einen Park mit Wasserkünsten zaubern und einen Haras für seine Rennpferde anlegen.

Das Rennen von Deauville ist der äußere Anlaß der sehr erlesenen Woche. Es besteht jetzt 50 Jahre, hat seinen 100 000-Frank-Preis und sieht die meisten „cracks“ des Derbys und Grand-Priz vereinigt. Diesmal gewann der spanische „Gorgorito“, der sich schon in Ostende 100 000 Frank geholt hatte, und dessen Besitzer San Miguel am Vorabend die fetteste Bank der Saison, rund 300 000 Frank, behoben hatte! Ein Unglück kommt selten allein...

Als vor Monatsfrist die Pariser Couturières ihre Trouville-Mäntel mit Pelz umsäumten, hielten sie sich

selbst für etwas verrückt — das unerhört kalte Regenerwetter zwang sie dann, Waggonladungen vollständiger Pelzmäntel nachzusenden; so froren die Pariserinnen unter den ungalanten Grüßen der Atlantikferberge. Spüßtoiletten sah man nur in den gut verglasten und mit Zentralheizung gewärmten Kasinofalen, wo Bostonia-Tees mit Preiskonkurrenzen für Tangos und Barentänze hochentzündeten. Hier und da wagte man sich auf die Strandpromenade nach den „Schwarzen Felsen“ hinaus, zum Tennisturnier, für das die berühmtesten Matadore angemeldet waren: Décugis, O. Froisheim, Kleinschroth, Wilding usw., oder zum Polo, wo die Meisterspieler: Lord Albion, Saint-Ledgers, Herzog Penaranda, Captain Tomkison und Captain Wilson, der Gruppe: Capel, Harjes, van Ryn und Major Fitz Gerald prachtwoll gegenüberstanden. Die Hydroplane Farmans und der Mlle. Dutrieu brauchten nicht erst auf die Wogen gehoben zu werden, um zu schwimmen — die Regengüsse ließen sie selten zum Fliegen kommen.

Und das Baden in der See? Ja, wer denkt daran! Ein paar unerschrockene Amerikaner und ein paar hübsch-gewachsene Seinenigen, die ihre toletten Badetrikots gern durchnässen lassen. Doch werden wir nicht frivol. Welche Rolle spielt das eigentliche „Strandleben“, die Sandfestungen der Bébés, neben den Soupiertischchen für vier Personen und der „Addition“ mit rund tausend Frank?!

Unsere Bilder

Der Kaiser (Abb. S. 1453) ist in Wilhelmshöhe krank geworden und mußte seine Beteiligung an den Manöverfestlichkeiten in Sachsen ablagen. Wenn auch sofort nach dieser Hiobspost die Nachricht kam, daß die nicht schwere Erleichterung des Monarchen rasch vorbeigehe, und daß vorläufig weder die Reise des Kaisers in die Schweiz noch zu den deutschen Manövern abgelagt werden sollten, war die allgemeine Teilnahme sehr groß. In solchen Momenten der Unruhe zeigt die deutsche Bevölkerung, wie sehr sie an ihrem Kaiser hängt, und die's Bewußtsein mag dem Kaiser die Leiden seines Unwohlseins gemildert haben.

Oberst Ulrich Wille (Abb. S. 1455), der Kommandant des schweizerischen dritten Armeekorps und der Leiter der großen Manöver, denen der Kaiser betwohnen wird, ist einer der besten Heerführer der Schweiz, deren Armee er völlig reorganisiert hat. Willes Vater war ein Studienkollege Bismarcks. Oberst Wille selbst ist mit einer Gräfin von Bismarck vermählt und hat oft zu den Gästen des Altreichskanzlers in Friedrichruh gehört. Auch der deutschen Armee hat Wille in seiner Jugend angehört. Heute hat er nicht nur seine wichtige Kommandostellung inne, sondern ist auch Professor an der Polytechnischen Hochschule in Zürich. Der vortreffliche Offizier steht im Alter von 64 Jahren.

Die Kronprinzessin (Abb. S. 1457) hat mit ihrem hohen Gemahl und ihren Kindern einen Teil des Sommers in dem Ostseebad Heiligendamm zugebracht. Die hohe Frau, die bekanntlich die Vorliebe des Kronprinzen für den Sport teilt, hat sich in Heiligendamm wieder als ausgezeichnete Tennisspielerin bewährt und beim Spiel angenehme Stunden der Erholung zugebracht. Allerdings ist das Weiter dieses Sommers der Sportübung im Freien sehr wenig günstig, und auch der Frau Kronprinzessin dürfte so manche geplante Partie zu Wasser geworden sein.

Zu den Vorgängen in der Türkei (Abb. S. 1458) bringen wir die Bilder zweier in dieser Zeit viel genannten Persönlichkeiten. Der Thronfolger Prinz Dussuff Izzedin tritt während der gegenwärtigen Krise nicht in den Vordergrund, im Gegenteil, er ist ins Ausland gereist. Sein erstes Reiseziel war Wien, wo er im Interesse seiner tatsächlich erschütterten Gesundheit Aerzte konsultiert hat; sein zweites ist die

Schweiz, wo man sich so gut erholt, und wo zufällig zurzeit auch italienische Friedensunterhändler — aus Gesundheitsrücksichten — weilen. — General Ibrahim-Pascha dagegen spielt eine viel aktivere Rolle. Er ist der General, den die Regierung dazu bestimmt hat, die Unruhen in Albanien entweder auch weiterhin durch kluge Diplomatie oder, wenn die gut angebahnten Verhandlungen doch noch scheitern sollten, mit Waffengewalt zu beenden.

Die erste Reise des Kaisers nach der Schweiz (Abb. S. 1459) hat im Mai 1893 stattgefunden, d. h. die erste Reise, die der Kaiser als solcher nach dem Bergland unternahm, denn in seiner Jugend hatte er es schon besucht. Vor 19 Jahren passierten Kaiser Wilhelm II. und Kaiserin Auguste Viktoria auf der Rückreise aus Italien den Gotthard, fuhren von Flüelen über den Vierwaldstätter See nach Luzern und wurden dort von dem damaligen Bundespräsidenten Schenk im Namen der Eidgenossenschaft begrüßt. Am Abend dieses Tages, des 2. Mai, traf das Kaiserpaar wieder in Karlsruhe ein. Damals dauerte der Kaiserbesuch in der Schweiz nur wenige Stunden. Diese Stunden verliefen aber höchst angenehm. Das Kaiserpaar wohnte während des Aufenthalts in Luzern einem großen Festmahl bei, an dem auch die Spitzen der Bundes- und der Kantonsbehörden teilnahmen. Der Bundespräsident betonte in seinem Toast die freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Schweizerischen Eidgenossenschaft und dem Deutschen Reich, und der Kaiser erwiderte in warmen Worten, die die Schönheit der Schweiz priesen. Die Bevölkerung von Luzern und aller Orte, an denen das Kaiserpaar vorbeifuhr, brachte den hohen Reisenden laute Ovationen dar. So war es vor fast zwei Jahrzehnten, und seither ist die Freundschaft zwischen Deutschland und der Schweiz nie getrübt worden.

Das Zeppelinluftschiff „Hansa“ (Abb. S. 1454) unternimmt von Hamburg, wo es zurzeit stationiert ist, fleißig Spazierfahrten nach verschiedenen Gegenden Norddeutschlands. Das Gestade der Ostsee wurde schon mehrmals besucht, aber erst am 25. August unternahm die „Hansa“ ihren ersten Nordseeflug. Sie flog von Hamburg über Wilhelmshaven nach Helgoland und vollführte über der Insel eine imposante Schleifenfahrt. Die Bevölkerung und die Badegäste jubelten dem Zeppelinluftkreuzer herzlich zu, und auch das Zweite Geschwader der Hochseeflotte, das vor Helgoland lag, tauschte mit dem Segler der Lüfte freundliche Signale. Dann kehrte die „Hansa“ über Cuxhaven wieder nach Hamburg zurück.

Hydroplan-Wettflieger (Abb. S. 1456) sind in diesen heißen Sommer die letzte aviatische Mode. Ein solcher Wettflug von Menschen konstruierter Riesen-Wasservogel hat kürzlich über dem Genfer See stattgefunden. Angehörige verschiedener Nationen lenkten verschiedenartige Aeroplane, die alle ebensoviel schwimmen als fliegen konnten.

Der Verfasser unseres neuen Romans (Abb. S. 1456), der in Bremen lebende Erzähler Wilhelm Schaer, hat seinen Namen durch eine Reihe von Romanen und Novellen aus dem Leben des niederächsischen Volksstammes bekanntgemacht. Der treffliche Schilderer der norddeutschen Landschaft und der norddeutschen Menschen steht im 47. Lebensjahr.

Personalien (Abb. S. 1453). Sir Rajendra Mookerjee, einer der reichsten und angesehensten Männer Indiens, ist mit seiner Gemahlin nach Berlin gekommen, um seine deutschen Bekannten aufzusuchen. Der distinguerte Orientale war einer der Gastfreunde des Kronprinzen auf seiner indischen Reise. — Zwischen der Luftschiffahrt und der Seeschiffahrt bestehen, wie schon die Namen andeuten, mancherlei Beziehungen. Ein Seemann ist befähigt, die Geheimnisse der Aeronautik schneller zu erlernen als ein Angehöriger anderer Berufe, in denen man nicht das Steuern, die Orientierung und Kaltblütigkeit bei schlechtem Wetter erlernt. Das hat ein Offizier der deutschen Marine, Kapitänleutnant Hamme, bewiesen, der sich kürzlich das Zeugnis als Leiter der Zeppelin-Luftschiffe errang. Der Kapitänleutnant bestand in Friedrichshafen nach den vom deutschen Luftschifferverband aufgestellten Bestimmungen eine strenge Prüfung. Den Vorfall in der Prüfungskommission führte Graf Zeppelin.

Todesfälle (Abb. S. 1456 u. 1458). Die Heilsarmee hat ihren Gründer und Führer, den greisen General Booth, verloren. William Booth hat seine großartige religiös soziale Organisation im Jahr 1865 gegründet. Sein ältester Sohn Bramwell Booth, der damals erst neun Jahre alt war, trat wenige Jahre später aktiv in die Bewegung ein und stand dann seinem Vater als Stabschef Jahrzehnte hindurch treu zur Seite. Jetzt übernimmt er das Erbe des Vaters und führt die Heilsarmee als ihr zweiter General. — In Wien verchied der Direktor des Hofburgtheaters Dr. Alfred Freiherr v. Berger im 60. Lebensjahr. Berger hat sein ganzes Leben lang dem Burgtheater gedient; auch zur Zeit, da er in Hamburg das Deutsche Schauspielhaus leitete, waren seine Blicke auf das Haus am Wiener Franzensring gerichtet. Das Frühjahr 1910 brachte ihm die Erfüllung seiner Wünsche und eine große Aufgabe, der ihn jetzt der Tod entzogen hat, bevor er sie ganz lösen konnte. — Der italienische Generalkonsul in München Kommerzienrat Dr. Rudolf Ritter v. Oldenbourg, der im 67. Lebensjahr verchieden ist, war der Mitinhaber des Verlagshauses Oldenbourg, einer der angesehensten Verleger Deutschlands. In seiner Jugend hat der verdiente Mann der Armee angehört. — In Petersburg starb der Chefredakteur der offiziellen „Nowoje Wremja“, A. S. Suworin. Suworin hatte es vom Bauernsohn zu einem der ersten Schriftsteller und Journalisten Russlands gebracht und im politischen und gesellschaftlichen Leben Russlands eine große Rolle gespielt.

Die Toten der Woche

Alfred Freiherr von Berger, Direktor des Wiener Burgtheaters, † in Hiebing bei Wien am 24. August im Alter von 59 Jahren (Portr. S. 1456).

Prof. Dr. Rudolf Hürnes, bekannter Erdbebenforscher, † in Judendorf bei Graz am 20. August im Alter von 62 Jahren.

Réon de Lanttheere, ehem. belgischer Justizminister, † in Brüssel im Alter von 59 Jahren.

Verlagsbuchhändler Kommerzienrat Rudolf von Oldenbourg, italienischer Generalkonsul, † in München am 22. August im Alter von 67 Jahren (Portr. S. 1453).

Freiherr Wilhelm Heinrich v. Ompteda, Hofmarschall a. D., Vater des bekannten Romanschriftstellers, † in Dresden am 24. August im 81. Lebensjahr.

Geh. Justizrat Ludwig Passarge, bekannter Schriftsteller, † in Lindensfels im Odenwald am 20. August im 88. Lebensjahr.

Oberstleutnant Walter Freiherr von Rheinbaben, † in Koblenz am 22. August im Alter von 54 Jahren.

Friedrich Strübe, bekannter Dichter und Schriftsteller, † in Lörrach in Baden im Alter von 70 Jahren.

Man abonniert auf die „Woche“

In Texten und Worten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 36/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Königsstr. 29; Bremen, Oberstr. 38; Breslau, Obdamer Str. 87; Dresden, Prager Straße 35; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Dinnendahlstr. 9; Frankfurt a. M., Kaiserstr. 10; Götting, Luisenstr. 16; Halle a. S., Große Steinstr. 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 20; Kiel, Holtenauer Str. 27; Köln a. Rh., Domkloster 3; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Lindenstr. 10/12; Magdeburg, Breiter Weg 184; München, Theatinerstr. 7; Nürnberg, Königsstr. 3; Stettin, Klosterhof 1; Stuttgart, Königsstr. 11; Wiesbaden, Kirchstr. 40.

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Wien I., Dompforte 4.

Schweiz bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und der Geschäftsstelle der „Woche“: Zürich, Schöngasse 9.

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: London, E. C. 129, Graham Street.

Frankreich bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Paris, 18 Rue de Richelieu.

Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Amsterdam, Keizersgracht 333.

Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Kopenhagen, Rådsmagergade 8.

Vereinigte Staaten von Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: New York 83 und 85 Duane Street.

Nummer
35.

DIE WOCHE

Bilder vom Tage

Seite
1453.

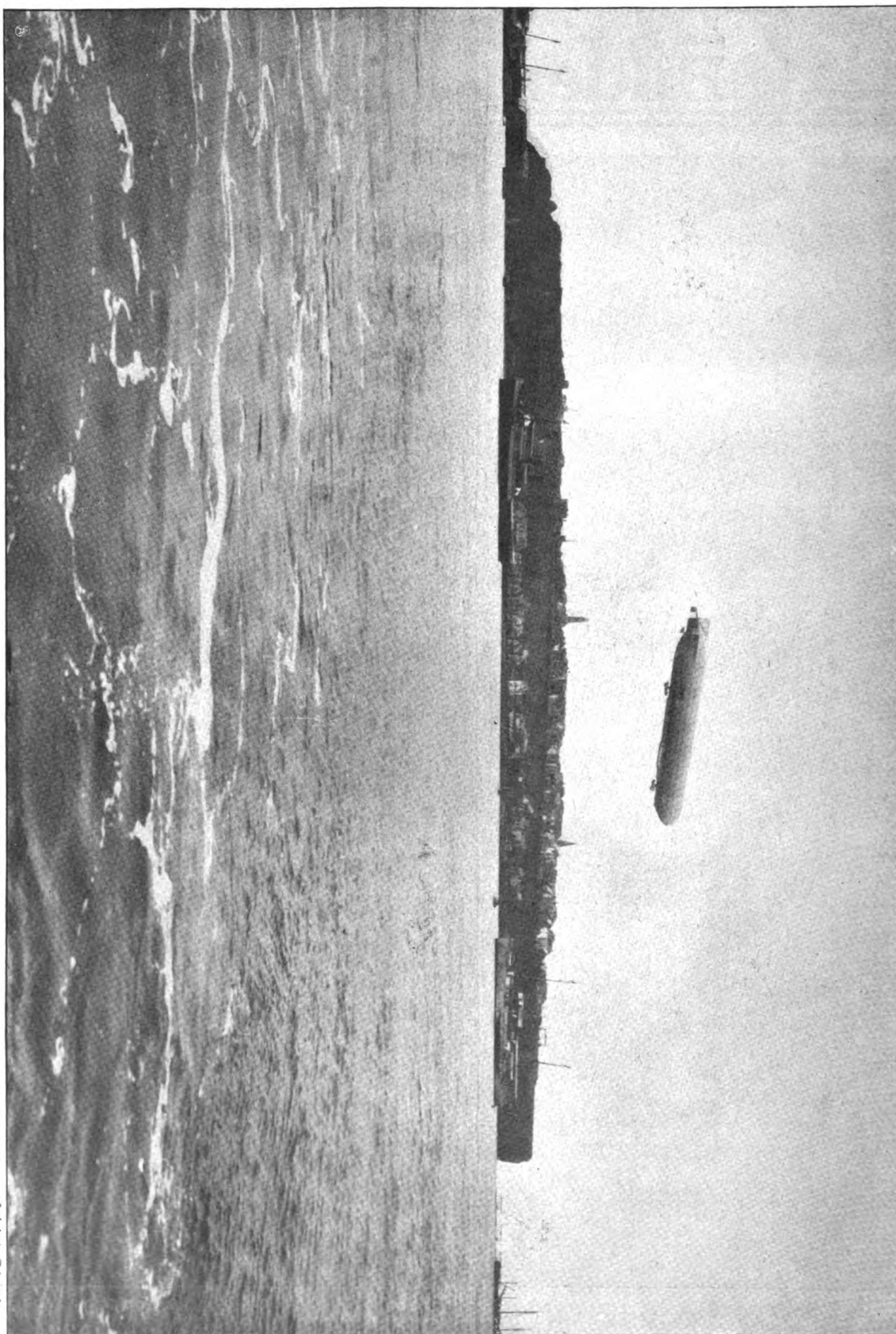


Kaiser Wilhelm II.

W. Niederaßroth, Hof. Hofphot. (Selle u. Runge), Potsdam.

Der Zeppeinflugzeug „Graf“ über Helgoland.

Seit 1900. © 1900.





Phot. Anton Reem

Oberst Ulrich Wille.
Höchstkommandierender der diesjährigen Schweizer Manöver.



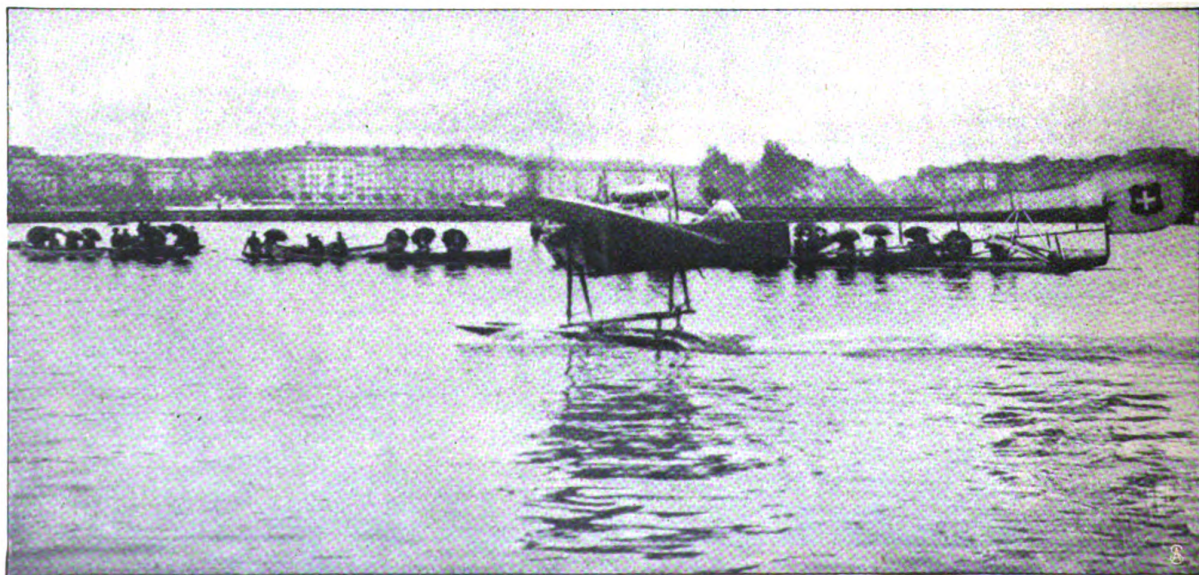
General Booth (X) und sein Sohn Bramwell (XX), der sein Nachfolger wurde.
Zum Wechsel in der Oberleitung der Heilsarmee.
Phot. Int. N. N.



Wilhelm Schaer, Bremen.
Der Verfasser unseres neuen Romans „Gerold Bechusen“.

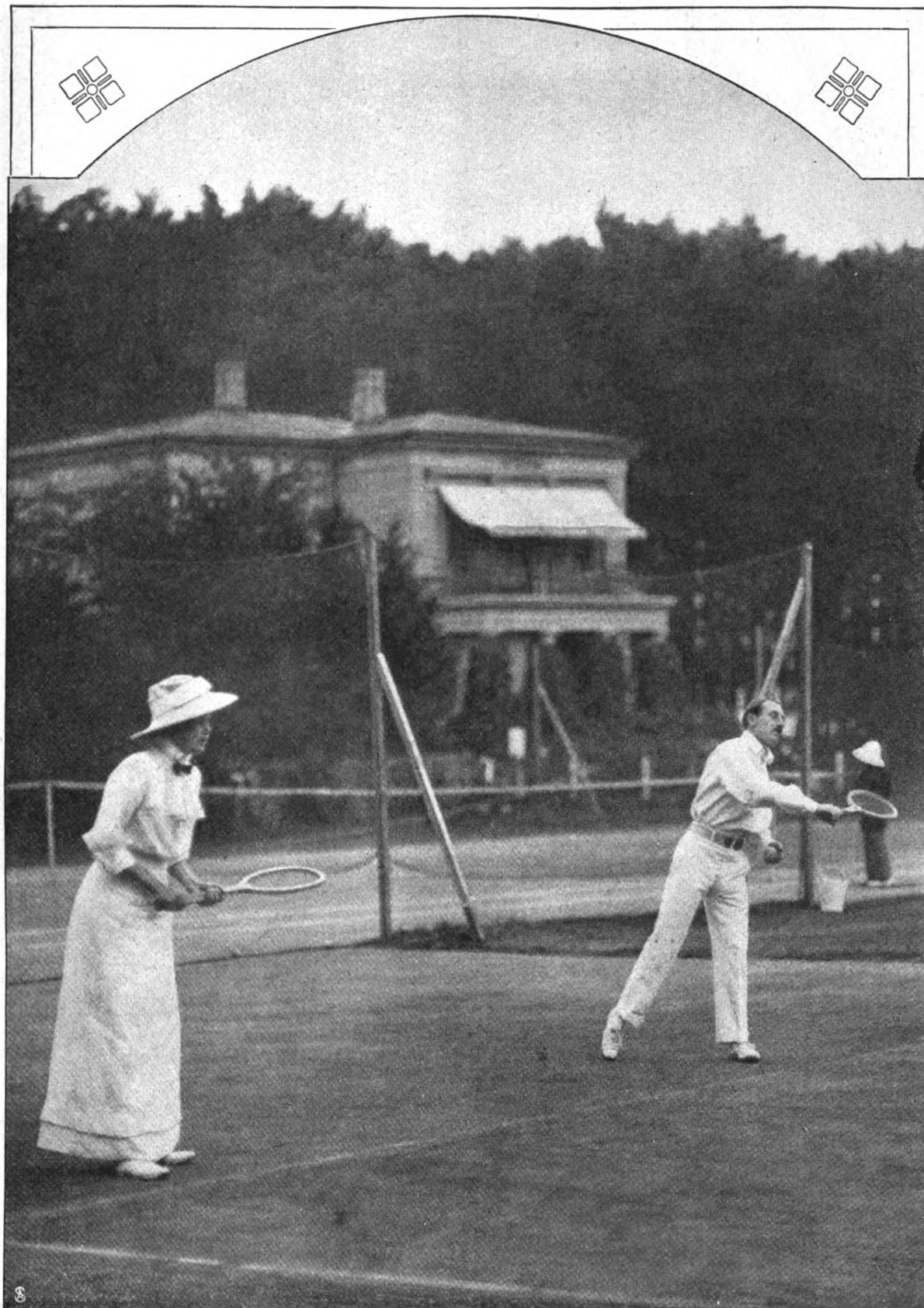


Dr. Alfred Freiherr v. Berger †
Direktor des Wiener Hofburgtheaters.



Vom Hydroplanmeeting in Genf: Der Schweizer Grandjean auf seinem Monoplan.

Phot. J. G. Jullien.



Kronprinzessin Cecilie beim Lawn-Tennis-Spiel.

Phot. Bedmann.



Lady Moorerjee und Sir Rajendra M. Moorerjee aus Kalkutta.
Indische Freunde des Kronprinzen in Berlin.

Sophtot. G. Nieber, Berlin.



Prinz Yusuf Izzedin-Effendi bei seiner Ankunft in Wien.
Der türkische Thronfolger in Wien.



Marshall Ibrahim-Pascha
spielte bei der Beilegung des Albanien-
aufstandes eine entscheidende Rolle.



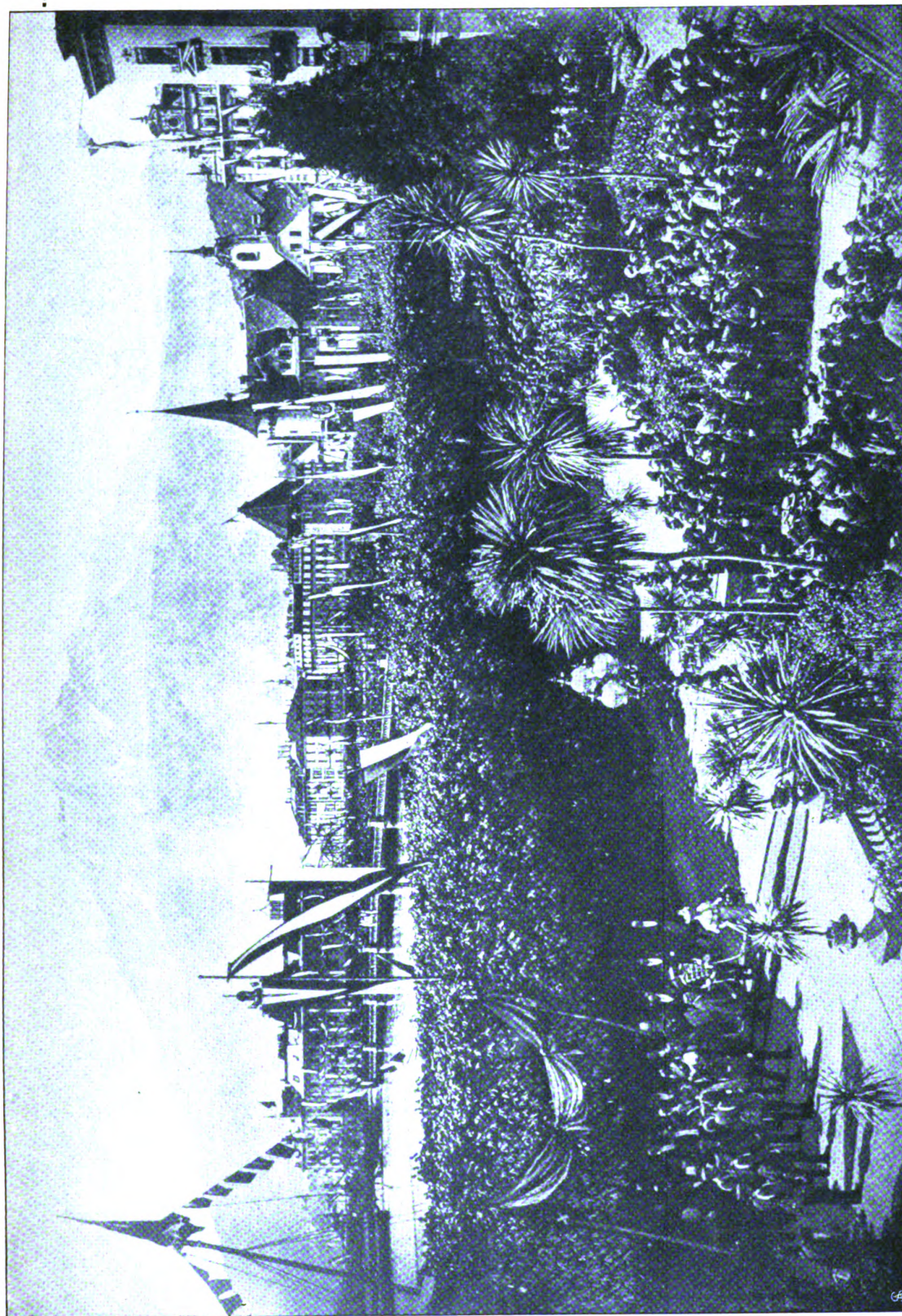
Kapitänleutnant Hanne,
der als erster deutscher Seeeffizier die Prüfung
als Zeppelinkreuzer-Führer bestand.



Rudolf August Ritter v. Oldenbourg †
München, italienischer Generalkonsul und
bekannter Verlagsbuchhändler.



A. S. Suworin †
Petersburg, Herausgeber der „Nowoje Wremja“.



Das Kaiserpaar wird am 2. Mai 1893 von den Bundesbehörden in Luzern begrüßt.
Der erste Besuch Kaiser Wilhelms II. in der Schweiz.



Leben und Treiben in der Hauptstraße von Trouville.



Plauderstunde nach dem Bade in den Straßen von Deauville.



Ein Flirt auf der Parkpromenade in Trouville.

Hochsaison in Trouville und Deauville. — Hierzu der Artikel von Carl Lahm.

Gerold Bedhusen.

Roman von
Wilhelm Schaer.

Alle, die die Geschichte der Marschen kennen, erfährt ein Grauen, wenn sie an die Sturmflut des Jahres 1560 denken. Damals ein Ringen um Hab und Gut, ums Leben — ums nackte Leben wie, seit Menschen Deiche bauten, vordem kaum und nachdem nie wieder! Tausende — aber und aber Tausende um Nachtzeit durch die Einstflut hinweggenommen. . . .

Spuren jener Zeit der Kämpfe, des wilden, vergeblichen Ringens wider die Naturgewalten, finden sich noch heute überall in der Marsch. An den Bruchstellen der Deiche, wo sich einst die verheerenden Wellenberge tosend in die Wiefengründe stürzten, sind nach Abfluten der Gewässer Brache, tiefe, rohrumzogene Leiche, zurückerblieben.

Solche Denkmäler der Natur — Menetekel für jene, denen als Deichgrafen der Schutz des Landes obliegt — haben sich auch zwischen Deich und Gracht, die den Blumen- und Gemüsegarten des Bedhusenschen Anwesens in scharfen Winkeln dreiseitig umschließt, tief in den festen Tonboden eingegraben.

Ob die Allerheiligenflut 1560 oder eine ihrer graufigen älteren Schwestern die stillen, geheimnisvollen Weiher im Bedhusenschen Erbe schuf, weiß heute niemand mehr zu sagen.

Seit der Katharinenflut des Jahres 1685 bis nun, sagen wir bis in jüngere Zeit, haben Bedhusensche Männer — fast in lückenloser Folge — als Schutzherrn streng und gewissenhaft ihres ernststen deichgräflichen Amtes gewaltet, aufs äußerste streng, aufs äußerste gewissenhaft — bis auf einen!

Mündliche Chronik erzählt — halb sagenhaft — von diesem gleichsam aus der Art geschlagenen Mann, wie er in den Armen seines üppigen, leidenschaftlichen Weibes in wilder Springsutnacht seine Pflicht als Schutzherr vernachlässigt habe. Doch bei Morgengrauen, angesichts der Uferschäden, sei Scham und Verzweiflung über den Reutigen gekommen, und der Unselige sei in arger Gedankenverwirrung stracks zu seiner Frau ins Haus gelaufen.

Und weiter! An den Haaren habe er die Mitschuldige herbeigezerrt, ihr wie sich Backsteine in die Kleider gezwängt und dann in fester Umklammerung mit seiner Sünde den Tod in den Wassern gesucht. Dicht hinter dem Deich, eben dort, wo nach Volksmund die Brache grundlos sind, sei der Rächtherr über sich selbst schnurgerade, schier geisterhaft, in die Tiefe gesunken.

Bewohner der Marsch — auch die mit ihrer Zeit fortgeschrittenen — tränkeln am Uberglauben.

Hermann Gerold Bedhusen, der Vater Hermanns und Gerolds, wäre all seiner Klugheit und viel gepriesenen Bedachtsamkeit zum Trotz kein Bedhusen, kein

echtes Kind seiner Heimat gewesen, hätte er minder gewissenhaft in der sturm- und wellengezeichneten Flutgeschichte seines Landes gelesen und minder willig spukhaften Einflüsterungen sein Ohr geliehen.

Vater Bedhusen, den die Seinen erst vor wenigen Tagen trauernd ins schwarze Holz gelegt hatten, ein Mann aus altem Schrot und Korn! Der Tote noch als Bogt und Deichgraf mächtig wie heute kaum einer der Jüngeren, da die Bedeutung des Deichgrafenamtes jetzt mehr in der Führung eines ehrenwürdigen Titels als in verantwortungsschwerer Pflicht besteht!

Freilich, der verstorbene Herr vom Bedhusenschen Hof hatte trotz der auch zu seiner Zeit schon beschnittenen deichrichterlichen Funktionen das Geringe, das ihm geblieben war, ebenso gewissenhaft auf sich genommen wie einst die schwereren Pflichten die lange Kette seiner Ahnen.

Ihm hatte der gefürchtete Ort kein Unheil gebracht — nur Segen! Dort das Rohr seines spitzgiebeligen Daches war — bald nachdem er sich mit Engel Lutrezia Allmers, der Nichte des nachbarlichen Bogts und Deichgrafen, in Liebe vereint hatte — dem eigenen Niederfeld entnommen und — dazumal nicht ganz ohne Scheu — für die Neubedachung des Hauses verwendet worden.

Bei Jähmung froher Hochzeit hatte ein Storchpaar auf dem Hofgiebel der Bedhusenschen Scheune sein glückkündendes Nest gebaut. Zwei Knaben waren den Eltern im Verlaufe der nächsten Jahre geboren worden. Dem jüngeren hatte ortsüblich der Hof zuzufallen. Der ältere war seiner Neigung gemäß Seemann geworden. Töchter hatte der Bedhusensche Kinderbringer dem Hausherrn und seiner Engel zwar nicht beschert, aber Mutter Bedhusen, eine praktische Frau, war auf den ebenso klugen wie gutherzigen Ausweg verfallen, sich in Freude, der Waise ihres Butjadinger Verwandten, schadlos zu halten.

Ein herber, untilgbarer Daseinsmerz hatte Hermann Gerold Bedhusen freilich nicht erspart bleiben sollen. Als vor kaum mehr als Jahresfrist seine muntere, glutäugige kleine Frau im Bett plötzlich kalt und starr dalag, wäre der Witwer der Toten am liebsten gleich gefolgt. Aber wie immer hatte der schicksalgebeugte Mann seine Pflichtgänge auf sich genommen und — wenn möglich — noch hellhöriger den Einflüsterungen der Zukunft gelauscht.

Schickungen! Die Geister der Heimat, die Stimmen im Niederfeld seiner Brache waren dem jäh ergrauten Hofherrn stets freundlich gewesen. Und wer ein gutes Gewissen hat, braucht den großen schwarzen Vogel, der in letzter Stunde geflogen kommt, nicht furchtsam von sich zu scheuchen.

Wider alles Erwarten war der Ersehnte plötzlich und zu heiterer Zeit, im Glanz der Septembersonne, die über den Marschen wohl am leuchtendsten scheint, zu Hermann Gerold Bedhusen ins Haus gekommen.

Genau wie am Todestag seiner Engel Lutreza hatten die Unten der Gracht und der Bracke überhaupt nicht mehr stillgeschwiegen. Und genau wie vor Jahresfrist die Verstorbene, hatte der Hofherr bei geöffnetem Kammerfenster gelegen, um verhaltenen Atems den Stimmen der Natur und denen im eigenen Herzen zu lauschen.

Bewährt als Vogt und Deichgraf des Ortes, besorgt als Vater und als Wirt stets gerecht!

Alle waren sie noch einmal von ihm gerufen worden, beide Söhne, Freute, die Pflgetochter, die Knechte und Mägde und die große Zahl seiner Freunde und Nachbarn. Jedem hatte er zum Abschied die Rechte gegeben, aber seinem Anerben noch ein Wort — ein letztes — ins Ohr hauchen müssen: „Gerold, min Söhn — hol't fast tosam'n! Un bliew darbi jümmer gerecht! . . .“

* * *

Noch hing der Duft der Rauchkerzen in den weißen Mullspitzen der Fenstervorhänge. Gestern hatte die kostbare silberbeslagene Totenlade des alten Herrn noch auf dem Vorplatz gestanden. Obwohl in wirtschaftlichen und vor allem in erzieherischen Fragen stets fortschrittlich gesinnt — Politik war von dem Verstorbenen als echtem Osterfader Bauersmann überhaupt nicht getrieben worden — hatte der Vater die Ortssitte immer streng eingehalten. Darum waren seine Kinder bei der Herichtung der Leichenfeier darauf bedacht gewesen, möglichst im Sinn dessen zu verfahren, den sie zeitlebens ebenso sehr verehrt wie gefürchtet hatten.

Dem Toten war im großen Stil alten Brauches sein Recht geworden. Auf dem Sargdeckel die Rauchkerzen und Zitronen. Daneben auf florverhangenem Tisch, den der verstorbenen Mutter Linnen mit dem Kronen- und Lilienmuster deckten, die brennenden Riesenlandleber des uralten Hauschafes.

In der als „Trauerstube“ aufgepuhten „besten Stube“, deren Fenster den Garten beschauen, und deren Vorplatztür weit offen gestanden hatte, waren die Gäste zum „Ableiden“ und „ins Holz Legen“ und um ein paar Tage später zur Bestattung des Toten versammelt gewesen, trinkend, essend, schmauchend.

Heute spielten auf den sauber polierten Fußböden die besten Stube Wachmann und Holle, die beiden Töchter des Verstorbenen, Hermann Bedhusen zu Füßen, einem breitschultrigen, blonden Mann, der durch seine marineblaue Tuchjoppe und -hose sowie durch seine Weste mit den Reihen goldfunkelnder Untertüpfel einem jeden sogleich verriet, wos Standes er war.

Der jüngere Haussohn hatte auf dem schwarzjamtnen Mahagonisofa mit den ringverzieren Messingknöpfen an den Armlehnen — gleichsam feierlich thronend — Platz genommen. Unliebsam gestört, sah er auf das Treiben in seiner Umgebung. Ihm fiel als dem Anerben die Ordnung des väterlichen Nachlasses zu. Daher lagen vor ihm auf dem großen, runden Tisch die Bücher und die Papiere des verstorbenen Hausherrn aufgeschlagen.

„Hermann, du bist mit deinen fünfundzwanzig Jahren auf dem Rücken wahrhaftig noch ein ganzes Kind! Muß ich, der zwei Jahre jünger ist, dir so was sagen?“ Gerold Bedhusens grollender Baß hatte Mühe gehabt, den Lärm der drei zu überbieten.

„Na — hallo? Warum denn nicht?“ Die weit hellere Stimme des gescholtenen Älteren klang sorglos heiter.

Der junge Seemann war — dabei mit seinen Blicken noch ganz bei den Hunden — laut lachend emporgesfahren. Sorgfältiger als nötig, stäubte sich Hermann Bedhusen das weite, tief auf den Fuß fallende Beinkleid ab. Seine leicht wellige, üppig wuchernde Mähne war ihm beim Spiel mit den Hunden arg durcheinander geraten. Darum arbeitete der Taschentamm.

„Ja,“ erklärte Gerold Bedhusen, während sein Kopf, dessen braunes Haar er im Gegensatz zu Hermann kurz trug, schon wieder über dem väterlichen Nachlaß hing, „heute paßt so was nicht! Das solltest du wissen!“

„Mein Gott — ja so!“ Eine Blutwelle glitt dem zurechtgewiesenen Mann über das von der Sonne rot gebrannte Gesicht. „Hm, ich meinte man: der selige Vater würde, wenn er es sehen könnte, sich über den Spaß seiner vierbeinigen kleinen Waisenkinder mit uns freuen und —“

„Alles zu seiner Zeit!“ fiel der Jüngere dem Älteren kopfschüttelnd, aber milderer Tones ins Wort.

Von neuem fuhr der Bleistift über die langen Konzeptbogen. Der Rechenmeister summierte. Er war ernstlich gewillt, sich durch die Anwesenheit des Bruders, der vor etlichen Wochen — just wie vom Schicksal herbeigerufen — einmal wieder zu Besuch ins Haus gekommen war, von nun an nicht mehr ablenken zu lassen.

Der Seemann blickte auf die kurznachtige Gestalt seines „Kleinen“, vor dessen in sich gekehrter Art er von jung auf Riesenachtung — oder war es verstedtes Mitleid? — empfunden hatte.

„Armer Kerl,“ gestand er sich, „allen Respekt vor deinen Sorgen um den Hof und wohl auch um mich, deinen leichtlebigen Bruder! — S . . t, Holle! S . . t, Wachmann! Schämt euch was — stille!“ Seine Hände haschten nach den Kläffern. Beide Töchter waren während der letzten Reise auf dem Bremer Dreimaster sorgfältig von dem jungen Steuermann aufgepäppelt und — gerade weil er sie besonders liebgewonnen hatte — dem Vater zum Geschenk aufs Krankenbett gesetzt worden. Wachmann hob er im Scherz gegen die blauen Fliesen des Ofens, wo auf einem der Bilder ein verprügeltes Hündchen jammerte. Dann zog er Holle, die von rührendster Anhänglichkeit war, auf den Arm und setzte sich mit ihr auf die Holzbank des Ofens.

Von hier aus ein beschauliches Gucken! Hermann Bedhusens Blicke blieben zunächst an der gefalteten Zimmerdecke haften. Das dicke, scharf vorspringende Balkenwerk droben mochte schon auf fünf oder sechs Generationen herabgesehen haben. Die Seitenwände der besten Stube wirkten aufs Auge weniger hoch als weit, denn von den Nebenzustuben war nur Vaters Kammer durch eine Tür, die man erst jüngst in die Mauer hatte fügen lassen, mit dem Staatszimmer verbunden.

Drüben vor der Gartentür zwischen den Fenstern hatte immer der Weihnachtsbaum gestanden — in den hellen Augen des Seemanns schimmerte es feucht — der verstorbenen Mutter wegen vor zwei Jahren zulezt. . . Er, ihr besonderer Stolz, damals freilich fern auf Probefahrt als Steuermann! Aber vor drei Jahren noch — ach Gott, war das hier ein Leben, ein fröhliches Durcheinander gewesen! Dem Vater natürlich zu bunt!

Hermann Bedhusen sah auf den arbeitenden Bruder. Kaum war Freute zu ihnen ins Haus gekommen, als das Redspiel zwischen ihr, dem da und ihm begonnen hatte. Als Erbe des väterlichen Hofes war Gerold jetzt aller Herr hier geworden, aber Freutes Herz gehörte ihm nicht. In Sachen der Liebe war er, der ärmere, dem Bruder schon derzeit gewachsen gewesen, da Freute mit ihren fünfzehn Lenzen und er, der zwanzigjährige Weltumsegler, einander zum erstenmal gegenübergestanden hatten. In der kleidsamen Marinebluse war er lachend, hell auflachend, dem schmutzen Ding sogleich um den Nacken gefallen.

Die lichten Augen des Seemanns taten sich weit auf. Der kristallklare Grund des großväterlichen Bruntspiegels über dem Sofa war in Bewegung geraten. Er dehnte sich und floß aus zu dem nämlichen hell schimmernden Bach, der sich schmeichelnd durch die Wiesen und am Bach durch die Bräde hindurch bis an die Weserschleuse schlängelt. Und Gerold und Hermann Bedhusen setzten mit Hilfe ihrer Klubestöcke, wobei der eine den andern nicht ohne Absicht an Gewandtheit zu überbieten suchte, über den Bach und über die unter ihnen sich spiegelnden Himmelswolken. Hinter den Weiden Freute als Preisrichterin. Die Schwester meist ihren Kranz zum Ärger Gerolds, der Landratte, für ihren Seemann, die Wasserratte, in den Händen haltend. Und alles pflegte Freute Jessen ihnen pflichtschuldigst nachzutun, zu Fuß und — ja, ja, auch zu Pferd!

Zu Pferd! Vor den Augen des in Erinnerung schmelgenden Mannes wandelten sich die lorbeergetränkten Napoleonsdrachen, die geflügelten Rosse am Spiegel, in jene zwei zahmeren Tiere, die hinter dem Garten im Fohlenring trabten. Und von Bruder Hermann auf Faladas Rücken gehoben, stob Freute mit ihrem Pferdchen so lange neben Hermanns älterer Stute einher, bis des Vaters unwilliger Ruf dem Spiel ein Ende machte.

Der Träumer kam zu sich. Das Bild frohen Jugendglücks — verschwunden! Da saß wieder der Bruder — nachdenklich am Bleistift tauend — unter seinem Spiegel, während Holle ihrem Herrn laut schnarchend im Arm lag.

Es war doch immer, ohne Ausnahme, eine glückliche, selige Zeit gewesen: das nach monatelangem Umhertreiben auf See Wieder-bei-Mutter-Weilen! Und dabei die Gewißheit: Auch ohne vorzeitige Liebeserklärung — Freute Jessen ist dein!

Deutlich meinte Hermann Bedhusen die kraftvolle, nur in den Schultern ein bißchen hoch geratene Gestalt der Geliebten vor sich zu sehen. Freute ihm ebenbürtig! Aber er sah sie nicht im alltäglichen Kleid. Um ihm, dem zum erstenmal als Steuermann heimkehrenden Haussohn, eine besondere Überraschung zu bereiten, hatte

Freute auf Mutters Rat einer der schweren, messingbeschlagenen Truhen des Vorplatzes den großmütterlichen Staat entnommen. So trat sie ihm jetzt aus leuchtend aufblühender Erinnerung entgegen. Der schwarze Rock rot gestreift. Die Jade lang und faltenreich. Das Schönste, das Zierlichste war freilich das weiße Spitzenhäubchen mit der silberdurchwirkten Kiepe gewesen, unter dem das frische, blondflaumige Gesicht mit den blauen Augen und mit dem Stumpfnäschen ted hervorgelacht hatte.

Hermann erinnerte sich noch: zunächst war er selber sprachlos. Dann hatte er mit der Hand das Häubchen gestreift und erklärt: „Ein Hausmütterchen wie die auf den Bildern, die man in Holland sieht!“ Da war ihm die Mutter unter Fingerbrohen eifrig ins Wort gefallen: „Du — du! Und wird's mit der Zeit — will's Gott, auch werden! Aber nicht in Holland — bei uns!“ Hernach unter vier Augen ihr noch deutlicherer Wunsch: „Du und Freute ein Paar! Heute ist das fixe Kind für so was noch viel zu jung. Anders über Jahr und Tag! Nichts könnte mich glücklicher machen!“

Nun lebte die Mutter schon nicht mehr. Ihr grüner Kranz stand diesseit des Sofas auf der Kommode und ihr silberner, in dem die Abendsonne rosig spielte, jenseit in der Nähe des Fensters. Heimlich dankte der Sohn der Verstorbenen noch einmal für alles, was sie so tapfer für ihn gegen den Vater verfochten hatte, da der Hofherr ihn wie den Bruder zum Landmann hatte machen, er selber aber durchaus zur See hatte fahren wollen. So waren die Söhne vom Vater zunächst nach Oldenburg in die höhere Schule geschickt worden. Nach etlichen Jahren hatten ihre Wege sich dann getrennt. Gerold war daheim zum Vater in die Lehre und er, der Ältere, nach Bremen auf die Seemannsschule gekommen.

Mutterliebe und Mutterforge! Hermann Bedhusen war nicht fremd, wie oft später die Mutter in heulenden Sturm Nächten um seinetwillen gebangt hatte. Aber dem Vater hatte sie klüglich all ihre Herzensangst verschwiegen. Ja freilich, von Mutter war der Seemann und sein unruhig Blut von jeher verstanden worden — von Mutter, deren Mutter die Tochter eines spanischen Kapitäns und deren Vater ein bekannter Grönlandfahrer gewesen waren, der im Frühling unternehmungslustig sein Schiff gen Norden getrieben und es, reich mit Tran, Fischen oder Pelzwerk beladen, vor Winter immer wieder in den sicheren Port seiner Weser gesteuert hatte.

Und darum war die kleine, weitblickende Frau auch einmal nicht still geblieben, als sie auf Drängen des Sohnes die Erfüllung seines Lebenswunsches dem Vater hatte abtrocken wollen, ihm nach bestandener Steuermannsprüfung Mittel zu bewilligen, auf eigen Glück und Gefahr einen Segler auszurüsten.

„Geduld! Kommt alles zu seiner Zeit!“ Der Sohn der Toten spürte, wie recht die Mutter damals nach Vaters hartnäckiger Weigerung mit ihrer Tröstung gehabt hatte. Am Ziel seiner vor Wochen noch unerfüllbar gewählten Wünsche! Eigen Schiff — die hellen Augen des Seemanns blinkten — freie Fahrt! . . .

Erst, da ihm der Gedanke an die Erbschaftsteilung, die zur Stunde zwischen Bruder und Bruder schwebte,

klar, immer deutlicher vor die Seele trat, entschwand dem treuherzigen Mann der Frohsinn. Wie suchend glitt sein Blick noch einmal durchs ganze Zimmer, dessen Weite ihm plötzlich leer erschien, trotz der einzelnen Prachstücke an Möbeln und trotz der vielen Stühle, die rings an den Wänden entlang gereiht standen. Hermann Bedhusen empfand: mit der Erbschaftsteilung verband sich für ihn noch ein anderes: die Trennung vom Recht an das Elternhaus. Tisch, Stuhl und Schrank hatten in Zukunft dem jungen Hofherrn zu gehören, der ihm, gottlob, den Einlaß nie wehren würde! Willkommen, doch immerhin nur als Gast! Allerdings doppelt gern gesehen, solange Freude als Wirtschafterin da sein würde! Aber einmal hoffte der künftige Schiffsreeder — Hermanns Finger zwirbelten eifrig die Spitzen seines hellen, flott emporstrebenden Schnurrbarts — Freude für immer mit sich zu nehmen, dahin, wo er zu Hause, und sei es auch nur auf sein Schiff.

Nicht mehr als halb enterbter Sohn, vielmehr als der beneidenswertere der Brüder sah Hermann Bedhusen sich jetzt im Erbe des Hofherrn um. Dabei tat sein Blick einen glücklichen Fang — Freude's Glaschrank mit den feinen Porzellantassen der Mutter! Ihn hatte die Verstorbene der Pflegetochter beim letzten, allerletzten Abschied geschenkt, und sie hatte Freude durch ihr Gedenken überglücklich gemacht. Solange der Schrank hier im Zimmer blieb — Hermann Bedhusen erhob sich und stellte Hölle auf die Beine — waren seine arme, liebe Freude und er noch ganz mitdazugehörig.

Infolge des schweren Männerstretches klangen und klirrten die Nippfassen und die kristallene Kerzenkrone, die inmitten der Decke eigen verloren in die Stube hineinweinte.

Hölle und Bachmann umpurzelten den Unruhestifter.

Mit dem Rücken gegen den Sofatisch gelehrt, betrachtete Hermann die Porzellansammlung genauer. Er drehte den Schlüssel um und hob einzeln die Stücke aus ihren Gestellen.

Da — auch Gerold Bedhusen rührte sich und sah zu dem Bruder hinüber!

Während sein bartloses, von der Marschensonne gelbbraun gefärbtes Gesicht bislang fast die Tischplatte berührt und sein Hirn scheinbar unverdrossen den väterlichen Nachlaß bearbeitet hatte, waren dem jugendlichen Testamentsvollstrecker die Gedanken öfter davongeflogen, als ihm lieb war und dem Gann geschäftlich unausschießbarer Dinge nützlich sein konnte.

Zu jung die Erinnerungen! Hier, an der nämlichen Stelle, waren die Trauergäste von ihm empfangen worden. „Ehre Sorge deht mi leed!“ — „Ehre Sorge deht mi leed!“ So einer nach dem andern. Darum hatte ihm die stehende uralte Beileidsbegrüßung heute dauernd im Ohr gelegen. Sie war ihm so lange störend immer wieder beim Aufrechnen zwischen die Zahlenreihen geraten, bis sie plötzlich durch ein nachdenklicheres Wort ersetzt worden war, das ihn, wenn möglich, noch zwingender umworben und am Ende beherrscht hatte, um überhaupt nicht mehr von ihm zu lassen: die väterliche Mahnung, wirtschaftlich und dabei gerecht zu bleiben. Hof und Land zusammenzuhalten, verstand sich

von selbst. Aber was hatte der Verstorbene mit der Bitte bezweckt, auch immer gerecht zu bleiben? ... Gegen Hermann! Ja, ja, gegen Hermann! Denn angesichts der gewaltigen Liste, die alles enthält, was Hof und Haus an Vieh, Gerät, Tisch, Stuhl und Schrank umfaßt, war dem jungen Hofherben zum erstenmal ein Licht darüber aufgegangen, wie sehr er im Vergleich mit Hermann bevorzugt war. Dankbar hatte er sich verschworen, sich nun auch seinerseits gegen den Bruder, der nur eine verhältnismäßig kleine Abfindungssumme zu beanspruchen hatte — da, ganz am Ende der Liste stand sie — sich freigebig, so gerecht wie nur möglich zu zeigen!

Und noch einmal — aber diesmal nicht im Auftrag eines andern, eigenmächtig, völlig frei — war Gerold Bedhusens gebräunte fleischige Hand über ein neues, unbeschriebenes Konzeptblatt geflogen.

„Schenkung an Hermann Edo Reimer Bedhusen als Zeichen meiner Gerechtigkeit und brüderlichen Liebe. Zehntausend Taler Gold.“

Wie von einem Druck befreit, hatte Gerold, tief atmend, sich weit ins Sofa zurückgeworfen und gleichzeitig den Bruder vor dem Schrank der Mutter entdeckt.

Was trieb Hermann dort? Eine heiße Wallung stieg im Herzen des Hofherben auf. Was bewog den Bruder, Mutters Tassen so eifrig zu schätzen, daß er sie Stück für Stück ins Licht der Fenster hielt? Neid, war das der Neid?

Gerold Bedhusen beugte sich vor und preßte die Hand auf das beschriebene Blatt seiner Schenkungs-urkunde. „Sei gerecht!“ bezwang er sich mühsam.

Doch während seine Blicke an der hohen, lichtvollen Gestalt des Seemanns haften blieben, empfand er bitter: Ich — ich — ich! Nicht du bist der Enterbte! Du, Mutters Liebling seit deiner Geburt! Mutter, der du alles verdankst, die ihr heiteres Wesen mit Waters Schönheit zumamentat, um dir beides zu schenken! So muß dir ein jeder gut sein, einerlei, ob er will oder nicht. Und schon darum ist es gerecht, wenn Vater mich und nicht dich zum Erben seines Hauses machte. Von nun an wird Freude mich nicht mehr zu übersehen wagen. Ich habe Geltung, auch wenn du da bist! Und dieser Gedanke, diese Gewißheit stimmt mich versöhnlich, beinahe weich. Ja, ja, mein armer, lieber Junge, ich will dich auch zu verstehen trachten! Es ist nicht leicht, so der Abschied vom Vaterhaus! Denn selbst der Boden hier, auf dem du stehst — Gerolds Hand legte sich schwer auf das väterliche Testament — ist nicht mehr zur Hälfte dein wie ehemals — er ist mein!

Und der warm leuchtende Schein, der tief im Dunkel der Augen Gerold Bedhusens aufglomm, wich auch dann nicht, als der junge Hofherr den Bruder zweimal erfolglos bei Namen gerufen hatte. Der seltsame Schein mischte sich nur mit dem Ausdruck wachsenden Erstaunens, da Hermann, wie aus Träumen langsam zu sich kommend, die Glastüren behutsam ineinanderschob und sich — harmlos offenerherzig wie immer — mit der Frage an den, der längst auf ihn wartete, wandte: „Wie — was, alter Hegenmeister — schon mit allem fertig? Wie ich sehe — du bist schon so weit?“

„Ja“, erklärte der andere. Und plötzlich feierlich: „Gewissenhaft, wie von Vater nicht anders zu erwarten stand, finden wir alles im Nachlaß für uns geordnet. So kann ich deinem Wunsch nachkommen und die Teilung“ — der Sprecher räusperte sich — „die Auszahlung jederzeit vornehmen. Dein eigener Wille, Hermann! Denn mir wäre es lieber gewesen, damit noch zu warten.“

„Nein“, stieß der Seemann lebhaft hervor, während er die Arme, wie um ihre Kräfte zu messen, ein paarmal hob und wieder fallen ließ. „Zeit ist Geld“, sagt der Handelsmann. Ich habe meine Zeit nötig. Wenn man wochenlang daheim still vor Anker gelegen hat, treibt's einen mächtig hinaus. Ich fühle mich tatenlustiger als je! Gegen Schipp! Junge, Junge, endlich darf ich am eigenen Glück bauen! Du Bruder, der du längst im eigenen Nest sitzt, wirst mich verstehen! Nicht abwarten! Ich bitte dich: mach's kurz!“

Gerold Bedhusen nickte zufrieden. Hermann machte ihm ja den peinlichen Augenblick so leicht wie nur möglich! Bei dem da keine Spur von Neid! Gerold schob dem Bruder, der sich auf dem Stuhl vor dem Tisch niedergelassen hatte, die väterliche Handschrift zu und wies mit dem Finger auf die Abfindungssumme.

„Dunnertiel!“ Hermann Bedhusens Kopf fuhr zurück.

Zwei Blicke kreuzten sich. Die hellen Augen des älteren suchten kurz die dunklen des Bruders.

Dann prüfte der Seemann schnell — unsicher das vor ihnen entfaltete Blatt. „Gerold, Bruder! Es wird doch kein Irrtum mitunterlaufen? hm — is's denn — doch — — so viel?“

„Mehr noch!“ beteuerte der Hofherr, wobei er selbstbewußt seine Schenkungsurkunde emporhielt. „Dies hier! Was dir von Vaters wegen zukommt, werde ich dir, sobald mir deine Pläne bekannt sind, sofort auszahlen. Mutters Großohm in Rechtsfleth will mir gefällig sein. Er hat noch alles mit Vater zuvor beklönt und steckt sein Geld in meinen Hof. Aber das da — eilt ja wohl nicht? Das läßt du mir vorderhand!“

Der Beschenkte hatte sich sprachlos erhoben. Hinter seiner breiten, offenen Stirn stand Dank zu lesen.

„Spar deine Worte und setz dich wieder!“ befahl Gerold barsch. Und dann unter Erröten: „Wir kennen einander genug. Und doch — man irrt sich mitunter!“

Hermann gab Gerold die Hand.

„Was soll's! Nun sind wir miteinander im klaren, weiter nichts! Erzähle mir lieber, was los ist! Wann mußt du uns wieder verlassen?“

„Ganz bald!“ rief der Seemann freudig, ohne sich im geringsten durch des Bruders schrofse Art an die Luft gesetzt zu fühlen. „Wie ich dir gestern schon mitteilte: in Bremerhaven liegt ein großer Dreimaister, ganz so, wie ich ihn haben will. Das Schiff ist mit Exportware befrachtet. Da der Reeder im Tran sitzt, kann ich alles im Ransch von ihm kaufen. Binnen acht Tagen sind — wenn der Handel flott geht — meine Anker gelichtet. Und dann — hui, ums Kap der Guten Hoffnung rum bis nach Indien und Frisko! Das gibt eine Fahrt um die Welt!“

Der Zuhörer nickte. „Eine lange Fahrt!“

„Ja, ja — ein Jahr, ein volles Jahr kann's schon werden!“ Hermanns Blicke schweiften umher. Sie gingen wie suchend durchs weite Zimmer.

„Du möchtest ein Andenken an Vater und Mutter haben. Ich sehe schon!“ glaubte der Hausherr erraten zu haben. „Wie wär es mit den Möbeln nebenan aus unserer Kammer? Ich muß jetzt ja doch in die Kammer unseres Vaters 'nüberwandern, weil ich von dort den Hof, den Schweinestall und die Scheune übersehen und auf alles besser aufpassen kann! Obendrein darfst du dir hier aus der besten Stube was wählen! Nobel will ich gegen dich sein, ja — gerecht! Du hast vorhin unseren Glaschrant bewundert. Ich schenke ihn dir und außerdem — auf ihm Mutters Uhr! Die stammt — wie du weißt — von Mutters Großvater, dem spanischen Kapitän, und ist unter Brüdern was wert!“

„Möbel hat das Schiff übergenug, wenn ich's friege“, lautete die bescheidene Gegenklärung. „Ich bin kein Seeräuber. Aber ein Andenken — vor allem an Mutter — wäre mir lieb! Und weil du mir die Stuhluhr schenken willst — sie könnte einen Platz in meiner Kabine finden. Zwar ist der Mann, dessen Schiff da auf den Goldwegen schaukelt, wenig glückverheißend! Fast möchte ich annehmen — so wie der Kerl an seinem Mast lehnt und Ausschau hält — er wär der fliegende Holländer in höchst eigener Person! Wir Schiffsleute sind ja abergläubisch! Aber in diesem Fall will ich abergläubisch in entgegengesetzter Richtung sein. Mutters Andenken kann mir nur Gutes bringen und bringt doppelt Gutes, weil du es mir schenkst.“

„hm“, machte der Stifter des kostbaren, eigenartig unheimlichen Gesichts. Der Vergleich mit dem Holländer war ihm neu, aber einleuchtend. Das Bedhusensche Haus lag dem großen Wasser sehr nahe. Mehr als ein Tröpfchen Aberglaube floß auch ihm, Vaters getreuem Sohn, von jung auf im Blut. Gerold Bedhusen gedachte der Stimmen aus den Bräcken, denen der Verstorbene mit Vorliebe gelauscht hatte. Gut, wenn unter diesen Umständen die alte Uhr aus dem Haus kam! Sie dem Bruder — gerade seinem Bruder, angesichts der Scheidestunde, mitzugeben, schien ihm freilich peinlich — ja, ja, wirklich peinlich! . . . „hm, Hermann, niemand soll was berufen! Hat der Vater auch immer gesagt! Such dir lieber — was anderes aus! . . .“

Der große blonde Junge hatte sich vor dem Gegenstand ihrer Bepredung breit aufgestellt. „Scheinbar aus schwerem Silber getrieben! Amsterdamer Arbeit!“ Seine Rechte slog aus der Joppentasche und klopfte das Schiff. „Aber der Bewußte“ — Hermann reckte sich, um deutlicher sehen zu können, zu der Figur empor — „der fliegende Holländer ist's! Wetten?“

„Ich will nicht zum Unheilstifter an dir werden! Dummheit! Wähle dir einige von den Tassen dort!“

„Lieber Kleiner — nun just! Wenn's dir nichts tut, so mir gewiß auch nicht!“

„Ich sage noch einmal: nimm dir von den Tassen!“

„Die Tassen, die du vergeben willst“ — Hermann Bedhusen lachte hell und ausgelassen auf — „gehören dir ja nicht! Die hat Mutter doch Freude geschenkt!“

„Ja, ja, Freude!“ wiederholte der andere. Und flüsternd, nur für sich bestimmt: „Immer bin ich gegenüber den beiden der Dumme gewesen! Gut, mag es mir gleich sein, wohin künftig sein Schiff verschlägt!“

„Die Tassen,“ hub der Seemann noch einmal an, „die Tassen da nimmt Freude mit, wenn wir Hochzeit machen! Bruder, mit Verlaub: es bleibt bei der Uhr!“

„Nimm sie!“ entfuhr es Gerold Bedhusen jäh und hitzig. Sein dunkelgeröteter Kopf beugte sich vor. Und so über den Büchern, die er langsam zusammenzulegen begann, scheinbar in seiner alten, eher behäbigen Art: „Daß du bei Freude einen Stein im Brett hast — nichts Neues! Aber daß ihr dabei auch ans Heiraten denkt, kommt mir überraschend. Eins möchte ich fragen: wie hast du dir deine und ihre Zukunft denn eigentlich gedacht? Erst willst du Hals über Kopf die Welt umsegeln, und fast gleichzeitig sprichst du von Heirat. Kannst Freude doch nicht zu Schiff mitnehmen! — Schöne Windsbraut! Was sind das für Fragen?“

„Nein, Gerold,“ lachte der Seemann, wobei er dem Bruder, der sich erregt erhoben hatte und die Bücher wieder in die Kommode packte, hilfreich zur Seite stand, „heute leider Gottes keine Entführung! So weit sind wir noch nicht!“

„Seid ihr — noch nicht? . . . Soll also alles — beim alten — ganz so, wie es zwischen uns — gewesen ist, bleiben?“

Hermann Bedhusen sah gerührt auf den Bruder nieder. „Ja, Gerold, das heißt, Freude und ich werden dich darum noch bitten müssen! Borderhand weiß meine Braut — rein nichts!“

„Was?“ Der mit dem Kopf in der Tiefe des Schubfachs kam schnell empor und starrte den Sprecher an. „Freude, deine Braut, wie du sagst — weiß noch von nichts?“

„Und sind uns doch enig! Freude framt — da hör! — nebenan mit der Magd Waters Kammer auf. Ueberzeug dich, bitte, selbst! Frag sie aus!“

„Das will ich!“ erwiderte der junge Hofherr finster.

Schon rief er Freudes Namen, preßte sich mit dem Rücken gegen die Kante der Schublade, um einen festeren Halt zu haben, und blickte der eintretenden Pflegetochter gerade ins Gesicht.

Der Seemann unterdrückte einen Jauchzer.

Und beide Brüder schienen den gleichen Eindruck zu gewinnen, daß die schlichte Trauerkleidung ihre Trägerin nicht häßlich machte. Das Schwarz schaffte einen Gegensatz zu Freudes farbenfrischen Wangen. Es nahm ihrer jungen Gestalt das leichte Übermaß an Körperfülle. Es verlieh ihrem Ausdruck größeren Ernst.

Die Schaffnerin des Bedhusenschen Hauses ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen. „So,“ sagte sie, „habt mich lange auf euch lauern lassen! Hielt mich längst für euch bereit!“

Hermann sprang herzu, schob den Nebestuhl vor und setzte sich, Freudes Rechte wie in stummer Abbitte erfassend.

„Du hast recht daran getan!“ erklärte Gerold reglos. „Die harte Männerarbeit haben wir erledigt. Hermann und ich sind uns — ganz so, wie sich das unter Brüdern

gehört — enig. Nun haben wir zusammen noch über deine Zukunft, über deine jetzige Stellung hier zu verhandeln. Die Stunde scheint mir ernst, mein Kind!“

Freude ärgerte der breite Ton, der meist in Gerolds Worten lag, wenn er mit ihr oder Hermann zu sprechen hatte. Und er ärgerte sie doppelt in Augenblicken, die — wie sie sehr wohl spürte — ihr und dem Auserwählten ihres Herzens eine frohe Entscheidung zu bringen hatten. Im allgemeinen empfand die Pflegeschwester vor Gerolds Wesen — zumal wenn sie mit ihm allein war — eine geheime Scheu, die sie nur mit Hermanns Hilfe zu überwinden vermochte.

So, durch ihren Ärger und durch die befreiende Nähe des Seemanns gefestigt, gab Freude ihrer Antwort die von ihr gewünschte Schärfe. „Meinst wohl, Vaters Wirtschaftlerin ebenso leichten Kaufs verschachern zu können wie die Kisten, Kasten und Siebensachen rundum? Bin aber keine alte Schachtel, die sich schieben und stoßen läßt! Bin eine, bei der es sich fragt, ob sie bleiben will oder nicht, 'ne Wirtschaftlerin, die ganz genau weiß, was sie will!“

Gerold Bedhusens Gesicht war aschfahl geworden.

„Nach es kurz!“ flüsterte der Gutmütige der drei, denn Hermann war es um den Bruder plötzlich leid geworden, der sich nobel gegen ihn gezeigt und darum Freudes Verpötlung — wenigstens heute — durchaus nicht verdient hatte.

Freude umspannte die Hand ihres Herzliebsten fester. „Schau, Gerold, hier — da sitzt mein Steuermann! Der wird mein Schiff schon lenken, wohin er es haben will!“

„Das eine Wort! Und — von nun an bist du — mein Schatz!“

„Ja — du!“

In Gegenwart des stumm dreinschauenden Hausherrn gaben Hermann Bedhusen und Freude Jassen einander — gleichsam öffentlich — den ersten glückbindenden Kuß.

Da fuhr Holle wie ein Ungewitter jäh zwischen die beiden.

Der Seemann gab seinem vierbeinigen Liebling einen verweisenden Fußtritt. Aber die kleine Eifersucht ließ sich nicht durch ihn scheuchen. Sie legte sich, wehmütig winselnd, unter den Stuhl ihres Herrn und beleckte der Reihe nach ihre Pfoten.

„Und wirst du — gerade du, Freude, die rechte Frau für einen Seemann sein?“ grollte Gerold Bedhusens finsterner Wagh.

„Unten aus Vaters Braden! Das laß meine Sorge sein! Sollst sehen, was Liebe tut!“

Der unberufene Ratgeber schüttelte den Kopf. Aus seinem Gesicht war das Blut zurückgetreten. „Du bist von Haus ein verzogenes Kind und gewöhnt, im sicheren Schutze unserer Deiche zu wohnen. Bedenke, was du aufgibst, Freude!“

„Ich gebe nichts auf. Ich bin nicht arm. Wieviel ich habe, weiß ich zwar selber nicht recht! Aber eure Mutter hat mir mehr als einmal, hat mir immer gesagt, daß so viel da sei, um einen Menschen, der keinen Markschenhof so wie du geerbt hat, steinreich zu machen. Und — ja, und das will ich!“

„Deinen Reichtum magst du so lange im trocknen halten, bis ich dir meinen zu Füßen legen kann!“ rief Hermann Bedhufen.

Freute schmolte: „Warum warten? Zwar darin hat Gerold, unser Alleswisser, recht: Armut bin ich nicht gewöhnt. Aber ich — ich kann es doch machen!“

„Nein, das kannst du eben nicht!“ verharrte der See- und Handelsmann. „Wer von dem Geld seines Weibes abhängig ist, hat nicht die Stellung im Hause, die ihm zukommt, nicht die gehörige Achtung! Selbst ist der Mann! Das ist — soweit mir bekannt — auch bei den Bedhufen immer so Mode gewesen. Und eben darum will ich wetten und wagen. Und wenn ich über Jahr und Tag wieder im Hafen bin, lauf ich dir 'n Haus hinter sicherem Deich, wie du 's gewohnt bist, ja, oben-drein besser! Freute, ein Haus, ein Palast in Bremerhaven, in Brate oder gar in Bremen! Allen Reichtum des Ostens schaffe ich dir ins Heim, Juwelen vom Kap, kostbare Teppiche aus Persien, chinesisches Porzellan und frisches Gold aus Kalifornien!“

Freute drückte ihrem Prahlhans die Finger auf den Mund. „Halt ein! Ich werde mit dir zufrieden sein, auch bettelarm! Bleib — Bleib!“

„Wenn ich Weihnachten übers Jahr heimkehre und dann alles so eingeschlagen ist, wie ich denke, hoffe ich, bei dir bleiben zu können — lange Zeit! Dann wollen wir heiraten und — na, wenn auch nicht gleich in einem stolzen Palast — schön und zufrieden in einem unserer kleinen Weferhäfen heimen! Freilich, bis dahin fließt noch mancher Tropfen den Strom hinab. Bis dahin wirst du hier unter dem Schutz eines Deiches wohnen, der nie bricht, wenn die Fluten auch noch so toll gegen ihn stürmen. Bruderherz — sag uns ein Wort!“

Aber Gerold Bedhufen, der seinen Standplatz verlassen hatte und, die Hände auf dem Rücken, immer wieder die Breite des Zimmers maß, schwieg noch immer, sagte kein Wort!

„Ja, ja, ich weiß, meine Pläne sind jäh wie die Springslut über dich gekommen! Du bist eigen — sehr eigen! Laß dir Zeit! Wirst dich mit manchem erst abfinden müssen! Wirst dich hernach um so mehr mit uns freuen! Gerold, Bruder — ein Wort!“

Da machte der eifrige Wanderer vor dem Paar kurz halt. Er sah zunächst den Bruder an. „Ich gratuliere!“ Und Freute zugewandt: „Du liebst das Leben hinterm Deich und wählst dir einen Seemann. Das reimt sich wahrhaftig nicht! Und hier willst du bleiben — bis er wiederkommt? Wenn er nun aber nicht wiederkommt, und du wartest und wartest?“

„Mein Schatz kommt wieder!“

Gerold Bedhufen zuckte die Achseln. Ihm bebten die Lippen im Weitersprechen. „Dann ist das Leben auf seinem Schiff vielleicht sicherer als das Leben hier bei mir!“

„Junge — Kleiner, was sind das für Sachen? Wahrhaftig, du weißt uns hübsch anzugraulen! Deine Sorge um uns ist übertrieben. Ich kann Freute jetzt nicht bei mir gebrauchen. Das Leben auf dem Schiff paßt nicht für sie. Da fragt es sich nur: darf sie bleiben? Nirgends ist meine Braut besser aufgehoben als in

deinem Haus. Natürlich bleibt sie! Oder — ja, ernstlich — hast du was — gegen sie?“

„Ich — gegen Freute?“ In Gerold Bedhufens Augen bligte es auf.

„Na also!“ Der Seemann ergriff die Hand des Bruders und schüttelte sie kräftig. „Dank — Dank für alles — von heute!“

„Dank? Ach was — laß das!“ Der Hausherr ging hastig durchs Zimmer, trat in den Windfang hinaus und schlug knallend die Tür hinter sich ins Schloß.

„Wunderlicher Mensch!“ sagte Hermann Bedhufen gedehnt.

„Zuzeiten unheimlich!“ meinte Freute. „Meist so sanft und schwerfällig und dann plötzlich so unartig hitzköpfig und barsch, daß man bitterböse auf ihn ist!“

„Als Schutz gegen den da und seine Grillen laß ich dir meine kleine Holle zurück. Was Treueres, Besseres habe ich nicht zu vergeben! Darum sei sie das erste Geschenk von mir als Bräutigam an dich! Der Hund wird sich bald an dich gewöhnen. Der kennt seine Leute. Die Tadelhündin ist dabei scharf und“ — Hermann lachte herzlich — „unser Kleiner kann sie nicht leiden. Wenn's Gerold zu toll mit sich treibt, heß sie! Holle packt ihn ganz sicher ins Bein!“

„Und mich in den Finger!“ rief Freute, als sie ihren widerstrebenden Beistand am Genick zu sich emporheben wollte.

„Na — na! Was hab ich noch eben gesagt? Holle kennt ihre Leute! Komm — komm, mein Schatz!“

Lange stand das Paar im Rahmen der geöffneten Gartentür.

Dunkler Buchsbaum und Lagus, die hohe, künstlich zugestufte Einfriedung des Mittelwegs, gewährten freien Durchblick auf den Hintergrund des Gartens, dessen Eschen hin und wieder über der Brachbrücke eine Lücke ließen, um den Blick noch weiter auf die Wiese und den Deich mit dem Himmel über ihn hinauszuführen.

Flammendes Abendrot, das, scharf über die Wassermehr gezogen, ein schiffähnliches, langsam dahingleitendes Wölkchen gefärbt hatte, lenkte die Aufmerksamkeit Hermanns und Freutes auf sich.

„Unser Glücksschiff!“ jubelte der Seemann. „Es muß einen Namen haben! Flint, eh es auf und davon! Wie sollt ich mein künftiges Wellenroß wohl besser taufen als nach dir — Freute!“

Sie schauten einander an, eilten staunend ein paar Schritte in den Garten hinaus und gewahrten, daß wie sie selber so alle Welt — auch das Haus mit dem Purpur der wilden Weinranken, auf die das Abendrot seine Rubine brannte — rot, glühendrot unter dem Zeichen der Liebe stand.

So verharrten die beiden. Sie sahen nur sich im Widerschein ihres Glückes und dachten auch nur an sich, nicht einmal an den andern, der, von dem gleichen Himmelschein umleuchtet, zur Stunde von dem Besitz ergriff, was ihm jetzt allein zu gehören hatte.

Gerold Bedhufen war nach dem plötzlichen Verlassen seiner Geschwister gesenkten Hauptes durch den Windfang auf die Haustenne hinausgetreten. Aber auch hier zwischen den leeren Viehständen — die Rinder auf

der Weide, die Pferde auf dem Acker tätig — war seines Bleibens nicht lange gewesen. Der junge Herr hatte fast fluchtartig den Hof durchquert und sich, von keinem seiner Leute bemerkt, still vor dem Tor auf die Lindbank niedergelassen.

Hier saß er nun allein angefixt dessen, was er gesucht hatte.

Da bestampften die Ackergäule dampfend und truchend die schwere Lehmscholle vor ihm, die hundert-, ja tausendfach zurückgibt, was säende Hand in sie versenkt. Da brüllten aus der Ferne die fetten Wastrinder und die milchenden Kühe volltönig zu ihm, dem Herrn des Marschenhofes, herüber.

Freilich, Gerold Bedhusen fühlte bald: in den Anblick seines Reichthums vertieft, werde er weder heute noch künftig Tröstung finden.

Das alles war ihm kein Ersatz für das, was ihm in schicksalsschwerer Stunde endgültig genommen wurde: die Hoffnung, neben Haus und Hof dermaleinst die Hand der Pflegegeschwester zu besitzen!

Und dennoch hatte er, der Anerbe, ganz fest und zuversichtlich darauf gebaut, Freude, deren Sinn — wie er als scharfer Beobachter mußte — klug und berechnend war, mit der Zeit zu sich herüberzuziehen — trotz Hermanns stattlicherer Erscheinung und einschmeichelnden Wesens und trotz seiner eigenen Mängel, seines wenig schönen Äußeren und seiner geringen Gabe, sich bei Freude beliebt und unentbehrlich zu machen. Plötzlich, ganz wider Erwarten schnell — ja, vor seinem eigentlichen Beginn — war das Spiel an den andern, an den älteren Bruder verloren gegangen! —

Wie war es nur gekommen, wie hatte es denn nur geschehen können? —

Schicksals Fügung! Der Seemann bei jeder einzelnen Heimkehr gleichsam immer wieder der neu aufgehende Stern, der lebenswürdige Schwerenöter und Allermeltsfreund, während er als Anerbe dauernd auf der väterlichen Scholle geessen hatte, der Pflegegeschwester gegenüber altbacken und den Leuten allmählich zum Aufpaffer geworden!

(Fortsetzung folgt)

Traum vom Meere.

Was ruft und schreit und rauscht so sehr
Im Dunkel zu meinen Füßen?
Das ist das Meer! Das ist das Meer!
Das ist von meiner Jugend her
Ein heißes, lautes Grüßen.

O Meer, o welter blauer Strand,
Du hast mich nicht vergessen,
Selt ich verzaubert und gebannt
Im schönen, heißen Südenland
Bei deiner Flut geessen.

Du willst mich grüßen ferneher
Mit deinem Lied der Lieder
Und schluchzeit laut und braustest sehr —
O Meer, o mein geliebtes Meer,
Dann sehen wir uns wieder?

Hermann Heß.

Venedig am Wannsee.

Von Kurt Uram. — Hierzu 8 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

In der Villenkolonie am Wannsee hat sich alles von vornherein auf großen Fuß gestellt: die Villen und die Parks, in denen sich die Villen verstecken und möglichst fernhalten von der Welt des Werkeltags und seinen lauten Stimmen. Sie würden auch gar nicht passen in die geräumige Stille und Vornehmheit dort draußen, wo sich schon der schlichte Fußgänger etwas deplaciert vorkommt. Der Alltag reicht nicht heran an die dichten Nadelgehölze, die hohen Buchen, die efeu-umrankten Eichen, die stilisierten Blumenbeete mit ihren schweren Düften und an die großen, wohlgepflegten Rasenflächen. Diese schöne, reiche Kolonie gleicht einem Märchen, denn sie ist wie jedes Märchen voll von Ueberraschungen. Eine der merkwürdigsten Ueberraschungen in dem reichen, grünen Märchen dort draußen nennt sich: „Venedig am Wannsee.“

Wie jede echte Märchenüeberraschung kündigt sich auch diese nicht schon vorher an, so daß man vorbereitet wird, sondern man steht ganz plötzlich und unversehens mitten in ihr und reibt sich die Augen.

Ich trete durch eine Seitenpforte in einen schönen, großen, grünen Park voll hoher deutscher Bäume, in deren Wipfeln die Sonne glänzt, zu deren Füßen angenehme kühle Schatten lagern. Ein wenig seitwärts in all dem Grün steht ein kleines, grünes Haus mit

einer gelben Tür und einem kleinen Fenster. In dem kleinen Haus wohnt ein Pferd, und wenn es nichts Besseres zu tun hat, hängt es den braunen Kopf geruhig und philosophisch zu dem kleinen Fenster heraus und atmet still und zufrieden die frische Parkluft. Ohne sich zu rühren. Und die großen schwarzen Augen schauen geduldig auf den Fremdling. Es ist schon ein recht märchenhafter Anblick, dieser braune Pferdekopf, der da so ruhig aus dem kleinen Fenster schaut. Der Braunkopf heißt Bobby und läßt sich mit Fremden, die ihm nicht vorgestellt sind, auf keine Unterhaltung ein.

Da erschien ein Kammerdiener und sagte ernst und feierlich: „Der Herr Graf lassen bitten!“ Ganz wie im Märchen. Wir schritten zu der Villa, dem Äußeren nach eine hübsche deutsche Villa wie viele andere, traten ein, und ich begann verwundert um mich zu sehen. Man ist mit eins nicht mehr in Deutschland, geschweige denn am Wannsee, man befindet sich in Venedig. Nicht im heutigen Venedig, sondern in der Blütezeit der ehrwürdigen, meerbeherrschenden Republik von San Marco. Aber damit ist es noch nicht genug der Ueberraschungen, denn der Hausherr Graf Demetrius Minotto, venezianischer Uradel, wuchs in Oesterreich heran, lebt in Deutschland und ist selbstverständlich italienischer Staats-



Gräfin Minotto (Agnes Sorma). — Spezialaufnahme für die „Woche“.

angehöriger. Seine Erscheinung bedeutet also sozusagen eine Art Personifikation des Dreibundes. Seit langem sah ich den Dreibund nicht so liebenswürdig in die Erscheinung treten wie in dieser Personifikation. Graf

Minotto lebt in seiner schönen Villa der Geschichte Venedigs, die ja zugleich die Geschichte seiner Familie bedeutet, und seinen wertvollen Kunstsammlungen, die naturgemäß zum guten Teil venezianischer Kunst gelten.

Da sind nun vor allem zwei Ölgemälde Tiepolos zu nennen. Von diesem letzten Nachkömmling der Hochrenaissance war in letzter Zeit wieder häufiger die Rede, da der italienische Staat wieder einmal den Diebstahl einiger Tiepolos zu verschmerzen hat. Man rühmt an diesem Venezianer Veroneses und Tintoretto's Schwung und Farbenpracht, übrigens Charakteristika der venezianischen Malerei seit dem Ende des 16. Jahrhunderts



Blick in das Musikzimmer.



Gemälde von Catena in der Villa Minotto.

überhaupt. Schwung und Pracht gehörten ja zum Leben wie zur Kunst der Handelsmetropole. Aber nicht nur die berühmten Fresken Tiepolos in Venedig, Madrid und im Würzburger Bischofschloß, sondern auch seine Bilder zeigen die gleiche Großzügigkeit der Bewegung und Belebung und die tiefe Leuchtkraft der Farben. Von dieser Bewegung und Belebung geben auch die Reproduktionen der beiden Tiepolos der „Villa Minotto“ dem Betrachter eine gute Anschauung. Das eine Bild (Abb. nebenst.), $1\frac{1}{2}$ Meter lang und $1\frac{1}{4}$ Meter hoch, stellt den bekannten Vorgang aus dem 4. Buch

Mosis dar: „Da sprach der Herr zu Moses: Mache dir eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen ist und siehet sie an, der soll leben. Da machte Mose eine eherne Schlange und richtete sie auf zum Zeichen; und wenn jemand eine Schlange biß, so sah er die eherne Schlange an und blieb leben.“ Das andere Bild (Abb. S. 1472), 2 Meter lang und $1\frac{1}{2}$ Meter hoch, stellt den „Raub der Sabinerinnen“ dar. Namentlich dieses Bild leuchtet gewaltig in der Pracht seiner Farben. — Dann findet der Leser noch nebenstehend die Reproduktion eines Bildes von Vincenzo di Biaggio, Catena, eines Schülers von Bellini und Giorgione. Außerordentlich delikates und zart in der Farbe und von jener anmutigen Naivität der Auffassung, wie sie diesem Malerkreis eigen ist. — Fast mehr noch als diese Bilder venezianischer Meister fesseln die wundervollen, alt-venezianischen Möbel, an denen die Villa Minotto außerordentlich reich ist. Schon im Entree ein schöner venezianischer Spiegel mit prach-



Kunstschätze der Villa Minotto: Die eherne Schlange von Tiepolo.



Graf und Gräfin Minotto im Dogcart.



Das Bibliothekszimmer in der Villa Minotto.



Kunsthähe der Villa Minotto: Der Raub der Sabinerinnen von Tiepolo.

voll geschnitztem Holzrahmen. Ein gewaltiger alt-venezianischer Schrank im „Musitzimmer“ (Abb. S. 1470), wo über dem Flügel Lenbachs Porträt der Agnes Sorma hängt. In dem Raum befinden sich außer dem schon erwähnten Catena auch noch zwei entzückende kleine Porträte friderizianischer Generale von Antoine Pesne.

Die Photographie des Musitzimmers gibt zugleich einen Blick in einen kleineren Raum, den „roten Salon“, in dem sich der größere der beiden Tiepolos befindet, über einer großen norditalienischen Hochzeitstruhe, die mit der Jahreszahl 1612 gezeichnet ist. Wieviel die Bezeichnung „Venedig am Wannensee“ für sich hat, wird dem Betrachter des „Speisezimmers“ (Abb. nebenst.) ohne weiteres klar, denn es ist ja angefüllt mit venezianischen Möbeln, Schränken und venezianischem Silber. Das herrlichste Stück des Zimmers ist

frisch und lebendig. Denn nicht nur Menschen, auch Möbel wollen benutzt sein, um lebendig zu bleiben.

Aber wir sind mit den Ueberraschungen noch nicht zu Ende. Die Gräfin Minotto läßt auf der Veranda zu einer Tasse Tee bitten, und die Gräfin Minotto ist identisch mit unserer berühmten Agnes Sorma.

Das venezianische Büfett aus dem 17. Jahrhundert. Die Photographie gibt eine gute Vorstellung von feiner Schönheit. Im „Bibliothekszimmer“ (Abb. S. 1471) finden wir dann vor allem einen herrlichen venezianischen Tisch aus dem 16. Jahrhundert, der aus der Familie der Grafen Delfino stammt. All die venezianische Pracht, die sich hier findet, wird aber nicht, wie es kostbaren Museumstücken geht, von Berührung und Gebrauch ferngehalten, sondern sie dient dem Gebrauch und erhält sich gerade dadurch so



Das Speisezimmer mit einem venezianischen Büfett aus dem 17. Jahrhundert.

Für gewöhnlich lebt sie in diesem schönen Heim voll edler Kunst vom April an fern den Theaterkampagnen des Winters. Hier ist sie nur Frau, nur Mutter und will von der Welt der Bretter nichts sehen, nichts hören, nichts wissen. Der Ruhm der Schauspielerin samt seinen Kränzen bleibt draußen vor dieser Tür.

Aber wenn der Hochsommer da ist, dann beginnt in der Gräfin Minotto wieder Agnes Sorma, die große Schauspielerin, langsam wach zu werden. Es wird in den neuen Dramen geblättert, die das ganze Jahr über in Häufen einlaufen, aber vom April bis zum Sommer nicht angerührt werden. Und nach und nach geht es wieder an das Studieren, Memorieren, Probieren. Und bald ist der Tag nicht mehr fern, wo Agnes Sorma das Heim am Wannsee verläßt, für Monate, um wieder nur ihrer Kunst zu leben. Agnes Sorma war nicht

nur von jeher die beste Nora der deutschen Bühne, sie erlebt auch heute noch jedes Jahr eine Art Nora-schicksal und verläßt ihr Heim um der Kunst, um des „Wunderbaren“ willen. Die Natur hat diese Frau besonders glücklich organisiert, daß sie Jahr für Jahr ein solches Doppelleben führen kann, ohne das innere Gleichgewicht zu verlieren. Sie holt sich vielmehr aus dem einen Leben noch neue Kraft und Frische für das andere.

Es geht auf den Abend zu, und vom Wannsee her erhebt sich ein leichter Wind. Der Wind führt einen merkwürdigen Duft mit sich. Man zieht ihn verwundert ein. Wir sehen einander an, lächeln, und die Gräfin meint: „Riecht es nicht genau wie die Lagunen Benedigs?“ Es riecht in der Tat so, und damit befinden wir uns wieder ganz in dem Märchen, dem diese Zeilen gelten, in „Benedig am Wannsee“.

Der landwirtschaftliche Wert unseres Kongogebiets.

Von Hans Herlyn. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die Forderung unserer Kolonialpolitiker nach Eisenbahnen kann gar nicht genügend unterstützt werden, denn nur durch die direkte Verbindung des Hinterlandes mit der Küste auf dem Schienenwege kann auch dieses sich mit nicht hochwertigen Produkten an der Ausfuhr beteiligen. Mais und Erdnüsse können so große Transportkosten nicht vertragen wie der Gummi, der heute allein aus dem Hinterland unseres Kongogebiets kommt. Der Boden ist aber für den Anbau vieler landwirtschaftlicher Produkte der Tropen geeignet, wie es die Farmen beweisen, die von den Eingeborenen zur Deckung des lokalen Bedürfnisses angelegt werden. Für unser neues Gebiet, das ganz in den Tropen liegt, ist eine Farmwirtschaft wie in Deutsch-Südwest nicht möglich, auch sind gesunde Gebirgsgegenden wie in Deutsch-Ostafrika nicht vorhanden; mit der Ansiedlung ganzer Familien kann also nicht gerechnet werden, denn schon nach wenigen Jahren bedarf der Europäer eines mehrmonatigen Heimaturlaubs, um dem Klima nicht zu erliegen. Der land-

wirtschaftliche Betrieb mit kleinem Kapital und mit ganz wenigen oder gar ohne weiße Angestellten ist daher von vornherein nicht als aussichtsvoll anzusehen, sondern nur große Gesellschaften können hier eine nutzbringende Kulturarbeit leisten. Daß die Eingeborenenkultur in jeder Weise zu heben ist, und daß die Neger auch auf neu einzuführende Früchte hingewiesen werden

müssen, ist ja selbstverständlich, und die Regierung hat in Kamerun schon mit der Gummiiinspektion einen guten Anfang gemacht.

In dem kleinen Dreieck südlich von Spanisch-Guinea wird deutscher Unternehmungsgeist bald Pflanzungen von Kaffee und Kakao erstehen lassen; die wichtige Kokospalme kann unter sachgemäßer Pflege auch als Eingeborenenkultur großen wirtschaftlichen Nutzen bringen. Durch Aufstellen von Delpressen und Anleitung der Neger zum rationalen Anbau der Delpalme kann der Handel einen großen Aufschwung nehmen; 1910 betrug der Export Kameruns an Palmternen und Del über 4¼ Millionen Mark, der von Kakao



Wie die Eingeborenen den Gummi gewinnen.

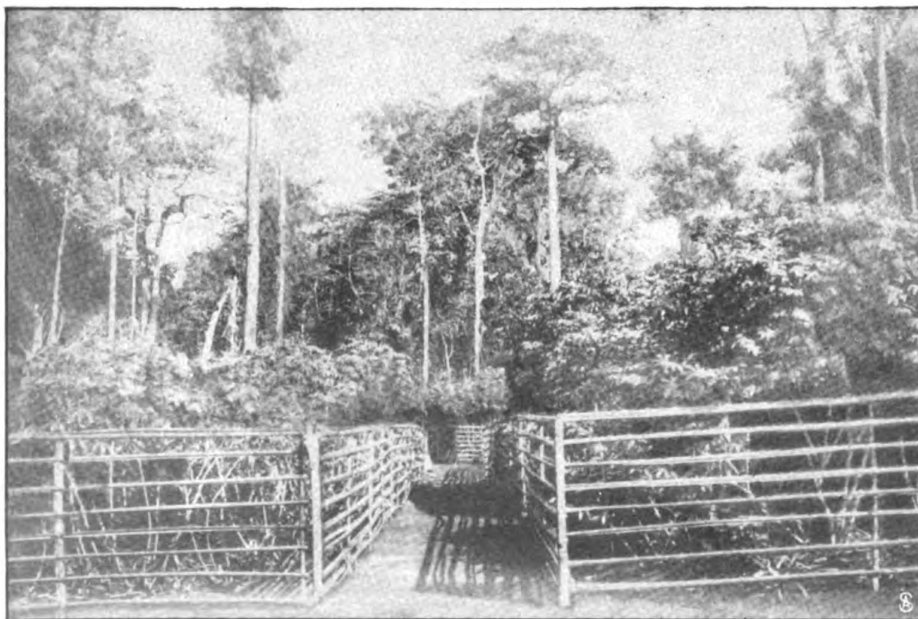
über 3 Millionen. Bei dem ganz hervorragenden Geschäftssinn der Eingeborenen und bei einem richtigen Vorgehen bei der Unterweisung der Leute sind Erfolge vollkommen sicher. Ein besonderes Augenmerk wird darauf zu richten sein, daß bei der Verwertung der Waldungen kein Raubbau getrieben und daß für Neuaufforstung Sorge getragen wird. — In dem östlich von Spanisch-Guinea und südlich der alten Grenze gelegenen Gebiet zuwachs liegen die Verhältnisse ganz anders. Der Freihandel ist hier durch die Konzession der Comp. N'goko-Sangha unterbunden, für Eingeborenenkultur fällt auch die Kokospalme, die sich nur in der Nähe des salzhaltigen Ozeans wohl fühlt, fort. Die Delpalme ist mit dem Vordringen der Fangvölker von Süden her eingeführt, doch ist ihre Kultur noch wenig entwickelt. Die reichen Erträge der Gummiernte kamen vor der Festlegung der deutsch-französischen Grenze 1908 auch den Kameruner Südfirmen, die das Gebiet bearbeiteten, zugute; heute fließen sie nur der Comp. N'goko-Sangha zu. Da die Gesellschaft wegen der schlechten Verkehrsverhältnisse ihr Gebiet nur zum Teil genügend bewirtschaften kann, wäre es vielleicht möglich, daß sie sich auf eine Abtretung großer Strecken, die dann von Südkamerun aus mitbearbeitet werden könnten, einließe. Das ganze Land ist sehr fruchtbar und würde nach Bau der projektierten Südbahn für den



Niederlassung im Urwald zur rationellen Ausnutzung der Gummibestände.

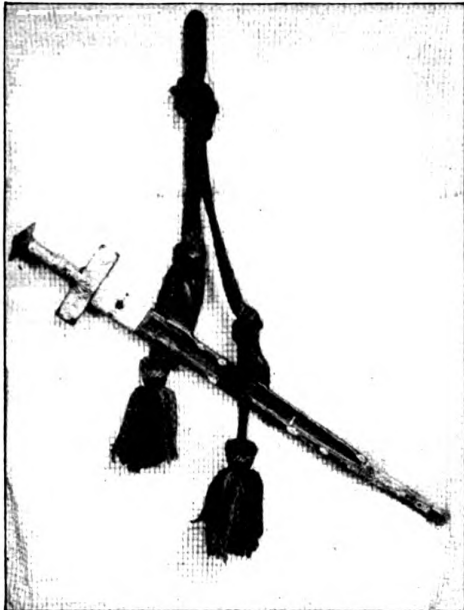
Export manches Produkt liefern können, dessen Anbau heute nur in geringem Maß geschieht, weil die Transportkosten nach der Küste oder über den Kongo zu hoch sind. Ein Beispiel für die Fruchtbarkeit ist auch das vorzügliche Gedeihen vieler europäischer Gemüsearten; Kohl wächst zu Riesene Exemplaren heran, Bohnen und Erbsen tragen reichliche Frucht, ebenso Gurken, die aber leider sehr unter einer braunen Käferart zu leiden haben. Dem Kopfsalat ist der kleinblättrige Schnittsalat vorzuziehen, da die Köpfe nicht dicht genug werden. Leider können die Früchte europäischer Kartoffeln, die sehr gute Ernteresultate liefern, nicht wieder gepflanzt werden, da die zweite Generation schon ganz minderwertig kleine Knollen liefert. Als Sekkartoffeln müssen daher immer frisch importierte gebraucht werden.

Wie die Erfolge am Njong lehren, läßt sich dieser Uebelstand aber durch sachgemäße Kultur beseitigen. Bei Hochwasser ist ein großer Teil des Landes, das riesige Sümpfe mit Raphiapalmen aufweist, überschwemmt und zeigt in seiner Vegetation auch den für diese oft unter Wasser stehenden Strecken typischen Busch, der schwer zu durchdringen ist und keine hohen Bäume aufweist. — Das ganze Gebiet ist reich an erzhaltigem Gestein, und eine Untersuchung auf Abbaufähigkeit wäre in Betracht zu ziehen. Die Comp. N'goko-Sangha hat kein Recht auf die Schätze des Bodens,



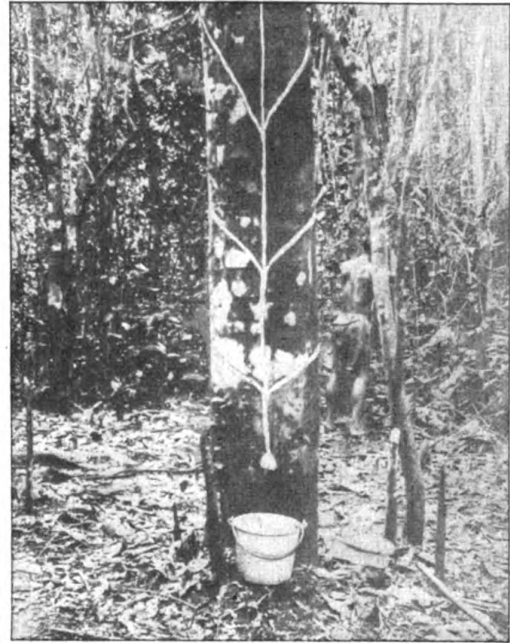
Maniolfarm auf einer Europäerniederlassung.

und die Regierung ist daher in der Erteilung von Erlaubnis zum Abbau vollkommen frei. — Der nördlichste Teil unserer Neuerwerbung, im Flußgebiet des Logone, steht dem Handel frei, denn die Konzession der Compagnie Forestière Sangha-Dubangui reicht nur bis zum 7. Grad nördlicher Breite. Wenn das Land auch nicht so fruchtbar ist wie der von uns an Frankreich abgetretene Entenschnabel, dessen Verlust außerordentlich zu bedauern ist, und dessen Boden mit dem des Nildelta auf einer Wertstufe steht, so können wir doch hoffen, daß durch intensive Bearbeitung dieses Gebiet einmal für den wichtigen Baumwollbau erobert wird. Es ist an sich recht fruchtbar, liegt günstig für die Abfuhr seiner Produkte, da der Logone und einige kleinere Flüsse als Straßen dienen. Die natürliche vorzügliche Bewässerung wird die Kulturarbeit außerordentlich unterstützen.



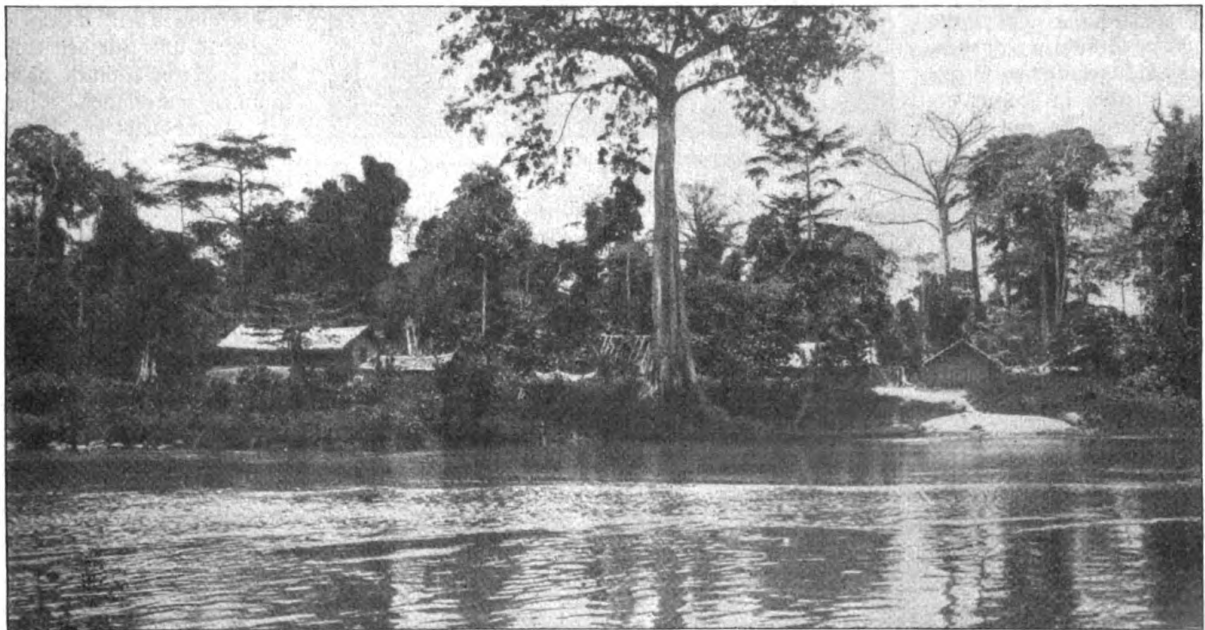
Heimische Industrie: Schwert aus Nordkamerun.

Die ursprüngliche Verkehrsader des Tschadseegebietes war die große Karawanenstraße nach Tripolis, und auf diesem Weg ist die Baumwolle schon lange Zeit vor dem Eindringen der Europäer in diese Gegend



Stamm der *Kixia elastica* mit richtigem Anfschnitt.

gekommen und von der Bevölkerung, die hamitischen Ursprungs ist, angebaut. Bei der großen Intelligenz der Sudan neger ist hier eine reine Eingeborenenkultur zu empfehlen; nur müßte durch eine staatliche Aufsichtsbehörde dafür gesorgt werden, daß Versuchsanlagen geschaffen würden, in denen nicht nur die heimische Baumwolle weiter kultiviert, sondern auch neue Sorten eingeführt werden. Bei der enormen Wichtigkeit, die der Baumwollbau für unsere Kolonien hat, wird sich diese Ausgabe bald verzinsen. Die im Land ansässige Industrie (Abb. nebenst.) darf nicht durch unsere billigen europäischen Stoffe ruiniert, sondern muß gehoben werden. Sodann sind Versuche notwendig, die den günstigsten Fruchtwechsel für diese Gegend in Erfahrung bringen. Mais und Hirse werden heute schon in großen Mengen angebaut, aber



Eine Jafforei am Flußufer.

Tabak noch sehr wenig. Die ganz hervorragenden Erfolge, die der Pflanzler E. Rähke in Erolung (Ramerun) mit seinem Gewächs gehabt hat, zeigen, daß durch rechte Arbeit auch auf diesem Gebiet der Landwirtschaft viel erreicht werden kann.

Auch die Viehzucht hat hier ein ausichtsreiches Betätigungsfeld, da das Gebiet nicht von der Tsetsekrankheit heimgesucht ist. Allerdings würde es sich in den nächsten Jahren zuerst darum handeln, die vorhandenen Bestände durch richtige Zucht und Kreuzung zu veredeln, die Milchproduktion zu heben und die Ursachen der Krankheiten zu studieren, um einer verheerenden Seuche von vornherein die Spitze bieten zu können. Mit der Erschließung des Gebiets wird dann für den Export auch in großem Maßstab gearbeitet werden können; besonders aber wird das Fleisch und die Milch den an der Bahn selbst wohnenden Weißen zugute kommen.

Mit dem Gebiet der Comp. Forestière Sangha-Dubangui nach Süden hin beginnt eine Domäne des Kautschuks. Die Verkehrsverhältnisse liegen hier zu ungünstig, um dem Anbau kleinwertiger Produkte Nutzen zu lassen. Zudem ist das Land nicht dicht bevölkert. Die Comp. Forestière hat sich 1910 aus elf nicht prosperierenden zu einer großen Gesellschaft entwickelt. Von den alten Rechten hat die Kompagnie nur wenige behalten, und besonders das auf alle Bodenerzeugnisse hat sie aufgegeben; nur das Gummi aus ihrem Konzessionsgebiet ist ihr geblieben. Schon 1919 muß sie alles Land an den Staat zurückgeben, das die zehnfache Größe des wirklich in Kultur genommenen Bodens übersteigt, und nach 1929 behält sie nur das tatsächlich von ihr kultivierte Gelände. Durch diese Neuordnung ist die Regierung schon in einigen Jahren in den Stand gesetzt, hier Ländereien zur Anlage von Gummipflanzungen zu verlaufen und den Handel zu heben.

Der Ubangizipfel erreicht den Fluß an einer sehr ungünstigen Stelle und ist für eine landwirtschaftliche Bearbeitung nicht geeignet, da er einen großen Teil des Jahres unter Wasser steht. Auch wenn es den deutschen Vertretern der Grenzregulierungskommission gelingen sollte, eine Aenderung in der Grenzführung durchzusetzen, wäre dieser Punkt für den Freihandel verloren, da die Comp. Forestière dann diese wichtige Gde zwischen dem Bodingue und Ubangi, die beide schiffbar sind, sicherlich unter Kultur nehmen wird, um einen Rückfall des Landes an den Staat unmöglich zu machen.

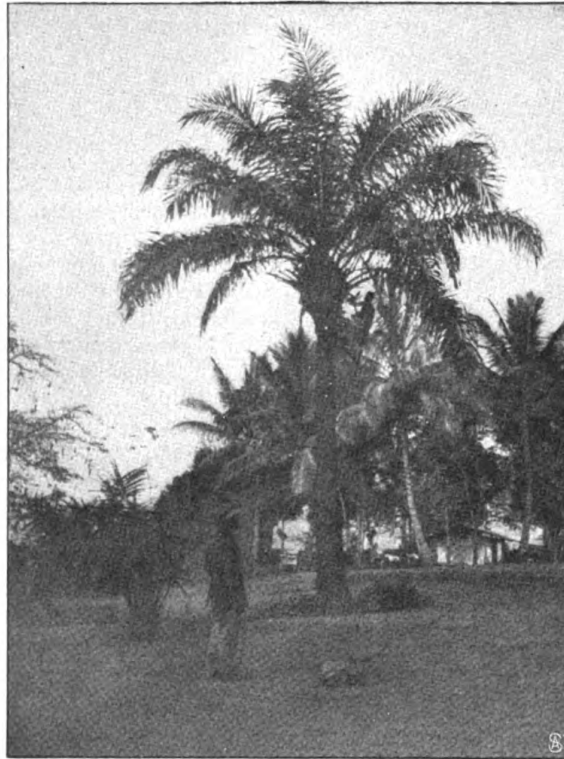
Der Hauptwert des südlichen Teiles unserer neuen Kolonie liegt auf politischem Gebiet, weil durch ihn

Ramerun direkt an den Kongo stößt und wir dadurch Nachbarn der Belgier werden, selbst wenn die im Strom liegenden Inseln französisch bleiben sollten. Für die landwirtschaftliche Ausnutzung ist ein großer Teil des Gebiets nicht zu verwerten, da riesige Sümpfe sich an den Ufern des Kongo, Sifula-Mosaka und Sanga hinziehen. Das ganze linke Ufer gehört übrigens noch immer der Comp. Forestière Sangha-Dubangui, während das Gebiet südlich von Queffo bis zum Äquator in die der Société de la Sangha équatoriale fällt. Bei der günstigen Abzahnmöglichkeit den Kongo hinunter ist hier schon eher an eine Kultur von Mais und Erdnüssen zu denken. Die Delpalme gedeiht ganz gut, und die französischen Faktoreien haben auch schon Pressen aufgestellt, die aber ein verhältnismäßig schlechtes Del liefern. Die Einrichtung

von Sägewerken würde sich ebenfalls wohl lohnen, da der Holzreichtum groß ist und die Städte im belgischen wie französischen Kongo ein gutes Abzahnfeld bieten; der Stanley Pool mit seinen großen Niederlassungen ist flussab in einigen Tagen zu erreichen, und die Bautätigkeit in Brazzaville, Leopoldville und Kinshasa bedarf einer Menge Holz, dessen Import von Europa recht teuer wird.

Die Eingebornen muß eine rationelle Bearbeitung des Bodens gelehrt werden, um auch für Bananen und Maniok bessere Erfolge zu erzielen (Abb. S. 1474). Die heutige primitive Kulturmethode genügt allerdings für die bescheidenen Bedürfnisse der wenigen Neger, ist aber für den Anbau größerer Flächen vollkommen ungeeignet. Nur zwei Jahre bleibt das Land in Kultur, um dann jahrelang brachzuliegen. Es

müssen daher immer wieder neue Bestände des Waldes niedergelegt werden, deren Holzwert verloren geht. Düngung ist gänzlich unbekannt, und die Kenntnis vom Fruchtwechsel steckt noch sehr in den Kinderschuhen. Die Regierung müßte darauf dringen, daß in den Farmen Gummibäumchen gesetzt würden, die dann mit den Feldfrüchten zugleich von Unkraut rein zu halten sind. Die Bananenstämme bilden gutes Schutzholz für die zuerst recht zarten Pflanzen. Die Kultur der *Kixia elastica* (Abb. S. 1475), die die wilden Gummibestände bildet, ist nicht so einfach wie die der *hevea*, die weniger Pflege bedarf und schneller Erträge bringt. Leider ist das Saatgut noch sehr teuer. Da auf lange Zeit hinaus der Kautschuk noch das Hauptprodukt unserer Kolonie sein wird, ist seiner rationellen Pflege besonderes Interesse entgegenzubringen, besonders seiner Eingebornenkultur, denn kaum ein Prozent des Gummis, das zur Ausfuhr gelangt, stammt aus Europäerfarmen.



Kokospalmen am unteren Kongo.

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

12. Fortsetzung.

Lotte nickte mechanisch, aber sie achtete offenbar kaum noch auf das, was Anton sagte. Wie geistesabwesend blickte sie vor sich hin.

„Sie sind ja heute abend bei meiner Braut. Vielleicht komme ich noch auf einen Sprung vorbei.“

„Bitte, tun Sie das, Herr Dungs.“

Lotte erhob sich, und auch Anton stand auf.

„Ich danke Ihnen vielmals, vielmals, Herr Dungs.“

Anton wollte schon zur Tür hinaus, da hielt sie ihn nochmals zurück durch die Frage: „Jetzt können Sie es mir ja sagen, Herr Dungs, nicht wahr, es gehört sich nicht, wie ich mich benehme?“

Anton redete ihr gut zu.

„Was würden Sie sagen, wenn Ihre Braut so etwas täte?“

Alfred behauptete, daß er sich nur freuen würde, wenn seine Braut in allen Tagen so für ihn einträte.

„Aber ich versichere Sie, Herr Dungs, meine Schwestern und meine Schwäger und mein Vater, auch mein Vater, denken nicht so wie Sie.“

Anton behauptete, darin täusche sie sich sicherlich.

Lotte lächelte matt. „Bemühen Sie sich nicht, ich weiß es besser, Herr Dungs. Aber das schadet nun nichts mehr, das ist jetzt Nebensache, nicht wahr? Die Hauptsache ist, daß Alfred glücklich wird, und daß er nicht seine Arbeit aufgeben muß, für die er schon ein ganzes Jahr lang seine Kraft ausgegeben hat, und die ihm lieb ist.“

Anton blieb noch eine Weile, bis es ihm vorkam, als ob Lotte nun wirklich ruhiger geworden sei, und dann begab er sich sofort in die Fabrik. Sein Vater richtete ja auch dies Mädchen zugrunde, wenn das nicht bald ein Ende nahm mit seinem Starrsinn. Dazu hatte er schon gar kein Recht.

Am Abend fand sich Lotte rechtzeitig bei Helene Momm ein, die schon in Sorge war, denn ihr Bräutigam hatte ihr aus der Fabrik telephoniert und gemeint, es stehe seiner Meinung nach nicht gut um Lotte, und am besten wäre es, sie brächte es zustande, daß Lotte die Nacht über bei ihr bliebe und nicht wieder in das Hotel zurückkehre, denn er fürchte, sie sei krank, alle die Aufregungen der ganzen Zeit hätten sie gar zu sehr mitgenommen.

Wenigstens hat sie einen ganz guten Appetit, dachte Helene Momm, als sie mit Lotte bei Tisch saß, und wurde etwas ruhiger.

Nach Tisch nahm Helene sie mit in ihr Zimmer.

„Nicht wahr, Sie bleiben noch recht lange bei mir?“ fragte Helene Momm. „Ich freue mich so, mit Ihnen noch recht lange beisammen zu sein.“

Lotte nickte. Natürlich bleibe ich hier, bis Anton kommt, dachte Lotte, das hat er mir doch versprochen. Ich muß doch wissen, was sein Vater gesagt hat.

Helene Momm, der es in Gegenwart Lottes, die vor sich hin sah und nichts sprach, wieder ein wenig unheimlich zumute wurde, begann von sich zu erzählen, was ihr gewiß nicht leicht wurde.

Zuerst erzählte sie von ihrer Mutter und deren schwerer Krankheit, bis ihr plötzlich zum Bewußtsein kam, daß das doch wohl nicht gerade ein beruhigendes Thema für ihren Besuch war. Sie schwieg betroffen.

Lotte sah auf und sagte: „Ich habe eigentlich gar keine Mutter gehabt. Sie starb, als ich noch ganz klein war. Meine Schwester Ise behauptet immer, deshalb fehle es mir auch an der rechten Kinderstube, und deshalb mache ich solch dumme Streiche.“

Lotte schwieg und lauschte. Es dauerte lange, bis Anton kam. Das war kein gutes Zeichen.

Helene Momm erzählte von Alfred Dungs, den sie ja von klein auf kannte, das würde Lotte von Quast doch gewiß interessieren. Was er für ein wilder Junge gewesen sei, und wieviel dumme Streiche er ausgeheckt habe, die ihm aber nicht sonderlich übelgenommen wurden, da er ein Dungs war, ein Sohn von Anton Dungs junior.

Lotte hörte lächelnd zu und sagte: „Das glaube ich, daß er ein wilder Bub war, das sieht ihm ganz ähnlich.“

Helene Momm erzählte, was sie nur von Alfred Dungs wußte. Ach, Lotte von Quast wußte ja glücklicherweise nicht, wie schwer ihr das wurde, und wie das wehtat, daß gerade sie seiner Braut davon sprechen mußte! Es schellte. Lotte sprang auf. „Das ist er!“

„Wer?“ fragte Helene Momm erschrocken.

„Anton. Er kommt von seinem Vater, er wollte mit ihm über Alfred reden, er versprach mir, dann noch hierherzukommen.“

Es war Anton, der eilig ins Zimmer trat, seine Braut flüchtig begrüßte und einen besorgten Blick auf Lotte warf.

„Sie brauchen nicht so ängstlich dreinzusehen, Herr Dungs, ich habe es gar nicht anders erwartet, als daß Sie bei Herrn Dungs nichts erreichen würden.“ Lotte hatte wieder dies leichte, fatale Lächeln im Gesicht, das Anton so beunruhigte.

„Auf den ersten Hieb fällt keine Eiche“, erwiderte Anton und lachte. „Aber wir werden ihn schon klein kriegen.“

„Hat er Ihnen wenigstens gesagt, was er sich bei den persönlichen Unterhandlungen denkt?“ fragte Lotte.

„Aber gewiß. Sehen wir uns doch.“

Alle drei setzten sich.

„Es ist genau, wie ich Ihnen schon sagte, er nimmt ganz bestimmt an, daß Alfred es nicht bis zum Alleräußersten kommen lassen wird.“

Lotte besaß in diesem Augenblick ganz ungewöhnlich empfindliche Sinne für alle Nuancen der Worte Anton's. So fiel ihr denn sofort auf, daß er vom Alleräußersten gesprochen hatte, während bisher doch nur vom Äußersten die Rede gewesen war. Das mußte einen besonderen Grund haben, und sie fragte: „Was ist denn dann das Äußerste, nach dem noch das Alleräußerste kommt?“

„So dürfen Sie meine Worte aber wirklich nicht auf die Goldwaage legen. Dabei habe ich mir wirklich nichts Besonderes gedacht.“

Lotte lächelte. „O ja, Herr Dungs, dabei haben Sie sich etwas ganz Bestimmtes gedacht, das weiß ich genau.“

Anton wurde ganz verwirrt. Dies junge Mädchen war ja von einer ganz gefährlichen und unheimlichen Spitzfindigkeit.

„Was das Alleräußerste ist, wozu es unter keinen Umständen kommen darf, das wissen wir ja.“

Lotte nickte.

„Bloß damit Sie sehen, daß ich Ihnen wirklich nichts verschweige, und damit Sie mir vertrauen, sage ich Ihnen, obwohl es unsinnig ist und sich Alfred nicht darauf einlassen wird — ich täte es auch nicht — daß mein Vater bereit wäre, die Forderungen an Alfred auszuhandigen, wenn er . . . nein, es ist wirklich ungeheuerlich, was er sich in seiner Wut ausgedacht hat!“ . . .

„Sagen Sie es nur, ich fürchte mich nicht.“ Lotte lächelte.

Anton sprang auf. „Es ist wirklich eine Zumutung! Also, er würde auf die Klage verzichten, wenn Alfred auf sein Pflichtteil verzichtet.“

Helene Momm sprang nun auch auf. „Das ist unmenschlich!“ entfuhr es ihr. „Das tut der schlimmste Feind dem anderen nicht an!“

„Das tun wohl nur Blutsverwandte einander an“, sagte Lotte und lächelte.

„Es kann natürlich gar keine Rede davon sein, daß er sich darauf einläßt“, begann Anton von neuem.

„Was heißt denn das eigentlich?“ fragte Lotte. „Sie müssen schon entschuldigen, aber ich verstehe von kaufmännischen Dingen so gar nichts.“

„Das würde heißen,“ antwortete Helene Momm für Anton, der sich nicht dazu entschließen konnte, so sehr schämte er sich für seinen Vater, „daß Alfred auf zwei Drittel seines Pflichtteiles verzichtete, um etwa ein Drittel zu gewinnen.“

„Also ein sehr schlechtes Geschäft“, meinte Lotte und lächelte.

„Dabei handelt es sich nur um das Pflichtteil,“ erklärte Helene Momm weiter, „nicht um sein Erbteil, das unter friedlichen Verhältnissen, wie ich annehme, größer sein würde.“ Sie blickte fragend auf Anton, der zustimmend nickte.

„Auf so etwas geht kein Mensch ein, der auf Selbstachtung hält,“ sagte Anton erregt; „es war natürlich auch nur eine Bosheit, mir das zu sagen, denn mein Vater denkt ja gar nicht daran, daß Alfred darauf einging. Er will ihn damit nur tranken, weil er sich durch ihn gekränkt fühlt, weil er es ihm nicht verzeihen kann, daß er seine Gaben in den Dienst einer anderen Sache gestellt hat.“

„Also bleibt eben doch nur das Alleräußerste, wie Sie es vorhin nannten“, sagte Lotte.

„Dazu wird es aber nicht kommen, solange ich da bin!“ rief Anton.

„Wie wollen Sie es denn verhindern, Herr Dungs?“

„Das weiß ich im Augenblick noch nicht!“ rief Anton.

„Sehen Sie, Sie wissen es noch nicht, und die anderen wissen es auch nicht, aber ich weiß es, sehen Sie, ich weiß es ganz genau.“

„Wollen Sie es uns nicht sagen?“

„Aber gewiß, nur müssen Sie mir zuerst sagen, wo ich morgen Ihren Vater mit Sicherheit sprechen kann.“ Helene Momm wurde freidebleich.

„Sie brauchen keine Angst zu haben, Helene, ich tue ihm nichts, das brauchen Sie nicht zu befürchten. Aber

ich weiß, wenn er mich angehört hat, wird er anders denken. Er muß, ich gehe nicht früher von ihm fort. Also sagen Sie mir, Herr Dungs, wo treffe ich Ihren Vater am sichersten morgen?“

Anton suchte nach Ausflüchten, denn es war doch ganz unmöglich, daß sie in dieser seltsamen Verfassung mit seinem Vater sprach, der, weiß Gott, gereizt und unerträglich genug war. Man mußte ihr das unter allen Umständen ausreden.

„Es ist wirklich sehr schwer, Ihnen darauf eine zuverlässige Antwort zu geben. Denn, sehen Sie, wenn sich mein Vater nicht sprechen lassen will, ich glaube, eher bringen Sie noch bis zum Kaiser vor als bis zu ihm.“

Lotte lächelte nur.

Anton warf seiner Braut einen auffordernden Blick zu. „Wissen Sie was, ich werde Ihnen telephonieren, sowie ich weiß, daß mein Vater zu Tisch nach Hause geht, da erreichen Sie ihn immer noch am sichersten und können ganz ungestört mit ihm reden.“

„Und heute nacht bleiben Sie bei mir, Sie tun mir den Gefallen“, fiel Helene Momm ein. „Es ist doch gemüthlicher hier als im Hotel.“

Lotte lächelte nur. Für wie dumm sie mich halten! dachte sie. Als ob ich den Blick nicht gesehen hätte, den sie sich zuwarfen! Sie halten mich einfach für trant und meinen, sie dürften mich nicht aus den Augen lassen, deshalb reden sie so. Und wenn ich wirklich hier bleibe, dann lassen sie mich morgen einfach nicht aus dem Haus, denn sie wollen ja durchaus nicht, daß ich mit Anton Dungs junior spreche, und das ist doch das einzige, was noch helfen kann. In Lotte stieg ein großes Mißtrauen gegen die beiden auf. Warum waren sie eigentlich so dagegen, daß sie mit Anton Dungs junior sprach? Sie wollten am Ende wohl gar nicht im Ernst, daß es wieder gut wurde mit Alfred?

„Nicht wahr, Sie bleiben bei mir?“ bat Helene Momm wieder.

„Warum sollen Sie denn jetzt noch in das Hotel zurück!“ sagte Anton.

„Ich danke Ihnen sehr, Sie sind zu freundlich, Helene, aber ich gehe doch lieber ins Hotel. Ich fühle mich nicht ganz wohl, ich möchte mich gleich schlafen legen, ach, und lange, lange schlafen. Sie besuchen mich vielleicht morgen früh, Helene? Und wenn Herr Dungs dann so freundlich sein will, mir zu telephonieren, so wäre ich ihm dankbar. Ich warte dann so lange im Hotel.“

Helene und Anton sahen sich unruhig an. Nun sprach Lotte von Quast ja eigentlich ganz ruhig und verständlich.

„Wenn Sie es durchaus so haben wollen“, meinte Helene Momm unsicher.

„Ich komme dann morgen nach dem Frühstück gleich zu Ihnen,“ sagte Lotte, „dann brauchen Sie sich erst gar nicht in das Hotel zu bemühen, und dann warte ich hier bei Ihnen, wenn es Ihnen nicht zu lästig ist, bis Herr Dungs mir telephoniert.“

Sie reichte Helene Momm die Hand. „Bieviel Unbequemlichkeiten ich Ihnen mache!“ Helene Momm war ganz gerührt.

„Und Herr Dungs ist vielleicht so freundlich, mich bis zum Hotel zu begleiten.“

Anton Dungs war sofort dazu bereit, und unterwegs sprach Lotte so verständlich und heiter zu ihm, daß er dachte: ich habe mich getäuscht, sie ist ganz gesund und vernünftig, und den Besuch bei meinem Vater werde ich ihr morgen auch noch ausreden.

Anton fühlte sich recht erleichtert, als er sich von Lotte verabschiedete.

Als Lotte in ihrem Zimmer war, lächelte sie wieder. Jetzt sah Anton Dungs sie ja nicht mehr, jetzt konnte sie sich wieder gehen lassen.

Sie ging zu Bett und dachte darüber nach, wie sie es nun am besten anfänge, Anton Dungs junior allein zu sprechen, denn eine andere Hilfe gab es nun nicht mehr. Wenn sie in die Fabrik ging, konnte er sich verleugnen lassen, und wenn er erst wußte, daß sie ihn sprechen wollte, konnte er ihr leicht aus dem Wege gehen. Er brauchte ja nur zu verreisen zum Beispiel. Er würde das wohl auch tun, wenn er erst wußte, daß Lotte von Quast da war und er nun nachgehen mußte, ob er wollte oder nicht. Sie mußte ihn also überraschen, so daß er ihr gar nicht mehr entfliehen konnte. Aber in der Fabrik konnte sie ihn nicht überraschen, das war klar. Nun, Anton hatte vorhin doch gesagt, daß er zu Tisch nach Hause gehen werde, also würde sie sich eben in die Nähe dieses Hauses begeben und dort warten, bis er käme. Das war doch wirklich einfach. Und dann würde sie schon dafür sorgen, daß er ihr nicht entwich. Er konnte doch auch gar nicht einfach fortlaufen, das wäre doch zu lächerlich gewesen, vor ihr, einer Dame! Und selbst wenn er den Versuch machen sollte, sie war jedenfalls viel schneller auf den Beinen. Fast hätte sie laut gelacht, so deutlich sah sie das Bild vor sich, wie Anton Dungs Reißaus nahm in den Wald und sie hinter ihm her. Ach nein, das würde er schon nicht tun, sondern er würde sie mit ins Haus nehmen, weil er einfach mußte, und dann würde sie mit ihm sprechen.

Stunde um Stunde lag Lotte da und sprach mit Anton Dungs junior. Er machte Einwendungen, und sie widerlegte sie, eine Einwendung nach der anderen. Immer neue Einwürfe fand sie, aber alle hielten ihr nicht stand. Und schließlich bekam Anton Dungs diesen merkwürdigen Gesichtsausdruck, der so gar nicht zu ihm paßte, und den sie doch schon an ihm gesehen hatte, ganz hilflos sah er drein. Bei welcher Gelegenheit war das nur gewesen, als er so hilflos und fast kindlich ausah? Sie besann sich hin und her, aber es wollte ihr nicht einfallen. Jedenfalls würde er auch jetzt plötzlich so aussehen, und damit hatte sie gewonnenes Spiel.

Ab und zu fiel Lotte in einen kurzen, unruhigen Schlaf, aber immer wieder erwachte sie, und sofort begann auch der Disput mit Anton Dungs junior wieder und dauerte, bis er das hilflose Gesicht machte, und Lotte wußte, daß sie gesiegt hatte. Dann schlief sie wieder für eine Weile ein.

Die Nacht verging, und die Sonne kam am Himmel herauf, Lotte disputierte immer noch. Aber es war nicht im geringsten beschwerlich und unangenehm, denn Anton Dungs junior verlor ja doch zum Schluß immer.

Sie sah nach der Uhr, ob es noch nicht Zeit sei, aufzustehen, aber es war noch zu früh. Eigentlich war ihr das gar nicht unangenehm, denn grade kamen wieder neue Einwände, die Herr Dungs erhob, und die sie doch erst noch widerlegen mußte, bevor sie aufstand und wirklich zu ihm ging.

Nicht ein bißchen müde fühlte sich Lotte, als sie dann endlich aufstehen konnte. Ganz frisch und munter und guter Dinge fühlte sie sich, und sie frühstückte fast mit Heißhunger. Die nächtliche Diskussion hatte Appetit gemacht. Auch mußte sie sich recht für das stärken, was noch kommen würde. Es war erst acht Uhr. Bis die Unterredung mit Herrn Dungs vorbei war, würde sie schwerlich noch etwas

zu essen bekommen. Auch ging sie natürlich nicht zu Helene Womm. Die würde sie jetzt nur stören. Nachher, wenn es vorbei war, würde sie zu ihr gehen, dann war es noch früh genug dazu.

Jetzt würde sie ihr einen Brief schreiben und sich entschuldigen, daß sie noch nicht kommen könne. Aber was sollte sie ihr schreiben?

Lotte lächelte und setzte sich an den Nebentisch, wo das Schreibzeug war. Das war doch wirklich sehr einfach: sie schrieb Helene Womm, daß es ihr sehr gut gehe, und daß sie gar nicht mehr in Unruhe sei und deshalb vor allem ihrer Schwester guten Tag sagen wolle, die sie wohl über Tisch bei sich behalten würde. Helene Womm brauche sich also gar keine Gedanken mehr zu machen, wenn sie erst am Nachmittag bei ihr einträfe, denn sie habe ihre Schwester nun grade ein Jahr nicht gesehen. Und Anton solle sie auch schönstens grüßen, und die Unterredung mit seinem Vater habe wohl noch einen Tag Zeit.

Wie klar und einfach das war. Nun sollte noch einer von ihr sagen, daß sie nicht ganz gesund sei!

Sie steckte den Brief in ein Kuvert und wartete noch bis neun Uhr, bevor sie schellte, damit der Brief besorgt würde. Früher ging es doch wohl nicht gut. Und dann steckte sie noch ein Brötchen zu sich. Es ist wie bei einem Ausflug über Land, dachte Lotte und verließ schnell das Hotel.

Aber wo lag doch das Schloß von Anton Dungs junior? Ach so, ganz richtig, natürlich, sie würde es ohne Schwierigkeiten finden. Sie war ja ein Landkind, eine Offizierstochter und hatte das Gelände studiert.

Gemächlich und guter Dinge marschierte sie drauf los. Sie hatte ja Zeit. Es herrschten hier zwar kleinstädtische Verhältnisse, so viel Geld die Leute auch verdienten, aber vor halb ein Uhr würde doch wohl auch Herr Anton Dungs junior nicht Mittag essen. Wenn sie um zwölf das Schloß erreichte, genügte das sicherlich.

Sie war natürlich schon viel früher an Ort und Stelle, aber das genierte sie durchaus nicht. Sie ließ sich in der Nähe des Eingangs zum Schloß auf einem gefällten Buchenstamm nieder und verzehrte ihr Brötchen. Es vollzog sich ja alles nach Wunsch.

Jetzt saß Alfred wohl im Hotel und beriet sich mit seinen Juristen, und auch die Mama war dabei. Wie sie sich die Köpfe zerbrachen und zerquälten und doch keinen Ausweg fanden, und wie nun die Mama mit ihren französischen Flüchen loslegte, zu denen sie sich so gern rettete, wenn es gar nicht mehr anders ging. Lotte sah die Szene so deutlich vor sich, daß sie lachen mußte.

Alfred und die Mama dachten natürlich, sie sei bei ihrem Vater. Und ihr Vater dachte, sie sei bei Alfred und seiner Mama in Berlin. Derweil saß sie hier so munter und guter Dinge wie seit Tagen nicht, hatte ein gutes Brötchen verzehrt und wartete auf Anton Dungs junior.

Sie sah nach der Uhr und suchte sich noch einen besseren Versteck, denn hier auf dem Buchenstamm hätte er sie schon von weitem erblickt und wahrscheinlich auch erkannt. Und dann brauchte er einfach lehrzumachen, und sie hatte das Nachsehen. Nein, Herr Dungs, so ging es denn doch nicht!

Hier, nur wenige Schritte von dem Tor entfernt, befand sich ein Busch. Dahinter versteckte sie sich und wartete. O, die Zeit wurde ihr durchaus nicht lang, denn sie unterhielt sich schon wieder lebhaft mit ihrem Partner.

Nun ja, und da kam er ja auch wirklich. Ganz langsam und ahnungslos und dachte an gar nichts Böses. Am

liebsten hätte Lotte laut gelacht, aber das durfte sie ja nicht, um ihn nicht zu verschrecken.

Sie wartete, bis er die Hand zum Torgriff hob. Da trat sie aus dem Busch, ging grade auf ihn zu, sagte: „Guten Tag, Herr Dungs“ und hielt ihm die Hand hin. Sie hatte ja nun schon seit gestern abend spät unausgeseht mit ihm gesprochen, und alles ließ sich genau so an, wie sie es erwartet hatte, daß sie ihn wie einen alten Bekannten begrüßte.

Anton Dungs trat einen Schritt bei Seite und sah sie an. Nun erkannte er sie und hob wieder die Hand zum Torgriff.

„Ich habe mit Ihnen zu sprechen, Herr Dungs.“ Lotte sah ihn freundlich an. Es war ja alles genau so, wie sie es vorausgesehen hatte.

Sie ist wohl verrückt!? schoß es Anton Dungs durch den Kopf.

„Sie fürchten sich doch nicht vor mir, Herr Dungs?“ fragte Lotte freundlich.

Nun machte Anton Dungs eine leichte Verbeugung, sagte kurz und schroff: „Bitte“, öffnete das Tor und ließ sie zuerst eintreten.

„Ich danke Ihnen, Herr Dungs.“

Er schritt schweigend neben ihr in das Haus. Man

muß sie in eine Anstalt bringen lassen, dachte er. Sowie es geht, werde ich nach Schwester Emma telefonieren.

„Sie möchten gewiß erst essen, Herr Dungs“, meinte Lotte, als sie im ersten Stock angekommen waren. „Lassen Sie sich, bitte, nicht stören, ich habe Zeit.“

Immer noch stumm geleitete Anton Dungs sie in sein kleines Arbeitszimmer mit den vielen Karten. Es ließ sich leicht abschließen, und die Fenster hatten Gitter, wie ihm jetzt eigentlich zum ersten Male zum Bewußtsein kam.

Sie setzten sich, und Lotte von Quast sah in diesem Augenblick, wie Anton Dungs sich sagen mußte, durchaus nicht wie eine Kranke aus.

„Was wünschen Sie?“ fragte er kurz und schroff.

Lotte sah ihn verwundert an. Mit dieser einfachen Frage hatte sie nicht gerechnet, und eine große Unruhe legte sich über ihr Gesicht.

„Ich nehme an, mein Sohn hat Sie hierhergeschickt?“

„Alfred weiß nicht, daß ich hier bin“, erwiderte Lotte leise. Auch diese Frage paßte nicht zu der Unterredung, wie sie sich ausgemalt hatte.

„Wollen Sie, bitte, sagen, was Sie hierherführt? Ich nehme an, Sie sind noch die Braut meines Sohnes?“

Lotte nickte.

(Fortsetzung folgt.)

Dänische Ferienkolonien.

Von Paul Elsner. — Hierzu 5 Aufnahmen von S. Damgaard und M. Behnke.

Schon im Jahr 1854, 22 Jahre vor der Wirklichkeit des sonst als Gründers der Ferienkolonien bezeichneten schweizerischen Pastors Walter Brion, ging in Dänemarks edlen Männern der große Gedanke auf, daß ein regelmäßiger Sommeraufenthalt auf dem Land wesentlich dazu beitragen müsse, der großstädtischen Volksschuljugend Gesundheit und moralische Kraft zu erhalten.

Gegenwärtig kann mehr als 20 000 von den etwa 50 000 Kopenhagener Volksschulkindern die Wohltat unentgeltlichen Landaufenthalts erwiehen werden — in Berlin wurde sie im Jahr 1909 5000 von den 400 000 Volksschulkindern zuteil — weil das ganze Land an der Lösung dieser hohen, nationalen Aufgabe sich beteiligt. Dänemarks so hochstehende Landbevölkerung, im

Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl die zweitreichste der Welt, läßt in der richtigen Erkenntnis, daß der kleine Großstädter ohne jeden Verkehr mit der Natur eigentlich alles entbehrt, eine wahrhaft großartige Gastfreundschaft walten, der Staat gewährt den Ferienkindern freie Hin- und Rückfahrt, private Wohltätigkeit sorgt, wenn nötig, für ihre entsprechende Ausstattung

und, unterstützt von der gesamten Presse, entfaltet ein Komitee unter dem Vorsitz von Kopenhagens Oberschulrat, des auch in Deutschland als Romancier so hochgeschätzten Professors Sophus Bauditz, mit der Parole: „Wer ein Ferienkind zu sich nimmt, dient dem Vaterland“, eine fieberhafte Tätigkeit, um seine Schützlinge in guten Familien unterzubringen. Der schlichte Landmann, der Arzt,



Abfahrt der kleinen Ferienkolonisten aufs Land.



Freiluftunterricht in Vejelsminde bei Kopenhagen.



Bei Schokolade und Nüssen.

der Pfarrer sind gleichermaßen bemüht, ihren lieben jugendlichen Gästen, die eine Brücke zwischen Stadt und Land schlagen, dauernde Freundschaften stiften, ja, wenn elternlos, wohl selbst adoptiert werden, die Ferienzeit zu einem wahren Feiertagsdasein zu gestalten.

Man muß sie nach vier Wochen jubelnd zurückkommen sehen! Ihre sonnengebräunten Wangen, ihre strahlenden Augen lassen erkennen, wie ihre körperliche und seelische Entwicklung durch diesen Aufenthalt auf dem Land gefördert wurde, wo heller Sonnenschein sie

mit frischer Lebensfreudigkeit erfüllte, wo sie den Duft der reisenden Saaten atmen, in offener See baden und hinausziehen durften in den kühlen Wald.

Da die Unterbringung größerer Knaben sich als schwierig erwies, schritt der Kopenhagener Lehrerverein zur Gründung eigener Ferienkolonien. Hauptächlich durch die Erträge des „Kinderhilfstages“ wurde es möglich, den etwa tausend größeren Knaben freudreiche Sommerwochen zu verschaffen. Daher haben die Jungen ihre Erholung eigentlich den anmutigen Kopenhagenerinnen zu danken, die an diesem der Wohltätigkeit geweihten Festtag des Jahres allen Passanten so zierlich den Weg vertreten.

Jede Kolonie besteht aus 30 bis 40 Knaben



Rundtanz im Freien.

unter der Aufsicht von 2 Lehrern. Eine Hochschullehrerin leitet die Küchenangelegenheiten, Kleider, Handtücher, müssen mitgebracht werden, Zahnbürste, Kämmе, Fahnen, Fußball werden ausgeliefert, Decken, Laten, Strohsacke von den Militärbehörden oder der Kommune beige-steuert. Wenn keine eigenen Häuser vorhanden sind, werden die Hochschulen oder Vereinshäuser von den Dorfbewohnern zur Verfügung gestellt, die an dem fröhlichen Treiben der Kolonie lebhaften Anteil nehmen, abends ihren Liedern lauschen, sie beschenken, bewirten oder zu einer Wagenfahrt einladen. — Von den für

schwächliche Kinder eingerichteten Freiluftkolonien wäre in erster Linie das von dem begeisterten Vorkämpfer für die Sache der Ferienkolonien, „Politikens“ Chefredakteur Henrik Cavling, gegründete Wesselsminde bei Klampenborg zu erwähnen, von dessen stillem Waldfrieden die dort vier Monate lang untergebrachten Kinder erst scheiden, wenn ein feiner Schimmer von Gold und Purpur sich in den Wäldern ausbreitet. Durch die weitgeöffneten Fen-



Eine Ferienkolonie im Seebade.

Phot. M. Regule.

ster des Hauses mit den lustigen Schläffälen dringt das Wehen des Waldes, und hoch und licht wölbt ein von der Ausstellung in Aarhus herrührender Pavillon seine Glasstoppel über den in der Sonne ganz goldgleich leuchtenden Blondköpfen der Knaben und Mädchen, wenn sie sich hier zu den drei Mahlzeiten des Tages oder zu einer Geburtstagsfeier mit Schokolade und Kuchen um die festlich geschmückten Tische versammeln. Gelegenheit zur Ergänzung des täglich zweistündigen Freiluftunterrichts bieten die gemeinsamen Spaziergänge.

Eine andere Freiluftkolonie ist in dem alten Bauernhof „Vilse Bøllegaard“ bei Kopenhagen untergebracht. Nur daß die Kinder hier unter freier Benutzung der Straßenbahn um 8 Uhr morgens eintreffen und um 7 Uhr abends mit wehender Fahne zur Haltestelle der Straßenbahn oder nach Hause wieder zurückkehren,

nachdem der Tag mit der Pflege der Gartenbeete, mit Rundtänzen, Singspielen wie in Wesselsminde viel zu schnell dahingeschwunden ist.

Als Entgelt für die erwiesene Gastfreundschaft werden etwa 10 000 Dorfkinder in die Hauptstadt geladen. Ein Komitee sorgt für Nachtquartier und einmal gereichtes warmes Mittagessen. Natürlich muß das Elefantembaby „Julius“ im Zoologischen Garten bewundert, muß Tivoli besucht werden, wo den Ferientkindern zu Ehren eine Pantomime zu Wasser und zu Land, im Theateraal ein munteres Spiel gegeben wird.

Dänemark kann stolz darauf sein, daß von ihm der soziale Wedruf ausgegangen ist, daß es zuerst das öffentliche Interesse auf diese Ferientkolonien und Ferienreisen hingeleitet hat, die zur Stärkung der Lebenskraft und Leistungsfähigkeit armer Stadtkinder beitragen.

Die Kuhkämpfe im Kanton Wallis.

Von Dr. E. d. Plachhoff-Dejeune.

Daß es neben den blutigen Stierkämpfen in Spanien und im südlichen Frankreich noch unblutige Kuhkämpfe im Lande der Hirten gibt, die gleichwohl eines martialischen Anstrichs keineswegs ermangeln, dürfte selbst vielen Schweizern nicht bekannt sein.

Von den drei Hauptrassen der Schweiz: dem gefleckten Simmentalvieh, in Deutschland am meisten bekannt, der grauen Kuh von Schwyz, die wir in der Inner- und Graubünden und Tessin, finden, und der kleinen Walliser Rasse aus dem Gringertal (Val d'Hérens), eignet sich nur die letztere zu Kämpfen dieser Art. Klein von Statur, dunkelbraun oder schwarz, beweglich und feurigen Temperaments, mit spitzen Hörnern und blühenden Augen, hat sich die Gringer Kuh ihrem Weideboden am besten angepaßt. Sie klettert wie eine Ziege und weiß sich auf den steilen und steinigten Weiden des Wallis, die sich bis zu 2500 Meter Höhe erstrecken, ohne Gefahr zurechtzufinden. Sie herrscht im Wallis vor, und wir begegnen ihr oberhalb Martinach in den an Italien stoßenden Tälern des Großen St. Bernhard, am Forclazpaß nach Chamonix zu und in der Umgegend der Hauptstadt Sitten. Der klassische Schauplatz der Kuhkämpfe ist die Weide B h i o n bei Sitten. Der Zeitpunkt ist der 1. Juli bei Gelegenheit des sogenannten Alpaufzugs (Inalpe oder énalpage). Schon vierzehn Tage vorher pflegen einige Bauern, um dem immerhin friedlichen Temperament der Kuh etwas aufzuhelfen, ihr Tier mit in Wein getauchtem Brot zu füttern. Die Zahl der aufziehenden Kühe (der Alpaufzug wird ja jetzt noch zur Unterhaltung des Fremden gelegentlich als Schauspiel vorgeführt) beträgt hier etwa 250 Stück. Ein besonderes Reglement, das z. B. die Dazwischenkunft der Besitzer in den Kampf durch Zurufe und Täuschlichkeiten verbietet, legt die Normen des Kampfes fest und wird streng innegehalten.

Man könnte zunächst darüber erstaunen, daß der Kuhkampf von den Besitzern nicht nur zugelassen, sondern sogar gewünscht und mit Leidenschaft verfolgt wird. Kann er doch mit der Verwundung oder dem Tode eines Tieres schlimm enden. Der Fall scheint sich selten zu ereignen; die Vorteile sind dagegen sehr in die Augen springend. Die aus dem Kampf mit sämtlichen Gegnerinnen triumphierend hervorgehende „Siegerin“ hat das Recht,

während eines ganzen Jahres an der Spitze der Herden zu marschieren. Auch die Herde, zu der sie gehört, zieht voran und frisst das beste Gras weg. Für die „Königin“ des vergangenen Jahres wurden einem Besitzer kürzlich 1220 Frank (etwa 1000 Mark) geboten; dazu kam noch eine Prämie von 50 Frank, wenn das Tier im neuen Jahr wieder Sieger wurde, was auch der Fall war.

Nun zur Beschreibung des Kampfes. Um elf Uhr ungefähr sind die Herden nach langer Wanderung bergauf endlich an Ort und Stelle angelangt. Der Pfarrer des nächsten Dorfes spricht von dem eigens errichteten Altar bei dem großen Holzkreuz den Herden Segen. Dann wird das Feld geräumt und der Kampfplatz abgesteckt. Auf die Hörner seiner Kühe steckt der Besitzer eine Art bodenlosen Fingerhut und feilt die herauschauenden Spitzen ab, um Unfälle zu verhüten. Die Bäuerinnen in der malerischen Tracht mit ihren viereckigen, breitbandigen Hüten ziehen sich zurück, und die Menge, unter der sich eine kleine Anzahl fremder Kurgäste befindet, bildet einen Halbkreis. Die Kühe, sei es auch Attavismus, sei es aus dunkler Erinnerung des letzten Sommers, laufen brüllend und den Boden mit den Hörnern aufwühlend nach der Mitte. Sie gehen aufeinander los, betrachten sich mit bösem Blick und messen die Stärke und Schwäche der Gegnerin. Sie scharren den Boden und stürzen schließlich aufeinander, mit den Hörnern sich stoßend und verwickelnd. Zunächst handelt es sich um unschuldige Scharmühen. Einige Anfängerinnen mit aufgeblasenen Rüsten, den Kopf hoch haltend, stehen nach einigen unglücklichen Gängen gedemütigt vom Kampf ab. Etwa dreißig Kühe beteiligen sich an der engeren Konkurrenz. Am meisten Interesse erweckt die Königin des letzten Jahres, ein prachtvolles Tier, die Freude der Kenner. Sie hat schon drei Gegnerinnen geworfen. Das Maul voller Schaum, das Fell glänzend vom Schweiß, brüllt sie herausfordernd und sucht nach neuen Kämpfen. Einige Kühe nähern sich kampfbereit, zögern einen Augenblick und ziehen sich plötzlich, ohne auch nur einen Vorstoß zu wagen, zurück. Sie sind der Niederlage sicher und wollen sich nicht blamieren. Andere versuchen einen Gang mit der Königin, lassen aber, erschreckt durch die Wucht des Stoßes, sehr bald vom Kampf ab. Der Kampf besteht vorwiegend in einem Zusammen-

prall der Köpfe und Hörner, nicht in einer Verwundung der Weichteile. Der Sieger dringt vor, der Unterliegende sinkt in die Knie, erhebt sich von neuem, weicht immer schneller und schließlich in Sprüngen in Rückwärtsbewegung zurück und wird so schließlich aus der Bahn getrieben. Flankenangriffe finden nur in der letzten Hitze des Kampfes statt, und kleinere Verwundungen sind nicht selten. Ein Tierarzt pflegt bei diesen Zweikämpfen nicht anwesend zu sein. Der Höhepunkt des Festes ist natürlich der Kampf zwischen zwei Königinnen, die Wiedereinsetzung einer alten in ihre Rechte oder die Entthronung der leztjährigen Königin durch eine neue Kraft. Die Ehre des Sieges, die Schmach der Niederlage fällt natürlich auf den Besitzer zurück, der davon nicht unbedeutende wirtschaftliche Vorteile oder Nachteile hat. Das finanzielle Motiv wirkt bei diesen Kämpfen zweifellos mit, obschon es schließlich wichtiger ist, daß eine Kuh viel Milch gibt, als daß sie mit feurigem Temperament eine Gegnerin zu Boden zwingt. — Der Tierpsychologe steht diesen Kuchtkämpfen gegenüber vor einem Rätsel. „Dumm wie eine Kuh“, sagt das Sprichwort; „er spricht Französisch wie eine spanische Kuh“; „er versteht davon soviel wie die Kuh vom Sonntag“ usw. Lauter Beweise für die geistige Minderwertigkeit des wertvollen Milchtiers, das den Spaziergänger unbeweglich und fassungslos angloht — und nun zeigt sich die Kuh, die selbst der Zirkusdressur in der Regel widerstrebt, als ein überaus intelligentes Tier. Sie erinnert sich des leztjährigen Kampfes. Sie empfindet die Freude des Sieges und die Demütigung der Niederlage. Sie mißt ihre Kraft und verzichtet oder versucht je nach ihrer Selbsteinschätzung. Sie weiß, daß es heute zu siegen gilt, und daß morgen und den ganzen Sommer hindurch der Hirt ihre kriegerischen Neigungen energisch zu unterdrücken weiß. Sie hat eine dunkle Empfindung dafür, daß die versammelten Zuschauer von ihr etwas erwarten. Sie kennt im großen und ganzen die Regeln des Kampfes. Sie respektiert die Königin des lezten Jahres, und wenn sie entthront wird, überträgt sie den Respekt auf die neue Königin. Wie erklären wir uns dieses eigentümliche Wissen oder Ahnen von Dingen, die sonst außerhalb der Verständnisphäre des Tieres liegen, sich bei anderen Kuhrassen auch gar nicht finden, die mehr Milch geben und weniger Sport treiben als die dunkle, kurzbeinige Eringerkuh mit dem breiten Bruststück und dem nervigen Fuß der Kämpferin und Bergsteigerin? Kein Wunder, daß die Szene der Kuchtkämpfe den Maler lockte: von Daniel Baud-Boon haben wir ein großes Oelbild, das sie geschmackvoll und verständlich darstellt.

Dem friedlichen Eringer Sennen aber, der mit lebhaften Gesten atemlos diesem kriegerischen Schauspiel folgt, als ob Leben und Tod davon abhinge, wollen wir sein immerhin harmloses Vergnügen einmal im Jahr gern lassen. Es ist die einzige Zerstreuung seines einsamen und arbeitsamen Lebens. Die Kuchtkämpfe in Wallis gehören zu den lezten Ueberresten originaler und malerischer Volkstitten, die der Folklorist mit wehmütiger Liebe studiert und mit gewissenhaftem Griffel aufzeichnet, weil sie von unserer

alles nivellierenden Kulturwalze mit der Zeit vernichtet und vergessen werden. Darum gönnt ihnen der Historiker ein ehrliches Begräbnis in der Form treuer und eingehender Schilderung zu Händen der Nachwelt.

Bilder aus aller Welt.

Nun ist der Übergangstil gefunden. Eine vorläufig allerdings noch etwas grotesk wirkende Verbindung des engen Rodes mit faltenreichen Drapierungen, die der Schlankheit ein Ziel



sehen. Promenaden- wie Gesellschafts- kleider, ob hell, ob dunkel gehalten, zeigen die gleiche, über den Knien

abgebundene Form, die bei den Salon-toiletten in seltsame Schleppen ausläuft. Bemerkenswert erscheinen die wieder beginnende Verlängerung der Taille und der breite Gürtelabschluß. Auch die den Rücken deckenden „Reversstragen“ bieten ein neues Bild; sie sind der

1. Promenaden-toilette mit gewickeltem Rod u. pelzbesetztem Ruffenlittel (Rückansicht).
2. Gesellschafts-toilette aus flüchtigen, benem Taft mit Schleppe und Doppelpanniers (Rückansicht).

Anfang zu den großen Schultertüchern und Fichus, die von jeher zu gebauschten Panniers gehört haben. Auffallend ist ferner die Schmucklosigkeit der Ärmel, die seit einer Reihe von Jahren vielfach und oft recht phantastischen Auspuz trugen. — Unsere beiden Abbildungen stellen ein Promenadentostium und eine Gesellschaftstoylette in Vorder- und Rückansichten dar. Das Promenadenkleid (Abb. 1 und 4) zeigt den gewickelten Rod, der sich nach unten ver-

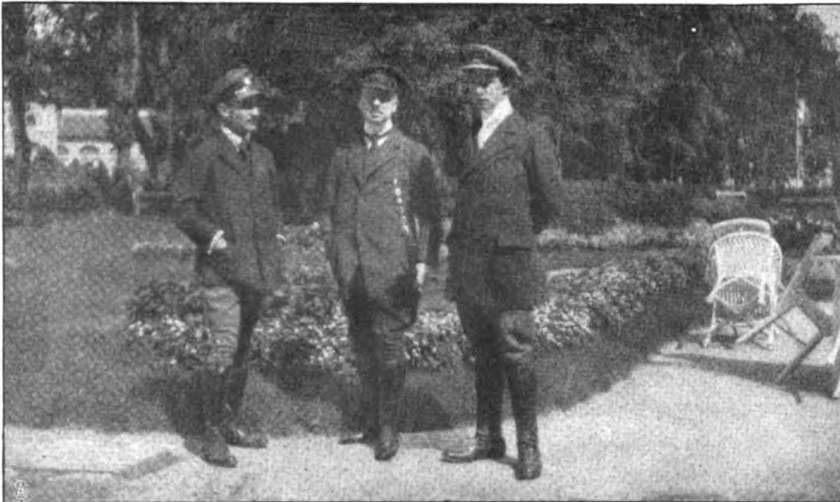


3. Gesellschaftstoilette
mit Schlepprock (Vorderansicht).
Phot. Emanuel

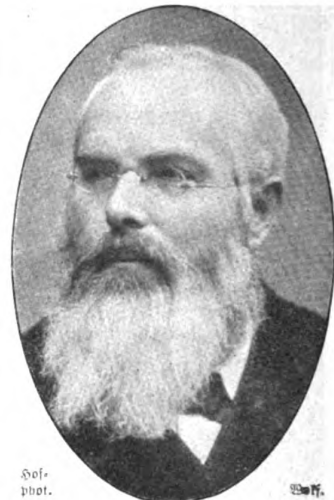
4. Promenadenkostüm mit gewickeltem Rock und Ruffenfittel
(Vorderansicht).

Phot. Emanuel





Die mit dem Ballon „Magdeburg“ in Pöstyan gelandeten Sieger: John, Dr. Henoch, Jung.
Von der Weitwettfahrt der Essener Kruppwoche.



Prälat Martin Schleyer †
Erfinder der Weltsprache Volapük.

engert, und dazu einen jener pelz-
befetzten Russenittel, wie sie heute
sehr beliebt sind und vielfach ge-
tragen werden. Die Gesellschafts-
toilette auf Abb. 2 ist aus flieder-
farbenem Taft gearbeitet und
wirkt besonders durch den geteilten
Schlepprock und die Doppelspanniers
sehr eigenartig. An der Toilette
bemerkt man auch den bereits er-
wähnten Reversstragen, der von
der Schulter herabfällt und bis zu
den Hüften hinabreicht. T. D.

Die Weitwettfahrt der Essener
Kruppwoche endete mit dem Sieg
des Freiballons „Magdeburg“, der
in 19stündiger Fahrt nach Bad Pi-
styan (Pöstnyen) in Ungarn gelangte.
In Konstanz ist der Prälat
Martin Schleyer, der Erfinder der
Weltsprache Volapük, im Alter von
81 Jahren gestorben. Schleyer be-



Der bekannte Aviatiker Oberleutnant v. Blaschke
mit seiner Braut Frä. v. Czafay im Aeroplan.

saß ein seltenes Sprachtalent, das ihn zur Konstruktion seiner aus
den Wurzeln der verschiedensten Sprachen zusammengelegten
ersten Weltsprache Volapük befähigte.

Der österreichische Militärpilot Oberleutnant von Blaschke
und seine Braut Fräulein von
Czafay können einander dem-
nächst heiraten. Das verdanken
sie der Güte des Kaisers Franz
Josef, der dem hervorragenden
Flieger aus seiner eigenen
Schatulle einen Teil der Heirats-
kaution geschenkt hat.

Der Weltbund der Kranken-
pflegerinnen I. C. N. hat kürz-
lich in Köln getagt. Die Teil-
nehmerinnen, die aus 23 Län-
dern aller Erdteile gekommen
waren, wurden auf einem Be-
grüßungsabend im Gürzenich
bewillkommenet.

Hildur Dahlgren, eine
junge schwedische Künstlerin,
wurde als Altistin an das Stadt-
theater in Bern engagiert.
Prinzessin Maria von Schwe-
den ist eine geborene Großfür-
stin von Rußland. Die hohe



Hildur Dahlgren,
wurde als Altistin an das Berner
Stadttheater engagiert.

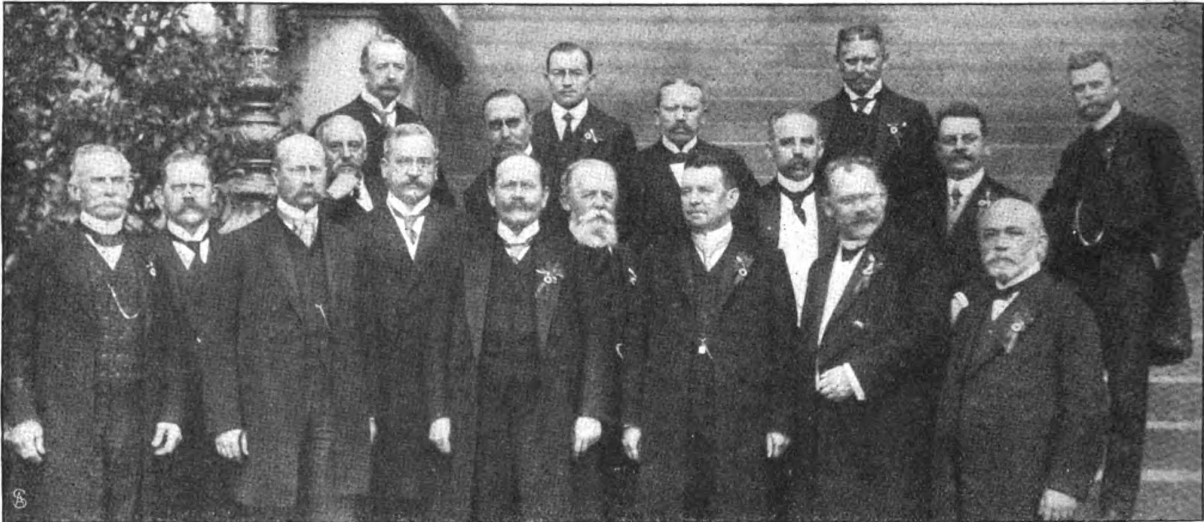


Szene aus dem Festspiel: Vor dem Tor des Revillien-Spitals.
Vom Kongreß des Weltbundes der Krankenpflegerinnen in Köln.



Phot. Swaine.

Prinzessin Maria von Schweden, Gemahlin des Prinzen Wilhelm Herzogs von Södermanland.
Eine fürstliche Schönheit.



Von links vordere Reihe: Wirkl. Geh. Oberbaurat Dr. Blum, Geh. Rat Roeseler, Bürgermeister Dr. Kleinschmidt, Ministerialdirektor Dr. Glodner, Ministerialdirektor Dr. Just, Gymnasialdirektor Dr. Begehaupt, Postdirektor von Kon, Geh. Kanzleivorsteher Schulze, Oberpostsekretär Selbach. Von links dahinter: Landgerichtsrat Schrage, Magistratssekretär Bape, Geh. Regierungsrat Schmidt, Postsekretär Schug, Rechnungsrat Schulz, Geh. Regierungsrat Klemm, Geh. Rechnungsrat Hirsch, Geh. Exp. Sekretär Seiffert, Bureauvorsteher Schwarz.

Vom Verbandstag des Verbandes Deutscher Beamtenvereine in Karlsruhe.

Frau, die im 23. Lebensjahr steht, hat vor 4 Jahren dem Prinzen Wilhelm die Hand gereicht. Der Ehe ist ein Sohn entsprossen.

Der Verband Deutscher Beamtenvereine hat seine diesjährige Tagung in Karlsruhe abgehalten. Beamte aus allen deutschen Staaten berieten über die gemeinsamen Standesfragen.

Der bekannte Forschungsreisende und Großwildjäger H. K. Heiland hat vor kurzem im Grunewald einem Kreis von Fachleuten eine von ihm selbst konstruierte neue Art von Tropenzelten vorgestellt und bei dieser Gelegenheit ein indisch-afrikanisches Picknick unter märchenhaftem Himmel abgehalten.



Ein Zeltlager des Großwildjägers Heinz Karl Heiland im Grunewald.



Apfelsinenernte in der Huerta von Murcia (Sortieren der Apfelsinen).

Zum Artikel: Spanische Apfelsinen.

Näheres in der anliegenden Nummer 35 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 35 der „Export-Woche“.

Wirtschaft und Kapital. — Spanische Apfelsinen. — England, Frankreich und Deutschland auf dem Kapitalmarkt. — Ärzte als Verwaltungsbeamte für unsere Kolonien. — Magnetapparate und ihre Anwendung. — Handel und Verkehr. — Technisch-industrielle Konjunktur. — Papier und seine Verwendung. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Gebührenlose Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 35.

Berlin, den 31. August 1912.

14. Jahrgang.

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Wenn der Geist der Spekulation allein genügen würde, um die Dauer einer wirtschaftlichen Konjunktur zu garantieren, so könnte man mit der größten Ruhe die kommenden Ereignisse erwarten; denn die Börse und die ihr dienenden Kräfte lassen noch keinen Mangel an Elastizität erkennen. Daß der Ertrag des Börsenumsatzstempels

mit 12,006,346 Mark

für das erste Halbjahr 1912 um 270,000 Mark hinter dem Ergebnis des ersten Semesters 1911 zurückbleibt, will nicht viel sagen. Das Jahr 1911 war ein außergewöhnlich reges Geschäftsjahr für die Börse. Eine gewisse Beschränkung in den Umsätzen ist also nur natürlich, zumal da der Umfang neuer Emissionen nicht allein von den geschäftlichen Voraussetzungen des einzelnen Falls, sondern auch von der Mode abhängt. Das Publikum reagiert nur auf solche Papiere, die ihm hohe Verzinsung und Kurschancen bieten. Und alle die Emissionen, die solche Bedingungen aufweisen, werden natürlich glatt aufgenommen. Dagegen haben festverzinsliche Werte noch immer ihre liebe Not; und der Wunsch nach Aenderung der Existenzbedingungen des Rentenmarktes ist so groß, daß kürzlich sogar das Gerücht auftauchte, das Reich und Preußen gehen allen Ernstes mit der Absicht um, bei der nächsten Anleihe den 4½ prozentigen Typus zu wählen. Daß ein solcher Schritt dem Elend der Staatspapiere nicht nur kein Ende machen, sondern es sogar steigern würde, versteht sich am Rande. Deshalb ist nicht zu begreifen, wie gerade die Beschäftigung mit der „Not“ der Staatsanleihen eine so gefährliche Idee ins Leben rufen konnte. Wenn man schon glaubt, durch Versuche eine Aenderung des herrschenden Zustandes herbeiführen zu können, so soll man nur an brauchbare Möglichkeiten denken, nicht aber mit Dingen kommen, die den bestehenden Schwierigkeiten neue Nahrung zuführen würden.

Die Börse ist nicht so leicht aus der Fassung zu bringen, weil ihr die Kursbewegung der festverzinslichen Papiere keine Ueberraschungen mehr zufügen kann. Im übrigen weiß die Spekulation genau, daß der niedrige Kurs der Staatsrenten kein Qualitäts-

merkmal ist. Und die politischen Folgerungen, die man daran knüpfen könnte, werden durch die Friedenskundgebungen widerlegt.

Die Ausbreitung des Börsengeschäftes

wird deutlich, wenn man die Erträge des Umsatzstempels früherer Jahre mit den Resultaten von heute vergleicht. Das ganze Jahr 1908 brachte nicht mehr als 10.66 Millionen, 1909 stieg die Summe auf 19.72 Millionen, 1910 zeigte einen abermaligen Sprung bis auf 22.68 Millionen, 1911 waren es 24.77 Millionen. Schlimm ist nur, daß die Spekulation, wenn sie erst einmal in Stimmung geraten ist, leicht durch jede Aktion ins Schlepptau genommen wird. So wurde berichtet, daß ein Petersburger Konsortium die Absicht habe,

die Nobelaktie

von neuem in Berlin zu lancieren. Die Aktie der Naphtha-Produktionsgesellschaft Gebr. Nobel hat, wie bekannt, seit dem Tage ihrer Einführung in Berlin ein Agio von mehr als 100 Prozent angesetzt. Die deutschen Besitzer dieses Papieres haben sich natürlich allmählich ihrer Stücke entledigt, um den Kursgewinn einzustreichen. So ist ein großer Teil des Materials, das in Deutschland aufgelegt worden war, nach Petersburg zurückgeströmt. Das russische Konsortium aber, an dessen Spitze die Azow Don Commerzbank steht (die Aktien dieses Finanzinstituts werden in Berlin notiert und sollen demnächst in den Ultimoverkehr kommen), möchte die Berliner Börse wieder in die Bewegung der Nobelaktie hineinziehen, und so wird die Inszenierung einer neuen Hausse vorbereitet. Daß die Beteiligung daran durch die vorangegangene Kurssteigerung nicht risikofreier geworden ist, als sie ursprünglich war, läßt sich denken; und man tut am besten, sich gegen die Reize einer neuen spekulativen Bewegung zu wappnen, zumal da nicht sicher ist, ob die Geldverhältnisse im Herbst der Aufrechterhaltung von Effektenengagements ebenso günstig sein werden, wie sie es bisher waren. Daß die Reichsbank

an eine Ermäßigung des Diskonts

nicht denken kann, ist, nach dem Ergebnis der letzten Ausweise, leicht zu verstehen. Wer aber in dieser Beziehung noch Zweifel hegte, ist durch die Auslassungen in der letzten Monatssitzung des Zentralaussschusses eines Besseren belehrt worden. Allerdings

haben die Erklärungen des Reichsbankpräsidiums gegen Ausschreitungen in der Kreditgewährung retardierend auf den Wechselumlauf eingewirkt. Das Zentralinstitut ist in der Prüfung des ihm zur Annahme vorgelegten Wechselmaterials sehr streng, so daß die Unterbringung von Finanzwechseln gänzlich ausgeschlossen ist. Die Einnahmen aus dem Wechselstempel haben im ersten Semester 1912

rund 9¼ Millionen Mark

betragen. Das bedeutete eine Zunahme von rund 200,000 Mark gegen die entsprechende Periode des Vorjahrs. Und da die Ergebnisse des Wechselstempels sich in steigender Richtung bewegen, so ist auch die Abnahme des Zuwachses von einem Jahr zum andern kein Beweis gegen die Lebhaftigkeit des Wechselverkehrs. An diesem Faktor ist die Stärke und Beständigkeit der wirtschaftlichen Hochkonjunktur zu erkennen. Beim Wechselstempel kommt überdies noch die bessere Stellung zur „Öffentlichen Meinung“ in Betracht, die der Scheckstempel nicht besitzt. Der Wechselstempel ist dem Verkehr in Fleisch und Blut übergegangen, und es wird wegen dieser Abgabe keine Tratte weniger, als notwendig, ausgestellt. Der Wechsel ist

das feinste Instrument des Kredits.

Diese Tatsache befreit ihn von jedem Hemmnis, das durch fiskalische Maßnahmen etwa entstehen könnte. Anders der Scheck. Der hat mit dem Kredit direkt nichts zu tun, sondern ist nur ein Ausdruck verfeinerter Zahlungsmethoden. Also ein technisches Hilfsmittel, dem natürlich eine Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung innewohnt. Aber das Publikum mußte erst zum Gebrauch des Schecks erzogen werden; denn es fehlte ihm die Tradition, die England zum Dorado des Schecks gemacht hat. Dort ist die Barzahlung fast so unbekannt wie in Deutschland bei bestimmten Kreisen noch die Verwendung des Schecks. Wollte man ihn populär machen, so mußte ihm natürlich alles ferngehalten werden, was diese Absicht stören könnte, in erster Linie jede Abgabe. Es wurde ein Scheckstempel eingeführt, der sich, wie man voraussehen konnte,

als eine Belastung des Scheckverkehrs

erwiesen hat. Der Scheckumlauf hat sich im ersten Semester 1912 auf 14.91 Millionen verringert, nachdem er im Vorjahr 15.48 Millionen und vor zwei Jahren 19.31 Millionen betragen hatte. Die Einnahme für das Reich ist mit 1.49 Mill. so unbedeutend, daß die Reichskasse auch ohne sie existieren könnte. Wird der Fiskus die richtige Konsequenz aus dieser Erfahrung ziehen? Zeit wäre es; denn eine weitere Einengung des Scheckumlaufs würde den Kredit dieser Einrichtung weiter schädigen. Ein Zahlungsmittel aber, das sich erst die notwendige Volkstümlichkeit erobern sollte, wird rasch wieder unpopulär, wenn man nicht rechtzeitig für Sympathien gesorgt hat. Da der Scheckverkehr in engen Beziehungen zur Gestaltung des Geldmarktes steht, so sollte sein Wohl nicht als quantité négligeable betrachtet werden.

Auch in Amerika wird an einer Verbesserung der Zahlungssitten unter dem Gesichtspunkt der Erleichterung des Geldumlaufs gearbeitet, ohne daß man bisher positive Erfolge gehabt hätte. Die politischen Ereignisse sind ein arger Hemmschuh. Das macht sich

besonders bei der

Reform des Notenwesens

bemerkbar. Die berühmte Aldrichbill hat wenig Aussicht auf eine Sanktionierung. Seit Jahren schon steht die Errichtung einer zentralen Notenbank auf der Tagesordnung. Eine eigene Kommission, unter Leitung des Senators Aldrich, hat sich mehrere Jahre lang mit der Prüfung des Materials beschäftigt und schließlich Vorschläge für eine Zentralisierung der Notenbanken gemacht. Der Gesetzentwurf, den die „National-Monetary Commission“ ausgearbeitet hatte, wurde im Herbst 1911 veröffentlicht. Danach soll ein Institut unter dem Namen „National Reserve Association of the United States“ mit einem Normalkapital von 300 Millionen Dollar (die Hälfte eingezahlt) und dem Sitz in Washington errichtet werden. Als Mitglieder sind die 7300 Nationalbanken und alle Trustcompanies, die das für die Nationalbanken vorgeschriebene Mindestkapital besitzen, zugelassen. Die Nationalbanken dürfen keine neuen Noten mehr ausgeben, können aber ihr Notenprivileg beibehalten oder an das neue Institut übertragen. Diese Bestimmung zeigt, wie weit entfernt von dem Vorbild eines wirklichen Zentralinstituts die Aldrichbank ist.

Der Kommerzwechsel

spielt in den Vereinigten Staaten eine untergeordnete Rolle. Es ist nicht leicht möglich, eine Tratte zu diskontieren; und die Rückständigkeit im Gebrauch des Wechsels, der nicht, wie in Deutschland, negotiabel ist, hat nicht wenig zu den häufigen Beschwerden des amerikanischen Geldmarktes beigetragen. Die Aldrichbill aber gibt den Nationalbanken das Recht, Wechsel zu akzeptieren; und diese Reform könnte mit mancher Unzulänglichkeit des Gesetzes versöhnen. Aber seine Chancen sind geringer denn je. Die republikanische Partei will sich offenbar mit einer radikalen Idee nicht mehr belasten, obwohl die Großfinanz dem Gedanken einer Zentralbank nicht abgeneigt ist. Die Republikaner scheinen sich mit dem Uebel der Dezentralisation des Notenumlaufs abfinden zu wollen. Sie suchen Trost in ihren laut gepriesenen Verdiensten um die Währung und meinen, daß dieser Saldo auch für die Zukunft ausreicht. Also, apage Zentralbank! Um aber zu zeigen, daß ihr Eifer nicht erlahmt ist, fordern sie die rigorose Anwendung der Bankgesetze **zum Schutze der Depositengelder.**

Das Gesetz schreibt für die Darlehensgeschäfte der Nationalbanken eine bestimmte Grenze vor. Damit soll verhindert werden, daß durch übermäßiges Ausleihen von Geldern Zahlungsschwierigkeiten entstehen. Daß Insolvenzen bei amerikanischen Nationalbanken nicht selten sind, hat die letzte Krisis ergeben. Warum? Weil das Gesetz nicht respektiert wird. Der staatliche Aufseher hat Erhebungen über die Zahl und die Ursachen der Bankbrüche angestellt. Das Ergebnis war, daß ein unwirtschaftliches Verfahren mit Leihgeldern die Hauptursache der Insolvenzen bildete. Nun hat der Kontrolleur apodiktisch erklärt, daß von einem nahen Termin ab alle ungesetzlichen Engagements bei den Nationalbanken beseitigt sein müssen. Werde diesem Wunsch nicht entsprochen, so würde das Gesetz in schroffster Weise zur Anwendung kommen. Man sieht, daß auch im „freien Amerika“ mit fremden Geldern nicht nach Gutdünken gewirtschaftet werden darf.

Spanische Apfelsinen.

Von Ernesto Bronta-Madrid.

Der Apfelsinen- oder Orangenbaum ist zweifelsohne eines der köstlichsten Gewächse des Südens; seine reinliche, glatte Rinde, seine graziös und ebenmäßig gestalteten, schimmernden, saftiggrünen Blätter,

schiedene ätherische Öle gewonnen. Die Blüten liefern ein herrlich duftendes Parfüm, dem wir im nachstehenden einige bemerkenswerte Zeilen widmen wollen.

Die Orangenblüten werden hauptsächlich im Frühling eingesammelt. Im Herbst kommen die Bäume in den meisten Fällen noch einmal zur Blüte und liefern dann eine zweite, kleinere Ernte. Das Einsammeln der Blüten wird von Frauen, Mädchen und Kindern besorgt, und zwar werden vorzugsweise die an den Enden der Zweige befindlichen Blumen gepflückt, weil gerade diese Blumen einen besonders großen Gehalt an ätherischem Oel aufweisen. Oft auch begnügt man sich damit, die Bäume ein wenig zu schütteln, und der duftende Blütenschnee wird dann in ausgebreiteten Tüchern aufgefangen und in leichten Körben, die schwarzäugige Arbeiterinnen in geschickter Weise auf dem Kopfe balancieren, zusammengetragen. Die noch nicht erschlossenen, im dichten

Laubwerk versteckten Blüten liefern ein besonders feines Parfüm, aber sie müssen geschont werden, da sie es sind, aus denen später die Goldorangen entstehen. Das Pflücken oder Schütteln der Spitzenblüten dagegen empfiehlt sich geradezu, da die aus



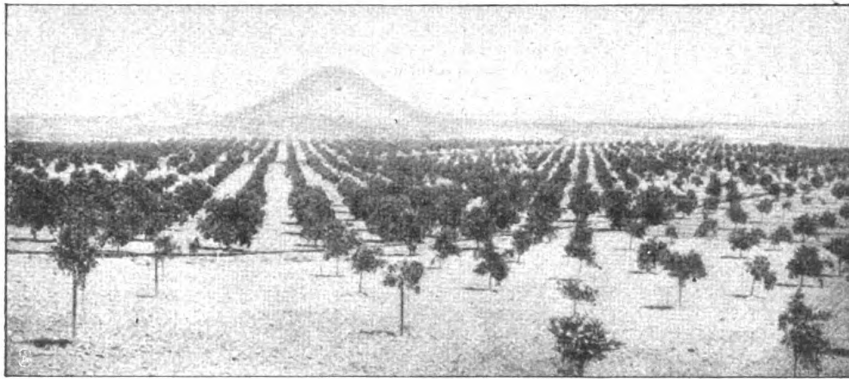
Orangenernte in der Huerta von Murcia (Sortieren der Apfelsinen).

die Zartheit seiner bei der geringsten Berührung sich ablösenden Blüten, seine goldgelbe, würzige Frucht, die allen seinen Teilen, von der Wurzel bis zum Wipfel, entströmenden Wohlgerüche sind ein vollkommenes Bild der Schönheit, des Glücks und des Reichtums.

Wegen dieser Eigenschaften dient dieser Baum in der Sprache der Südländer als Gegenstand poetischer Vergleiche, Allegorien und Sinnbilder. Der Apfelsinenbaum trägt gleichzeitig Blüten und grüne und reife Früchte und versinnbildlicht deshalb die Fruchtbarkeit. Daher erhält die Braut am Hochzeitstag einen Kranz von Orangenblüten. Der Baum verbindet in hohem Maße das Schöne mit dem Nützlichen. An ihm ist alles nützlich: Holz, Laub, Blüte, Frucht und Fruchtschale. Sein hartes, feinfaseriges Holz nimmt die schönste Politur an und würde in der Kunsttischlerei vielfache Verwendung finden, wenn das Fällen dieses herrlichen Baumes nicht gleichbedeutend wäre mit dem Schlachten der goldene Eier legenden Henne. Aus den Blättern, den Blüten und den Fruchtschalen werden ver-



Orangenernte in der Huerta von Murcia (Verpacken der Apfelsinen).



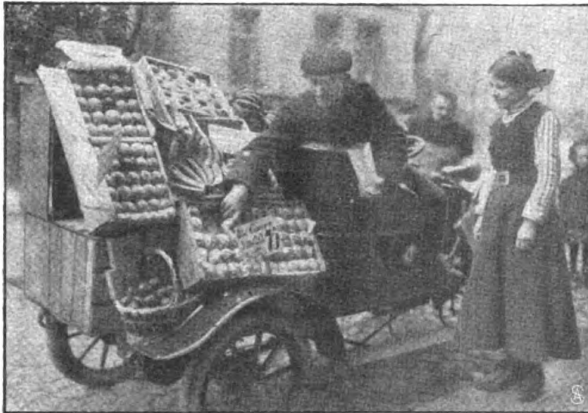
Apfelsinenplantage.

Phot. The Record Press, London.

Sämlingsstämme. Einige Arten können auch direkt durch Säen der Körner erlangt werden, aber es verstreichen oft zwanzig Jahre, ehe ein so erzeugter Baum Früchte liefert, während gepfropfte Reiser schon im zweiten Jahr Früchte tragen. Die Stecklinge müssen anfangs gleichmäßig feucht, am besten unter Glasglocken, gehalten werden.

Spanien bringt eine riesige Quantität Apfelsinen hervor. Obgleich Andalusien und sogar Galizien Orangen erzeugen, sind es besonders die östlichen, am

Mittelmeer gelegenen Provinzen, wo die köstliche Frucht am besten gedeiht. Die Orangen von Valencia und die von Murcia stechen alle anderen aus wegen der Feinheit ihres Aromas und der Köstlichkeit ihres Geschmackes. Die Orangenausfuhr beginnt gegen Ende Oktober und dauert bis Juni. Dem italienischen Gelehrten G. A. Pasquale zufolge kann ein Apfelsinenbaum jährlich bis 12,000 Früchte liefern. In Spanien beträgt der durchschnittliche Ertrag eines Baumes 3000 Früchte, aber in Mairena del Alcor, bei Sevilla, gibt es Bäume, die 6000 Stück tragen. Die



Apfelsinenhändler in Berlin mit Selbstfahrer.

ihnen entstandenen Früchte der notwendigen Stütze entbehren und infolge ihrer exzentrischen Stellung vor ihrer Reife unfehlbar vom Winde abgeschüttelt würden. Der Orangenblütenduft wird mittels Fettes und Oeles festgehalten und sodann in Alkohol gelöst und ausgezogen. Sehr einfach ist auch die Herstellung des früher officinellen, heute noch als Nervenberuhigungsmittel und in der Konditorei verwendeten Orangenblütenwassers. Die Blüten werden mit ihrem doppelten Gewicht Wasser destilliert. Wird die so erhaltene Flüssigkeit einer zweiten Destillation unterzogen, so erhält man das sogenannte Doppelwasser. Berühmt wegen seines Orangenblütenwassers ist besonders Sevilla.

Die Früchte des Apfelsinenbaumes, die die Eigenschaft besitzen, nach dem Abpflücken langsam zu reifen, sind äußerst wohlschmeckend, erfrischend, blutreinigend, magenstärkend und vielleicht die einzigen auf der Welt, die weithin transportiert werden können, ohne von ihren Vorzügen einzubüßen. Die Fruchtschalen finden vielfach Verwendung in Likörfabriken.

Die Vermehrung der Apfelsinenbäume, so wie sie in den Mittelmeerländern vorgenommen wird, geschieht durch Stecklinge oder durch Veredelung auf



Sortieren der Apfelsinen.



Phot. The Record Press, London.

Apfelsinen werden im Hafen von Teneriffa verladen.

Bäume von Murcia liefern 7—10,000 Stück. Man berechnet gewöhnlich einen Ertrag von 180 Kisten à 10 Pesetas pro Hektar. (Jede Kiste enthält 714 Stück.) Gemäß den neuesten Statistiken dienen der Apfelsinenkultur in

Valencia	20,000 Hektar,
Castellon	16,000 "
Alicante	2,000 "
Murcia	1,000 "

Die Ausfuhr und der Verkauf dieser Obstsorten sind zu einer sehr bedeutenden Einnahmequelle Spaniens geworden. In vielen Gemarkungen sind die Weinberge in Orangenbaumpflanzungen umgewandelt worden, weil die Apfelsinen einen lohnenderen Absatz finden als Wein und Trauben. Der Wert der gesamten Apfelsinen-Erzeugung Spaniens kann auf 300 Millionen Pesetas geschätzt werden. Der Wert der jährlichen Ausfuhr schwankt zwischen 60 und 100 Millionen Pesetas. Im Jahre 1910 (die jüngste spanische Statistik bezieht sich auf dieses Jahr) führte Spanien für 60 Millionen Pesetas Apfelsinen aus. Deutschland war Abnehmer für zehn Millionen. Welch großen Fortschritt der Apfelsinenanbau gemacht hat, beweist die Tatsache, daß noch im Jahre 1878 die Gesamtausfuhr einen Wert von bloß 12 Mill. darstellte. 1898 wurden für 2½ Mill. Pesetas nach Deutschland ausgeführt, aber schon im folgenden Jahre, nach Gewährung des Vertragszolltarifs infolge des Karolinen-Abkommens, stieg die Orangenausfuhr nach Deutschland schon auf 6½ Millionen Pesetas.

Die teuren spanischen Eisenbahntarife erschweren den Absatz im Inland sehr. Eine Kiste Valencia-Orangen kostet in Madrid dreimal so viel als in Liverpool und ist billiger, aus England zurückbezogen, in Bilbao, als wenn sie über Madrid dorthin transportiert würde.

England, Frankreich und Deutschland auf dem Kapitalmarkt.

Man hat sich bei uns in den letzten Jahren viel mit vergleichenden Schätzungen des Volksvermögens und Volkseinkommens in den wichtigsten Kulturländern beschäftigt. Unter anderm führte auch die politische Nutzung ihrer internationalen Gläubigerstellung von England und Frankreich zu Vergleichen des Einflusses der verschiedenen Mächte auf den internationalen Geldmarkt, zumal als Deutschland seinerseits sich veranlaßt sah, gleichfalls aus politischen Gründen guten Freunden im Ausland mit Anleihen unter die Arme zu greifen.

Schon bei den Schätzungen des Volksvermögens ist man mehr und mehr dazu gekommen, die Differenzen der englischen, französischen und deutschen Leistungsfähigkeit — um diese drei Länder handelt es sich bei allen diesen Vergleichen in erster Linie — doch recht beträchtlich geringer anzunehmen als in früheren Zeiten. Auf dem internationalen Kapitalmarkt jedoch hielt man die deutsche Geldkraft immer noch für recht wesentlich geringer als die englische und französische. Neuere Schätzungen von englischer und französischer Seite haben in dieser Beziehung aber doch manche Überraschung gebracht und zeigen die drei Länder auf nahezu gleicher Stufe als internationale Gläubiger und Unternehmer. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, daß England speziell in seinem riesigen Kolonialreich außerordentlich ausgedehnte Gelegenheiten zur Kapitalanlage außerhalb des eigenen Landes hat, so daß für das eigentliche Ausland doch nicht so viel britisches Geld übrigbleibt, wie man gemeinhin anzunehmen pflegt.

Nach sorgsamem Schätzungen, die in der wissenschaftlich hochangesehenen Königlich-Statistischen Gesellschaft

in London über die englischen Kapitalanlagen im Auslande vorgetragen worden sind, belaufen sich die englischen Kapitalanlagen außerhalb Großbritanniens insgesamt auf rund 65 Milliarden Mark. Hiervon verbleiben aber nur rund 33 Milliarden Mark für das eigentliche Ausland, da annähernd die Hälfte der Gesamtsumme den britischen Kolonien zugute kommt. Wohl mögen diese 33 Milliarden die Gesamtheit britischer Kapitalanlagen im Ausland nicht völlig erschöpfen, doch bleibt auf der anderen Seite zu berücksichtigen, daß ein recht erheblicher Teil jener Gelder der britischen Gesellschaften, die von London aus das Ausland kapitalistisch bearbeiten, nicht eigentlich aus britischen Händen kommt, sondern auch aus denen holländischer, belgischer, französischer und durchaus nicht zuletzt deutscher Aktionäre. Auf der andern Seite ist von Belang, daß das britische Volksvermögen nicht nur insofern aus dem Auslande gespeist wird, als ihm die Gewinne aus den britischen Kapitalanlagen im Auslande zufließen, sondern neben dem reichen Gewinn aus der Schifffahrt beispielsweise aus dem bekanntlich ja sehr ausgebauten internationalen Versicherungsgeschäft Englands.

Was Frankreich anbetrifft, so werden seine Kapitalanlagen im Auslande von französischen und amerikanischen Statistikern auf einige 30 Milliarden Mark geschätzt, d. h. auf ziemlich genau dieselbe Summe wie die englische Kapitalanlage im Ausland mit Ausschluß der britischen Kolonien. Das französische Kapital verteilt sich nicht in gleichem Maße über die ganze Welt wie das englische. Es arbeitet fast zu einem Drittel in Rußland und daneben wesentlich im Orient, aber auch in den Mittelmeerländern sowie in Südamerika usw. Das Wachstum der Weltgläubigerschaft Frankreichs ist schneller als das Englands, da Frankreich nur einen geringeren Teil der fälligen Auslandszinsen gebraucht als England, um seine viel weniger passive Handelsbilanz auszugleichen, und da außerdem die inländische Nachfrage nach Kapital gering ist, so daß die aus den Kapitalanlagen im Ausland gezogenen Gewinne mit Vorliebe auch wieder im Ausland neue Anlagen suchen.

Die Schätzungen über die deutschen Kapitalanlagen im Ausland endlich gingen bisher weit auseinander. Sie bewegten sich vor einigen Jahren noch zwischen 25 und 40 Milliarden Mark; für die Gegenwart wird man sie nicht mehr geringer veranschlagen dürfen als die englischen und französischen Kapitalanlagen im Ausland, so überraschend diese Nebeneinanderstellung uns auch auf den ersten Blick erscheinen mag. Auch Bernhard Harms in seinem Versuch der Begründung einer Weltwirtschaftslehre (verlegt bei Gustav Fischer in Jena) beziffert sie auf 35 Milliarden, deren Erträge zum Teil dem Ausgleich unserer Zahlungsbilanz, zum Teil aber auch zur weiteren Kapitalbildung im Auslande dienen. An dem Ausgleich der Handelsbilanz arbeiten im übrigen u. a. noch die erheblichen Einnahmen aus dem internationalen Transportgeschäft.

Artur Dix (Berlin).

Koloniales.

Aerzte als Verwaltungsbeamte für unsere Kolonien.

Auf der Hamburger Tagung der Deutschen Kolonialgesellschaft hat der Leiter des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg Medizinalrat Professor Dr. Nocht Maßnahmen zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in unseren Kolonien empfohlen. Er hat dabei anerkannt, daß diese Verhältnisse sich in den letzten Jahren erheblich gebessert haben, doch seien in manchen nicht-deutschen Kolonien die Fortschritte noch größer gewesen. Ob letzteres zutrifft, mag dahingestellt bleiben. Zweifellos ist, daß die bisherigen Medizinalreferenten der Kolonialverwaltung sich um die Ausgestaltung des hygienischen Dienstes hervorragende Verdienste erworben haben.

Der allzu früh in China verstorbene Oberstabsarzt Prof. Dr. Kohlstock, ein Mitkämpfer Wissmanns, war es, der von

vornherein die Wichtigkeit des hygienischen Dienstes betonte und dafür Sorge trug, daß durch Ausgestaltung des Hamburger Instituts unseren Kolonialärzten Gelegenheit gegeben wurde, sich die nötigen Spezialkenntnisse für den Tropendienst zu erwerben. Gleich fördernd wirkt Generaloberarzt Prof. Dr. Steudel, der vor einiger Zeit von einer Reise zum Studium der Schlafkrankheit aus Ostafrika zurückgekehrt ist. Zahlreiche Ärzte sind in unseren Kolonien tätig, viele Krankenhäuser erbaut, in denen eine stattliche Zahl von wohlvorgebildeten Pflegeschwestern des „Deutschen Frauenvereins vom Roten Kreuz für die Kolonien“ wirken.

Auch die Mission trägt das Ihrige bei. Im Oktober 1909 wurde in Tübingen das „Deutsche Institut für ärztliche Mission“ eröffnet, das unter Mithilfe eines vornehmlich süddeutschen Kreises von Missionsfreunden unter Führung des Stuttgarter Großkaufmanns Dr. med. h. c. Lechler begründet wurde und bestimmt ist, Ärzte, Missionare und Schwestern in der Behandlung und Pflege Tropenkranker zu unterweisen.

Mehr und mehr brach sich auch die Überzeugung Bahn, daß der Arzt durch die Ausübung seines Berufs ganz besonders in der Lage ist, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen und zugleich auf dem Gebiete der Mission sowie auch auf dem der Verwaltung einen günstigen Einfluß auf sie auszuüben. Die Kolonialverwaltung hatte daher schon früh den Weg beschritten, Ärzte gleichzeitig als Verwaltungsbeamte zu verwenden. Daß sie sich damit auf dem richtigen Wege befand, beweisen die Leistungen von Männern, wie Dr. Kandt, jetzt Resident von Ruanda, Dr. Kersting, langjährigem Bezirksleiter in Togo, jetzt in Ponape, Dr. Mansfeld, Bezirksamtmann in Ossidinje (Kamerun). Namentlich für Gebiete, die der Sanierung und des ärztlichen Rats besonders bedürfen, wie Neu-Kamerun, ist die Anstellung von Ärzten als Verwaltungsbeamte empfehlenswert.

Man darf hoffen, daß sich eine genügende Anzahl von Bewerbern für solche Stellen der Kolonialverwaltung zur Verfügung stellen wird. Die Aufgabe ist eine dankbare.

B. v. König.

Magnetapparate und ihre Anwendung.

Von Dipl.-Ing., Obering. Jul. Bing.

Die magnetische Anziehungskraft der Elektromagnete findet in der modernen Technik steigende An-

wendung, und zwar in einer großen Reihe von Betrieben für Metallbearbeitung, Fabriken der Textil-, keramischen, chemischen, Nahrungsmittel-Industrie und in Bergwerken. Die nachstehenden Ausführungen geben einige der vielen Anwendungsmöglichkeiten, in welchen Magnet-Apparate mit Vorteil verwendet werden.

Die meisten in großen Mengen produzierten Rohmaterialien, zu deren Förderung, Herstellung oder Ver-

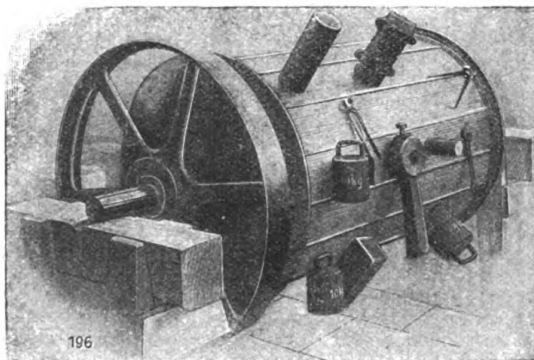


Abb. 1. Magnet mit angezogenen Eisenstücken.

wendung, und zwar in einer großen Reihe von Betrieben für Metallbearbeitung, Fabriken der Textil-, keramischen, chemischen, Nahrungsmittel-Industrie und in Bergwerken.

Die nachstehenden Ausführungen geben einige der vielen Anwendungsmöglichkeiten, in welchen Magnet-Apparate mit Vorteil verwendet werden.

Die meisten in großen Mengen produzierten Rohmaterialien, zu deren Förderung, Herstellung oder Ver-

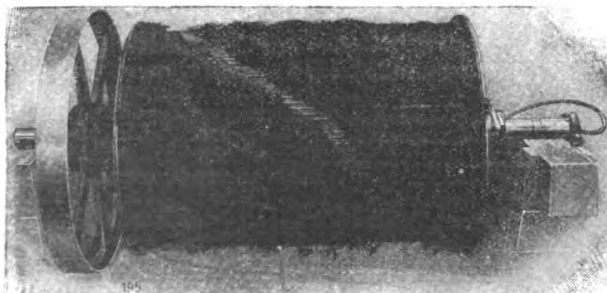


Abb. 2. Magnet mit angezogenen Eisenspänen.

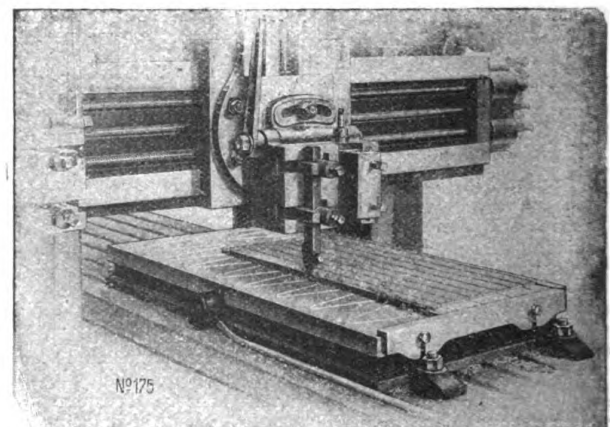


Abb. 3. Magnetische Spannplatte auf einer Hobelmaschine.

halten und es selbsttätig in einen hierfür vorgesehenen Behälter transportieren, also automatisch arbeiten.

Letztere Einrichtung ist in erster Linie für Verarbeitung großer Materialmengen angebracht, z. B. für Kohlenwäschen, Mineralien-Aufbereitungsanlagen (Kali usw.), Erz-Sortierungseinrichtungen, Mühlen, Spinnereien usw.

Die Abfälle dieser Fabriken sind wie deren Rohprodukte unter Umständen von Wert.

Sortierapparate bestehen aus möglichst starken Elektromagneten, über deren Pole das vom Eisen zu befreiende Material hinweggleitet; die Eisenteile werden hierbei auf der Magnetfläche zurückgehalten und können von Hand entfernt werden.

Auf eine zweite Klasse von Apparaten beziehen sich die weiteren Abbildungen.

Die Abbildungen 1 und 2 zeigen große magnetische Walzen, über welche das Material durch Transportriemen oder Rutschen geleitet wird; die Zylinderfläche dieser Walze ist auf der einen Hälfte magnetisch, auf der andern Hälfte unmagnetisch; ein nicht magnetischer Metallmantel rotiert um die Magnetpole; die magnetische Anziehungskraft der Pole wirkt durch diesen Mantel hindurch und hält die Eisenteile fest. Bei der Weiterrotation des Mantels gelangen angezogene Eisenstücke auf den nicht magnetischen Teil der Trommel und fallen in einen darunter angebrachten Behälter, das unmagnetische Material fällt vorher ab. Die Größe der magnetischen Anziehungskraft läßt sich laut Abbildung deutlich an den angezogenen schweren Metallteilen erkennen.

Es werden auch Maschinen zur Reinigung von Rohprodukten gebaut, vermittels welcher auf ganz einfache Weise eine Sortierung der Späne, wie sie bei der Metallbearbeitung entstehen, ermöglicht wird. Die Späne setzen sich zusammen aus Eisen-, Messing und Kupferspänen usw., letztere haben einen weit höheren Wert

als die Eisenspäne; beim Verkauf dieser Abfälle würde jedoch nur ein verhältnismäßig geringer Preis erzielt werden, da noch eine Sortierung vorgenommen werden muß. Die moderne Fabrik nimmt nun vermittels einer Magnetmaschine diese Sortierung selbst vor und erzielt dadurch eine vollständige Trennung der billigen Eisenspäne von den wertvollen Kupfer- und Messingabfällen. Der geringe Anschaffungspreis einer solchen Maschine macht sich bald durch die vorteilhaftere Verwertung der sortierten Späne bezahlt; das Sortieren von Hand fällt alsdann fort, es ist nur nötig, die unsortierten Späne in den Trichter der Maschine hineinzwerfen, worauf sie am untern Teil der Maschine vollkommen sortiert herauskommen.

So wie sich feste Materialien magnetisch



Abb. 4. Lasthebemagnet für schwere Stücke, Krane usw.

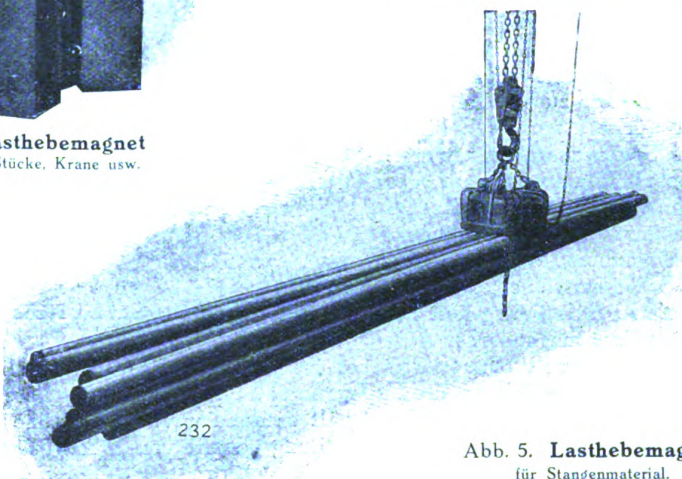


Abb. 5. Lasthebemagnet für Stangenmaterial.

reinigen lassen, ist dies auch bei Flüssigkeiten, welche Eisenteile enthalten, möglich.

Dieses Verfahren findet ebenfalls ausgedehnte Anwendung, die bzgl. Apparate sind verschieden gebaut. Deren starke Elektromagnete haben Pole, welche

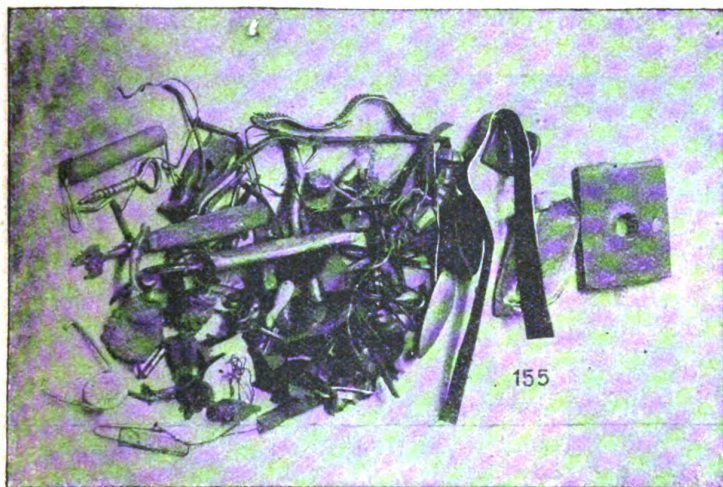


Abb. 6. Aus Knochenschrot durch den Magnet herausortierte Eisenteile.

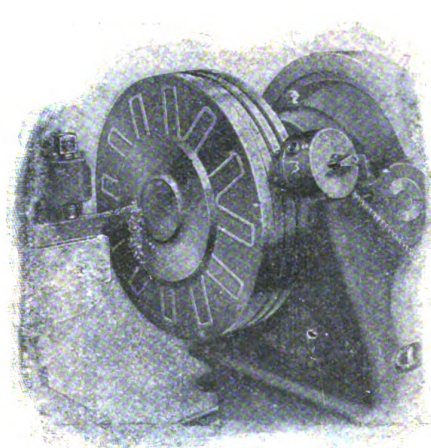


Abb. 7. Elektromagnet-Planscheibe auf der Drehbank.

durch Eisenstifte gebildet sind, an welchen die betreffende Flüssigkeit vorbeiströmt. Der Apparat wird z. B. in eine Rinne, durch welche die Flüssigkeit in gleichmäßiger Art fließt, eingebaut. Mit solchem Apparate lassen sich z. B. in der Porzellanmasse enthaltene feine Eisenkörper zurückhalten, usw.; diese Eisenkörper würden, wie aus Abb. 10 ersichtlich ist, den betreffenden Porzellangegenstand unbedingt entwerthen.

Die Abb. 10 stellt verschiedene, stark mit Eisen durchsetzte Porzellan-Isolatoren dar. Um welche Gegenstände es sich bei der magnetischen Ausscheidung handelt, läßt sich aus den Abbildungen 9 und 11 sowie 12 erkennen.

Weitere Verwendung finden die Magnete in großem Maßstabe bei der maschinellen Bearbeitung von Eisen und Stahlstücken. Die zu bearbeitenden Werkstücke wurden bisher durch Spannschrauben usw. mit großem Zeitaufwand auf der Arbeitsplatte der Werkzeugmaschinen, z. B. Drehbank, Hobelmaschine, Shapingmaschine, Schleifmaschine, befestigt. Die starre Befestigung fällt bei Verwendung magnetischer Aufspannplatten vollkommen fort; es ist nur erforderlich, das Werkstück an die Aufspannplatte zu bringen, die magnetische Anziehung hält es dann unverrückbar fest, so daß jede Bearbeitung damit vorgenommen werden kann.

Aus der Abb. 3 ist ersichtlich, auf welche Weise ein Gegenstand durch eine magnetische Spannplatte auf Hobelmaschinen bearbeitet werden kann. Eine ähnliche Platte für eine Plan-Drehbank ist in Abb. 7 dargestellt. Verwendung finden solche magnetische Spannplatten für Fräs-, Schleif- und Hobelmaschinen, wobei sie durch Klauen auf dem Werk Tisch dieser Maschinen festgespannt werden können.

In der Abbildung 7 ist eine solche Platte in Tätigkeit ersichtlich bei einer einfachen Drehbank mit Planscheibe.

Die Anziehungskraft des Elektromagneten wird wie in unsern Zeitschriften schon erläutert, auch verwendet zum Transport schwerer Eisenlasten, die

durch Ketten und Drahtseile meist zeitraubend an Kranen befestigt wurden. Die Tabelle gibt einen Ueberblick über die Gewichte und Tragfähigkeit solcher Last-Hebemagnete in Kilogramm.

Gewicht:	100	350	460	800
Nutzlast:	500	2000	4500	6500
Gewicht:	1000	1700	2000	
Nutzlast:	8500	120000	180000	

Diese Zahlen gelten für massive Blöcke oder schwere Platten usw. Beim Transport kleinstückiger Materialien vermindert sich die Nutzlast entsprechend.

Die Abbildung 4 zeigt den Lasthebemagneten mit schweren Eisenblöcken.

Zweckmäßig wird die Form des Magneten der Form der zu transportierenden Materialien angepaßt; es ist empfehlenswert, zum Transport von Stangen-

material oder Längsprofilen langgezogene rechteckige Magnete zu verwenden.

Eine weitere Anwendung findet der Magnet bei Augenärzten und in Fabrik-Apotheken zur Entfernung von Eisensplintern aus dem Auge. Er wird in diesem Falle meist mit verschiedenen Polstiften ausgerüstet, um in alle Winkel des Auges gelangen zu können.

Die Ausführung solcher Anlagen übernimmt u. a. das Magnetwerk G. m. b. H. Eisenach, das die Abbildungen freundlichst zur Verfügung stellte.

Die Bedeutung des Magneten wird heute in steigendem Maße in weiteren Industriezweigen gewürdigt

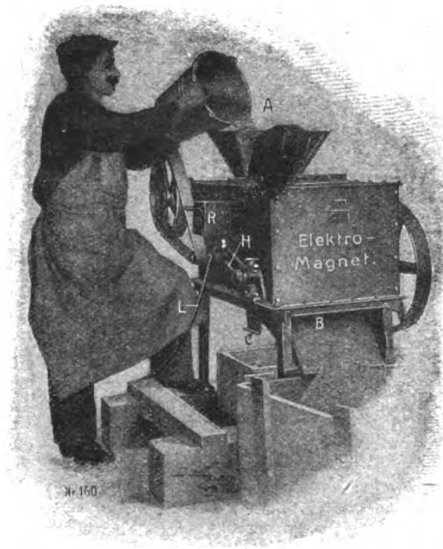


Abb. 8. Sortiermagnet für feinkörniges Gut.

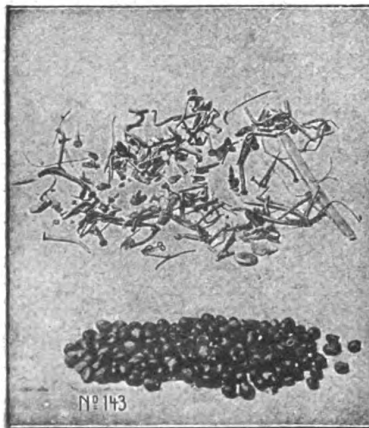


Abb. 9. Durch den Magnet
herausortierte Eisenteile aus Palmkernen.

10



Abb. 10. Isolatoren
aus stark mit Eisenteilen versetztem Porzellan.



Abb. 11. Aus Farbholz
herausortiertes Eisen.

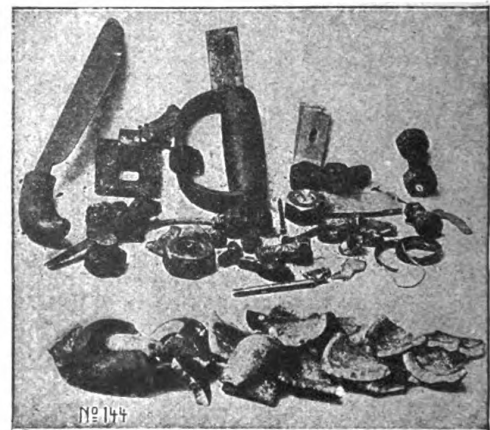


Abb. 12. Durch den Magnet
herausgeholte Eisenteile aus Kopraschalen.

Deutschtum im Auslande.

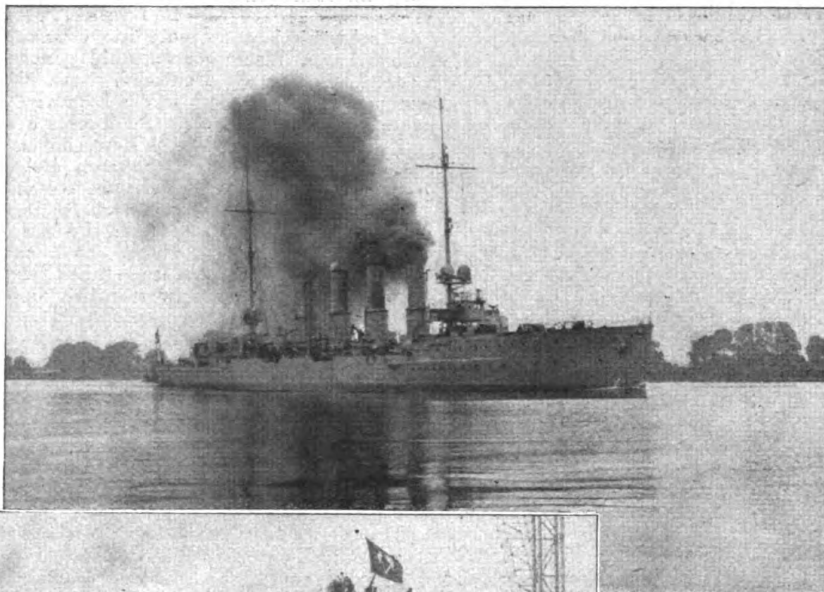
Der Verein für das Deutschtum im Ausland hat seinen Jahresbericht für 1911 erscheinen lassen. Aus dieser Übersicht über den Stand auf seinem Arbeitsfeld interessiert u. a. folgendes:

In Österreich wurde bei den letzten Wahlen der „Deutsche Nationalverband“ der deutsch-freiheitlichen Parteien die stärkste Körperschaft des Wiener Reichsrats und ausschlaggebende Gruppe, auf deren Wünsche jede Regierung Rücksicht nimmt, da ihr keine ebenso geschlossene Zusammenfassung der slawischen Parteien und Nationalitäten entgegengestellt werden kann.

Die Werbekraft der deutschen nationalen Arbeiterbewegung wird dadurch gefördert, daß in Oesterreich während des Berichtsjahres nach langen Vorarbeiten die Gründung einer deutschen zentralen Stellenvermittlung erfolgt ist. Diese neue Einrichtung bedeutet eine der wichtigsten jungen Errungenschaften des österreichischen Deutschtums in der Donaumonarchie.

Dauernd kann in Oesterreich nicht mehr gegen die Deutschen regiert werden. Die Deutschen Oesterreichs betrachten ihre nationalen Fragen als die entscheidenden und handeln demgemäß; das verbürgt immer mehr das Anwachsen der kulturellen und wirtschaftlichen Schutzvereinsbewegung, die durch die Wucht ihrer Anhängermassen und ihre Leistungen auch auf das

gespane, Stuhlrichter u. a., mit gleichem Eifer wie früher betrieben. Allerdings ordnete der neue Unterrichtsminister Graf Zichy an, daß die jungen madjarischen Lehrer auf den Seminaren mit der deutschen Sprache vertraut gemacht würden. In der Reichshauptstadt wurden deutsche Sprachkurse im Fortbildungsunterricht gestattet und fanden Tausende von Anmeldungen. Deutsche Gastspieltruppen wurden in Ofen-Pester Theatern geduldet. Die dortige deutsche Schule erhielt die amtliche Genehmigung — (als Anstalt für Reichsdeutsche). Für die Deutschen Ungarns wird die Verallgemeinerung des Wahlrechts gute Folgen haben. Die Siebenbürger Sachsen haben sich zur Wahrung der ihnen eingeräumten günstigeren Stellung an die Re-

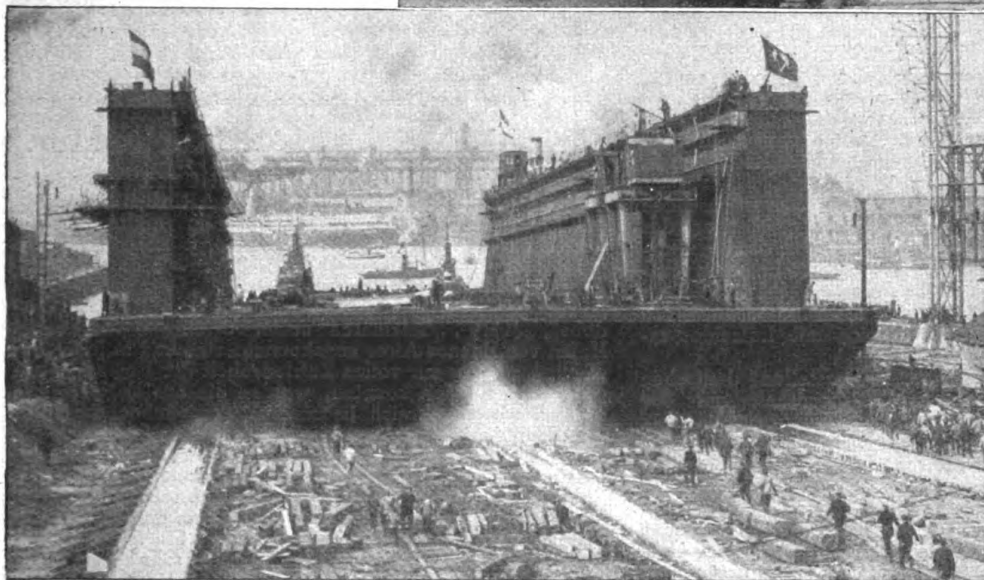


Kreuzer

„Magdeburg“,

gebaut von der Aktien-
gesellschaft „Weser“ in
Bremen.

(Siehe Näheres unter der
Rubrik „Technisch-indu-
strielle Konjunktur“.)



Stapellauf eines neuen großen Schwimmdocks von 25000 t auf der Vulkanwerft in Hamburg.

politische Leben der Deutschen im Sinne der nationalen Erweckung und Sammlung immer mehr Einfluß gewinnt.

Über die österreichische Volkszählung ist noch kein amtlicher Bericht veröffentlicht. In Wien ist das Ergebnis günstig. Auch in Südtirol hat das Deutschtum Fortschritte gemacht. Beachtung verdient demgegenüber das Anwachsen tschechischer Minderheiten in Niederösterreich.

In Ungarn gelang es der deutsch-ungarischen Partei im Banat und der Batschka nicht einen Kandidaten durchzubringen. Es zeigte sich, daß die den Nationalitäten gegebenen Zusicherungen nicht verwirklicht wurden. „Madjarisierungsversuche“ in Gemeindeverwaltung und Schule wurden seitens der untergeordneten Organe, der Ober-

volkes gegenüber der Muttersprache und den von ihm selbst geschaffenen, mustergültig ausgebauten Kulturwerken vergessen. In der letzten Zeit hat es planvoll begonnen, auch seine wirtschaftliche Lage und Stellung in Siebenbürgen weiter zu festigen. Dem privaten Übergang sächsischen Bodenbesitzes in rumänische Hände stellten die vortrefflichen Geld- und Kreditorganisationen der Sachsen eine Bodenerwerbstätigkeit entgegen, durch welche frühere Verluste reichlich wettgemacht wurden. Deutsche Handwerkerschulen, Lehrlingsheime und Stellenvermittlungen waren im Berichtsjahr wirksam, den deutschen Handwerkerstand in den sächsischen Städten gegen madjarischen und rumänischen Wettbewerb zu schützen.

In Südungarn hat die wirtschaftliche Organisation des Schwabentums begonnen. Die neugegründete Raiffeisenzentrale in Temesvar hat die ersten Genossenschaften im Banat und der Batschka gegründet. Das Selbstgefühl der Schwaben zeigte sich in einer Reihe von deutschen Bauerngemeinden durch die Forderung nach Wiederverdeutschung der Gemeindeschulen. Die Beschickung der siebenburgisch-sächsischen Mittelschulen und Internate mit schwäbischen Bauernsöhnen bildet einen bedeutsamen Schritt zur Schaffung einer deutschen Bildungsschicht in Südungarn.

Auch in Westungarn, zumal im Ödenburger Komitat, ist das Deutschbewußtsein der dort nach Hunderttausenden zählenden deutsch-ungarischen Bevölkerung im kräftigen Erwachen begriffen.

Die Lebenskraft und der Landhunger des schwäbischen Bauerntums in Südungarn haben wachsende Scharen über die kroatische Grenze nach Slawonien getrieben. Das dortige Deutschum, dessen stärkster Mittelpunkt die Gemeinden Ruma und India bilden, zählt heute bereits über 200.000 Köpfe.

In Bosnien machte das Vorgehen der serbo-kroatischen Landtagsmehrheit gegen die deutschen Kirchen- und Gemeindeschulen eine Hilfsleistung des V. D. A. notwendig.

In Rußland bzw. in Russisch-Polen und Wolhynien sollte deutschen Ansiedlern ihre bewährte Treue und Gesetzesliebe durch das Verbot des Landkaufs in den Grenzgebieten gelohnt werden. Die Entschiedenheit, mit der die Gruppe der deutsch-baltischen Abgeordneten ihren Verbleib in der Regierungspartei von der Ablehnung jenes Entwurfs abhängig machte, hat es verhütet, daß er angenommen wurde.

In Südrußland zwang der Generalgouverneur von Odessa aus nichtigen Gründen den kräftig aufblühenden südrussischen deutschen Bildungsverein mit über 60 Ortsgruppen zur Auflösung. Daß aber auch im südrussischen Deutschum das Gefühl der Zusammengehörigkeit lebendig geworden ist, beweist das Aufkommen einer gut deutschen Presse, die neben den bestehenden Blättern in der wiederbelebten „Kaukasischen Post“ zu Tiflis, dem „Landwirt“ zu Eugensfeld und der „Deutschen Zeitung“ von Alexandroweski tüchtige Vertretung gefunden hat.

In den russischen Ostseeprovinzen wurden die deutschen Vereinsschulen wieder ausgebaut. Leider ist es noch nicht gelungen, für die baltischen Gymnasien das Abiturium in deutscher Sprache zu erreichen.

In der Schweiz mehrten sich die Zeichen wachsenden Verständnisses für die Verpflichtungen gegenüber der Muttersprache und dem eigenen Volkstum bei den Deutschschweizern. Den Versuchen, irredentistische Ideen im Kanton Tessin zu verbreiten, stellte sich die neugegründete deutschsprachige „Tessiner Zeitung“ als Bundesgenosse des deutsch-schweizerischen Sprachvereins mit Entschlossenheit entgegen.

In Belgien, wo die glanzvolle Darstellung deutschen Gewerbefleißes und deutscher Geistesarbeit auf der Brüsseler Weltausstellung, zumal im Schulwesen, die Geltung unseres Volkstums wesentlich gesteigert haben, finden die vom V. D. A. geförderten kostenlosen deutschen Sprachkurse für Erwachsene in Brüssel und Lüttich starken Anklang, in Gent wurde eine neue deutsche Schule gegründet, in Antwerpen entstanden zwei weitere deutsche Zeitungen. Die Deutschbelgier hatten in ihrem Kampf um die Anerkennung des Hochdeutschen als gleichberechtigte Landessprache neben der französischen und flämischen beachtenswerte Erfolge zu verzeichnen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika machte der Zusammenschluß des Deutschtums in dem großen deutsch-amerikanischen Nationalbund weitere Fortschritte. — Die von Jahr zu Jahr wachsende Teilnahme des gebildeten Amerikanertums am deutschen Kultur- und Geistesleben, wie sie z. B. in der Tätigkeit des hochangesehenen Germanistic Society of America zum Ausdruck kommt, verschafft deutscher Literatur und Wissenschaft, ihren Arbeits- und Lehrmethoden immer stärkeren Einfluß auf den amerikanischen Universitäten und höheren Bildungsanstalten.

Die Ansiedlung deutscher Elemente in Kanada hat auch im Berichtsjahre weitere Fortschritte gemacht. Die

Zahl deutscher Schulen, Kirchengemeinden und Zeitungen im kanadischen Westen ist im ständigen Wachsen begriffen.

Dem Deutschum in Südamerika hat der V. D. A. in den letzten Jahren in gesteigertem Maße seine Aufmerksamkeit gewidmet. Der V. D. A. hatte Gelegenheit, in den landeskundigen Mitteilungen die günstigen Ansiedlungsaussichten zu erörtern, die Argentinien deutschen Ansiedlern bietet. Die deutschen Schulen in Chile haben insofern einen schweren Stand, als die chilenischen Volksschulen, nach deutschem Muster eingerichtet und vielfach selbst mit deutschen oder durch Deutsche ausgebildeten Lehrkräften versehen, infolge ihrer niedrigen Schulgeldsätze und der Lehrmittelfreiheit eine starke Anziehung auf die ärmeren deutschen Kolonisten ausüben.

In Brasilien hat die Kolonie Neu-Württemberg im Staate Rio Grande in der letzten Zeit einen erheblichen Aufschwung genommen. Sie umfaßt bereits über 1000 Deutsche.

In der Levante bewähren sich die deutschen Schulen als die Förderer des deutschen wirtschaftlichen Einflusses.

Die Bewegungen und Umwälzungen in China mit ihren unabsehbaren Folgen für den Eintritt der ungeheuren Menschenmassen und Arbeitskräfte des Kaiserreichs in die Weltwirtschaft lassen die dort von deutscher Seite geschaffenen Unterrichtseinrichtungen doppelt wertvoll erscheinen. Es kann mit Befriedigung festgestellt werden, daß diese trotz der Wirren des letzten Jahres in günstiger Aufwärtsentwicklung begriffen sind und von den Chinesen hochgeschätzt werden.

In Britisch-Südafrika haben die unabhängigen deutschen Schulen wie früher schwer zu kämpfen.

Auch aus Australien, wo das Deutschum vielleicht am meisten der Gefahr einer schnellen Anglisierung ausgesetzt erscheint, sind dem V. D. A. im letzten Jahre mehrfach erfreuliche Beweise treuen Festhaltens an deutscher Sprache und Sitte bekundet worden. Sehr beachtenswert sind die im letzten Jahre und in den jüngsten Monaten hervorgetretenen Bestrebungen leitender australischer Kreise, die Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zwischen dem Deutschen Reiche und dem Australischen Staatenbunde zu vermehren und zu verstärken.

Technisch-industrielle Konjunktur.

Aus Buenos Aires wird uns berichtet und auch in der dortigen Presse, z. B. in „La Nacion“, ausführlich behandelt, daß Englands und Frankreichs Werften im Vergleich zu den deutschen bei den zu liefernden Torpedozerstörern bedeutend ungünstiger abgeschnitten haben als die deutsche Industrie. Während die von den „Germania“- und „Schichau“-Werften gelieferten Schiffe „La Plata“, „Cordoba“, „Jujuy“, „Catamarca“ schon vor einigen Wochen im Hafen von Buenos Aires angekommen sind und in jeder Beziehung tadellos zur vollen Zufriedenheit der Regierung angenommen werden konnten, wurden die aus England und speziell aus Frankreich beordneten Torpedobootszerstörer seitens der argentinischen Marinekommission in Europa bemängelt und Ausführungen wegen nicht vorschriftsmäßiger Leistung beanstandet. Die aus Deutschland gelieferten Boote genügen nicht allein den gestellten Anforderungen, sondern erzielten auf den Probefahrten eine größere Schnelligkeit, als kontraktlich vereinbart war. Sie haben außerdem die Ueberfahrt nach Buenos Aires bei sehr stürmischem Wetter vorzüglich bestanden und damit einen doppelten Beweis für ihre Tüchtigkeit geliefert. Dieses Zeugnis, das der Leistungsfähigkeit Deutschlands im Schiffbau in Argentinien gegeben wird, beweist, daß der Wert deutscher Arbeit dort auch erkannt wird.

Die wachsende wirtschaftliche Bedeutung des deutschen Überseehandels spiegelt sich in der Tätigkeit der Schiffbauindustrie, die für Rechnung deutscher Firmen arbeitet, deutlich wider. Nach dem Verzeichnis der Hamburger Schiffe 1912 sind allein für Rechnung Hamburger Reedereien im Geschäftsjahr 1911/12 51 Dampfer mit 412.000 Brutto-Registertonnen neu in Auftrag gegeben worden.

Das ist weitaus die stärkste Jahresleistung, die in den letzten zehn Jahren zu verzeichnen ist.

In dieser Periode ist die Jahresreizeugung an neuen Schiffen für deutsche Rechnung nur annähernd dreimal unter

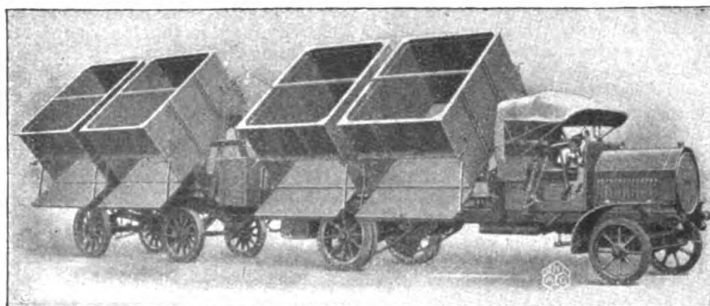
100,000 Brutto-Registertonnen geblieben. In der beiden Jahren 1908/9 und 1909/10 wird man die Ursache für den gegenüber den Vorjahren eingetretenen Rückgang vermutlich in den Wirkungen der amerikanischen Geldkrise von 1907 zu suchen haben. Mit Ausnahme dieser beiden Jahre hat die Jahreserzeugung im Durchschnitt der Jahre 1904/5 bis 1910/11 200,000 Brutto-Registertonnen betragen. Dieser Jahresdurchschnitt ist im letzten Geschäftsjahre um mehr als das Doppelte überholt worden. Dies gilt allein für die von Hamburgischen Reedereien in Auftrag gegebenen Neubauten.

Die deutschen Werften haben im laufenden Jahre in stattlichem Umfange Fahrzeuge ans Ausland geliefert. In der Zeit von Januar bis Mai des Jahres 1911 wurden von deutschen Schiffbauanstalten sieben Seeschiffe mit Antriebmaschinen, die einen Rauminhalt von 5442 Registertonnen repräsentierten, ans Ausland verkauft. In der entsprechenden Zeit des laufenden Jahres belief sich der Export mit Maschinenkraft getriebener Seeschiffe auf 17 mit einem Raumgehalt von 16,445 Registertonnen.

Die Ausfuhr des laufenden Jahres stellt einen Wert von 2.18 Millionen Mark dar.

Von den exportierten Seeschiffen wurden zehn nach Italien verkauft. Segelschiffe aus Eisen oder Stahl sind in der Berichtsperiode 30 mit einem Raumgehalt von 7674 Registertonnen in fremden Ländern abgesetzt worden. Von den letztgenannten Fahrzeugen nahmen Holland 21 und Großbritannien 6 Stück auf. Nicht unbedeutend zurückgegangen ist die Ausfuhr von Fluß- und Binnenseeschiffen für Luxus Zwecke; solche Fahrzeuge wurden in der Berichtsperiode nur 13 Stück exportiert gegen 57 in der vorjährigen Vergleichszeit. Dagegen waren die einzelnen exportierten sieben Jachten größer und wertvoller als im Vorjahre; der Gesamtausfuhrwert von Luxus Schiffen stieg von 0.39 auf 0.69 Millionen Mark. Andere Fluß- und Binnenseeschiffe gingen von den deutschen Werften 256 Stück ins Ausland gegen 248 Stück vom Januar bis Mai 1911. Die Ausfuhr von Schwimmdocks und Pontons zeigt in diesem Jahre einen Ausfall. Für fremde Länder bestimmte Docks und Pontons liefen seit Anfang dieses Jahres im Gewicht von 820 dz vom Stapel gegen 2178 dz in 1911. Der Rückgang ist verursacht durch den Ausfall der Ausfuhr nach der Türkei, die im Vorjahre mehr als die Hälfte des Gesamtexports empfing. Auch Hilfsartikel für die Seeschifffahrt wurden in beachtenswertem Umfang vom Auslande aus Deutschland bezogen.

Der auf der Werft der Actien-Gesellschaft „Weser“ in Bremen erbaute kleine Kreuzer „Magdeburg“ hat seine offizielle Abnahmeprüfung kürzlich bestanden. Das Schiff entsprach den gestellten Bedingungen und wurde von der an Bord befindlichen Abnahmekommission der Kaiserlichen Marine übernommen. Es wird in kurzer Zeit zu den programmäßigen Probefahrten in Dienst gestellt. Der kleine Kreuzer „Magdeburg“ ist das erste Turbinenschiff, welches die Aktiengesellschaft „Weser“ für die Kaiserliche Marine gebaut hat. Es ist mit Weser-Bergmann-Turbinen ausgerüstet, welche in den Werkstätten der Werft hergestellt wurden. Dem neuesten Nauticus entnehmen wir folgende Angaben: Länge in der Konstruktionswasserlinie 136 Meter, größte Breite 13.3 Meter, Konstruktionstiefgang 5.1 Meter, die Wasserverdrängung beträgt 4550 Tonnen.



Lastzug mit seitlicher Kippentladung (N. Automob.-Ges. m. b. H., Berlin).

Das Schiff ist bewaffnet mit zwölf 10.5-Zentimeter-Schnellfeuerkanonen, zwei Maschinengewehren und zwei Unterwassertorpedolancierrohren. Der Kreuzer besitzt 16 Marinekessel, er hat eine Geschwindigkeit von etwa 26.75 Knoten bei 24,000 W. P. S. Der Normalkohlenvorrat beträgt 450 Tonnen, der Gesamtbunkereinhalt 1200 Tonnen. Der kleine Kreuzer wurde der Aktien-Gesellschaft „Weser“ in Bremen am 10. Dezember 1909 in Auftrag gegeben. Der Stapellauf erfolgte in Bremen am 13. Mai 1911. Die Taufe vollzog der Oberbürgermeister der Stadt Magdeburg, Herr Reimarus, in Gegenwart verschiedener Vertreter dieser Stadt.

Der Stahlwerksverband beabsichtigt, ein eigenes Bureau in Antwerpen zu errichten, welches die Anbordelieferung und die sonstigen Speditionsarbeiten zum Zwecke des Exports für eigene Rechnung des Verbandes ausführen soll. Der Verband hofft, auf diese Weise erheblich an Unkosten zu sparen.

Für rumänische Eisenbahnbrücken-Bauten, an deren Materiallieferungen sich bisher die deutsche Industrie regge beteiligte, sind im nächstjährigen Budget 3 Millionen Frank vorgesehen; es ist also Aussicht auf weitere Aufträge vorhanden.

Hygienische Papierverwendung.

Von Dr. Goldschmidt.

Im Verein der Zellstoff- und Papierchemiker zu Dresden sprach S. Ferenczi über Papier und Hygiene. Wie die Ztschr. für angew. Chemie ausführt, eignet sich Papier für die mannigfaltigsten hygienischen Zwecke, da ihm, außer seiner Billigkeit und geringen Dicke, auch seine Reinheit, besonders seine Freiheit von Keimen und Ansteckungsstoffen zugute kommt. Man kann es außerdem aufsaugend machen und ihm heilkräftige oder keimfeindliche Stoffe einverleiben. Es spielt daher auf den Gebieten der Ernährung, der Hautpflege, der Kleidung, der Wohnung und der Krankenpflege eine sehr bedeutende Rolle.

Ernährung. Zum Verpacken von Nahrungsmitteln bedient man sich wohl immer weniger gebrauchten Papiere wie der Zeitungen, sondern verwendet frisches Papier in Form von Tüten und Beuteln. Vor Jahrzehnten begnügte man sich zu solcher Verpackung mit dem billigen Stroh papier, dann wurde dieses mehr und mehr durch das zähre Braunkholzpapier verdrängt, bis das helle, dünne Sulfittstoffpapier infolge seiner Zähigkeit und seines gefälligeren Aussehens, auch weil es sich besser zum Aufdruck der Firma eignet, für viele Zwecke an seine Stelle trat und auch heute noch im Kampf mit dem zähren, aber dunkelfarbigen Kraftpapier seine Stelle behauptet. Da namentlich die feuchten Lebensmittel mitunter in innige Berührung mit dem Papier kommen, so ist die Forderung berechtigt, daß zu solchem Papier nur reine Roh- und Halbstoffe verwendet werden. Nun genügen diesen Anforderungen alle in der Papierherstellung üblichen Halb- und Rohstoffe mit Ausnahme der benutzten alten Papiere und Pappen, soweit sie nicht bei der Wiederverwertung gekocht werden. Diese sollten deshalb von der Verwendung zur Umhüllung von feuchten oder fetten Nahrungsmitteln ausge-



Lastzug mit Spiegel und Plan (Neue Automobil-Ges. m. b. H., Berlin).

geschlossen sein. Das durchsichtige Pergamynpapier führte sich besonders zum Verpacken wohlriechender Genußstoffe, wie Kaffee, Tee, Kakao, ein, weil es die Ware luftdicht einschließt. Diese Luftdichtigkeit wird erhöht durch Tränken des Papiers mit Ceresin, Paraffin, Ozokerit und anderen chemischen, neutralen und geruchlosen, harten Fettstoffen. Solches Papier eignet sich auch besonders zur Verpackung von Medikamenten. — Sehr wichtig ist die Verwendung von fettgedichtetem Papier zur Verpackung von Butter, die dadurch viel versandfähiger geworden ist. Da aber diese Papiere meist etwas spröde sind, werden sie durch Glycerin geschmeidig gemacht. Der hohe Preis für Glycerin hat veranlaßt, daß man zu diesem Zwecke auch Traubenzuckerlösungen benutzte, aber dann können im Papier unter Umständen Schimmelvegetationen entstehen, welche den Geschmack und Geruch der Butter verderben. Ferner werden zum Geschmeidigmachen auch wasseranziehende Salze, wie Chlormagnesium oder Chlorkalzium, benutzt, welche aber der darin verpackten Butter einen bitteren Geschmack geben können. Es empfiehlt sich daher, zur Verpackung von Butter nur mit Glycerin getränktes fettgedichtetes Papier zu verwenden. Zur Verpackung von Fettstoffen wurde ursprünglich hauptsächlich Pergamentpapier benutzt, erst seit wenigen Jahrzehnten auch Pergamentersatz- und Pergamynpapier. Pergamentpapier wird auch zum Einhüllen von Seefischer verwendet, die in dieser Verpackung zwischen Eis viel länger frisch bleiben, als wenn sie lose zwischen Eis liegen. Fast alle Südfrüchte und auch die feineren inländischen Obstsorten kommen neuerdings stückweise in Seidenpapier verpackt auf den Markt. Papier ist ferner zur Verpackung von Lebensmitteln vielfach an die Stelle von Gewebesäcken getreten. In Amerika geht z. B. Mehl fast nur noch in Papiersäcken aus der Mühle heraus, allerdings sind dort kleinere Packungen im Großhandel üblich als bei uns. Die Papiersäcke haben außer der Billigkeit auch den Vorteil, daß in den Eisenbahnen, Schiffen, auf den Lastwagen usw. durch die Maschen des Gewebes kein Staub in das Mehl gelangen kann. Dasselbe gilt von der Versendung von Staubzucker. Für Milch und Bier hat man sich in Amerika bemüht, Flaschen aus Pappe einzuführen, die nach einmaliger Benutzung verbrannt werden. Ihrer Verwendung für Bier steht allerdings der hohe Druck in der Flasche entgegen. Bei uns hat man wenigstens die unhygienischen Kautschukringe der Milchflaschen durch paraffinierte Pappscheibchen ersetzt. — In der Küche wird Papier zum Filtrieren des Kaffees verwendet. Seit einigen Monaten ist in England das Kochen und Braten in Papierbeuteln stark in Aufnahme gekommen. Man rühmt der Methode größere Reinlichkeit nach. So bringt die englische Tageszeitung *The Daily Express* „Papakuk“-Kochbeutel aus Pergamentersatzpapier in den Handel. Die rohen Speisen werden mit entsprechenden Zutaten in diese vorher innen gefetteten Beutel getan, der Rand mehrfach umgeknüpft und dann in eine geheizte Muffel gesteckt, deren Temperatur durch ein Thermometer beobachtet und ständig gleich hoch erhalten werden muß. — Die „Sanogreshüllen“ von C. Lampert in Frankfurt a. M. bestehen dagegen aus Pergamentpapier. Durch das Kochen in diesen Hüllen sollen die bei der bisher üblichen Kochweise verloren gehenden Nährstoffe erhalten bleiben und damit der Nährwert der Speisen erhöht werden. Dies werde bewirkt, indem man den Zusatz von Wasser und Fett vermeidet. Wasser entzieht dem Fisch und Fleisch Eiweiß und andere Nährstoffe, dem Gemüse Nährsalze. Fett und Butter fördern das Braten nicht und beeinträchtigen oft den Wohlgeschmack und Wohlgeruch der Speisen. Für die Sanogreshüllen wird besonders reines und festes Pergamentpapier verwendet. Um jede Überhitzung unmöglich zu machen, baut Lampert den Sanogresofen, der es ermöglicht, die jeweils erforderliche Temperatur genau einzuhalten. Gekocht wird darin bei 100 Grad, gebraten bei 125 Grad. Diese Temperaturen schaden der Hülle nicht. — Eine weitere Verwendung von Pergamentpapier ist die zu Dürmen, die mit Erbsen und anderen Konserven gefüllt werden. — Beim Auftragen der Gerichte, als Unterlagen für Speisen, für Biergläser als Untersätze aus Holzstoff, dem auch härtende Mineralstoffe zugesetzt sein können, als Läufer und Servietten in Form des zähen, geschmeidigen Krepppapiers sowie als Serviettenhüllen spielt das Papier eine weitere Rolle. Wärmeschützer aus Pappe, welche über Gefäße mit Flüssigkeit gesteckt werden, erhalten deren Temperatur, mag sie hoch oder niedrig

sein, lange Zeit auf derselben Höhe. Auch zur Umhüllung der Thermosflasche, die diesen Zweck dank ihrer Herstellung aus doppelwandigem Glas mit luftleerem Raum zwischen beiden Wänden noch viel vollkommener erfüllt, werden Papphüllen verwandt. Wasserdichte Trinkbecher machen Gläser entbehrlich. Im amerikanischen Staat Massachusetts sind die Schulen und Eisenbahnen sogar durch Gesetz verpflichtet worden, die metallenen Becher bei den öffentlichen Brunnen durch Verteiler von wasserdichten Papierbechern zu ersetzen, welche auf einen Druck ohne Geldeinwurf einen Becher freigeben.

H a u p t f l e g e. Auch für die verschiedensten Zwecke der Hautpflege wird Papier verwendet. So das japanische Seidenpapier zum Abwischen des Gesichts von Staub, Schweiß und Schminke; mit Puder bestrichene Papierblättchen zum Auftragen von Reispuder, mit Seife getränktes Papier zum Waschen, gekrepptes Papier als Handtücher. Taschentücher aus Papier sollen bei den Japanern gang und gäbe sein, haben sich bei uns aber nicht eingebürgert, da man nicht recht weiß, wohin man sie nach dem Gebrauch werfen soll. Dagegen könnte man für Schulen, Kasernen, Spitäler und Genesungsheime solche Tücher aus Krepppapier leicht einführen, und die weggeworfenen Tücher könnten ebenso wie die papiernen Spucknapfe, die in solchen Anstalten vorhanden sind, täglich verbrannt und damit der Ansteckungsstoff beseitigt werden. — Auch Bettlaken und Bettdecken aus Papier sind von Erfindern häufig zur Benutzung in Spitälern und Gasthöfen empfohlen worden, weil sie nach der Benutzung verbrannt werden können, also vor Ansteckung Schutz gewähren. Sie haben sich aber nicht eingeführt, solange man diese Ersatzgegenstände aus gewöhnlichem Papier gemacht hat, weil diesen die Geschmeidigkeit und Porosität fehlt. Weite Verwendung findet das Abortpapier, das mitunter zur Verhütung oder Heilung gewisser Krankheiten mit chemischen Mitteln, meist desinfizierender Art, getränkt wird. Ferner sind Abortauflagen aus Papier im Handel. — Zur Verhütung der Uebertragung von Haarkrankheiten dienen die Friseurstuhlrollen aus Papier.

K l e i d u n g. Kleider aus Papier haben sich bei uns aus demselben Grunde wie Bettdecken aus diesem Stoff nicht eingebürgert. Die Japaner sollen ja Hemden und Jacken aus Papier tragen. Auch Kleider aus Geweben deren Fäden ganz oder teilweise aus Papier oder Papierstoff bestehen, konnten sich trotz ihrer Billigkeit und trotz der dafür gemachten Reklame nicht einführen. Ebenso erging es den Papierhüten, welche die Form von Strohhüten hatten, aber sich als zu steif oder hart erwiesen. Als Futter für Damenkleider wurde eine Zeitlang in Amerika und England gekreppter ungebleichter Sulfistoff verwendet. Dagegen hat sich die Papierwäsche ihrer Billigkeit halber eingebürgert und wird vielfach auf Reisen benutzt, weil sie weniger kostet als das Waschen von Leinenwäsche, man sie also nach der Benutzung wegwerfen kann. Ferner werden die inneren Sohlen billiger Schuhe aus brauner Holzpappe angefertigt, und aus demselben Stoff sowie aus Holzstoff werden Einlegesohlen zum Wärmen der Füße hergestellt.

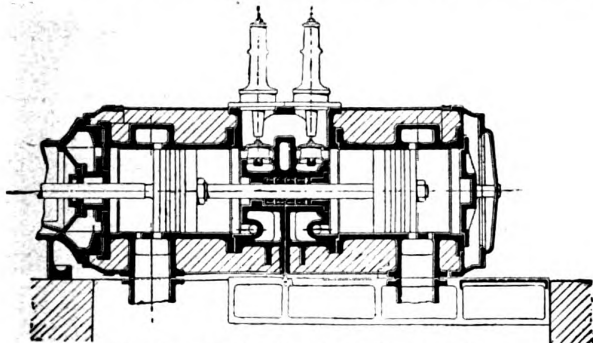
W o h n u n g. In den Wohnungen wird Papier zu Tapeten verwendet, die für Krankenhäuser, Kasernen, Schulen usw. auch in abwaschbaren Sorten geliefert werden. — Die Dachpappe ist eine billige, bei richtiger Wartung dauerhafte und feuersichere Dachbedeckung, ebenso die Asphalt- und Teerpappe, die auch zum Trockenlegen feuchter Mauern benutzt wird. Als Unterlage von Teppichen oder Stoffen, mit denen ganze Zimmer ausgelegt sind, benutzt man z. B. Teppichpappen oder Filzpappen.

K r a n k e n p f l e g e. In der Krankenpflege wird Zellstoffwatte an Stelle von Baumwollwatte häufig verwendet. Außer den täglich zum Verbrennen gelangenden Spucknapfen aus Pappe werden aus fester, lackierter Pappe abwaschbare Spucknapfe für den Dauergebrauch hergestellt. Die Adtsche Papierlackwarenfabrik in Forbach fertigt aus gleichem Stoff auch verschiedene Krankenhausgeräte, wie Urinale usw., Schienen für den Verband bei Beinbrüchen, unzerbrechliche Teller für Irrenanstalten, Bidets und Wannen für Fußbäder, an. Der Boden dieser Gefäße wird nicht sofort heiß oder kalt, wenn man kalte oder heiße Flüssigkeiten eingießt, sondern behält längere Zeit die Zimmertemperatur, dank dem schlechten Wärmeleitungsvermögen der Pappe oder des gepreßten Papierstoffes. Eimer aus Papierstoff erhalten keine Risse und werden nicht muffig.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Gleichstrom - Dampfmaschine. Wesentlich abweichend von der Bauart der Gleichstrom-Dampfmaschine, System Stumpf, ist diejenige der Aktiengesellschaft Kühnle, Kopp & Kausch, Frankenthal (Pfalz). Die Figur zeigt einen Schnitt durch den Zylinder einer KKK-Patent-Zweikolben-Gleichstrom-Dampfmaschine. Der Eintritt des Arbeitsdampfes erfolgt im Gegensatz zu der sonst üblichen Anordnung nicht



Abschnitt durch die Gleichstromdampfmaschine.

an den Enden des Zylinders, sondern in der Mitte, außerdem sind an Stelle eines langen Kolbens 2 Hohlgußkolben normaler Baulänge mit selbstspannenden Ringen in Anwendung gebracht. Durch die Verlegung der Dampfströmung in die Mitte fallen die in den Zylinderdeckeln auftretenden Wärmeverluste und die hohe Erwärmung des Rahmens fort. Die Vorteile, welche die beiden kurzen Zylinder der KKK-Konstruktion gegenüber den langen Zylindern der normalen Gleichstrommaschine in Bezug auf Betriebssicherheit, Dichtheit und Geradebleiben bei den hohen Temperaturdifferenzen zwischen Frischdampf und Abdampf aufweisen, sind allgemein bekannt. Ein Verziehen der kurzen KKK - Zylinder findet in weit geringerem Maße statt als bei langen Zylindern.



Durchführung des Kabels unter einem Bache.

Elektrotechnik.

AEG - Kabel in Japan. Kürzlich fand die Verlegung des Kabels statt, das in einer Länge von 26 km mit den erforderlichen Verbindungsmuffen, Endverschlüssen usw. von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft in Berlin an die Kobe Electric

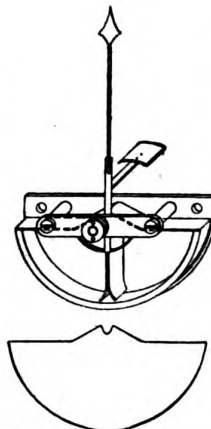


Abb. 2. Präzisions-Volt- und Amperemeter.

Dämpfung der Drehspule im Feld der Ringmagnete vollkommen aperiodisch gemacht (Abb. 1). Die elektromagnetischen Meßinstrumente dieser Firma erhalten die vollkommen aperiodische

Zeigereinstellung durch Anordnung eines nach beiden Seiten konkav ausgebildeten Doppelflügels (Abb. 2), der sich in der allseitig geschlossenen Dämpferkammer bewegt. Da die Teile nach dem Stanzverfahren hergestellt sind und zueinander ausgewechselt werden können, so nimmt die Fertigmontage und Eichung nur kurze Zeit in Anspruch.

Ligt Company in Japan geliefert wurde. Das Kabel ist nach der AEG-Zeitung eisenbandarmiertes, asphaltiertes Bleikabel mit Papierisolation und drei sektorförmigen, verseilten Kupferleitern von je 64,52 qmm Querschnitt für 11,000 Volt Betriebsspannung und dient zur Verbindung zwischen der Zentrale und zwei Unterstationen. Die Abb. zeigt die Verlegung nach der im Bau befindlichen Unterstation. Zehn Einphasen-Oel-Transformatoren von insgesamt 6250 KVA für 11.000/2200 Volt mit Schaltanlagen für die Unterstationen sowie die Schaltanlage für die Zentrale wurden von der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft geliefert.

Präzisions-, Volt- und Amperemeter (Ergänzende Mittlg.). Die auf Seite 18 Heft 30 beschriebenen Präzisions-, Volt- und Amperemeter der Gans & Goldschmidt Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin, sind durch die magnetische

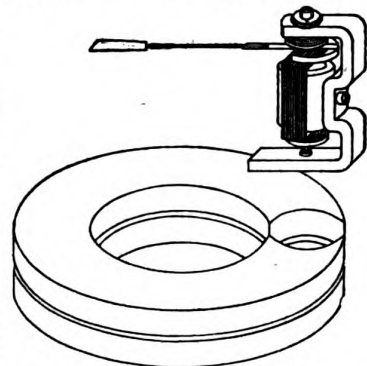


Abb. 1. Präzisions-, Volt- u. Amperemeter.

Werkstattstechnik.

Hämmer mit Schlagregulierung. Die fortwährend steigenden Arbeitslöhne sowie die Schwierigkeit, noch Leute zu finden, welche gewillt sind, das anstrengende Fallhammerziehen zu besorgen, haben vereinzelt zur Verwendung von Stangenfallhämmer geführt, während man andererseits mit Rücksicht auf die Kosten bestrebt war, die vorhandenen Riemenfallhämmer so weit zu vervollkommen, daß sie genau wie die Stangenfallhämmer durch geringe Bewegung eines Handhebels oder Fußtrittes gesteuert werden können, und zwar im allgemeinen durch den Schmied selbst, so daß nur ein Hammerführer nötig ist, wenn hohes Gewicht oder die besondere Form des Schmiedestückes dies bedingen. Im Laufe

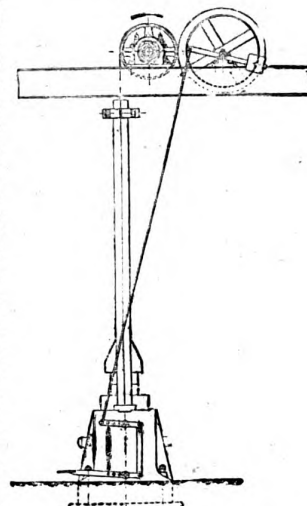


Abb. 1. Riemen-Fallhammer.

der Jahre ist eine ganze Anzahl diesem Zweck dienenden Konstruktionen entstanden, von denen die Vorrichtung der Firma Koch & Cie in Remscheid-Vieringhausen wegen ihrer Einfachheit, leichten Handhabung und sicheren Hubregulierung besonderes Interesse beanspruchen dürfte. Aus Abb. 1 ist die Anordnung an einem vorhandenen Riemenfallhammer ersichtlich. Die günstigen Resultate, welche damit in kurzer Zeit an über 100 Hämmern von 35–850 kg Bärgewicht und 3 m Fallhöhe erzielt wurden, veranlaßten genannte Firma neuerdings nach der Zeitschrift für praktischen Maschinenbau, den gleichen Antrieb in umgekehrter Anordnung auch an Hebelhämmern anzuwenden, welche durch

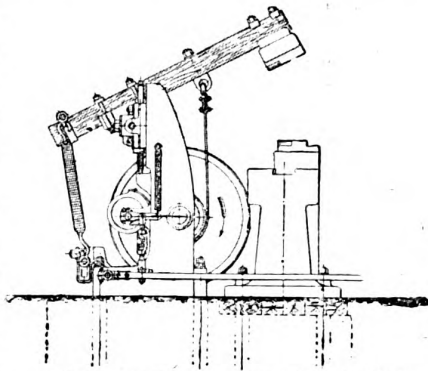


Abb. 2. Hebelhammer neuer Konstruktion.

eine oder mehrere Federn in gehobener Stellung gehalten werden, um sie durch Bewegungen eines Fußtrittes mit beliebiger Schlagkraft und jedem gewünschten Tempo

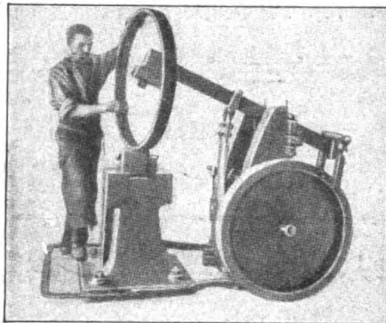


Abb. 3. Anwendung des Hammers.

niedergehen zu lassen. Derartige Hämmer eignen sich vornehmlich für Huf- und Wagenschmieden, Bau- und Kunstschlossereien, Reparaturwerkstätten, Maschinenfabriken usw. als mechanische Zuschläger; sodann sind sie aber auch vorteilhaft zur rationellen Massenerzeugung von kleinen Schmiedestücken in Eisen- und Stahlwarenfabriken sowie ähnlichen Betrieben, weil man damit wesentlich schneller arbeiten kann als mit Fallhämmern. Abb. 2 zeigt einen Hebelhammer der neuen Konstruktion in der Ausführung für allgemeine Schmiedearbeiten, während die Abb. 3 u. 4 verschiedene Anwendungen dieses Hammers erkennen lassen.

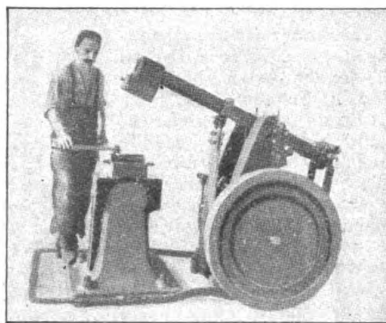


Abb. 4. Anwendung des Hammers.

Feuerungstechnik.

Glüh- und Härteöfen mit Ölheizung. Durch den hohen Gehalt an Wärmeeinheiten, welchen die Heizöle besitzen, und infolge des billigen Preises, zu dem sie auf dem Markt zu haben sind, arbeitet die Ölheizung bei Glüh- und Härteöfen wirtschaftlicher als die Beheizung mit Leuchtgas. Es dürfte sich daher in vielen Fällen empfehlen, bestehende Gasöfen für Ölheizung einzurichten. Die Umänderungsarbeiten sind meist einfacher Art, und da die zum Betrieb von Gasöfen verwendeten Hochdruckgebläse auch für Brenner mit Ölheizung benutzt werden können, ist eine derartige Änderung bestehender Gasöfen in allen jenen

Fällen empfehlenswert, in denen diese Öfen dauernd benutzt werden. An einer Ausführung, die wir der Werkstatttechnik entnehmen, soll gezeigt werden, wie vorhandene Gasöfen für Ölheizung eingerichtet werden können. In Abb. 1 und 2 ist dargestellt, wie ein kleiner Gasmuffelofen, der ursprünglich mit Gas gefeuert wurde, mit Ölheizung ausgerüstet worden ist. Die bei Gasfeuerung auf beiden Längsseiten des Ofens vorhandenen Brenner wurden beseitigt und die Brennerlöcher mit Schamotte ausgestopft. In die vordere Wand der unteren Verbrennungskammer wurde ein Loch von 50 mm gebohrt, welches sich nach hinten auf die Höhe der Verbrennungskammer erweitert und vor diesem Loch in der dargestellten Weise ein Ölbrenner befestigt. Zwecks Ausbeute der Abgase wurde der Ofen mit einem Überhitzer ausgerüstet, in welchem die abziehenden Gase zum Anwärmen der Verbrennungsluft Verwendung finden. Die letztere tritt an der bezeichneten Stelle oben in den Überhitzer ein und verläßt ihn unten, worauf sie zum Brenner geleitet wird. Ein Teil der Luft wird benutzt, um das Öl, welches sich in dem am Fuß des Ofens angeordneten

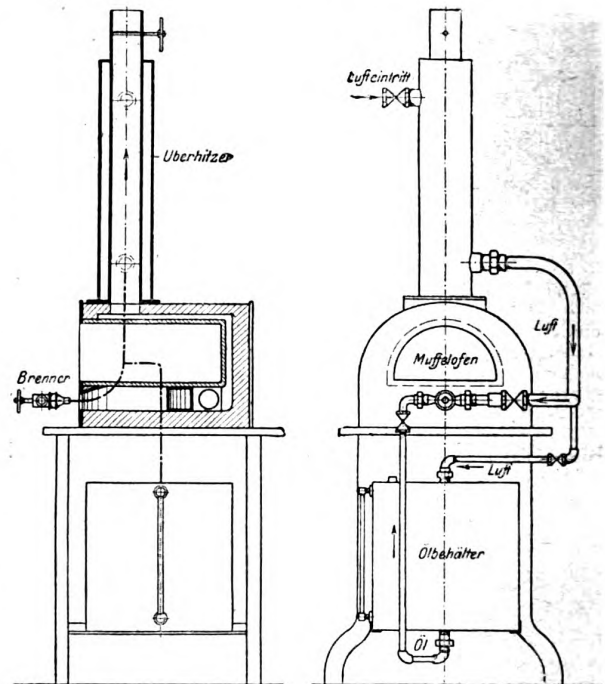


Abb. 1 u. 2. Muffelofen für Ölheizung.

Ölbälter befindet, zum Brenner zu drücken. Die Umänderungskosten dieses Ofens belaufen sich auf etwa 200 M. Bei einer Beanspruchung auf 1000 Grad C betrug der Gasbedarf stündlich etwa 10 cbm zu 13 Pf. gleich 1.30 M. Der Ölverbrauch beläuft sich indessen stündlich auf etwa 4 kg, was bei einem Kilopreis von 6 Pf. einem Betriebskostenaufwand von rund 25 Pf. entspricht. Die Ersparnisse betragen somit stündlich etwa 1.05 M., so daß bei einer zehnstündigen Betriebsdauer die Umänderungskosten des Ofens schon in weniger als einem Monat hereingebracht wurden. Die zu den dargestellten Umänderungsarbeiten erforderlichen Zubehörteile und Brenner werden von der bekannten Ölheizungsfirma Brüder Boye, Berlin C 2, geliefert.

Tauchtechnik.

Dräger-Taucher-Apparat. Der Dräger-Taucher-Apparat ist eine frei tragbare, schlauchlose Taucherausrüstung, er macht den Taucher unabhängig von der atmosphärischen Luft; der Apparat ist Luftregenerator und Sauerstoffversorger. Die vor seiner ersten abschließenden Konstruktion einzuleitenden Ermittlungen erstreckten sich deshalb in erster Linie darauf, in welcher Art des Tauchers Sauerstoffverbrauch und Kohlensäureausscheidung vom Wasserdruck

Beeinflußt werden. Die Erfahrungen, die das Drägerwerk in Lübeck bei dem Ausbau seiner Gas-Taucher-Apparate (Sauerstoff-Rettungs-Apparate) gewonnen hatte, waren günstige. Nach den Drägerschen Untersuchungen soll ein Atmungsapparat zum Füllen der Lunge bei schwerer Arbeit



Dräger-Taucher-Apparat von vorn.



Dräger-Taucher-Apparat von hinten.

pro Minute 50 Liter reine Luft liefern; der Apparat soll auf eine minutliche Abgabe von 2 Liter Sauerstoff eingerichtet sein, und er soll die etwa 94 Liter betragende Kohlensäuremenge, die der arbeitende Mensch in zwei Stunden ausatmet, vollkommen beseitigen. Die jahrelang fortgeführten Versuche bestätigten, daß der Mensch unter größerem

Druck nicht mehr Sauerstoff verbraucht als unter Atmosphärendruck. Feststellungen, daß es unter einem Druck von 2—3 Atmosphären unmöglich ist, mit dem gespitzten Munde zu pfeifen, daß unter 3 Atmosphären Druck phonetische Sprachstörungen eintreten und sich bei Versuchen in der Druckluftkammer beim Fallen von Gegenständen der stärkere Luftwiderstand deutlich wahrnehmbar zeigt, waren von untergeordneter Bedeutung. Auch die Kohlensäureausscheidung bewegte sich in dem früher ermittelten Rahmen. Die Ermittlungen gelten für Wassertiefen bis zu 30 Meter. Für die Konstruktion eines sicher funktionierenden mit Sauerstoff versorgenden Taucher-Apparates war demnach eine Anpassung der im Gas-Taucher-Apparat bewährten mechanischen Betriebsteile an den Wasserdruck erforderlich. Das ist erreicht worden. Die charakteristische Eigenart des Dräger-Taucher-Apparates erwächst aus folgenden Momenten: Der Taucher kann ohne Verbindung mit Land oder Schiff stundenlang unter Wasser arbeiten, wenn aus irgendeinem Grunde die Sicherheitsleine gekappt und die telephonische Verbindung unterbrochen werden mußte. Pumpen und ihre Bedienungsmannschaften fallen ganz fort. Der Taucher ist von einer Pumpenmannschaft unabhängig,

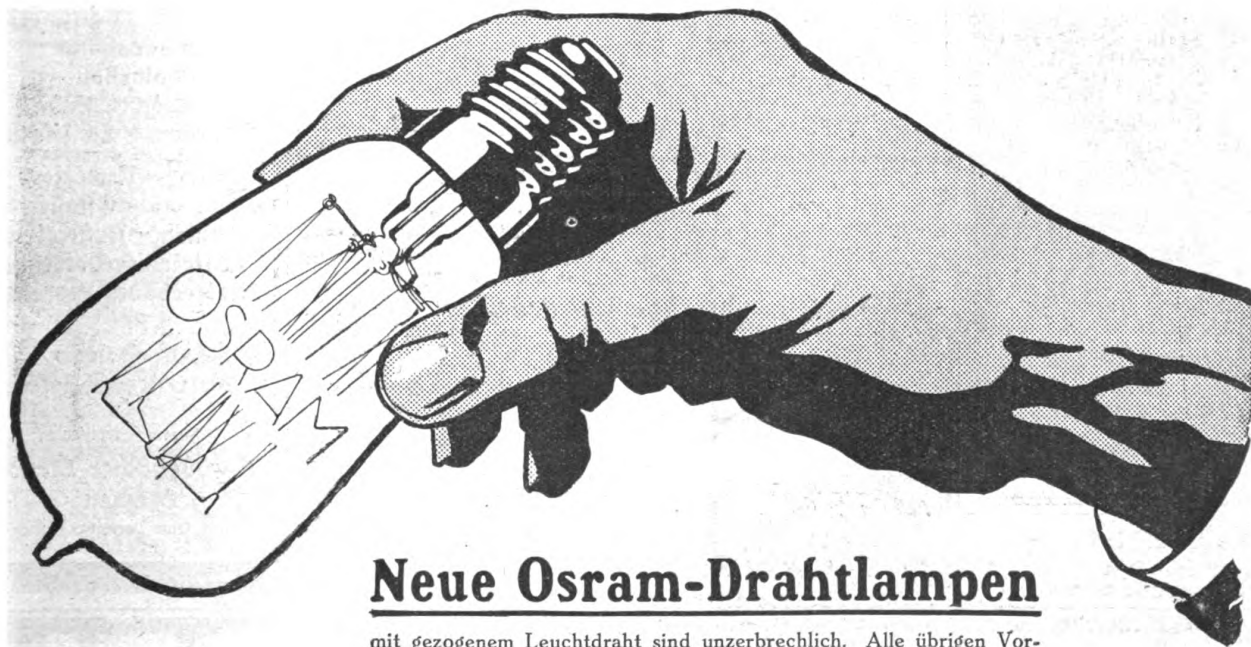
Neu erschienene Kataloge.

A. E. G. Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft, Berlin, Drehstrommotoren mit hohen Umlaufzahlen für Kreiselpumpen, Kompressoren und Gebläse.

C. H. Meffert & Co., Düsseldorf-Wersten, Triumph-Hausbacköfen und Räucherapparate, Triumph-Hacke mit Keilbefestigung, Schmierpressen und Graphit-Apparate für Dampfzylinder.

Mannesmann-Röhrenlager, G. m. b. H., Berlin NW., Heidestraße 37. Nahtlose Gasröhren, Dampfrohre mit Rechts- und Linksgewinde usw., Röhren für jeden Verwendungszweck.

Otto Pretzsch, Hannover-Linden (Inhaber Conrad Kein jr.), Putztücher für Maschinenbetriebe.



Neue Osram-Drahtlampen

mit gezogenem Leuchtdraht sind unzerbrechlich. Alle übrigen Vorzüge der Osramlampe — 70% Stromersparnis — wundervolles weißes und mildes Licht — außerordentlich lange Lebensdauer — bleiben in unvermindertem Maße bestehen. Osram-Drahtlampen werden für alle Spannungen und Lichtstärken von 0,25—1000 Kerzen geliefert. Jede echte Osramlampe muß die Inschrift „OSRAM“ tragen.

Auergesellschaft Berlin O.17

Theodor Timpe, Magdeburg, Fabrik milch-sanitärer Anlagen für Milch-Konserven, Anlagen für Kur- und Pflegeinstitute, Molkereien, Yoghurtfabrikation.

Hannoversche Maschinenbau-Actien-Gesellschaft, vormals Georg Egestorff, Hauptwerk Hannover-Linden, Zweigwerk Chemnitz, Broschüre über Dampfmaschinen mit Ventilsteuerung „Patent Lentz“, mit Diagrammen über Hub- und Dampfverbrauchs-Verhältnisse; Lentz-Regulator, Lentz-Dichtung, Lentz-Packung für Stopfbüchsen, die Lentz-Öl-Pumpe für Dampfhämmer usw.

Geschäftliche Notizen.

— Kammeröfen mit Regenerativbeheizung. System Koppers, Essen. Die Beheizung der Kammeröfen obigen Systems erfolgt durch ein heizwertarmes, billiges Generatorgas, welches in besonderen Generatorenanlagen erzeugt wird. Durch die vollständige Trennung der Erzeugungsanlage für das Heizgas von dem eigentlichen Gasofen ist es möglich, auf beide Einrichtungen die denkbar größte Sorgfalt bei der konstruktiven Durchbildung zu legen. Die Generatorenanlage wird mit den modernsten Drehrostgeneratoren ausgestattet, so daß man in der Lage ist, einen minderwertigen Brennstoff zu verwenden. Je nach der Wahl des Generators kann Kleinkoks von etwa 10 bis

25 mm und Koksgrus von 0—10 mm Korngröße, ferner bri-kettierte Braunkohle oder Rohbraunkohle äußerst rationell vergast bzw. verwertet werden. Die Kosten für die Ofen-beheizung stellen sich dadurch außerordentlich niedrig. Der Verkoksungsprozeß innerhalb der Kammern geht bei einer Temperatur, die über 1000° C liegt, vor sich, so daß die Verbrennungsprodukte die Heizkanäle mit der gleichen Temperatur verlassen. Um die in letzteren enthaltenen Wärmemengen zurückzugewinnen, erhalten die Gaskammer-öfen Regeneratoren, die abwechselnd von den Abhitze gasen und der zu erwärmenden Luft bzw. dem Heizgase durch- strömt werden. Dadurch, daß in den Regeneratoren der wärmespendende und der wärmeaufnehmende Körper den- selben Raum passieren, ist die Wirtschaftlichkeit eine un- erreichte große. Jede Ofenkammer hat ein besonderes Regeneratorsystem. Vor Eintritt des Heizgases in letzteres wird dasselbe einer zweckentsprechenden Reinigung unter- zogen, so daß Verlegungen und dadurch hervorgerufene Schmelzungen innerhalb des Ofens gänzlich ausgeschlossen sind. Die Gaserzeugung in Regenerativöfen System Koppers bringt zahlreiche Vorteile mit sich. Durch die äußerst gleichmäßige Beheizung der Ofenwände und infolge des Um- standes, daß der obere Teil der Kammer, in welchem sich das Gas sammelt, nicht beheizt wird und daher Zersetzungen vermieden sind, ist die Gasausbeute eine unerreichte hohe. Die aus Gasmenge und Heizwert gebildete Wertzahl wird im Kammerofen in voller Höhe des Analysenwertes ge- wonnen. Dem gleichen Umstande ist die wesentlich höhere

LEINS & Co.
STUTTGART
1856 GEGRÜNDET 1856



Fabrik für
Rolladen
aus Holz u. Stahlwellblech.
FENSTERLADEN
• Wellblech-Bauten •
• Eisenhoch- u. •
• Brückenbau •

Kataloge, Zeichnungen u. Muster
zu Diensten.

Reisszeuge
eigener Systeme
E. O. Richter & Co., Chemnitz i. Sa.

Neueste deutsche Selbstlade-Pistole

Walther's Patent

Automatisch

Konkurrenzlos dastehend
Hervorragende Treffsicherheit
Tadellose, garantierte Funktion

7 Schüsse Kalib. 6,35

Leicht und elegant — Bestes Material

Neueste, mustergültige Konstruktion
Beste deutsche Präzisions-Arbeit

Vereinigt in sich alle Vorzüge der zurzeit bekannten Systeme
Billigster Preis :::: Anfragen mit Angabe des Quantums
Lieferung nur an Grossisten und Exporteure.

G. & S. Schumacher G.m.b.H. Stettin (Deutschl.)
Waffen — Munition

Korrespondenz: Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch.



Unübertroffen



Als Neuheit fabrizieren

Reform-Eismaschinen

unerreicht in Leistungsfähigkeit und Billigkeit

Pyrophor-Taschen- und Tischfeuerzeuge
und Gasanzünder einfach bei dauernd sicherer Funktion in
jeder Preislage.

Bügeleisen und Kocher für Spiritus und Gasheizung.
Rohemaille in allen Farben für Schilder- und Geschirrfabriken.
Prospekte 0 gratis und franko.

Bergmanns Industriewerke Gaggenau/Baden.

Modelle jeder Art, bis zu den größten Dimensionen,
Miniaturmodelle für Ausstellungen
in Holz und Metall usw. liefert schnellstens
Modellfabrik Max Franke,
Düffeldorf W. 53, Thalstr. 116. — Telefon 5586.

Norddeutscher Lloyd Bremen

Schnell- und Postdampfer-
Verbindungen nach
allen Weltteilen

Von Bremen nach
New York + Baltimore
Philadelphia
Galveston
Kanada + Cuba
Brasilien + La Plata

Genua - New York
Bremen - Ostasien
Bremen - Australien
Mittelmeer-Verkehr
Nordseebäder-Verkehr
usw.

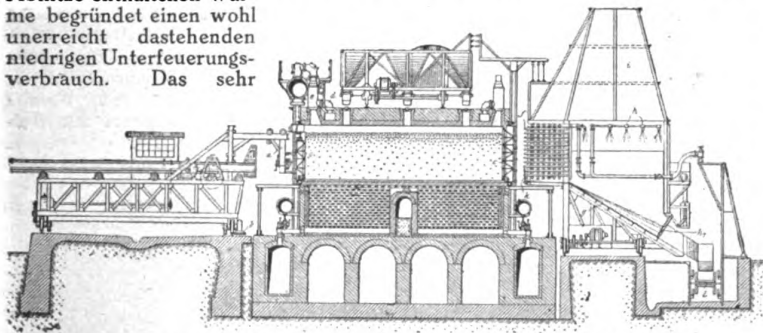
Reise-Schecks
Welt-Kreditbriefe

Auskunft erteilen
Norddeutscher Lloyd Bremen
und seine Vertretungen.

OPEL Motorwagen
Fahrräder
Man verlange Preisliste

OPEL
RUSSELSHEIM a. M.

Ammoniakausbeute, die der in Kokereibetrieben erzielten günstigen Ausbeute nicht nachsteht, zuzuschreiben. Der gewonnene Teer ist dünnflüssig, da er nicht mit festem Kohlenstoff, der von zersetzten Kohlenwasserstoffen herührt, behaftet ist. Die weitgehende Ausnutzung der in der Abhitze enthaltenen Wärme begründet einen wohl unerreicht dastehenden niedrigen Unterfeuerungsverbrauch. Das sehr



Kammerofen mit Regenerativbeheizung, System Koppers.

beschwerliche Entschlacken kommt bei den Drehrostgeneratoren vollständig in Wegfall, und der Brennstoffgehalt in der ausgetragenen Asche sinkt auf weniger als 1 Proz. hinab. Der mechanische Antrieb ermöglicht eine ganz gleichmäßige Heizgasproduktion von ebensolcher Beschaffenheit, was wieder eine einfache Bedienung der Oefen zur Folge hat.

Jede einzelne Kammer bildet gleichzeitig einen Ofen für sich und kann beliebig in Betrieb genommen werden; desgleichen können einzelne Kammern oder irgendwelche Gruppen auf längere Garungsdauer abgeschiebert und ganz außer Betrieb gesetzt werden; die Anpassungsfähigkeit an den schwankenden Gaskonsum ist infolgedessen unerreicht. Die einzelnen Ofenkammern werden unmittelbar aneinander in einer Größe bis zu 11 t Kohleninhalt, entsprechend einer Gasproduktion von 3500—4000 cbm in 24 Stunden, gebaut und bilden in ihrer Gesamtheit den sogenannten Ofenblock. Derselbe kann sowohl im Freien als auch unter Dach bzw. innerhalb eines Gebäudes errichtet werden.

— Magnet-Apparate und -Maschinen liefern u. a. (vergleiche den Artikel in dieser Nummer über Magnete und ihre Verwendung): Göppinger Magnetfabrik Carl Scholl, Göppingen, Württ. — M. Lengerer, Kirchheim u. Teck in Württ. — Gebrüder Holder, Netzingen, Württ. — Ernst Heinrich Geist, Elektrizitäts-A.-G., Köln—Zollstock, Hönningerweg 127. — Arthur Schneider, Leipzig-Stötteritz, Ferdinand-Jost-Straße 23a. — Augsburger Magnet-Fabrik A. Steidle vorm. E. de Syo, Augsburg, Hartmannstr. 7 — J. Stehle, Feuerbach (Württ.) — Ludwig Braun, Schmalkalden — Krefelder Stahlwerk Akt.-Ges., Krefeld — Heinrich Remy G. m. b. H., Hagen i. Westf. — Tigges & Co., Haspe i. Westf. — H. Kessler G. m. b. H., Oberlahnstein a. Rh. — Bergische Stahl-Industrie G. m. b. H., Remscheid — Ludwig Braun,

**Gasolin-Lampen,
Benzin-Lampen,
Hängeglühlicht.**

überall anwendbar. —
Lichtstärke jeder Flamme
ca. 100 Kerzen. Schöne,
geschmackvolle Muster.
Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl.,
Span. portofr. Wiederverkäufer gesucht.
Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

D.R.P. u.

HANSEAT

Nuten *Fräser*

SCHUTZMARKE.

verlangen Sie von Ihrem Werkzeug-
Lieferanten oder direkt
von **Crossel u. Co. Hamburg-Ottensen E.W.**

KINO Apparate und gesamtes Zubehör. Einrichtung
kompl. Kinematographen - Theater übernimmt

Adolf Sosna jr., Bremen 1

Lieferung sämtlicher photographischer Bedarfs-
artikel für Berufs- und Amateurphotographie. Force-Artikel: Brom-
silber-Papiere und -Karten, Trockenplatten, Chemikalien. Liste gratis.

Konsignationen aller Art Waren werden zum billigsten Provisionssatz promptmöglichst verrechnet.

ERZE Kohlen, Schwefelkiese, Kupfer-, Silber-,
Gold-, Eisenerze etc. — Kostenfreie Unter-
suchung. — Ratschläge, Ankauf u. Placierung
bei ersten Werken. Erbitte Muster u. Angabe des Quantums u.
Transportes. Finanzierung-Vermittlung v. Bergwerken. **Albert Aust, Hamburg.**

Konsignationen aller Art Waren werden zum billigsten Provisionssatz promptmöglichst verrechnet.

Löwenbräu München
Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropensicheres
Qualitätsbier

in der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein. Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszflog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

Beste Qualität Konkurrenzlose Preise

Feuerzeuge aller Art
p. 100 M 25.— b. 82.— Cereisen
Feuerzeug-Fabrik Quaas
Berlin-Steglitz W 7

echte billige Briefmarken
Alle verschieden!
100 Asien, Afrika, Australien M. 2.—
500 versch. nur M. 3.50 1000 versch. nur M. 11.—
100 Australien „4.— 2000 versch. „48.—
200 Engl. Kolon. „4.50 100 Franz. Kol. „4.50
60 Span. Kolon. „3.— 50 Alldeutsche „3.—
Max Herbst, Marken., Hamburg A.
Grosse illustr. Preisliste gratis und franko.

Blechbearbeitungsmaschinen
fabriziert als Spezialität
Carl Grübel,
Maschinen-
fabrik
Gotha.

WEGELIN & HÜBNER, HALLE a. d. Saale
Maschinenfabrik und Eisengießerei, Aktiengesellschaft.
Maschinen und Apparate für
Chemische Fabriken, Zuckerfabriken usw.

Extraktionsapparate für Sojabohnen usw. □ □ Eis- und Kühlmaschinen, auch für die Tropen.
Destillierapparate für verschiedene Zwecke. □ □ Verdampfapparate für Salpeterfabriken usw.
Filterpressen in Holz, Eisen und Bronze. □ □ Fettsäure-Destillations-Anlagen. □ □ □ □
Wasserpumpen, Luftpumpen, Kompressoren. □ □ □ □ Dampfmaschinen und Dampfkessel.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Schmalkalden, Thür. — G. Mäder & Müller, Schmalkalden, Thür. — Otto Gruson & Co., Magdeburg, Schönebecker Straße 66 — Gebr. Böhler & Co., Aktien-Gesellschaft, Berlin NW 5, Quitzowstr. 24 — Siemens & Halske, Aktien-Gesellschaft, Berlin SW 11, Askanischer Platz 3 — Robert Habermann, Heinrichs, Thür. — A.-G. Lauchhammer, Lauchhammer — Deutsche Maschinenfabrik A.-G., Duisburg — Emil Fichte, Steinbach-Hallenberg — G. Mankiewicz, Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 153 — G. B. Wiß Söhne, Kleinschmalkalden — Jos. Stehle, Feuerbach bei Stuttgart — Schenck & Liebe, Harkort G. m. b. H., Düsseldorf-Oberkassel — Aug. Kühnscherf & Söhne, Dresden — Schumanns Elektrizitätswerke Kom.-Ges., Leipzig-Plagwitz — C. Stange, Holle (Hannover) — Thüringer Magnet- und Stahlwarenfabrik Joh. Michael Kott, Schmalkalden.

— Flaschen-Etikettier-Maschinen. Von der Ausdehnung des Flaschenbiervetriebes in den letzten Jahren läßt sich eine annähernde Vorstellung machen, wenn man erfährt, daß es Brauereien gibt, an welche das Triplex-Werk Otto Vogel, Berlin O, in einem Jahre über 50 Stück seiner Flaschen-Etikettier-Maschinen „Original-Triplex“ lieferte; da jede dieser Maschinen für eine Stundenleistung von 2500 Flaschen bestimmt ist, wird erklärlich, daß diese Firma als ausschließliche Spezialität nur Flaschen-Etikettier-Maschinen fabriziert. Die Qualität ihrer Maschinen hatte zur Folge, daß das Werk mit der Ausdehnung des Flaschenbiervetriebes gleichmäßig wächst, zumal zurzeit einfachere Etikettier-Maschinen als die „Original-Triplex“ schwerlich erhältlich wären. An der Maschine bewegen sich über einem rotierenden Tisch eine Anzahl Klebstoff- und Etikettenbehälter durch gleichzeitigen Antrieb auf und ab. Die zu etikettierenden

Flaschen gelangen erst einzeln unter die Klebstoffbehälter, in der Fortbewegung dann unter die Etikettenbehälter und dann weiter unter Gummipolster, die das Andrücken der Etiketten auf die Flaschen besorgen. Durch diese einfache, sinnreiche Anordnung werden die einzelnen Flaschen gleichzeitig mit einem oder mehreren Etiketten versehen; eine Vorrichtung zählt automatisch alle etikettierten Flaschen und versieht die Etiketten auch mit dem Tagesdatum.

— Fritz Ziegenspeck, Berlin SW 68, Kürassierstr. 3. „Der deutsche „Effzett“-Außenbordmotor mit Boschmagnetelektrischem Hochspannungs-Zündapparat für Ruder- und Segelboote ist der einfachste, sauberste und zuverlässigste Bootsantrieb für Boote jeder Art.“ Dieser kleine Motor, der nur etwa 25 kg wiegt und 300—1000 Touren per Minute vorwärts und infolge Magnetumstellung auch rückwärts läuft, kann 6—12 Kilometer stündlich erzielen. Er ist dem Evinrude-Motor ähnlich, zeigt aber verschiedene bemerkenswerte Verbesserungen. Wird er nicht gebraucht, liegt er unten im Boot, im Bedarfsfalle wird er durch ein paar Schrauben hinten am Boot befestigt. Er wird besonders für Beiboote gute Dienste leisten, und der billige Preis (einschl. Werkzeug) von 450 M. kann ihm wohl Abnehmer sichern.

— Die Firma Herm. Hornig, Leipzig IX, Ranstädter Steinweg 44, bringt zur diesjährigen Herbstmesse einen praktischen Vervielfältigungsapparat unter dem Namen „Mul-



Stoffe

**f. Damen, Herren u. Kinder
direkt an Private.**

Billigste Preise, größte Ersparnis; schöne, reichhaltige Auswahl. — Muster portof. ohne Kaufzwang. Reste besonders billig.

Versandhaus
Kramer & Co.,
Ober-Wüstegiersdorf 56
in Schlesien.
Eigene Weberei. Zweigversandh. i. Oesterr.-Ungarn.

Solche hutfertigen Strausssfedern

kosten bei

H. Hesse Dresden Scheffelstr. 99/100

ca. 1/2 m lang

15 cm breit . . . nur 3 M.

18 cm breit . . . nur 6 M.

20 cm breit . . . nur 10 M.

25 cm breit . . . nur 20 M.

30 cm breit . . . nur 30 M.

3/4 m lang . . . nur 48 M.

1 m lang . . . 75 M.

Letztes Jahr
33,000 Sendungen expediert.
Gegründet 1893.

SPEZIALARTIKEL

Leichte silberne Messergriffe
in allen Größen 800 bzw. 900 gestempelt. Export nach allen Ländern

E. Dienst & Co., Berlin-Reinickendorf-Ost

Sommerstr. 13
Fernspr.: Amt Rein. 279.

Auf Verlangen
Mustergriffe gratis.

**prof. Dr.
Soxhlet's**

Nährzucker als Zusatz z. Kuhmilch bestbewährte Dauernahrung f. Säuglinge vom frühesten Lebensalter an, auch als Krankennahrung vorzüglich bei Magen- u. Darmstörungen von Säuglingen und älteren Kindern.

Verbesserte **Liebigsuppe** in Pulverform.

Nährzucker-Kakao, wohlschmeckend., kräftigend. Nährpräparat f. Genesende jed. Alters. in Dosen von 1/2 Kilo.

Nährmittelfabrik München, G. m. b. H., in Pasing.

Lieferung durch sämtliche Grossisten und Exporteure.

Angeordnete Firmen als General-Vertreter für einzelne Bezirke gesucht.

Kuhl & Klatt
Berlin S.O. 16

Pneumatist-Tretklaviere * Pneuma Elektrische Pianos

65/88 Standard Note

Mandolinen / Xylophon-Begleitung / Gelgen-Imitation

Schwerhörigkeit, Ohrgeräusche

werden beseitigt beim Gebrauch von ges. gesch. Gehör-Patronen. Äußerst bequem zu tragen. — Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. — Zahlr. Anerkennungen. — Prospekt gratis u. franko.

Hans Sieger, Bonn am Rhein.

toho" in den Handel. Der Multoho ist ein einfacher und praktischer Vervielfältigungsapparat für kaufmännische und technische Bureaus, für Architekten, Vereine und Private. Er eignet sich gleichermaßen für Vervielfältigungen von Handschrift, Maschinenschrift und Zeichnungen, die er mit einem Druck mehrfach wiedergibt. Auch wird dieser Apparat in allen gewünschten Größenverhältnissen geliefert. Natürlich kann sich auch jeder Laie Ansichtskarten und Schriftstücke anfertigen; der Multoho wird schon von M. 6.— an postfrei innerhalb Deutschlands und Österreichs geliefert. Voraussichtlich ist eine große Nachfrage nach dem vorteilhaften und dabei billigen Apparat, daher liegt es in jedermanns Interesse, sofort seine Bestellung zu machen, damit eine prompte Lieferung erfolgen kann. Musterblätter versendet die Firma auf Verlangen postfrei. Zur diesjährigen Herbstmesse sind diese Apparate in Leipzig, Petersstraße 44, im „Großen Reiter“, Aufgang C., I. Etage links, ausgestellt.

— Rex-Konservengläser und Einkoch-Apparate sind mehr denn je in diesem Jahre von den Hausfrauen bevorzugt, weil die Form und Ausführung derselben längst bewährt ist. Der Preis ist in Anbetracht der vorzüglichen Qualität ein sehr mäßiger. Bei der Konkurrenzprüfung deutscher Einnachgefäße wurden Rex-Gläser als die besten bewertet. Die berühmtesten Lehranstalten, wie Geisenheim, Dahlem usw., sowie die ersten Koch- und Haushaltungsschulen empfehlen und verwenden Rex-Konservengläser und Einkoch-Apparate. Es liegt im Interesse einer jeden Hausfrau, vor Anschaffung eines Apparates sich von der Rex-Konservenglas-Gesellschaft, Bad Homburg v. d. Höhe, aufklärende Schriften und Preise einzufordern.



— Bingen a. Rh. Das Rheinische Technikum ist eine höhere Technische Lehranstalt, die sich ausschließlich der Ausbildung junger Leute im Maschinenbau und in der Elektrotechnik widmet, und hat Spezialkurse im Automobilbau. Die Anstalt besitzt große Laboratorien für Maschinenbau wie für Elektrotechnik, eine bedeutende Modellsammlung, eine Funkenstation mit einer Reichweite von mehreren hundert Kilometer sowie eine besondere Werkstatt für Automobilbau. Mit dem Technikum ist eine Chauffeurschule verbunden. Die Anstalt besteht seit 14 Jahren, hat dauernd Zuwachs erfahren und wird zurzeit von 550 Studierenden besucht. Das Leben in Bingen ist angenehm und nicht teuer. Die Stadt zeichnet sich durch hervorragend schöne Lage und walddreiche Umgebung aus. Programme versendet die Anstalt kostenlos. Der Leiter ist in Fachkreisen bekannte Professor Hoepke.

— Goldenes Geschäftsjubiläum. Die bekannte Firma M. Brunn & Co., Bronzefarben-, Blattmetall- und Christbaumschmuck in Fürth in Bayern, konnte in diesen Tagen auf ein fünfzigjähriges erfolgreiches Bestehen zurückblicken. Besondere Aufmerksamkeit erweckt dieses Jubiläum schon aus dem Grunde, weil sie die erste Firma war, die durch Einführung ihrer „Exzelsior“-Bronzen und neuer Packungen einen Artikel schuf, der zu einem der lohnendsten im Drogen- und Farbenhandel zählt. Die Fabrikate sind sowohl im Inland als auch in allen überseeischen Ländern eingeführt. In der Abteilung für Christbaumschmuck schafft das Haus fortwährend effektvolle Neuheiten.

Wir machen auf den der heutigen Ausgabe beiliegenden Prospekt der Firma Dr. Theinhardt's Nährmittelgesellschaft m. b. H., Stuttgart-Cannstatt, über „Infantina“ und „Hygiama“ aufmerksam, den wir der besonderen Beachtung unserer Leser empfehlen.



TAUSENFACH VON AUTORITÄTEN EMPFOHLEN!

In Odessa und in St. Petersburg 1907 mit Goldenen Medaillen, in Antwerpen 1908 mit Ehrendiplom, den höchsten Anerkennungen prämiert.

In GARANTOL bleiben die Eier ein Jahr und länger frisch. Weder von außen noch beim Öffnen ist den Eiern anzusehen, daß sie nicht direkt von der Henne kommen. Geschmack und Geruch sind vorzüglich; das Weiße trennt sich leicht vom Dotter und läßt sich schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier

werden allen anders konservierten Eiern vorzuzogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

PREISE:

Paket A für 120 Eier 25 Pf.	Paket F für 2400 Eier M. 2.—
• B • 300 • 40 •	• G • 4500 • 2.50 •
• C • 400 • 50 •	• H • 6500 • 3.25 •
• D • 600 • 75 •	• J • 10000 • 4.— •
• E • 1200 • 125 •	ab Dresden.

Garantol ist auch in den Tropen bereits bestens erprobt, wie die regelmäßigen Nachbestellungen von dort beweisen. Garantol ist ein guter Export-Artikel nach dort, wo die Eierpreise Schwankungen unterworfen sind.

Garantol-Gesellschaft m. b. H., Dresden-19. Ew. Vertreter überall gesucht.



über 60 000 im Gebrauch.

Altbewährtes, anerkannt erstklassiges Fabrikat von vollendeter Tonschönheit.

D. W. KARN
Hamburg 36.



Stemple Dein Bild

sooft du willst, mit dem neuen **Photostempel**, welcher n. jeder Photographie hergestellt wird. Mit dies. kann m. viele Tausende absol. naturgetr. haarscharfer Stempelbilder a. Postkarten, Briefbogen, Visitenkarten etc. sich selbst herstellen. **Preis M. 4.50.**

Dein Bild als Stempel! Bestellung, nehme, alle einschlag. Handl. entg., sonst send. m. sein Bild u. 1 M. als Anz., Rest Nachn. d. Otto Spitzer, Berlin W 30. Ill. Prosp. Nr. 134 u. Probeg. grat.



„Benefactor“ verfolgt das Prinzip „Schultern zurück, Brust heraus!“

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion sofort gerade Haltung ohne Dehnung u. erweitert die Brust! Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.

Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Größe.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrlich. Maßang.: Brustumf., mäßig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserd.

Tailenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!

Man verlange illustr. Broschüre.

E. Schaefer Nchl., Hamburg 70 E.



Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Angel-Geräte

Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1.— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

Turbinen

(Syst. Haag, ähnlich den Francis-Turbinen). Hoher Nutzeffekt, laut Bremsprobe 83,8% erreicht. **Dauerhaftigkeit und Einfachheit dieser Turbinen stehen unübertroffen**, da einfachster u. billigster Wasserbau. Feinste Anerkennungsschreiben u. Referenzen. Kataloge gratis.

Friedrich Haag, Nürnberg 17!
Spezialfabrik für Turbinen seit 1870.

Extra-Preise für Private!



Für nur 2.50 M. vers. ich ein. gutgehend. Wecker mit nachtleucht. Zifferblatt. Nur 8.30 M. kostet eine echtsilb. Zylind.-Rem.-Uhr, 6 Rubis, mit doppelt. Goldr. Dieselbe la. 10 Rubis, nur 10 M. 2jährig. schriftl. Garant.

Reichillust. Pracht-Katalog gratis u. franko. Exporteure und Wiederverkäufer. verlang. mein. Engros-Katalog.

Hugo Pincus, Hannover 57.

Angel-Geräte Fischnetze

Prachtkatalog m. 1500 Illustration. kostenlos.
Chr. Brink, Bonn a. Rhein.

Feuerzeuge u. Reklameartikel. W. Stern, Köln 13, Lübeckerstraße 23.

Dr. med. Fichtels vegetables Diabetiker-Pulver

bei Diab. mell. von überraschender Wirkung
ohne Einhaltung strenger Diät. Rasche Ab-
nahme der Zuckerausscheidung, Verminderung
des Durstes, Hebung des Allgemeinbefindens.

Aerztliche Gutachten und Proben durch
S. Strauss, pharmazeutische Präparate, Hannover, Brüderstr. 6

Wie wird man schön?



Nur durch den Gebrauch von

„Klespa-Creme“

ges. gesch. Dieses neu entdeckte Schönheits-
mittel bewirkt einen schneeweißen, frischen
Teint u. verhindert Faltenbildung. Entfernt
unter Garantie Sommersprossen, Wimpern,
Misser, Sonnenbrand usw.

Um allem Mitleiden wirksam zu begegnen,
zähle bei Nichterfolg Betrag zurück.
Creme M. 2.50, die dazu gehörige Seife
70 Pf., inkl. Porto 3.40, Nachn. 3.60.
Ausland nur gegen Voreinsendung 3.70.

Paul Lange, Berlin C, Königstraße 38.

Landschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevoller
individuelle Erzieher, in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbstständigkeit, Pflichttreue u.
Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport,
Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einfähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u.
Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. nähr. Ausk. d. A. Kramer, Direktor.

Technikum Bingen a./R.
Maschinenb. Elektrof. Automb. b.
Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chauffeurkurse.

Godessberg Töchterpensionat
I. Ranges
Frau Dr. Brown
b. Bonn a. Rh.

**Dr. Koch's
Yohimbin-
Tabletten**
Flacon
à 20 50 100 Tabl.
M. 4.— 9.— 16.—

Hervorragendes Mittel bei vorzeitl. Nervenschwäche.

Dr. Fritz Koch, München XIX/270
Wien IX: Apotheke z. Austria, Währinger-
straße 18. Budapest VI: Turul-Apotheke.
Szonyi-ut. Zürich: Viktoria-Apotheke,
Vertreter in allen Ländern gesucht.

Gynin wasserlösliches antiseptisches
I. Irrigator, Bidet u. Frauen-
duschen. Kart. à M. 1.— u. M. 2.— mit 40% Rab. H. Unger, Chem. Lab., Berlin NW7, Friedrichstr. 91-92.

Sachsen-Altenburg.
Technikum 'Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-
Abteilungen. Maschinenbau, Elektro-
technik, Automobilbau. 5 Laboratorien.
Programm frei.

München Töchterpensionat mit
höch. Mädchenschule u.
Frauenschule; auch Ausbildung in
einz. Fächern. Schönst. Lage Münchens (VIII).
Nähr. durch Frau Direktor Sickenberger, Tregerstraße 44.
Ehemalig. Stotterer gibt umsonst
schwerer Auskunt, wie
man sich selbst vom Stottern befreien kann.
L. Warnecke, Hannover, Friesenstr. 33.

**Hygienische Bedarfs- u.
Krankenpflege-Artikel**
sowie alle anderen chirurgischen

Gummi-Waren
exportiert nach allen Weltteilen

Gustav Engel, Berlin, Potsdamer Straße 131.
— Kataloge gratis. —

KÄSE, tropenfest.
Meierei Heinrichthal, Radeberg III.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

A bzeichen Plaketten,
Preismedaillen, erstklassige Spezialfabrikation.
Berliner Medaill.-Münze O. Oertel,
BERLIN 43, Gollnowstrasse 13.

A FRANA-Nähmaschinen
aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. Biesolt & Locke, Meissner
Nähmaschinen-Fabrik. Meissen.

**A lkoholfreie
Natur-Weine**
Unvergorene Trauben- u. Obstsaft.
Ohne Konservierungsmittel — Tropenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10
(Rheinland).

A luminium-Kochgeschirre
in dauerhafter Ausführung, sowie sonst.
Massenartik. nach Muster od. Zeich.
Preis! grat. u. fr. Goll-Meissner Lampen- u.
Metallwarenfabrik vorm. Th. Herrmann, Meissen-R.

A nsichtskarten
nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen
Glass & Tuscher, Leipzig 150

A nsichts-Postkarten (nur Extra-An-
fert. v. Ansicht.
nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-
Ausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark.
Karl Braun & Co., Kunstst., Berlin 542, Ritterstr. 24.

A pparate Laugenes Schweiß-
en und Schneiden,
für Dampf- u. Kondenswasserent-
gung, f. Oel- u. Putzwollreinigung, etc.
Künneß & Köchel, G. m. b. H., Magdeburg 2.

A rchitekten u. Baumeister
erhalten Prospekt über vorzüg-
lich beurteilte Studienwerke von
Seemann & Co. Leipzig 14

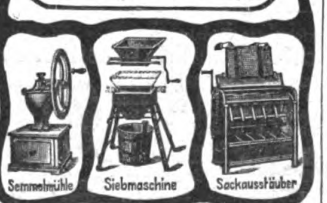
A utogene Schweiß- u. Schneideapparate
in höchst. Vollkommenheit, Tragbar,
Brüning & Co., Essen-Ruhr, Fahrbar.
Spezialfabrik für autogene Schweißung, Ortsfest.

A utomobile, Lloyd-Wagen
Norddeutsche Automobil- und
Motoren- Aktien- Gesellschaft, Bremen.

A UTOMOBILE LUXUS u. LAST
VOLLSTÄNDIGSTE KONSTRUKTION
LEBERUNG u. REPARATURWARTUNG
PAUL HEINRICH FÖRDEUS Wismar 171



B äckerel - Maschinen
als Spezialität:
Teig-Knet-Maschinen,
Teig-Teil-Maschinen,
sowie alle anderen Bäckerei-
und Konditorei - Maschinen
und -Gerätschaften
G.L. Eberhardt, Halle a. S. 38
Maschinenfabrik.
Katalog 76 gratis und franko.
Tüchtige Vertreter gesucht.



Jndulfs Puddingpulver
Hamburger Rote Grütze
Jndulfs Vanillinzucker
Altbacken als beste Fabrikate
M. Geis von Jndulfs & Co. Hamburg 49

B adewannen
Waschmaschinen, Staub-
sauger, Schornstein-Aufsätze. Oel- und Schmier-
kannen fabriziert als Spezialität
Louis Krauss, Schwarzenberg
No. 256 i. Sachs.

B aukasten „Matador“
Z. Bau bewegl. Maschinen u. Wagen
Probekasten kompl. m. 40 Verl. allhin portfr. 1 M.
(Matadorhaus) Berlin W 8, Friedrichstrasse 15L.

B aumkuchen Spezial-
geschäft
Max Sellge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71.
à Pfund versandt. (Bleicheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

B aumkuchen-Spitzen (D. R. W.
Feinstes Dessert-Gebäck! 153 109).
In all. Zon. haltb. Spez.-Firma Lbaum-
kuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf.
2,40 exkl. Porto. Albert Karius, Cöthen, Anhalt.

B eleuchtungskörperfabrik
Guss-, Treib- und Stanzarbeit,
NICKEL & FLEISCHMANN,
BERLIN SO. 260.

B enzín-Glühlicht
stehend u. hängend. Illustr. Preisliste gratis
Louis Runge, Berlin NO 18

**B erliner Sitzmöbel-
Industrie** G. m. b. H.
Neue Promenade 1, BERLIN.
Preisliste grat. u. frko.

B ier: Pschorrbräu München
Export-Vertr.: Paul Ed. Nötting & Co.,
Repsoldstr. 76, Hamburg. Spezialität:
Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in
Spezial-Metallfässern für die Tropen.

B ijouterien Gold- und
Silberwaren
Gumprecht & Collignon
Berlin S 42, Alexandrinerstr. 93/94

B ilder erstkl. farb. u. einfarb. Wie-
dergaben n. Motiv. aus der
Heimat als Wandschmuck. Farb. illust.
Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 1,50 portfr.
Clemens Kauffmann Kunstverlag,
Berlin SW 68, Friedrichstrasse 40 W.

B illardbälle. Neue Imitation,
nahtlos und mit
Elfenbeinmaserung. Größte Halt-
barkeit. Alle übrigen Billardartikel
Hilmar Kreher, Chemnitz.

B Josef Hentschel Nachf., Sebnitz i. S.
Blätterfabrik Spez.: Hüllaubrweige u.
Ranken, Dekorations-
stengel u. einzel Laub.

B lumengefäße,
Ton, antik, patiniert.
Dekorativ, billig, haltbar.
Eugen Taurat, Dresden 16.

B ronzefarben M. Brünn & Co.
Blattmetalle Metallfolien Fürth i. Bayern.

B riefmarken
Kohls Handbuch 1912
9. Aufl. — 2 Bände — M. 10.—
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 7.
Verlangen Sie unsere Mitteilungen.

**B uchbinderel-,
Buchdruckerei- und Karton-
nagen-Maschinen**
Walterwerke Maschinen-
fabrik m. b. H., Leipzig-Pl. LEIPZIG

DIE-WOCHEN

Nummer 36.

Berlin, den 7. September 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 36.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1489
Ueber die Fleischteuerung:	
I. Städtische Maßnahmen auf dem Gebiet der Fleischversorgung. Von Oberbürgermeister Dr. Wilms	1489
II. Die Teuerung vom Standpunkt des Produzenten. Von Staatsminister a. D. von Bobbels	1491
Das Daischenleben. Von E. le von Boetticher	1493
Jagdgäste. Blaudelei von Frh. Stomronnet	1494
Unsere Bilder	1495
Die Toten der Woche	1496
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1497
Gerald Bedhufen. Roman von Wilhelm Schaer. (Fortsetzung)	1505
Brot und Brotforten. Von Dr. Edold	1510
Wiener Bühnenlebens auf ihrem Sommerfisch. Von Ludwig Kinnenberger. (Mit 14 Abbildungen.)	1513
Deutsche Ballonfahrten: Frankfurt a. M. Von Margot Isbert. (Mit 7 Abbildungen)	1518
Familie Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1522
Ein deutsches Geflügel im fernen Osten. Von Dr. Frh. Wertheimer. (Mit 7 Abbildungen)	1525
Bilder aus aller Welt	1528



Die sieben Tage der Woche.

29. August.

Der König von Sachsen hält in Zeithain die Parade über die sächsische Armee ab.

Ein jungtürkisch gesinnter Teil der Gendarmerie in Konstantinopel versucht einen Putsch gegen die Regierung, die Meuterei wird jedoch im Keim erstickt.

In Columbus im Staat Ohio verübt eine anscheinend geistesgestörte Frau einen Ueberfall auf den Präsidenten Laft, wird aber festgenommen, bevor sie ihm etwas antun kann.

Aus Peking wird gemeldet, daß England an China die Forderung gerichtet hat, Tibet volle Selbständigkeit für die Regelung seiner inneren Angelegenheiten zu gewähren.

30. August.

Der Kaiser kehrt, völlig genesen, in Begleitung der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise von Schloß Wilhelmshöhe nach Berlin zurück.

Im türkischen Ministerium wird erklärt, daß die Pforte mit dem Verlauf der türkisch-italienischen Friedensverhandlungen in der Schweiz, die zwar unterbrochen wären, aber in wenigen Tagen wieder aufgenommen würden, zufrieden sei.

Aus Washington wird gemeldet, daß der amerikanische Kreuzer „California“ in Nicaragua 350 Matrosen und Marine-soldaten gelandet hat.

31. August.

Der Kaiser bringt bei einem Festmahl im Berliner Schloß einen Trinkspruch auf die Provinz Brandenburg aus, in dem er sagt, daß wir mit den heutigen Verhältnissen zufrieden sein könnten.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß sowohl die bulgarische wie die montenegrinische Regierung der Pforte friedliche Versicherungen gegeben haben.

1. September.

Auf dem Tempelhofer Feld bei Berlin wird in Gegenwart des Kaisers ein Feldgottesdienst abgehalten, an dem sich etwa 46 000 alte Soldaten, Mitglieder marktlicher Kriegervereine und Sanitätskolonnen, beteiligen.

In München stirbt, 54 Jahre alt, der Generalintendant des Hoftheaters Generalleutnant à la suite der Armee Freiherr Albert von Speidel (Portr. S. 1500).

Aus Singapore wird gemeldet, daß der englische Dampfer „Seamew“ das dort vor Anker liegende Kriegsschiff „Water-witch“ in den Grund gebohrt hat. Die Besatzung wurde gerettet.

Die chinesische Regierung lehnt in einer dem englischen Gesandten in Peking überreichten Note die englische Forderung, Tibet Selbständigkeit zu gewähren, ab.

2. September.

Der Kaiser hält auf dem Tempelhofer Feld die große Herbst-parade über das Gardekorps und das dritte Armeekorps ab (Abb. S. 1497). — Abends tritt er die Reise nach der Schweiz zur Teilnahme an den dortigen Manövern an.

Der amerikanische Gesandte in Mexiko berichtet nach Washington, daß die Aufständischen 2000 Amerikaner in Cananea umzingelt haben.

3. September.

Der Kaiser trifft in Zürich ein und wird von der Bevölkerung der festlich geschmückten Stadt mit Jubel begrüßt.

In Wien tritt der 51. Juristentag zusammen.

Aus London wird die amtliche Meldung übermittelt, daß die englische Regierung die formelle Forderung an Amerika richten wird, den Streit wegen der Panamafanalgebühren einem Schiedsgericht zu unterbreiten.

Durch eine Explosion schlagender Wetter werden auf der Grube „La Clarence“ im Departement Pas de Calais neunzig Bergarbeiter verschüttet, von denen nur zehn unverletzt gerettet werden, während die Mehrzahl das Leben verliert.

4. September.

Prinz Heinrich von Preußen trifft auf seiner Reise nach Japan in Tsingtau ein.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß 1400 Aufständische unter dem Befehl des Generals Orozco die Stadt Tienaga besetzt haben, ohne den geringsten Widerstand zu finden, da die aus Bundestruppen bestehende Besatzung in die Berge entflohen sei.

Ueber die Fleischteuerung.

I.

Städtische Maßnahmen auf dem Gebiet der Fleischversorgung.

Von Oberbürgermeister Dr. Wilms, Bosen.

Im letzten Jahrzehnt ertönt häufiger als früher die Klage über zu hohe Fleischpreise. Der Herbst des Jahres 1912 scheint die bösesten Zeiten der Fleischnot übertreffen zu wollen. Unter hohen Fleischpreisen leiden die Bewohner der Städte am meisten. Es ist daher verständlich, wenn die kommunalen Verwaltungen auf Maßnahmen zur Erleichterung des Notstandes sinnen. In den teuren Zeiten 1905-06 und später wiederholt, hat der Deutsche Städtetag bzw., wenn er nicht versammelt war, sein Vorstand Eingaben wegen Zulassung von Vieh aus dem Ausland und der Einfuhr von Fleisch aus dem Ausland an die Reichsregierung gerichtet. Zahlreich sind auch z. Bt. wiederum die Anträge aus den städtischen Verwaltungen an die Reichsregierung.

Die städtischen Verwaltungen können ihrerseits auf dem Gebiet der Fleischversorgung nur verhältnismäßig wenig tun. Das Wort: kommunale Fleischversorgung mag gut klingen, hat aber wohl auf ferne Zeit noch keine Aussicht auf Verwirklichung. Daß vielleicht einmal, wenn große Produzenten- und Konsumentenorganisationen sich bilden sollten, die kommunalen Verwaltungen dabei eine führende oder mitbestimmende Rolle spielen werden, liegt nicht außerhalb der Möglichkeit.

Immerhin können die kommunalen Verwaltungen auch unter den heutigen Verhältnissen einiges tun, um einerseits die Anlieferung von Vieh in die Städte zu erleichtern und andererseits auf übermäßige Fleischpreise einen gewissen Einfluß auszuüben.

Auf beiden vorerwähnten Gebieten ist das statistische Material lückenhaft. Selbst wenn man das Material der beschränkten Anzahl von Viehhöfen, die für die Viehverordnung eine Rolle spielen, für richtig ansieht, ist damit noch kein Überblick über die Viehpreise auf dem Land gewonnen. Der Weg vom Viehproduzenten zum Viehkonsumenten ist in den verschiedenen Landesteilen und auf den verschiedenen Viehhöfen nicht der gleiche. Der weiteste Weg ist der vom Produzenten über den Einkaufsmakler, Großviehhändler, den Großviehslächter zum Metzger. Da jeder verdienen will, fallen die Spesen beim Konsumpreis ins Gewicht. Der Zwischenhandel leistet auf dem Gebiet der Viehverorgung gewiß manche gute Dienste, aber wenn die Spesen für Übermittlung bzw. den Handelsaufkauf entstehen, dürfte das wohl ausreichend erscheinen vom Standpunkt des Konsumenten aus.

Aus diesem Gesichtspunkt heraus hat man verschiedentlich versucht, Viehverorgungsstellen und landwirtschaftliche Verkaufsstellen einzurichten, letzteres besonders in Süddeutschland, z. B. in Nürnberg und München. Schwierig liegen auf dem Gebiet des Viehhandels und auch nicht selten im Fleischergerwerbe die Kreditverhältnisse. Teurer Kredit verteuert die Preise des Fleischers. Abhängigkeit vom Großhändler oder Großschlächter ist unerwünscht. Viehhofskaufen und dergleichen können hier helfend und erleichternd einspringen.

Einzelne Kommunen haben versucht, selbst an der Viehproduktion teilzunehmen. Wo eine Trennung der Abfälle nach Küchen- und sonstigem Hausabfall vorgesehen, läßt sich das Küchenmüll zur Schweinemast verwenden. Charlottenburg hat auf diesem Gebiete einen Versuch gemacht und liefert das Küchenmüll an eine Privatgesellschaft zum Zweck der Schweinemast. Berlin hat dem Unternehmen nach seit vorigem Jahr auf seinen Riefelfeldern Schweinezucht begonnen. Interessant ist der Versuch von Ulm und Neu-Ulm, die einen Vertrag mit der Gesellschaft für rationelle Schweinezucht in Weißenhorn geschlossen haben. Die Kosten des Baus der Mastanstalt, die von der Genossenschaft getragen worden sind, werden von der Stadt verzinst. Die Futterkosten schießt die Stadt unverzinslich vor; die Deckung erfolgt durch Abnahme der Schweine, die für das Stück mit 60 Mark versichert, mit 50 Mark für den Zentner Lebendgewicht abgenommen werden. Der bayerische Staat hat sich für die Angelegenheit ebenfalls interessiert und die Genossenschaft finanziell subventioniert. Auch Karlsruhe und Lübeck machen Versuche auf dem Gebiet der Schweinemast. Wenn alle deutschen Städte z. Bt. über ein größeres Quantum eigener Schweine in städtischen oder vertraglich abhängigen Schweinemästereien ver-

fügten, so würde das für die Versorgung mit Schweinefleisch im Reich nicht ohne Bedeutung sein.

Die Einfuhr von Vieh aus Deutschland benachbarten Staaten ist in Zeiten der Fleischnot von vielen Kommunen erbeten worden. Mit französischem Fleisch hat man in Süddeutschland Versuche gemacht, die aber nur einige Monate gedauert haben. Für Österreich ist eine beschränkte Ausfuhr nach Deutschland gestattet, für Rußland hinsichtlich der Schweineinfuhr nach Oberschlesien. In Zeiten übermäßig hoher Fleischpreise dürfte eine vermehrte Zulassung von Vieh aus den Grenzbezirken bei Wahrung aller sanitären und veterinären Vorschriften von den Kommunen sicherlich mit großer Freude begrüßt werden.

Was den Transport von Übersee betrifft, so würden für uns wohl in erster Linie die Kolonien in Frage kommen. Da aber lebendes Vieh durch den Transport nach den amerikanischen Erfahrungen sehr leiden würde, wird die Einfuhr von Vieh aus unsern Kolonien wohl ebenso wie für England die Einfuhr aus Argentinien und Australien in Form des Gefrierfleisches zu geschehen haben, auf die später noch mit einem Wort eingegangen werden wird.

Die Tarifffrage spielt für die Viehzufuhr aus dem Ausland, besonders für weit im Inland gelegene Städte, eine große Rolle. Tarifierleichterungen müßten bei Notständen von der Eisenbahn bewilligt werden. Eine Anfrage dieser Art ist, soweit mir bekannt, seitens der Eisenbahnverwaltungen ergangen. Die Angelegenheit scheint aber nicht sehr dringlich behandelt zu werden, da die Frist für die Antwort auf die Ermittlungen bis zum 25. September gestellt ist.

Wie wir gesehen, kann auf dem Gebiet der Viehverorgung der städtischen Bevölkerung die Kommune nur ziemlich wenig leisten. Aber auch auf die Fleischpreise kann sie nur in sehr beschränktem Maß einen Einfluß ausüben.

Sie kann zunächst versuchen, bei steigenden Fleischpreisen der Bevölkerung billige Nahrungsmittel zu verschaffen, die einen gewissen Ersatz für Fleisch bieten. Dementsprechend haben in Zeiten hoher Fleischpreise die kommunalen Verwaltungen den Verkauf von Seefischen in eigener Regie in die Hand genommen oder durch Unterstützung privater Genossenschaften oder Seefischhändler gefördert.

In den Zeiten genügender Viehanfuhr haben die Städte versucht, einen Einfluß auf die Bildung der Fleischpreise durch die Metzger zu gewinnen. Schon das Interesse der städtischen Verwaltung für die Fleischpreise pflegt vielfach günstig zu wirken und ziemlich häufig zu Verhandlungen zwischen den Vertretern des Fleischergerwerbes und der städtischen Verwaltungen zu führen.

Vor der Gewerbeordnung pflegte man in Bayern Tagen für die Fleischpreise aufzustellen. Polizeiliche Verpflichtungen zum Aushang von Fleischpreisen bestehen in Bayern heute noch. Chemnitz hat mit einem Versuch in letzterer Hinsicht bei den höchsten Gerichten kein Glück gehabt. Stuttgart hat mit der Innung Vereinbarungen getroffen, auf die im einzelnen nicht eingegangen werden kann, zumal die Vereinbarung inzwischen wieder aufgehoben worden ist.

Die weitestgehende Maßnahme gegen hohe Fleischpreise der Metzger liegt in der Inhandnahme der Schlachtungen durch die Stadt selbst. Wien hat einen solchen Versuch gemacht, allerdings nicht mit günstigem Erfolg.

Budapest soll in Erwägungen über ähnliche Maßnahmen stehen. Freiburg hat eine Zeitlang selbst Schlachtungen vorgenommen und aufgegeben, als die Metzger mit ihren Preisen zurückgingen.

Man hat auch vereinzelt auswärtige Metzger von Stadt wegen zugezogen, um einen billigeren Verkauf von Fleisch zu erreichen.

Bei allen diesen Maßnahmen ist über die genannte Spannung zwischen Vieh- und Fleischpreisen viel geredet worden. Man hat Probeschlachtungen vorgenommen, um die Angemessenheit der Fleischpreise zu prüfen und dergleichen mehr. Einzelne Versuche auf diesem Gebiet beweisen wenig. Rasse, Qualität des Stück Viehs, Gewicht und dergleichen sind von wesentlichem Einfluß auf die Resultate, ebenso wie die Art und Weise, wie ein Stück Vieh zerlegt wird. Trotz der Meinungsverschiedenheiten, die hinsichtlich des Nutzens der Fleischer bei der Viehverwertung bestehen, muß bei sachlicher, ruhiger Auffassung der Frage, je länger, desto mehr, eine Verständigung sich erzielen lassen, besonders dann, wenn die Fleischer nicht mit dem Mißtrauen an die Entschließungen der Stadtverwaltungen herangehen, daß man ihr Gewerbe durch zu weit gehende kommunale Maßnahme beeinträchtigen wolle.

An den augenblicklich hohen Fleischpreisen sind die Fleischer nicht schuld. Die Viehpreise haben eine Höhe erreicht wie kaum je zuvor. Wenn man auch nach den Erfahrungen des vorigen Jahres mit einer Preissteigerung in diesem Herbst rechnen mußte; daß sie so hoch werden würde, war nicht zu erwarten.

Die kommunalen Verwaltungen können daher bei der heutigen Lage der Verhältnisse nicht an die Tür der Metzger anknöpfen, um eine Ermäßigung im Interesse der städtischen Konsumenten zu erlangen, sondern sie müssen an das Tor der Reichsregierung anknöpfen, damit vorübergehend wenigstens für die Zeit des Notstandes Abhilfe geschaffen werde durch die Zulassung von Vieh und frischem Fleisch aus benachbarten Staaten, selbstverständlich insoweit dort unter günstigeren Bedingungen wie in Deutschland Vieh aufgetauft werden kann. Ob letzteres möglich, mag die Reichsregierung abwarten. Stellt sich der Versuch als unmöglich heraus, so trägt sie wenigstens keine Verantwortung der fleischkonsumierenden Bevölkerung gegenüber. Auch wäre es wohl unbedenklich, in Zeiten so hoher Viehpreise die Zölle auf Gefrierfleisch vorübergehend zu ermäßigen, um dessen Verwertung in den Kommunen zu erleichtern. Für die Zukunft aber sollte man Sorge tragen, daß der überschüssige Viehbestand in Südwestafrica, wo die Farmer über mangelnden Absatz ihres Viehs klagen, für den Import im Mutterlande als Gefrierfleisch nutzbar gemacht würde. Die heimische Landwirtschaft hat sicherlich in erster Linie Anspruch auf die Versorgung des heimischen Marktes mit Vieh. Wenn sie aber anerkanntermaßen einen gewissen Prozentsatz in normalen Zeiten und einen sicherlich viel höheren in Zeiten der Fleischnot nicht befriedigen kann, so dürfte gegen eine kontingentierte Einfuhr der fehlenden Fleischbestände aus unsern Kolonien auch von dem Standpunkt des Viehproduzenten aus nicht viel einzuwenden sein. Wenn die kommunalen Verwaltungen mit ihren Wünschen bei der Reichsregierung nach den früheren vergeblichen Versuchen Erfolg haben sollen, dürfen sie aber nicht nur leise klopfen, sondern müssen laut und vernehmlich pochen, sonst wird ihren Wünschen schwerlich aufgetan!

II.

Die Teuerung vom Standpunkt des Produzenten.

Von Staatsminister a. D. von Podbielski.

Von der fortschreitenden Bildung der Bevölkerung sollte man erwarten, daß sie ein weitgehendes Verständnis für das Erwerbsleben der verschiedensten Klassen untereinander herbeiführe, von der fortschreitenden Kultur sollte man erwarten, daß die politischen Parteien sowie die Presse ihre vornehmste Aufgabe darin erblickten, dieses Verständnis zu mehren und zu fördern, nicht aber Zwietracht in das wirtschaftliche Erwerbsleben des Volkes zu tragen und nicht durch Verhegung und Verächtlichung Unfrieden zu stiften zwischen Bevölkerungsschichten, die naturgemäß als Angehörige eines Volkes für das Gedeihen des gesamten Vaterlandes Schulter an Schulter zu kämpfen verpflichtet sind.

Heute liest man in vielen Zeitungen: das Pfund Schweinefleisch kostet am Berliner Viehhof 85 Pfennig, der höchste je dagewesene Preis. Wer ist daran schuld? Der böse Produzent, der böse Agrarier, der als Wegelagerer dem harmlosen Städtebewohner das Letzte nehmen will. Wie ganz anders sieht es tatsächlich im wirtschaftlichen Leben aus. Die Erzeugnisse der Landwirtschaft sind, sei es Körnerbau, sei es Viehzucht, das Produkt der Handarbeit. Steigende Löhne müssen naturgemäß auch höhere Produktionskosten bedingen. Hat denn der Arbeiter in der Stadt allein das Recht auf ansteigende Löhne, und soll der Landarbeiter mit erheblich geringeren Löhnen zufrieden sein? Das trifft nicht zu. Der steigende Lohn der Arbeiterbevölkerung in den Städten bedingt auch ein Steigen der Löhne in der Landwirtschaft und damit eine Vermehrung der Produktionskosten.

Freilich, wenn wir die Freude haben, öfter in der Sommerzeit die Bewohner der Städte bei uns auf dem Land zu sehen, dann hören wir oft die Worte: „Wie müssen Sie reich sein bei solchem Stand der Saaten, bei diesem großartigen Ergebnis Ihrer Kartoffelfelder.“ Der Städter vergißt, wie vieler Hände Arbeit notwendig gewesen ist, um diese Getreidefelder und Kartoffelfelder so weit zu bringen, und wieviel Handarbeit noch notwendig ist, um das gewonnene oder gewachsene Getreide zu mähen und einzufahren und die Kartoffeln mit der Hacke aus dem Boden zu gewinnen. Kommen nun widrige Witterungsverhältnisse hinzu, so ist oft die ganze Ernte, wie auch in diesem Jahr, mit Bezug auf die Ertragnisse in Frage gestellt.

Vielfach ist auch in der städtischen Bevölkerung die Meinung verbreitet, daß die Landwirte durch Trustbildungen einen Einfluß auf die Preise zu üben vermöchten.

Das ist aber völlig ausgeschlossen. Allein das offene Marktangebot und die Nachfrage sind die einzigen Grundlagen für den Verkauf landwirtschaftlicher Produkte.

Heute ist man entrüstet in den Städten über die hohen Fleischpreise, und man vergißt, daß im vorigen Jahr die Kartoffeln viermal so teuer waren wie jetzt. Man vergißt, daß die Tonne Roggen im vorigen Jahr einen Preis von 190 Mark erzielte, während sie in diesem Jahr für zwanzig Mark weniger, also für 170 Mark käuflich ist. Freilich sieht man das der Semmel des städtischen Bäckers nicht an, sie folgt diesen Preisschwankungen nicht. Sie wurde bei einem Roggenpreis von 190 Mark sehr klein und ist so

klein geblieben und wird so klein bleiben, obwohl der Roggen erheblich billiger geworden ist. Bedauerlich genug ist es, daß der Konsument zwar deutlich die Zeiten der Teuerung merkt, daß aber der Händler sich nicht für verpflichtet hält, bei günstigeren Einkaufsverhältnissen mit dem Preis der Ware herunterzugehen. Schlechte Ernten erhöhen die Preise der Nahrungsmittel, gute Ernten pflegen sie nicht zu erniedrigen.

Meiner Ansicht nach bedingen die dauernd steigenden Arbeitslöhne unabwieslich eine Erhöhung der Produktionskosten und damit eine Erhöhung der Gesamtpreise für Getreide und Vieh, ganz unabhängig davon, ob Zollschranken oder sonstige Verkehrserleichterungen das Eindringen ausländischer Produkte hindern.

Auch jetzt wieder erschallt der Ruf: Öffnet die Grenzen, laßt fremdes Vieh, laßt Gefrierfleisch für die darbenende Bevölkerung der Städte ein! Schaut man näher zu, so wird man sehen, daß die Schlächter naturgemäß bestrebt sind, ihre Erwerbsverhältnisse nicht zu verschlechtern, nur für die Einföhrung lebenden Viehs sind, denn die Einföhrung von Gefrierfleisch kann nicht in ihrem Interesse liegen.

Wenn wir zunächst die Einföhr von lebendem Vieh ins Auge fassen, so liegt zweifellos die Gefahr sehr nahe, daß die wertvollen Bestände unseres nationalen Besizes an lebendem Vieh durch die ziemlich sicher erfolgenden Infektionen von Krankheiten, die das eingeföhrte Vieh mitbringt, gefährdet werden. Aber auch der Absatz des produzierten Viehes kann leicht in Frage gestellt werden, wenn die nationale Viehzucht nur mit Schaden betrieben werden kann. Wenn der Landwirt einsieht, daß die Produktion des Viehs ihn mehr kostet, als er auf dem Markt erzielen kann, bzw. daß ihm kein Verdienst bleibt, so wird er die Viehzucht immer mehr und mehr einstellen. Wir gebrauchen aber unbedingt die heimische Viehzucht für unsere Armee, wir können im Fall eines Krieges nicht darauf rechnen, daß uns aus dem Ausland Vieh für die Ernährung unserer Soldaten zugeföhrt wird. Wir müssen die Sicherheit haben, aus unseren Beständen die Feldarmee ernähren zu können. Wohl können wir Weizen und Roggen, wohl können wir Hafer und andere Getreidearten auf lange Zeit hinaus aufspeichern. Das lebende Vieh dagegen gestattet das nicht. Die Erfahrung hat gelehrt, daß der deutsche Soldat wohl auf ein paar Tage hinaus mit Konserven ernährt werden kann, daß er aber auf die Dauer die Verpflegung mit frischem Fleisch fordert. Nach den Erfahrungen unserer Kriege ist es notwendig, dem Soldaten im Feld in Betracht der großen körperlichen Anstrengung und der gesteigerten Anforderungen an die Leistungsfähigkeit eine höhere Fleischportion zu geben. Andererseits muß im Hinblick auf die nicht immer zu übersehenen Operationen der Armee und ihre schwankenden Bewegungen die dreifache Portion Fleisch für jeden Streiter bereitgehalten werden. Hieraus ergibt sich ein ganz enormer Bedarf an frischem Fleisch, und ich möchte die Frage aufwerfen: Hält es der Bewohner der Städte für möglich, daß ein Landwirt auf die Dauer die Viehzucht in ausreichendem Maß betreiben wird, wenn sie nicht wenigstens einen bescheidenen Gewinn in Aussicht stellt? Der einflußreichste Minister der Landwirtschaft wird auf die Dauer mit den schönsten Reden und mit den wohlwollendsten Erlassen niemals einen Betriebszweig in der Landwirtschaft zu erhalten ver-

mögen, der die Einnahmen des Landwirtes nicht mehrt, sondern vermindert. Wir gebrauchen die Viehzucht für die Unterhaltung unserer Armee im Krieg, wir müssen es daher als einen Teil unserer Kriegsrüstung betrachten, daß für das große Heer, das wir bei einer Mobilmachung ins Feld föhren, auch das nötige frische Fleisch vorhanden ist.

Wie steht es nun mit dem viel geröhmten Gefrierfleisch?

Ich will hier nicht streiten über den Wert oder Unwert, ich will nur feststellen, daß auch in England die Verwendung des Gefrierfleisches eigentlich nur an den Küstenpunkten möglich ist, wo der Konsum direkt von den Gefrierräumen der Schiffe aus erfolgt. Gefrierfleisch gestattet niemals das Ausliegen oder Aufbewahren außerhalb der Gefrierräume. Es muß unbedingt sofort in den Kochtopf wandern, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß Gefrierfleisch, wenn es einmal wieder aufgetaut ist, in erstaunlich schneller Zeit der Verderbnis anheimfällt. Damit ist aber die Verwendung des Gefrierfleisches an den Orten, die lange Eisenbahntransporte nötig machen, und die geeigneter Gefrierhäuser ermangeln, von vornherein ausgeschlossen. Es käme also lediglich für einige Küstenorte und große Städte in Betracht, die außergewöhnlich günstige Verhältnisse zur Küste haben.

Das Fazit meiner Betrachtungen ist also: nicht allein Erhaltung unseres jetzigen Viehbestandes, sondern denkbar seine weitestgehende Vermehrung, damit er den beiden berechtigten Forderungen des Staates, sicherer Ernährung der gesamten Bevölkerung und Sicherstellung der Verpflegung der Armee im Krieg, in vollstem Maß entspricht.

Oft haben wir Landwirte schon hervorgehoben, daß die Verteuerung des Fleisches wesentlich auch dadurch begründet ist, daß zuviel Zwischenhände an der Heranschaffung des lebenden Viehs wie an der Auschlachtung beteiligt sind. Ich will gern zugeben, daß ein direkter Verkehr zwischen dem Produzenten und Konsumenten mir unmöglich erscheint. Wohl aber sollte es möglich sein, eine ganze Reihe von Vermittlern, die mit dem Landboten, der dem Vorkäufer die schlachtreife Ware auf den verschiedenen Gehöften nachweist, beginnt und bei dem Fleischverkäufer endet, der vielfach niemals ein Schlächter war, sondern nur das Fleisch als eine Ware betrachtet, die er in einem günstig gelegenen Laden seiner Rundschau anpreist, auszuschalten. Sind denn die oft mit fabelhaftem Luxus ausgestatteten Verkaufsräume der Schlächterläden, sind denn die hohen Mieten, die die Herren Hausbesitzer für ihre Läden einheimsen, nicht auch recht wesentliche Faktoren, um den Preis des Fleisches zu erhöhen?

Ich habe meine Aufgabe nicht darin erblickt, zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung Unfrieden zu stiften, sondern dazu beizutragen, daß die Konsumenten erkennen, daß auch die Produzenten, wir Landwirte, nicht auf Rosen gebettet, sondern von einer ganzen Reihe unabänderlicher Einflüsse abhängig sind, und daß wir alle daran arbeiten müssen, unser Erwerbsleben so zu gestalten, daß Zufriedenheit herrsche bei jedermann, der gewillt ist, freudig zu arbeiten, und daß wir den alten Spruch uns vor Augen halten: „Friede ernährt, Unfriede verzehrt!“

Das Datschenleben.

Von Elise von Boetticher.

Verödet liegen im Sommer die russischen Städte. Das gesellschaftliche Leben stockt drei Monate lang; die Wohnungen werden verschlossen oder ganz aufgegeben, die Möbel verhüllt oder in einem Speicher abgestellt. Bei Beginn der Schulferien, Ende Juni unseres Stils und Anfang Juni der russischen Zeitrechnung, zieht alles, was zur besitzenden Klasse gehört, hinaus auf die Datsche.

Die Schulferien dauern in Rußland fast drei Monate, die Universitätsferien noch länger. Und alle, die sich während des langen, kalten Winters vergeblich nach Licht und Luft gesehnt haben, streben in dieser Mußezeit hinaus in die Natur, um die kurzen, heißen Sommermonate des Nordens mit ihren hellen Abenden möglichst ausgiebig zu genießen und den Körper zu stählen für die Unbilden eines rauen Klimas.

Erst vor 70—80 Jahren kam — zuerst unter den wohlhabenden Deutschen der russischen Städte — die Sitte auf, den Sommer in kleinen Holzhäusern auf dem Land zu verleben. Sie herrscht auch in Schweden, das die gleichen klimatischen Bedingungen und die gleichen langen Schulferien hat. Das Datschenleben mit seinem Dolcefarniente entspricht aber so sehr dem russischen Nationalcharakter, daß es zur festgewurzelten Gewohnheit des Russen geworden und von ihm mit ganz bestimmten Zügen versehen ist.

Um alle größeren Städte des Reichs, um Petersburg, Riga und Moskau, zieht sich ein meilenweiter Kranz von Datschenorten, der bei ersteren bis an das Meer reicht, so daß Bade- und Datschenleben hier miteinander verschmelzen.

Ursprünglich bedeutet „Datsche“ Landgut. Und die vornehmste Art des Datschenlebens spielt sich noch heute auf den Gütern ab. Von den Magnatenhaushaltungen großen Stils ist hier nicht die Rede, sondern von dem Leben auf den kleinen Gütern im Innern des Reichs. Viele russische Adelsfamilien besitzen solche. Die Häuser sind dort oft klein und unbequem, nur gerade für eine provisorische Häuslichkeit während der Sommermonate ausreichend. Obst- und beerenreiche Gärten, die Nähe von Wald und Fluß und der Besitz einer eigenen Equipage aber bieten Sommerfreuden in Fülle.

Zuweilen werden leerstehende Gutshäuser für den Sommer vermietet, und ihre Bewohner genießen die Bequemlichkeit des Herrenlebens ohne die Sorge um den Besitz. Manch rühriger Gutsbesitzer in der Nähe der Stadt jedoch erbaut in seinem Park eine Anzahl von Datschen für Sommergäste. Oft sind sie die besten Abnehmer seiner Produkte.

In einer Parkdatsche unter herrlichen alten Bäumen auf dem Gut Mordwinowska bei Peterhof verlebten einst Turgenjew, Grigorowitsch, Nekrassow und Panajew anregende Sommertage. Hier faßten sie den Plan zum „Sbornik“, einer in der russischen Literatur Epoche machenden satirischen Zeitschrift, und hier empfingen sie Alexandre Dumas, der in seinen Memoiren den Besuch schildert. Auch ich verbrachte in dem mit Kapuzinertreffe umrankten Haus einige Abendstunden in einem Familienkreis, der — typisch für Petersburger Verhältnisse — aus Deutschen, Russen, Franzosen und Schweden bestand.

Auch kleine Datschengüter gibt es, zu denen 50—100 Hektar Land gehören. Den Besitzern macht es oft

Freude, im Sommer den Landwirt zu spielen. Oder sie sind in kleinerem Maßstab als Gärtner tätig, wie z. B. ein bekannter Petersburger Journalist, den ich auf seiner Datsche in Finnland nahe Petersburg gerade beim Mistführen antraf. Er hat dort eigenhändig einen Garten angelegt, der die seltensten Pflanzen birgt, und widmet ihm all seine Freistunden. Das Haus ist nach einem Plan erbaut, der vor einigen Jahren anlässlich eines Preisausschreibens in der „Woche“ erschien. Diese ist dort oben fast in jedem deutschen Haus zu finden.

Der echte Russe des Mittelstandes aber verbringt seine Tage am liebsten, indem er stundenlang auf der Veranda sitzt, Tee trinkt und Karten spielt. Er lebt in kleinen Holzdatschen, die, nur für die Bedürfnisse des Sommers erbaut, leicht wie Kartenhäuser sind, ohne Öfen, mit Bretterwänden, durch die der Wind pfeift und die Sonne scheint. Die kleinsten und billigsten Datschen liegen meist dicht nebeneinander auf freiem Feld, ohne Schutz vor Sonne und Wind. Die größeren sind oft unregelmäßig im Wald verstreut, aus dem ihre gelben Balkengiebel und hellgrünen oder blauen Blechdächer lustig hervorlugen. Oder sie liegen an langen, sonnigen „Prospekten“, Bretterstege, auf denen der Schritt des Fußgängers weithin widerhallt, erlegen hier die Bürgersteige. Jedes Haus ist von einem buntblühenden Garten mit Bretterzaun umgeben. Und in Schaukeln und Hängematten sowie auf dem Tennisplatz feiert die Jugend von früh bis spät. Um Mittagzeit aber scheint der große Pan durch die Straßen zu gehen. Kein Laut ist weit und breit zu hören. Selbst die Häuser scheinen zu schlafen. Nur ausnahmsweise tönen die Klänge eines Klaviers durch den Wald.

Fast alle Datschen sind von Balkons und Veranden umgeben. Man lebt den ganzen Tag im Freien. Die Zimmer sind oft nur dürftig möbliert, ihre Wände aus gehobelten Brettern, Kinder und Diensthboten schlafen oft auf Strohsäcken auf einfachen Holzbetttrahmen. Das Service ist nur mangelhaft, der Koffer dient als Wäscheschrank.

Einige Möbel gehören stets zum Inventar der Datsche. Kleine Sachen aber werden im Winter leicht gestohlen, und darum muß jeder Haushalt sie mit sich führen. Hochbeladene Wagen mit Bettzeug und Möbeln, die in der Stadt die Sachen zum Bahnhof und vom Landbahnhof in die Datsche führen, sind in der Umzugszeit ein alltäglicher Anblick. Das Sofa bekrönt den Bau, auch — die Köchin.

Solch ein jährlicher Umzug erfordert viel Arbeit und Mühe. Darum begnügt man sich auch auf der Datsche mit dem Notwendigsten. Nicht im Komfort des Lebens liegt hier sein Reiz, sondern in seiner Ungebundenheit. Jede Familie führt ihren eigenen Haushalt, jedermann lebt ganz seinen Neigungen, sei es Flirt oder Sport oder Lektüre oder Kartenspiel. An größeren Datschenorten gibt es sogar Militärmusik, Tanzabende und Toilettenlugus. Dabei herrscht aber die größte Ungezwungenheit. Die Damen gehen immer ohne Hut spazieren, vormittags oft in den leichtesten Morgenkleidern.

Ein bequemes Leben führen auch die Hausfrauen. Alle Vorräte werden ihnen ins Haus getragen: Beeren, Gemüse, Eier und Fisch. Die Händler balancieren die Körbe mit ihrer Ware auf den steifen Mühenböden und

gehen laut rufend durch die Straßen. Am beliebtesten ist der „Maroschnit“, der Eisverkäufer. Sein Ruf: „Sacharnoje Maroschnoje“ („Süßes Gefrorenes!“) läßt jedes Kinderherz sehnsüchtig schlagen, und ihm wird freudig die letzte Kopeke geopfert.

Auch Spitzen und Leinenwaren, Körbe und Holzachen werden von Händlern aus den Hausindustriebezirken täglich feilgeboten. Dabei gibt es stets ein großes Feilschen und Handeln wie überall in Rußland.

Kommt man auf dem Bahnhof an, so umdrängt einen gleich eine Schar von „Iswoßschiks“ mit ihren kleinen, einspännigen Wagen. Jeder will einen fahren, und sie unterbieten sich so lange, bis sie auf die Fahrtage herabgefunken sind, die sie anfangs stets zu verdoppeln suchen.

Die Bahnhöfe spielen eine wichtige Rolle im Datschenleben. In ihren langen, hölzernen Wandelhallen warten Scharen von Müßiggängern auf jeden einlaufenden Zug. Besonders viel junge Mädchen promenieren dort mit mehr oder minder sauberen, hellen Hackenschuhen, in hellen Sommerkleidern, bunte Florfäls a la Turban, Biedermeier oder a la Grècque um die stets hochmodernen Frisuren geschlungen. Sie sind immer von Verehrern umgeben, von Gymnasiasten oder ganz jungen Studenten in den landesüblichen Uniformen. Manche harret auch des „Datschenbräutigams“, der sie im Sommer täglich besucht und im Hause ihrer Eltern speist, im Herbst aber spurlos

von der Bildfläche verschwindet. Das flirtende Datschenfräulein, die „Datschnaja Barischnja“ ist eine Gestalt, die in den russischen Witzblättern ständig wiederkehrt. Ebenso der „Datschni Musch“, der Datschengatte. Das ist der vielgeplagte Familienvater, der jeden Morgen mit dem ersten Zug in die Stadt fahren muß, um seines Amtes zu walten. Er erlebte dort seine Geschäfte, frühstückt schlecht und muß in Eile eine Menge Einkäufe machen — lauter Dinge, die auf der Datsche nicht zu haben sind, und die die liebende Gattin unbedingt nötig hat. Mit Paketen beladen, stürzt er dann zum Bahnhof, kommt in der letzten Minute in den überfüllten Zug und muß 1—1½ Stunden fahren, ehe er am Ziel ist und am Bahnhof von seiner Familie empfangen wird. Frau und Kinder führen auf der Datsche ein Genußleben, für den Familienvater aber ist es eine Prüfungszeit. Darum atmet er erleichtert auf, wenn Ende August oder Anfang September die hochgepackten Wagen wieder den Hausrat zur Stadt führen. Dann werden die Abende draußen kalt und dunkel; man kann sich nicht mehr von früh bis spät im Freien aufhalten und sehnt sich nach durchwärmten Räumen und häuslichem Behagen. Die Balkons und Veranden der Datschen werden mit Brettern verschlagen, damit es im Winter nicht hineinschneien kann, die Läden vernagelt, die Brunnenrohre abgeschraubt. Und so harren sie leer und leblos des nächsten Sommers.

Jagdgäste.

Plauderei von Friß Stowronnek.

Es geht entschieden zu weit, Jagdgäste als ein notwendiges Übel zu bezeichnen. Denn damit verdammt man eine ganze große Zahl von Menschen, unter denen sich ohne Zweifel recht viele weidgerechte Jäger befinden. Die Entwicklung der Jagd zu einem Modesport der Reichen hat es mit sich gebracht, daß viele Männer, die sich gern mit bescheidenen Mitteln ein kleines Revier pachten möchten, abseits stehen müssen, weil die Pachtpreise zu einer unerschwinglichen Höhe emporgestiegen sind.

Reviere, bei denen der Ertrag des Weidwerks den Pachtpreis und womöglich noch einen Teil der Unkosten einbringt, gibt es jetzt überhaupt nicht mehr, sondern das Verhältnis hat sich so gestaltet, daß der Jagdpächter für jedes erlegte Wild das Mehrfache des Marktpreises an Unkosten aufwenden muß. So stellen sich die „Produktionskosten“ für ein Rebhuhn, das in der Markthalle für 0.75 M. zu kaufen ist, auf 2 bis 3 M., für einen Hasen auf 10 M. und darüber.

Die Frage, weshalb der Jagdherr oder -pächter nicht alles Wild selbst erlegt, läßt sich einfach durch die Feststellung beantworten, daß in Deutschland alljährlich über 4 Millionen Hasen, ebensoviel Rebhühner, 1 Million Kaninchen und andere Wildarten in entsprechender Zahl geschossen werden, wozu etwa 30 Millionen Schrotpatronen und viel Zeit gebraucht werden. Selbst wenn fast alle Jagdpächter nicht vielbeschäftigte Großstädter wären, die ihr Revier nur ab und zu besuchen können, wären diese Wildmassen nicht ohne Hilfe zu bewältigen.

Die geschmähten Jagdgäste sind also nicht nur notwendig, sondern völlig unentbehrlich! Gibt es doch Jagdpächter, die beim Kleinwild nur den „Schmand abschöpfen“, wie die biedereren Ostpreußen sagen. Acht Tage

weilen sie auf ihrem Revier, schießen so viel Rebhühner, wie sie treffen, und dann fahren sie nach den Donauländern oder anderswohin, um Hochwild zu jagen. Ihrem Jagdaufseher bleibt dann die Aufgabe, noch mehrere Hundert Hühner abzuschießen, ehe die Felder völlig abgeerntet sind. Der Mann könnte diese Aufgabe nie erfüllen, wenn er nicht Helfer fände, die aus reiner Passion Zeit und Geld opfern, um im Schweiß ihres Angesichts über Sturz und Stoppel zu laufen und Hühner zu schießen.

Für die Notwendigkeit dieser Jagdgäste spricht auch der Umstand, daß alljährlich vor Beginn der Jagdaison im Herbst tüchtige Schützen gesucht werden, die auf einem Gutshof freundliche Aufnahme finden, wenn sie tagsüber fleißig Hühner schießen wollen.

Solcher Jagdgäste gibt es mehr, als man denkt. Es sind Amateure darunter, die mit Diener und mehreren Hunden erscheinen, aber nur da, wo sie sicher sind, sehr viel Wild vorzufinden. Sie stellen sogar Bedingungen: Begleitung durch einen Jagdwagen, der Erfrischungen in fester und flüssiger Form birgt, ein gutes Diner nach der Rückkehr usw. Klingendes Entgelt ist natürlich ausgeschlossen.

Jagdgäste dieser Art werden nicht als Übel betrachtet, namentlich wenn sie gesellschaftliche Talente betunden, die in der Einsamkeit des Gutshofes angenehm empfunden werden. Dazu gehören mehrere Eigenschaften. Erstens die Gabe, interessant zu plaudern und zu erzählen, wobei auch etwas Jägerlatein unterlaufen darf. Zweitens muß solch ein Jagdgast die modernen Kartenspiele Skat und Bridge beherrschen und auch beim Glas einige Ausdauer entwickeln. Dann wird er leicht sehr angenehme und dauernde Verbindungen knüpfen.

Dabei wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß der Gast nicht nur gut schießt, sondern auch die Grundregeln des Weidwerks gewissenhaft befolgt. Leider spielen sich viele Menschen als weidgerechte Jäger auf, obwohl sie wenig mehr davon verstehen, als ein Gewehr zu laden und abzubrühen. Und sie beschränken sich nicht darauf, ihr Licht am Bierisch leuchten zu lassen, sondern nehmen jede Gelegenheit wahr, um irgendwo auf die Jagd zu gehen.

Mit Vorliebe werden zu diesem Zweck geschäftliche Beziehungen ausgenutzt, bei denen der Jagdbesitzer nicht umhinkann, dem Gast die Bitte zu erfüllen. Natürlich muß er ihm das Gewehr dazu borgen. . . .

Was für Folgen daraus entspringen können, zeigt folgender Fall: Ein Jagdgast war abends auf den Anstand gegangen und hatte auch einen Schuß abgegeben. Bei seiner Rückkehr erklärte er freimütig, er habe einen kapitalen Bock mit der Kugel glattweg vorbeigeschossen, eine Nachsuche sei nicht erforderlich, da er genau wisse, daß er zu hoch abgekommen sei.

Am nächsten Tag wurden Gutsarbeiter auf das jämmerliche Fiepen zweier Rixchen aufmerksam, suchten nach und fanden die Rixe, an einem Schlumpfschuh verendet, im Gebüsch liegen. Der Jagdgast hatte in seiner blinden Leidenschaft auf die vertraut vor ihm äsende Rixe geschossen und leider getroffen.

Den Jagdbesitzern kann der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie in vielen Fällen etwas zu leichtfertig fremden Menschen, von deren weidmännischen Eigenschaften sie nichts wissen, die Jagderlaubnis erteilen. Sie brauchen, was eigentlich selbstverständlich wäre, in solchen Fällen ihre Erlaubnis nur von dem Besitz eines Jagdscheins abhängig machen, womit fast immer die Bitte erledigt wäre.

Bei den großen Hasenschlachten im Herbst kann kein Jagdinhaver ohne freundwillige Helfer auskommen. Bei den Einladungen wird leider nicht immer nur die Weidgerechtigkeit des Gastes berücksichtigt, sondern es werden auch gesellschaftliche Verpflichtungen damit erledigt. Der Gutsbesitzer ladet den Landrat und andere Honoratioren der Kreisstadt ein, mit denen er verkehrt, der Pächter einer Bauernjagd den Kreissekretär und die maßgebenden Persönlichkeiten des Dorfes — einige Freunde bringt er mit. . . .

Nun hat sich ja im Lauf der Zeit die Jagdritze eingebürgert, den Gästen vor Beginn der Jagd die wichtigsten Regeln des Weidwerkes in Erinnerung zu bringen, deren Nichtbefolgung mit Geldstrafen geahndet wird. Da wird ihnen eingeschärft, daß sie den ihnen angewiesenen Stand nicht verlassen dürfen, daß sie mit angelegtem Gewehr nicht durch die Schützenkette ziehen oder gar in der Richtung des Nebenmannes schießen dürfen, daß nach jedem Treiben das Gewehr zu entladen ist usw.

Aber wie viele Neulinge vergessen in der Schußhize jegliche Vorsicht und alle Regeln! Ist es doch vorgekommen, daß bei einem Kesseltreiben auf offenem Feld ein Schütze seinen Nebenmann auf etwa 60 Schritt mit grobem Hagel überschüttete und ihm 22 Schrotkörner beibrachte, die der Arzt entfernen mußte. Im Interesse aller Beteiligten wird von solchen Vorfällen kein Aufhebens gemacht. Bei angeschossenen Treibern werden als Heilmittel blaue Lappen aufgelegt, die in leichteren Fällen ihre Wirkung nie verfehlen.

Kein Jäger ist vor solchen Schützen sicher! Denn wie soll man bei einer Einladung wissen, wie die Teilnehmer der Jagd beschaffen sind? Ist es doch vorgekommen, daß

auf einer Treibjagd im Wald ein „Schütze“ in den ersten drei Treiben keinen Schuß abgab, obwohl er von Hasen geradezu überlaufen wurde. Man sah ihn das Gewehr anlegen, aber der Schuß trachte nicht. Natürlich wurde er nach jedem Treiben gefragt, weshalb er die Hasen durchgelassen hätte. Schließlich stellte sich heraus, daß sich sein Gewehr beim Laden selbst sicherte, und daß der glückliche Besitzer nicht gewußt hatte, wie er es vor dem Schuß zu entsichern hätte.

Nun kann man es keinem Menschen, der von der Jagdpassion gepackt worden ist, verdenken, wenn er jede Gelegenheit, ihr zu frönen, wahrnimmt. Auf der anderen Seite aber steht die wohlberechtigte Forderung aller weidgerechten Jäger, daß sie bei großen Veranstaltungen nicht von Neulingen oder hitzigen Schützen gefährdet sein wollen. Und sie haben recht, wenn sie meinen, daß solche unsichere Kantonisten ein Übel, aber nicht notwendig sind. Man mag sie, wo gesellschaftliche Rücksichten zu erfüllen sind, zum Schüsseltreiben am Abend einladen, aber nicht zur Jagd!

Alle Jäger sind — so kann man einwerfen — doch einmal Anfänger gewesen? Freilich! Trotzdem ist es nicht nötig, daß Neulinge an Jagden teilnehmen, wo sie Unheil anrichten können. Der Idealszustand wäre, wenn den Jagdbesitzenden etwa folgender Ausbildungskursus vorgeschrieben wäre:

Erstens: der Anstand auf Hase und Kaninchen.

Zweitens: Suchjagd auf Rebhuhn und Fasan mit einem erfahrenen Begleiter.

Drittens: eine kleine Streife auf Hase mit wenigen Teilnehmern.

Jetzt ist es nicht nur möglich, sondern sehr häufig der Fall, daß jemand mit dem Besitz der erforderlichen Mittel das Bedürfnis verspürt, „Jäger“ zu werden. Er pachtet ein Jagdrevier, kauft sich Jagdschein, Gewehr und Hund und „geht auf die Jagd“. Das ist genau so, als wenn man einen Studenten der Medizin im zweiten Semester schwierige Operationen ausführen lassen wollte.

Zum mindesten muß man verlangen, daß der angehende Jäger sich durch Schießübungen auf tote Ziele ein gewisses Maß von Treffsicherheit aneignet, ehe er seine Waffe auf lebende Geschöpfe richtet. Dann würden auch die Jagdgäste seltener werden, die mit fünfzig Schuß zwei Hasen, einen Treiber und zwei Nebenerlöse zur Strecke bringen. . . .

Unsere Bilder

Die Herbstparade (Abb. S. 1497 u. 1498) ist in diesem Jahr noch glänzender verlaufen als sonst. Nicht nur das Gardekorps, auch das märkische III. Armeekorps paradierte vor dem obersten Kriegsherrn. Die militärischen Festlichkeiten begannen am Vortage der Parade mit einer Heerschau der Veteranen und freiwilligen Sanitätskorps. An dem großen Feldgottesdienst, der in Anwesenheit des Kaiserpaares auf dem Tempelhofer Feld stattfand, nahmen 46000 alte Soldaten teil. Am folgenden Montag waren dann ihre aktiven Kameraden an der Reihe. Eine große Anzahl von deutschen Fürsten nahm an der Seite des Kaisers und der Kaiserin an der Parade teil. Das Kronprinzenpaar, die meisten anderen preussischen Prinzen und Prinzessinnen, der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Prinz Leopold von Bagern, der Erbprinz von Sachsen-Meiningen waren erschienen. Die Parade erhielt diesmal durch die Beteiligung der Lusttruppen einen besonderen Charakter. Das Schütze-Lanz-Luftschiff, ein Militärflugzeug und eine Anzahl von Militärflugzeugen schwebte in den Lüften. Die Berliner befasen also wieder einmal ein herrliches Paradechauspiel zu sehen. Sie dankten dafür, indem sie dem wiedergeborenen Kaiser und dem Kronprinzenpaar stürmische Ovationen darbrachten.

Zur Schweizerreise des Kaisers (Abb. S. 1502 u. 1503) bringen wir unsern Lesern eine orientierende Kartenstizze des Manövergebietes um Toggenburg. Das Manövergelände liegt nicht allzu weit von Zürich, wo der Kaiser in der durch Erinnerungen an Richard Wagner geweihten Villa Rieter (einst Villa Wefendond) abgestiegen ist. Die Karthause Ittingen, die zur Frühstückstation bestimmt wurde, liegt nahe am Zentrum des Manövergebietes. Die Schweiz hat alles aufgeboten, dem Kaiser seine Manöverreise so angenehm wie möglich zu gestalten. Oberst Wille, der Höchstkommandierende im diesjährigen Manöver, hat u. a. einen seiner Söhne, der ebenfalls Schweizer Offizier ist, zum Ehrendienst beim Kaiser bestimmt.

Das Zukunftsrennen in Baden-Baden (Abb. S. 1504) hat im Gegensatz zu andern Konkurrenzen der großen Rennwoche mit dem Sieg eines deutschen Pferdes geendet. Der Grabiher „Laudon“ unter Jockei Bullock holte sich den mit 50 000 Mark dotierten Preis. Leider war dieses Rennen wie fast alle Veranstaltungen der Rennwoche vom Wetter nichts weniger als begünstigt.

Deutsche Flugkonkurrenzen (Abb. S. 1498 u. 1499) fehlen auch in diesem Herbst nicht, und sie sind interessanter und erfolgreicher als je. Die bedeutenden relativen Fortschritte der deutschen Aviation zeigten sich bei dem Flug: Rund um Berlin, der am 31. August und 1. September vom Flugplatz Berlin-Johannisthal aus stattfand. Elf Flieger bewarben sich um die zahlreichen hohen Preise, die zur Verfügung standen. Von den sieben Piloten, denen die je 101 Kilometer betragenden drei Rundflüge um die Peripherie Großberlins gelangen, errang der Harlan-Flieger Leutnant a. D. Krueger den ersten, der Argo-Pilot Baierlein den zweiten Preis. — In dem vornehmen Ostseebad Heiligendamm hat der Deutsche Fliegerbund das erste Weltfliegen deutscher Wasserflugzeuge veranstaltet. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin war der Protektor dieser bedeutamen Veranstaltung des Kaisers, das preussische Ministerium der öffentlichen Arbeiten und das Reichsmarineamt hatten Preise gestiftet. Das Reichsmarineamt hatte die Bedingungen der Konkurrenz geprüft, denn die Wasserflugzeuge sollen ja vor allem eine Waffe unserer Seemacht werden. So beobachteten denn die Seeleute des Kreuzers „München“ mit viel Interesse die Evolutionen der Flugzeuge.

Szenen aus dem Schweizer Manöverleben (Abb. S. 1501 u. 1502) stellen zwei unserer Abbildungen dar. Die Bilder bestätigen, was man den schriftlichen Schilderungen der diesjährigen Mobilisierung und den Manövern entnehmen konnte: daß die Ordnung und Disziplin der Schweizer Miliztruppen von seiner Armee des Kontinents übertroffen wird, daß unter den Soldaten der schneidigste militärische Geist herrscht, und daß die Schweiz auf solche Bürger und Krieger stolz sein darf. Der an deutsche Verhältnisse gewöhnte Zuschauer mag wohl dies und das seltsam finden, wenn er eine Schweizer Truppe antreten sieht, wenn er etwa Einzelheiten der Einkleidung der einrückenden Soldaten beobachtet. So überaus stramm die Disziplin ist, so verleugnet sich bei solchen Gelegenheiten der Humor und die Gemütlichkeit der Eidgenossen nicht ganz. Desto strammer geht es dann zu, wenn es sich nicht mehr darum handelt, die Bluse anzulegen, sondern wenn die Kontrolle durch die Vorgesetzten beginnt. Wenige Stunden nach dem Antreten ist die Truppe schon völlig marschbereit.

Eine interessante Egmont-Aufführung (Abb. S. 1504) hat die Spielzeit des neuen Deutschen Schauspielhauses in Berlin eingeleitet. Die Kritik der Reichshauptstadt hat an dem Tempo der Regie und besonders an der Bewältigung der Volksszenen sehr viel ausgesetzt, aber einstimmig anerkannt, daß das Ensemble des jungen Direktors Adolf Lang fast durchweg aus bewährten erstklassigen Kräften besteht. So spielte Friedrich Kappeler den Egmont, Paula Somary das Klärchen, Hermann Nissen den Alba. Alle drei standen nach dem einstimmigen Urteil der Kritik nicht ganz auf ihrem richtigen Platz, boten aber viele interessante Momente.

Personalien (Abb. S. 1500). Der marokkanische Exultan Mulay Hafid hat der Sehnsucht seines Herzens nachgehend seinen ursprünglichen Reiseplan geändert und doch Paris besucht. Man muß nicht erst hinzufügen, daß die marokkanische Mafestät von der Lichtstadt beehrt ist und ihr

mondaines Leben in vollen Zügen genießt. — Der dänische Hofjägermeister Graf M. v. Molte und der Kammerherr v. Bull kamen als Sondergesandte nach Berlin, um dem Kaiser die Thronbesteigung des Königs Christian X. zu notifizieren. Bei dieser Gelegenheit wurden die dänischen Herren Zeugen unserer Paradesestlichkeiten. — Geh. Medizinalrat Dr. Heubner hat seine Aemter als Professor an der Berliner Universität und Direktor der Klinik für Kinderkrankheiten in der Charité niedergelegt und zieht sich ins Privatleben zurück. Der vortreffliche Kinderarzt, der sich besonders im Kampf gegen die Säuglingsterblichkeit hervorgetan hat, steht im 70. Lebensjahr.

Todesfälle (Abb. S. 1500). Die bayrischen Hoftheater haben ihren verdienten Generalintendanten verloren. Albert Freiherr v. Speidel ist 54 Jahre alt geworden. Seit vielen Jahren leitete er, der frühere General, die Münchner Hoftheater. Besonders dem Prinzregententheater hat er liebevolle Sorgfalt angedeihen lassen. — Wieder ist einer aus der künstlerischen Generation Richard Wagners dahingestorben. Der Maler Paul von Joutowski, ein geborener Russe, stand dem Meister in den Fällen zur Seite, in denen er des Rates eines blühenden Künstlers bedurfte.

Die Toten der Woche

Medizinalrat Dr. Bender, bekannter Bakteriologe, † in Gamburg am 30. August im 85. Lebensjahr.

Prinz Lusignan von Cypern, † in Petersburg am 27. August im Alter von 80 Jahren.

Herzog Elie Decazes, Vizepräsident des Automobilklubs de France, † in Chantilly am 31. August im Alter von 48 Jahren.

General der Artillerie Otto v. Dulig, ehem. Generalinspekteur der Fußartillerie, † in Potsdam am 28. August im Alter von 65 Jahren.

Hofrat Professor Dr. Theodor Gomperz, berühmter klassischer Philologe, † in Baden bei Wien am 29. August im 81. Lebensjahr.

Paul v. Joutowski, bekannter Architekt und Maler, † in Weimar (Portr. S. 1500).

Albert Freiherr von Speidel, Generalintendant der Münchner Hoftheater, † in München am 1. September im Alter von 54 Jahren (Portr. S. 1500).

Samuel Coleridge Taylor, bekannter Regentkomponist, † in Croydon bei London am 1. September im Alter von 37 Jahren.

Geh. Hofrat Prof. Dr. August Thorbecke, bedeutender Pädagoge, † in Heidelberg im Alter von 73 Jahren.

Man abonniert auf die „Woche“

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstr. 36/41 sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtlichen Buchhandlungen, im

Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh. Kölnstr. 29; Bremen, Obernstr. 38; Breslau, Obblauer Str. 87; Dresden, Prager Str. 35; Elberfeld, Herzogstr. 38; Essen (Ruhr), Dinnenbühlstr. 9; Frankfurt a. M. Kaiserstr. 10; Götting, Luisenstr. 16; Halle a. S. Große Steinstr. 11; Hamburg, Neuerwall 2; Hannover, Georgstr. 20; Kiel, Holtenauer Str. 27; Köln a. Rh. Domlöffel 3; Königsberg i. Pr., Weißgerberstr. 3; Leipzig, Lindenstr. 10-12; Magdeburg, Breiter Weg 184; München, Theatinerstr. 7; Nürnberg, Königsstr. 3; Stettin, Klosterhof 1; Stuttgart, Königsstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 40.

Oesterreich-Ungarn bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Wien I, Dompasse 4.

Schweiz bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten und der Geschäftsstelle der „Woche“: Zürich, Schillinggasse 9.

England bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: London E. C. 129 Leadenhall Street.

Frankreich bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Paris, 18 Rue de Richelieu.

Holland bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Amsterdam, Keizersgracht 333.

Dänemark bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: Kopenhagen, Njæbmagergade 8.

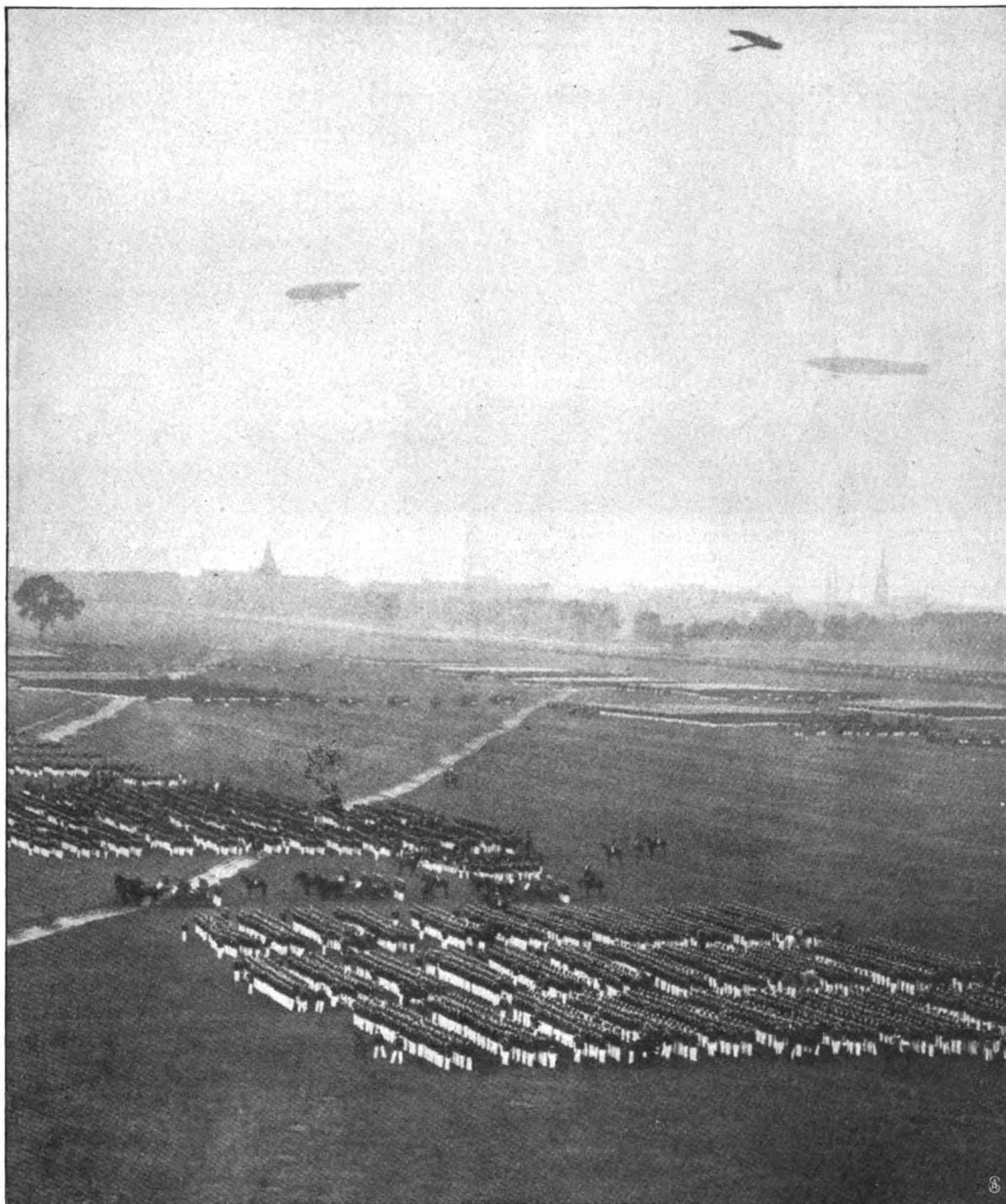
Vereinigten Staaten von Amerika bei allen Buchhandlungen und der Geschäftsstelle der „Woche“: New York 83 und 85 Duane Street.

Nummer
36.

DIE WOCHE

Bilder vom Tage

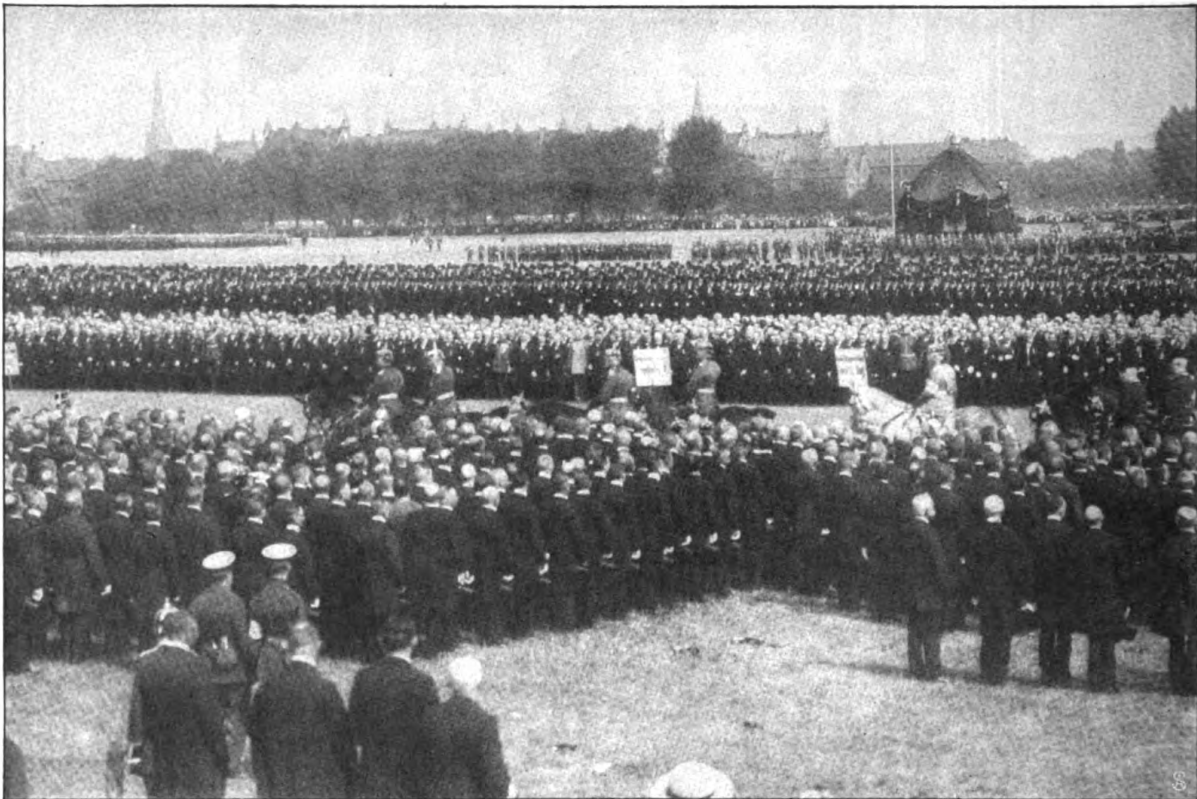
Seite
1497.



Flugzeug und Luftballons über dem Paradesfeld.

Int. Ill.-Berlag.

Die große Herbstparade auf dem Tempelhofer Feld in Berlin.



Die Veteranenparade auf dem Tempelhofer Feld am 1. September 1912.
Der Kaiser reitet die Front der Veteranen- und Krieger-Vereine ab.

Phot. Jenta

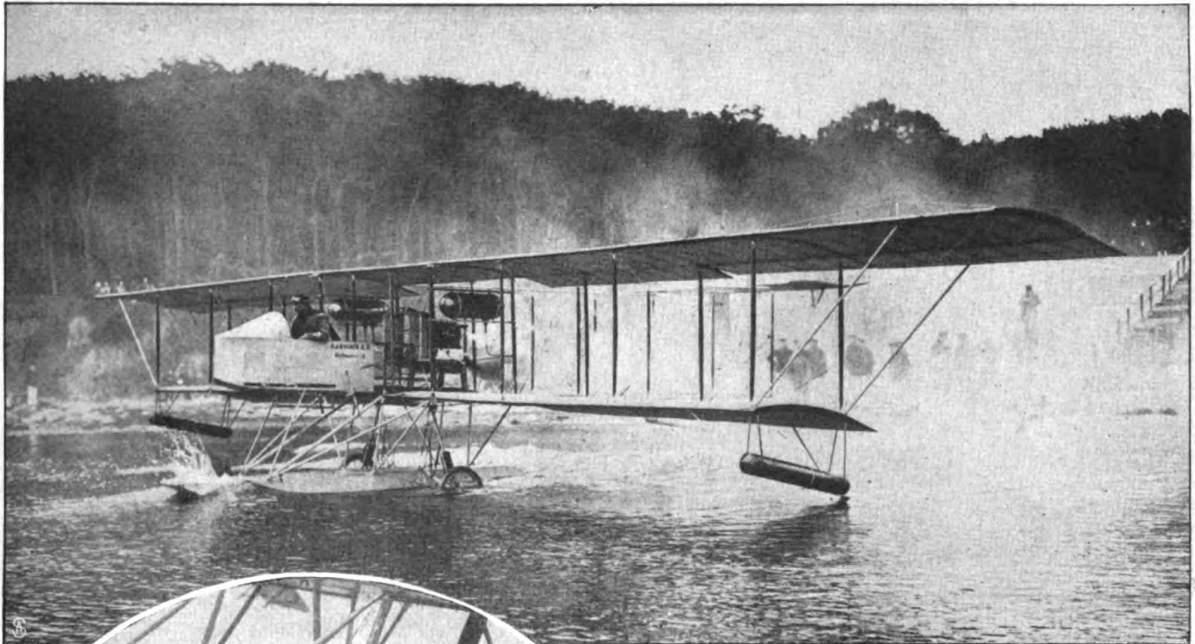


Anton Baierlein, der zweite Sieger, am Start.

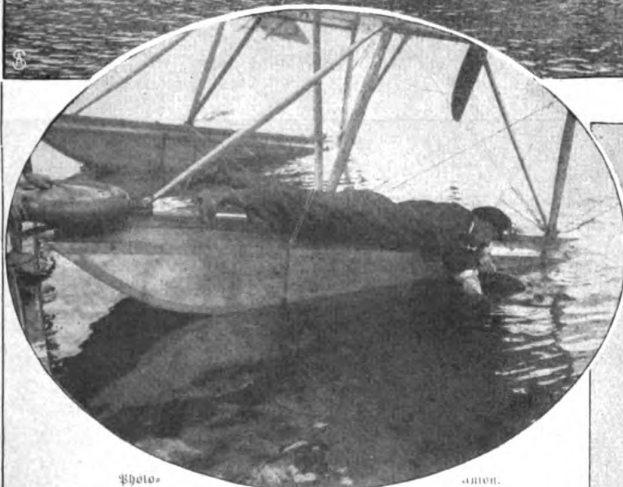
Bom Wettflug „Rund um Berlin“. — Phot. Gebr. Haedel.



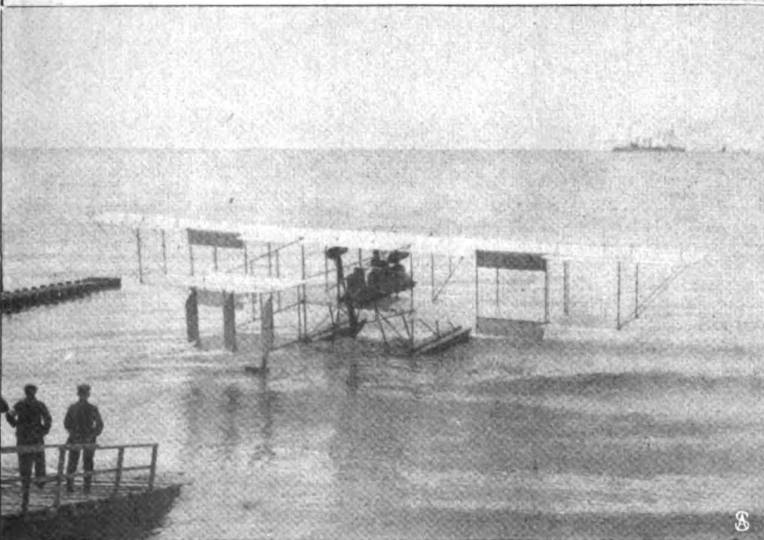
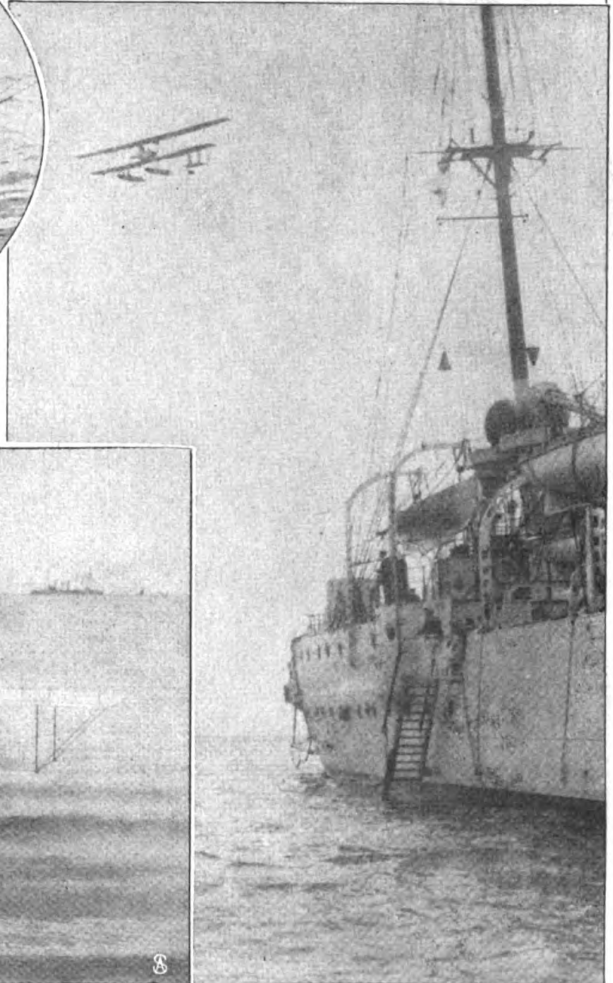
Leutnant a. D. E. Krueger, der Sieger.



Büchner mit seinem Doppeldecker am Start. Photo-Union.



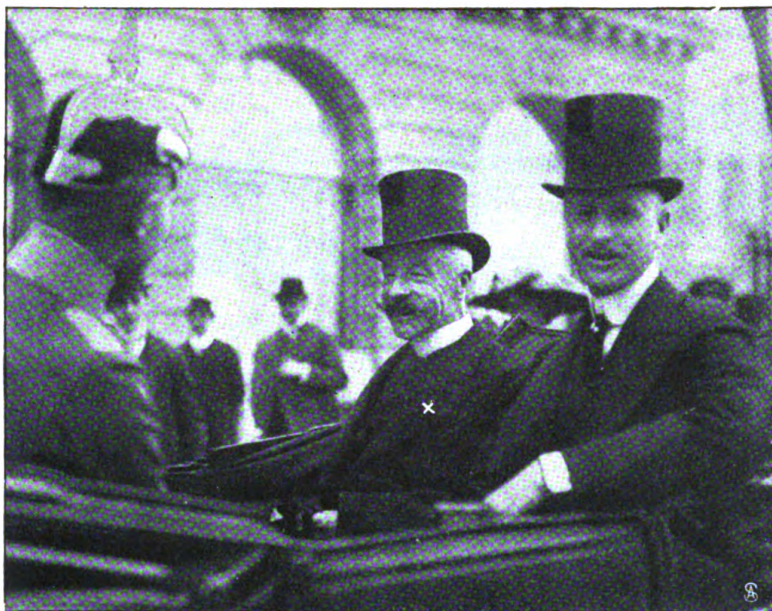
Ein schwieriges Manöver.
Abmontieren der Räder eines Albatrosflugzeugs.



Thelen startet auf Albatros als erster vom Wasser.

Bom Hydroplanwettbewerb in Heiligendamm.

Thelen umfliegt den Kreuzer „München“.



Die dänische Sondergesandtschaft in Berlin.
Kammerherr D. Bull (X) und Hofjägermeister Graf A. v. Rottke.



Albert Freiherr von Speidel †
Kgl. Bayer. Generalintendant.



Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Heubner,
Berlin, bekannter Kinderarzt, tritt von seinem
Lehramt zurück.



Paul von Joukowski †
Wielmar, einstiger künstlerischer Mitarbeiter
Richard Wagners.



Muley Hafid beim Diner im Bois de Boulogne.
Der Exsultan von Marokko in Paris.



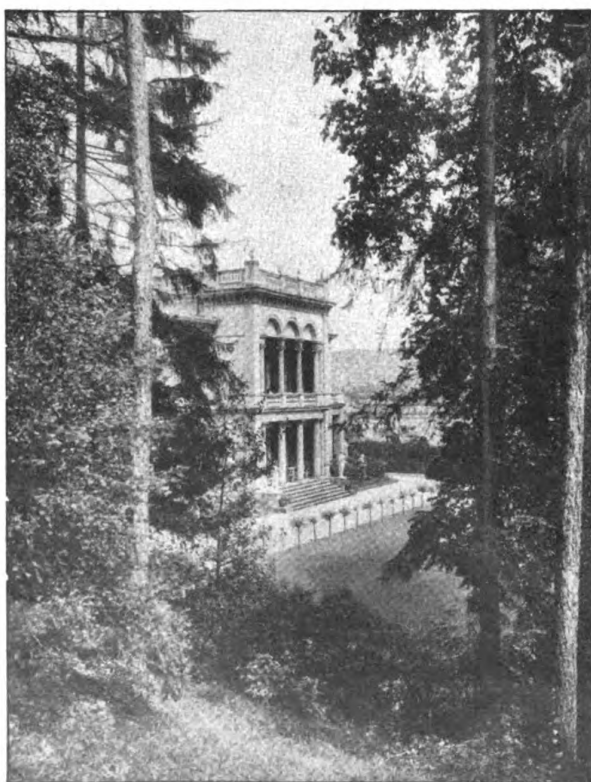
Zu den Schweizer Manövern : Die einberufenen Mannschaften vor der Verteilung der Präsenzlisten.

Nach einer Originalzeichnung unseres in das Manövergebiet entsandten Spezialgeheimers H. Schäffler.



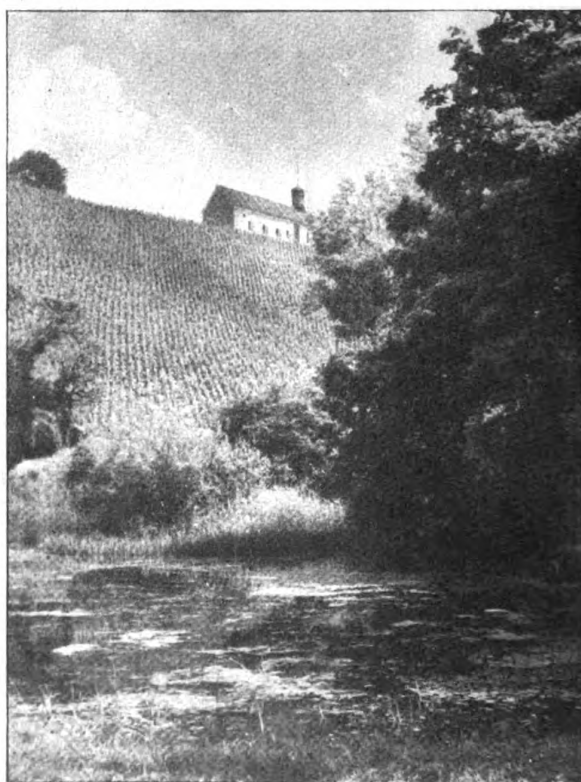
**Zum Manöver eingezogene Mannschaften beim Einleiden.
Von den Schweizer Manövern.**

Int. Musik. Verlag.



Phot. Stern.

Der Kaiser in Zürich: Die Villa Wessendorn.



Phot. Hansmann.

Der Kaiser im Manöver: Karkhaus Ittingen.

Besuch unseres Kaisers in der Schweiz.



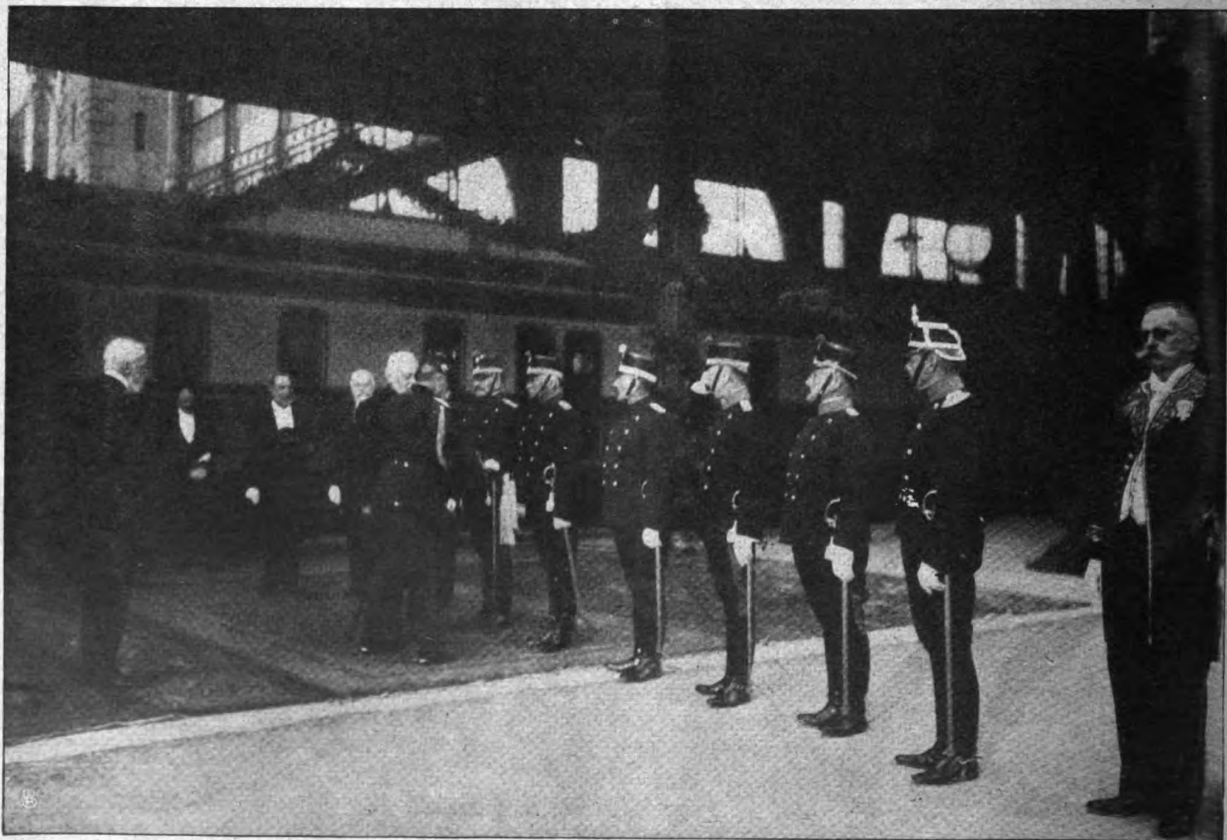
Empfang in Zürich: Kaiser Wilhelm und Bundespräsident Forrer.

Unser Kaiser in der Schweiz.

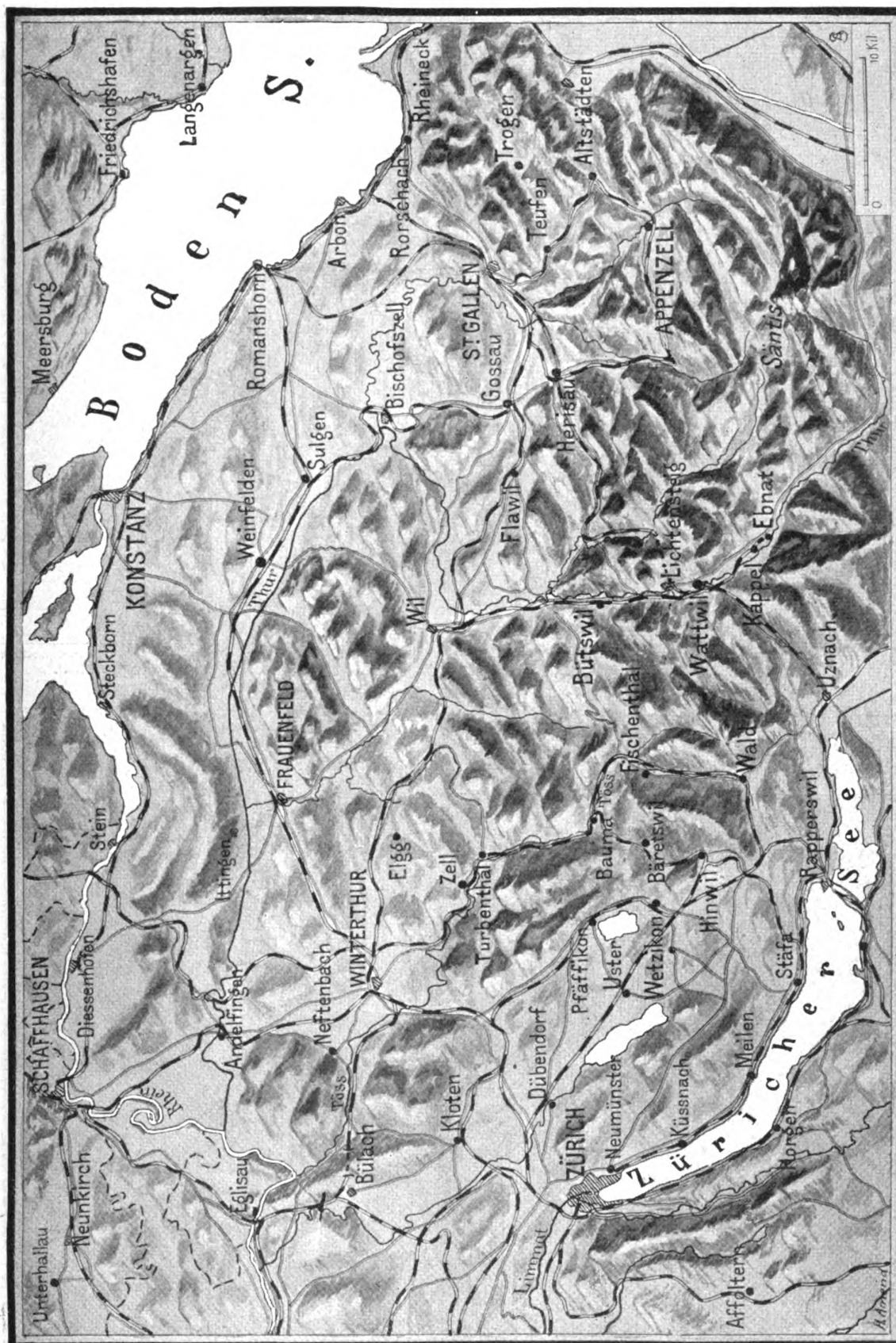
Phot. Krenn.



Der Kaiser und der Bundespräsident schreiten die Front der Ehrenkompagnie ab. — Phot. Pleyer & Stohl.



Der Kaiser im Gespräch mit den Offizieren des Schützenbataillons. — Phot. Krenn.
Unser Kaiser in der Schweiz.



Uebersichtskarte des Schweizer Manövergebietes.



Von der Großen Woche in Baden-Baden: Der Gradißer „Caudon“ nach seinem Sieg im Zukunftsrennen.

Phot. Gebr. Moos.

Eröffnungsvorstellung des Deutschen Schauspielhauses in Berlin: „Egmont“.
Frl. Somary, Klärchen. Friedrich Kayßler, Egmont. Herrmann Nissen, Alba.

Phot. Stülpner.



Gerold Beckhusen.

Roman von
Wilhelm Schaer.

1. Fortsetzung.

Fast wider Willen kam Gerold Beckhusen die Erinnerung an ein Geschick, das sich während des Seemanns letzter, nein, vorletzter Besuchsfahrt auf dem nämlichen Acker, der vor ihm lag, abgespielt hatte. Er, Vaters Aufpaffer, mit den Knechten schweißtriefend beim Bohnenbinden und wegen eines gröblichen Versehens in Zank mit ihnen! Da waren Hermann und Freute lustwandelnd des Weges gekommen. „Brummbär — Kleiner! Schönes Wetter heute! Darum schimpf nicht so toll!“

„Hooo — fifat, fifat! Em willt wi högen!“ Schon war der lustige Bruder, der Spaziergänger in der breiten Hose, von den Knechten hochgehoben und so lange unter Freutes Leuchtaugen geschwenkt worden, bis sich der Geehrte ortsüblich klingend bedankt und mit einem triumphierenden Blick auf ihn — sehr zu Unrecht — auch hier die Lacher wieder auf seiner Seite gehabt hatte.

Der Mann auf dem Herrensitz unter der Linde, die ihre herbstliche Goldkrone schwer lastend über ihn gewölbt hielt, strich sich unwirsch die Augen. Das lag weit zurück! . . . Und am Ende, was war's denn gewesen? Kinderei, ein Unfug von gestern! . . .

Anders heute! Die Gegenwart hätte Freute klarer ins Auge fassen und schärfer bewerten müssen. Er, Gerold Beckhusen, der Herr des väterlichen Markschloßs und Freute schon seit Mutters Heimgang die Herrin auf ihm! So hätte es währen können, wenn es nach seinem und vielleicht auch nach seines Vaters Willen gegangen wäre — allzeit! Aber die Pflegeschwester hatte anders entschieden. Verdammt, es hielt schwer, selbst da noch gerecht zu bleiben! Hermann immer der Glückspilz im Hause, wohingegen er —

Gerold Beckhusen erschraf vor seinen eigenen Gedanken. Er fühlte den Neid in sich wachsen, weiter wachsen, wie ein giftiger Schwamm an der Hausmauer wuchert und wuchert, bis er alles zerstört. . . .

Plötzlich tat die Hand eine ablehnende Bewegung. Unerhörte Zumutung! Wie konnte Hermann nur an ihn das Verlangen stellen, ihm während seiner Abwesenheit die Braut zu hüten, wie Freute es wagen, dazu lachenden Gesichts ihre Zustimmung zu geben!

Weil sie beide wie die harmlosen Kinder waren! Die Ausbrüche seiner heimlichen Leidenschaft, seiner Grobheit gegen die Geschwister, mit denen er sich ihrer Neckereien erwehrt, nannten sie Unart. Nein, nein, Freute konnte ja nicht ahnen, wie tief er für sie empfand, weil er ihr nie oder doch nur ganz selten Beweise seiner Zuneigung gab!

Gerold Beckhusen ließ den Kopf tief sinken. . . .

Ein schriller Ruf vom Hof her verkündete Feierabend. Langsam zogen die Gespanne an der Linde, deren Stamm dichtes Buschwerk schützte, vorüber.

Da rührte sich auch Gerold Beckhusen zum Ausbruch. Nein — sie darf nicht bleiben! Wenn ich ehrlich gegen ihn sein will, muß ich mit ihm reden! . . .

Gebeugt, als trage er die ganze Last seines Erbes, ging ein Unglücklicher in sein Haus zurück. —

Der Abend vereinte die junge Herrschaft in der täglichen Wohnstube, die vor der Kammer des verstorbenen Hausherrn lag.

Hermann und Freute hatten ihre Plätze zusammengerückt. Der Seemann schenkte sich die Teetasse voll Rum, schalt auf den „stiefeligen Wirt“ und trank in Gedanken an den verstorbenen Vater sicher leiser, als es sonst geschehen wäre, auf Gerolds Wohl.

Dieser hatte den Wink mit dem Zaunpfahl wohl verstanden. Er entnahm dem Eschschrank eine Rotweinflasche und stellte sie stumm vor den Bruder hin.

Hernach stieß der Hausherr mit dem Paar an. Dabei brummte er ein Wort von Glück. Aber das Wort, das zu sprechen draußen in freier Luft er sich vorgenommen hatte, blieb ungesprochen. Ingrim und Zorn hatten ihn übermannt. Er las in den glückstrunkenen Augen des Seemanns, der sein Glas gegen ihn schwenkte, eine Herausforderung gleichsam auf Leben und Tod, die er annahm, und in dem lachenden Gesicht der Pflegeschwester Hohn und Spott, die ihm, nur ihm galten mit seinem verwundeten Herzen.

Der gekränkte Mann verschluckte sich beim Trinken und schnappte nach Luft, immer wieder nach Luft. . . .

Von nun an wurde er noch einsilbiger.

Als Freute abgedeckt hatte, griff der Hausherr nach der Zeitung, blickte, ohne zu lesen, starr in sie hinein und hörte nur, was die beiden auf ihrem Kanapee einander zu sagen hatten.

Schon bald merkte der Lauscher unter seelischen Leiden, daß er durch sein Ausharren im Zimmer mehr auf sich genommen hatte, als er mit äußerlichem Gleichmut zu ertragen imstande war. So ließ er die Zeitung aus der Hand gleiten, erhob sich, schlürfte ans Fenster und sah — allerdings nur scheinbar — aufmerksam zur Luftscheibe hinaus, wie sein verstorbener Vorgänger immer getan hatte, wenn er abends vor dem Schlafengehen noch einmal nach dem Wetter hatte Ausschau halten müssen.

„Na, Laubfrosch — Wetterprophet, hast du für uns 'n neuen Tag mit Sonnenschein bestellt?“

Der Hausherr blieb dem Bruder, der während seiner Scherzfrage Freute in den Arm gekniffen hatte, zunächst die Antwort schuldig. Er schloß die Luftklappe und trat zögernd an den Esstisch zurück.

„Es wird sich ändern — das Wetter!“ sagte er. Nach längerem Schweigen: „Wenn ich recht gehört habe, bleibt's bei deiner morgigen Abreise nach Bremerhaven. So werde ich früh über Land fahren müssen, um für dich

das Geld flüssig zu machen. Du erhältst es mit dem nächsten Postschiff nachgeschickt.“ Und abermals nach einer Pause — wie immer, ohne einem der Anwesenden die Hand zu reichen: „Gut Nacht!“

Da Freute wie in plötzlicher Reue: „Armer Kleiner, ich — wir verstehen dich! Schlaf, so gut es gehen kann — zum erstenmal in Vaters Bett!“

Gerold Bedhusen schloß hinter sich die Kammertür.

Hier wenigstens war er mit sich allein!

Verlassen — einsam wie noch nie! In Verzweiflung hielt der Hausherr Umschau.

Da standen die eigenen Sachen sorgfältig zwischen denen des Verstorbenen verteilt. Alles hatte Freute zuvor für ihn hergerichtet. Er selber würde kaum einen Gegenstand anders haben hinstellen mögen. So genau kannte jene, die nun schon seit Jahren mit ihm unter dem gleichen Dach wohnte, seine Gewohnheiten, seine Eigenart. Denn dort auf dem Tischchen neben seinem Lager sogar der Teller mit Haselnüssen, an denen er vor Nacht die Stärke seiner gesunden Zähne zu erproben liebte! Aber seine Gedanken und zehrenden Leidenschaften, die in ihm leider wohl tiefer verschlossen ruhen mußten als bei den meisten Menschen, waren von Freute unverstanden geblieben. Ihm halfte noch immer ihr freundlicher Wunsch im Ohr nach, in Vaters Kammer gut einzuschlafen. Und darin, weiß Gott, hatte kein Spott gelegen!

Einzuschlafen — jetzt, war ihm in seiner Erregung unmöglich. Zwar fühlte der Grübler seinen Grimm gegen Freute schwinden, aber sein Haß gegen den, der sie ihm geraubt hatte, wich nicht. Er zog seine Reize um so enger um ihn, je länger er im Bett lag und die Stunden, eine nach der andern, aus dem Dunkel gähmend und grinzend ihre Fangarme nach ihm ausstreckten.

Der Unglückliche in Einsamkeit wünschte dem Bruder in klarwachem Zustand weder eine stürmische noch eine glatte Fahrt. Doch am Ende wünschte er ihn hinweg um jeden Preis, fort — weit fort von der Heimat — in schier märchenhafte Fernen. . . .

Und Gedanken — böse Wünsche, die Gerold Bedhusen bei Tage auszuspinnen sich geschaut hätte, nahmen dort, wo der Mensch die Nacht über sich verliert, immer deutlichere Form an. Im Traum sah der Schläfer den Magnetberg aus Tausendundeiner Nacht und Hermanns Schiff in rasender Fahrt auf ihn zuhalten. Dann ein Krachen — ein gellender Aufschrei!

Der Schlummernde schrat empor. Er griff sich an die Stirn, auf der ihm der Angstschweiß perlte. Der Zaubersfels hält jeden fest, der sich ihm zu nahen wagt. Ein böser, ein häßlicher Traum! Aber ein Gutes hatte er ihm doch erwiesen! Das grause Bild war klarer gewesen als seine Gedanken. Es hatte ihm gezeigt, wie vag die Flut des Lebens ist, auf der ein Glücksschiff steuert. Hermanns Segler war die Ausfahrt wohl gesichert, die Heimkehr — noch nicht! . . .

Diesmal ein schöner Traum, in den sich Gerold Bedhusen tief — immer tiefer hineingezogen fühlte. Freute lag ihm in den Armen. Er glitt ihr mit der Hand über den blonden, zart gekräuselten Scheitel. Er drückte ihr seine Lippen auf den Mund, der wie eine Rose war, und lag so lange . . .

Als der Träumer zum andernmal zu sich kam, reckte er die Glieder voll wohligen Behagens: Was man im Schlaf sieht, kann werden, wenn man nur ernstlich will, sobald man Geduld hat und — Zeit! . . .

Gerold Bedhusen zündete die Lampe an.

Und darum soll die Zeit meine Helferin werden! Geduld und Zeit! . . .

Die Wanduhr im Wohnzimmer schlug fünf. Draußen regie sich das erste Leben.

Hart richtete sich die Gestalt des kleinen, unscheinbaren Mannes auf der Kante der Bettstatt hoch.

Nur Zeit und — um die schmalen Mundwinkel Gerold Bedhusens zuckte es — Freute bleib! — —

Als der brüderliche Gast des Hauses, der sich verschlafen hatte, gelaufen kam, stand schon der Jagdwagen vor dem Tennentor, und der Hofherr saß auf ihm.

„Hä, wat heft du't hill'!“ rief der Seemann, indem er absichtlich und halb im Scherz den alten stehenden Abschiedsgruß des Osterstader Bauern benutzte. Dabei reichte er beide Hände zugleich hinauf.

Gerold Bedhusen wandte den Blick zur Seite. Er scheute sich, dem Bruder voll ins Gesicht zu sehen. Er hatte sich vor dem Abschied gefürchtet, ihn darum vermeiden wollen. Aber so, kurz und bündig, war er ihm recht. „Gah sacht hen!“

Der Seemann nickte.

Der andere berührte den Rücken der Pferde kaum merklich mit der Peitsche. „Los!“ —

Ein Morgen voll Abschiedsgedanken und doch voll jugendlicher Frische, voll Sonnenscheins und lachenden Lichts und darum in seiner Färbung und Stimmung eher lenzlich als herbstlich; ein Morgen, ganz danach angetan, Hermann und Freute das Herz bald eng, bald weit zu machen, schon darum, weil es ihr Morgen und der einzige Zeuge ihres letzten, völlig ungestörten Beisammenseins war.

Sie wandelten nebeneinander auf den geradwinkligen, sich vielfach kreuzenden Rieswegen des Gartens und gelangten dahin, wo die Obstbäume auf dem Trockenplatz stehen.

Hermanns Hand befühlte das traute, alte Red, das ihnen noch vor ein paar Jahren manch fröhliche Jugendstunde bereitet hatte. „Bin leztthin schwer geworden! Ob's mich noch tragen wird? Weißt du noch?“

„Und ob! Unser Kleiner erhielt immer seine Wische mit der Wäscheleine, dem Lauende, wenn's dir nicht zu Dank war. Hahaha! Und hernach spuckte und schlug er nach dir, dem Riesen!“

Blickschnell warf der Seemann seine Soppe ab, befeuchtete sich lachend die Hände und hing schon an der Stange, die unter der Manneslast trachtete.

Vor Freutes Augen flimmerte es. Seine Riesenwelle!

Zehn-, zwölffmal rum! Dann sprang der Turner zurück. „Siehst du, ich kann's noch! Der Seemannsberuf hält geschmeidig!“

„Ja“, stimmte die Zuschauerin ihm bei. „Und das Landleben hier macht faul! Möchte so was von Gerold nicht sehen!“

„Liebste, komm, gib mir einen Preis wie früher!“

Sie bot ihm eine vollreife Pflaume an.

„Nein, die reife Frucht spar hübsch für später!“

Freutes Wangen flammten. „So will ich dir zum Abschied von den Veilchen pflücken, die hinter der Hecke blühen!“

Sie liefen beide bis an die Brücke und schwenkten seitab.

Freute strahlte. „Gerold ist ewig 'n Schwarzseher gewesen! Sieh nur, wie wolkenrein sich der Glückshimmel über uns aufzut! Da — in seinen Höhen flimmert ein Kranichzug!“

„Ob mit Wolken und Kranichen oder ohne sie, das dicke Ende kommt nach!“ meinte der Seemann, der die Wetterzeichen ebenso genau wie der Marschenbauer kannte. „Denn schau nur, vor dem Deich und dort vor den Häusern dunstet es blau!“

„Der eine so schlimm, wie der andere, echte Bedhusensche Jungen!“ tadelte Freute Jessen.

„Schelm im Sinn!“ Hermanns Hand griff in den Haselbusch nach einem der kleinen grünen Quater, und er setzte ihn der Weilsensucherin sichernd in den Nacken.

„Ei — pfui — ei!“

„Guck einer an! Bist auf deine Art schon ebenso gut unter Mutters Leitung 'ne echte Bedhusen geworden! Die selige Mutter fürchtete sich vor jeder Spinne und konnte Mäuse und Frösche erst recht nicht leiden!“

„Ich fürchte mich vor nichts auf Gottes Welt!“ Die hellen Augen des Mädchens sahen dem älteren der Bedhusenjungen klar ins Gesicht. „Ich bin eine Butjadinger Jessen. Aber unser Blut hat sich mit nordischem vermischt. Ich liebe meine schwedische Mutter. Und darum bin ich auch nicht abergläubisch und grüblerisch wie die meisten Leute bei uns in der Marsch. Pah, glaube an keinen Deich-, Brack- und Wetterspuk! Du bist darin noch leidlich vernünftig geblieben. Aber unser Kleiner, der mehr vom Wesen des Vaters hat, gibt wirklich zu denken! Kein Spaß, mit dem hier in Zukunft allein zu hausen! Denn wie war er gestern! Zum Davonlaufen, einfach zum Bangewerden! Wenn's Wetter bei dem nicht bald heiterer wird, dann — ja, allerdings — werde ich auch noch zum Frosch und habe schuld, wenn dir unterwegs etwas Böses geschieht!“

„Ich werde gerade diesmal mit einem seetüchtigeren Schiff fahren als je. Blast mir meinetwegen Wind in die Segel, bis euch die Puste ausgeht!“ frohlockte der Seemann.

„Ja — Gott sei Dank, es muß ein sehr schönes Schiff sein, deine künftige Freute!“

„Wenn du den Hof verlassen könntest, solltest du's vor der Abfahrt noch sehen. Aber das dürfen wir dem Bruder, der uns so manches Opfer bringt, gerade jetzt nicht antun. Vielleicht wird er nach meiner Abreise vernünftiger werden. Etwas Eifersucht — ja, ja, Schach — ist sicher dabei im Spiel! Finde ich die Zeit raus und kommt mir der Ausbruch nicht selbst überraschend, so kehre ich bestimmt noch mal zu dir zurück.“

„Tu's!“ bat Freute. „Versprich es mir fest!“

„Das kann ich nicht, denn nun heißt es vorwärts mit vollen Segeln! Das Glück wartet draußen seit langem auf mich. Ich habe flink zugupacken und hol es dir ein!“

Freute gab ihm ihre Veilchen.

„Die stecke ich später in mein Taschenbuch — hier!“

Seine Hand schlug ans Herz. „Aber auch ich will dir ein Andenken geben! Nein — keinen Ring! Den Ring kriegst du, sobald ich zurück bin, wenn wir die Anzeigen an unsere Freunde schicken und bei den Verwandten — hä, Freute, hä! — als Brautpaar uns blicken lassen.“ Er gab ihr einen Kuß. „Komm — komm mit! Du kannst mir beim Packen helfen!“

Freute stand in der Kammer neben ihm.

Es war ein seltsames Gehänge, das seine Hand aus dem Schmuckkästchen nahm. „Eine Luchsnadel“, erklärte der Weltreisende. „Die magst du tragen! Ich habe sie aus Italien mitgebracht. Die Korallenhand — guck! — hält eine schwarze Teufelsklaue in den Fingern. Das bringt Glück den italienischen Burschen und Mädchen und darum doppeltes Glück einer deutschen lieben, blonden Deern!“

Sie hielten sich lange umfaßt.

Dann half Freute beim Einkramen der Sachen. Es war nicht viel und hielt doch auf.

Als Hermann Bedhusen die Uhr aus der besten Stube herbeischaffte, lächelte er. Aber er verschwieg sein Geheimnis. Denn unheimlich — wahrhaftig — war der silberbleiche Kerl da an seinem Mast doch!

Gleich nach Mittag kam der Kleinknecht, der „Junge“, mit dem Karren in den Garten.

„So,“ sagte der Seemann, „nun sind wir so weit!“

„Ja“, erklärte Freute, die ihren Bräutigam starr, dabei ruhig ansah.

„Du hast ein heiteres Wesen. Tränen findest du nicht so leicht. Mir ist nicht bang um dich! Du wirfst dich mit der Zeit schon abfinden!“

„Kann sein!“ sagte Freute. „Ich weiß nicht! . . .“ Und es kamen ihr jetzt doch ein paar Tränen.

„Kehr um — oder — wie, willst du denn mit bis ans Schiff?“

Freute wurde beinah zornig. Sie schlug ihn mit kräftiger Hand vor die Brust.

„War ja alles Spaß, mein Schätzchen! Hatt es natürlich nicht anders erwartet!“

Da war sie schnell versöhnt, nahm ausgelassen seinen Arm in den ihren und ging in Gefolgschaft der Tedei zum letztenmal mit ihm den langen Gartensteig hinab. . .

„Kling! Kling! Kling!“ tönten die Abschiedsglöckchen der Gartenpforte.

Überrascht blieb das Paar über dem Grachtwasser stehen. Das Wetter war plötzlich umgeschlagen. Über den Bräcken dampften schon Nebel, und eine schärfere Brise wehte vom Deich her.

„Glaubst du nun an unsern Wetterspuk?“

„Spuk ist das nicht! Das ist alles Natur!“

Der scheidende Seemann bewunderte zwar den klaren Verstand seines Nordlandmädchens, das sich selbst durch das Schlagen der Abschiedstunde nicht außer Fassung bringen ließ, bedauerte aber, daß Freute nicht ganz wie die übrigen Mädchen seiner Heimat war. Schwedische Mutter: vielleicht etwas zu kühl und zu praktisch! Darum zu sehr auf sich selbst bedacht! Und darum kaum eines Opfers fähig, das manch ein Seemannsweib bringt!

„Freute, wenn du ein echtes Seemannslied bist — komm ganz mit mir, so wie du jetzt gehst und stehst!“

Von ihren Wangen war die Farbe — aber nur für Augenblicke — gewichen.

Schon reute den Wittsteller sein Wort. Er kannte sie ja und würde im Ernst ein Opfer wie dies nie von ihr angenommen haben! „Ich will dir lieber meinerseits das Versprechen geben, zu schreiben“, erklärte er. „Oft wird es freilich nicht sein! Das weißt du von Mutter, die, sowie ich heimkam, mich regelmäßig wegen meiner Schreibfaulheit veranzte. Den Tintenkleckser der Familie lasse ich bei dir zurück. Gerold würde, wenn er dein Bräutigam wäre, viel häufiger schreiben. Hä — Freute — hä, leider Gottes bin ich's! Und darum schwöre ich dir, vom Kap aus einen Bericht zu liefern — ellenlang wie noch nie! Sag, bist du nun zufrieden mit mir?“

Freute lächelte wieder.

Und so gingen sie Arm in Arm vorwärts an den Braden entlang und bestiegen den Deich.

Hier blies der Wind stärker.

Als Freute jenseit des Schuttwalls auf dem Vorland neben ihrem Begleiter einherschritt, kämpfte sie tapfer gegen den scharfen Odem einer Windsbraut an, die rasend wie in Eifersucht sich ihr und ihm — beiden Liebenden — immer wieder hemmend und zurückdrängend entgegenwarf.

Das Segelboot, das von Brake herübergekommen war, um den Fahrgast an das von Bremen stromabwärts fahrende große Schiff zu bringen, lag an der langen, hölzernen Landungsbrücke fest vertaut. Nur so hatte der Junge bei dem lebhaften Wogenschlag die beiden Koffer an Bord schaffen können.

In Gegenwart zweier Zeugen faßte das Paar sich kurz. Ein Kuß — ein letzter Händedruck!

Wachmann in den Armen, sprang der Seemann ins Boot hinab, daß die Wellen am Bug hoch aufspritzten und zischten.

Da — unter heiserem Gebell die kleine Holle ihnen nach!

Es kostete Mühe, die anhängliche Hundeseele vom Schiff zu bringen.

Von neuem kein Halten! Die Tackelhündin lief auf der Brücke zurück und schoß in scharfem Bogen flink seitlich und ans Ufer hinab.

Immer wieder bissen die spitzen Zähne in die klatschenden Schaumtrönen der Uferwellen.

Und wie von droben Freute, so sah von unten Holle dem enteifenden Segel nach.

Freute winkte mit dem Tuch.

Hermann nahm seine Mütze ab, an der, wie das zurückgebliebene Mädchen sich wohl erinnerte, noch der Name seines alten Schiffs stand: „Rehre wieder!“

„Ja, ja — lehre wieder — lehre wieder!“

Fast plötzlich verschwanden Boot und Insassen vor den Augen derer, die am Ufer stehengeblieben waren. Eine eisgraue Dunstschicht hatte ihre Hand blickhemmend zwischen Brücke und Boot gelegt.

Und der nämliche Seenebel, der das weite Strombett verhüllte, verschleierte mählich auch das Land.

Freute glitt wie unter einem Schleier an den Braden vorüber und durch die Wiesen.

Über der Gracht ein sanfter, süßer Duft — die Weiskien.

Da faßte Freute ihr Kleid und stief, laut aufweinend, Gerold Bedhufens Haus zu.

Hermann — war fort!

Die Sonne nebelverhangen. Am Himmel jagend — die Sturmwolken. Und Regenschauer, die in Strömen über das Marschenland herniedergingen, Bäche und Grachten über ihre Ufer treten ließen und den zähen Lehmschlag der Deich- und Wiesenpfade glitschig — fast unwegsam — machten, nahmen dem Rest der Septembertage den letzten Reiz lichtsommerlicher Frische und den Ruf, für die Marschenbewohner die beständigsten und darum schönsten des Jahres zu sein.

Von dem hohen, spitzgiebeligen Niederdach des Bedhufenschen Erbes rieselten die Tropfen. Wenn der Nebel um die Mittagzeit lichter wurde, sah man den greisen Reiserkranz des Storchennestes auf der Scheune. Aber das Storchennest war leer. Seine glückbringenden Gäste waren davongeflogen.

Herbststimmung draußen und Herbststimmung drinnen, lastend auf Dächern und Bäumen und noch schwerer auf den Gemütern derer, die mit sich und der Welt nicht zufrieden waren.

Grau in grau lag Freutes Garten, auf den die Blicke der Herrin fielen, sobald alle wirtschaftlichen Obliegenheiten erfüllt waren und die Bewohnerin der geräumigen Bodenkammer, die allein ihretwegen vom verstorbenen Hausherrn über der Staatsstube ins Dach eingelassen war, Zeit fand, sich ihren Gedanken zu überlassen.

Nur ein Hauch! Es war wie ein zarter, kaum wahrnehmbarer Hauch. Aber die Trübung war da, ließ sich nicht hinwegnehmen, hing über Freutes sonst so selbstsicherem Wesen und hing ihr im Blick, wenn das Auge gegen die Nebelwand starrte, die ihm den Durchguck verwehrte auf den Deich und weit — weiter noch — ganz weit! . . .

Und Freute dachte an ihn, dessen letzter Abschiedsgruß — wenige Worte nur — ihr noch im Ohr klang. Freute dachte an sein Schiff — aber nicht an den stolzen Dreimaster, der nun auf dem gewaltigen Meer schwamm — an das kleine, schwante, das ihn ihren Blicken entführt hatte. Und bei dem Gedanken, daß gerade sie, die das Leben auf festem, lehmhartem Boden über alles schätzte, die Braut eines Seemannes geworden sei, lief ihr ein Kiesel über den Nacken.

Ein Bild von ihm war nicht in ihrem Besitz. Nur unten in der Wohnstube hing sein Kopf, aus schwarzem Papier geschnitten und sauber eingerahmt, zwischen den Fenstern.

Dahin ging Freute, wenn sich droben ihre Blicke allzu sehr trübten und sie über ihr eigenes Wesen und künftiges Wollen in Zweifel geriet. Stand sie erst drunten vor Hermanns Schattenbild, so gab es für sie keine Unklarheit mehr. Dann wußte ihr Herz, warum es nur dieser sein konnte, den es lieb haben mußte, und daß Freute Jessen trotz ihrer Scheu vor dem großen Wasser die Braut — die glückliche Braut eines Seefahrers war.

Troft in befeigender Liebe! . . .

So litt Hermann Bedhufens verlassene Liebste weit weniger als der neue Haus- und Hofherr unter dem feinen, schaurig kühlen Raß, das durch die Fensterspalten, durch jede kleine Mauerritze dringt und die Seele derer, die auf die Sprache ihrer Heimat gestimmt sind, schwer und trüb macht.

Gerold Bedhufen saß Freude vor allem während der Mahlzeiten mittags und abends schattenhaft treu zur Seite mit vorgestrecktem Haupt und ernstem, sinnierendem Gesicht. Er fühlte sich elend in der Nähe des Mädchens, das auch fürder — nach seinem eigenen ausdrücklichen Willen — bei ihm zu bleiben hatte, mit ihm unter dem gleichen Dach heimen sollte — wie früher — allerdings ohne ihm das, gerade das zu sein, was es ihm hätte sein sollen, aber dem andern war.

Gerold Bedhufen war mit sich und seiner Zukunft noch lange nicht im klaren. Daher seine Befangenheit in Freudes Gegenwart, die er erstrebte, vielleicht deshalb so unruhevoll suchte, weil er sich seiner und ihrer nicht sicher war. Die nötige Sicherheit finden! Darauf hatte er seinen Scharfsinn, sein Augenmerk zu richten. Darauf allein kam es an!

Es durchsieberte ihn, wenn er Freude vor dem Bild ihres Seemanns stehen sah. Es machte ihn rasend, wenn ihre Hand die Tüchelhündin gegen die Wange drückte oder so lange zum Bild emporhielt, bis Hölle in scheinbarem Verständnis Deckglas und Rahmen belebte.

Dann griff er fast regelmäßig nach dem Handstock, der neben der Tür im Behälter steckte, um — das Wort des verstorbenen Vaters unbewußt benutzend — mal flink um die Ecke nach dem „Lüge“, dem Vieh auf der Bracht- und Brackweide, zu gucken, worauf Freude sich wohl unter einem jähen Augenaufschlag überrascht die Frage stellte: „Sollte mein Hermann schärfer beobachtet haben als ich? Den da plagt wahrhaftig Eifersucht!“

An dem Fenster kam der Hausherr hernach nie vorüber. Sie, die heimliche Aufpasserin im Zimmer, hätte es sehen müssen.

In Kürze mußte Freude Jessen, daß Gerold Bedhufen ihr etwas vorzuschwindeln liebte. Die Magd hatte es bestätigen können: der Herr ging nicht nach der Weide.

Freude zeigte sich mit der Lösung des Rätsels zwiefach zufrieden. Einmal, weil der lästige Mensch, wenn er sich draußen umhertrieb, keine Zeit fand, ihr aufzupassen, und dann auch, weil sie das Gut- und Schlechtwettermachen plötzlich von der Brack- und Deichseite nach einer Richtung verlegt sah, die ihr weit harmloser schien. Unkenruf und Möwenschrei paßten Hermann Bedhufens Braut nicht recht in die Gegenwartstimmung. Da war ihr ohne Bedenken der nasse Lehm lieber, den der Hofherr nach seinen Gängen auf die Windfangstiefen zu stampfen pflegte, und der ja am Ende, ob von der gefürchteten Brack- oder von der freundlicheren Feldseite stammend, durchaus von der gleichen Beschaffenheit war.

Die Mägde sicherten auf ihren Melkschemeln, und die Knechte lugten kopfschüttelnd aus dem Tennenort, um sich mit Hilfe ihrer Augen selber Gewißheit darüber zu holen, daß der Herr — sonst eher einer von den Bequemem — wie ein Narr im Schlamm umherspazierte.

Manchmal, wenn er an dem Lindenbaum, der sein Laub fast eingebüßt hatte, vorüberkam, blieb er auch wohl stehen und setzte sich kurz. Fiel ihm dann ein Blatt, eines von den gelben, runden, auf den Schoß, so hob er es auf, besah es genau, wie man ein Geldstück ob seiner Prägung ins Auge faßt, und ließ es zuckenden, spöttischen Mundes wieder von dannen hüpfen.

Leßthin hatte die gleiche Hand haufenweise im Gold gewühlt. Keine vierundzwanzig Stunden hatte er, Gerold Bedhufen, den andern auf die Geldsendung warten lassen. Machtloser Reichtum — freudloser Besitz! Nicht mit hunderttausend würde er Freude vom Bruder haben freikaufen können.

„Und auch — nicht mögen!“ Unter dem Grollen der eigenen Stimme hatte der kleine, trummnackige Mann sich plötzlich von seiner Schuhbank erhoben.

Unsanft schüttelte er den Kopf, aus dem die Wassertropfen flogen, reckte sich hoch empor und vollendete laut: „Heute — endlich kommt mir die Gewißheit! Jetzt weiß ich, wie ich mit mir daran bin, was ich zu tun und was ich zu lassen habe! Nein, Bruder, rauben will ich sie dir nicht! Aber ich will Freude, die ich besser zu kennen behaupte als du, planmäßig davon zu überzeugen suchen, wie ihr und mein Schicksal die gleichen Wege läuft, und wie falsch ihre Wahl ist! . . . Falsch — falsch ist!“

„Herr — Herr, de Post!“ Der Kleinknecht kam vom Hof her gelaufen.

„So, Junge!“

„Ja — Herr! De Post, un'n Breef ut See — is of mit darbi!“

Gerold Bedhufen konnte Beine machen. Er eilte an den Dreschern vorüber, wobei er einen der Melkeimer umwarf, die ihm genau wie die Mägde vor der Windfangtür den Eingang versperrten.

„Bon Hermann!“ erklärte Freude, die in der Stube, auf dem Kanapee hockend, den Hofherrn erwartet hatte und, ohne eine Miene dabei zu verziehen, den Brief dem Bruder in die Hand legte.

Gerold Bedhufen überflog ihr Gesicht. „Mein Gott, was is denn los? Was gibt's?“

Da verließ Freude Jessen die Fassung. Sie brach in Tränen aus. „Lies! Lies!“

Und der Bruder las des Bruders Brief.

„Lieber Gerold und liebe Freude!“

„Mein kurzer Abschiedsgruß vor der Abfahrt aus dem Hafen hat Euch wohl bewiesen, wie treu meine Gedanken trotz harter Arbeit bei Euch gemessen sind. Freilich, an Herüberkommen war wirklich nicht mehr zu denken! Besser, Ihr Lieben, ich hätte es doch getan! Das sagt man hernach, wenn es zu spät ist.“

„Freitag, 10 Uhr 15 Min., war meine Freude klar. Der Wind — wie Ihr selber wißt — Südost umgeseht. Die Wefermündung nebelfrei. Warum also warten? Kein Halten mehr. Verdammt! Sechs Stunden später die alte Jacte. Nordnordwest. Dichter Nebel. So auch im Kanal.“

„Freude, mein Lieb, hatte zu fest auf mein Glück gebaut. Nach Dich auf böse Nachricht gefaßt! Sei ein tapferes Mädchen! Denn was nun kommt, ist Seemannslos.“

„Montag, kurz nach Mitternacht, tauchte plötzlich im Stillestehen ein Schiff dicht bei uns auf. Es zeigte kein Licht. Hätte bei dem Nebel auch kaum was genügt. Aber, weiß Gott, wir spürten Backbord seinen Stoß und riefen in unserer Not um Hilfe, weil uns das eiskalte Seewasser wie ein Sturzbach wüßte in die Seite schoß. Bante! Von drüben her keine Antwort. Lautlos, wie es gekommen war, verschwand auch das Schiff.“

Gerosd Bedhusen, der so weit den Brief stumm, mit fest aufeinandergepreßten Lippen gelesen hatte, begann das Unglücksblatt in den Händen zu zittern. Er ließ sich auf den nächsten Stuhl fallen, griff sich stöhnend an die Schläfen und war freideweiß geworden. „Gott — ich, ich — mich trifft keine Schuld! Das ist — ja einfach — furchterlich! Raum glaubhaft! So was kommt ja doch gar nicht mehr vor!“

„Was?“ schrie Freude verstört. „Was kommt nicht mehr vor?“

„Daß einem — so'n Schiff — begegnet!“

Hermann Bedhusens Braut schüttelte den Kopf. „Ich weiß nicht, was du damit sagen willst. Lies! Lies doch zu Ende! Das Furchtbarste erst am Schluß!“

Gerosd kam ihrem Wunsch nach und atmete freier, da er lesen durfte:

„Muß ein englisches Kohlen Schiff gewesen sein. Die Kerle zeigen, wenn ihre Ladung nicht mit den Schiffs-papieren stimmt, absichtlich kein Licht. So wühlten wir allein schweißtriefend in der eisigen Salzpfüge herum. Wir konnten das Deck abdichten, weil es sich kleiner erwies, als wir gefürchtet hatten, und Dover anlaufen.“

„Der Schaden an der ‚Freude‘ ist für die Kasse. Aber die Ladung, die, weil ich sparen wollte, nicht voll versichert ist, hat das Seewasser zum Teil verdorben. Mein väterliches Erbe ist fast zur Hälfte — Bruder, ich höre, Du schiltst auf mich und diesmal mit Recht — leider futsch! Schon bald sticht meine ‚Freude‘ von neuem in See. Aber durch Schaden klug geworden, nehmen wir sichersten Kurs. Der führt, unter Vermeidung der Küste, durch die weite Wassermüste des Ozeans direkt bis ans Kap.“

„Wenn Ihr, meine Lieben, mich dort durch Nachsicht erfreuen wollt, so erweist Ihr mir damit in schwerer Zeit den allerbesten Dienst. Auch schon im voraus Eure edlen Absichten erratend, erkläre ich gleich: weder die mir so hochherzig gewährte brüderliche Stiftung angreifen noch irgendeine anderweitige Geldunterstützung annehmen zu können. Ich bereue tief, zu früh aus dem heimatischen Hafen ausgelaufen und allzu wagemutig — Ihr mögt es leichtfertig nennen — gewesen zu sein. Dafür will ich jetzt büßen. Aber nicht kleinmütig! Denn was ein echter Bedhusen ist, trägt im Unglück den Kopf am höchsten. Und darum nehmt mein Gelöbnis an Eides Statt.“

„Von nun an hört Ihr erst wieder von mir, wenn die Scharte wettgemacht ist und ich in der Lage bin, mein Versprechen an Freude zu halten: — das Mädchen, das Hermann Bedhusen heimführt, glücklich und reich — reicher als eine Königin zu machen!“

„Lebt wohl und hofft mit mir! Auf Wiedersehen! Euer Hermann.“

(Fortsetzung folgt.)

Brot und Brotsorten.

Von Dr. Gold.

Wie uns die animalischen Nahrungsmittel im wesentlichen mit Eiweiß und Fett versorgen, so bieten uns die Vegetabilien der Hauptfache nach den für unsere Ernährung ebenfalls durchaus unentbehrlichen Bedarf an Kohlehydraten dar. Um unseren Körper auf seinem Bestand zu erhalten, müssen wir von letzterem täglich mindestens 500 Gramm genießen, während wir an Eiweiß nur einen sogenannten täglichen „Notbedarf“ von 118 Gramm und an Fetten nur 56 Gramm zur Erhaltung unseres Körperbestandes nötig haben. Quantitativ nehmen also die Kohlehydrate den ersten Platz bei der Frage der Ernährung ein; qualitativ dagegen ist ihnen allerdings das Eiweiß etwas überlegen. Die Japaner und Chinesen decken bekanntlich ihren Hauptbedarf an Kohlehydraten durch den Genuß von Reis, und bei den Bewohnern Italiens, der Türkei sowie auch Amerikas steht in dieser Beziehung der Mais im Vordergrund, während wir — und mit uns alle Bewohner der nördlicher gelegenen Länder — wegen des hier obwaltenden Klimas und der andersartigen Bodenbeschaffenheit unseren Hauptbedarf an Kohlehydraten durch Getreidefrüchte zu decken gezwungen sind und unter diesen wieder in besonders ausgiebiger Weise durch die Roggen- und Weizenfrucht. Von den beiden letztgenannten Getreidearten werden allein in Deutsch-

land jährlich etwa 650 Millionen Zentner zum Verkauf gebracht; man kann sich aus diesen Zahlen also ungefähr einen Begriff machen, welche wichtige Rolle der Weizen und Roggen bzw. die aus ihnen hergestellten Brotsorten bei uns für die Volksernährung zu spielen berufen sind. Das natürliche Bedürfnis nach Abwechslung bringt es nun mit sich, daß von alters her eine ganze Reihe von verschiedenen Brotarten für unseren Ernährungsbedarf hergestellt werden. Die bekanntesten und wichtigsten Brotsorten werden aus Weizen- oder Roggenmehl oder aus einem Gemisch beider Mehlsorten zubereitet. Wir kennen sie in Gestalt des Weiß- und Schwarzbrottes. Als weitere gangbare Sorten finden noch Verwendung der westfälische Pumpernickel und das Kommißbrot, welche beide neben dem Roggenmehl noch Kleie enthalten. Ferner das Grahambrot, bei dem die Körner nicht gemahlen, sondern nur geschrotet sind, das besonders in Amerika vielfach verwendete Maisbrot und der durch seine große Haltbarkeit ausgezeichnete Schiffszwieback. Hafer- und Gerstenbrot enthalten neben Roggen- und Weizenmehl noch das Mehl der betreffenden Getreideart. Auch Vermengungen mit gemahlenen Hülsenfrüchten und Kartoffeln kommen vor; ja in Zeiten der Hungersnot hat man sich sogar gemahlener Baumrinde als Zusatz bei der Brotbereitung bedient.

Natürlich zeigen die eben aufgezählten, verschiedenartigen Brotforten nach ihrem Nährwert und ihrer Bekömmlichkeit recht erhebliche Unterschiede; deshalb sollen letztere in folgendem einmal näher beleuchtet werden.

Um nun den Wert der einzelnen Brotforten richtig beurteilen zu können, ist es notwendig, sich vorher einige Einzelheiten über den Werdegang dieses für unsere Ernährung so überaus wichtigen und völlig unentbehrlich gewordenen Nahrungsmittels klarzumachen. Das einzelne Getreidekorn besteht, wenn man von innen anfängt, aus dem sogenannten „Kern“, der sich wiederum der Hauptmasse nach aus einem eiweißhaltigen, dicht mit Stärkekörnchen angefüllten Maschenneß und aus dem verhältnismäßig kleinen Keim zusammensetzt. Dieser Kern wird von einer ein- bis mehrfachen, ebenfalls eiweißhaltigen sogenannten Kleberzellenschicht umhüllt, die ihrerseits wiederum von zwei Hüllen, der Samen- und der Fruchthaut, umgeben wird, die fast ganz aus Zellulose bestehen und für uns Menschen — ähnlich wie z. B. Stroh — gänzlich unverdaulich sind.

Wenn das Korn von der Tenne kommt, wird es nun zunächst von seinen vielen zufälligen Beimengungen, wie z. B. Spreu, Stroh, Stengelresten, tauben Körnern, Staub, Erde, kleinen Steinchen und Unkrautsamen, der zum Teil sogar giftig ist, gereinigt, indem es mehrere Male durch eigens hierfür eingerichtete Reinigungsmaschinen geschickt wird. Da aber für die feinen Mehlsorten nur der zermahlene „innere Kern“ der Getreidefrucht, der völlig verdaulich und gut ausnuzbar ist, in Betracht kommt, so muß das gereinigte Korn nunmehr erst noch durch sogenannte Puß- und Schälmaschinen geschickt werden, die den wertvollen inneren Kern von den ihn umgebenden, für uns Menschen nahezu unverdaulichen und daher leider wertlosen Zellulosehüllen befreien. Letztere bilden in fein zermahlenem Zustand die sogenannte „Kleie“. Um nun diesen Holzfaserstoff, die Zellulose, verdauen zu können, sind besondere Einrichtungen der Kauterzeuge, des Zahnbaues und vor allem des Magens notwendig, wie wir sie z. B. bei den Huftäugetieren und besonders bei den Wiederkäuern vorfinden; daher wird die Kleie denn auch vorwiegend als Viehfutter verwandt. Leider gelingt es aber bei Anwendung der Puß- und Schälmaschinen nicht, die dem inneren Kern dicht anliegende Kleberzellenschicht, die stark eiweißhaltig und darum sehr nahrhaft ist, von den übrigen wertlosen Hüllen zu trennen, so daß auch sie einen Bestandteil der Kleie bildet. Aus dem Gesagten erhellt demnach deutlich, daß auch der Kleie infolge ihrer Vermischung mit der eiweißreichen Kleberzellenschicht ein gewisser Nährwert nicht abzuspochen ist, ein Umstand, der für die Beurteilung des Pumpernickels und des Kommißbrotes in Betracht kommt.

Die veraltete, aber noch vielfach angewendete Flach- oder Beutelmüllerei erreicht nun die durchaus erwünschte Trennung der wertlosen von den nahrhaften Kornbestandteilen in nur sehr unvollkommener Weise und liefert nur eine einzige Sorte Mehl, die natürlich stark fleiehaltig ist und daher eine graue, unansehnliche Farbe hat. Der modernen Kunst- oder Hochmüllerei dagegen gelingt es, etwa zehn verschiedene Mehlsorten herzustellen von den feinsten, reinen und fleisfreien Auszugmehlen bis zu den minderwertigeren, mehr oder weniger fleiehaltigen Sorten.

Je nachdem nun nur reines Mehl zur Brotbereitung verwandt oder ihm die wertlosere Kleie in größerer oder geringerer Menge beigelegt wird, unterscheiden wir

die „feinen“ und die „groben“ Brote, also feines bzw. grobes Weizenbrot und feines bzw. grobes Roggenbrot. Die letztgenannte Art ist im Volk sehr bekannt und beliebt unter dem Namen „Kommißbrot“ und spielt bekanntlich bei der Ernährung unserer Truppen eine wichtige Rolle. Das Kommißbrot ist bei den Mannschaften außerordentlich beliebt, nicht nur weil sein Genuß das Gefühl großer Sättigung hervorruft, sondern auch, weil es wegen seines hohen Klebergehaltes einen vorzüglichen Geschmack hat und — namentlich in frischem Zustand — einen sehr angenehmen Geruch besitzt, der indirekt wieder den Appetit anregt. Da nun aber, wie gesagt, der Nährwert dieser Brotart nur ein verhältnismäßig geringer ist, hat man neuerdings in den Garnisonbäckereien, die ihr Mehl fast durchweg aus den veralteten Flachmüllereien der Provinzialämter beziehen, versucht, dem Kommißbrot die weniger nahrhafte Kleie in erhöhtem Maß — nämlich bis zu 25 v. H. — zu entziehen und statt dessen für die Ernährung wertvollere Zusätze, wie z. B. Mais, Weizenmehl, Kartoffelmehl usw., mit zu verbacken.

Um nun ein Urteil über den Nährwert der in Frage kommenden Mehl- und Brotforten gewinnen zu können, müssen wir uns ihren Gehalt an Eiweiß und Kohlehydraten vor Augen führen. Es kann sich dabei natürlich nur um die prozentualen Durchschnittszahlen handeln. Roggenmehl enthält durchschnittlich 11 Prozent Eiweiß und 71.9 Prozent Kohlehydrate, zusammen also 82.9 Prozent Nährstoffe. Weizenmehl enthält dagegen 11.8 Prozent Eiweiß und 73.6 Prozent Kohlehydrate, also zusammen 85.4 Prozent Nährstoffe. Man ersieht hieraus leicht den etwas größeren Nährwert der Weizenfrucht. Es gehen nun aber keineswegs alle im Mehl enthaltenen Nährstoffe in das fertige Brot über, was man aus folgenden Zahlen ersehen kann: Roggenbrot enthält nämlich durchschnittlich nur etwa 8.5 Prozent Eiweiß und 44 Prozent Kohlehydrate (zusammen 52.5 Prozent Nährstoffe) und Weizenbrot 9.5 Prozent Eiweiß und 60 Prozent Kohlehydrate (zusammen 69.5 Prozent Nährstoffe). Wie man sieht, enthält das fertige Brot beträchtlich weniger Nährstoffe als das Mehl, und andererseits ist auch hier wieder die Überlegenheit des Weißbrotes über das Schwarzbrot bezüglich der Menge seiner Nährstoffe ersichtlich. Um diese Tatsache aber noch mehr zu erhärten, sei noch ausdrücklich hervorgehoben, daß von den 8.5 Prozent Eiweiß des Schwarzbrottes nur etwa 70 Prozent vom menschlichen Körper aufgenommen werden, während von den 9.5 Prozent Eiweiß des Weißbrotes 91 Prozent voll ausgenutzt werden. Es kommt also bei der Beurteilung des Wertes der Nahrungsmittel in letzter Linie nicht auf ihren prozentualen Gehalt an Nahrungs-eiweiß an, sondern wieviel der Körper davon beim Akt der Verdauung auszunutzen vermag.

Wie wichtig diese Tatsache ist, werden wir gleich bei der Betrachtung des Nährwertes der sogenannten „Kleienbrote“, des Kommißbrotes und des Pumpernickels, sehen. Beide enthalten wegen ihres hohen Klebergehaltes — wie wir gesehen haben — recht erhebliche Eiweißmengen, die aber aus folgenden Gründen vom Körper nur unvollkommen ausgenutzt werden können. Eine vollkommene Verdauung des Eiweißes wird nämlich nur dann erreicht, wenn es ihm ermöglicht wird, sich hinreichend lange Zeit im Magendarmkanal aufzuhalten, damit es sich innig mit den Verdauungssäften vermischen kann und seine chemische Beeinflussung durch letztere so vollkommen wird, daß das Blut es auf-

zunehmen und den Organen zuzuführen vermag. Nun übt aber die „Kleie“, die — wie wir gesehen haben — vorwiegend aus den fein zermahlenden Schalenbestandteilen des Korns besteht, namentlich wenn sie in allzu großen Mengen genossen wird, auf die Magendarmwandung einen so starken mechanischen Reiz aus, daß die Darmtätigkeit erheblich gesteigert wird. Die Folge davon ist, daß die eingeführten Eiweißmengen den Verdauungskanal viel zu schnell und ohne allzu großen Nutzen für den Körper wieder verlassen. Anders verhält es sich, wenn die kleiehaltigen Brotforten, vor allem also Kommißbrot und Pumpernickel, in kleineren Mengen genossen werden. In diesem Fall bewirkt der durch die Kleie ausgeübte Reiz eine wohltätige und zweckmäßige Anregung der Magendarmtätigkeit, die besonders bei Darmträgheit von großem Nutzen sein kann, und die geradezu als „verdauungsbefördernd“ bezeichnet werden muß.

Könnte man es durch irgendeine Erfindung dahin bringen, daß die Kleie für den menschlichen Körper in der gleichen, nutzbringenden Weise verwertet werden könnte wie das reine, weiße Mehl, so könnte man in Deutschland das Nationalvermögen um jährlich etwa 780 Millionen Mark vermehren.

Nach dem bisher Gesagten kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die feineren Brotforten — und unter ihnen an erster Stelle die aus Weizenmehl hergestellten — als die für unsere Ernährung am zweckmäßigsten und bekömmlichsten gelten müssen, da sie Kohlehydrate und Eiweiß nicht nur in verhältnismäßig großer Menge, sondern auch in leicht verdaulicher und gut ausnutzbarer Form besitzen. Alles in allem besitzen wir im Brot seinem hohen Nährwert nach ein Volksnahrungsmittel von höchster Bedeutung; und das um so mehr, als es nächst der Kartoffel mit zu den allerbilligsten Nahrungsmitteln gehört, die wir überhaupt haben. Um diese erfreuliche Tatsache so recht augenfällig zu machen, habe ich die Gewichtsmengen berechnet, die man durchschnittlich für den gleichen Kaufpreis von unseren hauptsächlichsten Nahrungsmitteln käuflich erhält. Ich lasse die Gewichtstabelle hier folgen:

Man erhält für ein und denselben Preis:

1. Butter . . .	1	Gewichtseinheit
2. Rindfleisch . . .	1.6	Gewichtseinheiten
3. Eier . . .	2.4	„
4. Zucker . . .	5.5	„
5. Reis . . .	7	„
6. Brot . . .	17	„
7. Kartoffeln . . .	33	„

Brot ist also ungefähr 17mal billiger als Butter! Dazu kommt aber obendrein noch ein weiterer, nicht zu unterschätzender Vorteil, nämlich der, daß es jederzeit zum sofortigen Genuß fertig ist, während die meisten anderen Nahrungsmittel erst durch Kochen oder andere zeitraubende und kostspielige Maßnahmen zum Genuß tauglich gemacht werden müssen.

An alle Brotarten muß man nun unbedingt die Forderung stellen, daß sie gut gelockert sind, da die ungelockerten, vom Volk „klitschig“ genannten Stellen es den Verdauungssäften unmöglich machen, an das Innere dieser Stellen heranzudringen und es verdauungsfähig zu machen. Eine derartige Lockerung des Brotteiges kann man nur auf zweierlei Weise erreichen. Nach der von alters her geübten Methode wird dem mit Wasser angerührten Teig Hefe oder in Hefegärung befindlicher

Brotteig, Sauerteig genannt, hinzugefügt. Bei etwa 30 Grad Celsius bewirken dann diese Zusätze eine Spaltung des im Mehl enthaltenen Zuckers in seine beiden Bestandteile Kohlenensäure und Alkohol, ein Vorgang, den man „Gärung“ nennt. Die so entstehende Kohlenensäure durchdringt dann bläschenförmig den ganzen Teig und „lockert“ ihn. Der Alkohol dagegen verdunstet, und zwar in solcher Menge, daß die Substanz des Mehles sich dabei um etwa 2 v. H. seines Gewichts verringert. Man hat berechnet, daß für London allein jährlich ungefähr 13 Millionen Liter Alkohol auf diese Weise durch Verdunstung verloren gehen, was einem Verlust von etwa 5 Millionen Mark in einem Jahr entsprechen würde! Liebig regte deswegen an, die Gärung beim Backprozeß überhaupt ganz auszuschalten und eine andere Art der Kohlenensäureerzeugung zur Lockerung des Brotteiges zu wählen, z. B. durch Verwendung von Natriumbicarbonat und Salzsäure. Aus diesen Bestrebungen sind dann in neuerer Zeit die sogenannten „Backpulver“ hervorgegangen, die jetzt vielfach zur Lockerung der Backware verwendet werden und neben dem Vorzug der größeren Billigkeit auch den der vermehrten Schnelligkeit beim Gebrauch haben.

Daß man Brot in ganz frischem Zustand nicht in größeren Mengen genießen soll, ist allgemein bekannt; und zwar haben die danach regelmäßig auftretenden Unzuträglichkeiten ihren Grund darin, daß frisches Brot im Magen „klitschig“, d. h. unverdaulich, wird und außerdem noch Nachgärungen eintreten, die sehr unangenehme Folgen haben und sogar zu Entzündungen der Magenschleimhaut führen können.

Es ist ganz interessant, auch einmal einen Seitenblick auf alle die Verfälschungen zu werfen, die dem Mehl in betrügerischer Absicht häufig zugefügt werden. So ist z. B. Gips schon bis zu 30 v. H. und Schwerpat bis zu 20 v. H. im Mehl nachgewiesen worden. Außerdem sind Ton, Alaun, Kreide und pulverisierter Quarz beliebte Zusatzmittel, die natürlich nicht den geringsten Wert für die Ernährung haben, aber glücklicherweise alle leicht nachzuweisen sind. Eine Verfälschung mit anderen Mehlsarten kommt verhältnismäßig nur selten vor, da z. B. Erbsen, Bohnen, Linsen, Hafer, Mais und Kartoffeln auch nicht viel billiger und zudem ebenfalls sehr leicht erkennbar sind. Sehr bedenklich ist dagegen die Verfälschung des Mehls mit gemahlenem Unkrautsamen, wobei namentlich die Früchte der Ruten und Widen in Betracht kommen. Das Mehl dieser Samenarten sieht zwar sehr schön weiß aus und eignet sich deshalb in hohem Maß für Fälschungszwecke, ist aber wegen seiner Giftigkeit der Gesundheit sehr nachteilig. Auch hier stehen uns jedoch glücklicherweise zuverlässige Prüfungsmethoden zu Gebote, durch die man diese Fälschungen leicht nachweisen kann.

Wenn nun auch das „liebe Brot“ eins unserer Hauptnahrungsmittel ist, so soll man den Brotgenuß wegen der mit seinem übermäßigen Genuß verbundenen Unzuträglichkeiten doch auch nicht übertreiben. Die Erfahrung lehrt uns, daß wir nur etwa 70 v. H. des Bedarfs an Kohlehydraten durch Brot, die übrigen 30 v. H. aber durch Gemüse, Suppen usw. decken sollen. Da nun der tägliche Notbedarf an Kohlehydraten, wie schon oben erwähnt, 500 Gramm beträgt, so würden 70 v. H. davon 350 Gramm ausmachen, und diese Menge ist in etwa 750 Gramm Brot enthalten. Um mehr „täglich Brot“ sollen wir also auch nicht bitten!

Wiener Bühnenlieblinge auf ihrem Sommerfisch.

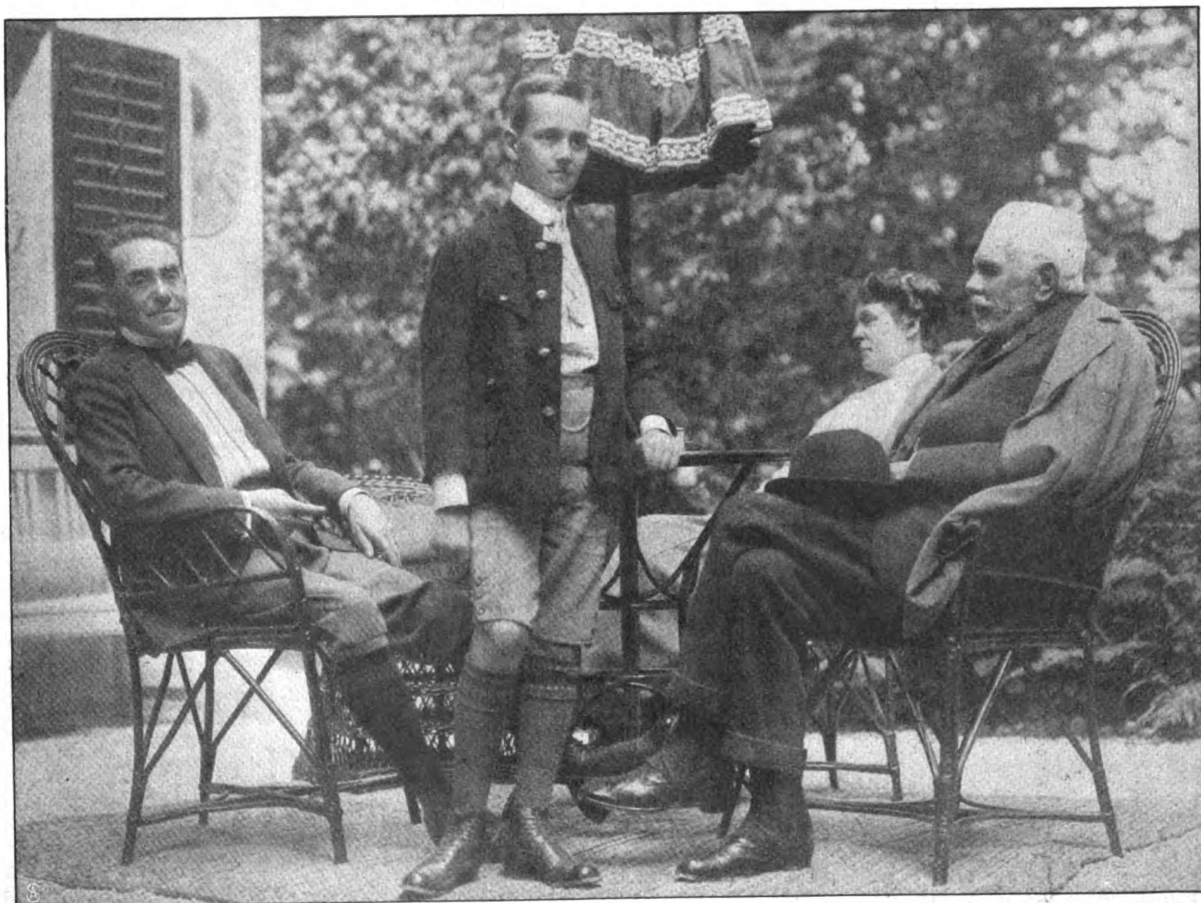
Von Ludwig Klingenberger. — Hierzu 14 photographische Aufnahmen.

Die Wiener Privattheater haben diesmal einige Spieltage gewonnen. Viele Jahre wurde eindringlich petitioniert, daß die Normatage aufgehoben werden, d. h. solche Ferientage, an denen Vorstellungen abgehalten werden dürfen. Endlich haben es die Theaterdirektoren durchgesetzt, und die letzte Saison war frei von Normatagen. Für einen von ihnen, den Fronleichnamstag, der gewöhnlich in den Monat Juni fällt, hätte eine große Zahl von Schauspielern, ins-



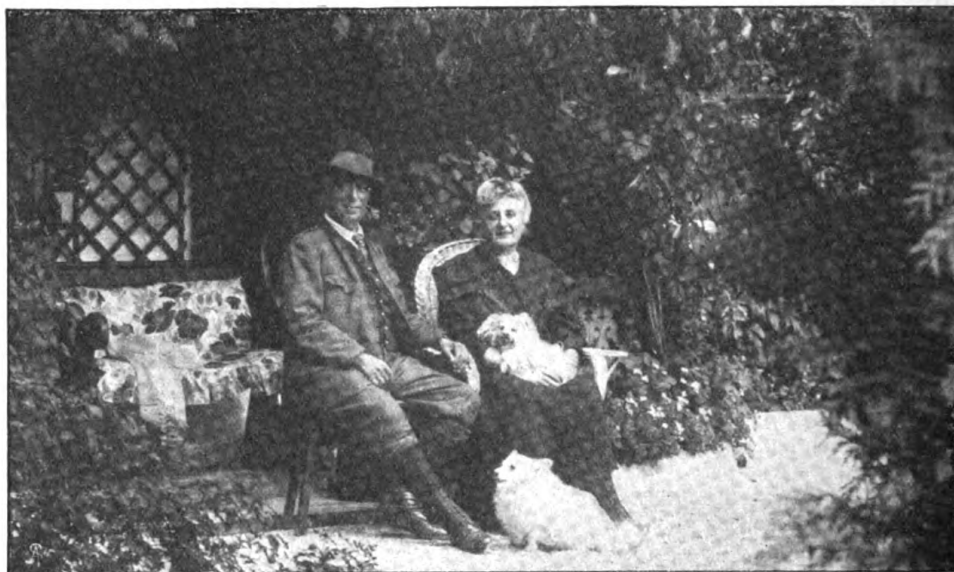
Villa Alexander Girardi vom Johann Strauß-Theater in Bad Ischl.

besondere die des Deutschen Volkstheaters, die weitere Aufrechterhaltung des Spielverbots gern gewünscht; denn sie sind um eine große alljährliche Freude gekommen. Am Fronleichnamstag, an dem die Theater früher geschlossen bleiben mußten, berief das Künstlerhepaar Leopold Kramer und Josefina Kramer-Blöckner vom Deutschen Volkstheater (Abb. S. 1514) nicht nur die engeren Kollegen und Kolleginnen, sondern auch Freunde anderer Bühnen in

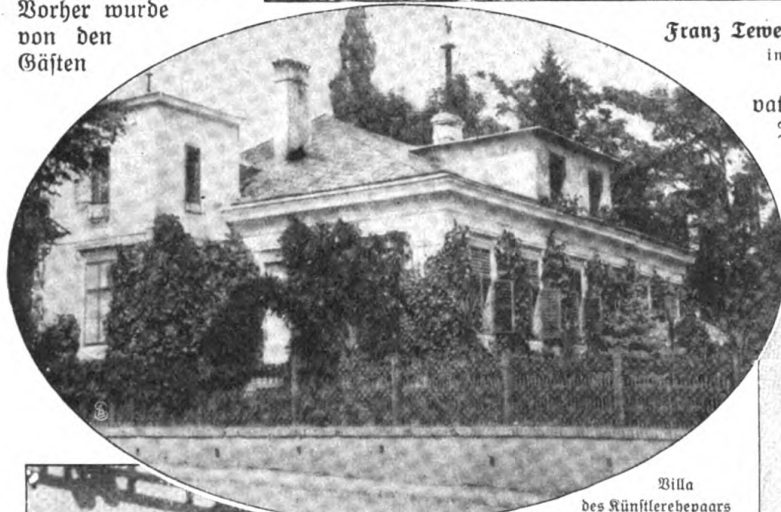


Alexander Girardi (links) mit Gastin, Sohn und Schwiegeroater, Altmeister Ludwig Bösendorfer. Siesta im Garten der Villa Girardi in Bad Ischl.

ihr schönes Landhaus nach Ober-Sankt-Weit. Das war stets ein fröhlicher Tag! Leopold Kramer und seine feine Frau überboten sich in herzlicher Gastfreundschaft. Er war der Wirt mit aufgestülpten Hemdärmeln und Frau Josefine die reizendste Wirtin, die Schürze um den Bauernrock gebunden. Und in der Bauernstube des Kramerschen Besitzes in Ober-Sankt-Weit etablierte sich in den Abendstunden der „höchste Heurige“. Vorher wurde von den Gästen



Franz Teweke und Gattin in ihrem Heim
in Unterach am Attersee.



vaterleben zurückgezogen hat und einen großen Teil des Jahres auf seinem Lustulium in Unterach am Attersee verbringt. Im Frühling und im Herbst, wo die Sommerfrischler noch nicht da oder schon wieder fort sind, da gehört der See ihm



Oberregisseur Leop. Kramer als Dackelzüchter
in seiner Villa.

Villa
des Künstler Ehepaars
**Leop. Kramer u. Josefine
Kramer-Blödnner**
vom Deutschen Volkstheater in
Ob. St.-Weit.

gründliche Umschau gehalten, das von ihrem Herrn Oberregisseur so sorgfältig behütete „Dackelheim“ mit seinen niedlichen Insassen besichtigt, die Wirtschaft in Augenschein genommen und das Kollegenpaar beneidet und gepriesen. Der fidelste Gast Franz Teweke (Abb. obensteh.), der die ganze Gesellschaft durch seinen geistvollen Humor belustigte, fehlte im letzten Jahr, da er sich nun, nachdem er die Siebzig überschritten, vorläufig ins Pri-



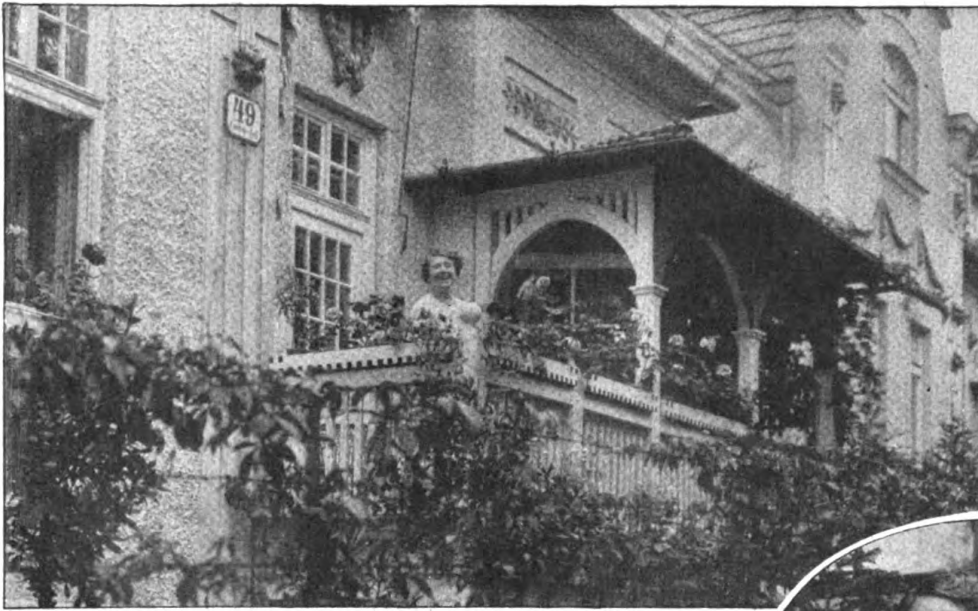
Josefine Kramer-Blödnner bei der Gartenarbeit
in ihrer Villa.



Elsa Galafres-Hubermann vom Deutschen Volkstheater mit ihrem Gatten, dem Geigenkünstler Bronislav Hubermann, im Park ihres Sommerheims Quellenhof bei Retawinkel.

und seiner Lebensgefährtin, da genießt er die Ruhe und fühlt sich am wohlsten. Lewele hat eigentlich eine Kolonie von Wiener Künstlern und vornehmen Bürgerfamilien in Unterach begründet. Seine Villa gehört zu den ältesten. Daß der Lustigmacher, der Genera-

tionen die heitersten Stunden beschert hat, dauernd der Bühne fernbleiben will, werden seine zahlreichen Verehrer wohl nicht zugeben, und man wird nach dem einen oder anderen Anlaß suchen, um den beliebtesten Komiker aus seiner ländlichen Abgeschlossenheit hin und



Mizzi Zwerenz vom Karltheater auf dem Balkon ihrer Villa in Baden.

wieder ins grelle Rampenlicht zu locken. Weiter draußen im Wiener Wald, eine Stunde von der Station Refawinkel der Westbahn entfernt, residiert zur Sommerzeit die elegante Salondame des Deutschen Volkstheaters Elsa Hubermann-Galafrès mit ihrem Gatten, dem Violinvirtuosen Bronislaw Hubermann (Abb. S. 1515 u. untenst.). Quellenhof in der Schwarzwalden heißt das inmitten ausgedehnter Parkanlagen befindliche schloßartige Haus. In den wenigen Wochen am Quellenhof kann das Künstlerpaar das junge Eltern Glück voll genießen, nicht gestört

durch Proben, Gastspiele und lange Tournees. Mizzi Zwerenz (Abb. nebenst.), die temperamentvollste und genialste der Wiener Soubretten, hat sich in ihrem Geburtsort Baden bei Wien angesiedelt. Dort konnte sich Fräulein Zwerenz, kaum den Kinderschuhen entwachsen, die ersten Bühnenlorbeeren holen, betreut von ihrer Mutter, die



Mizzi Zwerenz mit ihrem Kollegen, dem Komiker Josef König, in Baden.



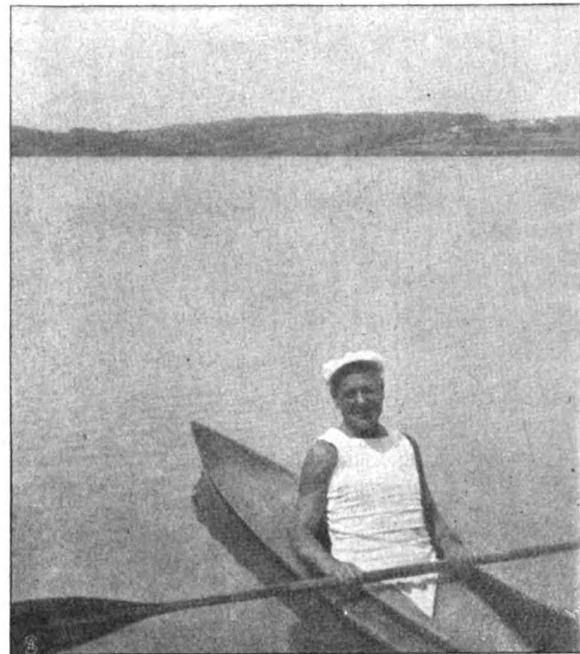
Bronislaw Hubermann und Elsa Galafrès-Hubermann beim Frühstück in ihrem Sommerheim.



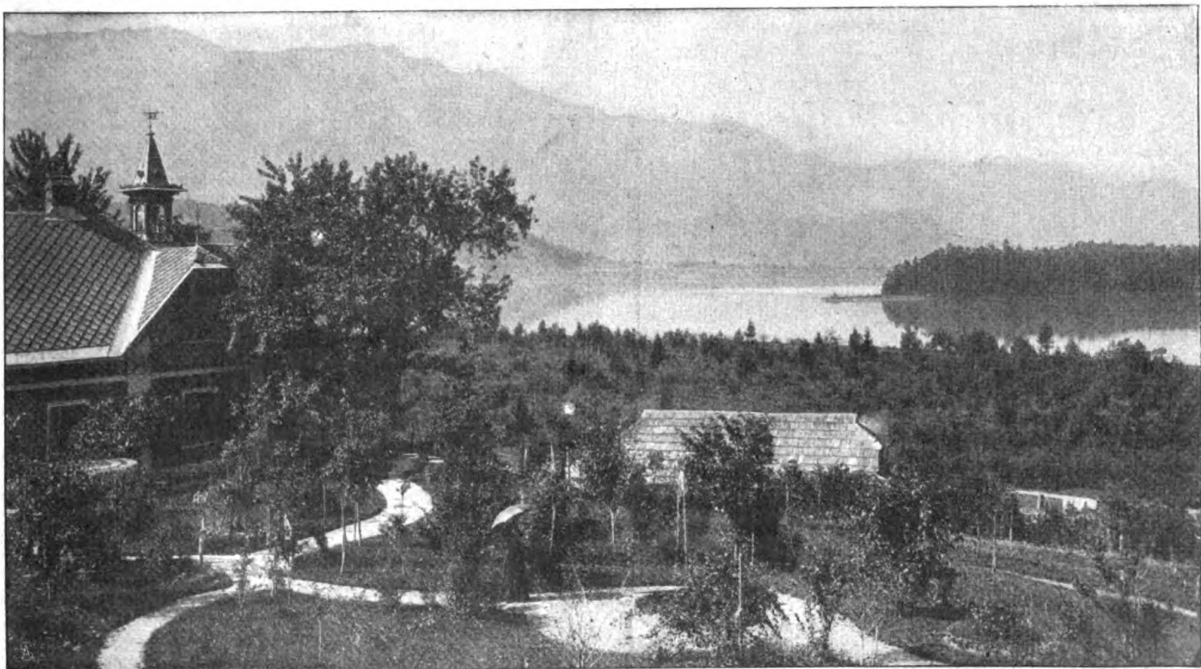
**Frau Marie Thaller am Brunnen ihres Landhauses
in Egg am Faakersee.**

durch viele Jahre als eine der besten Komischen Alten am Badener Stadttheater wirkte. Mizzi Zwerenz entstammt einer alten Schauspielerfamilie, in der sich das Talent vererbt hat. Ihr Kollege Josef König (Abb. S. 1516) ist aus dem Atelier direkt auf die Bühne gesprungen und beweist als vortrefflicher Gesangskomiker, daß die Malerakademie auch keine schlechte Vorbildung für den theatralischen Beruf ist.

Von Zeit zu Zeit läßt sich Mizzi Zwerenz von dem Direktor der Badener Bühne überreden und erfreut gemeinsam mit Josef König das Kurpublikum durch Gastspiele. Dazu wäre Willi Thaller (Abb. untenst.) in den Ferien nie zu haben. Alle verführerischen Anträge, an einem Sommertheater gelegentlich einmal zu spielen, lehnt Thaller mit Entschiedenheit ab. Der Sommer gehört vollständig ihm und seiner Familie. Er nimmt sich sogar schon vor Schluß der Spielzeit Urlaub, um seine Villa in Egg am Faakersee in Kärnten zu beziehen. Dort schaut er liebevoll auf seine Hühner,



**Willi Thaller vom Deutschen Volkstheater im „Seelenränker“
vor seinem Seefischloß am Faakersee.**



Die Villa Thallers in Egg am Faakersee in Kärnten.

fißt im Forellenteich, pflegt seinen Gemüse- und Obstgarten und jagt dazwischen. Frühmorgens turnt er im Wald, rudert dann im „Seelen-tränker“ hinaus auf den See, und nimmt darauf auf dem Dach seiner Villa ein Sonnenbad, dem die Abkühlung durch eine ausgiebige

Schwimmtour folgt. Thaller lebt in Egg als Naturmensch. Und vielleicht liegt in diesem innigen Umgang mit der Natur das Geheimnis der großen Erfolge Willi Thallers, der als einer der klassischen Gestalten von Nestrog-, Raimund- und Anzengruberfiguren gilt. Alex-

ander Girardi (Abb. S. 1513), der jetzt die Zugkraft des Johann Strauß-Theaters bildet, hat sich schon vor vielen Jahren seine Villa in Bad Ischl errichtet. Sie liegt außerhalb des eigentlichen Kurparks, fern vom lärmenden Treiben der unterhaltungsfüchtigen Sommerfrischler, inmitten duftender Waldgehege. Girardi zeigt sich nicht allzu oft im Ischler Trübel, fast niemals aber ohne Rad. Denn er ist ein leidenschaftlicher Radfahrer und legt täglich eine stattliche Anzahl von Kilometer in der herrlichen Ischler

Umgebung zurück. Girardi mit Familie und dem Stiefvater seiner Frau, Ludwig Bösendorfer — das ist ein anziehendes und fesselndes Wiener Bild! Ludwig Bösendorfer, von jedem

Ischler Kind und allen Stammgästen des Bades verehrt und geliebt, ist einer der ältesten Besucher des Ortes, der um Wien und Wiens Musikleben so hoch verdiente

Mann, der ungezählte Talente durch seine reiche Munizipalgenz zu mächtiger Höhe geführt hat. — In Weissenbach, das der durch ihre landschaftlichen Reize berühmten Hinterbrühl benachbart ist, züchtet



Der Wiener Operettentenor Victor Norbert, zurzeit am Berliner Metropoltheater, mit Gattin auf seinem Sommerfrüh Weissenbach.

der Wiener Operettentenor Victor Norbert (Abb. nebenst.) im Park seiner stilvollen Villa die seltensten Rosenarten. Der beliebte Sänger ist seiner Vaterstadt Wien untreu geworden und gegenwärtig am Berliner Metropoltheater. Victor Norbert hat zudem noch seine frühere Kollegin, die Soubrette Elise Schöller, als Gattin nach Berlin entführt, eine sehr geschätzte Künstlerin, die den Wienern sowohl wegen ihrer großen Begabung, als auch wegen ihrer fesselnden Erscheinung in bester Erinnerung bleibt.

Deutsche Ballonaufnahmen: Frankfurt a. M.

Von Margot Isbert. — Hierzu 7 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Hugo Kühn.

Es liegt ein eigenartiger Reiz darin, eine Großstadt mit ihren wuchtigen Häusermassen, ihren breiten Plätzen und den Straßenlinien, die wie ein vielfach verschlungenes Netz das Ganze umspannen und durchziehen, aus der Vogelschau zu betrachten. Vielleicht ist es gerade die merkwürdige Verschiebung aller Begriffe, die diesen Reiz ausmacht: Alles, was wir von Kindertagen aus gewohnt waren, als großartig und gewaltig zu betrachten, liegt nun in fast unwirklich scheinender Kleinheit unter uns; dagegen wirken ganz andere Größen, mit denen zu rechnen wir gar nicht gewohnt sind.

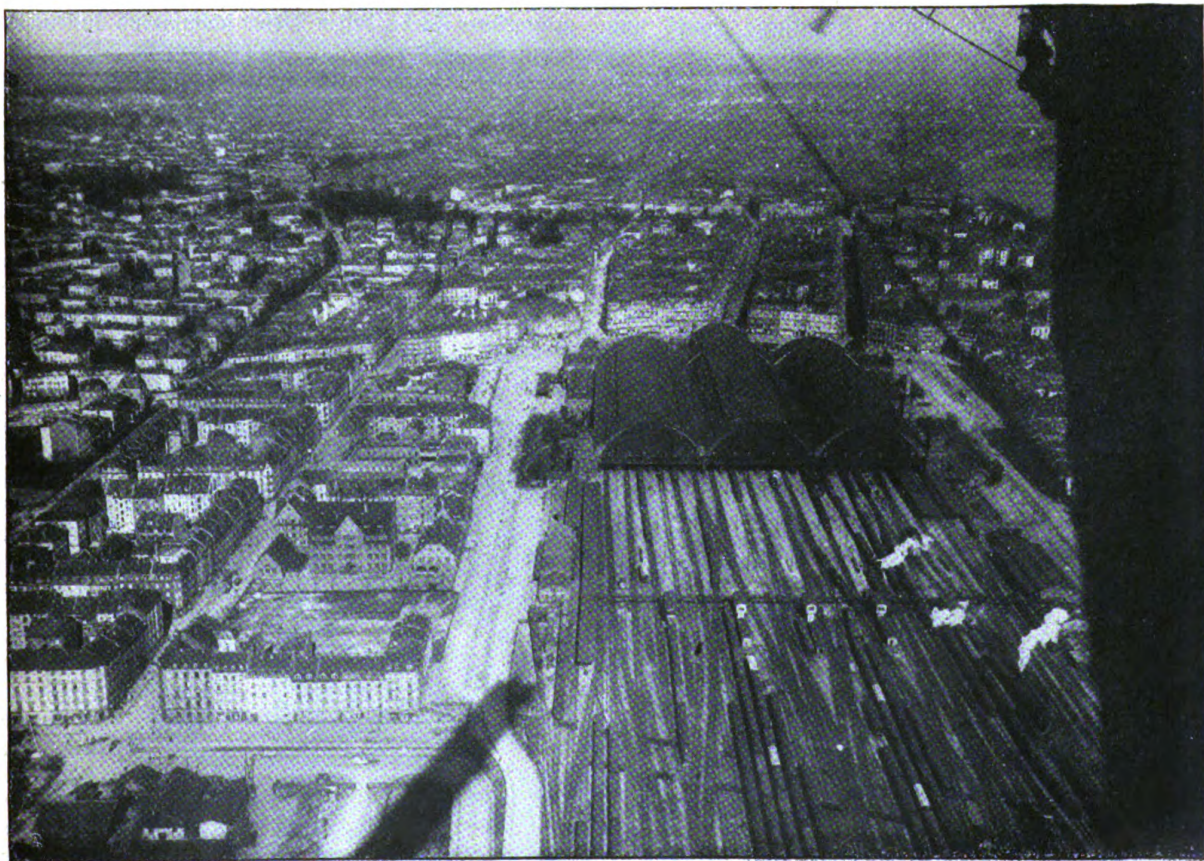
Ich weiß nicht, ob der Anblick Frankfurts vom Zeppelinluftschiff aus den alten Stolz zu noch größerer Begeisterung für seine liebe Mainstadt hingerissen hätte. Ich glaube aber, daß es seiner Vorliebe mehr entsprach, an frühen Abenden im Dämmerlicht durch die alten Gassen zu gehen und die schiefen Häuschen mit ihren hohen Giebeln und den grotesken Formen ihrer Erker-

und Friesmalereien behaglich von unten zu besehen. Wir modernen Menschen aber, wir Kinder des Zeitalters der Technik, die Zeit und Raum spielend überwindet, der schwindelnde Höhen und unermessliche Entfernungen nur noch Begriffe sind, die sie mit einer eleganten, unfehlbaren Sicherheit bezwingt, wir werden das Frankfurt, das tief und gewaltig unter uns liegt, genau so anziehend und reizvoll finden wie einen Gang durch die winkligen Straßen der Altstadt. Es ist das Ganze, die kompakte Masse des riesigen Häuserkomplexes, was auf uns wirkt; die feinen, intimen Reize einzelner Häuser und Gassen verschwinden hier oben.

Großartig wirkt der Hauptbahnhof (Abb. S. 1519) mit seinen drei dunklen Hallen und dem vielfach verzweigten Schienennetz, das sich, aus allen Gegenden kommend, ganz langsam zusammenschiebt und mächtig in drei Glashallen mündet. Da ist auf dem gleißenden Doppelband der blühenden Schienenstränge



Blick vom Ballon auf Frankfurt a. M. und Sachsenhausen.



Der Hauptbahnhof.



Bild auf die Hauptpost und die „Zeil“.

seit Jahren und Jahrzehnten Frankfurts Macht und Reichtum und Ansehen aus und ein geströmt.

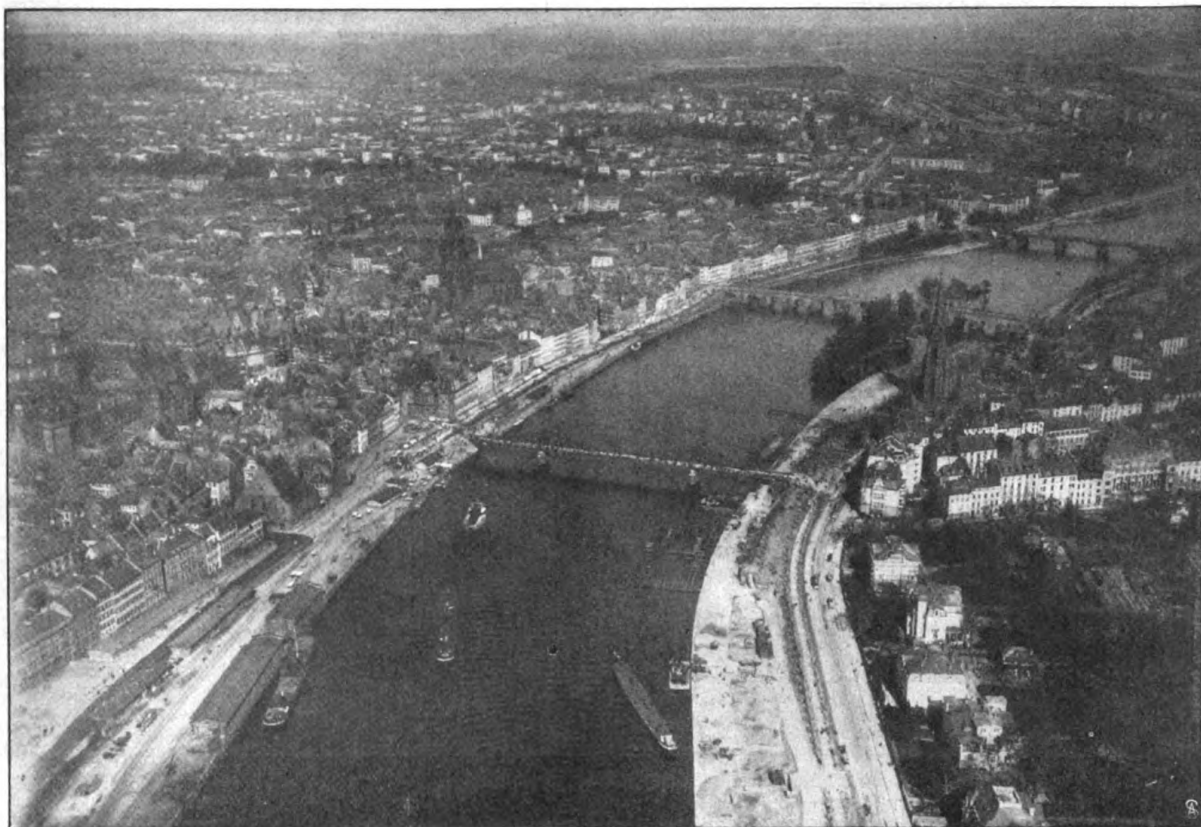
Zwischen Sachsenhausen, das berühmte Dorado der Apfelweinfreunde, und die Frankfurter Kaiserstraßen schiebt sich der Main, ein breites Band von unbestimmt

graugrüner Farbe, dessen Tiefen schimmernd aufleuchten, wenn das helle Licht eines Sommertages darüberliegt. Die sechs Brücken überspannen die Breite des Stromes, und bald wird am neuen Osthafen die siebente fertig-

gestellt und dem Verkehr übergeben werden. Drunten am Fahrator, wo die Sandsteintreppe zum „Eisernen Steg“ hinaufführt, steht der wuchtige Rententurm an der Ecke, und dahinter ragen die drei Wahrzeichen Frankfurts: der Dom, die grüne Kuppel der Paulskirche und der „lange Franz“, wie die Frankfurter ihren Rat-
hausturm nennen (Abb. S. 1521). Ein reizvolles Bild bietet die Ansicht der Hauptwache, des eigentlichen Mittelpunktes der Stadt, der nach allen Seiten die Hauptverkehrsstraßen ausendet (Abb. S. 1522). Da ist die breite „Zeil“ mit der Hauptpost (Abb. obenst.), deren hinterer Hof dem alten Thurn und Taxispalais, dem jetzigen Völker-museum, in der Großen Eschenheimerstraße be-
nachbart ist. Der „Rof-



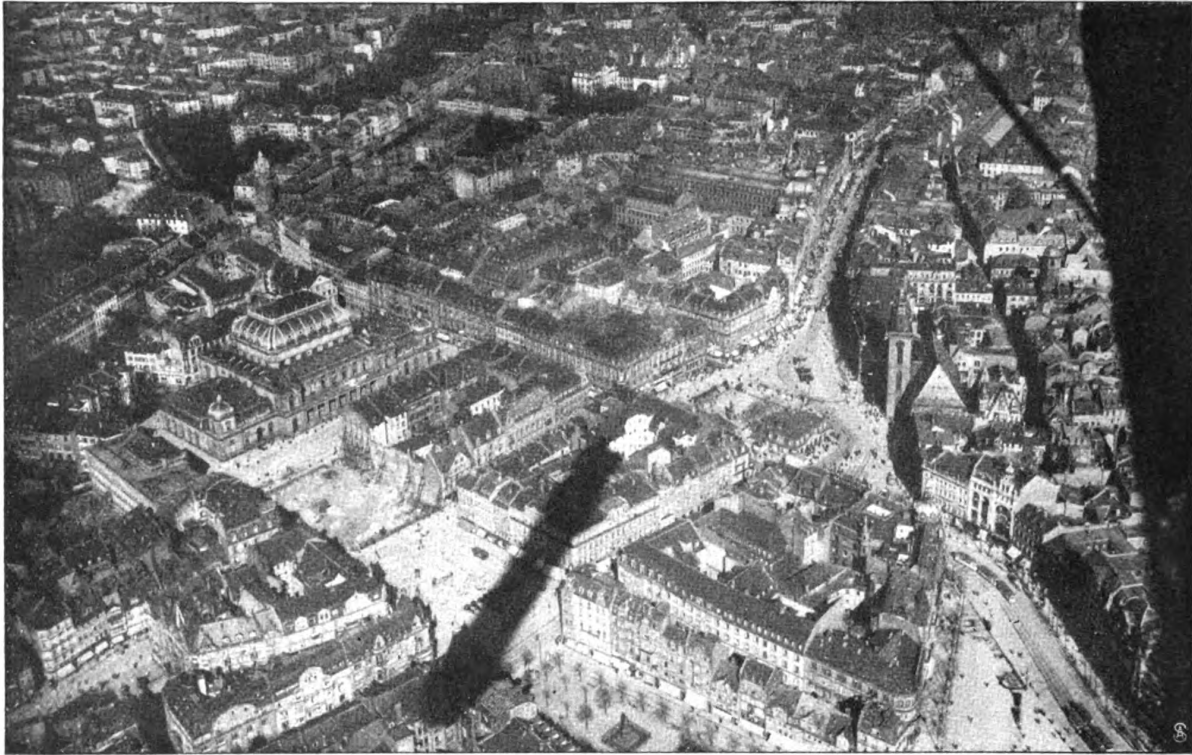
Westend und der Palmengarten.



Blick aus der Passagierkabine auf Frankfurt a. M.



Das Schauspielhaus und die Gallusanlagen.



Die Börse und die Hauptwache.

markt“ mit den Geschäftshäusern dehnt sich breit nach dem Gutenberg-Denkmal zu und mündet am Salzhaus in die Kaiserstraße, die zum Hauptbahnhof führt. An die Schillerstraße schließt sich der mächtige Börsenbau, und die Verbindung zwischen Hauptwache und Opernplatz, die Goethestraße, bildet den Rendezvousplatz der Frankfurter jeunesse dorée, die hier des Mittags um 12 und abends um 6 Uhr die neuesten Toiletten und Hüte zur Schau trägt.

Rund um die Innenstadt liegen wie ein grüner Gürtel die Anlagen, die an Stelle der früheren Festungswälle errichtet sind. Im Westend, der Gegend des Palmengartens (Abb. S. 1520), wo die Villen der

Börsenkönige und Finanzgrößen still und vornehm in großen Gärten liegen, weicht das laute Getriebe der Geschäftstraßen mählich jener distinguierten Ruhe, die die Frankfurter Patrizier von jeher so sehr geliebt haben.

Alles in allem, unser Frankfurt kann sich auch von oben sehen lassen, und wenn es unten durch die malerische Schönheit seiner Gartenanlagen und den stillen Zauber all der alten, historischen Stätten wirkt, so gewinnt es, aus der Höhe gesehen, durch seine gewaltige Ausdehnung, die sich fast bis zu den Taunusbergen hinschiebt und uns das Gefühl gibt, da drunten, tief unter uns, eine immer mächtiger werdende, wachsende und blühende deutsche Großstadt zu sehen.

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

13. Fortsetzung.

Will sie mich zum Narren halten, dachte Anton Dungs junior und bekam einen roten Kopf.

Jetzt sah er genau so aus, wie Lotte sich vorgestellt hatte, jetzt konnte sie reden, und sie begann zu reden, ganz ruhig und sachlich, wie sie es sich für den Anfang vorgenommen hatte.

Anton Dungs ließ sie eine ganze Weile gewähren, denn sie hatte ihn tatsächlich überrumpelt, und es war ihm nicht gleich klar, was das Ganze eigentlich sollte.

Lotte stuchte, denn er erhob ja gar keine Einwendungen. Sie sah ihn wie fragend an.

Sie ist entschieden geistesgestört, dachte Anton Dungs nun wieder, und ein großes Unbehagen überkam ihn.

Aber im nächsten Augenblick sprach Lotte wieder ganz verständlich und klar, so klar, wie man es nur wünschen konnte. Sie setzte ihm auseinander, warum er die Forderungen an Alfred nicht eintragen dürfe.

Da habe ich mich geirrt, dachte Anton Dungs junior, die ist wahrhaftig nicht verrückt, die ist sehr klar bei Verstand.

Lotte schwieg wieder. Warum sagte er denn gar nichts? So ging es doch nicht weiter, daß sie redete und

Copyright 1912 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

er kein Wort erwiderte, so kam doch nie der Disput zustande, in dem sie siegen würde.

Nun wurde sie lebhafter und begann, ihm Vorwürfe zu machen.

Anton Dungs traute seinen Ohren nicht. So pflegte man doch nicht mit ihm zu reden!

Lottes Vorwürfe wurden heftiger, da er immer noch nicht erwiderte. Sie mußte ihn reizen, bis er wild wurde, die Vorwürfe erwiderte, Einwendungen machte. . . .

Anton Dungs sprang auf. „Das muß ich mir denn doch entschieden verbitten!“ rief er puterrot. „Wie komme ich dazu, mir in meinem eigenen Haus solche Dinge sagen zu lassen? Sagen Sie Ihrem Bräutigam, weil er in ein fremdes Geschäft eingetreten ist und schon dadurch das meine schädigt, so gehört es sich, daß ich mich dafür schadlos halte im Interesse meines Geschäfts. Ich liefere ihm die Forderungen aus, wenn er auf sein Pflichtteil verzichtet. Ich bin es unserer Firma schuldig, so zu handeln, ich habe die Pflicht, auf ihren Vorteil bedacht zu sein.“

Lotte saß fassungslos da. Das waren keine Einwände, wie sie sie erwartet hatte, das waren Gesichtspunkte, die sie nicht verstand und auch nicht widerlegen konnte. . . . Sie verstand überhaupt nur halb, was er sagte. Es klang wie aus weiter Ferne, und wie war denn das? Er rückte ja immer weiter von ihr fort, ganz klein wurde er wie ein kleines Bild an einer fernen Wand.

Da Lotte keine Anstalten machte, sich zu entfernen, wie Herr Dungs nach seinem Ausfall erwartet hatte, so räumte er selbst das Feld und ging zur Tür.

Er wandte sich plötzlich nach Lotte um, die so einen selbstsam gurgelnden Laut hervorgestoßen hatte. Er sah, wie sie wankte, und sprang zu. Er erreichte sie gerade noch, sonst wäre sie zu Boden gefallen. Sie war ohnmächtig geworden.

Nun machte Anton Dungs ein hilfloses, fast kindliches Gesicht, aber Lotte sah es nicht mehr.

Er legte sie auf das Sofa und schellte dem Diener.

„Telephonieren Sie sofort an Schwester Emma, sie soll sofort herkommen!“ rief er dem alten Frig zu, der verwundert an der Tür stand.

Frig kam sehr bald zurück und sagte, Schwester Emma sei nicht zu Hause, und man wisse auch nicht, wohin sie gegangen sei.

„Dann bleiben Sie hier!“ rief Anton Dungs.

Er eilte zum Telephon und ließ sich mit Helene Momm verbinden. „Komme doch, bitte, gleich her, Helene. Hier ist ein Fräulein von Quast bei mir, dem ist nicht gut. Bringe sie fort von hier. Ich verstehe mich nicht auf so ein Mädchen.“

Er wartete die Antwort Helene Momms erst gar nicht ab, sondern griff nach seinem Hut und verließ eilig das Haus.

* * *

Anton Dungs junior war außer sich. Seit einem Jahr ging ja auch wirklich alles verkehrt. Mit Alfred hatte es angefangen. Er wollte und wollte nicht wieder zur Vernunft kommen. Konnte er der Firma etwas Schlimmeres antun als einfach in eine andere Firma eintreten, den Kredit seines Namens mißbrauchen und ihn dadurch schädigen? Da war es doch nicht mehr als billig, daß man sich im Interesse der Firma am Pflichtteil Alfreds schadlos hielt! Gut, wenn er nicht wieder an den Platz zurückkehren wollte, wohin er gehörte, und wo man ihn brauchen konnte, so war kaufmännisch doch gewiß nichts einzuwenden, wenn man den Schaden wieder dadurch

gutzumachen suchte, daß man ihn zwang, auf sein Pflichtteil zu verzichten. Das war doch einigermaßen ein Äquivalent für den Verlust Alfreds, seiner Person und seiner Fähigkeiten und für den Verlust der Millionen, die ihm der Kredit der Firma verschafft hatte, und die für sie endgültig verloren waren. Das war doch eine Rechnung mit Gegenrechnung, klipp und klar und so einfach, daß es auch ein Kind begreifen mußte. Statt dessen lag ihm Anton in den Ohren, auf solche Forderungen zu verzichten. Es sei nicht anständig und verstoße wider die guten Sitten, die Notlage eines Dritten so auszubeuten.

Anton Dungs junior verzog das Gesicht zu einem grimmigen Lächeln. All diese neumodischen, hochtrabenden Worte! Wider die guten Sitten! Das war ihm in den letzten Jahren schon häufiger vorgehalten worden. Er machte einen Kontrakt mit jemand. Punkt für Punkt wurde er durchgegangen. Er faßte den Kontrakt so günstig wie nur möglich für seine Firma ab. Der Partner las ihn Punkt für Punkt und erklärte sich einverstanden und unterschrieb. Aber wenn man dann plötzlich von seinem kontraktlichen Recht Gebrauch machte und es dem andern nicht paßte, dann schrie er, der Kontrakt sei wider die guten Sitten. Er hätte sich doch lieber vorher den Kontrakt besser ansehen sollen als nachher schreien! Wenn er klüger war als der andere, so konnte man ihm doch keinen Vorwurf daraus machen! Er bestand auf seinem Recht und nichts weiter. Wenn er und seine Juristen davon mehr verstanden als der andere, so war das doch dessen Schuld und nicht die seine. Wenn Alfred so dumm war, nicht daran zu denken, seine Verpflichtungen bei den Banken nicht unverkäuflich zu machen, so war es doch seine Schuld, für die er eben jetzt bezahlen mußte, wenn Anton Dungs junior die Forderungen aufkaufen und gegen ihn ausspielen konnte. Darin bestand doch nun einmal das Geschäft, daß der eine Mensch klüger war als der andere. Oder sollte heutzutage am Ende die Dummheit privilegiert werden? Ähnlich sähe das schon einer Zeit, die alles, was schwach war, hegte und pflegte, hingegen den Starken gern Knüppel zwischen die Beine warf.

Das war genau so wie mit seinen Wohlfahrtseinrichtungen. Sie waren musterhaft. Aber er pflegte sie nicht aus sozialem Mitgefühl und dergleichen, sondern aus sehr einfachem geschäftlichem Interesse. Es rentierte sich eben, wenn man seine Leute, vom obersten bis zum untersten, gut hielt. Aber es fiel ihm nicht ein, deshalb gefühlvoll zu werden und in sozialen Redensarten zu machen. Und weil er dies nicht tat, war es den Phrasendreschern wieder nicht recht. So vorzüglich all diese Wohlfahrtseinrichtungen waren, so gern andere sie sich zum Vorbild nahmen, man rechnete sie ihm einfach deshalb nicht zum Vorzug an, weil man behauptete, sie kämen nicht aus der rechten Gesinnung.

Wieder lächelte Anton Dungs bitter. Ob er wohl heute so dastände, wenn er auf all das laarmongante Gerede Rücksicht genommen hätte? Sein Ältester aber schien sich von derlei täuschen zu lassen. Und es war erst recht so eine neumodische Narrheit, daß er durchaus selbständig sein wollte. Konnte sich dieser junge Mensch heute nicht mit dem Bewußtsein begnügen, daß er einmal einer der wenigen unabhängigen und wirklich selbständigen Leute in Deutschland sein würde? Wenn die Fabrik nach dem Tode von Anton Dungs junior an seinen Ältesten überging, dann war er ein König, mehr als ein König, denn für den Leiter dieser Fabrik gab es kein Parlament, keine Minister oder andere Abhängigkeiten, da gab es nur den

eigenen Verstand und das eigene Gewissen als Richtschnur. War das vielleicht nichts? Und lohnte es sich daher nicht, lieber zu lernen und Erfahrungen zu sammeln, bis man sowieso Alleinherrscher wurde, statt wie ein kleiner Kommis von Selbständigkeit zu reden und zu träumen?

Aber er mochte seinem Ältesten so viel davon predigen, wie er wollte, er bekam einen dicken Kopf und blieb dabei, selbständig werden zu wollen.

Und nun lag zu allem Überfluß auch noch dies närrische Berliner Fräulein mit einem Typhus oder dergleichen bei Helene Womm, und Helene Womm sah ihn ja fast so an, als habe er einen Mord begangen! Zu kindisch! Als ob er das kleine, energische Fräulein nicht weit besser verstände als Helene Womm. Dies Berliner Fräulein, das war doch noch aus festem Holz geschnitten! Wie sie für ihr Glück kämpfte! Das ließ er sich gefallen, das imponierte ihm eigentlich! Aber war er schuld, daß sie den Typhus bekam und nicht weiter kämpfen konnte? Sollte er am Ende deshalb klein beigeben, weil sie krank geworden war? Damit mochte man kleinen Konfirmandenmädchen kommen, aber doch ihm nicht.

Anton Dungs erhob sich von seinem Rotorstuhl und ging in die Fabrik. Das war immer noch das Beste, um allen Ärger und alle dummen Gedanken loszuwerden. Die Schornsteine stießen den Rauch in dicken Schwaden aus, in den Hallen glühte und ächzte das Eisen, in den Werkstätten hämmerte und klopfte es, aus den Hochöfen spritzten die Feuerfontänen, die Fördertürme bebten, und auf ihren Eisenplatten donnerten die Kohlenwagen, die Maschinen stampften, die Lokomotiven fauchten. Wie klein war da aller Ärger, wie wenig bedeuteten da alle dummen Gedanken! Hier war Leben, Tätigkeit und Schaffen!

Anton Dungs junior badete förmlich in all diesen Geräuschen, die ihn umgaben. Es war für ihn die wirksamste Erholung. Andere Kuren brauchte er überhaupt nicht.

Langsam, ganz langsam ließ er sich weitertragen von den Wellen dieses Lärms, der immer lauter und wilder ihn umbrandete, ein gewaltiges Orchester, das in seinen Ohren zu einer herrlichen Harmonie wurde, aus der er zugleich jedes einzelne Instrument heraushörte. Mit einer Art Wollust sog Anton Dungs all die Geräusche in sich ein. Jede Maschine hatte ihr besonderes Leben, und dem entsprach auch der besondere Lärm, den sie machte, gleichsam der Atem, der von ihr ausging. Und dieser Lärm hatte wieder seine Nuancen, an denen Anton Dungs sofort hörte, ob die Maschine in Ordnung war und alles an ihr funktionierte, oder ob sich irgendein Fehler eingeschlichen hatte, der noch lange nicht zu sehen war, aber sich doch schon seinem Ohr bemerkt machte. Schon manchem war es ganz unheimlich geworden, wenn er plötzlich stehenblieb, lauschte, den Kopf schüttelte und sagte, im Walzwerk drei sei etwas nicht in Ordnung, die Schmiedepresse gebe nicht den richtigen Ton. Und wenn man dann hinging und genau nachsehen ließ, so stimmte es immer.

So ließ sich Anton Dungs auch jetzt von den Bogen des Lärms durch das ganze Werk tragen. Er lauschte auf jeden Ton, und es war kein Mißton darunter. Das ganze Werk war ein einziges, gesundes, kräftiges Atmen und Arbeiten. Ein großes Wohlbehagen durchflutete Anton Dungs.

Nun wandte er sich zu der neuen Schnellbahn in der neuen Riesenhalle, die erst seit wenigen Wochen in Tätig-

keit war. Da hatte sein Generaldirektor in der Tat eine wertvolle Erfindung gemacht, und natürlich traf er ihn auch in der neuen Halle, strahlend von Erfinderglück.

Anton Dungs trat näher und sah mit seinem Generaldirektor den glühenden Eisenschlangen zu, die wie hurtige Blitze über die Schnellbahnen zuckten, immer länger, immer dünner wurden, sich wanden und drehten, bäumten und bogen, wilde, gefährliche Schlangen, die sich zu wehren schienen gegen den Zwang, der sie in ganz bestimmten Bahnen hielt. Für einen Augenblick hielt hier eine solche Schlange an, machte einen gewaltigen Buckel, es sah aus, als wolle sie zu einem weiten Sprung ausbrechen und über alle Hindernisse, die ihren Lauf beengten, hinwegsetzen. Aber schon hatte ein Arbeiter sie mit der Eisenzange beim Kopf gefaßt, ein Ruck, und sie fuhr zischend und glatt durch das Eisenloch. Dort fuhr eine solche Schlange wie der Blitz eine Laufbahn in die Höhe, immer länger, immer dünner werdend, und es sah aus, als suche sie nach rechts oder links zu entkommen.

„Es geht prächtig, nicht wahr?“ meinte Generaldirektor Loh. „Besser, als ich es selbst erwartet hatte.“

Anton Dungs junior nickte zustimmend, sah noch einen Augenblick zu und meinte dann: „Also, wie wir ausgemacht, fünfzig Prozent vom Reingewinn dem Werk und fünfzig Ihnen. Diesmal mache ich schon halbpant, es ist wirklich der Mühe wert.“

Der Generaldirektor strahlte nun erst recht. Nicht nur des Gewinnanteils wegen, mehr noch der Anerkennung wegen, die in Anton Dungs' Worten lag. Er war sehr sparsam mit anerkennenden Worten.

„Kommen Sie mit?“ fragte Anton Dungs. Der Generaldirektor nickte, und Anton Dungs wandte sich ab von der Schnellbahn. Er wollte dem Ausgang zugehen, blieb aber betroffen stehen. Was war denn das? Sah er recht, wer trat denn da eben in die Halle? Oder täuschte er sich? Nein, er täuschte sich nicht. Anton Dungs wich vor der Gestalt, die näher kam, einen Schritt zurück und noch einen. Generaldirektor Loh sah, was drohte, er streckte die Hand aus, die Arbeiter in der Nähe schrien auf, aber es war zu spät. Anton Dungs war beim Zurückweichen auf die eine Laufbahn getreten, eine der Feuereschlangen fuhr ihm zischend am Bein entlang. Der Schmerz ging bis auf die Knochen. Anton Dungs taumelte, eine der Feuereschlangen machte einen Buckel und sprang ihm quer über die Brust, so daß er zu Boden fiel. Ein Vorgang weniger Sekunden. Die Maschinen waren schon abgestellt. Ruhig und unbeweglich lagen die glühenden Schlangen. Anton Dungs schwer verwundet zwischen ihnen. Der ganze Lärm der Riesenhalle war mit einem Griff verstummt, und durch die jähe Totenstille hörte man Anton Dungs stöhnen. Mehrere Arbeiter waren um ihn beschäftigt. Neben ihm kniete Adele, denn sie war die Gestalt, vor der er zurückgewichen. Generaldirektor Loh war zum Telephon geeilt und machte die Ärzte mobil.

Benige Minuten später wurde Anton Dungs auf einer Tragbahre hinausgetragen. Einen Augenblick lang sahen sich die Arbeiter in die blassen Gesichter. Dann tat der Hallenmeister einen Griff, und die Maschinen waren wieder in Bewegung. Die glühenden Eisenschlangen liefen wie der Blitz ihre Bahnen, die Halle hatte ihr gewöhnliches Leben wieder.

Die Ärzte zeigten sich sehr besorgt. Die Wunden waren nicht tödlich, aber furchtbar schmerzhaft, und namentlich die in der Nähe des Kniegelenks konnte, wenn irgend- eine Komplikation eintrat, das Bein kosten. Die Haupt-

forge der Ärzte aber bestand darin, daß leicht eine Blutvergiftung hinzukommen konnte. Als Anton Dungs wieder zu sich kam, gab man ihm vor allem eine kräftige Morphiumeinspritzung, denn ohne das hätte er nach Meinung der Ärzte die Schmerzen nicht ertragen können.

An dem Krankenlager saßen Anton und Generaldirektor Loh. Ganz im Hintergrund, so daß Anton Dungs sie nicht sehen konnte, Madame Adele.

Anton Dungs wollte sich aufrichten, aber es gelang ihm nicht. Man hatte ihn sehr fest einbandagiert.

Einen Augenblick sah der Verwundete um sich. Was war denn eigentlich passiert? Dann blickte er fragend seinen Ältesten und Generaldirektor Loh an. Sofort trat der alte Hausarzt vor und beruhigte ihn. Er müsse nur absolute Ruhe halten, dann werde der Unfall ohne schlimmere Störung vorübergehen, davon sei er fest überzeugt.

„Nehmen Sie das auf Ihren Eid, Doktor?“

Der Arzt redete ihm zu viel und zu lange, als daß er ihm glauben konnte.

„Warum habe ich eigentlich fast gar keine Schmerzen, Doktor?“

Der Arzt erklärte es ihm, und der Kranke fragte, weshalb man ihm die Einspritzung gemacht habe. Der Arzt erwiderte, damit die Wunden nicht so schmerzten. Der Kranke fragte, ob das der einzige Grund gewesen sei. Der Arzt antwortete, man habe auch daran gedacht, daß er vielleicht noch irgendwelche Anweisungen geben wolle, denn einige Wochen würde er nun ruhig liegen müssen und sich nicht bewegen können, darauf müsse er sich gefaßt machen.

Anton Dungs machte ein nachdenkliches Gesicht. „Also so steht die Sache!“ sagte er leise.

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutsches Gestüt im fernen Osten.

Von Dr. Fritz Wertheimer. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

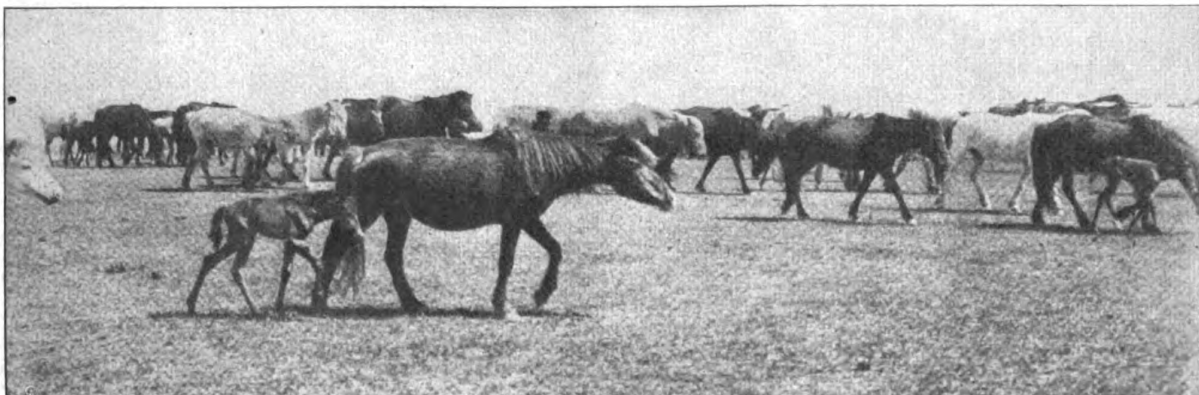
Von Peking führt die chinesische Bahn, die später einmal ihre Fortsetzung durch die ganze mongolische Ebene bis zur sibirischen Strecke erhalten soll, bis nach dem bedeutenden Grenzhandelsplatz Kalgan, und dort beginnt in Wirklichkeit die Mongolei, wenn auch geographisch das Land noch ein gut Teil zur Tschilibene gezählt werden mag. In Kalgan sitzt der Generalgouverneur der südmongolischen Stämme, hier beginnen und endigen die zahllosen Züge von Esel-, Pferde-, Ochsen- und Kameltarawanen, die Felle und Häute, Kamelwolle und Ziegeltee, Landesprodukte und europäische Importe holen und bringen. Hier in Kalgan findet auch der bedeutendste Pferdemarkt Nordchinas statt, auf dem die Händler ganz Chinas sich mit den nützlichen kurzen, aber festen und ausdauernden Ponys versorgen, und wo die Griffins verkauft werden, die später auf den Rennplätzen der chinesischen Küste ihre

Schnelligkeit messen sollen. Der Antrieb zu diesen Pferdemarkten ist stark genug. Denn hat man hinter Kalgan erst den 1700 Meter hohen Gebirgspaz über-

sritten, von dem aus sich dem Auge so prächtige Blicke auf die Tschilibene und die mongolische Steppe sowie auf das mächtige Bauwerk der großen Mauer eröffnen, so hören bald die Grenz- zonen der chinesischen Ansiedlungen und des landwirtschaftlichen Anbaus auf, das Land wird einförmig, weite Ebenen wechseln mit wellenförmigen Senkungen und Hebungen, und anstatt der aus der Ackerfurche sprossenden Saat gibt es nur noch Gras und Blumen in endloser Ausdehnung. Die mongolische Steppe breitet sich da in unübersehbarer Fläche aus. Nach wenigen Tagenritten ist man mitten in dieser Steppe. Die Pferdchen wiehern freudig, wenn sie die heimatliche Erde erreichen und nun wieder des Nachts, freilich mit gefesselter



Ein drei Stunden altes Fohlen.



Die Herde zieht zur Tränke.



Eine Mongolenjurte in der Steppe.

Füßen, das frische Steppengras fressen dürfen. Zwar werden die Raithäuser immer kümmerlicher, es sind nur noch einfache chinesische Lehmhütten, halb zerfallen und Wind und Wetter zugänglicher, als angenehm ist; aber man lebt ja ganz von den Dingen, die man mitgebracht hat, Proviant führt die Karawane der starken Wagen, der sogenannten Pekingfarren, mit sich, Feldbetten und Decken ebenso, und wenn nur die Reiter ein schützendes Dach finden, so ist es schon genug; die Pferde stehen meist im Freien oder doch nur mit dem Kopf unter einem schützenden Unterstand (Abb. S. 1527), ohne daß ihnen das viel schadete.

Aber bald sind dann die mongolischen Jurten (Abb. obenst.) erreicht, jene einfachen Zelte der nomadenhaften Stämme, die leicht aufgebaut werden können, wenn man zur neuen Weide kommt, und ebenso rasch abgebrochen werden, wenn das Gras der Gegend von den Herden abgefressen ist. Ein Holzgatter und ein Sattengerüst werden mit mongolischem Filz umkleidet und fest umschnürt, ringsherum wird die Erde aufgeworfen, um das Eindringen des Wassers zu verhindern, und das Ganze ist recht mollig warm und, was die Hauptsache ist, bietet dem eifrig segenden Wind der Mongolei wenig Angriffspunkte. Darin hausen die Mongolen mit Kind und Regel. Ihr einziger Reichtum sind ja die Herden, sind Pferde, Schafe, Kamele und Vieh, und wenn sie nur so viel verkaufen, daß sie den nötigen Ziegeltee dafür erhandeln können, und daß ihre Frauen den überreichen Kopfschmuck von Glasperlen und Silberspannen bekommen, dann sind sie schon zufrieden. Weideland ist genügend vorhanden, und die Tiere liefern ihnen die Nahrung, deren Abwechslung nicht sehr groß ist.

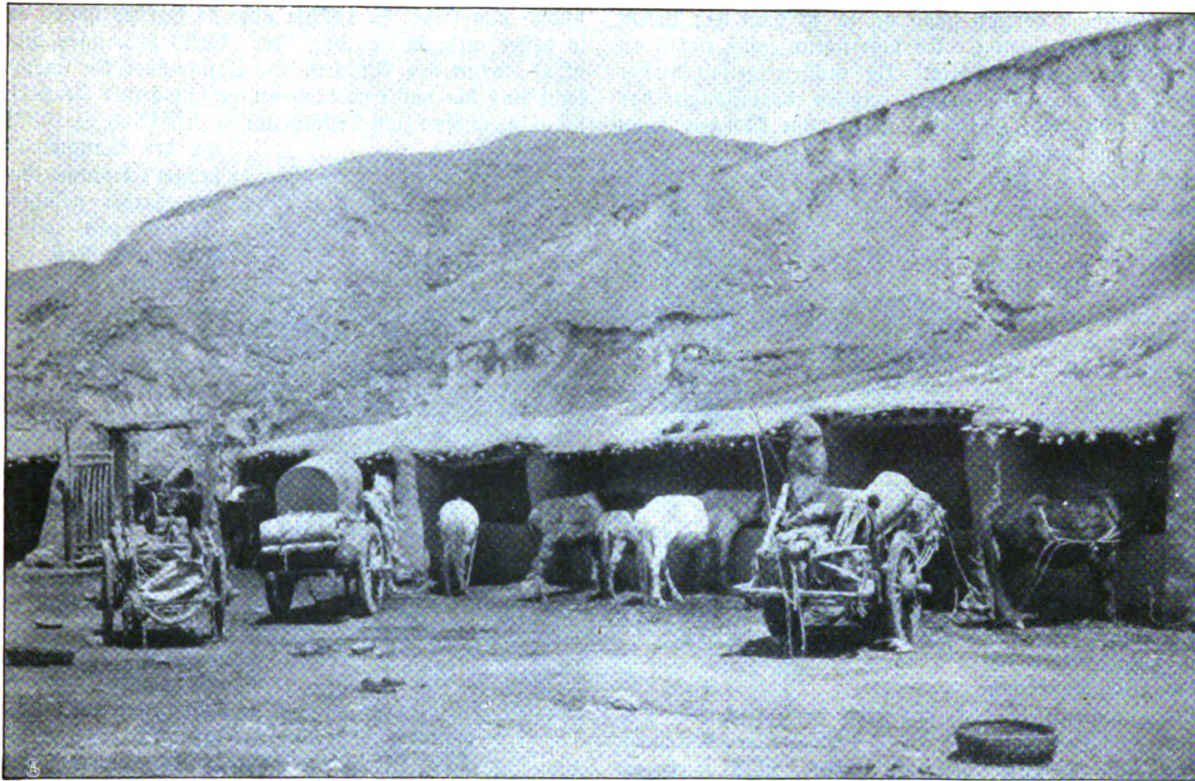
In der dumpfen Luft der Jurten lebt alles beisammen, und die Klappe, die an der Decke des Zeltes weggeschoben werden kann und den Luftdurchzug ermöglichen soll, wird nur selten geöffnet. In der Gassjurte, die jede Ansiedlung mit sich führt, wird das bessere Geschirr und Sattelzeug, werden Vorräte und anderes aufbewahrt und steht auch der kleine Hausaltar, dessen Dienst nicht vernachlässigt wird.

In dieser einsamen Gegend hat ein früherer deutscher Offizier, der auf dienstlichen Pferde-

einkaufsreisen dieses Land liebgewann, Oberleutnant Jobst, sein Heim aufgeschlagen, um dort ein Pferdegestüt nach deutschen Mustern zu leiten, ein Plan, den er mit zwei deutschen Herren aus Peking und Tientsin gemeinsam durchführt. Es gilt, die Zucht des mongolischen Ponys zu verbessern. Die Herden der Mongolen selbst laufen ja frei draußen auf der Weide herum, Hengste und Stuten durcheinander, und was an Fohlen zur Welt kommt, wächst heran und vergrößert die Herde. Daß bei dieser Art von Zucht die Qualität der Tiere stets abnimmt, stört die Mongolen wenig. Aber die Bedürfnisse der modernen chinesischen Armee zum Beispiel verlangen ein starkes Artilleriepferd, verlangen ein Tier, das mit der Ausdauer und Bedürfnislosigkeit des mongolischen Ponys auch mehr Größe und Kraft verbindet. Das kann nur durch eine regelrechte Zucht erzielt werden. So hat das deutsche



Blick in die Jurte, die der deutsche Gefütsdirektor bewohnt.



Rasthaus für Pferde am Berge.

Gestüt Hengste aus Rußland und Australien eingeführt und hat besondere Anlagen für die Zucht geschaffen. Freilich lebt der Herr Gestütsdirektor hier schlechter als die meisten seiner europäischen Kollegen. Mongolische Jurten dienen ihm als Küche, Schlafzimmer als

Wohn- und Arbeitsaufenthalt (Abb. S. 1526). Da wird in der Bohnjurte wie überall bei den Mongolen mit getrocknetem Kamel- und Pferdedünger geheizt, und wenn auch von Kalgan her eine regelmäßige Verproviantierung durchgeführt wird und Wildvögel- und



Die Pferde werden an der Krippe getränkt.

Antilopenjagd herrlich schön ist, so ist doch das Leben entfangungsvoll genug. Es läßt naturgemäß nichts an Arbeit zu wünschen übrig. Da müssen genau Bücher geführt werden, die Herden wollen beaufsichtigt, das Decken will überwacht sein. Früh am Morgen schon fangen die mongolischen Treiber (Abb. nebenst.) die rossigen Stuten ein. Auf ihren Treibertieren saufen sie mit langen Stangen hinter dem fliehenden Tier her, und in wildem Lauf werfen sie ihm die lassoähnliche Schleife über den Kopf, die an der Stange befestigt ist. In scharfem Galopp geht es über die Steppe, und während des Laufs ziehen die geschickten Mongolen die Schleife so zu, daß sie gerade über der Schnauze schmerzhaft sich zusammenzieht und schließlich das erschöpfte Tier zum Anhalten zwingt. Dann werden die gefangenen Tiere zusammengetrieben und gedeckt, alles wird gebucht, und die Tiere werden gebrannt, um später wieder ihren Herden zugeführt zu werden. Die Fohlen, die man jetzt erstmals aus dieser Kreuzung erzielt hat, sind erheblich hochbeiniger als ihre rein mongolischen Geschwister, und sie sehen zuerst eigentlich recht wenig



Ein Treiber mit Pongstange und -riemen.

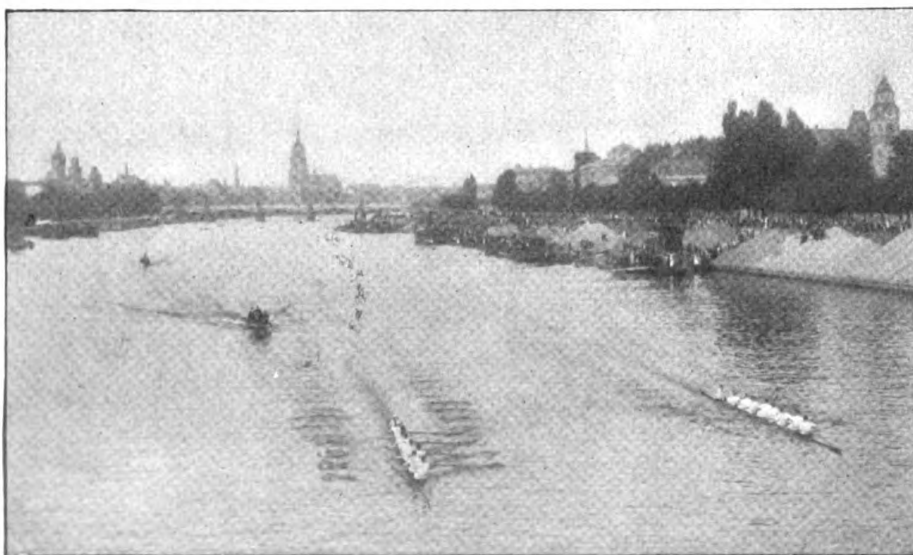
hübsch aus (Abb. S. 1525); aber sie werden später um so besser und um so nützlicher. Welch prächtiges Bild ist es, wenn des Morgens die Sonne über der Steppe lacht und die von den Treibern umschwärmte Herde in langsamem Zug zum Tränkbrunnen zieht (Abb. S. 1525), wo der Mongole an langer Stange den mit Wasser gefüllten Ochsenmagen, gefüllt mit kühlem Naß, aus dem Brunnen hervorholt und in die Tränke gießt. Zottig und ungepflegt sehen die meisten Tiere aus, Mähne und Schwanz sind lang gewachsen, ungeschoren; man sieht dem Mongolenpony wirklich nicht an, was es für ein nützliches und ausdauerndes Tier ist, wenn es träge über die Steppe schleicht oder sich im Gras wälzt. Das deut-

sche Gestüt besitzt jetzt erst etwa 700 Tiere mit acht fremden Deckhengsten, während einzelne reiche Mongolen 1000 und 2000 Pferde ihr eigen nennen. Bereits jetzt aber kann man sagen, daß das Gestüt eine vorbildliche Arbeit zur Belehrung der Chinesen leistet, und daß, wenn die Mongolen und Chinesen ihm in ihrer Arbeit folgen, der Wert des Pferdebestandes der Mongolen in wenigen Jahrzehnten erheblich wird gesteigert werden können.

Bilder aus aller Welt.

In Frankfurt a. M. hat zum zwölftenmal das Wettrudern einer Pariser und einer Frankfurter Achtermannschaft stattgefunden. Diesmal gewann — zum achtenmal — die Pariser

Mannschaft den Wanderpreis. Der Achter des Pariser Rowing-Clubs ließ die Mannschaft des Frankfurter Regattaverains nach scharfem Endkampf um einen Meter hinter sich.



Phot. Junler.

Die beiden Achter 500 Meter vor dem Ziel. Paris siegt mit einem Meter Vorsprung.
Vom Paris-Frankfurter Achterrudern in Frankfurt a. M.



Der neue Verdienstorden für Kunst und Wissenschaft, gestiftet vom Fürsten Günther zu Schwarzburg-Rudolstadt u. Sondershausen. Entworfen von Prof. W. Lucas von Cranach.



Gräfin Nada Torby, Tochter des Großfürsten Michael von Rußland, in Nationaltracht.

Phot. Vailie Charles.

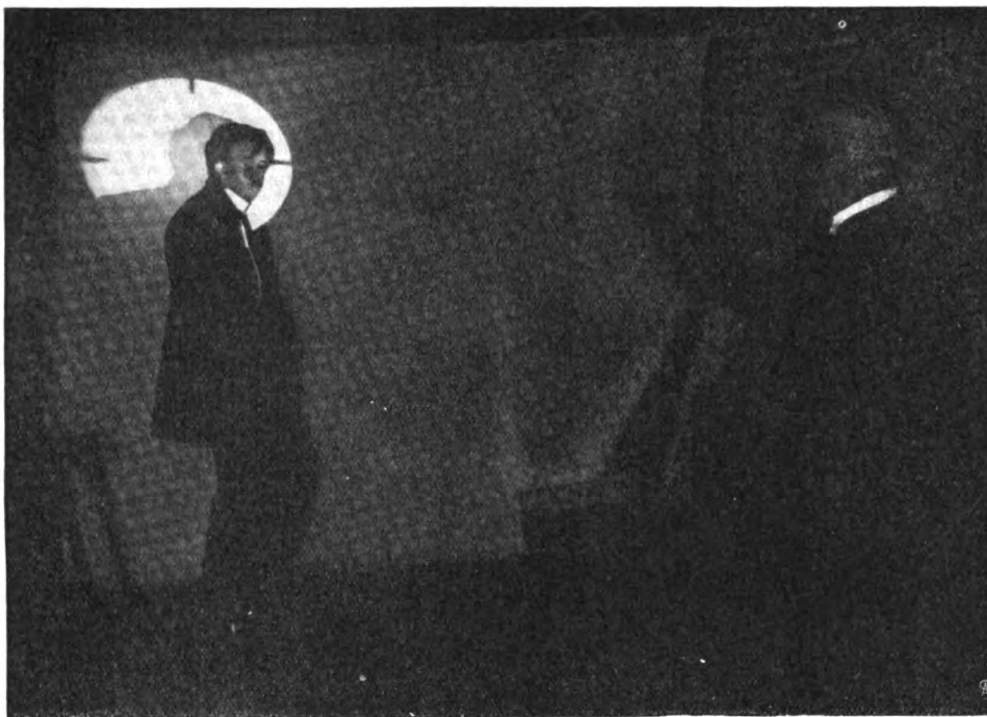


Bild wir heute bringen, ist eine der jungen Töchter des Großfürsten Michael Michailowitsch von Rußland und seiner morganatischen Gemahlin Gräfin Sophie Torby, geborenen Gräfin von Merenberg.

Dem deutschen Ingenieur A. Weigel ist es gelungen, einen Apparat zu konstruieren, mit dem man in der Dunkelheit zielen und schießen kann, ohne selbst gesehen zu werden. Das neue „Lichtzielrohr“, das leicht auf jeder Schußwaffe montiert werden kann, beleuchtet das Ziel mit einem hellen Lichtkreis, in dessen Mitte ein schwarzer Punkt den Treffpunkt bezeichnet.

Franz Wagenhoff ist der Verfasser des erfolgreichen Schwantes „Ein Königreich O. m. b. H.“, das zurzeit im

Das Lichtzielrohr in Tätigkeit.

Eine wichtige Erfindung der Waffentechnik.



Der Fürst Günther zu Schwarzburg hat einen neuen Verdienstorden für Kunst und Wissenschaft gestiftet. Professor W. Lucas von Cra-nach in Berlin hat das geschmackvolle Ordenszeichen entworfen, dessen Vorderseite das Bild der Pallas Athene, dessen Rückseite den schwarz-burgischen Doppeladler mit der alten deutschen Kaiserkrone zeigt. Die Komtesse Torby, deren



FRANZ WAGENHOFF.
Verfasser d. erfolgreichen Schwantes
„Ein Königreich“ O. m. b. H.



Prof. Albert Fischer,
bekannter Bassist und Kammer-
sänger in Sondershausen.



Der mit dem Atmungsmundstück versehene Taucher begibt sich ins Wasser. Phot. Rapid. Oben: Taucher mit umgeschalttem Mundstück. Phot. News Paper 3A, Ltd.
Ein neuer Tauchapparat ohne Helm und Anzug.

Berliner Lustspielhaus ununterbrochen gegeben wird.

Professor Albert Fischer, der Bassist des Hoftheaters in Sondershausen, hat bei einem Sinfonie-konzert in Norderny mitgewirkt. Das Publikum erkannte die glänzende Leistung des ausgezeichneten Künstlers durch brausenden Beifall an.

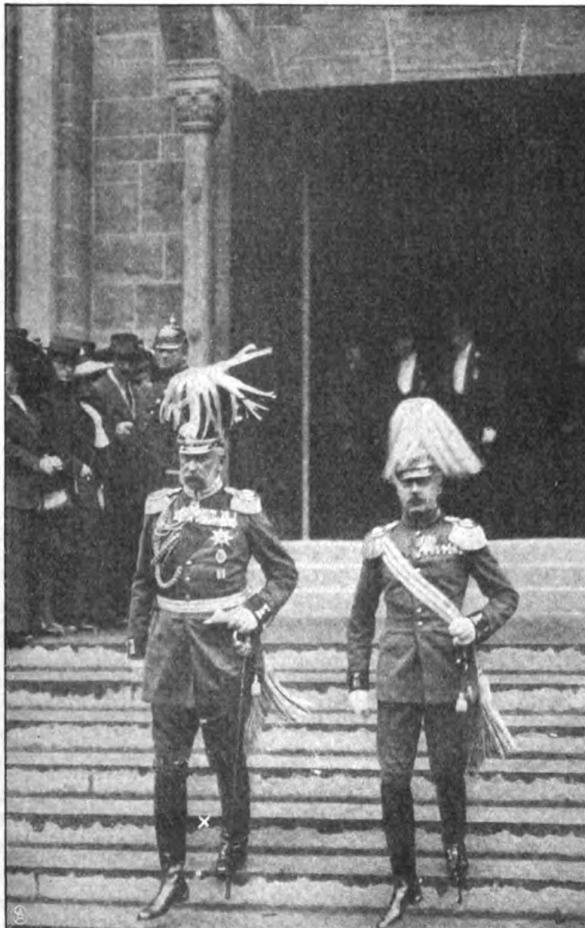
Ein Erfinder namens Maurice Fernex erprobte in der Seine in Paris einen Tauchapparat, der hauptsächlich aus einer mit Ausatemungsventilen versehenen Röhre besteht, die auf dem Mund des Tauchers befestigt ist. Eine einfache Automobispumpe führt dem Taucher frische Luft zu. Die primitive Vorrichtung bewährt sich sehr gut.



Der Schauspieler Richard Großmann und seine Gattin Grete Ly vom Wiener Carl-Theater auf den Brionischen Inseln bei einem Morgen Spaziergang mit dem Affen „Riffi“.

Unser kleines Bild von den Brionischen Inseln zeigt ein Ehepaar, dessen Namen in der Berliner Theaterwelt sehr gut klingen. Richard Großmann und Grete Ly sind zwar Berlin untreu geworden und nach Wien gegangen, aber ihre reichsdeutschen Freunde werden mit Vergnügen sehen, wie gut es ihnen geht, und wie vortrefflich sie sich während ihres Aufenthalts in Südösterreich amüsieren.

In der Charlottenburger Fasanenstraße fand kürzlich die feierliche Einweihung der prächtigen neuen Synagoge statt. Unter den offiziellen Persönlichkeiten, die dem Festgottesdienst beiwohnten, befand sich als Vertreter des Kaisers dessen Generaladjutant Generaloberst v. Kessel.



Generaloberst v. Kessel (X) als Vertreter des Kaisers verläßt die Synagoge. Von der Einweihung der neuen Synagoge in der Fasanenstraße zu Charlottenburg.



Der leuchtende Doppeladler im Karlsbader Wald. Kaisergeburtstagsfeier in Karlsbad.



Vom Alpenblumentag in Holzkirchen.

Zum Besten der Nationalflugspende.

Phot. Steffler & Co.

Alle österreichischen Kurorte — viele reichsdeutsche übrigens auch — begehen den 18. August, den Geburtstag des Kaisers Franz Josef, alljährlich auf die festlichste Weise. In Karlsbad sind die Veranstaltungen stets besonders glänzend, und am Abend beschließt eine märchenhafte Illumination, bei der ein scheinbar am Himmel schwebender Doppeladler eine Hauptrolle spielt, das Festprogramm.

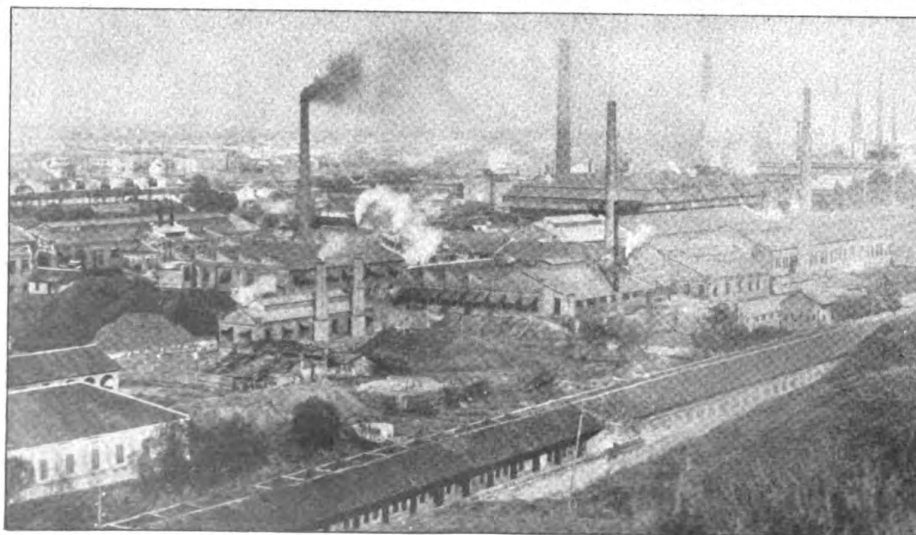
In Holzkirchen, der vielbesuchten oberbayrischen Sommerfrische, hat kürzlich zugunsten der Nationalflugspende ein Blumenfest stattgefunden. Junge Mädchen verkauften Unmengen von Alpenblumen und ließen keinen Sommerfrischler, keinen Einheimischen unge schmückt und unbesteuert. Die Landbevölkerung, der ein Blumentag noch etwas Neues war, beteiligte sich mit dem größten Vergnügen an der Veranstaltung und ließ es sich gern gefallen, auch einmal den Großstädtern etwas abzukaufen, die sonst immer die besten Kunden der Bauern sind. Hübsche Sommerfrischlerinnen, die Alpenblumen nicht kaufen, sondern verkaufen — das sieht man nicht alle Tage.

Der frühere spanische Ministerpräsident Moret hat mit seiner Familie eine Schweizerreise unternommen und sich einige Zeit in Zürich im Dolder Grand-Hotel aufgehalten. Moret hat schon sehr oft die Geschichte Spaniens gelenkt. Seit einigen Jahren widmet sich der Staatsmann dem Privatleben.



Der spanische Ministerpräsident Moret mit Familie als Gäste des Dolder Grand-Hotels, Zürich.

F. v. Moler.



Eisen- und Stahlwerke zu Hanyang.

Zum Artikel: Die Eisenindustrie Chinas.

Näheres in der anliegenden Nummer 36 der „Export-Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von derselben trennen.

Aus dem Inhalt von Nummer 36 der „Export-Woche“.

Wirtschaft und Kapital. — Die Monroe-Doktrin. — Die Eisenindustrie Chinas. — Bohin wandert der Deutsche. — Aluminothermische Schweißung. — Technische industrielle Konjunktur. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Uebersetzerische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 36.

Berlin, den 7. September 1912.

14. Jahrgang.

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Wenn die Gefahr eines Umfalls der wirtschaftlichen Konjunktur wirklich bestanden hätte, so wäre die Periode der toten Saison wohl der geeignetste Paß von den Höhen zu den Niederungen gewesen. Aber es fehlt noch immer jedes Anzeichen einer Abschwächung der geschäftlichen Tendenz; und der Herbst mit seinen hohen Geldsätzen wird auf noch ungeschwächten Wirtschaftsorganismus treffen. Diese Voraussicht enthält einen nicht gering zu schätzenden „Vertrauensposten“. Hat sich die Wirtschaft bisher allen Kreditrestriktionen gegenüber als widerstandsfähig gezeigt, so wird ihr auch

die herbstliche Anspannung des Geldmarktes nicht schaden. Daß die Reichsbank mit dem Wechselzinsfuß von $4\frac{1}{2}$ Prozent nicht bis zum Ende des Jahres auskommen kann, versteht sich am Rande und ist auch durch die Motivierung der Diskontermäßigung schon angedeutet worden. Das Zentralinstitut hätte, wenn nicht der dringende Wunsch nach einer Änderung des fünfprozentigen Diskontsatzes überall zum Ausdruck gekommen wäre, keine zwingende Veranlassung gehabt, kurz vor dem Halbjahreswechsel mit der Rate herunterzugehen. Aber man wollte den guten Willen zeigen und erfüllte das allgemeine Verlangen. So versteht sich von selbst, daß der Übergang zum alten Zinsfuß von 5 Prozent nicht viel anderes als eine restitutio in integrum sein wird. Die Stärke der wirtschaftlichen Konjunktur zeigt sich besonders

in den Leistungen der Montanindustrie.

Der internationale Eisenmarkt steht im Zeichen der Preiserhöhungen; und die außergewöhnliche Hausse der englischen Warrantpreise ist ein Symptom von besonders starker Eindringlichkeit. Man muß dabei beachten, daß die englische Montanindustrie unter dem Ausnahmezustand langwieriger Arbeiterkämpfe zu leiden hatte. So nahmen die Vorräte ab, und die Preise gingen in die Höhe. Die Ausfuhr britischer Kohle ging quantitativ und im Wert erheblich zurück. Sie hatte im ersten Halbjahr 1911 etwa $31\frac{1}{2}$ Mill. Tonnen betragen und senkte sich im ersten Semester 1912 auf 26 Mill. Tonnen. Die Einbuße am Wert wird

auf 33 Mill. Mark geschätzt. Daß der deutsche Kohlenbergbau durch die Verminderung des englischen Imports (um 910,000 Tonnen) einen sichtbaren Vorsprung gewann, ist bekannt. Aber viel charakteristischer als die Entwicklung der Kohlenproduktion und der Aufschwung des Absatzes sind die Lebensäußerungen der Eisenindustrie. Die deutsche Roh-eisenproduktion hat im Juli 1912

die höchste Ziffer erreicht,

die bis dahin verzeichnet werden konnte. Sie betrug nicht weniger als 1.47 Mill. Tonnen. Seit Anfang des Jahres sind 9.89 Mill. Tonnen Roheisen produziert worden gegen 8.97 Mill. Tonnen in den ersten sieben Monaten 1911 und 8.43 Mill. Tonnen in den ersten sieben Monaten 1910. Das sind Beweise einer unverminderten Lebenskraft und Konkurrenzfähigkeit, die jede Sorge um Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkt aus dem Gesichtskreis bannen. Wichtig ist natürlich die Frage, wie weit sich die Produktivität auf die Ergiebigkeit des Anlagekapitals überträgt. Die Masse der Güter, die hervorgebracht werden, muß im Einklang mit der Höhe der Dividenden stehen. Herrscht in dieser Beziehung ein Mißverhältnis, so wird die Leistung nur als Quelle der Überproduktion betrachtet werden und damit ihre wertvollen Eigenschaften verlieren. Die Früchte der Arbeit müssen um so reicher sein, je höher die Summe des Betriebskapitals ist. Die vielen Millionen, die aus der großen Sparkasse in die Adern des Wirtschaftskörpers fließen, dürfen dort nicht erstarren, sondern müssen, in ständigem Fluß, Zinsen und Dividenden an den Ausgangspunkt zurückbringen. Da fast alle großen Montangesellschaften, deren Geschäftsjahr am 30. Juni abgelaufen ist, höhere Dividenden als im Vorjahr ausgewiesen haben, so ist der materielle Erfolg der Arbeitsleistung bestätigt worden. Die Gelsenkirchener Bergwerksgesellschaft, die im Jahr 1912 ein Aktienkapital von 180 Mill. Mark zu verzinsen und für die alte Dividende von 10 Prozent $31\frac{1}{2}$ Mill. Mark mehr aufzubringen hat als für die Dividendensumme des Jahres 1911, ist mit einem Mehrverdienst von 5 Millionen im ersten Semester 1912 für die Forderungen des Jahres gut vorbereitet. Zu den Gesellschaften, die ihre Dividenden erhöht haben, gehören: der Bochumer Gußstahlverein (von $12\frac{1}{2}$ auf 14 Pro-

zent), die Hasper Eisenwerke (von 10 auf 12 Prozent), die Rombacher Hütten (von 9 auf 10 Prozent), die Rheinischen Stahlwerke (von 8 auf 10 Prozent). Die deutsche Montanindustrie durfte

das Jubiläum der Firma Krupp

als Dokument ihrer Größe und Tüchtigkeit ansehen. Was das Riesenunternehmen in Essen an Genie und technischer Kraft repräsentiert, hat seinen Ursprung im Milieu des deutschen Montanreiches. Dort sind die Wurzeln seiner Kraft. Und das Land, das sich eines so gigantischen Werkes wie der Hinterlassenschaft des Essener Kanonenkönigs rühmen kann, hat das Recht, sich allen anderen Nationen nicht nur ebenbürtig, sondern auch überlegen zu fühlen. Der Erdball nahm an der Jubelfeier in Essen teil, denn aus allen Gebieten der bewohnten Erde waren Vertreter erschienen, die durch geschäftliche Beziehungen dem Hause Krupp nahestanden. Das industrielle und technische Ingenium Deutschlands hat selten so große Triumphe gefeiert wie am hundertsten Geburtstag der Firma Krupp. Die Amerikaner mit ihren Trusts, in denen sie Kapital und Spekulationsgeist aufgehäuft haben, können kein Werk mit so unbestrittenen Erfolgen, wie sie Krupp hat, der Kanonenfirma an die Seite stellen. Aber sie besitzen

in einer erstaunlichen Elastizität

einen wirtschaftlichen Faktor von nicht geringer Bedeutung. Welcher Körper hätte die andauernden Erschütterungen politischer Kämpfe ähnlich gut ertragen können wie die nordamerikanische Union? Daß das Geschäft sich nicht bis zu den Grenzen der Möglichkeit entwickelt hat, ist eine natürliche Folge fehlender Vorbedingungen für ruhiges Disponieren. Aber trotz ungünstigen Verhältnissen sind die Mängel und Mißerfolge doch in bescheidenen Maßen geblieben.

Der Kampf gegen die Trusts

wird — vorläufig in effigie — fortgesetzt. Die Parteien begnügen sich aber, eine grundsätzliche Abwehr zu verlangen, ohne durch allzu schroffes Vorgehen aufzufallen. Gewisse Rücksichten erfordert die bevorstehende Nominierung des künftigen Präsidenten, die bekanntlich mit einem sehr beträchtlichen Unsicherheitskoeffizienten belastet ist. Jedenfalls aber herrscht im Repräsentantenhaus die demokratische Majorität, und deren Auffassung in Trustfragen ist von entsprechend großem Gewicht. Der Bericht des demokratischen Ausschusses über den Stahltrust wirft der Gesellschaft „Überkapitalisierung“ und eine „illoyale politische Tätigkeit“ vor und klagt die Großaktionäre an, einen „mächtigen und schädlichen Einfluß auf das Geschäftsleben der Vereinigten Staaten ausgeübt zu haben“. Diese Auffassung steht in einem klar erkennbaren Gegensatz zu der Ansicht, die in dem ersten amtlichen Dokument über den Stahltrust ausgesprochen war. Der Berichterstatter hatte damals erklärt, daß die United States Steel Corporation nur als Besitzerin der Erzländerien und in ihrem Einfluß auf die Transportwege gegen das Antitrustgesetz verstoße. Dagegen beherrsche sie als Produzentin nur etwa 60 Prozent der gesamten amerikanischen Stahlerzeugung, habe also auf diesem Gebiet kein unbeschränktes Monopol. Man sieht, daß die grundsätzliche Verwerfung aller wirtschaftlichen

Ringe durch das demokratische Programm dem Stahltrust alle Milderungsgründe genommen hat.

Jede Beschränkung des Handels soll verhindert werden,

und die Korporationen sollen in Zukunft beweisen, daß sie die Freiheit des Handels nicht beschränken. Diese Verteilung der Beweislast soll die rasche Durchführung der künftigen Prozesse gegen die Trusts erleichtern; denn in der Beibringung des Beweismaterials hat eine ziemlich große Schwierigkeit bestanden. Ob die Anklage gegen den Stahltrust überhaupt mit einer Verurteilung enden wird, ist noch sehr die Frage. Die United States Steel Corporation ist die mächtigste Kombination in der amerikanischen Wirtschaft. Eine Zertrümmerung dieses Trusts wäre eine gefährliche Sensation, deren Kosten von der Börse und vom Geschäftsleben getragen werden müßten. Ob ein neuer Präsident den Mut haben wird, seine Regierung mit einer wirtschaftlichen Katastrophe einzuleiten? Und das Endresultat wäre sehr zweifelhaft, denn in der Kampagne gegen die Trusts ist der Staat bisher nicht Sieger geblieben. Das lehrt die Geschichte des Öltrusts, dessen Einfluß in unverminderter Stärke bestehen blieb. Die Aktie der Standard Oil Comp. ist über 1000 Prozent hinaus in die Höhe geklettert! Einen schlimmeren Hohn auf die Politik der amerikanischen Regierung als diese Kurshausse kann man sich kaum vorstellen.

Die Monroe-Doktrin.

Die Debatte über die Lodgesche Resolution zur Erweiterung der Monroe-Doktrin und ihre Annahme im Bundes-senat der Vereinigten Staaten von Amerika hat in vielen Ländern Aufsehen erregt. Wie verhält es sich nun mit der staatswirtschaftlichen Auffassung Nordamerikas hinsichtlich dieser Lehre, und ist nicht Mäßigung geboten, wenn man sich gegen eine solche politische Auffassung wehrt, die von der bisherigen abweicht?

Die Monroe-Doktrin hat wie alle politischen Grundsätze im Wandel der Zeiten manche Änderung durchgemacht, weil sie sich den jeweiligen Anschauungen und Erfordernissen anpassen muß. Es ist lediglich eine Machtfrage, ob man der Doktrin in ihrer jeweiligen Gestalt Geltung zu verschaffen vermag oder nicht. Wenn man die Sache nüchtern betrachtet, wird wohl niemand bestreiten wollen, daß die Vereinigten Staaten die Macht besäßen, auch die erweiterte Monroe-Doktrin durchzusetzen, wenn sie es wollten. Aber so weit sind wir noch nicht. Es ist kaum anzunehmen, daß die Annahme im Senat irgendwelche weiteren Folgen haben wird, und dann ist sie weder für den Präsidenten noch für das Repräsentantenhaus verbindlich. Es ist eine Meinungsäußerung des Senats, weiter nichts. Wie weit sie wirklich den Ansichten der Mehrheit der Senatoren entspricht, läßt sich noch nicht übersehen, da die Kabelberichte sich über das Stimmverhältnis ausschwiegen.

Die Monroe-Doktrin, die ihren Namen bekanntlich vom Präsidenten James Monroe (1817 bis 1825) nimmt, hat zum geistigen Vater dessen Staatssekretär John Quincy Adams, der dann Monroes Nachfolger in der Präsidentschaft wurde.

Die Doktrin gipfelte in einem kurzen Satz in einer der regulären Jahresbotschaften des Präsidenten an den Kongreß und richtete sich gegen Strömungen, die aus Legitimitätsgründen Spanien bei Wiedereroberung der abgefallenen Kolonien behilflich sein wollten.

Sie setzte dem Legitimitätsprinzip des alten Europa den Grundsatz entgegen, daß ehemalige Kolonien, die frei geworden seien, nicht wieder unterjocht werden dürften, ohne die Vereinigten Staaten auf ihrer Seite zu finden. Damit war der noch vorhandene Besitz europäischer Kolonien in Amerika anerkannt. Nur wurde im weiteren Ausbau der

Doktrin dann der Satz aufgestellt, daß in einem Befreiungskampf einer Kolonie keine andere europäische Macht der Besitzerin bei der Unterdrückung des Aufstandes behilflich sein dürfe. Es trat ferner später die Auffassung hinzu, daß zwar der jeweilige Besitzstand anzuerkennen sei, daß aber kein Wechsel in der Herrschaft stattfinden dürfe, daß also z. B. Dänemark seine westindischen Besitzungen nicht an eine andere europäische Macht abtreten könne; wenn eine Änderung eintrete, so könne sie, wie Günther Thomas im „Tag“ erwähnt, nur zur Befreiung des betreffenden Gebietes von europäischer Herrschaft führen. Damit hatte es für lange Zeit sein Bewenden.

Nun wurde der Verkehr zwischen Mittel- und Südamerika und Europa wieder enger. Die mittel- und südamerikanischen Staaten wurden wirtschaftlich erschlossen und boten Unternehmern ein weites Feld der Betätigung.

Es ist nur gerecht, anzuerkennen, daß großen Gewinnen ein großes Risiko gegenüberstand. Wer sich auf Geschäfte in jenen Gebieten oder mit jenen halbzivilisierten Ländern,

in denen die Regierungen manchmal von Tag zu Tag wechselten, einließ, mußte wissen und wußte, daß er sich in Gefahr begab, körperlich wie finanziell. Schadenersatzansprüche so geschädigter Europäer und finanzielle Forderungen von Geldleuten, die gegen sehr hohe Zinsen den unsicheren Regierungen Geld geliehen hatten, wurden von europäischen Regierungen mit großem Nachdruck geltend gemacht. Die Amerikaner, die darin eine Verleugnung des Geschäftsgrundsatzes sahen, daß große Verluste tragen muß, wer sich mit der Aussicht auf hohen Nutzen auf gewagte Unternehmungen einläßt, empfanden dieses Vorgehen als ungerecht. Das Gefühl, daß es nur dem Schwächeren gegenüber in Anwendung gebracht wurde, verstärkte die Empfindlichkeit der Amerikaner in dieser Hinsicht. Daß die geltend gemachten Forderungen oft überspannt waren, wird durch das Ergebnis von Schiedsgerichten bewiesen, die bei sachlicher Nachprüfung zu ganz gewaltigen Reduzierungen kamen; es sei nur an Venezuela erinnert.

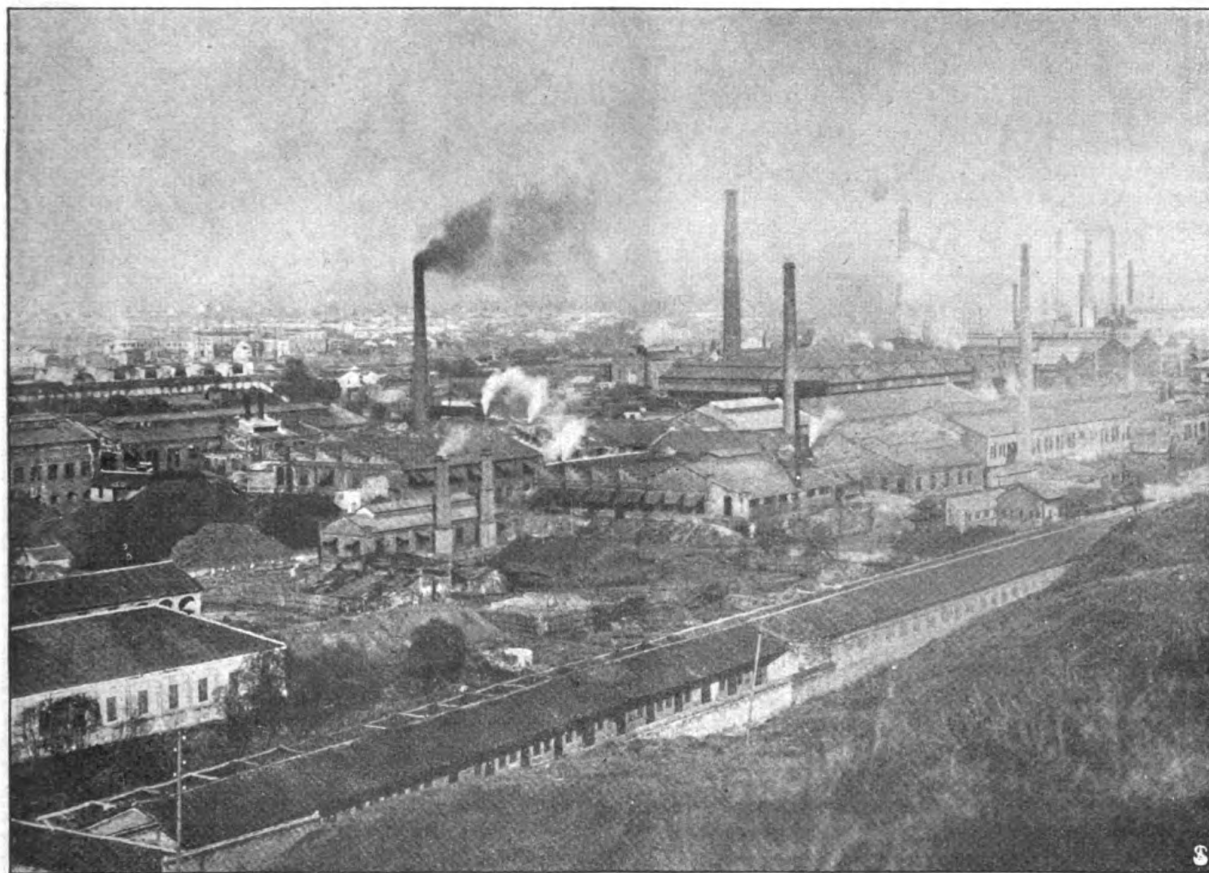
Günther Thomas.

Die Eisenindustrie Chinas.

Von Dr.-Ing. Rudolf Schäfer, Berlin.

Bis vor wenigen Jahrzehnten war China bzw. seine Industrie nicht bedeutsam am Weltmarkte. Das jung aufstrebende Japan bemühte sich dafür am erfolgreichsten, die gewaltigen Bodenschätze Ostasiens in die Hand zu bekommen, was ihm teilweise, z. B. bei den wertvollen chinesischen Antimonlagerstätten, gelungen ist.

Eine wirtschaftliche Ausnutzung Chinas ist nur dann denkbar, wenn eine einheimische Eisenindustrie die Grundlage für den Ausbau von Land- und Schienenwegen liefert. Es ist klar, daß diejenigen Nationen, die im Besitze der Schienenwege sind, auch den größten Vorteil aus der Erschließung Chinas ziehen werden. Das haben die leitenden



Eisen- und Stahlwerke zu Hanyang.

Staatsmänner des Reiches der Mitte wohl erkannt, und daher gehen in neuerer Zeit die Bestrebungen der Chinesen dahin, selbst Kohle und Eisen in großem Maßstabe zu produzieren: Besitzt nun China auch verhüttbare Eisenerze und brauchbare Kohlen?

In elf von den achtzehn chinesischen Provinzen sind reiche Eisenerze gefunden worden, doch wird ein wirklicher Eisenerzbau zurzeit nur in fünf Provinzen betrieben.

Die Erzvorkommen von Schansi liefern das Material für eine Menge kleiner, für den inländischen Verbrauch bestimmter Schmelzöfen, während die Regierungswerke Japans ihre Erze aus Anhwei und Kwantung beziehen. Die Deutschen tragen sich mit dem Gedanken, die Magnetite von Schantung abzubauen. Wenig entwickelte Lagerstätten finden sich in Ssüchnan, Hunan, Kiangsu und Kweichow.

Die Verhüttung der Erze im Lande selber hatte bis vor kurzem nur einen sehr geringen Umfang und war mehr von lokaler Bedeutung. Die Hanyang Iron and Steel Works sind das einzige Hüttenwerk Chinas, das größere Bedeutung besitzt. Es liegt an der Mündung des Han-Flusses in

den Jangtse, unmittelbar beim Haupthandelsplatz Hankau, welche Stadt als ausgedehnte Fremdenniederlassung jetzt Eisenbahnverbindungen nach allen Teilen des Reiches besitzt. Vom Gelben Meer liegt es 1200 km entfernt. Der Ursprung der mit chinesischem Kapital von englischen und belgischen Firmen gelieferten Einrichtungen reicht bis zum Jahre 1890. Die Initiative zum Bau dieser großen Anlage ging von dem damals neuernannten Vizekönig der Provinz Hupeh Chang-Chi-tung aus.

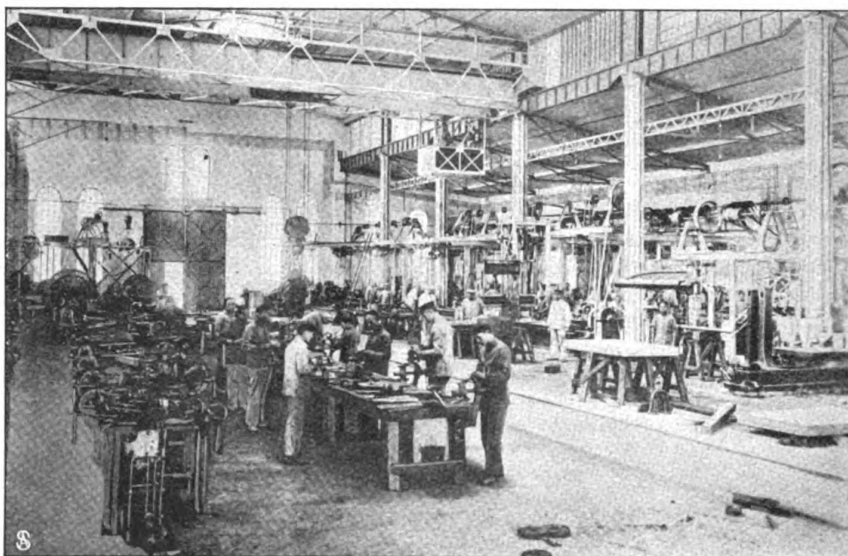
Trotz des anfänglichen Mangels an geeigneten Erzen und Brennstoffen sowie auch wegen des beharrlichen Widerstandes seitens des Volkes hat sich das Werk zu seiner jetzigen Bedeutung entwickelt. Hierzu trug vor allem die Erschließung reicher Eisenerzlager 100 Kilometer jangtseabwärts und sehr ergiebiger Kohlenlager 100 Kilometer von Changsha sowie die verständnisvolle Leitung und Mithilfe europäischer Ingenieure bei.

Das Werk umfaßt eine Hochofenanlage mit zwei Öfen von 125 und 250 Tonnen Produktion in 24 Stunden; zwei weitere Hochöfen sind im Bau. Außerdem sind vorhanden: Roheisenmischer und Martinöfen, ferner ein großes Walzwerk mit Blockstraße, Träger-

straße, Grobblechstraße, Feinstraße und Schnellstraße. Die elektrische Stromanlage liefert als Kraft einen Gleichstrom von 220 Volt Spannung. An weiteren Einrichtungen sind vorhanden: mechanische Werkstätten, eine Gießerei, eine Kesselschmiede und eine Schraubenfabrik sowie eine Fabrik für feuerfeste Steine.

Im Vergleich zu europäischen und amerikanischen Eisenhütten sind die Arbeitskräfte außerordentlich billig. Infolge eines großen Überschusses an Arbeitern übersteigt der Arbeitslohn für eine zehnstündige Schicht für Kulis, die den Transport der Materialien auf den Werken besorgen, selten mehr als 30 Pf. Aus diesem Grunde sind maschinelle Transporteinrichtungen unnötig. Die sonstigen Hilfsarbeiter: Handwerker, Maschinisten, Leute an den Öfen, den Walzenstraßen usw. werden höher bezahlt. Die Former

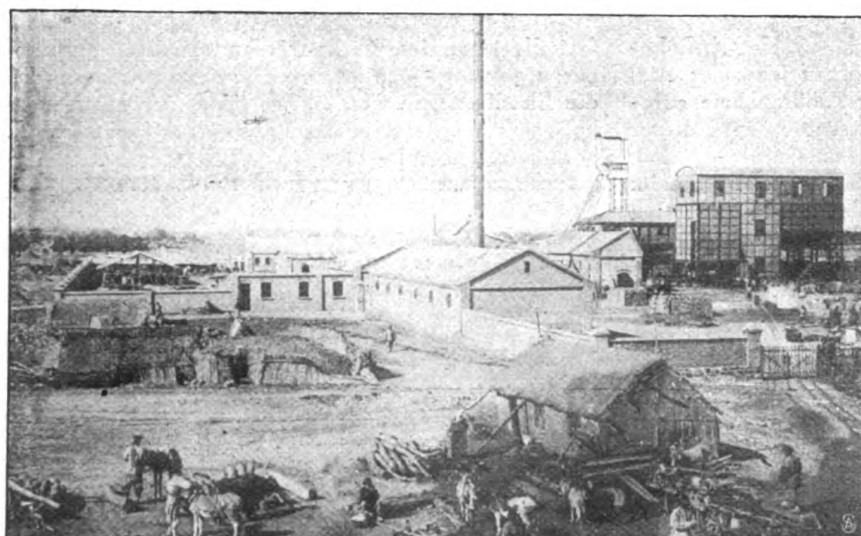
erhalten bis zu 3 Mark täglich, so daß man einen Durchschnittslohn für die Handwerker von 2 Mark annehmen kann. Bei der bekanntlich langsamen Arbeitsweise der Chinesen fallen diese für die dortigen Verhältnisse hohen Löhne in bezug auf die Rentabilität des Werkes sehr ins Gewicht. Der Aufschwung, den das Werk in den drei letzten



Maschinenbauwerkstatt der Tsingtauer Werft.

Jahren genommen hat, liegt in dem Erzreichtum des Tayeh-Bezirk — 100 km südöstlich von Hankau entfernt — begründet. Magnetite mit 60—65 Prozent Eisengehalt erstrecken sich hier in Form eines mächtigen Gebirgszuges von 12 km Länge. Auch findet sich hier Brauneisenstein mit 6—9 Prozent Mangan. Die Förderung geschieht im Tagebau. 1908 konnten 327.000 Tonnen Erze verladen werden, und es ist jetzt die Möglichkeit gegeben, 1.000.000 Tonnen jährlich zu gewinnen. Ein weiterer wirtschaftlicher Vorzug für die Verhüttung dieser Erze ist dadurch gegeben, daß die für den Hochofenprozeß notwendigen Zuschläge in Form von marmorartigem Kalkstein und für die Stahlbereitung Magnesit in ungeheuren Mengen an derselben Stelle lagern. Die Kohlengruben von Pinghsiang im westlichen Teile der Provinz Kiangsi, 40 km von Hanyang, förderten 1908 300.000 Tonnen Kohle, die entweder an Ort und Stelle zu Briketten oder in den Koksöfen zu Hochofenkoks verarbeitet werden. Letzterer entspricht in seiner chemischen Zusammensetzung einem deutschen Hochofenkoks von mittlerer Güte.

Der Transport der Erze und Zuschläge auf dem Tayeh-Bezirk zu den Hochöfen von Hanyang erfolgte



Bergwerksschacht der Schantung-Bergwerks-Gesellschaft (Fang-tse-Schacht).

in Leichtern, die sich im Schlepptau von einigen größeren Dampfern befinden, Jangtse aufwärts. Die für Japan bestimmten Erze werden direkt in den Seedampfer verladen. Kohlen und Koks von Pinghsiang rollen zunächst auf einer Schmalspurbahn von 90 km Länge bis zum Siang-Fluß, wo ihre Verladung in Dschunken oder flachgehenden Leichtern vor sich geht. Während letztere von besonderen Schleppbooten den Fluß hinunter durch den Tungting-See in den Jangtse und diesen abwärts bis zur Hütte gefahren werden, machen erstere den Weg durch Ruder oder Segel.

Die beiden Hochöfen in Hanyang liefern Roheisen (Gießereiroheisen, Stahleisen, auch hochprozentiges Spiegeleisen) bester Qualität, das nicht nur im Lande selbst, sondern auch neuerdings in großen Mengen nach den Vereinigten Staaten von Amerika ausgeführt wird. Dies ist nur dadurch möglich geworden, daß Ozeanschiffe mit $5\frac{1}{2}$ m Tiefgang Hanyang fast zu jeder Jahreszeit anlaufen können. Zur Verbilligung der Fracht bringen die amerikanischen Dampfer Holz. Im Walzwerk werden vorzugsweise Eisenbahnschienen und die dazu gehörigen Befestigungsmaterialien hergestellt. Der Schienenstrang der 1200 km langen Hankau-Peking-Bahn entstammt dem Hanyanger Werk. Auch Schienen und Zubehör zum Bau der Kantoner Teilstrecke der Kanton-Hankau-Bahn hat das Werk geliefert. Die 2—3000 Tonnen Handels-eisen wurden im letzten Jahre an Ort und Stelle verbraucht. Besonders die Yangtse-Engineering-Works sind die bedeutendsten Abnehmer hierfür.

Die Gruben in Tayeh und Pinghsiang beschäftigen heute insgesamt 20,000 Chinesen und 41 Europäer. Das Unternehmen,

das jetzt den Namen Han-Yeh-Ping Iron and Steel Company führt, leitet seit 1904 Se. Excellenz Sheng-kung-pao.

Die beiden anderen modern eingerichteten Hüttenwerke, die Tongshan-Werke in Chihli und die Thayeh-Werke in Hupeh, fabrizieren ebenfalls Schienen. Sie lieferten das Material zu der Schanghai-Ningpo-Bahn. Die kaiserlichen Arsenalen in Hanyang, Kiangnan, Tientsin, Nanking, Foochow, Kanton und Chingtu stellen besten Stahl her, der zu Geschützen kleinen und großen Kalibers bis zu 50 Tonnen Gewicht verbraucht wird. Das Kiangnan-Arsenal bei Schanghai besteht aus Stahlwerk, Pulverfabrik, Patronen-, Ge-

wehr- und Geschützfabrik. In diesem Arsenal werden die modernsten Geschütze, Rohrrücklaufgeschütze mit Feder- und Kataraktbremse sowie schwere Schiffsgeschütze gebaut. Auch in Szechwan sind Eisenhütten vorhanden. Die Eisenerzeugung in Honan ist zum Stillstand gekommen.

Die Hüttenwerke versorgen die Gießereien, Nagelschmieden, Drahtziehereien usw. mit Material. Nantsun in Shansi besitzt eine große Menge kleiner Eisenwerkstätten. Tayang versorgte früher das ganze Land mit Nähnadeln, die indessen von ausländischen Fabrikaten immer mehr verdrängt wurden.

Bester Stahl wird in Hwaiking zu Schwertern und Messern aller Art verarbeitet. Seit Einführung der Dampfschiffahrt wurden Reparaturwerkstätten gegründet, die in Gemeinschaft mit Schiffswerften, Eisenkonstruktionswerkstätten an Flüssen und Häfen ent-

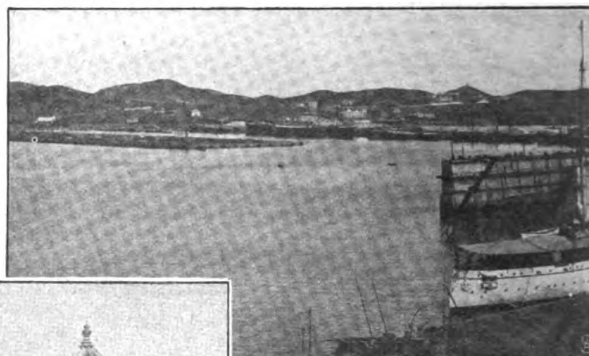


Arbeiten im Hafen von Tsingtau.

standen. Hier werden Dampfmaschinen, Kessel, Lokomotiven, Eisenbahnwagen, Maschinen jedweder Art, Brücken und Dampfschiffe unter Zuhilfenahme europäischen Materials gebaut. Das größte Werk dieser Art ist das von Nikolas Tsu in Schanghai.

Die bedeutendste Schiffbaugesellschaft ist die im Jahre 1901 gegründete Shanghai Dock and Engineering Co. Man baut hier Küsten- und Raddampfer, Schlepper, Leichter, Barkassen, Bagger, Schwimmkrane, Schiffsmaschinen und Pumpen. Auch die Jangtse-dampfer der „Hamburg-Amerika-Linie“ und des „Norddeutschen Lloyd“ entstanden hier. Die bei Schanghai liegenden Kiangnan Dock and Engineering Works besitzen Dock, Werft, Maschinenfabrik und Gießerei.

fast alle genannten Werke werden technisch von Europäern geleitet — so ist es nicht zu verwundern, daß die Eisenindustrie Chinas, besonders der Maschinenbau, sich noch erst in der Entwicklung befindet. In



Großer Hafen in Tsingtau.



Chinesisches Arsenal bei Tientsin,

Werften und Dockanlagen befinden sich noch in Amoy, Tongku am Haiho und Kanton. Die deutsche Regierung baute in Tsingtau Dockanlagen und Werft. Die größten Eisenbahnwerkstätten sind die der Ostbahnen in Tongshan, die außer Lokomotiven mehrere hundert Güter- und Personenwagen im Jahr herstellen.

Wegen der niedrigen Zölle ist der Wettbewerb des Auslandes ein sehr starker. Kommt dazu noch der Umstand, daß es zurzeit an weitblickenden und gut ausgebildeten eingeborenen Ingenieuren mangelt —

nicht zu ferner Zeit jedoch wird China infolge der ungeheuren Ausdehnung seiner Eisenerzlager und der verhältnismäßig guten Beschaffenheit seiner unermesslichen Kohlenschätze ein wichtiges Eisen und Stahl produzierendes Land werden, besonders im Jangtse-Gebiet, welches für die Entwicklung der Eisenindustrie wegen des Groß-Wasserweges in ganz China am günstigsten liegt.

Nach wie vor ist China auf die Einfuhr ausländischer Eisenerzeugnisse angewiesen. Deutschland steht an letzter Stelle unter den Eisenerzeugnissen nach China importierenden Ländern, obwohl es in bezug auf seine eigene Eisenproduktion nur von den Vereinigten Staaten Amerikas übertroffen wird. Besonders an dem Bau von Eisenbahnen müßte Deutschland mehr als bisher mit anderen Ländern in Wettbewerb treten, zumal unser Vaterland in Kiautschou einen guten wirtschaftlichen Stützpunkt besitzt.

Wohin wandert der Deutsche?

Deutschland hat schon in früheren Zeiten ungemein viel wertvolles Menschenmaterial an aufstrebende ausländische Staaten abgegeben. Besonders die Vereinigten Staaten von Amerika haben vor dem Entstehen unserer einheimischen Großindustrie bedeutende Mengen deutscher Auswanderer aufgenommen. Mit der wirtschaftlichen Erstarkung Deutschlands hat auch die Arbeitsgelegenheit im Inland kräftig zugenommen. Die Auswanderung ist infolgedessen langsam zurückgegangen. Während die Zahl der deutschen überseeischen Auswanderer im Jahre 1891 noch 120,089 oder 2,41 pro Mille der Gesamtbevölkerung betrug, wanderten im Jahre 1910 nur noch 25,531 Deutsche oder 0,39 pro Mille nach überseeischen Ländern aus. Das Ziel der meisten Auswanderer sind noch immer die Vereinigten Staaten von Amerika. Nach der amtlichen deutschen Statistik sind im Jahre 1910 insgesamt 22,773 Deutsche nach der Union gegangen. Die amerikanische Statistik, die auch diejenigen deutschen Einwanderer umfaßt, die nicht direkt aus ihrem Mutterland kommen, gibt ihre Zahl für

1910 auf 71,380 und für 1911 auf 66,471 an. Welche große Rolle das deutsche Element in den Vereinigten Staaten spielt, ist daraus ersichtlich, daß im Jahre 1900 von den nicht in der Union Geborenen allein 2,663,418 das Deutsche Reich als ihr Geburtsland bezeichneten. Gleichzeitig wurden gezählt 1,615,459 Irländer und 840,513 Engländer. Das deutsche Element war demnach neben dem britischen, das noch durch zahlreiche Einwanderer aus den Kolonien verstärkt wird, am stärksten vertreten. In Kanada waren im Jahre 1901 insgesamt 27,300 Deutsche ansässig. Die Zahl der deutschen Einwanderer (ausschließlich der Juden) stellt sich im Jahre 1909/10 auf 1516 Personen gegen 1257 im Vorjahre. Neuerdings geht ein recht erheblicher Teil der deutschen Auswanderer nach den südamerikanischen Republiken. Im Jahre 1909 kamen nach Argentinien 3201 Deutsche, nachdem im Jahre 1857 bis 1909 schon 43,856 Landsleute dort eingewandert waren. Auch Chile war trotz seiner Lage abseits von den Hauptwegen des Weltverkehrs seit dem Jahre 1850 das Ziel vieler

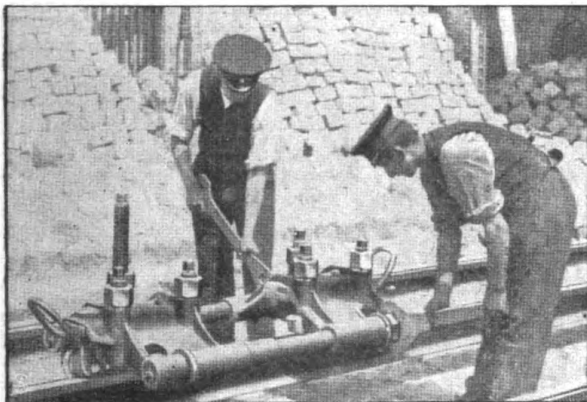
deutscher Kolonisten. Im Jahre 1907 waren von 134,524 Ausländern 10,724 oder zirka 8 Prozent Deutsche. Besonders die Provinzen Valdivia und Llanquihue verdanken ihren wirtschaftlichen Aufschwung fast ausschließlich der deutschen Einwanderung. Von den Einwanderern Venezuelas waren im Jahre 1909 385 deutscher Nationalität. In Brasilien ist das deutsche Element sehr stark vertreten, doch fehlen hierüber noch zuverlässige statistische Angaben. Unter der weißen Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete überwiegen naturgemäß unsere Landsleute ganz bedeutend. In Deutsch-Ostafrika betrug die Zahl der Weißen am 1. Januar 1911 insgesamt 4227. Von diesen waren 3113 Deutsche, 258 Kolonial-Engländer, 239 Griechen, 110 Franzosen und 100 Österreicher und Ungarn. In Deutsch-Südwestafrika kamen auf 13,962 Weiße 11,140 Deutsche, 1594 Kolonial-Engländer, 297 Österreicher und Ungarn, 272 Engländer sowie 148 Russen. Die weiße Bevölkerung Kameruns stellte sich am 1. Januar 1911 auf 1455 Köpfe. Hiervon waren 1311 Deutsche, 61 Engländer und 83 sonstige Staatsangehörige. Verhältnismäßig schwach ist die weiße Rasse in Togo vertreten. Die Bevölkerung

dieses Schutzgebiets stellte sich Anfang 1911 auf 363 Weiße und 1,000,000 einheimische Farbige. Die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen 327 Weiße. Im alten Schutzgebiet Neu-Guinea wohnen 748 Weiße, darunter befinden sich 578 Deutsche. Auf den Ost- und Westkarolinen, Marshallinseln etc. wurden unter 421 Weißen 194 Deutsche ermittelt. Die fremde Bevölkerung Chinas in den geöffneten Häfen bezifferte sich im Jahre 1910 auf 141,868 Personen. Darunter waren 4106 Deutsche. Die Engländer stellten 10,140, die Japaner 65,434 und die Russen 49,395 Personen. In Ägypten waren im Jahre 1907 insgesamt 1847 Deutsche ansässig. Sehr stark ist natürlich auch das deutsche Element in den europäischen Ländern vertreten. So wurden zuletzt in Frankreich 35,836 Männer und 52,000 Frauen deutscher Nationalität gezählt. In Italien gab es 5748 ansässige und 4997 vorübergehend anwesende Deutsche. In den Niederlanden gab es im Jahre 1909 37,534 deutsche Staatsangehörige. Von den im Ausland geborenen Einwohnern Dänemarks stammten aus Schleswig 23,670 und aus dem übrigen Deutschland 11,391 Personen. In Schweden wurden 1900 5107 Deutsche gezählt. Calw.

Aluminothermische Schienenschweißung.

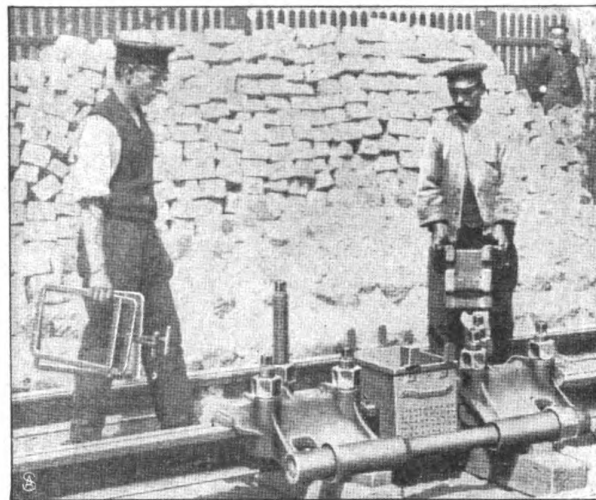
Die zu verschweißenden Schienen sind auf Holzklötze gelegt und an der Stoßstelle mittels Lineals bezügl. Höhe und Seitenlage ausgerichtet. Von rechts her wird auf zwei Rollen der Klemmapparat herangefahren, welcher zur Vollendung der Ausrichtung, Einspannen, Festhalten und Zusammenziehen der beiden zu vereinigenden Schienenenden dient. Die beiden gegeneinander durch Schraubenspindeln verstellbaren Hälften des Apparates werden durch Andrehen der Spindelmutter in richtige Stellung gebracht. Der Klemmapparat ist mitten über dem Schienenstoß von den beiden

Schiene mit Lehm abgedichtet. An einem verlängerten Hakenbolzen des Klemmapparates ist in einer drehbaren Gabel der feuerfeste Tiegel angeordnet, in welchem das „Thermit“ zur Entzündung gebracht wird, das die Erzeugung von stark überhitztem flüssigen Eisen und gewisser wärmeisolierender Schlackenmengen bewirkt. Die Gußform wird zur Sicherheit mit Sand umstampft, um ein Ausfließen mangelhaft dichtender Fugen zu verhindern. Der Gußtiegel wird über die Form geschwenkt und seine Ausflußöffnung genau über die Eingußöffnung der Form gerichtet. Das Abstichloch des Tiegels wird durch einen Abstichstift, eine Eisen- und Asbestscheibe verschlossen und mit feuerfestem Sand bedeckt. Dann wird die Schweißportion Thermit aus einem Sack in den Gußtiegel gefüllt. Schräg in die Gußform ist ein Brett gestellt, welches den freiliegenden Schienenkopf vor Spritzern des feurig flüssigen Thermiteseins schützt, bis er von der nachfließenden Thermitschlacke eingehüllt wird. Mittels Sturmstreichholzes und des Entzündungsgemischs wird das „Thermit“ im Tiegel zum Feuerfluß gebracht. Zusatzportionen können nach Bedarf in der gefüllten Form zur Entzündung gebracht werden. Hat die Verbrennung des „Thermits“ eingesetzt (eine Blechhaube auf dem Tiegel verdeckt die das Auge blendende Feuererscheinung und verhindert das Spritzen), so ist nach etwa 20 Sekunden der Tiegel mit einer feurig flüssigen Masse von etwa 3000° C gefüllt, die in ihrem unteren Teile aus Eisen, im oberen aus Schlacke besteht. Der Tiegel wird dann



Klemmapparat zum Ausrichten der Schienen.

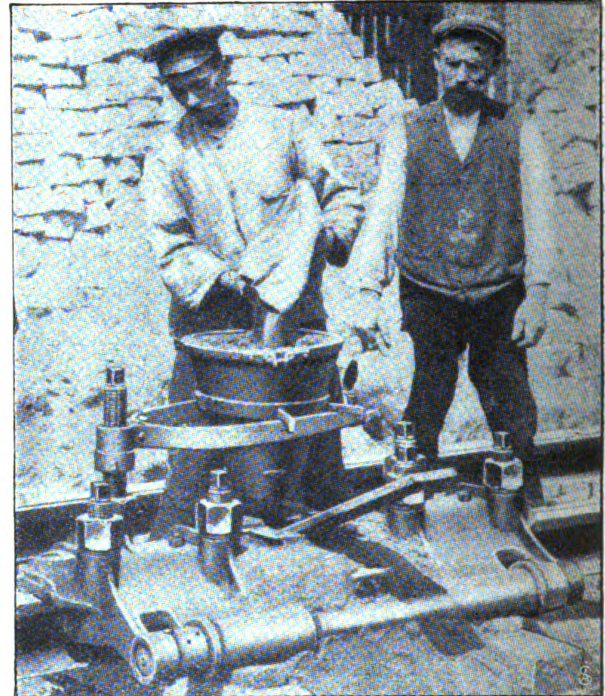
Rollen heruntergenommen und auf die Schienen gesetzt. Dann wird die Stoßlage mittels Winkellineals kontrolliert. Man beginnt alsdann das Ansetzen des Fräsapparates, mit welchem die Stoßflächen der beiden Schienenenden vor der Verschweißung blank bearbeitet werden müssen. Der Fräsapparat wird in die Stoßlücke zwischen die Schienenprofile gebracht. Während zwei Mann durch Drehen der Frärscheibe die Stoßflächen bearbeiten, erzeugt der dritte Mann den erforderlichen Arbeitsdruck durch leichtes Anziehen der beiden Spindeln des Klemmapparates. Ein Behälter für ein Holzkohlenfeuer kann sattelförmig auf die Schiene gesetzt werden, und dieses ermöglicht die Vorwärmung des Schienenstoßes vor dem Ansetzen der Gußform. Sind die Schienen nach der Fräsarbeit mittels des Klemmapparates zusammengezogen, ist die Stoßlücke fest geschlossen, der Stoß mit der Holzkohlenfeuerung erwärmt, so wird die Gußform für das Schweißen mittels Spannbügels angebracht, welche zum Zusammenhalten der beiden Formhälften dienen, nachdem sie um den Schienenstoß gelegt sind. Ist die zweiteilige Gußform um die Stoßstelle gelegt, so werden die Fugen zwischen den Formhälften und der vorgewärmten



Gußform und Spannbügel werden angebracht.



Der Gußtiegel ist über die umstampfte Form geschraubt.



Das Füllen des Gußtiegels mit Thermit.

„abgestochen“, und zwar durch den Arbeiter mit der Abstichstange. Das zuerst ausfließende Thermit-eisen hat Schienenfuß und -steg homogen verschmolzen. Die flüssige Schlacke umgibt den Schienenkopf. Der zweite Arbeiter bringt die beiden Pakete mit Zusatz herbei. Der Arbeiter auf der linken Seite hält einen zugespitzten Runden Eisenstab in der Hand. Dieser Stab wird unmittelbar nach beendetem Guß von oben her durch das Abstichloch gestoßen, um dessen Verschlackung zu verhindern. Dann wird der feuerfeste Spitztiegel zur Seite gedreht. In der Gußform steht die feurige Masse auf den Schienen an der Stoßstelle; das Schienenmetall ist schweißwarm. Ein Thermit-Paket mit Zusatz wird in die gefüllte Form gelegt, wo es sich an der noch immer feurigen Schlacke selbst entzündet. Dem Schienenkopf soll hierdurch noch neue Hitze zugeführt werden. Etwa vier Minuten nach Einlauf des Schmelzgutes in die Gußform sind Schienenfuß und -steg durch das aus

dem „Thermit“ kommende Eisen verschmolzen, die Schienenköpfe schweißwarm geworden, so daß eine vollkommene Verschweißung durch einen nachfolgenden Stauchdruck erfolgen kann. Je zwei Mann haben einen langen Schraubenschlüssel an die Spindelmutter des Klemmapparates gesetzt und ziehen die beiden Hälften des Apparates gleichmäßig zusammen. Mit unwiderstehlicher Gewalt werden die schweißwarmen Schienenenden dabei zusammengestaucht und vereinigt. Nun sind die beiden Schienenenden zu einem homogenen Stück vereinigt. Nach einer Stunde werden die Spannschrauben des Klemmapparates gelöst, dieser selbst von den Schienen abgehoben und wieder auf Rollen gesetzt, um zum nächsten Schienenstoß gefahren zu werden. Der Stopfsand ist entfernt, die Spannbügel von der Form abgenommen. Ein Arbeiter ist im Begriff, mit einer Spitzhacke die beiden Formhälften von dem Schienenstoß abzubauen. Entfernt man dann die Form-



Entzündung der Schmelzmasse.



Schienenschweißung in Tokio: Schwenken des Tiegels.

hälften von der Schiene, so sitzt um die obere Hälfte der Schweißstelle Formsand und Schlacke, die mit einem Vorschlaghammer abgeschlagen werden. Das Thermiteisen selbst ist in Form einer Lasche fest mit der Schiene verschmolzen. Die Schweißstelle wird dann gereinigt. Der Schienenkopf ist unversehrt, hat an der Schweißstelle eine wulstförmige, durch die Stauchung hervorgerufene Verdickung, welche an den Fahrflächen mittels eines Schienenhobels entfernt wird. Diese Arbeit erfordert dann nur kurze Zeit; alsdann ist die Verbindungsstelle betriebsfertig. Die geschilderten technischen Vorgänge der aluminothermischen Schienenschweißung erfolgen nach den Patenten, Verfahren und Apparaten der Th. Goldschmidt A.-G., Essen-Ruhr. Im übrigen finden aluminothermische Präparate auch in der Metallurgie großzügige Anwendung, besonders für die Schmelzung von Metallen der seltenen Erden, des Wolframs usw. und für einschlägige Stahlliegierungen. M.

Technisch-industrielle Konjunktur.

Mit einem Grundkapital von 1,300,000 M. ist die Aktiengesellschaft „Deutsche Südsee-Gesellschaft für drahtlose Telegraphie“ ins Leben gerufen worden. Der Zweck ist, die deutschen Südseekolonien funktentelegraphisch miteinander und mit der Kabelstation der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft in Jap (Karolinen) zu verbinden und dadurch das Welttelegraphennetz anzuschließen. Im Vorstand ist u. a. Herr der bekannte Spezialist für Telefunken-Apparate Graf Arco. Die Tätigkeit der Gesellschaft beruht auf einer zwanzigjährigen Betriebskonzession des Reichspostamts, das satzungsgemäß bei der Gesellschaft durch einen Staatskommissar vertreten wird. Vorläufig werden vier Großstationen errichtet: Jap, Rabaul (Neu-Guinea), Apia (Samoa) und Nauru (Marschallinseln). Die Ausführung der Anlagen ist vertragsgemäß der Telefunken-Gesellschaft übertragen. Durch die Deutsche Südsee-Gesellschaft für drahtlose Telegraphie wird zum erstenmal in Deutschland das Zusammengehen der Kabeltelegraphie mit dem drahtlosen Nachrichtendienst bekundet.

Die Staatsbahnen Bulgariens vergaben die Lieferung einer größeren Menge Sauerstoff- und Wasserstoffgas für die Werkstätten in Belgrad und Nisch an die Chemische Fabrik Griesheim-Elektron.

Die französischen Staatsbahnen haben nach dem Mon. d. Int. Mat. 100 Lokomotiven bestellt. Davon entfallen 20 auf die Elsässische Maschinenbaugesellschaft (Grafenstadener), Abteilung Belfort.

Zur praktischen Verwertung eines von der Siemens & Halske A.-G. Berlin erfundenen Verfahrens zur Fisch-trocknung wurden mit einem Stammkapital von 300,000 M. die Cuxhavener Klipp- und Stockfischwerke gegründet.

Nach langwierigen Vorverhandlungen wurde am 30. Juli in Düsseldorf von den Kupferrohr herstellenden Werken Deutschlands ein neuer Verband gegründet,

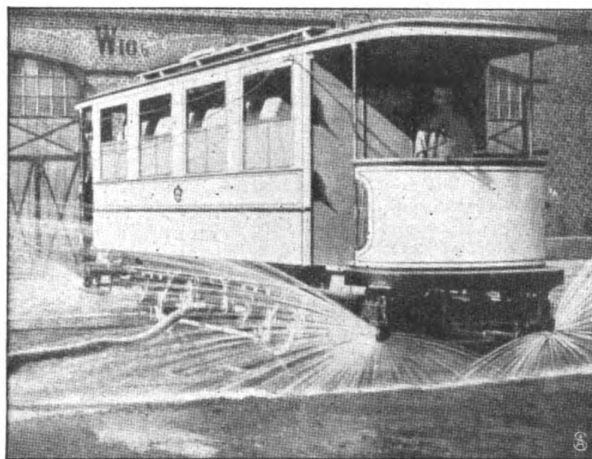
der nahezu sämtliche Werke umfaßt. Seit etwa 2 1/2 Jahren war eine feste Verbandsform nicht wieder zustande gekommen, und die Preise lagen seitdem etwa bei den Selbstkosten.

Um die für die Kongokolonie geeigneten Maschinen-Pflüge usw. zu ermitteln, veranstaltet die Landwirtschafts-Abteilung des belgischen Kolonialministeriums einen „Concours International de Tracteurs et de Laboureuses à outils commandés“. Da die Einführung eines passenden Modells für die kolonialen Interessen sehr dringend ist, soll der Wettbewerb bereits am 21. Oktober d. J. beginnen, und zwar findet die betriebsmäßige Vorführung auf dem Gut Chassart statt, Station Chassart der Bahnlinie Baulers-Fleurus, Provinz Brabant, einige 40 km von Brüssel entfernt. Es sind alle „tracteurs et machines à outils commandés“ für mechanische Bodenbearbeitung zugelassen, doch vorzugsweise Maschinen von kleiner und mittlerer Kraft erwünscht. Nähere Auskunft vom Bureau: „Ministère des Colonies, Service de l'Agriculture“, 7 Rue Thérésienne, Brüssel, durch den dort tätigen Ingenieur Mullie, der neben zwei weiteren Landwirtschafts-Ingenieuren mit einem Direktor des Kolonialministeriums und dem Besitzer des Gutes Chassart die Jury bildet. Das Reglement liegt auch in der Geschäftsstelle der Ständigen Ausstellungskommission (Berlin NW, Roonstraße 1) vor.

Wie uns mitgeteilt wird, ist mit dem Bau der schon seit längerer Zeit geplanten neuen Fernsprechleitung Berlin-Mailand, die als Kabel durch den Simplon-Tunnel geführt wird, begonnen worden. Diese neue Fernsprechleitung stellt eine bedeutende Verbesserung des telephonischen Verkehrs zwischen Deutschland und Italien dar.

Eine neue Schichau-Werft in Libau beabsichtigt die deutsche Schiffsbaufirma Schichau zu bauen. Die Werft, die unter der Leitung russischer Ingenieure etwa 20,000 Arbeiter beschäftigen würde, soll auf Kronterritorium zwischen dem Familiengarten und dem Kriegshafendenkmal angelegt werden. Das Terrain ist bereits von Vertretern der Firma unter Beteiligung von Beamten des Marineministeriums besichtigt und für zweckentsprechend befunden worden. Die Verhandlungen der Gesellschaft mit der Krone über die Abtretung des erforderlichen Terrains finden jetzt in St. Petersburg statt und stehen vor einem für die Krone günstigen Ende.

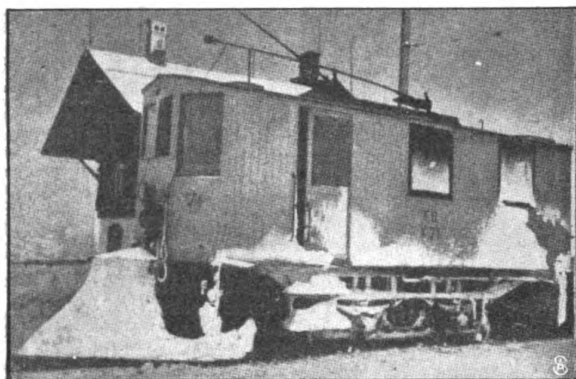
Die im Sachsenlande bekannte Firma Max Ralle, Pflugbauanstalt in Breitenbach, versandte den 4000. Pflug. Die Kehr- und Wendepflüge der Firma Ralle fanden auf der Freiburger Ausstellung eingehende Anerkennung und Bestellungen. Aus Interessentenkreisen wird uns berichtet, daß alle Bemühungen, einen Stickautomaten zu konstruieren, der die



Wassersprengwagen für elektrischen Betrieb.

gebaut von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G.

Monopol-Patente der Vogtländischen Maschinenfabrik (System Zahn) nicht verletzt, bisher erfolglos geblieben sind. Daß der Erfolg dieses Stickapparates in der Stickindustrie die Konkurrenz herausfordert, ist naturgemäß. Denn in Kürze, noch vor Ablauf des Jahres, wird der 2000. Stickapparat System Zahn der Vogtländischen Maschinenfabrik verlassen. Außer in der Schweiz existiert bis zum Augenblick kein Stickautomat, welcher mit dem genannten System in Konkurrenz trat, so daß dieses den gesamten Stickerei-



Schneefegewagen.

gebaut von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G.

markt beherrscht. Allerdings hat die Vogtländische Maschinenfabrik lediglich das schweizerische resp. das deutsche Patent „Feldmühle“ in Lizenz, auf welches Direktor Zahn ein Zusatzpatent erhielt. Für jeden Stickautomaten sind seitens der Vogtländischen Maschinenfabrik 2700 M. Lizenzgebühr zu entrichten. Da die Maschinenfabrik Kappel eine Anzahl ihrer Stickautomaten in Nordfrankreich aufgestellt hat, die die Probezeit erfolgreich bestanden haben, sind jetzt auch im Vogtland (z. B. in Pausa) Automaten dieser Fabrik zur Probe aufgestellt worden.

Handel und Verkehr.

Export nach Amerika. Die American Association of Commerce and Trade in Berlin, eine Vereinigung von Amerikanern und Deutschen, die an der Entwicklung der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten interessiert sind, veröffentlicht ihr Jahrbuch für 1912. Neben dem Bericht über die Wirksamkeit des Vereins enthält das Buch unter anderem eine interessante amerikanische Statistik über die Ausfuhr von Deutschland und Amerika. Deutschland ist in 23 amerikanische Konsularbezirke eingeteilt. Der Gesamtwert der Ausfuhr belief sich im Jahre 1911 auf 168,63 Millionen Dollar, das ist 473,124 Dollar mehr als im Vorjahre. In fünf Konsularbezirken überschreitet der Ausfuhrwert 10 Millionen Dollar. An erster Stelle steht naturgemäß der Bezirk Hamburg mit rund 26 Millionen Dollar; es folgen Berlin mit 17, Frankfurt a. M. mit 15, Magdeburg mit 12 und Leipzig mit 11 Millionen Dollar.

Bierbrauerei in Swakopmund. Herr Heuschneider, der frühere Braumeister der Windhuker Felsenkellerbrauerei, gehört zu den Gründern dieser angestrebten Brauerei. Danach soll der früher gehegte Plan, in Windhuk eine neue Brauerei zu errichten, aufgegeben sein; es wird unter diesen Umständen keine neue Brauerei in Windhuk entstehen.

Verpflichtung zur Wertanmeldung für die deutsche Handelsstatistik. Der Bundesrat hat mit Beschluß vom 9. Februar 1911 die Ausdehnung der Verpflichtung zur Wertanmeldung für die deutsche Handelsstatistik auf die sämtlichen Waren der Ausfuhr und auf die Einfuhr bestimmter Waren ausgedehnt. Das Nebeneinanderlaufen zweier Systeme der Wertanmeldung für die Ausfuhr und für etwa 3 Prozent der Einfuhr einerseits, der Wertschätzung durch Sachverständige für die übrigen 97 Prozent der Einfuhrnummern andererseits bereitet betriebstechnische Schwierigkeiten und gibt infolge einer Ueberschätzung der Einfuhr zu unrichtigen Schlußfolgerungen über die Bedeutung des deutschen Außenhandels Anlaß. Aus diesem Grunde wird

die Ausdehnung der Wertanmeldung auf die gesamte Einfuhr in Erwägung gezogen, an die sich die weitere Frage der Form der Wertermittlung anschließt. Für die Handelsstatistik Hamburgs besteht bereits nach dem Gesetz vom 16. Februar 1906 eine Verpflichtung zur Anmeldung sämtlicher Einfuhrgegenstände. Die Durchgangsgüter werden gewissenhaft geschätzt und hierbei nötigenfalls der Versicherungswert zugrunde gelegt. Mit diesem Verfahren sind gute Erfahrungen gemacht worden. Die Hamburgische Gewerkekammer empfiehlt deshalb eine allgemeine Einführung der Hamburger Grundsätze für die Reichsstatistik, damit eine klare Uebersicht über die Einfuhrstatistik des Deutschen Reiches erhalten und ein Vergleich mit den betreffenden Ergebnissen anderer Länder ermöglicht wird.

Südwestafrikanischer Weizen. Der Trockenweizen von der Farm Okamatangara der Firma Brauß, Mahn & Co. ist annähernd in Europa mit 2,40 M. für den Doppelzentner höher bewertet worden als der beste argentinische. Der Weizen soll einen besonders hohen Klebegehalt und hohes Gewicht besitzen.

Große Arbeiten in Porto Alegre, Brasilien. Das Ministerium für öffentliche Bauten in Porto Alegre hat die Arbeiten, die den Ueberseedampfern den unmittelbaren Verkehr mit Porto Alegre ohne Umladung in Rio Grande ermöglichen sollen, öffentlich ausgeschrieben. Es handelt sich um Kaibauten mit dem nötigen Zubehör, die die Hafenmauer, den Bau von Lagerhäusern, Auffüllung und Pflasterung der Hafenstraße sowie sämtliche Einrichtungen, die zu einem modernen Seehafen gehören, umfassen. Die Kosten hierfür sind auf etwa 15,900,000 M. veranschlagt; ferner um Baggararbeiten (eine Bewegung von etwa 13,475,000 cbm Sand und Schlamm) und die nötigen Schutzarbeiten gegen eine Versandung der Fahrrinne. Die hierfür veranschlagten Kosten belaufen sich auf etwa 19,000,000 M. Die Angebote müssen bis zum 26. November 1912 bei dem Stadtssekretariat (Secretaria Estado dos Negocios das Obras Publicas) eingereicht sein und sollen sich auf die Kaibauten oder die Baggararbeiten erstrecken. (Nähere Angaben im Deutschen Reichsanzeiger.)

Einfuhr von Kurz- und Galanteriewaren nach Niederländisch Indien 1911. Kurz- und Galanteriewaren finden in Niederländisch Indien wertvollen Absatz, namentlich bei der Eingeborenenbevölkerung. Es macht sich indes eine Wandlung bemerkbar, einmal durch die Konkurrenz der japanischen Händler, die vielfach über Singapur und Hongkong einführen, und ferner dadurch, daß der Kleinhandel in diesen Artikeln in gewissen Absatzgebieten, wie namentlich auf den Molukken, nicht mehr als Anhängsel europäischer Firmen, sondern selbständig von den Chinesen geführt wird. Auch das Angebot scheint, wenigstens im letzten Jahre, zurückgeblieben zu sein; das Gewinnergebnis dieses Handelszweigs hat wenig zufriedengestellt. Als günstig zu melden war das Ausbleiben bemerkenswerter Fallissements in dieser Branche in Batavia. Immerhin ist die Einfuhr von Knöpfen aus Perlmutter und Metall noch bedeutend, letztere ist gestiegen. Die direkte deutsche Einfuhr übertrifft nach der Statistik die englische.

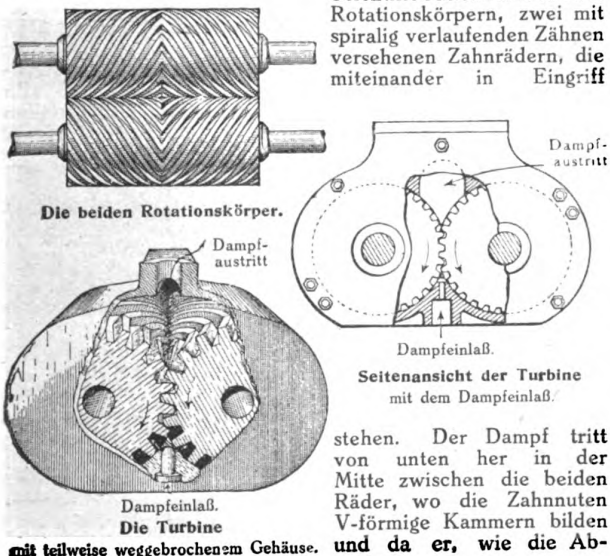
Holländisches Montanwesen. Auf den sieben Kohlengruben in Holländisch-Limburg, von denen fünf privat und zwei staatlich sind, arbeiten etwa 8000 Personen. Diese Belegschaft müßte sich vervierfachen, ehe Holland seinen jährlichen Kohlenverbrauch von 7—8 Millionen Tonnen selbst fördern könnte. Daß dieses Quantum in absehbarer Zeit erreicht wird, ist zweifellos. Vor einigen Monaten hat ein holländischer Ingenieur, John Loke aus 's Gravenhage, die aufsehenerregende Mitteilung veröffentlicht, daß er Holland zum größten Industrieland der Eisenindustrie der Welt machen wolle. Aus vulkanischer Asche, die in unermesslichen Mengen auf Java lagert, will Loke durch ein von ihm erfundenes Verfahren „Titaneisen“ herstellen. Er berechnete den Gewinn, der den Niederlanden aus seiner Entdeckung erwachsen würde, auf jährlich 6360 Millionen Gulden! Wochenlang waren Abhandlungen über „Titaneisensand“ in der holländischen Presse zu lesen. Und da ein bekannter deutscher Hochschullehrer, Professor Borchert aus Aachen, die Erfindung geprüft und als aussichtsvoll bezeichnet haben „soll“, glaubten viele Niederländer an die neue Großindustrie. Loke glaubt an seine Entdeckung und will jetzt laut Germania im Auslande Anhänger für seine Erfindung werben, um das nötige Betriebskapital zusammenzubringen.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

Die Ausnutzung hoher Luftleere in Dampfturbinen bei kleinen Austrittsquerschnitten. Durch die großen Fortschritte im Bau von Kondensationen ist es möglich geworden, ursprünglich hohe Luftleeren zu erzeugen, um so mehr, wenn die Bedingungen für eine gute Luftleere, wie niedrige Kühlwassertemperaturen und reichliche Kühlwassermenge im vorhinein vorhanden sind. Die Dichtung der Stopfbüchsen mit Sperrdampf gegen Luftzutritt ist nahezu vollkommen. Vielfach kommen nun Fälle vor, wo man der Berechnung der Dampfturbine eine mäßige Luftleere, die etwa der höchsten in Betracht kommenden Kühlwassertemperatur entspricht, zugrunde legen muß, in der Absicht, die Nennleistung auch bei ungünstiger Luftleere zu erreichen. Gemäß der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure, Jahrgang 1912, wurde durch Herrn Dipl.-Ing. F. Lösel bei zwei Turbinen, die für eine Luftleere von 90 Prozent gebaut waren, bei denen aber 96 Prozent erzielt wurden, folgende Ergebnisse festgestellt: 1. Die hohe Luftleere von 95 bis 96 v. H. wird in beiden Turbinen völlig ausgenutzt, deren Leistung mit zunehmender Luftleere zunimmt. 2. Der thermodynamische Wirkungsgrad, bezogen auf den Zustand vor dem ersten Leitrad, ist für alle Luftleeren von 90 bis 96 v. H. gleich, beweist also, daß die Wärme auch bei der höchsten Luftleere trotz der kleinen Querschnitte gut ausgenutzt wird. Folglich ist es zulässig, Dampfverbrauchszahlen auf bessere Luftleeren mit gleichem Wirkungsgrad umzurechnen. 3. Wenn die Leistung bei gleichem thermodynamischem Wirkungsgrad mit zunehmender Luftleere zunimmt, so kann das nur auf ein Wachsen der Dampfgeschwindigkeiten über die kritische Geschwindigkeit hinaus und auf Ausnutzung dieser hohen Geschwindigkeit zurückgeführt werden. Da der Druck vor der vorletzten Stufe für alle Luftleeren gleich bleibt, nehmen an der Ausnutzung der höheren Luftleere nur die beiden letzten Stufen teil. Bei 90 Prozent Luftleere, für die die Turbinen berechnet worden sind, sinkt der Druck schon in der vorletzten Stufe bis auf den Kondensator-Druck, die letzte Stufe kann nicht nur keine Arbeit leisten, sondern verbraucht noch Arbeit durch Radreibung. Die vorletzte Stufe hat dabei den besten thermodynamischen Wirkungsgrad unter allen Stufen. Ke.

Eine neue Dampfturbinenanlage ist von J. H. van Deventer konstruiert worden, und besteht nach dem Scientific American aus zwei Rotationskörpern, zwei mit spiralig verlaufenden Zähnen versehenen Zahnrädern, die miteinander in Eingriff



stehen. Der Dampf tritt von unten her in der Mitte zwischen die beiden Räder, wo die Zahnnuten V-förmige Kammern bilden und da er, wie die Ab-

bildung 3 zeigt, aus dem Einlaßorgan seitlich austritt, wirkt er zunächst durch Stoß auf die durch die Zähne gebildeten Wände dieser Kammern und versetzt die Räder in der Richtung der eingezeichneten Pfeile in Umdrehung. Durch diese Umdrehung wird aber der Dampfzutritt zu der Zahnnute alsbald abgeschnitten, und der Dampf wirkt dann durch Expansion weiter, indem man durch weiteres Drehen der Räder die Nute verlängert, da sich diese auf dem Radumfang gewissermaßen abrollt, wobei der in die Nute eingreifende Zahn diese mit fortschreitender Drehung mehr und mehr freigibt, bis schließlich der ganze Raum der Nute vom Dampf ausgefüllt ist und diese an den Endflächen der Räder aus der Nute austreten und nach oben aus dem Gehäuse entweichen können. Schon ehe das geschehen kann, hat der die Nute nach oben begrenzende Zahn aber die Dampfeinlaßöffnungen wieder freigegeben, der Dampf tritt in die zweite Nute ein, der folgende Zahn schließt den Dampfzutritt wieder ab u. s. f. (Prometheus vom 29. Juni 1912.) Ke.

Werkstattstechnik.

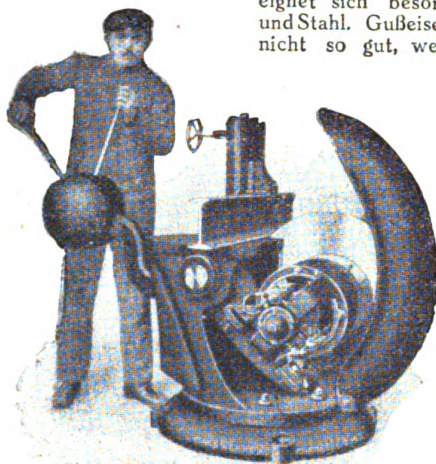
Ein neues Metallschneideverfahren durch eine Säge Doos ausgebildet. Das Prinzip der neuen Maschine beruht ohne Zähne haben die Marswerke Akt.-Ges. in Nürnberg darauf, daß bei einer sehr rasch rotierenden Stahlscheibe die durch ihre Reibung an den Schnittflächen erzeugte Wärme ausreicht, um das zu schneidende Material an der Berührungsstelle auf Schmelztemperatur zu erhitzen. Die Stahlscheibe selbst erwärmt sich dabei weniger, weil sie dadurch, daß sie mit ihrem weitaus größten Teil ihres Umfanges fortwährend durch Berührung mit der Luft ist, gekühlt wird, während an ihrer Berührungsstelle mit dem zu schneidenden Material die Reibungswärme immer wieder neu erzeugt wird, so daß das dem Material entgegenbewegte Stahlrad das glühende Material unter verhältnismäßig geringem Kraftaufwand trennt. Die Maschine der Marswerke ist so konstruiert, daß eine gute Kühlung der Stahlscheibe gewährleistet ist. Die Leistung der neuen Metall-

trennmaschine übertrifft teilweise die bekannten Kaltsägen. Die in Abb. 2 dargestellte kleinere Maschine mit einem Elektromotor von 4 P.S. und Vorschub des Werkstückes gegen die Scheibe durch Handkurbel und Spindel schneidet einen 10 cm hohen Doppel-T-Träger in nur 20 Sekunden, und die größere Maschine, Abb. 1, mit 10-P.S.-Motor, feststehendem Tisch und durch Hebel mit Gegengewicht samt dem Motor geschwenkter Scheibe braucht zum Durchschneiden eines



Metallsäge mit großer Umfangsgeschwindigkeit der Säge.

gleichen Trägers von 25 Zentimeter Höhe nicht mehr als 60 Sekunden und zerteilt ein Quadrateisen von 30 Millimeter Seitenlänge in 20 Sekunden. Das Schneidverfahren eignet sich besonders für Eisen und Stahl. Gußeisen schneidet sich nicht so gut, weil es zu spröde

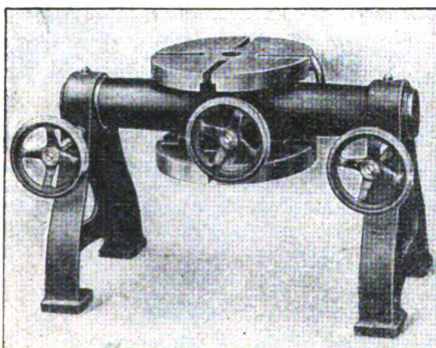


Kleinere Metallsäge mit Elektromotor.

ist. Kupfer und seine Legierungen sind auf der Maschine nicht zu schneiden. Ke.

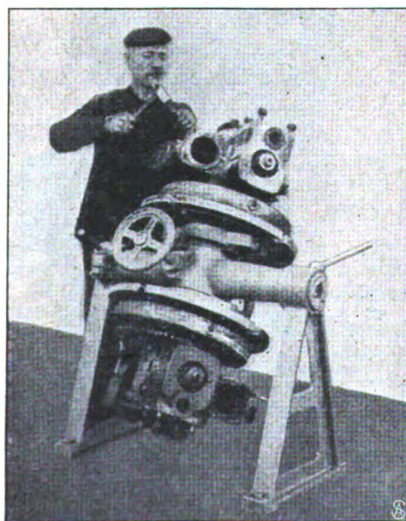
Eine neue Hilfsvorrichtung für den Maschinenbau bildet der sogenannte Wendeblock der Firma Alfred H. Schütte in Köln. Der Apparat ist dazu bestimmt, das Aufspannen von Arbeitsstücken und ihr Festhalten in

den verschiedenen Lagen und Stellungen für eine rasche und bequeme Bearbeitung zu erleichtern und zu beschleunigen. Die Anwendungsweise des Apparates



Wendeblock von Alfred H. Schütte in Köln.

Aufspannen gleicher Arbeitsstücke mit Leichtigkeit gestattet. Durch Handräder kann die Traverse, die durch die beiden aufgespannten Stücke ausbalanciert wird, gedreht, in beliebige Winkel

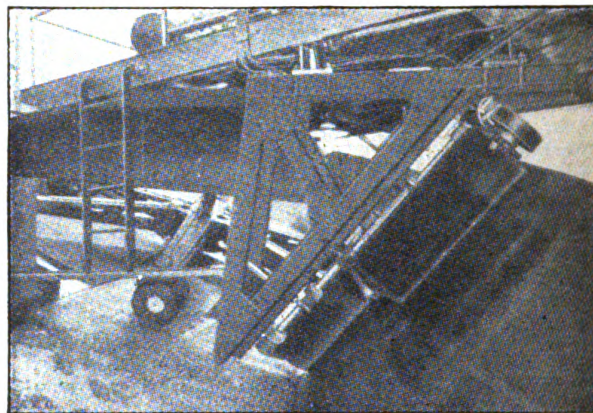


Wendeblock von Alfred H. Schütte in Köln.

eingestellt und in dieser Lage durch Arretiervorrichtungen festgehalten werden. Der Wendeblock wird besonders bei der Massenherstellung von Maschinenteilen ganz bedeutende Ersparnis sowohl an Zeit als auch an Arbeitslohn ermöglichen; er kann für die verschiedenen Spezialzwecke und Anwendungsformen natürlich auch verschiedenartige Modifikationen mit geringem Aufwand an Zeit und Geld erfahren. Ke.

Kanalisation.

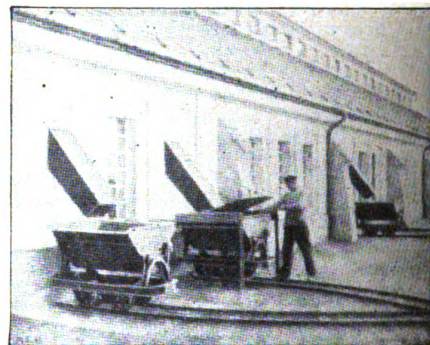
Die Abwasserpumpstation der Dresdner Kanalisationsanlage. Wie bekannt, wird Dresden durch die Elbe in die Altstadt und die Neustadt geteilt. Wollte man nicht auf die Vorteile eines einheitlichen Pumpbetriebes in einer Pumpstation verzichten, so mußten nach einem Bericht der



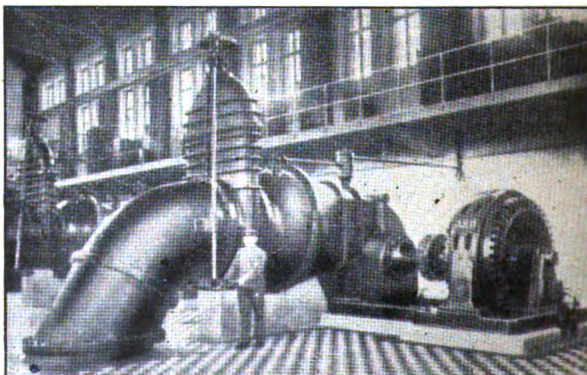
Rien'sche Schmutzlängerscheibe mit rotlierender Bürste.

A. E. G.-Zeitung die Abwässer in einem Punkt zusammengeführt werden. Am günstigsten lag hierfür auf dem rechten Elbufer Kaditz, dessen Umgebung vorwiegend landwirtschaftliche Betriebe aufweist. Die Abwässer der Altstadt müssen durch die Elbe geleitet werden. Bei dem heutigen

Stand der Technik macht dies keine Schwierigkeiten mehr. Die in Kaditz zulaufenden Kanäle dürfen nun ihr Wasser nicht direkt in die Elbe abführen. Die Schwimmkörper an der Oberfläche würden ja weiterhin die Elbe verunreinigen, die Bewohner und Schiffer durch den Geruch belästigen, kurz, die Wohltaten eines nahen Flusses sehr zweifelhaft erscheinen lassen. Das Reichsgesundheitsamt gestattete daher der Stadt Dresden die Ableitung der Abwässer in die Elbe nur unter der Bedingung, daß alle größeren Schwimm- und Sinkstoffe bis herunter zu Teilchen von 3 mm im stärksten Durchmesser aus dem Abwasser



Schlammabfuhr.



Abwasserpumpstation der Dresdener Kanalisation.

beseitigt würden. Nur bei einer fünfzehnfachen Verdünnung der Abwässer durch Regen usw. ist eine Ausnahme hiervon gestattet. Es mußte also zunächst eine Reinigungsanlage geschaffen werden. Hierfür wurde die Separatorscheibe Patent Riensch vorgesehen, bei der das Wasser über schräggestellte, sich drehende Siebe fließt, an den über Wasser befindlichen Teilen werden die abgelagerten Stoffe durch kreisende Bürsten abgekehrt (Abb. 1). Der Gesamtantrieb erfolgt durch einen regulierbaren Wechselstrom-Kommutatormotor, um die Geschwindigkeit der Scheibe dem Wasserdurchfluß entsprechend einstellen zu können. Die Abfallstoffe werden mittels Elevators hochgehoben und in Trichter befördert, aus denen sie mittels Wagen (Abb. 2) fortgeschafft werden können. Von den umliegenden landwirtschaftlichen Betrieben sind sie stark gesucht. Die Einnahmen hieraus betragen 1 M. für das Kubikmeter. Das so gereinigte Wasser enthält nur noch Sinkstoffe von höchstens 1 mm Durchmesser; alle Stoffe von größerem Durchmesser werden von der Rienschscheibe zurückgehalten. Das Wasser fließt nunmehr zu dem eigentlichen Pumpenhaus. Hier sind zwei Kanäle vorgesehen und dementsprechend zwei Pumpenreihen. Durch die kleineren werden die Wasser geleitet, wenn die Zuflußmengen gering sind und etwa 3000 l Sek. nicht übersteigen. Dieser Teil wird durch einen Abflußkanal in die Mitte der Elbe geführt, um nicht am Ufer bei niedrigem Wasserstande Geruchsbelästigungen hervorzurufen. Ist die Abflußmenge (demzufolge auch die Verdünnung) größer, so wird der weitere Kanal benutzt, dessen Ausfluß sich am Uferende befindet. Zur Regelung sind vor dem Pumpenraum ein verstellbares Wehr und in der Verteilungskammer hinter dem Pumpenraum Schieber angeordnet. Die Pumpen (Abb. 3) wurden von der Maschinenfabrik Cyclop Mehliß & Behrens, Berlin, geliefert, während die elektrische Einrichtung von der A. E. G. erstellt wurde. Die größeren Motoren haben normale Bauart, kräftige Lager

mit Ringschmierung, wie sie schon zahlreich, namentlich für Drehstrom, geliefert worden sind. Besonderes Interesse bieten die Einphasenmotoren nach dem System Winter-Eichberg. Ihre Regulierung erfolgt dadurch, daß man dem Motor verschiedene Spannungen zuführt (ähnlich wie beim Gleichstrommotor), die von einem Reguliertransformator abgenommen werden.

Geschäftliche Notizen.

— Schnellster und billigster Güterverkehr zwischen Hamburg und Berlin durch Schnelldampfer. Die „Deutschland“ Schnelldampfer-Gesellschaft m. b. H. in Hamburg I und Berlin NW. 40 tritt mit einer Leistung hervor, die in den Kreisen der Industrie und



Ladeplatz in Berlin, am Kronprinzenufer 5.

Automatische Seyboth-Feuerung

bringt
Höchste Kohlenersparnis!
Rauchschwachen Betrieb!
Schonung des Kessels!

Seyboth & Co., Zwickau (Sa.)

Filialen: Beuthen (O.-S.), Düsseldorf, Prag.

Spiritus-Invertlampe

SINUMBRA



Reichhaltigste Auswahl in Kronen, Ampeln, Tischlampen usw. 100 bis 300 Kerz. 100 Kerzen 12 Stunden 1 Liter Spiritus. **Einfachste Behandlung.** Tadellose Funktion garantiert.



ECKEL & GLINICKE

G. M. B. H.

Berlin, SW 61

Aechte Holsten-Biere

== hervorragende Qualität ==
rein aus Malz und Hopfen

in Kisten, $\frac{1}{1}$ und $\frac{1}{2}$ Flaschen, beliebige Packung,
in Fässern à 50 und 100 Liter.

Haltbarkeit garantiert.

Vertreter für Export:

F. L. Riedell, Hamburg 36.

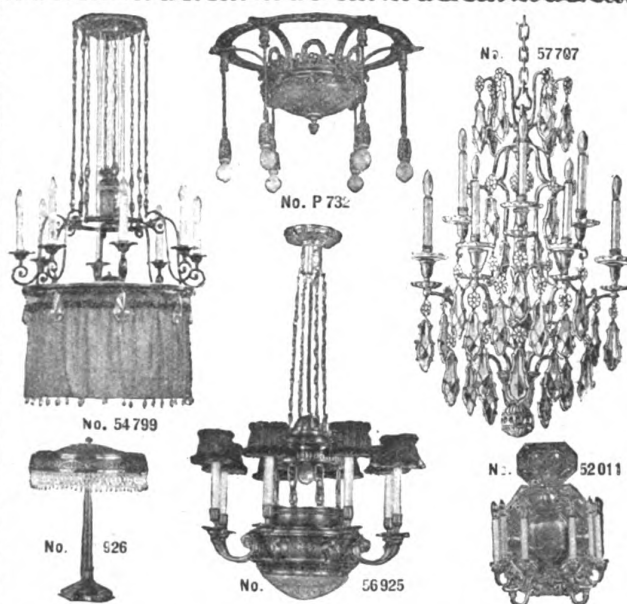


Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.



Schnelldampfer „Deutschland IV“, Einfahrt zum Hamburger Ladeplatz, Stadtdeich.

des Verkehrs ein gewisses Aufsehen erregt. Man war bisher für die von der Gesellschaft befahrene Linie mittels der bekannten Schleppkähne eine Fahrzeit von 6 bis 8 Tagen zu rechnen gewöhnt, die bei vollschiffigem Wasser und hellen Nächten auf 4 bis 6 Tage abgekürzt werden konnte. Als 1911 die neuzeitig gebauten, ca. 400 t fassenden schnell-fahrenden Dampfer der „Deutschland“ erschienen, gebrauchten diese bei schlechten Wasserverhältnissen und langen Nächten selten mehr als drei Tage Fahrzeit. Inzwischen zeigte sich sogar, daß eine Durchschnittsfahrzeit von 25—40 Stunden, einer Lieferfrist von 1½ bis 2 Tagen entsprechend, auf dem Wasserweg Berlin—Hamburg erreicht wird. Damit ist der Eisenbahn eine beachtenswerte Konkurrenz entstanden, so daß Berliner und Hamburger Firmen für ihren gegenseitigen Verkehr sich diese guten Erfahrungen zunutze machen, sogar für Verladungen leicht verderblicher Waren, wie Apfelsinen, Bananen, überhaupt Südfrüchten, Butter, Fleischwaren usw. Durchschnittlich verfrachtet man von Berlin nach Hamburg auf dem Wasserwege auf den genannten Dampfern in ca. 1½ Tagen, von Hamburg nach Berlin in 2 Tagen. Da die Bahn eine Lieferfrist von 4 Tagen



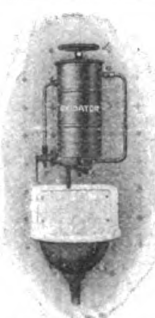
K.A. SEIFERT MÜGELN BEZ. DRESDEN

Leistungsfähigste Fabrik für vornehme preiswerte Beleuchtungskörper.

Für einfachere Beleuchtungen, wie Zuglampen, Ringkronen etc., Sonderkataloge mit infolge maschineller Herstellung bisher nicht gekannten konkurrenzlos niedrigen Notierungen.

Ueber 58 000 verschiedene Muster mit hohen u. höchst. Auszeichnungen.

Ernsten Reflektanten Kataloge zur Verfügung.



Eisenhaltiges Wasser

ist unappetitlich u. verdirbt die Wäsche.

Unser

Oxidator-Wasserfilter

mit autom. Enteisung

scheidet das Eisenoxyd gründlich aus und wird hierdurch gleichzeitig auch die bakteriologische Reinigung des Wassers gefördert.

Der Oxidator-Filter liefert kristallklares Wasser für Haushalt u. Fabriken.

Man verlange Prospekt auch über Pumpfilter. :: Feinste Referenzen.

Gegen Wasserepidemien von Cholera, Typhus u. Ruhr schützt ein reines genießbares Wasser.

H. Hammelrath & Co. G.m. b.H., Köln-Müngersdorf 20.

Buchenholzleer- und Pech.
Imprägnieröle, Isoliermasse.
Teerprodukte und ihre Derivate.
Ueberseeische, billige Harze.
Mineralölpech (Petrolpech).
Englisches Steinkohlenpech.
Naphthalin, Naphthalpech, Nord.Holzleer
Meyer Cohn, Hannover 11. Abteilung Teerprodukte.



Kunstanstalt

für Porträts und Bildschmuck

Bildschmucksachen
nach jeder Photographie
von M. 1.50 an.

Standard-Oelporträts
nach jeder Photographie v. verblüff. künstl. Wirkg.
(gerahmt 26 x 32 cm M. 12.—, 40 x 50 cm M. 30.—).

Senden Sie Ihre Photographie oder verlangen Sie Katalog 4.
Vertreter überall gesucht.

A.W. Essen & Goldstein, Berlin W35, Potsdamer Str. 106a.

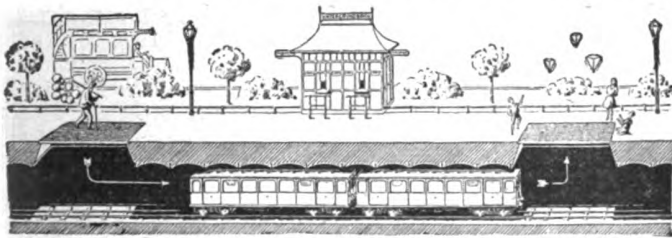
Knorr

Knorr - Käthen-Eiernudeln
Hahn-Maccaroni
beliebteste Marken.

C. H. KNORR A.-G., Heilbronn a. N.
Exportniederlassung Hamburg, Barkhof 3.

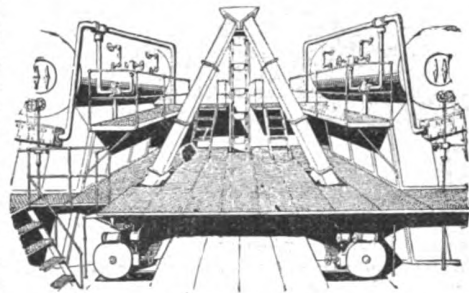
garantiert, ist daher der Transport mittels der Schnell-dampfer vorzuziehen, um so mehr, als er, was für die Industrie vor allen Dingen von Interesse sein muß, ca. 50 Prozent billiger ist wie Bahntransport. Die Schnell-dampfer sind aus Eisen gebaut und haben eine Maschinenstärke pro Dampfer von ca. 300 Pferdekraft. Die Schnell-dampfer sind mit Dampf-Ladewinden von ca. 60 Zentner Tragkraft versehen. Die Laderäume haben wasserdichte Schotten und sind dadurch voneinander abgeschlossen. Die Ladefähigkeit beträgt ca. $400\text{ t} = 8000\text{ Zentner} = 40\text{ Eisenbahnwagen zu }10.000\text{ Kilo}$. Die Dampfer haben ca. 60 m Länge und etwa 8 m Breite. In Hamburg übernimmt genannte Gesellschaft auch die Ablieferung und Abnahme der Güter am Seeschiff. Die Dampfer sind neu erbaut, und zwar im Jahr 1911 von der Schiffswerft A.-G. H. Paucksch, Landsberg a. W.

— Licht-, Luft- und Abdeckungsgitter. Bei Untergrundbahnen, im Straßenpflaster der Großstädte und nicht zuletzt in maschinellen Betrieben sind neuerdings eigenartige Unterbrechungen der Begehungsflächen zu finden; auch in Decken, Gewölben, Überdeckungen usw. ersieht man häufig diese zeitgemäße Neuerung. Es handelt sich hier um den „Tezett-Rost“, eine einfache, gerade deshalb sehr nützliche eigenartige und in gewisser Hinsicht interessante Abdeckung in der Form eines Gitter-



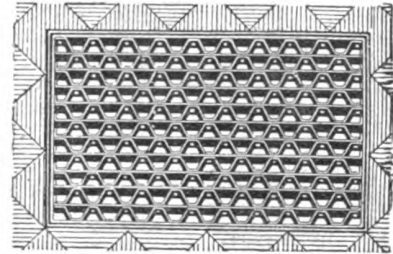
Kontinuierliche Ent- und Belüftungsanlage der Untergrundbahnen: Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Hamburg und Buenos Aires mittels „Tezett-Roste“.

werkes. Die Berliner Voß-, Mohren-, Tauben-, Niederwall- und Wallstraße, besonders auch die Not-Einsteig- und Aussteigsschächte der Untergrundbahn in Berlin und Vor-



Licht- und luftdurchlässige Zwischendecken in den Kessel- und Maschinenhäusern des neuen Admiral-Palastes, Berlin, Friedrichstraße, aus „Tezett-Rost“. Anordnung durch Prof. Josse, Techn. Hochschule, Berlin.

folgende Abbildungen zeigen auch eine weitere Verwendungsmöglichkeit im Eisenbahnbetriebe als Trittstufe für Personenwagen, wie sie z. B. die ungarischen Staatsbahnen zuerst auf den Staatsbahnstrecken laufen ließen. Die Tezett-Trittstufe wird den Verhältnissen entsprechend vielfach verschieden geformt und erlaubt gegenüber Holz- und anderen Stufen eine sichere Begehung. Auch bei Schneefall und ungünstigem Wetter ist eine raue Oberfläche vorhanden, die Aufsteigenden sicheren



„Tezett-Rost“ als Abdeckung einer im Fußboden verlegten Kirchenheizung.



Neue Just Wolframlampen mit unzerbrechlichem Leuchtdraht

Nur echt mit dem Stempel „Just Wolfram D.R.P.“ an der Spitze.

Wolfram Lampen Akt.-Ges. Augsburg.

In allen besseren Installationsgeschäften etc. erhältlich.



VERLANGEN SIE DEN NEUESTEN KATALOG

AUTOGENE SCHWEISS-ANLAGEN

TRANSPORTABEL UND ORTSFEST
EIGENE BEWÄHRTE KONSTRUKTIONEN

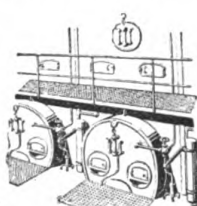
HAGER & WEIDMANN G.M.B.H.
BERG. GLADBACH 34 BEI KÖLN

CORNELL UNIVERSITY

Halt gegen Ausgleiten gewährt. Man deckt mit dem neuen Rost Galerien, Podeste, Licht- und Luftschächte ab und baut tragsichere, luft- und lichtdurchlässige Zwischendecken, besonders in Maschinen- und Kesselhäusern damit. Heiz-

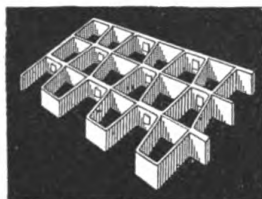


„Tezett-Rost“ als freitragender Fußabstreicher im Fußboden bündig liegend und herausnehmbar.



„Tezett-Rost“ für Kesselhäuser.

einrichtungen und Heizkörper in Kirchen, Schulen, Festsälen und Warenhäusern können mit Hilfe dieses Rostes zweckmäßiger im Fußboden verteilt und begehbar angeordnet werden; große Warenhäuser machen sich dies schon in angenehmster Weise zunutze. Den Vorteil, in Großstädten jeden teuren Quadrat-



Befahrbarer „Tezett-Rost“
Ausschnitt. A. Wertheim, Berlin, erhielt hiervon 300 qm, 1,50 m freitragend.

meter Grundstücksfläche durch die Anwendung dieses Rostes noch verwertbar zu machen, haben größere Unternehmungen zweckmäßig dahin ausgenutzt, daß namentlich die Licht- und Luftschächte in den Kellern damit überdeckt wurden. So hat Berlins größtes Warenhaus, A. Wertheim G. m. b. H., in-

folge des Grundstückspreises von etwa 45.000 Mark pro Quadratruete fast 1.000.000 Mark Grundstücksgewinn insofern erübrigt, als die betr. Grundfläche

während infolge baupolizeilicher Maßnahmen eine andere Ausnutzung unmöglich gewesen wäre. Das Kgl. Material-Prüfungsamt in Lichterfelde belastete bei Untersuchungen solcher Roste mittlerer Stärke pro Quadratmeter bei gleichmäßig verteilter Last beispielsweise bis 57.000 kg. — Schulen, Krankenhäuser, Sanatorien, Post-, Bahnhof- und alle sonstigen öffentlichen und Privatgebäude, sämtliche auch viel benutzte oder begangene Gebäude haben den Vorteil dieser Roste leicht erkannt. Daher ist er auch wohl in fast allen deutschen Städten und in einer Reihe von Städten des Auslandes als Fußabstreicher für große Flächen seit längerem praktisch erprobt und zu finden. — Die Herstellung erfolgt in einer neuen Fabrik, der Firma Tezett-Gitter-Werk, Otto Schultz, Berlin-Tempelhof. Dieser Betrieb ist Alleininhaber der Schutzrechte und Patente und arbeitet mit den neuesten Maschinen. Nähere Auskünfte über die technisch wertvollen Sondereigenschaften wolle man bei dem Tezett-Werk Tempelhof direkt erfragen.

— Gibt es denn gar kein Mittel, sich gegen das Zuschlagen der Tür zu schützen? Freilich gibt's solches, und wenn wir im eigenen Heim Sorge tragen, daß die Türen mit Türpuffern versehen werden, wenn wir draußen in Gasthäusern, Sanatorien, Pensionen usw. die Anbringung derselben warm befürworten und hiermit nicht aufhören, bis auch da an allen Türen solche Apparate angebracht sind, dann kann auch der rücksichtsloseste Nachbar unsere Ruhe nicht mehr stören. — Was sind Türpuffer? Es sind kleine Apparate, die an den Türrahmen angeschraubt werden und dort selbsttätig und uneffektiv ein beabsichtigtes oder durch Zugluft bewirktes Zuschlagen der Tür verhindern. Noch mehr! Sie arbeiten an der Erziehung Unvollkommener mit, indem sie veranlassen, daß eine zu schließende Tür mit der Hand zugemacht werden muß. Wer bedenkt, daß seit fünf Jahren, solange diese Wohltäter für unsere Nerven schon bestehen, schon hunderttausend solcher Türpuffer verkauft sind, für den bedarf es einer weiteren Empfehlung nicht mehr. Wegen Auskunft.

Hamburg

STEINWAY

& SONS

FLÜGEL

UND PIANINOS

(Höchste Vollendung)

London New York

Berlin

Ueber 150 000 im Gebrauch · Tropensichere Konstruktion

Vertreter an allen Hauptplätzen
des In- und Auslandes

Katalog versendet auf Wunsch
die Hamburger Fabrik

Prospekte, Preise und Zeugnisse wende man sich an den Fabrikanten C. Hülsmann, Freiburg (Baden).

— Vollkräftige Nahrung. Es ist eine Tatsache, daß infolge des Gebrauchs vieler Reiz- und Genußmittel die moderne Ernährung keine ideale ist. Kaffee und Tee, Tabak und Alkohol, Gewürze, Übermaß von Fleisch und die unrichtige Zusammensetzung und scharfe Zubereitung der Speisen befriedigen wohl den Gaumen, geben dem Körper aber nicht, was des Körpers ist. Erfreulich muß es daher berühren, wenn große Forscher immer wieder mit Nachdruck auf ganz einfache Nahrungsmittel hinweisen, die sich schon Jahrtausende bewährt haben. So schreibt in seinem Lehrbuch der Hygiene Professor Becquerel von der wunderbaren Wirkung des Hafers: „Ich rate allen Schwächlingen, täglich Haferkost zu genießen, und weiß im voraus, daß sie mir für diesen Rat dankbar sein werden. Hagere und Ausgemergelte kann man mit dieser Kost in kurzer Zeit „herausfüttern“. Bleichsüchtige junge Mädchen und kränkliche, durch

Wochenbetten heruntergekommene Frauen, die bei Beefsteaks, Bouillon, Wein und Eisenpräparaten zusehend elender wurden, blühen förmlich auf, sobald sie mit Haferkost ernährt werden. Haferschleim ist wohl der beste Ersatz für den elenden Bohnenkaffee, der bloß zehrt und nervös macht. Kindern kann man gar keinen besseren Morgentrunk und Imbiß geben.“ Seit zirka 40 Jahren wird in den Knorr'schen Fabriken Hafer in geradezu idealer, wissenschaftlicher Weise zum Genuß vorbereitet, sorgfältig gereinigt und enthülst, unter Wahrung all seiner wertvollen Bestandteile, so daß Knorr's Haferflocken, -grütze usw. nicht nur außerordentlich leicht verdaulich, sondern auch sehr wohlschmeckend sind. Die Knorr'schen Haferpräparate, die infolge ihres reichen Gehalts an Eiweiß, Stärke, Fett und Nährsalzen (besonders Kalk- und Eisenverbindungen) ein wahres Nährstoffmagazin darstellen, dürfen daher in keiner Familie fehlen.

— Medikamente für die Tropen. Im Anschluß an die Artikel in den Nummern 23 und 25 der

Meyer Aristostigmat

D. R. P.



F: 4 - F: 5.5 - F: 6.8

sind Universal-Anastigmate höchster Leistungsfähigkeit für Momentaufnahmen, Porträts, Gruppen, Landschaft, Farbenphotographie, Reproduction. Katalog N° 83 kostenlos.

Optisch-Mech.-Industrie-Anstalt Hugo Meyer & Co. Goerlitz

Bei Katarrhen, Husten, Heiserkeit, Verkehlung, Magensäure, Influenza werden die Naturprodukte

EMER

Wasser Pastillen Quellsalz

zu Trinken, als bewährtes Liniment, als vorzügliche Tafelgetränke, als bewährtes Liniment, als vorzügliche Tafelgetränke, als bewährtes Liniment, als vorzügliche Tafelgetränke.

Nur echt mit nebenstehender Schutzmarke!

MECHANISCHE KREIDERELIEF ZURICHTUNG

LANKES & SCHWERTZER
KLEINEN SOELLINGSTR. 26

Wichtig für Illustrations-Druckereien!

Ein vom Klischee hergestellter Abzug auf Scheufelensche Zurichtfolie wird durch Aetzen in wenigen Minuten in ein doppelseitiges Relief unbegrenzter Haltbarkeit verwandelt.

Rushkünfte etc. bereitwilligst.

Stoffe

f. Damen, Herren u. Kinder direkt an Private.

Billigste Preise, größte Ersparnis; schöne, reichhaltige Auswahl. — Muster portofrei, ohne Kaufzwang. Reste besonders billig.

Versandhaus
Kramer & Co.,
Ober-Wüstegiersdorf 56
in Schlesien.
Eigene Weberei. Zweigversandh. i. Oesterr.-Ungarn.

KÜPPER BIER

Unser KÜPPER BIER in Flaschen, welches wir bereits seit mehr als 30 Jahren in alle Länder der Welt liefern, besitzt mit Recht den Ruf, das

haltbarste deutsche EXPORT-BIER

zu sein. — Es ist absolut rein, sehr bekömmlich, bleibt völlig

frei von Bodensatz

und ist von vorzüglichem Geschmack

WICKÜLER-KÜPPER-Brauerei Elberfeld

„Export-Woche“ ist noch auf eine neue und geradezu epochemachende Erfindung hinzuweisen, die als sehr segensreich zu betrachten ist, führt sie uns doch wieder einen Schritt vorwärts auf dem Wege der Akklimatisation! Gemeint ist die Herstellung eines keimfreien, hygienisch einwandfreien Trinkwassers mittels „Mikrocid-Tabletten“. Durch Anwendung dieser in der Hauptsache aus Magnesiumsuperoxyd bestehenden Tabletten kann sich jedermann sofort (3—5 Minuten) und überall ein von Bazillen, Bakterien, kurz von allen Infektionskeimen freies und nebenbei wohlschmeckendes, sauerstoffhaltiges Getränk, das einem pikanten Sauerling gleichkommt, aus jedem Trinkwasser herstellen. Die keimtötende Wirkung und Unschädlichkeit der Mikrocid-Tabletten sind von vielen Universitätsprofessoren und Nahrungsmittelchemikern festgestellt. Die Gefahr der Ansteckung ist natürlich dort am allergrößten, wo Seuchen-Epidemien zeitweilig oder regel-

mäßig auftreten. In den Tropen suchte man sich durch Kochen und Filtrieren das Trinkwasser keimfrei zu machen. Aber abgesehen davon, daß durch das Kochen das Trinkwasser entwertet wird, war dem Reisenden besonders auf Expeditionen die Möglichkeit, keimfreies Wasser zu erhalten, sehr erschwert. Jetzt kann sich jedermann in wenigen Minuten durch Auflösen einer Mikrocid-Tablette ein bekömmliches und angenehm schmeckendes Trinkwasser herstellen, und das kann nicht hoch genug geschätzt werden, denn es bedeutet einen eminenten Fortschritt! Die Mikrocid-Tabletten werden durch die Medizinisch-Hygienische Export-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Afrikahaus, in geschmackvoll ausgestatteten Blechdosen von je 12 Dosen (für 12 Gläser von ungefähr 300 Gramm pro Glas) in den Handel gebracht. Für Stationen und Orte, wo ein größerer Bedarf an Trinkwasser besteht, werden lose Packungen für Sterilisierung von 5 l, 10 l usw. versandt.



Der Druck genügt, jeden Spiralbohrer in dem „HANSEAT“-Bohrerfutter ein- od. auszuspannen

Ausführliche Angebote senden sofort

GROSSET & Co.
Ottensen E. W.

von 2 Fingern



Verkaufen Sie ihren Sand nicht, sondern fabrizieren Sie **Cement-Mauersteine, Cement-Dachsteine, Cement-Trottoirplatten, Cementröhren, Orkanbetonpfosten** und sonstige **Cementwaren** auf meinen **billigen, praktisch erprobten** und vielfach prämierten **Maschinen für Hand- und Kraftbetrieb.**

Nähere Auskunft erteilt kostenlos: Exportvertreter für Groß-Britannien u. engl. Kolonien R. H. Baumgarten, London S. E., 8, Manor Park, Lewisham. Exportvertreter für Skandinavien und Finnland: Ingenieur Gust. O. Schultze, Vislanda (Schweden).

Erste Cottbuser Cementwaren- u. Maschinenfabrik
Otto Schüssler, Cottbus 195, Deutschland.

Löwenbräu München
Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropensicheres
Qualitätsbier
in der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein. Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszflog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

Angel-Geräte
Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1,— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

Hygienische Klosets
D. R. P. Nr. 248 305.
Für öffentliche u. Privat - Gebäude unentbehrlich.
Preis v. M. 15 an.
Prospekte gratis u. franko. Solvent.
Vertreter gesucht
Walter Eichelkraut, Berlin-Zehlendorf 40 EW



Gasolin-Lampen, Benzin-Lampen, Hängeglühllicht.

überall anwendbar. — Lichtstärke jeder Flamme ca. 100 Kerzen. Schöne, geschmackvolle Muster.

Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl., Span. portofr. Wiederverkäufer gesucht.

Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61, EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

Stemple Dein Bild
sooft du willst, mit dem neuen **Photostempel**, welcher n. jeder Photographie hergestellt wird. Mit dies. kann m. viele Tausende absol. naturgetr. handscharfer Stempelbilder a. Postkarten, Briefbogen, Visitenkarten etc. sich selbst herstellen. **Preis M. 4.50.**

Dein Bild als Stempel!
Bestellung, nehm. alle einschlag. Handl. entg. sonst send. m. sein Bild u. 1 M. als Anz. Rest Nachn. d. Otto Spitzer, Berlin W 30. III. Prosp. Nr. 134 u. Probeg. grat.



Unerreicht ist mein deutsch. Außenbordmotor m. neust. Patent-Magnet-Boschzündung, stärkster und schnellster seiner Art.

Effzett hat keine Trockenelemente, daher kein Versagen der Zündung, keine elektrischen Schläge.

Effzett ist eine Präzisionsmaschine aus deutschem solidem Material.

Effzett hat besondere Befestigung für offene Boote und gedeckte Jachten. In 1/2 Minute zu befestigen.

Fritz Ziegenspeck, Berlin S 63, EW.



Preis M. 450.

Verlangen Sie Gratisprospekt.

Neuanfert. v. Ansichtspostkarten in Lichtdruck in sämtlichen modernen Ausführungen
Nordische Kunstanstalt
Jahresproduktion 1911. 24 Millionen. Muster Januar-Juli 1912. 18 Millionen. gratis

Angel-Geräte Fischnetze
Prachtkatalog m. 1500 Illustration, kostenlos.
Chr. Brink, Bonn a. Rhein.

PATENTE Gebrauchs-Muster und Warenzeichen in allen Ländern
Theune & Co. Ingenieure Berlin SW 61

Kuhl & Klatt
Berlin S.O. 16

Pneumatist Treklaviere * 65/88 Standard Note
Pneuma Elektrische Pianos

Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Gelgen-Imitation



Selbst-Füllfederhalter
Welt-Marken

Meteor
Rapid
Royal
Elite

Füllfederhalter-Werke
Berlin-Steglitz W 7



„FAVORITE“ PUMPEN

Vollendetste Wasser- und Baupumpe, zugleich Feuerspritze. Höchster Wirkungsgrad, geringster Kraftbedarf. Saugt 8 Meter tief, drückt 10 Meter hoch.

P. C. Winterhoff,
Hannibal-Werk, Düsseldorf 57. W.



DIE-WOCHEN

Nummer 37.

Berlin, den 14. September 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 37.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1533
Konzertwesen und Konzertunwesen. Von Felix Weingartner	1533
Regelung des Nahrungsmittelverkehrs durch das Reich. Von Synodus Martin Schnelzer	1535
Momentaufnahmen von unterwegs. Von Charlotte Gräfin Rittberg	1537
Levantine in Konstantinopel. Von Lea Amston	1538
Unsere Bilder	1539
Die Toten der Woche	1540
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1541
Gerold Beckhufen. Roman von Wilhelm Schaer. (Fortsetzung)	1549
Das Stuttgarter Hoftheater. Von Walter Bloem. (Mit 4 Abbildungen)	1554
Münchener Fremdenkasson. Von Carl Conte Scapinelli. (Mit 6 Abbild.)	1561
Famille Dungs. Roman von Kurt Kram. (Fortsetzung)	1564
Altes und Neues aus Mecklenburg. Von J. Eubig. (Mit 9 Abbildungen)	1567
Neues von der Pariser Mode. (Mit 7 Abbildungen)	1571
Bilder aus aller Welt	1573



Die sieben Tage der Woche.

5. September.

In der Sitzung der Berliner Stadtverordneten wird Oberbürgermeister Wermuth durch den Oberpräsidenten v. Conrad in sein neues Amt eingeführt.

Der serbische Ministerpräsident Trifkowitz gibt aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung.

Aus Konstantinopel kommen Nachrichten über Meutereien in der russischen Schwarzmeerflotte, die Forts von Sebastopol seien beschossen worden.

6. September.

Der Kaiser reist von Zürich nach Bern und kehrt abends von dort nach Deutschland zurück. Beim Verlassen der Schweiz sendet er an den Bundespräsidenten ein Telegramm, in dem er seinen Dank für die ihm von den Behörden und der Bevölkerung bereite warme Aufnahme ausspricht.

In Hamburg stirbt, 60 Jahre alt, der Präsident des Senats Bürgermeister Dr. Burchard (Portr. S. 1548).

Die bayerische Kammer der Abgeordneten beschließt grundsätzlich die Einführung des Unterstufungswohnhauses in Bayern.

Der deutsche Juristentag in Wien spricht sich mit 470 gegen 424 Stimmen für die Aufrechterhaltung der Todesstrafe aus.

In Zürich wird die erste internationale soziale Woche mit einer Delegiertenkonferenz der Internationalen Vereinigung zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit eröffnet.

7. September.

Der Kaiser trifft in Konstanz ein und fährt von dort nach der Insel Mainau.

Der Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg begibt sich zum Besuch des österr.-ung. Ministers des Aeußern Grafen Berchtold auf dessen Schloß Buchlau in Mähren (Abb. S. 1546).

Die bulgarische Regierung arbeitet einen Reformplan für Mazedonien zur Begutachtung durch die Mächte aus, in dem ein christlicher Generalgouverneur, eine Provinzialversammlung und eigene Gendarmerie verlangt wird.

Aus New York wird gemeldet, daß 50 mexikanische Aufständische, die in der Nähe von Douglas die Grenze überschritten hatten, unter Verlust von 5 Toten von amerikanischen Truppen zurückgeworfen wurden.

8. September.

Der Kaiser setzt von der Insel Mainau aus über Friedrichshafen seine Reise ins Manövergelände fort (Karte S. 1540).

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß zwei Marineoffiziere verhaftet wurden, weil sie vor der Wohnung des Kriegsministers Nazim-Pascha Revolvergeschüsse abfeuerten.

9. September.

Der Kaiser trifft im Manövergelände bei Coswig ein.

Aus Casablanca wird gemeldet, daß die Franzosen nach einem heftigen Gefecht mit dem Prätendenten El Hiba in Marrakech eingezogen sind und ihre dort gefangengehaltenen Landsleute befreit haben.

In Berlin wird unter dem Protektorat der Kaiserin der sechste Internat. Kongreß der Frauenärzte eröffnet (Abb. S. 1548).

Halbamtlich wird mitgeteilt, daß die Unterredungen des Reichskanzlers Dr. v. Bethmann Hollweg mit dem Grafen Berchtold in Buchlau erneut die volle Uebereinstimmung der beiden Staatsmänner über alle schwebenden Fragen der äußeren Politik, insbesondere die Balkanfragen, ergeben haben.

10. September.

Aus Schanghai wird berichtet, daß auf der Halbinsel Korea durch einen von Wolkenbrüchen begleiteten Taifun zahlreiche Ortschaften zerstört worden sind. Dabei sollen mehr als 40 000 Menschen ums Leben gekommen sein.

Prinz Heinrich von Preußen trifft in Tokio ein, wo er am Bahnhof vom Kaiser Yoshihito empfangen wird.

In Niederlößnitz bei Dresden stirbt, 64 Jahre alt, die Romanbildhauerin Wilhelmine Heimbürg (Portr. S. 1540).

11. September.

Der Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg kehrt nach Berlin zurück.



Konzertwesen und Konzertunwesen.

Von Felix Weingartner.

Nach einer verbürgten Mitteilung sollen im letzten Winter in Berlin nicht weniger als 1800 Konzerte stattgefunden haben. Wie wenige unter ihnen können wohl denjenigen künstlerischen Wert gehabt haben, den das Publikum der Reichshauptstadt zu beanspruchen berechtigt ist? Welche Unsumme von Enttäuschungen und unnützem Geldaufwand stellt aber diese Summe dar! Enttäuschung und Geldaufwand von seiten derer, die so manches Konzert gegeben, und von seiten derer, die es besucht haben, denn wohl auch für das schlechteste Konzert sind wenigstens einige Plätze verkauft, sei es auch nur von Freunden des Konzertgebers.

Was erhofft ein junger, aufstrebender Künstler, der in Berlin ein Konzert gibt? Zunächst will er gehört werden. Dieser Zweck wird ja einigermaßen erreicht, denn die sogenannten Freiburger, die ihre künstlerischen Genüsse durch Gratisbilletts fristen, sind zahlreich wie die Pilze am Regentag und stets bereit, die leeren Plätze des Konzerthauses zu füllen, recht kräftig zu applaudieren und nachher desto kräftiger zu rasionieren; eine bekannte Eigenschaft des nichtzahlenden Publikums. Wenigstens hat aber der junge Künstler Gelegenheit, das Gefühl

Copyright 1912 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

kennen zu lernen, was es heißt, jenem vielköpfigen Ungeheuer entgegenzutreten, das man Publikum nennt, und das mit seinen hundertfachen Basiliskenblicken diejenige unangenehme Empfindung erzeugt, die man Lampenfieber nennt, ein Leiden, das oft die größten Künstler ebensowenig loswerden können wie mancher unglückliche Meerfahrer die Seekrankheit, und das eben nur durch Gewöhnung in seinen schädlichen Wirkungen einigermaßen paralytisch werden kann. Aber das Sich-hörenlassen vor einem größeren Kreis und die daraus entstehenden nützlichen Konsequenzen sind nicht der einzige Zweck, den der Konzertgeber verfolgt. Er will auch berühmt werden, mit andern Worten: Er will gute Kritiken bekommen. Aber dieser Zweck wird meistens ganz und gar verfehlt. Nehmen wir an, daß ein Künstler auftritt, der so weit über das Mittelmaß hinausragt, daß er eingehende Beachtung verdient, so ist es sehr zweifelhaft, ob er, so wie die Verhältnisse liegen, diese Beachtung finden kann. Rechnen wir die Konzertsaison sogar zu acht Monaten, und das ist reichlich gerechnet, so entfallen, wenn wirklich 1800 Konzerte in dieser Zeit stattfinden, mindestens sieben Konzerte auf den Tag. Selbst die Zeitungen, die über zwei Musikreferenten verfügen, können unmöglich alle Konzerte besprechen. Wie sollen nun erst Journale, die nur einen Kritiker besitzen, dieser ungeheuren Aufgabe gerecht werden? In journalistischen Kreisen wird oft darüber geklagt, daß der Kritiker mitunter drei gleichzeitig stattfindende Konzerte besuchen muß. Wie soll der bedauernswerte Mann, der tatsächlich an einem Abend in drei, vielleicht weit auseinanderliegenden Sälen seine Pflicht zu erfüllen hat, gerade das herausfinden, was das Wichtigste ist, wenn es sich nicht um bekannte Künstler, sondern um Anfänger handelt. Wie leicht ist es möglich, daß er, gleich von vornherein durch eine schlechte Leistung abgestoßen und verärgert, in Eile zum nächsten Saal eilt, aber gerade die Nummer versäumt, in der der Künstler dort sein Bestes gegeben hat. Die Besprechung fällt nun nach der minderwertigen Leistung aus und wird den Qualitäten des Konzertgebers nicht gerecht. Ebenso kann der umgekehrte Fall eintreten: Der Kritiker hört vielleicht gerade ein Paradestück und überschätzt die Leistung, weil er das übrige, was erst ein Gesamtbild ermöglichte, zur Komplettierung seines Urteils nicht heranziehen kann. Der wohlwollendste, gebildetste und gerechteste Kritiker wird bei der Überfülle dessen, was er zu besprechen hat, schiefe Urteile zustande bringen müssen. Er wird eine unbedeutende Erscheinung mit einigen freundlichen Worten bedenken, weil er gerade einen günstigen Moment erhascht hat, hingegen ein hervorragendes Talent vielleicht nicht einmal erwähnen, weil er zu diesem Konzert zu spät gekommen ist.

Auch ein feines Urteil ist eine Kunstleistung. Von einem abgeheften und übermüdeten Kritiker kann man sie ebensowenig verlangen wie etwa von einem Sänger, den man vielleicht zwänge, einen Akt in der Oper zu singen, hierauf sich den Grad anzuziehen, um in einem Konzert Lieder vorzutragen, und dann vielleicht noch in ein anderes Konzert oder Theater zu eilen, um dort wieder ein Stück seiner Kunst herzugeben. Sammlung ist dem Kritiker ebenso notwendig wie dem Künstler. Auch für den Künstler kann es keinen Wert haben, einen großen Einsatz auf allenfalls zu erhoffende gute Kritiken zu riskieren, was einem Hasardspiel nur zu ähnlich sieht. Tatsächlich ist der Nutzen auch im günstigen Fall ein geringer. An jeden Bühnenleiter, an jeden Konzertdirektor

gelangen fortwährend jene bekannten Heftchen mit den Bildnissen von Künstlern und einer Sammlung von Kritiken, wobei die Berliner naturgemäß den größten Raum einnehmen. In den allermeisten Fällen wandern diese Heftchen, für die der Künstler sein gutes Geld ausgegeben hat, ungelesen in den Papierkorb. Man weiß, daß nur die besten Kritiken und aus diesen wieder nur die besten Phrasen ausgewählt sind, weiß aber auch, daß, wenn man sich einmal auf ein solches Heftchen verlassen hat und den betreffenden Künstler engagiert, man meistens eine Enttäuschung erlebt; insolge dessen gerade gute Kritiken mißtrauisch machen. Gewiß ist es nicht die Kritik als solche, der hier das Mißtrauen gilt, sondern nur der übermäßig belastete Betrieb dieser Tätigkeit, der auch den Besten abstupfen und mitunter irreführen muß. Es entsteht nun die Frage, ob es dem angehenden Künstler nicht mehr schadet als nützt, wenn er auf eigene Rechnung, oft mit schweren Opfern, ein Konzert veranstaltet? Es möge hier eingefügt werden, daß nicht etwa Berlin allein an einer Überflutung von Konzerten leidet, sondern fast alle Städte, wo überhaupt Konzerte gegeben werden, daß aber auf Berlin naturgemäß die größte Anzahl dieser Anfängerkonzerte fällt, weil Berlin durch seine Vormachtstellung im Deutschen Reich ganz von selbst auch der Zentralpunkt des musikalischen Lebens geworden ist und eine in Berlin gefundene Anerkennung für die andern Städte — nicht nur des Deutschen Reiches, sondern auch des Auslandes — von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist.

Vielsach wird nun den Konzertagenturen oder, wie man sie jetzt großartiger nennt, Konzertdirektionen die Schuld an dieser Überproduktion gegeben. Man meint allgemein, der junge Künstler, der sich an eine Konzertagentur wendet, werde von dieser gezwungen, zunächst ein eigenes Konzert zu geben, wobei für die Konzertagentur stets ein Vorteil herauschaut, indem einzelne dieser Konzertdirektionen selbst Besitzer von Sälen sind, also unter allen Umständen die Miete für den Saal herauszuschlagen, zum mindesten aber das Honorar zu gewinnen, das sie für die Veranstaltung des Konzertes, unabhängig vom Besuch, vom Künstler erheben. Mag dieser Hergang auch richtig sein, so kann doch den Konzertagenturen ein Vorwurf eigentlich nicht gemacht werden. Was soll ein Konzertagent einem jungen Künstler gegenüber tun? Man wird billigerweise nicht verlangen, daß er ohne Aussicht auf Vorteil sein eigenes Geld für ihn opfert, ebensowenig, daß er die Arbeit des Arrangements umsonst leistet. Der Konzertagent ist vollständig berechtigt, beim Arrangement eines Konzerts auch seinen Gewinn zu haben. Den Konzertagenturen aber überhaupt die Gefitzberechtigung abzusprechen, ist widersinnig. Unser gesamtes Konzertwesen hat sich so gestaltet, daß die Konzertagenturen eine Notwendigkeit geworden sind. Nur Künstler von Beltruf können sie entbehren; solche dagegen, die erst vorwärtskommen wollen, sind auf sie angewiesen. Man darf auch nicht verkennen, daß so manche Konzertagentur dadurch, daß sie für einen begabten Künstler eingetreten ist, diesen gefördert und ihm zu Ruhm und Einkommen verholfen hat. Auch die Konzertinstitute bedürfen der Agenturen. Bei der Unmasse von Künstlern ist es geradezu unmöglich, das Gute vom Minderwertigen stets aus eigener Erfahrung zu sondern. Institute, die Konzerte vorwiegend unter solistischer Mitwirkung veranstalten, sind daher auf die Konzertagenturen angewiesen; diese müssen anderseits das in sie gesetzte Vertrauen dadurch rechtfertigen,

daß sie für das auftraggebende Institut das Beste auswählen.

Aber eben um die Auswahl handelt es sich; um die Auswahl aus dieser Unmasse von geigenden, Klavierpielenden, singenden Wesen, die wie die Nachtfalter um die Bogenlampe des Ruhmes herumfliegen, und von denen doch nur so wenige zur Quelle des Lichts gelangen können. Nur die Ausgewählten behalten schließlich den Platz, wie die Natur ja auch vom Unzähligen, was sie hervorbringt, nur das Beste und Dauerhafteste am Leben läßt. Wir müssen aber weitergehen und fragen, woher denn diese Unmasse, diese Überfülle kommt. Will man Abhilfe schaffen, so muß man nicht die oberflächlichen Erscheinungen, sondern den Stamm des Übels ausröten, so wie bei einer Operation nicht nur die Wucherung selbst, sondern auch die Wurzel des krankhaften Auswuchses beseitigt werden muß. In unserm Konzert- und gleichzeitig in unserm Theaterwesen scheint mir nun der Hauptfehler darin zu liegen, daß zu viel Kunst gelehrt wird. Schlagen wir ein beliebiges Adreßbuch auf. Wir finden in jeder halbwegs größeren Stadt mehrere Konservatorien, eine große Anzahl von Privatschulen und eine noch größere von Privatkunstlehrern aller Art. Sie alle wollen leben. Das können sie aber nur durch eine verhältnismäßig große Schülerzahl. Hätte nun jedes Konservatorium und jeder Lehrer die Gewissenhaftigkeit, jede unfähige Erscheinung, die Unterricht bei ihnen nehmen will, zurückzuweisen, so müßten sie schlechterdings eingehen und verhungern, denn wirkliche Begabungen sind ebenso selten wie Edelsteine in der Natur. Und doch ist es ja nur die wirkliche Begabung, die weiterer Ausbildung wert ist. Es ist doch tausendmal besser, ein guter Handwerker zu sein als ein schlechter Künstler. Selbst die hervorragendsten Lehrer leben nicht von ihren guten Schülern, denn diese sind in der Regel nicht imstande, viel zu zahlen, und so mancher hochherzige Lehrer hat schon ein Talent nicht nur umsonst ausgebildet, sondern ihm auch die Mittel zum Leben gegeben. Aber wie viele von denen, die sich auf stolzen Plakaten als Lehrer einer Kunst ankündigen, haben selber nicht die geringste Fähigkeit gehabt, etwas zu lernen. Hat ein wirkliches Talent das Unglück, ihnen zu verfallen, so verbilden sie es, und im übrigen ziehen sie das Proletariat groß. Dieses Proletariat ist es, unter dem das Publikum, die Kritik, die Kunst und schließlich ja auch die viel bekrittelten Agen-

turen zu leiden haben. Hier müßte mit der Besserung eingeseht werden. Niemand dürfte die Berechtigung erhalten, eine Kunst zu lehren, der nicht unzweifelhaft die Befähigung dazu erbracht hat. Es müßte einfach gesetzlich verboten sein, daß z. B. ein miserabler Sänger, der an keinem Theater brauchbar war, sich nun hinsetzt und anfängt, Gesangsstunden oder sogenannten dramatischen Unterricht zu geben. Der Nachweis der Befähigung für das Lehramt müßte für die Kunst ebenso staatlich gefordert werden wie für Volksschulen, Gymnasien und Universitäten. Wäre dadurch erst die Zahl der Lehrer verringert, so verringerte sich auch die Zahl der Schüler und damit die geradezu verhängnisvolle Überflutung mit ungenügenden und hoffnungslosen Kunstleuten. Der wirklichen Begabung wäre leichter Bahn zu brechen, und wäre es dann auch den Kritikern möglich, ihren Beruf einer kleineren Anzahl von öffentlich Auftretenden gegenüber mit mehr Sammlung und, wie ich annehmen darf, auch mit mehr innerer Freude zu erfüllen.

Die Zeitungen berichten von einer Organisation, die sich „Verband der konzertierenden Künstler Deutschlands“ nennt und anstrebt, durch eine Vereinigung mehrerer jugendlicher Anfänger in einem Konzert die Bedingungen des Auftretens vor der Öffentlichkeit pekuniär zu erleichtern, andererseits aber auch die Auswahl des Guten vom Minderwertigen in stärkerem Maß als bisher zu ermöglichen. Diese Bestrebungen sind entschieden dankenswert, um so mehr, als die Versicherung gegeben wird, daß vollständig unzulängliche Leistungen ausgeschlossen bleiben sollen. Aber es darf nicht übersehen werden, daß die von diesem Verein wegen Minderwertigkeit ausgeschlossenen keinesfalls zögerten, nun doch wieder auf dem bisherigen Weg ihre eigenen Konzerte zu geben und so in gewisser Beziehung zu einer noch krasserem Form des Konzertwesens beizutragen. Auch die erfolgreichste Tätigkeit des erwähnten Verbandes, dem jeder Einsichtige nur Glück wünschen kann, wird der Überflutung keinen dauernden Damm setzen können, wenn nicht dieser Überflutung selbst gesteuert wird. Das aber ist nach meiner Ansicht nur möglich, wenn scharfe Bedingungen geschaffen werden, von denen die Erlaubnis zur Ausübung der Lehrtätigkeit abhängig gemacht werden wird. Eine Hauptaufgabe des Verbandes wäre es, den Staat für diese Frage zu interessieren. Mögen diese Zeilen dazu die Anregung geben.

Regelung des Nahrungsmittelverkehrs durch das Reich.

Von Syndikus Martin Schneider-Leipzig.

Nach den von Zeit zu Zeit in der Tagespresse auftauchenden Berichten über Nahrungsmittelfälschungen und daran sich anknüpfende Strafverfahren könnte das Publikum den Glauben hegen, als ob im Deutschen Reich in dieser Hinsicht recht unsichere Verhältnisse herrschten. Dem ist nicht so, aber das bestehende Nahrungsmittelgesetz bedarf allerdings der Verbesserung und des Ausbaus. Die Reichsregierung beklagt selbst in einer soeben erschienenen dankenswerten Veröffentlichung im Reichsanzeiger „die unleugbar vorhandenen Mängel der Nahrungsmittelgesetzgebung, die zur Folge haben, daß oft erst der Ausgang eines Strafverfahrens dem Fabrikanten ermögliche, zu erfahren, was erlaubt und was verboten sei“.

Das geltende Nahrungsmittelgesetz von 1879 hat, wie jeder Richter und Anwalt leuzend bestätigen wird, einen schweren Fehler, indem es zwei Begriffe einführt, die zwar einfach aussehen, aber nur schwer für den Einzelfall festzustellen sind, generell überhaupt nicht faßbar erscheinen. Das Gesetz bestraft nämlich nach §§ 10 und 11 den, der Nahrungsmittel nachmacht oder verfälscht oder solche Nahrungsmittel verkauft. Die folgenschwere Veräumnis, diese Begriffe ohne nähere Erläuterung zu lassen, erklärt sich aus der Zeit des Erlasses des Gesetzes. Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts lagen die Verhältnisse auf dem Lebensmittelmarkt noch sehr einfach. Die Städte versorgten sich aus einem eng begrenzten Wirtschaftsgebiet mit Lebensmitteln, die durch Kleinhändler

oder die Erzeuger selbst den Hausfrauen verkauft wurden. Außer der Bierbrauerei und der Schnapsbrennerei, die schon sehr lange in Fabrikbetrieben geschahen, gab es eine Industrie der Nahrungsmittel nicht. Auch die Reihe der käuflichen, bearbeiteten Lebensmittel war noch gering, von „Schokoladen“ gab es fast nur Schweizer und französisches Fabrikat, Margarine war eben erst von Holland her bekannt geworden, Konserven waren, noch umständlich mit der Hand gelötet, Luxusgegenstände, Pfefferkuchen und Marzipane waren Bäckereiartikel. Auf dieser Stufe handwerklicher Lebensmittelversorgung kam man bequem aus mit dem Verbot „nachgemachter“ und „verfälschter“ Lebensmittel, da es schließlich nicht schwer war, verdorbene Eier, beschwertes Bäckerbrot, gestreckte Würst polizeilich festzustellen.

Die Schwierigkeiten der Überwachung des Lebensmittelverkehrs schienen ebenfalls nur geringe, das Reich tat gar nichts, um eine Kontrolle einzurichten, sondern überließ diese Kontrolle den Stadtgemeinden, was am besten beweist, daß man nur die Überwachung des „Marktverkehrs“ im alten Sinne reichsgesetzlich regeln wollte, indem man die Städte als die berufenen Kenner lokaler Besonderheiten mit der Aufsicht betraute. Es mochte auch Abneigung sein, den Pflichtenkreis des jungen Reiches ungebührlich zu dehnen, was zur Einführung städtischer Untersuchungsanstalten führte, ja zu der Vorschrift veranlaßte, daß die Städte und nicht der Staat die Geldstrafen erhalten, die aus Nahrungsmittelprozessen fließen. Aus diesen Einnahmen sollten die städtischen Untersuchungsanstalten unterhalten werden; bei den heutigen Millionenetats der Städte könnten diese die geringen Kosten solcher Anstalten bequem selbst tragen.

Diese Art der Organisation hat sich als überaus folgenschwer und bedenklich erwiesen. Anfang der achtziger Jahre begann eine Industrie der Nahrungsmittel zu entstehen, aus kleinen Bäckereien wurden Waffel- und Kakesfabriken von Weltruf, aus Konditoreien große Konservenfabriken, eine Schokoladenindustrie entstand, die Schritt für Schritt erst die französischen und Schweizer Fabrikate verdrängte und seit Jahren ihnen auch immer weitere Absatzgebiete auf dem Weltmarkt streitig macht. Vorher unbekannte Nahrungsmittel kamen auf, von denen ich nur nenne: Fleischextrakt, Suppenwürze, Bouillonwürfel, Makkaronen, Erdnußöl, Palmin. Mit dieser Wandlung aus der handwerklich bäuerlichen Lebensmittelversorgung zur Massenversorgung mit vollständig gleich beschaffenen Waren und mit dem Aufkommen der mit steigenden Preisen sich entwickelnden Surrogatindustrie sollte sich nun die auf kleine, lokale Verhältnisse zugeschnittene Nahrungsmittelkontrolle abfinden. So war an die Stelle des Honigs „Kunsthonig“ getreten, statt aus Fleisch und Wurzelwert stellte man Suppen aus Bouillonwürfeln her. Kurz, die alten Begriffe des reinen Nahrungsmittels wurden schwankend. (Weiß etwa einer der Leser der „Woche“ zu sagen, wann „Saucenwürfel“ noch als rein und unverfälscht anzusehen sind?) Gleichzeitig entwickelte sich ein Ausgleich der lokalen Besonderheiten auf dem Lebensmittelmarkt, der es möglich machte, in Hannover „Prager Schinken“ herzustellen und „Westfälischen Rumpsteck“ in München. Jede städtische Untersuchungsanstalt urteilte nun anders, so daß wir allmählich im Reich mindestens fünfzig Gebiete besonderer Nahrungsmittelgesetzgebung hatten. Über diese von Grund aus geänderte Lage äußert sich das Reichsgesundheitsamt wie folgt: „Die endgültige Entscheidung darüber, unter

welchen Umständen ein Nahrungsmittel als gesundheitschädlich, verdorben, nachgemacht oder verfälscht anzusehen sein wird, steht den Gerichten zu, die sich hierbei in der Regel auf das Gutachten von Sachverständigen stützen müssen.“ Um den Mißständen entgegenzutreten, die sich aus den widersprechenden Beurteilungen von Lebensmitteln durch verschiedene Sachverständige ergaben, ließ die Reichsregierung „Vereinbarungen zur einheitlichen Untersuchung und Beurteilung von Nahrungsmitteln“ ausarbeiten, die indessen keinen amtlichen Charakter trugen, so daß die Gerichte daran nicht gebunden sind.

Auch die Fabrikanten und Händler bemühen sich, Festsetzungen für die einzelnen Lebensmittel zusammenzustellen. Der „Bund Deutscher Nahrungsmittelfabrikanten und Händler“ gab das „Deutsche Nahrungsmittelbuch“ heraus, das eine Zusammenstellung der Begriffsbestimmungen und Handelsbräuche über Lebensmittel enthält. Diese Arbeit ging aus von der Meinung, durch private Verständigung unter den Beteiligten, durch Anerkennung von Handelsgebräuchen geordnete und klare Verhältnisse zu schaffen. Da aber auch diese privaten Vereinbarungen amtlichen Charakter nicht erhalten konnten, die Sachverständigen vor Gericht sich einerseits auf die „Vereinbarungen“, andererseits auf das „Deutsche Nahrungsmittelbuch“ beriefen, wurde die Unsicherheit auch für den Richter unerträglich. So wurde Margarine im selben Jahr von zwei deutschen Oberlandesgerichten einmal für „unappetitlich und schädlich“, das andere Mal für „den besten Ersatz von Butter“ erklärt und die Bäcker, die Margarine verwendeten, je nach dem Orte ihres Handwerks, bestraft und freigesprochen.

Nun hat sich die Reichsregierung entschlossen, in diese Unsicherheit Ordnung, in den Kampf um die Begriffe „rein“ und „verfälscht“ Ruhe zu bringen, indem sie sich auf den Standpunkt stellt, „daß nur durch rechtsverbindliche Festsetzungen über die Beschaffenheit und Beurteilung der einzelnen Lebensmittel die unleugbar vorhandenen Mißstände zu beseitigen sind“. Die juristische Form solcher rechtsverbindlichen Festsetzungen macht aber einige Schwierigkeiten. Eine Festlegung der an die einzelnen Lebensmittel zu stellenden Anforderungen durch Gesetz erscheint unmöglich. Man kann einmal dem mit Arbeit überhäuften Reichstag nicht zumuten, ein Gesetz von vielleicht 4000 Paragraphen zu verabschieden, das z. B. genau sagt: „Eierkognat soll aus Kognat, Zucker und Eigelb bestehen. Verdickungsmittel sind unzulässig; auf einen Liter Kognat sollen sechs Eier genommen werden.“ Solche Gesetze würden nur zu bald durch neue Erfindungen, neue Rohstoffe, neue Fälschungsmittel überholt und würden es nötig machen, fortgesetzt Novellen an den Reichstag zu bringen. Andererseits würde mit Erlaß eines solchen technisch ungeheuer schweren Gesetzes unter die gerade bestehende Technik fabrikatorisch und chemisch ein Strich gezogen, unsere junge, rasch vorwärts drängende Industrie müßte in Erstarrung geraten und Absatzgebiete verlieren. Es würde unmöglich, neue Nahrungsmittel durch modernere Verfahren zu verarbeiten und auf den Markt zu bringen, man denke nur an die noch lange nicht erschlossenen Reichtümer unserer heimischen Meere und unserer Kolonien. Dann aber sind viele chemische Untersuchungsmethoden, so das ganze Gebiet der Honiganalysen, der Nachweis von Fleischarten noch derart unsicher und ungeklärt, daß es nicht rasam erscheint, solche Gebiete durch mehr oder minder starre Gesetze zu binden. Die Reichsregierung will deshalb durch die beweglichere

Form amtlicher Verordnungen, die für das ganze Reich gültig sind, die verworrenen Verhältnisse der Nahrungsmittelaufsicht klären. Dazu gibt der § 5 des bestehenden Gesetzes, unter Umständen nur gering geändert, die gesetzliche Vollmacht. Dort wird dem Bundesrat das Recht erteilt, zum Schutze der menschlichen Gesundheit „kaiserliche Verordnungen“ zu erlassen. Der Bundesrat wird also wie bei der Gewerbeordnung, dem Maß- und Gewichtsgezet das Nahrungsmittelgezet durch Verordnungen erläutern. Damit übernimmt in Zukunft das Deutsche Reich die Oberaufsicht des Nahrungsmittelverkehrs und erweitert das Arbeitsgebiet des vielgestaltigen Reichsamts des Innern um ein bedeutendes. Hier sei der Gedanke nicht unterdrückt, daß zur Bearbeitung solcher Verordnungen eine Zentralstelle für die Nahrungsmittelindustrie geschaffen werden muß, die wohl am besten der seit Jahren von unserer chemischen Großindustrie gewünschten „Chemisch-technischen Reichsanstalt“ anzugliedern wäre. Damit erhielte die Lebensmittelindustrie eine Reichsorganisation mit Zwangsbeiträgen und gesetzlichem Stimmrecht!

Beim Erlass von Verordnungen, die alle Einzelheiten regeln, beruft sich die Reichsregierung auf das Vorbild der Schweiz. Dort sind durch das „Bundesgesetz vom 8. Dezember 1905, betr. den Verkehr mit Lebensmitteln und Gebrauchsgegenständen“, dem Bundesrat weitgehende Befugnisse übertragen worden. Die Schweiz hat danach dem vom Verein analytischer Chemiker (unserer „Freien Vereinigung beamteter Nahrungsmittelchemiker“ entsprechend) ausgearbeiteten „Schweizerischen Lebensmittelbuch“ gesetzliche Kraft verliehen. Die Übernahme etwa des „Deutschen Nahrungsmittelbuches“ durch die Reichsregierung konnte bei der eigenartigen Entstehung dieses Werkes nicht in Frage kommen. Die Verordnungsform aber konnte die Reichsregierung von der Schweiz übernehmen, da auch bei uns genügend eingehende Vorarbeiten im Reichsgesundheitsamt vorliegen. Die Schweizer Verordnungspraxis hat sich sehr gut bewährt, wie ich wiederholt feststellen konnte, sie erfreut sich

auch bei allen Verbrauchern ungemein großer Beliebtheit. Über die staatsrechtliche Frage, welche Behörde nun diese Verordnungen erlassen soll, wird im Herbst der Reichstag zu beschließen haben. Die Befürchtung, daß etwa amtliche Untersuchungsvorschriften hinter den raschen Fortschritten der analytischen Wissenschaft zurückbleiben könnten, erscheint unbegründet, da der Verordnungswege beweglich genug gestaltet werden kann, um eine schnelle Abänderung der Vorschriften zuzulassen.

Von den neuen Verordnungen sind im Entwurf bereits erschienen bzw. fertiggestellt: Festsetzungen über Honig, Essig und Essigessenz, Speisefette und Speiseföle. Mit den Festsetzungen über Honig regelt die Reichsregierung ein chemisch ungewöhnliches schwieriges Gebiet. Es ist aber möglich gewesen, auch hier die dem neusten Stand der Wissenschaft angepaßten Untersuchungsmethoden vorzuschreiben und nur solche Verfahren zu wählen, die einer kritischen Nachprüfung standgehalten haben. Unter Honig ist nach dieser Begriffsbestimmung nur Bienenhonig zu verstehen, die Bezeichnung „Bienenhonig“ bedeutet daher in Zukunft nicht mehr als „Honig“. Alle Nachahmungen von Honig, Zusatz von Invertzucker, Rohr- oder Rübenzucker sollen die Bezeichnung „Kunsthonig“ tragen. Damit ist man den Wünschen der deutschen Bienenzüchter sehr weit entgegengekommen. Die künstlich verstärkte Honigproduktion durch Verfüttern von Zucker wird eingeschränkt durch die Vorschrift, diesen Honig als „Zuckerfütterungshonig“ zu bezeichnen.

Die Entwürfe werden von der Reichsregierung schon jetzt zur öffentlichen Diskussion gestellt, eine Gepflogenheit, die den Beifall aller Interessenten verdient. Natürlich ist es nicht möglich gewesen, etwa alle Wünsche der beteiligten Berufskreise zu befriedigen. Oft mußten kurzerhand Entscheidungen getroffen werden zwischen den Ansprüchen der Erzeuger und denen der Verbraucher; ein Vorteil aber wird dadurch zum mindesten erreicht, daß nämlich alle Unsicherheiten beseitigt werden und die zweifelsfreien Vorschriften Handel und Gewerbe Gelegenheit geben, sich einzurichten und anzupassen.

Momentaufnahmen von unterwegs.

Von Charlotte Gräfin Rittberg.

Weimar. Der Name schon bedeutet uns Stimmung — die nicht trägt. Die ganze Stadt ist wie eingehüllt in den schweren Mantel ihrer Erinnerungen. Das Leben tritt auf leisen Sohlen einher, bedächtig, mit jenem Hauch von Schöngelsterei, zu dem die Stadt Goethes gewissermaßen verpflichtet. In den Winkeln nistet mit Getuschel und Geflüster der Klatsch — wie ehemals im engen Kreis der kleinen Residenz Karl Augusts — Familienklatsch und Hofklatsch, der einem das Leben sauer macht, und dem man doch schweigend sich fügt, weil er dazu gehört — zu der intimen Stimmung, zu dem Heimatgefühl, dem Verwachsenheit mit der Vergangenheit.

Die Stadt ist wie ein feines, bedächtiges Fräulein, das vergilbte Poesiebücher aus Großmutterns Zeiten vor uns aufblättert mit Sprüchen und Bildchen — da, da und da — die Hand eines Gewaltigen, die unverlöschliche Linien gezogen hat; Schattenbildchen der Frauen, die sein großes Herz einspinnen durften in das Netz ihrer Liebe; Worte der Weisheit und Güte auf altersprödem Papier; getrocknete Blumen, längst zerfasert unterm schützenden

Glas; Steine und Kunstwerke, die das forschende Auge überdauert haben.

Die Füße Tausender banaler Besucher vermögen nicht die Schauer einer unsichtbaren Gegenwart totzutreten an den geweihten Stätten Weimars. Kein triviales Geflüster, kein Führergeplapper, kein komisches Gebaren kleinlicher Philisterei gewinnt hier Macht. Das starke Leben, das einst in diesen Mauern pulste, und das doch schon seit hundert Jahren schlafen soll, durchdringt wie ein Strom das Bemüßsein und reißt die Phantasie mit fort, bis sie mit ehrfürchtiger Andacht wieder aufbaut, was da verfunken scheint.

So wandert man wie traumbegeben durch das Gassengewinkel. Unwillkürlich sieht man sich zuweilen um, weil es einem ist, als huschten Schattengestalten von Tor zu Tor, in Batermördern und Stulpstiefeln. . . . Hinter den Fenstern altmodischer Häuser meint man bekannte Züge zu entdecken. Das Jesuitenprofil Wielands, das würdig fromme Antlitz des Generalsuperintendenten Johann Gottfried Herder, Roßebues Spöttergesicht und

die tiefen Augen der schönen Korona Schröter. Immer inniger umweht uns der geheimnisvolle Spuf. Die schmalen Holztreppen zieht er uns hinan zu der schlichten Mansarde, die Schillers Sterberöscheln gehört hat, und weiter die Straße hinab zum Frauenplan, ins Haus des Herren Geheimberraths und Ministers von Goethe. Das Heim des Forschers und Sammlers, die — ach so prunklos — Empfangsgemächer des Staatsmanns durchwandert man mit kühler Neugier; aber in dem stillen Garten, den die liebevolle Naturfreude des Dichters hegte und pflegte, in dem schlichten, strengen Arbeitsraum im Hinterhaus und in dem Eckchen, das dem Großen zum nächtlichen Ruhen und zum leichten Schlafengehen genügte — da beugt einen die Ehrfurcht vor dem Geheimnis einer Unsterblichkeit, die so überwältigend sich nirgend sonst ins Bewußtsein drängt.

Altväterisch, ein wenig lastend durch den unentrinnbaren Druck ernster Andacht — das ist Weimar. Jugend ohne Ende, lächelnde, schelmische, farbenfrohe Jugend — so grüßt Tieffurt aus Grün und Wiesenhängen. Einen klitzenden Gürtel schlingt die Alm um Schloß und Park; plaudernd springt sie von Stein zu Stein. Wippen da nicht lichte Frauengewänder zwischen dem Gesträuch? Flüstert's nicht feurig und kose von jener halbverborgenen Bank her? Kommt nicht Pferdegetrappel die Allee herauf? . . . Goethe und sein fürstlicher Freund, Knebel,

Einsiedel, der Stallmeister von Stein — eine fröhliche Kavalkade. . . . Richern nicht irgendwo aus dem Grün die schelmischen Verse Goethescher Singspiele, schwingen sich nicht tanzende Gestalten geheimnisvoll auf dem Rasenteppich des Naturtheaters? Blühen nicht hinter den kleinen Fenstern des Schloßchens Kerzen auf, wenn der Abendnebel aus den Almwiesen steigt? Dort in den zierlich koketten Räumen perlt das Lachen der munteren Anna Amalia, dort lenkt die kluge, witzsprühende Frau das Gespräch ihrer geistreichen Tafelrunde, und das schillernde Gewand der Verse muß die heimlichen Wunden leidenschaftlicher Herzen verhüllen. . . .

Dann schiebt das Silberlicht des Mondes wohl eine einsame Gestalt über die Parkwege eilen. . . . Vor dem kleinen, steinernen Liebesgott kauert sie nieder, während die Alm ihr Geplauder dämpft und die Nachtigall in den Jasminbüschen schluchzt:

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen,
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost,
Schlürfend saugtest du Gift in die unschuldige Kehle,
Und mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.

Weiß leuchtet der Freundschaftstempel durch das Dunkel der Gesträuche. Weiter gleitet die schelmhafte Gestalt. Süßer Traurigkeit voll ist die Nacht . . . — ist es mein Schatten, der vor mir über die Wege flieht . . . oder lebt deine ewige Jugend in Wahrheit — Tieffurt?

Levantiner in Konstantinopel.

Von Lea Amston.

Man hat mich hier, in Konstantinopel, so oft nach dem Begriff „Levantiner“ gefragt, daß ich denke, es wird diesen oder jenen interessieren, einige Worte darüber zu hören.

Kurz gesagt sind Levantiner die Europäer, die schon seit mehr als einer Generation im Orient ansässig sind. Meist stehen sie unter dem Schutz einer Großmacht, um sich im Fall der Not — bis in die neueste Zeit hinein lebte man hier in ständiger Furcht vor Rebellion und Christenverfolgung — unter deren Flagge retten zu können. Auch brachte es ihnen noch andere nicht zu unterschätzende Vorteile. So waren sie der Steuerpflicht entbunden und unterstanden nicht der türkischen Gerichtsbarkeit, sondern der des Landes, dessen Schutzbefohlene sie waren.

Man war es durchaus nicht gefragt, daß sie sich immer an ihr einstiges Vaterland wandten; um Handels- oder sonstiger Interessen willen wechselten sie wohl auch über die Grenze und erbaten die Protektion eines anderen Staates.

Schon bei der zweiten Generation erlosch das Gefühl für die einstige Heimat, die sie nie gesehen hatten. Wie sie selber, waren ihre Frauen hier geboren, womöglich als Angehörige einer anderen Kolonie; so wurde ihnen auch ihre Muttersprache fremd, und sie bildeten allmählich einen festen Kern für sich, um den sich immer neue Familien schlossen. Und obwohl manche dieser Levantinerfamilien mehrere hundert Jahre im Orient sind, werden sie niemals von den Türken assimiliert; die andersgeartete Religion und die türkische Frauenfrage stehen als harte Scheidewand dazwischen.

Im bunten Mosaik Konstantinopels gehört Skutari und ein bestimmter Teil Stambuls den Türken,

in Balat wohnen hauptsächlich Juden, in Fanar Griechen, d. h. die Nachkommen der alten Byzantiner. Pera und Galata gehören den Christen: nämlich den Franken, den Levantinern und den Griechen, jenen, die im Lauf der letzten Jahrhunderte aus Griechenland und von den Inseln eingewandert sind.

In unsern Augen sind sie also auch Levantiner, tatsächlich genießen sie die gleichen Privilegien und sind sich in ihrer Wesensart sehr ähnlich. Trotzdem spricht man von Levantinern und Griechen. So wie man, wenn man erst einige Jahre im Orient lebt, unsern Geographiebüchern zum Trost, von Europa und den Balkanstaaten spricht.

Den kleinen und den großen Handel der Levante, von Kairo und Alexandrien über die türkischen Städte, insbesondere Smyrna und Konstantinopel, bis Odessa hinauf, haben sie in der Hand.

In den Läden der Grand' rue de Pera, der Hauptgeschäftstraße der Hauptstadt des türkischen Reiches, hört man viel häufiger Griechisch und Französisch sprechen als Türkisch. Ersteres ist die Umgangssprache der einfachen Levantiner Bevölkerung. Das stark vertretene griechische Element in der Levante hat das einfach zur praktischen Notwendigkeit gemacht. Die guten einheimischen Familien sprechen untereinander Französisch, und auf der sozialen Leiter, die hinaufführt, ist die vollkommene Beherrschung dieser Sprache die erste Sprosse, ohne daß man deshalb das Griechische vergißt, dessen Kenntnis das Leben im Orient bedeutend billiger gestaltet, sowohl bei Einkäufen wie im Verkehr mit den Dienstboten.

Durch das bunte Nebeneinander der Nationen sind die Levantiner alle sehr polyglott, vier bis sechs Sprachen

sprechen sehr viele von ihnen vollkommen fließend. In früheren Zeiten nahm man darum die Dragomane, d. h. die Beamten, die die der Landessprache nicht kundigen Diplomaten interpretieren mußten, ausschließlich aus diesen Familien. Erst nachdem in Wien, später in noch andern Städten die orientalischen Seminare errichtet sind, ist dieser Beruf auch andern zugänglich.

In Alexandria und Smyrna nehmen Griechen und Levantiner die führende Stellung ein, weniger in Konstantinopel. Man rühmt ihnen große Anpassungsfähigkeit und schnellen Geschäftssinn nach. Im ganzen Orient ist das soziale Auf und Nieder viel trasser als bei uns. Große Vermögen werden hier leichter gewonnen, halten sich aber niemals lange in einer Hand. Es mag in der verweichlichenden Luft, speziell Konstantinopels, liegen, daß kaum eine Generation eine angestrenzte Arbeit durchhält. So lobenswert auch der außerordentliche Familiensinn ist, im egoistischen Europa lassen wir uns dergleichen nicht mehr träumen, dem Zusammenhalt des Geldes ist er nicht gerade günstig. Armen, manchmal nur faulen Verwandten werden von den wohlhabenderen Familienmitgliedern die Mittel zu einem Leben gewährt, wie diese selber es nur wenig besser führen. Wir sprechen immer vom türkischen Harem als von etwas Märchenhaftem, dieser patriarchalische Haushalt ist auch bei den Christen im Orient üblich. Man nistet sich beim Reichsten der Familie ein. Im weitläufigen Konak des Türken finden seine verheirateten Kinder Platz, in den hohen, schmalbrüstigen von Pera die ganze Levantiner-Verwandtschaft. In diesen Häusern gibt man viel auf Außerlichkeiten. Ich will nicht leugnen, daß man sich bei vielen zum Essen mit Makkaroni oder Joghurt begnügt und dieses in einem dunklen Loch von Eßzimmer zu sich nimmt. Einen Salon hat ein jedes dieser Häuser, einen großen Salon für Gäste mit feinen seidenen Möbeln und einem Ueberfluß an silbernem Teegerät, einen Salon, in dem man sich in den größten Hüten und den engsten Kleidern zum Tee besucht. Den übrigen Tag näht, schreibt und liest man im Schlafzimmer.

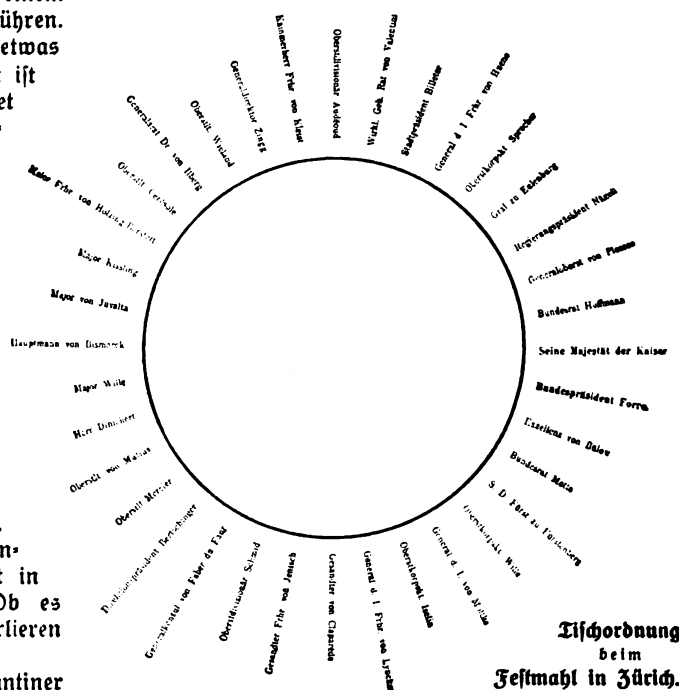
Und noch etwas anderes ist, das die Ansamm-
lung von großen Vermögen für zu lange Zeit in
einer Hand verhindert. Das ist das Jeu. Ob es
nun Bridge, Poker oder Baccarat heißt, verlieren
kann man in allen dreien.

Am wenigsten von diesen charakteristischen Levantiner Eigenschaften beeinflusst zeigen sich die Engländer. Sie sind im allgemeinen wohlhabend genug, um ihre Kinder in England erziehen zu lassen und durch häufige Reisen die Verbindung mit dem Mutterland aufrechtzuerhalten. Am leichtesten darin aufgehen tun die Italiener. Sie stellten auch das größte Contingent der Levantiner Bevölkerung, nicht nur die aus dem geeinigten Königreich Italien, sondern alte Genueser- und Venetianerfamilien aus der Zeit der Republik jener beiden Städte, viele Dalmatiner standen unter italienischem Schutze. Man kann sich denken, wie hart diese Familien, denen das Königreich Italien als solches recht gleichgültig war, die Ausweisung beim Ausbruch des Krieges traf.

Der Türke ist absolut kein Geschäftsmann, so werden alle diese Fremden im Orient auf seine Kosten reich, und es spricht eigentlich für seine Toleranz, daß er sie verhältnismäßig selten tötet.

Unsere Bilder

Von der Kaiserreise in die Schweiz (Abb. S. 1511 und 1542) schildern unsere heutigen Bilder die hauptsächlichsten Episoden. Man wird in der Schweiz noch lange von den drei wichtigsten Begebenheiten dieses Monarchenbesuches sprechen: von den Festlichkeiten in Zürich, von den Manövern, denen der Kaiser so großes Interesse entgegengebracht hat, und von dem kurzen, aber schönen Aufenthalt Wilhelms II. in der Bundeshauptstadt Bern. Leider herrschte gar kein Kaiserwetter, und man mußte schon froh sein, wenn eine Veranstaltung wie das Nachtfest am Zürchersee nicht völlig verregnete. An jenem Abend erst strahlten der See und die Stadt in der herrlichsten Beleuchtung; ein wunderbares Feuerwerk stieg zum nächsten Himmel empor. Der Kaiser, der Bundespräsident und zahlreiche andere Gäste fuhren an Bord des Dampfers „Stadt Zürich“ über den See und genossen das unvergleichliche Schauspiel. — Daß die Schweiz bei aller republikanischen Einfachheit in der großartigsten Weise zu repräsentieren versteht, beweisen auch andere offizielle Veranstaltungen, so das Festmahl, das im Hotel Baur au Lac in Zürich stattfand. Die runde Tafel mit ihrem flachen Blumenarrangement, ihrem diskreten und doch kostbaren Porzellan und Kristall bildete eine wahre Sehenswürdigkeit. — In Bern, wo der Kaiser nur wenige Stunden weilte, war die



Zeit zu rauschenden Festlichkeiten zu kurz. Der Kaiser nahm im Bundesrathshaus die feierliche Begrüßung des gesamten Bundesrats entgegen, fuhr unter dem Jubel der Bevölkerung zum Münster und sah sich auf der Rückfahrt auch die „Mugen“ an, die drolligen Bären, die als Wappentiere Berns in einem Graben gepflegt werden. Die Berner waren entzückt von der Freundlichkeit ihres kaiserlichen Gastes, ebenso die vielen anderen Schweizer, die dem Kaiser in Zürich zjubelsten oder ins Manövergelände eilten, um ihn zu sehen. Der Kaiser benutzte jede Gelegenheit, um im Gespräch mit Honoratioren und Privatleuten seine Sympathien für die Schweiz zu befehlen. Auch mit den fremden Militärmissionen unterhielt sich der Kaiser, besonders mit dem französischen General Pau, der im Krieg gegen Deutschland eine Hand verloren hat.

Das Geschenk des Kaisers an den Schweizer Bundesrat (Abb. S. 1548), dessen Mitglieder keine Ordensauszeichnungen annehmen dürfen, war eine monumentale, 1,2 Meter hohe Uhr, die aus der Berliner königlichen Porzellanmanufaktur hervorgegangen ist. Das Kunstwerk trägt



Der Schauplatz der diesjährigen Kaisermanöver.

an seiner Spitze die Uhr, darüber thronen Putten, darunter auf dem Postament verkündet ein Genius durch Fanfaren den die Zeit. — Die schöne Standuhr hat im Audienzsaal des Berner Bundespalats einen Ehrenplatz erhalten.

Der Reichskanzler (Abb. S. 1546) hat den Auslandsminister der eng befreundeten österreichisch-ungarischen Monarchie Grafen Berchtold auf seinem schönen Gut Buchlau in Mähren besucht und als sein Jagdgast einige Tage dort gewohnt. Die internationale Presse ist der Ansicht, daß die beiden Minister nicht ausschließlich von der Jagd, sondern auch von den wichtigsten Fragen der Politik gesprochen haben. — Ein Höhepunkt des Besuches war der Ausflug nach der interessanten alten Burg Buchlau, in der Graf Berchtold bemerkenswerte historische und naturwissenschaftliche Sammlungen besitzt.

Die Kaisermanöver 1912 (Karte obenst.) haben an den Ufern der Elbe in Sachsen begonnen. Den Manövern wurde die Supposition zugrunde gelegt, daß ein rotes Heer aus dem Osten in Deutschland einfällt, während die blaue (deutsche) Armee noch mit der Abwehr eines westlichen Feindes beschäftigt ist. Zurzeit, da diese Zeilen geschrieben werden, ist bekannt, daß die rote Kavallerie bei Döbeln die blaue angegriffen und zum Rückzug gezwungen hat.

Der Internationale Gynäkologenkongreß (Abb. S. 1546). In den Räumen des preußischen Herrenhauses in Berlin haben sich die bedeutendsten Frauenärzte und Frauenärztinnen aller Länder zum 6. Internationalen Kongreß für Geburtshilfe und Gynäkologie vereinigt. In der ersten Sitzung, der Geh. Medizinalrat Prof. Bumm präsiidierte, begrüßte Kultusminister v. Trost zu Solz in einer bemerkenswerten Rede die Erschienenen.

Das italienische Oberkommando in Tripolis (Abb. S. 1548) ist geteilt worden. General Caneva ist nach Italien zurückgekehrt, und an seiner Stelle übernehmen zwei auf dem Kriegsschauplatz bereits bewährte Generale das Oberkommando. In Tripolitania ist Generalleutnant Ragni der alleinige Oberkommandant, in der Cyrenaika Generalleutnant Briccola.

den Schweizer. Direktor Balfi hatte das Werk in Szene gesetzt.

Lodesfälle (Abb. S. 1548 u. untenst.). Die Freie und Hansestadt Hamburg hat in Dr. Johann Heinrich Burchard ihren Ersten Bürgermeister und einen ihrer bewährtesten Staatsmänner verloren. Dr. Burchard war ein geborener Bremer, hat aber sein ganzes Leben seiner Adoptivheimat Hamburg gewidmet. — Die bekannte Romanschriftstellerin Wilhelmine Heimbürg ist kurz nach Vollendung ihres 64. Lebensjahres in Niederlößnitz bei Dresden gestorben. Durch ihre in der „Gartenlaube“ erschienenen Romane hat sie sich weit über Deutschlands Grenzen einen Namen gemacht. Ihr erster Roman „Aus dem Leben meiner alten Freundin“ erregte die Aufmerksamkeit



W. Heimbürg †

weiter Kreise. Die späteren Werke erschienen in der „Gartenlaube“, der sie bis zu ihrem Tod treu geblieben ist.

Die Toten der Woche

Dr. Johann Heinrich Burchard, präsidierender Bürgermeister † in Hamburg im Alter von 60 Jahren (Portr. S. 1548). Geh. Medizinalrat Professor Dr. August Cramer, Direktor der Universitätsklinik, † in Göttingen am 5. September.

W. Heimbürg, bedeutende Romanschriftstellerin, † in Niederlößnitz bei Dresden am 9. September, 64 Jahre alt (Portr. obenst.).

Claudius Werten, bekannter Schauspieler, † in Berlin.

Jaroslav Brchlik, bekannter tschechischer Dichter, † in Taus bei Prag am 9. September im 59. Lebensjahr.

Ein neuer Stern des Berliner Königl. Opernhauses (Abb. S. 1547). Frau Hafgren-Waag hat ihr Engagement angetreten. Die junge Künstlerin, die vom Mannheimer Hof- und Nationaltheater kam, hat ihre Berliner Tätigkeit begonnen, indem sie in einer ausgezeichneten „Meisterfinger“-Vorstellung mit viel Erfolg das Erchenfang.

„Der Ruhreigen“ (Abb. S. 1548), das musikalische Schauspiel von Wilhelm Kienzl, zu dem Richard Balta nach einer hübschen Novelle von Rudolf Hans Bartsch das Libretto geschrieben hat, ist bei der Erstaufführung in der Berliner Kurfürstentheater mit freudlichem Beifall begrüßt worden. Das Werk spielt zur Zeit der französischen Revolution, im Mittelpunkt der Handlung stehen die schöne Marquise Blanchefleur und Primus Thaller, Unteroffizier in der Schweizergarde Ludwigs XVI. Bei der Premiere sang Eva v. d. Osten mit großem Erfolg die Blanchefleur, Herr W. Müller



Wille.

v. Roltfe.

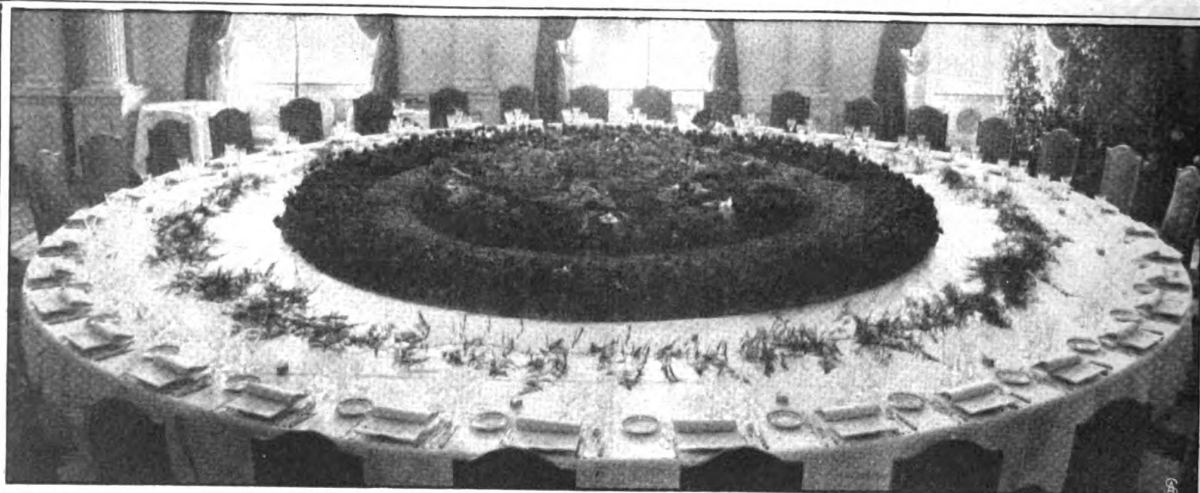
Der Kaiser.

v. Sprecher v. Bernegg

Gen. Manuel.

Auf dem Manöverfeld: Kaiser Wilhelm im Gespräch mit Generalstabschef v. Sprecher v. Bernegg.

Die Schweizer Reise des Deutschen Kaisers.



Vom Besuch des Kaisers in Zürich: Die Festtafel im Hotel Baur au Lac.
Hierzu die Tischordnung auf S. 1539.



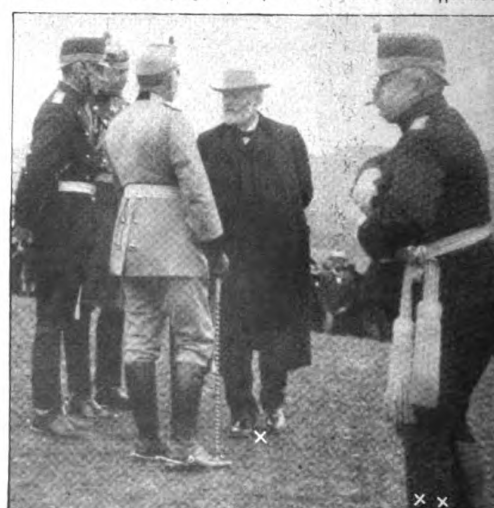
Bundespräf. Forrer im Gespräch mit Zuschauern.
Phot. Meier & Co.



Der franz. General Pau an der Spitze der fremden Militärmissionen.
Phot. Strenn.



Aufwartung der Damen von Wil in schweizerischer Nationaltracht
beim Frühstück im Manövergelände.
Alteich Photo-Verlag.



Bundespräf. Forrer (X) u. Oberst Wille (XX) mit dem Kaiser
im Manövergelände.
Phot. Strenn.

Die Schweizer Reise des Deutschen Kaisers: Manöverbilder.



Die Schweizer Reise des Deutschen Kaisers: Kaiser Wilhelm an Bord der „Stadt Zürich“ beim Beleuchtungsfest auf dem Züricher See.

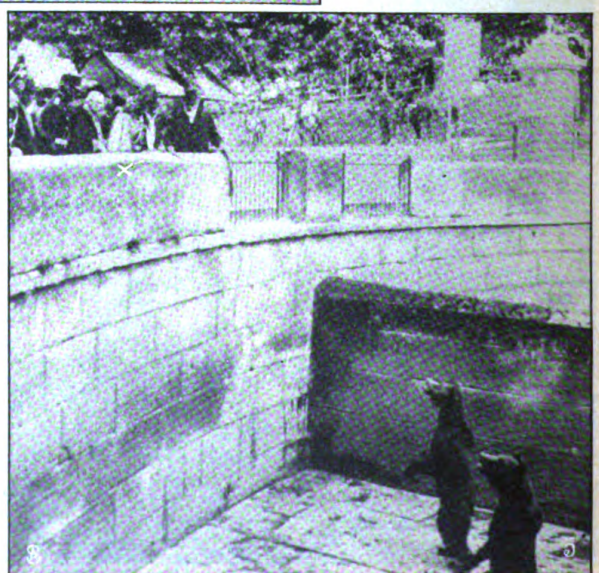
Nach einer Originalzeichnung unseres nach der Schweiz entlandten Spezialzeichners H. Scheffler.

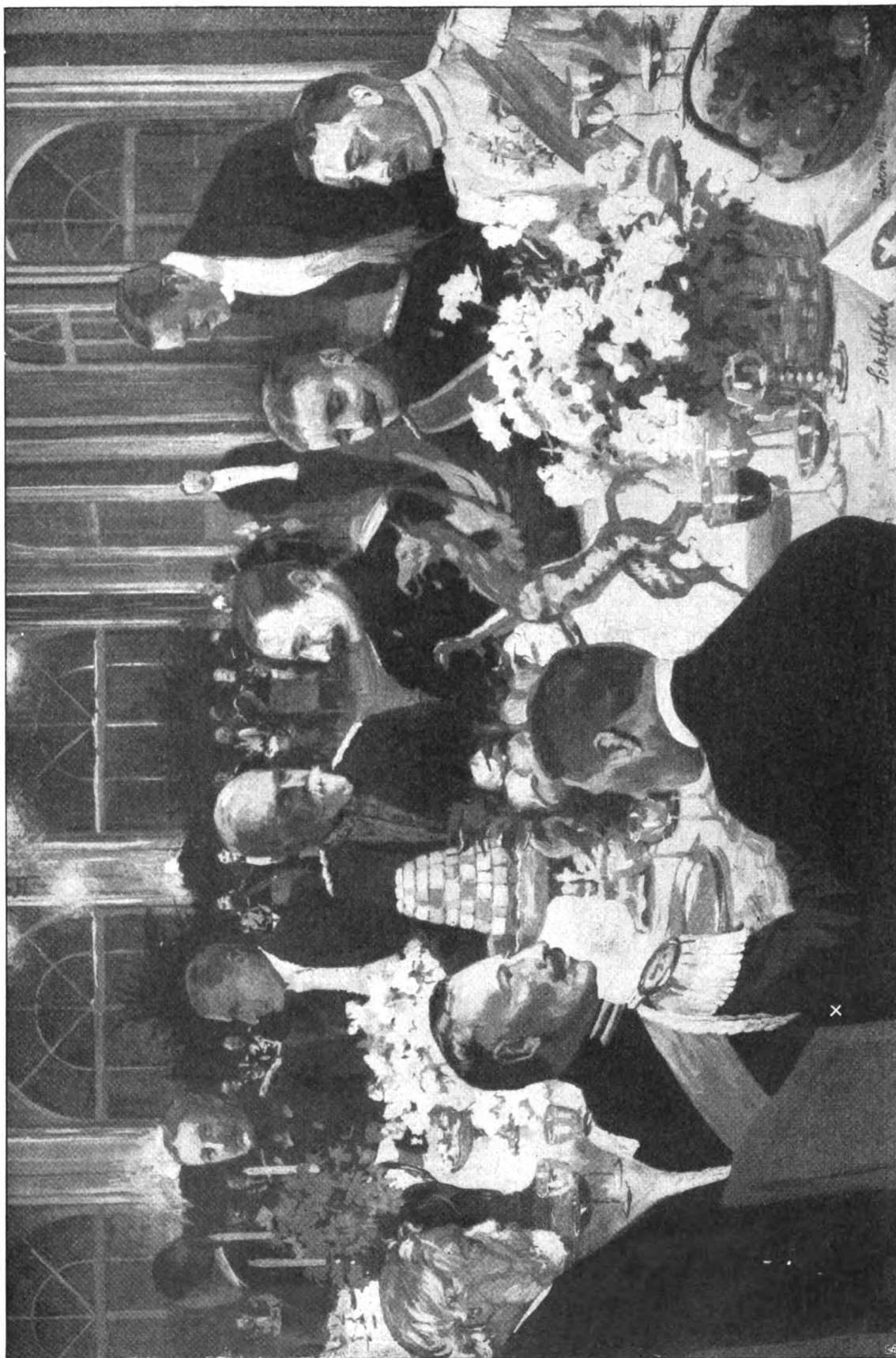


Die Schweizer Reise des Deutschen Kaisers: Besuch in der Bundes- hauptstadt Bern.

- 1 Abschieden der Ehrenkompagnie auf dem Bahnhofplatz.
2. Fahrt des Kaisers mit dem Bundespräsidenten Forrer nach dem Bundeshaus.
3. Begrüßung des Kaisers bei der Fahrt durch die alten Straßen Berns.
4. Besuch des Parlamentsgebäudes in Begleitung des Gesandten von Bülow (X).
5. Der Kaiser (X) beichtigt die Wappentiere der Stadt im Bärengraben.

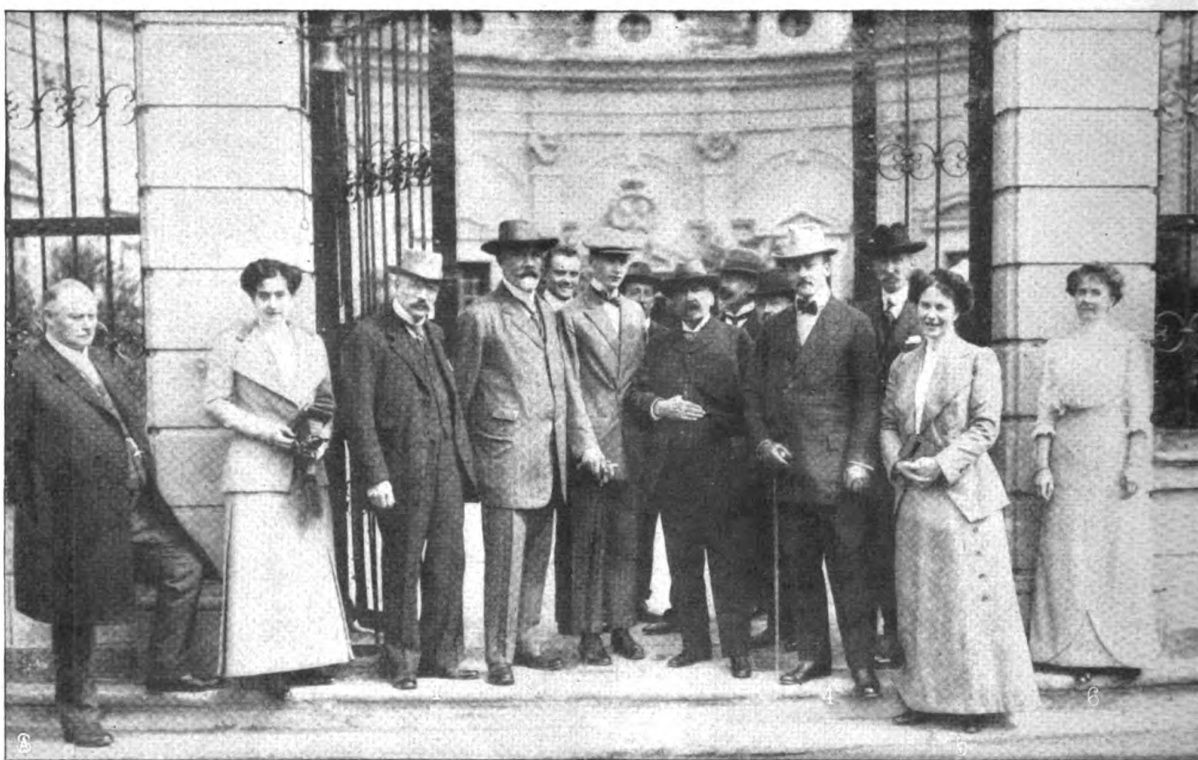
Aufnahmen von H. Arenz, Zürich.





Die Schweizer Reise des Deutschen Kaisers: Kaiser Wilhelm (X) bei dem vom Bundesrat veranstalteten Festbankett in Bern.

Nach einer Originalzeichnung unseres nach der Schweiz entlandten Spezialzeichners J. Scheffler.



1. Der deutsche Botschafter in Wien v. Tschirschky. 2. Reichkanzler von Bethmann Hollweg. 3. Der österr.-ung. Botschafter in Berlin Graf Szögyény. 4. Graf Berchtold. 5. Gräfin Berchtold. 6. Frau v. Tschirschky. Phot. Seebald.

Reichkanzler v. Bethmann Hollweg beim österr.-ung. Minister des Aeußern Grafen Berchtold auf Schloß Buchlau (Mähren).



1. Kultusminister v. Trott zu Solz. 2. Geh. Rat Dr. Bumm, Präsident des Kongresses.

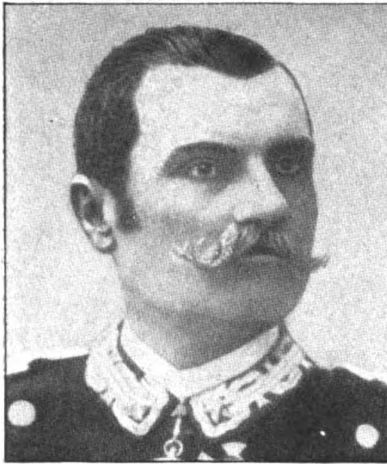
Phot. Seebald-Berlin.

Eröffnung des VI. Intern. Kongresses für Geburtshilfe und Gynäkologie im großen Sitzungssaal des preuß. Herrenhauses in Berlin.



Halphot. A. Pieperhoff.

Ein neues Mitglied der Berliner Hofoper:
Frau Lilly Haggren-Waag als Eva in Wagners „Meisterfinger“.



Generallt. Ragni,
Kommandant in Tripolitanien.
Die neuen italienischen Oberkommandanten in Tripolis.



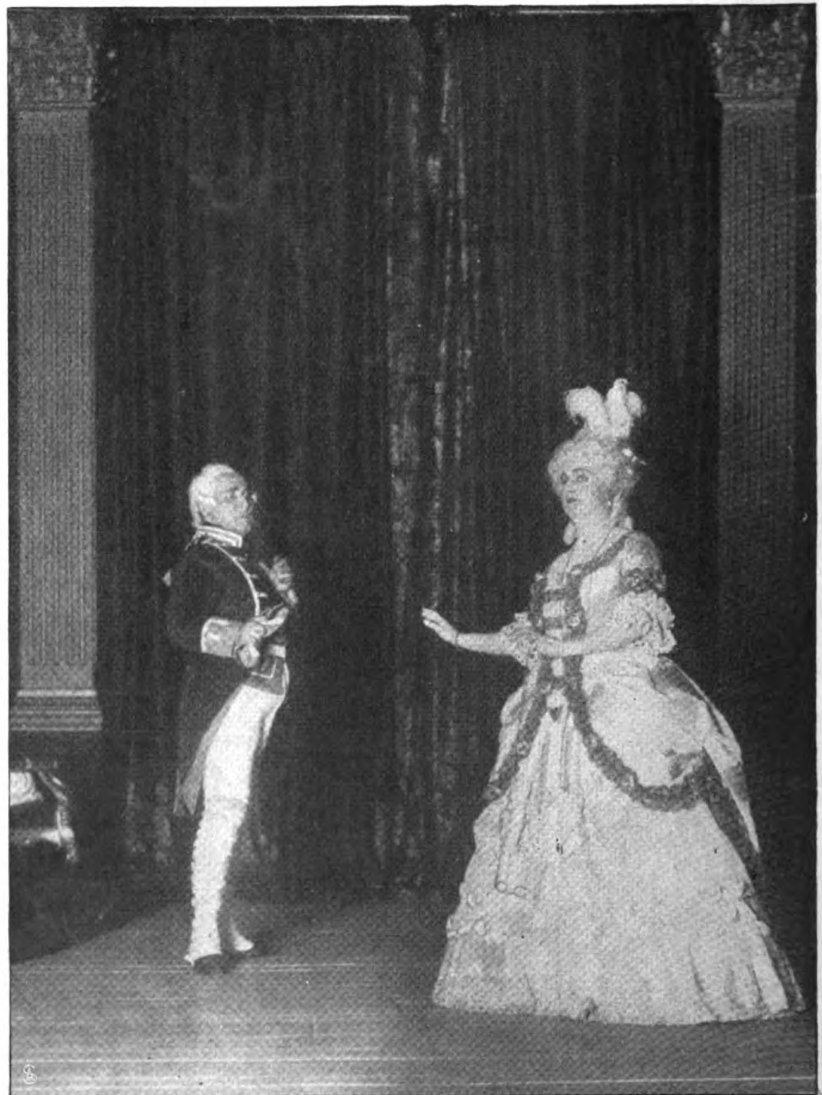
Generallt. Briccola,
Kommandant in der Cyrenaika.



D. Dr. J. H. Burchard †
Erster Bürgermeister von Hamburg
und Präsident des Senats.



Die kostbare Standuhr, die der Kaiser
dem schweizerischen Bundesrat als Geschenk überwies.
Ein kaiserliches Gastgeschenk.



Eva v. d. Osten als Blanche-Feure und William Miller als Primus Thaller.
Erstaufführung des musikalischen Schauspiels „Der Kuhreigen“,
Text von R. Batfa, Musik von Wilh. Kienzl, in der Berliner Kurfürstentheater.

Gerold Beckhusen.

Roman von
Wilhelm Schaer.

2. Fortsetzung.

Gerold warf den Brief seines Bruders auf den Tisch, hielt die Rechte auf ihn gepreßt und starrte vor sich ins Leere. Zur Stunde sah Beckhusen in dem andern nicht seinen Nebenbuhler, den er vor kurzem noch zu hassen erklärt hatte. Er sah in ihm nur den vom Unglück verfolgten Mann und Bruder, dem seine Teilnahme zu gehören hatte. Gerold Beckhusen sank der Kopf schwer auf die Brust.

„Sitz nicht so da!“ rief Freute. „Das macht mich rein wunderlich! Mich trifft es nach ihm doch am schlimmsten! Sag lieber laut, was du vorhast!“

„Ich will an seinem Unglück nicht teilhaben!“ klang es hohl zurück, freilich kaum als Antwort auf Freutes Frage, mehr wie im Selbstgespräch. „Ich will's, weiß Gott, nicht! Ich habe ihn nicht beraten! Hermann hat den weiten Weg durch die Wassermühte auf eigene Gefahr hin angetreten!“

„Mein Himmel, Gerold, ja — ja! Er hat seinen Weg auf eigene Gefahr hin gemacht! Wie kann dich ein Verschulden dabei treffen?“ Zwei kräftige Mädchenarme packten und rüttelten ihn derb. „Du sollst mir und ihm raten! Hörst — hörst du denn nicht? Komm endlich zu dir!“

Gerold Beckhusen erhob sich. Aber die alte Trübung hing ihm noch immer im Blick. „Ja, ich will ihm raten! Sein Schiff darf nicht weiterfahren! Es muß — zurück!“

Freute stampfte mit dem Fuß. „Wie können wir den Lauf seines Schiffes hemmen! Hermann ist sicher schon unterwegs, wenn die Briefe Dover erreichen!“

„Dann müssen wir ihm nach Kapstadt schreiben!“

„Gerold — Bruder, es ist das erste vernünftige Wort, das du sprichst!“

Sie standen einander gegenüber.

Klar wie immer sah Freute ihn an. Klar wie immer, trotz ihrer verweinten Augen.

„Wollen wir ihm bald schreiben, Freute?“

„Ja, ja! Und du, Gerold, wtrst für die schnellste Beförderung sorgen!“

„Auch das!“

Sie reichten einander die Hände.

Den jungen Hofherrn durchzuckte es.

Freute lächelte. „Ich bin dir dankbar!“

„Geh!“ schrie es aus ihm heraus. „Sag mir das nicht!“ Wie im Zorn wandte er sich von ihr, stürmte aus dem Haus ins Freie hinaus und warf sich ächzend vor dem Tor auf die Lindenbank.

Da saß er nun, bittersten Zwiespalt im Herzen, voll Mitleids für den Bruder und durch den Händedruck des Mädchens, das er für sich begehrte, zu neuer Klarheit darüber gelangt, daß des andern Unglück sein Glück sein mußte, und daß — auch gegen seinen Willen — der

heutige Tag ein Fest, ein wahrer Freudentag für ihn war.

Am Abend nach der Mahlzeit, während der sie einander fast wortlos gegenübergeessen hatten, suchte Freute Tinte und Feder hervor. Sie rückte ihren Platz unter die Lampe, aber so, daß der Hausherr, der sich am Ofen breit in den väterlichen Ohrenlehnstuhl gepflanzt hatte, ihr Gesicht nicht sehen konnte.

Der Hausherr verfolgte ihr Beginnen. Er blies dicke Wolken aus der kurzen, weißen Holländerpfeife mit der Bernsteinspitze, die ihm der Seemann als sein bestes Stück zum Abschied und halb mit Gewalt in die Tasche gezwängt hatte. Als der Raucher sich plötzlich der Dankbarkeit des Gebers erinnerte, verzog sich sein Gesicht, und er ließ die Pfeife kalt werden.

Dann zählte er. Nun schon ihr dritter Bogen! Und noch immer flog die Hand unermüdet über die hell-schimmernden Seiten. Kein Absehen! Weiß Gott, kein Ende! Und je länger die Feder kitzelte, um so mehr fühlte sich der finstere Beobachter wegen des Schreibens beunruhigt, denn ihm ahnte, daß der Brief einen Schatz in sich barg, reich genug, um den Glücklichen im Unglück noch glücklicher zu machen.

Da — endlich hob sich der blondflimmernde Mädchenkopf. Freutes Hand griff nach Lack und Wachsstock und stieß mit kräftigem Druck das Anterpettschaft in das rote Siegel.

„Warum schließt du den Brief?“ fragte er mit rauher Stimme. „Wir hätten beide Schreiben zusammentun können!“

„Nein, das hätten wir nicht!“ Freute wischte sich mit der Hand über die Augen.

„So,“ sagte er, „— hm ja, ich verstehe! Nur wäre es nicht besser gewesen, wir hätten zuvor überlegt —“

„Überlegt — überlegt! Groß überlegen, was man ihm schreiben will?“ Jetzt verließ sie die nordische Gelassenheit. Sie warf sich auf ihrem Sitz herum und bligte ihn unwillig, in aufwallendem Zorn an. „Hier gibt's nur ein schnelles Handeln. Ob viel, ob wenig, was weiß ich! Aber alles, was mein ist, soll er haben! Nur eins verlange ich von ihm dafür! Hernach muß Hermann mir wiederschreiben, mich nicht ohne Nachricht sitzen lassen! Hier in diesem Haus, ohne Nachricht von ihm — mein Himmel, nein, das halt ich nicht aus! Und — und übers Jahr, ach Gott, übers Jahr, was wird — dann sein? Wiedertommen soll er auf jeden Fall! Und dazu mußt du mir verhelfen! Wenn du es ihm auch schreibst, wird er sich nicht weigern. Er hält von dir, baut auf deinen Rat vielleicht mehr als auf meinen. Ja, ja, ich weiß, er tut es! Und darum —“ Freute hatte sich erhoben. Sie hielt sich an der Tischkante fest und sah ihrem

Pflegebruder, ihrem Herrn und Gebieter im Haus, scharf ins Gesicht. „Gerold, sag, was willst du ihm schreiben?“

„Was ich ihm schreiben werde,“ erwiderte Gerold Bedhufen langsam, „ist bald gesagt. Auf jeden Fall in ganz anderm Sinn, als du dir denkst!“

Er hielt inne, räusperte sich und fuhr nach kurzer Pause fort: „Daß dir der Aufenthalt in diesem Haus mit mir allein schrecklich ist, bedauert niemand mehr als ich. Aber hierin will ich versuchen, dich zu verstehen! Im übrigen begreife ich gerade dich, die du sonst immer so klug bist, wenig. Du schiltst auf mich, wenn ich grüblerisch bin und, wie du dann sagst, unklar rede. In diesen Augenblicken bin ich es, der klarer schaut als du. Kennst du Hermann so schlecht? Glaubst du nach dem, was er uns geschrieben hat, ihn von seinen Plänen abzubringen? Bedhufen sind Bedhufen! Wir alle haben unsern Kopf! Lange genug bist du bei uns im Haus gewesen, um das zu erkennen. — Bevor ich ihm schreibe, will ich geschlafen haben! So pflegte unser Vater vor wichtigen Entscheidungen auch immer erst gründlich zu tun. Aber ich weiß, daß ich ihm morgen ebenso antworten werde wie heute: Bruder Seemann, ich bedaure dein Mißgeschick und bin allemal bereit, dir mit Geld beizuspringen. Doch als echter Bedhufen kann ich begreifen, wenn du es vorziehst, dich allein durchzuschlagen, wenn du ohne fremde Hilfe gutmachen willst, was du dir durch eigenen Wagemut eingebrockt hast, durch Wagemut, der an sich schön, aber überflüssig ist!“ So — ja, so, Freute, werde ich ihn zu ermuntern suchen! Auf Nachricht warte ich allerdings nicht! Seine Antwort — paß auf — heißt: Schweigen!“

Freute schwankte, sank auf ihren Stuhl zurück und kniete ganz in sich zusammen.

Der am Ofen erhob sich. Sein Blick streifte Freute in scheuem Mitleid und voll Zärtlichkeit. Des kalten Wasserstrahls hatte es zwar bedurft, um ein verliebtes Mädchenherz gründlich zu ernüchtern. Aber eine Gemeinheit gegen den, der in der Klemme saß, lag wahrlich nicht vor. Alles, was er gesagt hatte, entsprach seiner Überzeugung. Der Bruder würde sein Wort nie zurücknehmen. Mochte Freute ihren Brief abschieden! Er selbst würde sie daran nicht hindern. Er wünschte es sogar. Freilich, sich über die längere Abwesenheit des Seemanns heuchlerisch betrübt zu zeigen, widerie ihn an! Gerold Bedhufen faßte sich ans Herz. Hier, da im Innern, gab es ohnehin genug, was Freute nicht ahnen, sie bei Gott nicht erraten durfte!

Der junge Hausherr näherte sich dem Tisch. „Arme — Armste!“ Ein Wort des Mitleids, des Bedauerns war nicht heuchlerisch, lag doch so nahe!

Da slog Freute erschrocken auf. „Wie — was willst du von mir?“

„Wenn ich zu hart gewesen bin, so tut es mir leid. Aber ich schwöre: was ich sagte, ist meine Überzeugung!“

„Und meine —“ schluchzend brach Freute über ihrem Brief mit dem roten Untersiegel zusammen, „meine ja auch! Nur — ich konnte nicht anders handeln!“ —

Schon gegen Mittag des nächsten Tages brachte der Hofherr die Briefe selbst ans Postschiff nach Brate.

Die Luft war klar geworden. Die Sonne hatte in der Frühe die Nebelmassen siegreich durchbrochen. Ihre Strahlen spielten glitzernd im Hellgold der Wäserwellen, die eine kühl herbstliche Brise erfrischend bewegte und leicht gegen die Seiten des Fahrzeugs klatschen ließ, das Gerold dem heimatischen Ufer wieder entgegenführte.

Auf der Deichkappe blieb der neugewählte Deichgraf — das behördliche Schreiben seiner Ernennung war gestern gleichzeitig mit Hermanns Brief bei ihm eingegangen — längere Zeit in tiefem Nachsinnen stehen. Sein Auge sah nach dem Strom hinüber. Die Wäser glitt zahn, aber majestätisch stolz zwischen ihren Schuttwällen dahin. Dem Deichgrafen würden durch sie keine schlaflosen Nächte werden! Dennoch entrang sich Gerold Bedhufens Brust ein Seufzer, da sein Blick wie gezwungen diesseit auf den Braten haften blieb. Im Schiff flüsterte der Wind und erzählte ihm vom Vater, der so oft um Abendzeit hier an der nämlichen Stelle geweilt und auf die Stimmen umher gelauscht hatte. Der Erbe fühlte, darin säumig gewesen zu sein, und beschloß, in Zukunft — selbst gegen seine Neigung — häufiger als bisher auf dem Deich und am Niederfeld der Brate zu verweilen.

So hob der Ausguck auf das stille, träumerische Gewässer auch heute den Spalt im Vorhang, der die Vergangenheit vom Alltagsgetriebe der Gegenwart trennt, und gab dem Bedhufenschen Erben die Erinnerung an ein Ereignis zurück, das von ihm so gut wie vergessen war. Niemand hatte damals auf die beiden Bildlinge groß achtgegeben, die allein auf dem frischen Brateis Schlittschuh gefahren waren, bis der jüngere plötzlich tief in dem kalten Wasser gesessen und der ältere ihn unter Ach und Krach mittels des Klubensocks wie einen glücklich ergatterten Hecht wieder aufs trodene gezogen hatte. Daheim waren beide aus Furcht vor einem gewissen Haselreis stillgeblieben, hatten beide Vater und Mutter weislich nichts vom Bratmolch zu erzählen gewagt, der kleine Jungen zu sich in die Tiefe hinabzieht, dieweil er ihnen aalglatte Schlingen um Füße und Beine windet.

Heute freilich schüttelte der Hofherr über Hermanns damalige Heldentat halb ungläubig den Kopf. Gerade an jener Stelle war das Bratwasser leicht. Und Gerolds Einbildungskraft war von jeher groß und Hermann gewiß nicht sein Retter gewesen!

Gerold Bedhufen nahm im Gefühl jenes aufwallender Hitze die Mütze ab: Demgegenüber nur ja nichts von Dant! Hat gar keinen Zweck jetzt — was soll das Geflügel! Vater und Mutter haben nie was davon gemußt! Kein Mensch hat's erfahren! Ist gar keine Großtat, bloß Phantasie wie so vieles gewesen! Aber meine Einbildungskraft kann mir — der Grübler schloß blinzelnd die Augen — noch mal sehr gefährlich werden! . . .

Als der seltsame Träumer die Augen plötzlich wieder aufriß, war das Bild seiner Erinnerung verschwunden. Über dem Bratwasser ihm zu Füßen, wo die tiefe Einbruchsstelle der Flut gähnte, hing noch wie eingehaucht ein graunebliger Schleier. Doch ihm zu Häupten und drüben, wo das Bedhufensche Niederdach sich stolz in den Himmel reckte, lag die Luft blau, klar.

Und der Oktobermond half wettmachen, was der September in seinem letzten Teil an den Bauern gesündigt hatte. Wohl ging die Bestellung des feuchten Marschbodens schwerer als sonst vonstatten, aber der Wind trocknete scharf, und die Sonne wärmte den kalten Lehm an, daß der Weizen überall schnell hervorspigte und gierig seine grünen Lüten dem Licht entgegenstreckte.

Wie bei dem fetten Wachstum der Bedhusenschen Wiesen und Weiden dem Hofherrn zumeist nur das Zuschauen blieb, so nicht minder bei der Bearbeitung seiner Äcker, denn der greise Vorknecht und die Seinen waren gewohnt, hierin so gut wie alles allein zu tun.

Seit etlichen Wochen schien der junge Herr mit dem langjährigen Brauch gründlich aufräumen und seine kurze, dicke Nase in jede Ecke stecken zu wollen. Das trug ihm den Groll sämtlicher Leute ein, die infolge seiner regeren Betätigung auf Mißtrauen und Habsucht rieten, ihm absichtlich Ärger schafften und über sein Schelten lachten.

Ram der Hofherr krittlig und abgehegt vom Feld heim, wo es ihm doch nicht gelungen war, durch langes Umherstehen Meister seiner selbstquälerischen Gedanken und unnützen Betrachtungen zu werden, so warf er sich lang ausgestreckt in den Sorgenstuhl, wartend, regelmäßig ingrimmig auf jene wartend, die immer erst kurz vor der Tischzeit bei ihm in der Stube erschien, einen prüfenden, echt hausmütterlichen Blick über die kleine Tafel schidte und dann auch einen heuchlerisch überraschten auf ihn. „Tag!“ oder „n'Abend!“ — je nachdem — „Sieh, bist du schon da? Ich dachte . . .!“

Was sie dachte, pflegte Freute ihm nie zu verraten. „Hohle Lebensart! Ja, ich warte!“ Damit hielt er ihr die Stange. Es war grob, aber paßte zu ihm, wie er wußte, denn er hütete sich, ihr je wieder irgendwelche Ursache zu geben, ihn — wie schon einmal — für eifersüchtig zu halten.

Da hing „sein“ Bild! Sehr gern hätte Gerolds Hand es von der Wand genommen und zugleich mit ihm alle schönen Erinnerungen, die Freute angesichts ihres Seemanns kommen mußten, in die beste, allerbeste Stube verbannt! Da klaffte die Tüchelhündin giftig, sobald er das Zimmer betrat, obwohl er ihr nie einen Tritt verabsolgt hatte!

Aber der Hausherr hob das Bild nicht von seinem Platz. Er gab der Hündin auch fürder keine Fußtritte. Einmal, weil es häßlich gewesen wäre, und dann auch, weil es ja doch nichts genügt hätte! Um Erinnerungen zu bannen, geht man behutsam zu Werken.

So durfte Holle, die ihre Anhänglichkeit von ihrem alten Herrn auf Freute zu übertragen begann, den Hausherrn künftig getrost in seiner eigenen Stube stellen. Es machte dem heimlichen Aufpaffer sogar Spaß, Freutes von Mal zu Mal steigende Erregtheit zu beachten, wenn sie sich Mühe gab, seine Hofe von den Zähnen ihres Lieblings loszuweisen, den sie ihren „besten Schutz“ nannte.

Schutz vor wem? . . . Aber das „Mädchen in Gefahr“ danach zu fragen — behüte! — fiel ihm nicht ein.

Gerold Bedhusen durchschaute Freute Jessen. Er verschloß den Ärger und fühlte: ihm war's zum Gewinn!

Als draußen im Feld alle Arbeit getan war, begann das Dreschen drinnen auf der Haustenne. Gerold stand fest mit in Reih und Glied und empfand es als schönsten Lohn, da ihn eines Abends zum erstenmal aus lächelndem Mund die Anerkennung traf: „Du arbeitest, wie ich heute gesehen habe, selbst mit. Daher bist du auch immer so müde. Treib's nicht zu toll! Komm, laß die Zeitungen und Bücher! Zeig mir lieber, bevor wir auseinandergehen, hier auf dem Schulatlas, wo Hermann jetzt ungefähr sein mag!“

Das wußte Gerold zwar ebensowenig wie Freute in der gewaltigen Wasserwüste des Atlantischen Ozeans ausfindig zu machen. Aber es bot ihm Gelegenheit, sich der eifrigen Geographin zu nähern.

Der lieblich gestörte Leser packte seine Zeitungen zusammen. Er setzte sich neben die Schwester, zeigte ihr — geteilten Gefühls — die wenigen afrikanischen Küstenplätze und erkannte mit einem schnellen Blick auf das dickleibige Buch in Freutes Hand, daß es nicht die Bibel war, in der das Mädchen allabendlich voll Andacht gelesen hatte. Es war ein Werk über Schifffahrt, das ihr Hermann zum Studium zurückgelassen hatte.

Seit diesem Abend saß das Paar einträchtiger als sonst am Tisch beisammen, sobald die Magd abgedeckt hatte und die Lektüre herbeigeschafft wurde.

Hatte Gerold tagsüber mit den Knechten fast dauernd in lautem Zant gelegen, den des Herrn schlechte Laune, wenn sie ihn auch nicht immer verursacht hatte, doch nicht abzustellen vermochte, so brachten ihm die Abendstunden Belohnung für das, was gleichsam als Tagewerk an Streit und Ärger glücklich hinter ihm lag.

Ruhten Nadel und Faden unter weiblichen Fingern, dann blieb Freutes Blick plötzlich wie in weiten Fernen haften, und wollte sie nach Hermanns Buch greifen, um in der Gedanken- und Schaffenswelt ihres Seefahrers Trost zu suchen, dann kam ihr von nun an Gerold fast regelmäßig mit irgendeiner wirtschaftlichen Angelegenheit dazwischen oder schob seinem Gegenüber das eigene Buch hin, in dem er zum Schein eifrig gelesen hatte.

Falls es ihm gelang — und es glückte ihm seit kurzem beinahe immer — Freutes Gedanken von dem feuchtschwanken Stoff der Schifffahrtslehre zu sich herüber aufs trockene — an Land zu retten, flärte sich sein Gesicht. Er kannte die Pflegechwester. Er hatte sich nicht in ihr getäuscht. Sein Buch über Tierheilkunde hatte die fleißige Wirtschaftlerin vor einigen Abenden sogar auf die Tenne hinausgetrieben, wo eine milchende Kuh krank lag. Und ihr Schelten am Morgen, da die Magd lässig in der Ausführung ihres Auftrags gewesen war, hatte ihm wie Musik in den Ohren gelegen.

Heute war „das Werk eines berühmten Jenaer Professors“, wie Gerold, der Bücherwurm, bei dessen Einführung erklärt hatte, lange zwischen ihnen aufgeschlagen liegengeblieben. Sie hatten gemeinsam den Bildschmud betrachtet. Einmal war Freute ihrem Lehrmeister sogar mit dem Haar, ohne daß sie es in ihrem Eifer gemerkt hätte, an die Wange geraten. Und die unermüdlich lauschende Hörerin war nicht zurückgewichen, da Gerold ihr am Schluß seines Vortrags über „Die Pflanze und

ihr Leben“ von Schleiden seine Hand stumm auf die ihre gelegt hatte.

„Wie belesen du bist!“ bewunderte Freuke ihn, als sich der Hausherr wieder auf seinen Platz ihr gegenüber zurückgezogen hatte. „Deine Stimme klingt voll und weich, wenn du von Dingen sprichst, die deine Seele einnehmen. Und wie du dann die Worte zu stellen weißt! Sonst stolpert deine Zunge und gibt sich rau und ungelent, aber so wie eben — Gerold, ich könnte dir so was nicht nachmachen! Wahrhaftig, du bist ein eigen-, ganz eigenartiger Mensch!“

Gerold winkte mit der Hand ab. Aber den geheimen Dank, der in ihrer Anerkennung für das lag, was er ihr geboten hatte — er fühlte: es war von seinem Besten gewesen! — steckte er zufrieden ein.

„Das Buch ist für uns schlichte Leute vielleicht etwas zu hoch. Doch wenn man nur will, geht es. Auf jeden Fall hat es mich vor Jahr und Tag zu begeistern vermocht. Heute greift man aus Langweile danach und auch —“ Er schwieg.

Sein dunkles Auge glomm. Es sah wohl Freuke an und doch nicht voll. . . .

Freuke war, als sähe Gerold sinnend an ihr vorüber. Freundlich erklärte sie: „Ich glaube, man hat dir manchmal unrecht getan. Du bist anders, wie du dich gibst!“

„Anders?“ wiederholte er, während sein Blick den ihren noch immer mied. „Ich bin nicht anders geworden. Aber recht hast du: man hat mein wahres Wesen nie erkannt! . . .“

„Deine eigene Schuld!“

Gerold nickte. Er hob langsam den Kopf und sah ihr traurig in die Augen. „Stimmt! Ich habe eine schwermütige Ader. Man kann eben nicht so wie die andern aus sich heraus! Das wenige, was ich von Mutter und Mutters Mutter habe — liegt wohl — zu tief — verborgen! . . .“

„O doch!“ erklärte Freuke in ihrer geraden, offenerzigen Weise. „Bleib nur so, wie du heute bist, zugänglicher und gesprächiger! Heiterer will ich gar nicht verlangen, denn dazu haben wir jetzt wahrlich keinen Grund!“

„So, bist also zufrieden mit mir?“

„Ja, zufrieden! Hermann und ich haben dich manchmal bedauert; wenn wir unsere Freuden hatten, gingst du meist stumm und verdrossen neben uns einher.“

„Bedauert!“ Sein Lachen klang bitter.

Es schmerzte Freuke aufrichtig. Sie hatte ihn trösten, bei Gott, nicht verlegen wollen!

„Pfui Deibel, Mitleid!“ Gerold Bedhusen sprang auf. „Ich will kein Mitleid! Spar dir's für den andern!“

Es war wieder die Eifersucht, die aus ihm sprach. Aber in diesen Augenblicken hatte Freuke für sie kein Ohr.

Der erregte Sprecher zuckte, wie über seine eigenen Worte erschreckt, in sich zusammen. Sein tiefes, brennendes Auge suchte kurz das Gesicht der Pflegegeschwester. Aber nur die alte Gelassenheit, durch einen letzten Hauch des Mitleids für ihn verklärt, stand auf ihm zu lesen.

„Schluß!“ entschied er grob. Er nahm den Leuchter vom Nebentisch und verschwand, abwechselnd hustend

und sich räuspernd, hinter der Tür in seiner Kammer. Das ungeliebte Ende dieses im übrigen harmonischen, fast stimmungsvollen Abends änderte im Verkehr zwischen den beiden Hausgenossen in der Folgezeit nichts.

Freuke hielt ihre größere Anteilnahme für alles, was ihren Pflegebruder betraf, seit jener kurzen, schroffen Auseinandersetzung mit ihm still, beinahe ängstlich in sich verschlossen. Sie bedauerte den armen Menschen wegen seiner unleidig schweren Natur und nahm sich vor, Gerolds grüblerischem Wesen, das ihrem eigenen Wesen so fremd war, mit liebevollem Verständnis und mit Rücksicht zu begegnen.

Sie war dem Hausherrn dafür dankbar, daß er ihr scheinbar nichts nachtrug. Er weichte sie nach wie vor — ja, noch gründlicher als bisher — in alles ein, womit er sich abends in ihrer Gegenwart zu beschäftigen pflegte. Sie staunte über Gerolds Belesenheit und über die reichen Kenntnisse, die er sich in einsamer Gedankenarbeit angeeignet hatte, ohne je von einem der Seinen, weder von Vater noch von Mutter, darin recht verstanden worden zu sein. Schweres Unrecht war jenem geschehen, der plötzlich in ihren Augen nicht mehr der „Kleine“ war. Furcht, eine fühlbare Bekommenheit beschlich sie, wenn sein Mund von den Geheimnissen der Natur sprach, als lese Gerold in ihnen wie in einem vor ihm aufgeschlagen daliegenden Buch, hierin ganz wie sein verstorbener Vater, aber ihrer Meinung nach gelehrter, eingehender — ganz unergründlich tief und ihr auf jeden Fall oft völlig unverständlich.

Und die gleiche Furcht, nur verstärkt, sobald Freuke seine dunklen, warm leuchtenden Augen auf sich gerichtet fühlte, nachdem sie ihm ein bescheidenes Wort der Anerkennung gezollt hatte, obwohl es ihr bei ihrer ungleichen Art oft dumm und manchmal sogar kindisch erschien. Aber weil ihr Lob ihn offenbar zufrieden stimmte, überwand sie sich, schon um ihn bei Laune zu erhalten und sich ihm gegenüber ausprechen zu dürfen, wenn ihr die Sorge um Hermann das Herz im Übermaß beschwerte.

Schlummerlose Nächte. Denn die November- und die Dezemberstürme heulten vor allem beängstigend laut um die Giebel über der Bedhusenschen Bodenkammer. Bei plötzlich stärkeren Windstößen pflegte Freuke emporzufliegen und auch wohl Licht zu machen. Dann saß sie aufrecht in ihrem Bett und wachte. Tränen fand sie für ihren Seemann nicht, auch selten Gebete. Meist saß sie still und aufrecht da, bis die Kerze niedergebrannt und Freuke vor Müdigkeit doch eingeschlafen war — traumlos!

Und als Vorspiel ruheloser Nachstunden allabendlich die nämlichen Stimmen pfeifend und fauchend im Ofenloch, da Hermanns Braut dem Hausherrn mit der Nahrung gegenüber saß und ein tiefer Haß das Gejammer der Sturmgeister und den harten Regenschlag, der gegen die Fenster klatzte, meist ergebnislos zu über-tönen versuchte.

Schon hatte der Hausherr im stillen frohlockt, Freukes Gedanken durch seine eigene größere Lebhaftigkeit, zu der er sich ihretwegen müheelos zwang, planmäßig zu sich herübergeholt oder doch mehr von dem, den es mit

allen erlaubten Mitteln aus dem Feld zu schlagen galt, abgelenkt zu haben. Als der Sturm — nun schon seit vielen Tagen — gegen die Nachtzeit heftiger in den Schornstein gefahren und die Worte des bekümmert dreinschauenden Mädchens spärlicher geflossen waren, hatte er seine Vorlesung begonnen. Auf Freutes Liebe zu den Tieren bauend, war er am Ende auf Geschichten aus dem Tierleben verfallen.

Auch heute lag wieder das Buch in einem seiner anziehendsten Kapitel aufgeschlagen auf dem Tisch. Der Vorleser hatte mit ungeschwächter Kraft begonnen, während seine Blicke dann und wann verstohlen über den Rand der Seiten hinwegglitten. Doch Freute noch immer nicht Ohr!

Völlig zerstreut, den ruhenden Faden im Schoß und den Kopf leicht zur Seite geneigt, saß die Hörerin da, wohl lauschend, aber hinüberlauschend in eine andere, ganz andere Welt, wo zürnend, wild aufschäumend die Wogen donnern, wo ein Riß in der Brandung droht und um Schiff und Leben Hermann Bedhusen kämpft!

„Freute, da will ich lieber mein Buch zuklappen!“

Also angerufen, kam die Lauscherin zu sich. Nicht verworren oder verstört, ganz klar und ruhig: „Ja, bitte! Man ist mit seinen Gedanken jetzt doch nicht am rechten Ort! Hör — hör nur! Mein Gott —“

Auch Gerold Bedhusen war plötzlich emporgesprungen. Der Sturm hatte einen Stein im Schornstein gelöst, der laut polternd durchs Ofenrohr in das Feuer prasselte.

Der Hausherr besah sich den Schaden. Er zertrat die Funken vor dem Ofenrost. „Laß gegen Abend das Heizen, solange es stürmt!“ Aus seiner Stimme sprach verhaltener Jörn zu ihr.

„Du mußt mich doch verstehen, Gerold!“

„Ach — ja, verstehen! Abend für Abend das gleiche Lied! Die Braut eines Seemanns heult mit dem Wind! Ist immer so gewesen! Muß wohl so sein! Mein Bedauern kannst du wirklich nicht verlangen! Dein freier Wille war's doch! Wer keine Sorgen hat, der schafft sich welche! Warum hast du eine Wasserratte genommen? Wer wie du Behaglichkeit und Nachtruhe liebt, tät schlauer, daheim zu bleiben. Zeit Lebens wirst du um den da auf dem Ozean in Angsten schweben. Wer leichtes Blut wie der da“ — er wies mit der Hand nach dem Bild hinüber — „wie unser Weltbummler in seinen Andern hat, läßt sich nicht festhalten. Glaubst du, daß so einer bei dir aushält, wenn er wirklich mal heimkehrt und dich heiratet?“

„Du hast für uns kein Verständnis. Die alte Geschichte!“ erwiderte Freute. „Klagen tu ich auch nicht. Das redest du dir immer so ein! Du weißt auch, daß ich dir gern zuhöre, dir dankbar bin, aber zuhören bei dem Sturm jetzt.“ — Sie nahm ihren Handatlas vom Pult, schlug ihn zielsicher auf und fuhr mit dem Finger an der afrikanischen Küste entlang bis ans Kap. „Kap der Guten Hoffnung!“ sagte sie laut. „Ich habe so große Hoffnung, gerade weil es dies gute Kap ist!“

„Hm,“ machte er, „hm — so!“

„Ja, Gerold! Und er wird jetzt dort sein. Das mußt du doch besser wissen als ich! Aber du weichst mir stets aus, wenn ich danach frage. Ich kenne die Entfernung“

— sie maß mit gespreizten Fingern nach — „die Zeit nicht so genau wie du. Sicher ist er an seinem Ziel. Und die Stürme, die heute in unserer Besermündung wühlen, können ihm dort nichts anhaben. Darum“ — Freute sah lächelnd auf — „nenne ich's das gute, liebe Kap und will diese Nacht trotz des heulenden Sturmes ruhig von ihm träumen!“

„Du träumst wohl da unter dem Giebel sehr viel und — gut?“ forschte der Lauscher auf seinem Sorgenstuhl.

„Leider — kaum! Ich habe Hermann gegenüber vielleicht ein zu reines Gewissen!“

„Ha!“ lachte er auf, „könnte das jeder sagen! Mir träumt bekanntlich sehr häufig. Aber meine Träume“ — seine Stimme klang merklich gedämpft — „ich weiß nicht — was hab ich denn gegen den Seemann da verbrochen? Ich wünsche mir nach all der Drecherei endlich mal eine Nacht mit gesundem, traumlosem Schlaf!“

„Und ich,“ hielt sie ihm Widerpart, „wünsche mir einen langen — langen Traum!“

„Gut Nacht!“ hieß es plötzlich.

Doch als der Hausherr sich erhob, um zu gehen: „Du liebe, dumme Diefse, natürlich kann er jetzt bei schneller Fahrt da sein! Ob glücklich?“ . . .

Schon zwischen Tür und Angel zog er die Schultern hoch. Drinnen in der Kammer ließ er sie flink fallen. „Ich — zweifle! Glaube es — kaum!“ . . .

Ein paar Tage vor dem Fest erklärte Freutes Gebieter in allerbesten Laune: „Deinetwegen halte ich's für angebracht, die Feiertage nicht so allein zuzubringen. Ins Haus paßt kein Frohsinn. Aber wenn es dir lieb ist, laden wir uns bei den Ullmers zu Gast.“

Seine überraschend fürsorgliche Art nahm Freute dankbar auf. Ubrigens war ihr die Ausführung seines Vorschlags gleich.

„Ein Zeichen, daß sie sich wohler bei mir im Haus fühlt, als sie zugibt!“ quittierte Gerold Bedhusen nicht minder erfreut.

Noch vor Vesper des zweiten Festtages wanderte das Paar, einen Umweg beschreibend, auf dem Deich nach Rechtsfleth.

Klar und eisfrisch stand die Luft, die Gerold und Freute durchschnitten. Jeder einzelne Baum, jedes einzelne Haus trat scharf — blauweiß wie Kristall — aus dem Frühdämmer hervor. Dabei herrschte Windstille. So wirkte die Kälte nicht unangenehm.

Auf den Braden tummelte sich die Jugend.

„Könnten morgen auch Schlittschuh fahren!“ meinte Freute.

Ihr Begleiter zog ein süßsaures Gesicht.

Gleich lenkte sie ein: „Ganz wie du willst! Hm, weiß wohl, Hermann sagte immer: Du machtest auf dem Eis keine gute Figur! Glaub es ja nicht! Wir haben dich früher nur aus Dummheit und Übermut so gespaßt. Es machte uns Spaß, dich hernach immer so wütend zu sehen. Heute, Gerold — ich tät es, weiß Gott, nicht!“

„Na — und warum denn nicht?“

„Weil du mir jetzt viel — ja, viel zu unheimlich bist!“

„Unheimlich?“ Gerold Bedhusen horchte erschrocken auf und starrte die Sprecherin an.

„Ja, du mit deiner Gelehrsamkeit und — auch sonst wohl noch so! Du bist darin eben ganz wie dein Vater — ja, noch schlimmer! Man sollte wirklich manchmal meinen — so wie heute morgen, als du mir deinen Traum von den Leichen hier in den Bräden zum besten

gabst — du hättest selber schon einen halben, wenn nicht ganzen Menschen auf dem Gewissen! Dabei bist du, abgesehen von deiner versteckten Heftigkeit, doch an sich furchtbar gut!“

(Fortsetzung folgt.)

Das Stuttgarter Hoftheater.

Von Walter Bloem. — Hierzu 4 Aufnahmen.

Im deutschen Theaterleben der Gegenwart stellt die Gruppe der Hoftheater einen durch scharfe Sonderart gekennzeichneten Typus dar. Während zurzeit auch die sogenannten Stadttheater meist an einen privaten Unternehmer verpachtet werden und somit, von einer in der Regel unverhältnismäßig geringen städtischen Subvention etwa abgesehen, als reine Geschäftstheater anzusehen sind, haben die Hoftheater, bis auf vorübergehende Schwankungen in einzelnen Fällen, stets unter der Herrschaft des sogenannten Intendantensystems gestanden, d. h., sie wurden für Rechnung und Gefahr der Krone geführt, und zwar nicht als gewerbliche Unternehmungen, deren Zweck die Erzielung eines Gewinnüberschusses gewesen wäre, sondern als öffentliche Kunstanstalten, deren Unterhaltung, möchte diese selbst erhebliche Zubußen erfordern, als ein „nobile officium“ der Krone betrachtet wurde, und in deren Etat die Einnahmen aus Eintritts- und Abonnementsgeldern des zugelassenen Publikums nur einen mehr oder minder namhaften Zuschuß bedeuteten, nicht aber die wirtschaftliche Basis des ganzen Unternehmens.

Indem so die Hoftheater von dem finanziellen Ertragnis ihres Betriebes in vergleichsweise hohem Grad unabhängig waren, sahen sie sich in der Lage, ihren Spielplan in erster Linie durch künstlerische Rücksichten bestimmen zu lassen und dem Tagesgeschmack weit weniger Entgegenkommen zu beweisen als die reinen Geschäftstheater.

War indessen die Rücksicht auf das Publikum als Hemmungsfaktor einer freien Entwicklung in der Richtung auf rein künstlerische Ziele ausgeschaltet oder doch in zweiter Linie gerückt, so machte sich um so entschiedener, unter Umständen verhängnisvoller der Einfluß jener Macht geltend, in der die Hoftheater ihre Brotherrin zu erblicken hatten: der Einfluß der Krone. Die Geschichte aller Hoftheater weist die deutlichen Spuren jener Schwankungen des Geschicks auf, die das größere oder geringere Interesse des jeweiligen Monarchen für die Theaterkunst, sein Geschmack und etwa auch gewisse Gepflogenheiten seines Privatlebens mit Notwendigkeit auf das Hoftheater ausüben mußten, dessen Hausherr er war.

Daß neben diesen beiden Kennzeichen des Hoftheaterbetriebes — dem Zurücktreten der Publikumseinflüsse und dem Vorwiegen der monarchischen und höfischen — die Person des jeweiligen Leiters für die Entwicklung auch der Hoftheater von ausschlaggebender Bedeutung sein mußte, dieses Schicksal teilen die Hoftheater mit den Privattheatern. Aber dennoch tritt auch hier bei den Hoftheatern eine besondere Erscheinung auf. Zum Leiter eines Geschäftstheaters werden im Regelfall nur Persönlichkeiten berufen, die den Nachweis ihrer Tüchtigkeit bereits an anderer Stelle oder in untergeordneter Stellung bewiesen haben. Zum mindesten aber Leute,

die bereit sind, durch Übernahme des finanziellen Risikos der Unternehmung ihr persönliches Schicksal mit dem des Theaterbetriebs zu identifizieren. Ganz anders bei den Hoftheatern: hier erscheint es fast als Regel, daß von Seiten der Krone mit der Leitung nicht ein eigentlicher Theaterfachmann, geschweige denn ein rein geschäftlicher Unternehmer beauftragt wird, sondern ein „Kavalier“, das heißt also eine Persönlichkeit aus der unmittelbaren Umgebung des Monarchen, aus der Hofgesellschaft oder doch, wenn in diesen Kreisen keine in Betracht kommende Kraft vorhanden sein sollte, ein Mann aus gesellschaftlich gleichgeachteten Kreisen, aus den Kreisen der „Hoffähigen“, kurz ein Mann von Adel.

Dies Prinzip, die Leitung des Hoftheaters als eine „Hofstellung“ zu behandeln, hat für die Stellung der deutschen Hoftheater im deutschen Bühnenleben einschneidende Folgen gehabt. Auf der einen Seite läßt es sich nicht bestreiten, daß es seine Vorteile hatte, wenn das Hoftheater einer Persönlichkeit unterstellt wurde, die an gesellschaftlichem Rang über den weitaus größten Teil des Kunst- und Verwaltungspersonals hinausragte, und die in den Kreisen der Hofgesellschaft als ebenbürtig und der gleichen Kaste angehörig angesehen wurde. Auf der andern Seite durfte es, wie die Lebens- und Erziehungsgepflogenheiten des deutschen Adels nun einmal sind, als Regel gelten, daß der Erbkore der Krone, wenn er aus höfisch akkreditierten Kreisen hervorgegangen war, weder an allgemeiner umfassender Geistesbildung noch auch an speziell theaterfachlicher Schulung den Ansprüchen gewachsen war, die eine künstlerisch vollwertige Bühnenleitung an die Person ihres Inhabers stellt.

Diese typischen Züge, die in der Geschichte aller deutschen Hoftheater bestimmend auftreten, lassen sich in ihrer Regelwirkung und auch in ihren bedeutungsvollen Ausnahmen in der Entwicklung jenes Kunstinstituts verfolgen, das in diesen Wochen an dem vielleicht bedeutungsvollsten Wendepunkt seines hochinteressanten und wechselvollen Geschicks steht: am Stuttgarter Hoftheater. In bezug auf Unabhängigkeit von materiellen Rücksichten hat die Bühne der württembergischen Monarchen Zeiten durchgemacht, die ihr ein fast von jeder Erden schwere befreites, geradezu olympisch sorgenloses Emporblühen gestatteten, und andere, in denen ein System peinlich ängstlicher Bevormundung seitens der finanziellen Aufsichtsbehörden jede Möglichkeit eines künstlerischen Aufschwungs lahmlegte. Die Teilnahme der Herrscher an den Geschicken des Instituts hat im Lauf der Jahrhunderte alle Temperaturschwankungen von sonnigster Gnadenfülle bis zu frostigster Gleichgültigkeit durchgemessen. Und in Hinsicht auf die Leitung hat es die Krone nicht an Experimenten nach jeder denkbaren Richtung fehlen lassen. Kavaliers von geradezu spezifischer Begabung für diese Aufgabe, vollreife menschliche

und künstlerische Persönlichkeiten aus Adelsstreifen haben an der Spitze der Hofbühne gestanden und solche von erschreckender Talentlosigkeit und erstaunlichem Mangel an jeglicher Qualifikation. . . . Zuzeiten hat man es mit Kollegien aus Fachleuten oder mit einer Zweitöpfigkeit des Regimes versucht, und Jahrzehnte hindurch haben auch anstatt der Hofleute bürgerliche Literaten und Theaterpraktiker der Bühne vorgestanden. So bietet die Geschichte des Stuttgarter Hoftheaters, wie sie Rudolf Krauß in seinem grundlegenden Werk*) dargestellt hat, einen falseidopischen Vorüberflug wohl aller denkbaren Möglichkeiten, die an einem Hoftheaterbetrieb nur irgend sich kombinieren lassen möchten. —

In dem Augenblick, da das württembergische Hoftheater sich aufrichtet, das neue, glänzende Doppelhaus zu beziehen, das die Entschließung des Königs in Verbindung mit den Leistungen des Staates Württemberg, den Zuschüssen der Stadt Stuttgart und den Spenden zahlreicher privater Freunde des Instituts erstehen ließ, befindet sich die Hofbühne inmitten einer langen Periode einer unvergleichlich stetigen und zielbewußten Entwicklung. Der regierende König Wilhelm II. berief schon ein halbes Jahr nach seinem am 6. Oktober 1891 erfolgten Regierungsantritt auf den kurz zuvor durch den Rücktritt des Geheimen Hofrats Friedrich Kidaish vakant gemordenen Posten eines Leiters des Königl. Württembergischen Hoftheaters einen in badischen Diensten stehenden jugendlichen Offizier, Joachim Gans Edlen Herrn zu Puttli, einen Mann, dessen Jugend schon durch die Persönlichkeit seines Vaters die engsten Beziehungen zum Theaterleben gehabt hatte. Dieser letztere, der Baron Gustav zu Puttli, war von 1863—1867 Intendant des Hoftheaters zu Schwerin und von 1873—1889 Generaldirektor des Hoftheaters zu Karlsruhe gewesen. Er war aber auch als vielseitiger Schriftsteller hervorgetreten, hatte eine ganze Reihe von Romanen und Novellen verfaßt, hatte eine zweibändige Biographie Immermanns geschrieben und sich insbesondere als Bühnenschriftsteller einen europäischen Namen gemacht. Wer hätte nicht schon einmal seinen kostbaren Schwant „Das Schwert des Damokles“ belacht? Außer seinen allbeliebten Lustspielen hatte Gustav zu Puttli auch mehrere ernste Dramen geschrieben, von denen „Das Testament des Großen Kurfürsten“ den stärksten Erfolg davongetragen hat. So kam der neue Intendant der württembergischen Hofbühne aus einem ganz theaternahen Heimatmilieu, und auch seine militärische Laufbahn hatte ihn auf einem Umweg wieder in den Bann des Theaters zurückgeführt. Ein Kommando zur Kriegsakademie nach Berlin hatte dem jungen Soldaten Gelegenheit gegeben, als Schüler Adolph L'Arronges aus nächster Nähe jene erste große Blüteperiode des Deutschen Theaters schauend und lernend mitzuerleben.

Seit zwanzig Jahren ist nunmehr dem Stuttgarter Hoftheater die unveränderte Gunst eines hochherzigen Monarchen und die kraftvolle und weitsichtige Leitung eines Intendanten von außergewöhnlich glücklicher Zusammenfügung des Naturels erhalten geblieben. In der Person der Königin Charlotte aber hat die Hofbühne noch eine besondere Gönnerin, deren tiefes Verständnis und Interesse gerade für die moderne Bühnenliteratur, deren frische, jeder Enge abholde Empfänglichkeit für das Streben unserer Tage allen jenen Männern, die an der

Ausgestaltung des Repertoires mitzuarbeiten haben, ihre Aufgabe in bedeutungsvoller Weise erleichtern. So wird man es denn mir, der ich mich seit einem Jahr freudig in den Dienst des Instituts gestellt habe, nicht mißdeuten, wenn ich es ausspreche, was ganz Deutschland weiß, daß es unter den bestehenden Verhältnissen eine Lust ist, an Stuttgart's Hofbühne zu wirken.

Der einzige Fleck in dem hellen Bild einer so gesund wie erfolgreich schaffenden Kunstanstalt ist eine gewisse Indifferenz des Stuttgarter Publikums. Die Krauß'sche Theatergeschichte läßt diese bedauerliche Erscheinung als einen nun schon seit Jahrhunderten bestehenden chronischen Zustand erkennen. Er hängt mit dem ganzen Wesen des Schwaben zusammen, das einer stark innerlichen Auffassung des Daseins zugewandt ist und den Schwerpunkt seiner Freuden in religiöser Vertiefung und in dem Glück einer harmonischen Häuslichkeit und eines innigen Familienlebens sucht. Eine sehr sympathische, eine sehr deutsche Veranlagung — nur gerade keine sehr glückliche Grundlage für ein blühendes, glänzendes Theaterleben.

Immerhin: solange noch das ehrwürdige „Lusthaus-Theater“ seine Pforten öffnete und die Tradition von anderthalb Jahrhunderten höflich theatralischer Kunstübung aufrechterhielt, bestand doch ein engeres Verhältnis zwischen Stuttgart's Bürgerschaft und ihrem Hoftheater. Aber die Brandkatastrophe, die in der Nacht vom 19. zum 20. Januar 1902 diesen durch eine unabsehbare Fülle bedeutungsvoller Erinnerungen geweihten Mufentempel in Asche legte, hat zu einem guten Teil dazu beigetragen, jenen beklagenswerten Zustand der Theaterentfremdung beim Stuttgarter Publikum zu erzeugen, wider den die Hoftheaterintendanz seither mit der Kraft der Verzweiflung ankämpfen mußte. Das Interimstheater, das schon im Sommer 1902 unter Leitung des Oberbaurats Weigle erstand, war keineswegs für eine so lange Lebensdauer bestimmt, als es nun ein Jahrzehnt hindurch hat führen müssen. Seine Bühneneinrichtungen entsprechen nur eben gerade den dringendsten Bedürfnissen, sein Zuschauerraum entbehrt nicht eines gewissen Behagens, das Foyer aber und alle Nebenräumlichkeiten, insbesondere die Wandelgänge und die Garderoben, sind von einer so jammervollen, provinziellen Enge und Dürftigkeit, daß der Aufenthalt im Interimstheater weit entfernt ist, jene Empfindungen von Daseinsfreude und Harmonie auszulösen, die der moderne Mensch nun einmal für die Ausfüllung seiner Mufestunden verlangt. — Gerade in dieser Hinsicht entsprechen die Neubauten — dieses sei hier voraus bemerkt — den verwegendsten Anforderungen, und so steht zu hoffen, daß sich zwischen Hoftheater und Bürgerschaft in der Zukunft aufs neue jene Gefühle persönlicher Anhänglichkeit, jene Stimmung des Zum-Bau-Gehörens herausbilden wird, ohne die nun einmal eine volle Blüte des Theaterlebens nicht denkbar ist: in einer Stadt, in der nicht der Fremdenzug, sondern das heimische Stammpublikum das Hauptkontingent der Theaterbesucher stellen muß.

Hatte so die zweite Hälfte des bisherigen Ablaufs der „Ira Puttli“ unter äußerst ungünstigen räumlichen Verhältnissen gestanden, so ist auch ihr innerer Verlauf in eine Periode allgemeinen Rückgangs der dramatischen Produktion und des Theaterinteresses gefallen. Die erste Hälfte dagegen, die Zeit von 1892 bis 1902, stand unter den günstigsten Sternen. Der Naturalismus war eben entdeckt. Die Bühne war zum Forum, zur Rednertribüne geworden, von der herab eine ganze Generation

*) Das Stuttgarter Hoftheater von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart Stuttgart 1908. S. C. Weglersche Buchhandlung.

junger Stürmer und Dränger eine ganz neue Auffassung von Welt, Menschenleben und Gesellschaft verkündete. In breitem Strom hatte sich die Fülle der religiösen, politischen, ethischen und sozialen Probleme der Jahrhundertwende auf die Bühne ergossen. Das Publikum, das in aller Welt und allen Versuchen einer Erziehung zu einer rein ästhetischen Betrachtungsweise künstlerischer Dinge zum Trotz immer an das Stoffliche sich hält und halten wird, wurde durch die Fülle der Beziehungen, die es zwischen dieser neuen Dramatik und den Grundfragen seines eigenen Lebens entdeckte, in Stuttgart wie allerorten zu leidenschaftlicher Anteilnahme aufgerüttelt. Und wie diese ganze dramatische Literatur der Probleme und Fragezeichen nur ein deutscher Ableger des Dramas der großen Skandinavier war, so wurde das eigene Schaffen dieser Männer, der Ibsen und Björnson, der Mittelpunkt des neu erwachten Theaterinteresses und der intensiven Tätigkeit aller modern orientierten Theaterleitungen. Während nun aber fast sämtliche andern Hoftheater unter dem Druck höfischer Einflüsse sich zunächst viele Jahre lang dem Ansturm dieser neuen Bühnenliteratur verschlossen, war Baron Putzli infolge der Weitherzigkeit des Königspaares in der Lage, den ganzen stürmischen Aufschwung des Theaterlebens im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts für seine Bühne fruchtbar machen zu können. Er legte in jener Zeit den Grund für den Ruf kühnen Draufgängertums und schrankenloser Modernität, den seine Bühnenleitung in ganz Deutschland genießt. Im Jahr 1896 wurde am Stuttgarter Hoftheater zum erstenmal in Deutschland ein Ibsen-Zyklus gewagt, und der Dichter selber hat die Auswahl der Stücke zusammengestellt, die damals sein Gesamtchaffen in Stuttgart repräsentieren sollten. Seitdem bilden Ibsenzyklen allwintertlich einen eisernen Bestandteil unferes Repertoires. Zwei Werke der großen Norweger haben sogar in Stuttgart ihre deutsche Uraufführung erlebt. Es waren das Ibsens „Wenn wir Toten erwachen“ und der zweite Teil von Björnsons „Über unsere Kraft“. Wer sich die Vorgänge des letztern Werkes ins Gedächtnis zurückerufen wird zu würdigen wissen, daß dieses Drama dem deutschen Publikum zuerst seitens eines Hoftheaters dargeboten wurde. . . .

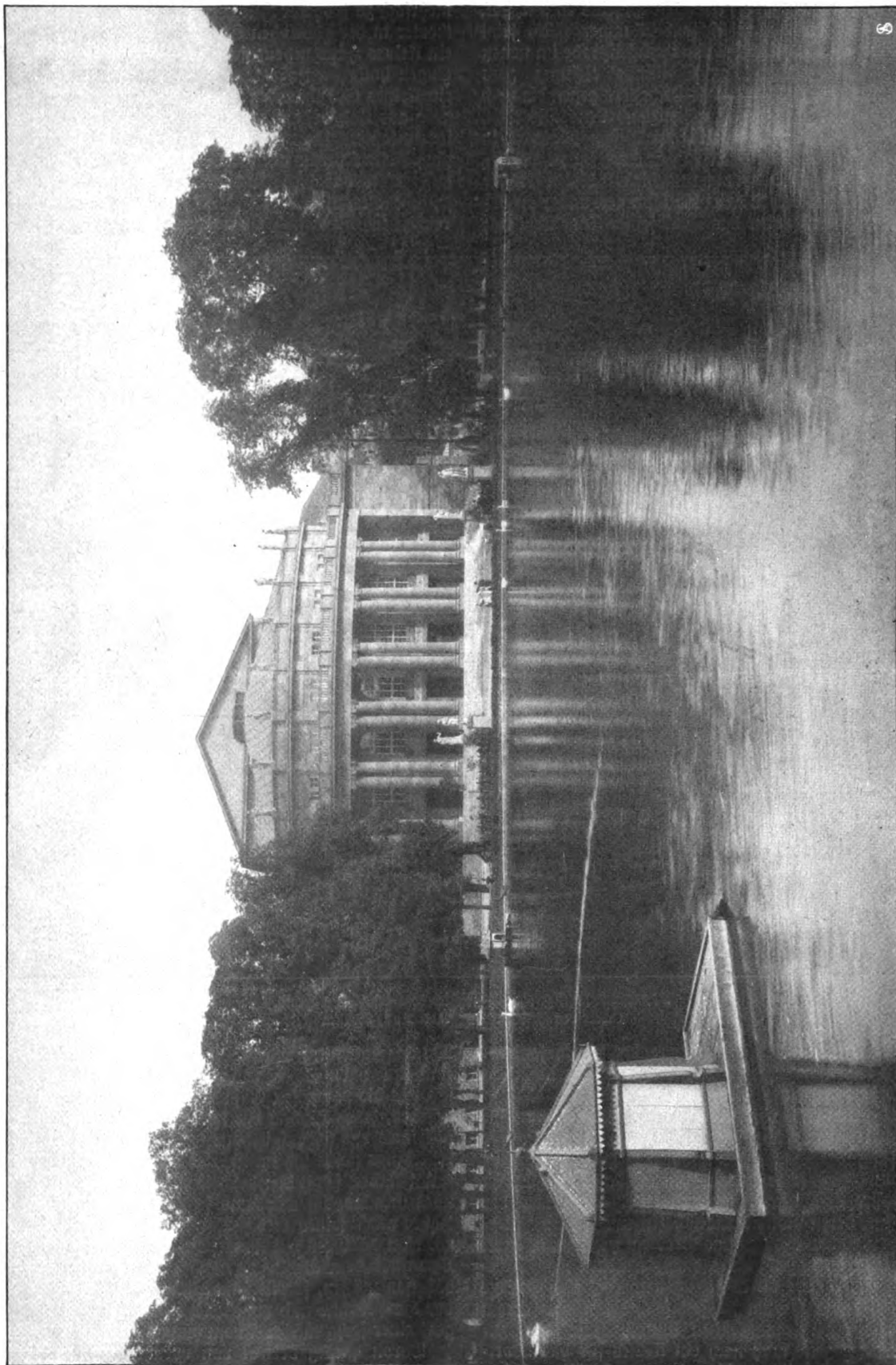
In der Oper vollendete die Ara Putzli das von den Vorgängern bereits begonnene Werk der Popularisierung Richard Wagners. Zwar waren nur noch „Siegfried“ und „Tristan und Isolde“ rückständig, allein Baron Putzli vermochte den Wagnerkultus in Stuttgart derartig zu befestigen, daß die Ländramen des Meisters heute den Kernpunkt des gesamten Opernrepertoires bilden, und daß zyklische Vorführungen des „Ringes“ allwintertlich dargeboten werden können. In jüngster Zeit ist das Werk Richard Strauß' hinzugekommen, und es ist bereits allbekannt, daß seine neueste Schöpfung, die von ganz Europa mit Spannung erwartete „Ariadne auf Naxos“, im Oktober in Stuttgart ihre Uraufführung erleben wird.

Hat so die Oper auch in letzter Zeit noch magnetisch wirkende Schöpfungen dem Repertoire zur Verfügung gestellt, so gestaltete sich die Anziehungskraft des Schauspiels in der zweiten Dekade der Wirksamkeit des Generalintendanten erheblich weniger günstig. Die höchstgesteigerte Produktion der neunziger Jahre hatte mit dem Schatz der dramatisch verwertbaren Probleme des Gegenwartslebens einen Raubbau getrieben, der sich an jener ganzen Generation von Schaffenden selbst durch

frühzeitiges Versagen der Kraft gerächt hat. Die Wirksamkeit Max Reinhardts, so starke Impulse sie dem Theaterleben der unmittelbarsten Gegenwart nach der rein theatralischen Seite der Bühnenkunst immer gegeben hat, suchte ihre Stärke in der Wiederbelebung des ungeheuren Vermögens der Vergangenheit, während ihre hochgespannte Energie dem Schaffen der Lebenden nur insoweit zugute kam, als ihre Werke etwa Gelegenheit zur Entfaltung der Machtmittel gaben, in denen das System Reinhardt sich am liebsten auslebt: Bühnenbilder von eindringlichem Farbenpomp, von fester Stilisierung. . . . Das Gesellschaftsdrama der Gegenwart, das Drama in Mittel und Grad, blieb, verschwindende Ausnahmen ungerechnet, von den Reinhardtischen Bühnen verbannt, auf denen Mantel und Degen regieren. —

So mußte das Schauspiel, wie überall, auch am Stuttgarter Hoftheater im zweiten Jahrzehnt der Wirksamkeit des Barons Putzli der mächtigen Unterstützung einer kraftvoll aufblühenden dramatischen Produktion entbehren, die ihr im ersten Jahrzehnt so glücklich zur Seite gestanden hatte. Wenn Putzli trotzdem auch in dieser Periode seinem Grundsatz getreu geblieben ist, das Schaffen der lebenden Bühnendichter nach Kräften zu unterstützen, so läßt es sich doch nicht verkennen, daß sein mutiges und energisches Eintreten für die Lebenden ihm in der zweiten Hälfte seiner bisherigen Bühnenleitung nicht den verdienten Lohn gebracht hat. Das hängt indessen mit der allgemeinen Lage des deutschen Theaterlebens zusammen, und eben angesichts des allbeklagten Rückgangs der „Konjunktur“ für das Wortdrama ist Putzli's unerfahrene Beharrlichkeit um so höher zu bewerten.

So ungefähr stellt sich das Bild der bisherigen Ara Putzli auch für den Außenstehenden dar. Aber nur wer Gelegenheit hatte, im inneren Betrieb der Stuttgarter Hofbühne in der Zeit des Interims-theaters und der Bauperiode zu stehen, kann sich eine Vorstellung von den unerhörten Anforderungen machen, die die Aufrechterhaltung eines gedeihlichen Bühnenlebens in dieser Zeit an die Geistes-, Herzens- und Nervenkraft des Generalintendanten gestellt hat. Unter denkbar beschränkten räumlichen Verhältnissen, bei stark rückläufiger Bewegung der dramatischen Produktion und abflauendem Interesse des Publikums das Schaffen und den Ruf des Hoftheaters auf der stolzen Höhe zu erhalten, auf die er selbst es unter den glücklicheren Verhältnissen der ersten Hälfte seiner bisherigen Amtsdauer emporgehoben, und gleichzeitig die Herkulesarbeit zu leisten, deren unfähige Mühlen nun endlich in der Vollendung der Neubauten ihre Krönung erhalten sollen — diese riesenmäßige Leistung voll zu schätzen, sind wohl heute nur die Getreuen seiner unmittelbaren Umgebung in der Lage. Es ist hier nicht der Ort, die vielseitige Wirksamkeit zu würdigen, die Baron Putzli neben den Pflichten seiner eigentlichen Amtstätigkeit als einflußreicher Vizepräsident des „Deutschen Bühnenvereins“ und in seinen zahlreichen andern Ehrenämtern entfaltet hat. Aber wer irgend in der Lage ist, sich ein Bild von der bisherigen Tätigkeit des Generalintendanten des württembergischen Hoftheaters zu machen, wird mit uns allen, denen es vergönnt ist, unter seiner Führung demnächst in den neuen Häusern unsern offiziellen Einzug zu halten, dem hochverdienten und allverehrten Mann das Glück einer Erfüllungstunde gönnen, die den Höhepunkt der Lebensarbeit eines von nie veragender Tatkraft und unverwüßlichem Glauben

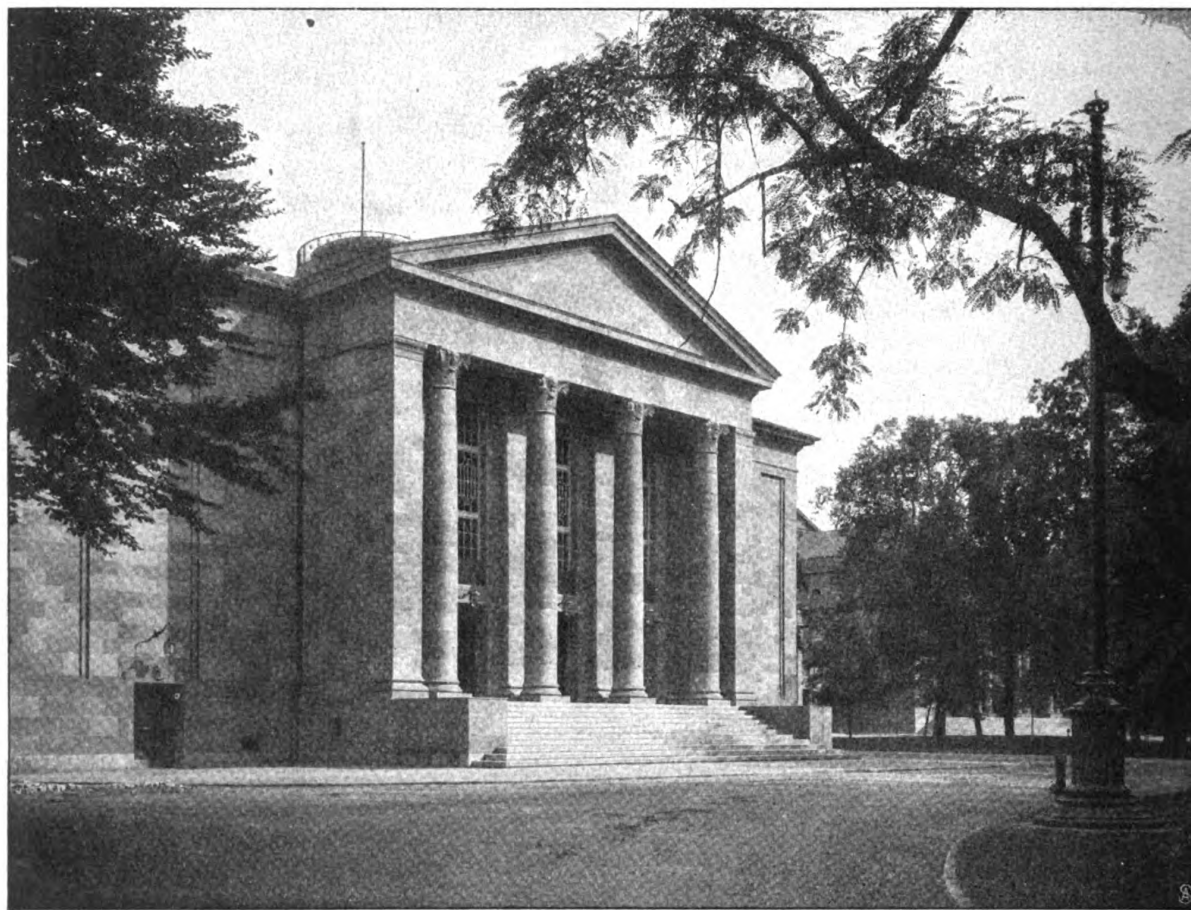


Das neue Stuttgarter Hoftheater: Das große Haus.
 Erbaut von Professor Max Littmann, München.

Mit Genehmigung der Seingebäudeverwaltung Stuttgart in Stuttgart.

an die eigene Aufgabe gestählten Daseins bilden soll. Mir persönlich wird der Augenblick unvergeßlich sein, als vor wenigen Wochen bei einer Akustikprobe im neuen großen Hause unter Mag Schillings' Leitung zum erstenmal die vollen Wogen des Orchesters gegen die noch feuchten Wände des Neubaus anbrandeten. Die tiefe, unhemmbare Erschütterung, die in diesem Moment in den sonst so gelassen heiteren Zügen Joachim zu Puttlig' zuckte und bebte, hat jedem von uns, die wir diesen Augenblick miterlebten, das Bild eines Mannes unverlöschlich in die Seele geprägt, der das Werk seiner Tage nicht nur

mehrfach zu früherer Zeit hatte sich das Stuttgarter Hoftheater in der glücklichen Lage befunden, ein großes und ein kleines Haus nebeneinander zu besitzen. Herzog Karl Eugen hatte im Jahr 1780 neben dem Lusthaustheater ein kleines Spielhaus an der Planie errichten lassen, das ganz aus Holz bestand und wenig über sechshundert Personen faßte. Unter der Regierung seines Nachfolgers ging dieses Theater am 17. September 1802 in Flammen auf. Aber das Bedürfnis, neben dem großen, nur für festliche Veranstaltungen und außergewöhnlich zahlreichen Theaterbesuch eingerichteten Haus ein kleineres



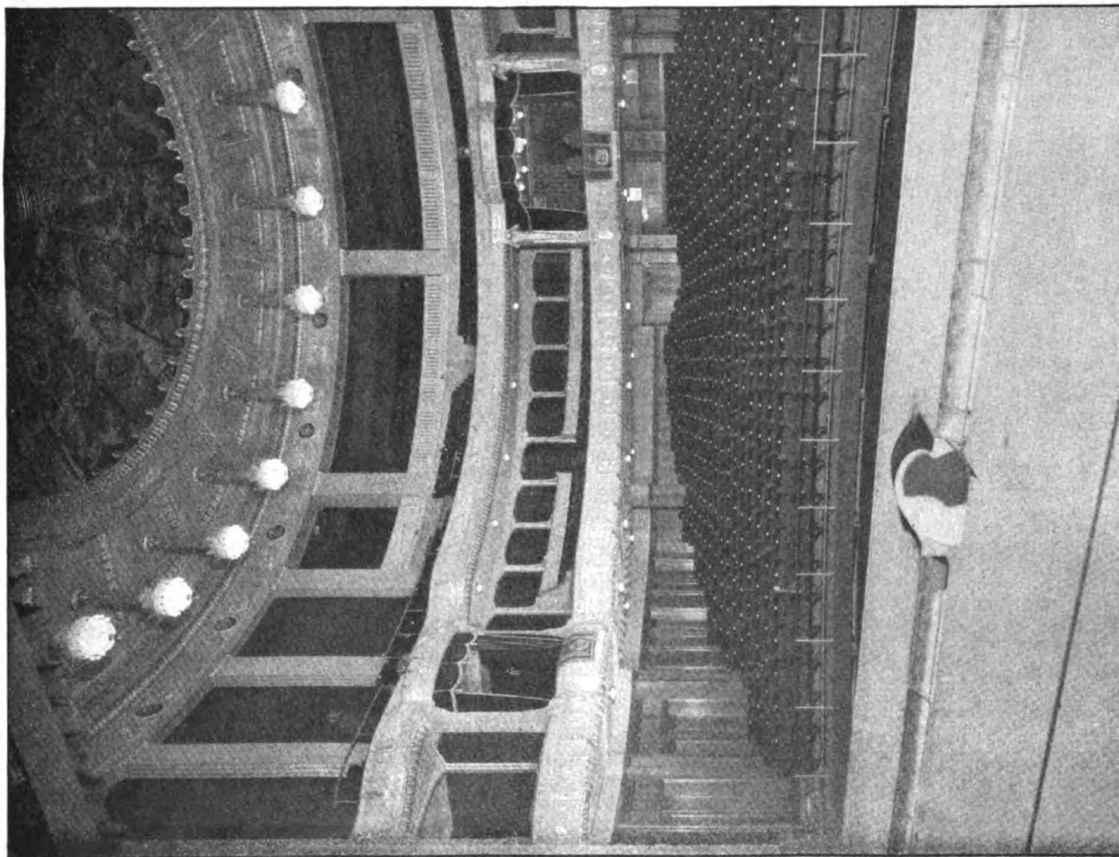
Das neue Stuttgarter Hoftheater: Das kleine Haus.
Erbaut von Professor Mag Littmann, Münster.

mit klarem Kopf und rüstig zupackender Faust, sondern mit dem leidenschaftlichen Mitschwingen seines innersten Herzens betreibt.

Welch eine Fülle von Widerwärtigkeiten zu überwinden war, bis der endgültige Ersatz für das Opfer der Brandkatastrophe von 1902 in Betrieb genommen werden konnte, geht schon daraus hervor, daß das Interim zehn Jahre in Anspruch genommen hat. Neben der Platzfrage, deren verschiedene Phasen nur lokales Interesse haben, war vor allem das Problem zu lösen, ob man sich mit der Errichtung eines einzigen neuen Hauses begnügen dürfe, oder ob es gelingen werde, eine Anlage wahrhaft großen Stils zu schaffen, die neben einem Haus von etwa dem gleichen Umfang wie das zugrunde gegangene auch noch ein kleines für das Wort- und Lendrama intimen Charakters umschloffe. Schon

Theater zu besitzen, war schon damals so gebieterisch, daß man im alten Schloßgraben, an der Stelle, an der sich jetzt die pompösen Säulenstellungen des Königsbaus erheben, durch Umbau des dort vorhandenen Reithauses abermals ein Schauspielhaus zu gewinnen versuchte. Allerdings stellte sich im Betrieb heraus, daß dieser Not- und Flickbau selbst den bescheidensten Ansprüchen gegenüber unzulänglich war, und so ließ man ihn schon acht Jahre nach seiner Eröffnung wieder eingehen. Vom 29. Mai 1840 an hat dann das Wilhelma-Theater in Cannstatt dem Bedürfnis nach einem intimeren Haus abhelfen müssen, soweit seine räumliche Entfernung von der Hauptbühne und vom Mittelpunkt der Stadt Stuttgart einer sachgemäßen Ausnutzung nicht im Wege stand.

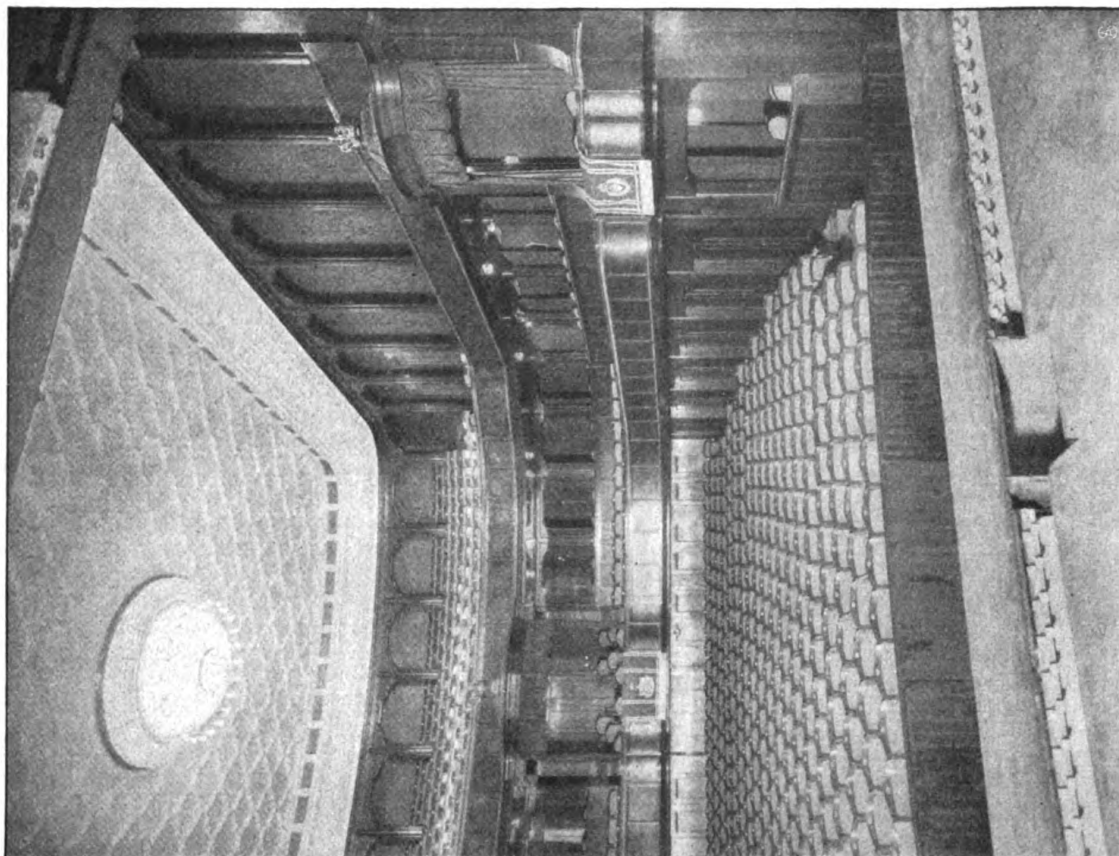
Baron Puttlig vertrat von vornherein den Standpunkt, daß ein Doppelhaus entstehen müsse. Der alte,



Der Zuschauerraum des großen Saales.

Mit Genehmigung der Verlagsanstalt Magdeburger Hof in Zornhof.

Architekt Professor Max Littmann, München.



Der Zuschauerraum des kleinen Saales.

schon von Schinkel mit Nachdruck vertretene Gedanke, daß nur ein Nebeneinander eines großen Hauses für das Drama des hohen Stils und der Massenwirkungen und eines kleinen für das intime Drama eine wahrhaft künstlerische Ausgestaltung der theatralischen Kunstleistung gestatte, leuchtete indessen keineswegs allen beteiligten Körperschaften ein. Zwar der König stand vom ersten Tag an auf Seiten des Generalintendanten. Indessen hatte nach Lage der württembergischen Verfassung auch die Landesvertretung ein Wort mitzureden. In Württemberg gehört das Hoftheater zum Krongut, dieses aber ist Eigentum des Staates und dem jeweiligen Träger der Krone zur Nutznießung überlassen. Der Staat ist verpflichtet, falls Teile des Kronguts durch höhere Gewalt zugrunde gehen, diese zu ersetzen. Die Landesvertretung lehnte auf Grund dieser Rechtslage eine Beteiligung des Staates an der Errichtung zweier Häuser ab und erklärte sich lediglich bereit, zur Erstellung eines dem untergegangenen Theater etwa an Größe gleichkommenden Hauses die immerhin recht erhebliche Summe von vier Millionen Mark zu leisten. Die städtischen Kollegien indessen steuerten eine Million zweihunderttausend Mark zur Errichtung des kleinen Hauses bei, verpflichteten sich ferner auch zur Zahlung eines jährlichen Betriebszuschusses von sechzigtausend Mark, wogegen die Hoftheaterintendanz die Verpflichtung übernehmen mußte, allmählich sechshundertdreißig Vorstellungen zu dem einheitlichen Eintrittspreis von fünfzig Pfennig zu veranstalten. Der unermüdlichen Rührigkeit des Generalintendanten gelang es fernerhin, aus den Händen privater Freunde des Hoftheaters sehr namhafte Spenden zusammenzubringen, deren Gesamtbetrag die Summe von anderthalb Millionen noch um ein erkleckliches übersteigt. Mit diesen bedeutenden Zuschüssen von öffentlicher und privater Seite hat sich die Krone in die Lage versetzt gesehen, einen Komplex zu schaffen, wie er in Deutschland und wohl in der Welt überhaupt seinesgleichen nicht findet.

Eine dreiteilige Anlage ist geschaffen worden, die ihren Platz auf der Stelle des ehemaligen botanischen Gartens am Eingang jener berühmten Anlagen gefunden hat, die als schmales Band sich vom Mittelpunkt Stuttgarts, dem Kgl. Residenzschloß, nach Cannstatt hinunterziehen. Der feierliche Friede der alten Kastanien- und Platanenalleen, der weiten Rasenboskette scheidet die ganze Anlage von Westen von dem geräuschvollen Treiben des Bahnhofsviertels ab. Die Bühnenhäuser sind dem Osten gelegen, und dort zieht sich am hintern Rand der Anlage die wagenbelebte Neckarstraße vorüber, die den Hauptverkehr mit Cannstatt vermittelt. So ist die neue Schaffensheimat des Hoftheaters zwar im Mittelpunkt des städtischen Lebens, dennoch aber an einer Stelle belegen, die das vornehme Behagen einer alten Kulturstätte ausströmt. Das große Haus liegt dem Süden, das kleine dem Norden, dieses ganz eingesponnen in das trauliche Behagen des Parkfriedens. Zwischen beiden Häusern aber zieht sich als lange Flucht das Verwaltungsgebäude hin, dessen Erdgeschoß die Bureaus und Bibliotheken, dessen obere Stockwerke die Magazine für den Garderobensfundus umschließen. Parallel mit diesem Verwaltungsgebäude läuft jenseit eines Binnenhofes ein zweiter Verbindungstrakt, dessen zwei Stockwerk hohes Untergeschoß die Dekorationsmagazine aufgenommen hat, während der Oberstock den in der typischen Stuttgarter Sommerglut nicht gerade allzu wohlthätigen Glaskästen

eines riesigen Malerzimmers beherbergt. Die beiden Häuser und die Zuschauerräume werden von beigelegten Photographien veranschaulicht, deren Wiedergabe mit Genehmigung der Verlagsanstalt Alexander Koch in Darmstadt erfolgt, bei der eine reichillustrierte Sonderpublikation über die königlichen Hoftheater in Stuttgart Mitte September erscheint.

Die Tagesblätter dürften es sich in den nächsten Wochen angelegen sein lassen, das Werk Max Littmanns sowohl als Außenarchitektur wie auch hinsichtlich der Ausbildung der beiden Theateräle nach jeder Richtung hin zu beschreiben und kritisch zu beleuchten. Als Mitglied der Hoftheaterintendanz muß ich diese Wertung der Öffentlichkeit überlassen. Wohl aber kann und darf ich mit Vergnügen berichten, daß die Durchbildung des eigentlichen Bühnenapparats in jeder Hinsicht auf der Höhe moderner Ansprüche steht. In dieser Beziehung dürfte die neue Anlage in den nächsten Monaten ein Wallfahrtsziel der Theatertechniker und Bühnensachleute werden. Was da an elektrischen Aufzügen für Dekorationen, Requisiten und Menschen, an Fernsprechanlagen für die Kommunikation zwischen Regie, Inspektion und Beleuchtungsloge, ja auch zum — Theaterrestaurant hinüber alles eingebaut ist — wer wollte das aufzählen und beschreiben! Ein verstellbarer Bühnenrahmen gestattet die Vergrößerung und Verkleinerung des Bühnenausschnitts. Der hintere Teil des Bühnenbodens kann mittels elektrischen Antriebes auf beliebige Tiefen bis zu zwei Meter gesenkt werden, und zwar beim kleinen Haus in einer, beim großen in zwei Stufen. Beide Häuser sind mit einer seitlich angebrachten Schiebebühne versehen, die die Verwandlungen gleichfalls auf elektrischem Weg binnen weniger Sekunden bewerkstelligt. Auf der Hinterbühne, die wie der Nebenraum der Schiebebühne durch elektrisch betriebene Vorhänge schallisicher abgeschlossen werden kann, läßt sich eine zweite Dekoration fix und fertig aufbauen, um zur Verwandlung auf Rollen an die Rampe bewegt zu werden. Die Beleuchtungsanlage ist selbstverständlich nach dem Vierfarbensystem eingerichtet und gestattet in ihrer Gliederigkeit die feinste Nuancierung der Beleuchtung. Die beiden Bühnenhäuser und das dazwischenliegende Dekorationsmagazin sind durch eine Schwebebahn zur Beförderung größerer Dekorationsstücke verbunden und bilden unter einem Dach eine räumliche Einheit. Wenn ich noch hinzufüge, daß die Erprobung des Ausfalls der Ausstattung schon jetzt den erfreulichen Nachweis geliefert hat, auch diese bedeutungsvollste Schicksalsfrage der neuen Häuser habe eine voll befriedigende Lösung gefunden, so wird mir jeder glauben, daß uns ein Apparat zur Verfügung gestellt worden ist, mit dem arbeiten zu dürfen für den Regisseur eine rechte Künstlerfreude ist.

Was aber dem Generalintendanten vielleicht noch mehr am Herzen gelegen zu haben scheint: die neue Anlage zeigt sich in allen ihren Einzelheiten von einem Geist bedachtamster Fürsorge für das Wohl und Behagen der Künstlerschaft und des technischen Personals befeelt. Die Garderoben, die Konversationszimmer für Solisten, Chor und Orchester, die Probenäle für Chor und Ballett, die Klavierzimmer der Kapellmeister bis herunter zu den geräumigen und luftigen Aufenthaltsräumen für die Bühnenarbeiter, das alles weist eine Raumverschwendung und eine Sorgfalt der Ausstattung auf, wie ich sie an keinem der mir genauer bekannten Theater auch nur annähernd ähnlich gefunden habe.

Alles in allem: hier ist eine Anlage entstanden, die vorbildlich für das ganze deutsche Theaterleben zu werden berufen ist. Das alles darf ich aussprechen nicht als Angestellter des Instituts, sondern als der freie Schriftsteller, der sein Urteil und seine Arbeitskraft in den Dienst der Hoftheaterintendanz und ihres Leiters gestellt hat in der fröhlichen Ueberzeugung, daß es ihm an dieser Stelle vergönnt sein werde, an seinem Teil für die Hebung deutscher Theaterkultur zu wirken. Für die Schwabenstadt aber bedeutet der nahe Tag der Einweihung ihrer Hoftheater einen Wendepunkt ihres

Schicksals. Der Besitz dieser neuen, vollkommenen Theateranlage stellt sie auch äußerlich in die Reihe der deutschen Theaterstädte ersten Ranges. Baron Puttliß aber darf in der Vollendung dieses glanzvollen Wertes die Krönung der aufopfernden Arbeit erblicken, die er durch zwei Jahrzehnte im Dienste hoher Ziele geleistet hat. Er darf in ruhigem Selbstbewußtsein das stolze Wort auf sich anwenden, mit dem Deutschlands größter Dichter den größten Sohn des Schwabenlandes gefeiert hat:

„Er wendete die Blüte höchsten Strebens,
das Leben selbst, an dieses Bild des Lebens.“

Münchener Fremdensaison.

Von Carl Conte Scapinelli. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen von W. Hümmel.

Wer im Sommer München besucht, kommt dorthin, um sich zu erholen und zu vergnügen. O, er hat die besten Vorzüge, dort auch „Kunst zu kneipen“, aber sobald er die ragenden bierkrugähnlichen Kuppeln der

Vergnügungspark angegliedert, dessen Bauten unter der Regide von Künstlern entstanden und ausgestattet wurden, und über den überhaupt in allem eine Künstlerkommission herrscht. Wir wissen, wir fahren gut dabei,



Im Vergnügungspark der Bayerischen Gewerbeausstellung: Der „Teufelstisch“.

Frauentürme sieht, sind alle guten Vorzüge dahin, und er sehnt sich nur mehr statt nach toten Museen: nach Münchner Bier und Münchner Leben.

Weil wir Münchner aber an sich fröhliche Aestheten sind, die niemand kunstungestraft auch nur für Stunden in unsern Straßen wandeln sehen wollen, sind wir von jeher auf die Idee gekommen, auch die Vergnügungen geschildert in Kunst einzuwickeln.

Wir nennen unser Ausstellungssommertheater frischweg „Münchner Künstlertheater“, unsere Tingeltangel „Künstlerfabrikette“ und „Bohème“ oder „Künstlerkneipen“ und haben just dort, wo wir stolz die Erzeugnisse des Münchner und bayerischen Kunstgewerbes zeigen: auf der „Bayerischen Gewerbeausstellung“, gleich einen großen

denn die Herren Maler und Bildhauer vergiften kein Vergnügen, im Gegenteil: sie machen es gern noch toller.

Freilich, ein hübscher Münchner Sommerabend muß es sein, daß alle unsere lieben Gäste aus Nord und Süd Sehnsucht nach einigen Stunden im Freien bekommen, wo man sie bei der Hand nimmt und sie durch den kühn geschwungenen Bogen des Südparks ins heilige, lustige Reich des Vergnügens führt.

Hell und weiß, dann und wann bunt bemalt, liegen in der langen, abwechslungsreichen Zeile die Buden und Stände da, und schon rufen uns Ausrufer an, schon brüllen die Soma in ihrer weißen Tracht und schwingen ihre Lanzen, lustig drehen sich die „Ringelspiele“; wir gehen weiter, um einen Ueberblick

über all das Gebotene zu bekommen, und stehen nun am großen freien Platz vor der Bierhalle, wo ein mächtiges Bassin blumentumstellt seine Wasser rauschen läßt. Die palastähnlichen Bauten anderer Vergnügungstätten: der Rollschuhpalast, das Tanzhaus, und hinten grüßen die Felswände der Szeneriebahn herüber.

Man ahnt vorerst nur all das Vergnügen und die Lust, die darinnen herrscht.

Laßt allen Griesgram daheim, ihr Fremde! Kommt mit leichtem Gepäck und seid einmal münchenerisch fröhlich! Denn das Festefeiern versteht man hier. Da unten wachsen schon wieder die Buden zum Oktoberfest gegen den Himmel, das diesmal noch größer wird als in den andern Jahren. Bei den schlechten Zeiten braucht man der rauschenden Feste Trost. — Jetzt beginnt der Rundgang! Der „Irrgarten!“



Moderne Mäntel.



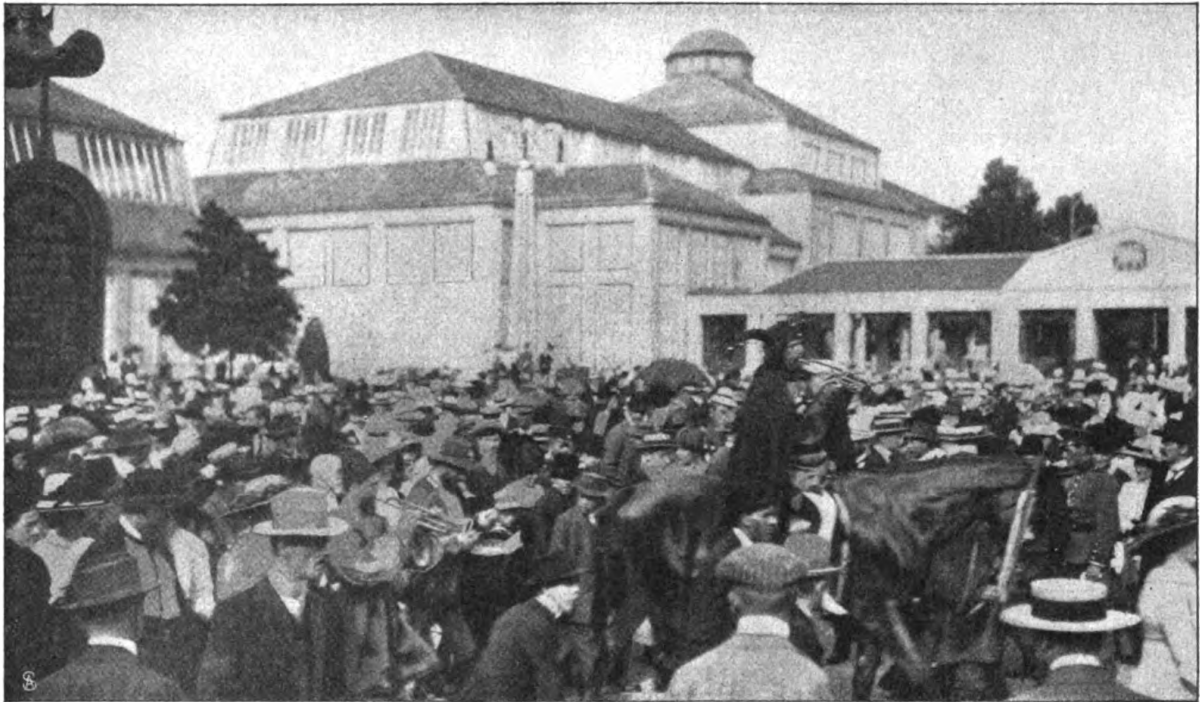
Ein modernes Kostüm.
Vorführungen auf der Modellbühne.

ist eine Laubenhalle, ein vornehmer Irrgarten, wie ihn alte Schlösser für die Hofräulein und die Hofkavaliere bauten, von Gärtnerhand entworfen, mit lauschigen Plätzen versehen (Abb. S. 1563). Man irrt zwischen grünen, dichten, undurchdringlichen Hecken und kann bei allem Suchen kein Ende finden. Belacht von den Nachdrängenden strebt man beschämt dem Ausgang zu.

Der „Teufelskessel“ — hu, wie das klingt, aber tapfere Leute nehmen es auch mit dem Teufel auf. Und so treten wir ein. Da sitzt er schon, der leibhaftige Luzifer in rotem Trikot und hält grinsend eine Angel mit einem süßen Köder über die Häupter der sich im rotierenden Kessel festklammernden Besucher (Abb. S. 1561). Schnell dreht sich die Platte, ein Mutiger klammert sich fest und hascht nach dem winkenden Lohn, und schon fliegt er in weitem Bogen an die gepolsterte Barriere heraus.

Lachend treten wir ins Freie. Aber wer ist da: Pfeifer und Trompeter in alter Tracht nähern sich, hinter ihnen ein großer Komödienkarren und Menschen in dichten Massen geben ihm das Geleit (Abb. S. 1563). Plötzlich machen sie alle an einem freien Platz halt. Ein paar sperren mit Stricken den Plan ab, eilig wird eine improvisierte Bühne aufgeschlagen: Die Hans-Sachs-Spiele beginnen „Der Teufel nahm ein altes Weib!“ Neubelebt von Künstlerhand, gewandelt von Künstlern, gespielt von Mitgliedern des „Künstlertheaters“, trifft das alte Spiel in neuerer Zeit empfängliche Herzen.

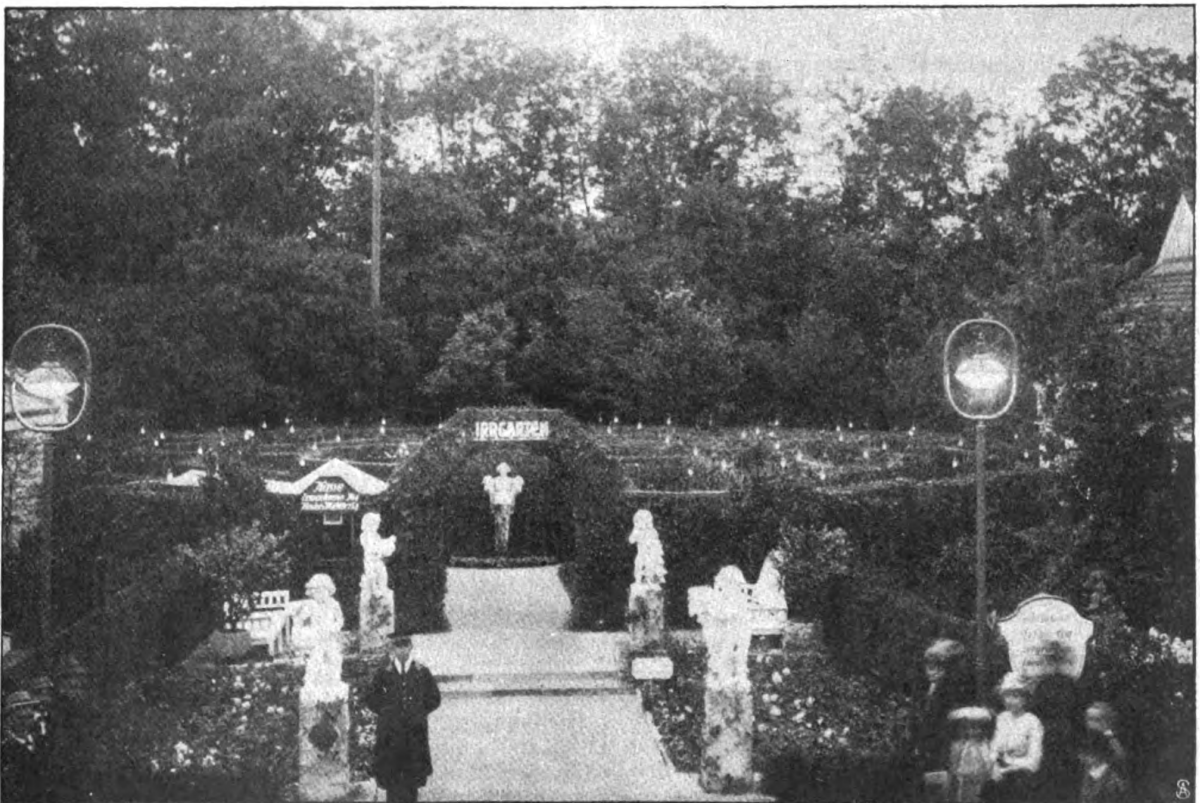
Am Kinematographen, an der Camera obscura geht's vorüber in die Rollschuhbahn, wo die fliegenden Merkur und die hübschen Fräulein ihre Künste zeigen. Im Tanzhaus spielen sie gerade einen rechten Ländler auf, und mit Gefühl drehen sich die Paare beim Tanz.



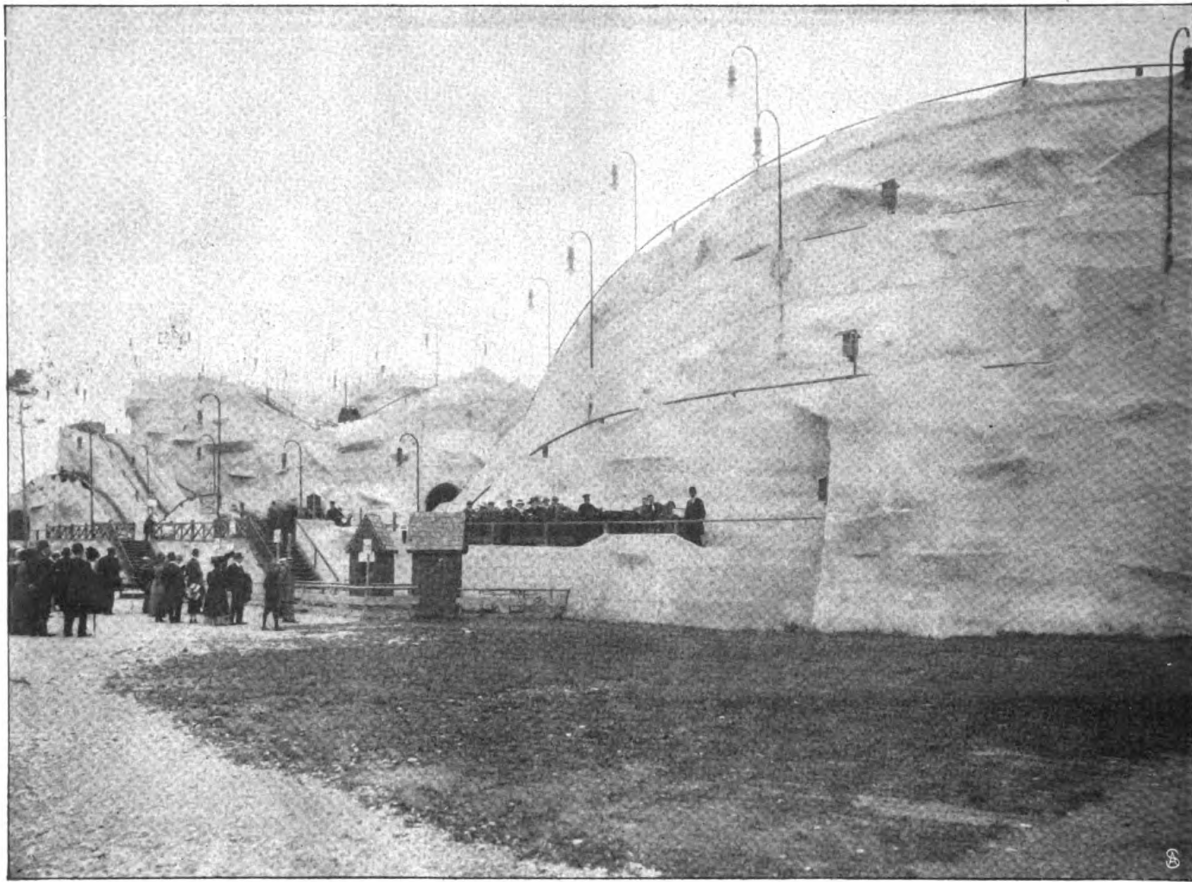
Das fahrende Volk zieht zur Aufführung der Hans-Sachs-Spiele.

Die Lichter flammen auf, stahlblau strahlt der Himmel. — Jetzt ist es Zeit, von der Höhe der gewaltigen Szeneriebahn (Abb. S. 1564) hinein in all den Trubel, hinüber zu der verdämmernden Kette der

Bayrischen Alpen zu sehen. Saufend steigt der Zug durch Felsgebirge zur Höhe hinan, saufend fällt er in rasender Fahrt zu Tal, kraxelt plötzlich noch höher, zeigt uns das tiefe Land, die Bavaria, die Frauen-



Der nach altfranzösischen Mustern erbaute Irrgarten.



Die amerikanische Szeneriebahn.

türme unter uns, und rattert dann geschwind auf Schlangenwegen wieder zum Ausgangspunkt zurück.

Noch sind wir mit unserer Vergnügungsfahrt nicht zu Ende. „Ihr kurzer Lodenrock, gnädige Frau, ist auch zum Tanz bequem. Nein, nein: Ihre Toilette genügt hier. Ich weiß, Sie haben andere schönere Roben daheim, so schöne fast wie die, die wir heute

auf der Modellbühne in den Hallen vorgeführt bekamen, und bei deren Konstruktion Münchner Künstler nicht unbeteiligt sind. — Wir wagen einen Tanz! Der Herr Gemahl erlaubt es! — Sehen Sie, wie er lächelt?! Es ist ja Fremdensaison, und ich wäre ein schlechter Führer, wenn ich Ihnen nicht auch einen kleinen Vorgegeschmack von unserm viel gerühmten Karneval geben würde.“

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

14. Fortsetzung.

Der Sohn, der am Krankenlager von Anton Dungs saß, suchte seinen Vater zu beruhigen: „Die Schmerzen werden größer werden, Vater, wenigstens ist das möglich, und für diesen Fall wäre es doch gut“

Der Kranke unterbrach ihn. „Da bist du ja nun so selbständig, wie du es dir nur wünschen kannst, Anton.“

„Ich bitte dich, Vater“. . . .

Eine Weile sah der Kranke vor sich hin. „Man soll mir Friß schicken und den Justizrat. Jede weitere Einspritzung verbitte ich mir!“

„Das darfst du nicht, Vater!“ sagte Anton bestürzt.

„Ich verbitte sie mir!“ wiederholte Anton Dungs.

„Ich will mich nicht betäuben lassen, Doktor.“

Der Arzt suchte ihm klarzumachen, daß man ihm so doch nur die unvermeidlichen Schmerzen lindern wolle, daß er deshalb durchaus bei klarem Bewußtsein bleiben werde, aber es half ihm nichts, Anton Dungs verlangte, daß nichts der Art mehr unternommen werde. Er werde auch ohne die Gifte der Ärzte über die Schmerzen hinwegzukommen wissen.

Da Anton Dungs sehr erregt wurde, mußte man ihm feierlich versprechen, seinen Willen zu respektieren.

„Und nun brauche ich niemand mehr als Friß und den Justizrat, und du, Anton, gelobst mir, nicht wieder hierherzukommen, bis ich dich rufen lasse.“

Anton sträubte sich, aber auch darauf bestand sein

Copyright 1912 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Vater. Er wolle nicht, daß ihn sein Sohn sähe in seinen Schmerzen und in seiner Wehrlosigkeit.

Sein alter Diener Friß trat ein, denn man hatte längst nach ihm geschickt, wußte man doch, wie gut er sich auf die Art seines Herrn verstand.

„Da bist du ja, Friß, das ist recht! Wirst du's aushalten können?“

Der alte Mann nickte heftig, und Tränen traten ihm in die Augen.

Anton Dungs sah die andern voller Ungeduld an. Sie entfernten sich. Man winkte Madame Adele zu, aber sie schüttelte ablehnend den Kopf. Sie blieb unter allen Umständen hier. Da man Anton Dungs nicht auf ihre Gegenwart aufmerksam machen wollte, denn das würde ihn sicherlich sehr aufregen, gab man nach und entfernte sich ohne Madame Adele.

Raum waren sie draußen, winkte Anton Dungs hastig seinem alten Diener und befahl ihm, in das Kontor zu gehen. Im Schreibtisch, in der Schublade links, da liege ein Revolver, den solle er sofort holen.

Friß erschrak heftig.

„Du brauchst nicht zu erschrecken,“ meinte der Verwundete mit leichtem Spott, „ich will mich nicht totschießen, wahrhaftig nicht! So dumm bin ich nicht! Aber ich will mich verteidigen können, wenn sie mir doch wieder eine Einspritzung machen wollen, verstehst du? Den linken Arm kann ich ja noch ganz hübsch bewegen, siehst du! Sie sollen nur nicht glauben, daß ich mich nicht wehren kann, weil ich krank bin und sie mich hier festgebunden haben. Also lauf und komme gleich wieder.“

Friß ging eilig hinaus.

Stumm und wehrlos lag der Kranke auf seinem Lager. Kein Laut kam von seinen Lippen. Stumm und steinern saß Madame Adele auf ihrem Platz. Kein Laut kam von ihren Lippen. Das war zu fürchterlich, das hätte nicht geschehen dürfen! Wie konnte sie auch erwarten, daß er so bei ihrem Anblick erschrecken würde und ganz vergessen, an welcher gefährlicher Stelle er sich befand!

Friß erschien wieder mit dem Revolver und warf einen ängstlichen Blick auf Madame Adele, die er sofort wiedererkannt hatte.

Sie legte einen Finger an die Lippen, und Friß schwieg.

„So, schieb mir das Ding hier unter die Decke, und wenn ich ohnmächtig werde oder sonstwie die Besinnung für einen Augenblick verliere und sie mir wieder mit ihrem Zeug an den Leib wollen, dann sagst du ihnen, daß ich jeden niederschießen würde, der es wagte, so etwas gegen meinen Willen zu tun, verstehst du?“

Friß nickte und setzte sich auf den Stuhl, der am Fußende des Bettes stand. Eine Weile war es still.

„Er bleibt lange, der Justizrat“, klang es voller Ungeduld vom Bett her.

„Er wird gleich hier sein, Herr Dungs“, antwortete es vom Fußende her.

„Was ist eigentlich aus meiner Frau geworden, weißt du das, Friß?“

Der alte Diener schüttelte den Kopf. Seinem Herrn direkt ins Gesicht lügen, wo Madame Adele doch hier saß, das gewann er nicht über sich.

„Sie zu sehn, das hatte ich am wenigsten erwartet!“

„Ich werde mich erkundigen, Herr Dungs.“

Anton Dungs antwortete nicht, er stöhnte leise.

Justizrat Seiffert trat ein.

„Ein hübscher Anblick, nicht?“ sagte der Kranke stöhnend. „Haben Sie alles bei sich?“

Der Justizrat nickte und blickte verwundert auf die Dame im Hintergrund, die er nicht kannte.

Der alte Diener griff ihn am Arm und bedeutete dem Justizrat, zu schweigen.

„Was gibt es denn, Friß?“ fragte der Kranke mißtrauisch.

„Aber gar nichts, Herr Dungs!“ antwortete statt seiner der Justizrat.

„Mit dem Testament ist ja alles in Ordnung?“

Der Justizrat nickte.

„Ich möchte Ihnen noch ein paar Zeilen diktieren, als Anhang sozusagen.“

Wieder sah der Justizrat auf die fremde Dame, die sich nun erhob und leise nach der Tür schritt. Der Justizrat und Friß stellten sich unwillkürlich so vor dem Bett auf, daß der Kranke die Dame nicht sehen konnte.

„Es ist doch noch jemand im Zimmer!“ sagte Anton Dungs erregt und suchte sich aufzurichten, aber es ging nicht.

„Ich versichere Ihnen, Herr Dungs, es ist niemand mehr im Zimmer als Sie und ich und Friß.“

„Dann phantasieere ich ja wohl schon,“ sagte der Kranke unruhig, „dann ist es aber wirklich Zeit, daß Sie schreiben, Herr Justizrat.“

Nach wenigen Minuten verließ der Justizrat das Zimmer und traf draußen die Dame, die sich ihm sofort vorstellte.

Der Justizrat machte eine tiefe Verbeugung vor der ehemaligen Frau seines Chefs, wartete einen Augenblick, und da sie ihm nichts weiter zu sagen hatte, machte er noch eine tiefe Verbeugung und entfernte sich sehr eilig, froh, daß ihn die Dame nicht in ein Gespräch verwickelt hatte. Sie war ja nur die ehemalige Frau seines Chefs!

Madame Adele ging leise vor der Tür, die in das Zimmer des Kranken führte, auf und ab. Sie lauschte, aber es war ganz still in dem Zimmer.

Anton erschien und näherte sich etwas zaghaft seiner Mutter.

Sie streckte die Hand nach ihm aus. „Daß wir uns so wiedersehen müssen, wer hätte das gedacht!“

Er führte ihre Hand an seine Lippen.

„Wie ähnlich du deinem Vater bist, Anton.“

Anton konnte kein Wort erwidern, so sehr hatten ihn die Ereignisse erschüttert. Sie nahm seinen Arm, und nun gingen sie zusammen auf und ab.

„Wie geht es Lotte?“ fragte Madame Adele nach einer Weile.

Anton berichtete, daß die Krisis immer noch nicht vorbeisei, es beruhigte sie aber sichtbar, daß Alfred bei ihr sei.

„Was wir plötzlich für eine Unglücksfamilie geworden sind, Anton!“

„Es wird vorübergehen, Mama“, suchte Anton zu trösten, denn Madame Adele sah fürchterlich angegriffen aus.

„Es muß vorübergehen, Anton, sonst habe ich keine ruhige Stunde mehr.“

Friß trat aus dem Zimmer. „Er schläft“, sagte er leise.

Madame Adele huschte in das Zimmer und setzte sich auf den alten Platz und war trotz aller bittenden Gebärden ihres Sohnes nicht wieder fortzubringen.

Der Kranke stöhnte im Schlaf und stöhnte immer lauter, die Wirkung der Einspritzung war im Schwinden begriffen.

Madame Adele wich nicht von ihrem Platz. Schließlich ließ sie sich wenigstens von Friß auf der Chaiselongue ein Lager zurechtmachen. Sie stand ja so im Hintergrund, daß Anton Dungs sie nicht sehen konnte.

Es kamen qualvolle Tage, denn der Kranke, der sich standhaft weigerte, noch irgendein Betäubungsmittel zu sich zu nehmen, hatte entsetzliche Schmerzen auszuhalten, die fast über eines Menschen Kraft gingen. Am bedenklichsten aber war es, daß er zu fiebern begann und das kranke Bein anschwellte. Die Ärzte schüttelten immer bedenklicher den Kopf. Aller Wahrscheinlichkeit nach war schon eine Blutvergiftung eingetreten. Es ließ sich nicht ganz sicher feststellen, denn die Schwellungen konnten ja auch einfach eine Folge der schweren Verwundung sein, aber das Fieber, das immer höher stieg, ließ fast mit Gewißheit darauf schließen. Wenn man das Leben des Patienten retten wollte, würde wohl nichts anderes übrigbleiben als die Amputation des kranken Beines. Man zögerte so lange, wie es irgend ging, dem Kranken davon Mitteilung zu machen. Aber schließlich sagte der Hausarzt, er müsse eine weitere Verantwortung ablehnen, wenn man nicht zu der Amputation schritte, die man ja nicht ohne Einverständnis des Kranken vornehmen dürfte.

Man machte Anton Dungs die nötige Mitteilung, aber der Kranke wollte nichts davon wissen.

Die Ärzte redeten auf ihn ein, aber er blieb bei seiner Weigerung.

Der Hausarzt sagte ihm, sein Leben stehe auf dem Spiel. Er antwortete, es sei ihm immer noch lieber, zu sterben, als ein Krüppel zu werden.

Anton wurde gerufen und mußte seinem Vater zuhören. Anton Dungs junior hob die Linke, die krampfhaft den Revolver hielt, und erklärte, er werde jeden über den Haufen schießen, der ihm näher komme.

Da war nichts zu machen, man mußte ihn gewähren lassen.

Und nun kamen erst die schlimmsten Tage! Der zähe Körper rang mit Riesenträften gegen die Vernichtung, die ihm drohte. Dieser verzweifelte Kampf hatte fast nichts Menschliches mehr, und Madame Adele hielt sich oft die Hände vor die Ohren und barg den Kopf tief, tief in die Kissen, weil sie vermeinte, diesen fürchterlichen Kampf, diesen grauenhaften Jammer nicht länger mehr hören zu können.

Die Ärzte verließen das Zimmer nicht mehr, denn es konnte ja jeden Augenblick zu Ende gehen.

Apathisch lag der Kranke da, die Krankheit schien endlich Herr geworden zu sein über diesen zähen Körper. Aber dann begann von neuem der Kampf. Immer wieder. Einen ganzen Tag lang ging es so.

Es war Abend geworden, niemand traute sich, Licht zu machen. Der Kranke war ganz still, man hörte kaum seinen Atem. Warum den armen Körper zu neuem Kampf reizen, indem man Licht machte?

Man saß und lauschte und wartete auf das Ende.

Plötzlich erhob sich der Hausarzt leise, trat zu dem nur schwach Atmenden und fühlte seine Stirn. Die Stirn war kühl und leicht angefeuchtet.

Der Hausarzt winkte den beiden Kollegen, die hinzutraten, die Stirn befühlten und den Kopf schüttelten. Madame Adele und Anton traten auch näher. Ihnen war, als hätte der Ärmste nun wohl ausgelitten.

Der Hausarzt zog Madame Adele und Anton bei Seite. „Wenn es Wunder gäbe,“ flüsterte er, „es ist fast wie ein Wunder, wir dürfen wieder hoffen, dieser Körper

war der stärkere, Herr Dungs schläft, ich glaube, er wird durchkommen.“

„Doktor, ist das wahr?“ flüsterte Madame Adele erregt.

Der Hausarzt nickte.

Sie ergriff seine Hand und küßte sie immer wieder, und Anton mußte sie aus dem Zimmer führen, denn nun war es mit ihrer Kraft und Selbstbeherrschung zu Ende.

Der Hausarzt behielt recht, Anton Dungs schlief und schlief, das Schlimmste lag hinter ihm, er würde wieder gesund. Die Ärzte hatten einfach nicht den Mut, das mit Bestimmtheit auszusprechen, denn es erschien ihnen gar zu unglaublich. Aber es verhielt sich dennoch so, und nach einigen Tagen machten sie Anton und seiner Mutter die Mitteilung, aller Borausicht nach werde nichts weiter zurückbleiben als eine Schwäche in den Streckmuskeln des linken Beins, wogegen sich später aber auch noch mancherlei mit Aussicht auf Erfolg unternehmen ließe.

Nun mußte sich Madame Adele wieder stets auf ihrem Platz im Hintergrund halten, denn Anton Dungs junior, der allmählich wieder zu Kräften kam, sollte sie noch nicht sehen.

Anton wollte durchaus, daß die Mama jetzt das Krankenzimmer verlasse und selbst gepflegt würde, denn sie hatte es ja fast nötiger als der Vater. Aber Madame Adele ließ sich nicht darauf ein. „Ich bitte dich, laß mich um Gottes willen hier, es ist das Beste für mich! Nur wenn ich sehe, wie er von Tag zu Tag besser wird, wird auch mir wieder wohler. Verstehst du das denn nicht?“

Anton verstand es ganz gut, aber er meinte, einmal tüchtig ausschlafen und aus der Zimmerluft endlich einmal wieder herauskommen, das sei auch etwas wert. „Es ist so schön draußen, Mama, und Alfred und Lotte und Helene sind doch auch noch da und haben Ansprüche an dich.“

„Später, Anton, später, das eilt ja jetzt wirklich nicht so, nicht wahr, mon ami?“

Anton mußte sie gewähren lassen.

Es war gegen Abend, da sagte Anton Dungs junior plötzlich ganz ruhig zu seinem alten Diener: „Jetzt brauchst du mir wirklich nichts mehr vorzumachen, Friß, ich dulde das nicht länger. Es ist doch noch jemand hier im Zimmer, und er war die ganze Zeit über da.“

„Aber Herr Dungs!“ stotterte Friß verlegen.

„Du hast ganz recht, Anton, es ist noch jemand hier“, sagte es da aus dem Hintergrund des Zimmers.

„Dann komme gefälligst näher“, antwortete es aus dem Bett.

Madame Adele kam näher, sehr blaß, sehr erregt.

Anton Dungs sah sie an, und ein leises, fast ein wenig verlegenes und hilfloses Lächeln glitt über sein Gesicht. „Du bist es?“

Sie stand nun dicht vor ihm.

„Steckt dein Graf vielleicht auch noch im Zimmer?“ brummte Anton Dungs junior.

Madame Adele ließ sich auf den Boden gleiten, nahm seine Hand und küßte sie, küßte sie. Die Tränen stießen ihr über die Wangen, während sie sagte: „Wie freue ich mich, daß du schon wieder so grob sein kannst, Anton! Nun habe ich wirklich keine Sorge mehr um dich.“ Sie erhob sich, beugte sich über ihn und küßte ihn auf die Stirn.

„Laß das, ich bitte dich!“ sagte Anton Dungs junior verlegen und wollte sich wehren, aber es gelang ihm nicht, denn er war immer noch fest einbandagiert.

„Wie bin ich froh, daß du einen solchen Dickkopf hast, Anton!“ sagte Madame Adele und küßte ihm wieder die

Stirn, denn er konnte sich ja nicht wehren. „Es ist das erstemal, daß ich mich wirklich darüber freue, Anton, denn ohne diesen Dickkopf, weiß Gott“ — sie küßte ihn schon wieder — „hätte man dich amputiert und wer weiß was sonst noch mit dir angestellt.“

„Setze dich doch wenigstens ruhig hin“, sagte Anton Dungs und genierte sich vor seinem alten Diener.

Früh merkte das wohl, wurde selbst ganz verlegen, machte sich allerhand im Zimmer zu schaffen, bis er glücklich in der Nähe der Tür war, und verschwand.

Anton Dungs junior lauschte plötzlich angestrengt. „Sag mal, ich bin wohl gar nicht in meinem Haus?“

„Nein, Anton.“

„Wo bin ich denn?“

Sie setzte ihm auseinander, daß man es damals nicht gewagt habe, ihn nach Haus zu transportieren, er läge in dem kleinen Zimmer in der Fabrik, das für Unfälle vorgesehen sei.

Wieder lauschte Anton Dungs junior, und ein breites, behagliches Lächeln legte sich über sein Gesicht. „Hörst du die Maschinen? So ist es recht. Nun höre ich sie wieder. Ah!“ Er dehnte sich ein wenig, so gut es ging.

Einige Zeit schwiegen sie, dann knurrte er: „Nun kannst du wieder zu deinem Grafen nach Paris gehen.“

Madame Adele lächelte zum erstenmal wieder seit langer Zeit. „Du bist wohl eifersüchtig, Anton?“

„Ich?“ Er lachte grimmig. „Was geht mich das an!“ Der Hausarzt erschien und meinte, nun sei es für heute genug der Unterhaltung, man solle es damit auch nicht übertreiben.

„Glauben Sie wirklich, ich ließe mir von Ihnen noch viel sagen?“ fragte Anton Dungs junior spöttisch. „Sie haben sich doch nicht gerade sehr weise benommen, Doktor, als Sie mir ein Bein abschneiden wollten. Oder irre ich mich?“

„Davon wollen wir lieber nicht reden, Herr Dungs, und was mich anlangt, ich bin wahrhaftig froh, daß ich mich geirrt habe, das kann ich Ihnen sagen.“

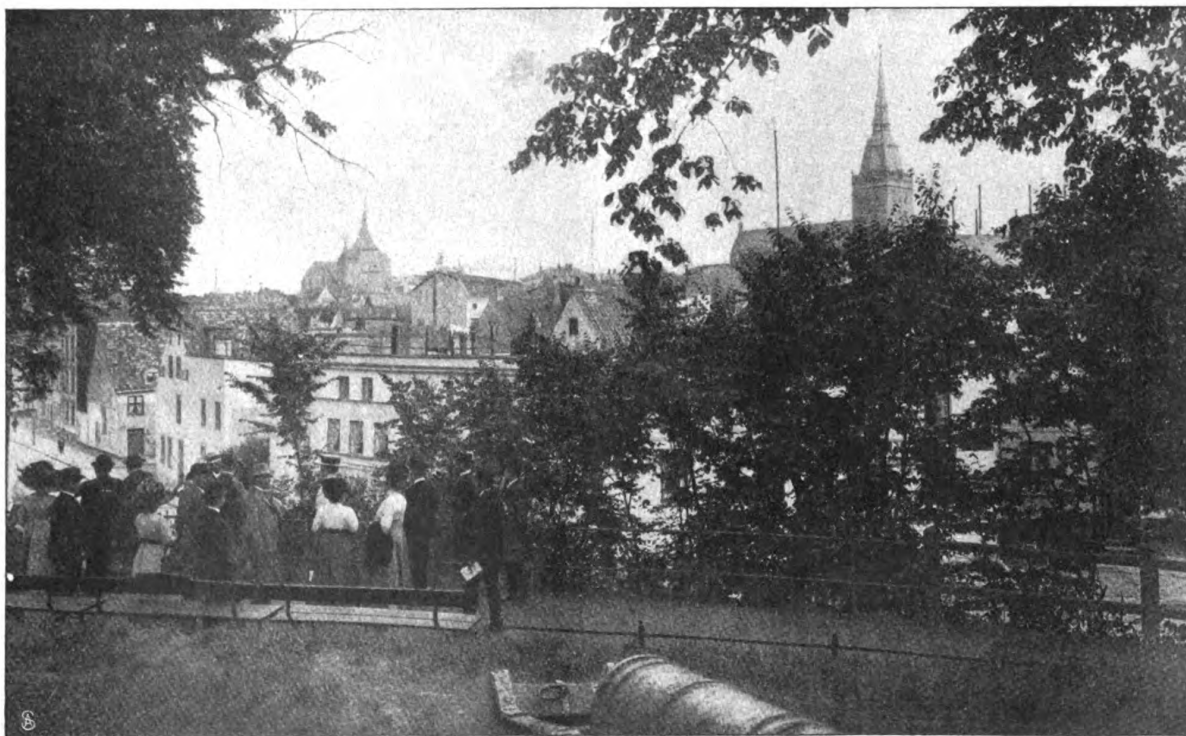
Madame Adele erhob sich und verließ mit dem Arzt das Zimmer. Anton Dungs junior war schon wieder ganz der Alte. Es war zweckmäßig, man ließ ihn ab und zu allein, vielleicht vermischte er sie dann leichter, als wenn sie ihm immer so zahm und gefällig zur Hand saß.
(Fortsetzung folgt.)

Altes und Neues aus Mecklenburg.

Von J. Gubiş. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Hunderttausende führt alljährlich zur Ferienzeit die Eisenbahn durch die mecklenburgischen Lande; in den zahlreichen aufblühenden Badeorten am Strand der Ostsee suchen und finden sie Erholung und Stärkung, nach mehrwöchigem Aufenthalt aber geht's im Schnell-

zug wieder landeinwärts. Vielleicht wird vorher noch ein Abstecher nach Kopenhagen oder Hamburg unternommen, wenige jedoch nur machen in Mecklenburg selbst kürzere oder längere Rast. Und doch lohnt es sich, die stimmungsvolle Schönheit des Landes, die



Blick auf Rostock vom Wall aus.



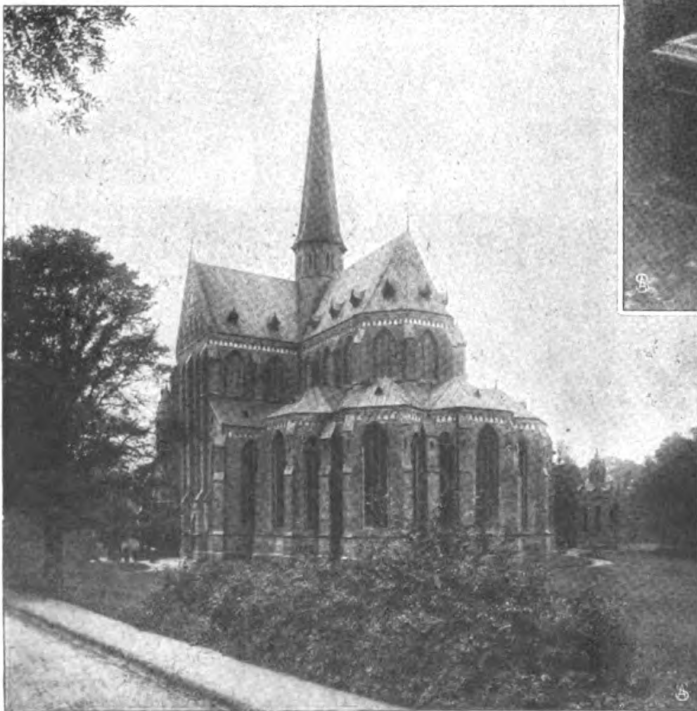
Alte Giebelhäuser in Rostock.



Der „Alte Schwede“ in Wismar (erbaut im 14. Jahrh.).

alten Städte mit ihren Kirchen und Klöstern, ihren Toren und Giebelhäusern kennen zu lernen. Insbesondere der Freund der Baukunst findet viel des Sehenswerten im Land Fritz Reuters, und der Deutsche Verein für Ton-, Zement- und Kalkindustrie war gut beraten, als er beschloß, Mecklenburg zum Ziel seines diesjährigen Sommerausflugs zu wählen.

Schon auf der ersten Station, in Rostock, bietet sich Betrachtenswertes aus alter und neuer Zeit. Die alte Fischerbastion an der Wasserseite der Stadt



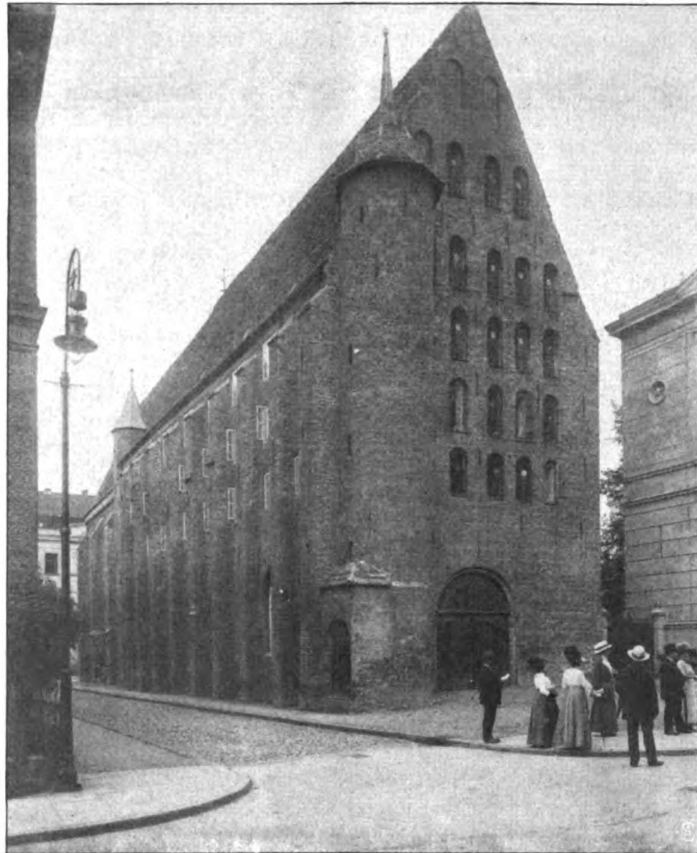
Die Doberaner Kirche.



Gruft der Königin Margarete von Dänemark
in der Doberaner Kirche.

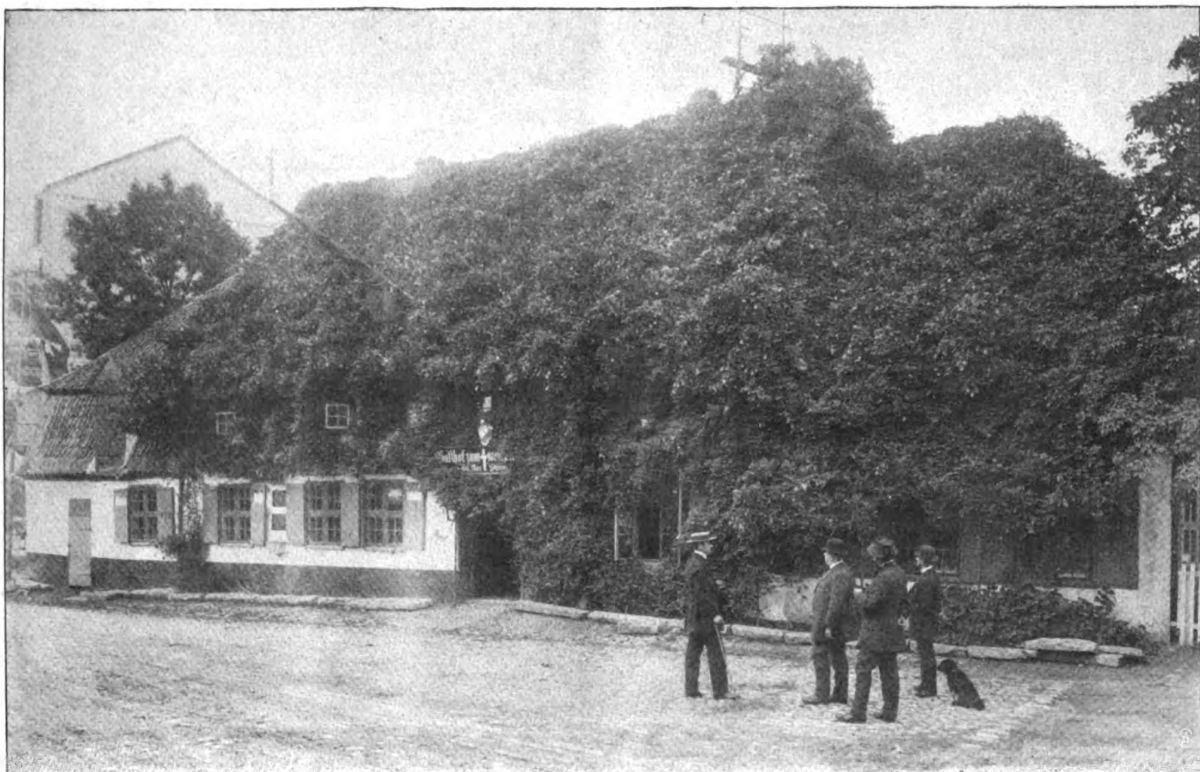
heißt im Volksmund der Kanonenberg; sie ist von den Befestigungswerken vergangener Jahrhunderte übriggeblieben; mehrere Kanonen, mit dem Lauf auf die See gerichtet, sind Zeugen alter kriegerischer Zeiten. Mit Staunen nimmt man den regen Schiffsverkehr wahr und freut sich der anmutigen Landschaftsbilder am jenseitigen Ufer, aus dessen saftigem Grün schmucke Villen hervorspringen. Weiter nach Süden, eine Strecke stromaufwärts, hat auf der Reptonwerft der lebhafteste Rostocker Schiffbau seine immer mehr sich entwickelnde Stätte, und

andere industrielle Etablissements reihen sich ihr an. Eine Granitschleiferei, in der mächtige Steinblöcke wie Holzklöße zerschnitten werden, erregt das besondere Interesse des Fachmanns und Laien. Das Kröpeliner Tor (Abb. S. 1570), das schönste der von den früheren sieben noch heute vorhandenen vier Toren der Stadt, versetzt uns um ein halbes Jahrtausend in die Vergangenheit zurück. War Rostock zwar zur Zeit der Hanse von größerer Bedeutung, so präsentiert es sich doch auch heute als blühendes Gemeinwesen, und wie feinsinnig hat die Vaterstadt des „Marschall Vorwärts“ viel Schönes und Neues geschaffen, ohne das ehrwürdige Alte preis-



Das Kloster zum Heiligen Kreuz in Rostock.

zugeben! Schreiten wir die Kröpeliner Straße hinauf, der Universität am Blücherplatz zu, so grüßt aus einem schmalen Gäßchen zur Rechten ein eisenumspannener alter Giebel, und nicht weit davon erhebt sich ein schöner Turm. Es ist das Kloster zum Heiligen Kreuz, ein gotischer Backsteinbau, (Abbild. nebenstehend), 1270 von Königin Margarete von Dänemark gegründet, nachdem der Papst den Bannspruch von ihr genommen hatte. Auf der Heimfahrt von Rom nach Kopenhagen wurde ihr Schiff dreimal vom Sturm an die mecklenburgische Küste zurückgeworfen, und das erschien ihr als bedeutungsvolles Zeichen dafür, als Ort des Klosters,



Der Gasthof zum „Weißen Kreuz“ in Rostock,
erbaut im Jahr 1450, bewachsen mit einem Eichenbaum, der 1882 gepflanzt wurde.

das sie erbauen wollte, Rostock zu wählen. In neuerer Zeit dient es den Zwecken eines Damenstiftes, aber ein vierteiliges historisches Wandgemälde, in die Mauern eingelassene Grabsteine mit antiken Darstellungen und Inschriften sowie alte Rostbarkeiten und Heiligtümer erinnern noch heute an die verflossene Zeit. Die irdischen Reste der Gründerin des Klosters, der „schwarzen Grete“, wie das Volk sie nannte, ruhen in der Kirche zu Doberan (Abb. S. 1568). In einer der schönen Kapellen dieses herrlichsten aller mecklenburgischen Gotteshäuser befindet sich auch ein Holzbildnis der Königin. Eine der den Chorumgang der Kirche bildenden Grabstätten

umschlungen, und nur ein Inschriftenstein, der von der Zeit der Erbauung Kunde gibt, ist freigehalten. Viele Erinnerungen sind mit dem Haus verknüpft, aus dessen Garten seit fünf Jahrhunderten eine Eibe ins Land blüht. In ihrem Schatten rastete Gottfried Kinkel, als er 1848 nach Amerika flüchtete, um lebenslänglicher Kerkerhaft zu entgehen. Zum Gedächtnis daran haben Rostocker Bürger im Innern des Hauses eine Kinkelde geschaffen.

Reicher noch an alten Bauten als Rostock ist Wismar mit seinen Kirchen, dem Altertumsmuseum, das in der früheren „Alten Schule“ sein Heim gefunden, dem zierlichen Pavillon der früheren Wafferturm auf dem



Das alte Kröpeliner Tor in Rostock.



Alte Giebelhäuser in Wismar.

wurde erst in den letztvergangenen Wochen vollendet und schließt sich — der Pribislav-Kapelle gegenüber gelegen — in ihrer wundervollen Ausführung den anderen würdig an.

Bilden die Marien-, die Nikolai-, die Petrikirche, das Kröpeliner und Steintor im Verein mit vielen schönen Giebelhäusern Baudenkmäler Rostocks aus alter Zeit, so fügen sich in den Kreis der Sehenswürdigkeiten der Stadt auch viele neue Bauten, die gleich den früheren zum größten Teil aus Backsteinen errichtet sind, so das Ständehaus, das Postgebäude, der Wasserturm u. a. m. Um die Tonindustrie des Landes kennen zu lernen, gleiten wir auf einem Prähm das eine malerische Landschaft durchschneidende Flußtal der Warnow hinauf nach Papendorf, wo mecklenburgischer Unternehmungsgeist ein großes Ziegeleiabteilament emporgewachsen ließ. Näher zur Stadt liegt ein altes Gasthaus (Abb. S. 1569). Man sieht zunächst gar nichts davon, denn eine Glyzine von seltener Größe und Pracht hält das Haus bis hoch zum Dachstuhl hinauf

Markt, dem Festungsturm, dem schönen Archidiaconats- haus, dem prachtvollen „Alten Schweden“ (Abb. S. 1568), der an das Lübecker Schifferhaus erinnert, und zahlreichen anderen gotischen Giebelhäusern (Abb. obenst.).

Zu den größten Reizen des mecklenburgischen Landschaftsbildes gehört aber auch die Küste, gehört das Meer und gehören die Seen und Waldungen, die sich weit, weit erstrecken. Die Ufer allerdings machen den Mecklenburgern manche Sorge, denn die sturmgepeitschte See übt ihr Zerstörungswerk aus und reißt Stück um Stück vom Land fort, ohne daß es bisher gelungen wäre, dem langsamen Schwinden Einhalt zu tun. Die Befestigungen, mit denen man Versuche machte, haben nicht standgehalten; mächtige Granitmauern aber, wie Holland sie zum Schutz gegen den Wogenprall errichtete, würden der Finanzkraft des Landes unerschwingliche Opfer auferlegen. Einstweilen freilich dehnt noch die Rostocker Heide mit ihrem Laub- und Nadelwald sich aus, und die lieblichen Badeorte am Strand wird wohl der grollende Neptun auf absehbare Zeit nicht imstande sein zu gefährden.

Neues von der Pariser Mode.

Hierzu 7 Aufnahmen

von Talbot, Paris.

Die neueste Form der Frauengewandung, die die großen Pariser Schneider geschaffen haben, tritt in verschiedenen Formen sowohl für den Hausgebrauch wie für die Straße in die Erscheinung. Zur Kategorie der Hauskleider gehört das duftige, lockere Gewand aus weißem Seidenkrepp (Abb. 2). Der völlig garnierungslose, am Gürtel leicht eingetraufte Rock schleppt rund und kurz aus. Ueber den runden Gürtel bauscht sich das vorn und im Rücken viereckig ausgeschnittene Kimono-

in der Mitte geknöpften, seitlich in Raffalten sich teilenden Form, die vorn unten eine Art Unterkleid aus senkrechten Falten sehen läßt, an die Kleider aus dem zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts, denen die gleiche drapierte Anordnung, rückseitig mit einer Tournüre verbunden, eigen war. Am Nieder, einem schräg geknöpften, blusenden Kimonojäckchen, offenbart sich die Hemdenform durch den auf den Achseln schmal zusammenlaufenden Verschluß. Ein Unterhemdchen aus



1. Einfaches Straßenkleid aus schwarzer Charmeuse.



2. Hauskleid aus Seidenkrepp in moderner Form.

mieder so lose, als sei wirklich ein Hemdenkittel in einem Stück und sehr stoffreich gearbeitet, durch einen Gurt locker zusammengehalten. Die halben Ärmel geben dem Gewand, das sonst durch den Ausschnitt leicht etwas von großer, wenn auch ein bißchen salopper Gesellschaftstoilette bekommen könnte, einen mehr nachmittäglichen Anstrich. Abb. 7 bringt ein Straßenkleid zur Anschauung. Der Stoff ist weiche, schwarze Charmeuse, eine augenblicklich sehr begehrte, schmiegsame dichte Seide. Der Rock erinnert in seiner vorn



3. Ungegürteltes Straßenkleid mit enganliegender Jade.



4. Moderner Mantel
aus hellgrünem Wollenmoiré.

schwarzem Seidenmuffelin über weißem gleichem Stoff mit halblangen Ärmeln vervollständigt den einfach hübschen Anzug, zu dem der schlichte runde Strohhut mit dem hochgekanteten schwarzen Rand und der weißen Schleierdraperie um den Kopf, aus der seitlich ein schwarzer Reiherstuß emporragt, vorzüglich paßt. Ein ähnlicher Hut, der nur strenger erscheint durch das weiße Seidenbundeau, das hier die Stelle des Schleiers einnimmt, vervollständigt das Jackenkleid auf Abb. 1, das die von Jacken begleiteten Straßenkleider neuester Form charakteristisch vertritt. Die Anordnung des Rockes aus schwarzer

Charmeuse ist auch hier ähnlich der am vorhergehenden Kleid eingerichtet. Die nicht gegürtelte Jacke hat Cutaway-Schöße und ist vorn schräg geknüpft. Eigenartig ist der Aufputz dieses Gewandes durch den schlichten weißen Seidentragen, weiße Perlmutterknöpfe am Verschuß und an den hohen Ärmelstulpen sowie weiße Nähte an den schwarzen schwedischen Handschuhen. Zu dem gleichen Stil gehört das Modell gegürtelter Jackenkleider auf Abb. 5. Es besteht aus blauem, hellem Moiré, einer Musterungsform des Stoffes, die sehr modern zu werden und alle Karos, Streifen, Streublumen und Punktmuster zu verdrängen verspricht. Die Garnierung dieses Jackenkleides wird fast allein aus Faltengruppen auf dem fußfreien Rock, dem Jackentragen und den Ärmeln hergestellt und von Knöpfen ergänzt. Den großen, run-



6. Straßenkleid aus blauem Liberty
mit champagnerfarbener Garnierung.

den, geschweiften dunkelblauen Samthut ziert eine blaue Paradiesvogelfeder, die vom hintern Rand niedersinkt. Den gleichen Stil zeigt das elegante Straßenkleid aus dunkelblauem Liberty mit dem am Rand drapierten Rock (Abb. 6). Eine Jacke oder Tunikagarnierung stellt die reiche Sou-tachegarnierung von champagnerfarbenen Seidenbörtchen dar. Der obere Niederteil mit den anschließenden Ell-



5. Gegürteltes Straßenkleid
aus hellblauem Seidenmoiré.



7. Straßenkleid aus schwarzer Seide.

rungen nichts wissen will. Den schwarzen Samthut ziert ein seitlich wegstrebender Reiter. — Aus moiriert gemusterter Wolle besteht der Mantel auf Abb. 4. Er wird durch den angelegten unregelmäßigen Bandstreifen von schwarzem Samt garniert sowie durch grüne Treffen am Verschuß. Ein kleiner Kragen von Polarfuchs vervollständigt seine Wirkung gemütlicher Wärme und einfacher Eleganz.

Klementine.

Bilder aus aller Welt.

Allen deutschen Besuchern Merans ist die große Buchhandlung Pöggelberger bekannt. Die Firma, die auch die Meraner Zeitung verlegt, konnte vor kurzem ihr fünfzigjähriges Geschäftsjubiläum



F. W. Ulmenreich,
Meran, Inhaber der seit 50 Jahren
bestehenden bekannten Buch- u. Kunst-
handlung E. Pöggelberger.



Ernst Legal,
Weimar, tritt in den Verband des
Agl. Hoftheaters in Wiesbaden.

bogenärmeln ist aus champagnerfarbenem Liberty, und die in Bauschen am Gelenk erweiterten untern Ärmelhälften, die mit einem Volant am Handgelenk abschließen, sind wieder dunkelblaue Seide. Den kleinen Halsauschnitt ziert ein weißer Leinenstragen. — In dem Schneiderkleid aus schwarzweiß mehr schraffiertem als gestreiftem Wollstoff mit dem vorn herabgeknöpften Rock, der eintnöpfig geschlossen, eng anliegenden Jacke und den in den Jackenauschnitt hineingeschobenen Bäffchenenden (Abb. 3) offenbart sich die strenge Richtung der Straßenmode, die von Garnierungen nichts wissen will.

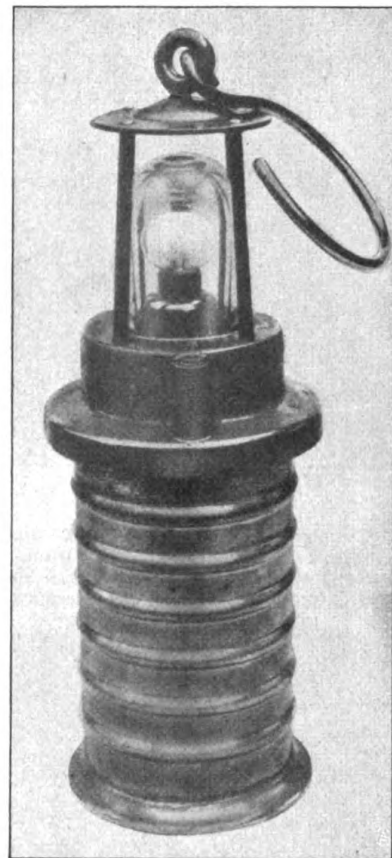
feiern. Seit langen Jahren leitet Herr F. W. Ulmenreich die Buchhandlung.

Ernst Legal, ein beliebter Darsteller des Hoftheaters in Weimar, ist in den Verband des Königlichen Theaters in Wiesbaden eingetreten.

Das britische Ministerium des Innern hat einen Preis von 12000 Mark, der für die beste und sicherste elektrische Grubenlampe ausgeschrieben worden war, einem Deutschen, dem Dortmunder Oberingenieur F. Faerber, für seine leichte und durch Schlagwetter-sicherheit ausgezeichnete Tag-Lampe verliehen.

Der bekannte Schauspieler Erich Kaiser-Tiz hat sich mit Vally v. Stranz, der Tochter des früheren Hoftheaterintendanten und der Heroine Anna Fühling, vermählt.

Lüderitzbuch, die Hafenstadt Deutsch-Südwestafrikas, ist, wie sich Staatssekretär Dr. Solz kürzlich



Int. M.-Agent.

Eine neue Sicherheitsgrubenlampe,
von einem Deutschen erfunden u. in England preisgekrönt.



Schauspieler Erich Kaiser-Tiz
mit seiner jungen Frau Vally, geb. Stranz-Fühling.



Panorama von Lüderichbuch.

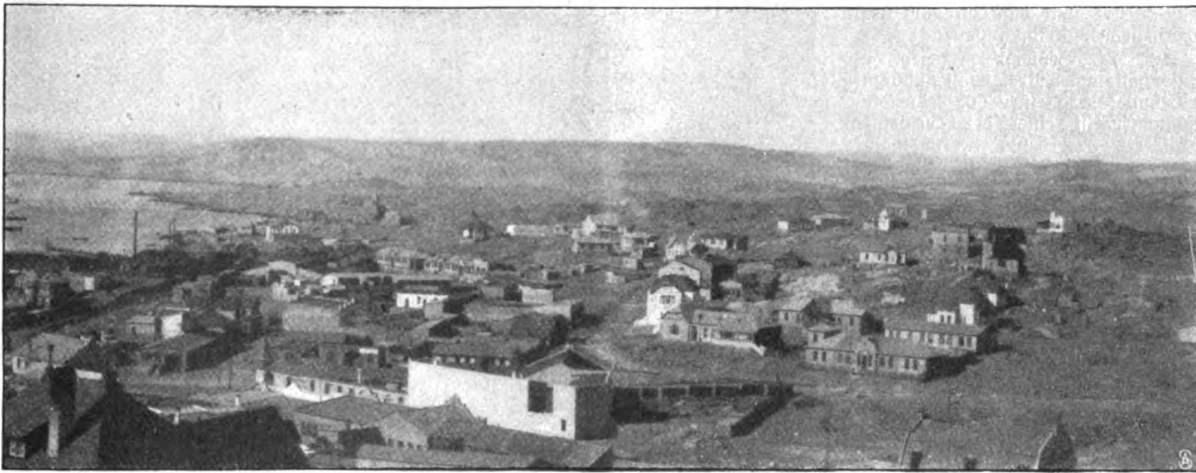
erzeugt hat, zu einem blühenden deutschen Gemeinwesen geworden, das den Einwohnern schon manchen städtischen Komfort und ein angenehmes, behagliches Dasein gewährt. Die Großherzoginwitwe Augusta Karoline von Mecklenburg-

Strelitz hat in diesem Sommer im Kreise ihrer Kinder ihren 90. Geburtstag gefeiert. Die hohe Frau ist eine geborene Prinzessin von Großbritannien und Irland und von Hannover. Auf Schloß Heiligenberg am Bodensee wurde kürzlich die



Stehend von links: Großherzog Adolf Friedrich, Erbprinz von Mecklenburg. Sitzend von links: Herzogin Marie, Großherzogin Elisabeth, Großherzoginwitwe Augusta Karoline, Kronprinzessin von Montenegro. Vorn: Gräfin Remerow, Tochter der Herzogin Marie.

Die Großherzoginwitwe Augusta Karoline von Mecklenburg-Strelitz im Kreise ihrer Familie.

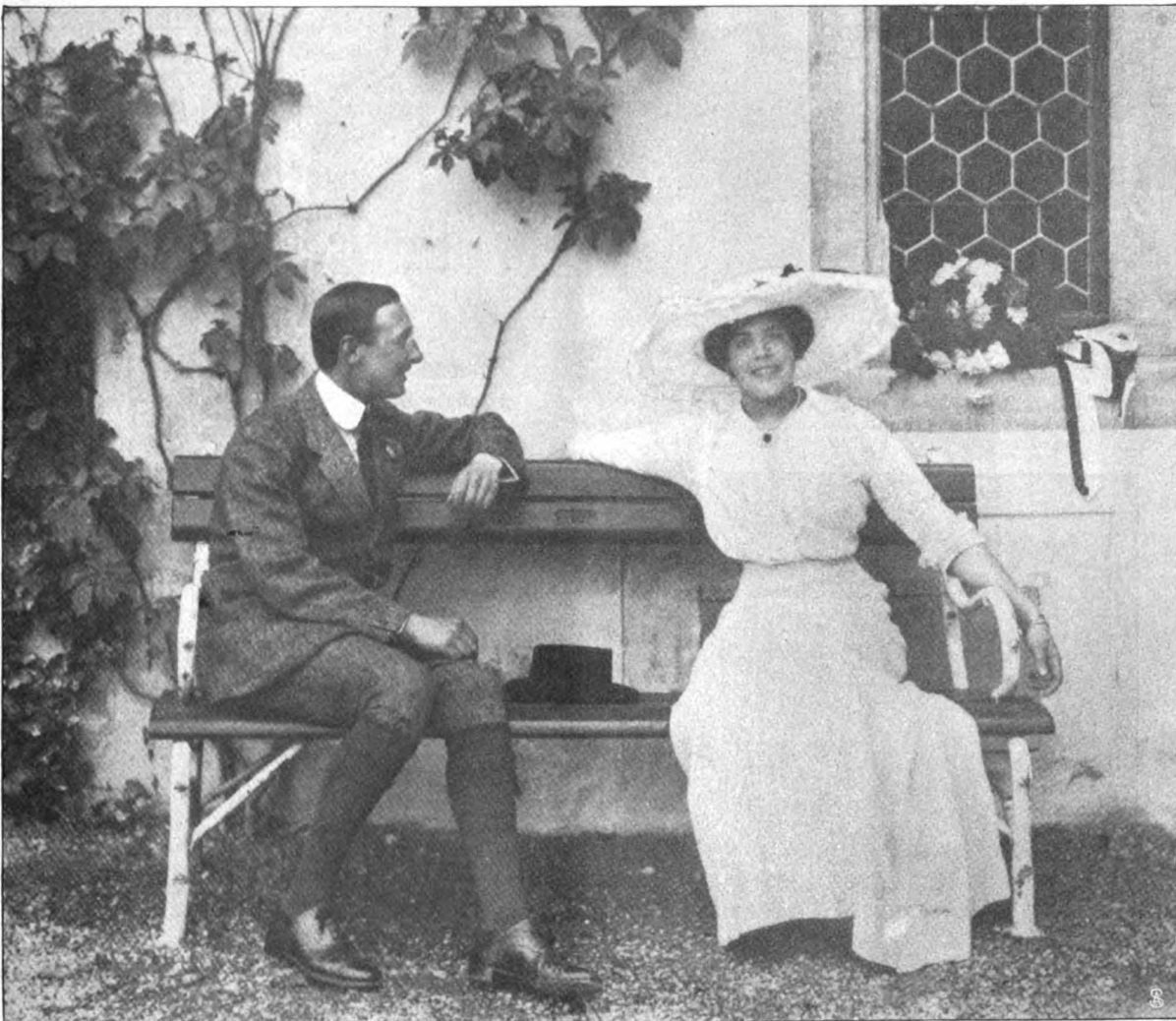


der Hafenstadt Deutsch-Südwestafrika.

Phot. Hubridy.

Verlobung der Prinzessin Leontine zu Fürstenberg, der ältesten Tochter des Fürsten Max Egon, mit dem Prinzen Hugo zu Windisch-Graetz, ältestem Sohn des Fürsten Hugo und seiner Gemahlin, geb. Prinzessin von Auersperg, im Familienkreis gefeiert.

Der treffliche Maler und Plakatzeichner Ivo Buhonny hat in Baden-Baden ein Künstlermarionettentheater gegründet, das wie Paul Brauns herrliches Theaterchen in München eine wahre künstlerische Tat bedeutet. Buhonny führt meist litera-



Phot. Grafes Bild. J. Bureau.

Prinz Hugo zu Windisch-Graetz und seine Braut Prinzessin Leontine zu Fürstenberg.
Verlobung in einem deutschen Fürstenhaus.

rische Werte und daneben auch kleine Opern großer Komponisten auf.

Am 14. September begeht der Landschaftsmaler Prof. Emil Zschimmer in Schmiedeberg seinen 60. Geburtstag. Zschimmer ist einer der berufensten Schilderer des deutschen Hochwaldes und seiner Bewohner, ein feiner und stiller Künstler, der, wie der Großherzog Karl Alexander von Sachsen ihm gesagt hat, „mit der Seele malt“.

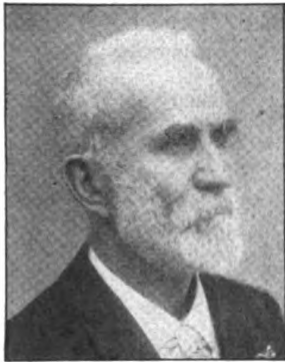
Mizzi Fink, die populäre Soubrette des Kölner Opernhauses, wird sich den Berlinern als erste Koloraturfängerin des neuen Deutschen Opernhauses in Charlottenburg vorstellen.

Fräulein Vera Hjelt in Helsingfors spielt im sozialen Leben Finnlands eine große Rolle. Diese hervorragende Frau, die im finnländischen Landtag sitzt, ist die Schöpferin einer großen permanenten Ausstellung für Arbeiterfuß, die kürzlich in Helsingfors eröffnet wurde.

Fräulein Gerti Selle, die junge talentvolle „sentimentale Liebhaberin“ des Berner Stadttheaters, die aus der Marie-Seebach-Schule hervorgegangen ist, wurde vor kurzem für das Thaliatheater in Hamburg verpflichtet.



Jvo Puhonny, der Begründer des Baden-Badener Künstlermarionettentheaters,
mit einer seiner Marionetten



Prof. Emil Zschimmer,
Schmiedeberg, bekannter Landschaftsmaler,
begeht seinen 60. Geburtstag.



Fräulein Mizzi Fink, Köln,
wurde an das Charlottenburger
Opernhaus verpflichtet.



Fräulein Vera Hjelt,
die erste Landtagsabgeordnete und
Gewerbeinspektorin Finnlands.



Fräulein Gerti Selle, Bern,
wurde dem Hamburger Thaliatheater
verpflichtet.



Schleiferei einer Bielefelder Nähmaschinenfabrik.

Näheres in der anliegenden Nummer 37 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Aus dem Inhalt von Nummer 37 der „Export-Woche“:

Wirtschaft und Kapital. — Bielefelds Geschichte und Industrie. — Der Luftschiffbau Schütte-Lanz. — „Monte Benedo“, ein neues Motorfrachtschiff mit Rohöl-Zweitaktmotoren. — Eisfabrik in Tripolis. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Überseeische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 37.

Berlin, den 14. September 1912.

14. Jahrgang.

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Der noch immer kräftige Zug des Börsengeschäfts gehört zu den charakteristischen Kennzeichen der wirtschaftlichen Verhältnisse. Seit dem Jahr 1908 ist der Effektenmarkt von Krisen verschont geblieben. Darin prägt sich nicht nur das Verhalten der Spekulation, sondern auch die Bedeutung des Verkehrs in Wertpapieren aus. Die Börse ist durch die veränderte Stellung des Kapitals zur Frage der Verzinsung in einen neuen Zusammenhang mit der gesamten Wirtschaftsentwicklung gebracht worden; und der Ernst dieses Verhältnisses äußert sich in der Dauerhaftigkeit der Börsentendenz. Daß der Umfang des Börsengeschäfts nicht immer gleich groß ist und nicht immer die Neigung zum Wachsen zeigt, ändert nichts am Grundcharakter der Entwicklung. Es gibt Perioden, die ganz im Bannkreis einzelner Favoriten des Effektenmarktes stehen. Darum ist eben alles Temperament in dem einen Behälter aufgehäuft, und die Kraft der Bewegung äußert sich nicht in der Größe des Umsatzes, sondern in der Höhe einzelner Kurse. Diese Erfahrung macht man schon seit geraumer Zeit. Es sind immer wieder dieselben Papiere, die mit unwiderstehlicher Kraft die Neigung der Spekulanten und des Publikums an sich ziehen. Ein Typ solcher Effekten ist die

Nobel-Aktie,

die seit dem Tage ihres Erscheinens an der Berliner Börse eine fast unheimliche Entwicklungsfähigkeit gezeigt hat. Wenn ein Papier fünf Monate nach seiner Einführung mehr als 150 Prozent auf seinen Kurswert legt, so müssen entweder beträchtliche Voraussetzungen in den Existenzbedingungen der Aktie oder eine außergewöhnlich zähe, spekulative Triebkraft vorhanden sein. Es scheint, als sei bei der Naphthaproduktionsgesellschaft Gebr. Nobel die Spekulation mindestens so bedeutungsvoll wie die natürlichen Verhältnisse. Die Naphthapreise sind sehr hoch, weil die Vorräte abnehmen und Möglichkeiten einer Steigerung der Produktion nicht bestehen. Seit 1910 hat die Naphthagewinnung im Bezirk von Baku um fast 40 Millionen Pud (sie betrug im ersten Semester 1912: 204 Mill. Pud) abgenommen. Es heißt zwar, daß be-

stimmte Hoffnungen auf den Erfolg neuer Quellen bestehen; die Glaubhaftigkeit dieser Projekte wird jedoch einigermaßen erschüttert durch den Eifer, mit dem die Monopolisierung der Naphthaproduktion betrieben wird. Bei der Kalkulation von Zukunftschancen wertvoller Naturprodukte verrechnet man sich oft genug; und die Folgen falscher Arithmetik hat schließlich der Aktionär zu tragen. Ein klassisches Beispiel eines solchen Schicksals liefert die Geschichte der

Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika.

Die Erwartungen, die sich um dieses größte Unternehmen der Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ rankten, waren so üppig, daß der Preis der Anteile mehr als 2000 Prozent erreichte. Das heißt: ein Stück von 1000 Mark kostete zuzeiten mehr als 20,000 Mark. Die Gesellschaft war in den ersten Jahren ihres Bestehens dividendenlos. Erst die Diamantenfunde brachten ihr den Segen hoher Erträge. Für 1909-10 war eine Maximalquote von 64 Prozent ausgeschüttet worden. Ein Jahr darauf mußte der Satz auf 50 Prozent reduziert werden, um dann weiter auf 35 Prozent zurückzugehen. Der Aktienkurs hat sich im Laufe der Zeit auf 550 Prozent gesenkt, ist als um nicht weniger als 14,500 Mark von seiner höchsten Erhebung entfernt. Mit einem erneuten Steigen der Gewinne ist nicht zu rechnen. Der Diamantenbergbau ist ein unsicherer Faktor, da die Ergiebigkeit der Felder sich in ihren Grenzen niemals genau abschätzen läßt. So ist denn auch die Verwaltung in ihrer Zukunftsprognose sehr vorsichtig. Sie sagt im Geschäftsbericht nur, daß die Aussichten auf „angemessene Einnahmen nicht ungünstig sind“, daß aber auf einen höheren Gewinn als der zuletzt ausgewiesene nicht gerechnet werden darf.

Man sieht an solchen Beispielen, wieviel rascher und ausgiebiger als die natürlichen Lebensbedingungen sich die Phantasie entwickelt. Der Kurszettel würde keine besonderen Reize zeigen, wenn er nicht mehr als der nüchterne Bericht über kühle Berechnungen wäre. Mit

der Aktie der Canada Pacificbahn

ist es der Spekulation auch nicht so gegangen, wie sie gewünscht hätte. Das Papier gehört gleichfalls zu den besten Springern der Berliner Börse. Es hat ein

großes Publikum, das ihm für jeden Erfolg mit überschwenglicher Begeisterung huldigt. Die Zukunft des Dominion Kanada spielte bei dem Verhalten der Spekulation zu der genannten Aktie eine große Rolle. Man schätzt die Entwicklungsmöglichkeiten der Kolonie sehr hoch ein, da ihre Chancen noch zum großen Teil unverbraucht sind. Aber der Fehler ist, daß die Schwierigkeiten unterschätzt werden. Das Riesengebiet des kanadischen Staates bedarf einer sehr bedeutenden Besiedlung mit Einwanderern, um zu vollem Ertrag gebracht zu werden. Die Fortschritte der Einwanderung sind aber mehr der statistischen Berechnung als der Wirklichkeit zu entnehmen; und das wahre Ergebnis läßt die Zweifel an der genügenden Versorgung des Landes mit Menschenmaterial nicht verschwinden. Daß die Eröffnung des Panamakanals den Export der landwirtschaftlichen Erzeugnisse Kanadas fördern wird, ist anzunehmen; und die Yankees werden, trotz Mißlingens des Handelsvertrages mit Kanada, das Ihrige zur Industrialisierung der Dominion beitragen. Für die Canada Pacific-Bahn ist die wirtschaftliche Zukunft des Landes natürlich von großer Bedeutung. Sie bildet die wichtigste Lebensader für den Verkehr von einer Küste zur anderen und kann aus den Chancen des Warentransports um so reichere Gewinne ziehen, als sie neben der Eisenbahn auch Schifffahrt betreibt. Wertvoller Landbesitz, über den die Gesellschaft verfügt, stellt eine reiche Gewinn- und Dividendenreserve dar. Die Börse rechnete nun mit einer Dividendenerhöhung; aber die blieb aus. Damit war ein Motiv für die Steigerung des Aktienkurses (seit Anfang des Jahres um ca. 40 Prozent) beseitigt. Nun kam es zu den üblichen Kombinationen; und in diesem Bereich spielte

die Frage der Kapitalserhöhung

eine große Rolle. Die Spekulation rechnete mit einer Vermehrung des Aktienkapitals von 200 auf 300 Mill. Dollar und setzte die Schätzungen des Bezugsrechtes, dem Tagespreis des Papiers entsprechend, ziemlich hoch an. Auch in dieser Beziehung gab es eine Enttäuschung. Der Präsident der Bahn erklärte zunächst, daß an eine Emission neuer Shares nicht gedacht werde. Aber schon bald nach diesem „Dementi“ wurde bekanntgegeben, daß die Gesellschaft die Absicht habe, ihr Stammkapital um 60 Mill. zu erweitern. Da nun sehr fraglich ist, ob diese Summe mit einem Mal flüssig gemacht werden wird, so sah sich die Spekulation in ihren Hoffnungen getäuscht und gab diesem Gefühl den üblichen Ausdruck. Schuld an derartigen Erfahrungen ist nur

der spekulative Übereifer,

der stets mit Volldampf den Ereignissen vorausseilt und niemals den richtigen Anschluß findet. Wer sich bemüht, auch unerfreulichen Zusammenhängen günstige Folgerungen abzugewinnen, wird sagen: „Jede Kursanomalie findet ihre Entschuldigung in der Tatsache, daß sie Gewinn abwirft.“ Wer zur rechten Zeit verkauft, wird übertriebene Kurse nicht als Mängel beklagen. Aber sie sind trotzdem eine wenig empfehlenswerte Einrichtung.

Auffallend ist, daß selbst Enttäuschungen im Aktienbezirk den festverzinslichen Papieren keine Chancen bieten.

Die Lage des Rentenmarktes

ist in Deutschland noch immer unverändert und läßt die begreiflichen Wünsche nach Reformen nicht verstummen. Während die englischen Consols und die französische Rente sich in den letzten Wochen erholt haben, ist die Deutsche Reichsanleihe von keinem Sonnenstrahl erwärmt worden. Dabei müßte die hohe Rente der Staatspapiere, die natürliche Folge des niedrigen Kurses, doch den Absatz fördern. Aber wir leben in einer verkehrten Welt: die niedrige Verzinsung der Dividendenpapiere und der gute Ertrag der Anleihen wirken nicht in normaler und rationeller Weise auf das Kapital ein. Schuld daran ist das Agio, die wichtigste Erfindung nach der Buchdruckerkunst. Man sieht, mit welcher nie fehlenden Schlagkraft dieser Begriff arbeitet. Wer eine Erhöhung der Staatspapiere herbeisehnt, muß den Niedergang der produktiven wirtschaftlichen Kräfte wünschen.

Aber das gewerbliche Kapital — was in Wertpapieren steckt, beträgt in Deutschland

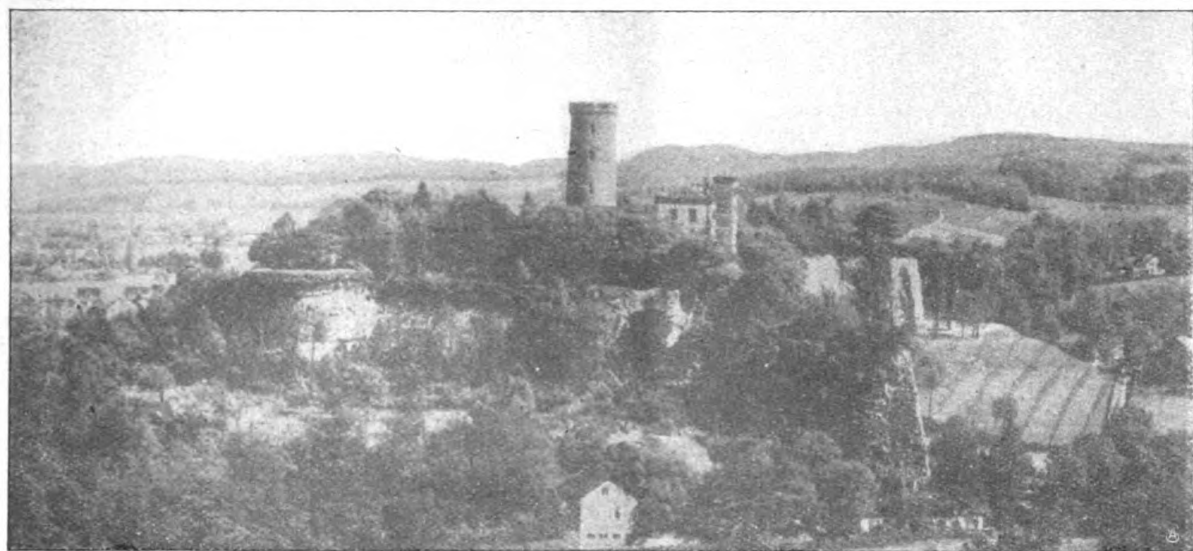
etwa 40 Milliarden Mark —

ist im Vergleich zu der Summe der festverzinslichen Papiere nicht so gering, daß man es zum Besten der Zinsenträger entwertet sehen möchte. Man darf sich eben nicht darüber täuschen, daß der eine Bereich des Kapitals immer auf Kosten des anderen lebt. Bei der Aktie würde die Wertkorrektur mit ganzer Wucht die Materie treffen und Veränderungen in der Schichtung des Kapitals herbeiführen, wie sie das Schicksal der Anlagewerte niemals bewirkt hat. Auch ist nicht zu übersehen, daß die Resonanz des politischen Lebens im Rentenbezirk eine viel stärkere ist als im Reich der vom Lärm der treibenden Räder durchtosten Industrie. Man erörtert die Möglichkeiten für die Erlangung des zum Kriege notwendigen Geldes und kommt dabei zu Ergebnissen, die zwar keine Zweifel an der Leistungsfähigkeit der Nation lassen, aber im Herzen des Rentners Beklemmung erwecken. Die Wirkung solcher doktrinären Betrachtungen ist stärker als man glaubt. Der Kapitalist sieht das Riesenformat der Rüstungen, die zur Erhaltung des Friedens gebraucht werden, und übersetzt sich die Ausgaben ins Kaufmännische. Daß bei dieser Uebertragung die Rentenpapiere nicht gut abschneiden, läßt sich leider nicht ändern.

Welchen Einfluß das Ernteergebnis auf die Verteilung des Geldes in der Volkswirtschaft haben wird, läßt sich noch nicht sagen. Man rechnet mit einer

Rekordweizenernte.

Die Schätzungen gehen auf einen Weltertrag von 452 Millionen Quarters gegen 432 Millionen 1911 und 442 Millionen 1910. Jedenfalls kennt der Herbst keine wichtigere Frage als die Ernte; denn von ihr hängt die weitere Entwicklung des Zinsfußes ab. Daß in dieser Beziehung besondere Sorgen herrschen, ist nicht zu bemerken. Die allgemeine Beurteilung der wirtschaftlichen Zukunft trägt vielmehr den Charakter der Zuversicht. Selbst die Politik ist nicht imstande, das Vertrauen zu erschüttern; und die Ansichten der Hochfinanz, die man gern als zuverlässige Prognosen begrüßt, sind von trüben Ahnungen weit entfernt. Warum soll man also nicht die „Chance“ gelten lassen da sich doch nirgends ein „Risiko“ zeigt.



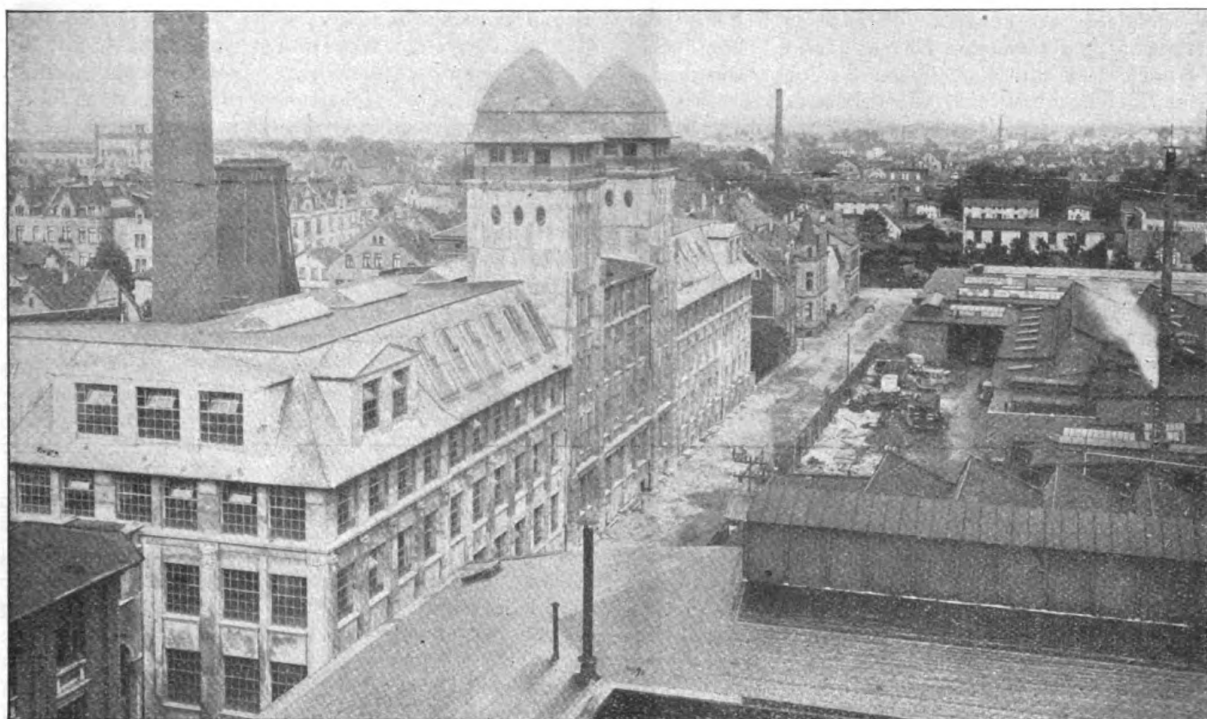
Die Sparenburg in Bielefeld.

Bielefeld.

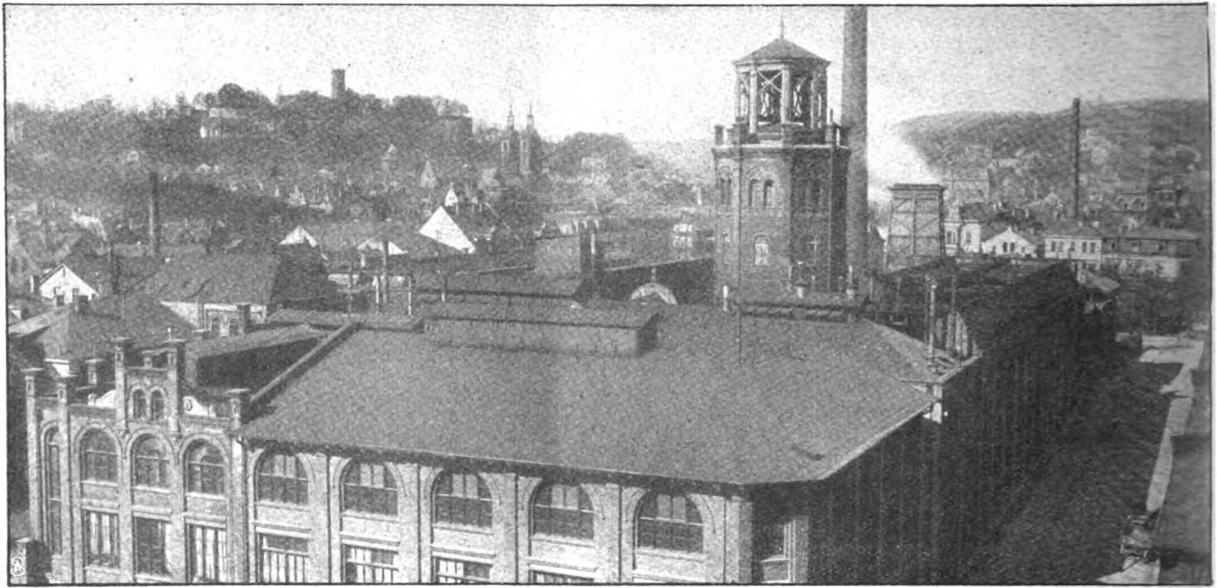
Von Hans Ostwald.

Die Stadt im „lieben Spinn- und Leinenländchen“ ist heute nicht mehr nur eine Weberstadt. Ihre Einwohnerzahl hat sich in den letzten hundert Jahren mehr als verzehnfacht. Und mit der Einwohnerschaft haben sich auch die Tätigkeitsgebiete der Stadt vervielfacht. Sie ist mit ihrer Lebhaftigkeit und Tüchtigkeit unter die deutschen Großstädte zu rechnen,

wenn sie auch allein noch nicht die hunderttausend Menschen aufweist, die zu einer deutschen Großstadt gehören. Die Umgebung Bielefelds mit ihren 100,000 Einwohnern aber darf man ja stets zur Stadt selbst rechnen. Bielefeld und seine Umgebung sind eins. Die Stadt hat das kräftige und reiche Leben einer Großstadt und ist doch nicht die allzu neue, allzu



Teil der Bielefelder Nähmaschinenfabrik von Baer & Rempel.



Nähmaschinen- und Fahrrad-Fabrik Dürkopp A.-G.; im Hinter-

dichte und gleichförmige moderne Städtegründung. In alle Straßen hinein schiebt sich das Grün der Bäume. Große, zusammenhängende Gebäudeviertel gibt es hier kaum. Alte Friedhöfe, Parkanlagen, Privatgärten, Promenaden unterbrechen überall die Häusergruppen. Nüchtern aneinandergereihte Häuserzeilen findet das Auge nicht.

Ein froh bewegtes Kreuz und Quer der Giebel und der Dächer scheint eins der schönsten Stadtbilder anzukünden. All die vielen Gassen und Winkel aus alter Zeit stehen noch mit ihrem heimlichen Reiz, mit ihrem köstlichen Durcheinander.

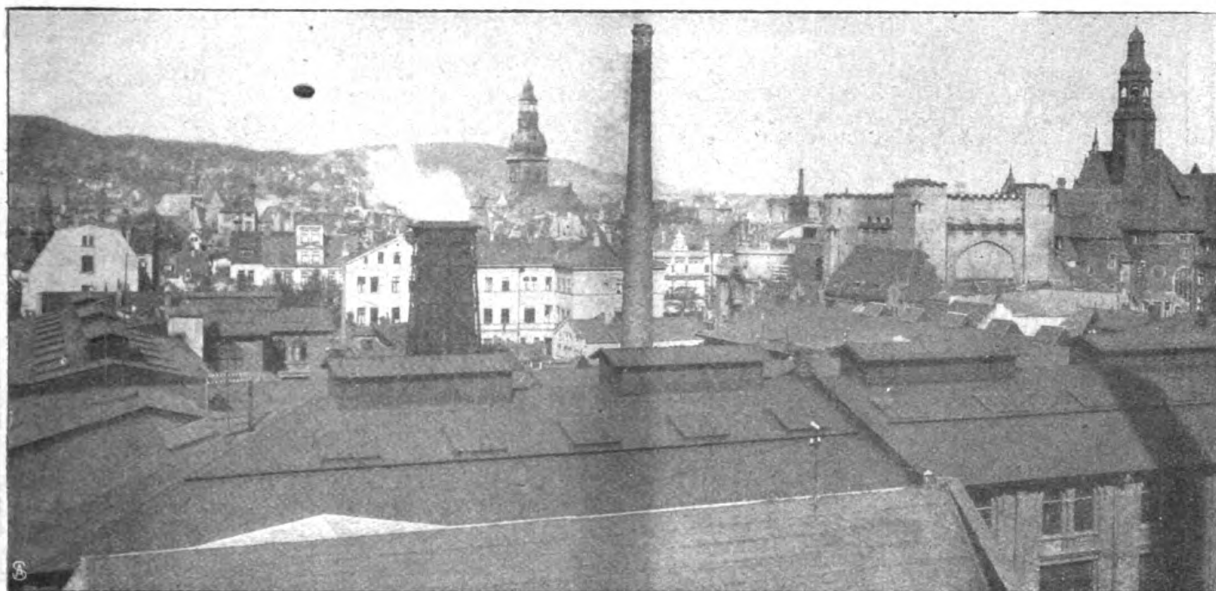
Bielefeld ist eine Giebelstadt geblieben. Hier stehen noch die meisten Häuser für sich, hier haben sie noch fast alle ein eigenes Gesicht. Die vielen alten Giebel, die Winkel, die gebogenen Straßen, das viele Grün und die Gänge schmücken eine Stadt, die sich über ein merkwürdig weites Gebiet erstreckt, hügel auf klettert und im Tal sich lang und breit hinausstreut. Und so wohnen hier trotz der starken Industriebevölkerung doch nur etwa 14 Menschen in je einem Hause. Nur wenige Familien bewohnen die einzelnen Häuser. Und hier ist es selbst das Ideal der Arbeiter, eine eigene Heimstätte zu besitzen. Sie wandern lieber weit hinaus oder radeln oder fahren mit der Bahn morgens und abends. Aber: ein Eigenheim und ein Gärtchen an irgendeiner der vielen Straßen da draußen in den weitverzweigten Bauernschaften ist doch tausendmal schöner als die der Fabrik benachbarte Mietkaserne, zu der ein Weg von fünf Minuten führt. Lieber läuft der Bielefelder Arbeiter eine Stunde. Aber er will abgeschlossen sein. Er ist darin ganz wie die alteingesessenen Westfalen, wenn er auch zugewandert ist. Die Gegend und ihre Gewohnheiten sind stärker als alle Gewohnheiten, die er mitbringt aus der früheren Heimat. In Bielefeld findet er vieles, was ihm nur behaglich sein kann. Auch die Arbeit bietet ihm hier nicht so viel Unangenehmes wie in manchen anderen Gegenden. In den Spinnereien besorgen neue, große Maschinen die

Arbeit, unter deren Schmutz früher jene Tausende zu leiden hatten, die vom Spinnen des Flachses lebten. Nur wenige Menschen brauchen noch die Maschinen zu bedienen, die doch das Mehrfache liefern als einst die ganze Bevölkerung des Landes um Bielefeld, des Ravensberger Landes, des „lieben Spinn- und Leinwandländchens“, wie es der Große Kurfürst gern nannte.

In den Spinnsälen ist ja noch nicht die ideale Luft, wie sie jeder wünscht. Aber sie ist besser als früher. Und wie die Spinnerinnen dastehen, illustriert am besten die Tatsache, daß die Spinnereien jeder Spinnerin, die sich von außerhalb meldet, einen beträchtlichen Vorschuß schicken.

Allerdings, die Weberinnen wollen nichts mit den Spinnerinnen zu tun haben. Trotzdem sie weniger verdienen als die Spinnerinnen, rücken sie doch in den Tanzlokalen von ihnen ab. Den Bielefeldern ist die Spinnerei nicht fein genug. So müssen denn die Spinnereien Ostpreußen und Böhmen anwerben. Die Bielefelderin aber steht in dem großen Saal der Weberei zwischen den Webstühlen, selbstbewußt und sicher in dem Geklapper und Geratter der Hunderte von Maschinen, der Räder, Treibriemen, Webpatronen und Webeschiffchen. Ein Wald von Maschinen, glatt hintereinander aufgereiht, lärmt im Takt durcheinander. Zwischen je zwei Webestühlen steht ein Mädchen in bunter Bluse. Und selbst in diesen großen, vom Oberlicht durchleuchteten Sälen kann das Lied gesungen werden: „Die Leineweber haben eine saubere Zunft.“

Dies Spottlied gilt nicht mehr. Die Leinweberei nährt jetzt ihren Mann und ist auch eine saubere Arbeit geworden durch die Erfindung der Maschinen. Anfänglich war im Ravensbergischen nur Weberei für den Hausbedarf. Die Dichtigkeit der Bevölkerung nötigte zum handwerklichen Erwerb. Auf die Höhe kam das Bielefelder Leinen erst, als Ravensberg nach dem Dreißigjährigen Kriege an den Großen Kurfürster fiel. Er führte „Leinenlegen“ ein, in denen das Leinen gemessen, geprüft und gestempelt wurde.

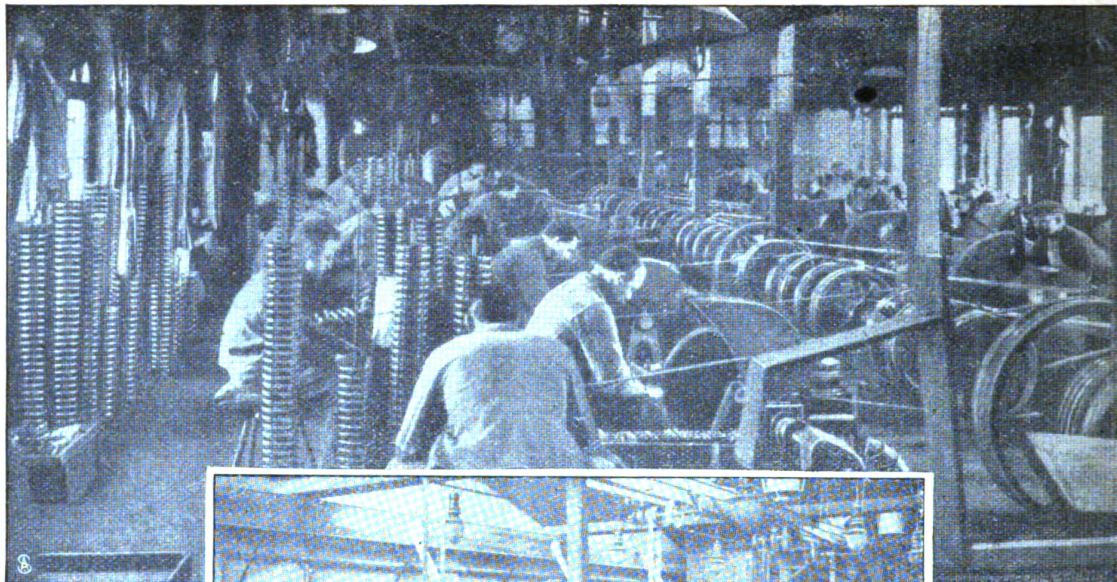


grund der Sparenberg mit der Burg und der Teutoburger Wald.

So wurde das Hausleinen verbessert und exportfähig. Auch wurde die Bielefelder Kaufmannschaft gegen Konkurrenz auswärtiger Händler geschützt und kam zu Reichtum und Macht. Die Weber aber wurden abhängig von ihnen. Und als nun durch die Kriege und die Kontinentalsperre, durch den Wettbewerb der Baumwolle die Ravensberger Leinenindustrie geschwächt worden war, kam noch die Umwälzung des ganzen Gewerbes durch die Einführung der mechanischen Spindeln und Kraftstühle. Lange sträubten sich die Westfalen gegen das Neue und suchten, das Ererbte zu retten. Aber selbst durch die Unterstützung von seiten der Regierung, die Leihbanken errichtete und Gnadenfonds stiftete, war die entsetzliche Webernot der vierziger Jahre nicht zu beseitigen. Nun forderte die Regierung die Anlage von mechanischen Spinnereien. Und im Jahre 1852 wurde die erste mit mehreren tausend Spindeln eröffnet. Heute besitzt das Ravensberger Land mehrere Spinnereien, unter denen sich eine mit 22,000 Spindeln befindet. Auch die größte Leinenweberei Deutschlands befindet sich in Bielefeld. Sie produziert jährlich ungefähr 200,000 Stück in Leinen und gemischten Geweben.

Durch den Uebergang von der Handweberei zur mechanischen wurden viele Kräfte frei. Die fanden Beschäftigung in der nun aufblühenden Wäscheindustrie. Diese Wäscheindustrie erhielt eine ungeahnte Hilfskraft in der neu erfundenen Nähmaschine. Tätige und kluge Männer begannen, in Bielefeld selbst diese Maschinen zu bauen. So entstanden hier immer neue, lohnende Erwerbszweige, baute einer auf dem anderen auf. Aus einzelnen Nähmaschinenfabriken wurden später Fahrradfabriken. An diese schlossen sich andere Fabriken an. Ein mit der ursprünglichen Tätigkeit der Bielefelder Bevölkerung zusammenhängender Geschäftszweig, die Seidenwarenfabrikation, hat erst viele Rückschläge aushalten müssen, ehe sie zur Geltung kam. In der Mitte des 19. Jahrhunderts schickten viele Bielefelder Kaufleute ihre Söhne nach

den Zentren der Seidenweberei, nach Lyon, Krefeld und Zürich. Sie sollten dort die theoretische und praktische Seite dieser aristokratischen Webeart kennen lernen. Viele Fabrikanten versuchten ihr Glück mit der Seide. Aber ihnen fehlten noch die geschulten Kräfte. Und so ging manche Seidenstofffabrik wieder ein. Erst als die Leineweber die Handweberei aufgaben und in die Fabriken gingen, machten die Seidenwebereien größere Fortschritte. Sie konnten sich, wie v. Ascheraden berichtet, mit ihren Fabrikanten schon auf den Weltausstellungen in London und Paris sehen lassen und im Bereiche der glatten Gewebe ebenbürtige Fabrikate aufweisen. Solange der Handstuhl die Seidenweberei regierte und die vererbten Fertigkeiten der ständigen Weberbezirke zur Geltung bringen konnte, gelang es der befähigten Ravensberger Weberschaft, jede Konkurrenz zu bestehen. Seitdem die Maschinenweberei das Uebergewicht erlangt hat, etwa seit den neunziger Jahren, tritt die frühere Ueberlegenheit der historischen Weberkreise mehr in den Hintergrund. Von den zweitausend Handstühlen aus alter Zeit sind nur noch 600 periodisch beschäftigt. Die Fabrik kann sie nicht entbehren, weil sie durch abkürzende Vorarbeiten imstande sind, dem Wandel der Saisonartikel rascher zu folgen. Neben der Seidenstofffabrikation entwickelte sich ungefähr gleichlaufend die Plüschweberei. Die Gesamtproduktion der fünf Bielefelder mechanischen Webereien ist so groß, daß Bielefeld gegenwärtig der bedeutendste Platz für die Herstellung von Möbelplüsch ist. Außer all diesen mit der ursprünglichen Betätigung der Bielefelder Bevölkerung zusammenhängenden Industriezweigen hat die Stadt noch manche andere. Die Bleicherei, die Gerberei, die Tabaksfabrikation und vor allem der Verlagsbuchhandel und die mit ihm verbündeten Druckereierzeugnisse müssen beachtet werden. Auch die Backpulverfabrik wäre zu nennen. Vor 15 Jahren kamen zu einem Apotheker die Hausfrauen und mischten sich Backpulver. Er laschte ihnen die Rezepte ab — und nun ist das



Schleiferei der Bielefelder

Backpulver jener klugen Hausfrauen überall zu haben.

So ist denn heute Bielefeld nicht mehr die Stadt der armen Leineweber, sondern durch kluge und zähe Kaufleute und durch rechtzeitiges Eingreifen der Regierung ein lebhafter Ort, der zwar viel Fabriken besitzt, aber doch nicht den Eindruck einer nüchternen Fabrikstadt mit massenhaftem Proletariat macht.

Die neue Kanalisation, die in den Jahren 1899-1900 angelegt wurde, und viele andere mustergültige Einrichtungen haben die Gesundheitsverhältnisse



Anlage einer Sackstopferei für das Bochumer Zementsyndikat
(50 Sackstopfmaschinen) der Firma Koch & Co., A.-G.

te, stets laufende Brunnen verteilt, und so sind alle Bedingungen geschaffen, um auch die gesunde, lichte Bauweise zur Wirkung zu bringen. Die vielen Gärten und Promenaden, die ständig ins Freie locken, tragen gewiß auch zur Gesundheit Bielefelds bei. Berg und Wald sind nahe und fordern auf zu fröhlichen Aus-

Nähmaschinenfabrik Baer & Rempel.

außerordentlich gehoben. Außer einer Schwimmbadeanstalt hat Bielefeld sechs öffentliche Brausebäder, die Jugend findet überall große Spielplätze, über die Stadt sind mehrere hübsch eingekleide-



Blick auf einen Teil Bielefelds (West).

flügen. Die schöne Promenade des Sparenbergs liegt ja fast drin in der Stadt. Von ihr aus geht der Blick auch ins jenseitige Tal. Da scheint noch ein zweites Bielefeld sich anzuschließen.

Eine ganze Stadt von Anstalten liegt dort in Wald und Gärten, am sonnigen Hang. Es ist Bethel, die Schöpfung des vor drei Jahren verstorbenen Pastors von Bodelschwingh, des großen Wohltäters der leidenden Menschheit, des Parlamentariers, Humoristen und „Königs“ der Brüder von der Landstraße, wie er auch von den Wanderarmen genannt wurde.

Mit welcher Selbstüberwindung und unendlicher Zuneigung ist hier den Fallsüchtigen und Trunksüchtigen und den mit anderen Schäden behafteten Pflinglingen eine Heimstätte bereitet worden! Nein — nicht nur eine Heimstätte — zwischen trostreichem Wald- und Wiesengrün liegen viele Gruppen von Häusern der Barmherzigkeit, in denen Kranke und Sieche, Schwachsinnige und Halbbefähigte gepflegt und bewahrt werden. Ehe diese Anstalten ihnen einen sicheren Hafen boten, waren die armen Menschenbrocken einem traurigen Schicksal draußen im Lärm

der Welt überlassen. Sie waren ihrer Umgebung eine Last und Qual. Und es war eine Wohltat an den Leidenden und an den Gesunden, daß den Leidenden eine Zufluchtstätte bereitet wurde. In den letzten Jahrzehnten hat sich die Anstalt zu einer Anlage ausgewachsen, die ein eigenes Bauamt, eigenen Schlachthof, eigene Bäckerei, Schlosserei, ja eigene Ziegelei, Badeanstalten, Kirchen, Turn- und Festsäle und außer vielen anderen Betrieben auch Gärtnereien und Ackerwirtschaft besitzt.

Das Schönste an dieser Anstalt der Barmherzigkeit ist, daß sie nicht hinter hohen Mauern versteckt liegt. Ihre Straßen führen als Fortsetzung der öffentlichen Gemeindewege am grünen Hang entlang und stehen jedem offen, der mit der Straßenbahn in wenigen Minuten aus dem Kern Bielefelds herauskommt. Jeder Besucher wird innerlichen Gewinn mitnehmen aus dem Werk, das rastlose, selbstlose Menschenliebe geschaffen und das ein Zeugnis ist von der Wirkung eines beseelten Zieles — und das daliegt, liebevoll umkränzt von hügeligen Bergen wie die Stadt, an die es sich anschmiegt, wie Bielefeld.

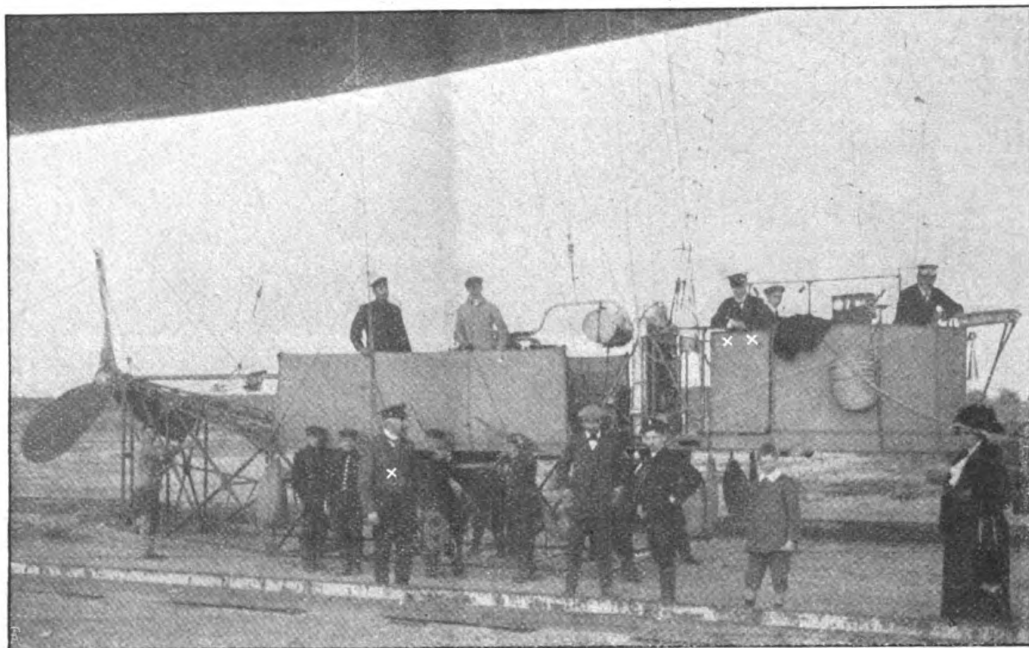
Der Luftschiffbau Schütte-Lanz (Mannheim).

Die Familie Heinrich Lanz, bekannt als eine der ersten, die am Tage des Unglücks von Echterdingen dem greisen Vorkämpfer am Bodensee einen namhaften Betrag zur Verfügung stellte, und die später durch den Lanzpreis der Lüfte das Flugwesen in seiner Entwicklung förderte, entschloß sich Ende April 1909, die Luftschiffpläne des Danziger Professors Schütte aufzunehmen und den Bau eines Luftschiffes in der Nähe Mannheims (auf der Rheinau) zu beginnen.

Man rechnete damals damit, daß die Fertigstellung der Luftschiffwerft und des Luftschiffes etwa 6—8 Monate in Anspruch nehmen würde, so daß der erste Aufstieg des Schiffes noch im Jahre 1909 zu erwarten war. Diese Hoffnung ist durch das Eintreten einer großen Reihe unvorhergesehener Zwischenfälle nicht erfüllt worden. Entsprechend dem angenommenen Termin ist auch eine Bausumme veranschlagt, die tatsächlich um das vielfache überschritten werden mußte, sollte die Fertigstellung des Luftschiffes nicht völlig in Frage gestellt werden. Zunächst verzögerte sich der Hallenbau, was den Beginn der Gerippe-Montage — das Gerippe war inzwischen von der

Berliner Firma Huber nach deren Berechnungen und Konstruktion erstellt — hinausschob.

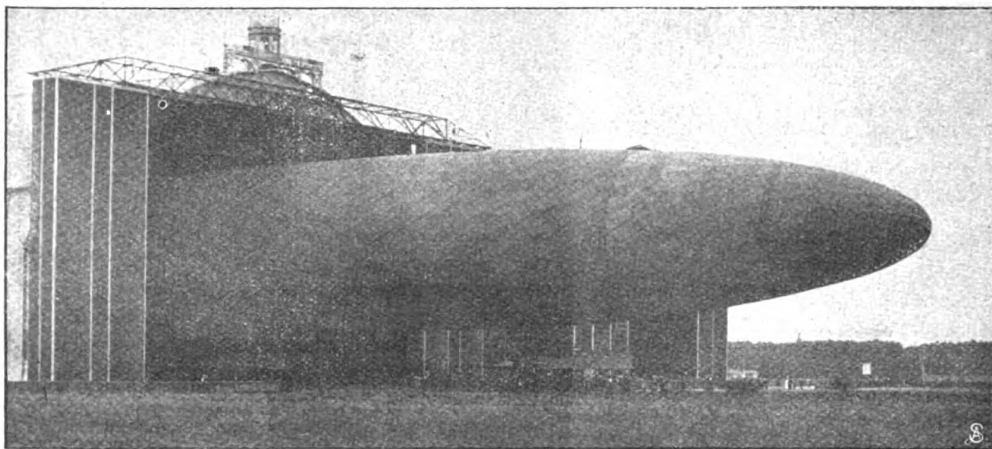
Mit dem eigentlichen Bau des Schiffes konnte daher erst im Oktober 1909 begonnen werden. Das Gerippe von rotationsellipsoidaler Form war Ende Dezember in der Halle montiert. Es besteht aus mehrfach furnierten, wasserfest verleimten Hölzern, die zu Platten und Winkeln gepreßt sind. Nach Entfernung des Montagegerüsts erwies sich das Gerippe zu schwach, und neue Berechnungen mußten vom Luftschiffbau Schütte-Lanz angestellt werden, die eine Reihe nicht unerheblicher Verstärkungen erforder-



× Prof. Schütte.

× × Dr. Lanz.

Eine der beiden Gondeln des Luftschiffes Schütte-Lanz I.



Das Schütte-Lanz-Luftschiff beim Verlassen der Halle.

ten. Damit änderte sich naturgemäß das der ursprünglichen Rechnung zugrunde gelegte tote Gewicht des Schiffes, welche Änderung natürlich auch auf andere Luftschiffteile von einschneidender Bedeutung war. Die sehr schwierigen Verstärkungsarbeiten an dem Gerippe, das, wie hier ausdrücklich betont werden soll, nach wie vor aus furnierten Hölzern besteht, haben fast ein Jahr in Anspruch genommen. Auch mußte die ursprünglich aus Ramieschnüren bestehende Verspannung und Knickklängen-Halbierung durch hochwertigen Stahldraht ersetzt werden. Nachdem Belastungsproben des Gerippes einwandfrei ergeben hatten, daß der spätere Betrieb des Schiffes durch eventuell eintretende Brüche am Gerippe nicht mehr in Frage gestellt wurde, konnte endlich mit der Montage der Gondeln begonnen werden. Aber auch hier hatte sich, wie bereits angedeutet, eine Änderung als notwendig erwiesen. Die Gondeln bestehen in der Hauptsache aus nahtlos gezogenen, verschweißten und vernieteten Stahlrohren, die, zu Trägern vereint, den Maschinen-Fundamenten untergebaut sind.

Nachdem die Gondelfrage gelöst, waren die fast volle zwei Jahre währenden Vorversuche mit den Motoren beendet. Aus dem ursprünglichen Maschinen-Arrangement, je zwei 4-Zylinder-Motoren zu einem Aggregat gekuppelt, waren zwei 8-Zylinder-Motoren geworden mit direktem Schraubenantrieb.

Die Motoren sind imstande, eine Normalleistung von insgesamt 500 PS. zu entwickeln, die den beiden Propellern, welche durch eine äußerst zweckmäßige Schaltung vorwärts und rückwärts laufen können, einen Schub verleihen, der dem Schiff eine Geschwindigkeit von 72 Kilometer pro Stunde erteilt. Der direkte Antrieb hat sich als sehr zweckmäßig erwiesen, trotzdem anfangs wiederholt Stimmen laut wurden, daß ein solcher Antrieb und die dadurch bedingte unstarre Aufhängung der Gondeln ein für die Steuerung und die Geschwindigkeit des Schiffes ungünstiges Kippmoment ergeben würden. Den beiden Maschinengondeln sind zwei weitere Gondeln vorgebaut, von denen die vordere alle für die Navigation des Schiffes notwendigen Instrumente, als da sind: Steuerräder für Seiten- und Höhensteuer, Kompaß, Fernthermometer, Barographen, Maschinentelegraphen, Geschwindigkeits- und Neigungsmesser, Ventile und Ballastzüge etc., enthält.

Der Führerstand dient im allgemeinen zur Aufnahme der für die Führung des Schiffes erforderlichen vier Per-

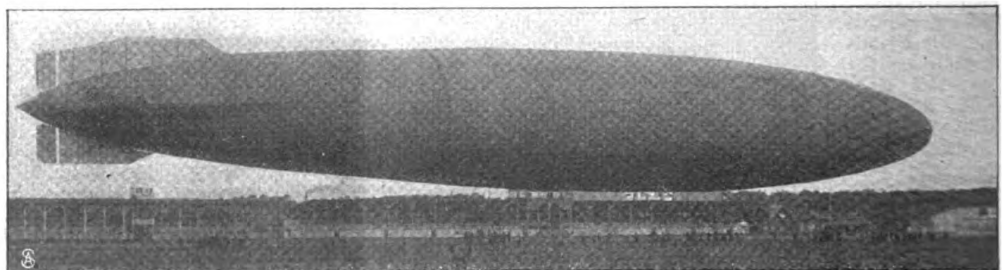
sonen. Er ist aber so geräumig eingerichtet, daß bequem acht Personen darin Platz finden. Die der hinteren Maschinengondel vorgebaute Gondel enthält einen Reserve-Steuerstand, eine Telefunken-Anlage und Wohnungseinrichtung, Sitz- und Schlafplätze für weitere acht Personen. Zur Bedienung der beiden Motoren sind auf den beiden Maschinengondeln je zwei Personen erforderlich.

Das Schiff enthält im Innern Ballast-Einrichtungen, und zwar liegen diese

ganz vorn im vorderen Teil, in der Mitte, im hinteren Teil und ganz achtern, für 1800 kg Wasser. In 18 Benzintanks können 2100 Liter Benzin gefahren werden, außerdem noch etwa 200 Liter in den Entnahmetanks unter den Motoren. Natürlich sind für den Betrieb außerdem noch die nötigen Materialien, Reservekühlwasser und Schmieröl, vorgesehen.

Wie bereits erwähnt, ist die Aufhängung der Gondeln unstarr, d. h., die Gondeln können bei einem unfreiwilligen, harten Aufsetzen während der Landung in der Vertikalen nachgeben, so daß die Wucht des Anpralls nicht mehr auf das Gerippe übertragen wird. Diese Tatsache hat dem Luftschiffunternehmen „Schütte-Lanz“ bereits zwei Schiffe gerettet, denn es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sowohl bei der ersten unfreiwilligen Landung im Oktober 1911 als auch bei der am 13. April 1912 ein Zusammenbruch mit allen seinen verhängnisvollen Folgen eingetreten wäre, wenn der S.-L. I. anders konstruiert, als tatsächlich geschehen. In beiden Fällen blieb das Schiff fahrbereit, bzw. war es in wenigen Tagen wieder betriebsfähig, ernste Verletzungen von Personen fanden nicht statt.

Zum Unterschiede von anderen Schiffen sind sowohl Seiten- als auch Höhensteuer einfache Flächen, denen wiederum einfache Leit- und Dämpfungsflächen vorgebaut sind.



Das Schütte-Lanz-Luftschiff auf dem Landungsplatz.

Die Steuer sind dadurch nicht nur erheblich vereinfacht, sondern auch besonders wirksam geworden.

Das Schiff hat seit Ende Oktober vorigen Jahres bis heute 40 Fahrten ausgeführt, wobei berücksichtigt werden muß, daß es von Anfang November 1911 bis zum 13. April 1912 und vom 13. April bis Ende Mai keine Fahrten machte. Während dieser 40 Fahrten sind 4200 Kilometer zurückgelegt und 450 Personen befördert worden.

Für die Verwendung des Schiffes im Kriege ist außer einer F.-T.-Anlage eine Armierung vorgesehen, die aus zwei Abwehrgeschützen auf dem Rücken, vorn und aus mehreren weiteren Gewehren in den Gondeln besteht.

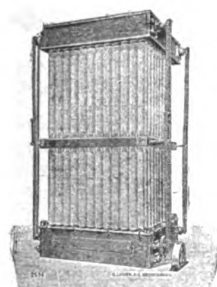
Der Innenraum des Schiffes ist in eine Reihe einzelner Gaskzellen geteilt, die aus gedoppeltem, langfaserigem Baumwollstoff mit bester Paragummi-Einlage bestehen.

Durch die hochkantgestellten Träger des Holzgerippes wird zwischen diesen Gaszellen und der ebenfalls aus sehr festem Baumwollstoff bestehenden gummierten und gelb gefärbten Außenhülle ein gegen äußere Einflüsse sehr wirksamer Isolierraum geschaffen. Jede Gaszelle ist natürlich mit einem Sicherheitsventil versehen, das beim Steigen des Schiffes und nach Prallwerden der Gasbehälter in Funktion tritt. Infolgedessen konnte das Schiff ohne Gefahr am 13. April in zirka vier Minuten auf 1800 Meter steigen.

Das Luftschiffunternehmen hat seit Bestehen rund zwei Millionen Mark gekostet, die selbstverständlich außer Immobilien und Mobilien einen großen Schatz von Erfahrungen einbrachten. Gegenwärtig steht der Luftschiffbau Schüttelanz vor der Frage, was wird! Im hohen Grade bedauerlich wäre es, wenn die Erfahrungen durch den Bau weiterer Schiffe im Inlande nicht gewertet würden und dadurch der Vorsprung, den Deutschland sich bezügl. des Luftschiffbaues errungen hat, an das Ausland abgetreten werden müßte.

Fortschritte in der Fabrikhygiene.

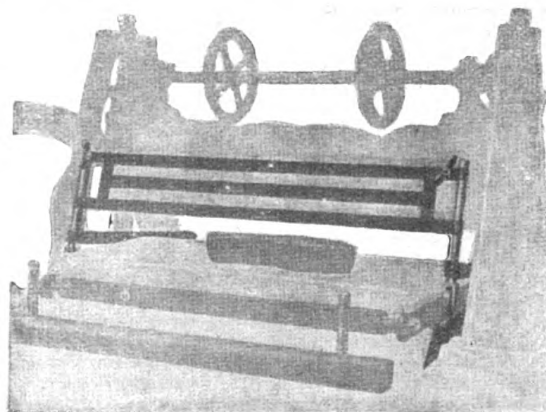
Von Dr. Paul Bernbach, Arzt in Köln.



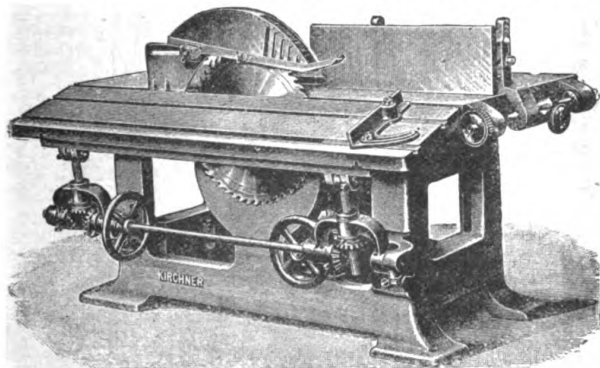
Massenschlauchfilter für Druckluft mit Exhaustor. Maschinenfabrik u. Mühlenbauanstalt G. Luther, Braunschweig.

Die gesetzliche Unterlage der Fabrikhygiene bilden die Gewerbeordnungen, welche in einzelnen Ländern verschieden sein mögen, denen aber in allen Industriebezirken durch die Kontrolle über die Erfüllung der den Unternehmern obliegenden Pflichten durch die Gewerbeaufsichtsbeamten und Ärzte Geltung verschafft wird. Die Anlage und die Einrichtungen der gesundheitsgefährlichen Betriebe werden regelmäßig oder auf besondere Veranlassung vom gesundheitlichen Standpunkt aus geprüft. Die für viele solcher Fabriken vorgeschriebene Untersuchung der einzustellenden und beschäftigten Arbeiter

Luft Raum von 15 cbm bei einer stündlichen Lüftererneuerung von mindestens 20 cbm zur Verfügung stehen. Bei Entwicklung von Staub und Gasen soll der Luft Raum 40, die stünd-

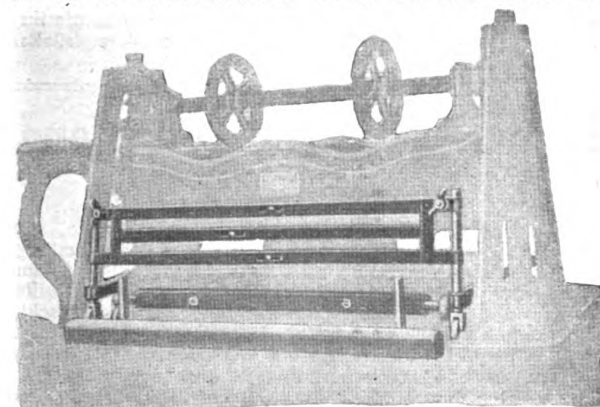


Stanzmaschine mit offener Schutzvorrichtung. Maschinenfabrik Moenus, A.-G., Frankfurt a. M.



Kreissäge mit Schutzvorrichtungen. Maschinenbauanstalt Kirchner & Co., Leipzig-Sellerhausen.

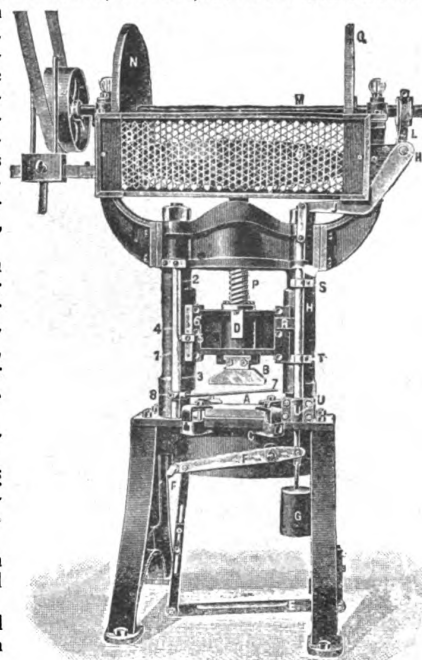
geschieht indessen vorwiegend durch Privatärzte. — Die Pflichten des Arbeitgebers erstrecken sich zunächst auf die Arbeitsstätte. Jedem Arbeiter sollte ein



Stanzmaschine mit geschlossener Schutzvorrichtung. Maschinenfabrik Moenus, A.-G., Frankfurt a. M.

liche Lüftererneuerung 40—60 cbm pro Kopf betragen. Die Ventilationsvorrichtungen sind so anzubringen, daß sie keine Zugluft verursachen, dürfen jedoch für den Arbeiter nicht willkürlich abstellbar sein. Geräumige, heizbare Speiseräume mit Vorrichtungen zum Anwärmen des mitgebrachten Essens müssen vorhanden sein; Maschinen, Wellen, Schwungräder u. dergl. sind zu umgittern; ihr Antrieb darf nur auf mechanischem Wege, nicht mit der Hand erfolgen. Wassermangel im Kessel, Drucküberschreitung und Überhitzung haben Signalarparate anzuzeigen.

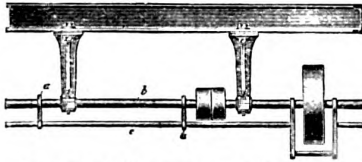
Das Problem der Staub- und Gasbeseitigung ist wohl das wichtigste in der ganzen Fabrikhygiene. Die beständige Ein-



Schutzvorrichtung an Pressen für Kraftbetrieb. Albert Bolle & Jordan, Berlin.

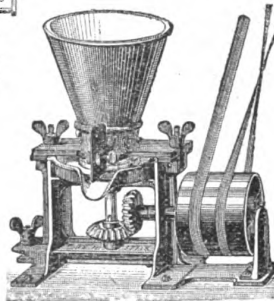
atmung großer Mengen von Staub — zum Beispiel in Mühlen 0.015 g, in Zement- und Kunswollefabriken 0.01 g pro Kopf und Stunde — ruft bei einem großen Prozentsatz der Arbeiter Lungenschwindsucht hervor. In den Mühlenfabriken Englands sind schon nach 4jähriger Beschäftigung 50 Prozent tuberkulös.

Falls das Material es gestattet, ist es zur Verhütung von Staubentwicklung anzufeuchten. Offene Pochwerke sind durch Kugelmühlen mit geschlossen bewegter Trommel zu ersetzen oder die Maschinen mit einem Mantel, an dem ein Exhaustor angebracht ist, zu umgeben. Gewisse Arbeiten am Sortiertisch erfordern auch die Anbringung von Exhaustoren unter den einzelnen Arbeits-

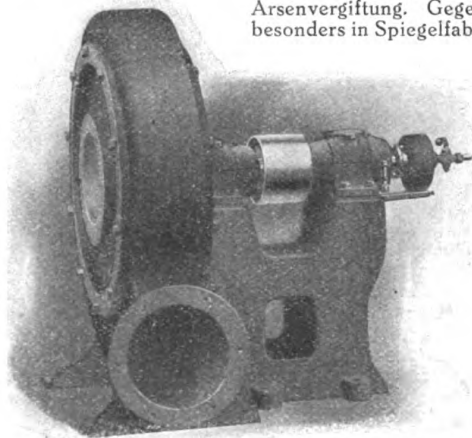


Schutzvorrichtungen für Transmissionswellen. Holzwerk Baumbach, Joh. Seibert, Baumbach (Westerwald).

plätzen. Respiratoren, zum Filtern der Einatemluft dienend, werden von den Arbeitern ungern getragen und kommen nur als Notbehelf, besonders bei der Reinigung der staubsaugenden Vorrichtungen, in Betracht; wenn möglich, ersetzt man sie durch leinene, Kopf und Hals einschließende und mit Glasfenstern versehene Anzüge. — Zur Verhütung der gewerblichen Vergiftungen ist neben der Staubentwicklung auch die Berührung des Materials möglichst einzuschränken, damit nicht durch die beschmutzten Hände das Gift in Mund und Magen gelangt. Hierzu empfiehlt sich der Gebrauch von Handschuhen und waschbarer oft zu wechselnder Arbeitskleider. Bei der Herstellung von Phosphorzündhölzern, einer hoffentlich bald ganz aussterbenden Industrie, erfordert die Beschaffenheit der Zähne der Arbeiter besondere Aufmerksamkeit. Um die Entstehung des Brandes der Kieferknochen zu verhüten, sind hohle Zähne zu entfernen oder ihre Träger aus der Industrie auszuschneiden. Gifthaltiger Staub ist durch Flugstaubkammern abzuleiten oder behufs Absorption durch chemische Mittel (Kalkmilch, Koks) durchzuführen. Geeignete Gegenmittel hat der Unternehmer bereitzustellen, z. B. Schwefelpillen gegen Blei-, Eisenoxydul gegen Arsenvergiftung. Gegen die besonders in Spiegelfabriken



Staubfreie Farbmühle mit Mischvorrichtung. J. Schmidt, Münchener Farbenfabrik, München.



Hochdruck-Exhaustor mit Blechgehäuse. Danneberg & Quandt, Berlin.

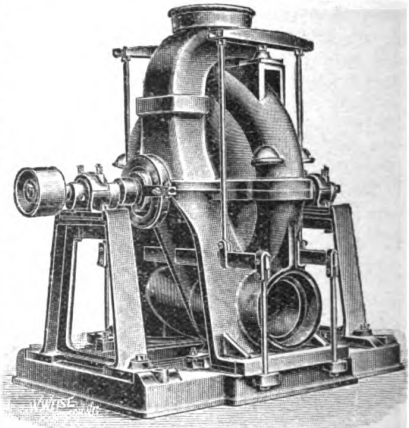
häufigen Quecksilbervergiftungen werden Mundspülungen und Galläpfeltinktur empfohlen. Sehr bewährt hat sich die Verabreichung von Milch an die Arbeiter, das Anbringen von kurzgefaßten belehrenden Plakaten, das Verbot des Genusses von Spirituosen sowie deren Ersatz durch Kaffee, Tee und gutes Trinkwasser, welche letztere Maßnahme auch

zur Erhöhung der Betriebssicherheit und indirekt zur Vermehrung des Nährwertes des Lohnes beiträgt. Weitere Vorbeugungsmittel sind: häufiger Schicht- und Personenwechsel, Waschvorrichtungen und Brausebäder. — Unter den gewerblichen Vergiftungen ist wohl die durch Blei verursachte die bekannteste. Die Zahl der Bleivergiftungen ist jedoch in stetigem Sinken begriffen. Während in dem sozialpolitisch hochstehenden Deutschen Reich die gewerblichen Vergiftungen noch nicht den Betriebsunfällen gleichgestellt sind, ist dies in der Schweiz seit 1877 und in England seit 1906 der Fall.

Zur Verhütung der Infektionskrankheiten, unter denen die Tuberkulose an erster Stelle steht, dient die Desinfektion der zu verarbeitenden Materialien (in der Lumpenindustrie), das Verbot der Benutzung desselben Arbeitsgerätes von mehreren Arbeitern (in Glasbläsereien), der Ausschluß schwindsüchtiger Arbeiter vom Betriebe und die Innehaltung eines genügend großen Abstandes zwischen den Arbeitsplätzen (von mindestens 1 m). Von der größten Bedeutung für die Wohlfahrt der Industrie ist der Schutz der jugendlichen und weiblichen Arbeiter. Die Bestimmungen über die tägliche Maximalarbeitszeit für jugendliche Arbeiter bedürfen einer Verschärfung. Stillenden Arbeiterinnen sind Pausen zum Stillen ihrer Kinder zu gewähren, für die Kinderpflege sind Krippen, Kindergärten und -horte einzurichten. Die Gegner eines Maximalarbeitstages dürfte es interessieren, zu erfahren, daß viele Fabriken, die die Arbeitszeit herabgesetzt haben, eine Steigerung der Arbeitsleistung, in quantitativer wie qualitativer Hinsicht, beobachtet haben. — Wissenschaft und Technik sind in beständigem, siegreichem Fortschreiten begriffen, ihnen muß sich auch die Fabrikhygiene anpassen suchen. Neben humanitären und hygienischen Gesichtspunkten haben hierbei auch wirtschaftliche mitzusprechen. Der Industrie dürfen nicht Lasten aufgebürdet werden, die ihre Entwicklungs- und Konkurrenzfähigkeit niederzudrücken imstande sind.



Ganzer Kopfschutz. J. Seipp, Eschersheim bei Frankfurt a. M.



Steinzeug-Exhaustor zum Absaugen von Säuredämpfen. Deutsche Ton- und Steinzeug-A.-G., Charlottenburg.

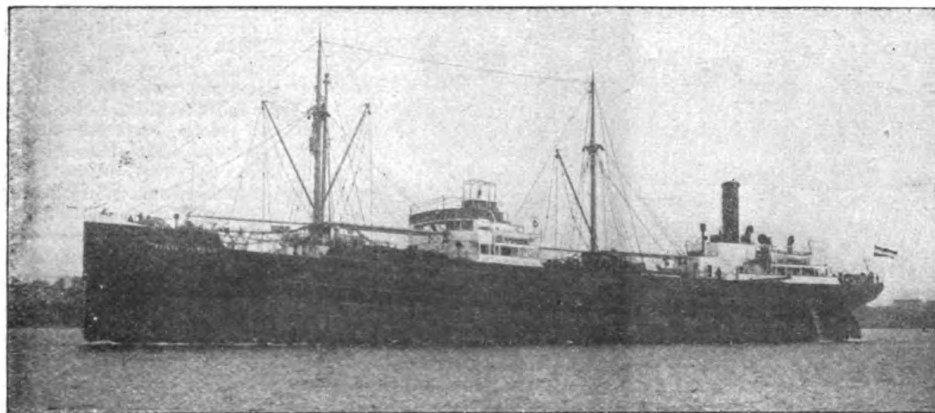
Deutsche Technik im Ausland.

„Monte Penedo“.

Das Doppelschrauben-Motorschiff „Monte Penedo“, das von den Howaldtswerken, Kiel, für Rechnung der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft in Hamburg erbaut wurde, stellt einen interessanten neuen Schiffstyp dar, da es das erste große transatlantische Frachtschiff ist, welches mit Zwickl-Rohölmotoren ausgerüstet ist.

Der „Monte Penedo“ ist als Weltdeckschiff nach den Regeln des Germanischen Lloyd und der Seevereinsgenossenschaft erbaut, 350 Fuß lang, 50 Fuß breit und 27 Fuß tief und besitzt einen Bruttoreumgehalt von etwa 4000 Registertonnen, eine Tragfähigkeit von etwa 6500 t; die Geschwindigkeit des vollbeladenen Schiffes beträgt

10½ Knoten. Zwei durchlaufende Stahldecks, lange „Poop und Back“, ein durchlaufender Doppelboden, ein Hochballasttank, vier Laderäume mit weitstehenden Deckstützen, sechs wasserdichte Querschotten, zwei Masten sind vorgesehen, modernste Lösch- und Ladevorrichtungen vor-



„Monte Penedo“, Motorschiff mit Zweitakt-Motoren.

handen, so daß Güter bis zu 35 t Stückgewicht verladen werden können.

Der Antrieb des Schiffes erfolgt durch zwei umsteuerbare Vier-Zylinder-Zweitakt-Rohölmotoren, System Dieselsulzer, von zusammen etwa 2000 indizierten Pferdestärken. An Hilfsmaschinen sind u. a. je ein 50pferdiger Dieseldynamic und ein Dieseldampfkompessor, eine Hilfskondensations- und Kühlwasserrückkühlanlage vorhanden. Die Schiffshilfsmaschinen werden (mit Ausnahme der Rudermaschine, welche auf See durch vorgewärmte Prelluft betätigt wird) durch Dampf angetrieben, der von einem Hilfskessel mit Ölfeuerungsanlage erzeugt wird. Die Ölbunker sind durch Anordnung spezieller Sicherheitsvorrichtungen sowohl gegen Feuergefahr als auch gegen Beschädigung und Auslaufen bei Kollision vollkommen geschützt, so daß auch allen Anforderungen für die Sicherheit des Schiffes Rechnung getragen ist.

Die auf „Monte Penedo“ eingebauten Sulzer-Zweitaktmotoren weisen gegenüber Viertaktmotoranlagen, auf den kürzlich vielgenannten Motorschiffen „Selandia“ und „Christian X.“ (vormals „Fionia“), sehr wesentliche Vorzüge auf. Der Ölverbrauch ist bedeutend kleiner, die Maschinen sind leichter, beanspruchen kleineren Raum; es bleibt daher bedeutend mehr Raum und Gewicht für die Ladung. Außerdem sind die Zweitaktmotoren in ihrem Aufbau wesentlich einfacher und billiger, stellen sich im Betriebe und betreffs Reparaturkosten günstiger als Viertaktmotoren. Die Zweitaktmotoren der Bauart Gebr. Sulzer, wie sie auf „Monte Penedo“ zur Verwendung gekommen sind, bleiben hinsichtlich der Manövrierfähigkeit jedem Viertaktmotor überlegen.

Gegenüber Frachtdampfern bieten Motorschiffe vom Typ „Monte Penedo“ bedeutsame Vorteile: an Gewichtsparsnis und Tragfähigkeit (der Motoren) etwa 170 t; infolge des geringeren Brennstoffverbrauches für einen Aktionsradius von 13.500 Seemeilen (entsprechend einer Reise von Buenos Aires und zurück) stellt sich die Gesamtgewichtsparsnis infolge des verschiedenen Brennstoffverbrauches gegen vierfache Expansionsmaschinen im Mittel auf 805 t, gegenüber dreifachen Expansionsmaschinen im Mittel auf 993 t. Die Gesamtsparsnis an Tragfähigkeit ist in Prozenten 15 bis 18, die Mehreinnahme an Fracht 15 bis 18 Prozent. Der Gewinn an Laderaum von 1000 cbm. kann, wenn das Rohöl in dem Doppelboden gefahren wird, noch größer werden.

Die Ersparnis an Heizerpersonal ergibt für das Motorschiff (auf dem nur sechs Mann Maschinenpersonal außer den Maschinisten und gar keine Trimmer erforderlich sind), daß zehn Mann oder etwa 1000 Mark pro Monat an Löhne und Verpflegung gespart werden.

Der Kaiser beglückwünschte die Howaldtswerke zu ihrem schönen Erfolge.

Eiszerzeugung in Tripolis.

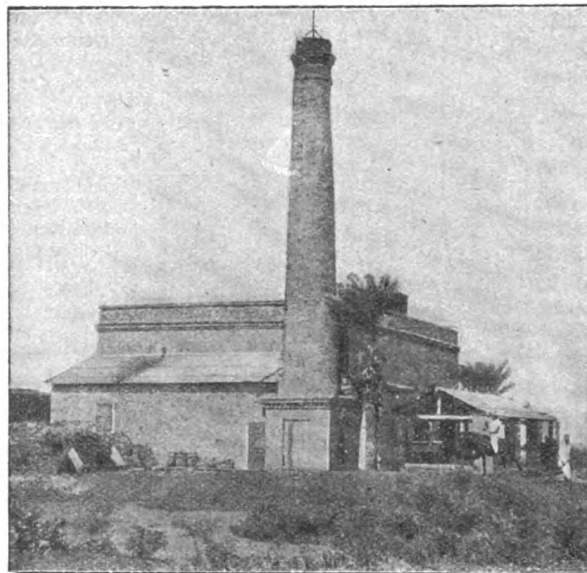
Im laufenden Sommer ist in Tripolis eine Eisfabrik errichtet worden, um die dort stationierten Truppen in der wärmsten Jahreszeit mit künstlichem Eis zu versorgen. Die Società Anonima delle ghiacciaie Riunite dell'Eritrea in Neapel erteilte den Auftrag auf Lieferung der Eiszerzeugungsanlage der deutschen Maschinenfabrik A. Borsig in Berlin-Tegel.

Die Anlage arbeitet nach dem Schweflige-Säure-System und leistet stündlich 42.000 Kalorien Kälte. Diese Kältemenge genügt, um in 24 Stunden 6500 Kilogramm Eis zu erzeugen. Das Eis wird in Blöcken von je 25 Kilogramm Gewicht hergestellt und hat ein vollkommen klares Aussehen.

Der Vorgang der Erzeugung von Eis erfolgt nun in der Weise, daß die

mit Wasser angefüllten Eiszellen in ein mit kalter Sole gefülltes Blechgefäß getaucht und darin zum Gefrieren gebracht werden. Während des Gefrierens wird das Wasser in den Eiszellen mittels eines Schüttelwerkes in ständiger Bewegung erhalten, wodurch die im Wasser suspendierten Luftbläschen ausgeschieden werden und das Eis ein völlig klares Aussehen erhält. Nur in der Mitte der Blöcke verbleibt ein kleiner matter Kern, da das Schüttelisen rechtzeitig aus der Zelle entfernt werden muß, um nicht mit einzufrieren.

Die Temperatur der Sole wird durch verdampfende schweflige Säure ständig auf etwa 5 Grad unter Null gehalten. Die verdampfte schweflige Säure wird mittels eines Kompressors und Kondensators wieder verflüssigt, so



Eisfabrik an der ostafrikanischen Küste.

daß ein und dieselbe Menge immer wieder verwendet werden kann.

Zum Antrieb des erwähnten Kompressors ist ein horizontaler Dieselmotor von 40 PS. aufgestellt; der Antrieb erfolgt durch ein Transmissionsvorgelege.

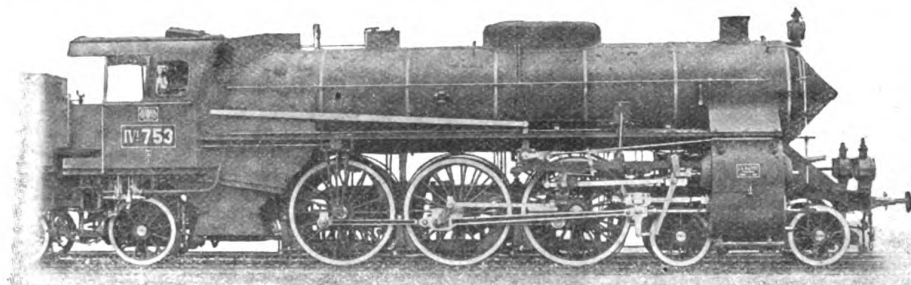
Die nebenstehende Abbildung zeigt die Außenansicht einer auf der ostafrikanischen Küste errichteten Eisfabrik.

Bayerischer Lokomotiv- und Maschinenbau (J. A. Maffei, München).

Bereits im Jahre 1841 lieferte die weit bekannte Lokomotiv- und Maschinenfabrik J. A. Maffei in München die erste Lokomotive „Der Münchener“ für die damalige Privateisenbahn von München nach Augsburg. Sie zählt somit zu den ältesten Anlagen dieser Art in Deutschland.

umfassen u. a. Montierungsgebäude, eine Kesselschmiede, eine Schlosserei mit Rahmen- und Tenderbau, eine Triebwerks-Zentrale 1902-03 wurde die Hammerschmiede und Schlosserei vergrößert, 1905 und 1906 eine neue Dreherei, 1907-08 die Werkstätte für Werkzeugmaschinenbau ver-

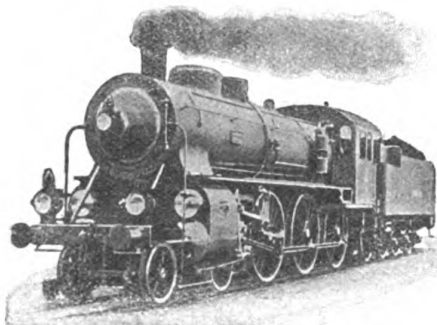
größert resp. teilweise neu gebaut. Auf allen Ausstellungen, die von der Firma beschickt wurden, haben die ausgestellten Lokomotiven erste Auszeichnungen erhalten. Die Gesamtzahl der von J. A. Maffei gebauten Lokomotiven beläuft sich auf über 3000, wovon der größte Teil auf Bayern und das übrige Deutschland, daneben auf Oesterreich-Ungarn, Italien, Schweiz, Türkei, Dänemark, Frankreich, Rumänien, Bulgarien, Rußland, Spanien, Portugal,



$\frac{3}{4}$ gekuppelte Schnellzugslokomotive für die badische Staatsbahn.

Aus kleinen Anfängen hervorgegangen — der frühere Besitzer und Begründer der Firma Joseph Anton Ritter von Maffei erwarb seinerzeit ein Hammerwerk mit kleiner Eisengießerei am Englischen Garten in München — bedecken die Etablissements — seit 1870 im Besitze des erblichen Reichsrates der Krone Bayern Hugo Ritter von Maffei — gegenwärtig ein Areal von ca. 24 Hektar, wovon etwa ein Fünftel überbaut ist. In diesem Betriebe sind zurzeit durchschnittlich 2500 Arbeiter beschäftigt, während die Zahl der technischen und kaufmännischen Beamten 200 beträgt. Bei der in den letzten Jahren erfolgten Vergrößerung und Neueinrichtung der Werke ist die elektrische Kraftübertragung in ausgedehntem Maße angewendet worden. Die Betriebskraft wird in einer Kraftzentrale erzeugt, welche mit drei Francisturbinen von je 330 effektiven Pferdestärken ausgerüstet ist. In dieser Kraftzentrale ist eine Dampfreserve aufgestellt aus drei von Maffei konstruierten stehenden Verbund-Tandem-Dampfmaschinen von je 330 effektiven Pferdestärken und einer Dampfturbine, gekuppelt mit zwei Generatoren von je

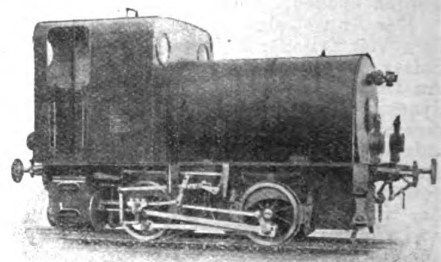
350 Kilowatt Leistungsfähigkeit. Drei Nebenschluß-Dynamos der Elektrizitäts-Akt.-Gesellschaft vorm. Schuckert & Co. in Nürnberg mit einer Leistungsfähigkeit von je 220 bis 280 Kilowatt sind einerseits mit den Turbinen und andererseits mit den



Anfahrende Lokomotive.

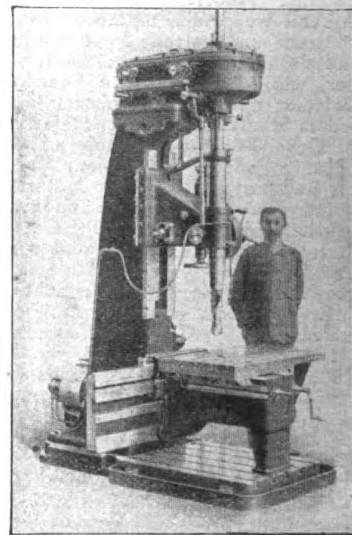
Dampfmaschinen verbunden. Eine weitere Dampfmaschine von 200 PS. mit einem Schiffskessel bedient eine andere Werkstätte. Zum Antrieb der verschiedenen Werkabteilungen, Werkzeugmaschinen und Krane dienen 230 Elektromotoren mit einer Gesamtkraft von etwa 1500 Pferdestärken, die verfügbare Betriebskraft beträgt also ca. 2200 PS. 530 Bogenlampen und rund 2000 Glühlampen beleuchten die Werke. Im Betrieb befinden sich über 257 Drehbänke, 150 Fräsmaschinen, 80 Hobelmaschinen, 44 Stoßmaschinen, 153 Bormaschinen, 144 diverse Maschinen, 14 Dampf- und Lufthämmer, 61 Krane, 2 Kupolöfen, 2 Schweißöfen, eine Luftkompressoren-Anlage, daneben waren zum Betriebe der Dampfhämmer, deren Abdampf zu Heizzwecken ausgenutzt wird, verschiedene besondere Heizkessel erforderlich, die auch zur Werkstättenheizung verwendet werden. Neun Kessel mit 1394 qm Heizfläche stehen in Betrieb. Das Werk ist durch Indusriegleise mit dem Bahnhof München-Schwabing verbunden. Die Neubauten

England, Schweden, Griechenland, Aegypten, Ostafrika, Japan, Niederl.-Indien, Argentinien entfallen. Vor ca. 60 Jahren fanden auf der Semmeringbahn — der ersten Alpenbahn — die denkwürdigen Lokomotivwettkfahrten um den Preis von 20,000 Dukaten statt. Aus dieser Konkurrenz ging die Maffeische Lokomotive „Bavaria“ als leistungsfähigste hervor. Diese verdankte ihren Sieg u. a. auch der Anwendung einer Kette als Kupplungsmittel zwischen Maschine und Tender, womit



Feuerlose Lokomotive.

ein Gesamtadhäsionsgewicht von rund 60 Tonnen, verteilt auf sechs Achsen, erzielt wurde. Neuere typische Erzeugnisse der Firma J. A. Maffei sind: Schnellzuglokomotiven mit Barrenrahmen, neuer Anordnung des Triebwerkes und der Steuerung sowie Überhitzern. Sondertypen der verschiedensten Art entsprechen den Anforderungen der betreffenden Behörden und Länder wie auch die neuesten Güterzuglokomotiven, Tender-Lokomotiven, Mallet-Lokomotiven, Motorfahrzeuge, feuerlose Lokomotiven und elektrische Lokomotiven. Auch im Bau moderner Dampfmaschinen und Kessel stehen die einzelnen Werke der Firma Maffei im Vordergrund. Ebenso bekannt sind ihre Straßenwalzen, Dampfturbinen, Dampfschiffe für Fluß- und Binnensee-Schiffahrt und ihre mechanischen Tonnen-Keimgut-Wender-Anlagen. Vor einigen Jahren wurde auch der Werkzeugmaschinenbau aufgenommen. Hergestellt werden hauptsächlich Vertikal-Schnellbohr-, Hobel- und Abstechmaschinen, Drehbänke und Lufthämmer.



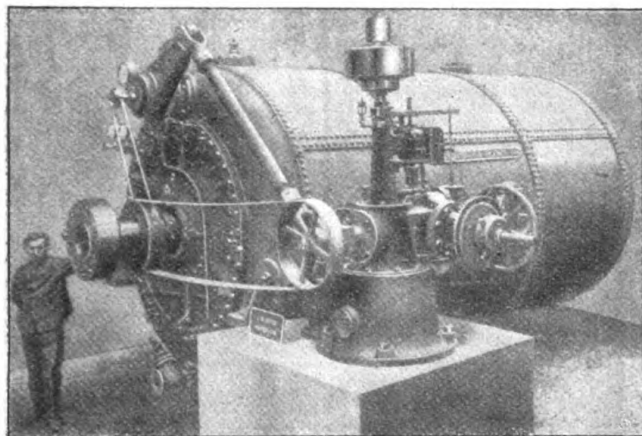
Vertikal-Schnellbohrmaschine.

TECHNISCHE WOCHE

Fabrikanlagen.

Die Kesselbekohlanlage der Zeche Zollern II der Gelsenkirchener Bergwerks A.-G. Die Erkenntnis, daß die Beförderung der Kohle vom Gewinnungsort zur Verbrauchsstelle ein höchst unwirtschaftliches Verfahren ist, und daß es zweckmäßiger wäre, lediglich die in der Kohle steckende Energie zur Verbrauchsstelle zu leiten, ist schon alt. Aber erst in jüngster Zeit ist es dank der Vervollkommenung der elektrischen Hochspannungstechnik gelungen, diesen Grundsatz in großem Umfange in die Praxis zu übertragen. Allenthalben sehen wir nunmehr an den Kohenschächten riesige elektrische Kraftwerke entstehen, die in weitem Umkreise die Gegend mit der aus der Kohle erzeugten Energie versorgen. Dieser Entwicklung, die sich offenbar erst in den Anfängen befindet und noch weite Ausblicke für die Zukunft eröffnet, verdankt auch das Kraftwerk der Zeche Zollern II seine Entstehung. Die Anlage ist von der Firma J. Pohlig A.-G. in Köln gebaut, und besteht aus einer in sich geschlossenen Gleisschleife, die in der Höhe der Kesselhausbunker liegt und auf der die für Bodenentleerung eingerichteten Hängewagen verkehren. Die Wagen werden entweder an der Wäsche mit Nußkohle oder an der Aufbereitung mit Förderkohle beladen; zu diesem Zwecke werden sie durch an den beiden Stellen fest eingebaute Aufzüge bis zu den sechs Meter unterhalb des Gleises liegenden Beladeöffnungen gesenkt. Der Wagenverkehr auf der freien Strecke sowie an den Aufzügen ist durch ein elektrisches Blocksystem gesichert. Die Anlage ist für eine Leistung von 35 t/st gebaut und erfordert zu ihrer Bedienung nur einen Mann. Ke.

Das Wasserkraftwerk „El Molinar“ am Jucar. Das Werk nutzt ein Gefälle des Jucar von rund 66 Meter aus, das durch eine fast 5 Kilometer lange Oberwasserleitung für normal 42 cbm/sk Wassermenge und durch mehrere je 95 Meter lange Druckrohre gewonnen wird. Nahezu 3 Kilometer der Oberwasserleitung sind als Stollen ausgebildet. Die Maschinenanlage umfaßt zunächst 3, im vollen Ausbau 5 Hauptturbinen und 3 Erregerturbinen. Die mit 5600 KW-Drehstromerzeugern gekuppelten Francis-Kesselturbinen für 428 Uml./min. haben bei den Versuchen eine Leistung von 7880 PS. bei voller Leitradöffnung ergeben.

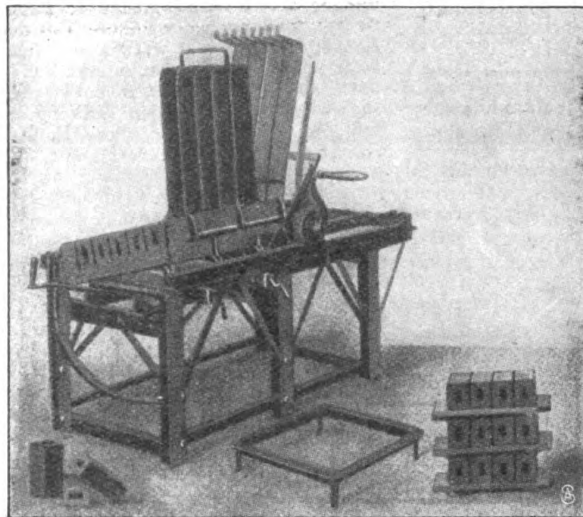


Francis-Zwillingsturbine.

Die Wirkungsgrade betrugen 79,5, 84,2, 86,0 und 85,7 v. H. bei 50, 70, 80 und 100 v. H. Beaufschlagung. Die Wehranlage, die Oberwasserleitung, das Wasserschloß und die Druckrohre der Turbinenanlage nebst Reglern und sonstigem Zubehör sowie die Abnahmeversuche zeigen viel Interessantes. Ke.

Bauwesen.

Schlackensteinmaschine. Zur Ausführung von unbelasteten Wänden benutzt man mit Vorliebe leichte, poröse Steine aus Kohlschlacke, Tuff, Bimssand usw. unter Zusatz von Zement als Bindemittel, die fertig aus Fabriken

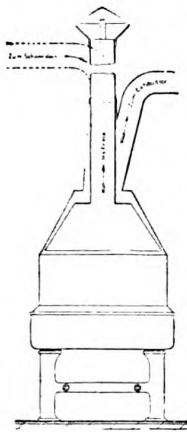


Maschine zur Herstellung von Schlackensteinen.

bezogen, aber auch von den Bauunternehmern selbst hergestellt werden. Das Steinformat ist gewöhnlich etwas größer als das der gewöhnlichen Ziegel, meist 10 : 12 : 25 cm. Eine praktische Maschine, um derartige Steine, die voll oder hohl sein können, gleich zu mehreren (8—12) in einer Form herzustellen, ist in unserer Abbildung dargestellt. Sie wird von einem Arbeiter bedient und besitzt auswechselbare Querwände, durch die es möglich ist, Hohl- und Vollsteine in kleineren als auch in größeren Abmessungen für Deckenplatten herzustellen. Der Arbeitsvorgang der Leipziger Zementindustrie Dr. Gaspary & Co. (Markranstädt bei Leipzig) unter dem Namen „Teutonia“ geschützten Maschine ist folgender: Nachdem die Querwände niedergeklappt und durch die entsprechenden zwei Hebel gesichert sind, werden die Unterlagsbretter eingelegt. Nun klappt man die Längswände nieder und legt den Füllrahmen über den Formkasten. Die Höhe des Füllrahmens muß dem Baustoff angepaßt sein. Sie kommt auch in Frage, wenn es sich um die Herstellung von mehr oder weniger dichten Steinen handelt. Hierzu gehören zur Maschine drei verschiedene hohe Füllrahmen. Die Füllstoffe werden eingeschaufelt und mit einem Holz glatt abgestrichen. Jetzt kurbelt man die Kerne von hinten her in die Formen, bis sie durch die vorderste Querwand hindurch sichtbar sind. Alsdann verdichtet man den Mörtel so weit, bis man auf den Längsschiebern entlang abstreichen kann. Der Füllrahmen wird jetzt entfernt und die Deckplatte niedergelegt. Nachdem sie durch Andrücken der Leiste vorn an der Maschine gegen das Hochheben gesichert ist, werden die Kerne zurückgedreht und die Längswände hochgeklappt. Man entfernt jetzt die Deckplattensicherung, schlägt die Platte hoch und hebt die Steine auf ihren Unterlagsbrettern aus der Maschine heraus. B.

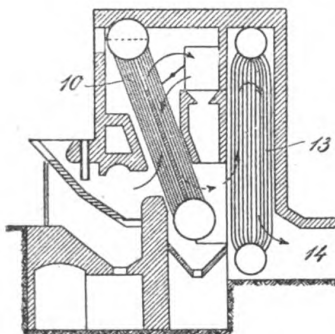
Feuerungstechnik.

Rauchfreie Schmiedewerkstätten werden in Fabrikbetrieben nur selten angetroffen, da die gewöhnlich über



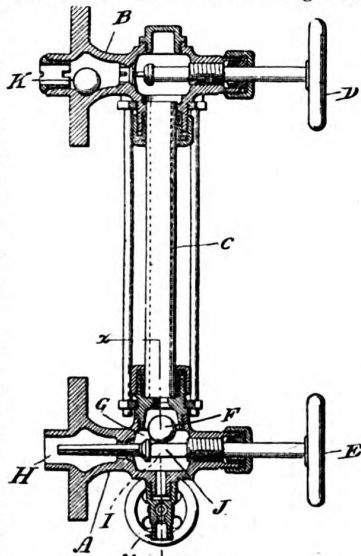
Rauchhaube
für Schmiedefeuer.

den Schmiedefeuern angebrachten einfachen Rauchhauben, welche den Rauch entweder direkt über das Dach oder durch Vermittlung des Fabrikschornsteins nach außen führen, den Nachteil haben, daß die meist nur geringe Zugkraft des Abzugsrohres nur die heißesten Teile der Rauch- und Feuergase zum Abzug bringt, während die kälteren Gase aus der Rauchhaube in den Fabrikraum treten. Um diesem Uebelstand zu begegnen, hat die Düsseldorfer Maschinenbau-Akt.-Ges., vorm. J. Losenhausen, eine Rauchhaube, System Asmusen, ausgebildet, die in der Abbildung wiedergegeben ist. Wie die Abbildung zeigt, ist die Haube so eingerichtet, daß auch der kältere Teil der Rauchgase abgesaugt werden muß, und zwar wird er gerade am unteren Rande der Haube, da, wo er zu entweichen sucht, von der saugenden Wirkung erfaßt. Das Abzugsrohr der äußeren Hauben ist mit einem Ventilator verbunden, und da der für die Saugwirkung in Betracht kommende Ringquerschnitt zwischen den unteren Rändern beider Hauben nur klein ist, müssen an dieser Stelle gute Zug- und Saugwirkungen auftreten. An Stelle des Exhaustors kann auch laut „Prometheus“ 1912, XXIII, Nr. 1181, ein gutziehender Schornstein treten. Ke.



Neuer Steilrohrkessel.

mehreren hintereinanderliegenden den quer zur Feuerung angeordnet sind, versehen. Die zuletzt beheizte Gruppe ist in der Breitenausdehnung entsprechend dem schon abgekühlten Heizgasstrom geringer als die vorher beheizte Gruppe gehalten; in die hierdurch gebildeten Aussparungen sind Speisewasservorwärmer (12 u. 13) eingebaut. Durch die Verengung des letzten Zuges werden die schon abgekühlten Heizgase, die weniger Raum einnehmen und ihre Wärme nur noch durch Berührung abgeben, enger an die Wasserröhren herangepreßt, die Wärmeaufnahme der zuletzt beheizten Steilrohrgruppe wird also verbessert. Die Ausstrahlungsverluste werden verringert, indem einmal die Ausstrahlungsfläche an sich kleiner wird, und ferner dadurch, daß ein Teil dieser Fläche, die beiden Schmalseiten, an die Heizgaszüge des Vorwärmers angrenzen; auch sind die Ausstrahlungsflächen der in



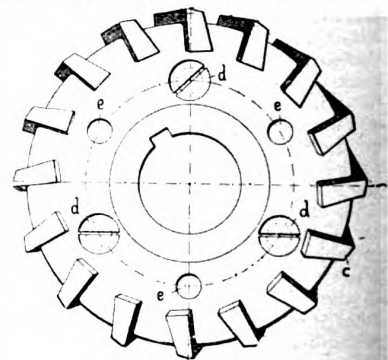
Selbsttätig sicherer Wasserstandszeiger

den Ecken angeordneten Vorwärmer viel kleiner als bei freistehendem Vorwärmer. Ke.

Wasserstandsanzeiger für Dampfkessel mit beim Bruch des Glases selbstschließendem Kugelventil. Es ist bekannt, bei Wasserstandsanzeigern beim Brechen des Glases selbstschließende Kugelventile anzuwenden; ein derartiger neuer Anzeiger ist in der beigelegten Abbildung dargestellt: Die Ventilspindel (E) hat einen rechteckigen oder anderen nicht kreisrunden Querschnitt und ist in solcher Nähe vom Kugelventil angeordnet, daß bei Drehen der Spindel (E) das Kugelventil durch die von der Spindelachse entfernten Umfangsstelle angehoben und gedreht wird (Abbildung links untenstehend). Ke.

Werkzeugmaschinen.

Fräser mit in zwei Scheiben eingesetzten Messern. Fräser mit zwischen zwei Scheiben einzuspannenden Messern sind bereits

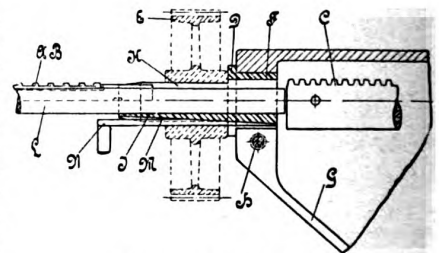


Fräser
mit in zwei Scheiben eingesetzten Messern.

bekannt, jedoch werden hier die Messer in zum Umfange der Scheibengeradeverlaufenden Schlitzen geführt und durch besondere Klemmvorrichtungen gehalten. Bei dem in der beigelegten Abbildung dargestellten Fräser wird das Festklemmen der Messer nun einfach dadurch erreicht, daß die Führungsschlitze schräg zum Umfange der Scheiben a, b angebracht sind, wodurch die Messer c beim Anziehen der Verbindungsschrauben d seitlich in den Schlitzen festgeklemmt werden, da ein Verschieben der Schlitze der oberen Scheibe gegenüber den Schlitzen in der unteren Scheibe eintritt. Ke.

Spiralbohrerschleif. Die „Radio“-Bohrer- und Werkzeugfabriken G. m. b. H. in Wiesbaden-Sonnenberg und Rheinböllen haben die wichtigsten im Werkstattgebrauch zu beachtenden Schleifregeln für Spiralbohrer in einer Tabelle zusammengestellt. In kurzen Worten ist gesagt, wie der Schliff sein soll, und welche Nachteile bei der Nichteinhaltung der Vorschriften sich einstellen. Zu den einzelnen Vorschriften gehören Zeichnungen, die den richtigen und den falschen Schliff zeigen. In Figuren ist der Unterschied zum richtigen Schliff durch rote Schraffur hervorgehoben. Jedem Arbeiter an der Bohrmaschine werden die notwendigen Eigenschaften des richtigen Spitzenschliffes sowie bisher gemachte Fehler anschaulich vor Augen geführt. Er erhält dadurch mehr Gefühl für die Notwendigkeit eines richtigen Schliffes. B.

Nutzenziehmaschine. Die in der beigelegten Abbildung dargestellte Nutzenziehmaschine hat den Zweck, größere Nuten in einem Arbeitsgang in Innenwandungen von Werkstücken mit Bohrungen verschiedener Durchmesser einzuschneiden. Eine Aufspannbuchse D mit zylindrischem Ansatz F zum Festklemmen in dem Gestell der Nutzenziehmaschine dient außer als Führungsbuchse für das sägeartig gezähnte Messer zum raschen und sicheren Befestigen und Abnehmen des Werkstückes. Auf ein und derselben Buchse können Werkstücke mit Bohrungen verschiedenen Durchmessers auf einfache Art mittels Keils befestigt werden. Durch die Ausbildung der Aufspannvorrichtung wird



Nutenziehvorrückung.

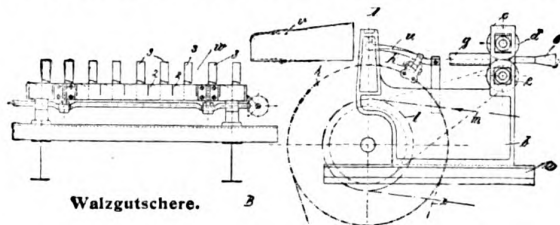
Durchmesser einzuschneiden. Eine Aufspannbuchse D mit zylindrischem Ansatz F zum Festklemmen in dem Gestell der Nutzenziehmaschine dient außer als Führungsbuchse für das sägeartig gezähnte Messer zum raschen und sicheren Befestigen und Abnehmen des Werkstückes. Auf ein und derselben Buchse können Werkstücke mit Bohrungen verschiedenen Durchmessers auf einfache Art mittels Keils befestigt werden. Durch die Ausbildung der Aufspannvorrichtung wird

die vertikal nach unten gerichtete Komponente des Schnittdruckes gut und sicher aufgehoben, so daß jede Durchbiegung und somit jedes Verkleben des Messers und Ausbrechen der aus Schnelldrehstahl bestehenden Zähne vermieden wird. Ke.

Metallbearbeitung.

Walzgutschere. In der beigelegten Abbildung ist eine neue Walzgutschere für Fein- und Schnellstrecken dargestellt. Die bekannten Vorrichtungen zum Schneiden des Walzgutes mit an sich drehenden Scheiben fest angeordneten Schneidmesser schneiden in kontinuierlichem Betriebe nicht Stäbe von verschiedener Länge, sondern nur solche Stäbe, deren Länge dem Umfang der Scheibe gleich ist oder einen Teil oder ein Vielfaches der Umfanglänge darstellt. Bei der neuen Schere werden diese Nachteile dadurch beseitigt, daß das das Schneidmesser r tragende Glied p des Fördermittels i durch den zum Schließen des Schneidmessers r dienenden Druck an den Umfang des

Ketten- oder Seilrades k angedrückt wird, zum Zwecke, die Beanspruchung des Fördermittels i beim Schneiden möglichst



Walzgutschere. 3

gering zu halten und eine große Betriebsgeschwindigkeit zu ermöglichen. Ke.

Hebezeuge.

Der Kraftverbrauch von elektrischen und hydraulischen Hebezeugen. Zum Vergleiche des Kraftverbrauches von elek-

Kgl. Sächs.
Staatspreis
Int. Hyg.-Ausstellung
Dresden 1911.

Salem Aleikum Salem Gold

Mit Gold-Mundstück

Goldene
Medaille
Ostd. Ausstellung
Posen 1911.

**Verschiedene Preislagen. Tropenfest
verschlossene, bequem zu öffnende
neuartige Original-Packungen.**

Echt mit Firma: Orient-Tab.-u. Cigarettenfabrik
„Yenidze“ Inh. Hugo Zietz, Dresden.

Wo nicht erhältlich, wende man sich an unsern Export-
Vertreter: Paul Ockert, Hamburg, Burggarten 1a.

Für

Moderne SANDverwertung

Zement-Rohrformen aller Art

Formen für Strassen- u. Hof- Sinkkasten, Schächte,
Treppenstufen, Zaunpfosten, Kabelsteine etc.

Compl. Einrichtungen für Zementwaren- u. Kunststein-Fabr.
Mörtel- u. Beton-Mischer D. R. P. - Trommel-Mühlen

Liefern in bewährter, praktischer Konstruktion

Wolf & Co Guben

DEUTSCHLAND

Katalog № 30 gratis

D. R. P. Auslands-Patente

„AUTOGEN“-Luftgasapparat

einfachster, bester u. zuverlässigster Gasselbsterzeuger.

Bequemste Beleuchtung für Einzelabstimmungen jeglicher Art bei äußerst billigem Verbrauch.

50-60 H. Kerzen stündl. ca. 1 1/2 Pf. Viele Hund. i. all. Weltteil. i. Gebr. AUTOGEN-GAS kann auch z. Kochen, Heizen, Kleinmotoren betr. u. allen gewerb. Zwecken verwendet werden. Keine Explosionsgefahr! Nicht giftig! Man verlange Prospekt! Vertreter gesucht.

J. WALTER, Speyer-DUDENHOFEN 24.

Spezialmodell C f. Export **FABRIK DER „AUTOGEN“-GASAPPARATE.**

AUFZÜGE

jeder Art

liefern als Spezialität

Thiele & Maiwald, Glatz,

Maschinenfabrik und Eisengießerei.

Verlangen Sie Prospekt und Referenzen.

Hand- und Kraftbetrieb.

„SATINA“

Deutsche
Patent-Wäsche-Rolle.

BERLIN N 24

Oranienburger Str. 17.

Solvente Vertreter gesucht.
Verlangen Sie Prospekt.

Größte Leistungsfähigkeit. o Größte Platzersparnis.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

17

trischen und hydraulischen Hebezeugen wird durch P. Eilert, Maschinendirektor der Hamburger Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft, mittels der bei verschiedenen Belastungen und Hubhöhen genommenen Stromverbrauchs-Diagramme festgestellt, daß beim Durchfahren der ganzen Hubstrecke ohne Anhalten das elektrische Hebezeug dem hydraulischen überlegen ist, daß aber bei den vorliegenden Betriebsverhältnissen im werktäglichen Betriebe bei mehrfachem Anhalten innerhalb der Hubgrenze das hydraulische Hebezeug, ganz abgesehen von seinen praktischen Vorzügen, auch in wirtschaftlicher Beziehung günstigere Ergebnisse als das elektrische Hebezeug liefert. Ferner wird durch die Darstellung der Strom- und Druckdiagramme der elektrischen und hydraulischen Hebezeuge veranschaulicht, daß ein Kraftwerk für den Betrieb einer bestimmten Zahl elektrischer Hebezeuge größer als ein solches für die

gleiche Zahl hydraulischer Hebezeuge bemessen werden muß. Schließlich werden die Vor- und Nachteile des hydraulischen Betriebes gegenüber dem elektrischen skizziert. Ke.

Geschäftliche Notizen.

— Moderne Wäsche-Reinigung. Mit der Zunahme der Bevölkerung und der Konzentrierung großer Menschenmengen in den Städten, verbunden mit dem stark anwachsenden Wohlstand aller Bevölkerungsschichten, hat sich die Menge der zu reinigenden Wäsche so vermehrt, daß deren sachliche Bewältigung durch Handarbeit unmöglich geworden ist. Durch den Druck der Notwendigkeit, der durch die allgemein herrschende Dienstbotennot verstärkt

Löwenbräu München

Größte-Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropensicheres
Qualitätsbier
in der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein. Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszflog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

**Gasolin-Lampen,
Benzin-Lampen,
Hängeglühlucht,**



überall anwendbar. —
Lichtstärke jeder Flamme
ca. 100 Kerzen. Schöne,
geschmackvolle Muster.
Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl.,
Span. portofr. Wiederverkäuf. gesucht.
Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

YRUMEN-

Tabletten, das Neueste, das Wirksamste
bei vorzeitiger Kräfteabnahme. Preis
Mark 6.—. Aerztliche Broschüre ver-
schlossen gratis und franko. Haupt-
depot: Löwenapotheke, Regensburg C 15,
München, Sonnenapotheke, Karlsplatz 11
Oesterr.-Ung.: Budapest, Marien-Apotheke.

Koche mit Luft in 4 Minuten
1 Lit. Wasser



Vertreter gesucht.
Sengers Patent-Gasolin-
kocher, ohne jegliche Rohr-
leitung. Absolut geruchlos.
Alphons Senger, Düsseldorf 49.

Jedem Erfinder

empfiehlt sich zur **Erwirkung und
Finanzierung von Patenten usw.**
Norddeutsches Patent-Bureau
Henry O. Klausner & Co., G. m. b. H., Berlin SW 48 w.

**Endlich
Erfatz für
Elektrisch!**



**Gasfernzünder
"Pneuma"**
Ein. foch.
Betätigt
durch Luft

D.R.P. u.

**HAN-
SEAT**



Nuten Fräser
SCHUTZMARKE.
verlangen Sie von Ihrem Werkzeug-
Lieferanten oder direkt
von **Crosset u. Co. Hamburg-Ohthausen E.W.**



**REKLAME
- KUNST -**

Verlangen Sie illust.
Prospect meiner künst-
lerisch ausgeführten
Reklame Artikel ...

A. MOHRER-Rottwell a.M.
Württemberg

SPEZIALARTIKEL

Leichte silberne Messergriffe
in allen Größen 800 bzw. 900 ge-
stempelt. Export nach allen Ländern

E. Dienst & Co., Berlin-Reinickendorf-Ost

Sommerstr. 13
Fernspr.: Amt Rein. 279.

Auf Verlangen
Mustergriffe gratis.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Ausl. Pat.

Zur modernen

Sandverwertung

liefern wir alle Ma-
schinen und Formen
zur lohnenden Fabri-
kation von Mauerstei-
nen, Blöcken, Dachzie-
geln, Platten, Rohren,
Stufen usw.
Export nach allen Erdteilen.
**Maschinenfabrik
Dr. GASPARY & Co.,**
Markranstädt (Deutschland).
Broschüre 439 frei.

Einzig in Ihrer Art. Großer Export-Artikel.

Mit Seide bestickte, handkolorierte Bromsilberkarten und Chromos.

Verlangen Sie verkäufliche Muster gegen
Einsendung von M. 10.— an aufwärts oder
Aufgabe von Prima-Referenzen.

Kuzzer & Lehmann, Dresden-A.1.
Zur Messe in Leipzig: Petersstraße 44,
Ausgang C., II. Obergeschoß, Abteilung G.

F. Silva & Comp., Pará, Brasilien

Caixa Postal 435
sucht Repräsentation von leistungs-
fähig. Fabriken und Exporthäusern.

Ceroka-Handlampen

mit Trockenbatterien in
feinen Ledergehäusen.
Brenndauer 23—290 Stun-
den laut amt. Prüfungs-
schein. Geeignet für In-
dustrie, Haushalt, Sport.
Für Export Spezialtypen.
Preisliste Wo. 18 mit Re-
ferenzenliste franko.



G. Ehrhardt,
Ingenieur, Berlin N 39, Buchstr. 42.

Gegen Einsendung von 30 Pf. erhält
jeder eine Probe selbstgefertigten
Ahr-, Rhein- oder Moselwein
nebst Preisliste. Kein Risiko, da wir Rück-
gefallendes ohne weiteres unfrankiert zurück-
nehmen. 18 Morgen eigene Weinberge.
Gebr. Both auf Weingut Burghof, Ahrweiler.

Hygienische Klosets

D. R. P. Nr. 248 305.
Für öffentliche u.
Privat-Gebäude
unentbehrlich.
Preis v. M. 15 an.
Prospekte gratis
u. franko. Solvent.
Vertreter gesucht

**Walter
Eichelkraut,
Berlin-
Zehlendorf 40 EW**



wurde, sowie durch stetige Verbesserung ihrer Maschinen hat die verhältnismäßig junge Industrie das anfängliche Mißtrauen der Hausfrauen überwunden und ist heute zu einer Macht geworden, die weit mehr Kapital und Personen beschäftigt, als dem flüchtigen Beobachter scheinen mag. Die moderne Wäscherei befriedigt aber nicht nur das Bedürfnis nach hoher Leistung, sondern in fast noch höherem Maße dasjenige nach größerer Schonung der Wäsche, welches seit Verschwinden der Handweberei infolge der immer zarter werdenden Gewebe von Jahr zu Jahr dringlicher wird; sie befriedigt in demselben Maße die stets höher steigenden Ansprüche auf Eleganz und Feinheit der Appretur weit besser, als dies die Handarbeit vermag. Außerdem hat sich selbst unter dem großen Publikum die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß mit der Dampfwäscherei eine in vielen Fällen erwünschte Desinfektion des Waschgutes verbunden ist. Heute wird die Dampfwäscherei als Erwerb in den sogenannten Kundenwäschereien betrieben, außerdem machen sich die größeren Hotels, Sanatorien, Pensionate, Kurhäuser, Kranken- und Irrenanstalten, Kasernen, Schloß-, Guts- und Villenbesitzer und zahlreiche andere öffentliche und private Anstalten die Vorteile eigener maschinellen Wäschereien nutzbar. Da werden Maschinen verwendet zum Waschen, Entwässern, Trocknen, zum Appretieren der Leib-, Tisch- und Bettwäsche, zum Vor- und Fertigplätten und Glanzieren, zum Runden, Kantenspolieren, Umlegen, Anfeuchten, Formgabe der feinen Herrenwäsche, zum Einstärken, zur Behandlung der Gardinen usw., und es ist erstaunlich, mit welcher Schnelligkeit und Vollkommenheit die einzelnen Arbeitsprozesse vor sich gehen. Mit der Herstellung dieser Maschinen und Einrichtung derartiger modernen Wäscherei-Anlagen befaßt sich speziell die Firma Hartung, Kuhn & Co., Maschinenfabrik, A.-G., in Düsseldorf, Sandträgerweg 7.

— Petroleum-Heizöfen. Für alle Länder, nicht nur der kalten Zone, sondern besonders auch für die Länder mit gemäßigttem oder wärmerem Klima eignen sich zum Beheizen aller Räume in hervorragender Weise Petroleum-

Heizöfen. Die Öfen brauchen keinen Anschluß an einen Schornstein, der oft überhaupt nicht vorhanden ist und daher die Aufstellung eines gewöhnlichen Ofens ausschließt. Dazu kommt, daß Petroleum-Heizöfen leicht transportabel und daher zum Heizen mehrerer Räume zu benutzen sind. Wenn trotz dieser vielen Vorzüge Petroleum-Heizöfen sich bisher nicht in größerem Maße eingeführt haben, so ist der Grund hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß viele mangelhafte derartige Öfen auf den Markt gebracht worden sind, und die allgemeine Einführung scheiterte nur an den gleich oder nach kurzer Zeit zutage tretenden Mängeln. Besonders lästig waren der unangenehme Petroleumgeruch, der sich beim Brennen bemerkbar machte, und das Räuchen der Flamme, wenn sie einmal aus Versehen reichlich hochgedreht worden war, oder wenn unberufene Hände sich bei dem Ofen beschäftigten hatten. Die in den letzten Jahren von der Firma Metallwarenfabrik Meyer & Niß G. m. b. H., Bergedorf 34 bei Hamburg, auf den Markt gebrachten Petroleum-Heizöfen „Turm“ haben die vorstehend angeführten Fehler nicht. Sie brennen nicht nur vollständig geruchfrei, sondern sie können auch nicht rauchen, weil die neue sinnreiche Brennerkonstruktion ein Zuhochschrauben der Flamme verhindert und damit das Qualmen oder Russen ausschließt, selbst bei Fahrlässigkeit oder nachlässiger Behandlung. Dabei heizen die Öfen vorzüglich bei sparsamstem Verbrauch. Die geschmackvolle Form und Ausführung läßt die Öfen eine Zierde für jedes Zimmer bilden. Diesen hervorragenden Eigenschaften ist es zu verdanken, daß Petroleum-Heizöfen „Turm“ in kurzer Zeit sich überall gut eingeführt haben. Ausführlichere Angaben beliebe man aus dem reichhaltigen Kataloge der obengenannten Fabrikanten der Öfen zu ersehen. Der Katalog wird Interessenten auf Wunsch zugesandt.

— Die Zonophon G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 41, ist eine unserer ältesten Firmen in der Musikbranche. Sie zeichnet sich besonders dadurch aus, daß sie Exportgeschäfte nach allen Weltteilen macht und

Versand-Geschäft

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, Hollands u. Dänemarks.

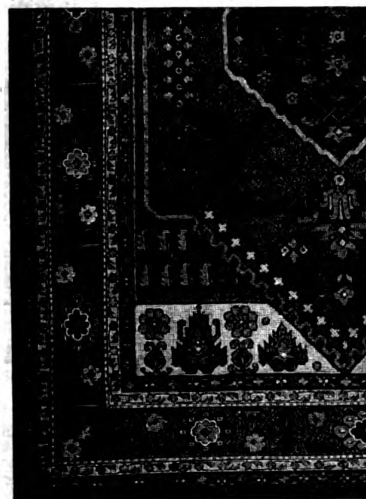
Mey & Edlich

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten

Leipzig-Plagwitz

Unsere Preisliste mit über 5000 Abbildungen versenden wir kostenfrei.

TEPPICHE, L'AUFERSTOFFE, PORTIEREN - GARNITUREN.



Nr. 36551. Jute-Teppich.

Billigster Teppich in schönen lebhaften Farben. Imitation v. Smyrna-Knüpflarb. Grundfarbe rot. za. 200 cm lang, 130 cm breit. Stück M. 6.50.
" 250 " 150 " " " 9.75.
" 290 " 190 " " " 14.25.

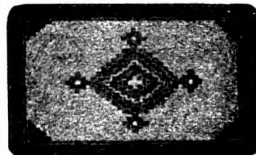
Vorlagen, dazu passend.

za. 100 cm lang, 50 cm breit. Stück M. 1.25.
" 130 " 65 " " " 2.10.

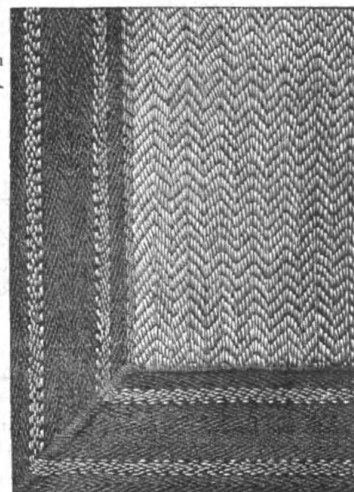
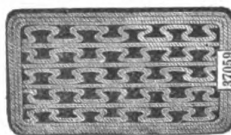
Kokos - Matten. Beste Qualität.

Kleine Maßdifferenzen vorbehalten.

		Größe: I II III IV			
		Länge: 60	70	75	92 cm
		Breite: 35	40	45	55 "
Nr. 37056.	Doppelmatte, glatt mit rotem Rand	M.	M.	M.	M.
	Stück	0.50	0.65	0.80	1.25
Nr. 37058.	Rippenmatte, rot und schwarz	Stück	1.20	1.65	2.10
Nr. 37059.	Kettenmatte, wie Zeichnung	Stück	1.30	1.80	2.35
Nr. 37060.	Velours - Fasermatte, glatt, Prima Qualität	Stück	2.35	3.10	3.80
Nr. 36781.	Feine Velours - Fasermatte mit eingewebtem schwarz-rottem Rand	Stück	2.90	4.10	5.10
Nr. 36782.	Beste Velours - Fasermatte mit eingewebtem persischem Dessin, Grundfarbe hellbraun, Musterung dunkelblau - rot - grün	Stück	3.40	4.80	5.90
					8.90



Nr. 36782.



Echte Japan- und China-Matten.



Prakt. f. Veranden, Balkons, Badezimmer usw.

Nr. 36053. Japanmatten, in 2 Farben gehalten, sehr haltbar und sehr beliebt.

Größe in cm 90×60 140×70 180×90

Stück M. 1.30 2.30 4.—

China-Matten, buntgestreift.

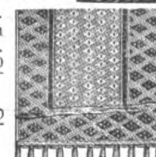
Größe in cm 90×60 140×70 180×140

Nr. 36054, einf. Gewebe M. —, 75, 1.25, 3.—

Nr. 36055, dreif. Gewebe M. 2.—, 3.75, 9.—

(sehr dauerhaft)

Bei Matten sind geringe Größenabweichungen unvermeidlich.



Nr. 37123. Kokos-Teppich

m. angewebtem Rand. Hochmod. Dess. Preisw. Qual. v. groß. Haltbarkeit.

Lieferbar i. folg. Farben u. Größen.

a) Grundf. stahlblau m. naturgr. Must.

b) Grundf. naturgrau mit hellrotem Muster und bordeauxrotem Rand.

za. 180×250 cm. Stück M. 25.50.

200×300 " " 33.—

250×350 " " 47.50.

Japanmatte.

Größte Auswahl moderner Artikel für Zimmerdekoration.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

ihre Kunden mit den Lieferungen sehr zufrieden sind, wodurch sich ihr Exportgeschäft stets vergrößert hat. Es ist dies ein Beweis für die Reellität und Leistungsfähigkeit der Firma. Der Katalog über Sprechmaschinen, den wir von der Firma eingesandt erhielten, zeugt von der Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit ihrer Typen, da von den billigsten bis zu den teuersten Modellen eine große Auswahl vorliegt. Die Apparate sind mit Präzisionswerken und erstklassigen Schalltönen ausgestattet, die Gehäuse solide, aus abgelagertem Holz gefertigt. — Als neuen Artikel hat die Firma musikalische Postkarten aufgenommen, welche Sensation

erregen; die Aufnahmen sind hervorragend in Anbetracht der dünnen Schicht (von Schellack), die sich auf den Postkarten befindet. Das Repertoire ist groß und verschiedenartig, es können alle Musikstücke aufgenommen werden, wenn entsprechende Bestellung gemacht wird.

— Ein Schönheitsfleckchen reizendster Art ist der noch wenig bekannte neuerschlossene Höhenluftkurort „Hohenleipa“ bei Herrnskretsch i. B. in der böhmischen Schweiz (Bezirk Tetschen a. E.). Er erfreut sich köstlicher Stille, wunderbar nervenstärkender, ozonreicher Höhenluft. Seine Lage bildet das Entzücken jedes



11 Aerzte. 1 Aerztin.

Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch in Weißer Hirsch bei Dresden.

Physikalisch-diätetische Heilanstalt. * Spezialabteilung für Zuckerkrankhe.

Prospekte kostenfrei durch die Verwaltung. Abt. 16.

Selbst-Füllfederhalter

Welt-Marken

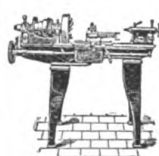
Meteor
Rapid
Royal
Elite



Füllfederhalter-Werke
Berlin-Steglitz W 7

HERMANN LEMBKE

BERLIN C.25, MÜNZ-STR. 27



Katalog No. 23.

Support-, Leitspindeldrehbänke,
Revolverdrehbänke,
Abstech- und Anbohrmaschinen,
Schleifapparate.

Turbinen

(Syst. Haag, ähnlich den Francis-turbinen). Hoher Nutzeffekt, laut Bremsprobe 83,8% erreicht. Dauerhaftigkeit und Einfachheit dieser Turbinen stehen unübertroffen, da einfachster u. billigster Wasserbau. Feinste Anerkennungsschreiben u. Referenzen. Kataloge gratis.

Friedrich Haag, Nürnberg 17:

Spezialfabrik für Turbinen seit 1870.



Pneumatist Treklaviere *
65/88 Standard Note
Pneuma Elektrische Pianos

Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Gelgen-Amiration

Alle verschiedenen Briefmarken

100 Asien, Afrika, Australien M. 2.-
500 versch. nur M. 3.50
100 Australien „4.-
200 Engl. Kolon. „4.50
60 Span. Kolon. „3.-
1000 versch. nur M. 11.-
2000 versch. „48.-
100 Franz. Kol. „4.50
50 Altd. deutsche „3.-

Max Herbst, Markom., Hamburg A.
Grosse illust. Preisliste gratis und franko.

Gersbach, Dressur-Führung
des Polizeihundes Mk. 3.
Most-Leitfaden für die
Abrichtung des Polizei-
u. Schutzhundes Mk. 4.50
Porto 20. Ausland 40 Pf. pro Expl.
Reich ill. Katalog kostenfrei
G.L. BATZ Mannheim 91

„Ein Ruf aus der Heimat!“

Musik-Instrumente

und Saiten in erprobter bester Qualität,
Künstler-Instrumente, echte antike Meister-
geigen, Violas Celli billigst bei 100 Jahr.
Firma **Vinzenz Müller in Stadt
Schönbach 306**, Böhmen (Austria)
Kataloge kostenlos, franko.



Neuer elektrischer Industrie-
zweig, Goldgrube, Beteiligung od. Kauf
M. 15.000. Näh. d. Carl Hille, Dresden L.

DELBEG-LUFTFILTER



NEU! D-R-G-M-NEU!
für
Kompressoren
Turbo-Dynamos
sind unerreicht in Leistung
und Ausführung bei
kleinstem Raumbedarf.

Deutsche Luftfilter-Baugesellschaft m. b. H.
Breslau 1 — Strassburg i. E.

Extra-Preise für Private!

Für nur 2.50 M. vers. ich
ein. gutgehend. Wecker
mit nachleucht. Ziffer-
blatt. Nur 8.30 M. kostet
eine echtsilb. Zylind.-
Rem.-Uhr, 6 Rubis, mit
doppelt. Goldr. Dieselbe
la. 10 Rubis, nur 10 M.
2jährig. schriftl. Garant.
Reichillust. Pracht-Katalog gratis u.
franko. Exporteure und Wiederver-
käufer, verlang. mein. Engros-Katalog.
Hugo Pincus, Hannover 57.

PATENTE
in allen
Ländern
Theuncke
Gebrauchs-
muster und
Warenzeichen
Berlin SW 68
Friedrichstr. 111

Naturfreundes. Das Dorf wird in weitem, imposantem Bogen von einer dreifachen Hügelkette umspannt, deren vorstehendste Punkte der Rosenberg, die bekannten Dittersbacher Felsen, der Kaltenberg, das Raubschloß und andere mehr sind. Von Hohenleipa aus sind die berühmtesten Punkte der Böhmisches Schweiz bequem und in kurzer Zeit zu erreichen. Außerdem bieten sich zu nahen Spaziergängen prächtige Waldwege. Unweit der Pension befindet

sich das herrlich und idyllisch gelegene Forsthaus. In ganz nächster Nähe eine wunderbare Aussicht des Vogelsteins. In der Pension und Hotel Glücksburg, Besitzer Albert Meyer, sind Kiefernadel-, Soda- und Solbäder, frischgemolkene Milch und frische Trinkeier, vorzügliches Quellwasser erhältlich. Arzt und Apotheke sind in nächster Nähe. Die Pensionspreise richten sich nach der Saison und der Aufenthaltsdauer. Kurtaxe oder Service wird nicht erhoben.

Angel-Geräte

Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1,— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

Verlangen Sie kostenlos interessante
Bücherverzeichnisse
vom Weltverlag Esslingen a.N. 1.



Stemple Dein Bild

sooft du willst, mit dem neuen **Photostempel**, welcher n. jeder Photographie hergestellt wird. Mit dies. kann m. viele Tausende absol. naturgetr. haarscharfer Stempelbilder a. Postkarten, Briefbog., Visitenkarten etc. sich selbst herstellen. **Preis M. 4.50.**
Dein Bild als Stempel!
Bestellung, nehme alle einschlag. Handl. entg., sonst send. m. sein Bild u. 1 M. als Anz., Rest Nachn. d. Otto Spitzer, Berlin W 30, III. Prosp. Nr. 134 u. Probek. grat.



TAUSENFACH VON AUTORITÄTEN EMPFOHLEN
In Odessa und in St. Petersburg 1907 mit Goldenen Medaillen, in Antwerpen 1908 mit Ehrendiplom, den höchsten Anerkennungen prämiert.

In GARANTOL bleiben die Eier ein Jahr und länger frisch. Weder von außen noch beim Öffnen ist den Eiern anzusehen, daß sie nicht direkt von der Henne kommen. Geschmack und Geruch sind vorzüglich; das Weiße trennt sich leicht vom Dotter und läßt sich schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier

werden allen anders konservierten Eiern vor gezogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

PREISE.

Paket A für 120 Eier 25 Pf.	Paket F für 2400 Eier M. 2.—
• B • 300 • 40 •	• G • 4500 • 2.50 •
• C • 400 • 50 •	• H • 6500 • 3.25 •
• D • 600 • 75 •	• J • 10000 • 4.— •
• E • 1200 • 125 •	ab Dresden.

Garantol ist auch in den Tropen bereits bestens erprobt, wie die regelmäßigen Nachbestellungen von dort beweisen. Garantol ist ein guter Export-Artikel nach dort, wo die Eierpreise Schwankungen unterworfen sind.

Garantol-Gesellschaft m.b.H., Dresden-19. Ew. Vertreter überall gesucht.



Reise-Jagd- und Auto-Mantel „Reisefreund“

Ein eleganter, durchaus **regendichter** Kammgarnmantel, der in Material, Imprägnierung, Form u. Verarbeitung einzig in seiner Art dasteht u. in seiner Zweckmäßigkeit alles Bisherige übertrifft. „Reisefreund“ hemmt nicht die Körperaerndung, wird nicht brüchig u. verbreitet keinerlei Geruch wie die Gummimäntel. Bequem u. sehr dauerhaft. Gewicht ca. 850 g. In kurz. Zeit viele erstkl. Empfehl. Farben: mittelgrau u. bräunlich-oliv. **Preis M. 38.50.** Als Maß genügt: Gesamtgröße, Körpergewicht u. Hemdkragenweite.
— Versand u. Export nach allen Ländern. —
W. Boetzel's Rheinisches Tuchhaus, Düren (Rheinld.) E. 18.

KÄSE, tropenfest.

Meierei Heinrichsthal, Radeberg III.

Verwenden Sie nur:

„Monopol“ Backpulver.

Unübertroffene Triebkraft!

Etwas Besseres gibt es nicht!

Fast unbegrenzt haltbar infolge seiner eigenartigen Verpackung. In manchen überseeischen Ländern das best-eingeführte und beliebteste Backpulver. Machen Sie einen Versuch.

Fabr. **H. Steeb, Würzburg N 26.**
Kgl. B. Hoflieferant.

2 nützliche Reisebegleiter:



Gegen **Seekrankheit!**
(Auf ärztl. Verordnung.)



Erfrischend, die Verdauung regelnd.

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Stoffe

f. Damen, Herren u. Kinder
direkt an Private.

Billigste Preise, größte Ersparnis; schöne, reichhaltige Auswahl. — Muster portof. ohne Kaufzwang. Reste besonders billig.

Versandhaus **Kramer & Co.,**
Ober-Wüstegiersdorf 56
in Schlesien.
Eigene Weberei, Zweigver-sandh. i. Oesterr.-Ungarn.



Solche hutfertige Strausfedern

kosten bei

H. Hesse
Dresden
Scheffelstr. 99/100



ca. 1/2 m lang
15 cm breit . . . nur 3 M.
18 cm breit . . . nur 6 M.
20 cm breit . . . nur 10 M.
25 cm breit . . . nur 20 M.
30 cm breit . . . nur 30 M.
3/4 m lang . . . 48 M.
1 m lang . . . 75 M.

Letztes Jahr
33,000 Sendungen expediert.
Begründet 1893.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-
Abteilungen. Maschinenbau, Elektro-
technik, Automobilbau, 5 Laboratorien.
Programm frei.

Godesberg Töchterpensionat
I. Ranges
Frau Dr. Brown
b. Bonn a. Rh.

Ehemalig. **Stotterer** gibt unsonst
schwerer Auskunt, wie
man sich selbst vom **Stottern** befreien kann.
L. Warnecke, Hannover, Friesenstr. 33.

München Töchterpensionat mit
höh. Mädchenschule u.
Frauenschule; auch Ausbildung in
einz. Fächern. Schönst. Lage (München VIII).
Näh. durch Frau Direktor Sickenberger, Trogerstraße 44.

Kostenlos Nachweisung von Pensionen u.
Privatlehranstalten aller Art. Bei Zusam-
menfassung eines geeigneten Pensionats ob. Pen-
sionäre man nie, die kostenlose Nachweisung
u. Auskunft der Verlagsanstalt R. Neubauer,
Berlin-Schlachtenf. zu verlangen.

Technikum Bingen a./R.
Maschinenb. Elektrot. Automb.
Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chaufeurkurse.

Feuerzeuge u. Reklameartikel. W. Stern,
Cöln 13, Lübeckerstraße 23.

Gynin Spülpulver
I. Irrigator, Bidet u. Frauen-
duschen. Kart. à M. 1.- u. M. 2.- mit 40 % Rab. H. Unger, Chem. Lab., Berlin NW7, Friedrichstr. 91-92.

Landschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevoller
individuelle Erzieh. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbstständigkeit, Pflichttreue u.
Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport.
Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u.
Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. näh. Ausk. d. A. Kramer, Direktor.

Detmold. Pensionat I. Ranges
a) Beste wissenschaftliche Fortbildungskurse für
noch schulpflichtige u. erwachsene junge Mädchen.
Stunden wahlfrei.
b) Höhere Koch- und Haushaltungsschule.
I. Lehrkräfte.
Eigene große Villa mit Garten und Turnplatz nahe
am Wald. Vorzügl. Pflege und Erziehung. — Tennis, Sport, Bäder. — I. Referenzen.
Nähere Auskunft und Prospekte durch die Vorsteherin **Frau Dr. med. Benzler**.

Lausanne. Töchterpensionat I. Rg. Campagne Beau-Regard.
Sorgf. Erzieh. Gesellsch. Ausb. Gründl. Erl. d. Spr., Malen, Musik,
Hausb. etc. — Mod. Komf. Herri. schatt. Park. Wundersch. Aussicht. Tennis. Turnhalle.
Sommer- u. Wintersport. Prächt. Lage. Beste Ref. Prosp. m. phot. Ansicht. **Mlle. P. Bramer**.

Dr. Koch's
Yohimbin-
Tabletten
Flacon
à 20 50 100 Tabl.
M. 4.— 9.— 16.—
Hervorragendes Mittel bei vorzeitiger Nerven- u. Schwäche.

Dr. Fritz Koch, München XIX. 270
Wien IX: Apotheke z. Austria, Währinger-
straße 18. Budapest VI: Turul-Apotheke.
Szondi-ut. Zürich: Viktoria-Apotheke.
Vertreter in allen Ländern gesucht.

Turm-Uhren
Georg Richter,
Hoflieferant Sr. Maj. d. Kaisers u. Königs
BERLIN S 61. W.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip
„Schultern zurück, Brust heraus!“
bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Be-
schwerde u. erweitert die Brust!
Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.
Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maß-
ang.: Brustumf., mäßig stramm, dicht unter
den Armen gemessen. Für Damen ausserd.
Tailleurweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!
Man verlange illustr. Broschüre.
E. Schaefer Nchf., Hamburg 70 E.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

A bzeichen Plaketten,
Preismedaillen, erstklassige
Berliner Medaill.-Münze O. Oertel,
BERLIN 43, Gollnowstrasse 4.

A FRANA-Nähmaschinen
aller Systeme. Erstkl. deutsches Fa-
brikat. **Biesolt & Locke, Meissen**
Nähmaschinen-Fabrik. Meissen.

A lkoholfreie
Natur-Weine
Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte.
Ohne Konservierungsmittel! — Tropfenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10
(Rheinland).

A luminium-Kochgeschirre
in dauerhafter Ausführung, sowie sonst.
Massenartik. nach Muster od. Zeich.
Preis grat. u. fr. **Cölln-Meißner Lampen- u.**
Metallwarenfabrik vorm. Th. Hermann, Meissen-R.

A nsichtskarten
nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen
Glass & Tuscher, Leipzig 150

A nsichts-Postkarten (nur Extra-An-
fert. v. Ansicht.
nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-
Ausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark.
Karl Braun & Co., Kunstst., Berlin S42, Ritterstr. 24.

A pparate Autogenes Schwei-
ßen und Schneiden.
für Dampf- u. Potzwassersent-
gung. f. Oel- u. Putzwollreinig. etc.
Wanneth & Köchel, G. m. b. H., Magdeburg 2.

A rchitekten u. Baumeister
erhalten Prospekte über vorzügl.
lich beurteilte Studienwerke von
Seemann & Co. Leipzig 14

A utogene Schweiß- u. Schneideapparate
in höchst. Vollkommenheit. Tragbar.
Brüning & Co., Essen-Ruhr, Fahrbar.
Spezialfabrik für autogenes Schweißen. Ortsfest.

A utomobile, Lloyd-Wagen
Norddeutsche Automobil- und
Motoren- Aktien- Gesellschaft,
Bremen.

A UTOMOBILE LUXUS u. LAST
VOLLSTÄNDIGSTE KONSTRUKTION
LIEFERUNG AN MEISSELSVERWALTUNG
PAUL MEINRICH FÖRDESS Wilmshaus 271

Bäckerei-Maschinen
aller Art.
Teig- Knetmaschinen,
Teig- Teilmaschinen,
Mehl- Siebmächinen,
Sammelmaschinen,
Sack- Ausstößer etc.
Katalog Nr. 76
gratis u. franko.
Tüchtige
Vertreter gesucht.
Knetmasch. hine.
Maschinen-Fabrik
G. L. Eberhardt, Halle a. S. 38.

Jndulgy's Puddingpulver
Hamburger Rote Grütze
Jndulgy's Vanillinzucker
Altbekannt als beste Fabrikate
M. Geis von Jndulgy & Co. Hamburg 49

Badewannen
Waschmaschinen, Staub-
sauger,
Schornstein-Aufsätze. Oel- und Schmier-
kannen fabriziert als Spezialität
Schwarzenberg
Louis Krauss, No. 256 i. Sachs.

B aumkuchen Spezial-
geschäft
Max Sellge, Berlin W., Kurfürstenstraße 71.
à Pfund versandt. (Bleibens.) 2.70 M. exkl. Porto.

B aumkuchen-Spitzen (D. R. W.)
Feinstes Dessert-Gebäck! 153 109.
In all. Zon. haltb. Spez.-Firma L. Baum-
kuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf.
2.40 exkl. Porto. Albert Karius, Cöthen, Anhalt.

B eleuchtungskörperfabrik
Guss-, Treib- und Stanzarbeit.
NICKEL & FLEISCHMANN,
BERLIN SO. 26 O.

B enzin- Glühlicht
Gasolin.
stehend u. hängend. Illust. Preisliste gratis
Louis Runge, Berlin NO 18

B erliner Sitzmöbel-
Industrie G. m. b. H.
Neue Promenade 1, BERLIN.
Preisliste grat. u. frko.

B ier: Pschorrbräu München
Export-Vertr.: Paul Ed. Nötting & Co.,
Repsoldstr. 76, Hamburg. Spezialität:
Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in
Spezial-Metallfässern für die Tropen.

B iouterien Gold- und
Silberwaren
Gumprecht & Collignon
Berlin S 42, Alexandrinenstr. 93/94.

B ilder erstkl. farb. u. einfarb. Wie-
dergaben n. Motiv. aus der
Heimat als Wandschmuck. Farb. illast.
Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 1.50 portofr.
Clemens Kauffmann Kunstverlag,
Berlin SW 68, Friedrichstraße 40 W.

B illardbälle. Neue Imitation.
nahtlos und mit
Eichenbeinsmaserung. Größte Hal-
barkeit. Alle übrigen Billardartikel
Hilmar Kreher, Chemnitz.

B Josef Mentschel Nachf., Sebnitz i. S.
Blätterfabrik Spez.: Hutlaubzweige u.
Ranken, Dekorations-
stengel u. einzel Laub

B Maschinen zur Herstellung vor
sowie
bleiröhren u. Walzblei Pumpen
liefert als Spezialität **Johannes Wöller**
Maschinenfabrik, Uerdingen a. Rhein

B lumengefäße,
Ton, antik, patiniert.
Dekorativ, billig, haltbar.
Eugen Taurat, Dresden 16.

B ronze farben
Blattmetalle **M. Brünn & Co.**
Metallfolien Fürth i. Bayern.

B riefmarken
Kohl's Handbuch 1912
9. Aufl. — 2 Bände — M. 10.—
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 7.
Verlangen Sie unsere Mitteilungen.

B uchlinderel-,
Buchdruckerei- und Karton-
nagen - Maschinen
Walterwerke Maschinen-
fabrik m. b. H., Leipzig-Pl.
WW LEIPZIG

B uchdruck-
Typen, Messing-Linien, Vignetten,
Schriftgießerei **Emil Gursch Berlin**

DIE-WOCHEN

Nummer 38.

Berlin, den 21. September 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 38.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1577
Der Kampf ums Wasser. Von Geh. Baurat E. Krüger	1577
Das überlebensfähige Geistesleben. Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann	1580
Die diesjährigen Kaisermandöver. Von G. Goertlich	1582
Unsere Bilder	1584
Die Toten der Woche	1584
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1585
Gerold Beckhufen. Roman von Wilhelm Schaefer. (Fortsetzung)	1593
Aus dem Pilsleben. Von Prof. Dr. Udo Dammer	1598
Das Roberger Herzogspaar. Von Paul Lindenberg. (Mit 7 Abbild.)	1600
Die Dase Bou-Scada. Von Jules Marchand. (Mit 7 Abbildungen)	1605
Kamille Dungs. Roman von Kurt Kram. (Schluß)	1608
Deutsche Ballonaufnahmen: Drei Weltbäder. Von Walter Liebmann. (Mit 6 Abbildungen)	1611
Der Porträtfelgel. (Mit 2 Abbildungen)	1615
Herbstanfang. Gedicht von Clara Blüthgen	1616
Bilder aus aller Welt	1616



Die sieben Tage der Woche.

12. September.

Die badische Regierung setzt zur Vinderung der Fleischnot das Verbot der Ein- und Durchfuhr von Rindvieh und Ziegen aus der Schweiz außer Kraft.

Amlich wird bekanntgegeben, daß nach einer Meldung des Bezirksamts Friedrich-Wilhelms-Hafen in Neuguinea Unruhen ausgebrochen sind, daß es aber der Polizeitruppe gelungen ist, ohne Blutvergießen die Rädelsführer gefangenzunehmen und die Ruhe wiederherzustellen.

Die russische Reichsduma wird durch einen Ukas des Zaren aufgelöst. Die Neuwahlen beginnen am 23. September, die Eröffnung der neuen Duma ist auf den 28. November festgelegt.

13. September.

Der Kaiser kehrt von den Kaisermandövern in Sachsen nach Potsdam zurück.

Der bayerische Verkehrsminister v. Seidlein erklärt sich in der Kammer der Abgeordneten gegen den Eintritt Bayerns in eine Betriebsmittelgemeinschaft der deutschen Eisenbahnen.

Der Hamburger Senat wählt zum präsidentierenden Bürgermeister an Stelle des verstorbenen Dr. Burchard Bürgermeisters Dr. R. A. Schröder (Portr. S. 1592).

In Ehrwald in Tirol stirbt, nicht ganz 70 Jahre alt, der frühere Oberbürgermeister von Berlin Dr. M. Kirschner (Portr. S. 1540).

Der japanische General Graf Nogi (Portr. S. 1590) und seine Gemahlin verüben während der Trauerfeier für den verstorbenen Kaiser Mutsuhito Selbstmord.

14. September.

Südwestlich von Helgoland wird bei einer Flottenübung das Torpedoboot „G 171“ (Abb. S. 1588) von dem Linienschiff „Zähringen“ überrennt und geht unter. Von der 82 Mann zählenden Besatzung kommen 7 ums Leben, die übrigen werden gerettet.

15. September.

Der Kaiser begibt sich zur Teilnahme an den Flottenmandövern nach Wilhelmshaven.

In Wien findet aus Anlaß des Eucharisten-Kongresses eine Prozession statt, an der sich auch Kaiser Franz Josef beteiligt (Abb. S. 1585).

In Braunschweig tritt der zweite reichsdeutsche Mittelstandstag zusammen, in Chemnitz der sozialdemokratische Parteitag.

16. September.

Der Kaiser nimmt an Bord des Flaggschiffs „Deutschland“ auf der Höhe von Helgoland die Parade über die Hochseeflotte ab.

Die chinesische Regierung verhängt über die Mandchurei den Belagerungszustand.

In München tritt unter zahlreicher Beteiligung aus Nord und Süd der vierte deutsche Bantiertag zusammen.

In Hamburg wird amtlich bekanntgegeben, daß auf einem im dortigen Hafen aus Rosario (Brasilien) eingetroffenen englischen Dampfer zwei Pestfälle vorgekommen sind. Es wird hinzugefügt, daß ein Anlaß zur Beunruhigung nicht gegeben ist.

Die oppositionellen Parteien im ungarischen Reichstag lehnen die Teilnahme an den Arbeiten der Delegationen ab.

17. September.

Der ungarische Reichstag tritt nach dreimonatiger Pause wieder zusammen. Die Opposition setzt die Obstruktion fort und ruft alsbald wieder ähnliche wüste Szenen hervor wie im Frühjahr, so daß das Eingreifen eines starken Polizeiaufgebots notwendig wird.

18. September.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß die Aufständischen ein amerikanisches Minenlager im Staat Sonora zerstört und mehrere Bergleute gefangen genommen haben.



Der Kampf ums Wasser.

Von Geh. Baurat E. Krüger - Bromberg.

Das Jahr 1911 brachte dem größten Teil unseres Planeten eine beispiellose Dürre, deren Wirkungen um so verderblicher wurden, als sie mit sehr großer Hitze zusammentraf. Unsere breiten und tiefen Ströme schrumpften zu unansehnlichen Rinnsalen zusammen, ihre Schiffbarkeit wurde unterbrochen. Die unheimlichen „Hungersteine“, die einer bösen Wasserklemme zum Gedächtnis von unseren Vorfahren auf den damals niedrigsten Wasserstand gesetzt waren, erblickten wieder das Tageslicht. Kleinere Flüsse versiegten bis auf den letzten Tropfen, Feld und Flur schmachtete und verschmachtete unter der Wirkung der Dürre, gepaart mit den erbarungslosen Sonnenstrahlen. Brunnen, die sonst zu den sichersten und ergiebigsten zählten, hörten auf, Wasser zu geben. Und auch der Stadtbewohner, der sonst derartigen Naturereignissen mehr entrückt ist, wurde in Mitleidenschaft gezogen, insofern die städtischen Wasserversorgungsanstalten genötigt wurden, den Wasserverbrauch einzuschränken.

Die Wirkungen dieses Dürrejahres sind noch heute nicht überwunden. Fast alle Berufsweige wurden von der verderblichen Dürre in Mitleidenschaft gezogen, und es darf daher nicht überraschen, wenn nach dem Jahr 1911 mehr denn je zuvor die Wasserfrage in den Vordergrund der Erörterung gerückt wurde.

Man hört die bange Frage: wie sollen wir bestehen, wenn solche Dürren oder noch schlimmere mit all ihren

Folgeerscheinungen sich wiederholen? Schwindet der Wasservorrat immer mehr, und gehen wir einer Zeit entgegen, da er selbst für die notwendigsten Bedürfnisse nicht mehr reicht?

Wenn behauptet worden ist, daß der Verbrauch an Seife ein Wertmesser für den Stand der Kultur in einem Land ist, so verdient der Verbrauch an Wasser dies in noch weit höherem Maß. Solange wir an einen unaufhörlichen Kulturfortschritt glauben und mit der Tatsache einer immer mehr zunehmenden Bevölkerung der Erde rechnen müssen, so lange wird naturgemäß der Verbrauch an Wasser immer mehr steigen und der Kampf ums Wasser immer intensiver werden. Das kommt schon heute recht scharf in der Wassergesetzgebung zum Ausdruck. Während sie in schwach bevölkerten Ländern mit großer Elbogenfreiheit ungemein einfach ist, weil die Bevölkerung im Überfluß schwelgt, ist sie in Ländern mit dichter Einwohnerschaft zu dem am schwierigsten zu behandelnden Stoff geworden.

Hauptsächlich wird Wasser verbraucht:

1. als Genuß- und Nahrungsmittel,
2. zu hygienischen Zwecken, wie Baden, Waschen, Sprengen und Reinigen der Wohnungen und Straßen,
3. zur Erzeugung menschlicher Nahrung in der Natur,
4. zur maschinellen Herstellung menschlicher Nahrung und Gebrauchsgegenstände.

Der unmittelbar zur menschlichen Nahrung dienende Verbrauchsanteil ist nur gering, beträgt etwa 2 Liter für den Tag und Kopf der Bevölkerung und ist, unabhängig von allen Kulturfortschritten, von alters her der gleiche geblieben.

Wesentlich anders gestaltet sich der Verbrauch zu hygienischen Zwecken. Wenn wir auch heute noch Gelegenheit haben, die großartigen Wasserversorgungsanlagen der alten Kulturvölker in ihren erhaltenen Resten zu bewundern, so gingen doch solche Errungenschaften im Lauf des Mittelalters gänzlich verloren. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war das Wort Hygiene der Größe seiner Bedeutung nach unbekannt, insbesondere ihr Zusammenhang mit der Reinlichkeit, auch in der weiteren Umgebung. Die Menschen wohnten mehr zerstreut, einzeln oder in kleinen Gemeinschaften nebeneinander, doch wuchs mit der Vereinigung zu größeren Gemeinden die Häufung des Unrats, der vermehrte Reinigung und damit vermehrten Wasserverbrauch gebieterisch erforderte. Ferner war der Wasserverbrauch früher ungemein erschwert, solange das Wasser in umständlicher Handarbeit aus Einzelbrunnen gewonnen werden mußte. Früher mochte der als eine Art Verschwender betrachtet werden, der in seinem Haus eine eigene Badeeinrichtung schuf, die heute doch als ein unerlässliches Zubehör zu jeder bürgerlichen Wohnung betrachtet zu werden pflegt. Früher ließ man Wind und Regen die Reinigung der Straßen von Staub und Schmutz besorgen, während man heute, nachdem man die Gefahr der im Straßenschmutz vorhandenen Bakterien erkannte, der Straßenreinigung mit Wasser und Besen die peinlichste Sorgfalt zuwendet.

Diese Wandlung von den früheren zu den jetzigen Zuständen wurde erst durch zwei Einrichtungen ermöglicht: nämlich die zentrale Wasserversorgung und die Schwemmanalysation. Naturgemäß waren diese Einrichtungen zunächst auf die größeren Städte beschränkt,

weil hier sowohl das Bedürfnis für peinliche Reinlichkeit am notwendigsten hervortrat, als auch die Geldmittel dazu für ein großes Gemeinwesen leichter flüssig gemacht werden konnten. So entstanden Wasserversorgungen, die nicht nur durch die Güte des Wassers, sondern auch durch die Bequemlichkeit und Billigkeit des Wasserbezugs die Einzelbrunnen immer mehr verdrängten.

Wenn schon die zentralen Wasserversorgungen den Verbrauch sehr vermehrten, so trat eine weitere, noch gewaltigere Steigerung in den Gemeinden ein, die durch Anlage einer Kanalisation die Möglichkeit schufen, sich der größeren Wassermengen in bequemer Weise zu entledigen. So beträgt heute der tägliche Wasserverbrauch in Großstädten, für den Tag und den Kopf der Bevölkerung z. B. in:

Berlin	85 Liter
München	231 "
Dresden	98 "
Bochum	270 "

und man geht wohl nicht fehl, wenn man in Deutschland den Tagesbedarf auf durchschnittlich 100 Liter für die städtische Bevölkerung veranschlagt, während man für ländliche Wasserversorgungen fünfzig Liter annimmt, wozu aber noch weit mehr für das Vieh und den Wirtschaftsbetrieb kommt. Weit größer noch ist der Bedarf in andern Ländern, der z. B. in amerikanischen Städten bis über fünfhundert Liter steigt. Vor Einrichtung der zentralen Versorgung mag der Verbrauch etwa zehn Liter betragen haben.

Der Bedarf von Großberlin mit vier Millionen Einwohnern beträgt danach am Tag etwa 400 000 Kubikmeter und im Jahr 146 Millionen Kubikmeter. Dabei blieb unberchnet der beträchtliche Anteil, den die Großindustrie aus Privatwasserversorgungen entnimmt. Der auf ein Hektar entfallende Niederschlag macht im Jahr etwa sechstausend Kubikmeter, so daß die Niederschläge von rund 25 000 Hektar durch die Bevölkerung Berlins verbraucht werden. Früher betrug der Verbrauch dieser Bevölkerung etwa den zehnten Teil.

Sollen derartige Wassermengen aus dem Grundwasser gedeckt werden, so liegt auf der Hand, daß dessen Spiegel unter Umständen in einer Weise gesenkt werden kann, daß die Versorgung immer schwieriger wird und die Bewohner in dem Senkungsgebiet Not leiden müssen, zumal deshalb, weil das in dem Gebiet verbrauchte Wasser in ihm nicht wieder zu brauchbarem Grundwasser, sondern größtenteils in Wasserläufen abgeleitet wird. So hat man denn diesem Übel neuerdings dadurch zu begegnen gesucht, daß man in dem Entnahmegebiet Flußwasser verrieselte, um so künstlich die Grundwassermenge zu vermehren, mit andern Worten, man hat natürliche Filteranlagen im größten Umfang geschaffen. Im allgemeinen aber müssen die Großstädte ihre Entnahmestellen immer weiter hinaus erstrecken, um ein möglichst großes Gebiet in Anspruch zu nehmen. Die damit entstehenden Schwierigkeiten sind überwindbar und müssen überwunden werden, denn es möchte heute wohl niemand wagen, Einschränkung des Wasserverbrauchs, die Rückkehr zur Wasserversorgung aus Einzelbrunnen zu empfehlen.

Doch diese schon sehr ansehnlichen Verbrauchszahlen werden noch weit in den Schatten gestellt durch den in der Natur sich vollziehenden Wasserbedarf zur Erzeugung menschlicher Nahrung in der Gestalt von Feldfrüchten. Durch exakte Versuche hat man ermittelt, daß zur Erzeugung von einem Kilogramm Trockensubstanz in unsern

Halmfrüchten gegen fünfhundert Liter Wasser verbraucht, d. h., durch die Pflanzen und das Ackerland verdunstet werden. Der größte Teil davon entfällt auf die Verdunstung durch die Pflanze selbst, dient also zu ihrem physiologischen Aufbau. Wir sehen daraus ohne weiteres, daß dieser Verbrauchsanteil alle andern weit übersteigt. Dieser Verbrauch hat in den letzten Jahren eine ganz außerordentliche Steigerung mit der Erhöhung der landwirtschaftlichen Produktion erfahren, die sich notwendig aus der Bevölkerungszunahme und den stetig steigenden Bodenpreisen ergab. Ein Beispiel mag dies erläutern. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war der Landwirt zufrieden, wenn er von einem Hektar fünfzehn Doppelzentner Roggenkorn mit 30 Doppelzentner Stroh erntete. Diese erforderten 2250 Kubikmeter Wasser oder eine Wasserhöhe von 225 Millimeter. Dank dem verbesserten Saatgut und den verbesserten Ackerbaumethoden ist die Erzeugung von Feldfrüchten und damit der Wasserverbrauch heute auf das Doppelte gestiegen, wir haben also auf einen Wasserverbrauch von 4450 Kubikmeter auf einem Hektar jährlich zu rechnen, der hauptsächlich auf die wenigen Vegetationsmomente entfällt. Der Verbrauch ist damit größer geworden als der in dieser Zeit fallende Regen und schon fast so groß wie der Jahresniederschlag in manchen regenarmen Gegenden. Man greift daher schon zu künstlichen Mitteln, um den zur Pflanzenentwicklung nötigen Wasserbedarf sicherzustellen. Dahin gehört zunächst das von Amerika übernommene Dry-Farming-System, das darin besteht, daß durch häufiges Bearbeiten des Ackers die Bodenoberfläche stets locker gehalten wird, um allen Niederschlag ohne Abfluß aufzunehmen und dessen kapillaren Aufstieg aus dem Untergrund durch die lockere Oberfläche und damit die Verdunstung zu vermindern. Die mit dieser Ackerbaumethode bisher erzielten Erfolge sind verheißungsvoll. Ferner aber ist man im trockenen Osten unseres Vaterlandes, besonders in der Provinz Posen, bereits dazu übergegangen, dem Wassermangel der Ackerfelder durch künstliche Beregnung vorzubeugen. Man hebt Wasser aus Flüssen, Seen oder auch aus Brunnen mit Pumpen, führt es in eine Druckrohrleitung aufs Feld und verspritzt es hier durch eigene Sprengwagen maschinell. Dank den vorzüglichen Erfolgen, die man bei den am Kaiser-Wilhelms-Institut zu Bromberg angestellten Versuchen erzielte, indem die Erträge durch die Beregnung auf das Zwei- bis Dreifache gesteigert wurden und ein Kubikmeter Wasser eine Ertragsteigerung im Wert bis zu 0.40 M. brachte, hat diese neue Meliorationsmethode schnell an Umfang zugenommen.

Hierbei aber, wo es sich um eine ganz gewaltige Steigerung des Wasserverbrauchs handelt, wird voraussichtlich ein sehr harter Kampf ums Wasser beginnen, denn in unserm eng bevölkerten Vaterland ist fast schon jeder Tropfen Wasser vergeben.

Wir sehen also auf der ganzen Linie: Steigerung des Wasserverbrauchs einmal durch neue Verwendungsarten und ferner durch die Bevölkerungszunahme. Gibt diese unleugbare Tatsache zu ernststen Besorgnissen Anlaß derart, daß einmal das Menschengeschlecht und vor ihm alles lebende Wesen der Pflanzen- und Tierwelt am Wassermangel zugrunde gehen muß, nachdem Kämpfe ums Wasser ausgefochten wurden, noch weit erbitterter als ums Gold?

Angstliche Gemüter wollen diesen Zustand in nicht zu ferner Zeit voraussehen, weil sie nicht weit genug um sich schauen und aus einem Dürrejahr oder einigen aus

einer Grundwasserentförmung eine gleichmäßige Abnahme des Wasservorrats herleiten. Örtliche Erschöpfung des Grundwassers in der Umgebung einer starken Entnahme, wie sie Großstädte verursachen, muß zugegeben werden; das Grundwasser und seine Ergänzung unterliegen ähnlichen Gesetzen wie ein Fluß oder See, und auch diese können durch übermäßige Entnahme bekanntlich erschöpft werden. Betrachtet man aber die Verhältnisse im allgemeinen, d. h. in einem größeren Gebiet und über eine längere Spanne Zeit, so findet man, daß der Wasservorrat in Flüssen und im Boden einer gewissen Periodizität unterworfen ist und auf ein Minimum immer wieder ein Maximum folgte. So ist aus den verfügbaren Beobachtungen festgestellt, daß auf eine Trockenzeit nach siebzehn bis achtzehn Jahren wieder eine nasse Zeit folgt. Bei uns herrschte in der ersten Hälfte der 1870er Jahre eine Trockenzeit, die nach dem gedachten empirischen Gesetz um die Jetztzeit sich wiederholt. Man darf nämlich nicht vergessen, daß das zu den oben besprochenen Zwecken benötigte Wasser nicht verbraucht, nur gebraucht wird. Im ewigen Kreislauf wird dieses Wasser immer wieder durch die Sonnenwärme als Wasserdampf gehoben, um als Niederschlag wiederum auf die Erde zu gelangen. Der auf der Erde vorhandene Wasservorrat ist sehr groß. Denken wir die starre Erdmasse als Kugel, so würde nach H. Wagner diese Kugelschale 2300 Meter unter dem Meerespiegel liegen, während die mittlere Höhe der Erde tatsächlich 200 Meter darüber liegt. Das gleichmäßig verteilte Wasser würde also unsere Erde mit einer Kugelschale von 2500 Meter Stärke überdecken. Da der Durchmesser der Erde zu 12 734 Kilometer ermittelt ist, so beträgt der Wasservorrat auf der Erde 1261 Millionen Kubikkilometer. Das ist gewiß eine beruhigend ansehnliche Menge, wenn sie nur als Süßwasser genügend in Umlauf gesetzt wird, denn es entfallen auf jeden Bewohner der Erde ein Kubikkilometer oder tausend Millionen Kubikmeter Wasser.

Und doch drängt sich die Frage auf, ob nicht Ursachen denkbar sind, die den Wasservorrat der Erde, wenn auch erst in fernerer Zeit, erschöpfen können. Dabei kommen drei Umstände besonders in Betracht.

Wir wissen, daß es die Energie der Sonnenwärme ist, die den Umlauf des Wassers befördert, die aus dem Salzwasser der Meere das erquickende Raß für Tier und Pflanze erzeugt. Ist diese Energie konstant, so muß auch der Wasserumlauf konstant sein. Wenn aber die Sonne immerfort ungeheure Wärmemengen ausstrahlt, muß da nicht ihr Wärmeverrat allmählich abnehmen? Auch wenn wir seit dem Entstehen der exakten Forschung eine Abnahme nicht feststellen können, sollte sie nicht in Jahrtausenden um eine meßbare und merkbare Größe abnehmen? Dann aber müßte der Kreislauf des Wassers eine Einschränkung erleiden.

Ferner wissen wir, daß das in die Erde eindringende Wasser nicht vollständig wieder zutage tritt. Ein Teil davon gibt seinen Sauerstoff her zur Oxydation vieler Stoffe in der Erde und hört damit auf, Wasser zu sein. Nach Haas soll bereits fünf Prozent der ursprünglich vorhandenen Wassermenge der Erde, auf diese Weise verloren, aus dem Kreislauf ausgeschieden sein.

Endlich ist es eine bekannte Tatsache, daß salzhaltiges Wasser nicht so leicht verdunstet wie reines Wasser. Wir wissen ferner, daß der Salzgehalt der Meere in stetiger Zunahme begriffen ist, weil das Salz nicht mitverdunstet kann, also alle durch die Flüsse zugeführten Salze dem

Meer erhalten bleiben. Gehen wir da nicht einer Zeit entgegen, in der die Verdunstung von den Meeren in einem Maße vermindert werden muß, das die Ergiebigkeit der Niederschläge in merklicher Weise vermindert?

Der lebenden Generation und noch einer sehr langen Reihe der ihr folgenden mag es zum Trost gereichen,

daß diese Vorgänge sich ungemein langsam vollziehen und sie dadurch nicht berührt werden. Wehe aber dem Menschengeschlecht, das Zeuge solcher unabänderlicher Notzeiten wird, das einen so heißen Kampf ums Wasser zu führen hat, wie noch nie zuvor ein Kampf auf der Erde tobte.

Das überseeische Gefrierfleisch.

Von Legationsrat Dr. Alfred Zimmermann.

Die der subtropischen und gemäßigten Zone angehörigen Teile Südamerikas besitzen ebenso wie Australien und Neuseeland einen Reichtum an Vieh, der mit der Zahl der dort lebenden Menschen in einem argen Mißverhältnis steht. Man vergegenwärtige sich nur, daß allein Argentinien, Paraguay und Uruguay auf einem Flächenraum, der den des Deutschen Reichs um mehr als das siebenfache übertrifft, noch nicht 9 Millionen Menschen zählen. Im Deutschen Reich wohnen dagegen bekanntlich auf nur einer halben Million Quadratkilometer gegen 65 Millionen! Brasilien gar, dessen Ausdehnung die Deutschlands ums siebtehnfache übertrifft, wird nur von etwa zwanzig Millionen Menschen bevölkert. Während aber das so dicht besiedelte Deutsche Reich nur über rund 20½ Millionen Stück Rindvieh und nur etwa acht Millionen Schafe verfügt, schätzt man die Zahl der Rinder, die in den weiten Grasflächen Argentinien, Paraguays und Uruguays weiden, heutzutage auf etwa 44 Millionen, die der Schafe auf beinahe 94 Millionen. Dazu kommen noch sehr erhebliche Viehbestände im südlichen Brasilien, besonders in den Staaten San Paulo und Rio Grande do Sul, über deren Menge brauchbare statistische Zahlen nicht vorliegen. Australien und Neuseeland, die für ein Deutschland etwa sechzehnmal an Größe überragendes Gebiet nur sechs Millionen Bewohner besitzen, zählen etwa 14 Millionen Rinder und 116½ Millionen Schafe. — Lange Jahre hindurch hatte der große Viehbestand für diese Länder nur geringen Wert. Für den Handel kam von Rindern nur die Haut, von den Schafen die Wolle in Betracht. Bei der Schwierigkeit und Kostspieligkeit des weiten Transports und der nur geringen Nachfrage war das Fleisch, soweit es nicht an Ort und Stelle verbraucht oder an der Luft gedörrt werden konnte, wertlos. Man mußte in der Regel die abgehäuteten Tiere den Nasgeiern und Würmern überlassen. Anders wurde es in Südamerika erst, als zu Anfang der sechziger Jahre der aus Hamburg stammende Ingenieur Giebert, veranlaßt durch eine beiläufige Bemerkung Liebig's, in seinen „Chemischen Briefen“ die Verarbeitung des südamerikanischen Rinderfleisches zu Extrakt begann. Trotz ihres raschen Wachstums vermochten aber bald die Extraktfabriken die großen Mengen des in diesem Teil der Welt verfügbaren Rindviehs nicht zu bewältigen. Die Estancia-besitzer begannen daher nach anderen Möglichkeiten für Ausfuhr ihres Fleisches Umschau zu halten. Man versuchte es mit Verarbeitung der Rinder zu Büchsenfleisch. Verschiedene Umstände ließen es dabei zu keinem rechten Erfolg kommen. Besser bezahlte sich die Ausfuhr lebenden Viehs nach England. Bei der weiten Fahrt und den Schwierigkeiten und Kosten der Beförderung großer Viehmassen auf Dampfern war indessen auch dabei der Nutzen nur ein verhältnismäßig bescheidener. Da schloß England aus Furcht vor Einschleppung von Seuchen

seine Häfen gegen die Einfuhr lebenden ausländischen Viehs, und diese Maßnahme wurde sehr unerwarteterweise zum Segen für Südamerika. Sie wurde nämlich der Anlaß zur Einführung der während der sechziger Jahre in Frankreich erfundenen und zuerst in Nordamerika und Australien in größerem Umfang ins Leben gerufenen Gefrierfleischindustrie für Argentinien. Heute führen Australien und Neuseeland frisches Fleisch gefroren im Wert von beinahe 200 Mill. Mark jährlich aus. Der größte Teil davon stammt von Hammeln und sehr viel von Kaninchen. Für den Export von Rindern in Gefrierräumen steht dagegen Südamerika an der Spitze.

Die erste größere Gefrieranstalt Argentinien wurde 1884 von einem eingewanderten Basken Sanfinena in der Stadt Buenos Aires unter dem Namen „La Negra“ ins Leben gerufen. Sie gehört heute einer Gesellschaft, an der auch deutsches Kapital in erheblichem Umfang beteiligt ist, und besitzt Zweigniederlassungen in Bahia Blanca, dem wichtigsten Hafen der Republik, und in Uruguay. 1885 entstand die Compania Argentina, ebenfalls in Buenos Aires, und seitdem sind noch sechs andere derartige Unternehmungen in Argentinien gegründet worden. Ein Teil befindet sich im Besitz des nordamerikanischen Fleischtrusts. Auch in Uruguay sind derartige Fleischgefrierwerke in Tätigkeit. Es werden neben den Rindern auch Hammel, deren Fleisch hier früher für die Ausfuhr gar nicht in Betracht kam, zum Gefrieren gebracht, doch ist die Verarbeitung der Rinder die Hauptsache. Mit welchem Erfolg diese Werke tätig sind, ergibt sich daraus, daß Argentinien allein im Jahr 1911 an Fleisch, Talg, Häuten, Hörnern für beinahe 700 Millionen Mark exportiert hat. 1902 erreichte dieser Teil seiner Ausfuhr erst die Höhe von wenig mehr als 400 Millionen.

Großbritannien, das sich seinerzeit gegen das lebende argentinische Vieh nachdrücklich ausgesprochen hatte, ist der Hauptabnehmer des gefrorenen und gefühlten argentinischen Fleisches geworden. Neben ihm beziehen verschiedene überseeische Länder und in neuerer Zeit auch Italien erhebliche Mengen davon. Italien, das 1908 den ersten Versuch mit zwei Millionen Kilo machte, verbrauchte im vorigen Jahr bereits elf Millionen Kilo und dürfte im laufenden Jahr noch mehr davon eingeführt haben, da es seine Truppen hiermit zu ernähren begonnen hat.

Versuche, das argentinische Fleisch in Österreich volkstümlich zu machen, sind weniger geglückt. Nach der Ansicht von Sachverständigen liegt der Grund des Mißerfolges darin, daß es dort an den für den Verkauf von Gefrierfleisch nötigen kostspieligen Einrichtungen mangelt, und daß man sich dort nicht genügend mit der richtigen, in England ausgetrobenen Art der Behandlung dieses Fleisches vertraut gemacht hat. Sehr erhebliche Mengen Gefrierfleisch werden außerdem von den Passagierdampfern

und den Kriegsmarinern verschiedener Länder verbraucht. Mannschaften und Reisende auf den großen Schiffen bekommen heutzutage fast ausschließlich Fleisch vorgelegt, das in Kühlräumen aufbewahrt wird und je nach den Umständen aus Nord- oder Südamerika oder Australien und Neuseeland stammt und oft Monate alt ist. Die Kaninchen, die in England von den arbeitenden Klassen in ungeheuren Massen verzehrt werden, kommen fast ausschließlich in gefrorenem Zustand aus Australien. Im Geschmack kann allerdings das gefrorene Fleisch in keiner Weise mit dem frischen auf eine Stufe gestellt werden. Wenn es auch bei richtiger Behandlung keinerlei unangenehmen Beigeschmack von den Intestinalen, in denen die Tiere verpackt sind, annimmt, so ist doch sein Nährwert ein geringerer, und es läßt sich z. B. zum Kochen nicht gut verwenden. Gekauft wird es in Europa gewöhnlich nur von Kreisen der Bevölkerung, denen es in erster Linie um die Billigkeit zu tun ist. Wohlhabende Familien, gute Hotels, Klubs und dergleichen zahlen auch in England immer lieber die hohen Preise für das Fleisch frisch geschlachteter Tiere. Sehr viel besser ist das nicht durchgefrorene, sondern nur gekühlte Fleisch. Da hierzu aber nur beste Sorten von Vieh verwendet werden und die Beförderung und der Verkauf besondere kostspielige Einrichtungen erfordern, stellt sich der Preis dieser Art von Fleisch wesentlich höher als der des gefrorenen. Sein Abnehmerkreis ist daher ein beschränkter. Im ganzen ist bisher in den verschiedenen Ländern die Erfahrung gemacht worden, daß das gefrorene überseeische Fleisch den Preis des einheimischen kaum nennenswert beeinflusst hat. Ochsen- und Hammelfleisch heimischer Herkunft bester Sorte stellen sich in England trotz der gewaltigen und immer noch steigenden Einfuhr überseeischen Fleisches nicht billiger als in Deutschland. Das überseeische Fleisch findet eben seine Abnehmer hauptsächlich in Bevölkerungsschichten, die nicht in der Lage sind, viel Geld für Fleischgenuß auszugeben, und die bei den heut üblichen Preisen darauf überhaupt verzichten müßten.

Im Deutschen Reich ist gegenwärtig der Bezug von gekühltem Fleisch aus überseeischen Ländern unmöglich und der von gefrorenem mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Aus Furcht vor Einschleppung und Seuchen ist nämlich vor einer Reihe von Jahren die gesetzliche Bestimmung getroffen worden, daß geschlachtetes Vieh nur in einer Weise eingeführt werden darf, die jederzeit noch eine zuverlässige Feststellung des Gesundheitszustandes des betreffenden Tieres ermöglicht. Nach der Ansicht der deutschen Sachverständigen ist dazu nötig, daß die wichtigsten inneren Organe des betreffenden Tieres sich noch in ihrer natürlichen Lage befinden. Nun müssen aber nach dem bisher üblichen Verfahren Rinder nach der Schlachtung sofort von den Eingeweiden befreit und in zwei Teile zerlegt werden. Nur in dieser Form gelangen sie überhaupt zur Verschickung. Bei den kleineren Hammeln hat man den Versuch gemacht, die wichtigsten Organe im Körper zu lassen und die Tiere in dieser Form zum Gefrieren zu bringen. Einer tierärztlichen Untersuchung derartiger gefrorener Hammeln steht somit nichts im Wege, und es sind bereits Versuche damit in einzelnen Städten Deutschlands gemacht worden. Natürlich stellt sich das Fleisch dieser Tiere aber erheblich teurer als das der ohne Eingeweide versandten. Denn nicht nur kostet die Fracht erheblich mehr, sondern es bedarf zu ihrer Beförderung auch noch

besonderer Einrichtungen auf den Schiffen. Abgesehen von der erwähnten Vorschrift steht der Einfuhr von Rindfleisch aus Argentinien in Deutschland noch der Umstand entgegen, daß in einer Reihe von Bundesstaaten Fleisch geschlachteter Tiere aus Amerika überhaupt ebensowenig zugelassen wird wie lebendes Vieh. Man befürchtet nämlich dadurch die Einschleppung des sehr gefährlichen Texasfiebers.

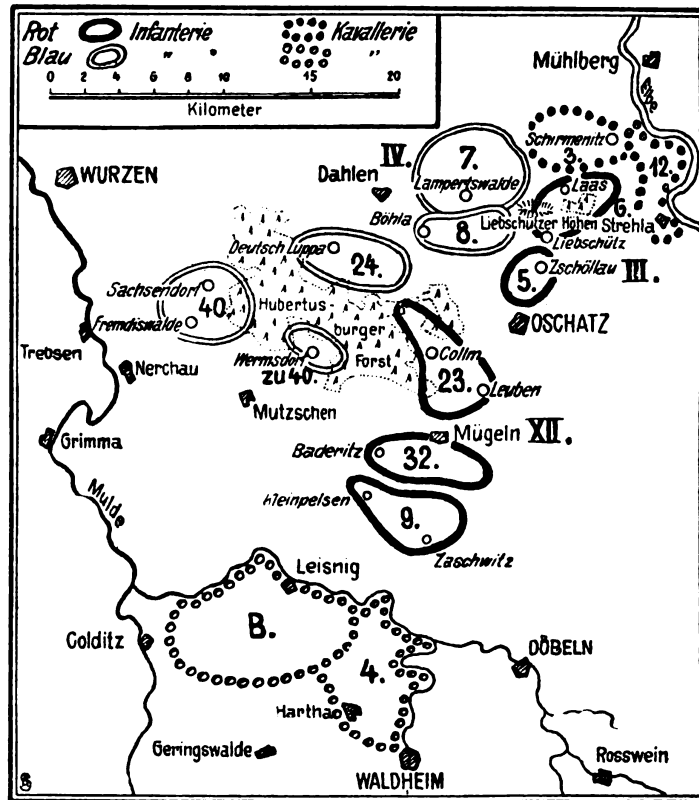
Bei der in neuerer Zeit an allen Orten eingetretenen sehr erheblichen Steigerung der Fleischpreise in Deutschland wie im übrigen Europa wird jetzt vielfach eine nochmalige Prüfung und Neuregelung der ganzen Angelegenheit gefordert. Abgesehen davon, daß man von einer Erleichterung der Einfuhr gefrorenen Fleisches aus Argentinien eine bessere Versorgung der ärmeren Bevölkerungsschichten erwartet, erblickt man darin auch ein wichtiges Mittel zur Beförderung der jetzt schon sehr erheblichen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der großen südamerikanischen Republik. Während der Handel zwischen beiden Ländern im Jahre 1901 einen Wert von 225 Millionen besaß, ist er 1905 bereits auf 500 Millionen, 1911 sogar schon auf 625 Millionen Mark angewachsen. Hunderte von Millionen deutschen Kapitals arbeiten bereits in Argentinien. Bei der stetig zunehmenden Entwicklung des Landes ist dieser Verkehr, der eine ganze Reihe großer Schiffsahrtsunternehmen beschäftigt, einer weiteren großen Entwicklung fähig, und die Zulassung argentinischen Fleisches würde ihn natürlich sehr wesentlich fördern. In einer Zeit, wo der deutsche Handel in so vielen seiner früheren besten Gebiete auf immer steigende Erschwerungen trifft, wäre die Erschließung neuer Betätigungsfelder aber von großer Bedeutung für die ganze Nation.

Wie alle Kenner Argentinien berichten, und wie ich aus eigenem Augenschein zu bestätigen vermag, haben die argentinischen Fleischgefrierunternehmen noch nie zu ähnlichen Klagen Anlaß gegeben wie die nordamerikanischen. Wer die großen Schlächtereien am Ufer des Riachuelo in Buenos Aires betritt, wo täglich viele Tausende von Tieren abgeschlachtet werden, ist geradezu erstaunt über die hier herrschende Sauberkeit und Sorgfalt. Man kann sich stundenlang in den hohen luftigen Schlachträumen bewegen, ohne sich mehr als die Stiefelsohlen zu beschmutzen. Selbst Damen besuchen diese Räume, ohne auch nur durch üblen Geruch belästigt zu werden. Es ist hier eben nichts gespart worden. In allen Zweigen dieser Betriebe werden fortgesetzt die neuesten Erfindungen nutzbar gemacht. Ununterbrochen ist außerdem in jeder der Gefrieranstalten ein Stab von Tierärzten und Chemikern, großenteils deutscher Herkunft, an der Arbeit, und mit peinlicher Sorgfalt wird von allen Seiten darüber gewacht, daß nichts vorkommt, was den guten Ruf der Erzeugnisse dieser Fabriken irgendwie beeinträchtigen könnte. Nicht genug damit, bieten diese Gefrieranstalten ihren Kunden auch bereitwillig jede Möglichkeit, sich ihrerseits davon zu überzeugen, daß nichts versäumt wird, um den Wünschen der Abnehmer in jeder Weise zu entsprechen. Es kommt den Argentinern übrigens zugute, daß das in den weiten Campos von Jugend auf lebende und gemästete Vieh von vielen Krankheiten verschont bleibt, die die Stallfütterung nach sich zieht, und im ganzen sich einer guten Gesundheit erfreut. Nicht selten lassen trotzdem große Abnehmer die Schlachtung und Verarbeitung des für sie bestimmten Viehes durch eigene Sachverständige überwachen. —

3. Kavalleriedivision ging südlich Strehla, die 12. südlich Riesa über. Am nächsten Tag schon erfolgte ein Zusammenstoß mit der blauen Heereskavallerie. Beide Führer waren von dem gleichen Offensgeist befeelt. Die Attacke, die sie in der Gegend zwischen Riesa und Oschag gegeneinander ritten, endete mit dem Rückzug der blauen Reiter. Namentlich zwei Jägerregimenter, die Rot der Kavallerie zugeteilt hatte, und die, auf Kraftwagen gefeßt, den schnellen Bewegungen der Reiterregimenter folgen konnte, hatten zur Entscheidung beigetragen.

Die beiden Armeen waren inzwischen weiter vormarschiert. Die rote überschritt am 11. September die Elbe, und zwar das 3. Korps bei Riesa, das 12. etwas weiter südlich und die neunte Division bei Meißen. Längeren Widerstand fand nur die letztere Abteilung. Auch dieser Elbübergang, der für die Avantgarde auf Pontons, nachher auf einer von den Pionieren schnell hergestellten Kolonnenbrücke erfolgte, verlief musterhaft. General von Bülow rückte an diesem Tage nicht viel weiter vor, sondern ging einige Kilometer westlich des Elbstromes zur Ruhe über. Die blaue Infanterie hatte unterdessen die Gegend von Grimma und Wurzen erreicht.

Beide Führer waren dank der Tätigkeit ihrer Kavallerie und ihrer Flieger über den Anmarsch orientiert. Generaloberst von Hausen, der ja nun ein Ueberschreiten der Elbe nicht mehr hindern konnte, wäre vielleicht gern hinter dem taktisch wertvollen Muldeabschnitt geblieben; aber da seine beiden fingierten Nachbararmeen sich zum Angriff entschlossen hatten, so mußte er ebenfalls aggressiv werden. Für Rot war es erst recht gegeben, vorwärts zu marschieren. So kam es denn bereits am 12. zu dem Gefecht bei Oschag, das sich, gegen Mittag beginnend, bis in die Nacht hinzog. Es wurde mit wechselndem Erfolge auf beiden Seiten gekämpft. Doch war die Lage für Rot schließlich günstiger. Das rote dritte Korps stritt nördlich Oschag. Hier zeigte das 4. blaue Korps die Tendenz, Rot von Norden her zu umfassen. Doch die Brandenburger wehrten sich ihrer Haut, und das Kavalleriekorps half ihnen redlich dabei; eine Attacke der 3. Kavalleriedivision warf schließlich die blaue 7. Division zurück. Weniger glücklich war die Schwesterdivision der 6.; sie mußte auf Oschag allmählich zurück. Heftig tobte der Kampf weiter südwestlich, an der Hubertusbürger Forst. Hier kämpften die beiden sächsischen Korps gegeneinander mit wechselndem Erfolge. Endlich machte die Nacht dem Ringen ein Ende. Erfreulich war es zu sehen, wie jeder Truppenteil das Streben nach vorwärts zeigte. Auch die geschickte Geländebenußung, namentlich beim 3. Korps, fiel auf. Das Wetter war endlich besser geworden, und so hatten die Flieger ein reiches Feld der Betätigung. Zwar hatten sie sich auch die Tage zuvor trotz Sturm und Regen nicht abhalten lassen vom tollkühnen Flug in die Lüfte, aber es war doch nur wenigen geglückt. Auf beiden Seiten waren die Fliegerabteilungen Generalstabsoffizieren unterstellt, die bei Flügen von besonderer taktischer Wichtigkeit sich selbst als Beobachter mitnehmen ließen. Die Meldungen, die erstattet worden sind, waren richtig, zum Teil maß-



Stellung der Truppen beim Kaisermanöver am Abend des 12. September.

gebend auf die Entschlüsse der Führer. Freilich passierte es auch, daß einer oder der andere inmitten des Feindes niedergehen mußte; seiner wartete die Gefangenschaft.

Der letzte Tag brachte eine Fortsetzung des am 12. abgebrochenen Kampfes. Die beiden Draufgänger hatten sich des Nachts nur auf etwas über Schußweite gegenüber gelegen, ein jeder gewärtig, daß der andere über ihn herfallen würde. Kaum färbte das erste Morgenrot den Himmel, donnerten aufs neue die Geschütze, dazwischen knatterten die Maschinengewehre und das Feuer der Infanterie. Die 6. rote Division geriet an den übertragenden Liebschütz Höhen nordnordöstlich Oschag in Bedrängnis; aber die braven Brandenburger Reiter hieben sie wieder einmal heraus — im Verein mit der 5. Division. Im großen ganzen hielten sich hier die Roten und das blaue 4. Korps die Wage. Anders westlich Oschag und drunten am Hubertusbürger Forst. Die 24. blaue Division wurde überrascht von der roten 23. und fast vollständig aufgerieben. Auch die 40. Division bei Hubertusburg wurde geschlagen. Hier trat endlich auch die 9. rote Division, die bis dahin auf dem äußersten Flügel von Rot etwas abgehangen hatte, in Tätigkeit. Die blaue Kavallerie attackierte sie zwar mit Erfolg, aber die Umgehung des rechten blauen Flügels konnte sie nicht hindern. So endete der Tag mit einem Sieg von Rot, der sich leicht zu einer schweren Niederlage von Blau hätte steigern können.

Der Verlauf des Manövers hat gezeigt, wie lehrreich gerade eine einfache Kriegslage die Übung zu gestalten vermag. Große Anforderungen sind an Führer und Truppe gestellt worden; sie haben sie erfüllt, und sie werden ihnen auch gerecht werden, wenn es ernst wird.

Georg Foerisch.

Unsere Bilder

Der Eucharistische Kongreß in Wien (Abb. S. 1585). Unter gewaltiger Beteiligung der Bevölkerung fand in diesen Tagen in Oesterreichs Hauptstadt der 23. Eucharistische Weltkongreß statt. Aus allen Weltteilen waren ungezählte Scharen zusammengeströmt zu einer religiösen Massenfundgebung, wie man sie nur selten gesehen hat. Ihre Entstehung verdanken diese Kongresse dem im Jahr 1881 verstorbenen französischen Prälaten Gaston de Ségur; ihren Namen tragen sie, weil die Eucharistie oder das allerheiligste Sakrament des Altars den Mittelpunkt der Zukunft bilden soll. Leider war in diesem Jahr zu befürchten, daß die glänzende Prozession unter der Unbill der kalten und regnerischen Witterung leiden würde. Trotzdem nahmen an diesem weihnachtlichen Umzug über 150.000 Menschen teil. Auch der greise Kaiser Franz Josef mit dem Thronfolger und den anderen Erzherzögen ließ es sich nicht nehmen, im Stefansdom zu erscheinen und dem religiösen Akt beizuwohnen.

Jubiläumsfeier bei der Firma A. Vorfig (Abb. S. 1590). Das 75jährige Bestehen der Firma A. Vorfig in Berlin wurde durch ein Fest im Tegeler Park gefeiert. Nach einer Begrüßungsrede des Kommerzienrats Ernst v. Vorfig hielt Handelsminister v. Sadow eine Ansprache, in der er die Verdienste August Vorfigs, des Begründers der Firma, würdigte und auf die weitere glanzvolle Entwicklung hinwies.

Dr. Karl August Schröder (Abb. S. 1592) ist an Stelle des vor kurzem verstorbenen Bürgermeisters Dr. Burchard vom Senat zum präsidierenden Bürgermeister der Freien und Hansestadt Hamburg ernannt worden. Dr. Schröder hat sich im Laufe seiner bisherigen Tätigkeit als zweiter Bürgermeister große Verdienste um das Wohl der Stadt erworben.

Ernst von Schuch (Abb. S. 1589), der Generalmusikdirektor am Königl. Hoftheater in Dresden, feiert in diesen Tagen das seltene Jubiläum seines 40jährigen erfolgreichen Wirkens an der Dresdner Hofbühne. An dem Fest des allgemein hochgeschätzten Jubilars nimmt die ganze musikalische Welt regen Anteil.

Hermann Prells Monumentalgemälde im Festsaal des Dresdner Rathauses (Abb. S. 1592). Hermann Prell, der in zahlreichen früheren Arbeiten der Monumentalkunst, wie z. B. in Berlin, Worms, Hildesheim, Breslau, Danzig, Rom (Palazzo Caffarelli), bewiesen hat, über welche reiche dekorative Mittel er verfügt, war mit der Ausmalung des Festsaals des Dresdner Rathauses beauftragt worden. Diese große Aufgabe ist jetzt gelöst und der 28 Meter lange und 14 Meter breite Saal mit einer Reihe von Gemälden geschmückt, die in ihrer stimmungsvollen Ausdrucksweise mit der Architektur aufs engste verbunden erscheinen. Als Motive wählte der Künstler einmal Szenen zur Verherrlichung Dresdens, so die Stadtgöttin Dresdenia auf ihrem Triumphwagen, ferner geschichtliche Stoffe, wie die Gründung Dresdens, dann die Elbquelle und die Elbmündung, sowie Medaillons von Fürsten aus dem Hause Wettin, endlich Allegorien der Justitia, Prudentia, Modestia und Caritas, der neuen Muse u. a. m. Die glänzende Beherrschung der Monumentaltechnik tritt in diesen Arbeiten aufs wirksamste zutage.

Jubiläum der Firma Franz Clouth (Abb. S. 1592). Die Rheinische Gummiwarenfabrik G. m. b. H. Franz Clouth in Wipperfurth bei Köln beging die Feier ihres 50jährigen Bestehens. Der Begründer der Firma Franz Clouth ist am 7. September 1910 gestorben; mit ihm schied ein nicht nur um die Fortschritte auf seinem speziellen Gebiet der Fabrikation technischer Gummiwaren, sondern auch um die ganze rheinische Industrie hochverdienter Mann aus dem Leben. Namentlich auch war es die Seetabellindustrie, die mit dem Namen Franz Clouth aufs innigste verknüpft ist. Wir geben zur Erinnerung an den Gründer der Firma die Rüste wieder, die der Bildhauer Wilhelm Faßbinder im Auftrag der Familie ausführte.

Das Modell der Frithjof-Statue für Norwegen (Abb. S. 1591). Im Atelier des Berliner Bildhauers Professor Unger ist jetzt das riesige Modell zu der Frithjof-Statue fertiggestellt, die als Geschenk des Kaisers für Norwegen be-

stimmt ist. Unser Bild zeigt den Oberkörper der Statue; bei der photographischen Aufnahme waren infolge des geringen Abstandes im Atelier photographische Verzerrungen nicht ganz zu vermeiden.

Der Untergang des Torpedoboots „G 171“ (Abb. S. 1588). Am 14. September nachmittags 2 Uhr wurde während der Flottenübungen südwestlich von Helgoland bei einem Durchbruchmanöver das Torpedoboot „G 171“ von dem Linienkreuzer „Zähringen“ gerammt. Das Torpedoboot hielt sich noch 15 Minuten über Wasser und sank dann. Von der 82 Mann starken Besatzung fanden sieben Mann den Tod. Unsere Aufnahme zeigt das Torpedoboot; bei der Aufschrift der Zahl auf den Booten fällt die Hundert fort, so daß nur die Zahl 71 das Boot 171 darstellt.

Der 8. Internationale Kongreß für angewandte Chemie (Abb. S. 1592) wurde am 4. September in Washington eröffnet. Unser Bild zeigt eine Gruppe der deutschen Reichsdelegierten an Bord des Dampfers „Cleveland“ auf der Fahrt nach Amerika. Inzwischen traf von New York die Nachricht ein, daß der Delegierte Geh. Rat Wiebe, Charlottenburg, einem Herzschlag erlegen ist.

Militärische Personalveränderungen (Abb. S. 1588) haben im Anschluß an die Kaisermanöver und aus Anlaß der zum Herbst geschaffenen Neuformationen in großer Zahl stattgefunden. General der Infanterie von Bülow, der seit Januar 1903 als Kommandierender General an der Spitze des III. Armeekorps stand, ist unter Beförderung zum Generalobersten zum Generalinspekteur der III. Armeeinspektion ernannt worden. Erzherzog von Bülow, der im Kaisermanöver die „rote“ Armee befehligte, steht im 67. Lebensjahr. — Zu seinem Nachfolger ist der bisherige Kommandeur der 2. Gardebivision Generalleutnant v. Lochow ernannt worden. Der neue Kommandierende General des III. Armeekorps, der im 58. Lebensjahr steht, war lange Zeit Chef der Armeeeinheit im Kriegsministerium und später Kommandeur des 4. Garderegiments z. F. — Der jüngste Kriegsminister Generaloberst Freiherr v. Haufen war der Führer der „blauen“ Armee im diesjährigen Kaisermanöver. — Aus Anlaß der Heeresvermehrungen tritt eine VII. Armeeinspektion ins Leben, der die beiden neugebildeten Armeekorps, das XX. und XXI., unterstellt sind. Zum Generalinspekteur der VII. Armeeinspektion wird der General der Infanterie von Eichhorn ernannt, der bisherige Kommandierende General des XVIII. Armeekorps. An die Spitze des XX. Armeekorps in Allenstein tritt als Kommandierender General der bisherige Kommandeur der 21. Division General der Artillerie Scholtz; zum Kommandierenden General des XXI. Armeekorps in Saarbrücken ist der bisherige Kommandeur der 1. Gardebivision General der Infanterie von Below ernannt worden.

Todesfälle (Portr. S. 1590). Martin Kirchner, der langjährige Oberbürgermeister Berlins, ist in Ehrwald in Tirol dem Herzleiden erlegen, an dem er bereits seit Jahren gelitten hat, nur wenige Tage nach seinem offiziellen Rücktritt vom Amt, der am 1. September erfolgte. — General Graf Rogi, der berühmte Held von Port Arthur im Russisch-Japanischen Krieg, hat mit seiner Gattin an der Bahre des vor kurzem verstorbenen Kaisers Mutsubito Selbstmord begangen. General Rogi erhielt 1904 das Kommando über die dritte Armee, die er im Feldzug gegen Rußland von Sieg zu Sieg geführt hat. Nun ist er seinem Herrscher freiwillig in den Tod gefolgt. — Kommerzienrat Hugo Jordan, der Seniorchef der bekannten Wäscheausstattungs-firma, ist im Alter von 68 Jahren in Rudolstadt in Thüringen gestorben. Er war einer der geachteten Großkaufleute Berlins.

Die Toten der Woche

General der Inf. a. D. August v. Bomsdorff, ehemaliger Gouverneur von Berlin, † in Groß-Labarz im 71. Lebensjahr.

Kommerzienrat Hugo Jordan, bekannter Großindustrieller, † in Rudolstadt am 12. September (Portr. S. 1590).

Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Kirchner, † in Ehrwald (Tirol) am 13. September im 70. Lebensjahr (Portr. S. 1590). Generalleutnant z. D. Heinrich v. Ledebour, † in Berlin am 11. September im 81. Lebensjahr.

General Graf Marefute Rogi, † in Tokio am 13. September im Alter von 63 Jahren (Portr. S. 1530).



Phot. R. Lechner.

Der päpstliche Kardinal-Legat von Rossum und der Kardinal-Fürstbischof von Wien Dr. Ragl geleiten im Prunkwagen die Monstranz durch die Straßen der Stadt.

Prozession anlässlich des Eucharistischen Kongresses in Wien.



Kaiser- Manöver 1912.

1. Uebergang von Infanterie der roten Partei über die Elbe bei Moritz.

2. Das Motorboot im Dienst der Armee.
Phot. Intern. N. B. Veri.

3. Husaren durchqueren mit ihren Pferden die Elbe.

4. Rote Kavallerie in Deckung zwischen zwei Hügeln, vor dem Angriff.

Spezialaufnahmen für die „Woche“.





Der Kaiser (X) im Gespräch mit dem König von Sachsen während der Manöver.



Der sächsische Kronprinz mit General von Carlomagno auf dem Manöverfeld bei Oschatz.



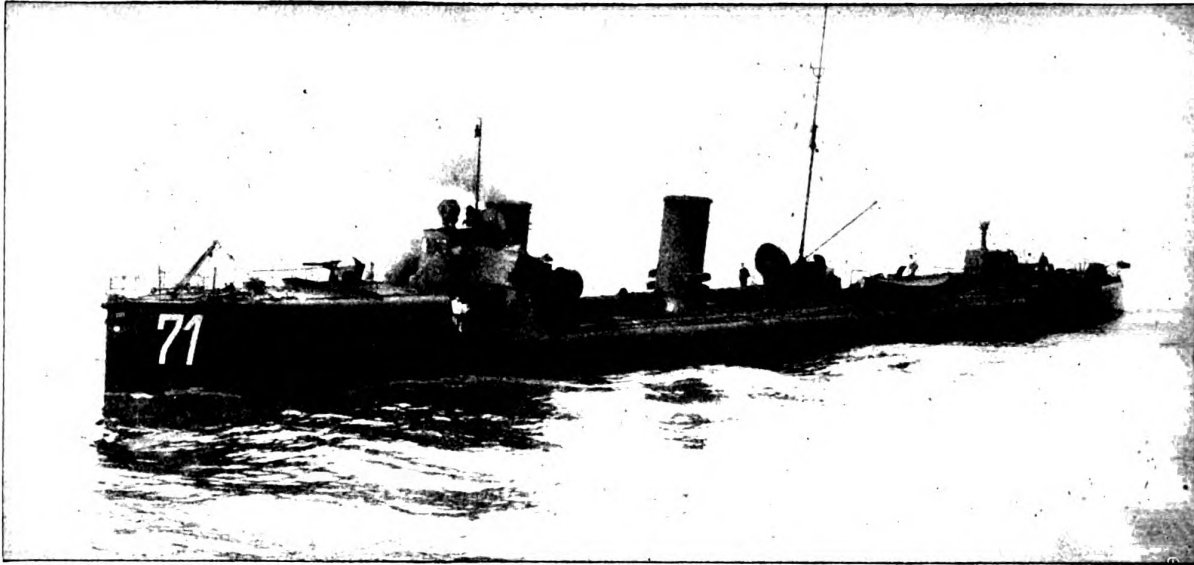
Von links sitzend: Generalfeldmarschall v. d. Golz; der Kaiser; Generalstabschef v. Moltke; General von Kessel; Fürst Fürstberg; Chef des Militärkabinetts Hr. v. Spender (stehend).

Der Kaiser mit seinem militärischen Gefolge auf der Fahrt über die Elbe.



Manövergäste: 1. Graf Zeppelin. 2. Oberst Wille. 3. Schweiz. Generalstabschef v. Sprecher v. Bernegg. 4. Prinz Arill von Bulgarien. 5. Der Kronprinz von Bulgarien.

Kaiser-Manöver 1912.



Torpedoboot „G. 171“, das von dem Linienschiff „Zähringen“ überrannt wurde und unterging.
 Ein schwerer Unglücksfall während der Flottenübungen bei Helgoland.

Phot. Max Treblow



General d. Inf. v. Lochow,
 der neue Kommandierende General des
 III. Armeekorps.



Generaloberst von Bülow,
 der neue Generalinspekteur der III. Armee-Inspektion, führte
 im Kaisermanöver die rote Partei.



Phot. A. G. Boigt
General d. Inf. v. Eichhorn,
 der neue Generalinspekteur der VII. Armee-
 Inspektion.



General d. Inf. v. Below,
 der Kommandierende General des neuen
 XXI. Armeekorps.



Phot. F. Heyde & Sohn.
Generaloberst Frhr. v. Hausen,
 der sächsische Kriegsminister, führte im Kaisermanöver
 die blaue Partei.



Phot. W. Wotina.
General d. Art. Schölg,
 der Kommandierende General des neuen
 XX. Armeekorps.

Abschluß der großen Herbstmanöver und Personalveränderungen in der Armee.



Geh. Hofrat Ernst Edler von Schuch im Kreise seiner Familie.
Zum 40jährigen Jubiläum des Generalmusikdirektors am Königl. Hoftheater in Dresden.



Festakt in der Maschinenhalle in Tegel: Ansprache des Handelsministers Sydow (X).
Zum 75jährigen Jubiläum der Firma A. Borsig, Berlin.

Spezialaufnahme für die „Bode“.



Kommerzienrat Hugo Jordan †
der bekannte
Berliner Großkaufmann.



General Graf Nogi,
der berühmte japanische Heerführer, beging während
der Trauerfeierlichkeiten für Kaiser Mutsuhito Selbstmord.



Dr. Martin Kirchner †
der ehemalige
langjährige Oberbürgermeister von Berlin.



Phot. Reimb. Riffner.

Modell der Frithjof-Statue im Atelier des Professors M. Unger in Steglitz bei Berlin.

Ein Geschenk des Deutschen Kaisers an das norwegische Volk.



Von links (sitzend): Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ehrlich; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Biebe; Geh. Reg.-Rat Göpner; Prof. Dr. Heermann. Stehend: Prof. Dr. Venge; Prof. Dr. Schwalbe; Prof. Dr. Holbe; Prof. Hoffmann; Prof. Memmler.

Die deutschen Reichsdelegierten auf der Fahrt nach Amerika an Bord der „Cleveland“.
Zum 8. Intern. Kongress für angewandte Chemie in Washington.



Geh. Hofrat Prof. Hermann Prell bei Ausführung der Deckengemälde.
Zur feierlichen Einweihung des Festsaals im neuen Dresdner Rathaus.



Dr. A. M. Schröder,
der neue präsidentierende Bürgermeister
von Hamburg.



Franz Clouth, Gründer der Firma.
Nach einer Marmorbüste des Bildh. Fackbinder.
Zum fünfzigjährigen Jubiläum des
Hauses Clouth, Köln.



Phot. Meinh. Eißner.

Modell der Frithjof-Statue im Atelier des Professors M. Unger in Steglitz bei Berlin.
 Ein Geschenk des Deutschen Kaisers an das norwegische Volk.



Von links (stehend): Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ehrlich; Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Wiebe; Geh. Reg.-Rat Göpner; Prof. Dr. Heermann. Stehend: Prof. Dr. Lenge; Prof. Dr. Schwalbe; Prof. Dr. Holbe; Prof. Dr. Hoffmann; Prof. Memmler.
Die deutschen Reichsdelegierten auf der Fahrt nach Amerika an Bord der „Cleveland“.
 Zum 8. Intern. Kongreß für angewandte Chemie in Washington.



Geh. Hofrat Prof. Hermann Prell bei Ausführung der Deckengemälde.
 Zur feierlichen Einweihung des Festsaals im neuen Dresdner Rathaus.



Holphot.
 C. Bleber,
 Hamburg.
Dr. A. M. Schröder,
 der neue präsidierende Bürgermeister
 von Hamburg.



Franz Clouth, Gründer der Firma.
 Nach einer Marmorbüste des Bildh. Fajbinder.
 Zum fünfzigjährigen Jubiläum des
 Hauses Clouth, Köln.

Gerold Beckhufen.

Roman von
Wilhelm Schaer.

3. Fortsetzung.

Gerold lächelte halb schwermütig und meinte zu Freute: „Ich will dir gern gefällig sein. Ich will morgen mit dir aufs Eis gehen, wenn du darauf bestehst!“

„Nein,“ entschied Freute, „du bringst mir jetzt schon Opfer genug! Aber erzähle mir lieber noch mal — nein, nein, nicht deinen häßlichen Traum! — wie's damals war, als Vater dich und Hermann beim Fischen hier betroffen hatte!“

„Es ging sehr einfach dabei zu“, erwiderte der Nachfolger Hermann Gerold Beckhufens. „Vater hatte uns oft davor gewarnt, mit den Dorfkindern in den Bräcken zu fischen. Kein echter Beckhufen darf von den Hechten und Aalen essen, die aus den Bräcken stammen. Wer's tut, zehrt sozusagen vom eigenen Geblüt. Und das ist“ — den Erzähler erlachte — „gemein, ganz gemein und wird vom Schicksal an dem gestraft, der sich gegen die Natur und ihre Gesetze versündigt!“

„Glaubst du denn wirklich an solchen Spuk?“

„Spuk, Freute? Magst du es Spuk nennen — ich tu es nicht. Es gibt viele Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt, hat Vater so oft gesagt! Mich könnte man heute eher totschlagen als — na gut, lassen wir's! Ich sehe, du machst dir nichts daraus! Aber damals — 'n Deubel auch — haben wir's gekriegt! Als Vater uns ertappt hatte, war Hermann mit seinen langen Beinen flink ausgewischt. Mich traf dafür das Strafgericht doppelt. Vater nahm mich rüber und gab mir einen blutigen Denktzettel, daß ich als sein Anerbe für Kind und Kindeskind Bescheid wisse, und damit mich nachts der Deubel nicht aus dem Bett fische und — na, und dann noch so mehr!“

Freute lachte. „Kann mir's so lebhaft ausmalen, du und der Vater! Aber mein Hermann gleich flott über'n Deich — futsch!“ Ihr Blick zog weferwärts. Und sie gedachte ihres letzten Ganges hier mit ihm. Daher beeilte sie ihre Schritte.

Je weiter das Paar kam, um so näher rückte der Strom an den Deichfuß heran. Heute waren die Wellen zu Eis geworden. Sie bildeten eine feststehende, raupolsterige Fläche, auf deren schäumige Schneespitzen und -ränder das Gelb des winterlichen Nachmittaghimmels seinen Widerschein warf.

Als die Färbung in ein zartes Rot übergang, machte der Führer halt. Seine Begleiterin, die hinter ihm einherstapfte, war gezwungen, bei ihm stehenzubleiben. Seine Absicht war erreicht. Jetzt hatte er sie neben sich, Schulter an Schulter.

„Ist das nicht schön?“ rief er aus.

Freute nickte. Und da sie ihren Pflegebruder ansah, war sein Gesicht vom Rot des Abendhimmels blutrot

übergossen. Ganz wie damals mit Hermann im Garten! dachte sie, und laut: „Du brennst, Gerold! Sag — ich auch?“

„Du nicht, denn du stehst im Schatten!“ antwortete Gerold scheinbar gleichmütig.

Dann ging er weiter und fragte sich: Was wird sein, wenn einmal ein Zeitpunkt kommt, da ich mich ihr gegenüber nicht mehr wie der Fluß dort in seinem Bett starr und kühllos verhalten kann? Wird dann auch ihr Eis unter donnerndem Krach ins Treiben geraten? Noch ist zwar alles tot in ihr — für mich! Aber ich spüre einen kühleren Hauch als sonst in der Luft. Es muß Tauwetter geben! Und in ihrem Herzen wird ein Miß entstehen. . . . Hüte — hüte dich vor dem Zufall! Alles will seine Zeit haben — Zeit und —

„Warte — warte!“ rief Freute, die seinen eiligen, kleinen Schritten nicht mehr zu folgen vermochte.

„Immer — gern!“ erklärte Gerold doppelsinnig und bog seitab, wo dicht hinter dem Deich der Garten, die Eschen und das Strohdach des Allmerschen Erbes sichtbar geworden waren.

Im Haus der Verwandten hatte man die Gäste schon erwartet, da die Beckhufen sich nach ortsüblicher Sitte zuvor durch einen Boten nach dem Ergehen der Familie förmlich erkundigt und sich gleichzeitig für die Kaffeestunde hatten ansagen lassen.

Die Tante, eine stille Frau aus geistlichem Haus, deren zarte, echt weiblich empfindende Natur zur herben Festigkeit Freute Jessens allerdings nie recht hatte passen wollen, belegte die junge Verwandte wie immer liebevoll, beinah herzlich neben sich auf dem Sofaplatz mit Beschlag.

Hermann, der einzige Sohn und der Stolz des Hauses, den die Liebe für Kunst und Wissenschaft mehr, als der Mutter lieb war, in die Ferne zu führen pflegte, war diesmal daheim. Er saß Mutter und „Cousinchen“ gegenüber. Und die Blicke seiner strahlend graublauen Augen, die scharf in den Winkeln der großen, gebogenen Nase standen, hingen in zärtlicher Sorge am Mund der Erzählerin, da die Mutter — die geliebte Mutter! — über ihre Gesundheit zu klagen begann und vom Sohn das Versprechen zu erhalten wünschte, so lange sie noch lebte — ein Jährchen oder zwei — treu bei ihr ausharren zu wollen.

Zu vorgerückter Stunde begann die Tante, ihren weiblichen Gast noch näher zu sich heranzuziehen und mit verschleierter Stimme ihrer Sorge Ausdruck zu geben, daß Gerold, der gute, eigenartige Junge, sich nach des Vaters Tod gewiß noch mehr als früher in seinen Launen und Absonderlichkeiten ergehe. Ob er seiner Pflegegeschwester gegenüber auch wohl immer die

ihr gebührende Rücksicht und Achtung zu bewahren verstehe? Freute selber müsse sich unter den obwaltenden außergewöhnlichen Verhältnissen im Bedhufenschen Haus doppelt vor unnützem Gerede zu hüten trachten. Ohne jedwede Beziehung! Nur als alte, erfahrene Frau habe sie sich das schöne Recht genommen, ihr, der jungen Nachbarin, mütterlichen Rat anzubieten, wo immer es auch sei.

„Gerold ist gegen mich stets nett und ordentlich. Und wie wir miteinander auszukommen suchen — mein Gott, Tante — nur ja keine Sorge! Ich bin, wie du weißt, Hermanns Braut!“

Die Herren hatten sich erhoben. So war Freute in der Lage gewesen, ihre Antwort mit erhobener Stimme zu geben.

Das kränkte die Tante. Ihre Ermahnungen waren dem völlig unberatenen Mädchen in bester Absicht gegeben worden. Freutes grobe Art, ihr Bescheid zu erteilen, überraschte sie zwar gerade nicht, schlug ihr aber auf die Nerven.

Freute hinwieder fühlte sich durch ein Feingefühl verletzt, das die Dinge im voraus sieht, ehe sie überhaupt in Erscheinung treten. Sie und Gerold Bedhufen in Gefahr! Die Tante sollte nur wissen, wie stramm sie den gescholtenen wunderlichen Jungen — nun schon seit Wochen — in ihre erzieherische Quetsche genommen hatte! Und im übrigen: was man im Bedhufenschen Haus trieb — nun ja! — ging niemand was an. Auch nicht die Tante!

So waren beide Teile aufrichtig froh, als der Hausherr plötzlich dazwischentrat und Freute, seine „dralle, moje Deern“, unter den Arm nahm, um die Pferde und Ruhe zu besichtigen.

Draußen auf der Tenne echt Bedhufenscher Stall-dunst! Die Luft dadrinnen verursachte Herzklopfen, war ihr zu dünn. Wer wie sie im Bedhufenschen Haus zu heimen gezwungen war, hatte aus derberem Holz geschmitten zu sein als die feinfühligste Tante.

Als nach geraumer Zeit Onkel und Nichte von neuem die Stube betraten, stand der Glühwein duftend auf dem Tisch.

Gerold war derweilen mit dem Wetter zusammengeblieben, der ihm seine naturwissenschaftlichen Sammlungen hatte zeigen wollen.

Ein Bedruf der Hausfrau veranlaßte die Gesellschaft, schnell wieder Platz zu nehmen.

Die Lichter des Weihnachtsbaums waren mit Rücksicht auf die Familientrauer der Nachbarn nicht angezündet worden. Aber der Haussohn saß nebenan am Spinett und stimmte ein feierliches Lied an.

Hernach tat man einander echt gastlich Bescheid.

Sohn Hermann, dessen dichterischer Stern bei kleinem über die engere Heimat hinauszustrahlen begann, hatte sich bereits hinter seinem Stuhl aufgepflanzt, um seinen „Friesengruß“ vorzutragen, als ein struppiger Semmelkopf durch die Türspalte guckte und Bedhufens Kleinknecht, ohne Rücksicht auf die Versammlung zu nehmen, in die Stube schmetterte: „Herr, nah Huse kam'n! Herr, mit uf' Stute is 't all so wied! Un 't fühl man slecht mit ehr ut!“

Schallendes Gelächter.

Dann trat plötzlich Stille ein.

„Ich gehe gleich mit! — Ihr müßt nämlich bedenken: gerade diese Stute ist nach dem jungen Oldenburger Hengst immer noch mein wertvollstes Stück!“

„Ich gehe natürlich auch gleich mit!“ erklärte Freute bestimmt.

Die Tante schüttelte den Kopf. „Mädchen, Mädchen, das ist doch für dich kein Geschäft!“

„Unsere Falada ist mir so lieb wie“ — Freute suchte nach einem Vergleich, der alles übertrumpfen sollte — „na, wie der ganze Bedhufensche Hof!“

Gerold Bedhufen zuckte unter ihrem Ausruf zusammen. Er sah Freute, die seiner nicht achtete, starr ins Gesicht.

Die Tante fand den Ausbruch, wenigstens für die junge Nachbarin, nach wie vor überflüssig. Aber sie schwieg ängstlich, um eine neue paßige Antwort des selbstsicheren Mädchens zu vermeiden.

So ging das Paar, nur vom Jungen, der die Laternen trug, geleitet, den Pfad durch die Rechtenstether und Sandstedter Wiesen.

Der junge Hofherr schickte einen kurzen, prüfenden Blick nach oben. Stockfinstere Nacht! Laumetter! Vom Himmel flatterten die ersten zartmolligen Flöckchen.

Freute war gezwungen, Gerolds Arm anzunehmen.

„Nun ja!“ erklärte sie halb wie gereizt, halb durch das, was hinter ihr abgetan, längst abgetan lag, erfreut.

„Nun ja! Was soll das heißen, Freute?“

„Bist du auf einmal so schwer von Begriff? Wenn es nach Tantes Willen ginge, säße ich noch da drüben und wärmte mich!“ Sie schauderte in ihren Mantel hinein.

Da nahm er ihren Arm noch fester.

Und sie stützte sich schwer auf ihn.

Als die Drei den Hof erreichten, war es schon vorüber. Neben der Stute lag ein zierliches, rotblondes Fohlen.

„Jetzt tut 's mir doch leid um dich! Jetzt wärst du lieber noch drüben geblieben, Freute!“ Der Hausherr sagte es, als sie hernach wie allabendlich bei der Lampe saßen.

„So! Wie der Mensch sich irren kann! Mir war der Ausbruch nur lieb. Tante und ich passen nicht zu einander. Hab ich zwar immer gewußt, aber heute! Und auch mit der Stute! Dabei hast du 's doch selber gesehen! Ich gehöre eben nur noch hierher in die Welt ohne Weiblichkeit und — ja, und ich werde die Tante fürs erste nicht wieder besuchen!“

Der gespannte Laufher sann nach. Freute hatte ihm nicht alles, was sie dachte, gesagt. Nur erriet er das Fehlende nicht, wie angestrengt er darüber auch nachsinnen mochte.

„Aber wenn es dir bei den Nachbarn gefällt,“ begann Freute nach längerem Schweigen, „du hast dich mit dem Wetter scheinbar gut verstanden, so geh doch häufiger hinüber! Dir mag's freilich von Nutzen sein!“

„So, mir? Na, ich danke! Wetter Hermann ist sehr besonders! 'n Bauer wie unsereins ist er all lange nicht mehr! Ewig schreiben, Musik machen und für die

Kunst so herumkutschieren! Seine Sammlungen — ja, die mag ich wohl leiden! Aber über manche Dinge, von denen ich ebenso gut was verstehe, spricht er abfällig. Waters und meine Wissenschaft ist auch ein Stück von der Natur und durchaus nicht zum Lachen!“

„Wenn ich in letzterem auch dem Vetter mehr recht geben muß — Gerold, in allem übrigen stimme ich dir zu! Ich bin heilfroh, wieder hier zu sein! In eine verfeinerte Hofluft passe ich wirklich nicht mehr hinein — leider!“

„Tut auch nicht nötig!“ erklärte der junge Hausherr aufleuchtenden Blickes. „Und damit du siehst, daß ich mir alle Mühe gebe, dir in meine einsame Welt mehr Abwechslung zu bringen: Freute, zum Dank dafür, daß du gleich mit mir gegangen bist — das Fohlen soll dir gehören! Und ich wette: in dem steckst schon heute 'n kapitales Pferd!“

Freute war aufgesprungen. Während seiner Worte hatte sie nach der Korallenhand mit der schwarzen Klaue gegriffen, die sie der Trauer halber nicht offen vor der Brust, sondern unter dem Kreppbesatz ihrer Taille verborgen trug. „Ich nehme dein Geschenk an!“ entschied sie tief aufatmend. „Tut ich es nicht, so würdest du böse auf mich werden. Und das wäre mir leid, denn ich habe dich wirklich erst während der letzten Zeit so recht kennen und auch schätzen lernen. Wenn nicht eher, war's meine Schuld?“ Sie hielt mit der Linken noch immer ihr Amulett umspannt, da sie die Rechte in die des beglückten Gebers legte.

Die Tadelhündin klaffte als scharfe Beobachterin und fuhr wie stets zwischen die beiden, sobald der Hausherr ihrer Herrin näher zu kommen wagte, als ihr gut schien.

Da traf sie zum erstenmal der kurze, harte Tritt eines Männerfußes.

Holle winselte.

Freute hob ihren Liebling nicht auf. „Es ist ein wahrhaft fürstliches Geschenk!“ sagte sie leicht erregt. „Und wenn du mir das traurigste Weihnachtsfest meines Lebens damit hast freundlich machen wollen, so sei dir doppelt gedankt! Komm, Holle!“ Jetzt erst holte sie ihre Versäumnis nach und streichelte ihr armes Tier.

„Es ist einfach ein Geschenk, wie es dir zukommt — für alles!“ erklärte Gerold Bedhusen, während er unter leichtem Stirnrunzeln Freutes Liebkosungen verfolgte. „Wahrhaftig, dein Schaffen in meinem Haus verdient einen zwar bauerlichen, aber immerhin außerordentlichen — ja, ja, in seiner Art fürstlichen Dank! Ein freier Osterstader Bauer“ — Gerold reckte sich, zum erstenmal, daß er sich seines Besitzes freute — „kann sich das leisten!“ —

Schon bald erwies sich die Erwartung, die der Hofherr mit seiner Weihnachtsgabe verknüpft hatte, als voll auf berechtigt. Es war ihm gelungen, Freute durch sein rein wirtschaftliches Geschenk enger mit dem zu verketten, was zwischen Windfang und Haustor lag, mit einer Welt, in der er der Herr war, und die ihre Seele — „Falada gilt mir mehr als der ganze Bedhusensche Hof!“ — mächtiger erfüllte, als ihr selber bewußt war.

Das Fohlen lockte seine Herrin täglich mehrfach auf die Tenne. Es erkannte seine Pflegerin bald an ihrem

sicheren Schritt, erhob sich von der Streu, ließ freudig sein Stimmchen erschallen und besaßte ihr Hand und Gesicht.

Auch der Hofherr legte sich zu bestimmten Tagesstunden auf die Lauer, um, wenn die regelmäßig eingehaltene Besuchzeit winkte, aus einer der dunklen Tennenwinkel plötzlich hervorzutauchen! Stand der erfreute Mann vor dem knienden Mädchen am Laufftall, und hörte er die Rosenamen, die seinem Pferdchen galten, so lag die Versuchung nahe, zu fragen: „Holle, sein garstiges Tadelvieh, oder mein Goldfuchschchen mit dem Silberfuß? Wähle!“ Denn die Hündin pflegte, solange Freute im Stall hockte und Gerold ihr nicht von der Seite wich, wie besessen gegen die Holzwand zu springen und sich neuerdings nur durch zwei nagelbeschlagene Schuhe einigermaßen im Zaun halten zu lassen.

Häufig blieb der heimliche Wegelagerer auch tief im verborgenen, um völlig ungestört Freutes Kommen und Gehen zu verfolgen und seine Blicke an ihrem ruhigen, sicheren Auftreten, das ihre Herrennatur verriet, zu weiden.

Und damit Freute selber sich mehr — noch mehr als zuvor — in ihrer Würde als Hausfrau und als Besitzerin all der Dinge, die sie umgaben, fühle, erklärte er eines Tages: „Deine Wohnung unterm Dach mag für eine Wirtschaftlerin genügen. Aber du gilfst mir mehr. Nimm darum deine Möbel und benutze von nun an unsere brüderliche Kammer! Auch die Stube davor soll dir gehören! Für die Herrin in meinem Haus schickt sich das nicht anders!“

Seine Worte, die nicht als Frage, die als Befehl an sie gerichtet waren, überraschten die Pflegechwester. „Mir ist mein Mädchenheim lieb geworden“, lautete die Antwort. „Aber die Kammer gewährt mir den gleichen Blick und hat wie deine eine Gartentür. Wenn die Wäsche auf der Bleiche liegt, ist das bequem. Und bequem ist es auch, mit der Küche drunten verbunden zu sein. Drum willige ich ein. Denk aber ja nicht, daß mir die alte Wohnung plötzlich so schlecht sei! Außerdem — ich bin nicht Herrin hier! Ich fühle mich gleichwohl nicht als Magd, der man befiehlt!“

Gerold Bedhusen schmunzelte. Das unsichtbare Netz, in dessen Maschen er Freute ganz zu verstricken wünschte, schloß sich schon enger um sie. Geduld, nur Geduld! Und die hatte er! Aber Zeit — die Zeit schaffte ihm Sorgen! Sie ließ ihn im ungewissen über des Bruders Schicksal. Und die Stimmen der Zukunft schwiegen. Denn seitdem der Hofherr am Tage selbst tätig war, pflegte ihn nachts kein Alpdruck mehr zu plagen.

Auch Freute, die der Bedhusensche Traumdeuter dann und wann unermüdet nach ihren Träumen auszuhorchen begann, erklärte als echte Landratte, die sich im trockenen fühlt, drunten in der neuen Kammer fast noch fester als droben unter dem heulenden Hausgiebel zu schlafen.

Aber zu tatenloserer Zeit, die Freute die Abende in ihren ersten Stunden schenkte, verweilte sie oft vor ihrer Kammertür, die nach dem Garten hinausführte, um ihren Erinnerungen nachzugehen, die deutlich vor ihrer starken Seele standen. Träume, die über den Gründen jung-

fräulicher Seelen wie zarte Nebel über den Marschgrachten schweben, waren Freute Jessen fremd. Klar sah ihr Auge Hermann Bedhusen. Klar war ihr, daß sie ihm keinen Augenblick die Treue gebrochen hatte. Aber klar wurde ihr mit der Zeit auch, daß Gerold Bedhusen, der andere, nicht mehr der gleiche von ehemals war.

Fest stand Hermanns Schweigen. Freute hatte keinen Brief mehr von ihm empfangen. Sein Schiff mußte das Kap der Guten Hoffnung schon längst verlassen und seinen Kurs auf „Fristo“ genommen haben, jene Stadt, aus der ihr der Weltumsegler Kaliforniens Gold haufenweise mitzubringen versprochen hatte. Ach Gott — sie kannte das! Versprochen und nach Seemannsart vorgeflunkert hatte Hermann ihr schon viel!

Doch weniger ruhig und siegesicher, als wenn sie der Tag mit lautem Wirtschaftsgeräusch umgab, liebte Freute zu solcher Stunde auch wohl in den Garten hinauszutreten. Funkelten die Sterne über ihr, so ging sie weiter, sog schon von fern gierig den Geruch des Tangs ein, den der Seewind ihr bei Ebbe häufig vom Wasser her entgegentrieb, und wähnte so, ihrem Weltumsegler gleichsam näher zu kommen.

Hier sah sie manchmal, wenn sie den Deich betrat, plötzlich die Mondsichel silbern, wie mit Edelstein besetzt, am dunklen Samthimmel schweben. Hermanns Halbmond von der Hagia Sophia in Brillanten für sie gefaßt! Selbst ihn hatte der liebe Prahlhans ihr schon vor Jahren während seines Konstantinopeler Aufenthalts versprochen. Dann umklammerte ihre Hand in weh aufkeimendem Zweifel und in Sorge seinen weit bescheideneren Schmuck, der ihr Glück bringen sollte.

Und sah sie zum andernmal den Mond goldgelb als vollreife Orange am Himmel glühen, so griff sie mit beiden Händen nach ihm, da sie ihres Verlobten Versprechens gedachte: „Liebste, warte nur! Übers Jahr, wenn ich dich in mein Heim geleite, sollen alle Tage Apfelsinen und köstliche Lederbissen auf deinem Tisch prangen!“

kehrte Freute von ihren Gängen wieder ins Bedhusensche Haus zurück, so empfand sie bei Musterung der behäbigen Gediegenheit ihrer Kammer und ihrer Stube doppelt, daß alle Dinge, die ihr Auge klarwachen Traumes im Reich ihres Seemanns soeben erschaut hatte, am Ende doch nur Luftschlösser waren. Mond und Sterne aus Silber und Gold lassen sich so leicht nicht vom Himmel herniederholen. Hermanns Versprechen, ihr ein schöneres Heim als das brüderliche, in dem sie lebte, zu bringen, gehörte ebenfogut an die Hörner des Mondes wie sein kostbarer Schmuck aus Konstantinopel nebst seinen Näscherien — Sachen, an denen ihr nie viel gelegen war.

Unter solcher Erkenntnis pflegte Freute zärtlich mit der Hand über die einzelnen Gegenstände, die sie in trauter Behaglichkeit umschmeichelten, hinwegzugleiten und sich zu sagen: „Ein armes Mädchen bin ich zwar nicht, aber viel von dem, was mich umgibt, werde ich eines Tages hinter mir lassen müssen. Vor Hermanns fremdem Reichtum, den wir nicht nötig haben, beginne ich mich zu fürchten. Wozu der Wagemut? Meines Seemanns Unrast bringt uns allesamt noch in Gefahr.

Zu Hause bleiben und mich freien, das wäre das richtigere gewesen!“

Und saß Freute ein Weilchen später dem Hausherrn bei Lampenschein gegenüber, so spann sie ihre Gedanken auch wohl noch weiter aus. Dem Mann, der so ganz anders als ihr frisch fröhlicher Weltreisender war, gehörte der volle, schwere heimische Reichtum, über den sie durch Gerolds Gastlichkeit und Güte verfügen durfte, als gehöre er ihr. Gerold war wahrhaftig höher zu bewerten, als Hermann sie derzeit gelehrt hatte!

War Freute in ihren Betrachtungen so weit geraten, so geschah es zumeist, daß sie einen langen, prüfenden Blick auf jenen warf, dessen Augen ihr immer wieder zu denken gaben. Andere Mädchen würden den hier gern zum Mann genommen haben — trotz seiner Augen! Aber gerade diese waren es, die Freute stets von neuem davor zurückschrecken ließen, Gerold, der ihr, im Grunde genommen, doch eigentlich in allem zu Willen war, zum Vertrauten ihrer oft selbstquälerischen Gedanken zu machen.

Herzklopfen empfand das grübelnde Mädchen unter dem Blick solcher Augen.

Herzklopfen auch heute, da Freute um Mittagzeit ihm lange schweigend gegenübergesehen hatte, immer im Begriff, ihm das, was ihr auf der Seele brannte, zu vertrauen, und doch nicht imstande, das letzte Rätselhafte, was zwischen ihm und ihr sich türmte, hinwegzuräumen!

„Kind, dich quält was!“

„Ja“, bestätigte sie, schon halbwegs erleichtert. „Aber so — hier kann ich es dir nicht sagen. Es spricht sich freier im Gehen, wenn man sich nicht dabei ansieht.“

Gerold Bedhusen horchte auf, dabei kaum überrascht. Er hatte ja auf diesen Augenblick gehofft, ihn Schritt für Schritt nahen sehen, und nun war er da! „n heidenmähiger Schmutz draußen! Fieselregen. Alle Gassen laufen. Aber wenn du festes Schuhzeug hast —“ Er schlug mit der Hand wie im Übermut auf den Wandfahnder. „Lekter Februar! Es wird auch Zeit damit! Das Eis soll noch heute ins Treiben kommen. Wir könnten nach der Weser hinabgehen und Umschau halten!“

Schon war Freute hinaus.

Nach kurzem trat der Hausherr aus der Gartentür seiner Kammer ins Freie. Im Schlackerfahne, der auf den Steigen lag, gelangte er lautlos an Freutes Fenster.

„So stehst du wohl alle Tage hier und grübelst dir was über ihn zurecht?“ fragte er, da das überraschte Mädchen erschrocken vor ihm zurückwich.

Freute antwortete ihm nicht, trat durch die Tür in den Garten und begann erst kurz vor der Brücke: „Du hast mich durchschaut. Ich zweifle, ob ich gut tu, dir das, was ich denke, über Hermann denke, zu verraten.“

Das Paar hielt vor der Brücke.

Das Glockenspiel sagte nur „— klang!“ Das helle „Kling“ blieb aus, wiewohl Gerold ärgerlich mit seinem Steden am Schellwerk stockerte.

„Mal wieder was gründlich entzwei — schade! Vater hatte immer seine Freude daran. Der Rost zerfrisst eben alles! Nichts hat Bestand bei uns!“

„Nichts hat Bestand“, wiederholte Freute leise. „Das

ist es ja, was ich dir sagen möchte! Kann Hermanns Liebe, kann die meine von Dauer sein, wenn wir einander nie mehr schreiben? Ich muß jemand haben, dem gegenüber ich mich aussprechen kann! Gottlob bist du, Gerold, seit Vaters Tode mittheilsamer geworden! Dafür bin ich dir ja so dankbar! Freilich ist nicht alles, was du sagst, danach angetan, mich heiter zu stimmen! Spreche ich von Hermanns Ausichten, frage ich: „Wo mag sein Schiff jetzt sein?“ so zuckst du nur die Achseln oder murmelst: „Hat dir von ihm geträumt?“ Das ist — obwohl ich nicht abergläubisch bin wie du — unheimlich. Das fällt mir aufs Herz! Darum sollst du's lassen!“ Der Hörer schmunzelte.

Freute beachtete es in ihrer Erregung nicht. „Was soll ich von Hermann denken? Anfangs glaubte ich ihn zu verstehen und du, Gerold, ja wohl auch! Sein Stolz uns gegenüber ist töricht! Wenn er für mich fühlte, so fühlte, wie es sein müßte, würde er sich überwinden und mir endlich einmal wieder schreiben. Du hast ja mehr für mich übrig als er! Du trempelst dich mir zu Gefallen rein um, kommst mehr und mehr aus dir heraus — ja, schüttle nur den Kopf! — ließt mir abends vor und redest — redest“ —

„Jedem Frauenzimmer zuliebe tät ich es nicht!“ rief Gerold Bedhusen mit laut erhobener Stimme. „Du tust mir jedoch leid. Längst hätte ich gesprochen. Aber wozu den Bruder vor seiner Braut unnötig kleinmachen! Das ist ein schlechtes, ein undankbares Geschäft! Du hättest mir obendrein nicht geglaubt. Es muß aus dem eigenen Innern herauschallen. Unerhört ist sein Benehmen gegen dich!“

„Ja,“ fiel Freute ihm leise aufschluchzend ins Wort, „er hätte mich kennen, mir nicht Unmögliches zumuten und sich hierzulande irgendwo ansässig machen sollen! Unser Vermögen hätte doch gereicht! Mein Erbteil will er nicht einmal annehmen aus Uebermut und Stolz!“

„So,“ schalt Gerold Bedhusen, „dich ausbaggern! Fehlte wahrhaftig noch! Freute, Mädchen, denk doch ein bißchen nach! Bist sonst doch so gescheit! Hermann wird vom Unglück verfolgt. Paßt du dazu, als bettelarmes Schiffersweib in irgendeiner Hafenspelunke jammervoll zu verlottern? Gilt dir mein Hof, mein Haus so wenig? Freute, denk nach, denk nach! Gib dir noch einen Stoß! Sprich, ja, sprich weiter! Denn noch — bist du seine Braut!“ Er faßte sie mit zitternden Händen.

„Gerold — wie — mein Gott? . . . Ja, du hast recht! Du gibst mir die — die Besinnung, die Fassung wieder! Ich — ich bin Hermanns Braut und will es —“

Ein dumpfes, donnerähnliches Dröhnen, ein Splittern, Knirschen und Knacken drangen vom Weserufer zu Gerold Bedhusen und Freute Jessen herüber.

„Hör — hör nur!“ Der plötzlich wie trunken taumelnde Mann ergriff die Hand seiner Begleiterin.

Es half kein Sträuben.

Sie liefen, so schnell es der lehmige Boden zwischen Deich und Strombett, der ihnen in Klumpen unter den Schuhen klebte, und die glitschig nassen Schneespuren zuließen, dem nahen Ufer entgegen. Da lag das Weserherz zerplittert und geborsten. Gewaltige Risse zogen sich von Ufer zu Ufer. Und immer neue folgten.

„Treibeis!“ Gerold Bedhusens Ruf klang wie ein verhaltener Jauchzer. „Nun kommt die Masse bald in Fluß! Treibeis! Hörst du nicht? Freute — Treibeis!“

„Mein Gott — ja! Aber wie du mir die Finger drückst! Au — au!“ Dabei wurden ihr die Augen feucht.

„Warum weinst du?“

„Ich weine nicht!“ Schon lächelte sie wieder. „Nun ist sein Hafen eisfrei! Nun kann sein Schiff, wenn es heimkommt — herein!“

„Wenn — es kommt!“

„Gerold — du!“ Ihre Augen fladerten ihn an. „Sprich nicht so! Sein Schiff kommt herein! Nein — nein, nein, biß mich nicht an — laß das und —“

„Ganz wie du willst!“ sagte er traurig. „Dann — komm!“

Als sie den Deich von neuem erreichten, blieb Freute zitternd stehen. „Wie mir die Beine beben! Ich muß mich, wahrhaftig, erst mal gründlich — verpusten!“

Drunten am Ufer der Brücke tummelten sich Dorfknaben.

„Verfluchte Bande!“ drohte der Hofherr hinüber. „Trotz meiner Tafel, Fischen verboten!“ haben mir die Bengel — sieh da! — sogar ein Lustloch ins Eis geschlagen.“

„Laß sie doch!“ meinte Freute. „Das Fischen tut ihnen nichts. Und uns tät es auch nichts. Du bist darin ja noch strenger als der Vater. Der ließ den Dorfjungen wenigstens ihr Vergnügen und verprügelte bloß euch. Ich werde mir von Edo Thedinga oder von dem Kleinen da drüben gleich einen der Fische holen, damit du endlich mal aufhörst, mich“ —

„So, das wirst du nicht tun!“ befahl Gerold Bedhusen heftig.

„Wart es ab!“ Sie nahm ihr Kleid hoch und lief ihm davon.

Er rief, rief ihren Namen.

Erst vor der Brachthürde blieb sie stehen und ließ ihn herankommen.

„Freute, war das nötig?“

„Ja!“ erklärte sie fest.

Er erwiderte ihr darauf nichts.

Freute sah sich erstaunt nach ihm um.

Am Haus angelangt, reichte sie ihm die Rechte.

Er erfaßte sie mit beiden Händen.

Bleich stand sie vor ihm mit weit aufgerissenen Augen und mattem Lächeln. „Du bist kein heiterer Trostspender. Und doch — ich danke dir für diesen Gang. Denn — du bist — wenigstens ein Mensch, der mit mir fühlt und leidet.“

Sie trat vor ihm ins Haus und drehte den Schlüssel ihrer Tür kurz um. —

Abends, nach der Mahlzeit, las er ihr mit ruhiger, volltönender Stimme vor, als ob nichts zwischen ihnen vorgefallen wäre. Kein Zucken des Gesichts, kein Blick der Augen verriet die grenzenlose Zerstreuung seines Wesens.

Freute bat, da sie erst später als sonst auseinanderfanden: „Noch ein Wort, Gerold! Wir haben uns von nun an doppelt vernünftig zu betragen. Alter Junge, mein treuester Schatz, du bist so gut — so gut zu mir!“

Aber wenn wir nach unserm Spaziergang von heute auch ferner beieinander bleiben wollen, so müssen wir beide uns klar darüber sein, was wir uns schuldig sind. Gerold bei den Leuten würde mich als anständiges Mädchen sofort aus dem Haus treiben.“

Gerold Bedhusen drückte sein Gesicht tief auf das Buch. Er war nicht glücklich, aber auch nicht unglücklich. Er war nicht zufrieden, aber auch nicht unzufrieden mit sich. Gewiß, er hatte sich Freude gegenüber ganz wider seine Pläne verraten, aber wenigstens nicht durch ein langes Geständnis seiner Liebe, nur durch ein einziges, in plötzlich aufwallender Leidenschaft hervorgestoßenes Wort. Wenn nicht heute, so hätte es morgen ja doch ganz so kommen müssen. Freude war kein heißblütiges Mädchen, hatte eine kühl abwägende Natur. Und er, im Grunde genommen, ja wohl auch. Denn Gerold Bedhusen fühlte: jezt, da Freude wußte, daß sie jederzeit auf ihn zählen könne, würde es ihm weniger schwer fallen, die alte, abwartende Haltung vor ihr zu bewahren. Erst hatte Freude Jessens Herz ganz frei zu werden. Noch hielt das Schiff ihres Seemanns das Fahrwasser versperrt. Aber der beiden Glückschiff wies seine letzten Stellen, während sein, Gerold Bedhusens Hof hinter sicherem Deich der bedrängten Mädchenseele schützendes Obdach bot, in seiner Bedachung keine Sturmschäden zeigte.

„Nun just!“ trogte Hermanns Braut künftig, wenn sie sich während der Nachmittagstunden der heller werdenden Tage im Garten ihre Beschäftigung suchte und sich wegen ihrer allzu offenherzigen Aussprache am Tag des ersten Eisgangs heimliche Vorwürfe machte.

„Nun just!“

Wenn der einseitige Verkehr mit dem Hofherrn, der nach Ansicht der Verwandten, die sie absichtlich nie wieder besucht hatte, unpassend war, wirklich eine Gefahr in sich barg, so wollte sie sich ihrer wehren! Mit Gerold über Hermann zu reden, war ihr gutes Recht. Daß Gerold reichlicheren Gebrauch als sonst von ihm machte, konnte sie nicht verhindern. Im Gegenteil! Sie selber hatte es ja so gewünscht!

Es gewährte ihr Trost und Beruhigung, wenn Gerold entgegen seiner früheren rücksichtslosen Art alle Gespräche voll Schonung und warmer Sorge um sie führte. Täglich fühlte sie ihre Hochachtung vor dem Haus- und Hof-

herrn in sich wachsen und ihr Vertrauen zu dem, den sie lieb hatte, aber der auf dem unsicheren Weltmeer schwamm und nichts von sich hören ließ, sacht — fast unmerklich dahinschwinden. Sicher der Grund, auf dem sie mit festem Fuß stand! Gerold, ein Mann, auf den sie sich immer würde verlassen können!

Wo war da eine Gefahr? Wie scharf ihr Auge auch zuschauen mochte — Freude sah keine und verlachte die Albernheit der Mägde, die ihr beim Legen der ersten Gartenerbsen halfen und unter sich schwärend erklärten: „Ußen Herrn sin Blic treckt an! Un dat Beeh deiht he ot darmit besnaden! Wi gruelt us vor em!“

Freude lachte über die Angst der Mägde vor ihrem Herrn. Daß in Gerold Bedhusens Augen eine anziehende Kraft stecke, gab sie gern zu. Redlich beteuerte sie: „Das habe ich auch schon bemerkt!“

„Denn so, Fröl'n, doht se klof, sid in Tokunft bäter vor em in acht to nehm'n!“

Dort die Vermegenste mit den blonden Zöpfen hatte es Freude zu sagen gewagt.

„Wer seggt dat — du?“ Schon klatschte der Backenstreich. „So doh id all'n, de'n Herrn un mi in Tokunft wat nahseggen doht! Dummet Lüg is dat mit ußen Herrn sine Dgen!“

Die Magd rieb sich die Wange. „Se mät't ja am besten wäten!“

Was half alle Heftigkeit! Die Mägde tuschelten und lachten. Freude biß sich auf die Lippe und stampfte mit dem Fuß.

„Gerolds Augen strahlten in Gebergütel!“ sagte sich Freude, als der Hofherr an einem der ersten klaren Frühlingstage, da die Sonne den Nebel goldig durchbrochen und den Hof fast sommerlich erwärmt hatte, das Fohlen heraustrieb, um im Freien sein Aussehen und seine leichte Gangart zu prüfen. —

„Deine Augen blicken viel heiterer als früher!“ So Freude vier Wochen später!

Sie stand mit ihm, dessen Blick sie seit jenem Geratsch der Mägde fast überallhin verfolgte, im Reichen- und Grachtwiesen. Ihr gemeinsamer Weg hatte dem Fohlen und seiner Mutter gegolten, die der Knecht in Folge des milden Maiwetters schon frühzeitig auf die Weide hatte hinausführen können.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Pilzleben.

Von Prof. Dr. Udo Dammer.

Wieder einmal ist die Zeit da, in der uns der Wald seine merkwürdigen Gestalten als Nahrungsmittel anbietet, die als Schwämme oder Pilze allgemein bekannt sind. So gern wir sie in dieser Gestalt haben, so köstlich sie uns munden, so gefürchtet sind anderseits nahe Verwandte von ihnen, die furchtbare Gifte enthalten, so gefürchtet sind aber auch noch andere Formen, die als gefährliche Feinde unsere Kulturpflanzen bedrohen. Es ist ein eigenartiges Volk, die Pilze, von den meisten Pflanzen zunächst dadurch unterschieden, daß es nicht im Tageslicht Kohlenäure zerlegt, sondern sich von schon

vorhandener organischer Substanz ernährt. Aber noch eine zweite Eigentümlichkeit zeichnet sehr viele von ihnen aus, nämlich die, eine Lebensgemeinschaft mit grünen Pflanzen einzugehen, bei der sie nicht nur die Nehmenden, sondern auch die Gebenden sind. Seit ziemlich langer Zeit ist es bereits bekannt, daß Pilze die Wurzeln gewisser Pflanzen mit einem dichten Mantel umgeben, der so dicht ist, daß die Wurzel gar nicht imstande ist, direkt Nahrung aus dem Boden aufzunehmen. Mycorrhizen hat man solche Wurzeln genannt, die, wie genaueres Studium gelehrt hat, außerordentlich verbreitet

sind. Bekannt ist auch die merkwürdige Lebensgemeinschaft, die gewisse Pilze mit Orchideen eingehen. Hier ist die höher organisierte Pflanze so abhängig von dem Pilz, daß sich ohne ihn der Samen nicht zu normalen Pflanzen auszubilden vermag. Diese Erscheinung des Kommenfuralismus ist nun aber, wie es scheint, schon sehr alt, denn wir treffen sie bereits in einer Pflanzengruppe an, die jetzt auf dem Aussterbeetat zu stehen scheint, jedenfalls in früheren Erdperioden eine viel größere Rolle spielte als heute, nämlich bei den Bärlappen. Wir haben in den Bärlappen nach dem heutigen Stand unserer Wissenschaft die erste Stufe zu erblicken, die zu den heutigen Blütenpflanzen führte. Zwar erinnern sie noch vielfach an die ihnen vorausgegangene große Abteilung des Pflanzenreiches, an die Moose im weiteren Sinn, aber ein sehr wesentliches Merkmal trennt sie von jenen und läßt den Anfang der Blütenpflanzen erkennen. Während sich nämlich aus der Moospore, die in den kleinen Kapseln gebildet wird, die auf zierlichem Stiel sich über die eigentliche Moospflanze erheben, zunächst ein besonderes Gebilde sich entwickelt, das dann zur Bildung der Moospflanze führt, die nach einer bestimmten Zeit Organe entwickelt, die als Geschlechtsorgane aufgefaßt werden müssen, und zur Bildung der einfachen Mooskapsel führen, die die Sporen enthält, entwickelt sich aus der Bärlappspore ein kleines, rüben- oder knollen-walzenförmiges Gebilde, das Prothallium, auf dem sich dann jene Organe bilden, aus denen die eigentliche Bärlappspore entsteht. In dem Prothallium findet sich nun ganz regelmäßig Pilzgewebe, so daß an eine Zufallserscheinung nicht gedacht werden kann, sondern anzunehmen ist, daß es mit den Lebenserscheinungen in irgendwelchem Zusammenhang stehen muß. Der nächstliegende Gedanke ist natürlich, daß dem Prothallium durch den Pilz Eiweißstoffe zugeführt werden, während er von dem Prothallium Kohlehydrate erhält, so daß also hier ein einfacher Kommenfuralismus vorläge. Aber die Tatsache, daß der Orchideenteimling sich erst dann zur Pflanze ausbildet, wenn in den Keimling der Pilz eingebracht ist, läßt der Vermutung Raum, daß auch in den Bärlappprothallium der Pilz noch eine andere Rolle zu spielen hat, nämlich die eine Weiterentwicklung hervorrufoende Rolle eines Erregers.

Wir wissen, daß eine große Anzahl Pilze, die in höhere Pflanzen eindringen, auf ihre Formbildung stark einwirken, manchmal so sehr, daß die Pflanzen einen vollständig andern Habitus annehmen, wie das z. B. bei unserer gewöhnlichen Wolfsmilch der Fall ist. Ferner wissen wir aber auch, daß sehr häufig Pflanzen-gewebe, das von Pilzen befallen wird, zu ungewöhnlicher Entwicklung angeregt wird. Es sei nur an die Wirkungen der Ergoasus- und Ergobasidienarten erinnert. Die Ursache dieser Reizwirkung können wir nicht direkt feststellen, wohl aber vermuten, daß aus den Zellen des Pilzes Stoffe in die Zellen der befallenen Pflanze eindringen, welche auf das Plasma der letztern eine bestimmte Wirkung ausüben. Es liegt der Gedanke nahe, daß es bestimmte Eiweißverbindungen sind. Nun wissen wir, daß eine bestimmte Klasse von Eiweißverbindungen, nämlich die Enzyme, eine Kontaktwirkung ausüben. Es ist sehr wohl denkbar, daß aus den Pilzen ein Enzym in die Zellen der Wirtspflanze übertritt und hier seine katalytische Wirkung ausübt. So ist es aber auch weiter denkbar, daß die Weiterentwicklung der Bärlappspore aus dem Prothallium auf die Einwirkung des Pilzes in

dem Prothallium zurückzuführen ist. Wenn dies der Fall ist, und es liegt nach den Erfahrungen, die man an den Sämlingen der Orchideen gemacht hat, einige Wahrscheinlichkeit für diese Vermutung nahe, dann eröffnen sich dadurch neue Gesichtspunkte für die Entwicklung der Pflanzenwelt. Wir dürfen wohl mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die verschiedenen Pilze verschiedene Inhaltstoffe enthalten, ebenso wie wir auch für die verschiedenen andern Pflanzen verschiedene Inhaltstoffe in den verschiedenen Zellen voraussetzen dürfen. So können wir verstehen, daß durch die Einwirkung verschiedener Pilze auch verschiedene Neubildungen ausgelöst werden. Je nach dem Ort, an dem der Pilz zur Wirkung kommt, werden auch die Einwirkungen verschiedene, mehr oder minder tief in die Entwicklung der Pflanze eingreifende sein. Dringt er nur in das Außengewebe eines ausgewachsenen Organs ein, so wird die Einwirkung natürlich eine ganz andere sein, als wenn er in einem sehr frühen Stadium der Entwicklung in das Innere einer Pflanze eindringt. Daß er in letzterm Fall den ganzen Habitus der Pflanze vollständig verändern kann, wissen wir aus dem Beispiel der gewöhnlichen Wolfsmilch. Aber nicht nur der Habitus der Pflanze wird verändert, sondern es finden sogar tiefergreifende Änderungen in der Entwicklung der Pflanze statt. Die Wolfsmilchpflanzen verlieren z. B. die Fähigkeit, Blüten zu bilden. (Soweit ich bisher nach Blüten bei von dem Pilz befallenen Exemplaren seit über dreißig Jahren gesucht habe, habe ich doch noch nicht ein einziges Mal Exemplare mit Blüten gefunden, womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß die Pflanzen überhaupt keine Blüten bilden.) Andererseits wissen wir aus den Untersuchungen Bernards, daß verschiedene Pilze Orchideenteimlinge einer Samenkapsel habitueller verschieden beeinflussen, und weiterhin, daß durch das Einwirken eines Pilzes die Blütenbildung keineswegs immer, wie bei der Wolfsmilch, verhindert wird. Es geht aber aus all diesem mit Sicherheit hervor, daß durch die Einführung bestimmter organischer Körper, über deren Natur wir allerdings vorläufig noch nichts wissen, der Entwicklungsgang einer Pflanze mehr oder weniger tiefgreifend verändert werden kann. Diese Erkenntnis führt nun aber auf einen andern Gedanken.

Auf der niedrigsten Entwicklungsstufe des organischen Lebens treten uns zweierlei grundverschiedene Gebilde entgegen: Pflanzen, die nur aus Plasma ohne Zellkern bestehen, und Pflanzen, deren Körper fast ganz aus Kernsubstanz besteht. Letztere sind im Gegensatz zu erstern von außerordentlicher Kleinheit, dabei aber, wenigstens teilweise, von einer ganz gewaltigen Aktivität. Obgleich ihnen der grüne Farbstoff der meisten andern Pflanzen, das Chlorophyll, fehlt, sind sie zum Teil imstande, Kohlenäure zu zerlegen, atmosphärischen Stickstoff zu binden, Eigenschaften, von denen die erstere nur den grünen Pflanzen zukommt, die letztere allen andern Pflanzen abgeht. Es sind die Bakterien, die früher ja auch zu den Pilzen gezählt wurden, die aber sicher mit den Organismen, die wir heute als Pilze bezeichnen, nicht verwandt sind. Wenn wir uns nun vorstellen, daß Organismen dieser zweiten Gruppe mit Organismen der ersten Gruppe zu einer Lebensgemeinschaft zusammengetreten sind, so würden wir zunächst einzellige Organismen erkennen, die einen Zellkern und Plasma besitzen, also Zellen besitzen, welche wir heute als vollständige Zellen bezeichnen. Die Konsequenz dieser Vorstellung wäre, daß die vollständigen Zellen kein einheit-

licher Organismus sind, sondern daß sie aus zwei Organismen, die zu einer Lebensgemeinschaft vereinigt sind, bestehen. Der Zellkern wäre danach also nicht ein integrierender Bestandteil der Zelle, sondern ein selbständiger Organismus. Die Vorstellung mag auf den ersten Blick sehr fremdartig erscheinen. Aber sie findet eine Stütze in dem Verhalten der Zellkerne in gewissen Zellen der Orchideenkeimlinge. In ihren sogenannten Verdauungszellen bildet nämlich der Pilz, der in den Keimling eingebracht ist, dicht verfilzte Knäuel aus gleichmäßig dicken Fäden. Ist nun die Zelle gänzlich von diesen Fäden erfüllt, so wandert der Zellkern, der sich in der Mitte der Zelle befand, wie eine Umöbe lappige Fortsätze entsendend, durch die Pilzmasse an die Zellwand, um hier seine verdauende Tätigkeit aufzunehmen. Er legt sich fest an den Knäuel an, umfaßt ihn bisweilen mit seinen Fortsätzen und sendet auch solche in ihn hinein. Man bemerkt, daß die Pilzfäden in der Nachbarschaft kollabieren. Der Pilz sucht häufig dem drohenden Verderben zu entgehen, indem er in manchen Fadestücken einen Teil seiner Reservestoffen aufspeichert. Doch auch ihr Inhalt wird von dem Kern absorbiert, und die toten Reste des Pilzes, die einen Klumpen bilden, werden von dem Kern, indem er sie umwandert, mit einer Membrane aus zelluloseähnlicher Substanz umgeben. In gleicher Weise umgibt der Zellkern die die Zellwände perforierenden, ehemals die Pilzknäuel miteinander verbindenden Pilzfäden, so daß die fertigen Pilzklumpen in der Zelle an Fäden suspendiert erscheinen. Ist der Klumpen gebildet, so wandert der Zellkern wieder nach der

Außenwand und rundet sich ab. Der tote Klumpen hängt nun, von einer Plasmahaut umgeben, inmitten zahlreicher großer Hohlräume, ohne der Lebenstätigkeit der Zelle Eintrag zu tun.

Wir sehen also in dem eben beschriebenen Fall, daß der Zellkern imstande ist, in bestimmten Fällen wie ein selbständiges Wesen in der Zelle zu wandern und ganz selbständige Arbeit zu verrichten. Ähnliche Fälle treten auch in andern Familien auf. Aber wir wissen noch einen besondern Fall, der weit durch das ganze Pflanzenreich verbreitet ist, in dem dem Zellkern eine Selbständigkeit zugesprochen werden muß, nämlich bei der Befruchtung. Hier ist es ein Zellkern, der auf den untern Stufen des Pflanzenreichs frei beweglich, auf den höhern Stufen in geschlossener Marschroute vorzugehen gezwungen ist. Die Übergänge von dem erstern zum zweiten Stadium sind lückenlos vorhanden. Die zellkernlosen niedrigsten grünen Pflanzen haben noch eine zweite Gemeinschaft mit Pilzen geschlossen, die allbekannt unter dem Namen Flechten ist. Bei diesen ist es gelungen, auf experimentellem Weg aus den beiden Komponenten die Flechte künstlich zu züchten; umgekehrt aber auch die einzelnen Komponenten aus der Gemeinschaft zu isolieren und für sich weiter zu kultivieren. Vielleicht ist es auch noch dem Experiment möglich, künstlich eine dieser niedrigsten grünen Pflanzen mit einer aus Kernsubstanz bestehenden Pflanze zusammenzubringen. Hiermit wäre dann der schlüssige Beweis erbracht, daß die kernhaltige Zelle kein einheitliches Wesen, sondern ein aus zwei Wesen gebildetes Doppelwesen ist.

Das Koburger Herzogspaar.

Von Paul Lindenberg.

Hierzu 6 Aufnahmen von Hofphot. Prof. Ed. Uhlenhuth und eine Porträtaufnahme von Hofphot. Banghammer.

Die Thüringer und ihre Fürsten hielten stets gut zusammen; neben allerhand Persönlichem verband sie miteinander die Liebe zur Heimat, zu deren Vergangenheit, zu ihren Sitten und Gebräuchen. Besonders in Koburg-Gotha herrschte stets ein inniges Verhältnis zwischen den Herzögen und der Bevölkerung, die selbst in den sturmvoltesten Tagen treu zu ihrem Oberhaupt hielt. Wie vollstündlich war vor allem der bekannte „Schützenherzog“ Ernst II., der es verstand, fernig und gemütvoll zu reden und in Erwiderung seiner gelegentlichen derben Ausdrucksweise eine nicht minder derbe Antwort niemals übernahm. Nach seinem Tode war es für seinen Nachfolger, den Herzog Alfred, den „Edinburger“, wie er allgemein genannt wurde, nicht leicht, sich eine auch nur annähernde Vollständigkeit zu erwerben, zumal er, der sein ganzes Leben in England und im Dienst der englischen Marine im Ausland verbracht, sich als reifer Mann schwer in die engumzogenen deutschen Verhältnisse einleben konnte. Als er plötzlich starb, wurde zur Regierungsnachfolge sein Neffe, der sechzehnjährige Herzog Karl Eduard von Albany, berufen.

Die von seiner Mutter, der Prinzessin Helene zu Waldeck und Pyrmont — sein Vater war wenige Monate vor der Geburt des einzigen Sohnes gestorben — sorgsam überwachte erste Erziehung wurde in Deutschland fortgesetzt und vervollständigt, während die Regentschaft des Herzogtums der Erbprinz Ernst von

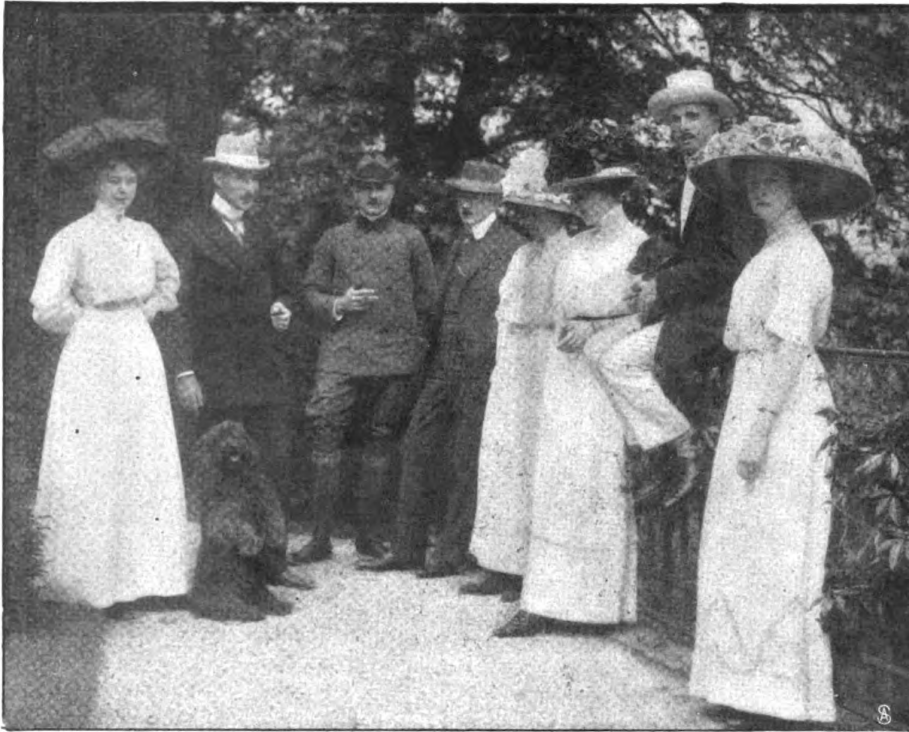
Hohenlohe führte. Der „junge Koburger“ besuchte zuerst die Lichterfelder Kadettenanstalt, verließ sie mit bestandener Abiturientenprüfung, lernte im Ministerium des Innern und bei der Verwaltung des königlichen Hausfideikommisses den Gang der Geschäfte kennen und widmete sich in Genf dem Studium der französischen Sprache. Dann folgten angestrengte Monate fleißigen Lernens beim herzoglichen Staatsministerium in Gotha und hiernach die Bonner Universitätszeit. Nachdem das Burschenband abgelegt worden war, wurde die Uniform angezogen, und zwar jene des Ersten Garderegiments zu Fuß, in welchem altpreussischem Regiment der Herzog emsig seinen Dienst tat, bis er, nach vollendeter Großjährigkeit, am 19. Juli 1905 die Regierung des Herzogtums antrat. Noch im gleichen Jahr führte er als Gemahlin die Prinzessin Viktoria Adelheid zu Schleswig-Holstein heim, deren Mutter eine jüngere Schwester unserer Kaiserin ist. Hierdurch wurde das Band mit der kaiserlichen Familie noch enger geknüpft, in der Herzog Karl Eduard stets die liebevollste Aufnahme gefunden; soll ihn doch der Kaiser gern als seinen „siebenten Sohn“ bezeichnet haben.

Die Worte, die der Bonner Rektor bei der Egmatrikulation des Herzogs diesem gewidmet: „Er habe sich die Herzen im Flug erobert“, sie verwirklichten sich bald innerhalb der thüringischen Heimat für das junge Fürstenpaar, das sich bestrebt, der Be-



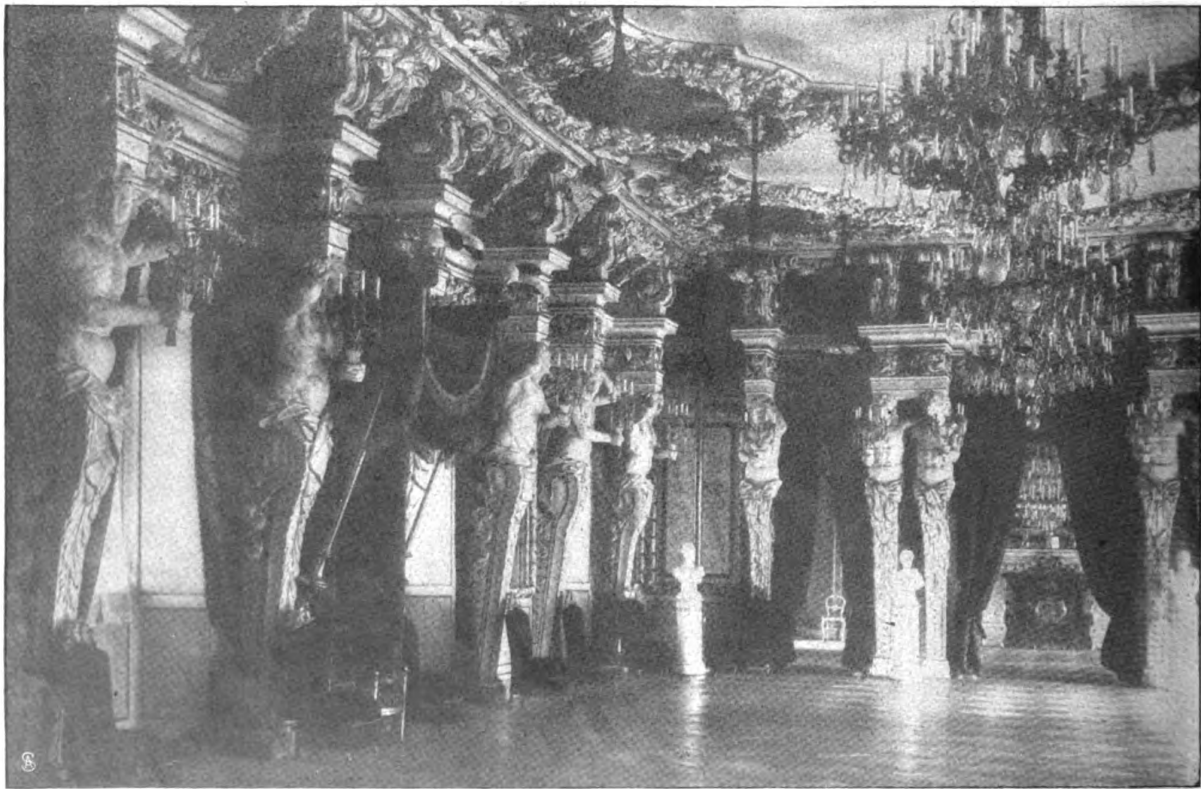
Phot. Langhammer, Detmold.

Herzog Karl Eduard und Herzogin Viktoria Adelheid von Sachsen-Koburg und Gotha mit ihren Kindern.



Der Herzog und die Herzogin mit ihrer nächsten Umgebung
auf der Terrasse des Schlosses Callenberg.

Jahre ist, und zwei Prinzessinnen, deren jüngste vor wenigen Monaten, am 22. Juni, das Licht der Welt erblickte. Sie bilden das Glück der Eltern, die sich nur schwer von den Kleinen trennen können, wenn dies die mit der Repräsentation verbundenen Pflichten und Reisen erfordern, und von denen die beiden ältesten schon gern mitgenommen werden zu frischem und stärkendem Sport im Sommer und Winter. Denn das fürstliche Elternpaar liebt das Leben in Luft und Licht und scheut keinerlei Anstrengungen, sei es bei weiten Wanderungen durch die heimischen Wälder und Fluren über Berg und Tal, sei es bei weibgerecht betriebenen Pirschgang auf Hoch- und Schwarz-



Der Riesenaal im Koburger Residenzschloß Ehrenburg, in dem die großen Festlichkeiten abgehalten werden.

völkerung ein Vorbild in jeder Beziehung zu sein. Der Ehe entsprossen vier Kinder, und zwar zwei Prinzen, von denen der Erbprinz Johann Leopold sechs

wird, sei es beim Skilauf und Rodeln, wenn glitzernder Schnee die Zweige der ragenden Tannen deckt, oder beim Golfspiel in Oberhof. Auch dem Luftsport widmen

der Herzog und seine Gemahlin ihr warmes Interesse.

Von Anfang an war es das Bestreben des Herzoglichen Paares gewesen, mit den verschiedensten Volkskreisen in Berührung zu kommen. Wiederholt erschien die Herzogin in Begleitung einiger Hofdamen auf dem Gothaer Wochenmarkt,

ordnete verschiedene Einkäufe für den Haushalt an und erkundigte sich nach den Preisen der einzelnen Waren. Um alle Einzelheiten der Kinderpflege bekümmert sich die Herzogin persönlich. Darüber wird aber nicht die Sorge für die Bedrängten



Das Herzogpaar nach einer Pirsch auf Schwarzwild im Mönchrödner Forst.

und Bedrückten vergessen, denen mit warmem Herzen und offener Hand gern gespendet wird. Gerade in dem zwanglosen Verkehr mit allen Schichten der Bevölkerung gewinnt das Fürstenpaar genauen Einblick in die Verhältnisse jener, die nicht mit Glücksgütern gesegnet sind, und erfährt am besten, wo und wie zu helfen ist.

Durch die beiden Residenzstädte ist auch die Hofhaltung getrennt, die sich teils in Gotha, der frisch aufstrebenden, schöngelegenen Residenzstadt, teils in Koburg befindet. Die Wintermonate verbringt



Ein Volksfest in Koburg: Herzog und Herzogin beim Bratwurstessen auf dem Markt.



Das Residenzschloß Ehrenburg in Koburg.

das Herzogpaar mit den Kindern in Gotha, dessen gewaltiges Schloß Friedensstein dann den Mittelpunkt einer heiteren und anregenden Geselligkeit bildet. An Stelle der früheren rauschenden Festlichkeiten sind kleinere Bälle, Gesellschaften und Hofkonzerte intimeren Charakters getreten, die es den fürstlichen Gastgebern ermöglichen, sich ihren Gästen zu widmen und mit ihnen zwanglos zu plaudern. Auch die Vorstellungen des umsichtig geleiteten Hoftheaters werden gern besucht; in der Freude und dem Verständnis für Musik und Kunst finden sich der Herzog und seine Gemahlin zusammen, wie sie Vorträge über die Fortschritte auf industriellem und technischem Gebiet, über neue Errungenschaften und Werke der Kunst- und Wissenschaften im Schloß veranlassen und diesen in engem Kreis beiwohnen. Der Sommer wird dann in Koburg und dessen herrlicher Umgebung verbracht. Koburg selbst hat sich ja so viel des Reizvollen und Anmutigen zu bewahren gewußt, daß man immer und immer wieder gern sich dem Zauber der altertümlichen, echtdeut-

schen Stadt, die ein wundervoller landschaftlicher Rahmen umschließt, hingibt. Wichtig ragt am Schloßplatz die Ehrenburg auf (Abb. nebenst.), die ihren Namen von Kaiser Karl V. erhalten haben soll aus Anerkennung, daß der mächtige Bau ohne Frondienste, sondern durch freie Arbeiter errichtet wurde, ferner aus Freude darüber, daß er hier eine so vorzügliche Aufnahme gefunden. Zudem hielten noch viele andere Fürstlichkeiten hier Einkehr, so Königin

Viktoria von England, deren Gemahl bekanntlich ein Koburger war, und die hier, wie es eine Tafel in dem reichverzierten „Riesensaal“ (Abb. S. 1602) kündigt, am 4. September 1863 mit dem Kaiser Franz Josef von Oesterreich eine erste Zusammenkunft hatte.

Aber so erinnerungs- und schönheitsvoll auch die Räume dieses Schlosses sind, man kann es dem Herzogpaar nicht verdenken, daß es hier nicht seinen Aufenthalt nimmt, auch nicht auf der benachbarten trutzigen, ein gut Stück deutscher Geschichte vertretenden Feste Ro-



Die Feste Koburg mit dem neuen Turm vom Herzogsweg aus.

burg (Abb. S. 1604), um deren Wiederherstellungsbau sich der Herzog die wesentlichsten Verdienste erworben und fortgesetzt erwirbt, sondern die in köstlichster Natur gelegenen Schlösser Rosenau und Callenberg bevorzugt. Nahe dem ersteren liegt Mönchröden mit seinem herzoglichen Tiergarten, der viel Wildschweine birgt, wie sich auch an Schloß Callenberg ein weitgedehnter Wildpark

mit Hirschen, Rehen und Fasanen anschließt. Dichte Waldungen umgeben den turmverzierten Fürstensitz, von dessen Terrasse aus die Blicke voll stets erneuten Genusses weithin schweifen über das fruchtbare Land, das die gütige Mutter Natur auf das üppigste schmückte mit all ihren Gaben, die sie auf deutschem Boden zu vergeben hat.

Die Oase Bou-Saada.

Von Jules Marchand, Leiter des Vereins zur Förderung des Fremdenverkehrs in Algerien.

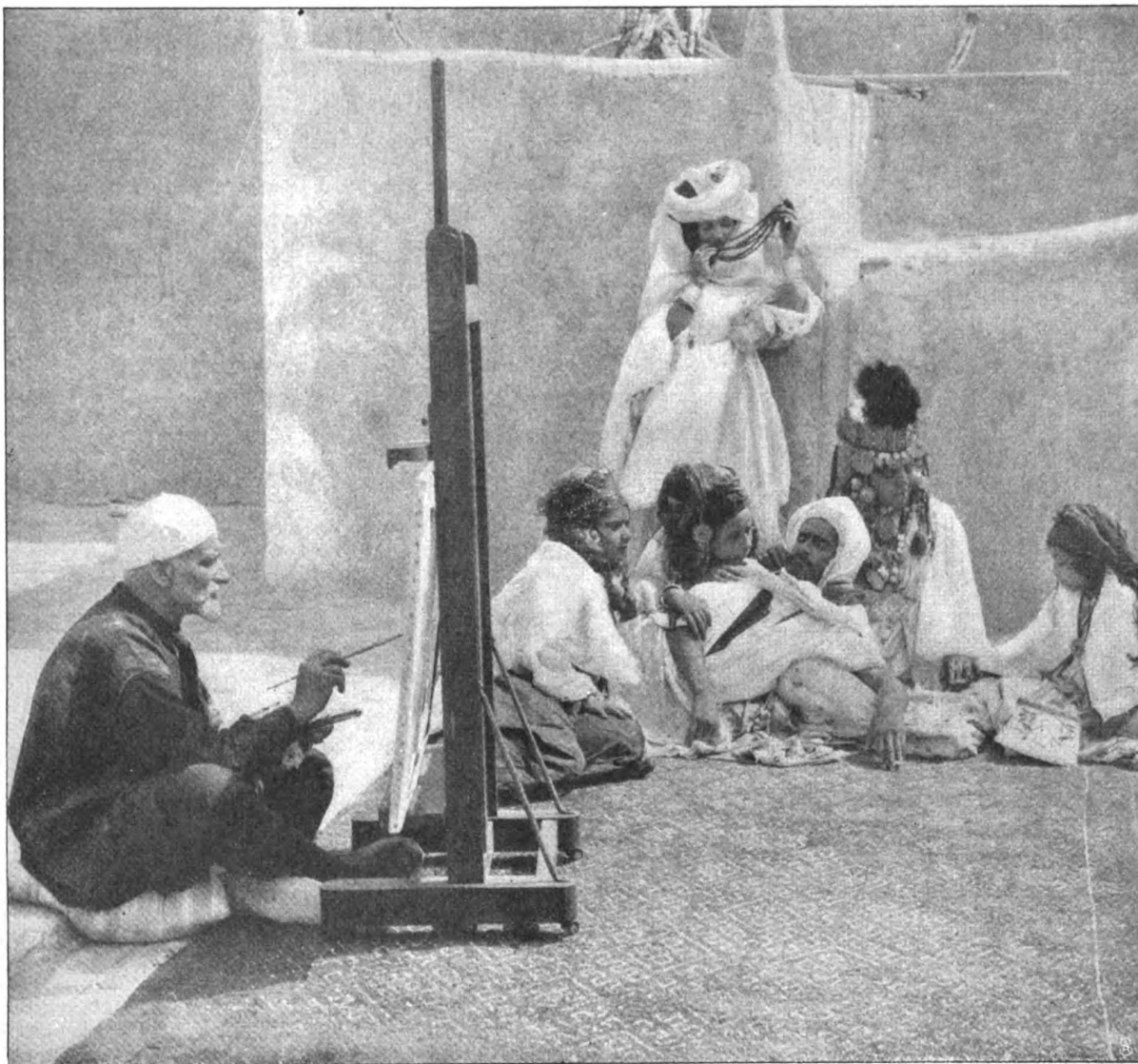
Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Algerien, eins der herrlichsten Touristenländer, bietet seinen Besuchern die verschiedenartigsten Landschaftsbilder in immerwährender Frühlingspracht.

Da ist vor allem das Weiße Algier, das als Winteraufenthalt den berühmten Stationen der Riviera nicht nachsteht; ferner die wundervollen Küstenerhebungen am Mittelmeer, der Höhenzug von Kabylie mit seinen

malerischen Bergen, Horesques, Djemila, Tefessa, die altrömischen Städte und ihre großartigen Ruinen, die maurischen Siedlungen, von dem ganzen Zauber des Orients umweht, und endlich die Wüste mit ihrer geheimnisvollen Weite und ihren erfrischenden Oasen.

Unter diesen letzteren ist es Bou-Saada — der Name bedeutet im Arabischen „Vater des Glücks“ —



Ein französischer Maler und seine Modelle.



Eine algerische Weberin.

das wirklich eine Perle der Wüste genannt zu werden verspricht. Bou-Saada liegt ungefähr 250 Kilometer südlich von der Stadt Algier und ist von dort mittels eines vorzüglich eingerichteten Automobilverkehrs in einem Tag bequem zu erreichen. Der Weg führt durch die

fruchtbare Ebene von Metidja und ihre Weingelände, berührt Arba, steigt die Karbunhöhen hinauf, von denen sich Ausblicke in wilde Täler und die Schluchten von Djemaa und Hamidou eröffnen, und biegt nach dem Kleinen Atlas ab, erreicht dann den Gipfel des Sata-modyn (741 Meter), erhebt sich bis zu 1000 Meter und senkt sich herab bis Tablat und Numale als erste Etappe der Reise.

Hinter Numale verändert sich nach und nach die Landschaft. Auf meilenweite üppige Vegetation, wohlbebautes Flachland und große Wälder folgen lange Wüstenstrecken, wo nichts anderes zu sehen ist als dürre Grasbüschel.

Dann folgt die zweite

Etappe: Sidi Miffa. Von diesem kleinen Ort bis Bou-Saada durchheilt das Auto eine öde und traurige Region, die trotzdem der Erhabenheit nicht entbehrt.

Fernhin am Horizont tauchen dann die Dünen und Salzjümpfe auf, der Chott-el-Hodna, den lange Berg-



Der Friedhof von Bou-Saada.



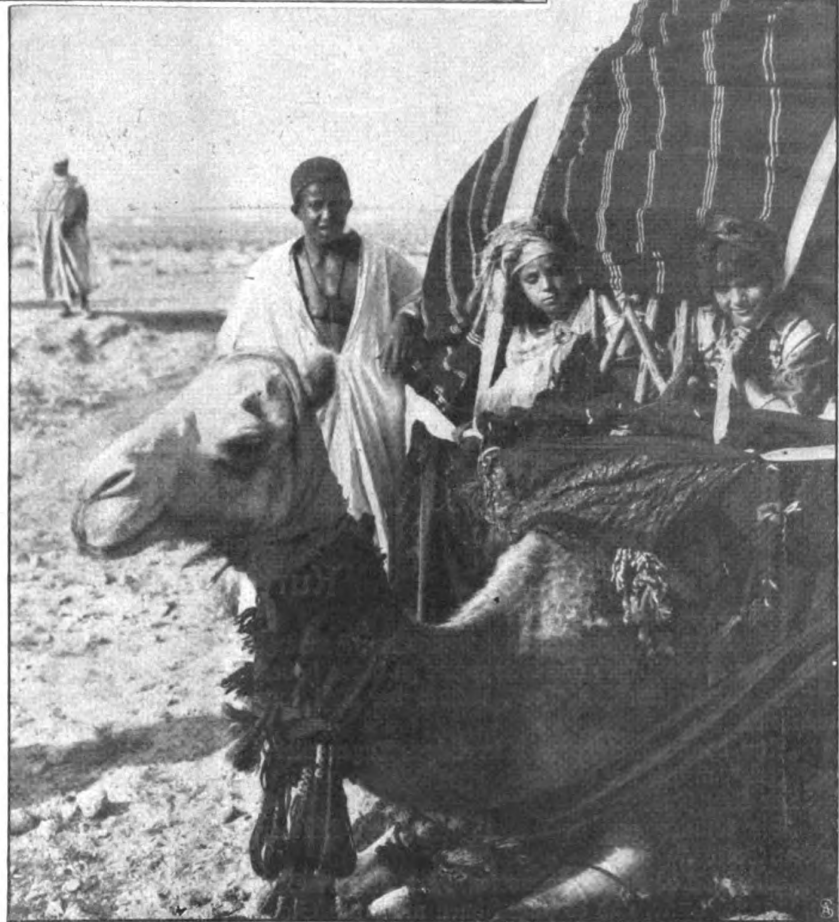
In einem Garten des Palmenhains.

fetten umgeben, überströmt von einer Beleuchtung, wie sie wohl einzig in der Welt nur an dieser Stelle zu beobachten ist.

Endlich wird Bou-Saada erreicht. Ein kleines morgenländisches Städtchen, anmutig an dem Abhang eines Hügels gelagert, seine weißen Häuser bis zum Ufer des L'Qued verstreut, umgeben von hohen Palmen und Fruchtäulen aller Art.

Der amphitheatralische Aufbau von Bou-Saada gewährt vollständig den Eindruck einer Wüstenstadt. Ein Gang durch die kleinen engen Straßen führt zu den beiden Moscheen von Ouled-Attig und El-Mekla, von wo der Blick hinüberschweift nach dem Terrassengebirge. Alle Häuser sind aus gestampfter Erde errichtet, die in der Sonne trocknete. Die Einteilung im Innern ist überall die gleiche: zuerst die Eintrittshalle mit Bänken (ebenfalls aus gestampfter Erde), dann ein kleiner, offener Hof, in dessen einer Ecke der irdene Wasserkrug bis zum Rand in den Boden versenkt ist, und daran anschließend zwei oder drei Zimmer. — Das arabische Viertel ist hauptsächlich von

jüdischen Kaufleuten und eingeborenen Handwerkern bewohnt, und neben den Butiken der Schuhmacher und Silberarbeiter sieht man Stände mit Lebensmitteln, hinter die man zu flüchten pflegt, wenn eine Herde Kamele mit schweren Schritten vorüberzieht. Sehr originell mutet der Stadtteil an, der für die Tänzerinnen von Ouled-Nail reserviert ist. Hier finden allabendlich Vorführungen statt. Nach antikem Geschmack schreitet eine



Ankunft einer Karawane.

Tänzerin hinter der anderen her, gleich den hindustanischen Priesterinnen. Sie sind in rote oder vielfarbig bunte Tuniken gehüllt. Goldmünzen schlingen sich um Hand- und Fußgelenke; Goldgehänge zieren Hals und Nacken. Um den Kopf schlingen sich golddurchwirkte Tücher, die, leicht zurückgeschlagen, große Ohringe sehen lassen. Zwei Musikanten spielen den Tanzenden



Bei der Wäsche
im Fließchen L'Oued.



Im Palmenhain der Oase.

Gerassel mit einem Tamburin. — Den Hauptreiz der Stadt bildet der Palmenhain — die Oase — der etwa 140 Hektar bedeckt und mehr als 20,000 Palmen und Frucht bäume zählt. Er ist in viele Gärten geteilt und wird bewässert vom L'Oued Bou-Saada, an dessen Ufern man entlanggehen kann, bis er sich in der Wüste Sahara verläuft.

Bou-Saada ist von den Dichtern besungen und von den Malern in seiner ganzen Farbenschönheit im Bild festgehalten worden und wird

auf. Der eine bläst eine lange Klarinette, die „Kaïta“, und entlockt ihr bald schwermütige Melodien und bald sich überstürzende heulende Töne. Der andere unterstützt diesen musikalischen Lärm durch fortwährendes

jedem in Erinnerung bleiben, der es einmal gesehen hat. Auf der Rückkehr nach Algier kann man ohne sonderliche Anstrengung noch Mfila, Bordjhou Aréridj und die interessanten Schluchten von Palestro besichtigen.

Familie Dungs.

Roman von
Kurt Aram.

15. Fortsetzung und Schluß.

Am andern Tag fragte Anton Dungs den Hausarzt, wie lange er wohl noch das Bett werde zu hüten haben.

„Je länger, um so besser“, meinte der Arzt ausweichend.

„Nun, dann kann ich ja wohl in einigen Tagen wieder aufstehen“, meinte der Patient.

Der Arzt schwieg.

„Sie könnten mir doch wenigstens eine Antwort geben, Doktor.“

„Wozu soll ich Ihnen antworten, Herr Dungs? Sage ich, was ich denke, und es paßt Ihnen nicht, tun Sie ja doch, was Sie wollen.“

Anton Dungs lächelte, wandte sich an seinen Diener und sagte: „Dann können wir ja wohl den Justizrat kommen lassen.“

„Was willst du mit ihm, Anton?“ fragte Madame Adele erschrocken.

Er sah sie ruhig an. „Ich habe ihn da neulich etwas aufseßen lassen für den Fall, daß es mit mir zu Ende ging. Der Fall trifft nun nicht mehr zu, also auch nicht mehr das, was ich ihn aufseßen ließ.“

„Anton!“ Sie hob bittend die Hände.

„Also, Friß, hole mir den Justizrat.“

Der Diener ging, und auch der Arzt empfahl sich.

Copyright 1912 by August Schert G. m. b. H., Berlin

„Anton!“ sagte Madame Adele und sah ihn bittend an.

„Was willst du eigentlich?“

„Das weißt du doch, Anton!“

Er stützte sich auf seinen linken Arm, so daß er nun halb aufgerichtet in seinem Bette saß. „Was meinst du eigentlich, was ich den Justizrat damals niederschreiben ließ? Oder warst du da auch im Zimmer?“

„Ich bin hinausgegangen. Was gehen mich deine Geheimnisse an!“ antwortete Madame Adele gereizt.

„Weshalb interessierst du dich denn jetzt auf einmal dafür?“

„Das weißt du so gut wie ich.“

„Du scheinst anzunehmen, ich habe meine Ansicht über Alfred geändert und dem Ausdruck gegeben.“

„Das hoffte ich allerdings“, sagte Madame Adele erregt.

„Da irrst du dich eben.“

„Das sehe ich. Leider!“ Sie sprang auf und wollte das Zimmer verlassen.

„Werde doch nicht wieder wild, Adele, bleibe doch hier, bis der Justizrat kommt.“

„Ich meine, du warst doch wirklich trank genug, und du hattest Zeit genug, über das alles einmal nachzudenken, du warst doch wahrhaftig kein Engel!“

Er lächelte dünn. „Hast du das je von mir erwartet?“

„Nein, gewiß nicht!“

„Das freut mich, denn ich habe dich immer für eine kluge Frau gehalten.“

Sie schwieg.

„Warum schweigst du, Adele?“

„Es hat ja doch keinen Zweck, mit dir zu reden, du bist und bleibst, wie du einmal bist.“

„Du hast mich sozusagen aufgegeben?“

Sie schwieg wieder.

„Sei doch nicht so stumm, Adele!“

Sie rang die Hände voller Qual, und dann stürzte es aus ihr hervor, und es gab kein Halten mehr. Auch die französischen Kraftausdrücke fand sie wieder und bedachte ihn reichlich damit.

Er sah sie aufmerksam an, während sie tobte und durch das Zimmer rasste. Sie war wahrhaftig immer noch wie einst als junges Mädchen und als junge Frau. Nicht im geringsten hatte sie sich geändert. Und gerade diese tolle Leidenschaftlichkeit, dies vulkanische Temperament hatte ihm so gefallen, hatte es ihm angetan, daß er sie nicht veressen konnte.

Anton Dungs blieb ganz still und ließ den ganzen gewaltigen, wilden Strom der Anklagen ruhig über sich ergehen.

„Im stillen lachst du wohl noch über mich?“ rief Madame Adele im höchsten Zorn.

„Auch das sähe dir ganz ähnlich. Du bist es gar nicht wert, daß man sich solche Sorgen um dich gemacht hat, daß niemand mehr um deinetwillen eine ruhige Stunde hatte!“

„Was macht denn das kleine Berliner Fräulein?“ fragte er ruhig mitten in die Sturzrede hinein.

„Die hast du auch unglücklich gemacht, und dein Verdienst ist es nicht, wenn sie nun wieder gesund ist.“

„Also gesund ist sie wieder?“

„Gott sei Dank, das ist sie, und du sollst ihr nichts mehr zu Leide tun können, so wahr ich auch noch auf der Welt bin!“

„Ich bitte dich, Adele, nicht gar zu heftig, der Justizrat kommt.“

„Schicke ihn wieder fort, Anton, ich bitte dich, höre einmal auf mich, dies einzige Mal! Ich will dir auf den Knien dafür danken, Anton!“

Der Justizrat trat ins Zimmer, verbeugte sich feierlich vor Madame Adele, die ja mit ihrem Gatten nun wieder besser zu stehen schien, und beglückwünschte dann Herrn Dungs, daß er so wohl auf sei und ja nun bald wieder völlig hergestellt sein würde.

„Anton, ich bitte dich zum letzten Male!“ Madame Adele nahm nicht einmal mehr Rücksicht auf die Gegenwart des Justizrats. Dieser sah verwundert auf die beiden. Das sah ja nichts weniger als friedlich aus. Er erlaubte sich, Madame Adele halb den Rücken zuzuwenden, während er in die Brusttasche seines Gehrockes griff.

„Ich nehme wohl richtig an, Herr Dungs, daß Sie mich des Testaments wegen rufen ließen oder vielmehr wegen jenes Anhangs zu Ihrem Testament, den Sie mir damals diktierten. Sie sind ja nun wieder völlig hergestellt, und ich dachte mir daher gleich, daß Sie diesen Anhang wieder an sich nehmen oder in Ihrer Gegenwart vernichtet sehen wollten.“ Er zog ein versiegeltes Kuvert aus der Tasche.

Anton Dungs hielt es in der linken Hand. In diesem Augenblick nahm auch er keine Rücksicht auf die Anwesenheit des Justizrats, sondern sagte zu Madame Adele: „Ich kann dir auch jetzt nur noch einmal versichern, daß ich meine Anschauung über Alfred durchaus nicht geändert habe.“

Madame Adele wandte sich mit einem Ruck ab und wollte zur Tür.

„Nur noch einen Augenblick, Adele, ich habe eine Bitte an dich!“

„Du . . . du, das wagst du?“

„Haben Sie einen Bleistift bei sich, Herr Justizrat?“

„Gewiß, Herr Dungs!“

„Dann streichen Sie, bitte, aus, was auf dem Kuvert steht, denn das paßt nicht mehr. Erst nach meinem Tode zu öffnen, steht da. Also, das streichen Sie durch.“ Der Justizrat tat, wie ihm geheißen, wenn auch nicht ohne ein leichtes Erstaunen. Wozu solche Umstände? Man geriß den Brief oder verbrannte ihn. Das war doch viel einfacher.

„So, nun geben Sie mir das Kuvert wieder“, sagte Anton Dungs junior.

„Adele!“

„Was willst du noch?“ fragte sie unwillig.

„Ich bitte dich, komme ein wenig näher. So weit kann ich noch nicht reichen.“

Madame Adele trat näher.

Anton Dungs junior war ein wenig rot und verlegen. „Ich bitte dich, bringe das Kuvert dem kleinen Berliner Fräulein mit einem Gruß von mir.“

„Anton, was heißt das?“

„Sie soll lesen, was ich da geschrieben habe, Adele.“

„Anton, ich bitte dich!“

Sie wollte auf ihn zu, aber er wehrte ab. „Du weißt ja noch gar nicht, was in dem Kuvert enthalten ist, Adele. Geh lieber gleich damit zu dem kleinen Fräulein; und ich bin neugierig, was du für ein Gesicht machst, wenn du wiederkommst.“

„Quäle mich doch nicht so, Anton!“

Er lächelte. „Und was hast du die ganze Zeit über getan? . . . Beeile dich lieber, Adele!“

Sie ergriff das Kuvert und ging eilends hinaus.

Anton Dungs junior sah ihr lächelnd nach.

„Mein Gott, Mama, wie siehst du denn aus, was ist denn geschehen?“ rief Alfred und eilte auf sie zu.

„Wo ist Lotte?“ rief Madame Adele und wehrte ihrem Sohn.

„Hier bin ich ja, Mama“, sagte Lotte und trat auf sie zu.

„Hier, nimm das und lies, aber gleich, und lies laut!“ Madame Adele ließ sich erschöpft auf einen Stuhl fallen. Auch Anton und Helene Momm näherten sich besorgt der Mama.

„Beeile dich, Lotte, dreh nicht erst lange an dem Brief herum!“ rief Madame Adele.

Lotte las: „Für den Fall meines Todes füge ich meinem Testament noch folgendes hinzu. Ich bestimme, daß die Forderungen unserer Firma an meinen Sohn Alfred von seinem Pflichtteil abgezogen werden, und zwar dermaßen, daß sein Erbteil davon nicht berührt wird. Mein Sohn Alfred mag selbst festlegen, ob die Forderungen auf einmal in ihrer ganzen Höhe von dem Pflichtteil abgezogen werden, oder ob sie nach und nach von dem ihm zustehenden Gewinnanteil alljährlich abgezogen und so mitverrechnet werden sollen. Ich würde es ferner im Interesse der Firma für einen Vorteil halten, wenn mein Sohn Alfred wieder in sie einträte, entsprechend den Anweisungen, die ich in meinem Testament vorgegeben habe. Zu der Wahl seiner Braut, die sich so tapfer zu wehren weiß, kann ich meinen Sohn Alfred nur beglückwünschen. Anton Dungs junior. Für die Richtigkeit der Unterschrift: Seiffert, Justizrat und Notar.“

Madame Adeles Augen waren immer größer und größer geworden. „Gib mir den Brief einmal, Kind“, sagte sie hastig.

„Ich verstehe kein Wort davon“, sagte Lotte verwirrt. Nun aber sprachen Alfred und Anton und Helene Momm auf sie ein, denn nun war ja alles gut.

Die drei waren so mit Lotte beschäftigt, daß sie auf die Mama nicht achteten. Sie wurden erst aufmerksam, als sie die Mama laut schluchzen hörten.

„Aber, Mama!“ Alle umdrängten sie.

„Ist das eine Art, quält man so eine Frau?“ schluchzte Madame Adele; „gehört sich das? Meint er, ich sei ein Stein? Konnte er mir das nicht sagen?“

Sie war gar nicht zu beruhigen.

„Ich werde jetzt zu Papa gehen“, sagte Alfred.

„Keine Macht der Welt bringt mich mehr zu ihm!“ schluchzte die Mama. „So ein Unmensch! Ich fahre gleich wieder nach Paris. Ihr braucht mich ja auch nicht mehr. Ich gehe wieder!“

Sie hatten ihre liebe Not mit der Mama.

„Ich kann ihm ja auch gar nicht wieder unter die Augen treten“, schluchzte sie.

„Wenn ihr wüßtet, was ich ihm alles gesagt habe! Und er schweigt zu allem, er tut den Mund nicht auf, er läßt mich reden und reden, dieser Barbar, nur damit er mich demütigen kann! O, jetzt liegt er in seinen Rissen, und wenn er könnte, er hielte sich die Seiten vor Lachen. So ein heimtückischer Mensch!“ schluchzte sie. Ein wahres Glück, daß sie das Taschentuch vor den Augen hielt, denn ihre Kinder konnten nicht anders, sie mußten lächeln.

„Auf der Stelle fahre ich nach Paris!“ Madame Adele rühob sich. „Mich so zum Narren zu halten!“

Lotte und Helene ruhten nicht eher, als bis sie die Mama im Schlafzimmer hatten und im Bett, was ihnen erst nach vielen Mühen gelang.

Alfred war derweil zu seinem Vater gegangen. Die beiden sahen sich in die Augen und drückten sich stumm und bewegt die Hand.

„Ich danke dir“, sagte Alfred immer wieder.

„Setz dich ein bißchen“, meinte der Vater, und nun suchte er dem Sohn sein Verhalten zu erklären. Es sei durchaus nicht purer Eigensinn von ihm gewesen, wie sie alle wohl angenommen hätten. Alfred habe ihm immer seines Charakters wegen mehr Sorge gemacht als seine Brüder, denn er ähnele darin allzu sehr seiner Mutter und lasse sich mehr von augenblicklichen Stimmungen leiten, als für einen Kaufmann gut sei. Außerdem habe er als ein Dungs eigentlich nie etwas vom Ernst des Lebens zu spüren bekommen. Bei den beiden andern verhalte es sich zwar auch so, aber da sei es nicht so gefährlich, denn Anton ginge nun einmal ganz und gar in der Fabrik auf und Adam in seiner Wissenschaft. Alfred aber mit seinem unruhigen Kopf und den mancherlei Plänen hätte übel anlaufen können; und so habe sich sein Vater denn nicht nur über den Eigensinn des Sohnes geärgert, sondern auch, als er wirklich die eigenen Wege ging, recht um ihn geängstigt, denn es konnte nach Meinung des Vaters gar zu leicht schief mit ihm gehn. Das sei ja nun glücklicherweise nicht geschehen. Er habe sich darin getäuscht, wie er zugeben müsse. Um so besser für sie alle. „Und nun erzähle mir von Java“, schloß Anton Dungs junior, „es interessiert mich, und ich bin da ja kein Konkurrent.“

Alfred erzählte, und sein Vater hörte aufmerksam zu. Zuweilen nickte er zustimmend, zuweilen unterbrach er aber auch den Sohn und setzte ihm auseinander, warum er in diesem Fall anders gehandelt hätte.

Dann wurde Anton Dungs junior unruhig und fragte schließlich: „Wo bleibt denn deine Mutter?“

Alfred erzählte, wie erregt sie sei, sie wolle durchaus wieder nach Paris, da sie hier ja wieder überflüssig sei.

„Siehst du, immer nur Launen und Stimmungen“, sagte Anton Dungs.

Alfred meinte, sie schäme sich wohl auch, weil sie gar so heftig geworden sei, und vor allem aus diesem Grund wolle sie abreisen.

Anton Dungs junior lächelte listig. „Das ist ihr sehr gesund, wenn sie sich mal ein bißchen vor mir geniert, das kann ihr gar nichts schaden.“

„Sie weigert sich, hierherzukommen“, sagte Alfred.

„Ich kann doch nicht zu ihr gehn, das muß sie doch wissen“, antwortete Anton Dungs, und es war ihm zum ersten Male nicht unangenehm, daß er immer noch an das Bett gefesselt war. „Das muß sie doch einsehen!“

Alfred nickte.

Nun fragte sein Vater, wie er sich denn eigentlich die Zukunft dachte, und der Sohn setzte ihm das auseinander. Er könne und wolle jetzt die Kufferaths nicht im Stich lassen, er brauche es ja auch nicht, da sein Vater nun bald wiederhergestellt sei.

Anton Dungs junior nickte.

„Wenn ich dich nun aber einmal brauche? Denn über kurz oder lang wird dich die Fabrik sowieso nötig haben. Wie denkst du dir das?“

Alfred erzählte, Lotte habe ihm berichtet, wie sehr sich ihr Bruder Hans für Java und Alfreds Tätigkeit dort interessiere. Er werde versuchen, den Jungen vom alten Quast dafür frei zu bekommen, daß er sich in das Zucker-geschäft einarbeiten könne. Er nehme an, das werde gelingen, und dann könne Hans von Quast mit der Zeit

an seine Stelle treten, wenn man Alfred hier nötiger habe. Das schien dem Vater einzuleuchten, und so gingen sie denn zum ersten Male seit langer Zeit zufrieden und wie Freunde auseinander.

Als Lotte und Helene am nächsten Morgen in Madame Adeles Zimmer traten, war sie mit Einpacken beschäftigt.

„Aber, Mama, du wirst doch nicht wirklich schon abreisen wollen?“ fragte Lotte erschrocken.

„Es ist das Beste, Kind, glaube es mir.“

„Nun kommt doch auch Vottes Vater, so lange wirst du doch bleiben? Wir wollen doch einmal alle zusammen in Frieden beisammen sein.“

„In Frieden? Da kennst du deinen Schwiegervater schlecht, Helene!“ rief Madame Adele.

„Er bittet dich so, Mama, daß du wieder zu ihm kommst“, sagte Lotte. „Er ist doch noch krank und kann doch nicht zu dir kommen!“

„Woher weißt du denn das, ma petite?“

„Alfred hat es mir gesagt.“

„Er hat immer Glück“, erwiderte Madame Adele.

„Jetzt, wo er den ersten Schritt tun müßte, kann er nicht.“

Helene meinte: „Aber, Mama, er hat doch den ersten Schritt getan! Er läßt dich doch durch Alfred bitten, zu ihm zu kommen.“

„Da muß ich Alfred selbst fragen, sonst glaube ich das nicht.“ Sie fragte Alfred, und er bestätigte die Meinung der beiden Mädchen.

Madame Adele schüttelte verwundert den Kopf. „Wißt ihr, Kinder, das ist mir fast unheimlich! Das sieht ihm gar nicht ähnlich, mich zu bitten. Das lange Liegen hat ihn doch sehr schwach gemacht. Aber natürlich, wenn er mich direkt darum bittet, dann gehe ich zu ihm. Sonst bildet er sich ein, ich fürchte mich vor ihm.“

„Darf ich mit dir gehen?“ fragte Lotte.

„O nein, ma petite! Damit du es hörst, wenn er mir Malice sagt. Da bin ich lieber allein mit ihm.“ —

„Du willst schon wieder nach Paris?“ fragte Anton Dungs, als sie bei ihm eintrat.

„Das will ich allerdings.“

„Muß das gleich sein, Adele?“

„Du brauchst mich ja nicht mehr und die Kinder auch nicht.“

„Woher weißt du das so bestimmt?“

„Es ging doch ein halbes Leben lang ganz gut ohne mich, warum soll es jetzt auf einmal anders sein“, meinte Madame Adele bitter.

„Vielleicht ist es doch etwas anders heute, Adele.“

Sie setzte sich besorgt an sein Bett. „Höre, Anton, geht es dir wieder schlechter? Du fieberst doch nicht?“

„Herrgott, Adele, bist du boshaft!“

„Ich, mon ami?“

„Du könntest doch wenigstens versuchen, noch eine Weile hierzubleiben. Nach Paris kannst du immer noch.“

Madame Adele starrte ihn an.

„Anton heiratet, Alfred heiratet, vielleicht vertragen wir uns auf unsere alten Tage besser, Adele.“

Sie fühlte nach seinem Puls.

„Du bist fürchterlich, Adele!“

Ein Lachen ging über ihr Gesicht. „Mon ami, du willst mich doch am Ende nicht wieder heiraten?“

„Wer spricht denn davon!“ brummte Anton Dungs.

Alfred trat ein und brachte Lotte.

Anton Dungs und Madame Adele atmeten erleichtert auf. Lotte umarmte ihren zukünftigen Schwiegervater, so gut es ging, und war sehr zärtlich und töchterlich zu ihm. Und er ließ sich das gern gefallen.

Eigentlich hat sie ganz recht, dachte Madame Adele. Man kommt immer noch am weitesten mit ihm, wenn man ihn verwöhnt. Als Lotte dann mit der Mama nach Hause ging, begab sich Madame Adele eilig in ihr Zimmer und packte wieder aus.

Madame Adele blieb, und die Kinder freuten sich darüber, ohne viel davon zu reden. Nur über die Art, wie die Mama mit dem Vater verkehrte und dieser mit ihr, darüber lächelten sie heimlich. Sie kamen sich so sehr viel vernünftiger vor als Anton Dungs junior und Madame Adele!

Ende.

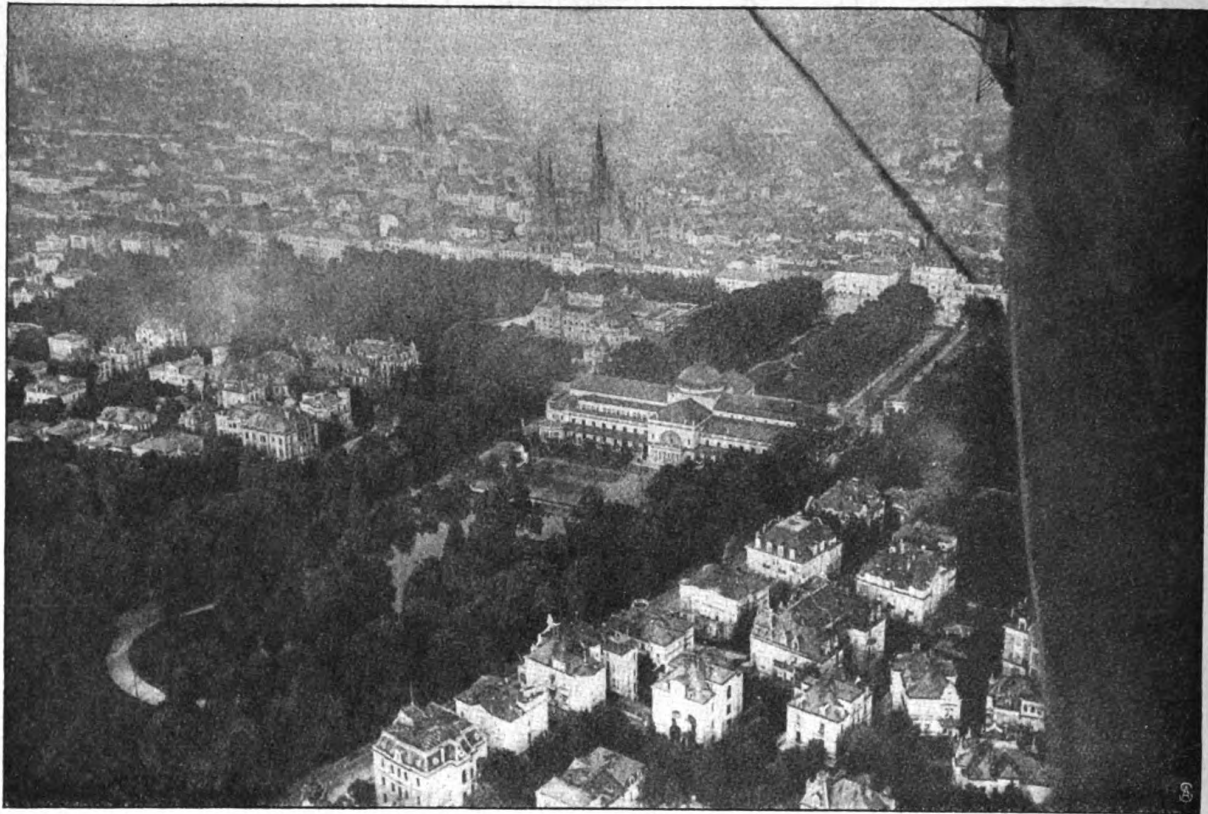
Deutsche Ballonaufnahmen: Drei Weltbäder.

Von Walter Liedemann. — Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Hugo Kühn.

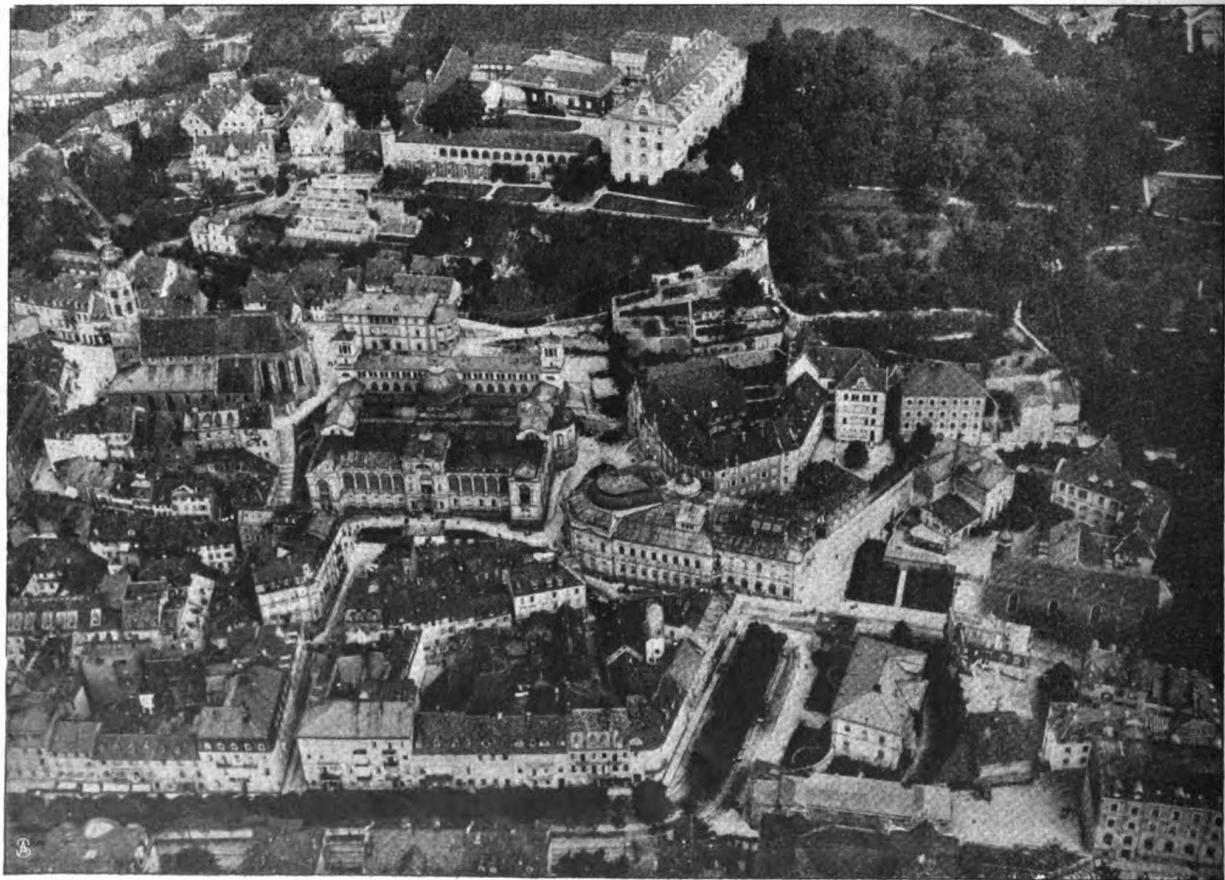
Es hat lange genug gedauert, bis die Photographie so weit vorgeschritten war, daß sie brauchbare Aufnahmen aus der Vogelschau vom Ballon aus liefern konnte. Solange sie noch mit langer Belichtungsdauer arbeitete, war daran nicht zu denken, denn der Ballon ist auch bei scheinbarem Stillstand immer in Bewegung, und die Aufnahmen wären deshalb bei längerer Exposition völlig verwischt worden. Während der Belagerung von Paris machten die Franzosen zwar fleißig vom Luftballon Gebrauch, aber die Photographie konnten sie nicht in den Dienst der Aufklärung stellen, weil die damaligen Objektive noch zu schwach waren. Erst seitdem es Linsen von höchster Lichtempfindlichkeit gibt, die das Bild im Bruchteil einer Sekunde auf die Platte bannen, ist die Ballonphotographie aufgeblüht. Der bekannte Luftschiffer Spelterini überraschte als einer der ersten durch seine trefflichen Aufnahmen aus der Höhe, und man erkannte bald, wie wertvoll dieses neue Fach der Lichtbildnerei für geogra-

phische, militärische, künstlerische und sonstige Zwecke werden könnte. Welche Fortschritte inzwischen gemacht worden sind, das geht aus unsern Spezialaufnahmen hervor, die drei berühmte deutsche Kurorte aus der Vogelschau vor Augen führen.

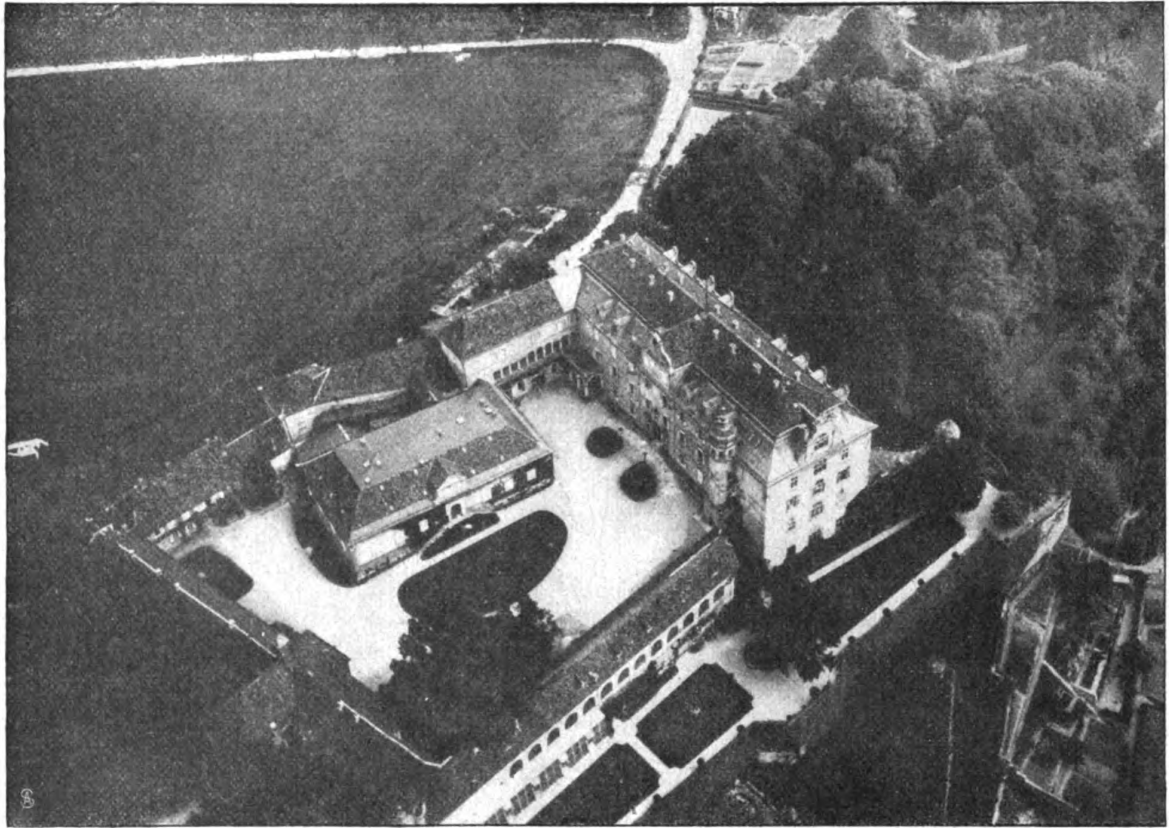
Ohne hier näher auf die Technik der Ballonphotographie eingehen zu wollen, sei nur so viel gesagt, daß es dabei mit dem bloßen „Knipfen“ nicht getan ist. Die Anbringung des Apparates, die Höhe und Geschwindigkeit des Ballons, die Beleuchtung, die Bodengestalt, der Aufnahmewinkel, alles das und vieles andere will sorgfältig erwogen und der richtige Augenblick schnell erfaßt sein. Natürlich haften auch den besten Aufnahmen gewisse optische Mängel an, die auf den Gesetzen der Perspektive beruhen und unvermeidlich sind. Aber das Auge gewöhnt sich an die Verkürzungen und schiefen Linien schnell und korrigiert sie bei einiger Übung im Betrachten bald ganz unwillkürlich. Mehnlich erging es uns einst mit den ersten Moment-



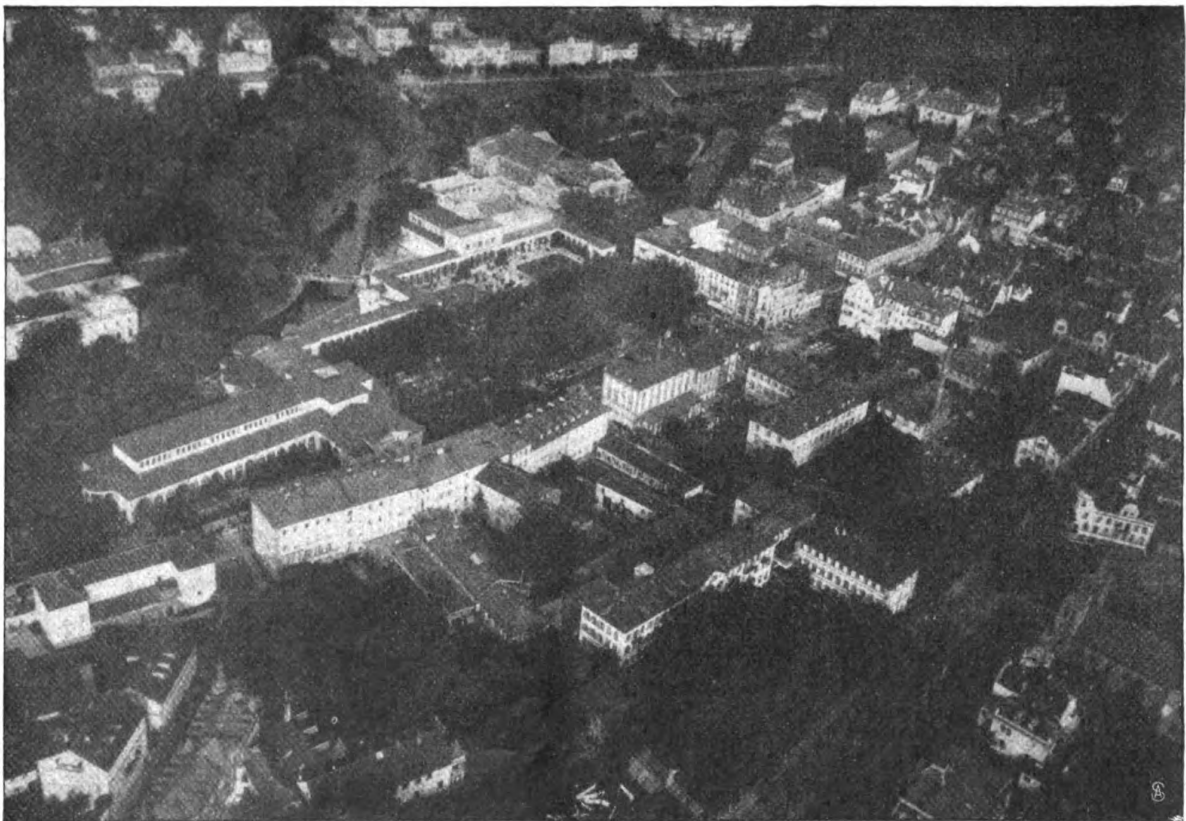
Panorama von Wiesbaden mit den Kuranlagen.



Baden-Baden: Die innere Stadt.



Das neue Schloß in Baden-Baden.



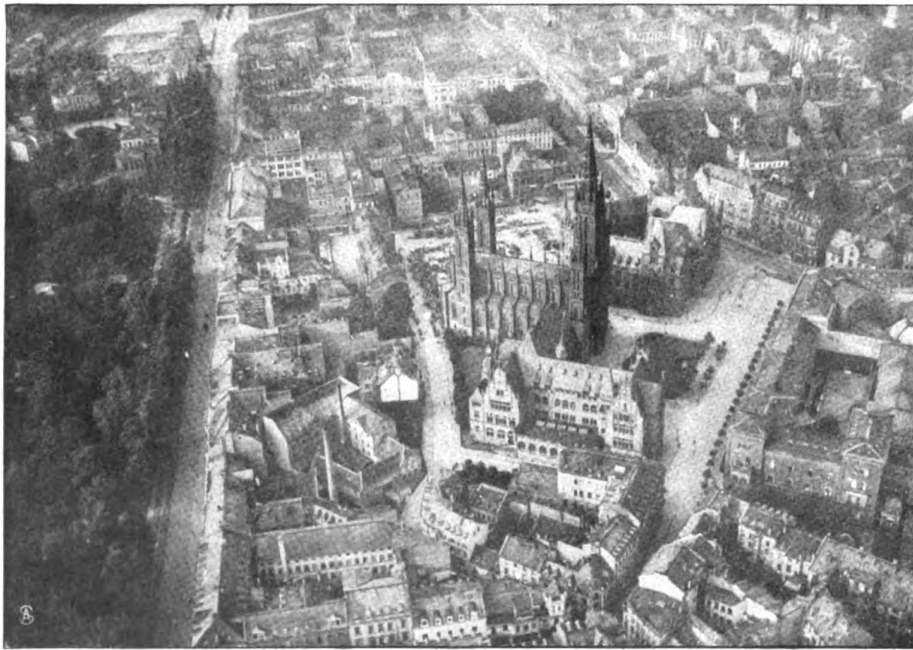
Bad Kissingen und seine Kuranlagen.

photographien von Menschen und Tieren in der Bewegung. Die dem Auge noch ungewohnten, vom Apparat schneller, als der Blick es vermag, festgehaltenen Stellungen wirkten damals befremdend — heute sind wir so daran gewöhnt, daß es uns gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt.

Es ist sehr interessant, Ballonaufnahmen bekannter Städte nach dem Gedächtnis oder an Hand eines Planes in ihren Einzelheiten zu verfolgen. Von unsern beiden Wiesbadener Aufnahmen gibt Abb. S. 1612 ein Gesamtbild der Stadt mit den Kuranlagen. Den Mittelpunkt des Panoramas bildet das stattliche Kurhaus zwischen dem nach oben rechts sich hinziehenden Kurpark und dem die Vorderpartie des Bildes beherrschenden Kurpark mit dem großen Fontäneenteich. Im Vorder-

grund, taucht die katholische Bonifatiuskirche aus dem Häusermeer auf.

Ein prächtiges Bild der inneren Stadt Wiesbadens bietet die untenst. Abb. Wir sehen da links die fast senkrecht verlaufende Wilhelmstraße, die die Kuranlagen



Die Altstadt von Wiesbaden. Der Schloßplatz und seine Umgebung.

grund rechts liegt das Wohnviertel der Sonnenberger Straße, während auf der andern Seite des Kurparks die freundlichen Villen der Park- und Gartenstraße und ihrer Nachbarschaft winken. Links über dem Kurhaus erhebt sich der monumentale Bau des Neuen Theaters; darüber, jenseit der quer durch die Aufnahme gehenden geraden Linie der Wilhelmstraße und Kaiserstraße, ragt die evangelische Kirche mit ihren drei Türmen empor, und links davon, etwas weiter im

greifbarer Schärfe hervor. Den Abschluß nach oben bildet wiederum das Schloß mit dem Schloßgarten, nach unten die Sophienstraße; in der Mitte der Aufnahme sehen wir die Stiftskirche, den Prachtbau des Friedrichsbades und das Kaiserin-Augusta-Bad. Das andere Bild S. 1612 gibt eine Einzelaufnahme des Neuen Schlosses wieder.

Die Aufnahme von Rissingen aus den Lüften S. 1613 bedarf für die Kenner und Freunde des weltberühmten Bades wohl kaum besonderer Erklärung.

Blick auf Baden-Baden.

von der Altstadt scheidet, in der Mitte die evangelische Kirche und rechts davon den Schloßplatz, der unten von dem schönen Gebäude der höheren Töchterschule, oben vom Rathaus begrenzt wird.

Nicht minder wohl gelungen sind die drei Aufnahmen von Baden-Baden. Obenst. Abb. bietet ein Gesamtpanorama des eleganten Weltbades. Man sieht in der Mitte des Bildes das Neue Schloß, daneben links das Pflutterloch, unter dem Schloß die Stiftskirche und rechts davon das Friedrichsbad. Auf Abb. S. 1612 treten die Einzelheiten der inneren Stadt in



Der Porträtspiegel.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Der eiferfüchtigen Frau Königin vielbe-
fragtes „Spieglein, Spieglein
an der Wand“ ist längst zum Spieglein in der Hand
und damit zum unmittelbaren Zeugen unseres eigenen
Ichs geworden. Schade nur, daß seine unbestechliche
Wahrheitsliebe mit den Jahren so schmerzt und keine
Macht ihn
zwingen
kann, das
flüchtige Bild
der eilenden
Minuten
dauernd fest-
zuhalten,

um ewig der Schönheitsverkünder seiner Herrin zu bleiben. Er vergißt, was er einmal gesehen, und keine Erinnerung, selbst die liebevollste nicht, vermöchte das vergängliche Bild zurückzubahnen. Da kommt die Kunst und weicht mit ihrem Ernst das tändelnde Spiel. Sie verändert wahrhaftig im Handumdrehen das unbeständige Wesen des vielumschmeichelten Freundes, fällt ihm in den Rücken und bannt die Bilder schöner Frauen in seinen Rahmen. Zuerst war es eine Künstlerlaune, die Vergängliches zum Bleiben zwang und die Bildnisse zweier Damen, Töchter eines vornehmen englischen Hauses, zum unauslöschlichen Andenken ihres Jugendzaubers an der Stätte festhielt, die so oft Zeugnis ablegte von der weichen Rundung der Wangen, dem Leuchten der Augen, den zarten Linien des Mundes . . . Und wie es dann so geht, was der Zufall entworfen, fand den Beifall der Ueber-
raschten und wuchs sich zum unerwarteten Erfolg aus. So sind heute diese Porträtspiegel in England bevorzugte Geschenke, die auf dem Toilettentisch eleganter Frauen kaum fehlen dürfen und zwischen das Allerlei der Puderdose und des Schmuckes, der Nadeln und Nadelchen und der Ringschalen ein wenig von jener Stimmung hineinbringen, die über die Nichtigkeiten des Alltäglichen sich erhebt. Aber freilich: es müssen Künstlerhände sein, die da an die



Arbeit gehen, sonst könnten leicht Zerrbilder entstehen, die dem Original den Wunsch nahelegen, diese Werke wären besser nicht entstanden. So warfen einst die Frauen von Hellas die ersten aus dem Pharaonenland herübergebrachten Metallspiegel erschrocken ins Wasser, um ihr allzu treues Konterfei niemand preisgeben zu müssen. Seit jenen Tagen wanderte der Handspiegel durch die ganze Welt. Die

stolzen Römerinnen konnten seiner beim Schminken nicht entraten; edle Venezianerinnen trugen die ersten Glaspiegel in goldener Fassung an langen Gürtelketten, und Nürnberger Patrizierfrauen verschlossen sie als kostbaren Besitz in samtgepolsterten Truhen. Königinnen und Bettlerinnen strecken die Hand aus nach dem kleinen Ding, dem Spott und Gunst anhaften bis auf den heutigen Tag.

Herbstanfang.

Komm mit mir in den herbstlich lichten Wald —
 Sieh: an der Bäume zartem Aestegitter
 Schwankt es im Wind wie lose, goldne Splitter,
 Nur hier und dort zu Häufchen Golds geballt!

So himbeerrot der feuchte Buchengrund —
 Tritt leise, daß wir seine Pracht nicht stören.
 So laß die heilige Stunde uns beschwören
 Mit frohem Herzen und mit reinem Mund:

Auch unser Leben steht im Herbsteschein,
 Blutrot und golden leuchten unsre Farben,
 Doch in der Scheuer häufen sich die Garben,
 Und unverfehrt ist unser bestes Sein.

Nicht im Dergangenen laß uns müde schürfen —
 Die früher fühl ich mich im tiefsten Mark!
 Mein Meggenosse, laß uns froh und stark
 Den letzten süßen Trank zusammen schlürfen.

Clara Blüthgen

Bilder aus aller Welt.

Dr. Rosen, der neu ernannte Kaiserliche Gesandte in Lissabon, ist von der zahlreichen deutschen Kolonie der portugiesischen Hauptstadt durch ein Festbankett gefeiert worden, das der aus Reichsdeutschen und Oesterreichern bestehende Deutsche Verein veranstaltete. Die Feier nahm einen schönen Verlauf.

Das amerikanische Motorboot „Detroit“, ein winziges Fahrzeug von elf Meter Länge und drei Meter Breite, ist von Amerika, nämlich von Detroit im Staat Michigan, nach Europa gefahren, hat Kiel angelaufen und schließlich mit seinen vier kühnen Insassen St. Petersburg unbeschadet erreicht.



1. C. Jerosch, Vorf. d. deutschen Kirchengeim. 2. Konful Dähnhardt. 3. C. Jerosch, Senlorchef des Hauses D. Herold & Co. 4. von Kof, Hauptm. d. R. und Borfigender des Deutfchen Vereins. 5. Gefandter Dr. Rosen. 6. Gen.-Konful Weinftein. 7. Legationsfekt. Dr. v. Schubert. 8. Wigetonful Wimmer. 9. Hofrat Gafteit. 10. W. Wiedemann.

Fefteffen zu Ehren des neuen deutfchen Gefandten Dr. Rosen, gegeben vom Deutfchen Verein in Liffabon.

Die Deutsch-Brazilianer, die sich in Berlin zu einer wichtigen Tagung vereinigten, wurden sowohl von unsern deutschen Behörden als auch von den offiziellen Vertretern Brasiliens in der Reichshauptstadt herzlich begrüßt. Der Gesandte Itiberê da Cunha gab seinen Landsleuten deutscher Zunge ein glänzendes Festmahl.

Frau Hedwig Schado, eins der beliebtesten Mitglieder des Opernhauses in Frankfurt a. M., verläßt diese Bühne. Der Künstlerin wurden bei ihrem Scheiden vom Publikum große Ovationen bereitet.



Das amerikanische Motorboot „Detroit“ nach der Ankunft in Kiel.
Eine Motorbootfahrt über den Atlantischen Ozean.

hatte, wird sich am 4. Oktober in einem Wiederabend dem Berliner Publikum als Niedereisängerin vorstellen.

Die Strandanlagen von Westerland, die im vorigen Jahr durch eine große Elementarkatastrophe zerstört worden sind, wurden schöner und geräumiger neu aufgebaut und bilden jetzt wieder den Stolz des vornehmen Nordseebades auf der Insel Sylt.

Das Kaffhäuser-Technikum zu Frankenhäusen am Kaffhäuser steht unter der Leitung des Prof. Sigmund Huppert. Prof. Huppert, ein Oesterreicher, genießt als



Die Teilnehmer unter dem Vorsitz des brasilianischen Gesandten Dr. Itiberê da Cunha (X).

Der Deutsch-Brazilianische Tag in Berlin.



Frau Hedwig Schado.
Zu ihrem Scheiden vom Opernhaus in Frankfurt a. M.

Ende August starb in Luckau der Geh. Sanitätsrat Dr. Bahn. Er hat 52 Jahre lang in Luckau als Arzt gewirkt und sich durch seine ärztliche Kunst und seine hervorragenden Geistes- und Herzenseigenschaften das größte Ansehen erworben. Geheimrat Bahn hat das 89. Lebensjahr erreicht.

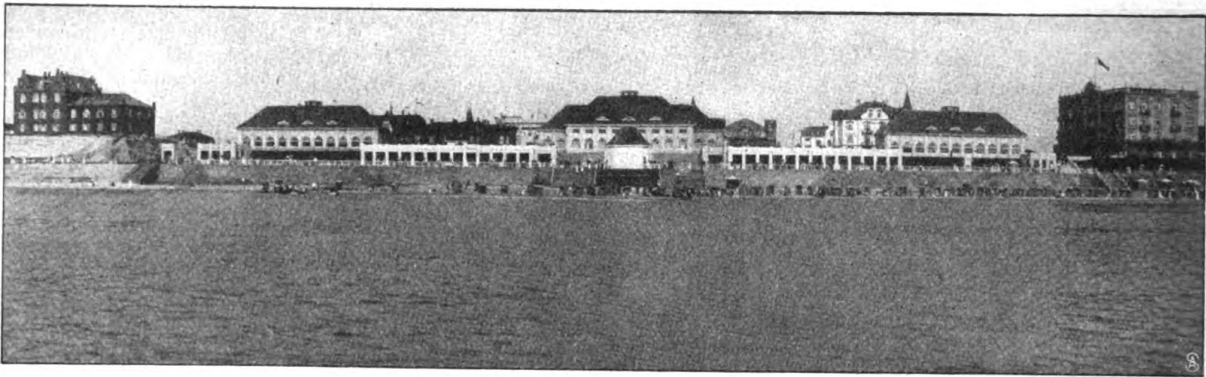
Die Opernsängerin Frau Frieda Langendorff, die an dem Festkonzert des deutsch-amerikanischen Lehrertages als 1. Solistin mitwirkte und großen Erfolg



Geh. San.-Rat Dr. Bahn †
Der bekannte Luckauer Arzt.



Frau Frieda Langendorff.
Zu ihrem Wiederabend in Berlin.



Gesamtansicht der neuen Strandanlage von Westerland auf Sylt.



Prof. Dr. Huppert,
Der Direktor des Kyffhäuser-
Technikums in Franzenhausen.

Ingenieur wie als Pädagoge einen ganz vor-
trefflichen Ruf.

Am 28. August starb Herr Hugo Lissa, der Vor-
sitzende des Zentralverbandes deutscher Handels-
agentenvereine und des Vereins Berliner Agenten
E. V., im 59. Lebensjahr. Der Verstorbene hat sich
um die Berufsorganisationen der deutschen Handels-
agenten hohe Verdienste erworben und wurde an-
lässlich der Agentenkonferenzen in der Öffentlichkeit
viel genannt.

Geh. Hofrat Dr. Thörbecke, der Leiter der be-
währten Höheren Mädchenschule in Heidelberg, ist
gestorben. Der ausgezeichnete und sehr geschätzte
Schulmann war Vorsitzender des Allgemeinen
Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen.



Hugo Lissa †
Vorsitzender des Zentralverb. Deutscher
Handelsagentenvereine.

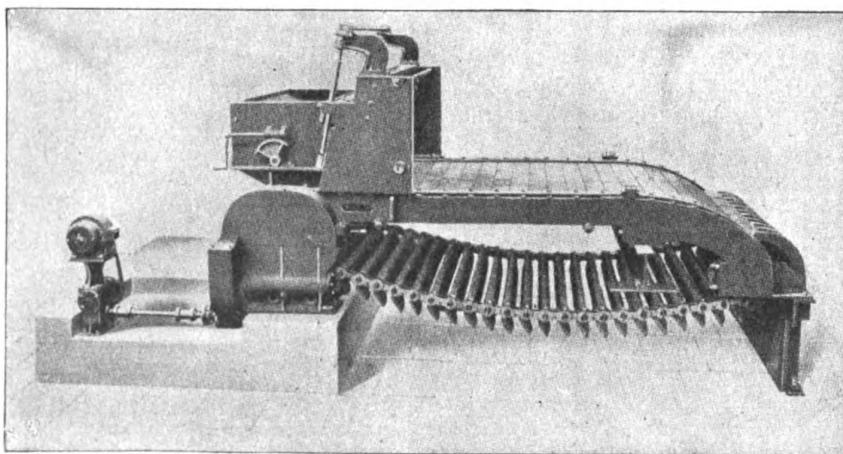


Geh. Hofrat Dr. Thörbecke †
Der langjährige Leiter
d. Höheren Mädchenschule in Heidelberg.

Die 1. Halbflot-
tille der II. Torpedo-
division ist stolz
auf ihren „Strolch“,
den berühmten Tor-
pedohund. „Strolch“
gehört zu der Flottille
wie nur irgendeiner
der Matrosen. Er ist
12 Jahre alt und hat
schon manchen Sturm
erlebt. Er hat kürz-
lich auch die Rhein-
fahrt der Torpedo-
boote mitgemacht,
bei der er allgemein
viel Interesse und
Sympathie erregte.



„Strolch“, der Torpedoboothund,
der an der Rheinfahrt der Torpedobootsflottille teilnahm.
Ein berühmter Hund.



Mechanischer Kettenrost.

Näheres in der anliegenden Nr. 38
der „Export-Woche“. Das Heft ist
der Auslandsausgabe der „Woche“
beigegeben, läßt sich aber durch Lö-
sung der mittleren Klammer leicht
von ihr trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 38 der „Export-Woche“:

Wirtschaft und Kapital. — Seil-
schwebefähre auf Java. — Die tech-
nische Bedeutung der Resonanz. —
Kohlenerparnis und Rauchverhül-
tung in neuzeitlichen Kraftanlagen. —
Handel und Verkehr. — Technisch-
industrielle Konjunktur. — Aus der
chemisch-technischen Industrie. —
Referate aus der technischen Fach-
presse des In- und Auslandes über
die verschiedenen Gebiete der In-
genieurwissenschaft

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Uebersetzliche Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 38.

BERLIN

21. September 1912.

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Seitdem der Berliner Privatkredit ins Steigen gekommen ist und die Bank von England ihren Zinsfuß, zu ungewöhnlicher Zeit, von 3 auf 4 Prozent erhöht hat, ist die Geldfrage wieder in den Vordergrund getreten. Man hatte sich schon an den Gedanken der Unabhängigkeit von allen Geldsorgen gewöhnt; und nun wendet sich das Blatt. Was man noch vor einiger Zeit für unwahrscheinlich hielt, ist möglich geworden: eine Diskonterhöhung bei der Reichsbank mit der Anwartschaft auf Sätze, wie sie im Herbst und Winter 1906 und 1907 erlebt wurden. Der Reichsbankpräsident hat zwar in der letzten Sitzung des Zentralausschusses hervorgehoben, daß die Notwendigkeit einer Aenderung des amtlichen Wechselzinsfußes noch nicht dringend sei. Diese Mitteilung betraf aber nur die nächste Zeit, während die Entscheidung hinter dem

gefährlichen Septemberultimo

liegt. Ob dem Wirtschaftsleben aus einer Erhöhung der Bankrate eine Kalamität erwachsen wird, ist die Frage. Die wirtschaftlichen Kreise haben sich durch das lange Regiment des fünfprozentigen Diskonts und durch die veränderte Konstellation der Geldsätze an hohen Zinsfuß gewöhnt und ihre Dispositionen darauf eingestellt. Es kann also höchstens eine Korrektur der Börsenkurse eintreten, die die Rente der Papiere in ein richtiges Verhältnis zum Wechselzinsfuß bringt. Daß eine solche Verschiebung der Proportion von Kurs und Dividende nicht überflüssig ist, lehrt ein Blick in den Kurszettel. Man kann die Industriepapiere zählen, die

eine Verzinsung von 6 bis 7 Prozent

aufweisen, und doch müßte eine Aktie, unter normalen Verhältnissen, bei einem Reichsbankdiskont von $4\frac{1}{2}$ Prozent sich mit 6 bis $6\frac{1}{2}$ Prozent verzinsen. Die Herstellung des Gleichgewichtes kann aber nur durch einen Kursrückgang herbeigeführt werden, der die Dividende besser zur Geltung kommen läßt, als sie es bei der übermäßig hohen Eskontierung jeder einzelnen Stufe sein kann. Ein Beispiel für die Methode der Dividendenverwertung vor der Zeit lieferte

die bereits erwähnte Kursbewegung der Canada Pacific-Aktie und die Entwicklung

der Phoenix-Aktie,

die sich am längsten unter allen Mitbewerbern als Favoritin des Montanaktienmarktes gehalten hat. Die Phoenix-Gesellschaft gehört zu den großen Bergwerksunternehmen, die, trotz der beträchtlichen Dimensionen des Betriebskapitals, hohe Dividenden zahlen. So war für die Spekulation ein ständiger Anlaß zur Steigerung des Kurses vorhanden; und es hat nicht an beträchtlichen Schwankungen gefehlt, die die Spekulation in Atem hielten. Im Jahr 1911 stieg der Kurs von 236 auf 264 Prozent; und in diesem Jahr erreichte der Kurs am Tage der Dividendenerklärung eine Spitze von 280 Prozent. Das Aktienkapital der Phoenix-Gesellschaft beträgt heute 106 Millionen. Die letzte Kapitalserhöhung erfolgte im Oktober 1910 anlässlich der Angliederung der Düsseldorfer Röhren- und Eisenwerke vormals Poensgen. Die Anleihe Schuld, welche die Gesellschaft zu verzinsen hat, beträgt $33\frac{1}{2}$ Millionen. In den letzten beiden Jahren, vor 1911-12, waren je 15 Prozent Dividende bezahlt worden; und die Börse hatte schon frühzeitig mit einer Erhöhung um 2 bis 3 Prozent gerechnet. Sie wurde in ihren Erwartungen nicht getäuscht. Die Dividende wurde auf 18 Prozent normiert. Diese Feststellung ist nicht nur für die Beurteilung der Situation des einzelnen Unternehmens, sondern auch für

die Lage der gemischten Werke

überhaupt von Wichtigkeit. Da die großen Konzerne sich in den Grundzügen ihres Aufbaues und ihrer geschäftlichen Tätigkeit gleichen, so ist das Ergebnis einer Gemeinschaft vorbildlich für die Resultate der übrigen Etablissements. Der Jahresabschluß der Phoenixgesellschaft bestätigt aber die Richtigkeit der für die Montanindustrie gestellten Prognosen, die ja auch durch die bereits veröffentlichten Dividenden belegt worden sind. Im Montangewerbe sind keine Anzeichen eines drohenden Sturzes der steigenden Wege vorhanden; und da Kohle und Eisen die Achse bilden, um die sich das ganze Wirtschaftsleben dreht, so werden wohl vorläufig die Optimisten recht behalten. Wäre die Möglichkeit eines Umsturzes zu sehen, so würden die Konsumenten nicht jede Preiserhöhung bewilligen, die ihnen zugemutet wird. Gerade

auf dem Montanmarkt sind in den letzten Monaten wiederholt die Preise in die Höhe gesetzt worden, ohne daß sich irgendeine Gegenwehr zeigte. Auch in der

Elektrizitätsindustrie

nehmen die Umsätze zu, und das Betriebskapital muß ergänzt werden, damit die Chancen des wachsenden Absatzes voll ausgenutzt werden können. Die Zürcher Elektrobank schlägt ihren Aktionären eine Erhöhung des Kapitals von 60 auf 75 Millionen Frank vor; und die A. E. G., zu deren Konzern die genannte Zürcher Gesellschaft gehört, wird demnächst gleichfalls mit einer Kapitalsvermehrung herauskommen. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft arbeitet heute mit einem Aktienkapital von 130 Millionen. Die letzte Emission junger Aktien fand im Jahr 1910 anlässlich der Fusion mit dem Felten-Guilleaume-Lahmeyer-Konzern statt. Der Siemens-Schuckert-Konzern hat seinen Geldbedarf bereits 1911 in umfangreicher Weise befriedigt. In den Bereich der Elektrizitätswerke gehören auch die Akkumulatorenwerke Berlin-Hagen, deren Aktie mit zu den Stars des Kassamarktes der Berliner Börse zu rechnen ist. Die Gesellschaft, die in enger Verbindung mit der A. E. G. und dem Siemenskonzern steht, hat durch ihre glänzenden Geschäfte die Phantasie der Börsenspekulation so stark erhitzt, daß der

Kurs mehr als 330 Prozent

auf den niedrigsten Preis des verflorenen Jahres (210 Prozent) gelegt hat. Im Jahr 1911 wies der Kurs schon eine Spannung von 115 Prozent (210 bis 335 Prozent) auf. In diesem Jahr erreichte sie einen Höchstkurs von ca. 570 Prozent. Die Spekulation rechnete mit einer abermaligen Erhöhung der Dividende; aber die Verwaltung teilte mit, daß sie über die Dividende von 1911 (25 Prozent) nicht hinausgehen werde. Für 1910 waren 15 Prozent und für die beiden Jahre vorher je $12\frac{1}{2}$ Prozent verteilt worden. Es versteht sich von selbst, daß ein Kurs von 550 Prozent bei 25 Prozent Dividende keine angemessene Verzinsung ist; denn es ergibt sich eine Rente von nur $4\frac{1}{2}$ Prozent, die dem Normalsatz der Industrieaktien nicht entspricht. Ob sich der Börsenkurs mit dem inneren Wert der Aktie deckt, ist eine andere Frage. Die Akkumulatorenfabrik Berlin-Hagen hat durch die Verfügung über ein Monopol für die Herstellung von Akkumulatoren in Deutschland die Grundlage zu ihrer guten Rentabilität gelegt; und die Bilanzen sind infolge einer vorsichtigen Dividendenpolitik sehr liquide geblieben. Ende 1911 waren an flüssigen Mitteln erster Ordnung $6\frac{1}{4}$ Millionen vorhanden. Ein sehr beträchtlicher Posten gegenüber dem Aktienkapital von 8 Millionen. Die Gesellschaft wird dieses Kapital um 4 auf 12 Millionen erhöhen und bei der Gelegenheit ihren Aktionären eine sehr bedeutende Extrazuwendung machen. Gleichzeitig wird aber auch die Basis für die Dividende verbreitert, so daß sie nicht mehr so rasch in die Höhe wachsen kann, wie es bisher der Fall war. Man kann über die

Methode der Kapitalverwässerung

verschiedener Ansicht sein. Sicher ist, daß sie durch Vermehrung der Betriebsmittel die Struktur der Bilanz kräftigt, während die rein spekulativen Ornamente etwas abgetragen werden. Der hohe Aktien-

kurs kann als Verpflichtung zu hohen Dividenden angesehen und in dieser Eigenschaft der Verwaltung unangenehm werden. Ein bedingungsloses Reagieren auf die Taktik der Börse ist natürlich nicht möglich, und um die Folgen zu drastischer Gegensätze zwischen Kurs und Dividende zu vermeiden, tut man gut, bei Zeiten einen Ausgleich herbeizuführen. Dazu bietet die Vermehrung des Aktienkapitals ein Mittel, die, in ihrer Wirkung auf die Dividende, auch noch den Nutzen eines Aufhaltens der Steuerzunahme hat. Die Aktionäre werden für den Verlust neuer Dividendenchancen durch ein niedriges Bezugsrecht auf die neuen Aktien entschädigt und können einen Gewinn, der ihnen sonst nur in langsamem Tempo zufallen würde, gleich nach Hause tragen. Ähnlich wie bei der Akkumulatorenfabrik Berlin-Hagen wird auch bei der hoch rentierenden Deutschen Gold- und Silberscheideanstalt in Frankfurt durch die Ausgabe junger Aktien zu niedrigem Preis ein Druck auf Kurs und Dividende auszuüben versucht.

Den Kontrast zu den erfolgreich arbeitenden Unternehmen bilden die mit argen Schwierigkeiten kämpfenden Firmen der Baubranche.

Die Grundstücks- und Baukrise,

von der besonders Berlin betroffen ist, zeigt noch keine Neigung zu verschwinden. Man hört im Gegenteil noch immer von der Gefahr neuer Insolvenzen, da viele Baufirmen, durch die Kreditrestriktionen bei den Banken, die Verfügung über bare Mittel verloren haben. Die Banken haben früher umfangreiche Kredite gegeben, so daß auch für sie oft große Engagements auf dem Spiel stehen. Aber sie ziehen es vor, sich an die in ihren Händen befindlichen Unterlagen zu halten, statt durch neue Zuwendungen die Unternehmer wieder flottzumachen. Wo die genügenden Gegenwerte vorhanden sind, wird natürlich die Unterstützung nicht versagt. Maßgebend aber bleibt zuletzt immer die Rücksicht auf die eigene Liquidität, die den Finanzinstituten ein Festlegen von disponiblen Mitteln in langwierigen Engagements verbietet. Solange wie die Beschaffung von neuem Kredit sich nicht leichter gestaltet, als es zurzeit der Fall ist, kann mit einem Verschwinden der Krisis nicht gerechnet werden; und es ist nicht abzusehen, wann dieser Zeitpunkt eintreten wird. Die Hypothekenbanken sind, infolge der niedrigen Kurse ihrer Pfandbriefe, nicht imstande, neue Obligationen auszugeben. Die vierprozentigen Pfandbriefe der angesehensten Institute stehen unter 97 im Kurs. Da ist natürlich die Ausgabe neuer Stücke nicht denkbar; denn der Kapitalist wird für ein Papier, das er zu 96.90 haben kann, nicht 99 Prozent bezahlen. Es könnte also höchstens an die Wahl $4\frac{1}{2}$ prozentiger Stücke gedacht werden; aber dieser Typ ist ein so außergewöhnlicher, daß die Mehrzahl der Hypothekenbanken sich nur schwer zu seiner Wahl entschließen würde. Dazu kommt, daß bei einem $4\frac{1}{2}$ prozentigen Pfandbrief die Beleihungsbedingungen so schwere sein würden, daß nur die allernotwendigsten, und gewiß nicht die besten, Darlehen gesucht werden würden. Wie gering die Chancen der festverzinslichen Papiere sind, wird durch das Daniederliegen des Rentenmarktes zur Evidenz gebracht. Die dreiprozentige Reichsanleihe überbietet sich in Rekordtiefkursen und spottet jedes Reformversuchs.

Seilschwebefähre auf Java.

Das Plantagegebiet der Zuckerfabrik Panggoongredjo auf Java ist durch verschiedene tiefe Flußeinschnitte auseinandergerissen; das Tal des Metro-ravyn unterbrach den Verkehr zwischen der Fabrik und den verschiedenen Feldern. Die Entfernung der beiden Uferländer beträgt 290 bis 400 Meter, die Talränder selbst liegen jedoch in nahezu gleichen Horizontalebene.



Abb. 1. Das Tal des Metro-Flusses und die darüber führende Fähre mit beladenem Zuckerrohr-Rollbahnwagen.

Um die Nachteile zu beseitigen, die dieses Tal für den Betrieb der Plantage und Fabrik mit sich brachte, konnte entweder der Fluß mit einer festen steinernen oder eisernen Brücke überspannt werden, oder es war eine Schwebefähre einzurichten. Beide Möglichkeiten boten Betriebssicherheit der Anlagen, zeigten aber Unterschiede in den Anlage-, Unterhaltungs- und Betriebskosten.

Nach sorgfältiger Prüfung wurde vom Bau einer Brücke abgesehen, weil sie zu teuer und stets durch Hochwasser gefährdet gewesen wäre, man wählte die Schwebefähre, die zwar ständige Betriebskosten verursacht, sich aber billiger in der Anlage stellt und die Talränder in horizontaler Linie verbindet, ohne mit irgendeinem Konstruktionsteil das Flußtal zu durchqueren.

Die Fähre ist nunmehr doppelt angeordnet; in einem Abstand von sechs Meter wurden zwei starke Stahldrahtseile über den Fluß gespannt für den Verkehr von je einem Plattformschwebefährenwagen mit Bleichert'schen vierrädrigen Laufwerken als Fördermittel für die Rollbahnwagen mit dem Zuckerrohr. Beide Schwebefährenwagen sind an einem endlosen Zugseil fest angeschlossen und kommen gleichzeitig in ihren Endstationen an. Sie setzen sich ebenso gleichzeitig von den Endstationen aus in Bewegung und fahren auf den beiden Tragseilen im Pendelverkehr. Eine solche Anlage hat gegenüber einer Fähre mit nur einem Tragseil den großen Vorteil, daß bei gleich großer Leistung eine geringere Fahrgeschwindigkeit möglich ist, so daß alle Betriebsmittel, namentlich auch die Tragseile, geschont werden und die Lokomobile kleiner und billiger gewählt werden kann. Außerdem bildet das eine Tragseil der Doppelbahn unter allen Umständen für das andere eine

Reserve, so daß bei eventuell vorkommenden Störungen der Betrieb dadurch nicht aufgehalten zu werden braucht.

Beim Entwurf der Anlage stand die freie 190—400 Meter betragende Spannweite zwischen den Talrändern mangels genauer Karten noch nicht fest. Die wirkliche Entfernung der Endstationen ergab sich später bei der Montage zu 364 Meter. In den End- bzw. Kopfstationen sind die Tragseile einerseits verankert, andererseits durch schwere Spannungsgewichte gespannt. Durch diese Maßnahme ist eine Überbeanspruchung der Tragseile nicht möglich; denn bei einer etwaigen Überbelastung der Förderschalen würden die Spannungsgewichte ohne weiteres angehoben werden. Das endlose Zugseil ist in den Stationen um große Zugseilscheiben herumgeführt. Sein Antrieb wird durch eine Lokomobile, Vorgelege und Riemen auf die Zugseilscheibe betätigt. Auch das Zugseil ist durch ein Spannungsgewicht in ständig gleicher Spannung gehalten. An dem Zugseil sind die beiden Plattformwagen fest angeschlossen, die mit vierrädrigen Laufwerken auf dem sehr starken Stahldrahtseil laufen und pendelnd aufgehängt sind, so daß sie stets eine horizontale Stellung beim Transport der Wagen über den Fluß einnehmen. In der Arbeitszeit werden 20 volle Zuckerrohrwagen zur Fabrik und 20 leere wieder zur Plantage zurückgebracht, die an sich 900 kg wiegen und eine Maximallast von 80 Pikul (= 3600 kg) fördern. Danach ist die Nutzlast für die Schwebefähre 4500 kg. Die mit Rohr beladenen Wagen sind etwa 5 m lang, 2 m breit und 2,3 m hoch über Schienenoberkante. Das recht

häufig krummgewachsene Rohr steht auf allen Seiten des Wagens heraus, bei der Bemessung des lichten Profils der Plattformwagen war darauf Rücksicht zu nehmen. Diese selbst wiegen 150 kg, so daß die Bruttolast an dem Tragseil im Höchstfalle ein Gewicht von 6000 kg erreicht.

Abb. 1 und 2 geben Bilder der Fähre von unten gesehen, und zwar zeigt Abb. 1 das tief eingeschnittene Tal des Metro-Flusses und die darüber führende Fähre mit einem vollbeladenen Zuckerrohr-Rollbahnwagen, Abb. 2 läßt einen vollbeladenen und einen leeren Trajektwagen ungefähr in der Mitte der Strecke erkennen.

Der Betrieb erfolgt nun in der Weise, daß die Kleinbahn-



Abb. 2. Ein voller und ein leerer Trajektwagen passieren die Strecke.

Lokomotiven auf der einen Seite die beladenen Zuckerrohrwagen dicht bis zur Station heranbringen, dann wird die Lokomotive abgekuppelt und geht über eine in 2 m Entfernung von der Station verlegte Weiche auf das Leergleis herüber. Nun schiebt die Bedienung den ersten Zuckerrohrwagen auf die Plattform der Schwebefähre und hält ihn hier durch Einlegen der drehbaren Hemmschuhe fest. Darauf wird die Plattform entriegelt und die Lokomotive in Gang gesetzt, worauf der Wagen mit einer mittleren Geschwindigkeit von etwa 3 m in der Sekunde über das Tal hinüberfährt. Auf der anderen Seite läuft dann die Plattform mit dem beladenen Wagen in die Station ein, wobei die Einläufe so eingerichtet sind, daß ein Rücklaufen des beladenen Rollbahnwagens oder ein Abstürzen desselben in das tiefe Tal völlig ausgeschlossen ist. Außerdem ist auch Vorsorge dagegen getroffen, daß durch Unaufmerksamkeit der malaisischen Bedienung etwa einmal eine Plattform über den festgesetzten Punkt hinaus in die Station gezogen werden sollte. Für diesen Fall ist eine Ausrückkupplung im Antriebsvorlege angeordnet, die durch die einfahrende Plattform ausgerückt wird, so daß die Lokomotive weiterlaufen kann, ohne die Schwebefähre anzutreiben. Dieses Hilfsmittel soll jedoch im normalen Betrieb, in dem die Stillsetzung der Fähre durch Abstellen der Lokomotive erfolgt, nicht in Anwendung kommen. Der beladene Zuckerrohrwagen wird nun aus der Plattform herausgezogen und an eine Lokomotive auf der Fabrikseite angehängt, während in die angekommene Plattform ein leerer Wagen von der Fabrik aus eingeschoben wird, worauf sich das Spiel wiederholt. Von der einen Seite kommt dabei stets ein voller Wagen herüber, während von der anderen Seite her gleichzeitig ein

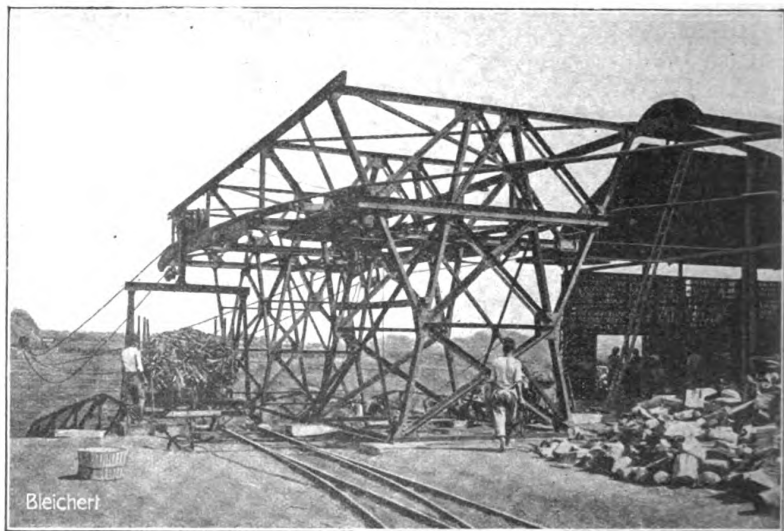


Abb. 4. Antriebsstation mit Lokomobilschuppen.

leerer Wagen hinübertransportiert wird. Die Lokomotive leistet hierbei 40 bis 70 PS. Sie wird mit Holz und Zuckerrohrabfällen gefeuert. Als Kessel ist ein Lokomotivkessel verwendet von stationärer Bauart.

Abb. 3 und 4 geben Bilder der Stationen. So zeigt die dritte Abbildung einen beladenen Wagen beim Einlauf in die Station; hierbei ist deutlich das vierrädrige Laufwerk zu erkennen, an dem die pendelnde Plattform hängt, auf die der Zuckerrohrwagen aufgeschoben ist. Die vierte Abbildung zeigt die ganze Antriebsstation mit dem Lokomobilschuppen.

Die Anlage befindet sich in Betrieb in der Regel von 6 bis 8 Uhr vormittags, während welcher Zeit 40 Wagen in jeder Richtung gefördert werden, und von 3 bis 6 Uhr nachmittags, in welcher Zeit 70 Wagen zur Fabrik gebracht werden müssen. Irgendwelche Anstände haben sich bei dem Betrieb der Anlage während der ganzen vorjährigen Kampagne nicht gezeigt, sie hat im Gegenteil alle Erwartungen voll befriedigt.

Auch die Aufstellung der Anlage ist in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit durchgeführt worden, indem der Monteur von Genua am 13. April abreiste und die definitive Betriebsaufnahme am 15. Oktober erfolgte. Zwischen der Monteurenbreise und der Betriebsaufnahme liegen also nur sechs Monate, eine Frist, innerhalb der man eine 400 m lange Brücke jedenfalls nicht hätte herstellen können, so daß man bei der Wahl einer Brücke während der vorigen Kampagne noch mit den früheren Transportschwierigkeiten zu kämpfen gehabt hätte.

Das System der Drahtseilschwebefähre dieser Art, auf dessen Ausarbeitung und Konstruktion die Firma Adolf Bleichert & Co. in Leipzig große Sorgfalt verwendete, dürfte neu sein. Es sind zwar Schwebefähren über Flüsse mit festen Schienen bekannt, hin und wieder sind auch primitive Fähren ausgeführt, deren Fahrbahn aus einem einfachen, über das Tal hinweggespannten Seil bestand. Aber in diesen Fällen war in der Regel nur eine Förderschale vorhanden, die im Pendelverkehr arbeitete. Doppelschwebefähren mit gegenläufigen doppelten Förderschalen sind dagegen wohl noch nicht ausgeführt worden, zudem sind derartig große Nutzlasten, wie sie hier gefördert werden, bei Seilschwebefähren ebenfalls neu.

Etwas Ähnliches zeigen die Kabelkrane, wie die Firma Adolf Bleichert & Co. einen für die Kolonial-Eisenbahnen in der Kolonie Surinam ausgeführt hat, doch fördert bei letzterem der Kabelkran nicht nur horizontal, sondern er kann auch vertikal heben und senken. Diese genannte, bei der Stadt Paramaribo aufgestellte Anlage dient dazu, den Surinam-Fluß zu überschreiten und auf diese Weise eine Eisenbahnbrücke zu ersetzen. Der Kran nimmt auf der einen Seite die Lasten der ankommenden Eisenbahnwagen auf, transportiert sie, ebenso wie Personen, auf die andere Flußseite und gibt sie hier in die

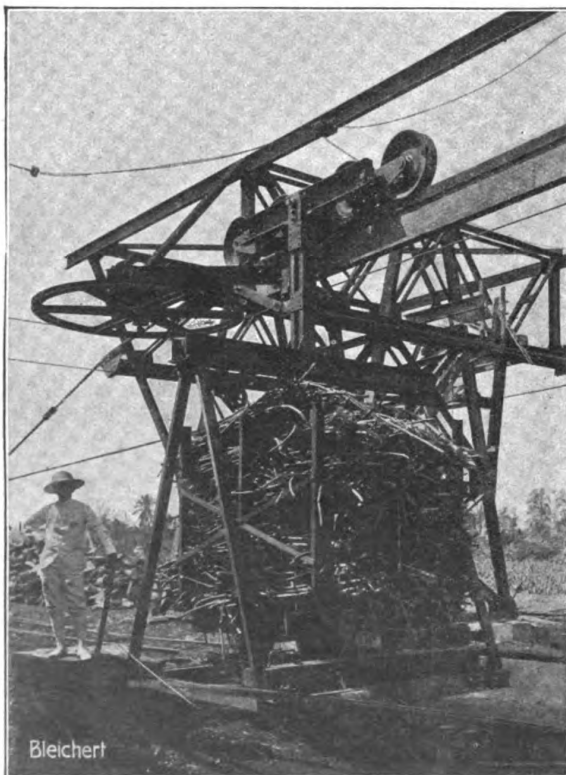


Abb. 3. Der beladene Wagen fährt in die Station.

Waggons des Schienennetzes auf der anderen Flußseite ab. Die Spannweite beträgt 310 Meter und die Maximallast 5000 kg, während die Maximallast der Schwebefähre in Panggoongredjo 6000 kg beträgt.

In Abb. 5 ist ein Bild dieses Seiltrajektkranes gegeben, das außerordentlich anschaulich die Tragkraft des Stahlkabels beweist, denn es stellt die Überfahrt einer vollständigen Lokomotive von einem Flußufer auf das andere dar.

Andererseits ist die Seilschwebefähre von Panggoongredjo auch insofern bemerkenswert, als sie eine spezielle und neue Abart der normalen Drahtseilschwebbahn dar-



Abb. 5. Eine vollständige Lokomotive

wird durch den Kabelkran befördert. Diese Anlage der Kolonial-Eisenbahnen in Surinam wurde von Adolf Bleichert & Co. in Leipzig erbaut.

stellt, doch weist auch hier die Fähre wie über den Metro-Fluß besondere Eigenheiten auf. Ihre Stundenleistung ist zwar gegenüber anderen Drahtseilbahnen nicht besonders bemerkenswert; man vergleiche nur, daß beispielsweise die Firma Solvay in Aingeray eine Drahtseilbahn besitzt, die stündlich 200 t fördert. Auf der Insel Elba sind zwei Drahtseilbahnen errichtet, über welche in der „Export-Woche“ ebenfalls berichtet wurde, die stündlich 200 t nach den Schiffen transportieren. Bei Vivero in Spanien fördert eine Anlage stündlich 350 t, und neuerdings wird bei Flamanville in Frankreich eine Doppelbahn gebaut, die in der Stunde 500 t hartes Eisenerz aus den Gruben zu den Schiffen transportiert, zwar unter Verwendung vierrädriger Laufwerke. Alle diese Bahnen sind von der Firma Bleichert gebaut worden. Dagegen ist die Panggoongredjo-Fähre wegen ihrer großen Einzellasten hervorzuheben. Lange Zeit war die größte Einzellast, die man mit Drahtseilbahnen transportierte, diejenige der Drahtseilbahn für die Prometna Banka in Serbien, wo Baumstämme von 3,5 t Gewicht an doppelten zweirädrigen Laufwerken befördert wurden. Späterhin ging man auch bei schüttbaren Massengütern zu größeren Einzellasten über und transportierte an vierrädrigen Laufwerken Einzellasten bis zu 2,5 t. Neuerdings werden an doppelten vierrädrigen Laufwerken bei zwei Bahnanlagen in Bosnien und in Rußland Stämme von 4 t Nutzgewicht an Seilen durch die Luft transportiert, die eine Länge bis zu 18 Meter erreichen, und unter denen sich Blöcke bis zu 1,2 Meter Durchmesser befinden.

Die neuen Personenschwebbahnen auf Aussichtspunkten im Gebirge transportieren sogar Wagen für 24 Personen im Gesamtgewicht von 4,2 t. Aber alle diese ebenfalls von der Firma Bleichert erbauten Anlagen übertrifft die Drahtseilbahn in Panggoongredjo mit 4,5 t Nutzlast an vier Rädern.

Die Kraftmomente der Resonanz.

Die Technik hat die Erscheinung der Resonanz, die in elektrischen Systemen ebenso wie in mechanischen auftritt, in der elektrischen Wellentelegraphie nutzbringend verwertet. Die Funkentelegraphie wäre ohne die Resonanz nicht denkbar.

Andererseits hat die Technik an mehr als einer Stelle recht unangenehme Bekanntschaft mit den Kräften der Resonanz machen müssen, z. B. als im Gleichschritt marschierende Truppen und Brückenkonstruktionen zusammenkamen. Nehmen wir etwa an, daß der feste Auftritt eines taktmäßig marschierenden Soldaten mit einer Last von 50 Kilogramm erfolgt, so wird eine Truppe von tausend Mann bei jedem Schritt einen Stoß von fünfzig Tonnen gegen die Unterlage ausführen. Diese Last, auch wenn sie einmal plötzlich aufgesetzt wird, ist an und für sich gegenüber den Riesenlasten, für die unsere Brücken berechnet sind, geringfügig. Es kann sich aber ereignen, daß der Marschrhythmus mit der Eigenschwingung der Brücke zusammenklingt bzw. ein Vielfaches der Schwingung ist. Dann setzt der nächste Schritt der marschierenden Truppe in dem Augenblick ein, da die Brücke sowieso wieder nach unten schwingt, und verstärkt ihre Bewegung. Der nächste Schritt wirkt ebenso, und den Schlußeffekt hat die Praxis leider gezeigt. Es sind reichlich feste Brücken unter dem Tritt marschierender Bataillone einfach niedergebrochen. Bekanntlich haben diese Vorkommnisse seit einer Reihe von Jahrzehnten zu der Vorschrift geführt, daß Brücken nicht im Taktschritt, sondern ohne Takt passiert werden müssen.

Die zweite unangenehme Bekanntschaft mit der Resonanz machte die Technik bei den Dampffördermaschinen. Das Leben der Bergleute hängt am Förderseil, jener aus bestem Stahldraht geflochtenen Strähne, die den Förderkorb trägt. Man wählt dies Seil daher so stark, daß es zehnfache Sicherheit, gewöhnlich zwanzigfache besitzt, das heißt, daß es erst bei der zwanzigfachen normalen Belastung zerreißen würde. Man revidiert ferner diese Seile in kurzen Zwischenräumen, um sich von ihrer Intaktheit zu überzeugen. Und doch hat sich zu wiederholten Malen ereignet, daß ein reichlich sicheres und gesundes Seil bei einer Personenfahrt plötzlich glatt abgerissen ist. Die Untersuchung ergab meist, daß Kräfte an dem Seil gewirkt haben mußten, die viel größer waren als diejenigen, die sich rechnungsmäßig aus der Förderlast und dem Beschleunigungsdruck ergaben. Erst allmählich kam man zur Erkenntnis. Man hatte auf der einen Seite ein mechanisches System mit einer Eigenschwingung, nämlich das lange fördernde Seil mit der Last des Förderkorbes daran, und auf der anderen Seite in der Dampfmaschine eine Kraft, die in einem bestimmten Rhythmus, den Kolbenbewegungen entsprechend, stoßförmig wirkte. Sobald Eigenschwingungen und Maschinenrhythmus in gleichem Takte zusammenfielen, mußte Resonanz auftreten, mußten Kräfte in das Förderseil kommen, die stark genug waren, es zu zerreißen. Heute kennt man die Gefahr und hat durch die Einführung der elektrischen Fördermaschinen die Mittel gefunden, ihr aus dem Wege zu gehen.

Die letzte üble Erfahrung mit der mechanischen Resonanz war die Katastrophe am Nauener Funkenturm, dessen Seile gerissen, so daß der Turm in sich zerfiel. Ein Schwanken der Türme wird sich niemals vermeiden lassen. Schwanken doch auch unsere massiven steinernen Kirchtürme, Leuchttürme und dergleichen im Winde. Man hat aber bei diesen infolge von Böen noch nicht mit Sicherheit Resonanzerscheinungen beobachtet. Wohl aber sind bisweilen Resonanzen zwischen der Eigenschwingung eines Turmes und der Schwingung seiner Glocke beim Läuten beobachtet worden, und heute noch wird behauptet, daß der Einsturz des Campanile in Venedig hauptsächlich durch das Glockenspiel verursacht worden sei.

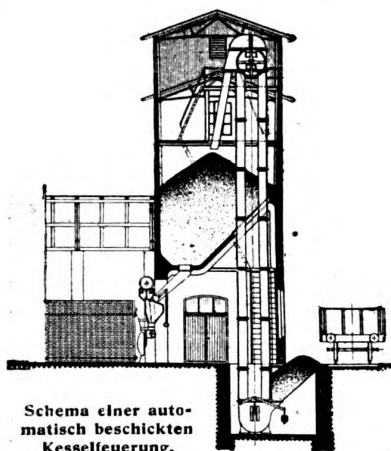
Auch in der Elektrotechnik sind unangenehme Resonanzerscheinungen beobachtet worden; es hat geraume Zeit gedauert, bevor man sicher verstand, Wechselstrommaschinen in Parallelschaltung zu betreiben. In jedem Falle ist die Resonanz eine bedeutsame Erscheinung der Technik.

Hans Dominik.

Kohlensparnis und Rauchverhütung*).

Wohl kein Gebiet des modernen Maschinenbaues zeitigte in den letzten Jahren so viele Fortschritte wie die Kessel- und Feuerungstechnik. Teils sind sie in dem Bestreben

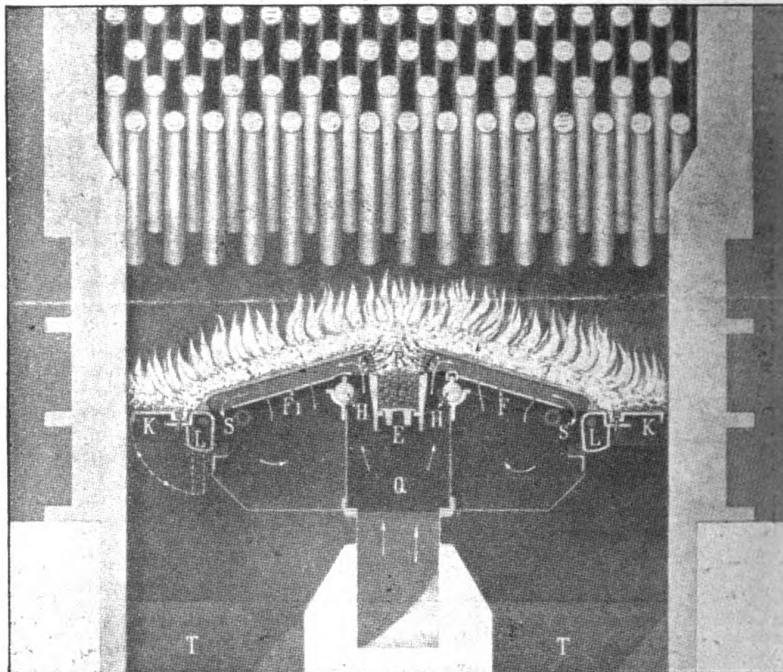
ist in den letzten Jahren dank der Bemühungen der Gewerbe- und Kesselrevisionsvereine hierin unzweifelhaft eine ganz bedeutende Besserung eingetreten.



Schema einer automatisch beschickten Kesselfeuerung,

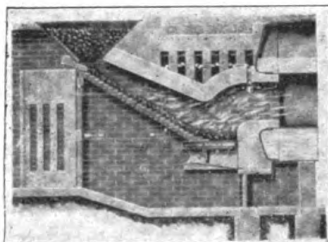
verbesserte Leachfeuerung in Verbindung mit mechanischer Bekohlungs-Anlage. Firma K. & Ch. Möller G. m. b. H., Brackwede i. W.

begründet, größere Kesseleinheiten zu schaffen, die sich nicht mehr ökonomisch mit Handfeuerung bedienen lassen, teils hatte man das Verlangen, sich möglichst unabhängig von dem Heizerpersonal zu machen, das in vielen Gegenden schwierig



Mechanische Unterschubfeuerung

der Deutschen Unterschubfeuerungs-Gesellschaft m. b. H.; Vertrieb: Nycboe & Nissen, Mannheim-Fabrikanten: Gebrüder Sulzer, Winterthur und Ludwigshafen a. Rh. und die Dietrich & Cie., Niederbronn i. Elsaß. Zuführung der frischen Kohle unter die glühende Brennschicht, vollkommene Verbrennung bei geringem Luftüberschuß, minderwertiges Brennmaterial ist verwendbar, Erhöhung des primären Kessel-Nutzeffektes, rauchfreie Verbrennung, das Brennmaterial ist in ständiger Auflöckerung.



Treppenrostfeuerung

Bauart Strube-Lang D. R. P. der Firma Wilh. Strube, G. m. b. H., Magdeburg-Buckau. Vollkommene Ausnützung des Brennstoffes, Rauchfreiheit, Brennmaterialersparnis gegenüber den einfachen Planrosten, gleichmäßige Dampfbildung, zweifache sekundäre Luftzuführung in hoch erhitztem Zustand. Die Beschickung erfolgt gleichmäßig und selbsttätig. Zum Teil zwangsläufige Luftzuführung, unter Verhinderung des Eintritts kalter Luft.

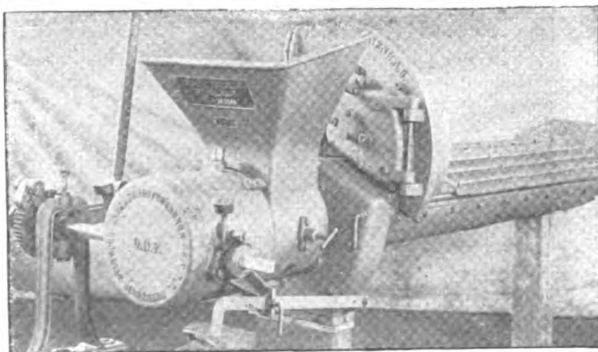
zu beschaffen ist. Ein anderer Gesichtspunkt, der Veranlassung zur Umgestaltung des Feuerungswesens gab, ist das Verlangen nach einer Verminderung der Rauchentwicklung.

Während früher, z. B. in großen Industriestädten, Schornsteine, die nicht endlose Rauchwolken ausströmen ließen, welche die Nachbarschaft belästigten, recht selten waren,

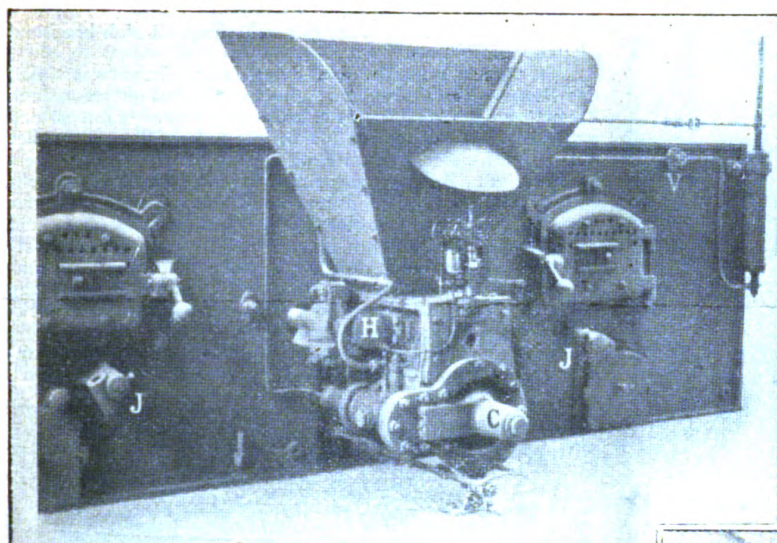
Die Forderung nach einer rauchlosen Verbrennung, namentlich in den Städten, in denen Fabrikanlagen mitten unter Wohnhäusern stehen, führte dazu, daß auf den verschiedensten Wegen die Rauchplage bekämpft wurde. Um die tauglichen Mittel hierzu richtig würdigen zu können, ist zunächst notwendig, die Rauchbildung in einer Feuerung zu prüfen. Zu diesem Zweck muß kurz auf die Theorie der Verbrennungsprozesse eingegangen werden.

Die Verbrennung der Kohle geht so vor sich, daß bei einer ihrer Zusammensetzung entsprechenden Verbrennungstemperatur sich die einzelnen Bestandteile (Kohlenstoff und Wasserstoff) mit dem Sauerstoff der Luft unter Wärmeentwicklung binden. Wenn die in der Kohle enthaltenen Elemente vollkommen verbrennen, so entwickeln sie farblose Gase, und die Verbrennung ist rauchlos.

*) Die von einem langjährig tätigen Spezialfachmann für rationelle Dampfkesselheizung und automatische Rostbeschicker geschriebenen Hinweise sollen lediglich eine allgemeine Einführung in das ebenso interessante wie schwierige Gebiet Kohlen sparend und Rauch verhütender, wirtschaftlicher Kesselfeuerung bilden. Die zwanglos eingestreuten Abbildungen gehen hauptsächlich kontinuierliche, mechanische Kesselfeuerungen wieder, ohne daß sie im Texte dieses Artikels hinsichtlich der Eigenart ihrer Konstruktion besonders behandelt werden könnten. Eine gewisse Gleichmäßigkeit in den konstruktiven Vorbedingungen zeigt sich hinsichtlich der Antriebsart, während in der automatischen Betätigung der Kohlenzufuhr und Roste, in der Ausbildung der Roste, überhaupt hinsichtlich der Vergasung der Kohle die verschiedensten Anforderungen des Brennmaterials und hinsichtlich der Kesselheizflächen, Kesselarten usw. durch die Systeme berücksichtigt werden. Eine Reihe von Sonderkonstruktionen, wie Überhitzer, Zugregler, Rauchgasprüfer, Wasserstandsfermeldeapparate, Saugzuganlagen, automatische Steuerung der Dampferzeugung nach dem Kraftbedarf der Maschine usw., werden in gesonderten technischen Abhandlungen besser und auf die Konstruktionsprinzipien eingehender berücksichtigt werden können. Die Gegenüberstellung der einzelnen Konstruktionen in dieser Arbeit verfolgt nur den Zweck, die praktischen Ausführungen in vorliegendem Artikel hinsichtlich der Theorie der Verbrennungsprozesse dem technischen Interessenten anschaulicher darzustellen. (Anmerkung der Red.)



Unterschubfeuerung der „Bamag“.

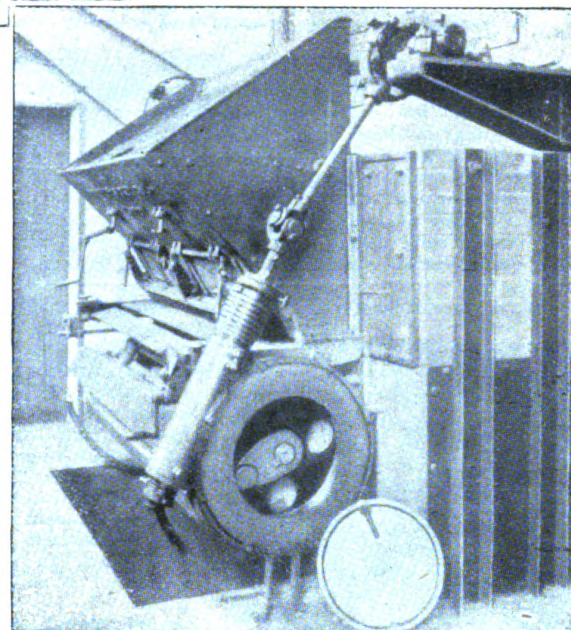


Außere Ansicht der mechanischen Unterschiebung der D. U. F. G.; mit Dampfmotor, der einen Kohlenschieber betätigt, und durch Kreuzkopf einen Gleitboden für die Bewegung der Kohle durch eine Retorte zur Rostfläche.

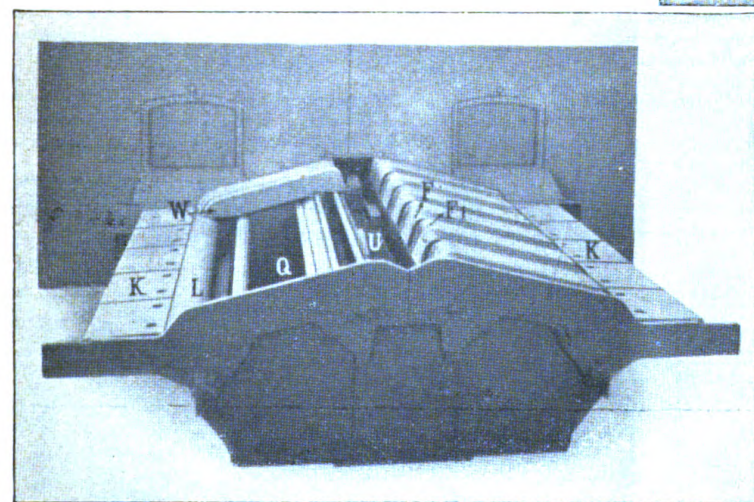
Ist die Verbrennung unvollkommen, so bleibt ein Teil des Kohlenstoffes unverbrannt als Ruß in den Gasen und macht dies dem Auge als Rauch bemerkbar.

Bei gasarmen, anthrazitartigen Kohlsorten ist eine vollkommene Verbrennung einfach zu erzielen, da in der Kohle der Kohlenstoff vorwiegend ist und nur Spuren anderer Elemente vorhanden sind. Der reine Kohlenstoff verbrennt zu Kohlensäure, oder wenn nicht genügend Luft und damit Sauerstoff vorhanden ist, auch teilweise nur zu Kohlenoxyd, doch ist auch letzteres Gas für das Auge unsichtbar.

Schwieriger gestalten sich die Verhältnisse bei den im Kesselbetriebe üblichen Kohlsorten, die neben dem Kohlenstoff noch andere wichtige Bestandteile in größerer Menge enthalten (Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff; diese Bestandteile der Kohle gehen unter sich wie auch mit dem Kohlenstoff chemische Verbindungen ein, von welchen die Kohlenwasserstoffe wieder in ihrer Form und in ihren Eigenschaften verschieden sein können. Man teilt diese Kohlenwasserstoffe nach dem Grad ihrer Flüchtigkeit (und damit nach der Höhe der benötigten Verbrennungstemperatur) ein in „leichte und schwere Kohlenwasserstoffe“. Letztere, als schwer entzündliche, werden auch Teerdämpfe genannt.



Wanderrost mit Unterwind für minderwertige oder schwer entzündliche Brennstoffe; die Rückstände werden automatisch vom Rost nach vorn transportiert. — Deutsche Unterschieb-Feuerungs-Gesellschaft m. b. H., Mannheim.



Draufsicht auf die Rostflächen der „Deutschen Unterschiebung“; die Roststäbe haben beiderseitige Neigung und gleichmäßige Zufuhr der Sekundärluft, die sich in einer Retorte vermischt mit Verbrennungsgasen der Kohle.

Bei den im Feuerraum herrschenden Hitzten scheiden die Kohlenwasserstoffe (von denen zuerst nur der Wasserstoff verbrennt) Kohlenstoff in feiner Form aus, und dieser ist die Ursache zur Rauchbildung, wenn nicht die sämtlichen Bedingungen für seine Verbrennung erfüllt sind. — Dazu gehört nun:

1. daß dem Feuerraum eine genügende Menge von Luft und damit Sauerstoff zugeführt wird, damit der Kohlenstoff zu Kohlensäure verbrennen kann,

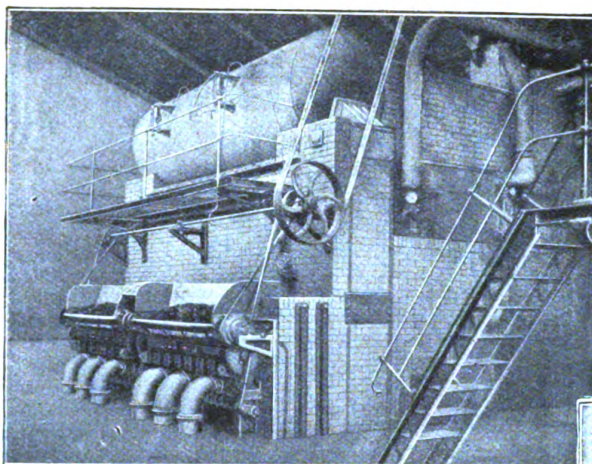
2. daß die für die Verbrennung notwendige Temperatur im Feuerraum herrscht,

3. daß für eine innige Mischung der vorhandenen Gase mit der Frischluft gesorgt wird. Ist eine oder gar mehrere dieser Bedingungen nicht oder nicht vollkommen erfüllt, so ist die Verbrennung unvollkommen, und die Dämpfe verdichten sich teilweise oder sie scheiden Kohlenstoff und andere feste Bestandteile aus.

die sich dem Auge als Rauch bemerkbar machen.

Es sind also teilweise entgegengesetzte Forderungen, die im Interesse einer vollkommenen Verbrennung zu stellen sind; denn wenn auch einerseits ein bestimmtes Luftquantum für die Verbrennung benötigt ist, so bewirkt das Eintreten kalter Luft, daß die Verbrennungstemperatur, der wichtigste Faktor, herabgemindert wird.

Es ist also dafür Sorge zu tragen, daß zwar die nötige Luft in die Feuerung eintritt, aber keine kalte Luft, sondern vorgewärmte heiße Luft. Dadurch kommt von selbst die Verbrennungsluft durch die Spalten des Rostes in die Feuerung, wobei sich die Sekundärluft während des Passierens durch die auf dem Rost befindliche brennende Kohlschicht hoch erwärmt, dagegen ist der Eintritt von Luft über dem Rost nach Möglichkeit einzu-



„Pluto Stoker“ mit Druckluftbetrieb an einem Garbe-Kessel mit 300 qm Heizfläche und 13 Atm. Betriebsdruck für Handbeschickung bei P. Pielte, Papierfabriken in Pilsen.

schränken. Hier trifft man namentlich bei der üblichen Handfeuerung auf Planrosten oft auf Schwierigkeiten.

Zunächst ist die Feuertüre bei der Handbeschickung in bestimmten Abständen zu öffnen, wenn der für die Verbrennung notwendige Brennstoff aufgeworfen werden muß. Es tritt dann eine große Menge kalter Luft ein, selbst wenn der Zugschieber während des Aufwerfens geschlossen wird. Der Schornstein zeigt alsdann mit ziemlicher Genauigkeit das Neuaufwerfen von Brennstoff an der Art der Rauchgase.

Beim Abschlacken, z. B. von Planrosten usw., tritt am meisten kalte Luft ein.



Pluto-Stocker-Hohlrostkörper mit innerer Luft- und Dampfkühlung.

Durch die Erkenntnis der unvollkommenen Verbrennung und Unterteilung der Flamme, nicht rationeller Karburierung usw., kamen die verschiedenartigsten Vorschläge, um den Rauch zu vermindern bzw. zu verhüten.

Aus dieser Zeit stammen die sogenannten rauchverzehrenden Spezialfeuerungen, die jedoch Sekundärluft eintreten ließen, um für die nötige Luftmenge zu sorgen, ohne dabei die Türen öffnen zu müssen. Man erreichte dadurch zwar nicht eine bessere Verbrennung, aber der Rauch wurde verdünnt und für

das Auge nicht mehr so sichtbar wie bisher.

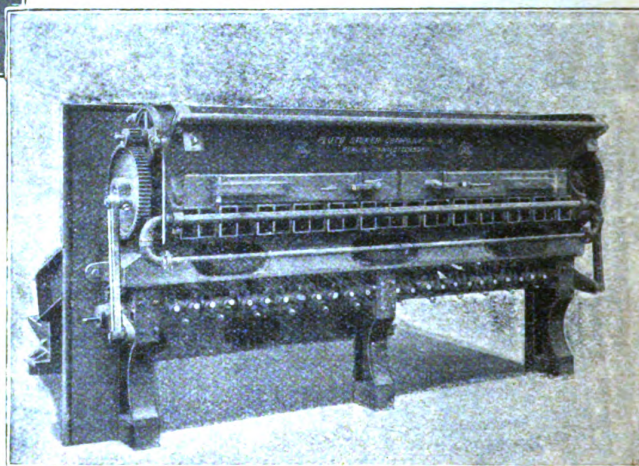
Der Rauch wird durch zu große Luftzuführung stark verdünnt, bleibt aber in seinen ungünstigen Wirkungen doch bestehen.

Da die rauchverzehrenden Feuerungen aber doch das Gute haben, daß es im Feuerungsbau wenigstens zur Entfaltung der Konkurrenz kam, wurden die Systeme immer zahlreicher. Die Erkenntnis, daß die Rauchfreiheit nicht unbedingt mit Sparsamkeit im Kesselbetriebe vereint ist, im Gegenteil die Mittel, mit welchen die Rauchverzeherung erreicht wird, meist

Schädigungen im Nutzeffekt der Feuerung mit sich brachten, ist neueren Datums.

Als versucht wurde, den Rauch so zu bekämpfen, daß das Brennmaterial möglichst gleichmäßig bei geschlossenen Feuertüren beschickt wurde, kam die Technik dann zu den automatischen Beschickungsvorrichtungen, die in großer Anzahl und vielen Systemen in allen Industriegegenden verbreitet sind. Bei den automatischen Beschickungsvorrichtungen tritt als Übelstand hervor, daß die Apparate oft nur einen bestimmten Teil des Rostes richtig vollwerfen, und daß auf anderen Teilen dann unvollkommen deckende Rostbeschickung entsteht, durch die dann die kalte Luft ungehindert eintreten kann. Der Nutzeffekt der Feuerung ist dann herabgemindert, es tritt auch die Rauchentwicklung wieder in Erscheinung.

Diese Beschickungsvorrichtungen oder „Wurffeuerungen“ sind nicht immer vollkommen „automatische Feuerungen“.



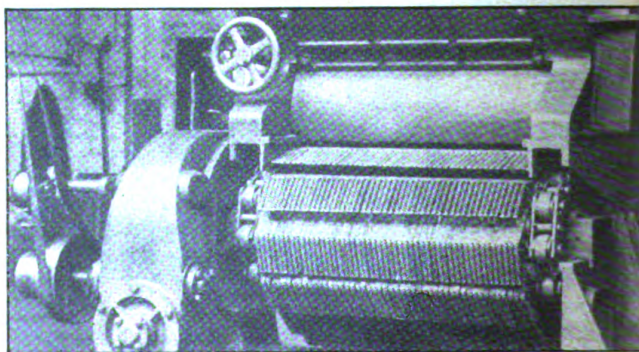
Vorderansicht eines Patent-Universal-Wanderrostes „Pluto Stoker“.

Sie übernehmen eine Funktion des Heizers, das Aufgeben des Brennstoffes bei geschlossenen Türen, jedoch muß das Verteilen der Kohle auf dem Rost, das Schüren und Aufbügen wie bei einem Planrost oft noch von Hand bei geöffneter Feuertüre geschehen. Auch das Abschlacken wird z. T. von Hand vorgenommen.

Wurffeuerungen haben u. U. auch den Nachteil, daß sie zu sehr an bestimmtes Kohlenmaterial gebunden und in der Stückgröße der Kohle beschränkt sind; es ist nicht immer möglich, die Schwankungen eines wechselnden Betriebes ohne Handfeuerung auszugleichen.

Ungünstig ist es, wenn frische Kohle bis an das Ende der Rostfläche aufgegeben werden muß, um zu vermeiden, daß der hintere Teil des Rostes unbedeckt ist, wo der kalten Luft Zutritt gewährt wäre.

Vollkommene Feuerung verlangt, daß die frische Kohle am vorderen Teil des Rostes aufgegeben wird und die bei der zuerst eintretenden Verkohlung entwickelten Gase über



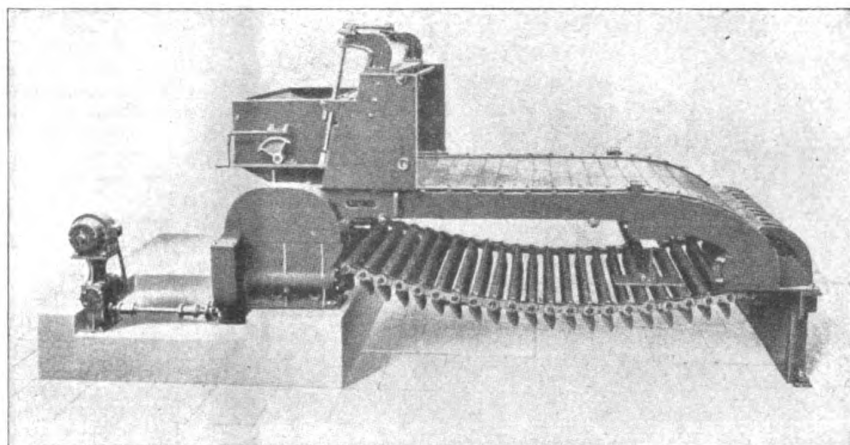
Wanderrost Patent Placzek der Rheinischen Dampfkessel- und Maschinenfabrik Böttner G.m.b.H., von der Beschickerseite gesehen.

den hinteren Teil des Rostes, auf dem glühendes, fast ausgebranntes Material liegt, hinwegstreichen, dabei vollkommen verbrennend.

Diese Forderung führt zur Entwicklung und Verbreitung des „Kettenrostes“, der eine mechanische Feuerung darstellt, die in Amerika zuerst Eingang fand und auch in Deutschland umfassend verbreitet ist.

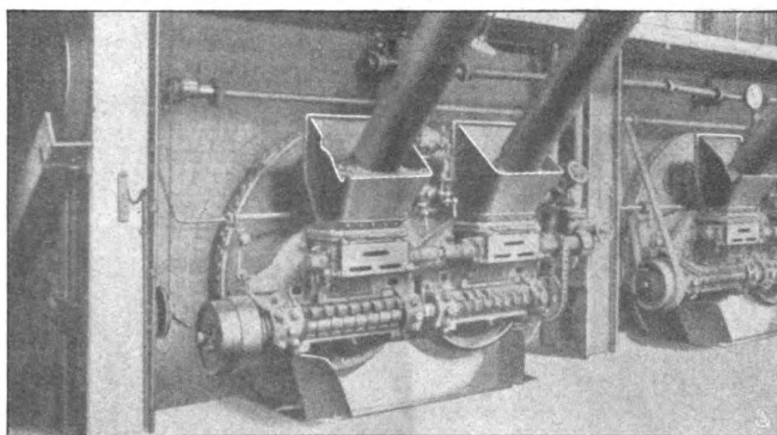
Bei den Wanderrosten wird der Brennstoff ohne Öffnen einer Feuertür kontinuierlich dem Feuer zugeführt und mittels einer gleichmäßig fortschreitenden Bewegung der Roststäbe, die wie die Glieder einer Kette aneinandergereiht sind, durch den ganzen Verbrennungsraum hindurchtransportiert. Die Kohle bleibt also auf demjenigen Teil des Rostes liegen, auf den sie einmal gefallen ist, und brennt allmählich aus, bis die entgasten Rückstände durch einen Abstreifer oder eine ähnliche Konstruktion in den Schlackenraum geschafft werden.

Wenn die Kohlen in ihrem Wert und ihrer Zusammensetzung nicht gleichmäßig sind, z. B. bei Kohlegemischen, Grus, Abfällen, so werden einzelne Kohlenteile schneller ausbrennen als andere. Es werden also bei ungünstiger Konstruktion des Kettenrostes Luftlöcher, „Nester“, entstehen, durch die kalte Luft in den Feuerraum hindurchtreten kann. Jedenfalls war aber der Kettenrost die erste „mechanische“



Wanderrost

System Placzek der Rheinischen Dampfkessel- und Maschinenfabrik Büttner G. m. b. H., Uerdingen a. Rh. Roststäbe sind weder auf Zug noch auf Druck beansprucht, können sehr schmal sein, die Roststäbe sind lückenlos, Verbrennung daher ökonomisch, leicht auswechselbar, Abstreifer tiefgesetzt.



4 kombinierte Flammrohr-Rauchrohrkessel

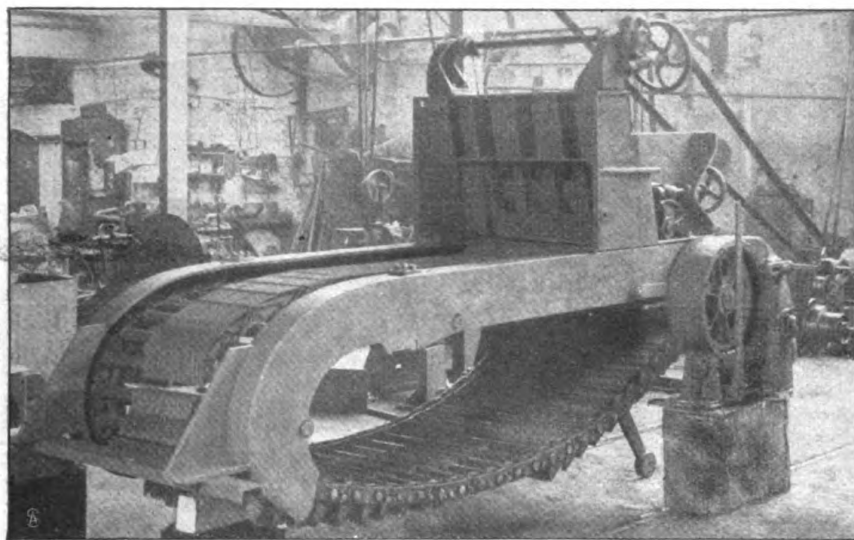
von je 260 qm wasserberührter Heizfläche mit Ueberhitzern und mechanischen Feuerungen (inzwischen um einen fünften Kessel gleicher Größe erweitert) in der Elektrischen Zentrale der Firma Thyssen & Cie., Mulheim a. d. Ruhr, ausgeführt durch und nach System der Rheinischen Dampfkessel- und Maschinenfabrik Büttner G. m. b. H., Uerdingen a. Rh.

Feuerung, bei der die Frage der Rauchverminderung besser gelöst ist.

Der Kettenrost ist wie die Wurfheizung in seinem Anwendungsgebiet Beschränkungen unterworfen durch die Wahl des Brennstoffes. Anfänglich war der Kettenrost überhaupt nur für Nußkohlen zu gebrauchen, und erst allmählich ist es durch große Aufwendungen von Zeit, Mühe und Versuchskosten gelungen, ihn auch für andere Kohlenarten geeignet zu machen. Immerhin mußten aber auch diese ge-

wisse Eigenschaften haben, um den Erfolg zu sichern. Es ist beispielsweise schwierig, auf einem Kettenrost gasarme oder schwer entzündbare Kohlen zu verbrennen, da diese ohne richtige Vergasung über den Rost wandern, ihr Heizwert wird nicht ausgenützt. Großstückige Kohlen eignen sich unbedingt nicht für die Verbrennung auf dem Kettenrost, da sie eine gewisse Bewegung der einzelnen Teile gegeneinander erfordern, um zu verhüten, daß nur die Oberfläche ausbrennt und der Kern des Kohlenstückes verkohlt und ohne gründliche Ausnützung seines vollen Heizwertes in den Schlackenraum wandert. Der Kettenrost ist vermöge seiner Konstruktion seltener für die Innenfeuerungen geeignet, sondern mehr für Unter- oder Vorfeuerung anzuwenden; es kommen also die vielen Fälle, in denen der beliebte Flammenrohr- oder Kornwallkessel eine mechanische Feuerung erhalten soll, für den Kettenrost wohl selten in Frage.

(Fortsetzung dieses Artikels in Nr. 39.)



Ein Wanderrost

Patent Placzek in Montage. Die Abb. zeigt die die Feuerungsschicht tragenden Glieder des Rostes. Herstellung: Rheinische Dampfkessel- und Maschinenfabrik Büttner G. m. b. H., Uerdingen.



Beladen der Waldbahnwagen durch Elefanten in Indien.
Waldbahn rucks von Orenstein & Koppel, Arthur Koppel A.-G., Berlin.

Technisch-industrielle Konjunktur.

Die Firma Takata & Co. in Tokio erteilte einen Auftrag der kaiserlichen Stahlwerke in Japan von mehreren Millionen Mark für die Erweiterung ihrer Anlagen bei der Gutehoffnungshütte in Oberhausen und der Deutschen Maschinenfabrik in Duisburg. Der Auftrag, der den deutschen Werken im Wettbewerb mit amerikanischen zuzuführen, betrifft Eisenkonstruktionen.

Der bekannten Firma Stocks & Kolbe, Schiffswerft in Kiel-Wellingdorf, ist der Bau des Polar-Schiffes für die Deutsch-Arktische Expedition Schröder-Stranz übertragen worden. Es wird vielleicht möglich sein, in Text und Bild weiteres über den Verlauf der Expedition in unsern Blättern mitzuteilen. Diese Firma baute auch das in dieser Nummer abgebildete Doppelschraubendieselmotorschiff „Hermann Krabb“. Dieses Frachtschiff von 800 t Tragfähigkeit ist 57,6 m lang und 9,25 m breit, für Argentinien bestimmt und wird in Montevideo seinen Heimathafen finden. Die das Schiff treibenden Maschinenanlagen von zweimal je 260 P. S. sind direkt umsteuerbar, und zwar nach dem System Benz-Hessellmann. Es ist interessant, zu verfolgen, wie die deutsche Motorindustrie in lebhaftem Wettbewerb steht, und daß zusehends die Verwendung von Teeröl-Einspritzmotoren für die höhere Ladefähigkeit der deutschen Schifffahrt von weltumfassender Bedeutung sein wird, da künftig die Kohlenstationen in ihrer Bedeutung wesentlich abnehmen dürften. „Hermann Krabb“ ist nach Mitteilungen der Schiffswerft das erste Motorschiff, das, als Schiffskörper wie Maschinenanlage ausschließlich und gänzlich aus deutschem Material gebaut und hergestellt, nach Übersee geht. Alle maßgebenden Werften und Fabriken interessieren sich jetzt für seetüchtige Motorschiffe.

Auf der Kruppschen Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, die bekanntlich zu den größten deutschen Hüttenwerken zählt, ist ein neues Drahtwalzwerk im Bau, das für eine jährliche Produktion von 100,000 t Walzdraht eingerichtet wird, die in den Anlagen der Westfälischen Drahtindustrie in Hamm weiter verarbeitet werden sollen. Ferner ist bereits die Errichtung eines Blechwalzwerkes auf der Friedrich-Alfred-Hütte geplant, wie überhaupt für die Zukunft mit einer stetigen weiteren Ausdehnung des Kruppschen Werkes in Rheinhausen zu rechnen ist. Das Werk verfügt jetzt über rund 1300 Morgen Grundbesitz, wovon für die vorhandenen Anlagen nicht viel mehr als ein Drittel notwendig ist.

Die japanische Regierung gab kürzlich einer Anzahl Suhler Waffenfabriken Aufträge auf Waffen. Da sie aber nur gering waren und die Hauptbedingung auf die Lieferung der sogenannten Reparaturmaschinen lautete, so vermutete man, daß die eigentliche Absicht bei der Erteilung der Aufträge auf wirtschaftliche Ausforschungen abziele. Ein Teil der Fabriken hat deshalb die Aufträge abgelehnt.

Ein neuer Erfolg deutscher Arbeit läßt sich in Mexiko konstatieren; die bekannte Firma Bach & Cie., S. e. C., hat mit der Bundesregierung einen Vertrag über Lieferung von Mäusergewehren nebst Munition für Spitzgeschosse (deren Wert sich auf über 8½ Millionen Mark beläuft), abgeschlossen.

Auf der bekannten Schiffswerft von Jos. C. Tecklenborg,

A.-G., Geestemünde, lief vor kurzem das erste Motorschiff der Werft, das für die Deutsche Dampfschiffahrts-Gesellschaft „Hansa“, Bremen, gebaute Motorschiff „Rolandseck“ vom Stapel. Der von der Werft erbaute Hauptmotor ist ein sechs-zylindriger Zweitaktmotor von etwa 2000 P. S. Die bis heute erbauten Motorschiffe sind fast ausschließlich Zweischraubenschiffe mit Motoren von geringerer Leistung.

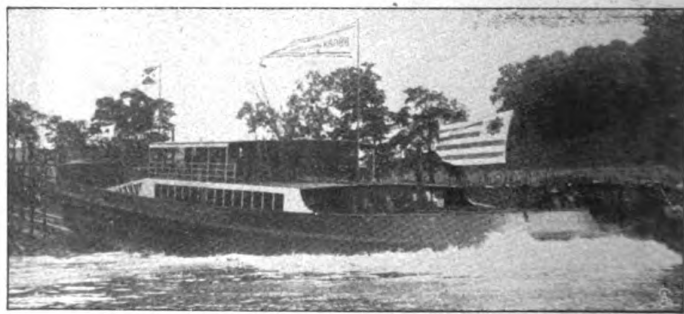
Zur Feier des fünfzigjährigen Opel-Jubiläums war auch der Groß-

herzog von Hessen erschienen. Dieserhalb fand nach einer Besichtigung der Rüsselsheimer Fabrikanlagen der Firma Adam Opel ein Festessen statt, dem sich eine Rheinfahrt anschloß.



Baumwolltransport auf rollendem Eisenbahnmaterial

der Firma Orenstein & Koppel, Arthur Koppel A.-G., Berlin. Betrieb der Howrah Mills Co. in Indien.



Stapellauf des „Hermann Krabb“ auf der Schiffswerft

Stock & Kolbe, Kiel. Doppelschrauben-Dieselmotorschiff.

In Kassel feierte am 17. August das bekannte Mathematisch-mechanische Institut von F. W. Breithaupt & Sohn sein 150jähriges Bestehen. Im Jahre 1762 durch Joh. Chr. Breithaupt begründet, hat die Firma seitdem im Bau von astronomischen, geodätischen und namentlich Grubenvermessungsinstrumenten bahnbrechend gewirkt. Die fünfte Generation ist jetzt in der Leitung tätig.

Die Firma Gebr. Stumm in Neunkirchen hat ihr neues Röhrenwalzwerk in Betrieb genommen und ist infolgedessen mit Offerten in Gasröhren am Markt. Die von der Firma geforderten Preise bewegen sich etwas unter den Sätzen, welche die zu einer losen Vereinigung zusammengeschlossenen Werke verlangen.

Der Generaldirektor des Eisen- und Stahlwerks Hoesch in Dortmund, Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Springorum, Vorsitzender des Vereins deutscher Eisenhüttenleute, ist zum Mitglied des American Iron and Steel Institute in New York ernannt worden.

Frankreichs industrielle Arbeit und Gewinne in Rußland sind bekannt. Ein technisch-wirtschaftlicher Bericht (La Russie et ses richesses, Etienne Taris, Paris, Pierre Roger) gibt in vier Abschnitten eine Uebersicht, eine Darstellung kultureller und volkswirtschaftlicher Verhältnisse Groß- und Kleinrußlands und der Fremdvölker und in einem Anhang vieles Interessante bietende Reiseeindrücke. Der Verfasser ist Ingenieur, ein Drittel der Schrift von 247 Seiten ist der Industrie Rußlands gewidmet. Die Ueberzeugung, daß der deutsche Handel seine Stellung in Rußland nicht vernachlässigen darf, läßt sich aus dem Bericht ersehen resp. zwischen den Zeilen entnehmen. Der Kern der Arbeit ermuntert zwar die französische Industrie, die in Rußland arbeitet. Es ist aber daraus ersichtlich, daß wir die russischen Absatzgebiete wirksamer in unseren kommerziellen Horizont einstellen müssen. Seit kurzem hat die Scheu, in Rußland Geschäfte zu machen, in Deutschland etwas nachgelassen. In ganz anderem Maßstabe aber sind andere Länder, denen nicht so gut eingefahrene Geleise zur Verfügung stehen, rührig. Der deutsche Kaufmann muß sich vor allem freimachen von minderwertigeren Agenten und Zwischenhändlern, welche vertretene Firmen rasch auszuheuten suchen. Als Vertriebs-Beispiel wird die Organisation des Vertriebes der Singerschen Nähmaschinen erwähnt, die in jedem Dorfe einen Agenten hat und durch monatliche Ratenzahlungen überallhin vordringt. Es gehören an die Spitze zuverlässige, nur der Firma dienende Leute, die vielleicht etwas teurer bezahlt werden müssen, dafür aber ehrlich arbeiten.

Die Berliner Telefunkengesellschaft hat mit Erfolg die drahtlose Verbindung quer durch Südamerika zwischen Lima an der Westküste und Para an der Ostküste eröffnet. Diese Verbindung (3400 km über Urwald) stellt die größte Leistung dar, die die Funkentelegraphie bisher erzielt hat. Handelt es sich doch um Überbrückung der 5—6000 m hohen Anden und Durchquerung des 2200 km langen Urwaldgebietes des Amazonasstromes ohne Leitungsdraht. Die in Lima aufgegebenen Telegramme gehen den 2200 km langen Luftweg direkt nach Manaos am Amazonasstrom und werden von dort nach dem 1200 km entfernten Para drahtlos übermittelt.

Handel und Verkehr.

Vorbereitung des Fernsprechers über See. Nach den Ermittlungen der National Telephone Company hat zu Beginn des Jahres 1911 die Zahl der Telephon-Sprechstellen betragen: in den Vereinigten Staaten von Amerika 8 Mill., Kanada 240,000, Mexiko und Westindien 35,000, Argentinien 40,000, Brasilien 15,000, Uruguay und Chile 20,000, Tunis 1450, Algier 5690, Ägypten 8000, Südafrika 14,744, Madagaskar und andere Kolonien 1000, Japan 128,500, Korea 6500, Formosa 3000, Brit.-Indien 12,124, Niederl.-Indien 8800, Siam, Cochinchina, Singapore zusammen 2500, China 8400, Neusüdwaes 36,631, Viktoria 2535, Queensland 9493, Südastralien 7410, Westaustralien 7239, Tasmanien 2737, Neuseeland 33,228. Der Fernsprecher gibt einen Maßstab für die Entwicklung des Wirtschaftslebens. In dieser Hinsicht verdient Interesse die Feststellung, daß Deutschland mit seinen mehr als 900,000 Vermittlungsanstalten und Sprechstellen Frankreich um mehr als das vierfache, Italien etwa um das zwölffache und Oesterreich-Ungarn um das zehn-

fache überragt. Von den überseeischen Ländern weisen die Vereinigten Staaten von Amerika den weitaus stärksten Prozentsatz an Fernsprechstellen auf.

Die deutsche Post als Vorbild. Die Einrichtungen der deutschen Post und Telegraphie sind in der letzten Zeit wieder zum Gegenstand des Studiums von zahlreichen ausländischen Postleuten gemacht worden. Ein niederländisch-indischer Inspektor machte sich mit dem Dienstbetrieb der wichtigsten Ämter in Berlin, dem Revisionswesen und der Poststatistik bekannt. Aus Japan studierte ein Rat aus dem Ministerium für den öffentlichen Verkehr im Reichspostamt die Einrichtung der Verwaltung, die Grundsätze für die Errichtung von Postämtern, das Bahnpost-, Personal- und Rechnungswesen. Der Generalinspektor der brasilianischen Post besichtigte eine größere Zahl von Dienstleistungen der Berliner Post. Er begleitete auch eine Bahnpost von Berlin nach Hamburg und zurück. Ebenso studierte ein chilenischer Beamter die Einrichtung mehrerer Berliner Ämter und einer Bahnpost. Die Generaldirektion der ottomanischen Post entsandte eines ihrer Mitglieder zum Studium der deutschen Einrichtungen. Zwei belgische Beamte besichtigten das Fernsprechemt in Köln. Von besonderem Interesse ist, daß aus Frankreich der Direktor der National-Sparkasse mit zwei Beamten in Berlin zum Studium des Postscheckdienstes weilte. Drei weitere höhere französische Beamte und ein Ingenieur studierten die Telegraphen- und Fernsprecheinrichtungen, zwei Inspektoren die Rohrpost. Außerdem erwartet man noch drei französische Beamte im September in Berlin, so daß jetzt nicht weniger als zehn französische Beamte zum Studium der deutschen Post nach Berlin kommen.

Wollproduktion in Deutsch-Südwestafrika. Die Aussichten einer deutschen Wollproduktion liegen für jetzt und die kommenden Jahre außerordentlich günstig. Das Ergebnis der Märkte der letzten Saison, das sich jetzt voll übersehen läßt, hat die Vermutungen bestätigt, welche die Kenner der Verhältnisse schon längst hegten: die australische Produktion ist einer nennenswerten Steigerung nicht fähig. Da überall in Australien die Arbeit des Pfluges einsetzt, wird künftig nicht mit Vermehrung, sondern mit einer Verringerung der australischen Wollproduktion zu rechnen sein, ein Zustand, der für Deutschland besonderer Beachtung bedarf. Die Bestrebungen, in Deutsch-Südwestafrika eine Wollproduktion im großen zu etablieren, findet ernsthafteste Beachtung aller beteiligten Interessenten. Zu den beiden älteren Unternehmungen in Nomtsas und in Orab ist in den letzten zwei Jahren die Deutsch-Südwestafrikanische Wollzüchterei G. m. b. H. getreten, die in bester Lage von Südwest etwa eine Viertel Million Hektar Land gekauft hat.

Nachnahmeverkehr mit dem Ausland. Das Reichspostamt ist von den kaufmännischen Körperschaften ersucht worden, Sorge dafür zu tragen, daß der Nachnahmeverkehr mit dem Ausland, der in unseren Seestädten einen starken Umfang erreicht hat, pünktlich abgewickelt werde. Es wird als Übelstand empfunden, daß die Auszahlung der Nachnahmebeträge für die nach dem Ausland gerichteten Sendungen mit Verspätung erfolgt. Die Überweisung des Geldes durch die Postbehörde hat u. U. bis zu zwei Jahren in Anspruch genommen, obgleich ausgezeichnete Verbindungen mit dem Auslande die Sendungen rasch bestellen.

Beförderung explosiver und feuergefährlicher Waren in Seeschiffen. Bekanntlich ist am 1. Juni 1912 in den deutschen Seebundesstaaten eine übereinstimmende Verordnung in Kraft getreten, die für die Beförderung gefährlicher Waren in Kauffahrteischiffen verschärfte Vorschriften enthält. Im Gegensatz zur Eisenbahnverkehrsordnung, die den gleichen Zweck für den Eisenbahnverkehr erfüllen soll, wird man diese neue Verordnung kurz als Seeverkehrsordnung bezeichnen können. Um die Beachtung der neuen Vorschriften zu erleichtern, hat der Verein Hamburger Ree-ter die Herstellung eines alphabetischen Verzeichnisses der von der Verordnung betroffenen Waren — es handelt sich dabei um etwa 800 Positionen — unter Hinzufügung der jeweilig in Frage kommenden Verladungsvorschriften vorbereitet, das in Kürze zur Ausgabe gelangen wird. In Zukunft werden an Hand dieses Verzeichnisses die Frachtabteilungen der Reedereien oder die Stauereibetriebe bei Andienung der Waren sofort die zugehörigen Vorschriften feststellen können. Die Herstellung eines ähnlichen Verzeichnisses für die Verpackungsvor-

schriften soll, wie die Hamburger Beiträge hören, der Verein zur Wahrung der Interessen der chemischen Industrie Deutschlands in Aussicht genommen haben.

Statistik des deutschen Handels mit Samoa. Nach Erörterungen in der Deutschen Kolonialzeitung über den Handel Samoas im Jahre 1911 (Gesamthandel dieser Kolonie 8½ Millionen Mark) entfielen von der Gesamtausfuhr von 4,39 Millionen Mark auf das Mutterland 2,12 Millionen Mark, also noch nicht die Hälfte. Von der Gesamteinfuhr (etwa über 4 Millionen Mark) stammte der fünfte Teil (885,000 Mark) aus Deutschland. Den Hauptteil der eingefuhrten Waren lieferte Australien (2,57 Mill. M.). An der Gesamtsteigerung der samoanischen Einfuhr von 604,000 Mark gegen 1910 war Deutschland nur mit 13,400 Mark beteiligt. Der Einfluß englischen Kapitals machte sich mehr geltend. Die weite Entfernung der Kolonie von Deutschland und die Nähe englischer und australischer Gebiete trug wesentlich dazu bei.

Solinger Ausfuhrgüter. Die Eisenbahndirektion in Elberfeld hat die Solinger Handelskammer ersucht, sich zu der Frage zu äußern, inwieweit es gerechtfertigt wäre, die Wagengestellung für Ausfuhrgut über See gegenüber anderen Gütern zu bevorzugen. Der Tarif läßt eine solche Bevorzugung zurzeit nicht zu. Zur Begründung der Anregung wurde angeführt, daß die Güter nicht immer so frühzeitig auf den Weg gebracht werden könnten, daß sie vorzeitig eintreffen, um den Schiffsanschluß zweifellos zu erreichen. Es komme vor, daß die Verhandlungen mit den Reedereien nicht immer so zeitig ihren Abschluß fänden oder die Schiffszeit nicht genügend feststehe. Es trete dann für die Versender die Notwendigkeit beschleunigter Absendung bei vorzeitigem Schiffsabgang oder die Zahlung

von Liegegeldern bei späterer Abfahrt ein. Die Kammer hält es für gerechtfertigt, daß die Wagengestellung für Ausfuhrgut über See gegenüber anderer Güter — insbesondere bei Wagenmangel — bevorzugt werde. Da für viele Transporte nur alle zwei bis vier Wochen Verschiffungsgelegenheit besteht, könne eine Verspätung der Gestellung der Wagen zur Folge haben, daß die Ware für mehrere Wochen auf Lager genommen werden müsse. Oft verweigern die ausländischen Abnehmer die Annahme der Waren wegen Ueberschreitung der Lieferfrist.

Errichtung von russischen Handelsagenturen im Ausland. Durch ein Gesetz, das vor kurzem in Kraft trat, werden die im Ausland bestehenden Agenturen des russischen Finanzministeriums, mit Ausnahme der Pariser, aufgehoben, und an ihre Stelle treten besondere, dem Handels- und Industrieministerium unterstellte Agenten. Voraussichtlich werden folgende Posten eingerichtet werden: I. Kategorie in London, Berlin, Wien, Konstantinopel und New York; II. Kategorie in Hamburg, Frankfurt a. M., Rotterdam, Marseille, Genua, Teheran, Sofia, Schanghai und in Urga in der Mongolei.

Handelsverträge. Im Jahre 1917 läuft zwischen Deutschland und der Schweiz der Handelsvertrag ab. Die amtlichen Vorarbeiten beginnen jedoch schon früher in gemeinschaftlichen Arbeiten. Die deutsche Kommission für die Bearbeitung setzt sich aus demnächst zu ernennenden Regierungskommissaren des Reichsamtes des Innern zusammen. Der Handelsvertrag soll eine weitgehende Umänderung erfahren, vor allen Dingen wird auch beim neuen Handelsvertrag ein selbständiger neuer Zollltarif ausgearbeitet werden. Die neuerdings besonders gefestigten Beziehungen zwischen beiden Ländern lassen ein zweckdienliches Übereinkommen erwarten.

Aus der chemisch-technischen Industrie.

Die neuen Verfahren zur Gewinnung von Wasserstoff für militärische Zwecke. Wasserstoff für die Zwecke der Luftschiffahrt wurde, wie G. F. Jaubert in der Rev. gén. de chim. pure et appl. beschreibt, zunächst nach dem historischen Tonnenverfahren von Charles (Fe + H₂ SO₄) gewonnen, das Giffard, Tissandier und Renard verbesserten. Es kamen dann die verschiedenen Verfahren zur Wasserzerersetzung mit Hilfe des elektrischen Stromes nach Renard, Garuti, Schuckert, Schmidt, die Gewinnung des Wasserstoffs als Nebenprodukt bei der Elektrolyse der Chloralkalien durch die Chemische Fabrik Griesheim Elektron, ihre französische Filiale in Lamotte-Breuil und durch die Castner Kellner Co. in Runcorn (England). Nach dem Verfahren von Coutelle, der Internationalen Wasserstoffgesellschaft und anderen wurde Wasserdampf durch rotglühendes Eisen zersetzt. Aus Wassergas kann reiner Wasserstoff gewonnen werden: 1. durch Überleiten des Gases zusammen mit Wasserdampf über gelöschten Kalk bei 500° C. (Griesheim); 2. durch Verflüssigung des Kohlenoxyds und des Stickstoffs nach vorheriger Absorption der Kohlensäure (Frank-Caro-Linde). Die Zersetzung von Wasser mit Hilfe von aktiviertem Aluminium wurde zuerst von Mauriceau-Beaupré angewandt und neuerdings durch Griesheim-Elektron verbessert, indem an Stelle des giftigen Cyankaliums Ätznatron und an Stelle des Quecksilberchlorids Quecksilberoxyd verwendet wird. Die Carbonium-Gesellschaft m. b. H. in Friedrichshafen gewinnt Wasserstoff durch Spaltung von verdichtetem Azetylen mittels des elektrischen Funkens; das Hauptprodukt ist dabei Ruß. — Die Aufspeicherung des Wasserstoffes kann auf drei Arten erfolgen: 1. durch Kompression auf 150—200 Atm. 2. Überführung in Kalziumhydrid; 3. durch Verflüssigung. Zum Transport des komprimierten Gases sind im französischen Heere besondere Wagen im Gebrauch, auf denen sechs bei 150 Atm. Druck je 25 cbm Gas fassende Stahlflaschen montiert sind. Die Chemische Fabrik Griesheim Elektron hat Eisenbahnwagen zum Transport von 500 Flaschen mit zusammen 2750 cbm Gasinhalt konstruiert. Zum Füllen von Ballons direkt aus den Stahlflaschen hat Hauptmann Fleuri eine Vorrichtung angegeben, mit deren Hilfe 28 Stahlflaschen von je 7 cbm Inhalt zugleich entleert werden können. Die Anforderungen, die ein für militärische Zwecke

bestimmter Wasserstoffgenerator erfüllen muß, sind folgende: 1. möglichst Reinheit des Gases (mindestens 99 Prozent), um ein Maximum an Auftrieb zu erreichen; 2. Mindestproduktion 500 cbm stündlich im kontinuierlichen Betriebe; 3. schnelle Betriebsbereitschaft; 4. möglichst geringer Wasserverbrauch; 5. geringes Gewicht, demontierbar und auch mit Pferdebespannung leicht transportabel; 6. die Ausgangsmaterialien müssen unbegrenzte Zeit ohne Zersetzung haltbar sein. Diese Anforderungen werden durch drei von G. F. Jaubert ausgearbeitete Verfahren, das Hydrolith-, das Silicol- und das Hydrogenitverfahren, gut erfüllt: Hydrolith (Ca H₂) wird gewonnen, indem man metallisches Ca in horizontalen Retorten im Wasserstoffstrom erhitzt. 1 kg des 95prozentigen Produktes liefert bei der Einwirkung von Wasser über 1 cbm Wasserstoff, und die Entwicklung verläuft sehr rasch. Infolgedessen hat man schon lange versucht, diese Reaktion für die Wasserstoffgewinnung im Felde zu verwerten. Die starke Wärmeentwicklung und die gleichzeitige Bildung von Ammoniak (aus Ca-Nitrid, das neben CaO gewöhnlich im Ca H₂ enthalten ist) bereiteten anfangs große Schwierigkeiten, doch gelang es, im Laboratorium von Chalais-Meudon einen fahrbaren Apparat für eine Leistung von 1500 cbm in der Stunde zu bauen. Dieser Apparat hat sich während der Manöver gut bewährt, doch kostet 1 cbm Wasserstoff ungefähr 5 M. Das Silicolverfahren beruht ebenso wie das bekannte Verfahren von Schuckert auf der Einwirkung von konz. Natronlauge auf Silicium; statt des reinen Siliciums wird jedoch aus ökonomischen Gründen Ferrosilicium oder eine analoge Siliciumverbindung verwendet, und die Zersetzung erfolgt ohne äußere Wärmezufuhr. Es wurde ein großer Apparat zum Gebrauch im Felde konstruiert, der bis zu 800 cbm Gas stündlich liefert. — Das Hydrogenitverfahren benutzt dieselben Ausgangsmaterialien, die Umsetzung verläuft jedoch auf trockenem Wege. Das fein pulverisierte Gemisch von Ferrosilicium und Natronkalk gleicht grauem Sand und läßt sich leicht entzünden. 3 kg liefern lt. Chem. Ztg. etwa 1 cbm Wasserstoff. Durch Pressen erhält man Blöcke, die bei einem Volumen von nur 1 l beim Verbrennen 800 l reinen Wasserstoff liefern. Die Masse wird in luftdichten, verschraubten Blechbüchsen aufbewahrt.

Dr. Goldschmidt,

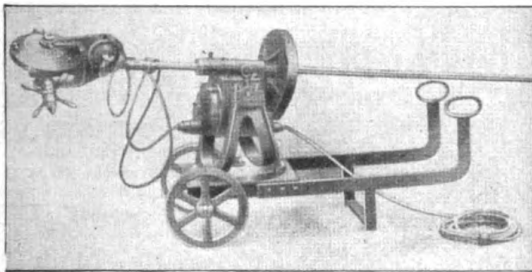
TECHNISCHE WOCHE

Kraftanlagen.

Die größte Kraftanlage Europas. Norwegen ist infolge seiner Wasserfälle das an natürlicher Wasserkraft reichste Land, deren industrielle Verwertung ständig um sich greift. In kurzer Zeit wird es den Ruhm haben, das größte Kraftwerk Europas zu besitzen. Es handelt sich um die Versorgung Christianias und Ostnorwegens mit elektrischer Kraft. Vor einigen Jahren kaufte der Staat den sogenannten Norefall in Numedal, wo sich durch entsprechende Arbeiten eine gewaltige Wasserkraft ansammeln kann, die für große Entfernungen für das südöstliche Norwegen ausreichend ist. Die Kraftstation bei Nore wird ein Gebäude von etwa 160 m lang. Hinter der Station liegt ein hoher Berg, wohin die Verteilungsbassins gelegt werden, und von wo die gewaltigen Rohrleitungen in einer sogenannten Röhrenstraße bis zur Kraftstation hinab geführt werden. In diese Verteilungsbassins wird das Wasser durch 6 km lange parallele Tunnels von einem Bergsee geleitet. In der Kraftstation finden 11 Turbinen Aufstellung mit etwa 20.000 Pferdekraften und 2 Turbinen mit 10.000 Pferdekraften. Im ganzen wird die Kraftstation mit 216.000 elektrischen Pferdekraften die größte Kraftstation Europas. Die ausgenutzte Fallhöhe wird 420 m sein. Die Kraft soll vor allem zum Eisenbahnbetrieb dienen, ferner zur Beleuchtung, für die Kleinindustrie und das Handwerk. Was übrig ist, wird der Großindustrie zur Verfügung gestellt. Dr. Kd.

Werkstattstechnik.

Schleifmotoren für Gleich- und Drehstrom. Die elektrisch betriebenen Schleifmaschinen, Schleifmotoren ge-



Fahrbarer Schleifmotor.

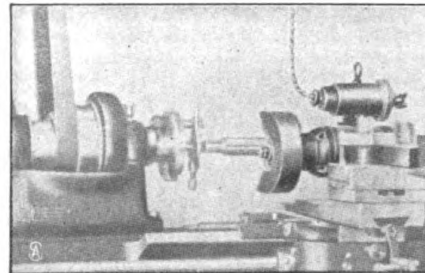
nannt, zählen heute zum unentbehrlichen Hilfsmittel für alle Betriebe der Metallindustrie, wo sie zum Ab- und Anschleifen, Fertigmachen von Arbeitsstücken aller Art auf Drehbänken sowie zum Schärfen und Schleifen von Werkzeugen mannigfache Anwendung finden. Von der Firma C. & E. Fein, Elektrotechnische Fabrik, Stuttgart, werden eine ganze Anzahl verschiedener Typen, die sich besonders durch die Mannigfaltigkeit ihrer Befestigungsvorrichtungen auszeichnen, auf den Markt gebracht. Die einfachste Art im Support, z. B. einer Drehbank, ist das Einspannen eines Vierkants wie bei Drehstäben. Für Feineinstellungen ist es häufig erwünscht, am Schleifmotor eine Vorrichtung zu haben. Die Firma bringt hierfür zwei Typen mit Längssupport und Vierkant bzw. mit Winkelbefestigung und Quersupport in den Handel. Bei allen Schleifmaschinen ist auf gutes Einspannen zu achten. Daher werden für Präzisionsschliff und schwerere

Arbeiten Motoren mit angegossenem Winkel bevorzugt. Zum Bearbeiten von Lokomotiv-Radbandagen, Achsschenkeln sind besonders kräftig gebaute Schleif-

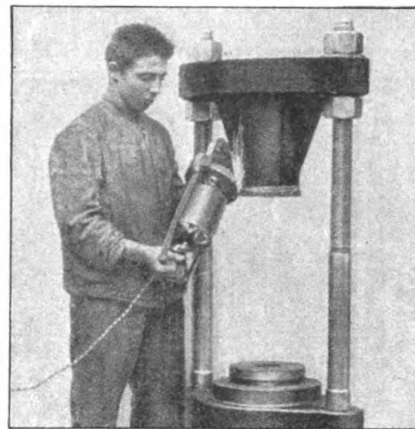
motoren mit hoher Motorleistung erforderlich. Die

Aufspannvorrichtungen sind in diesem Falle direkt an das Lagerschild angegossen, das zur Lagerung der Schleifscheibe dient. Durch diese Anordnung wird jede Fibration durchaus verhindert. Die einzelnen Typen können sowohl für Trocken- wie für Naßschliff eingerichtet werden. Für Innenschleifarbeiten werden außer den Spezial-Innenschleifmotoren Verlängerungsstücke zum Aufsetzen auf die Wellen der normalen Support-Schleifmotoren geliefert. Ueber die Konstruktionseinzelheiten sei mitgeteilt, daß die Außenwelle, auf deren einer Seite die Schleifscheibe sitzt, als

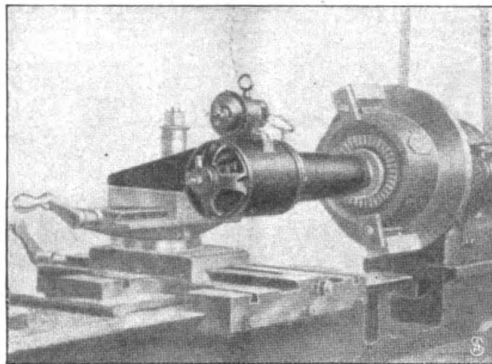
Konus ausgebildet und geschliffen ist. Auf der Welle sitzt zur Aufnahme der Scheibe eine Spannhülse mit Flanschen, damit diese nicht in direkte Berührung mit der Welle kommt. Die Lagerung erfolgt allgemein auf Kugeln, wodurch die Verwendung der Motoren in jeder Lage ermöglicht ist. Der elektrische Teil entspricht den Normen des Verbandes D. Elektrotechniker. Zum Antrieb kann Dreh- oder Gleichstrom benutzt werden. Da sich aber mittels Drehstroms höchstens eine Tourenzahl von 300/min. erreichen läßt, so werden Spezial-Innenschleifmaschinen, die eine höhere Tourenzahl erfordern, nur für Gleichstrom gebaut. Von den besonderen Modellen sei noch auf die Handschleifmotoren und die fahrbare Bohrmaschine mit verschiebbarer Arbeitswelle und Universal-Winkelbohrapparat hingewiesen. Die sechs Hauptbewegungen, die mit der Maschine ausgeführt werden können, sind folgende: 1. Die ganze Maschine läßt sich mittels des Fahrgestelles transportieren. 2. Das gabelförmige Drehgestell ist um 360 Grad um seine Achse drehbar. 3. Der mit dem Zahnradvorgelege



Schleifmotor mit Vierkant, eingespannt im Support einer Drehbank zum Nachschleifen einer Reibahle.



Handschleifmotor beim Bearbeiten eines Gußkörpers.

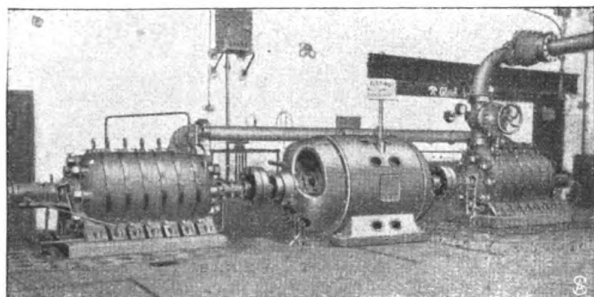


Innen-Schleifmotor, eingespannt im Support einer Drehbank zum Ausschleifen eines Drehstrom-Motorkörpers.

verschiedene Motor läßt sich um seine im Drehgestell ruhende Achse um 180° drehen. 4. Die Arbeitswelle, die die Bewegung des Motors auf den Winkelbohrapparat überträgt, ist ihrer Länge nach durch die hohle Achse des Vorgeleges verschiebbar. 5. Der Spezial-Winkelbohrapparat kann um die Achse der Arbeitswelle um 360° gedreht werden. 6. Der Spezial-Winkelbohrapparat kann ferner von links nach rechts in der Bohrebene um einen Winkel von 75° gedreht werden. Dr. Kd.

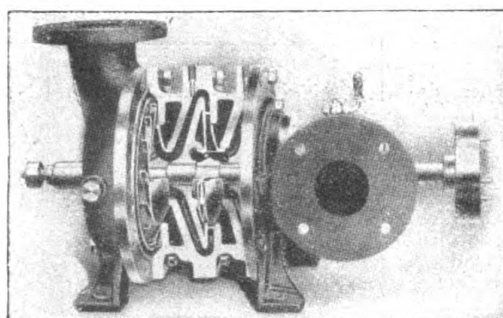
Pumpen.

Jaegers Turbinenpumpe. Die rotierende Bewegung des Elektromotors und der Dampfturbine läßt sich für Pumpen in sehr einfacher Weise ausnutzen, indem man sie direkt



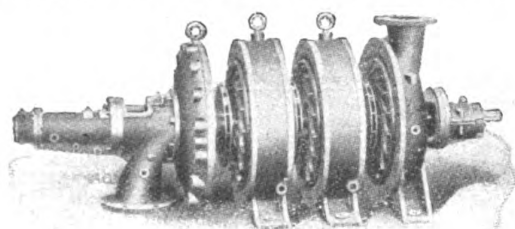
Jaeger-Pumpe mit elektrischem Antrieb.

mit der Antriebsmaschine kuppelt. Ein bemerkenswertes technisches Moment ist dabei der Fortfall aller hin und her gehenden Maschinenteile. Für die Beurteilung der Zweckmäßigkeit und der Wirtschaftlichkeit einer Pumpenanlage kann niemals der Wirkungsgrad einer Pumpe allein ausschlaggebend sein; denn wenn dieser auch nicht den



Schnitt durch eine Jaegerpumpe.

Wirkungsgrad einer gut gearbeiteten Kolbenpumpe erreicht, so sprechen doch der bequeme Antrieb, die gedrängte Bauart, die dadurch bedingte geringe Platzverfordernis, die Einfachheit der Bedienung und Regulierung, der stoßfreie Gang und der geringe Anschaffungspreis so zu ihren Gunsten, daß sie ständig mehr und mehr in Aufnahme kommen. Die von der



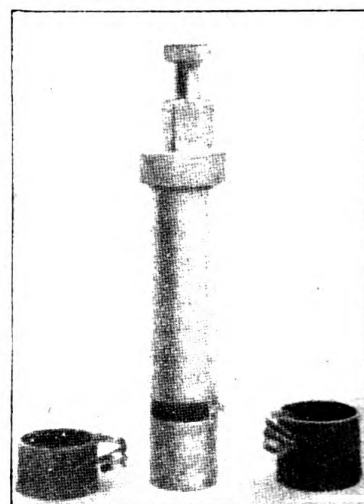
Ansicht eines montagefertig zusammenstellbaren Pumpenaggregates.

Firma, Pumpen- und Gebläsewerk C. H. Jaeger & Co., Leipzig-Plagwitz, die sich zuerst in Deutschland mit dem Bau der Turbinenpumpen befaßte, hergestellten Konstruktionen

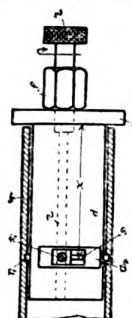
können als vorbildlich bezeichnet werden: so speziell die Teilung des Gehäuses an jeder Stufe, wodurch eine leichte Zugänglichkeit aller Teile ermöglicht wird, und die Art der Entlastung der Räder vom Seitendruck. Das Material der Lauf- und Leiträder ist ausschließlich zähe Bronze, während für die Welle bester Nickelstahl Verwendung findet. Die Lager sämtlicher größeren Maschinen sind mit Ringschmierung versehen. Die Pumpen finden für die verschiedensten Zwecke Verwendung, so zur Wasserförderung in Bergwerken, zur Wasserversorgung von Städten und Fabriken, als Dockpumpen, für Feuerlöschzwecke, ferner zur Förderung von Öl, Teer, Zuckersaft, Seife usw. Um für die verschiedensten Materialien einen möglichst hohen Nutzungswert zu erzielen, wird die Formgebung der Schaufeln dem jeweiligen Verwendungszwecke angepaßt. Die nachstehenden Abbildungen zeigen eine mehrstufige Pumpe sowie Konstruktionsdetails einer Pumpe geringerer Abmessung. Dr. Kd.

Werkzeug-Technik.

Rohrabschneider. Der nachstehend abgebildete, von der Hannoverschen Maschinenbau A.-G. hergestellte neuartige Rohrabschneider hat den Vorteil, daß er auch dann benutzt werden kann, wenn die Möglichkeit zur Befestigung eines Fräasers fehlt. Man sieht im abzuschneidenden Rohr (r) einen Dorn (d), der einen Anschlag (a) und eine Angriffsfläche (f) zum Drehen mit Maschinenkraft oder von



Ansicht des Rohrabschneiders.



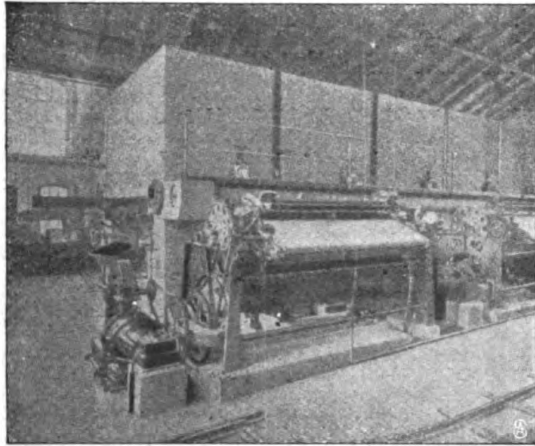
Schnitt des Rohrabschneiders.

Hand besitzt. In einer Aussparung des Dornes (a) ist eine Schneide drehbar gelagert. Durch Drehen des Zapfens (z) wird diese Schneide infolge ihrer exzentrischen Lage über den Dorn Durchmesser hinaus- und gegen die Rohrwandung gedrückt. Durch das Einschieben in die Rohrwandung und den dadurch hervorgerufenen Anschlag des Schneidstahls gegen die Schneidrille ist eine Verschiebung in der Längsrichtung unmöglich. Ist das Rohr durchschnitten, so wird durch Zurückdrehen des Zapfens die Schneide umgelegt, und der Dorn kann aus dem Rohrstücke herausgezogen werden. Zum Abschneiden kürzerer Rohrenden braucht zwischen Dorn und Anschlag nur eine entsprechend stark gewählte Unterlegscheibe gebracht werden. Dr. Kd.

Aufbereitung.

Ein neues elektrisches Tonreinigungsverfahren. Eine eigenartige Anwendung hat die Elektrizität neuerdings in der keramischen Industrie gefunden. Ton hat bekanntlich die Eigenschaft, in Wasser aufgeschlämmt, sich nur sehr schwer abzusetzen, eine Erscheinung, die erst neuerdings durch die fortschreitende Entwicklung der Kolloidchemie Erklärung gefunden. Kolloide, im täglichen Leben als Schleimstoffe bezeichnet, zeichnen sich dadurch aus, daß sie durch manche lösliche Salze, Säuren sowie auch durch den elektrischen Strom in flockiger Form aus ihren Lösungen abgeschieden oder, wie man sagt, ausgeflockt werden können, ohne daß eine chemische Einwirkung wahr-

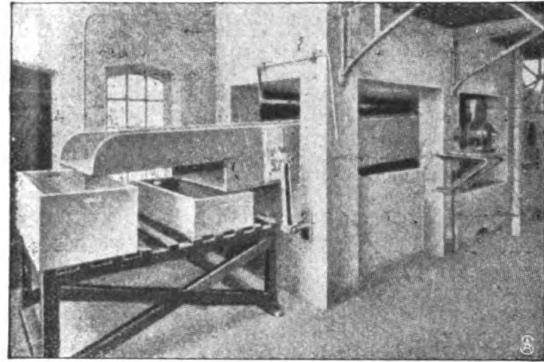
nehmbar wäre. Dieselben Erscheinungen zeigt der Ton. Sowie der Ton vom Bruche kommt, stellt er ein Gemenge von Tonsubstanz (Aluminiumsilikat) mit Sand, Pyrit und anderem Gestein dar. Je reiner der Ton, d. h. je höher der



Osmosemaschinen und Verteilungsbehälter des Verarbeitungsgutes.

Prozentsatz an reiner Tonsubstanz, um so größer ist — ceteris paribus — sein Wert. Die Reinigung erfolgte bisher in der Weise, daß man den Ton mit Wasser anrührte, wodurch die Gesteinsteilchen zu Boden sanken. Den aufgeschlämmten Ton ließ man dann in Kästen absetzen und befreite ihn schließlich von der Hauptmenge des anhaftenden Wassers durch Filterpressen. Ganz wesentlich wird die Reinigung vereinfacht, wenn man den elektrischen Strom zu Hilfe nimmt. Es findet dabei eine Auslockung unter gleichzeitiger Wanderung der Tonteilchen an die Anode

statt. Das Verfahren, das von dem Erfinder Dr. Graf Botho Schwerin herrührt, gehört der Gesellschaft für Electro-Osmose m. b. H., Frankfurt a. M., und findet Anwendung bei der Firma „Saaltonwerk“, Leipzig. Nach den Ausführungen von Dr. Störmer in der Tonindustrie-Zeitung hat sich das Verfahren bei der Abnahme, wo das schlechteste Material zur Verarbeitung kam, glänzend bewährt. Es wurde zuerst einem Reißwolf übergeben, der es zerkleinerte. Ein Becherwerk schaffte das zerkleinerte Material zu einem Quirl, wo der Electrolyt, eine durch Ausprobieren ermittelte Salzlösung, zugesetzt und untergemischt wurde. Hier fallen schon die größten Anteile aus, die durch ein Schüttelsieben abgeschieden und mittels einer Transportrinne zu einem Kasten abgeführt



Förderrinne und Küsten für die ausgeschiedenen Teile.

wurden. Der Tonschlamm fließt dann in unterirdische Behälter, wo sich auch die minder großen Verunreinigungen absetzen. Dieser vorgereinigte Tonschlamm wird auf die oberirdisch gelagerten Verteilungsbehälter gepumpt, von

Die
Beton-Pfostenform „Reform“

dient zur Herstellung von
Betonpfosten jeder Art
für Bretterzäune, Drahtzäune, Laternenpfähle, Wäschepfähle etc. Schöne Einfriedigungen erzielt man mit

„Reform“-Betonpfosten
billig und dauerhaft, weil sie
nicht faulen und nicht rosten.

„Reform“-Betonpfosten sind auch nagelbar durch Einstampfen unserer bewährten
Nagelhülsen „Reform“

Wolf & Co., Guben 30.
Spezialfabrik f. Zementformen u. Maschinen.

Petroleum-Starklichtlampen
„PERPETUA“

ohne Luftpumpe — ohne jeden Filter
Ventil sofort zu öffnen.

Eine wirklich außergewöhnlich
einfach zu behandelnde Stark-
lichtlampe.

250 HK. — 1500 HK.
für Innen- u. Außenbeleuchtung.

Eckel & Glinicke G.m.b.H.
Berlin SW61.



VERLANGEN SIE DEN NEUESTEN KATALOG

**AUTOGENE
SCHWEISS-
ANLAGEN**

TRANSPORTABEL UND ORTSFEST
EIGENE BEWÄHRTE KONSTRUKTIONEN

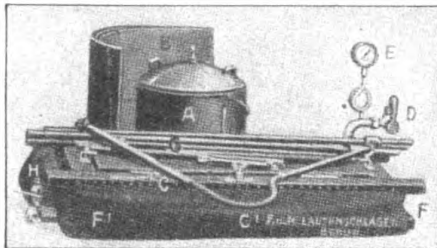
HAGER & WEIDMANN G.M.
BERG. GLADBACH 34 BEI KÖLN B. H.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

wo er in die Osmose-Apparate fließt. Hier wandert er von der Kathode zur Anode, auf der er sich festsetzt. Mittels eines Schabers wird er abgeschabt, fällt auf einen Transportband und von da in die Kästen, in denen er in den Trockenschuppen gebracht wird. Der Wassergehalt des von der Anode genommenen Tones betrug nur 24 Prozent. Das Verfahren ermöglicht die Verwertung solcher Tone, die bisher als wertlos angesehen wurden. Dr. Kd.

Desinfektion.

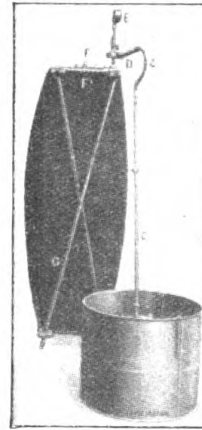
Zerlegbarer Desinfektionsschrank. Den dankenswerten Bemühungen der Herren Professor Dr. Sobernheim und Dr. Dittborn ist es gelungen, einen äußerst wirksamen und zerlegbaren Schrank für die Desinfektion von Kleidungsstücken mittels Formalin-Dampfgemenge zu konstruieren, dessen Herstellung von der Firma F. & M. Lautenschläger, Berlin, übernommen ist. Über Einrichtung und Gebrauch desselben wird in der Zeitschrift „Gesundheits-Ingenieur“ berichtet. Hiernach besteht der Schrank aus einer durch flanelartigen Wollstoff vor Wärmeverlust geschützten Hülle aus Ballonstoff, die durch



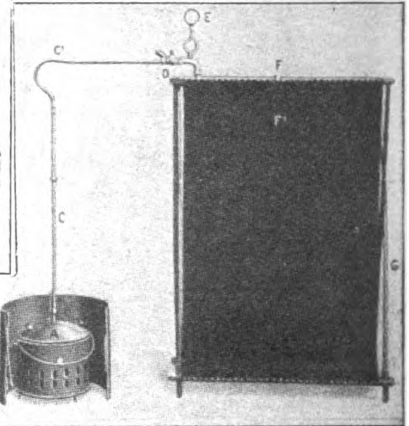
Apparat mit Zubehör, transportfähig zusammengelegt.

zwei Paare kreuzweise angeordneter Spreizen, die die Seitenwände darstellen, versteift wird. Den oberen und unteren Abschluß bilden Holzplatten, von denen die obere sich aufklappen läßt. Dieselbe ist mit einer Reihe von Haken versehen, die die zu desinfizierenden Kleidungsstücke tragen. Sie trägt ferner eingelassen eine Öffnung für das Zuleitungs-

rohr des Gasdampfgemisches. In der unteren Platte befindet sich eine Abzugsöffnung mit Abzugsrohr und Sperrhahn. Zur Erzeugung und Einleitung von Formaldehyd-Wasserdampf dient ein Flüggescher Formalindesinfektionsapparat. Damit er auch im Freien ruhig brennt und so eine gleichmäßige Entwicklung ermöglicht, wird er von einer blechernen Schutzhülle umgeben. Nachdem der Schrank mit den zu desinfizierenden



Schrank, au gebläht, während der Desinfektion.



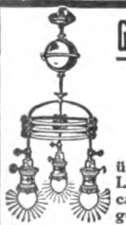
Schrank, aufgestellt, in gebrauchsfertigem Zustand.

Kleidungsstücken vollgehängt ist, wird die Verbindung mit dem Entwickler hergestellt und dieser angeheizt. Man läßt bei geöffnetem Abzugshahn den Dampf etwa 5 Minuten lang den Schrank durchstreichen und dreht dann den Hahn ab. Der jetzt in den Schrank eintretende Dampf erzeugt einen Überdruck, der sich durch Aufblähen der Stoffwandung bemerkbar macht. Droht der Druck zu stark zu werden, so öffnet man

Löwenbräu München

Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropensicheres
Qualitätsbier

In der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein, Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszlog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.



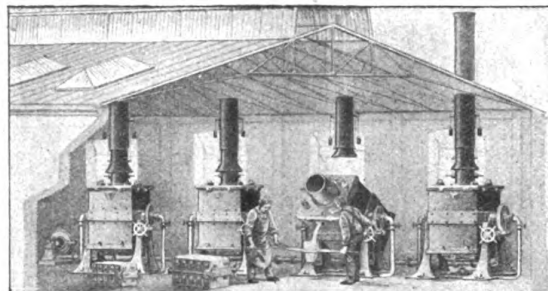
**Gasolin-Lampen,
Benzin-Lampen,
Hängeglühlicht,**

überall anwendbar. —
Lichtstärke jeder Flamme
ca. 100 Kerzen. Schöne,
geschmackvolle Muster.
Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl.,
Span. portofr. Wiederverkäuf. gesucht.
Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.



Musik-Instrumente
aller Art aus erster Hand
Herm. Oscar Otto
Markneukirchen Nr. 888.

Illustrierte Preisliste frei.
Für Harmoniums Spezial-Katalog.



Reform-Schmelzöfen wie in der Kgl. Geschützgießerei in Spandau.

Reform-Tiegel-Schmelzöfen

werden geliefert in stationärer und kipprarer Form zum Schmelzen von Bronze, Rotgull, Messing, Kupfer, Nickel, Qualitätsseisen usw.

Ca. 50% Zeit- und Koksersparnis gegenüber den gewöhnlichen Tiegelöfen mit Kaminzug

REFERENZEN: Technikum Mittweida — Königl. Technische Hochschule, Charlottenburg — Kaiserl. Staatsgewerbeschule Brunn — Kaiserl. Technische Hochschule, St. Petersburg — Kaiserl. Technische Hochschule in Tomsk (Sibirien) — Kaiserl. Gouvernements-Werkstätte in Tsingtau — Kommando der Kaiserl. Flottille in Dar-es-Salam — Königl. Geschützgießerei, Spandau — Zentraldirektion der Königl. Ungar. Staatsbahnen, Budapest.

H. Hammelrath & Co., G. m. b. H., Maschinenfabrik G. m. b. H., Caln-Münsterdorf 20.

Man verlange Prosp. evtl. telegraph. „Ofenprospekt“

**Qualitäts-
billige**

**Lieferung
Preise**

Kühltürme Luftfilter
für
alle Zwecke
Kühlwerksbau-Gesellschaft-Gotha.

REISS & MARTIN A.-G.

BERLIN S., Luisen-Ufer 53



Blecbearbeitungs-Maschinen

Schnitte und Stanzen

Komplette Neueinrichtungen einschl. Schnitten und Stanzen für Blech- und Metallwarenfabriken, Brenner-, Lampen- und elektrotechnische Fabriken, Knopf-Fabriken etc.

Erstklassiges Fabrikat

Kulante Preise

Schnelle Lieferung

einen in die Leitung eingeschalteten Hahn, durch den der entwickelte Dampf ins Freie geleitet wird. Hat sich der Schrank etwas abgekühlt, wodurch die Spannung nachläßt, so leitet man wieder Dampf ein. Nachdem sich alles Formalin verflüchtigt hat, schließt man den Verbindungshahn und läßt den Schrank noch etwa eine halbe Stunde mit Dampf gefüllt stehen. Es tritt allmähliche Kondensation ein, und die Wände werden etwas nach innen gedrückt. Nach einer Gesamtdauer von etwa einer Stunde ist die Desinfektion beendet. Neben der leichten Transportierbarkeit, der bequemen Handhabung spricht besonders der billige Preis von 100.— Mark sehr für die Beschaffung des Apparates.
Dr. Kd.

Neu erschienene Kataloge.

Riesaer Wagenfabrik Zeiller & Co., Riesa a. Elbe, Kranwagen jeder Tragkraft, eichfähig, Laufgewichtssystem mit Stempelapparat, Lastfuhrwerks-, Brückenwagen, Gleisbrückenwagen ohne Gleisunterbrechung, Hängebahn-Wagen für Speicher und Fleischereien, Lokomotiv-Einzelrad-Wägevorrichtung. Neue Wägevorrichtung zur Ermittlung der Raddrucke von Eisenbahnfahrzeugen.

Rheiner Maschinenfabrik, Windhoff & Co., G. m. b. H., Rheine i. W. Rangierwinden für Anschlußgleise.

Max Schorch & Co., Akt.-Ges., Rheydt Webstuhlmaschinen, elektr. Kraftübertragungsanlagen, Einzelantrieb in Webereien, elektr. Antrieb von Textilmaschinen, Drehstrom-Motoren, Schalt-Walzenanlasser, Hochspannungsschaltwagen-Anlagen, Motor-Generatoren, Einanker-Umformer, Polier- und Schleifmaschinen, Drehstrommaschinen usw.

Maschinenfabrik Eisen- und Metallgießerei Ortenbach & Vogel, Bitterfeld, Orwo-Pumpen für jede Verwendung, Antriebsart und Leistung.

Bader & Halbig, Abteilung Kesselhausausrüstungen, Halle a. S., Thermometer, Pyrometer, Manometer, Verbundzugmesser, Rauchgasprüfer, Wassermesser, Registrierinstrumente.

Radium-Glühkörper-Fabrik G. m. b. H., Berlin O 17, Fruchtstraße 37. Katalog über sämtliche Arten von Glühkörpern, mit Darstellung der Gewebesorten.

Liesegang & Kosch, Magdeburg, Rekord-Riemenscheiben aus Holz, neuer Konstruktion, Sonderpreisliste über Holzstoffgefäße.

Hermann Janssen, Breslau V, Görlitz IV, technisches Geschäft, Zylinder- und Maschinenöle, Dichtungen, Stopfbüchsenpackungen für Pumpen, Motoren, Dampf-, Druck- und andere Schläuche, Fette, wasserlösliche Öle, Putzwolle.

Hannoversche Maschinenbau-Aktiengesellschaft, vorm. Georg Egestorff, Hannover-Linden, l. F. l. Heißdampf-Tender-Lokomotiven für die holländischen Staatsbahnen auf Java. Lokomotiven von der Ausstellung Buenos Aires 1910. Neue Tender-Lokomotiven.

Geschäftliche Notizen.

— **Hydraulische Bleirohrpressen.** Die deutsche Industrie hat in der seinerzeit stattgefundenen landwirtschaftlichen Ausstellung in Gesireh (Ägypten) vorzüglich abgeschnitten. So wie sich die ausstellenden deutschen Firmen in ihrer Anzahl gegenüber ihrer Beteiligung an der vorletzten dortigen



Neue Just Wolframlampen mit unzerbrechlichem Leuchtdraht

Nur echt mit dem Stempel „Just Wolfram D.R.P.“ an der Spitze.

Wolfram Lampen Akt.-Ges. Augsburg.

In allen besseren Installationsgeschäften etc. erhältlich.

Turbinen

(Syst. Haag, ähnlich den Francis-turbinen). Hoher Nutzeffekt, laut Bremsprobe 83,8% erreicht. **Dauerhaftigkeit und Einfachheit** dieser Turbinen stehen **unübertroffen**, da einfachster u. billigster Wasserbau. Feinste Anerkennungsschreiben u. Referenzen. Kataloge gratis.

Friedrich Haag, Nürnberg 17.

Spezialfabrik für Turbinen seit 1870.

Jedem Erfinder

empfiehlt sich zur **Erwirkung und Finanzierung von Patenten** usw.

Norddeutsches Patent-Bureau
Henry O. Klausner & Co., G. m. b. H., Berlin SW 48 w.

J. Pohlig Akt. Ges. Cöln



Mehr als 2000 Anlagen in allen Teilen der Welt gebaut

Brüssel 1910: 2 Grand Prix
Turin 1911: 4 Grand Prix

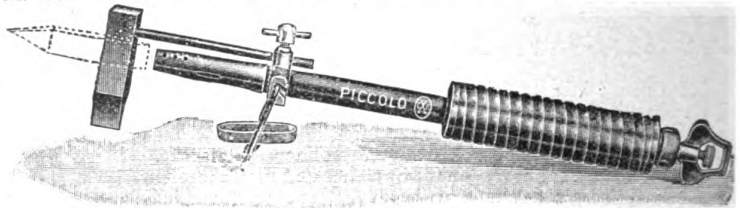
Man verlange Kataloge

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Ausstellung auf das achtfache vermehrt haben, so wird aus Anlaß der nächsten Ausstellung von einem noch weiter gesteigerten Prozentsatz der ausstellenden deutschen Firmen gesprochen werden können, unsere rastlos vorwärtsschreitende deutsche Industrie wird sich auch im Nillande Geltung verschaffen. Nächst dem Khediven, der in erster Linie von dem Bestreben geleitet ist, die Industrie in seinem Lande möglichst breiten Fuß fassen zu lassen, sind auch die Industriellen und Gewerbetreibenden Ägyptens sich sehr wohl bewußt, daß eine größere Beteiligung deutscher Arbeit auf industriellem Gebiete Ägyptens nur von Nutzen sein kann. Bei der regen Bautätigkeit konnte es nicht fernliegen, daß man es zunächst auf diesem Gebiet versuchte, aus eigenem zu schaffen. Die Firma Padova in Kairo (mit Etablissements im Bulak) ging als erste daran, Bau- und Installationsartikel selbst zu fabrizieren und den Anfang mit bleiernen Wasserleitungsröhren zu machen, für die nicht nur in Kairo allein, sondern in ganz Ägypten eine kaum zu befriedigende Nachfrage herrscht. Die genannte Firma beschloß die Anschaffung einer deutschen Maschine zur Anfertigung solcher Röhren, nach Prüfung englischer, französischer, italienischer Angebote. Geliefert wurde diese von der Firma Johannes Wöller in Ürdingen a. Rh. Die Leistungsfähigkeit des Etablissements wurde durch die Akkuratez der Maschinenarbeit anerkennenswert gesteigert, die Maschine arbeitet völlig geräuschlos, ihre Handhabung ist leicht, jede Tagesleistung und gewünschte Dimension der Röhren kann bei entsprechender Maschine erreicht werden; die aufgestellte Maschine produziert Röhren von 2 bis 150 Millimeter l. W. Von Anfang an arbeitete die Maschine tadello, ohne daß eine Nacharbeit oder Änderung daran vorzunehmen war.

— Wenn auch mancher recht geschickt Säge und Hobel zu führen weiß, so versagt seine technische Fertigkeit doch vielfach, wenn Metallgegenstände auszubessern sind. Der

Grund hierfür ist in dem Fehlen des erforderlichen Werkzeuges zu suchen und in der verbreiteten Meinung, daß das Löten schwierig sei. Dies mag für umfangreiche Lötarbeiten zutreffen, bei Reparaturen, wie sie oft im Haushalt vorkommen, bedarf es nur des geeigneten Werkzeuges, wie wir es hier nachstehend im Bilde vorführen. Dieser kleine BenzinlötKolben „Piccolo“ (Schutzmarke: gekreuzte Schwerter) ist, wie die Abbildung zeigt, außerordentlich einfach und infolge solider Ausführung zuverlässig. Der „Piccolo“ ist — im Gegensatz zu dem im Handel befindlichen ähnlichen LötKolben, kein Spielzeug, sondern ein brauchbares Werkzeug von guter Leistungsfähigkeit. Die Firma Gustav Barthel, Dresden-A. XVIII, welche diese Neuheit herstellt, liefert den Ben-



zinlötKolben „Piccolo“ in einem soliden Kasten, der außerdem eine Dose Löt pasta und ein Quantum Lot enthält. Letzteres ist so zusammengesetzt, daß es sich erübrigt, Löt wasser zu verwenden. Dadurch wird das Löten vereinfacht und erleichtert; die ganze Arbeit ist sauber und bequem. Näheres teilt die Firma Gustav Barthel, Dresden-A. XVIII, auf Anfrage mit.

— In der neu aufstrebenden Industrie der Milch Trocknung zählen die Trockenmilchwerke „Saliter“, Obergünzburg i. bayr. Allgäu, zu den ersten. Das den Werken geschützte Verfahren zur Herstellung von Trockenmilch ermöglicht es, ein Fabrikat herzustellen, das sich auch für

Stoffe

**f. Damen, Herren u. Kinder
direkt an Private.**

Billigste Preise, größte Ersparnis; schöne, reichhaltige Auswahl. — Muster portofrei, ohne Kaufzwang. Reste besonders billig.

**Versandhaus
Kramer & Co.,
Ober-Wüstegiersdorf 56
in Schlesien.**

Eigene Weberei, Zweigversandh. i. Oesterr.-Ungarn.

Meyer Aristostigmata

D. R. P.

sind UNIVERSAL-Anastigmaten höchster Leistungsfähigkeit für Momentaufnahmen, Porträts, Gruppen, Landschaft, Farbenphotographie, Reproduktion.

Katalog Nr. 83 kostenlos.

Optisch-Mech.-Industrie-Anstalt

**Hugo Meyer & Co.
Goerlitz.**

Kuhl & Klatt
Berlin S.O. 16

**Pneumatist-Tretklaviere *
Pneuma Elektrische Pianos**

65/88 Standard Note

Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Gelgen-Imitation

PATENTE Gebrauchs-Muster und Warenzeichen in allen Ländern

Theune & Co.
Ingenieure Berlin SW 11, Friedrichstr. 89

Buntfarbiger Katal. f. sämtl. Musikinstr.
an jedem, grat. u. franko,
Robert Musberg, Neuenrade Nr. 301.

F. Silva & Comp., Pará, Brasilien
Caixa Postal 435

sucht Repräsentation von leistungsfähig. Fabriken und Exporthäusern.

Kein Leser versäume, meine neue Preisliste zu verlangen.
Aug. Dürschmidt, Markneukirchen i. S. Nr. 326.

Buchstaben u. Ziffern

aus Metall, Celluloid
und Karton,

zur Anfertigung von
Schildern u. Preisetiketten etc.
Muster gratis und franko.

**H. Raabe, Berlin N 4,
Chausseestraße 122.**

Karusselle aller Art

Josef Nübecker, Neustadt-Orla 4, Thür.

Haushaltungszwecke, selbst für feinste Küche eignet. Von vielen anderen Verfahren kann das nicht gesagt werden, weil bei der Herstellung von Trockenmilch manchmal Zusätze angewendet werden, die den reinen Milchgeschmack des Pulvers beeinträchtigen. Die Trockenmilch „Saliter“ stellt eine reine, beste Gebirgsmilch dar, der nur das Wasser entzogen ist. Sie enthält alle nährenden, wertvollen Bestandteile der Naturmilch. Die Firma hat in wenigen Jahren in Bayern 3 Betriebe eröffnet, wird jetzt auch in Ostpreußen eine Anlage einrichten, so daß täglich bis zu 17,000 Liter Milch verarbeitet werden können. Das Verfahren Saliter ist in verschiedenen Ländern patentiert, es arbeiten im ganzen jetzt 24 Maschinen danach. Die Firma beabsichtigt, nach dem Ausbau des einheimischen Geschäfts auch in größerem Maße sich auf den Export zu verlegen. Es ist zweifellos, daß, nachdem die gezuckerte Milch vielen Personen nicht zusagt, die reine Trockenmilch im Exportgeschäft eine gute Zukunft hat.

— Die Firma G. Ehrhardt, Ingenieur, Berlin N 39, Buchstraße 42, bringt praktische elektrische Handlampen in Ledergehäusen auf den Markt, welche sich durch außergewöhnlich lange Brenndauer auszeichnen. Die Lampen sind bestens geeignet für Industrie, Haushalt und Sport; es sind hunderte bereits zur Zufriedenheit der Abnehmer geliefert. Die Lampen werden in eigener Werkstatt hergestellt, die Batterien auf Bestellung stets frisch angefertigt; für Export liefert die Firma Spezialausführungen. Man lasse sich den neuen Katalog nebst Referenzenliste kommen.

— Wetzsteine, Qualitätsmarke „Silicar“, zur Bearbeitung von Stahl usw. Die Silicar-Wetzsteine des Schmirgelwerkes Georg Voß & Co., Deuben-N. 6, Bez. Dresden, sind auch verwendbar für Mähmaschinen, ebenso gut wie für alle ande-

ren Schärf- und Schleifzwecke in Werkstatt, Fabrik, Haushalt und Küche. (Vergl. die Notiz in Nr. 33 d. Ztschrift.)

— Vor uns liegt ein Katalog der Kunstanstalt für Porträts und Bildschmuck A. W. Essen & Goldstein, Berlin W 35, Potsdamer Str. 106a. Der Katalog enthält eine sehr reiche Auswahl von Schmucksachen, als Broschen, Anhänger, Krawattennadeln usw., die alle nach eingesandter Photographie mit erstklassig ausgeführten Emaillebildern geliefert werden und als freudig begrüßte Geschenke gelten. Die Firma stellt als beachtenswerte Neuheit farbige Standard-Öl-Porträts nach eigenem Verfahren her. Erste Autoritäten haben diese Bilder als „hochkünstlerisch“ bezeichnet, und der angesetzte Preis kann als gering betrachtet werden im Vergleich zu den an bekannte Maler bezahlten Summen. — Auch die im Katalog als Gloria-Porträts bezeichneten Bilder, die ein vollwertiger Ersatz für Porzellan- und Emailmalerei sind, verdienen Beachtung. Bei Bestellungen ist Angabe der Haar- und Augenfarbe sowie bestimmter charakteristischer Details erforderlich.

— Nach den sommerlichen Tagen wird der Aufenthalt im Freien eingeschränkt; das angenehm durchwärmte Zimmer wird wieder aufgesucht. Dieser Wechsel der Jahreszeiten bedingt in den Haushaltungen mehr oder weniger umfangreiche Anschaffungen. Da erscheint zu rechter Zeit die neue Preisliste des bekannten Versandgeschäfts Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz, die in gewohnter Weise ein übersichtliches Bild über die reiche Auswahl aller von der Firma geführten Warengattungen gewährt. Wer dort seinen Bedarf deckt, ist gut beraten, da er nur solide, preiswürdige Waren erhält. Man lasse sich im Bedarfsfalle das Warenverzeichnis der Firma Mey & Edlich kostenfrei senden.

Der Druck



genügt, jeden Spiralbohrer in dem „HANSEAT“-Bohrerfutter ein- od. auszuspannen

Ausführliche Angebote senden sofort

von 2 Fingern

GROSSET & Co. Offensen E. W.

Komplette Einrichtungen für die

Fabrikation

von chem.-techn. Artikeln. Als

Nebenerwerb

kleinere Einrichtungen.

Generalvertrieb

für Massenverbrauchsartikel verlangen Sie gratis unseren illustrierten Hauptkatalog

Industrie-Laboratorium G.m.b.H.

Eidelstedt bei Hamburg 5.

Hygienische Klosets

D. R. P. Nr. 248 305.

Für öffentliche u. Privat-Gebäude unentbehrlich.

Preis v. M. 15 an.

Prospekte gratis u. franko, Solvent, Vertreter gesucht

Walter Eichelkraut, Berlin-Zehlendorf 40 EW



Verkaufen Sie Ihren Sand

nicht, sondern fabrizieren Sie **Cement-Mauersteine, Cement-Dachsteine, Cement-Trottoirplatten, Cementröhren, Orkanbetonpfosten** und sonstige **Cementwaren** auf meinen **billigen, praktisch erprobten** und vielfach prämierten **Maschinen für Hand- und Kraftbetrieb.**

Nähere Auskunft erteilt kostenlos: Exportvertreter für Groß-Britannien u. engl. Kolonien **R. H. Baumgarten, London S. E. 8, Manor Park, Lewisham.** Exportvertreter für Skandinavien und Finnland: Ingenieur **Gust. O. Schultze, Vislanda (Schweden).**

Erste Cottbuser Cementwaren- u. Maschinenfabrik Otto Schüssler, Cottbus 195, Deutschland.



Export nach allen Ländern.

Stemple Dein Bild

sooft du willst, mit dem neuen **Photostempel**, welcher n. jeder Photographie hergestellt wird. Mit dies. kann m. viele Tausende absol. naturgetr. haarscharfer Stempelbilder a. **Postkarten, Briefbogen, Visitenkarten** etc. sich selbst herstellen. **Preis M. 4.50.**

Dein Bild als Stempel!

Bestellung, nehm. alle einschlag. Handl. entg., sonst send. m. mein Bild u. 1 M. als Anz. Rest Nachn. d. **Otto Spitzer, Berlin W 30, III. Prosp. Nr. 134 u. Probeb. grat.**



Man verlange Kataloge WEX.

Pianofortes.



Rachals

Gegründet 1832.

M. F. Rachals & Co.,

HAMBURG, Glockengiesserwall 18.

FLÜGEL U. PIANOS

in Tropenkonstruktion.

Zerlegbare Pianos für Gebirgstransporte.

TRIUMPHOLA-FLÜGEL U. -PIANOS

m. eingebautem Spielapparat.

TRIUMPHOLA

kann jeder spielen.

Mühle „Ideal-Perplex“

3300 St. in kurz Zeit verkauft. ■ Beste Mahlmachine. Patent i. all. Kulturstaat. Unerreichte Leist., keine Sicht, geringst. Kraft- u. Raumbedarf. Maschinen - Fabrik - Gesellschaft. Ausschliessliche Spezialfab. f. Zerkleins- u. Transp.-Anl.

Alpine Augsburg U. 2.



Angel-Geräte

Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1.— i. Briefmark. all. Länder.

H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

Feuerzeuge u. Reklameartikel. W. Stern, Cöln 13, Lübeckerstraße 23.

Gebild. Landwirt

Mitte 20, mit kaufm. Vorbildg., der engl. u. franz. Sprache mächtig, auch etw. spanisch, mit sämtl. Arbeit- und Maschinen vertraut, erfährt in Viehzucht und Pflege etc., sucht

Auslands-Stellung.

Evtl. Tropen oder Kolonien. Offert. unt. **M. 9122 an Daube & Co., Berlin SW 19t**



PARKANLAGEN

Künstler Gartengestaltung

Entwurf und Ausführung **Josef Buerbaum** Garten-Architekt **Düsseldorf 23**

Beste Empfehlungen. Ausführung an allen Plätzen des Auslandes. Illustrierte Broschüre auf Verlangen kostenlos.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

Landeschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevolle individuelle Erziehung in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbstständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgefühl, Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport. Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. nähr. Ausk. d. A. Kramer, Direktor.

Godeshberg
Töchterpensionat
I. Ranges
Frau Dr. Brown
b. Bonn a. Rh.

Kinderpflegeheim
Martha Elsehaus
See- und Seebad Swinemünde f. erhol. (nicht kranke) Kinder beider Geschlechter, ärztl. Aufs. Leitung von Schwestern, Erziehungsheim. Gut. höh. Schul. Gepr. Lehrerin i. Hause. Jahresbetrieb Ersatz für Elternhaus. Prospekt frei.

Ehemalig. **Stotterer** gibt umsonst schwerer Auskunit, wie man sich selbst vom Stottern befreien kann.
L. Warnecke, Hannover, Friesenstr. 33.

Privat-Real- und Handelsschule
v. Dr. Kramer, Harburg (Elbe). Halbjahrs- u. Jahresk. z. kaufm. Ausbildg. bzw. z. Einj.-Ex.

Lausanne, Töchterpensionat I. Rg. Campagne Beau-Regard.
Sorgf. Erzieh. Gesellsch. Ausb. Gründ. Erl. d. Spr., Malen, Musik, Haush. etc. — Mod. Komf. Herrl. schatt. Park. Wundersch. Aussicht. Tennis. Turnhalle. Sommer- u. Wintersport. Prächt. Lage. Beste Ref. Prosp. m. phot. Ansicht. **Mlle. P. Bramer.**

Marie Voigts Institut, Erfurt.
Fach- und Haushaltungsschule:
Abteilung: Frauenschule. Jahreskurse.
Abteilung: Haushaltungsschule. Viertel- und Halbjahrskurse.
Seminar für technische Lehrerinnen:
Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. Staatliche Prüfungen im Institut.
Turnlehrerinnen (staatl. Prüfung in Erfurt).
Internat für alle auswärtigen Schülerinnen.
Neuer ausführlicher Prospekt.
Marie Voigt

Architektur - Kunstgewerbliche
Werke — für Architekten, Maler, Bildhauer, Tischler, Tapezierer, Gewerbeschulen etc.
Bruno Hessler, Berlin SW1b.

Kostenlose Nachweisung von Pensionen u. Privatpensionen aller Art. Bei Ausmaß eines geeigneten Pensionats u. Pensionen verfährt man hier, die kostenlose Nachweisung u. Auskunft der Verlagsanstalt R. Neubauer, Berlin-Schlachtenhof, zu verlangen.

München, Töchterpensionat mit höh. Mädchenschule u. Frauenschule; auch Ausbildung in einz. Fächern. Schönst. Lage Münchens (VIII). Näh. durch Frau Direktor Sickenberger, Trogerstraße 44.

Polytechnisches Institut
Masch.- u. Elekt.-Ing., Chemie, Gas u. Wasser, Bauingenieur.
Arnstadt i. Thür.

Rein's
Durchschreibebücher.
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.

Thioestrin
n. Dr. Pfeffer, Bad Oeynhausen, hilft **todsicher** gegen Gicht, Ischias und Rheuma. Fröschure grat. Fl. M. 1.50 ab hier. Chemische Fabrik Vechelde G. m. b. H., Braunschweig.

F.H. KRAMER
Zwickau's
gegr. 1862
Lieferant als Spezialität
Durchschreibebücher
Ordercopier (Bücher
Commissions)
mit u. ohne
Firmendruck.

KASE, tropenfest.
Meierei Heinrichsthal, Radeberg III.

Gynin Spülpulver
Wasserlösliches antiseptisches
Irrigator, Bidet u. Frauen-
duschen. Kart. à M. 1.- u. M. 2.- mit 40% Rab. H. Unger, Chem. Lab., Berlin NW7, Friedrichstr. 91-92.

Dr. Koch's
Yohimbin-Tabletten
Flacon à 20 50 100 Tabl.
M. 4.- 9.- 16.-
Hervorragendes Mittel bei vorzeitiger Nervenschwäche.

Dr. Fritz Koch, München XIX 270
Wien IX: Apotheke z. Austria, Währinger-
straße 18. Budapest VI: Turul-Apotheke,
Szondi-ut. Zürich: Viktoria-Apotheke,
Vertreter in allen Ländern **gesucht.**

Zonophon G. m. b. H.
Berlin, Ritterstraße 41.
Export nach allen Ländern
Zonophon-Platten
Sprechmaschinen
und musikalische
Postkarten.
Kataloge in allen Sprachen.

100 seltene Briefmarken
von China, Haiti, Kongo,
Korea, Kreta, Siam, Sudan
etc. etc. — alle versch. —
Garant. echt — Nur 2 M. Preis.
gratis. **E. Hayn, Naumburg (Saale) 74.**

Neuaufl. v. **Ansichtspostkarten in Lichtdruck**
in sämtlichen modernen Ausführungen
Nordische Kunstanstalt
Jahresproduktion 1911: 24 Millionen. Muster
Januar-Juli 1912 18 Millionen. gratis

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

A **bzeichen** Plaketten, Preismedaillen, Berliner Medaillen, Münze O. Oertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 4.

A **FRANA-Nähmaschinen** aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. Biesolt & Locke, Meissner Nähmaschinen-Fabrik, Meissen.

A **Ikoholfreie Natur-Weine** Unvergorene Trauben- u. Obstsaft. Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10 (Rheinland).

A **luminium-Kochgeschirre** in dauerhafter Ausführung, sowie sonst. Massenartikel, nach Muster od. Zeich. Preisl. grat. u. fr. Göttinger Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Herrmann, Meiden-R.

A **nsichtskarten** nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen
Glass & Tuscher, Leipzig 150

A **nsichts-Postkarten** (nur Extra-Anfert. v. Ansicht nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-Ausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark.
Karl Braun & Co., Kunstst., Berlin 542, Ritterstr. 24.

A **utogene Schweiss- und Schneid-Apparate** bewährter Konstruktion liefern:
„Küneth & Knöchel, G. m. b. H., Magdeburg 2.

A **utogene Schweiß- u. Schneideapparate** in höchst. Vollkommenheit. Tragbar, Brünig & Co., Essen-Ruhr, Fahrbar. Spezialfabrik für autogene Schweißung. Ortsfest.

A **utomobile, Lloyd-Wagen** Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktion-Gesellschaft, Bremen.

A **UTOMOBILE LUXUS u. LAST** VOLLSTÄNDIGSTE KONSTRUKTION LIEFERUNG u. REPARATURWARTUNG
PAUL MEINICH FÖRDELS WAGGAS 11

B **aumkuchen** Spezialgeschäft
Max Sellge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71. à Pfund versandt. (Bleicheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

B **audulfs Puddingpulver** Hamburger Rote Grütze Indulfs Vanillinzucker Albenannt als beste Feinmehl M. Ges. von Indulfs & Co. Hamburg 49

B **aumkuchen-Spitzen** (D. R. W. Feinstes Dessert-Gebäck! 153 109). In all. Zon. haltb. Spez.-Firma I. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2,40 exkl. Porto. Albert Karius, Cöthen, Anhalt.

B **au bewegl. Maschinen u. Wagen** Probekasten kompl. m. 40 Vorl. allh. in porto. 1 M. (Matadorhaus) Berlin W 8, Friedrichstraße 85L.

B **eleuchtungskörperfabrik** Guss-, Treib- und Stanzarbeit.
NICKEL & FLEISCHMANN, BERLIN SO. 260.

B **enzin-Glühlicht** Gasolin. stehend u. hängend. Illustr. Preisliste gratis
Louis Runge, Berlin NO 18

B **erliner Sitzmöbel-Industrie** G. m. b. H. Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.

B **ier: Pschorrbräu München** Export-Vertr.: Paul Ed. Nölting & Co., Repsoldstr. 76, Hamburg. Spezialität: Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in Spezial-Metallfässern für die Tropen.

B **ijouterien** Gold- und Silberwaren
Gumprecht & Collignon
Berlin S 42, Alexandrinenstr. 93/94.

B **ilder** erstkl. farb. u. einfarb. Wieder-
gaben n. Motiv. aus der Heimat als Wandschmuck. Farb. illust. Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 1,50 porto.
Clemens Kauffmann Kunstverlag, Berlin SW 68, Friedrichstraße 40 W.

B **illardbälle.** Neue Imitation, nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel.
Hilmar Kreher, Chemnitz.

B **lumengefäße,** Ton, antik, patiniert Dekorativ, billig, haltbar.
Eugen Taurat, Dresden 16.

B **riefmarken-Album** der neuen 34. Auflage 1912 in deutsch., englisch, französisch. Sprache ist soeben erschienen. Tatsächlich die vollständigsten Albums der Welt. Ausgaben mit auswechselbaren Blättern von M. 18.- an. **Viktoria-Alben m. Markenkatal. v. M. 1.75 bis M. 10.-.** Gratis-Katal. sendet **G.F. Lücke, G. m. b. H. Leipzig.**

B **RIEFMARKEN** Preisliste gratis.
Gebrüder Michel, Apolda.

B **riefschreibmaschine „Velopost“** schließt ohne Vorrichtung Kuverts in allen Dimensionen schnell, sicher u. sauber.
O. LIVER-Büromaschinen-Gesellschaft m. b. H., BERLIN SW 68.

B **ronzefarben** M. Brünn & Co. Metallfolien Fürth i. Bayern.

B **uchbinderel-, Buchdruckerei- und Kartonnagen-Maschinen** Walterwerke Maschinenfabrik m. b. H., Leipzig-Pl.
WW LEIPZIG

B **uchdruck-** Typen, Messing-Linien, Vignetten Schriftgießerei Emil Gursch Berlin

B **las-Metall- R. Dittmeyer Berlin 133**

B **uchstaben** Firmenschilder :: Spiegel :: Zelluloid-, Karton- und Metall-
Otto Raabe, BERLIN N 54, Schilder jeder Art. Brunnenstr. 16.

B **ücher:** Fachm. Einricht. regem. Ergänzung jeder Geschäfts-
biblioth. Kostenanschl. u. Prosp. frei.
Albert Nauck, Berlin SW 68, Kochstr. 3.

B **ücher:** Kataloge all. Wissenszweige grat. Vorteilhaft. antiqu. Offerte: Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Neuste Aufl. 10 Bde. Reich illust. Eleg. geb. Statt 100.- M. 38.-
Alfred Lorentz, Exportbuchhandlung, Leipzig 35.

B **üsten** u. Wachsköpfe in bester und billigster Ausführung. Katalog W frei und unberechnet.
Erdmannsdorfer Büsten-Fabrik, G. m. b. H., Berlin C 21, Seydelstr. 23.

DIE-WOCHEN

Nummer 39.

Berlin, den 28. September 1912.

14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 39.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1619
Vom Umgang mit Geld. Von Mathieu Schwann	1619
Die Sicherheitsstelle. Eine soziale Betrachtung von Hans Clausen	1622
Die Fruchtstiele. Plauderei von H. von Erlin	1623
Womentaufnahmen von unterwegs. Von Balesa Gräfin Bethusy-Huc	1625
Unsere Bilder	1625
Die Toten der Woche	1626
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1627
Gerold Bedhufen. Roman von Wilhelm Schaer. (Fortsetzung)	1635
Zwischen Haus und Schule. Von Direktor Dr. Weimer	1641
Graf Hans von Berlepsch und seine Vogelsammlung. Von Peter Freiherr von Verschuer. (Mit 9 Abbildungen)	1643
Wasserflugzeuge. Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. (Mit 7 Abbild.)	1647
Diana. Skizze von Hans Hyan	1651
Das Ballett des Münchner Hoftheaters. Von Carl Conte Scapinelli. (Mit 5 Abbildungen)	1654
Der Polarstern entgegen. Von Marinemaler Christopher Rade. (Mit 4 Abbildungen)	1657
Bilder aus aller Welt	1659



Die sieben Tage der Woche.

19. September.

Aus Tripolis kommen Nachrichten über einen heftigen Kampf bei Derna, in dem sowohl die Türken wie die Italiener gesiegt haben wollen. Beide hatten schwere Verluste.

Das Zeppelinluftschiff „Hansa“ fliegt von Hamburg nach Kopenhagen, wo es für kurze Zeit landet, und von dort über Malmö und Südschweden zurück (Abb. S. 1628).

Ueber Marrakesch wird wegen feindlicher Ansammlungen in der Umgebung der Stadt der Belagerungszustand verhängt.

In Wien findet die Vermählung der Erzherzogin Elisabeth Franziska mit dem Grafen Georg Waldburg-Zeil statt.

Der Kaiser trifft nach Beendigung der Flottenmanöver (Abb. S. 1629) wieder in Kiel ein.

20. September.

Aus Badai wird gemeldet, daß der französische Oberst Vargeau die Abfertigung des Sultans Ancl verfügt hat, und daß ein neuer Sultan nicht ernannt worden ist.

In Oesterreich wird der Gouverneur der Postsparkasse Dr. Schuster von Bonnot zum Nachfolger des zurücktretenden Handelsministers Dr. von Röhler und der Senatspräsident vom Verwaltungsgerichtshof Franz Zentler zum Nachfolger des verstorbenen Ackerbauministers Dr. Braßernannt (Portr. S. 1628).

Der englische Premierminister Asquith trifft in Paris, der russische Minister des Aeußern Gajonow in London ein.

Der Kaiser kehrt von Wilhelmshaven nach Potsdam zurück und reist von dort mit der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise nach Rominten.

21. September.

Aus Tripolis meldet General Ragni nach Rom, daß er sich nach einem erbitterten, zehnständigen Kampf mit den Türken der Dase Jazur und zweier Höhen in ihrer Nähe bemächtigt habe.

Ein infolge des Brandes im Theater des Westens in Charlottenburg ergangener Erlaß der Minister der öffentlichen Arbeiten und des Innern ordnet eine Revision sämtlicher Theater in Preußen an.

22. September.

Aus Smirna kommt die Meldung, daß 350 Kreter, darunter einige Offiziere, in Marathon Campos auf der Insel Samos gelandet sind, um einen Aufstand zu entfachen.

23. September.

In München stirbt, 24 Jahre alt, nach kurzer Krankheit der Herzog Franz Josef in Bayern (Portr. S. 1628).

In Düsseldorf wird der Kongreß für Städtewesen eröffnet. In Genf tritt der 19. Internationale Friedenskongreß zusammen.

In Madrid stirbt im 30. Lebensjahr die Infantin Maria Theresia, die Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Bayern (Portr. S. 1628).

Der türkische Ministerrat lehnt einen italienischen Friedensvorschlag, nach dem ein türkischer Pascha als Würdenträger in Ägypten zugelassen werden sollte, ab und spricht sich für die Fortsetzung des Krieges aus.

24. September.

Nachrichten aus Saloniki belegen, daß die Maffloren der Türkei viel zu schaffen machen. Es ist eine Aufstandsbewegung im Gange, die darauf abzielt, für die Maffloren die gleichen Bergünstigungen zu erreichen wie für die Nordalbener.

In Badenweiler stirbt der deutsche Botschafter in London Adolf Freiherr Marshall von Bieberstein im 70. Lebensjahr (Portr. S. 1627).

Kaiser Franz Joseph erklärt in einer Depesche beim Empfang der Delegationen, daß die Beziehungen Oesterreich-Ungarns zu allen Mächten fortdauernd einen durchweg freundlichen Charakter tragen. Die auswärtige Politik werde nach wie vor von dem Bestreben geleitet, bei Wahrung der Interessen der Monarchie zur Erhaltung des Friedens beizutragen.

25. September.

Aus Rabat wird gemeldet, daß die Kolonne Guedon die im Ladaagebiet angesammelten aufrührerischen Marokkaner, die das Schaulagebiet bedrohten, in die Flucht geschlagen habe.



Vom Umgang mit Geld.

Von Mathieu Schwann-Köln.

„Ja, wenn nur einer käme und uns zwei zu Millionären machte!“ rief mein Freund in sehnsuchtsvoller Begeisterung.

Ich aber fiel ihm gleich mit einer Frage ins Wort und duschte ihn recht kalt ab: „Uns zwei? — Weißt du denn so sicher, daß das auch mein Wunsch wäre?“

„Ja, aber warum denn nicht?“

„Einfach aus dem Grunde, weil das doch bloß eine „Episode“, ein „ephemerischer Zustand“ sozusagen in meiner Entwicklung wäre, und ich glaube, in der deinigen auch.“

„Ja, aber wieso denn? — Herrschaft, wüßte ich, was ich dann alles täte! Wie wollte ich wirken und schaffen damit!“

„Bis du nicht mehr Millionär wärest!“ — fiel ich ein, „wie ich es schon nach drei Tagen nicht mehr sein würde!“

„Aber, Mensch! Aber, Mensch!“ . . . Er strampelte nur noch mit den Füßen und zappelte mit allen Gliedern.

Copyright 1912 by August Scherl G. m. b. H., Berlin.

Denn so einen blödsinnigen Standpunkt begriff er einfach nicht. Also mußte ich mit einer regelrechten „Deduktion“ beginnen. Und ich deduzierte also: „Sieh doch mal her! Ich komme ja meist mit meinem Gehalt schon nicht aus. Wie sollte ich da mit den Zinsen einer Million auskommen? Wie ich mich dort verrechne, würde ich mich hier verrechnen, und da es hier ins Große geht, so würde ich mich eben im Großen verrechnen. Also Ärger, Schererei, Sorge vom ersten Tag ab! Nein, ich pfeife drauf! Ich würde also schleunigst 900,000 Mark meinen Kindern schenken und sie in Staatspapieren anlegen für sie, von denen aber Coupons und Papier in getrennten Bankbehältern oder gar bei zwei verschiedenen Banken deponiert würden, damit die Kinder sie auch einmal bekommen und nicht ein zufälliger Langfinger eines „schönen“ Tages das eine mit dem andern erwischte und entführte. Für die 100,000 Mark Rest würde ich mich etwas angenehmer — gar nicht auffällig — behaufen und sie im übrigen als Zuschlag zu meinem Gehalt behandeln. Also wäre ich schon nach zwei, drei Tagen nicht mehr Millionär, du aber auch nicht.“

„Ich? — Da kennst du mich aber schlecht!“ rief mein Freund mit lachender Entrüstung. „So unpraktisch wie du wäre ich denn doch nicht!“

„Nein, gewiß nicht! Das weiß ich, daß du praktischer bist. Aber würdest du dir mit der Million auch ein Millionärsherz erringen können? Vielleicht! Es wäre ein psychischer Wandel, der sehr interessant sein könnte, wahrscheinlich aber einen Strich durch deinen alten Adam und alle seine früheren Beziehungen machen würde. Bliest du aber, wie du bist, so würden dir die Künstler, Dichter, Architekten, Schulmänner, Hygieniker, Sozialreformatoren usw. usw., ja selbst deine Patienten würden dir helfen, die Million klein zu klopfen. Du würdest gewiß Lebenswerte damit geschaffen haben, aber ob sie dir Zinsen tragende Werte sein würden, wäre doch eine große Frage. Dazu aber: zum Millionär macht man gewöhnlich keinen andern, sondern sich selbst. Und hätten wir beide den Beruf in uns gefühlt, Millionär zu werden, so würden wir unser Leben von Anfang an darauf eingerichtet haben. Das Sprüchlein „von der in der Jugend versäumten Gelegenheit“ ist nämlich nicht ganz stichhaltig. Man versäumt meist nur, was einem nicht liegt. Das Subjekt ist Mitursache dabei, und diese Subjekte sind eben wir beide in diesem Fall. Beweis dafür ist, daß wir den Umgang mit Geld nicht gelernt haben, trotzdem daß wir wissen, wie mit Geld umzugehen wäre. Wie man einen Nagel einschlägt, wissen die allermeisten. Aber sähe ihnen ein gelernter Schreiner zu, er würde das Zappeln bekommen vor solchem „Können“.

Wir wissen ganz gut, daß das Aufspeichern von Geld im Strumpf eine Lächerlichkeit ist heutzutage, weil wir wissen, daß das Geld rollen soll und nur in der Bewegung die Kräfte entfalten kann, die in ihm wohnen. Aber es zum Rollen zu bringen und zugleich dafür zu sorgen, daß es uns nicht davonrollt, ist eben eine Kunst. Wie die Arbeitsbiene soll es davonfliegen, aber zurückkehren soll es von jedem Flug in seinen Stock und den „Honig“ hier und nicht anderswo in der Wildnis, in einem fremden Stock gar eintragen.

Wir wissen sehr gut, daß die leichtsinnige Abgabe von Depots bei minderwertigen Banken eine Torheit ist. Aber wenn der Bankhalter zufällig ein Freund von dir ist, wenn er dich zu überzeugen versteht mit wunderbaren

Gründen, hast du dann auch in dir das Wissen und die Einsicht, seinen finanztechnischen Erörterungen mit fühler Kritik zu folgen? Und neulich gar schicktest du mir 300 Mark in eingeschriebenem Brief. Wenn er verloren ging, wenn er, von kundiger Hand geöffnet, leer ankam, so erhieltst du 50 Mark oder nichts von der Post zurück. Das war dann die Portoeersparnis wert. Andere Leute machen das anders. So z. B. die „Providentia divina“ — so nennt sich dieses Institut wirklich — von der ich einmal 1200 Lire zugesandt erhielt. Das aber stand draußen auf dem Briefumschlag, und die inliegenden zehn Hundertmarkscheine waren mit dem Umschlag durchnäht, die Fäden mit sechs Siegeln versichert, so daß wohl noch eine Unterschlagerung des ganzen Briefes, aber kein Öffnen und Herausnehmen der Scheine mehr möglich war. Die „göttliche Vorsehung“ kennt eben ihre Leute in Italien und anderswo.

Weißt du, ich habe, wenn auch nur im kleinen, mit fremdem Geld zu tun; da lernt man denn schon etwas vorsichtiger zu sein. Noch lange nicht jeder Bote ist mir gut genug, ihm eine Summe zum Transport zu übergeben. Gewöhnlich besorge ich das selbst, weil mir meine Ruhe lieb ist. Und — verlöre ich eine solche Summe, so hätte eben ich sie verloren, müßte sie ersetzen, was ja schmerzlich wäre, aber ich brauchte mich nicht mit ewigem Verdacht usw. gegen den und jenen zu quälen. Hier liegt übrigens ein Fall vor, wo Kautionsstellung in gewisser Beziehung gerechtfertigt erscheint. Denn schließlich verlangt man diese doch selbst von der Bank, der man sein Geld zur Verwaltung anvertraut. Sie muß sicher sein. Und sie sollte nicht bloß sicher „in meiner Annahme“, sondern objektiv sicher sein. Was man aber jetzt so manchmal in den Zeitungen liest von Veruntreuungen, Effektenunterschlagerungen bei Banken usw., das zeigt, daß es unserer Art Leute noch viele gibt, und daß nicht bloß Dichter und Künstler nicht mit Geld umzugehen verstehen.

Allerdings muß man da trennen. Es gibt Leute, die, im Besitz einiger oder auch vieler tausend Mark, sich aufs „Spekulieren“ verlegen. Sie verstehen von der Sache nichts oder nicht allzuviel, sondern wollen nur höhere Zinsen von ihrem Geld gewinnen. Nun ist es gar keine Frage, daß hier die moralischen Verpflichtungen der Bank sehr zweischneidig und zweiseitig werden. Große Banken vor allem sind zunächst der nationalen Wirtschaft verpflichtet. Sie haben die Aufgabe, diese mit nützlichen Unternehmungen zu bereichern. Ist eine solche in Sicht, so rät der Bankier seinem Kunden mit gutem Gewissen: Kaufen Sie dies oder jenes Papier. Der Kunde gibt den Auftrag, zu kaufen; er freut sich an dem Steigen seines Papiers, das er jeden Tag eifrig im Kursblatt verfolgt.

Das Steigen in Sprüngen hört bei dem allseitigen Geldzufluß zu dem einen Punkt bald auf, die Unternehmung ist gesichert und für den Anfang gesättigt; der Kunde hält seine Papiere fest: „Die gehen noch höher“ — meint er. Aber er sah nicht, wie der eine gute Gedanke mittlerweile hundert Nachahmer fand. Die Konkurrenz steigt auf; eine „blödsinnige“ Konkurrenz, die selbst die Reichsbank stutzig macht; sie rückt mit dem Discont hinauf, um zu mäßigen. Der Kunde vertraut, trotzdem daß sein Papier zu sinken beginnt. Der Bankier kann ihm nicht zum Verkauf raten, da viele Angebote des Papiers dieses vom Sinken zum Fallen bringen würden; die Unternehmung selbst wäre damit gefährdet. Und schließlich hat der Kunde statt eines Depots — Bankschulden, sein Kredit ist überschritten, er muß für Deckung

forgen. Also schimpft er auf die „Unmoral“ der Bank, die ihn hineingelegt hat. Alles ging glatt, nur in einem Punkt fehlte es: an der Kenntnis des Spekulantens selbst. Er selbst mußte fähig sein, den Augenblick und Punkt zu erkennen, von wo ab sein Interesse mit dem Interesse der Bank und der Unternehmung nicht mehr parallel ging, von wo ab das Interesse der Bank an der Gesunderhaltung ihrer Unternehmung sein Interesse zu beschatten begann. Es vollzog und vollzieht sich hier nichts als ein rein dynamischer Ausgleich, eine Zurückstellung ins Gleichgewicht, das verloren gegangen war infolge der übertriebenen Spekulation. Nahm ich daran in meiner Sucht nach hohen Zinsen teil, so muß ich nun auch an dem Ausgleich teilnehmen. Der Mann aber, der schimpft, weil ihm seine Spekulation mißrieth, versteht nichts von der Sache und hätte besser seine Finger aus der Spekulation herausgehalten. Und gar die „Bauernspekulation“!

Ein Nest ist reizend als Bauerndorf in Wald und Wiese. Einer — zwei — drei Leute finden das und siedeln sich dort an. Augenblicklich werden alle Kartoffeläcker zu „Bauplätzen“. Es gibt Leute, die kaufen und kaufen. Aber: drei Dugend neue Häuser — das Bauerndorf existiert nicht mehr. Die Anziehungskraft läßt nach. Die zuletzt zu hohen Preisen Grundstücke kaufen, bleiben darauf sitzen, müssen mit Verlust verkaufen oder eine neue Spekulation anfangen: Hotels, Sanatorien, Massenkolonie usw., bis statt zehn hundert hineingefallen sind.

Die andere Seite ist: ich spekuliere nicht, will keine höheren Zinsen, gebe mein Geld nur zur sicheren und bequemeren Verwaltung der Bank. Dann brauche ich nichts davon zu verstehen, als daß ich weiß: die Bank ist sicher und solide. Aber ich sollte doch noch etwas tun, nämlich: erstens verlangen, daß die Bank die „Mäntel“ besonders verwahrt und die Couponbogen und Talons in anderem Gewahrsam aufhebt. Zu der Kassette, in der meine Papiere ruhen, bitte ich mir einen zweiten Schlüssel aus, so daß ohne meine Anwesenheit kein Beamter oder Fremder an meine Kasse kann. Und zweitens sollte ich noch etwas tun, nämlich: mir bewußt bleiben, daß ich keinen andern, auch keine Bank mit einer größeren Sorge für meine Sicherheit belasten darf, als ich sie selbst habe. Aus meinen Papieren ein Paket machen, sie irgendwo und irgendwem übergeben, „deponieren“, und mir dann einreden, mich aller Sorge entschlagend: die sind sicher aufgehoben — das ist eine Leichtfertigkeit und Nachlässigkeit sondergleichen, und ich darf mich nicht wundern, wenn der von mir Beauftragte die Sache auch nicht ernster nimmt, als ich sie nahm. Deponieren heißt eben nicht nur abgeben, sondern es heißt: die Bank stellt mir ihre besseren Einrichtungen zu meiner größeren Sicherheit zu Verfügung, aber die Bank entläßt mich damit keineswegs aus der Verpflichtung, ihr bei dieser Sicherung möglichst zu helfen; im Gegenteil, sie verlangt von mir, daß ich selbst der oberste Wächter meines Geldes bleibe. Denn davon kann mich kein anderer entbinden, daß ich dem Gesetz unterstehe: Geld verpflichtet! Der Besitz von Geld verpflichtet mich zu wirtschaftlicher Verwaltung, zu einer Harmonisierung meiner Interessen mit den Interessen der Gesamtheit. Entweder suche ich das auf wirtschaftlichem Weg zu erreichen, und das heißt vor allem, mich nicht an einer Kränkung der wirtschaftlichen Gesamtinteressen durch übertriebene Spekulation zu beteiligen, oder es heißt: ich kann es selbst nicht, also ersuche ich eine Bank, es für mich zu tun — aber auch dann immer:

unter meiner Verantwortung, die mich zwingt, achtzugeben und mich zu „orientieren“. Etwas anderes ist es, wenn ich ein Dichter oder Künstler bin, also nach Geld nur frage, wenn ich keins habe. Dann mache ich es vielleicht so wie eine mir bekannte Dame, die am Ersten des halben Jahres, wo sie ihre Zinsen empfing, alle Scheine in Gold umwechselte, diese Goldstücke dann in ihren Zimmern in alle Möbel versteckte und verteilte und sich eine Zeitlang über jedes gefundene Goldstück wie ein Kind über die gefundenen Ostereier freute, bis sie nichts mehr fand. Beim Nachrechnen fand sie dagegen, daß found: so viel Goldstücke fehlten. Denn andere hatten mitgefunden und mitgefunden, und so hatte sich das „Allgemeininteresse“ mit ihrem besonderen Interesse auf diese Weise „in Harmonie“ gesetzt. Daß der Ärmsten dann auch „eines schönen Tages“ die gesamten Papiere abhandeltamen und jede Zinszahlung unterblieb, war ein harter, aber kein unerwarteter Schlag, der bei ihrer unglaublichen Vertrauenseligkeit nicht zu verhüten war.

Der Besitzer von Geld soll und muß eins wissen: es gibt Leute, die Geld haben, und andere gibt es, die Geld haben möchten. Und wie dieses „Möchten“, diese Sucht und Sehnsucht die Menschen findig macht, tief in der Erde noch die Goldkörner aufzuspüren, die dort verstreut und in erdiger Verhüllung liegen, so macht sie sie ebenso witterungsfähig für alle labilen Stellen und Schlösser, hinter denen Geld aufbewahrt wird. Sie kommen dahinter, wenn nicht heute, dann morgen, wenn nicht dieser, dann jener. Und merkwürdig, der Verräter der labilen Stellen und Schlösser ist vielfach der Besitzer selbst. Seine geschäftliche, seine private Sorglosigkeit zieht an, wie die Hunde den Rehbock beschleichen, der sich der reichen, frischen Wäldung so erfreut, daß er auf seine Sicherheit nicht mehr Bedacht nimmt, denn die Düfte des Frühlings so in die Nase stiegen, daß er darüber die natürliche, scharfe Witterung verlor, der im Übermut gar sein Gehörn abwarf in der Zuversicht, daß ihm ein neues und schöneres wachse. Der reine Dichter — dieser Rehbock! Aber wer Geld besitzt, hat nicht das Recht, ein Dichter zu sein; das darf nur der Dichter, der keins hat, und er soll's sogar bleiben, wenn er welches hat. Denn das besondere und Allgemeininteresse besteht hier in erster Linie darin, daß er ein Dichter ist und bleibt, und nicht darin, daß er Gelbbesitzer ist. Natürlich gönnen wir ihm so viel, daß er auch etwas verlieren oder verschuten darf. Und wenn er gar keins hat, so wünschen wir ihm den „Nägen“ der Allgemeinheit. Die anderen aber, die Gelbbesitzer, die nicht Dichter sein dürfen, sollen wissen, daß viele Jäger mit ihren Spürhunden im Feld sind. Also heißt's für sie: Witterung — scharfe Witterung und festes Gehörn! Und das heißt: eigene Einsicht, eigene Orientierung, eigene wirtschaftliche Kritik und den Willen steif gemacht zur Abwehr allzu dreister Angriffe auf ihre Gutmütigkeit und Vertrauenseligkeit! Selbst ist der Mann, auch hier!

Und nun sage mir, mein lieber Freund, ob du, zum Millionär gemacht, solche Umwandlung deines humanen Herzens lange würdest ertragen können? Ob dein wirtschaftlicher Verstand groß und energisch genug werden kann, dich über Momentanwandlungen hinauszuhoben? Wenn ja, so hast du das Zeug zum Gelbbesitzer und Millionär, und dann mache dich selbst dazu, aber warte nicht mehr darauf, daß andere dich dazu machen! Weg dann zuerst mit allen geistigen, ästhetischen, leiblichen Bedürfnissen, die du dir angewöhntest, als wärst du scho:

einer! Eine Training des Willens, deiner Leidenschaften, deines Spürsinns, deiner Bitterung auf diesen einen Punkt, dieses eine Ziel! Keine Verachtung mehr gegen das „Olet“, denn non olet, wenn man's hat! Das Millionärwerden und selbst das Geldbehalten ist kein Werk des Sitzarruhelehens; es kann ein „Glückszufall“ sein — man gewinnt in der Lotterie, oder man erbt plötzlich von einem amerikanischen Onkel, von dem man keine Ahnung hatte, aber meist ist es eben kein Glückszufall, sondern das Ergebnis langer Arbeit, langer, unerschütterlicher Übung, voller Beherrschung der

Technik, kurz, eines beständigen *Qui vive!* Und das bleibt so, wenn man Geld hat, wie es blieb, da man's errang. Eine Bank kann dir helfen, deine Sorge zu erleichtern, aber abnehmen bis zum letzten Atom kann sie dir die Sorge nicht, denn erstens bist du nicht der einzige Kunde der Bank, zweitens hat jede Bank außer deinen Interessen auch noch andere, vor allem eigene wahrzunehmen, und drittens: Selbst ist der Mann, wie im Erzingen, so im Erhalten! Ueberleg' dir's also noch einmal genau, bevor du dich entschließt, Millionär zu werden! Adio!“

Die Sicherheitsfette.

Eine soziale Betrachtung von Hans Clausus.

Vor fünfundzwanzig Jahren gab es in Berlin noch genug Wohnungen, deren Eingangstür man vom Flur aus durch einen einfachen Klindendruck öffnen konnte. In Hamburg war es in der Behausung kleinerer Leute allgemein üblich. Und in kleinen Orten, wo die Sicherheit relativ größer ist, findet man auch heute noch überall offene Entreeüren. Dem Berliner erscheint das fast unglaublich. Es gibt eben in dieser Millionenstadt zuviel Menschen, die ihren Lebensunterhalt dauernd oder wenigstens zeitweise auf unreelle Weise erwerben wollen.

Bedeutet das nun, daß die allgemeine Rechtsicherheit allmählich zweifelhafter geworden ist? — Nein. Es ist längst erwiesen, daß die Kriminalitätsziffer im Zurückgehen begriffen ist. Diese Verhältniszahlen steigen und fallen wohl, je nachdem der allgemeine Volkswohlstand sinkt oder sich hebt. Aber bei dem glänzend ausgebildeten Sicherheitsdienst der großen Städte, bei der immer mehr sich ausbreitenden Volksaufklärung und dem Rückgang des Schnapskonsums ist das Verbrechen dauernd im Schwinden.

Die Kompliziertheit des ganzen Stadtmechanismus, die Größe des besiedelten Gebietes und die daraus sich ergebende Fremdheit der Bewohner zueinander haben aber dem Großstädter seine Harmlosigkeit geraubt, und so hat er, wenn auch nur allmählich, sich selber schützen gelernt gegen das Verbrechen. Diesen Selbstschutz noch mehr aufzurufen, ihn immer wirksamer zu gestalten und auch die Sorglosen aus ihrer hierorts unberechtigten Vertrauensseligkeit aufzurütteln — nur das kann der Zweck meiner Ausführungen sein!

Von den Gut und Leben bedrohenden Gefehlosen geht ein Teil mit List zu Werke, um sich in den Besitz des fremden Eigentums zu setzen; ein anderer strebt, Hindernisse mit offener oder versteckter Gewalt zu bekämpfen; und es gibt unter diesen Rechtsbrechern etliche, die selbst vor dem Leben ihrer Mitmenschen nicht haltmachen. Er klingt nun gerade beim Kapitalverbrechen, wie z. B. bei dem schändlichen Mord an dem alten Rentier Fuß in der Neuen Winterfeldtstraße, besonders laut der Ruf nach der Polizei, so darf man doch darüber nicht im unklaren sein, daß alle Anstrengungen der Sicherheitsbehörde nur der Verfolgung des Täters und seiner Unschädlichmachung gelten können. Das schon beschlossene Verbrechen zu verhüten, den Bürger direkt vor solcher Tat zu schützen, dazu fehlen der Polizei in einem so gewaltigen Menschen- und Wohnungskomplex einfach die Möglichkeiten. Aber der einzelne hat sie, er braucht

sich nur seines Verstandes und der vorhandenen Mittel zu bedienen; deshalb gibt auch selbst solche Mordtat, so aufreizend und erschreckend sie auf die Bevölkerung sonst wirken mag, keinen Anlaß zu einer allgemeinen Beunruhigung.

Sehen wir uns einmal die Arten des Verbrechens an, denen keineswegs nur der Besizende in seiner Wohnung ausgekehrt ist, so müssen die Gefehbrecher vor allem in Gewohnheitsverbrecher und Zufallsverbrecher, das heißt meistens zum erstenmal Kriminelle unterschieden werden. Diese letzten sind oft die gefährlichsten.

Industrie und Landwirtschaft mit ihrem wechselnden Bedarf an Arbeitskräften ziehen dauernd ganze Massen von Proletariern herbei, die ungelernt und wenig geübt im Daseinstampf, so wie die Arbeitsgelegenheit zu schwinden beginnt, die großen Städte und vor allem Berlin überschwemmen. Hier werden solche Elemente leicht kriminell und — fast stets! — Gewaltverbrecher. So ist es denn auch gerade der deshalb nicht genug zu obervierende Großstadtbettel, der eine schwere Gefahr für das Eigentum und Leben des Städtlers bildet. Mir fallen eine Reihe von Mordtaten ein, bei denen bettelnde Strolche allein stehende oder in ihrer Wohnung befindliche Frauen, aber auch Männer ums Leben brachten. Die Frau eines Eisenbahnbeamten hat so geendet, eine alte Lehrerin, die die böse Angewohnheit hatte, ihre Korridortür offen stehen zu lassen, wurde ermordet, ohne daß es je gelang, den Täter zu überführen; und gewiß manch eine von den Mordtaten, die nie aufgeklärt wurden, muß dem anscheinend so harmlosen Bettler zur Last fallen, dem Mitleid und Wohltätigkeit gern ein wenig helfen wollten.

Deshalb — das ist die erste, große Sicherheitsregel — Personen, die sich allein und unbewaffnet in ihrer Wohnung aufhalten, sollten niemals die Tür öffnen, ohne vorher durch das Guckloch sich zu orientieren, wen sie vor sich haben. Selbst gutgekleidete Männer sind besser durch den Spalt abzufertigen, den die Sicherheitsvorrichtung der geöffneten Tür läßt. Den Dienstboten vor allem ist dahingehend energische Anweisung zu erteilen. Denn die Mädchen sind leicht für den Mann, der ihnen Gott weiß was vorschwätzt, zu haben und entbehren auch zu sehr des Mißtrauens gegen Erscheinungen, die für ihre Sphäre vielleicht etwas Selbstverständliches haben.

Ohne Zweifel weniger gefährlich für das Leben ist der, wenn ich so sagen soll, gelernte Verbrecher. Während der zufällig Kriminelle am Ende unten an der ersten Treppenstufe noch nicht wußte, daß er Minuten

danach Blutschuld auf sein Gewissen laden würde, geht der Gewohnheitsverbrecher mit dem festen Vorfaß, zu stehlen und zu rauben, schon in das fremde Haus hinein. Er weiß, was er will, kennt daher auch genau die Konsequenzen seines Tuns. Und er hütet sich vor allen Dingen dafür, „Rötel zu machen“, das heißt, eine Bluttat zu begehen, die ihm den Kopf kosten kann. Ungefährlich ist sein Tun, ganz abgesehen von der sachlichen Schädigung, darum auch nicht. Sein Metier gliedert sich je nach den angeborenen Fähigkeiten und sozialen Möglichkeiten, die er besitzt, schon in einer weit mannigfaltigeren Art und Weise.

Von unten angefangen, ist der „Klinkenpuker“ der sozial tiefststehende Einbrecher, aber auch wieder der gefährlichste. Er sucht seine Opfer wahllos in Vorder- wie in Hinterhäusern und bevorzugt die ärmeren Quartiere, in denen der „stille Portier“, die offene Haustür das Eindringen in das Gebäude leicht macht. Doch überwindet er, wenn irgend sein Anzug danach ist, auch die Fragen des Portiers durch vorher angestellte Studien nach den Namen der Einwohner. Sein Werkzeug, denkbar einfach, besteht in einem Bund Dietriche und einer gut gefetteten Sticksäge. Meist geht er in die oberen Etagen; in Häusern, die wenig Verkehr haben, zieht er die Klingel auch an einer unteren; erscheint nun nach zweimaligem Anläuten niemand an der Tür, so öffnet er diese mit dem Dietrich, oder er sägt um das Schlüsselloch herum einen Halbmond, was er in seinem Rotwelsch „Iewone machen“ nennt. Diese Leute, sagte ich, sind gefährlich deshalb, weil es nicht selten ist, daß ein in der Wohnung schlafender oder in den hinteren Räumen befindlicher Hausgenosse, der die Klingel überhört hat, nun plötzlich dem Einbrecher gegenübersteht und dann von dem überraschten niedergemacht wird. Das Gesetz wertet eine solche Tat nicht als Mord — wenngleich neuere Auslegungen schon in der für den Täter gegebenen Möglichkeit eines Renkonters die eventuelle Mordabsicht erkennen wollen; aber für den Betroffenen bleibt sich das gleich; er fällt — in den meisten Fällen — seiner Unvorsichtigkeit zum Opfer.

Die Korridortür ist nicht stets auch von innen abzuschließen, wohl aber mit einer jener modernen Vorrichtungen zu sichern, die man heute in größeren Geschäften zum Preise von etwa einer Mark kauft. Selbst die alte Sicherheitskette bot gegen den „Klingelfahrer“ oder „Klinkenpuker“ einigen Schutz. Denn in den meisten Fällen macht sich dieser vom Zufall lebende Verbrecher rasch davon, sobald er die Anwesenheit von Personen in der Wohnung gewahrt wird. Aber es gibt in der Junst auch hartnäckige, bössartige Gesellen. Ich erinnere an den Kerl, der vor einiger Zeit die beiden Schneidereheleute in der Potsdamer Straße, die ihn zufällig überraschten, einfach niederschloß. Dieser Verbrecher hatte

nachweislich Schießübungen vorher angestellt, war also wohl mindestens mit der eventuellen Absicht eingedrungen, etwaige Störungen mit der Waffe abzuwehren. Solche ungebetenen Besucher heben die Sicherheitskette mittels einer einfachen Messerflinge geschickt aus und rechnen beim Eindringen — häufig des Nachts, wenn die Wohnungsinhaber schlafen — auch mit dem Widerstand des Überraschten. Ein Papierhändler in der Belle-Alliance-Straße hatte so in der Finsternis seines Schlafzimmers einen langen und gefährlichen Kampf mit einem Einbrecher zu bestehen, der verschiedene Male auf ihn schoß, den der sehr mutige und kräftige Mann aber schließlich doch überwinden und zur Haft bringen konnte.

Die neuen Sicherheitsvorrichtungen, die, wie gesagt, kaum teurer sind als die alten Ketten, und bei denen ein einfacher und ein Doppelhebel ineinandergreifen, um dann noch durch einen besonderen Riegel geschützt zu werden — diese Schließzeuge sind auf keine Weise auszuheben und absolut sicher. Der Sticksäge freilich, die um das Schloß herumschneidet, bieten auch sie keine Hemmungen; ebensowenig wie die oft sehr gutgedachten Sicherheitschlösser, denen der gewöhnliche Dietrich allerdings nichts anhaben kann. Schon weit besser sichert, besonders in Geschäftslokalen, die Korridortür ein gut genieteter Stahlblechpanzer, der zu seiner Beseitigung komplizierte und nicht allen Dieben zugängliche Instrumente erfordert. Das beste in dieser Hinsicht sind aber die elektrischen Alarmparaate, deren Leitungen nach der Wohnung hinein und zugleich hinunter nach der Portierloge funktionieren. Da läßt die auf welche Weise immer geöffnete Tür so schrillend die Glocke klingen, daß es auch dem „schwersten Jungen“ unheimlich zumute wird!

In Amerika sollen diese Alarmparaate direkt nach der Polizeiwache hingehen — ein Beispiel, das bei dem immer raffinierteren Vorgehen unserer Gentlemen-robbers vielleicht Nachahmung verdient.

Einen sehr guten Schutz gegen Verbrecher bietet ein machsamer Hund. Und zwar leistet der kleine Kläffer, der überall und nirgends ist, da das beste! Denn nicht die Angst vor den spitzen Zähnen, sondern vor der wie eine unaufhörlich klirrende Schelle lautwerdenden Stimme des Hundes schreckt den Eindringling.

Natürlich: je größer das Objekt, je höher die Klasse des dadurch zur Tat angereizten Verbrechers, desto schwerer fällt es dem bedrohten, Selbstschutz zu üben. Ein Juwelier z. B., der große Werte in seinen Vitrinen aufbaut, der braucht außer dem bewaffneten Wächter auch einen modernen, diebesicheren Safe! Der Privatmann kann mit einer Ausgabe, die in gar keinem Verhältnis steht zu dem, was er sonst riskieren muß, sein Haus schützen, so daß er es ohne Sorge allein lassen und sich ruhig darin schlafen legen darf.

Die Fruchtschale.

Vauderei von A. von Erlén.

Der Herbst mit seinem bunten Füllhorn voller Früchte zieht wieder ins Land und schüttet es vor uns aus, dem sonnenarmen Sommer zum Trotz, denn die Obstbäume Deutschlands sind übervoll beladen, und der Winzer im Rheingau hofft noch immer, daß „der September doch noch vermocht, was der August nicht gekocht“. In unsern Heimstätten bedeutet der Obstreichtum jedes

Herbstes eine frohe Zeit; auf dem Land erntet man der eigenen Mühe Lohn, während die Städte durch ihre Markthallen reichlich mit Früchten versorgt werden, so daß heutzutage eigentlich niemand auf häufigen Obstgenuß zu verzichten brauchte, denn über den wirtschaftlichen und gesundheitlichen Wert einer solchen Beigabe zur täglichen Nahrung herrscht längst kein Zweifel mehr.

Aber diese fröhliche Fruchtperiode hat nicht nur eine praktische, sondern auch eine künstlerische und ästhetische Seite. Denn gerade die vielseitigen Gaben des Herbstes lassen sich bei den Mahlzeiten einfacher Haushaltungen und auf dem Damast festlicher Tafeln gleichermaßen anziehend, ja bezaubernd für das Auge herrichten, und deutsche Hausfrauen sollten in dieser Kunst von den alten holländischen Meistern lernen, deren farbenprächtige und dabei so fein ausgeführte Stilleben einen hohen künstlerischen Genuß gewähren. Schauen wir in unsern Galerien auf die Bilder eines de Heem, der den Fruchtsegen seiner Zeit so verschwenderisch aufzuschichten und mit so zauberhaftem Farbenchemel zu malen verstand. Da türmen sich über riesenhaften Melonen ganze Haufen von durchsichtig schimmernden Weintrauben, dazwischen lugen Pfirsiche mit seidigem Haarflaum auf den roten Wangen oder purpurfarbene Pflaumen, deren herb-süßen Duft wir förmlich zu spüren glauben; reizende Ranken von Weinlaub verbinden grazios die üppig gehäuften Massen, und neben einer vollen Schale steht der halbgeleerte Römer mit goldglänzendem Inhalt, und das Licht spielt in hellen Reflexen auf dem Rand der metallenen Gefäße. Solche Stilleben sind Schätze der Nation und nicht jedem Heim zugänglich. Aber der Fruchtreichtum jener Tage ist uns heute noch beschieden, und auf jedem gastlichen Tisch könnte ein Stilleben im kleinen erstehen, das in der Farbenwirkung den Werken jener alten Meister ähnlich sein dürfte, ohne den üppigen Aufbau der Massen wie bei jenen nachahmen zu wollen. Wer eine festliche Tafel im Herbst schmückt, wird zunächst die passenden Gefäße für seine Früchte suchen. Da gibt es alte Stücke fast in jedem Haushalt, die oft verstaubt und unbenuzt im Glaschrank stehen und so geeignet wären, um diese Jahreszeit wieder ans Licht zu kommen. Denn wie malerisch wirken echte Delfter Fayencen, wenn zu ihrem Weiß und Blau sich das leuchtende Gelb von Birnen und Äpfeln gesellt, und wie reizvoll sehen in alten milchweißen Wedgwoodschalen und durchbrochenen Körben die durchsichtigen Trauben und violett schimmernden Pflaumen aus, und ein Hauch von Poesie wird diese alten wieder lebendig gewordenen Gefäße aus der Zeit unserer Urgroßmütter umgeben. Wem aber derartige antike Schätze nicht zu Gebote stehen, dem bietet die moderne Industrie passende Gefäße genug. Sei es, daß man die alten Muster wieder aufleben ließ oder völlig Neues schuf in Porzellan und buntem Steingut oder milde blinkendem Zinn. Das gibt dann allerlei feine Wirkungen und Farbenspiele, und auch solche zarten Ranken der Rebe mit grünen oder blutroten Blättern können wir zwischen unsern Früchten einflechten oder auf dem schneeweißen Damast der Tafel sich ausbreiten lassen, und in allerlei hohen und flachen Gläsern werden wir die Blumen des Herbstes neben die herbstlichen Früchte stellen. Gerade die ausgesprochenen herbstlichen Blüten mit ihren flammenden oder auch matten Tönen, die bunten Asters und Dahlien, das reizende rotfelbe Selenium und später im Jahr die vielfarbigen Chrysanthemen wirken in Verbindung mit unsern gefüllten Frucht-schalen so schön. Auch der treue dunkle Efeu mag dazwischen hie und da seine Ranken spinnen und die Leuchtkraft der Trauben noch erhöhen.

Daß die hygienisch geschulte moderne Hausfrau alle Weintrauben unter brausendem Wasserstrahl erst gründlich reinigt und alle Äpfel glänzend reibt, ist selbstver-

ständlich, denn nur auf diese Weise entwickeln die oft vom Transport verstaubten Früchte die volle Leuchtkraft ihrer Farben.

An Vielseitigkeit der Obstsorten ist in deutschen Gärten kein Mangel, und auch der Süden schickt uns, dank der guten Bahnverbindungen, viel von seinen Schätzen. Aber über den feinsten Meraner Edelkalvillen werden wir die lieben deutschen Äpfel nicht beiseiteschieben, die herrlich duftenden Gravensteiner, die schönen von Boostop und die herben grauen Edelreinetten, und über allen süßen Trauben Südfrankreichs vergessen wir nicht die deutsche Traube, das edle Gewächs von Mosel und Rhein, und den würzigen Mustateller, der nicht nur im Glase, sondern auch schon in der Traube so köstlich ist.

An den sonnigen Mauern unser Gärten reifen saftige Pfirsiche und am Boden unter den Glasscheiben schwere, goldrote Melonen neben der bis in den Spätherbst unermüdlich Früchte tragenden Tomate. Jede Melone ist ebenso wie die duftende Ananas ein kostbares Gericht für sich und wird stets einzeln, nur auf großen, grünen Blättern ruhend, aufgestellt. Alte oder auch neue geschliffene Kristallschalen oder Teller sind hierfür besonders geeignet. Und wer möchte beim Dessert an wohlgepflegter Tafel oder erst recht im traulichen Heim die frischen reifen Nüsse entbehren, die uns so glänzend braun entgegenblicken, und die man so behaglich aufmachen und so beschaulich verzehren kann in völliger Muße und bei anregender Unterhaltung!

Mehr als je und auch wieder in der Art unserer Vorfahren schätzen wir heutzutage das feine Spalierobst, dem besonders unsere besten Birnensorten entstammen. Da reifen, wie Kinder gehütet und gepflegt, die einzelnen Riesenfrüchte ihrer Bestimmung entgegen. Da gibt es neben vielen neuen Sorten auch immer wieder die guten und bewährten alten, Diehls fleischige Butterbirne, die im eigenen Saft förmlich schmilzt, die glänzend grüne Gute Luise und die altmodische, längliche Pastorenbirne mit roten Streifen.

Alle diese Früchte sind nur ein kleiner Teil aus dem großen Füllhorn des Herbstes, das über uns ausgeschüttet wird und ein Gefühl heiterer Sinnenfreude in uns erweckt, das wohlthuend ist neben jener fast unbewußten heimlichen Schwermut, die die Jahreszeit der Nebel und fallenden Blätter so leicht in uns Menschen hervorruft.

Der Anblick einer künstlerisch hergerichteten Frucht-schale wird stets ein feiner und ästhetischer Genuß sein, an dem wir in unserer allzu schnellebigen Zeit nicht achtlos vorübergehen sollten. In einem früheren Zeitalter hatte man für derartige stille Freuden des Heims allerdings mehr Sinn und Muße als heute.

Als der jugendliche Goethe die schwellenden Trauben an seinem Fenster liebevoll betrachtete, da dichtete er die schönen Verse:

Euch brühet der Mutter Sonne
Scheideblick, euch umsäuselt
Des holden Himmels
Fruchtende Fülle;
Euch küßet des Mondes
Freundlicher Zauberhauch!

Und heute ebenso wie damals braucht die Allmutter Natur ihre besten und geheimsten Kräfte, um so viel Köstliches hervorzubringen.

Momentaufnahmen von unterwegs.

Von Valeria Gräfin Bethush-Huc.

Ein Mondscheinabend im Engadin. Zwischen den beiden großen Hotels von Vulpera liegt die Landstraße weiß im Doppellicht des Mondes und der Bogenlampen, und die hohen Felsenhäupter des Piz Vischanna und Piz Njus ragen mit ihren schroffen Zacken silbergrau in den Sternenhimmel auf und blicken von stolzer Höhe nieder auf das bunte Menschentreiben unten auf der weißen Straße. Im Hotel Waldhaus spielt die Krumusik. Der Platz um den von einem Glühgugelkranz umwundenen Springbrunnen ist mit einer Menge von Sesseln und Schaukelstühlen in einen Salon verwandelt. Bekannte begrüßen einander, Fremde werden vorgestellt, plaudernde Gruppen sitzen zusammen, andere wandern vom Waldhaus hinaus über die weiße Straße zum Schweizerhof, der ganze Weg ist voller Menschen. Die Damen tragen helle Abendmäntel über den Gesellschaftskleidern und sind meist in bloßem Kopf, nur ab und zu taucht ein großer dekorativer Hut auf; die Herren sind im Smoking oder schwarzen Rock. Man bleibt zwanglos stehen, flirrt, lacht, alles mitten auf der Straße. Touristen kehren von einem Ausflug zurück. Sie sind in Hemdärmeln, tragen die Lodenjoppen über den Rucksack geschnallt auf dem Rücken. Sie werden begrüßt, umringt, mischen sich unter die elegante Gesellschaft. Da kommt es raselnd und mit den kleinen Glöckchen der Pferdegeschirre läutend die Straße herauf. Die Menschengruppen weichen rechts und links aus, der vierspännige, schwerfällige und auf diesen Bergstraßen doch so bewegliche Postwagen kommt mit neuen Gästen. Vulpera kennt heute noch weder Bahn noch Autos — letztere sind im ganzen Engadin verboten — erstere wird gebaut. „Leider“, sagen die Romantischen — „glücklicherweise“, die Praktischen. Noch stört aber kein Lokomotivenpfeiff und kein Autopfauchen den Frieden dieser Alpenwelt. Die Lichter von Schuls leuchten über dem Inn; wie aus einer Märchenstadt flimmern sie in der dunklen Landschaft, und von weither schimmern, wie verlorene Sterne, ein paar erleuchtete Fenster im hochgelegenen Fetan. Eine Gruppe von jungen Mädchen in engen weißen Kleidern läuft über die Straße. Einige junge Herren folgen ihnen. Die fröhlichen Stimmen schwirren durcheinander — lachend, schweigend — es klingt fast wie ein Vogelgezwitscher.

„Da sind die Schallbergs“, sagt die blonde Berta, die an der Seite ihrer Mutter daherkommt. Und sie will über die Straße zu den andern. Aber Mama ist andrer Ansicht.

„Ich mag die Schallbergs nicht für dich. Den ganzen Tag rasen sie auf dem Tennisplatz herum — es ist ein Ton zwischen ihnen und diesen jungen Herren — es sollte mich nicht wundern, wenn sie sich eines Tages küssen oder prügeln!“

„Sie amüsieren sich aber prachtvoll!“

„Liebes Kind, Mädel, mit denen sich jeder amüsieren kann, wie er will, heiratet keiner!“

„Ach, deswegen! Ich will gar nicht heiraten.“

„Das verstehst du nicht! Aber da kommt das nette junge Mädchen, das wir neulich auf dem Ausflug trafen — guten Abend, liebes Fräulein, so ganz allein?“

Sie bringt die beiden Mädchen zusammen, ist froh, daß die blonde Berta einen passenden Anschluß hat, und widmet sich inzwischen einer alten Freundin. Plötzlich ist sie umringt von den Schallbergs und ihrem Anhang. Die Begrüßung fällt etwas kühl aus, aber die jungen

Mädchen drängen sich heran, wichtig, geheimnisvoll: „Verzeihen Sie, gnädige Frau.“

„Liebe, gnädige Frau, es ist so dumm, aber wir müssen es Ihnen doch sagen — —“

„Ja, wir haben Ihre Tochter alle so gern — deshalb kommen wir zu Ihnen — sie geht dort mit einer Dame — mit einem jungen Mädchen“ — —

Bertas Mutter ist entrüstet.

„O bitte, das ist ein sehr bescheidenes, nettes Mädchen, wir trafen sie neulich, und“ — —

„Das Mädchen kann ja reizend sein — solche Personen haben meist so etwas an sich, aber“ — —

„Ja, gnädige Frau, mein Bruder sagt, das junge Mädchen ist mit einem Onkel hier“ — die Mädchen sicherten.

„Ein Onkel? Was ist dabei?“ Erneutes Lachen.

„Natürlich kein wirklicher — so ein Herr — ein bißchen graue Haare hat er schon, aber — oho!“

„Ich kann Sie wirklich nicht verstehen!“

„Ach, gnädige Frau — Sie wissen doch — ein älterer Herr, der sie einfach für die Sommerfrische mitgenommen hat!“

„Herr Gott — aber woher wissen Sie denn das?“

„Mein Bruder hat sich genau erkundigt, das Paar war uns schon aufgefallen.“

Da kommt Berta. Ihre Begleiterin hat sich von ihr getrennt. „Ihr Onkel wartete auf sie“, sagt Berta — und alles lacht. Nur die Mama sieht etwas verängstigt darein. Und diese Schallbergs! Jetzt begrüßen sie eine junge Frau, deren Haar so aufgetuppt ist, daß es wie ein Hut um ihren Kopf steht. Und sie trägt ein Futteral von blauem Atlas mit rosenroten Aufschlägen. Man könnte es für ein naßgewordenes Badetostium halten, wie sie da unter der Bogenlampe steht! Aber sie ist die Frau eines Brüsseler Großkaufmanns, nicht das Geringste gegen sie einzuwenden! Wie soll man sich heutzutage noch auskennen? Berta flüstert und lacht mit der jüngsten Schallberg, die erzählt ihr wahrscheinlich die Geschichte vom „Onkel“. Ja, es ist schwer, eine Tochter gut zu erziehen! Die Musik spielt den unverwundlichen Fledermauswalzer, die bunte Menge stutet über den weißen Weg. Dunkel liegen die Wiesenmatten rechts und links, der Duft des Thymians und des Nadelwaldes weht herüber. Die Menschengesellschaft wirbelt durcheinander, die Geschichte vom Onkel macht die Runde. In erhabener Ruhe blicken die Berge herab auf das Getriebe, die Arvenwälder, vom Mondlicht übersponnen, schmiegen sich um ihren Fuß, und leichte Nebel lagern wie schimmernde Schleier über dem Tal.

Unsere Bilder

Freiherr Marschall von Bieberstein (Abb. S. 1627), der erst vor kurzem zum deutschen Botschafter in London ernannte bedeutende Diplomat und Staatsmann, ist plötzlich in Badenweiler, wo er zur Kur weilte, gestorben. Als im Mai dieses Jahres seine Ernennung zum Botschafter in London erfolgte, erhoffte alle Welt von seiner Verlegung an den englischen Hof großen Nutzen, vor allem aber eine friedliche Lösung gewisser brennender Fragen der Weltpolitik. Durch sein plötzliches Hinscheiden sind nun alle die Kombinationen hinfällig geworden. Freiherr Marschall von Bieberstein, der ein Alter von fast 70 Jahren erreicht hat, war in den neunziger Jahren Staatssekretär des Auswärtigen Amts und ist dann durch seine legendarische Tätigkeit als Botschafter in Konstantinopel besonders hervorgetreten. Im übrigen verweisen wir auf den in Nr. 20 dieses Jahres erschienenen Artikel, der eine eingehende Würdigung seiner Verdienste und seines Charakters als Mensch und Diplomat enthält.

Die Flottenmanöver (Abb. S. 1628 u. 1629) haben in diesem Jahr von Helgoland ihren Ausgang genommen, nachdem hier im Beisein des Kaisers die Flottenparade stattgefunden hatte, die vom Wetter wenig begünstigt war. Der Kaiser, der sich an Bord seines Flaggschiffes „Deutschland“ befand, konnte diesmal 41 große Fahrzeuge gegen 36 im Vorjahr in Paradestellung sehen, obwohl seither zwei Klassen ausgeschieden sind. Auf einem unserer Bilder sehen wir einen Teil der Flotte, auf andern den Kaiser im Gespräch mit seiner nächsten Umgebung, darunter Generalstabschef von Moltke, Admiral von Tirpitz und Vizeadmiral von Heeringen. Ferner geben wir ein Bild des Chefs der Hochseeflotte, des Admirals von Holtenhoff, der am Schluß der Manöver vom Kaiser durch Verleihung des Schwarzen Adlerordens ausgezeichnet wurde.

Prinz Heinrich von Preußen (Abb. S. 1633) hatte auf seiner Reise nach Japan auf der transsibirischen Bahn einen Unfall. Sein Zug entgleiste bei Tschita in Transbaikalien. Der Prinz, sein Gefolge und sämtliche Passagiere blieben unverletzt, obwohl alle Wagen bis auf einen aus den Schienen gedrungen und die Schienen zum Teil nicht unerheblich beschädigt waren. Die Unfallstelle liegt bei einer scharfen Kurve, die bergab führt und schnell mit dem verhältnismäßig langen Zug passiert wurde. Glücklicherweise waren von beiden Seiten Hilfszüge mit Arbeitern und Material bald zur Stelle, so daß nach ungefähr zwölf Stunden der Zug nach Tschita geführt werden konnte.

Der Meerflug der „Hanja“ (Abb. S. 1628) hat mit Recht großes Aufsehen erregt und den zahlreichen Erfolgen des Grafen Zeppelin einen neuen glänzenden hinzugefügt. Sein jüngstes Luftschiff „Hanja“ hat die etwa 300 Kilometer lange Strecke von Hamburg nach Kopenhagen in hervorragender Fahrt zurückgelegt und keinen Zwischenfall zu beklagen gehabt. Man kann sich denken, mit welchem Jubel der stolze Luftkreuzer in Dänemarks Hauptstadt begrüßt wurde, zumal der greise Graf es sich nicht hatte nehmen lassen, in eigener Person das Luftschiff zu führen. Nach kurzem Aufenthalt in Kopenhagen trat die „Hanja“ die Rückreise über den Dorefsund nach Malmö an und traf noch am gleichen Tag wieder in Hamburg ein. Unser Bild zeigt das Luftschiff über der dänischen Hauptstadt.

Die englischen Manöver (Abb. S. 1633), die in diesem Jahr unter Anwesenheit des Königs stattfanden, nahmen, wie man weiß, insofern einen eigentümlichen Verlauf, als sie vorzeitig abgebrochen werden mußten. König Georg interessierte sich ungemein für den Gang der Operationen und wohnte vielen Übungen mit dem Kriegsminister bei. Die blaue Armee stand unter dem Oberbefehl des Generals Grierston; der Führer der roten Armee war General Douglas Haig.

Den französischen Manövern (Abb. S. 1633), die großes Interesse boten, wohnte auch der französische Kriegsminister Millerand bei. Er zeigte sich sehr häufig auf dem Manöverfeld und prüfte alle Einrichtungen, die unter seinem Regime eingeführt waren, sehr genau. Allerdings konnte auch er nicht verhindern, daß der Oberstkommandierende der roten Armee General Marion mit seinem Stab gefangen genommen wurde.

Calderons „Circe“ (Abb. S. 1632) ist aus Anlaß der Wanderversammlung der deutschen Ingenieur- und Architektenvereine in München im historischen Schloß zu Schleißheim in der vorzüglichen Besetzung und glänzenden Ausstattung des Müncher Künstlertheaters aufgeführt worden. Die Regie lag in der bewährten Hand Emanuels von Seidl.

Der vierte Deutsche Bankiertag (Abb. S. 1634) tagte in diesem Jahr in München. Auf seiner Tagesordnung befanden sich zahlreiche wichtige Beratungsgegenstände, deren Bedeutung teilweise nicht nur für das Bankgewerbe erheblich, sondern darüber hinausgehend allgemein volkswirtschaftlicher Art waren. Zu Referenten waren durchweg Sachverständige ersten Ranges bestimmt.

Dr. Sun (Abb. S. 1630), der eigentliche Begründer der neuen Verhältnisse in China, wird seine große Arbeitskraft nimmend in den Dienst der friedlichen Entwicklung des Reiches stellen. Durch seine Ernennung zum Präsidenten der Studienkommission für den Bau der chinesischen Eisenbahnen ist er in der Lage, weitumfassende Pläne auszuführen. Er beabsichtigt, die dringende Eisenbahnfrage so zu fördern, daß

in den nächsten zehn Jahren an 100 000 Kilometer Eisenbahn fertiggestellt werden können. Die Kosten sollen 6 Milliarden betragen. Auf die jetzt ausgeführten Studienreisen durch China, so auch nach der wichtigen Handelsstadt Kalgan, sollen später Reisen ins Ausland folgen, die den Zweck haben, das fremde Kapital zu interessieren.

Die Eröffnung des Komödienhauses in Berlin (Abb. S. 1634) gestaltete sich zu einem gesellschaftlichen und theatralischen Ereignis. Dem neuen Direktor Dr. Rudolf Lothar wurde eine überaus freundliche Aufnahme zuteil, zumal die beiden Stücke: „Feuerversicherung“, Lustspiel in einem Aufzuge von Ludwig Fulda, und „Der lächelnde Knabe“, ein Scherzspiel in drei Aufzügen von Max Dreyer, ungeteilten Beifall fanden.

„Chauffeur — ins Metropol!!!“ (Abb. S. 1632) heißt in diesem Jahr die große Revue im Berliner Metropoltheater. Schon der Titel verrät, daß das bei allen Lebenslustigen in Reichshauptstadt und Provinz so sehr beliebte Haus mal wieder eine überaus freundliche Aufnahme zuteil hat. Herr Giampietro zeigt sowohl als Berliner Rechtsanwalt wie als Polizeipräsident wieder seine große schaupielerische Begabung; Guido Thielscher löst als deutscher Michel stürmische Heiterkeit aus, worin ihn Helene Ballot als Marianne erfolgreich unterstützt. Auch Frä. Madge Lessing zeigt sich wieder von ihrer besten Seite, während die hübsche Ly Winter eine vorzügliche Commère abgab.

Die Rebellen in Mexiko (Abb. S. 1630) machen wieder viel von sich reden. Das eigentliche Haupt der militärischen Streikräfte der Revolutionäre ist der verwagene General Zapata. Im Verein mit seinem Bruder führt er die aufständischen Horden und weiß das schwierige Gelände, die für reguläre Truppen fast unzugängliche Gebirgswelt Mexikos, geschickt auszunutzen und sich gegen seine Verfolger zu schützen.

Parforcejagden in Irland (Abb. S. 1631) erfreuen sich eines besonderen Rufes in der Jäger- und Sportwelt, denn die Landschaft der „grünen Insel“ ist für „Huntings“ vorzüglich geeignet. Unsere Abbildungen wurden bei einer Herbstzusammenkunft des berühmten Reath Hunt aufgenommen, dessen Master Mr. John Dunville als Reiter und Huntsman sich besten Rufes erfreut; seine Meute gilt für die beste in Irland.

Personalien (Abb. S. 1628). Die vom österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Stürgkh dem Kaiser Franz Josef vorgeschlagenen neuen Minister sind bestätigt worden. Das Portefeuille des Handelsministers erhielt der bisherige Gouverneur der Postspartasse Dr. Rudolf Schuster von Bonnot, das des Ackerbauministers der bisherige Senatspräsident beim Verwaltungsgerichtshof Dr. Franz Zentner.

Todesfälle (Portr. S. 1628). Zwei jugendliche Mitglieder europäischer Fürstenhäuser sind vor wenigen Tagen durch den Tod dahingerafft worden. In München starb nach kurzem Krankenlager plötzlich an einer Halsentzündung Herzog Franz Josef in Bayern. Der Verstorbene war im Jahr 1888 als zweiter Sohn des Herzogs Karl Theodor in Bayern geboren, hat also ein Alter von 24 Jahren erreicht. — Am gleichen Tag verschied in Madrid die Schwester des Königs von Spanien, Infantin Maria Theresia, die Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Bayern. Die Infantin, die im 30. Lebensjahr stand, war seit 1906 verheiratet und vor kurzem von einer Tochter entbunden worden.

Die Toten der Woche

Herzog Franz Josef in Bayern, † in München am 23. September im Alter von 24 Jahren (Portr. S. 1628).

Infantin Maria Theresia von Spanien, † in Madrid am 23. September im 30. Lebensjahr (Portr. S. 1628).

Generalleutnant z. D. Ernst von Bernuth, † in Berlin am 23. September im Alter von 70 Jahren.

Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein, deutscher Botschafter in London, † in Badenweiler am 24. September im 70. Lebensjahr (Portr. S. 1627).

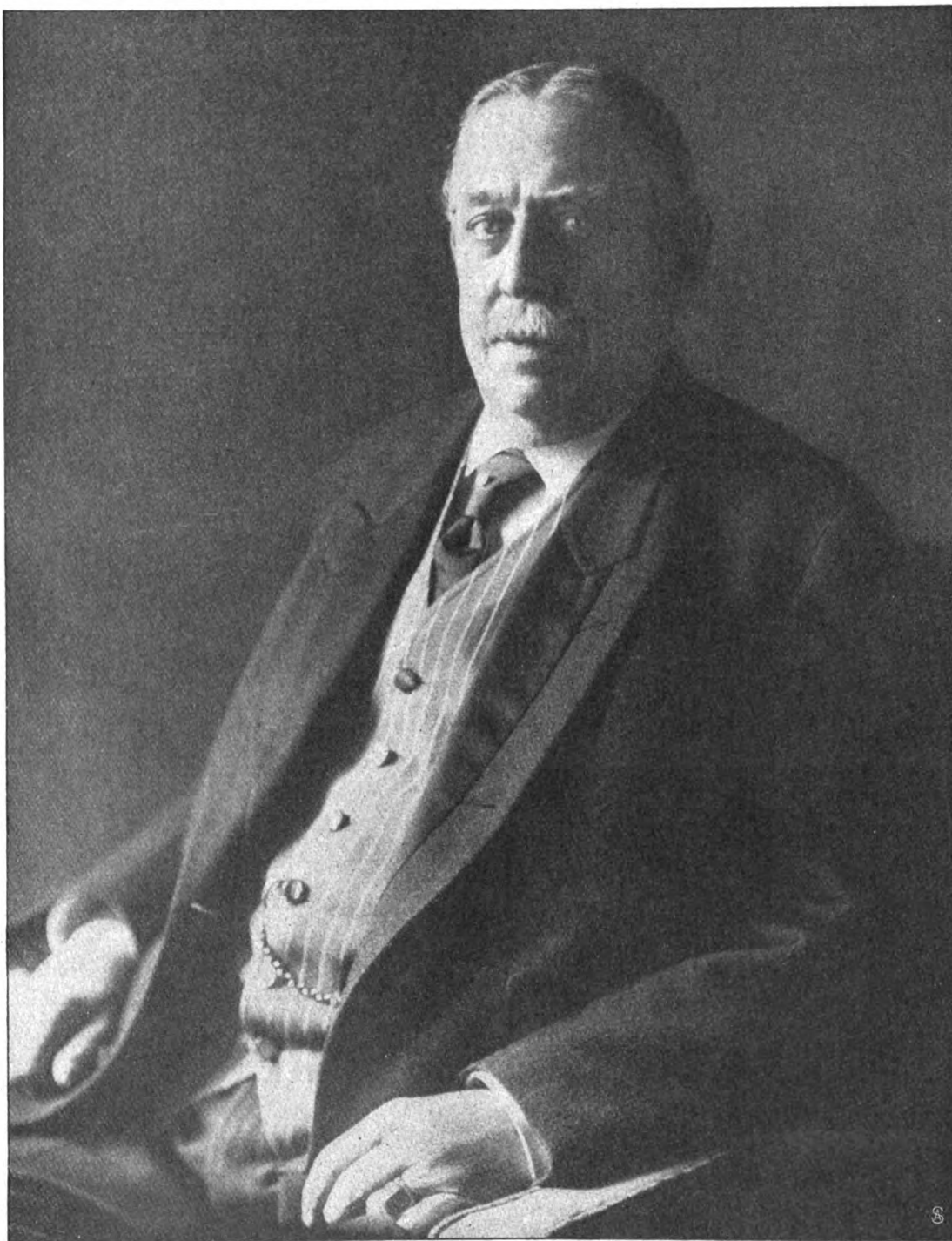
Léon Gaudillon, bekannter französischer Schwankdichter, † in Paris im 50. Lebensjahr.

Nummer
39.

DIE WOCHE

Bilder vom Tage

Seite
1627.



Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein †

Der deutsche Botschafter in London.



Besuch eines deutschen Luftschiffes in Dänemark: Die „Hansa“ mit dem Grafen Zeppelin an Bord über Kopenhagen. Phot. Axel Andersen.



Dr. Franz Zenker.
Der neue österr. Ackerbauminister.



Dr. R. Schuster, Edler v. Bonhoff.
Der neue österr. Handelsminister.



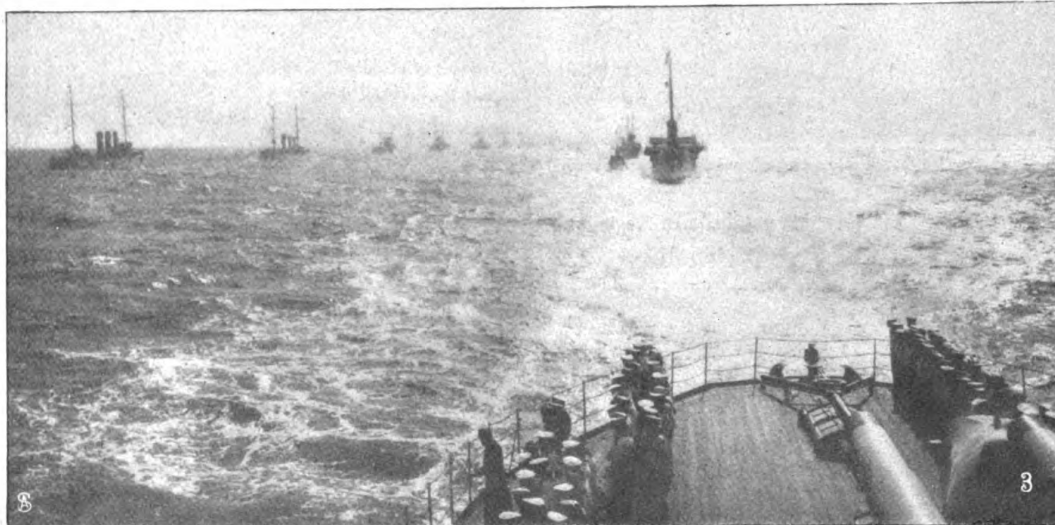
Admiral v. Holzhendorff, Chef der Hochseeflotte,
erhielt den Schwarzen Adlerorden.



Herzog Franz Josef in Bayern,
verstarb in München im 25. Lebensjahr. Phot. Gräfin.



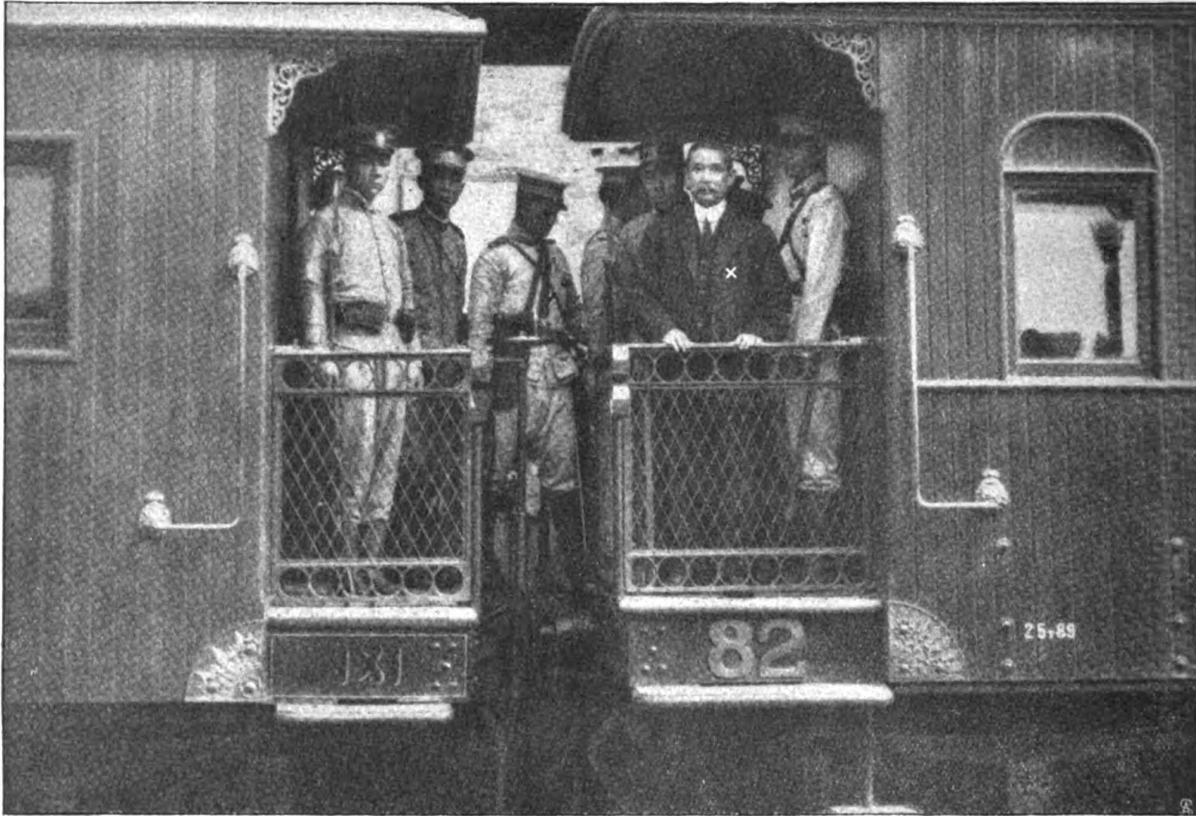
Infantin Maria Theresia v. Spanien†
Die Schwester König Alfons' XIII. Phot. Chateau-Blavens.



Vom deutschen Flottenmanöver 1912.

1. Der Kaiser im Gespräch mit Admiral v. Tirpitz und Generalstabschef v. Molke.
2. Der Kaiser mit Gefolge auf der „Deutschland“. Von links: Freiherr v. Lyncker, Fürst Fürstenberg, Admiral v. Müller, Der Kaiser, Prinz Eitel-Friedrich.
3. Die „Hohenzollern“ und Begleitsschiffe im Kielwasser der „Deutschland“.
4. Von links: Admiral v. Heeringen, Admiral v. Müller und der Kaiser auf der „Deutschland“.

Phot. Zb. Jürgensen,
©. M. Jacht „Hohenzollern“.

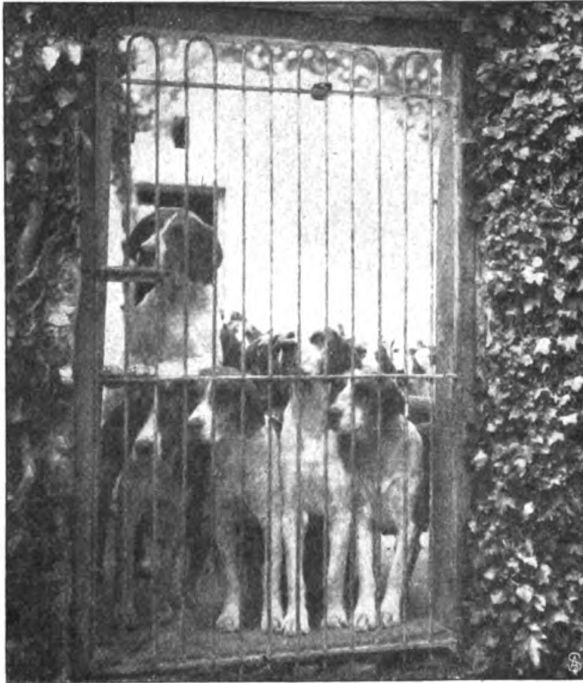


Abfahrt Dr. Suns (X) mit militärischer Begleitung von Peking zu einer Inspektionsreise nach Kalgan.
Aus dem republikanischen China.



Die mexikanischen Rebellenführer Eufemio und Emiliano Zapata.
Zu den Unruhen in Mexiko.

Phot. Schuppenhausen.



Die Meute vor der Jagd.



Mr. John Dunville, der Master.



Damen und Herren vom Meath Hunt kreuzen während der Jagd ein Feld.
Herbst-Parforcejagden in Irland. — Phot. Woole, Waterford.



Josif Giampietro
als Berliner Rechtsanwalt.

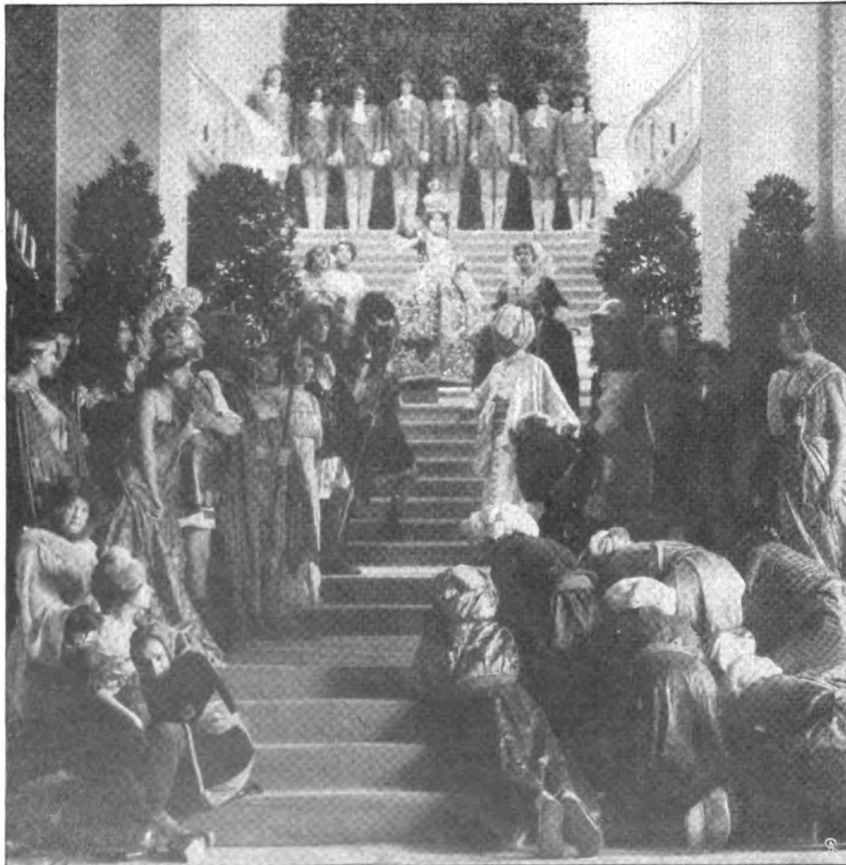


Guido Thielcher und Helene Ballot
als Michel und Marianne.



Madge Lessing
als Prinz Karneval.

Von der neuen Jahresrevue des Berliner Metropoltheaters „Chaufeur — ins Metropol!!!“ — Phot. Neue Phot. Ges.



Festausführung von Calderons „Circe“ im Schleißheimer Schloß.
Von Deutschen Ingenieure und Architektentag in München.



En Winter als „Commode“.
Jahresrevue d. Berl. Metropoltheaters.



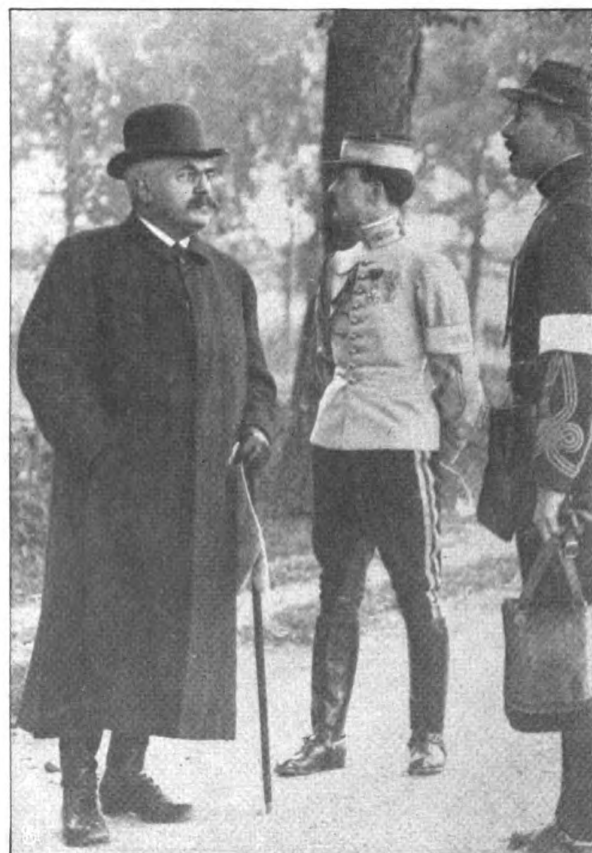
Der Prinz (X) besichtigt die zerstörte Strecke in der Nähe der Station Tschita.

Von der Entgleisung des transsibirischen Express auf der Reise des Prinzen Heinrich nach Japan.



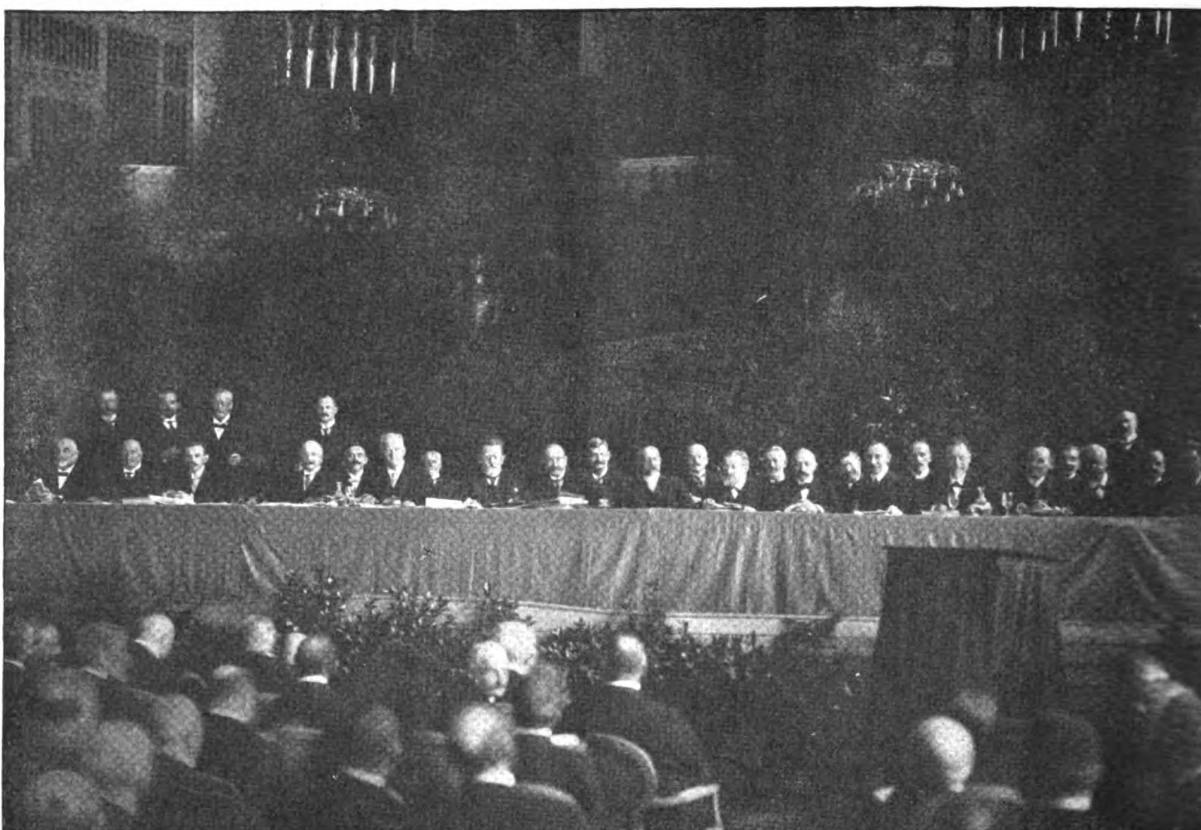
Der König von England im Gespräch
mit dem Kriegsminister Colonel Seely.

Von den englischen und französischen Herbstmanövern.



Der französische Kriegsminister Millerand
auf dem Manöverfeld bei Pas-de-Jeu.

Phot. Newspaper Zinske.



Von links: Geh. Kommerzienrat Moritz Leffmann, Düsseldorf; Bankier Richard Schmidt, Leipzig; Geh. Kommerzienrat Herm. Frenkel, Berlin; Bankdirektor Alfons Christian, München; Rechtsanwalt Otto Bernstein, Berlin; Geh. Kommerzienrat Paul von Schmid, Augsburg; Dr. Arthur Salomonsohn, Berlin; Handelskammer-Syndikus Dr. Emil Schwende, Hamburg; Handelskammer-Syndikus Prof. Dr. Riesenfeld, Breslau; Geh. Justizrat Prof. Dr. J. Kießer, Berlin; Präsident des Bankiertags; Geh. Hofrat G. Pfaff, Stuttgart; Geh. Oberfinanzrat Waldemar Müller, Berlin; Max M. Warburg, Hamburg; Prof. Dr. Carl Mollwo, Berlin, Geschäftsführer des Zentralverbandes des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes; Konjul Heinrich von Stein, Köln a. Rh.; Bankdirektor Gustav Bülster, Berlin; Kommerzienrat Fritz Homburger, Karlsruhe; Geh. Kommerzienrat Julius Favreau, Leipzig; Georg Kohn, Nürnberg; Geh. Kommerzienrat Dr. G. Strupp, Meiningen; Birkh. Legationsrat Prof. Dr. Karl Helfferich, Berlin; Hofbankier Dr. August Schneider, München; Kommerzienrat Albert Stadel, Berlin; Kommerzienrat Dr. Georg Heimann, Breslau; Bankier Barthold Arons, Berlin; Geh. Kommerzienrat Generalkonjul Rudolf Abel, Stettin; Kommerzienrat Alfred Loewenberg, Berlin; Bankier Moritz von Mehler, Frankfurt a. M.; Bankdirektor Konjul Robert Fred, Königsberg (Pr.).

Vom IV. Allgemeinen Deutschen Bankiertag in München: Das Präsidium.



Von links: Katsbote Kluckuhn (Paul Graeb); Kristiane Kluckuhn (Meta Bünger); Diener Philibert (Toni Impetosen); Sabine Benhardt (Adele Hartwig); Max Benhardt (Erich Ziegel); Kristoffer Broderfen (H. Matthaes); Brigitte Lore Busch).

Eröffnungsvorstellung im Berliner Komödienhaus: Szene aus Max Dreyers Scherzspiel „Der lächelnde Knabe“.

Spezialaufnahme für die „Woche“.

Gerold Beckhusen.

Roman von
Wilhelm Schaer.

4. Fortsetzung.

Als sie auf der Wiese standen, sagte Gerold zu Freute: „Habe ich nicht alle Ursache, heiter zu sein?“ Und dabei wies der Hofherr triumphierend auf den Weidenstrauch, den er im Knopfloch trug.

Es war der Spenderin nicht leicht geworden, seinem Wunsch gerade nach Weiden zu willfahren. Aber Freute hatte nach kurzem Zögern ihr Bedenken überwunden.

Des einen Liebe mußte des andern Opfers wert sein! Denn von jenseit des Holzzauns äugte der kleine Goldsuchs zärtlich zu ihnen herüber, sein und ihr Füllen, das unter ihrer gemeinsamen Pflege von Tag zu Tag prächtiger gedieh, dessen Haar im Sonnenschein glänzte, und dessen Schönheit sogar Holle sich nicht mehr verschloß, die dem übermütig hintauskeilenden Pferdchen so lange immer wieder bellend zwischen die Beine schoß, bis der Goldprinz vor ihr Reißhaus nahm oder gemeinsam mit ihr im Kreis umhertollte.

„Ich weiß, was du mir mit deinen Weiden gegeben hast, Freute!“ Er und sie hatten in langsamem Gang die Brücke wieder erreicht.

Die Hand des Mädchens ließ drei, vier Weidenblüten über das Geländer gleiten. „Ja — so, da schwimmen sie nun — weit weg!“ . . .

„Aber ich, Freute, halte die deinen! Du sagst, daß ich freudiger in die Welt schaue. Das danke ich einzig dir! hm — ich sehe, deine Augen gehen nicht mehr achtlos über mich hinweg wie früher. . . . Höre: Die harte Winterarbeit auf der Tenne hat mich dazu gebracht, Hermann, an den du jetzt denkst, zu vergessen! Du arbeitest ebenfalls und wirst allmählich über alles hinwegkommen. Aber laß es nicht zu lange währen! Bedenk, daß die Zeit ein kostbares Gut ist, mit dem man Bucher treiben soll!“

Sie wandte sich von ihm ab.

„Freute,“ mahnte er lauter, „warum schweigst du? Sprich! Sag mir doch was!“

„Ich wüßte nicht, was ich dir jetzt sagen könnte. Laß mir Zeit! Aber du mußt fühlen, daß ich dich mehr und mehr schätzen lerne!“

Er stieß ihren Namen nicht heftig heraus wie damals. Nur bebte ihm die Stimme, und seine Hände flogen, da er Freute an den Schultern faßte und leise sagte: „Du und ich — wir wollen hoffen! Freute, was meinst du — wird's Herbst darüber werden?“ . . .

„Im Herbst geht unsere Trauerzeit zu Ende! Weihnachten schweigt Hermann dann ein ganzes Jahr! Ach Gott — sieh mich nicht so an, Gerold!“ Sie hielt sich die Hände vors Gesicht. „Laß uns arbeiten! Das ist für dich und mich zunächst doch das Beste! Und morgen, wenn die Herren von der Deichschau zu dir ins Haus treten, will ich ihnen zeigen, daß du nicht ganz ohne Hilfe bist!“

Lehtin kam noch die Tante aus Nechtensteth herüber, weil der Vater sie gebeten hatte, die fehlende Hausfrau bei uns zu ersetzen. In diesem Jahr kommt sie nicht! Gerold, da tu ich alles für dich allein! Und ich werde schon dafür sorgen, daß du mit mir zufrieden sein mußt! Ich erinnere mich: Mutter machte bei der Frühjahrsschau der Tafelschmuck immer allerhand Sorgen. Gerold, in diesem Jahr habt ihr es später als sonst werden lassen. Statt der Haselkätzchen blüht schon der Flieder im Gartenheck.“ Ihre Hand wies hinüber. Und in hell aufjauchzender Schaffensfreude, froh ob der Aussicht, die verstorbene Hausfrau noch überbieten zu können: „Ich schaff's — ich schaff's ganz aus dem vollen!“

Freute eilte über die Brücke in den Garten zurück.

Schon zwängte sich ihre kräftige Gestalt in die engstehenden Büsche. Gerold half mit dem Stock die höher hängenden schönsten Blüten dolden erfassen.

Beide Arme mit weißen Fliederbüschen beschwert, so daß nur noch eben ihr frisches Mädchengesicht zwischen den duftigen Blumenbergen lachend hervorzuschauen vermochte, trat Freute Jessen, von Gerold Beckhusen gefolgt, ihren Heimweg über die Gartensteige an. —

Deichschau, im Haus Beckhusen allemal ein Ereignis, ein halbes Fest!

So hatte Freute seit elliichen Tagen ihre Vorbereitungen getroffen, um die Gäste, die nach ihrem amtlichen Rundgang zu bewirten waren, angemessen empfangen zu können.

Unter dem Sofa der Wohnstube gor der Teig für die knusperigen Kaffeekuchen.

Am Abend vor der Schau begann das Formen der Deichreuter, der Schiffe, der Krubenstöcke und des Mondes und der Sterne.

Derweilen erinnerte sich der Hausherr, der dem hantierenden Mädchen eifrig auf die Finger guckte, daß er selber die Kuchenformen nach väterlicher Anweisung hatte fertigen und der Mutter zur Weihnacht auf den Geschentisch legen dürfen.

Am Haken unter Freutes ehemaligem Kammerfenster hingen die beiden fetten Gänse, sauber gerupft und ausgeweidet, in ihren Linnenbeuteln. Am Morgen des gewichtigen Tages wurden sie herabgenommen und in die Küche gebracht. Unter den Augen der wachstamen ältesten Magd sollten sie kurz vor Mittag dem Bratofen anvertraut werden, während Freute selber schon elliiche Stunden zuvor in der besten Stube für die Herrichtung der Tafel Sorge tragen wollte.

Der Hausherr war längst vom Hof gegangen; denn der Wasserbauinspektor, der zu Wagen weither kam, und die einheimischen Deichgeschworenen pflegten sich an der Grenze des Bezirks zu treffen, um von dort aus den

Gang über den Deich und an der Schleuse vorüber langsam, überall Umschau haltend, anzutreten.

Freute fand sich durch niemand mehr gestört. So genoß sie ihr eigenes Schaffen und Walten.

Wie ein echtes Herrentkind kniete sie stolz vor der gewaltigen Wäschetruhe im Windfang des Hauses. Sie entnahm ihr der seligen Pflegemutter Tafelgedeck mit dem Kronen- und Lilienmuster.

Leuchtenden Auges begann Freute, von der Kleinsmagd unterstützt, das seidenartig wirkende Gewebe über den lang ausgezogenen Tisch zu breiten. Liebevoll, beinahe zärtlich glätteten ihre Finger jedes einzelne Fältchen.

Dann entnahm das Herrentkind einer andern Truhe die feinen Glas- und Porzellanfassen.

Als ihr beim Füllen der Delfter Faiencevasen, in die sie ihre Fliedersträuße steckte, zu ihrem Schrecken das kleine Gegenstück fehlte, das seitlich neben der Hauptvase zu stehen hatte, glitt ihr Blick suchend nach dem eigenen Glaschrank hinüber. Richtig, dort stand das Gefuchte!

Während Freute die Vase von ihrem Standplatz hob, rötete sich ihr Gesicht. „Sein und mein! So gehört es von Rechts wegen zusammen! Wie eigen! Ganz — eigen!“ Und in plötzlicher Eingebung entlehnte sie ihrem Schrank außerdem etliche Tassen, die zu denen des Hauses im Muster paßten, um das Geschirr wieder vollzählig zu machen.

Als ihre Hausfrauenpflicht erfüllt war und die Tafel geschmückt stand, huschten ihre Blicke noch einmal hell aufstrahlend über alles hinweg.

„Freute, mein Gott, das ist ja noch nie — hier so — schön und so — licht gewesen!“

Der emsigen Schaffnerin entfuhr ein verhaltener Aufschrei. Sie starrte den Hausherrn an.

„Was, hab ich dich so erschreckt? Armste, wahrhaftig, das tut mir leid! Sind heute nämlich eher als sonst fertig geworden! Draußen am Deich nichts los! Raum was zu erinnern! Nun tragen sich die Herren vorm Hof erst mal gründlich die Stiefel ab! Gleich treten sie bei uns ein. — Aber sag — wie ist's möglich! Hast du denn gar nichts vom Wagen des Inspektors gehört?“

Freute verneinte und beeilte sich — noch eben rechtzeitig an den Gästen vorbei — in die Küche zu kommen.

So sah sich Gerold Bedhufen plötzlich in der besten Stube allein zurückgelassen. Seit der Abreise des Seemanns hatte er es geflissentlich vermieden, das Staatszimmer wieder zu betreten. Nur hatte er einmal Hermanns Sparkassenbuch dort der Kommode entnommen. Es war ihm zu peinlich geworden, irgendwelches Geld des Bruders — hier hatte es sich um die von ihm selber zugebilligte Stiftung gehandelt — länger auf seinem Hof stehen zu haben.

Der Hausherr entforckte die Rotweinflaschen, die in stattlicher Reihe bereitstanden. An alles hatte Freute auch hier wieder gedacht! Drüben auf dem stummen Diener neben dem Platz des Gastgebers wartete das Probierglas. Gerold holte es, um, genau wie der selige Vater getan hatte, zuvor aus jeder Flasche einen Schluck laut schmaßend zu kosten. Und als dann der Wein glück-

lich über die Tafel verteilt war, trat er noch einmal kurz hinter den ihm zugeordneten Stuhl zurück.

„Nein, so nicht! Hier kann ich nicht sitzen!“ Sein Blick hatte die Stelle, wo die Uhr fehlte, getroffen. Daher verlegte er sein Gedeck. Aber auch drüben: „Nein, nein!“ Denn der große Spiegel gab ihm das, was hinter ihm lag, naturgetreu wieder. Der obere — der untere Tischplatz ganz am Ende? Nur eine flüchtige Seitenwendung, und Gerold Bedhufen seufzte ganz eigen: „Es bleibt sich ja doch überall — gleich!“ Seine Hand legte das Gedeck auf den ursprünglichen Platz zurück.

Aber selbst noch in der geöffneten Tür sah sich der Grübler gezwungen, scheuen Blickes die leere Stelle über dem Schrank zu streifen.

Als der Gastgeber die Wohnstube betrat, fand er die Herren bereits seiner wartend.

„Gestiefelt und gepornt! Mit knurrendem Magen und vom Deichwind ausgedörrter Kehle!“ meinte der stets wohlgelaunte, kugelrunde kleine Wasserbauinspektor. „Mit Verlaub — ja?“

Der Hausherr beeilte sich, dem andern zuvorzukommen, und schenkte den Portwein in die Gläser.

„Leider — leider, Herr Nachbar! Denn so — Sie kennen mir!“ entschuldigte sich Klas Jan Thedinga, der Älteste der Deichgeschworenen. Er kippte den Inhalt seines Glases. „Dat is ja 'ne Bagatelle! Tjunge, Tjunge, Tjunge, dat ohle Supen verstaht wi as düchtige Ma'schbuern doch kommiss!“

Gerold Bedhufen ließ sich das Rückenklopfen des trunkfesten Mannes schon gefallen, doch selber nippte er nur.

Bald rief die Magd, und die Herren begaben sich hinüber.

Einstimmig war man, da die Gesellschaft an der geschmückten Tafel Platz genommen hatte, des Lobes voll.

Beim Wechseln der Teller erhob sich der Wasserbauinspektor und bat ums Wort.

„Meine Herren! Nicht hoch zu Ross wie ehemals, bescheiden zu Fuß pflegen wir heute unsere Deichschau zu halten. Der Kampf gegen die Fluten ist friedlicher, aber unsere Pflicht, scharf auszulugen, nicht leichter geworden. Und wenn wir heute auf unserm Weg keine Schäden im Deich zu entdecken vermochten, so haben wir das zum guten Teil der Pflichttreue eines Mannes zu verdanken, der unseres jungen neuernannten Deichgrafen Vater war. Hermann Gerold Bedhufen und kein anderer, der euch zur Stunde der höchsten Gefahr — wetterhart und treu wie die Alten — noch einmal auf euern Schutzwall zwang und mit euch die wild anstürmenden Wellen bekämpfte! Heute liegt unser Schleusendamm nicht gelodert und bedroht wie damals. Sicher können wir hinter unseren Hofzäunen schlafen. Und darum war es klug von euch, wieder einen echten Bedhufen zum Hüter euer aller Sicherheit zu machen! Meine Herren Deichgeschworenen, dem Mann, der hier für alle auf der Wacht steht, der zugleich unser gütiger Wirt ist — mein erstes Glas!“

Auch der angefeierte Deichgraf hatte sich erhoben, nachdem das Hoch für ihn verklungen war, um mit den

Gästen anzustoßen. „Zu viel Ehre — allzuviel Ehr! Gewiß — ja, ich danke!“

„Mein Gott, Bedhufen, was haben Sie denn nur?“ forschte der Inspektor und blickte sich um. „Sie stieren über mich hinweg ins — ins Blaue, als sähen Sie da über — über dem Schrank einen Geist! Fehlt Ihnen was? Deubel auch, nun werden Sie ganz blaß! Ach Gott — so, ja — der Tod Ihres lieben Vaters! Ich verstehe! Aber in Ihren Jahren, gesund und kräftig, wie Sie doch sind, müßten Sie schneller über den Verlust hinwegkommen und —“

„Heiraten!“ half einer der Gäste nach.

Gerold Bedhufen hatte den Zuruf überhört. „Es geht schon — vorüber!“ erklärte er matt. „Gedanken und Erinnerungen, die mich in dieser Stunde verfolgen! Ja, gut — lassen wir das!“ Und er setzte sich wieder.

Dann nahm das Gespräch den üblichen Verlauf. Der Wasserbauinspektor verweilte zunächst bei dem Historischen, indem er die verheerenden Fluten vergangener Jahrhunderte an den Fingern aufzählte, berichtete von den grausamen Strafen, die säumige Deichlandbewohner getroffen hatten, und erkundigte sich bei der Gelegenheit, zumal man gerade den fetten, blaßroten Weiserlachs vor sich auf dem Teller hatte, nach dem Fischereiverbot in den Bedhufenschen Bräcken und der sich mit ihm verbindenden Familienlage.

Der Hausherr wurde unter seinen Ausführungen warm. Er versocht, eben weil er bei den Hörern auf Widerspruch stieß, nur um so eifriger das seiner Meinung nach rein Historische, nicht Sagenhafte an der Geschichte. Er drohte Klas Jan Thedinga, dessen breites Gesicht am oberen Tische glänzte, mit gerichtlicher Anzeige bei nächster Gelegenheit, falls er seinen Jungen noch länger zum Fischen an verbotener Stelle anzuhalten wage.

„So so!“ klang es gereizt. „Dat doh id of fudder! Dine Stiee smedt mi!“ Und plötzlich gutmütiger: „Tjunge, Tjunge, verhaast du usen Lüttjen noch eenmaal, so klopp id di up de Jacte! — S . . söne Slein — wirklich s . . söne Slein, Herr Inspektor! Un wenn id Ihnen as de Olste von us' Deichgesworenen auch einmal einladen darf —“

Die ganze Gesellschaft lachte und begrüßte mit Hallo den Festbraten, der in Gestalt der beiden leder duftenden Gänse seinen Veröhnungsflug gerade über den Kopf des Hausherrn hinweg nahm.

„Us' Fröl'n lett Se grüßen, Herr, un Se besten Appetit darto wünschen!“

Lisette hatte die Bestellung ihrer Herrin dem Hausherrn sichernd ins Ohr geflüstert.

„Bravo, Bedhufen, muß das ein Zauberwort gewesen sein — von der sauberen Kleinen da! Jetzt sehen Sie mit einem Mal wieder ganz anders aus!“

„Hm, so! Tu ich das?“ Gerold Bedhufen hob sein Glas und leerte es in einem Zug.

„Lisette — hier — fürs Fräulein!“ Er zog eine der Springen aus der Wase.

Das Mädchen nickte.

„Wahrhaftig, hätte nicht gedacht, daß Sie so'n Schwerenöter wären! Aber wirklich, 'ne fixe Person!“

Die Wogen des Gesprächs gingen höher. Der gute Wein tat seine Schuldigkeit.

Und als glücklich der Rumpudding als Schluß- und Glanznummer auf der Tafel brannte, flammten auch die Gesichter der Gäste.

Nur der Gastgeber selber war, nachdem er im stillen den ganzen Inhalt des Glases auf Freutes Wohl hinabgestürzt hatte, wieder in seine alte Schweigsamkeit verfallen. Der Inspektor, mehr und mehr mit sich und seinen Nachbarn zur Rechten und zur Linken beschäftigt, ließ ihn in Frieden. So konnte Gerold Bedhufen sich auf den Stuhl zurücksetzen und abwechselnd seine Blicke finster auf die Wand richten oder, die Hand am Ohr, scharf nach dem Windfang hinauslauschen. Tat er das, so blickten seine Augen heller, denn der Augenblick nahte, da die Tür sich öffnen und die Hausfrau nach Bedhufenschem Brauch zur Begrüßung auf der Bildfläche erscheinen mußte.

Und der vom Hausherrn ersehnte Augenblick kam. Endlich war er da!

Freute hatte ihr neues schwarzes Wollkleid und — was Gerold Bedhufen die Hauptsache schien — ihre schwarzseidene Schürze, die der Haussohn ihr aus dem mütterlichen Vorrat geschenkt hatte, zur Feier des Tages angelegt. So trat sie, umgeben von den Mägden, die den Kaffee brachten, echt hausmütterlich unter die Gäste.

Der Wasserbauinspektor, der sich erhoben hatte, dankte dem „Fräulein“ für den „außergewöhnlich blumigen, fast hochzeilichen“ Empfang.

Jan Schröter, der hagere Ortsvorsteher, und Tiart Wente, der zweitgrößte Hofbesitzer im Ort, wurden schon ein wenig deutlicher. Sie stellten Freute der Gesellschaft feierlichst als die beste aller Osterstader „Hausfrauen“ vor.

Und weil Klas Jan Thedinga, zumal in Weinlaune, einen Spaß wie diesen sich so leicht nicht entgehen ließ, scherzte er redselig: „Meine Herren, hat der Herr Wasserbauinspektor unsern tjungen Deichgrafen hoch leben lassen, so lasse ich nu die tjunge Deichgräfin noch höher leben!“

Der eine und der andere im Kreis stukten.

Aber da Freute, die man, obwohl ihre Verlobung noch nicht öffentlich bekanntgegeben war, allgemein als die Braut des abwesenden Seemanns betrachtete, die Worte des alten Schwägers ruhig lächelnd entgegen nahm, ging jedermann am Ende auf den lustigen Vorschlag ein und kam ihr sein Glas.

Der Hausherr vermied es, mit Freute anzustoßen. Aber er sah „die geehrte Hausfrau“ während der allgemeinen Anfeierung, ohne den Blick von ihr zu kehren, freudestrahlend an.

Mit den häuslichen Verhältnissen weniger bekannt als die heimischen Gäste und infolge des üppigen Gelages auch nicht mehr so ganz taktfest im Schädel, zog der Wasserbauinspektor das Fräulein vertraulich zu einem der Kaffeetische, die man vor die Fenster gerückt hatte, zu sich heran. „Nehmen Sie dem Alten seine gemeinten Wünsche nicht übel! Im Wein ist Wahrheit nur allein! Nee, nee, mein geehrtes, liebes Fräulein. Sie brauchen den Kopf nicht zu schütteln! Steht ja alles,

wie wir heute gesehen haben, für ihn und für Sie schon aufs schönste parat! Nur zögern Sie nicht unnötig! Sonst könnten den Dackmäuser da — noch die Motten anfressen! Hat während der Mahlzeit — ja, nun versteh ich's — wie 'n Verliebter rein geistesabwesend vor mir gegessen, dauernd mich oder auch über mich hinweg den hübschen Schrank da — da ganz oben — gemustert! Wetten, daß Sie, gerade Sie als seine Hausfrau —

„Freute Jessen ist doch die heimliche Braut von Hermann Bedhusen, der auf See fährt, Herr Wasserbauinspektor!“ Der lange Vorsteher hatte mit erhobener Füstelstimme den Einwand getan.

„Bedhusen, Nachbar — na, aber so was! Du — hast du's gehört? Hört doch alles dabei auf!“ entrüstete sich Lark Wenke und lachte gezwungen.

Der Hausherr hatte sich zwar in eine der entlegensten Zimmerwinkel verkrochen, aber keine Silbe war ihm entgangen. Im Wein die Wahrheit! Freute und er paßten außerordentlich gut zusammen! Von allen verständigen Leuten längst anerkannt! So mußte es kommen! Nun hörte sie's selbst!

Nach einem Stündchen eifrigen Rauchens und kernfesten Renommierens — das üppig stehende Winterfeld und die hohen Viehpreise gewährten den Gesprächsstoff — folgten die einheimischen Gäste dem Beispiel des Wasserbauinspektors, der sich empfohlen hatte, brachen kurzerhand auf und eilten, gesättigt und von der Deichschau aufs höchste befriedigt, wieder ihren Heimstätten zu.

Der Hausherr und Freute gaben der Gesellschaft mit den Blicken das Geleit.

Als der Garten von neuem vereinsamt dalag, trat das Paar wieder in die Stube.

Gerold suchte zunächst nach einem passenden Anknüpfungswort, während Freute den Eßtisch langsam abzuräumen begann.

Ein Seufzer ihres stummen Zuschauers ließ die Vertreterin der Hausfrau endlich aufschauen. „Nun — was hast du? War denn nicht alles nach Wunsch?“

„Ach, Beste, wie kannst du nur fragen!“ Er sah sich unsicher im Zimmer um und seufzte wiederholt. „Ich habe wahrhaftig an Hermanns Unglück keine Schuld! Es liegt mir freilich fern, gerade jetzt seine Heimkehr zu wünschen! Denn deine Nähe habe ich nötig. Das fühle ich. Du gehörst zu mir in dies Haus und darfst mich nie wieder verlassen!“

„Gerold, ich bitte dich um alles in der Welt, nimm jetzt und künftig mehr Vernunft an!“ Ehrliches Mitleidsgefühl sprach aus ihrem Blick, mit dem sie ihn, der neben ihr stand, prüfend betrachtete. „Wir machen uns beide, du wie ich, vor den Leuten mit der Zeit lächerlich. Lisette hat mir verraten, daß man dich wegen des Fischereiverbots ausgelacht hat. Und das ärgert mich, weil's auf mich, die ich dir den Haushalt führe, zurückfällt. Vor der Herbstschau lassen wir fischen oder —“ Freute besann sich, vollendete ihre Drohung nicht und fuhr fort: „Der Inspektor hat mir obendrein erzählt, wie zerstreut du bei Tisch gewesen bist. In deinen Augen liegt eine Unruhe, die mich ehrlich erschreckt! Hermann wünscht, daß wir ihn vergessen. Er schreibt — schreibt mir ja nicht!

Tun wir ihm doch den Gefallen, so gut — ach Gott, ja — so gut es eben geht! Ich bin in diesem Augenblick auf dich ärgerlicher als auf ihn!“

Gerold Bedhusen ergriff ihre Hand. „Wenn du mir eins versprechen könntest? Hast doch gehört, wie die Leute über uns denken! Macht sich ja alles von selbst! Ich sehe, jeder Tisch, jeder Stuhl ist dir lieb und wert! Hältst alles wie dein Eigen! Hast dich um meinetwillen der eigenen Tassen beraubt! Freute, kannst — kannst ja gar nicht mehr aus dem Haus hinaus! Ist alles — längst — dein!“

Freute hatte sich während seiner Worte auf einen der Tafelstühle fallen lassen. Sie blickte auf ihren Schoß und spielte mit den Fransen ihrer Seidenschürze. Da sie noch immer schwieg: „Freute — gib Antwort!“

„Ja“, sagte sie im Aufblicken. „Wenn ich dir jetzt Antwort geben wollte, müßt ich zum Haus hinaus. Und das möchte ich gern deinetwegen vermeiden und — ja, auch meinetwegen! Daraus erkenne, Gerold: ich habe meine Sinne noch beisammen! Aber ich fühle, mit der Zeit kann's nur so kommen, wie du es haben willst! Ich darf, falls ich dir heute keine Antwort gebe, den Haushalt weiterführen und dir eine Stütze sein, ohne mir dabei vor der Welt etwas zu vergeben. Und wenn er, der Seemann, heimkehrt, will ich ihm alles sagen: wie es geschehen ist, und wie bitter ich mich getäuscht habe. Du scheinst mir jetzt mehr — als er! Treulos kannst du, Gerold Bedhusen, nie sein! Doch ich will gerecht gegen Hermann bleiben! Und vergessen habe ich ihn noch nicht so, um dir antworten zu können. Es wäre eine Lüge vor dir, vor ihm und auch vor mir selbst. Laß mir die Wahl! Wenn ich vergessen habe, will ich sprechen! Was die Leute für gut oder für schlecht halten, soll mich nicht kümmern! In Herzenssachen berät sich Freute Jessen — ganz allein!“

„So, hast du damals auch nur dein Herz befragt, als du nach Mutters Tod aus Vaters Hand ihren Brief empfangst?“

„Brief — Brief empfing? Nach Mutters Tod — aus Vaters Hand!“

„Ja, Freute, den, der dort in der Kommode mit den übrigen Briefen verwahrt liegt, die Mutter Vater während ihrer Brautzeit schrieb! Der Brief, in dem Mutter dir befiehlt, Hermann glücklich zu machen, der“ — Gerold Bedhusen würgte mit dem Wort, ~~das ihm nicht über~~ die Lippen wollte — „arm sei im Vergleich zu mir wie 'ne Feldmaus!“

„Den Brief, Gerold — zeig ihn mir! — habe ich nie erhalten, nie gelesen.“

„Ich las ihn am Tag eurer Verlobung, als ich noch einmal allein in Vaters Nachlaß kramte und du mit Hermann spazierengegangen warst. Vielleicht tat ich unrecht. Aber mir, dem plötzlich ärmeren von uns Brüdern — denn liebgehabt, Freute, habe ich dich immer, weiß Gott, immer! — mir brachte der Inhalt des Briefes keine Überraschung. Daß du damals gegen mich vorgekommen warst, spürst du heute ja selbst! War's denn ein Wunder, als Mädchen mehr für den andern zu sein? Hermann so licht und freundlich und im Verlehn mit euch Weibsleuten — schon von seinen Reisen

her — so gewandt und frei! Ich immer bedrückt und linksch und ohne Selbstvertrauen! Dabei Mutter gegen mich, um ihrem Verzug — das war mir das einzige Neue in jenem Schreiben — dein Geld zu verschaffen!“

Der erregte Sprecher rasselte mit dem Schlüsselbund, trat vor die Staatskommode hin und kramte umständlich — noch im letzten Moment zögernd — den Brief aus ihr hervor. „Da — lies! Wenigstens überraschend erfreulich für mich, den seligen Vater auch dabei auf meiner Seite gehabt zu haben! Vater hatte manchmal doch viel auf dich zu schelten! Aber wenn ein Mann wie Vater sich in seinen geraden Ansichten umtun und dir diesen Brief da vorenthalten konnte, so muß er schon den festen Willen gehabt haben, eure Heirat zu meinen Gunsten zu hintertreiben. Ja, ja — Freude, er muß eingesehen haben, daß wir zwei besser zueinander passen als ihr zwei! Und darum, sieh, werden Ehen von den Engeln im Himmel geschlossen! Der selige Vater wird segnend auf uns herniedersehen!“

„Und die Mutter?“ forschte Freude.

Dann las sie.

Wie sie Zeile um Zeile auf sich einwirken ließ, wurde der Ausdruck des Gesichts der Leserin statt freundlicher immer strenger. Und am Ende flog das Blatt unter ihrem leisen, verächtlichen Ausruf auf den Tisch.

„Da sieht man's, wie Hofkinder von ihren Eltern verschachert werden! Mutter hätte besser gehandelt, mich nach ihrem Tod nicht so zu mahnen. Und dein Vater hat — ganz gegen seinen Willen — gut daran getan, den Brief vor mir zu verbergen. Pfui,“ ihre Hand schlug auf die Tischplatte, daß die Gläser laut aneinanderklirrten, „pfui! Gerold, ich gratuliere dir! Ich bin jetzt fester als je gewillt, frei, ganz frei — ohne fremde Beeinflussung — über meine Zukunft zu entscheiden. Denn frei, ganz frei — hier dieser Brief da als Beweis — bin ich ja wohl auch damals nicht mehr gewesen! Mutter lag mir, wenn Hermann auf Reisen war, dauernd mit seinem Namen in den Ohren. Und gerecht gegen dich ist sie nie gewesen. Gerold, daß du mir den — den Wisch da zeigtest, war dumm und doch klug!“

„Wie — so, Freude?“

„Nun, du triebst ein gewagtes Spiel! Wie, wenn ich an Fügungen glaubte und Mutters Wunsch strikt befolgen zu müssen erklärte?“

Gerold Bedhusen ließ den Kopf schwer auf die Brust sinken. „Ich dachte dabei: Du solltest auch Vaters Wunsch kennen lernen! Denn Hermann — der wird nicht wiederkommen! Ich fühle: es ist schon so gut wie gewiß!“

Langes Schweigen lag zwischen den beiden.

Endlich Freude: „Du glaubst an Vorahnungen. Vor kurzem nahm ich noch an, ganz frei davon zu sein. Gerold, in deiner Nähe wird einem manchmal angst und bange! Solange ich hier sein Andenken noch am Herzen trage, kann — kann er noch wiederkommen! Für mich ist sein Ausbleiben nicht so gewiß!“

„Du verzeihst Vater?“ Unter seiner Frage hob Gerold Bedhusen das Schriftstück der Mutter hoch.

„Ich will's versuchen! Ich glaube: es fällt mir heute, gerade heute nicht so — sehr schwer!“

„Freute!“ Er warf sich über ihre Hand und drückte und küßte sie heiß.

„Laß — laß! Denn du weißt jetzt! . . . Und — ich bleibe bei dir!“

„Ja!“ Gerold Bedhusen sprang auf. „Du darfst — nein, nein — du darfst mich hier in diesem Haus auch nicht mehr allein lassen!“

Die Magd war eingetreten. Sie machte ein halb dummes, halb verschmüht dreinschauendes Gesicht.

„Halt keine Maulaffen feil! Hilf mir beim Abdecken!“

Der Hausherr nahm den Brief wieder an sich, schloß ihn schmunzelnd in die Lade ein und zog sich gemächlich — dabei frei im ganzen Zimmer umherblickend — durch die Flurtür zurück. — —

„Beharrlichkeit hat schon manch einen ans Ziel geführt, und mein Weg ist so gut wie getan!“ suchte sich künftig der ebenso eifrige wie geduldige Werber um Freutes Gunst über den ihn quälenden Aufschub hinwegzutrogen, wenn er selber in verstärktem Maß Unruhe und zehrende Sorge um das, was die nächsten Monate ihm bringen mochten, in sich wachsen fühlte.

„Aber solch ein Aufschub tut nicht gut. Was heute sein kann, soll man nicht immer wieder auf morgen oder gar übermorgen verschieben!“ gestand sich Gerold Bedhusen auch.

Vor Freude heuchelte er Sicherheit, die er nicht besaß. Ihr gegenüber war der Bruder für ihn ein Verschollener. Ihrem Widerspruch, der mit jedem neuen Tag, den der Sommer brachte, schwächer, wenigstens auf keinen Fall stärker wurde, hielt er mit aller Willenskraft stand, um freilich dafür hernach, sobald er allein war, nur um so mutloser in sich zusammenzubrechen. —

Kurz vor der Heuernte war die Arbeit auf dem Marschenhof nur gering. Aber auch dann, als in den Wiesen ein emsiges Treiben begonnen hatte, liebte der Hofherr zur Verwunderung derer, die ihn auf winterlicher Tenne voll Schaffensdrang gesehen hatten, meist in der Stube zu hocken. Er kam nur, wenn Freude ihn begleitete, hielt nur, solange Freude mit ihren Mägden zu eigener Freude den Rechen führte, auf der grillenumzirpten Wiese aus und folgte der geliebten Gestalt Schritt für Schritt, wohin sie sich wenden mochte, in Feld, Garten und Haus.

Abends fehlte dem untätigen Mann die erwünschte Müdigkeit. Dann lag er wieder wach im Bett, lauschte auf das Gequarre der Frösche in der Gartenhecke und auf das der Unken in der Gracht und den Bräcken. Er sah sich emporgeschreckt, wenn der Wachtelkönig schnarrte, und schloß sogar die Fenster, sobald die Rohrdommel ihr dumpfes Uprump-uprump mit dem übrigen Nachtkonzert vermischte. Nach des seligen Vaters Naturbetrachtung hatte der Ruf des in den Weferbräcken nicht ständig nistenden und darum seltenen Vogels Hochwasser und für den, der seinen Ruf für Fürwitz zu zählen wagte, so gar allerhand persönliches Unheil zu bedeuten.

Infolge seiner Schlaflosigkeit sah sich der Sohn, der sich auf des Vaters Kissen wälzte, förmlich dazu gezwungen, immer wieder gegen seinen Willen zu zählen und zu zählen. Und schlummerte er endlich doch über einer seiner langen, beängstigenden Zahlenreihen ein, so quälten ihn von neuem jene häßlichen Träume, unter

denen der vom drohenden Magnetberg, an dessen Riffen das brüderliche Schiff zerfchellte, noch einer der freundlicheren war.

Weit häufiger pflegte dem schweißgebadeten Schläfer lehthin von Freute zu träumen. Dieses an sich heitere Gesicht wurde von Gerold Bedhufen gewiß nur willkommen geheißen! Aber das schöne Traumbild war für ihn meist mit allerhand Schrecknis verknüpft, indem ein Riese — es brauchte nicht immer der Bruder Seemann zu sein — oder ein schwarzer, garstiger Vogel in Augenblicken des höchsten Glücks zum Störenfried wurde.

Obwohl Freute heftig, ja, geradezu böse werden konnte, wenn der Traumdeuter ihr morgens seine Nacht-erlebnisse wieder regelmäßig zu erzählen und auszu-legen begann, ließ Gerold Bedhufen von dieser seiner alten Gewohnheit absichtlich jezt, gerade jezt nicht mehr ab. Freulich berichtete er der Laufcherin, die sich die Ohren zuhielt und doch hörte, nur mit Auswahl. Was ihm von ihr selber zu träumen pflegte, unterschlug er ihr; aber alles, was mit dem Seemann in Zusammenhang stand, auch nur im entferntesten als für seine Heimkehr ungünstig auszulegen war, tischte er ihr auf.

„Siehst du wohl! Hab ich nicht recht? Er ist überhaupt nicht nach Kapstadt gelangt. Hätte Hermann unsere Briefe in Kapstadt erhalten, so würde er uns wieder-geschrieben haben! Darum immer wieder der gleiche Traum! Der Magnetberg ist das Kap. Alles übrige, Freute, wollen wir uns, solange wir noch wach und einigermaßen Herr unserer Einbildungskraft sind, lieber nicht ausmalen!“

„Du tust auch besser daran! Schändlich, schändlich! Ich sage dir — schweig!“

„Gern, denn es steht ja ohnehin längst für mich fest: er kommt nicht wieder!“

„Kommt wieder! Doch — doch!“

Das Paar hoöte zur Zeit des zweiten Graschnitts, während die Leute ihr Frühstück verzehrten, auf einem der großen Heuhoden, die zum Einfahren bereitlagen.

„Allmorgendlich der gleiche Streit, Freute!“

„Ja“, bestätigte sie. „Du machst dir offenbar ein Vergnügen daraus, mich zu ärgern!“

„Ich dich ärgern wollen? Freute, du tust mir mal wieder bitter unrecht! Es ist lediglich mein brennender Wunsch, dich endlich von der Übereinstimmung meiner Träume mit der Wirklichkeit zu überzeugen, dich ganz vernünftig zu machen und nicht immer nur halb!“

„Ach,“ lachte sie auf, „schöner Seelendoktor! Du — und mich kurieren! Wer hat denn dich von dem gräßlichen, gefährlichen Unsinn mit der Uhr in der besten Stube geheilt? Von deinen Träumen dich frei zu kriegen, hält freilich schwer! Aber zwingen sollte dich der klare Morgen, wenigstens nicht ewig an sie zu denken!“

Freute streckte sich der Länge nach auf ihrem Heupolster aus.

Da überkam sie — wie seit kurzem zum Verdruß der Mägde fast jeden Tag — jäh das tief in ihr haftende Herrenbewußtsein. „Gerold, mein getreuer Diener — mein Sklave, der du mir wie ein Schatten folgst, oder auch mein Herr und Gebieter — ganz wie du befehlst — von hier aus beherrsche ich den Hof mit allem, was auf

ihm lebt! Mein fürstliches Samtkleid sind die grünen, frisch gemähten Wiesen. Wie mollig weich! Und wie gut es mir steht! Ja, und im Winter, wenn ich durch mein beheiztes Kammerfenster in den Schnee hinausgucke, trägt unsere Hoheit ein knisterndes, starrseidenes Kleid! Ich liebe das so und — herrsche!“

„Darum sind Träume auch keine Schäume!“ half Gerold Bedhufen nach.

„Träume sind —“ Freute fuhr unter einem leisen Ruf der Überraschung oder des Schreckens aus ihrer liegenden Stellung beinah ungestüm empor. „Mein Gott, Gerold, schlest du recht haben? Wo ist meine Korallen-hand mit der Glückstralle geblieben? Ich — habe sie mir heute morgen noch vorgesteckt!“ Plötzlich kamen ihr Tränen. „Träume sind doch keine Schäume! . . .“

Nur die Gegenwart der Leute bewahrte das weinende Mädchen vor einer stürmischen Umarmung.

Am Nachmittag erklärte der Hofherr, in wichtigen Geschäften nach Bremen fahren zu müssen.

Gegen Abend des andern Tages brachte der Wagen bei herausziehendem Gewitter, das jenseit der Weser drohte, den Herrn glücklich wieder heim.

„Dat Wäer treedt an — unner 'n Boom!“ meinte der greise Vorknecht, als Gerold und Freute nach dem Abendessen aus dem Tennentor hervortraten.

Ehedem hatten die Bedhufen die Sommerabende vor der Tür der besten Stube oder in der Hasellaube verbracht, um von dort aus — nach Vater Bedhufens Ausspruch — dem „Gesange“ der Frösche zu lauschen. Aber nun schon seit Wochen war Freute, die Gerold im Garten immer verstimmt gesehen hatte, nur noch für die Bank unter der Lorinde zu haben gewesen. Wiederum sehr zum Ärger der Leute, die sich im Verlauf der Jahre gewöhnt hatten, diesen schönsten Platz auf der Hofseite für ihre Zusammenkünfte zu nutzen, daher das Treiben der jungen Herrschaft als Eingriff in ihr ererbtes Recht ansahen und das Paar, wenn es abends über den Hof ging, mit gehässigen Blicken verfolgten.

Die Rauchschwalben schossen als verlässliche Wetterprophetinnen ängstlich unter den Dachfirten hervor, und eine von ihnen streifte wie eine Fledermaus Freute mit ihren Flügeln, daß sie zusammenfuhr.

Auf der Bank der noch sommergrünen Linde saßen der neue Knecht und der Junge mit der Handharmonika.

Beide grinnten das Paar an, als es sie aufstehen hieß.

„Hier heßt de Lüde jümmer seeten un snack!“ trockte der Neuling auf dem Hof.

„Und nun nehmen wir hier Platz, Freute!“ rief der Hofherr geärgert.

„As of de Gaarn nich grot un tuischelig g'nog for se weer!“ grollte der Lange im Forttrollen. Er trug noch die Schiffermütze von seiner letzten Heuer als Leichtmatrose her und obendrein Frechheit im Kopf.

Als dann der Kleinknecht, von seinem großen Genossen angestachelt, sogar ein flottes Seemannslied zu spielen begann, in dem das Liebchen den fortziehenden Schwalben einen Gruß an den fernen Schatz aufträgt, riß Gerold Bedhufen die Geduld, und er drohte mit erhobener Faust.

Der ehemalige Leichtmatrose lachte.

Der Hofherr hatte diesmal Zeit nötig, um sich zu fassen.

Freute schwieg zu allem.

„Wie kann dich das nur so erregen!“ begütigte sie endlich. „Leute sind eben Leute! Tu wenigstens dem Jungen nichts! Ist mir immer gefällig gewesen und denkt sich gewiß nichts dabei! Wenn du willst, laß den andern gern laufen — es mag auch das beste sein!“

„Ich kann noch viel von dir und deiner musterhaften

Ruhe annehmen“, erklärte ihr Begleiter leicht spöttisch. „Doch weil du die Sache so auffaßt, habe ich wahrlich keine Ursache, mir die schönsten Stunden des Tages durch einen Flegel verleiden zu lassen!“

Gerold Bedhusen erinnerte sich der Zeit, da er hier in Verzweiflung allein gehockt und die gelben Blätter, das ekle Gold in seiner Hand, gezählt hatte. Heute saß das Mädchen seiner wachen und nächtlichen Träume an seiner Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Zwischen Haus und Schule.

Von Direktor Dr. Weimer, Biebrich a. Rh.

Das Haus ist die Heimatstätte jugendlicher Erziehung, die Schule die wichtigste Stätte jugendlicher Bildung; dort werden die Anfänge unseres Charakters, hier die Grundzüge unseres Wissens ausgebildet; jenes ist daher die unersetzliche Hüterin menschlicher Gesittung, diese die unentbehrliche Vermittlerin menschlicher Kultur von Geschlecht zu Geschlecht. Wenn sich beide Bildungsmächte ausschließlich mit der Aufgabe zu befassen hätten, die jeder von ihnen in erster Linie zukommt, dann brauchten sie sich gar nicht um einander zu bekümmern, dann könnte jede ungestört und ungehemmt dem Wert dienen, dessen wesentliche Pflege ihm zufällt. Aber diese Scheidung ist in Wirklichkeit keine so reinliche wie in der Theorie. Das Kind besucht die Schule in der Regel erst vom sechsten oder siebenten Jahr ab, und wenn es diese zum erstenmal betritt, dann ist es auch hinsichtlich seines Wissens längst kein unbeschriebenes Blatt mehr. Es hat vom Tage seiner Geburt ab schon eine Fülle von Vorstellungen in sich aufgenommen, ohne deren Vorhandensein die Schule eine planmäßige Bildungsarbeit gar nicht beginnen könnte; und dieser Vorstellungskreis wird weiterhin in Haus und Leben täglich vermehrt und vergrößert, solange das Kind die Schule besucht. Die Lehrer haben allen Grund, sich über diese Tatsache zu freuen, denn die zufällige Bereicherung des kindlichen Wissens erleichtert ihnen meistens ihre Arbeit in der Schule. Je weniger geistige Anregung und Belehrung dagegen ein Kind im Elternhaus bekommt, um so mehr Mühe macht es in der Regel seinen Lehrern.

Auf der anderen Seite kann die Schule ohne ein gewisses Maß von erzieherischer Arbeit nicht auskommen. Schon das Zusammensein vieler zwingt sie, ihre Zöglinge an Pünktlichkeit, Ordnung, Reinlichkeit, Gehorsam und gutes Betragen zu gewöhnen; der Unterricht selbst aber verlangt, wenn er erfolgreich sein soll, Erziehung zu Fleiß und Aufmerksamkeit. Diese Tätigkeit der Schule fördert selbstverständlich wieder die Erziehungsarbeit des Hauses, und ihre Unterstützung wird auch von verständigen Eltern dankbar anerkannt.

Solches Ineinandergreifen der Bildungsarbeit von Haus und Schule erfordert naturgemäß auch gegenseitige Hilfsbereitschaft. Wo die vorhanden ist, da wird das planmäßige Zusammenwirken beider gewiß gute Früchte zeitigen. Leider jedoch ist dieses harmonische Verhältnis seltener, als man wünschen möchte. In recht vielen Fällen gehen beide Teile gesonderte Wege und kümmern sich so gut wie nicht um einander, häufig sogar ist statt wechselseitiger Unterstützungsbereitschaft offene Feindschaft und bewußtes Gegeneinanderwirken zu finden. Schuld daran ist in erster Linie die große Verschiedenheit im

Wesen beider Bildungsmächte. Die Schule als Einrichtung des Staates verlangt eine einheitliche Organisation, bestimmte, für die Anstalten dieser Art maßgebende Lehrpläne und gleiche Zucht und Ordnung für alle. Trotz der Verschiedenheit einzelner Schulgattungen haftet ihr doch eine gewisse Uniformität und ein gewisser Schematismus an. Dagegen herrscht in den Millionen und aber Millionen Familien unseres Vaterlandes eine große Buntschedigkeit der Anschauungen sowohl wie der Erziehungsprinzipien. Einige Beispiele mögen das klar machen. Unsere Schulen sind christliche Schulen. Sie bewahren diesen Charakter nicht nur durch einen besonderen Unterricht, den christlichen Religionsunterricht, sondern auch durch den Geist, der die übrigen Lehrfächer durchweht. Materialistische und atheistische Weltanschauung darf kein Lehrer in der Schule offen zur Schau tragen, geschweige denn lehren. Im Hause dagegen kann der Vater seine Kinder über Gott und die Welt, über Geist und Materie, über Glauben und Wissen belehren, wie er will, und viele Eltern halten ihre Ansichten darüber gewiß nicht immer im Einklang mit denen der Schule. Die letztere als staatliche Einrichtung hat ferner die Verpflichtung, die Kinder zur Vaterlandsliebe, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, zur Achtung vor Gesetz und Recht zu erziehen. Wenn aber Vater und Mutter über die Obrigkeit, über Gesetz und Recht, über die herrschende Staats- und Wirtschaftsreform anders denken als die Lehrer der Schule, wer kann sie hindern, ihren Kindern den Geist des Hasses gegen die bestehende Ordnung einzupflanzen. Solcher Gegensätze sind noch manche möglich, wenn sie auch nicht immer von der gleichen Schärfe sind. — Und nun gar die Erziehungsgrundsätze! Wie oft klaffen hier die Ansichten in Schule und Haus auseinander! Ja, wie häufig sondert sich da wieder Familie von Familie! Was das eine Elternpaar erzieherisch für richtig hält, verwirft das andere; wo das erste den Weg der Strenge geht, schlägt das zweite den der Milde ein; ein drittes kann sich im Erziehen nicht genug tun; ein viertes läßt gleichgültig alles gehen, wie es geht; ein fünftes handelt nach Launen und Stimmungen, beim sechsten will der Vater so und die Mutter anders. So gibt es noch zahllose Variationen und Kombinationen der Familienerziehung, eine Buntschedigkeit der Mittel und Wege, über die man sich freuen könnte, wenn nur nicht so viele von ihnen Irrwege wären, denen die Eltern ziel- und gedankenlos folgen, wie sie gerade der Zufall, die Verhältnisse und Stimmungen führen. Daß aber eine so planlose Erziehungsweise zu manchen Reibungen mit der Schule führen muß, liegt auf der Hand.

Und die Schule selber? Ist sie immer frei von Mit-

schuld, wenn es zwischen ihr und dem Hause zu Mißhelligkeiten kommt? Gewiß nicht! Sie hat wie alle menschlichen Einrichtungen der Mängel und Gebrechen genug. Die schon erwähnte Uniformität raubt ihr vielfach die nötige Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit. Ihre Lehrpläne halten öfter nicht Schritt mit dem Wandel der Zeit und machen sie damit rückständig und weltfremd. Ihre größte Schwäche aber liegt nicht in den Einrichtungen, sondern in der Abhängigkeit von den Menschen, die in ihr wirken. Ein schlechter Lehrer kann die trefflichste Schulorganisation zuschanden machen und ein guter das erbärmlichste Schulhaus zu einer Stätte des Glückes und froher Arbeit. Die amtliche Tüchtigkeit ist dabei viel weniger maßgebend als das Herz, das er in der Brust trägt. Es bildet die Quelle des Mißfühls mit der Jugend, des Verstehens ihrer Eigenart und nicht zum wenigsten der wirklichen inneren Herrschaft über den Zögling. Wo die nicht quillt, da bleiben sich Lehrer und Schüler fremd und mit ihnen Haus und Schule.

Aus dem Gesagten ergibt sich, daß Unstimmigkeiten zwischen beiden Bildungsmächten niemals ganz aus der Welt zu schaffen sind. Immerhin läßt sich das Verhältnis zwischen ihnen in mancher Hinsicht erträglicher gestalten, als es bis jetzt vielfach der Fall ist. Nur darf man nicht erwarten, daß die Anregung dazu von den Familien ausgehen werde. Diese bilden keine geschlossene, von einheitlichem Willen geleitete Masse. Damit fehlt schon die notwendigste Vorbedingung einer Initiative von dieser Seite. Das Versöhnungswerk muß von der Schule aus angebahnt und von ihr in der Hauptsache geleitet werden. Ihre mächtigste Gehilfin dabei ist die Presse. Sie ist nicht nur die gewaltigste Stimmungsmacherin unserer Zeit, sie ist auch die beliebteste Lehrerin der Erwachsenen geworden. Sie dringt in Millionen von Behausungen, in denen sonst kaum ein gedrucktes Wort gelesen wird. Und ihre Belehrung ist nicht aufdringlich wie so häufig die ungeschickter Schulmeister; sie unterrichtet vielmehr in unterhaltender Form, und das macht ihre Lehren ebenso angenehm wie eindrucksvoller. Da sie nun das Streben hat, ihre Leser möglichst vielseitig zu unterhalten, so nimmt sie gern auch Mitteilungen und Aufsätze erzieherischer Natur in ihre Spalten auf. Die Pädagogen von Beruf sollten sich das möglichst zunutze machen und durch geeignete Artikel das erzieherische Interesse der Leser anregen und in die rechten Bahnen lenken. Viele Vorurteile, viele Mißverständnisse, viel sinnlose Feindschaft könnten auf diese Weise aus der Welt geschafft werden. Wenn neuerdings Fachzeitschriften für häusliche Erziehung gegründet worden sind, die sich die Anbahnung gesunder Verhältnisse zwischen Haus und Schule mit zur Aufgabe machen, so kann man solche Unternehmen nur begrüßen und ihren Schöpfern zu ihrem Werk herzlich Glück wünschen.

Aber auch der unmittelbare Verkehr zwischen beiden Bildungsstätten bedarf einer dringenden Pflege. Bis jetzt gehen sich beide Teile noch zu viel aus dem Weg. Schon die behördlicherseits geforderte Einrichtung von regelmäßigen Sprechstunden will manchem Lehrer nicht recht zusagen. „Ich lasse nicht gern meine Ruhe durch lamentierende Mütter stören“, gestand mir einer ehrlich zu. Tatsächlich verstehen auch viele Eltern die Bedeutung der Sprechstunden falsch. Sie erscheinen häufig erst am Ende des Quartals oder Tertiars, kurz bevor die Zeugnisse kommen, oder wenn die Frage der Versetzung oder Nichtversetzung ihrer Sprossen entschieden wird. Dann

wollen sie wissen, wie's steht, und wie man drohendes Unheil noch abwenden kann. Eine solche Ausnutzung der Sprechstunden ist allerdings für den Lehrer eine Qual, und die ganze Unterhaltung zwischen beiden Teilen bleibt in der Regel unerprießlich. Es genügt also nicht die bloße Einrichtung der Sprechstunde. Die Eltern müssen vor allen Dingen über deren Zweck und beste Ausnutzung aufgeklärt werden. Daß sie am Anfang des Jahres oder Tertiars kommen und nicht erst am Schluß, daß sie öfter und nicht nur einmal nach dem Urteil und Rat des Lehrers fragen sollten, das müßte ihnen recht häufig gesagt werden. Und dann sollte das Thema der Sprechstunde nicht immer lauten: Was leistet mein Kind in der Schule? Wie sind Sie mit ihm zufrieden? Gerade so wichtig sollten die Fragen des Lehrers sein: Was leistet das Kind zu Hause? Wie wird es dort erzogen? Wie betätigt es sich in Arbeit und Spiel: Welchen Verkehr hat es? Was liest es? Wann kommt es zu Bett, und wann steht es auf? Und ehrlicher Rat müßte beherzigt werden, auch wenn er unangenehm ist. Auf diese Weise könnten die Sprechstunden gewiß viel Gutes leisten.

Ebenso wertvoll für die Anbahnung besserer gegenseitiger Beziehungen könnten auch Elternabende werden, in denen nicht nur Fragen der Schule, sondern auch solche des Hauses oder allgemeine Lebensfragen zur Besprechung kämen. Ein freier Gedankenaustausch zwischen Eltern und Lehrern wäre gewiß für beide Teile ersprießlich. Wo sie geschickt geleitet werden, haben diese Abende sich noch immer bewährt.

Besuche der Eltern im Unterricht, wie sie z. B. in verschiedenen Vätererziehungsanstalten üblich sein sollen, dürften sich für schülerreiche Anstalten kaum empfehlen. In Frankfurt a. M. hat man Versuche mit der Einführung von „Besuchstagen“ gemacht, aber diese haben die erhoffte Wirkung nicht gehabt, und darum ließ man die Einrichtung allmählich wieder eingehen.

Wichtiger erscheint mir, daß die Lehrer den Gang ins Elternhaus nicht scheuen. Besonders den Volksschullehrern tut sich in den Hausbesuchen ein Feld fruchtbringendster Tätigkeit auf. Sie lernen da so manche Stätte häuslichen Elends und sittlichen Verfalls kennen, und das wird sie nicht nur zu anderer Beurteilung und Behandlung der betreffenden Schüler, sondern auch, wenn nötig, zum Eingreifen in die zerfahrenen häuslichen Verhältnisse veranlassen. Sie haben ja jetzt den Schularzt, das Vormundschaftsgericht, die mannigfachen Hilfsmittel staatlicher, kommunaler und privater Fürsorge zur Seite, so daß sie nicht rat- und tallos allem Jammer kindlicher Verwahrlosung zuzusehen brauchen.

Auch die gegenwärtig so eifrig betriebene Jugendpflege ist wohl geeignet, beide Bildungsstätten einander näherzubringen. Der ungezwungene Verkehr mit der Jugend, den diese Pflegearbeit mit sich bringt, läßt die Herzen williger zusammenschlagen und erleichtert das gegenseitige Verstehen zwischen Lehrern und Schülern. — Zwischen Lehrern und Schülern — da haben wir's wieder! Diese beiden bleiben doch im letzten Grunde die wichtigsten Träger des Versöhnungswerkes. Wo sie sich vertragen, da kommen auch Haus und Schule gut miteinander aus. Im Persönlichen steckt, wie schon oben angedeutet, der sicherste Schlüssel zum Erfolg. Schafft Lehrerherzen, die die Jugend lieben, die sie verstehen und mit ihr fühlen können, dann kommt das Haus von selber der Schule mit der Friedenspalme entgegen.

Graf Hans von Berlepsch und seine Vogelsammlung.

Von Peter Freiherr von Berleschuer. — Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Der Reisende, der mit der Bahn von Eichenberg nach Kassel fährt, sieht kurz vor der Station Gertenbach zwischen den nach Norden gelegenen bewaldeten Hügeln und Bergkuppen die Türme eines Schlosses für einen Augenblick hervorleuchten und wieder verschwinden. Das ist der Berlepsch, einst eine trutzige Ritterburg, jetzt der Majoratsitz der Grafen Berlepsch, der einen kostbaren Schatz birgt, nämlich die berühmte Vogelsammlung des Grafen Hans von Berlepsch. Die Burg, oder wie sie in einer alten Urkunde genannt wird: „das nuwe Hus Berleybischin“, wurde erbaut im Jahr 1369 vom landgräflich hessischen „heimlichen Rat“ Arnold von Berlepsch und seinem Sohn Hans, Ritter. Vom Söller des stolzen Schlosses hat man einen weiten Blick ins hessische Hügelland und nördlich nach Hannover hin, bis über Göttingen hinaus. Die Landgrafen von Hessen hatten den Bau unterstützt, da die Burg eine gute Grenzfeste zum Schutz gegen einfallende Feinde bildete; die Herren der Burg aber erhielten als Zeichen besonderer Gunst das Erbämteramt in Hessen, dessen Träger heute der gegenwärtige Besitzer des Schlosses Graf Hans von Berlepsch ist. Hundert Jahre später, nach dem Aussterben der älteren Linie, finden wir 1461 Sittich von Berlepsch auf der Burg; er führt im Wappenschild fünf grüne Papageien (Sittiche) im goldenen Feld. Sittich ist die altdeutsche Bezeichnung für Papagei und stellt ein aus



Schloß Berlepsch
bei Wigenhausen.



Die gräfliche Familie im Garten.

dem lateinischen psittacus verstümmeltes Wort dar. Ein Enkel des Sittich war der sächsische Rat und Schloßhauptmann der Wartburg Hans von Berlepsch, der auf Geheiß seines Kurfürsten den Reformator Martinus Luther vom 4. Mai 1521 bis 3. März 1522 in Gewahrsam hielt; seitdem steht sein Name in den Annalen der Weltgeschichte. Die Söhne dieses Hans teilten sich in die hessischen und die thüringi-

schen Beizungen und wurden die Stifter der älteren gräflichen Linie auf Berlepsch und der jüngeren freiherrlichen Linie auf Seebach. Letzterer gehören der Major Freiherr Hans von Berlepsch, der durch seine Vogelschutzbestrebungen und Nistkasten bekannt geworden ist, sowie der frühere preußische Handelsminister Freiherr Hans von Berlepsch an. — Den Greueln des Dreißigjährigen Krieges entging auch Schloß Berlepsch



Tor des auß. Burghofes.

nicht. Es wurde von Tillyschen Truppen geplündert und teilweise niedergebrannt. Eine energische Witwe baute nach dem Krieg das zerstörte Haus für sich und ihre Kinder wieder auf; auch im 18. und 19. Jahrhundert war Berlepsch fast ununterbrochen bewohnt. Im Jahr 1893—1896 erfuhr das Schloß, nachdem schon früher einige bauliche Veränderungen vorgenommen waren, nach außen und innen



Blick in die Vogelsammlung: Kasten mit amerikanische Vögeln.

eine eingreifende Umgestaltung, aus der es in seiner jetzigen Erscheinung hervorging. Die sinnreiche und prächtige Frühgotik mit ihrer emsigen Entfaltung und Verwertung deutschen Gewerbesleißes, mit ihrer Symbolik und ihren kunstvollen Ornamenten hielt auf der alten Burg ihren Einzug. Die Wände und Decken werden getäfelte, die Türen und eingebauten Schränke aus geschnitztem Eichenholz hergestellt, die



Teil des großen Saals mit Ahnenbildern nach Lukas Cranach.



Graf Berlepsch
von *Loddigesia mirabilis*.

Türbeschläge aus geschmiedetem Eisen mit rotem Saffian unterlegt; alles von solider Pracht und doch warmer Behaglichkeit. Mit seinem Kunstverständnis ließ Graf Hans von Berlepsch, unterstützt von einem geschickten Baumeister unter strenger Wahrung des mittelalterlichen Stils, ein echt deutsches Heim entstehen. Vor allem wurde der innere Umbau auch immer von praktischen Gesichtspunkten geleitet, wie am meisten Raum, am meisten Licht gewonnen werden könnte; im oft engen Rahmen alter Burgmauern eine gewiß recht schwierige Aufgabe, und es ist überraschend, wie glücklich die Aufgabe hier gelöst und wieviel Platz gewonnen wurde.

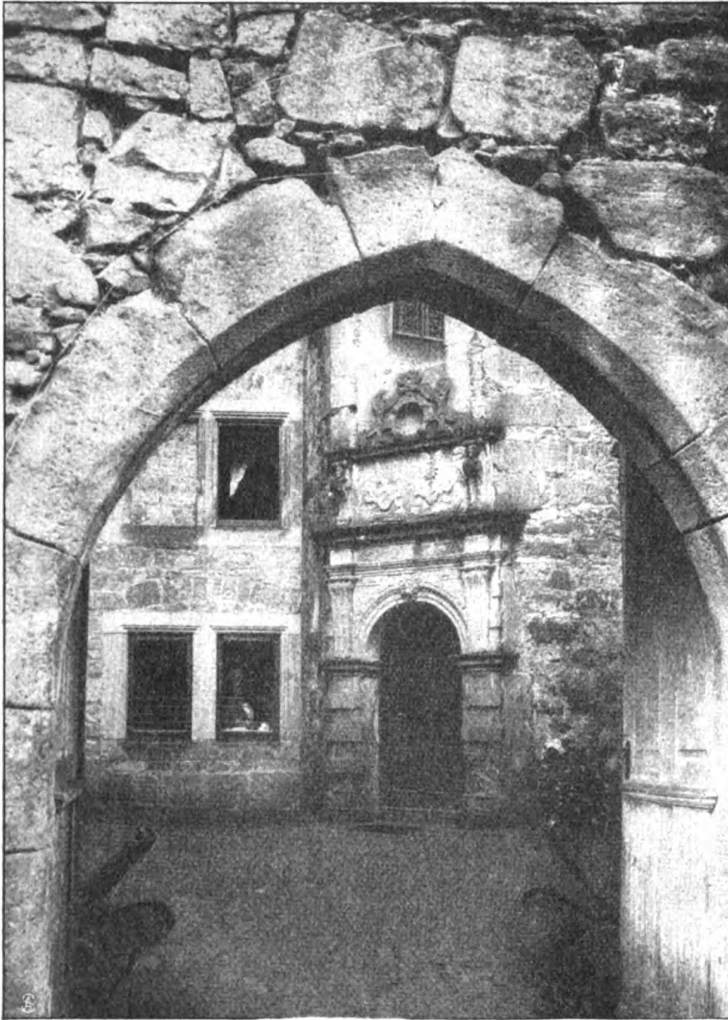
Aber neben der Ausführung dieser baulichen Pläne und der Sorge um sein Haus hat der Graf trotzdem stets Zeit gefunden,



Schrank mit verschiedenen Kolibriarten.

beim Studium
einem seltenen Kolibri.

seinem regen Interesse und eifrigen Studium der Vogelwelt sich zu widmen, so daß er heute, nach jahrzehntelanger Sammeltätigkeit, wohl eine der besten und reichhaltigsten ornithologischen Sammlungen überhaupt besitzt. Seine Beziehungen erstrecken sich nach England, Frankreich, Amerika. Ja, Vogelbälge aus aller Herren Ländern finden sich in seinem Museum zusammen, das in einem besonderen Haus des äußeren Burghofs untergebracht ist: Paradiesvögel und Strauße, seltene Möwen und Nashornvögel. Allein an amerikanischen Vogelbälgen enthält die Sammlung etwa 30,000 Stück. Graf Berlepschs besondere Aufmerksamkeit gilt aber seiner mustergültigen Kollektion von Kolibris; er besitzt etwa 10,000, darunter 400 verschiedene Arten. Unser Bild auf

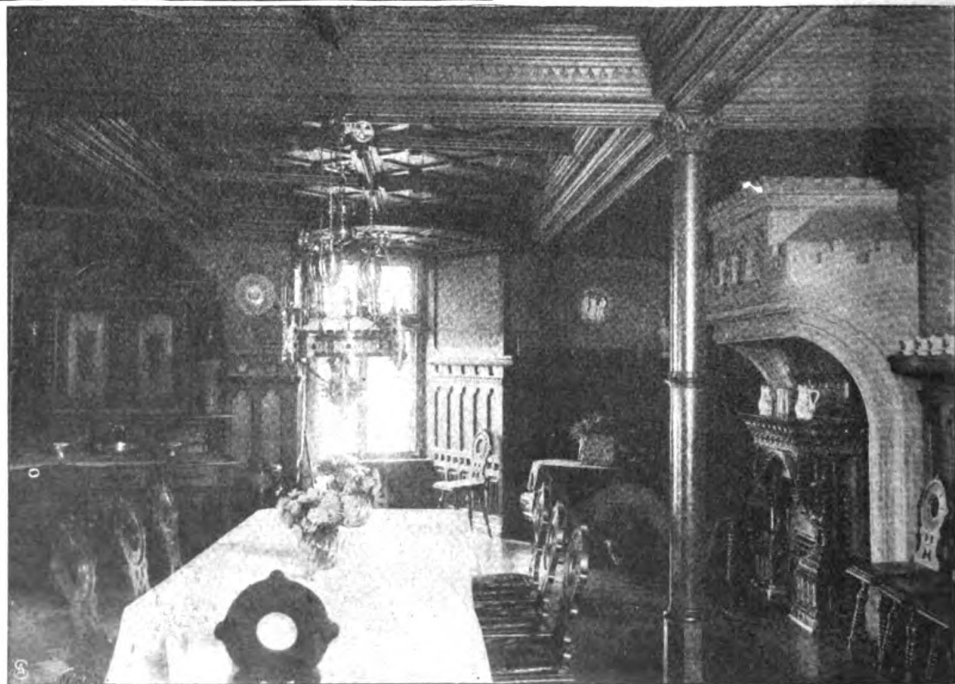


Der innere Burghof.

Seite 1645 zeigt den Grafen beim Studium von *Loddigesia mirabilis*, einem ganz eigenartigen und in Sammlungen noch sehr selten vertretenen Kolibri mit auffallend verlängerten Steuerfedern, die am Ende mit breiten Fahnen, wie Ruder, versehen sind. Es ist erstaunlich, welche Mannigfaltigkeit die Natur in dieser einen Vogelart entfaltet. Ein Leuchten und Schimmern in allen Farben funkelt dem Beschauer aus den geöffneten Schränken entgegen. Fast wie ein geheimnisvolles Leben, wie

ein Abglanz aus der Blumen- und Blütenpracht tropischer Wälder ist über die vielen kleinen Vogelleiber ausgegossen. Und dieses wie lebende Farbenspiel, das einst in den Strahlen der Sonne sich voll entfaltete, muß nun in dunkeln Schränken sorgsam gehütet werden, um nicht zu verblassen. Die kleinste Kolibriart ist nicht viel größer als eine dicke Hummel, der Flug ist leicht und äußerst schnell und gewandt; wie Schmetterlinge eilen sie von Blume zu Blume und schlürfen mit ihren teils langen, spizen, teils kürzeren und gekrümmten Schnäbeln Honig und kleine Insekten aus den Blüten. In den hohen Gebirgszügen Süd- und Mittelamerikas brüten die Kolibris noch in Höhen bis zu 5000 Meter. Ihr wichtiges Lebenselement ist eine reiche Flora, oft sind einzelne Arten an ganz bestimmte Blüten gebunden und leben dann nur in den Tälern und an den Bergabhängen, wo diese wachsen.

Um die verschiedenen Arten genau studieren zu können, hat der Graf mehrere Exemplare einer Gattung auf einem Brettchen vereinigt, oft ist auch noch ein Nest mit Eiern hinzugefügt. Die Kolibris der Sammlung sind fast alle ganz ausgestopft, während die übrigen Vogelarten meistens in präparierten Bälgen aufbewahrt werden, der besseren Handhabung und wohl auch des geringeren Raumverbrauchs wegen. Für die kleineren Vogelarten hat der Graf besondere Kästen konstruiert mit herausziehbaren Pappeinlagen, zwischen denen die Bälge ruhen. Ein äußerst praktisches Verfahren, das bei Gelehrten und



Der Speisesaal mit altem Kamin.

Sammlern großen Anklang gefunden hat, wie der Graf überhaupt in den naturwissenschaftlichen Kreisen der Alten und Neuen Welt allgemein bekannt und geschätzt ist. Er ist Ehrenmitglied der britischen, der amerikanischen sowie der bayrischen Ornithologischen Gesellschaft, außerdem Vorstandsmitglied der deutschen Ornithologischen Gesellschaft und Korrespondierendes Mitglied der Sendenbergschen Naturforschenden Gesellschaft in Frankfurt a. M. und der Zoological Society of London. Zur Berlepschs Sammlung gehört eine besondere ornithologische Bibliothek, die annähernd alles enthält, was an wichtigen wissenschaftlichen Werken in den verschiedensten Sprachen über Vogelfunde erschienen ist. Wer aber in Berlepsch den Gelehrten besucht und sich an der Hand dieses ausgezeichneten Kenners der Vogelwelt in die Wunder und Probleme der Naturwissenschaft vertieft hat, der ist auch Gast des Schlossherrn und seiner liebenswürdigen Gattin und erlebt unvergeßliche Stunden am häuslichen Herd dieses wahren Edelmannes und verehrungswürdigen Familienoberhauptes. Die Gräfin entstammt dem Haus Bülow und ist die Schwester des preussischen Gefandten in Hamburg. Der Ehe sind

vier Töchter und zwei Söhne entsprossen, von denen der älteste Freiherr Karl als Balladendichter bereits mehrmals erfolgreich an die Öffentlichkeit getreten ist. Er ist vermählt mit der Tochter des Kommandierenden Generals des XI. Armeekorps Freiherrn von Scheffer-Bohadel und hat bereits einen Sohn und Erben, Hans Sittich, den zukünftigen Majorats Herrn auf Berlepsch. In den Sommermonaten sind Kinder und Enkelkinder häufig um das gräfliche Paar versammelt; da erwacht reges Leben auf der alten Steinwendeltreppe und den Gängen des Schlosses, und aus dem wundervoll gepflegten Park, der allmählich in den Wald übergeht, ertönen heitere Kinderstimmen.

Welcher Wandel im Lauf der Jahrhunderte! Kinderhände pflücken Blumen, wo einst die Rösse gepanzerter Ritter und Reifige den Boden stampften, wo feindliche Lanzen gegen die Tore rannten und eine Heze im Burggefängnis gefangen gehalten wurde. Die Stätte, wo Böhme und Kroat eint geplündert und gemordet hat, ist jetzt gleich einem Märchenschloß im Wald, über dem auf hohem Turm die Berlepsche Fahne mit den fünf Sittichen im Winde lustig flattert.

Wasserflugzeuge.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Neue technische Errungenschaften werden stets aufmerksamen Auges daraufhin geprüft, ob sie vielleicht irgendeinen Nutzen für die Kriegsführung zu bringen vermögen. Sobald hierzu Aussicht ist, werden der Industrie Winke gegeben, nach welcher Richtung hin sie arbeiten muß, um den Bedürfnissen für den Krieg zu genügen. Bei den Flugzeugen war man nicht überall von vornherein davon überzeugt, daß sie brauchbare Kriegsinstrumente werden könnten. Aus einem reinen Sport, dem Gleitflugsport, haben sich die modernen Flugdrachen entwickelt. Noch vor drei Jahren haben Luftfahrtsachleute in einflußreichster Stellung es rundweg abgestritten, daß jemals die Luftfahrzeuge

„schwerer als die Luft“ eine Bedeutung für das Heer erringen könnten. Diese Ansicht hat zwar außerordentlich hemmend auf die Entwicklung der deutschen Industrie gewirkt, aber den Fortschritt vermochte sie trotz alledem nicht aufzuhalten.

Der Gedanke, die Flugzeuge auch auf See zu benutzen, ist so alt wie das Flugzeug selbst. Schon vor etwa zehn Jahren gab es Drachen, die auf dem Wasser schwimmen konnten. Dies Schwimmen war aber nicht Selbstzweck. Man stellte lediglich die Versuche auf dem Wasser an, weil man bei vorkommenden Stürzen schwerere Unfälle vermeiden wollte. So arbeiteten in Frankreich Blériot, Archdeacon und Voisin auf Binnenseen und



Der französische Wasserflugdrachen der Astra-Werke.

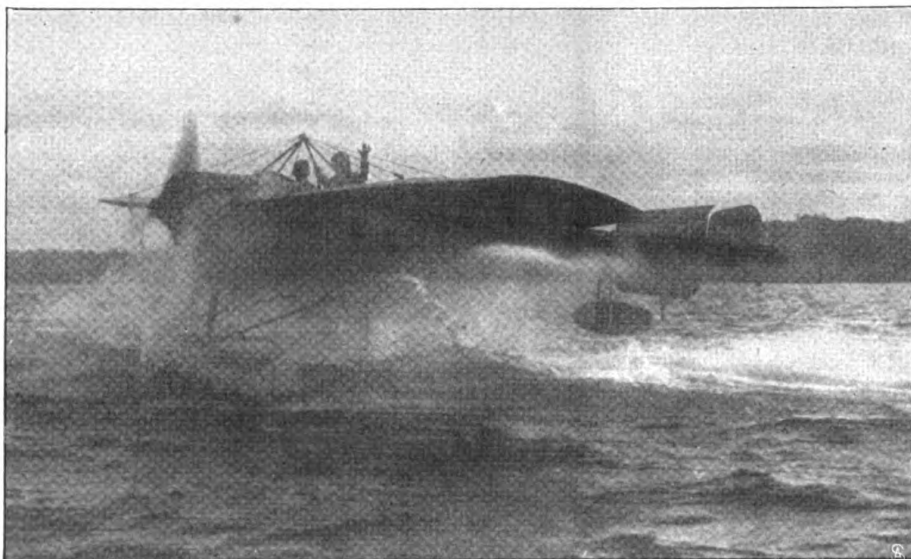
Phot. Branger.

Flüssen. In Amerika brachten Ludlow, Hamilton und andere ihre Gleitflugzeuge mittels schnellfahrender Boote in die Luft. In Amerika hat Glenn Curtiss als erster, in Frankreich Voisin brauchbare Wasserflugzeuge konstruiert und verkauft.

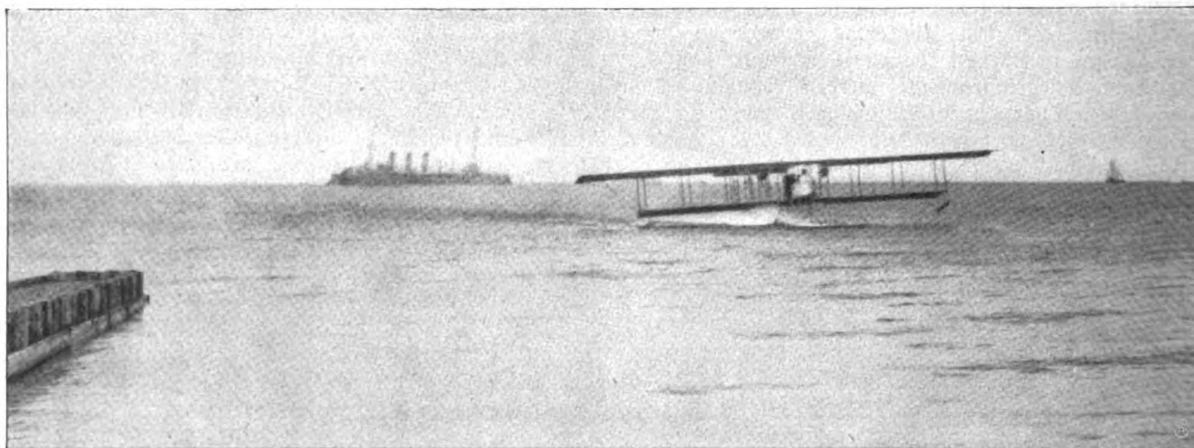
In Deutschland ist man dieser Frage, wie es infolge der ganzen Entwicklung des Flugwesens nur zu natürlich ist, erst sehr spät nähergetreten. Unsere Fabriken hatten bis vor kurzem genug zu arbeiten, um nur erst brauchbare Landflugdrachen zu schaffen und

wicht des Drachen zu tragen vermögen und beim Vorwärtsfahren dem Wasser einen möglichst geringen Widerstand darbieten, damit sie die zum Aufstieg erforderliche Geschwindigkeit schnell erreichen. Es ist durch Versuche erwiesen, daß die sogenannten Gleitboote, die nur zu einem ganz geringen Teil mit der Wasseroberfläche in Berührung sind, große Schnelligkeit erzielen können. Besonderes Aufsehen erregte das Gleitboot des früheren österreichischen Luftschifferoffiziers Ritter von Korvin durch seine Fahrt von Wien

nach Budapest. Wie man die Aufgabe durch Anbringung von einem oder mehreren größeren und eventuell auch noch kleinen Schwimmkörpern gelöst hat, ist aus unsern Abbildungen ersichtlich. Besitzt ein Flugzeug nur einen Schwimmer, so muß es an den äußersten Enden seiner Tragdecken noch weitere kleine Schwimmer besitzen, die das Eintauken der Flügel verhindern. Man erkennt diese Körper deutlich z. B. auf dem nebenst. Bild des Aviatik-Doppeldeckers. Das Schwanzende des Drachen ruht ebenfalls auf einem Schwimmer. Flug-



Der Eindecker als Wasserflugzeug: Weymann auf Neuport beim Start.



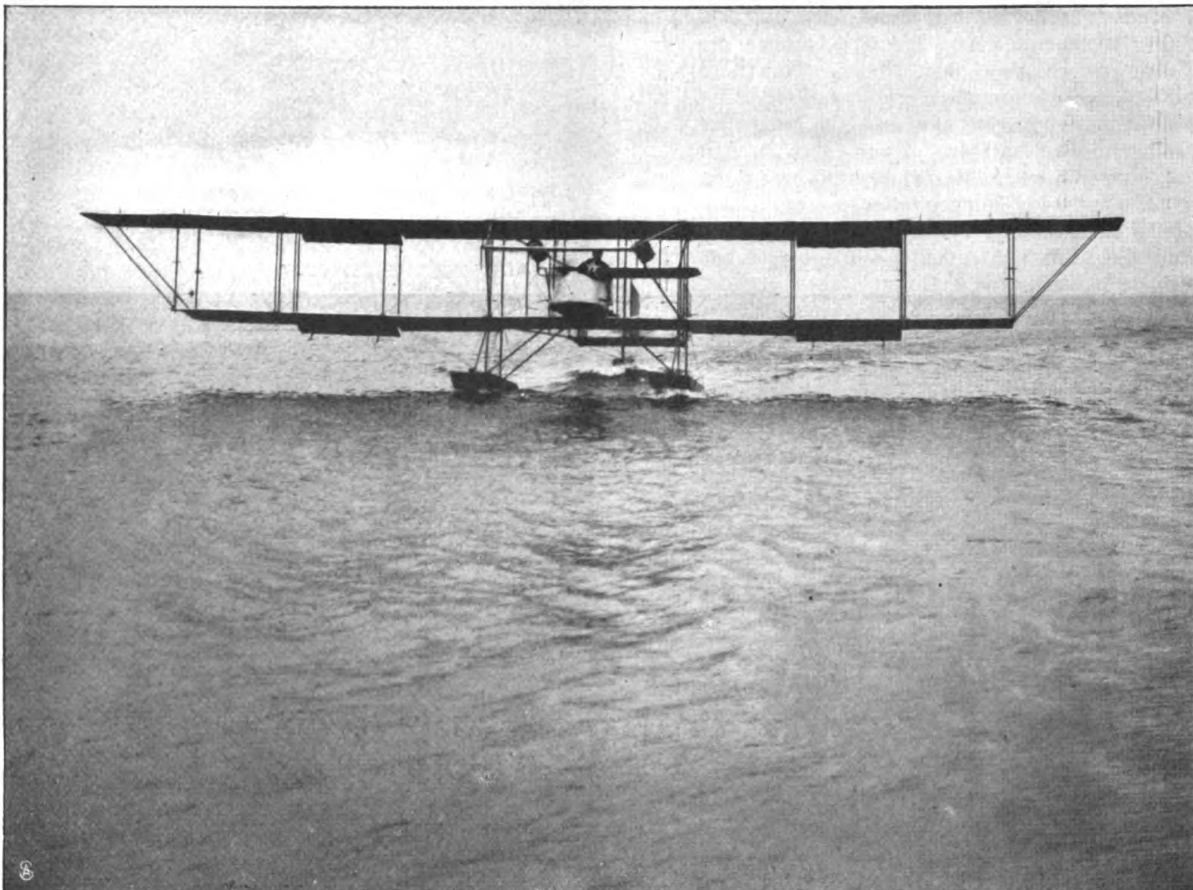
Büchner auf Aviatik-Doppeldecker der Allgemeinen Flug-Gesellschaft kehrt nach Motorpanne an Land zurück.

dann, nachdem sie solche erbaut hatten, die Lieferungen für die Armee zu erfüllen. Auch scheuten sich die Fabriken, selbst die größten, vor den kostspieligen Versuchen, da ihre Lage nichts weniger als glänzend genannt werden kann; nur mit Mühe halten sich unsere Industriellen über Wasser.

Was bedeutet nun ein Wasserflugzeug? Es ist ein Drachen, der auf dem Wasser schwimmen, von dort aufsteigen und auf das Wasser niedergehen kann. Um dieses zu erreichen, baut man unter die bestehenden Landmaschinen an Stelle der Anrollvorrichtungen Schwimmkörper, die so konstruiert sein müssen, daß sie das Ge-

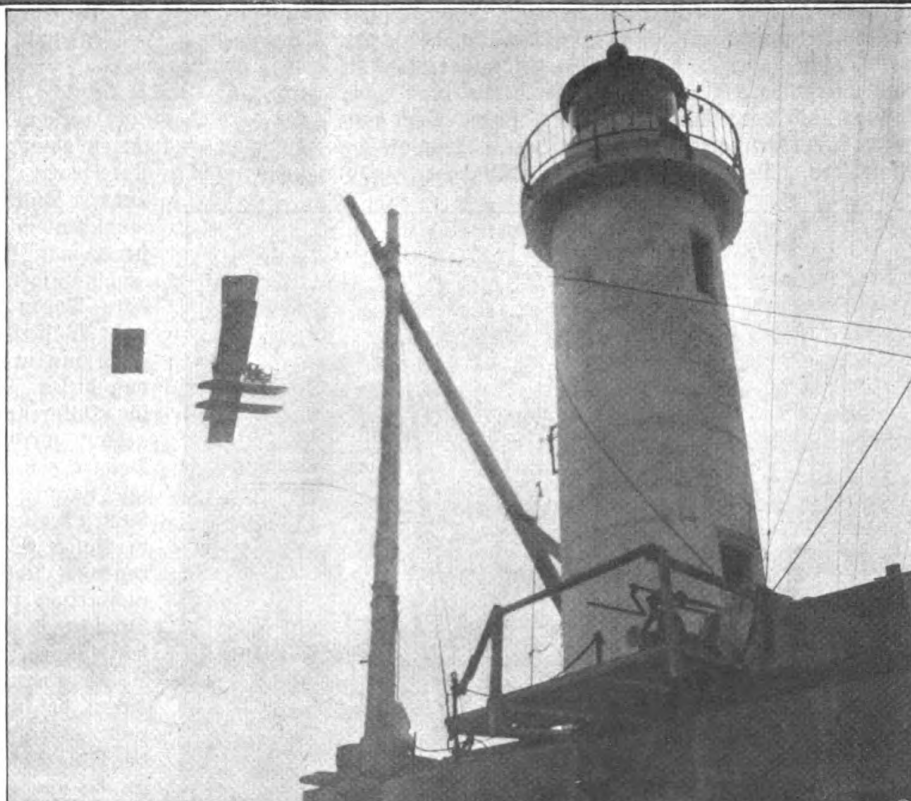
zeug, die unter ihrem Hauptkörper zwei Schwimmer besitzen, haben außerordentlich große Stabilität, aber sie haben auch den Nachteil, daß durch Saugwirkung und durch Wirbelbildung die Wirkung des hinteren Schwimmers beeinträchtigt wird. Die obere Fläche der Schwimmer ist in den meisten Fällen gerade gebaut, die untere muß gewölbt sein, damit das Wasser leichter die Fläche empordrückt. Ueberflutet das Wasser die Schwimmer völlig, dann wird es schwierig, ja meist unmöglich, daß das Flugzeug sich erhebt.

Es ist nun aber nicht damit getan, daß man einfach Schwimmer unter Landflugmaschinen setzt, sondern,



Thelen startet
auf seinem Albatros-Doppeldecker.

nachdem eine Schwimm-
vorrichtung sich als
brauchbar erwiesen hat,
muß man diese Land-
drachen umbauen, denn
beispielsweise erfordert
das durch die Schwimm-
er bedingte höhere
Gewicht auch wieder
größere Tragflächen. Die
hochinteressanten Ver-
suche in Heiligendamm
haben ferner bewiesen,
daß Wasserflugzeuge
einen stärkeren Ausbau
erfordern als die Land-
flugmaschinen. — Wäh-
rend man bisher, wie es
die Wettbewerbe in an-
dern Staaten, z. B. Frank-
reich (St. Malo), gezeigt
haben, nur darauf be-
dacht war, reine Wasser-
flugzeuge zu bauen,
hat die deutsche Ma-
rineverwaltung der In-
dustrie aufgegeben, Dra-
chen zu konstruieren, die



Benoit auf Sanchez-Besa-Doppeldecker umfliegt den Leuchtturm von St. Malo.

in gleicher Weise auf dem Land und auf dem Wasser brauchbar sind. Die Erwägungen der Marine waren mehrfacher Natur. Man wird Wasserflugzeuge brauchen, die die Flotte auf Schiffen mitnimmt, die also nur auf der hohen See verwendet werden. Dann aber braucht man auch Flugzeuge, die bei den auf dem Land zu schaffenden Etappenstationen aufsteigen. Häufig wird nämlich ein Aufstieg in der Brandung der Küste nicht möglich sein, obwohl das Wetter noch einen Flug über Wasser erlaubt, und obwohl Aufstieg und Niedergehen auf hoher See noch möglich sind.

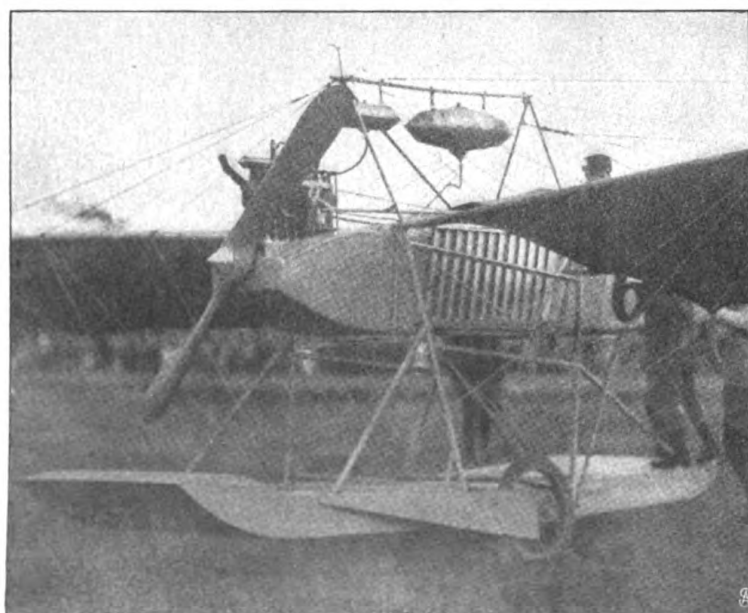
Die Forderung der Marine hat aber auch hohe kulturelle Bedeutung. Sicher sind derartige kombinierte Land- und Wasserflugzeuge von großer wirtschaftlicher Bedeutung in den Kolonien. In den Kolonien sind weite Gebiete in der Regenzeit zweimal, ja in manchen Gegenden sogar dreimal unter Wasser. Es können also dann unter allen Umständen nur Flugzeuge verwendet werden, die in gleicher Weise auf dem Land und auf dem Wasser gebrauchsfähig sind. Aus diesem Grunde muß man der deutschen Marine Dank wissen, daß sie durch ihre Forderung die Industrie angespornt hat, solche weit schwieriger zu konstruierende Drachen fertigzustellen und zu erproben. Die Räder, die zum Anrollen auf dem festen Boden nötig sind, müssen bei kombinierten Fahrzeugen hochklappbar eingerichtet werden, weil auch der Widerstand von kleinsten Teilen der Räder für den Aufstieg höchst hinderlich ist. Bei dem Wettbewerb in Heiligendamm, bei dem leider innerhalb von acht Tagen infolge Sturms und Regens kaum drei einigermaßen günstige Flugstunden herrschten, hat es sich gezeigt, daß die Forderung der Marine keine unerfüllbare ist. Es ist ferner bewiesen, daß der Abflug und das Niedergehen auf hoher See ganz andere Anforderungen an die Fahrzeuge stellen als auf Binnenseen. Den Sprung vom Landflugdrachen zum



Phot. Redmann.

Ellery von Gorffissen auf seinem Ago-Doppeldecker.

Universalflugzeug, den manche bedenklich finden, haben alle, die bei dem Wettbewerb beteiligt und zugegen waren, für sehr zweckmäßig erachtet. Ebenso waren die Fabrikanten, beteiligte und unbeteiligte Fachleute einstimmig — ich habe wenigstens keine gegenteiligen Stimmen in Heiligendamm gehört — der Ansicht, daß der Wettbewerb außerordentlich lehrreich und nutzbringend für die deutsche Wasserflugtechnik gewesen ist. Es darf aber nicht verschwiegen werden, daß manche, die nicht in Heiligendamm waren, und die die Versuche nicht mit eigenen Augen verfolgen konnten, anderer Ansicht sind. — Wenn man auch wünschen muß, daß die Marine spätestens, was sicher zu erwarten ist, beim nächstjährigen Wettbewerb mehr brauchbare Typen eines kombinierten Land- und Wasserflugzeugs finden wird, so muß man in erster Linie aber wünschen, daß dieses Fahrzeug vornehmlich auch für kulturelle Zwecke in den Kolonien gebaut werden möge. Namentlich die Belgier gehen uns hier mit gutem Beispiel voran. Im Kongo sollen nach dem Willen der belgischen Kolonialverwaltung in Bälde Wasserflugzeuge eine hervorragende Rolle spielen. Man braucht nicht etwa daran zu denken, daß die Drachen in den Kolonien nur dazu da sein können, die Post oder Nachrichten zu befördern, sondern man denke nur daran, daß man mit sehr geringer Mühe und außerordentlich schnell mit Hilfe der Flugzeuge Naturschätze bergen kann, an die man auf dem Landweg nur unter großen Schwierigkeiten und mit erheblichen Zeitverlusten herankommen kann.



Phot. Redmann.

Dr. Hübner-Eindecker.

~ Diana. ~

Stimme von Hans Hyan.

„Die Patronen!“ flüsterte sie und ging an das geschnitzte Schränkchen, das der Förster Müller — der, den die Wilddiebe erschossen hatten! — ihrem Vater zu seinem fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläum schenkte Dann stopfte sie die kleine, abgegriffene, braune Ledertasche voll mit Rugelpatronen. Den Rucksack mit dem Frühstück hatte sie schon auf ihrem geraden Rücken, die Büchse, Modell 98, über der Schulter, und wollte eben den letzten Schluck Kaffee trinken und die Lampe ausblasen, als durch die Tür des Nebenzimmers, dem Grunzen des borstigen Bassen ähnlich, eine tiefe, noch morgenheißere Stimme erscholl: „Na, Junge, willst du weg?“

Diana, die das absichtliche Vertuschen ihres Geschlechtes längst nicht mehr störte, sagte, sich aufrichtend und einen Schritt zur Tür hinmachend: „Ja, Vater, auf den Stummelhirsch... Wenn der Hafer erst weg ist, kriegen wir'n dies Jahr wieder nicht!“

„Aber daß du mir nicht den andern schießt, den Korzieher! ... Du! ... Hörst du! ...“

„Nein, nein, ängstige dich nicht!“

„Ich ängstige mich überhaupt nicht! Dummer Junge. Bloß die Bowle gestern Abend ... ja, wahrhaftig!“ ein Lachen dröhnte dumpf durch die Birkentür. „Ich komm vielleicht nach, Dana! ...“

„Schön, Vater, soll mich freuen! ... Atjöh ...“

„Weidmannsheil, Junge!“

„Weidmannsdank!“

Bisher hatte der hirschröte Schweifhund, der beim braunen Kachelofen lag, nur den Kopf mit den langen Behängen, den schönen, menschenklugen Augen erhoben; jetzt auf des Mädchens leises: „Komm, Waldol!“ war er an ihrer Seite und in der nächsten Minute beide aus dem Hause hinaus, in dem noch alles in tiefem Schlaf lag ... Vom Pferdestall her kam ein Rattenklirren, sonst rührte sich auch drüben nichts. Aber sobald Diana unter dem uralten Rußbaum hervortrat, sah sie den Himmel über sich, den Augustnachtstimmel, in dessen tiefschwarzer Bläue die unendlichen Sterne wie blühende, zitternde Gesckmeide hingen ...

Das Mädchen, dessen schwarze Silhouette sich fein und schlant wie die Gestalt eines schönen Jünglings in die Nacht hineinzeichnete, trat durch die hintere Pforte in die Wiese, auf der schimmernd des Nebels Tücher lagen ... Sie schürzte den kurzen Rock noch etwas mehr und schritt rasch durch Gras und Blumen ... Drüben, wo sich das Erdreich so schnell zu weißem Sand und kurzen Kuscheln aufhob, flog ihr die Nachtschwalbe fast an den Kopf. Das Mädchen zuckte nicht einmal; ihr war der jubelnde Schrei des Brachvogels so vertraut wie das irre Gelächter des Rauzes, wenn's zwischen Mitternacht und Morgen den Wald durchschauert ... Sie, die hier zwischen den Tannen und Föhren geboren war, zu der jeder Baum und jeder Vogel verständlich redete, sie wußte nicht einmal, was sich fürchten heißt ... Vielleicht war sie so erschaffen; vielleicht hatte auch ihr Vater, der sein Weib bei Dianas Ankunft zur langen Ruhe betten mußte, mit dem heißen Wunsch, einen Sohn zu haben, all das in ihre Seele gepflanzt, was er von dem Erben seines Namens erhofft und ersehnt hatte

Schnell und sicher und mit trefflich erzogenem Instinkt Bruchholz und trockene Äste meidend, schritt Diana durch

den stillen Wald, dessen Atmosphäre warm und drückend war ... Laubholzbestände, deren Kronen leise wisperten, wechselten mit dunklem Lannicht, das sich plötzlich aufat in jahrhundertalten Kiefernraum, wo kein Laut das schwarze Schweigen störte ... Bäche übersprang sie, und einen schilfbewachsenen See umging ihr hurtiger Fuß in diesem gewaltigen Jagdrevier, einem alten Fürstengeschlecht zu eigen, in dem ihr Vater als Oberförster mit vier Unterbeamten waltete als Heger und Pfleger ...

Nach einem zweistündigen Marsch, den ihr jungweiblicher Körper nur als Freude empfand, fing Diana an zu schleichen. Hier in den letzten Jagen, zum Nachbar hin, in den Stangenhölzern stand der Stummelhirsch, ein alter Eingänger, der, vielleicht einmal durch einen bösen Postenschuß verletzt, auf der rechten Seite nur einen kurzen, häßlichen Stummel schob ... Links trug das edle Haupt eine geradezu unglaubliche Achterkrange. Aber für die Nachzucht kam der Hirsch nicht in Frage; er mußte fort, weil gerade er sich ungeheßene Herrenrechte anmaßte, und weil er, sein Brunstrubel mit der gefährlichen Waffe auf der linken Stirn verteidigend, schon mehr als einen braven Hirsch zu Tode geforkelt hatte ...

Diana pirschte die Schneise hinauf, so schattenhaft behutsam, daß ein Fuchs im Lichten stehenblieb und nach ihr hinsicherte, ehe er im jenseitigen Bestand verschwand. Nach etlichen hundert Schritten war sie wieder am Hochholz ... Hier durch den raumen Bestand, durch dessen Geäst und Nadelwerk der Frühwind schwirrte, hier zog das Rotwild durch in seine Tagesstände, wenn es der graue Tag von den Bauernfeldern, die es trotz aller Waldfütterung doch immer wieder annahm, vertrieb. Da ließ Diana von Warnekow sich auf dem breiten Wurzelsitz einer gefällten Eiche nieder, um das Licht und ihr Wild zu erwarten ...

Im Wald war's noch dunkel, aber draußen die Felder hoben sich aus dem Schatten, der langsam verschwand und Höhen und Tiefen erkennen ließ ... Der Morgenwind kam kühler und strich um die Föhrenstämme ... die Vögel wachten auf mit leisem, verträumtem Gezwickel ...

Auch über Diana kam ein weiches, wunderliches Träumen. Und die ernsten, strenglinigen Züge ihres Mädchen- gesichts, das sie gefenkt Hauptes im Schatten barg, wurden weich und milde und zerfloßen in Sehnsucht ... Wonach nur, wonach —? — Wenn ihr so eigen ums Herz war — im Wald draußen, in tiefster Einsamkeit, in Menschnähe blieb sie immer gleich, kühl und verschlossen! — Wenn ihr so zumute war, dann dachte die Neunzehnjährige wohl an die verstorbene Mutter, von der der Vater ein auf Porzellan gemaltes Pastellbild aufbewahrte; aber diese stolzen und ernsten Züge sagten dem Mädchen wenig; und der Ruß, den ihre blutroten Lippen auf das gemalte Gesicht drückten, war mehr eine fromme Pflicht wie aus tiefem Gefühl für die Verstorbene ... aber sie hatte ja den Vater und die Jagd! ... Wie schien ihr das nur auf einmal alles so gleichgültig, so öde?! ... Hier einen Boß schießen ... und da einen Hirsch immer das gleiche ... und keinen Menschen, zu dem man recht sprechen konnte ... keinen ...

Die junge Jägerin fühlte ein paar heiße Tropfen auf ihren Wangen. Aber das beleidigte ihren Stolz. Ärger-

sich sprang sie auf die Füße, daß der Hund emporfuhr. Dann prüfte sie mit gewohntem Griff die Waffe und entscherte das Schloß. . .

Der Hirsch konnte jetzt jeden Moment kommen — wahrscheinlich da auf dem Wechsel, den Graben entlang, zwischen den Büschen. . . . Nun hieß es: Aufpassen! . . . Das Licht wuchs, aber noch war's kein gutes Abkommen über Korn und Rimme. . .

Hier herum mußte ein Birkhahn stehen; in der Balz hatte sie ihn mit ihrer kleinen Büchse vorbeigeschossen — Diana, die den Platz wiedererkannt hatte, ärgerte sich noch darüber. . . . Jetzt hob sie, den schlanken Leib so an einen Stamm geschmiegt, daß sie ganz vermuths mit dem schwärzlichen Holz, ihr gutes Glas an die Augen und spähte zwischen den Stämmen hindurch aufs Feld. . .

Da! . . . Sie kamen! Eins, zwei, drei, sechs, acht Köpfe stark! Aber viel zu weit nach drüben! Die wechselten sicherlich am Moorloch ein! War er denn dabei, der Stummel? Diana legte ihre ganze Seele in das Auge, hielt den Feldstecher am Baumstamm fest und erkannte, daß sie sich getäuscht hatte: bei dem Rudel stand der Stummelhirsch nicht. Aber dafür ein kapitaler Zwölfer! Das Rudel zog in gutem Troll näher und schwenkte jetzt mehr zu ihr hinüber, nach links. . .

„Down!“ Der Hund hatte plötzlich den Kopf erhoben und einen dumpfen Laut ausgestoßen. . .

Dianas Auge war längst nach rechts herumgeflogen und hing sich an einen Mann, der den Grenzgraben, aber drüben auf der andern Seite, entlangtrug. . . Er benutzte die paar Kiefernstämmchen und Birkenbüsche wie ein Indianer und hatte es zweifellos auf den Zwölfsender abgesehen, der mit seinem Rudel, jetzt vielleicht noch fünfhundert Schritte vom Bestand ab, im Feld verhoffte.

Draußen war der Tag schon ganz weiß. Im Holz sah Diana die Konturen der Wacholderbüsche scharf und zackig in der lichten Dämmerung. . . . Aber sie empfand das mehr, wie sie es sah; mit verhaltenem Atem folgte sie den Bewegungen des Mannes, der dreißig Schritte von ihr sich wie eine Schlange hinschob, und an dem sie die Sichelfeder auf dem grünen Plüschhut erkennen konnte.

Er sah sie nicht; sein vorgerecktes Gesicht hing nur an dem Rudel, das jetzt mit großer Vorsicht, aber mehr rechts ausweichend zu Holze zog. . .

Gute dreißig Gänge konnte der Jäger — ein Gentleman, das sah Diana! — noch sich am Graben decken und vorwärts kommen. Dann zog sich die Grabensohle mit flacheren Rändern ins Holz; die Grenze lief dann außerhalb der Bäume im Feld platt weiter. . . Und da war Roggenstoppel, auf der gab's kein Pirschen mehr. . . . Mit der Schadenfreude des Hegers, der „sein“ Wild niemand und dem Nachbar am wenigsten gönnt, sah Diana das Rudel, hin und her sichernd, langsam dem Wald zuziehen. . . . Dann blickte sie wieder auf den Jäger, der jetzt am Winkel, den der Graben machte, gebückt zu überlegen schien, wie er weiter kommen sollte. . .

Und plötzlich ging eine seltsame Helligkeit, ein süßes Strahlen gerade über die Stelle, wo der Jäger, seine Büchse in der Rechten, kniete. . . Ein Rosenschein, ein erstes, bebendes Lächeln der aufgehenden Sonne ruhte gerade über der Baumgrenze und machte einen schimmernden Helden aus dem blondbärtigen Mann, dessen Angesicht im Licht schwamm. . .

Aus der Seele des Mädchens war aller Wildneid, aller Jägerreifer wie fortgeweht. . . Ihre von schweren,

dunkeln Brauen übermölbt den Augensterne hingen bezau- bert an dem Mann, in dem des Weibes Herz in schmerz- zudender Behmut den Herrn ahnte. . . Diana seufzte und preßte ihr Antlitz an die Föhre, voll Furcht, er könnte ihres Innern leise Klage vernehmen. . .

Aber der holde Zauber entschwand, und ihre Mäd- chenscheu wich wie Nacht dem Morgen, als ihr Auge, auf- schauend, den Platz am Graben plötzlich leer fand, als sie den Jäger erblickte, der jetzt im Revier ihres Vaters, von Stamm zu Stamm springend, weiterpirschte. . .

Das Rudel war dicht an der Lisiere, die roten Decken glänzten im Morgenschein; nur der Kapitale stand noch argwöhnisch im Feld, er wartete, daß das Leittier zu Holz trat. . .

In Dianas Brust erlosch jede zarte Regung. Nur noch der Revierbeamte des Fürsten war's, der da in Frauenkleidung, mit federnden Gliedern, wie das Unheil selber hinter dem wildernden Nachbar herrschlich. . . . Aber der Pächter von drüben, der war's nicht, den kannte sie seit Jahren — ein Gast also wohl —. Und er ahnte nichts. Wie gebannt von dem Anblick des Geweihten pirschte er mit aller Vorsicht und geschidter Bewegung zwischen den Stämmen dahin, die in goldner Morgen- röte erstrahlten. . . .

Jetzt zog das Leittier mit erhobenem Geiße ins Holz, die andern folgten, der Zwölfer trollte ebenfalls heran.

Der Mann lag kniend im Anschlag.

Das Mädchen, dem eine Schreckensempfindung, die es selbst nicht begriff, das Herz zusammenpreßte, rief laut: „Halt! Halt! . . .“

Indem knallte es. Der Hirsch stieg bolzgerade empor, machte ein paar rasende Säge und polterte am Waldbrand dumpf auf die harte Stoppelerde hin. . .

Diana stand neben dem Jäger: „Waffe weg!“

Er sah sie, ohne zu gehorchen, entgeistert an. Viel- leicht war seine Verwunderung über die schwarzen, zorn- flammenden Augen in dem schmalen, weißen Gesicht größer als das Entsetzen, sich so urplötzlich überrascht und gestellt zu sehen. . .

„Die Waffe her!“ sagte die Schlange nochmals, und die eigenen Lippen bebten. . .

Er sah sie mit seinem schönen, männlichen Gesicht an, reichte ihr die Doppelbüchse hin, nachdem er selbst sie gefichert hatte, und sagte achselzuckend: „Tun Sie, was Sie wollen!“

Sie holte ein paarmal tief Atem, sah ganz verstört drein und sprach mit erzwungener Härte: „Ich muß Sie nach der Oberförsterei bringen!“

„Bitte.“

Sie gingen nebeneinander den gleichen Weg über den Moosboden, zwischen den hohen Stämmen hindurch, den Diana gekommen war; der Schweifhund achtsam und fast lautlos hinter seiner Herrin. Als sie fünfzig Schritte gegangen waren, sagte der Mann — noch jung, vielleicht Ende der Zwanziger: „Der Hirsch müßte gelüftet werden —“ er verhielt seine Schritte — „sonst verbißt er am Ende. . .“

Sie schwieg, aber sie nickte.

„Wir können ja zurückgehen — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich keinen Fluchtversuch mache —“

„Wer sind Sie denn?“

„Das werd ich. . . Sie sind doch die Tochter des Herrn Oberförsters. . . Fräulein von Warnekow, nicht wahr?“ Und da sie sich nicht regte, sagte er hinzu: „Mei- nen Namen werd ich Ihrem Herrn Vater sagen. . .“

Diana zauderte; dann drehte sie sich mit einem „also ich habe Ihr Ehrenwort?“ um und kehrte, ohne nach ihm, der ihr zur Seite blieb, hinzuschauen, zum Hirsch zurück. Doch ehe sie noch die Ärmel ihrer Bluse aufstreifen konnte, hatte er schon sein Weidmesser gezogen und, den Hirsch umdrehend, die Bauchdecke im Ende aufgeschürft...

Diana sah dabei den schönen Opalring, in dessen funkelndem Stein das Licht spielte. Dann zog die starke, edelgeformte Hand die schweißbedeckte Klinge durch Moos und Kraut, eh er den Nider zuklappte...

Die Jägerin sah, daß er des Weidwerts kundig war. Sie durfte auch heimlich seine klare, breite Stirn betrachten, das charaktervolle Gesicht mit dem flimmernden Bart; und ein Gefühl, dem ähnlich, das sie vorhin im nächtigen Waldesschweigen überkommen hatte, stieg wieder in ihr auf. Doch ein Blick auf das gefällte Bild, auf den Kronenschmuck des edlen Hirschkes brachte jede Stimme, die sich für den blonden Mann erheben wollte, in Dianas Brust zum Schweigen.

Noch härter als vorhin sagte sie: „Also vorwärts!“ „Darf ich Ihnen die Gewehre tragen, gnädiges Fräulein?“

Sie lachte höhnisch und hätte gleich drauf wer weiß was drum gegeben, wenn sie nicht gelacht hätte.

„Sie können ja die Waffen vorher entladen!“ meinte er ohne Empfindlichkeit, „und der Hund würde mich schon holen, wenn ich etwa doch flüchten wollte —“

Sie sagte nichts, aber sie wünschte, er möchte schweigen, seine Stimme beunruhigte sie.

Jetzt war der ganze Wald von gleißendem Golde voll. Die Vögel jubelten, und über der Erde, in Gras und Blatt, schwirrte, summt und sang vieltausendfältiges Leben...

So kamen sie an eine Waldblöße und sahen ein einzelnes Stück Rotwild langsam und in ziemlicher Entfernung über die grüne, sonnenglänzende Lichtung ziehen.

Wie von einem Zauberschlag getroffen, standen sie beide. Er hob sein Glas und sie das ihre; sein Auge mußte noch besser sein, er flüsterte: „Ein Hirsch... mit einer Stange...“

Ja, jetzt hatte sie's auch, es war der Stummelhirsch, den sie schießen sollte! ... Aber es ging ja nicht, dieses Menschen wegen da! ... Ein Blick ihrer schwarzen Augen traf den Mann, der nur den Hirsch sah.

„Der müßte fort! Noch vor der Brunst!“ murmelte er.

„Ja, das soll er auch!“ sagte sie leise, „... und ich hätt ihn geschossen heute morgen... wenn Sie nicht gewesen wären!“

„Deshalb?“ er zuckte wieder so überlegen mit den Schultern, „ich rühr mich nicht von der Stelle!“

„Nein, es geht nicht!“ Aber das Fieber brannte schon auf ihrer Wange... Sie kämpfte mit sich und sagte, nur mit den Lippen: „Also, Ihr Ehrenwort?“

Er nickte.

„Waldo, paß auf!“

Da mußte er lächeln...

Aber dann, wie er sie so geistergleich dahinschleichen sah, wie sie, jede Brombeerranke als Deckung nützend, immer weiter an den Hirsch herankam, der auf der Waldblöße halb spielend äste, da lachte sein Auge, da war bei ihr mit jedem Nerv, mit allen Fibern seines Jägerherzens...

Dann knallte es, und der Stummelhirsch sank mit Halschuß ins Gras, als hätt er nie gestanden...

Nun wollte der Blondbärtige hin zu ihr. Aber Waldo knurrte: nein! Bis ein Pfiff den Braven rief und der

Mann ihm folgen konnte, zu dem schlanken Mädchen hin, dem der dunkle Flechtentrang, von starkem Seidennetz gehalten, den hellen Nacken deckte.

Sie lächelte ihn unbewußt an, und er sagte: „Nicht wahr, wenn man so einen Kerl vorhat, da ist es schwer, sein ruhiges Blut zu behalten?“

Sie wandte sich ab.

„Man kann auf seinem Gebiet jagen, nicht auf fremdem!“

Er nickte. „Ja, ja, bloß manchmal vergißt man's — und nachher, da muß man eben die Konsequenzen auf sich nehmen...“

Er besorgte auch den Hirsch. Und wie er so zum zweitenmal vor ihr sich beugte, da fühlte sie ihr Herz pochen, und eine Angst jagte ihr durchs Blut, als stünde sie vor etwas Entsetzlichem... Dabei tat er ihr doch wahrlich nichts, sah auch gar nicht so aus, wie wenn er jemand Leides tun könnte... Wie er sich aber hoch richtete und sie ansah, da fühlte Diana, daß sie selbst und ihr eigenes Vorhaben es sei, vor dem sie Angst hatte. Aber sie wehrte sich gegen ihr Empfinden, sie wollte nicht bezwungen sein, am wenigsten von so einem Wilderer! An seinen Fingern klammerte sich ihr Stolz; und die Pflicht hieß sie hart und strenge sein gegen ihn und gegen sich selber...

Mit niedergeschlagenen Augen, deren lange, schwarze Wimpern dem ernstesten Profil einen träumerischen Liebreiz gaben, ging sie neben ihm her. Er trug die Waffen jetzt und sah sie heimlich an... Dazu glänzte und glühte der Wald, und aus tausend Kehlen sang die Natur ihre Lob- und Liebeslieder...

Der Mann sah längst nicht mehr die Anklägerin in diesem reizenden Geschöpf... Sein leichtes Herz wandte der Gefahr den Rücken und berauschte sich an der Schönheit, die ihn umgab und geleitete... Wie konnte ihm auch der Eindruck entgehen, den seine Person auf das unerfahrene Herz dieses Waldfindes machte?! Sein Jagdfreund, der gewiß nicht erfreut sein würde über dies Abenteuer, hatte ihm von ihr erzählt; aber er selber hatte nicht gedacht, die Bekanntschaft einer so eigenartigen Schönheit unter solchen Umständen zu machen... Wenn sie doch nur einmal aufsehen wollte! Es drängte ihn, zu ihr, vor der sein Respekt immer größer wurde, zu sprechen, ihr zu sagen, wer er war, und sie um Entschuldigung zu bitten.

Da stolperte sie, deren klares Denken im Sturm der Gefühle gänzlich unterging, ein bißchen; er faßte ihren Arm, hielt sie einen Augenblick und sagte dann hastig, abgebrochen und selber verlegen: „Ich bitte Sie um Verzeihung — was ich längst hätte tun sollen! Ich... ich... mein Name ist Georg von Hallberg auf Hallberg in der Mark...“

Sie blieb stehen, sah zu ihm auf, das Gesicht wie in Rosenglut getaucht. Dann öffnete sie ihren weichen, unschuldigen Mund, aber sie sprach nicht; eine Bewegung, die stärker war als sie, raubte ihr die Sprache...

„Sind Sie mir böse?“ sagte er, da sie, den Kopf zur Seite wendend, ihn nicht ansehen wollte.

Sie schüttelte nur ihr Haupt. Und plötzlich sagte sie in einem ganz veränderten Ton: „Gehen Sie!“

Er meinte, sie wolle ihn weiterestfortieren, und fügte sich. Sie aber winkte, halb abgewendet, nach der Richtung, woher sie kamen: „Dahin!...“

„Darf ich Sie wiedersehen?“ fragte er, nun selber tief ergriffen.

Sie verneinte wieder und streckte die Hand aus nach den Waffen; er aber ergriff die feinen Finger und küßte sie. Dann gab er ihr beide Gewehre. Sie wies das seine zurück.

„Und der Hirsch?“ fragte er.

Sie machte nur eine Gebärde, er solle nicht mehr mit ihr reden, solle gehen ...

„Adieu!“ sagte er und stand immer noch.

Da sah sie sich, schon im Gehen, noch einmal um — er sah, daß sie weinte ... „Auf Wiedersehen! Ich komme zu Ihrem Vater!“ rief er ihr nach.

Sie entfloß wie ein wundes Tier und verschwand im Wald. — — — — —

Im Forsthaus traf sie den Vater, der unter dem alten Nußbaum seine Pfeife rauchte.

„Na, hast du ihn denn, Junge?“

„Ja, Vater!“

„Na, denn freu dich doch!“

„Ich freu mich ja auch! ...“

Aber ihre dunkeln Augen sahen dabei in die Ferne, in die schimmernde Ferne; und mit einem seltsamen Lächeln ging sie davon ...

Das Ballett des Münchner Hoftheaters.

Von Carl Conte Scapinelli. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Jos. Paul Böhm, München.

Jahrzehnte-
lang hat die
Tanzkunst nur
an den Hof-
theatern noch
eine Stütze ge-
habt, indes über
die Bühnen der
herbe Ernst der
Jahrhundertfra-
gen dahinschritt,
indes in der
Oper das Re-
zitativ siegte.
An der alten
Tradition haf-
tend, haben die
Hofbühnen wei-
ter ihre Ballett-
korps gehalten,
wenn sie sie auch
weniger beschäf-
tigten. Und plötz-
lich ist die leichte
Muse wieder



Von links: Herr Bellenberg, Frä. Schmid, Frä. Ornell, Herr Benjeier.

Die Solotänzer und -tänzerinnen des Königl. Ballettkorps in München.

aus ihrem Dorn-
röschenschlaf er-
wacht. Von der
Einzeltänzerin,
die alle Kom-
ponisten der
Welt tanzte, von
der steifen Gran-
dezza des Bar-
fußtanzen ist der
Umschwung ge-
kommen, und
heute vergeht
kein Tag, an
dem nicht die
Tanzkunst nach
neuen Prinzipi-
en Triumphe
feiert. Still und
unbeirrt haben
die königlichen
Ballettkorps an
ihrer alten, ge-
schulten Körper-
kunst festgehal-



Eine Probe des Ballettkorps.



1. Anna Orneli, Solotänzerin. 2. Flora Jungmann, Ballettmeisterin. 3. Therese Schmid, Solotänzerin.

Die erste Quadrille des Ballettcorps.

ten, bis auch sie der neue Hauch erfaßte. Zu den königlichen Balletten, die zuerst die Instinkte der Zeit verstanden, gehörte auch das des königlichen Hoftheaters in München. Und heute vereint es in seinen Darbietungen die geschulten Leistungen der alten, ewig jungen Tanzkunst mit dem psychischen Ausdrucksvormögen, das die neue Zeit anstrebt. Trotz aller neuen Arbeit, trotz aller neuen Ziele hält sich aber die Poesie hinter den Kulissen auch hier wach. — Zwischen dem sechsten und achten Lebensjahr beginnt die Ausbildung

der Kleinsten in der königlichen Kinderballettschule. Dort lernen sie zuerst Geschmeidigkeit, Grazie und Anmut in den Bewegungen. Tapfer tun sie ihre oft schwierige Aufgabe, tapfer üben sie stundenlang ihre Bewegungen und Körperdrehungen, bis dann endlich, endlich die Pause winkt, in der sie zu richtigen, tollen, naiven Kindern werden. Da ruhen sich die Glieder aus, und das Plappermäulchen tritt in Aktion. Friedlich sitzen sie zusammen, zeigen sich die Bilder berühmter, großer Kolleginnen und träumen in ihren Kinderhirnen



In der Pause: Eine interessante Neuigkeit.

von zukünftigen großen Erfolgen. — Dann tönt die Klingel, und die Übungen gehn weiter. Im Nebenraum stehn die „Großen“ vom Ballettkorps zusammen. Manch köstliches Geschichtchen wird hier vor dem Kollegium preisgegeben, von irgendeinem süßen Geheimnis . . . Und da in der Ecke raunen sich zwei Freundinnen etwas zu und zeigen sich schmachthende Briefe . . .

Dann heißt es auch für sie antreten, nicht stramm wie beim Militär, nein, lässig zart, mit der Rechten das Röschchen hebend, mit der Linken an der Stange und das eine Füßchen ganz wenig mit dem Spitzchen auf den Boden gestellt, das andere auswärts gedreht. — So! Die Probe geht weiter!

Und bei allem Fleiß und aller Freude am Ueben und Lernen: die Zeit der vierwöchigen Ferien ist doch die schönste. Wenn einmal im Jahr im Uebungsjaal diese Ankündigung auf der Tafel prangt, dann geht der gleiche Jubel durch alle die jungen Mädchenherzen: Ferien! Das heißt, in sittsam langen Röcken recht toll und lustig in Gottes freier Natur sein zu können!

Und wer die hübschen Damen am Abend auf der Bühne leicht, fabelnleicht hinschweben sieht, wer sie, eine jede der andern gleichend, im gleichen Schritt und Rhythmus, bei der gleichen Drehung beobachtet, der ahnt nicht, welche Summe von Uebung, von Fleiß, von leidenschaftlicher Hingabe dazu gehört,

so tanzen zu lernen und so tanzen zu können. Aber was zum graziösesten gemeinsamen Auftreten gehört, das langt noch lange nicht zum Solotanz.

Nur wenige aus den Quadrillen erreichen dieses schöne Ziel. Wer es aber erreicht, der darf erst recht nicht müde im Ueben und Lernen werden. Unser Hoftheater verfügt über einige Solotänzerinnen und -tänzer, deren Ruf weit über Münchens Grenzen hinausgeht, die neben Anmut und Grazie auch ein hervorragendes Können besitzen. Da ist Fräulein Anna Orneli, die speziell für den seriösen Tanz sich eignet, und deren Leistungen an die der ersten Ballerinen früherer Zeiten erinnern; neben ihr entwickelt Fräulein Therese Schmid mehr neckische Anmut, mehr graziösen Charme. Sie ist auch die Leiterin der Königlichen Kinderballettschule und weiß mit Geduld und Geschick den Kleinen die schwere Kunst beizubringen. Die beiden Solotänzer Julius

Benseler und Max Wellenberg vertreten in den männlichen Rollen, der erstere besonders

die charakteristische und groteske, der letztere mehr die seriösere, psychischere Tanzkunst. Eine neue Stütze des Hofballetts ist Gustav Zeiller, der nach und nach den Regisseur der Ballettkorps Otto Rischowsky wohl vertreten dürfte.

Die Leitung des gesamten Korps aber untersteht der Königlichen Hofballettmeisterin Frau Flora Jungmann, deren Verdienst es ist, durch



Aus der Kinderballettschule: Bei der Lektüre der neuesten „Woche“.

gute Ideen, durch prächtige Sachkenntnis, wie durch ruhigen Fleiß die Leistungen ihrer Zöglinge und Untergebenen nicht nur auf alter Höhe zu erhalten, sondern auch durch neuen Geist und neue Kunst gehoben zu haben. Sie, die selbst eine der gefeiertsten Künstlerinnen war, ist heute die beste Lehrerin, die es versteht, ihre natürliche Grazie wie ihr reifes Können geschickt an den Nachwuchs weiterzugeben.

So hat man es heute nicht mehr notwendig, bei Tanzeinlagen Gäste von — weiß Gott wo — kommen zu lassen; in München, das durch die Vorführungen einer Duncan, einer Sacchetto und mancher neuerer Tanzkünstlerinnen sozusagen die Geburtsstätte der neuen Tanzkunst genannt werden darf, steht das Königliche Hofballett heute auf einer Höhe, die selbst dem Theater und der bekannten Oper zum Vorteil gereicht.

Der Polarnacht entgegen.

Von Christopher Rave, Marinemaler, Mitglied der Deutschen Arktischen Expedition.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Ein vibrierendes Schütteln schon die zweite Woche, dazwischen einige Ruhepausen mit herrlichem Panorama und Ausblick auf schneebedeckte Berge, manchmal fast greifbar nah. Welch ein Kontrast und doch — wie ähnlich war es im vorigen Jahr um die gleiche Zeit. Heute ist unser Ziel weit nordwärts, damals strebten wir Tausende Meilen südwärts.

Damals eine Leinwandpyramide über und ein wiegender Boden unter uns und jetzt eine breite, dunkle Rauchbahn als mächtige Schleppe, bis zum Horizont reichend, und der gleichmäßig dumpfe Takt der Maschine. Damals war ich einziger Passagier auf einem neuen, stolzen Schnellsegler, heute bin ich einer unter vielen auf einem kleinen Dampfer. Diesmal heißt es der eisigen Kälte trogen statt der berücktigten orkanartigen Stürme bei Kap Horn. —

Ein großer Lärm erhebt sich auf dem Vorschiff. Fürchterliches Gefläß und fast brüllendes Knurren. Einige Passagiere eilen vor. „Ruhe, Cäsar! — Hierher, Friß! — Satrament!“ donnert die Stimme unseres Hundeführers, und ein klatschendes Geräusch begleitet seine

Worte. Bald darauf wieder Ruhe. — Natürlich, der kleine, freche „Friß“ hat schon wieder dem starken „Cäsar“ Hundekuchen und Reis streitig gemacht, und die andern helfen den Tumult durch ihr aufreizendes Bellen vergrößern. Nur „Barre“, unser mächtiger Philosoph, mit einer scheinbar unzerstörbaren Ruhe und Gutmütig-

keit und Fräulein „Bella“ auf ihrem isolierten Platz machen eine rühmliche Ausnahme. Ohrenbetäubend und martererschütternd übertönt dagegen alles unser dramatischer Sänger, der weiße, taube „Pluto“, mit seiner Stimme. Trotz seines furchtbaren Gefanges ist er aber sonst ein lieber Kerl, der an Kräften fast alle in den Schatten stellt und höchstens darin von „Cäsar“ noch übertroffen wird. Ein gefährlicher Diplomat ist „Hans“, der Schäferhund. Eben noch wie gelangweilt nach den blauen Bergen schielend, wartet er nur auf den unbewachten Augenblick, um die stolzgespitzten Ohren niederzuklappen und sich rausluftig auf seinen Nachbar zu werfen. Was hat es an Depeschen, Schreibereien und Laufereien gekostet, um unsere streitlustigen Bierbeiner auf den Schnell-



Deutsche Jagdhunde an Bord des Expeditionsschiffes.

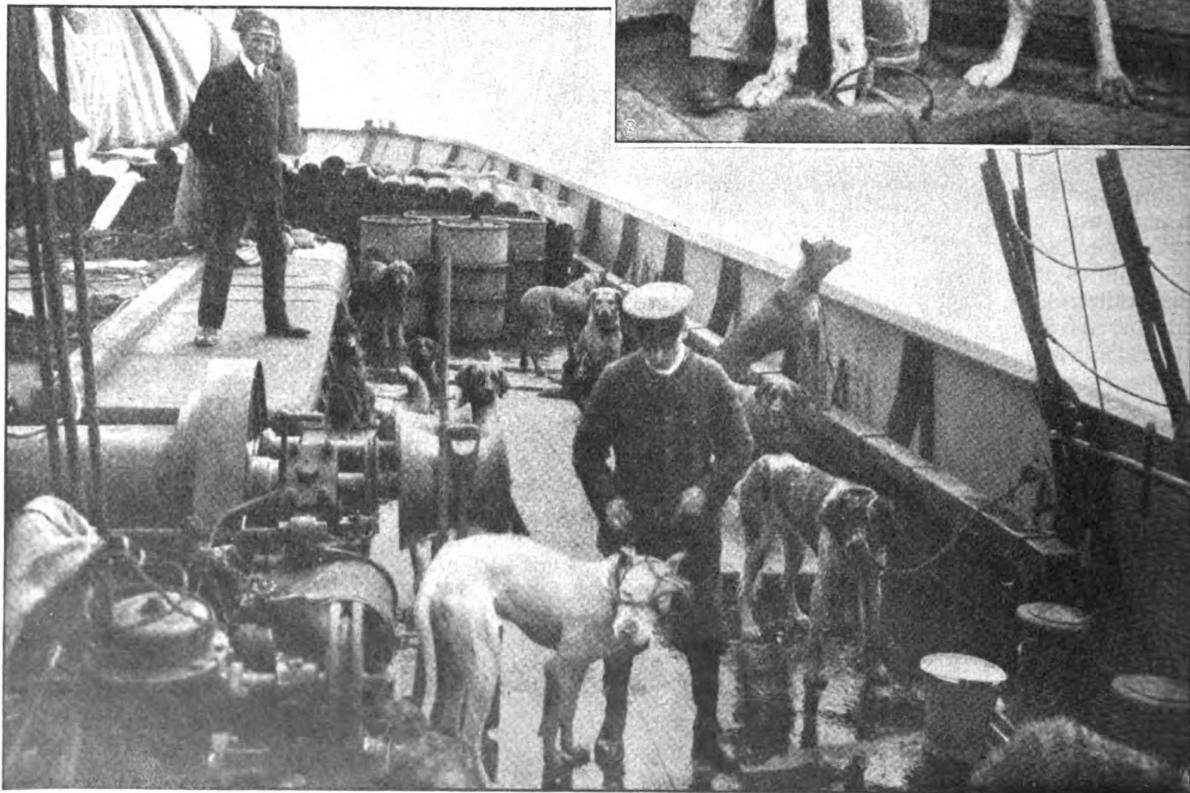
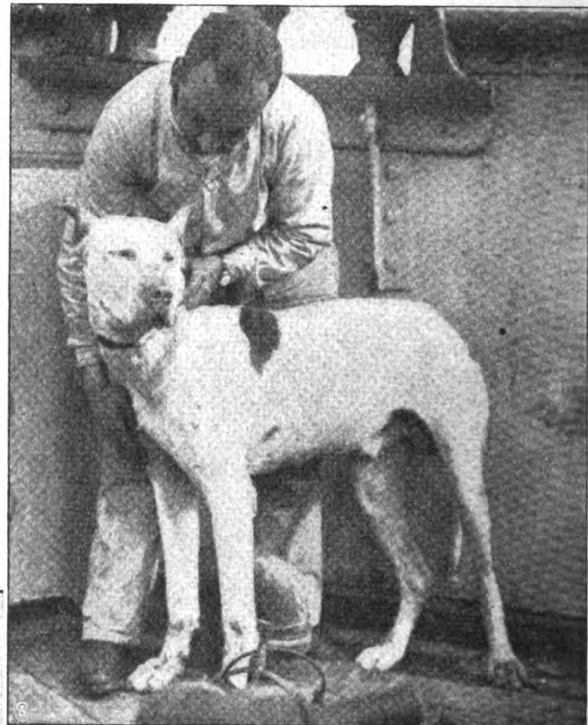


Der starke „Cäsar“.

dampfer mitzubekommen. Allerdings muß dafür Tag und Nacht Wache gehalten werden, damit nicht etwa „Pluto“ eine feine Schauerarien anstimmt. Da ein Mann aber unmöglich Tag und Nacht wachen kann, so hat jeder von uns das Vergnügen, sich einmal vier Stunden mit den Hunden zu unterhalten, um zu verhindern, daß sie die Unterhaltung nach eigenem Belieben führen und dadurch jeden Schlaf an Bord illusorisch machen.

In Größe, Wuchs und Aussehen sind alle verschieden; auch läßt die Reinheit der Rasse manches zu

wünschen übrig. Viel Untugend ist vorhanden. Eine Tugend aber zeichnet alle aus: das ist die Ziehlust, wenn davon überhaupt die Rede sein kann. Einige Exemplare leisten sogar im Ziehen von Lasten ganz Außergewöhnliches. Sogar unsere verhältnismäßig zarte „Lady Bella“ hat mich beim Umzug von einem Dampfer auf den andern fast geschleift. Von der Zugkraft der Hunde hängt für uns im hohen Norden vielleicht viel, wenn nicht alles ab. Eine harmlose Spaziertour wird es nicht werden, dafür sorgt schon unser tatkräftiger Expeditionsleiter Leutnant Schröder-Stranz.



Die Hunde auf Deck. Oberes Bild: Der weiße „Pluto“.

Mitternacht rückt näher, und doch ist es so hell, daß man ohne Licht sehr gut schreiben kann. Auf dem Vorschiff ist jetzt alles ruhig. Gut verpflegt liegen unsere lang- und kurzhaarigen deutschen Zughunde friedlich nebeneinander. Ab und zu legt sich einer behaglich knurrend auf die andere Seite, nicht ahnend, daß mancher von ihnen wohl bald in Pfotenschuhen und „Kleidje“ stecken wird, zum Schutz gegen die Kälte. Wie viele werden die Probe bestehen?

Das malerisch schöne Svoolvaer und Ledingen haben wir schon hinter uns gelassen. Das Außergewöhnliche der taghellen Nacht hat viele munter gehalten, die nun, zum Teil mit Gläsern bewaffnet, die immer schöner

und gewaltiger sich zeigende Natur bewundern, die mächtigen Berge mit Gletschern oder Schneekuppen. Morgen werden wir in Tromsø sein und mit den schon dort anwesenden Mitgliedern unserer Vorexpedition zusammentreffen. Dann das Letzte noch schnell geordnet, und in einigen Tagen können wir wohl auf unserm Schiff die Anker lichten zur letzten Fahrt nach der nordischen Eismüste.

Wir alle sind voll Zuversicht und hoffen auf gutes Gelingen dieser Generalprobe. Manches Mitglied hat schon schwere Gefahren glücklich überstanden, und auch bei mir ist die Strandung mit dem Riesensegler „Preußen“ noch in frischer Erinnerung.

Bilder aus aller Welt.

Frau Franziska Bender-Schäfer, die eine Reihe von Jahren mit großem Erfolg als Altistin an der Dresdner Hofoper wirkte, ist für die königliche Hofoper in Berlin verpflichtet worden. Der bedeutenden Künstlerin, die man in Dresden nur ungern scheiden sieht, geht ein großer Ruf voraus.

Eine weitere Bereicherung erfuhr die Berliner Hofoper durch das Engagement der Fräulein Marianne Asfermann. Fräulein Asfermann war bisher am Stadttheater in Mainz tätig und wurde vom Generalintendanten Grafen von Hülsh-Haeseler auf 5 Jahre als Koloraturfängerin für die königliche

Oper verpflichtet, nachdem sie dreimal mit schönem Erfolg in Berlin gastiert hatte. Die jugendliche Künstlerin, die nun auch als fest engagiertes Mitglied in Berlin mehrere Mal aufgetreten ist, verfügt über bemerkenswerte Gewandtheit im Spiel, zierliche Leichtigkeit des Tons und last not least eine anmutige, gewinnende Erscheinung.

Putbus, der liebliche kleine Ort und die Residenz der Fürsten zu Putbus auf der von so vielen deutschen Ostseefreunden hochgeschätzten Insel Rügen, war unlängst der Schauplatz eines sehr gelungenen Schülersportfestes, dem das Fürstenpaar



Franziska Bender-Schäfer.

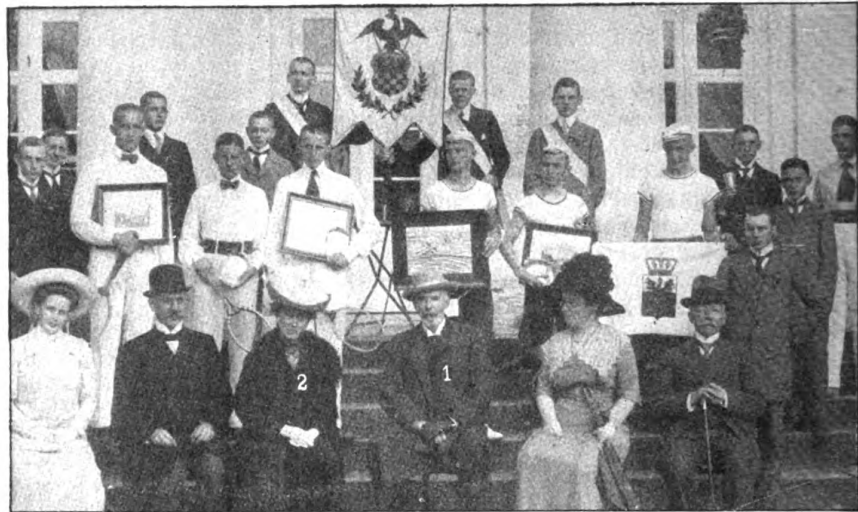


Marianne Asfermann.

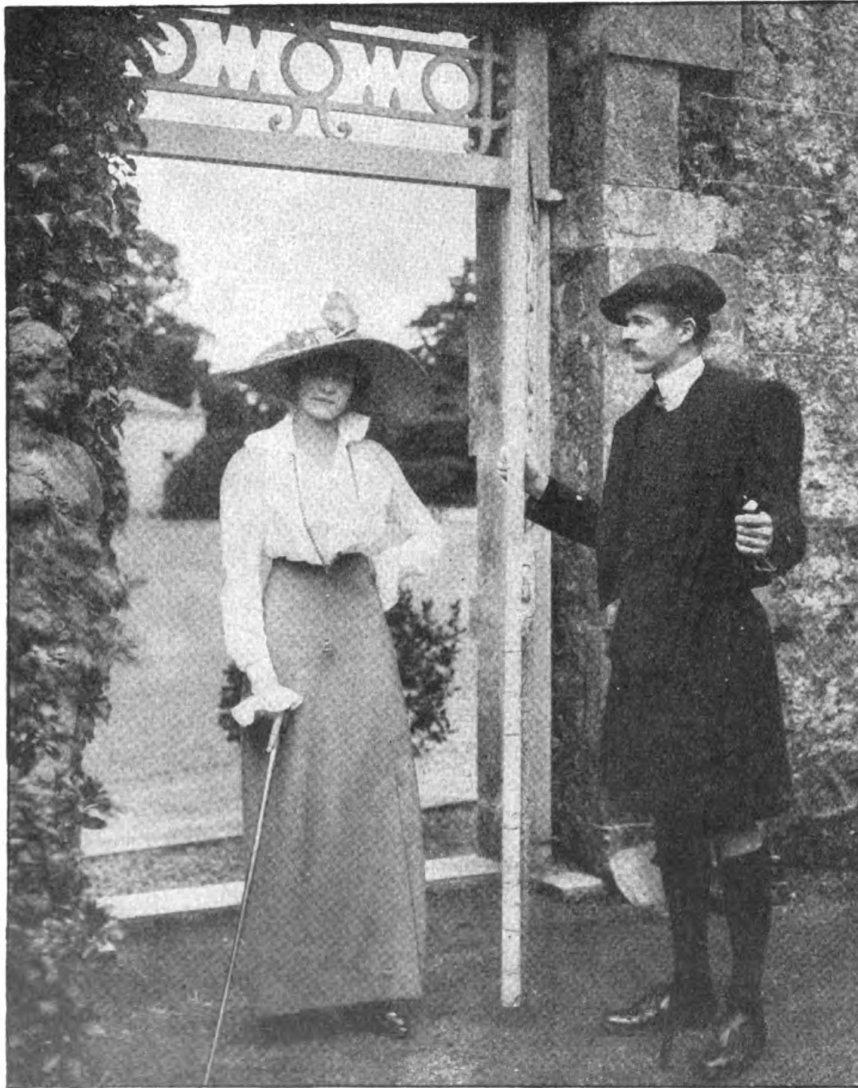
Zwei neue Mitglieder der Berliner Hofoper. — Phot. Schmalz.

reges Interesse entgegenbrachte. Der Sedantag gab den Anlaß zu dem schönen Fest, bei dem Turnübungen und Spiele, Wetttrudern und Wettschwimmen sowie ein Tennisturnier die Zuschauer erfreuten. Die Teilnehmer an den Wettkämpfen, zumeist Schüler des Königlichen Pädagogiums, zeigten tüchtige sportliche Leistungen.

In der englischen Aristokratie wird die kürzlich stattgefundene Vermählung des jungen Viscount Duncannon viel besprochen. Man begrüßt es freudig, daß als Gegengewicht der starken amerikanischen Invasion in die Reihen des englischen Adels auch mal wieder eine französische Familie durch Heiratsbande sich mit der englischen Aristokratie verschwägert. Die junge Viscountess Duncannon ist nämlich die Tochter von Baron und Baronin de Neuflyze, die sich als Mlle. de Neuflyze durch ihren Charme und ihre sportliche Gewandtheit



Fürst (1) u. Fürstin zu Putbus (2) inmitten der preisgekrönten Schüler des Kgl. Pädagogiums. Schulsportfest in Putbus auf Rügen.



Viscount Duncannon und Gemahlin, geb. de Neuflyze.
Eine Vermählung in der französischen und englischen Aristokratie.

großer Beliebtheit in der französischen Gesellschaft erfreute. Unser Bild zeigt das junge Paar auf dem schönen englischen Landsitz des Grafen von Bebborough, des Vaters von Viscount Duncannon.

Das norwegische Königspaar hat es verstanden, sich in der kurzen Zeit seiner Regierung die Herzen des norwegischen Volkes zu gewinnen. Durch ihre einfache und lebenswürdige Art erwerben sich König Haakon und Königin Maud überall Sympathien. Ihr ständiger Begleiter ist der einzige Sohn des Königspaares, der kleine Prinz Olav; sein Großvater väterlicherseits war Friedrich VIII. von Dänemark, sein Großvater mütterlicherseits König Eduard von England.

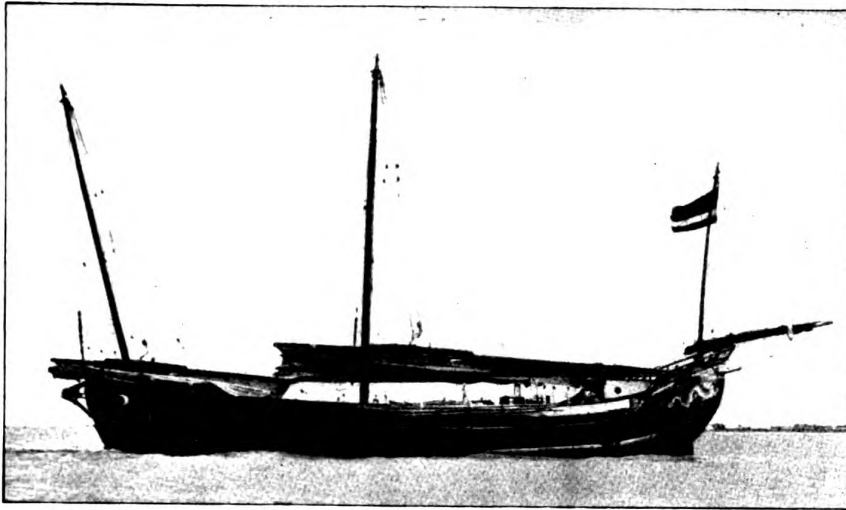
Vor einiger Zeit hat ein abenteuerliches Schiff den Hafen von Woosung bei Schanghai verlassen, um über den Stillen Ozean nach San Francisco zu segeln. „The Ningpoo“ ist eine ganz aus Holz gezimmerte alte chinesische Dschunke, auf der, ihrer Seetüchtigkeit vertrauend, zwanzig junge Leute aus aller Herren Ländern die wagemutige Reise angetreten haben. Man sieht ihrer Ankunft an der kalifornischen Küste und den Schilderungen ihrer Erlebnisse auf hoher See mit Spannung entgegen.

Dr. med. David Ruhn, der in weiten Kreisen geschätzte Rudowaer Badearzt, feierte kürzlich in geistiger und körperlicher Frische seinen 80. Geburtstag und wurde aus diesem Anlaß vom König von Preußen zum Geheimen Sanitätsrat ernannt. Geheimrat Ruhn feierte bereits vor zwei Jahren sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum.

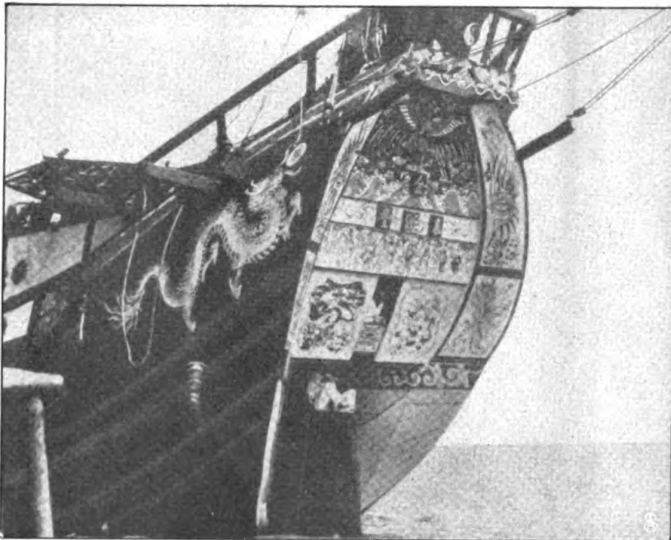
Hofchauspieler Dr. Rud. Frank wurde zum Regisseur des Herzöglichen Hoftheaters in Meiningen ernannt. Der auch durch sein Jugendbuch „Goethe für Jungens“ und einige Schriften dramaturgischen Inhalts bekannt gewordene Künstler steht im jugend-



Norwegens Königsfamilie: König Haakon und Königin Maud mit dem Kronprinzen Olav. — Neueste photographische Aufnahme. Phot. Savaine.



Das Holzboot „Ningpo“ im Hafen von Woofung bei Schanghai.



Das Heck der „Ningpo“ mit chinesischen Verzierungen.
Eine chinesische Dschunke, die von Schanghai nach San Francisco abgefleht.

lichen Alter von 26 Jahren.

Claudius Merten, der aus seiner langjährigen Tätigkeit an verschiedenen Berliner Bühnen bekannte und beliebte Schauspieler, verschied im 70. Lebensjahr. Der Name des feinen Charakterisiers wird in der Geschichte des Theaters der Reichshauptstadt unvergessen bleiben. Auch jenseit des Atlantik hatte Merten viele Freunde, da er sechs Jahre lang am Deutschen Theater in New-York erfolgreich gewirkt hatte.



Geh. San.-Rat Dr. Kuhn, Audowa.
Zum 80. Geburtstag
des geliebten Badearztes.



Dr. Rud. Frank,
wurde zum Herzogl. Hoftheaterregisseur
in Meiningen ernannt.



Claudius Merten †
Der bekannte Berliner Schauspieler.



Nag-Puddler beim Waschen des Aufbereitungsgutes in den Minen.

Näheres in der anliegenden Nr. 38 der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 39 der „Export-Woche“:

Die deutsche Hanse und das Auslandsdeutschtum. — Die Gewinnung des Zinnes. — Ausstellungswesen. — Kohlenlieferparnis und Rauchverhütung in neuzeitlichen Kraftanlagen (Schluß). — Technisch-industrielle Konjunktur. — Aus der chemisch-technischen Industrie. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

Original from
CORNELL UNIVERSITY

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseelische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20.— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 39.

BERLIN

28. September 1912.

Die deutsche Hanse und das Auslandsdeutschtum*).

Von Prof. Dr. Dietrich Schäfer.

Was war die Hanse? Das ist eine von den nicht wenigen Fragen, auf die der Eingeweihte schwerer eine Antwort findet als der Ungerlehrte. Eine völlig zutreffende Erklärung des Begriffs der Hanse ist kaum möglich. Es wird aber im allgemeinen als richtig anerkannt werden müssen, wenn man sagt, daß sie anfangs eine Vereinigung deutscher Kaufleute im Auslande war, dann aber, auf dieser Grundlage sich weiter entwickelnd, zu einer Vereinigung deutscher Städte wurde. Beide verfolgten den Zweck, den deutschen Kaufmann im Auslande zu schützen und zu vertreten, doch so, daß auch der städtische Bund die Kaufleute ländlichen Ursprungs niemals völlig von den Rechten des „gemeinen Kaufmanns“ ausgeschlossen hat. War doch der deutsche Handel in seinen Anfängen ländlichen, nicht städtischen, bürgerlichen Ursprungs; er hat sich in dieser Form im Hausierwesen ja durch alle Zeiten bis auf den heutigen Tag in Übung erhalten. Wohl zu beachten gegenüber landläufigen Vorstellungen ist noch, daß nicht ein einziger Fall vorliegt, in dem die Hanse in voller Geschlossenheit zur Vertretung ihrer Rechte kriegerisch aufgetreten wäre; ja streng genommen ist nicht einmal politisch eine völlig einheitliche Handlung nachzuweisen. Die Hanse trägt in dieser Beziehung durchaus den Charakter mittelalterlicher, föderativer Bildungen, wie etwa die Eidgenossenschaft und wie das Deutsche Reich selbst.

Der Kaufmann, den der Bund vertrat, war über das ganze nördliche Europa zerstreut, von der Westküste Frankreichs bis in das moskowitzische Reich hinein. Es ist allgemein bekannt, daß der Bund über vier Hauptniederlassungen, „Kontore, Höfe“, verfügte: in Groß-Nowgorod am Ausfluß der Wolchow aus dem Ilmen-See, in Brügge in Flandern, in London und in Bergen in Norwegen. Hier gab es jahraus, jahrein Angehörige der Hanse in größerer oder geringerer Zahl. Die weitaus größte Ansammlung deutscher Kaufleute, Handwerker, Schiffer, Fischer fand sich aber alljährlich in der Zeit von Jakobi bis Michaelis (25. Juli bis

29. September) auf der hakenförmig in den Sund hineinragenden Südwestspitze des damals dänischen, jetzt schwedischen Landes Schonen, der Halbinsel von Skanör und Falsterbo, zusammen, um die bis ins 16. Jahrhundert außerordentlich reichen Erträge der dortigen Heringsfischerei kaufmännisch zu verwerten und mancherlei sonstigem Erwerbe nachzugehen. Es gab außer den genannten noch kleinere Niederlassungen, die häufig von einzelnen Städten aus besucht und unterhalten wurden, so von den Danzigern in Kauen (Kowno) am mittleren Memelflusse in Litauen, von den Rostockern in Tönsberg und Oslo am Christianiafjord (aus Oslo machte Christian IV. 1624 Christiania), von den Hamburgern an mehreren niederländischen Orten. In England hatte der Kaufmann, außer in London, ständige Niederlassungen in Boston und Kings Lynn (Lynn Regis). Allen diesen Siedelungen, wenn man sie so nennen darf, war aber gemeinsam, daß sie Familienleben nicht kannten. Ihre Insassen waren ausschließlich männlichen Geschlechts, aus allen Lebensaltern vom beginnenden Jüngling bis zum reifsten Manne, nur zum Teil seßhaft für längere Zeit. Mancher ist zurückgekehrt und hat später daheim eine Stelle im Rat eingenommen, gewonnene Erfahrung im Dienste der Vaterstadt verwertend. In der umgebenden Bevölkerung gingen diese Fremdlinge nicht auf; sie hatten mit den Landeseingeborenen keinen anderen als geschäftlichen Verkehr.

Doch gibt es einige Ausnahmen, in denen der Deutsche draußen in anderer Lage verweilte. Die mittelalterlichen Beziehungen zu Schweden sind stets derart gewesen, daß die Angehörigen beider Nationen gegenseitig in der Fremde völlig heimisch geworden sind. „Wenn jemand von euch sich bei uns aufhalten und in unserem Reiche wohnen will, so soll er unser Recht genießen, nach ihm leben und in Zukunft Schwede genannt werden“, sagt Herzog Birger von Schweden in der um die Mitte des 13. Jahrhunderts für Lübeck ausgestellten Urkunde. Die Bestimmung hat zur Entwicklung eines fest angesiedelten, nicht wechselnden Deutschtums in schwedischen Städten geführt, auch nicht gehindert, daß die Deutschen dort

* Vortrag, gehalten von Professor Dr. Dietrich Schäfer, Berlin, auf der 5. Jahresversammlung des Vereins für das Deutschtum im Auslande zu Lübeck, am 29. Mai 1912.

zum Teil nach ihrem Rechte lebten. So hat vor allem Wisby auf Gotland neben der gotischen eine starke deutsche Bürgerschaft erhalten, ähnlich auch Stockholm und Kalmar, vielleicht auch Söderköping. In Wisby stand sie gleichberechtigt neben der schwedischen, bis König Waldemar Atterdag von Dänemark im Jahre 1361 die Stadt eroberte. In Stockholm ist ihr Einfluß deutlich zu erkennen in der Haltung der Stadt, als Herzog Albrecht von Mecklenburg mit der großen Margareta, der Semiramis des Nordens, um die Herrschaft im Lande rang, in den 80er und 90er Jahren des 14. Jahrhunderts, und in der Zeit, da Christian II. von Dänemark, der letzte Unionskönig, sich mit der Hoffnung tragen durfte, auch Schweden beherrschen zu können (1520—1523). Das Auftreten der Deutschen in Schweden hat dort die Städtebildung wesentlich gefördert. Die Bürger von Wisby, Stockholm, Kalmar galten als Genossen der Hanse.

Etwas anders gestalteten sich die Verhältnisse in einigen dänischen Städten. In Kopenhagen, Malmö, Odense, Aalborg gab es zwar keine deutschen Bürgerschaften, aber doch deutsche „Kompanien“, Gilden, mit erblichem Bestande und einer gewissen wirtschaftlichen und sozialen, doch nicht politischen Bedeutung. Alle diese Bildungen haben aber im 16. Jahrhundert, als die beiden nordischen Königreiche sich zu festen, nationalen Staaten unter gesicherten Dynastien zusammenschlossen, ihr Ende erreicht. Wohl hat es später, bis auf den heutigen Tag, in ihren Gebieten immer noch Deutsche gegeben, in den Hauptstädten auch in größerer Zahl, und sie waren und sind dort mehrfach zu kirchlichen Gemeinden zusammengeschlossen, aber darüber hinaus haben sie eine nennenswerte Selbständigkeit nicht bewahren können.

Zieht man das Ergebnis, so kann man wohl sagen, daß die Hanse vermocht hat, in den nordatlantischen Meeren und unter den anwohnenden Völkern Nordeuropas deutschem Handel und deutscher Schifffahrt eine ehrenvolle, zum Teil führende, ja beherrschende Stellung zu erringen und durch Jahrhunderte zu behaupten, daß sie sich aber nicht fähig erwiesen hat, deutschem Wesen draußen dauernd eine selbständige

Stätte zu bereiten, ihm neuen Boden zu gewinnen. Auch auf Livland, wie das Mittelalter die sogenannten russischen Ostseeprovinzen zusammenfassend zu bezeichnen pflegte, kann man nicht als auf ein abweichendes Beispiel hinweisen. Es stand mit Lübeck in besonders engem Zusammenhang, war von dorthin zuerst „aufgesegelt“ und mit Rittern, Bürgern, Priestern und Mönchen versorgt worden. 1274 schrieb der Bischof von Dorpat an Lübeck: „Durch die Mühlen, die Mittel und das Blut der Kaufleute ist die junge Kirche in Livland und Estland zur Erkenntnis ihres Schöpfers durch die göttliche Gnade erstmals geführt worden“, und gleichzeitig Reval: „Wir müssen zusammenhalten wie die zwei Arme eines Kreuzes.“ Man hat dort deutsche Städte zu begründen, eine deutsche Kirche aufzurichten, den Boden in die Hand deutscher Besitzer zu bringen, das Land als solches aber nicht zu gewinnen vermocht. Die Deutschen sind dort stets als eine schwache Minderheit geblieben. Das Land mit deutschen Bauern zu füllen, war die Entfernung zu groß, auch wohl seine Art zu herb und zu rauh.

So ist die Hanse eine Handelsmacht geblieben. Die Stellung, die sie als solche innehatte, vermochte sie vom 13. bis zum 16. Jahrhundert mit wechselndem Erfolge zu behaupten, weniger, wie die übliche Vorstellung gern möchte, durch entschlossenes und überlegenes, kriegerisches Auftreten als durch kluge und umsichtige Politik ihrer führenden Gemeinden; denn kaufmännisch geleitete Staaten neigen nicht zum Gebrauch der Waffen, wenn sie sich ihrer gelegentlich auch mit Nachdruck und Erfolg zu bedienen vermögen. Die Hanse hat so unserem Vaterlande große Dienste geleistet. Sie hat es heimisch gemacht auf der See; sie hat ihm nicht nur die fast ausschließliche Herrschaft über den eigenen Handel in Ausfuhr und Einfuhr errungen, sie hat ihm auch einen überwiegenden Anteil am Zwischenhandel fremder Völker erkämpft, so daß für längere Zeit von einer Überlegenheit der Deutschen in nordeuropäischen, besonders in baltischen Gewässern, wenn auch nicht außerhalb der Grenze des Deutschtums, gesprochen werden kann.

(Fortsetzung in folgender Nummer.)

Die Gewinnung des Zinns.

Von Conrad Harder.

Malakka, das Hauptzinnland der Welt, verdankt seine Haupteinnahmequelle diesem Metall und ist in technisch-industrieller Hinsicht von Interesse. Zinn findet sich in immer spärlicherem Maße in den Montanländern des Alten Kontinents. Der steigende Preis des Zinns bedeutet eine stete Sorge für die meisten verarbeitenden Metallindustrien, einen lohnenden Gegenstand der Spekulation für die Metallbörsen, und es wurde um so seltener, je höher sein Verbrauch stieg.

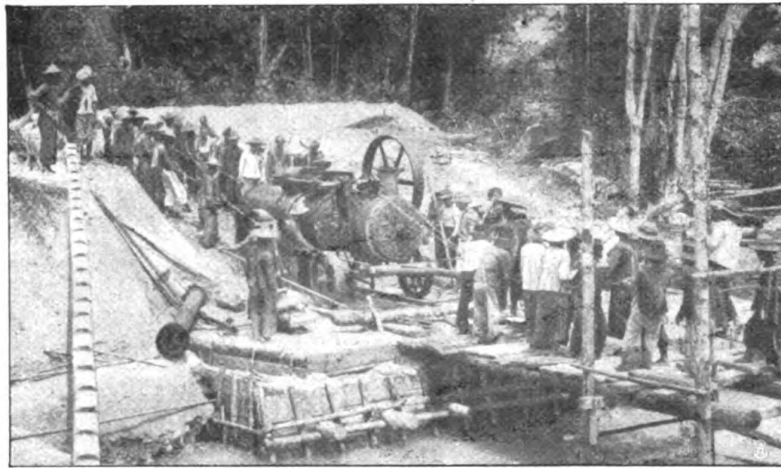
Die Zinnminen in Bolivien werden neuerdings durch den Bau einer 100 km langen Erztransportbahn besser erschlossen. Der bolivianische Zinnindustrielle Simon J. Patino läßt eine solche als öffentliche Bahn, die aber hauptsächlich für seine Minen bestimmt ist, bauen. Auch hier ist eine deutsche Firma, die Orenstein &

Koppel-Arthur Koppel A.-G., mit dem Bau der Eisenbahn beauftragt worden. Die Eisenbahn wird in sehr schwierigem Gelände in bolivianischer Normalspur ausgeführt. Die Baukosten betragen zirka 8 Millionen Mark. Die verhältnismäßig große Summe erklärt sich aus dem großen Wagenpark, der außerordentlichen Leistungsfähigkeit und den schweren Lokomotiven, die in den deutschen und amerikanischen Fabriken der Orenstein & Koppel Aktiengesellschaft gebaut werden.

Auch in Alaska sind neuerdings große Zinnfunde gemacht worden. Dort werden als Hauptabnehmer die Vereinigten Staaten von Amerika in Frage kommen, welche schon heute 40 bis 50 Prozent der Zinnfabrikation der ganzen Welt verbrauchen und bisher nur auf das im Ausland gefundene Metall an-

gewiesen waren. Vorläufig stehen der Ausbeutung der Zinnlager noch Hindernisse entgegen, selbstverständlich auch klimatische, da nur von Mitte Juni bis Mitte September der Boden nicht fest gefroren ist. Das größte Lager ist am Buck Creek, etwa 100 Meilen von Nome entfernt, entdeckt. Das gefundene Zinn ist dort in

metallischem Zustande und hat schon 400 Pfund per „Kubik-Yard“ ergeben, indessen ist der gewöhnliche Metallgehalt nur 30 Pfund, was immerhin gegen andere Zinnminen ein reiches Lager darstellt, da z. B. in Australien und auf dem malaiischen Archipel



Transport einer Lokomobile in die Minen. — Phot. C. Harder.

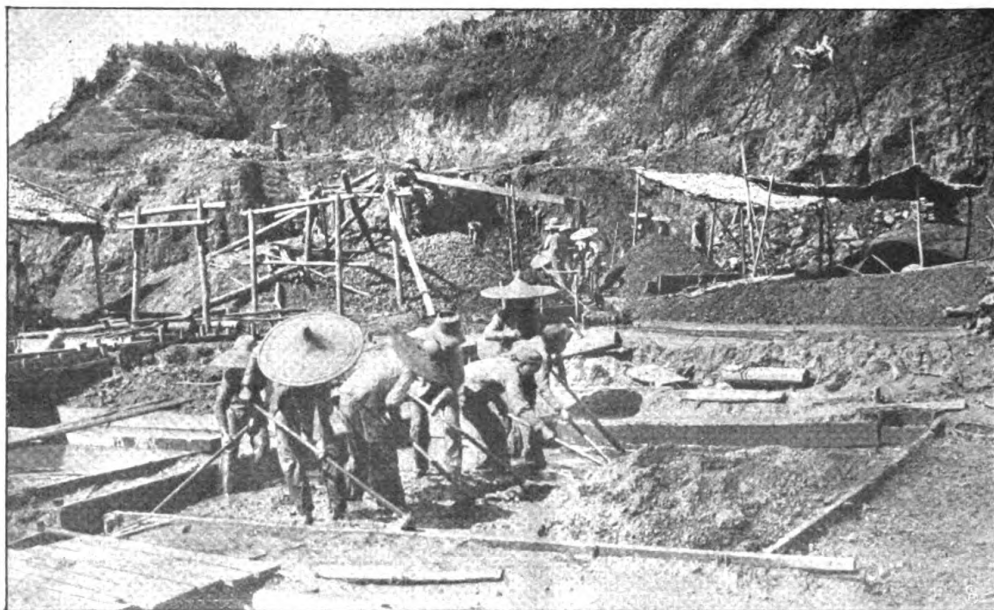
eine Förderung von 2 bis 5 Pfund per „Kubik-Yard“ als zufriedenstellend angesehen wird.

Malakkas Zinnminen gehören u. a. Mr. Edgar, Mr. Foo-Choen, Mr. Macky als Eigentümer der Sungey-Bissi- (Eisenfluß) Zinnmine sowie anderen Persönlichkeiten von Kwala Lumpur, der Hauptstadt des Minen-distrikts Selangor. Der Berichterstat-

ter, der die Minen bereiste, schreibt u. a.: Es liegt nicht in dem Rahmen der Reisebeschreibung, eine detaillierte Schilderung des Minenbetriebes zu geben, dazu gehört ein weit gründlicheres Studium des Besuchers und ein größeres fachmännisches Wissen und Interesse.



In den Minen: Trocken-Abbau des Zinns. — Phot. Record Press.

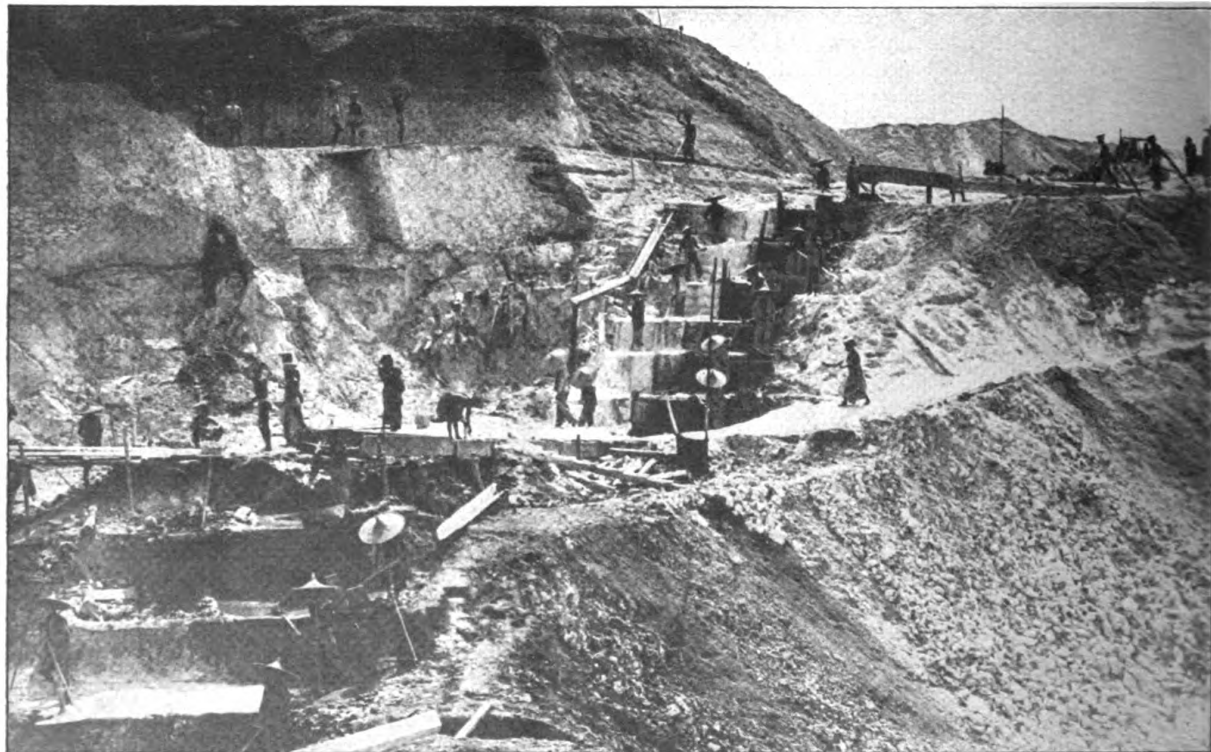


Naß-Puddler beim Waschen des Aufbereitungsgutes in den Minen. — Phot. Record Press.

Zu sehen sind offene und Stollenminen. Sungay-Bissi ist eine offene, etwa ein Jahr in Betrieb befindliche Mine, die damals etwa die Tiefe von 60 Fuß erreicht hatte. Die zinnhaltende Masse ist hier kein Gestein, sondern Lehm; dieser wird von einigen Indern mit Hacken von der Böschung abgearbeitet und nach unten geworfen oder auch mit Hochdruckspritzen heruntergespült. Hier arbeiten etwa 40 Mann in vier Abteilungen Tag und Nacht. Der Lehm wird in Trag-

körben nach den ungefähr 20 Meter entfernt stehenden zwei kleinen Loren getragen, die nach Füllung durch Maschinenbetrieb an einem Drahtseil auf schräger Ebene nach oben gezogen werden; dies geschieht mit einem ziemlich geringen Kraftaufwand, da das Gewicht der leeren, auf Parallelgleisen herabrollenden Loren einen Teil der Arbeit leistet; es ist das bekannte Prinzip der Kabelbahn (wie zum Beispiel auf dem Piek in Hongkong).

Oben, d. h. in der Hütte angelangt, kommen die beiden Loren zwischen vier 10—12 Meter im Durchmesser große, runde Zementbecken zu stehen. Der Inhalt der Kipploren wird sofort durch bereitstehende Inder in die vier Behälter hineingeschaufelt. Im Mittelpunkt eines jeden dreht sich eine vertikale Achse mittels Zahnradübertragung durch Dampfmaschine. Zugleich mit dieser vertikalen Achse drehen sich auch vier daran befestigte horizontale, über Kreuz

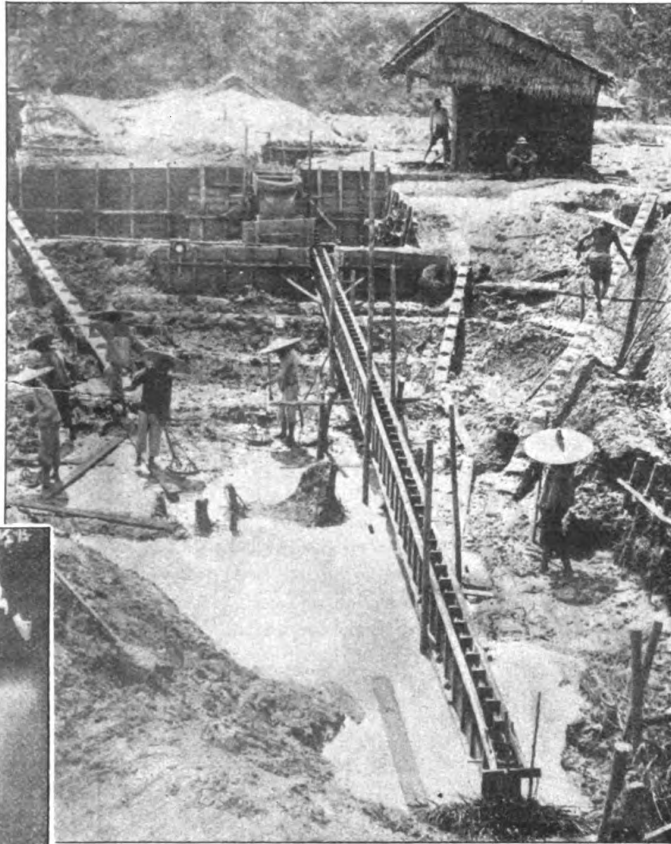


Stufen-Schlämmerei im Tagebau. — Phot. Record Press.

angebrachte Balken wie bei einem Göpel; je zwei von diesen, die mit starken eisernen Ketten untereinander verbunden sind, ziehen schwere eiserne Rührer in dem erwähnten Aufbereitungskasten im Kreise herum.

Das Aufarbeitungsgut, die zinnhaltige Erde, wird unter beständiger Wasserzufuhr durchknetet. Das Wasser kommt aus der Mine, in der eine Dampfpumpe beständig arbeitet, da ohne solche Wasserhaltung die Mine allmählich voll Wasser laufen würde, was auch in offenen Minen bei schwerem Regen oder Maschinendefekten nicht selten vorkommt. Aus dem Gut wird nun ein sehr dünnflüssiger Brei. Dieser wird durch besondere Klappen in mit Planken bekleidete und ziemlich starkes Gefälle besitzende, oben offene Zickzackrinnen abgelassen. In diesen sind etwa von acht zu acht Meter Abstand kleinere, aufrechtstehende Planken fest angebracht. Hinter jeder solchen Planke steht ein Chinese in der Gosse, mit dem Rücken nach der Hütte, mit dem Gesicht in der Richtung des schnell fließenden Lehmwassers. Mit an langen Stielen befestigten, zweckdienlichen eisernen Gerätschaften ziehen sie das sich oberhalb der Stopfplanke absetzende Zinn heraus.

nik aber irrationell. Das so ausgewaschene Zinn, das noch sehr unsauber ist und etwa wie Steinkohlengrus aussieht, wird in Bleheimern gesammelt und so verkauft. Mit dem Schmelzen haben die Miniers nichts zu tun; letzteres erfolgt durch die „Straits Trading Company“, die überall in den Minenzentren ihre Agen-



Kettenpumpe; Schlämmen der zinnhaltigen Erde.

Phot. Record Press.



Abspritzen der Tagebauwände für das Schlammverfahren.

Phot. C. Harder.

Und zwar hat der am höchsten stehende, am dichtesten bei der Hütte arbeitende Kuli bei dieser Tätigkeit eine gewöhnliche Hacke, der zweite und dritte haben durchbrochene Hacken, der vierte eine richtige Harke. Das Praktische eines derartigen Betriebes liegt auf der Hand; als montanistischer Betrieb ist diese Tech-

ten und Schmelzöfen hat. Hier werden Proben genommen und nach diesen der Preis bestimmt, der gewöhnlich zwischen 25 und 125 per Pikul ($62\frac{1}{2}$ Kilo) schwankt. Wenn auskalkuliert wird, was bei einer Mine mit zirka 40 Mann und ununterbrochener Produktion verdient wird, so zeigt eine solche offene Zinnmine scheinbar ziemlich gute Rentabilität. Allerdings sind die schweren Kraftmaschinen (kleine Maschinen können die Arbeit nicht leisten) auch teuer. Dafür sind (wenn alles in Betrieb ist) die Betriebsunkosten außer den Löhnen minimal. Außerdem läßt sich täglich das Zinn an den Einschmelzer verkaufen. Auf „Sungey-Bissi“ waren ein Ingenieur, zugleich Administrator, und ein Assistent, zugleich Buchhalter, tätig. Die Saläre sind im allgemeinen nicht hoch (zirka 300 Dollar für den Leiter und 150 Dollar für den Assistenten mit einer sicheren „Kommission“). Chinesen arbeiten im Tagelohn, ebenso die malaiischen Maschinenisten; Inder dagegen nur Akkord (per Lore bei Tag zirka 60, bei Nacht zirka 65 Pfennig).

Die Minen können etwa 20 Jahre ausgebeutet werden und bringen, was sich nicht annähernd bestim-

men läßt, zwischen 5 und 200 Pikul per Tag; man hat Stellen gefunden, die (pro Kubikelle) 125 Pfund Zinn brachten.

Die Hauptschwierigkeit liegt in dem Auffinden der zinnhaltenden Gründe, denn das Bohren ist teuer; es ist (wie in Sumatra mit dem Petroleum) nicht alles Terrain gleich „fündig“; oft findet man in unmittelbarer Nähe die größten Kontraste in dieser Hinsicht. In der Regel ist der weiße Boden in den Tälern oder der rote Grund am Fuße der Hügel am reichsten an Zinn; auf den Hügeln ist nichts zu holen.

Über die Zinn-Schmelzindustrie der Vereinigten Malaienstaaten sind erst kürzlich statistische Angaben veröffentlicht worden. Danach befinden sich in den drei Staaten: Perak, Selangor und Negri Sembilan, zusammen 17 Schmelzereien mit sechs Erzröstöfen, 61 Schmelzöfen und 170 mit Menschenkraft betriebenen Erzpochern. Es handelt sich nur um primitive chinesische Anlagen. Außer einer großen (chinesischen) Mine sind es auch meist unbedeutendere chinesische Kleinbetriebe. Die Raffinierung erfolgt entweder in Singapore oder Penang durch eine der modernen europäischen Schmelzen. In diesen beiden Orten besitzt die Straits Trading Co. Ltd., das bedeutendste Zinnschmelzwerk der Erde, je eine Schmelze; in Penang ist außerdem die Eastern Smelting Co. Ltd. aufgesetzt.

Das aus den Staaten ausgeführte Zinnerz wird entweder am Orte der Gewinnung von den Agenten der beiden Schmelzwerke aufgekauft und dann für eigene Rechnung der Schmelze verhüttet, oder es wird nur für Rechnung der Mine geschmolzen, wobei die Mine den Vertrieb selbst übernimmt. Die Straits Trading Co. Ltd. unterhält zum Zwecke des Erzaufkaufs an 21 Plätzen der Malaienstaaten Vertretungen; die andere Schmelze ist an sieben Plätzen vertreten.

Der Handel in Erzen wird von der Regierung scharf überwacht. Nur von der Regierung speziell dazu ermächtigte Personen dürfen sich mit dem Aufkauf befassen.

Ausstellungswesen.

Fachausstellung des III. Internationalen Kältekongresses Chicago 1913. Im September 1913 wird in Chicago der „Third International Congress of Refrigeration“ abgehalten. Der Kongreß, der namentlich auch ausländischen Gelehrten und Fachleuten Gelegenheit bieten soll, ihre Beobachtungen und Erfahrungen den amerikanischen Interessenten durch Vorträge zu vermitteln, soll in Washington, D. C., eröffnet und, nachdem die Mitglieder auf Kosten der Unternehmer per Extrazug nach Chicago befördert worden sind, dort fortgesetzt werden. Einladungen an ausländische Mitglieder oder Teilnehmer werden durch das zuständige Komitee unter Vermittlung der amerikanischen Konsulate erfolgen. Im Anschluß an den Kongreß will dann die „American Association of Refrigeration“ eine „Ausstellung von Kühlapparaten und Kühlanlagen“ veranstalten, wobei auch die Konservierung verderblicher Waren (Kohlensäure-, Kühlungs- und Heilverfahren usw.) praktisch vorgeführt werden wird. Das Unternehmen ist finanziell gesichert und auch ein Komitee zusammengestellt, dessen Mitglieder in Chicago und anderen Städten der Vereinigten Staaten ihren Wohnsitz haben. Drucksachen sollen lt. „Ständiger Ausstellungskommission für die deutsche Industrie“ in einigen Monaten zur Ausgabe gelangen.

Die Kolonialausstellung in Samarang auf 1914 verschoben. Das Komitee der ursprünglich für 1913 in Samarang (Nieder-

ländisch-Indien) geplanten „Kolonialausstellung“, die übrigens, wie die „Ständige Ausstellungskommission für die deutsche Industrie“ kürzlich mitgeteilt hat, in einheimischen Kreisen Javas selbst nicht sehr optimistisch beurteilt wird, hat beschlossen, die Veranstaltung um ein Jahr zu verschieben und sie erst September-November 1914 stattfinden zu lassen. Besonders erschien es zweckmäßig, mit dem im Jahre 1914 in Batavia stattfindenden Rubber-Kongreß zusammenzuarbeiten und an die dort damit verbundene Kautschuk-Ausstellung zeitlich anschließend auch die Kolonialausstellung in Samarang anzuberaumen. Bis 1914 soll in Samarang auch die elektrische Beleuchtung und die Wasserleitung angelegt sein.

Deutsche Waren auf dem südafrikanischen Markte. In der Londoner Handelskammer ist eine Musterausstellung von Eisen- und Stahlwaren und Handwerkszeugen eröffnet worden. Diese Muster wurden von dem Landeskommissar für Südwestafrika, Sothorn Holland, gesammelt und sollen den britischen Fabrikanten zeigen, welche Waren sich den südafrikanischen Markt eröffnet haben. Auf jedem Gegenstand sind der Verkaufspreis der Fabrikanten, der Engros-Verkaufspreis, die Frachtsätze, die Zölle und das Ursprungsland verzeichnet. Vor allem sind es deutsche Fabrikate, die auf dieser Ausstellung vertreten sind. Es wird darauf hingewiesen, daß britische Fabrikate dieser Art viel zu teuer für den afrikanischen Markt sind. Auch in Emaillewaren wird Deutschland der Vorzug gegeben.

Seitens der **Panama-Pacific-Weltausstellung**, die im Jahre 1915 in San Francisco veranstaltet werden soll, sind zurzeit die Bestimmungen für die Aussteller einschließlich der Einführungsbestimmungen durch die Bureaus der Ausstellung erhältlich.

Das deutsche kolonialwirtschaftliche Komitee hat beschlossen, die anlässlich der Einweihung der Zentralbahn im Jahre 1914 in Daressalam stattfindende **Allgemeine Landes-Ausstellung** in größerem Umfange zu beschicken. Als vorläufiges Programm wird aufgestellt: Darstellung der Bedeutung einer Rohstoffversorgung Deutschlands aus den eigenen Kolonien, Vorführung (im Betrieb) von technischen Hilfsmitteln der heimischen Industrie für den kolonialen Wirtschaftsbetrieb, Darstellung der Ergebnisse der wassertechnischen und wirtschaftlichen Erkundungen des Komitees durch Karten, Pläne, Literatur usw.

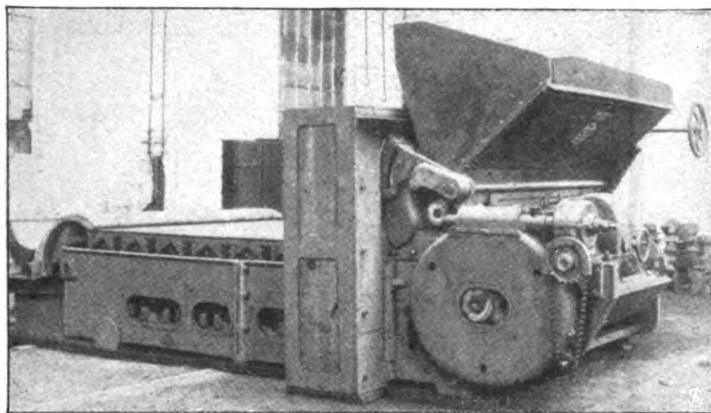
Landwirtschaftliche und Industrielle Ausstellung, Kiew 1913. Über die vom Mai bis Oktober nächsten Jahres in Kiew stattfindende „Landwirtschaftliche und Industrielle Ausstellung“, über welche die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie“ bereits wiederholt berichtet hat, sind nachstehende Informationen von Wert: In Kiew selbst sind die Meinungen über den voraussichtlichen Erfolg der Veranstaltung noch geteilt, d. h. es läßt sich noch kein abschließendes Urteil abgeben, ob eine Beteiligung für deutsche Interessenten zweckmäßig und lohnend sein würde. Für deutsche Firmen würde die Ausstellung industrieller und landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte in Erwägung zu ziehen sein, Pflüge, Göpel- und Handdreschmaschinen, Häckselmaschinen, Putzmühlen und dergleichen mehr, Hilfsmaschinen für das Molkereiwesen, Motoren, Fahrräder, Automobile sowie Ersatzstücke und Gummireifengarnituren dafür, künstliche Düngemittel (Superphosphat, Ammoniaksuperphosphat, Thomasschlacke, Staßfurter Kalisalze usw.), Chemikalien, technische und elektrotechnische Artikel (Präzisionsmaschinen, Triebreimen, Meßapparate, Transformatoren, Bogen- und Glühlampen usw.), Haushaltsgegenstände u. a. m. Anmeldungen müssen baldigst, und zwar in zwei Ausfertigungen, beim Ausstellungskomitee, Kiew, Kreschtschatik 27, erfolgen. Teilnahmeerklärungen für kleinere Gegenstände sind bis zum 1./14. Februar 1913 einzureichen.

Mysore Dasara Industrial & Agricultural Exhibition 1912. Die diesjährige Industrie- und Landwirtschafts-Ausstellung in Mysore, auf welche die „Ständige Ausstellungskommission für die Deutsche Industrie“ wiederholt hingewiesen hat, findet vom 14. bis 28. Oktober statt.

Fachausstellung für Mechanik und Optik, Wien 1913. Im Jahre 1913 soll in Wien eine Fachausstellung für Mechanik und Optik stattfinden.

Kohlensparnis und Rauchverhütung*).

Eine Feuerung, die in bezug auf Rauchfreiheit und Ökonomie vollkommen sein soll, muß also so konstruiert sein, daß die Rostfläche dauernd mit einer möglichst gleichmäßigen Kohlenschicht bedeckt ist und die Verbrennungsluft in höchst erhitztem Zustand (ohne daß die Türe während des Verbrennungsprozesses überhaupt geöffnet wird), gleichmäßig über die ganze Rostfläche verteilt, dadurch den einzelnen Kohlenpartikelchen gleichmäßig zugeführt wird.

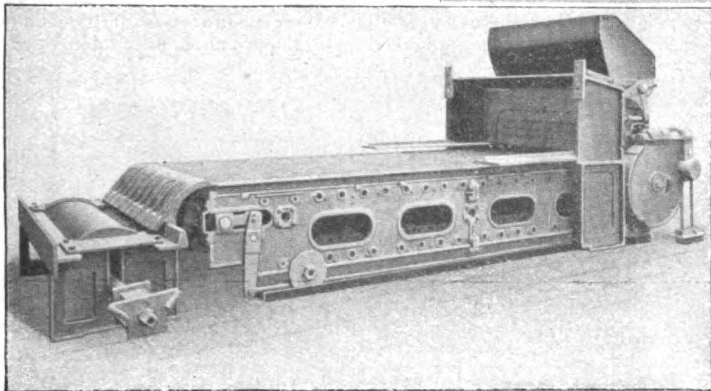


Wanderrost System Petry-Dereux D. R. P. der Fa. Petry-Dereux G. m. b. H. in Düren, Rhld. Leichtes Auswechseln der lose in Rostsegmenten getragenen Roststäbe während des Betriebes, geringe Reparatur und Unterhaltungskosten der Kettenglieder, Bolzen, Seitenwangen usw., da diese weit unterhalb der Feuerlinie liegen, ausreichende Luftzufuhr durch die sich beim Rundgang des Rostes vorn bildenden großen Oeffnungen. Selbsttätiges Abwerfen der Schlacke und Asche. Verwendung jeder Roststabsform: wie Plan-, Polygon-, Zahn-, Kreuz-, Düsen- usw. Roststäbe. Freie Wahl des Brennmaterials (Förderkohle, Nußkohle, Kleinkohle, Braunkohlenbriketts und Braunkohle usw.). Gleichmäßige Ausnutzung des Brennmaterials bei rauchfreier Verbrennung, beliebige Schichthöhe der Kohlen.

Die Kohle soll in sich in einer gewissen Bewegung gehalten werden, um einerseits der Luft Gelegenheit zu geben, an alle Teilchen heranzukommen, andererseits soll diese Bewegung die schlackenden Rückstände von dem Verbrennlichen trennen und anbackende Schlacken von den Roststäben heben, nur dann entsteht ein unsichtbares Brenngas, kein Rauch.

Auch die Abschlackung soll automatisch vor sich gehen und hierdurch das Öffnen der Feuertür und dadurch der Eintritt kalter Luft vermieden werden.

Schließlich muß sich die Feuerung auch für die Kohlsorten und für alle Anwendungsgebiete eignen, ganz gleich, ob es sich um Vor-, Innen- oder Unterfeuerung handelt.



Syst. Babcock & Wilcox verbesserte mechanische Patent-Kettenrost-Feuerung (Hinteransicht mit Anordnung der Abstreifer).

Daß bei einer derartigen Feuerung aber auch außer der Verminderung des Rauches eine bisher nie erreichte Ökonomie auftreten würde, liegt auf der Hand. Daher kann man wohl mit Recht sagen, daß eine Feuerung, die diesen Ansprüchen allein genügt, mit dem Namen Universal-Feuerung bezeichnet werden müßte.

Über Wurfapparate und Kettenroste ist Literatur vorhanden. Sie schaffen das Brennmaterial entweder von Hand oder durch Vermittlung einer Kohlentransportanlage in die Fülltrichter. Aus diesen fällt es auf die schräg angeordneten Roststäbe, wobei sich die Menge der zur Verbrennung gelangenden Kohlen genau regulieren läßt durch die mehr oder weniger große Öffnung eines Schiebers, der durch einen Handgriff leicht während des Betriebes betätigt werden kann.

Um ein gleichmäßiges Aufgeben der Kohle zu gewährleisten, können Kohlenvorschieber angeordnet werden, durch deren Hin- und Rückgang das Brennmaterial von den Köpfen der Roststäbe auf die Brennfläche geschoben wird. Dabei ist nötig, daß die Kohlen nicht in den Verbrennungsraum hineingeschleudert werden, sondern allmählich hineingedrückt werden, wobei das Prinzip eingehalten wird, daß die frischen Kohlen, die erst aus dem Trichter herunterfallen, als Vorschub für die anderen Kohlen dienen, die bereits durch die Wirkung strahlender Wärme anfangen zu entgasen.

Sind die Kohlen nun auf die schräge Brennbahn gelangt, so sorgt auch die automatische Bewegung der Roststäbe oder Kettenroste für ihren Weitertransport durch die verschiedenen Zonen der Feuerung. Die Bewegung der Roststäbe besteht in einem sehr langsamen und gleichmäßigen Gleiten der Roststabsköpfe auf dem vorderen und

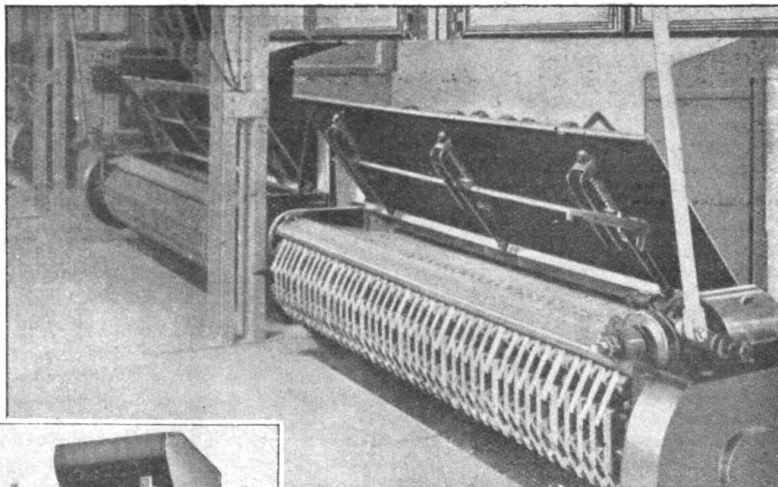


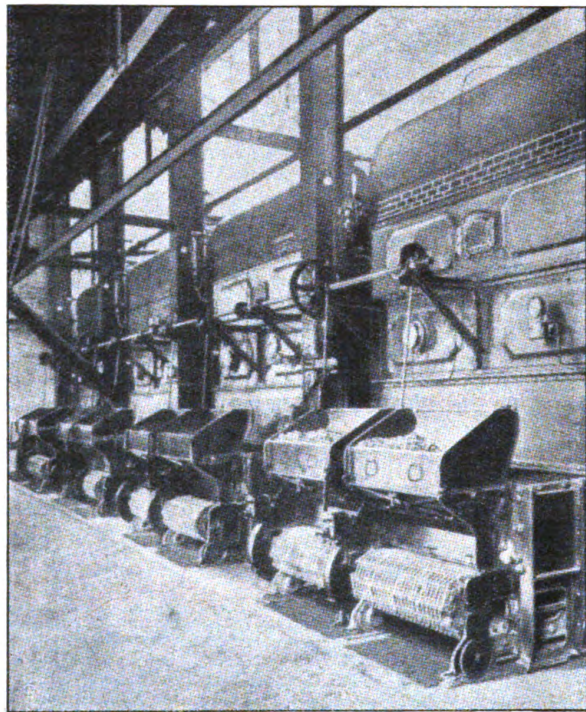
Abbildung Büttnerscher Kettenroste, bei der Gesellschaft für Teerverwertung m. b. H., Duisburg-Meiderich.

und hinteren Träger. Auf diese Weise wird der Brennstoff in einer allerdings kaum sichtbaren, dafür aber um so wirkungsvolleren Weise in steter Bewegung gehalten, und man erreicht dadurch die großen Vorteile, daß zunächst die etwa an den Stäben anbackende Schlacke sich sofort wieder löst, daß ferner der Verbrennungsluft Gelegenheit gegeben wird, an alle Kohlentheilchen heranzukommen, ein Vorzug, der namentlich bei großstückigem Kohlenmaterial sehr wichtig ist, und schließlich, daß die sich etwa durch schnelle Verbrennung besonders flüchtiger Kohlentheilchen

*) Siehe den ersten Teil des Artikels in Nr. 38.

bildenden Nester sofort wieder mit neuem Brennmaterial ausgefüllt werden.

Bei dieser Gelegenheit möge gleich auf die Konstruktion der Roststäbe, die ja mit Rücksicht auf ihre große Beanspruchung im Feuer den wichtigsten Teil einer mechanischen Feuerung bilden, etwas näher eingegangen werden. Vielfach sind solche Roststäbe als Hohlrostkörper ausgebildet. Mit Rücksicht darauf, daß die Breite eines derartigen Hohlrostkörpers 100–150 mm und die Höhe 200 mm beträgt, ist für die größte Stabilität und Haltbarkeit Sorge

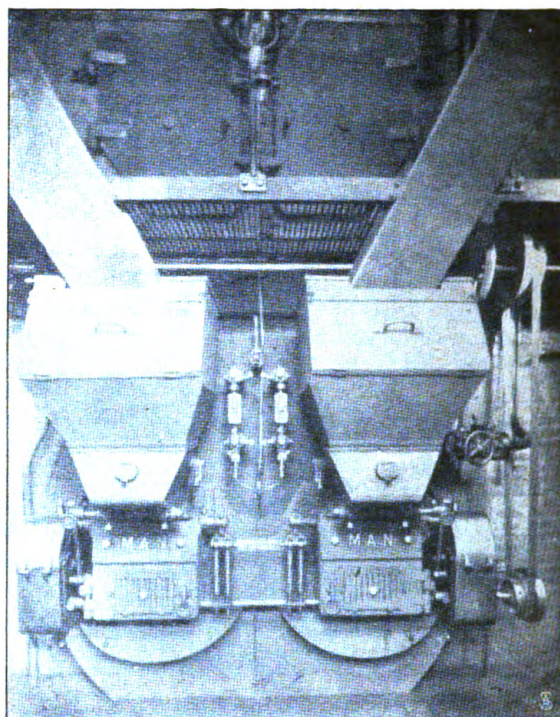


Vier Patent-Stirling-Wasserrohrkessel
mit je 535 qm Heizfläche, Ueberhitzern und Kettenrosten der Deutschen Babcox- und Wilcox-Dampfkesselwerke A.-G., Oberhausen (Rheinld.), im Betrieb bei den Elektrizitätswerken Sydney.

getragen. Ein Verziehen eines Roststabes, wie es bei schlechten Feuerungen an der Tagesordnung ist, sei also direkt ausgeschlossen. Dazu kommt dann der große Vorteil, daß die im Inneren hohlen Stäbe oft als Luftleitungen für die Verbrennungsluft benutzt werden, wodurch einerseits eine intensive Kühlung der Rostkörper, andererseits aber eine hohe Erhitzung der in die Feuerung eingeführten Luft bewirkt wird.

Um nun die Reibung bei der Bewegung der Roststäbe auf das denkbar geringste Maß zu beschränken, werden deren Auflagerflächen sowie die seitlichen Gleitflächen maschinell bearbeitet. Der Antrieb der Roststäbe geschieht meist durch einfachen Kurbeltrieb, dessen bewegliche Teile außerhalb des Feuers liegen und so konstruiert sind, daß sie ebenfalls keiner Abnutzung unterliegen.

Durch die hin und her gehende Bewegung der Roststäbe werden die Kohlen langsam weitertransportiert und gelangen zunächst in die Verkokungszone. In dieser wird durch die vom Gewölberückstrahlende Hitze die Vergasung der flüchtigen Bestandteile bewirkt. Die entwickel-



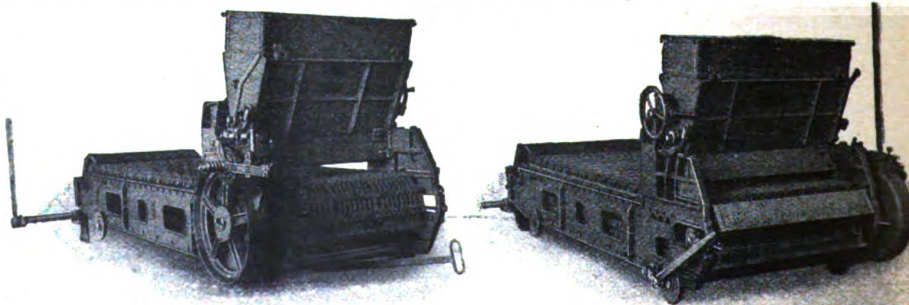
Rostbeschicker der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G., Mod. 1911, Zweischaufelapparat für Innenfeuerung M. A. N., Werk Augsburg.

ten Gase ziehen über die Schicht glühender Kohlen hinweg und an dem hochoverhitzten Mauerwerk entlang und werden auf diese Weise vollkommen und ohne Rauchentwicklung verbrannt.

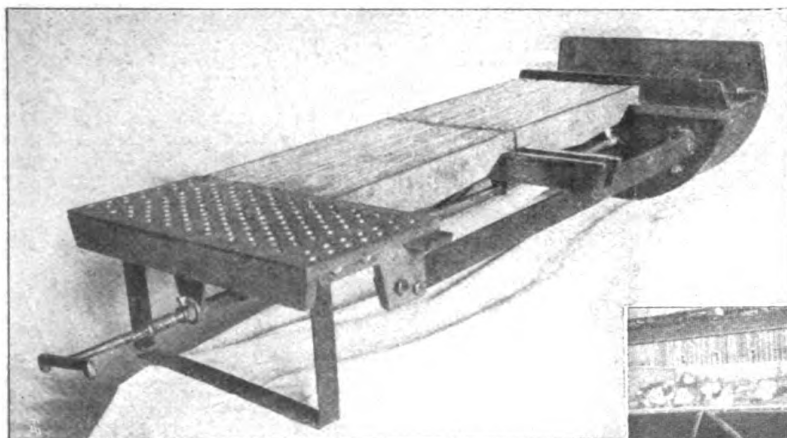
Der teilweise verkokte Brennstoff gelangt dann in die sogenannte Verbrennungszone, in der die Verbrennung des Kohlenstoffes sowie der Kohlenwasserstoffe unter starker Wärmeentwicklung vor sich geht.

Die unverbrannten Bestandteile der Kohle, die jedoch bei fast allen mechanischen Feuerungen zunächst noch mit verbrennbaren Kohleanteilen vermischt sind, werden dann u. U. auf einen Planrost, den sogenannten Schlackenrost, geschoben, wo sie unter Einwirkung eines leicht regulierbaren Luftzutritts vollkommen ausbrennen. Dieser Schlackenrost bewirkt auch noch eine Stauung der auf dem unteren Teil des Rostes befindlichen Kohlen, und hierdurch erreicht man nicht nur eine gute Bedeckung der Rostfläche und damit die Vermeidung überschüssiger Luft, sondern hemmt auch in bestimmten Grenzen den Transport des Brennstoffes und erreicht damit ein besseres Ausbrennen der Kohle.

Sobald nun eine gewisse Schlackenansammlung eingetreten ist, werden dann die Rückstände, die durch ihr Verweilen auf dem Planrost noch alle etwa darin befindlichen brennbaren Teile abgegeben haben, durch den Nach-



Ausführungsformen von der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau-Aktien-Gesellschaft, Dessau. Bamag-Wanderrost mit normaler, kraftübertragender Gliederkette, und Bamag-Wanderrost mit Bündelkette.



Treibelsche Sparfeuerung der Friedrich Treibel & Co. G. m. b. H., Berlin, Ansicht des Rostes und der Schürplatte für Oberluft; je nach Qualität der Kohle sind die Querschnitte der Windlöcher durch Schieber verstellbar.

schub des von oben kommenden frischen Brennstoffes in den luftdicht abgeschlossenen Schlackenraum befördert. Von hier aus kann dann die Schlacke durch besonders konstruierte Türen oder Schieber entfernt werden, wenn es die örtlichen Verhältnisse gestatten, sogar automatisch in die an die Tür herangebrachten Aschenwagen.

Da es bei gasreichen Kohlen noch oft erforderlich ist, zur Erhöhung der Brennleistung Sekundärluft einzuführen, so mußte bei manchen Systemen auch hierauf Rücksicht genommen werden. In zweckmäßiger Weise wird die Einführung der Sekundärluft dazu benutzt, die dem Feuer am nächsten stehenden Apparateile zu kühlen. Damit erreicht man nicht nur eine größere Haltbarkeit des Rostes, sondern hat auch wieder noch den Vorteil, daß die Sekundärluft hoch erwärmt und damit zur Beförderung der Verbrennung gut geeignet wird.

Der Eintritt der Sekundärluft geschieht am Anfang des Feuerraums, und zwar in seiner ganzen Breite, unmittelbar unter den heißen strahlenden Gewölben, so daß schon während des Verkokungsprozesses eine innige Mischung der heißen Luft mit den entwickelten Gasen stattfinden kann.

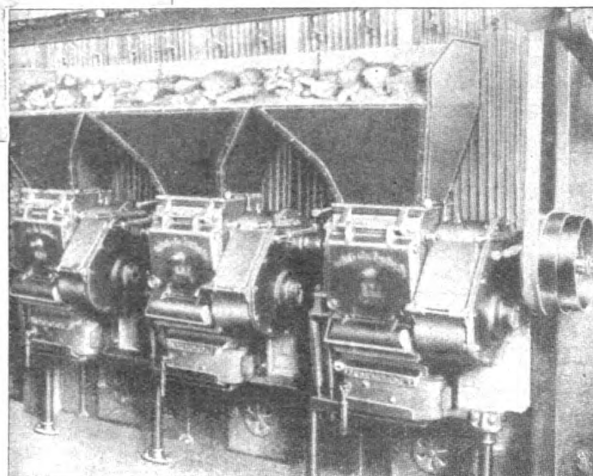
Die Menge der Sekundärluft läßt sich, entsprechend dem Luftbedarf der zur Verbrennung gelangenden Kohlen, leicht, auch während des Betriebes, regulieren und unter Umständen ganz absperren. Durch diese Anordnung wird man in die Lage versetzt, die höchste Ausnutzung des Brennstoffes bei völlig rauchlosem Betrieb zu erreichen, und zwar auch unter sonst ungünstigen Verhältnissen, wo die Eigenschaft der Kohlen sonst die mechanische Verfeuerung ausschlossen.

Falls die Kohlenwege keinen Anlaß zu Verstopfungen und Klemmungen geben, so ist, namentlich bei Berücksichtigung der an und für sich weiten Querschnitte, möglich, alle praktisch

verwendbaren Kohlsortierungen zu verbrennen, von stückreicher Förderkohle bis zur Nuß-, Grieß-, Feinkohle und nassem Kohlschlamm.

Auch die Industriebriketts, die sich infolge ihres großen Formats bisher nicht zur mechanischen Verbrennung geeignet haben, die aber in der Brennstoffpraxis eine große Rolle spielen, lassen sich nach den entwickelten Prinzipien anstandslos verfeuern.

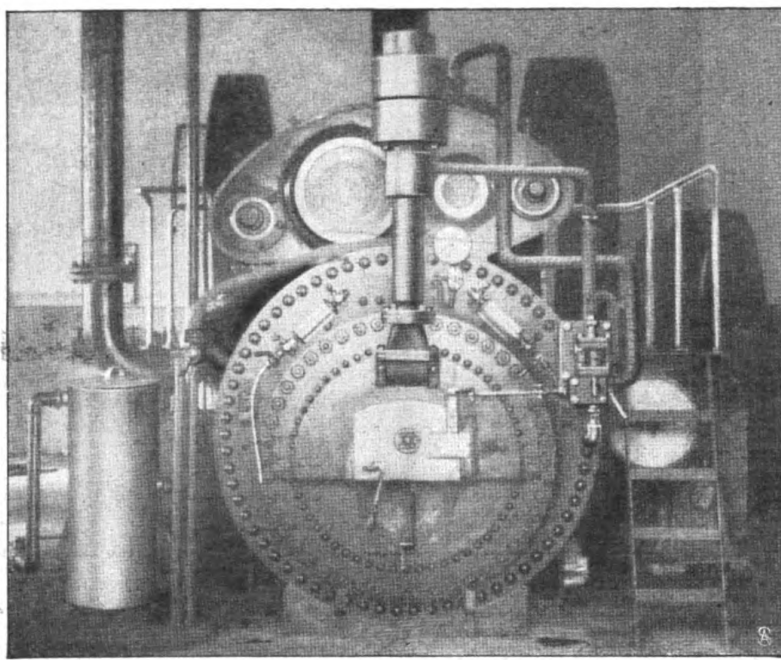
Bei den Kruppschen Werken in Berndorf wird zum Beispiel mit Pluto-



Mechanischer Dreifach-Beschicker-Apparat
Bauart Staby, D. R. P., montiert an Wasserrohrkessel.

Stocke Feuerungen ein ganz in der Nähe im Tagebau gewonnener minderwertiger Lignit mit ungefähr 2600 Wärmeinheiten, einem Feuchtigkeitsgehalt von 30 Prozent und einem Aschengehalt von 25 Prozent verfeuert. Die Kohle wird unter Wasserrohrkesseln verheizt, und einwandfreie Versuche ergaben eine Beanspruchung der Kessel mit normal 22—25 kg, bei forciert Dauerleistung mit 28—31 kg pro Quadratmeter Heizfläche und Stunde unter Erreichung eines Nutzeffekts von 70 Prozent.

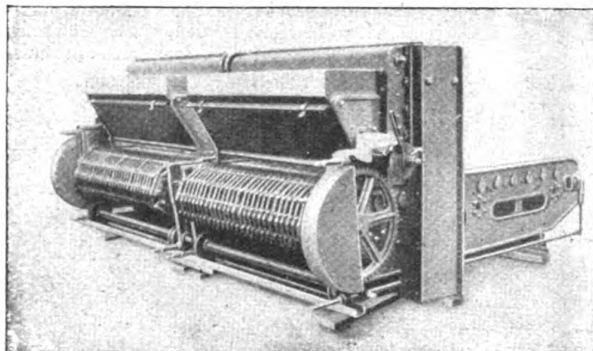
Neuerdings werden diese Kessel sogar zeitweise ohne Schwierigkeit mit 36—38 kg pro Quadratmeter Heizfläche und Stunde beansprucht. Bei den alten, an sich aber in gutem Zustand befindlichen Trep-penrosten konnte dagegen nur eine normale Beanspruchung von 8—10 kg pro Quadratmeter Heizfläche und Stunde und bei forciertem Betrieb unter Aufwendung aller nur erdenklichen Mittel im allerhöchsten Falle 16 bis 17 kg pro Quadratmeter Heizfläche und Stunde erreicht werden.



Rauchverhütungs-Vorrichtung Bauart Staby an einem Lokomobilkessel im Kraftwerk Fürstenberg a.O., gebaut von Gebrüder Körting, Körtingsdorf bei Hannover. Das Prinzip ist aus den Unterlagen der Herstellerin ersichtlich und im Rahmen des Artikels nicht näher erläutert.

Bei stark backenden Kohlen werden bei einigen Systemen neben der Luft noch mit Hilfe einer Dampfbräuse kleine Mengen Dampf in regulierbarer Weise in die Roste eingeblasen.

Die Erzielung hoher Kesselleistung und für stark schwankenden Dampfverbrauch, wo z. B. Anwendung von Unterwindgebläsen bei schwer entzündlichen Brenn-



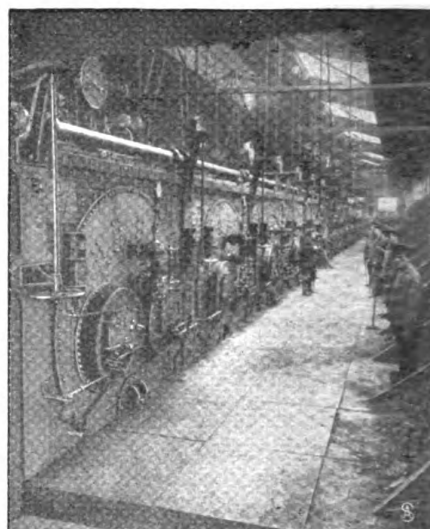
Kettenrost System Dürr,
der Düsseldorf-Ratinger Röhrenkesselfabrik vorm. Dürr & Co., Ratingen-Ost.

stoffen unbedingt erforderlich ist, erfordert ganz besonders gut durchdachte Feuerungen. Als Luftleitungen dienen dann bei Unterwind vielfach die hohlen Roststäbe, deren Konstruktion es ermöglicht, den Wind gleichmäßig über die Rostfläche zu verteilen.

Der Dampfverbrauch der Dampfstrahlgebläse für Kessel ist gering. In modernen Betrieben beträgt er nach verschiedentlich vorgenommenen Messungen höchstens 2 Pro-

zent, bei forciertem bis höchstens $3\frac{1}{2}$ Prozent der erzeugten Dampfmenge. Schlechte Roste und Dampfstrahlgebläse brauchen im Durchschnitt aber 10—12 Prozent der erzeugten Dampfmenge. Der Kraftaufwand der Ventilatoren bei Anwendung von Druckluft ist ganz besonders dann günstig, wenn die auftretenden Widerstände in der Feuerung gering sind, so daß hierbei auch schwer entzündliche oder minderwertige Brennstoffe von sehr feinkörniger

und bis zu staubförmiger Beschaffenheit, wie Gries- oder Schlammkohle, Anthrazit, Koksgries usw. leicht verwendet werden können.



Die Kowitzke-Feuerung der Fa. E. Kowitzke & Co., Berlin, auf der Königin-Luisengrube. Die Kowitzke-Feuerung betätigt eine regulierbare Luftzuführung durch die Feuerbrückendüse; bei Wasserrohrkesseln eine kombinierte Feuerung, welche aus der regulierbaren Luftzuführung durch die Feuerür und durch die Feuerbrückendüse besteht. Die Bedienung der Regulier- vorrichtung der Verbrennungsluft erfolgt automatisch durch Öffnen und Schließen der Feuerüren.

Technisch-industrielle Konjunktur.

Deutsche Riesenlokomotiven auf der Strecke Breslau-Berlin. Die mit dem für Deutschland neuen Typ der Pazifiklokomotiven unternommenen Probefahrten haben ein so günstiges Resultat ergeben, daß ihre demnächstige dauernde Verwendung auf der Strecke Breslau-Berlin in Aussicht genommen ist. Die Riesenmaschinen laufen auf fünf Räderpaaren und arbeiten mit vier Zylindern, die auf die mittlere und die erstere der Treibachsen wirken. Die Dampfverteilung geschieht durch vier Kolbenschieber, die durch Heusingersteuerung betätigt werden. Der gewaltige Kessel besitzt eine Heizfläche von 202 qm, ist für einen Betriebsdruck von 15 Atmosphären konzessioniert und mit dem Schmidtschen Rauchröhrenüberhitzer versehen. 110 Kilometer in der Stunde oder 1833 Meter in der Minute beträgt die Höchstgeschwindigkeit, die bis auf 120 Kilometer stündlich sich steigert, wobei 1700 Pferdestärken entwickelt werden. Der Tender faßt 31,5 cbm Wasser und sieben Tonnen Kohle und läuft auf acht Räderpaaren, die zu je vier in einem Drehgestell amerikanischer Bauart vereinigt sind. Die Lokomotive ist mit der Knorr'schen Luftdruckschnellbremse und mit der zweistufigen Luftpumpe von Knorr ausgerüstet, die, um den Lokomotivführer nicht an der Aussicht zu hindern, auf der linken Seite vorn am Kessel montiert ist. Die Länge der Maschine beträgt von Puffer zu Puffer fast 21 Meter, Dienstgewicht 80,410 Kilogramm.

Das Exportgeschäft der deutschen Wagenbauanstalten bekundet im laufenden Jahr einen kräftigen Aufschwung. Insbesondere ist die Ausfuhr von Güterwagen stark gestiegen. In den Monaten Januar bis Juli der sechs Jahre 1907 bis 1912 entwickelte sich der Export von Güter-, Feldbahn-, Kies- und ähnlichen, nicht zur Personenbeförderung dienenden Wagen in Doppelzentner folgendermaßen: 193,183, 191,996, 190,889, 170,811, 190,162 und 220,970. Die Ausfuhr des laufenden Jahres repräsentierte einen Gesamtwert von 8,04 Millionen Mark. Nach den Niederlanden wurden 33,167 dz geliefert gegen 5493 dz in der Korrespondenzzeit des Vorjahres. Italien bezog diesmal 22,059 dz, während am rumänischen Absatzmarkt 18342

Doppelzentner untergebracht wurden. Auch das ausländische Absatzgebiet für Personenwagen konnte erweitert werden. Personenwagen ohne Leder- und Polsterarbeit nahm der Weltmarkt in den ersten sieben Monaten dieses Jahres 15,084 dz auf gegen 5601 dz in den entsprechenden Monaten des Jahres 1911. Die Ausfuhr von Personenwagen mit Leder- und Polsterarbeit stieg von 9193 dz auf 14,508 dz. Von letzteren wurden 2063 dz nach China geliefert. Einen Rückgang bekundet das Ausfuhrgeschäft von Wagen mit Antriebsmaschinen.

Von den Vereinigten Kammerichschen und Belter & Schneevogelschen Werken, Berlin, bekannt hinsichtlich großer Eisenkonstruktionen, wird uns mitgeteilt, daß die Abteilung Diedenhofen, die als Stützpunkt für das Exportgeschäft unter Leitung des Direktors Casserow eingerichtet wurde, nunmehr im Exportgeschäft gute Aussichten resp. Aufträge hat.

In Petersburg ist mit einem Aktienkapital von 200,000 Rubel eine Gesellschaft „Hugo Stinnes“ zum Zweck des Erwerbes und der Ausnutzung mechanischer Schwimmdocks und sonstiger Anlagen zur Verfrachtung von Kohlen in den Häfen des Baltischen Meeres, namentlich in denen von Reval und Petersburg sowie im Kronstädter Handelshafen begründet worden.

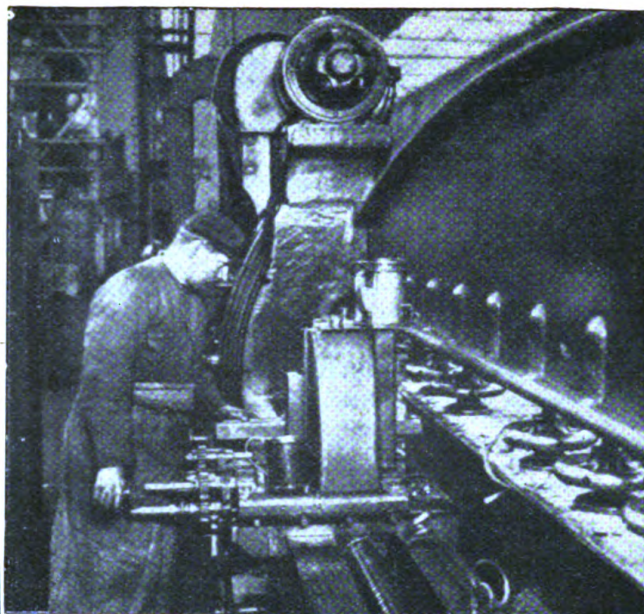
Die Vorarbeiten für die deutsche Schnellbahn im Bosporus werden im September beendet sein. Für die Finanzierung lag auch ein französisches Angebot vor, das aber nur teilweise berücksichtigt werden dürfte, da die Kapitalbeschaffung und im Zusammenhang damit die Lieferung von Baumaterial und Ausrüstung überwiegend in deutschen Händen bleiben soll. Wahrscheinlich nimmt sich die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft der Sache an. Mit der im Gebiete von Galata konkurrierenden Konstantinopler Straßenbahn ist noch keine Einigung erzielt.

Große Aufträge auf Kriegsmaterial erhielt die Rheinische Metallwaren- und Maschinenfabrik A.-G. in Düsseldorf.

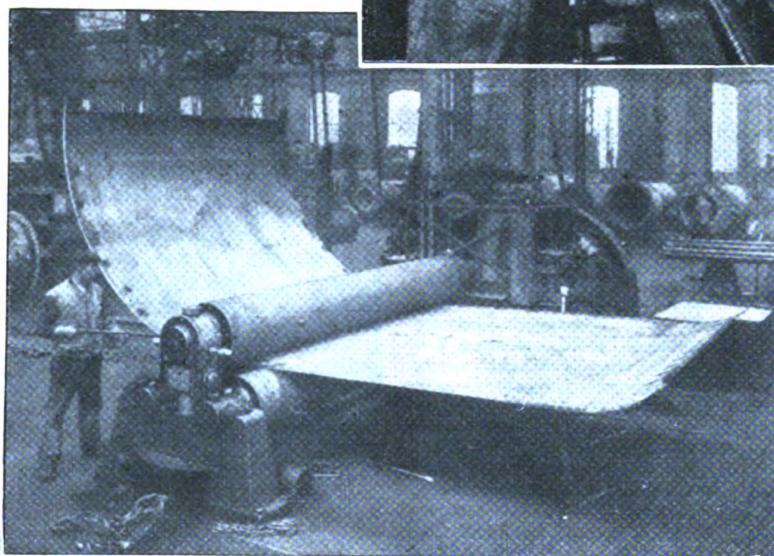
In Peru ist man zurzeit stark mit Plänen zum Ausbau des Eisenbahnnetzes beschäftigt, woran auch deutsche Firmen Interesse genommen haben.

So hat die peruanische Regierung mit einer deutschen Firma für eine Bahn von 700 km Länge von dem nördlichen Hafen Paita nach dem Marañonfluß einen Präliminarkontrakt für den Bau einer Teilstrecke abgeschlossen. Die Ausführung unterliegt noch der Genehmigung des Kongresses. Die Kosten werden sich auf etwa eine Million peruanischer Pfund (1 p. Pfd. gleich 20.40 M.) belaufen. Eine andere Strecke ist diejenige der Bahn (357 km) nach dem Flußgebiete des Madre de Dios. Das Projekt einer Bahn nach dem Ucayalifluß, ausgehend von der Callao—Cerro de Pasco-Linie, ist kaum fortgeschritten, da noch gewisse Aenderungen der Pläne des Konzessionärs Mc. Cune der Genehmigung des Kongresses bedürfen. Für die Bahn von Huancayo nach Ayacucho, mit einer Zweiglinie nach Huancavelica, von 260 km werden die endgültigen Pläne ausgearbeitet. Die Option für den Bau dieser Bahn ist einem Herrn Charles B. Eddy erteilt worden auf Basis eines Konstruktionspreises von 6 Mill. Doll. Gold, zahlbar in fünfprozentigen Regierungsbonds, die ebenfalls durch die Einnahmen aus dem Tabakmonopol garantiert werden sollen.

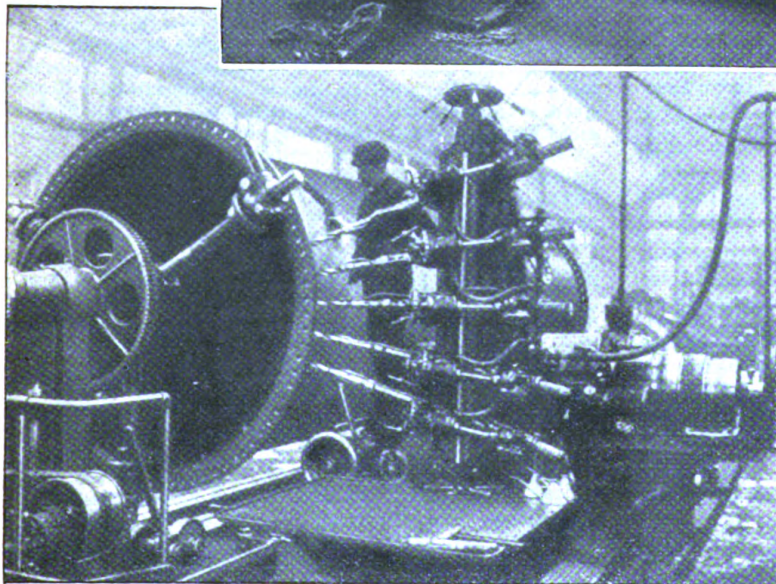
Für die Vorstudien einer Bahn von Oroya nach Tarma und Puerto Werthemann ist ein Vertrag mit einer deutschen Firma abgeschlossen worden; sie erhielt auch eine Option für den Bau dieser Bahn. Für eine Bahn von Cuzco nach der Hauptstadt der Provinz Conventión sind die Vorarbeiten bereits abgeschlossen. Die Verwaltung der Bahn vom südlichen Hafen Ilo nach Moquegua ist der Peruvian Corporation Ltd. übertragen, und zwar für die Dauer von 20 Jahren mit Option für weitere 10 Jahre. Die Arbeiten der Bahn von Lima nach dem nördlichen Hafen Huacho werden zunächst auf der



Hobelmaschine zum Bearbeiten der Stemmkanten gerader Kesselbleche bis 5 m Länge, elektrischer Einzelantrieb.



Blechbiegemaschine für Kesselbleche bis 30 mm Stärke, elektrischer Einzelantrieb.



Fünfspindelige Kesselbohrmaschine mit schwenkbarem Support zum Bohren der Nietlöcher der Längs- und Rundnähte für größte Kesseldurchmesser und größte Nietlochdurchmesser, elektrischer Einzelantrieb. Abbildungen aus dem Jubiläumswerk zum 50jährigen Bestehen der Maschinenfabrik R. Wolf, Magdeburg-Buckau 1862—1912.

Strecke Huacho—Sayán fertiggestellt. Die Peruvian Corporation Ltd. ist schließlich mit dem Studium einer Bahn vom Hafen Mollendo nach der Mataranibucht nördlich von Islay beschäftigt, wo ein neuer Hafen eingerichtet werden soll.

Wie der „Export-Verband deutscher Qualitäts-Fabrikanten“ in Remscheid-Vieringhausen mitteilt, ist es wesentlich, daß Fabrikanten, soweit sie Qualitätsware erzeugen, an Marken festhalten; bei anderen dagegen sehen die Käufer nur auf den Preis. Marken-Qualitäten werden daher stets anstandslos zu jedem Preise aufgenommen, während billige Massenware auf dem Weltmarkte durch noch billigere immer wieder verdrängt wird. Demzufolge sind selbstständig aufgemachte Neuheiten besser bezahlt wie Imitationen. Wie eine überseeische Firma in China, die in den Industrie- und Handelsplätzen Hankow, Schanghai und Tientsin vertreten ist, dem Verbands gegenüber bemerkt, sind die Bestrebungen, speziell deutsche Qualitätsfabrikate kenntlich zu machen und für diese zu werben, im Auslande sehr sympathisch aufgenommen worden. Ohne daß wir uns diese Ausführungen zu eigen machen, kann kurz aus diesen überseeischen Zuschriften entnommen werden, daß der Stempel: „Made in Germany“, der früher für die deutsche Industrie Propaganda machte, heute meist nur auf den billigsten Fabrikaten zu sehen ist, wäh-

rend gerade deutsche Qualitätsfabrikate in Stahl, Werkzeug, Maschinen usw., wenn sie keine Marken tragen, ausländischen Firmen zugeschrieben werden. Billige und billigste Qualitäten gehen daher besser ohne diesen Stempel. Der überseeische Firmeninhaber glaubt, dem Verband noch erklären zu müssen, daß durch die Berufsexportureure an der Wasserkante mit Qualitätsmarken in nur etwas selteneren Fällen der gewünschte Massenumsatz auf dem Weltmarkte gleichmäßig erfüllt werde, daß der Einfluß des Exporteurs sich mehr auf Stapelartikel erstrecke. Der Markt in China sei für deutsche Werkzeuge und Maschinen noch nicht bedeutend, er dürfte sich aber im Laufe der Zeit zu einem ganz großzügigen Absatzgebiet entwickeln. Die Aufschließung Chinas mit 400,000,000 Einwohnern geht aber sehr langsam vor sich.

Aus der chemisch-technischen Industrie.

Fabrikation des Edison-Akkumulators. In der Elektrochem. Zeitschrift gibt Erich Schneckenberg eine ausführliche Beschreibung der Fabrikation des Edison-Akkumulators. Derselbe besteht in seinem positiven Teil aus festgestampftem Nickelflocken- und Nickelhydratpulver in Röhren aus dünnem, perforiertem, vernickeltem Stahlblech, von denen 2×12 an ihren Enden in einem vernickelten Stahlblechrahmen, durch umgebogene Zacken festgeklemmt, eine positive Platte von Röhrendicke bilden. Der negative Teil ist festgestampftes Eisenoxypulver in flachen, langrechteckigen Schachteln aus dünnem, perforiertem, vernickeltem Stahlblech, von denen 3×8 in ein vernickeltes Stahlblechgitter von 3×8 Öffnungen eingesetzt und ringsum festgepreßt, eine negative Platte von Schacheldicke bilden. Je vier solcher positiven und negativen Platten werden abwechselnd, und mit Hartgummistäbchen als Zwischenlagen zwecks geeigneten Abstandes, übereinandergelegt und dann durch zwei vernickelte Schraubenbolzen in 2×4 einseitigen Lappen an den Platten oben zusammen geschraubt, wobei übrigens dem Bolzen der vier positiven und dem der vier negativen Plattenlappen in ihrer halben Länge auch je ein Ring mit teilweise isolierter Anschlußklemme aufgesteckt wird. Ein derartiger Plattenklotz, der in eine mit 21prozentiger Pottaschelösung gefüllte viereckige Stahl-Wellblechbüchse gesteckt wird, unter Zwischenklemmung von Hartgummi-Dreikanten, und mit einem Deckel verschlossen wird, aus dem nur die Anschlußklemmen herausragen, bildet den Edison-Akkumulator. — Alle diese vielen Einzelstücke, die gut passend, fest und billig hergestellt werden müssen, werden auf besonderen Vorrichtungen und Maschinen fabriziert, deren Beschreibung der hier verfügbare Raum leider nicht zuläßt. — Die Füllung der Stahlblechröhren geht automatisch vor sich, und zwar werden dieselben satzweise zu 24 Stück in einer Reihe nebeneinander in Backen mit entsprechenden Bohrungen lotrecht eingespannt. Auf der einen Seite der Füllmaschine ist der Schütteltrichter mit Nickelflocken, auf der anderen der mit Nickelhydratpulver. Von jedem Trichter führen 24 Kanäle abwärts zu den Röhren, und geeignete Abschußschieber bewirken, daß abwechselnd bald Nickelflocken, bald Nickelhydratkörner in die Röhren hinuebergelangen, während in der Zeit dazwischen jedesmal 24 freifallende Stampfer jede einzelne Einschüttung feststampfen. Nachdem auf diese Weise jede Röhre eine Füllung von etwa 375 Schichten erhalten hat, kommen sie auf eine andere Maschine, die von der Füllung so viel fortreibt, daß sie bei allen Röhren genau ein und dieselbe Länge hat. — Nebenher werden aus einer gewissen Zahl fertiggestellter Röhren stets einige herausgegriffen, der Länge nach mittels Kreissäge aufgeschnitten und unter dem Mikroskop nachgesehen, damit man sicher ist, daß die Füllmaschine richtig arbeitete, die Nickelflocken und das Nickelhydrat abwechselnd und sachgemäß verteilt und ungefähr insgesamt 375 Schichten in jeder Röhre vorhanden sind; ganz genau stets 375 ist praktisch nicht zu erreichen, da allein schon ein paar Körnerchen mehr oder weniger pro Schicht bei so vielen Schichten verhältnismäßig große Unterschiede in der Länge ergeben. — Wie die Röhren, werden auch die Schachteln in Füllmaschinen automatisch mit Eisenoxypulver gefüllt. — Besonders interessant ist die Herstellung der Nickelflocken. Sie sind nämlich nur 0.00125 mm dick, je 1.6 mm lang und breit und infolge-

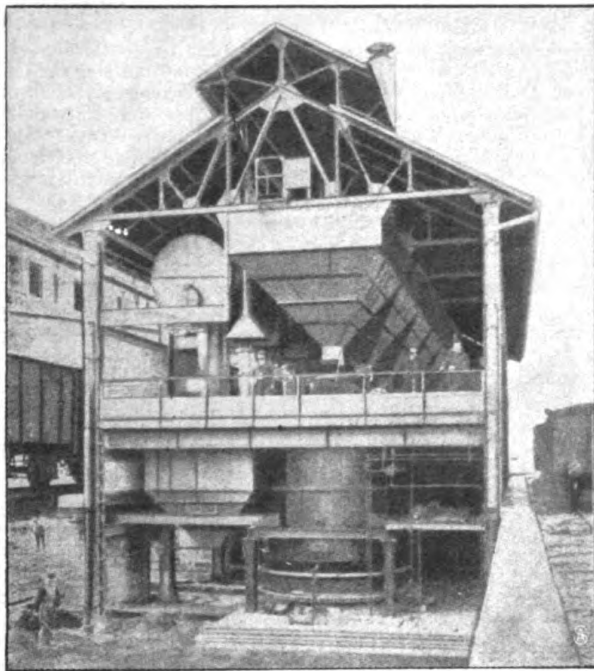
dessen so leicht, daß sie in der Luft schweben können wie Federdaunen. Zu ihrer Herstellung dienen mehrere große Maschinen folgender Bauart und Wirkungsweise. An einem Portalkran, an dessen einem Ende ein Wärter zur Bedienung in übersichtlicher Höhe sitzt, hängen in zwei Reihen nebeneinander zehn Kupferzylinder von 300 mm Durchmesser und 500 mm Länge, die alle auf einmal gesenkt oder gehoben und auch in rasche Rotation um ihre Achsen versetzt werden können. Der Kran läßt sich auf Schienen elektromotorisch verschieben von einem Trog zwischen seinen Schienen zum andern. — Auf diese Weise werden die Kupferzylinder zunächst in einen Trog mit Eisensalzlösung gesenkt, um dort einige Zeit in je einem etwas weiteren, zu ihnen gleichachsigen, durchlöcherten Eisenzylinder zu rotieren, der mit dem positiven Pol einer Stromquelle verbunden ist, während sie selbst mit dem negativen Pol verbunden sind und demzufolge in diesem Bade einen galvanischen Eisenüberzug erhalten. Das Rotieren der Zylinder bewirkt, daß der Überzug ringsum überall ganz gleichmäßig wird. Hat der Eisenüberzug genügende Stärke erreicht, so werden die Zylinder in einen zweiten Trog gefahren, wo sie sich von den ihnen anhaftenden Resten der Eisensalzlösung rein waschen, indem sie in Wasser rotieren. — Sodann werden sie in einen dritten Trog gefahren zwecks Verkupferung, dann wieder in den zweiten zwecks Waschung, dann in einen vierten zwecks Vernickelung und von da ab in bestimmten Zeitabschnitten vom vierten zum zweiten, vom zweiten zum dritten, vom dritten zum zweiten und vom zweiten zum vierten usw., derart, daß sie je 125 Kupferüberzüge und 125 Nickelüberzüge erhalten. Dann werden die insgesamt 1.8 mm dicken Überzüge der zehn Zylinder ihrer Länge nach aufgeschnitten und von den Zylindern abgerollt, was dank dem infolge seiner stets unvermeidlichen reichen Wasserstoffeinschlüsse glasspröden Elektrolyt-Eisenniederschlag ganz leicht gelingt. Die so erhaltenen Kupfer-Nickel-Bleche werden dann in 1.6 mm schmale Streifen zerschnitten und diese Streifen wiederum in 1.6 mm kurze Stücke und diese Stücke wiederum in Bottichen und Rührwerk zu Nickelflocken zerspaltend mittels einer nur das Kupfer auflösenden Säure. Das aufgelöste Kupfer wird nachher wieder verwendet. Die Nickelflocken hingegen in Rührbottichen gründlichst gewaschen und in von Wasserstoffgas durchwirbelten Töpfen geblüht. — Neben der hier kurz beschriebenen bewährten Fabrikation gibt es andere Möglichkeiten zur Herstellung leichter Nickel-Alkali-Eisen-Akkumulatoren. — Beispielsweise wollen R. Pörske und E. Achenbach gemäß ihrem D.R.P. 238,232 vom 28. April 1910 ein sehr feines Metalltuch mit 150 bis 250 Maschen-Quadratmeter mit einem Brei von Nickelhydrat bzw. Eisenoxyd bestreichen derart, daß die Maschen gerade ausgefüllt, aber die äußersten Oberflächen des Metallsiebes noch frei sind. Dann soll das Tuch auf einen dünnen Rundstab oder Blechstreifen aufgewickelt, die so entstandene Rolle mit Nickeldraht umbunden und, falls nötig, mit Leinwand umkleidet werden. Diese runden oder flachen Rollen sollen dann ähnlich wie die Röhren oder Schachteln des eigentlichen Edison-Akkumulators mittels Rahmen zu Elektrodenplatten vereinigt werden. — Auf diese Weise würden dann natürlich die von Edison nur der tieferen Elektrizitätsleitung wegen zwischengeschichteten Nickelflocken der positiven Röhren ersetzt und zugleich die äußere perforierte Röhrenwand überflüssig werden. Infolgedessen hoffen die Erfinder auf Gewichtsverringern, also kleineres Akkumulatorensgewicht bei gleicher elektrischer Leistung. — Schneckenberg hält demgegenüber allerdings eine Gewichtsverringern durch das Drahsiebsystem für ausgeschlossen, meint aber, daß man diese dadurch erreichen könnte, daß man sich mit einer etwas geringeren Festigkeit als wie jetzt begnügt und alles oder soviel wie irgendmöglich von dem, was jetzt aus Stahl ist, aus Hartaluminium fabriziert. An und für sich hätte das natürlich elektrochemische Bedenken. Da man aber doch ausschließlich vernickelte Stahlteile benutzt, so könnte man wohl auch vernickeltes Aluminium verwenden. Die Möglichkeit hierzu eröffnet sich bereits, nachdem es der Aluminium-Galvanisierungs-Gesellschaft m. b. H. in Berlin gemäß ihrem D.R.P. 242,142 vom 10. Oktober 1910 gelingt, gut haltbare galvanische Nickelüberzüge auf Aluminium aufzubringen.

Dr. Franz Goldschmidt.

TECHNISCHE WOCHE

Hüttenbetrieb.

Drehrostgaserzeuger von Hilger. In einem Aufsatz von H. Hermanns: „Neuere Gaserzeuger mit selbsttätiger Entschlackung“ in Dinglers Polytechnischem Journal wird auch der neue Hilgersche Drehrostgaserzeuger, der von der Firma Poetter G. m. b. H., Düsseldorf, gebaut wird, besprochen. Er unterscheidet sich von anderen Konstruk-



Drehrostgenerator Hilger.

tionen durch das Fehlen eines wassergekühlten Mantels. Wie die Untersuchungen nach einer mehrmonatigen Betriebsperiode zeigten, während der ein Anbacken der Schlacke an der Ausmauerung nicht beobachtet worden war, besaßen die aus feuerfesten Steinen hergestellten Wände eine ganz glatte Oberfläche. Der durch die Ausmauerung hervorgerufene Wärmeschutz bedeutet an und für sich schon einen wirtschaftlichen Vorteil. Es kommt noch hinzu, daß sowohl die Anschaffung derartiger Generatoren mit gemauertem Schachte wie auch der Betrieb billiger sind als der wassergekühlter Erzeuger. Nur stark basische, leichtschmelzende Schlacken könnten eventuell einen Angriff des Mauerwerks herbeiführen. Der niedrige Rost besteht aus einem runden Unterteil und aus einer sternförmigen Haube, zwischen denen der Spalt für den Eintritt der mit Dampf gemischten Luft freibleibt. Durch die besondere Form der Haube und des Rostunterteils wird der Dampf gezwungen, der Drehbewegung des Rostes, die aus einer Vorwärts- und Rückwärtsbewegung besteht, zu folgen. Das Ausbringen der Asche erfolgt selbsttätig mittels eines mit einem verstellbaren Messer versehenen Kratzers, der hinter einer Ablaufscharre angeordnet ist. Der Antrieb der Aschenschüssel wird durch einen von der Transmissionswelle angetriebenen Exzenter besorgt. Für die Drehbewegung ist ein Kraftbedarf von nur 1–1,5 PS erforderlich. Die Kohlen können durch den Schütteltrichter je nach Bedarf nach der Mitte oder an die Seiten des Generators abgelassen werden. Infolge der geringen Schüttelhöhe dieses Generators ist seine Bauhöhe nicht unwesentlich verringert. Die beifolgende Abbildung zeigt eine An-

lage von fünf Hilgerschen Generatoren von 2,6 m lichtigem Durchmesser für die Vergasung von Gaskoks. Doch ist der Generator auch für die Vergasung von Braunkohlenbriketts geeignet.

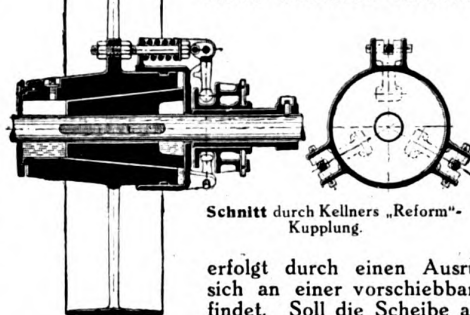
Dr. Kd.

Bauwesen.

Eisenbeton im Industriebau. Vor kurzem hielt auf der Hauptversammlung des Vereins Deutscher Ingenieure in Stuttgart Regierungsbaumeister Karl Bernhard (Berlin) einen bemerkenswerten Vortrag über den modernen Industriebau. Den Ausführungen entnehmen wir folgendes: Bezüglich der Schnelligkeit der Ausführung auf dem Bauplatze ist der Eisenbau dem Eisenbetonbau im allgemeinen überlegen. Dieser Vorteil geht aber meist bei den langen Lieferfristen der Walzwerke, namentlich in Zeiten der Hochkonjunktur, völlig verloren. Ist hinreichend Zeit zur Vorbereitung des Baues vorhanden, was ja leider in der Praxis sehr selten der Fall ist, so schaden diese langen Lieferfristen nicht. Meist aber räumt die Eisenindustrie selbst durch zu lange Lieferfristen das Feld. Bezüglich der Steifigkeit der Bauteile ist der Eisenbetonbau dem Eisenbau durchaus nicht überlegen, denn auch hier sind bei größeren Bauteilen, wie z. B. bei der wohlgefügten und schönen Überdachung des Querbahnsteiges des neuen Leipziger Hauptbahnhofes, die Gelenkkonstruktionen eingeführt, um die statische Unbestimmtheit und deren Übelstände (Einfluß der Stützensenkung und der Wärme) zu mindern. Bei sehr langgestreckten Bauten sind Ausgleichsfugen zur Vermeidung von Rissen infolge ungleicher Setzung und Ausdehnungen dringend zu empfehlen. Bei Geschosßbauten in zusammenhängendem Eisenbeton ist die Steifigkeit mit Leichtigkeit erreicht. Dieselbe Steifigkeit läßt sich aber auch bei dem Eisenbau unter Berücksichtigung aller statischen Einflüsse mit voller Sicherheit herbeiführen, wie es die amerikanischen Wolkenkratzer beweisen. Handelt es sich darum, die Bauhöhen oder Wandstärken auf das kleinste zulässige Maß der Raumersparnis wegen einzuschränken, so erzielt man mit dem reinen Eisengerippe in feuersicherer Ummantelung günstigere Leistungen. Den alten Steinkappen ist die Eisenbetondecke und auch die Steineisendecke an Raumersparnis weit überlegen, auch an Gewicht, wodurch sich wiederum Kostenersparnisse ergeben. Dieser Umstand ist in den meisten Fällen die Ursache für den Siegeszug des Eisenbetonbaues. B.

Kraftmaschinen und Kraftanlagen.

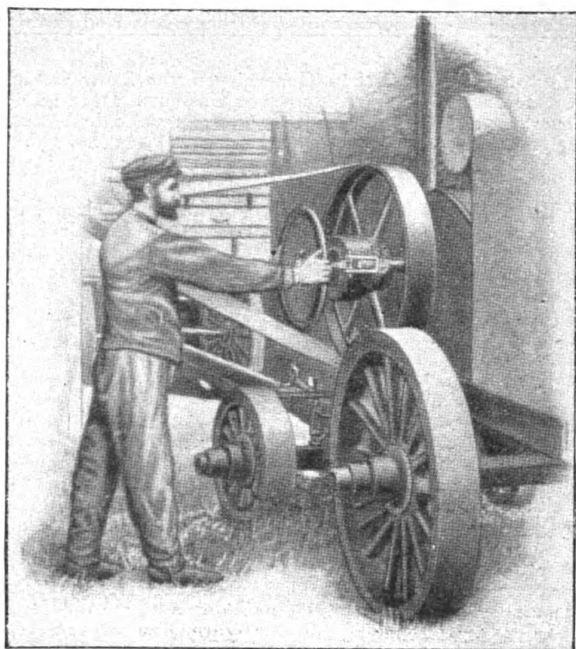
Reform-Kupplungen Kellners D. R. P. Bei der in der untenstehenden Abbildung wiedergegebenen Reform-Kupplung, hergestellt von Heinrich Pollems, Maschinenfabrik und Eisengießerei, M.-Gladbach, läuft die Riemscheibe auf einer als Reibungskonus dienenden Leerlaufbüchse; beim



Schnitt durch Kellners „Reform“-Kupplung.

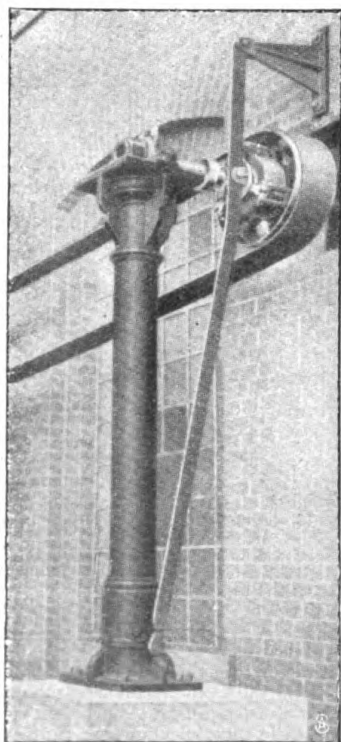
Leerlauf befindet sich zwischen Riemscheibe und Büchse ein Spielraum von nur 2 Millimeter. Das Ein- und Ausrücken der Scheibe erfolgt durch einen Ausrückhebel, der sich an einer verschiebbaren Muffe befindet. Soll die Scheibe als Festscheibe laufen, so werden durch Abdrücken des Ausrückhebels mit Ausrückmuffe die zwischen den Muffenrändern geführten Hebelchen in Schrägstellung gebracht wodurch die in den Abb. sichtbaren Stahlrollchen die

Schraubenbolzen und Federn freigeben. Indem letztere sich ausdehnen, wird die Scheibe auf den Konus festgeklemmt. Soll wieder Leerlauf hergestellt werden, so wird der an der Ausrückmuffe befindliche Hebel angedrückt; infolgedessen



Anordnung einer Riemscheibe mit „Reform“-Kupplung an einer Motorlokomobile. Das Ein- und Ausrücken erfolgt durch Handrad.

drücken die an den vorerwähnten kleinen Hebelchen befindlichen Stahlrollchen auf die Köpfe der mit der Scheibe verbundenen Schraubenbolzen und die Scheibe wird von dem Konus losgedrückt. Die Leerlaufbüchse läuft stets in einem Ölbad. Die Anordnung der „Reform“-Scheibe kann auf die treibende sowie auch auf die getriebene Transmission erfolgen. Gegenüber getrennten, festen und losen Riemscheiben hat die „Reform“-Riemscheibe folgende Vorzüge: 1. Die „Reform“-Riemscheibe schließt zunächst die Losscheiben ganz aus; das leichtere Gewicht, verbunden mit der durch den Kreislauf des Öles stattfindenden vorzüglichen Schmierung ergibt eine bedeutende Kraftersparnis. 2. Die Ein- und Ausrückung erfolgt ohne Riemen- gabeln. Der Riemen läuft stets auf derselben Stelle; derselbe wird nicht verschoben, wodurch eine große Dauerhaftigkeit der Riemen erreicht wird. 3. Durch einfache Keilbefestigung wird die komplette Scheibe in kurzer Zeit betriebsfertig montiert. Die gleiche Konstruktion findet sodann zweckmäßige Anwendung als Wellenkupplung zur Ver-

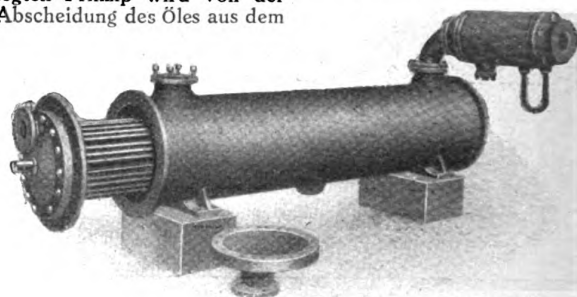


Antrieb eines Wellenstranges von der Haupttransmission.

bindung zweier Wellenenden und ferner in Verbindung mit Draht- und Hanfseilscheiben, Stufenscheiben, Zahn- und Kettenrädern, welche während des Betriebes ein- und ausgerückt werden sollen. Je nach Verwendungsart und Montageörtlichkeit wird die Ausrückvorrichtung durch Handhebel, Handrad usw. betätigt. Dr. Kd.

Fabrikbetrieb.

Dampfentöler zur Abscheidung des mitgeführten Öles aus dem strömenden Dampf. Das zum Schmieren der Dampfzylinder verwendete Öl wird zum Teil von dem einströmenden Dampf aufgenommen und gelangt mit dem wieder kondensierten Dampf, der einen Teil des Kesselspeisewassers bildet, in den Kessel. Ein Ölbelag im Kessel hindert aber nicht nur die Verdampfung, sondern es kann durch die Überhitzung der Bleche leicht zu Ausbeulungen und völliger Zerstörung derselben führen. Man hat aus diesem Grunde schon seit langem sein Augenmerk darauf gerichtet, das Öl aus den Kondenswässern zu entfernen. Soweit sich das Öl in Tropfenform abscheidet und eine Schicht auf dem Wasser bildet, ist seine Entfernung ein leichtes. Die Schwierigkeiten entstehen aber bei der Entfernung des mit dem Wasser höchst fein emulgierten Öles. Eine Filtration erfordert große Filterflächen, häufige Reinigung der Filter und viel Zeit; dabei ist der Erfolg nicht immer ein durchgreifender. Bei dem von der Maschinenfabrik Sack und Kisselbach, Düsseldorf-Rath, der Konstruktion ihrer Dampfentöler zugrunde gelegten Prinzip wird von der Abscheidung des Öles aus dem



Zentrifugalkraft-Dampfentöler, kombiniert mit ausziehbarem Röhrenvorwärmer.

Kondenswasser abgesehen und der strömende Dampf selber entölt. Die Apparate werden je nach den Umständen des Falles entweder als Stoßkraft- oder Zentrifugalkraftentöler ausgeführt und können so den jeweiligen Verhältnissen aufs beste angepaßt werden. Eine Verhinderung der Dampfströmung findet in nennenswerter Weise nicht statt; der Widerstand des Apparates beträgt weniger als 0,01 Atm. Das gewonnene Öl ist so rein, daß es ohne weiteres zu Schmierzwecken wieder Verwendung finden kann. Eine nebenbei abfallende Emulsion wird mit Vorteil als Bohrlösungsmittel benutzt. In der beifolgenden Abbildung sehen wir einen ausziehbaren Röhrenvorwärmer, kombiniert mit Zentrifugalkraftentöler. Der von genannter Firma gebaute Vorwärmer besteht aus einem gußeisernen Mantel, in welchem das Rohrsystem ausziehbar angeordnet ist; hierdurch ist die vollkommen freie Ausdehnung und dauernde Dichtheit des Rohres gewährleistet. Das Wasser durchströmt die Röhren, die vom Abdampf umspielt werden. Infolge seiner starken Konstruktion kann er in der Druckleitung zwischen Speisepumpe und Kessel eingeschaltet werden, wodurch die Wärmeverhältnisse, die sonst vom Vorwärmer zur Speisepumpe und von da zum Kessel recht beträchtlich sind, auf ein Minimum reduziert werden. Dr. Kd.

Material-Prüfung.

Härteprüfmaschinen. Für die Bestimmung der Härte, eine der wesentlichsten Materialeigenschaften, sind verschiedene Verfahren vorgeschlagen; am meisten hat sich die sogenannte Brinellsche Kugeldruckprobe eingeführt, die bekanntlich darin besteht, daß eine Kugel unter einem be-

Fortsetzung Seite 18.



Blick vom Kurhaus Monte Brè auf Lugano und Monte San Salvatore.

Lugano-Ruvigliana.

Wie ein Märchenbild steigt es aus den Fluten des blauen Lago Ceresio, dieses einzig schöne Lugano. Aus welchem Teile unseres Planeten, ob mit dem Gotthard-Expreß von Norden oder über Mailand von Süden her man auch kommen mag, hier in Lugano, der schmucken Hauptstadt des Schweizer Kantons Tessin, wirkt selbst nach allen Schönheiten längs der Zufahrtslinien das plötzlich vor uns ausgebreitete Panorama auch auf weniger sensitive Naturen derart ein, daß es bei dem *veni, vidi* nicht bleibt.

Diese überwältigende Fülle der Lieblichkeit hält fest und gewinnt bei längerem Verweilen täglich mehr unsere innige Freundschaft durch die ach! so wohltuende Ruhe, welche uns hier umfängt. Der erste Blick auf die immergrünen, blühenden Gärten und Hänge, auf welche die schneeigen Firnen der Hochalpen erstaunt herniederschauen, sagt uns genügend von der geschützten Lage und dem wunderbaren Einfluß der Sonne, die strahlend über diesem Bilde steht. Aber ihre Wärme wirkt niemals erdrückend, sondern wohltuend belebend. Das ganze Jahr hindurch schickt der umliegende Alpenwall seinen erfrischenden, würzigen Hauch herüber, und der weite See sorgt gleichfalls für eine leicht bewegte Luft.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß in solchem Klima und in solcher Umgebung auch der menschliche Organismus in allerreichstem Maße das findet, was Leib und Seele stärkt und dem Kranken und Rekonvaleszenten Kraft und Lebensfreude wiederbringt.

Diese natürlichen Heilfaktoren Lugano-Ruviglianas geben dem Ort einen gewaltigen, nicht zu unterschätzenden Vorzug vor nördlicheren Lagen mit weniger Sonne und daher weniger

gleichmäßiger, also rauherer Witterung.

Ein beispielloser Erfolg oder, besser gesagt, eine nur natürliche Folge des Vorgesagten ist die großartige Entwicklung, welche die Kuranstalt Monte Brè in prächtiger, aussichtsreicher Lage am gleichnamigen Berge hoch über Lugano seit den wenigen Jahren ihres Bestehens zeigt.

Die Kuranstalt Monte Brè, mit allen Errungenschaften der modernen Elektrohydrotherapie ausgestattet und unter ständiger ärztlicher Leitung des Dr. med. O. Schär, langjähriger Privat-Assistent von Prof. Dr. Kocher, Bern, danach leitender Arzt verschiedener Kuranstalten (u. a. auch Sanatorium Oberwaid) und namhafter Spezialist der physik.-diätet. Therapie, hat in ihrem Besitzer und Direktor Herrn Max Pfenning eine Persönlichkeit dem großen Unternehmen vorstehen, welche gleichfalls über gediegenste Erfahrungen auf diesem weiten Gebiete verfügt und durch mustergültige Organisation in der Kuranstalt Monte Brè den Patienten wirklich alles bietet, was zur ersehnten Genesung notwendig ist.

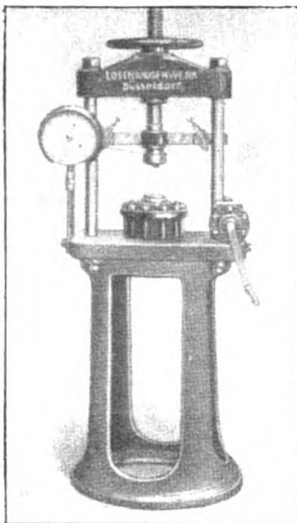
Ein ausführlicher illustrierter Prospekt wird auf Wunsch gratis übersandt.

Die Kuranstalt Monte Brè ist das ganze Jahr hindurch gut besucht und darf mit Stolz und Genugtuung auf die oft staunenswerten Heilerfolge blicken, welche in wenigen Wochen langwierige Leiden überwunden haben, worüber sich übrigens auch zahlreiche dankbar überglückliche Briefe der gewesenen Patienten aussprechen.

Das ist gewiß ein Resultat, welches jedem Kranken und Erholungsbedürftigen wie ein Zauberwort der Erlösung erklingen sollte.

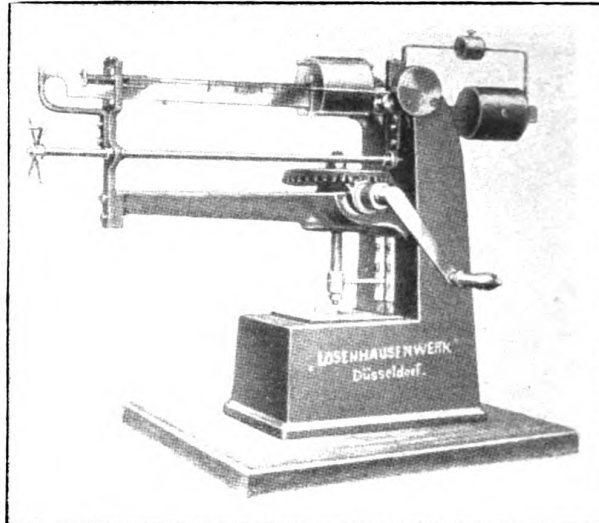


Lugano: Blick auf Monte Brè (X) Kurhaus.



Kugeldruckprüfmaschine.
Kraftmessung durch Meßdose und Manometer mit Tiefmesser. Antrieb hydraulisch durch Handpumpe.

stimmten Drucke und während einer bestimmten Zeit in das zu untersuchende Material eingedrückt und die Eindringtiefe bzw. der Eindringdurchmesser gemessen wird. Aus den beiden Größen — Druck und Tiefe — kann dann die Härtezahl berechnet werden. Von den für diesen Zweck dienenden Maschinen zeichnet sich die des Losenhausenwerkes, Düsseldorf, durch Präzision und Einfachheit der Konstruktion aus: Für kleinere Drucke — 750 und 1500 kg — die speziell bei der Prüfung von Messing, Kupfer und ähnlichen weichen Metallen in Anwendung kommen, sind Maschinen vorgesehen, bei denen der Antrieb von Hand erfolgt. Sie bestehen aus einem kräftigen Gußeisenstempel, das in seinem Unterteil die Wagehebel trägt. Durch diese wird der auf die Probe aus-



Kugeldruckprüfmaschine.
Kraftmessung durch Laufgewichtswage, mit Feinmeß-Kraftanzeiger durch geteiltes Laufgewicht.
Handantrieb durch Radvorlegege.



11 Aerzte. 1 Aerztin.

Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch in Weißer Hirsch bei Dresden.

Physikalisch-diätetische Heilanstalt. * Spezialabteilung für Zuckerkrankhe.

Prospekte kostenfrei durch die Verwaltung. Abt. 16.



**Münchener
Kunstschmiede**
kunstgewerbliche Werkstätten
München 8, Weißenburger Str. 15

Anfertigung sämtl. Kunstschmiede- und Treibarbeiten, Kronleuchter, Beschläge, Gitter etc. Spez.: Heizkörperverkleid.

Modelle

jeder Art, bis zu den größten Dimensionen. Miniaturmodelle für Ausstellungen in Holz und Metall usw. liefert schnellstens Modellfabrik Max Franke, Düsseldorf W. 53, Thalstr. 116. — Telefon 5586.

„Benefactor“ verfolgt das Prinzip **Schultern zurück, Brust heraus!**

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion **sofort gerade Haltung** ohne Be-
schwerde u. erweitert die Brust!
Beste Erfindung für eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.
Preis Mk. 4.50 für jede Größe.
Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Maß-
ang.: Brustuml., mäßig stramm, dicht unter
den Armen gemessen. Für Damen ausserd.
Taillenweite. Bei Nichtkonvenienz Geld zurück!
Man verlange illust. Broschüre.
E. Schaefer Nth., Hamburg 70 E.

Konsignationen aller Art Waren werden zum billigsten Provisionsatz promptmöglichst verrechnet.
ERZE Kohlen, Schwefelkiese, Kupfer-, Silber-, Gold-, Eisenerze etc. — Kostenfreie Unter-
suchung. — Ratschläge, Ankauf u. Placierung
bei ersten Werken. Erbitten Muster u. Angabe des Quantums u.
Transportes. Finanzierung-Vermittlung v. Bergwerken. **Albert Aust, Hamburg.**
Konsignationen aller Art Waren werden zum billigsten Provisionsatz promptmöglichst verrechnet.

Irropensicher
Knake's Flügel.
Export nach allen Ländern
gegründ. 1808
Der kleinste symmetrische Flügel 145 cm D. R. P.
Gebrüder Knake A. G. Münster i. Westf.
West-Deutschland.

geübte Druck auf den im oberen Teile des Ständers gelagerten Laufgewichtsbalken übertragen und durch Einstellen des Laufgewichtes ausgeglichen. Das Laufgewicht kann aus zwei Teilen bestehend geliefert werden; es zeigt dann als Feinmeß-Kraftanzeiger nach Abheben des einen Teiles bei Verschiebung auf der ganzen Länge der Skala nur den 10ten Teil, also 75 kg statt 750 kg an. Mit dieser Einrichtung werden besonders weiche Metalle auf ihre Härte geprüft. Die größeren Maschinen sind mit Kraftmessung durch Meßdose und Stahlrohrfederanometer sowie stoßfrei arbeitender hydraulischer Druckvorrichtung durch Schraubenplunger versehen. Die hydraulische Druckvorrichtung und die Meßdose werden von einer Grundplatte getragen, auf welcher mittels zweier Säulen die obere Traverse ruht. Auf dem Kolben der Meßdose liegt auf einer oben vollständig eben geschliffenen, gehärteten Druckplatte mit kugelförmiger Lagerung die Probe; die Kugel befindet sich in der Druckspindel der oberen Traverse. Diese Druckeinrichtung wird, damit Probe und Handkurbel in passende Höhe kommen, auf einen Tisch gestellt. Die Einstellung der Spindel mit der Druckkugel erfolgt nach der Höhe des Probekörpers und der Handkurbel. Für normale Versuche an Eisen und Stahlorten kommen Maschinen mit 3000 und 5000 kg Höchstdruck zur Anwendung, für besonders harte Materialien auch solche von 10 000 kg Höchstdruck. Zu der Maschine gehören verschiedene Nebenapparate zur Messung der Eindringtiefe.

Dr. Kd.

Neu erschienene Kataloge.

Schmidt & Fezer, Maschinenfabrik, Ulm a. D. Kalt- und Kreissägemaschinen und Spannstücke.

Otto Henß Sohn, Weimar M. Neuzeitliche Bureaubedarfsgegenstände.

Vereinigte Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen, vorm. Eppe & Buchsbaum in Augsburg, Dreschgarnturen, Dreschmaschinen, Putz-

maschinen, Futterschneid- und Häckselmaschinen, Rübenschnneider mit und ohne motorischen Antrieb oder Elektromotor, Mähmaschinen und Walzen, Rechen, Bänder.

Alexander Sauer, Technisches Geschäft, Duisburg-Ruhrort. Heißlauf- und Kurzschluß-Verhinderung durch Heißlauf-Anlage-Farbe „Efkalin“.

Geschäftliche Notizen.

— Bielefelder Maschinen auf der Bayerischen Gewerbeschau in München. Auf S. 14, Heft 34 der „Export-Woche“ brachten wir eine Abbildung von der Halle der Papier verarbeitenden Industrie. Die hervorragendsten der dort in emsigem Betriebe tätigen Maschinen sind ein Erzeugnis der Bielefelder Firma Fischer & Krecke G.m.b.H. Die bewunderungswürdige Arbeit dieser sinnreichen Maschinen erregt dort Aufsehen, und es ist erstaunlich zu sehen, wie aus einer einfachen Rolle Papier Tüten gefalzt, geklebt und gleichzeitig bedruckt werden, mit einer Geschwindigkeit von 250 Stück in der Minute. Verschiedene Maschinen zur Herstellung von Kreuzboden-, Flach- und Seitenfaltenbeuteln erzeugen die heute täglich in jedermanns Hand kommenden Verpackungstücke mit einer Präzision und Schnelligkeit, gegen welche auch die billigste Handarbeit nicht mehr konkurrieren kann. Diese Spezialerzeugnisse der genannten Firma, zu denen noch die zugehörigen Druckmaschinen und ein automatischer Anlageapparat für Schnellpressen kommen, erfreuen sich in der ganzen Welt des besten Rufes, was schon daraus hervorgeht, daß sie sowohl in Stockholm wie in Moskau, in der Vatikandruckerei in Rom, in Melbourne und in Bogota in den Cordilleren arbeiten.

— Die Internationalität der Lebensversicherung. Unter den Kulturideen der neueren Zeit haben nur wenige eine derartige Verbreitung erlangt wie das Versicherungswesen. Dieses Vordringen ist nicht auf eine von außen betriebene Agitation zurückzuführen, son-

Versand-Geschäft

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschlands, Oesterreich-Ungarns, der Schweiz, Belgiens, Hollands u. Dänemarks.

Mey & Edlich

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten

Leipzig-Plagwitz

Unsere Preisliste mit über 5000 Abbildungen versenden wir kostenfrei.

Musikwerke und Musikinstrumente

Mandolinen

Deutsche und echt italienische, nur feinste Fabrikate.



- Nr. 64640. Mandoline, Ahorn, 13teilig, mit Spielplatte und Mechanik M. 7.50.
- Nr. 64641. Mandoline, echt italienisch, Palisander, 21teilig, mit Einlage M. 13.—.
- Nr. 64642. Mandoline, echt italienisch, Palisander, 21teilig, mit Perlmuttereinlage M. 18.—.
- Nr. 64643. Mandoline, echt italienisch, Palisander, 21teilig, feinste Ausführung M. 32.—.
- Nr. 64644. Mandolinentasche von Segel- oder Ledertuch, gefüttert, mit Bügel M. 4.—.
- Nr. 64654. Mandolin-Formetui mit wasserdichtem Stoffüberzug, Lederimit., gefüttert, mit amerikanischem Verschluss M. 7.50.
- Nr. 64667. Neuheit! Mandoline aus Aluminium. Widerstandsfähig gegen Witterungseinflüsse! Für Tropen geeignet! Ton stark, rund und mild M. 20.—.
- Nr. 64665. Mandoline aus Aluminium, mit flachem Boden M. 16.—.

Schule zum Selbsterlernen des Mandolinespiels M. 1.—.

Akkordzithern, Akkordeons, Drehorgeln, Harmoniums, Flöten, Trommeln, Zithern. Bestandteile für alle Instrumente.

Gitarren und Lauten

Nur gediegene, elegant u. dauerhaft gearbeitete Instrumente.



Nr. 64646.

- Nr. 64646. Gitarre, Ahorn, Palisanderimit., 6sait., m. Mechanik M. 11.—.
- Nr. 64647. Gitarre, Palisander mit Adereinlage, Perlmutter-Schalloch und Mechanik M. 21.—.
- Nr. 64648. Gitarre, Ahorn, fein geflammt, mit Perlmuttereinlagen, Hochl. Instr. M. 36.—.
- Nr. 64649. Etui für Gitarre, feste Form, Ledertuch, gefüttert, mit Schloß M. 9.—.
- Nr. 64639. Deutsche Laute, Ahorn mit verziertem Schalloch und Mechanik, Fein. Instrum. M. 30.—.

Schule mit Album zum Selbstunterricht für Gitarre und Laute M. 2.—.

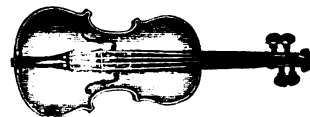
Nr. 64666. Neuheit! Gitarre aus Aluminium. Sehr leicht! Große Haltbarkeit! Widerstandsfähig in tropischen Ländern! Rein in Ton und Harmonie. Form wie Abbildung Nr. 64646 M. 24.—.



Nr. 64639.

Violen in einfacher bis feinsten Ausführung. Modelle: Stradivarius, Guarneri und andere. Für Anfänger, Schüler, Lehrer, Dilettanten usw. Jedem Instrument werden beige, eben: Bogen, Futteral, Kolophonium, A-Stimpfeife, Reservebezug u. Dämpfer.

Nr. 64620 bis 64626.



- Die Violinen Nr. 64620 liefern wir auch (für Kinder) in $\frac{1}{2}$ (za. 52 cm) und $\frac{3}{4}$ (za. 56 cm) Größen zu gleichen Preisen.
- Nr. 64620. Mit schwarzem, halbgelbem Holzkasten mit Schloß M. 9.—.
- Nr. 64621. Altgelb, mit schwarzem, gefüttert Holzkasten mit Schloß M. 16.50.
- Nr. 64622. Gelbbraun imit., mit schwarzem, gefüttert Holzkasten mit Schloß M. 23.—.
- Nr. 64623. Goldbraun, ganzem Boden, mit Formetui, imit. Lederüberzug M. 30.—.
- Nr. 64624. Modell Stradivarius, goldgelb, ganz. Boden, Formetui, Lederimitation M. 50.—.
- Nr. 64625. Modell Guarneri, hochfein. Alt-imit. Formetui, echt Leder M. 75.—.
- Nr. 64626. Modell Stradivarius, hochf. Alt-imit., Lederetui mit Seidenplüschfutter M. 100.—.

Schule zum Selbsterlernen des Violinspiels M. 2.—.

Violinen ohne Etuis oder Kästen entsprechend billiger.

Unser reichillustriertes Preisverzeichnis versenden wir unberechnet und portofrei.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

19

dem notwendige Folge des ganzen Kulturprozesses der Menschheit. Gewaltige Aenderungen haben sich auf allen Wirtschaftsgebieten vollzogen und in dem Leben der Völker eine völlige Umwandlung herbeigeführt. Der Weltverkehr hat den Welthandel geschaffen und dadurch die wirtschaftlichen Verhältnisse, Industrie- und Verkehrs-Beziehungen und gegenseitigen Beziehungen der Völker aufs engste verknüpft. Die Interessen der Nationen werden in immer größerem Umfange gemeinschaftlich. Ein Netz von internationalen Abkommen und Verträgen umschlingt alle Kulturstaaten und vereinigt alle zu einer großen Interessengemeinschaft. Dieser Ausbreitung des internationalen Lebens ist gar bald diejenige Einrichtung gefolgt, die in dem Leben des einzelnen Menschen und damit der Familie und des Staates eine überaus wichtige Rolle spielt, die Lebensversicherung. Mit der nationalen Abschließung der deutschen Lebensversicherung ist es wie für den Verkehr der Lebensmittel endgültig vorbei. Das Geld ist eine internationale Ware, wer sein Geld sicher anlegt,

wird es rentabel verwalten auch ohne Rücksicht auf Landesgrenzen. Bei ihren Bestrebungen um die Ausbreitung der Lebensversicherung stehen die deutschen Gesellschaften vor der Konkurrenz der ausländischen Lebensversicherungsinstitute in keiner Weise zurück. Hinsichtlich Solidität und Billigkeit bilden die deutschen Anstalten ein Vorbild für alle ausländischen Gesellschaften. Sagt doch auch das Kaiserliche Aufsichtsamt für Privatversicherung in Berlin in seinem Geschäftsberichte vom Jahre 1903: „Daß die ausländischen Lebensversicherungsunternehmen sachliche Vorzüge vor den angesehenen, gut verwalteten deutschen Gesellschaften böten, kann nicht behauptet werden. In bezug auf die Sicherheit stehen die letzteren zum mindesten nicht zurück... Wohl aber zeichnen sich die deutschen Gesellschaften im allgemeinen durch erheblich billigere Verwaltung und erfahrungsgemäß auch durch Gewährung höherer Gewinne vor den meisten ausländischen Gesellschaften aus!“ Die folgende Übersicht enthält von einigen der größten Lebensversicherungs-

Löwenbräu München
Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropischeres
Qualitätsbier
in der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein. Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszflog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

**Gasolin-Lampen,
Benzin-Lampen,
Hängeglühlucht.**

überall anwendbar. —
Lichtstärke jeder Flamme
ca. 100 Kerzen. Schöne,
geschmackvolle Muster.
Preisliste in Deutsch, Franz., Engl., Holl.,
Span. portofr. Wiederverkäuf. gesucht.
Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

LEINS & Cie.
STUTTART
1856 GEGRÜNDET 1856



**Fabrik für
Rolladen
aus Holz u. Stahlwellblech.
FENSTERLADEN
Wellblech-Bauten.
Eisenhoch- u.
Brückenbau.**

Kataloge, Zeichnungen u. Muster
zu Diensten.

Stoffe

f. Damen, Herren u. Kinder
direkt an Private.

Billigste Preise, größte
Ersparnis; schöne, reich-
haltige Auswahl. — Muster
portofr. ohne Kaufzwang.
Reste besonders billig.

Versandhaus
Kramer & Co.,
Ober-Wüstegiersdorf 56
in Schlesien.
Eigene Weberei. Zweigver-
sandh. i. Oesterr.-Ungarn.



Kuhl & Klatt
Berlin
S.O. 16

**Pneumatist Treckklaviere *
65/88 Standard Note
Pneuma Elektrische Pianos**

Mandolinen/Xylophon-Begleitung/Geigen-Imitation



**Reise-Jagd- und Auto-Mantel
„Reisefreund“**

Ein eleganter, durchaus regendichter Kanengarnmantel, der in
Material, Imprägnierung, Form u. Verarbeitung einzig in seiner
Art dasteht u. in seiner Zweckmäßigkeit alles Bisherige über-
trifft. „Reisefreund“ hemmt nicht die Körperausdünstung,
wird nicht brüchig u. verbreitet keinerlei Geruch wie die
Gummimäntel. Bequem u. sehr dauerhaft. Gewicht ca. 850 g.
In kurz. Zeit viele erstkl. Empfehl. Farben: mittelgrau u.
bräunlich-oliv. **Preis M. 38,50.** Als Maß genügt:
Gesamtgröße, Körpergewicht u. Hemdkragenweite.
— Versand u. Export nach allen Ländern. —
**W. Boetzkes Rheinisches Tuchhaus,
Düren (Rheinld.) E. 18.**



Angel-Geräte
Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb.,
geg. M. 1.— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, München XV.

EIER
KONSERVIERUNGS-
MITTEL
Garantol

TAUSENDFACH VON AUTORITÄTEN EMPFOHLEN!

In Odessa und in St. Petersburg 1907 mit Goldenen
Medaillen, in Antwerpen 1908 mit Ehrendiplom,
den höchsten Anerkennungen prämiert.

In GARANTOL bleiben die Eier ein Jahr und länger
frisch. Weder von außen noch beim Öffnen ist der
Eiern anzusehen, daß sie nicht direkt von der Henne
kommen. Geschmack und Geruch sind vorzüglich
das Weiße trennt sich leicht vom Dotter und läßt sich
schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier
werden allen anders konservierten Eiern vor-
gezogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

PREISE:

Paket A für 120 Eier 25 Pf.	Paket F für 2400 Eier M. 2.—
B. 300 . 40 .	G. 4500 . 2.50
C. 400 . 50 .	H. 6500 . 3.20
D. 600 . 75 .	J. 10000 . 4.—
E. 1200 . 125 .	ab Dresden

Garantol ist auch in den Tropen bereits bestens erprobt,
wie die regelmäßigen Nachbestellungen von dort beweisen.
Garantol ist ein guter Export-Artikel nach dort, wo der
Eierpreise Schwankungen unterworfen sind.
Garantol-Gesellschaft m.b.H., Dresden-19. EW.
Vertreter überall gesucht.

HERMANN LEMBKE
BERLIN C.25. MÜNZ-STR. 27



Katalog No. 22.

Spezial-Maschinen
Blech-, Metall- und Eisenbearbeitung
für Hand-, Fuß- und Kraftbetrieb

Zonophon G.m.b.H.
Berlin, Ritterstraße 41.
Export nach allen Ländern
**Zonophon-Platten
Sprechmaschinen
und musikalische
Postkarten.**
Kataloge i. allen Sprachen.



gesellschaften der Welt die wichtigsten Geschäftsergebnisse in der normalen Lebensversicherung im Jahre 1911 (1910):

Name der Gesellschaft	Jahr	Versicherungsbestand (in der regulären Kapitalversicherung)	Vorzeitiger Austritt in % der im Laufe des Jahres versicherten Summen	Verwaltungs-kosten in % der Jahres-einnahme	Ueberschußüber-weisungen einschl. vorweg überwiesenen Zinsen an die Todesfallversicherten in % d. dividendenberechtigten Prämie-einnahme. Im Durchschnitt der 5 Jahre 1907 bis 1911
Neuyork	Ende 1911	8,933,949,421	6.2	10.5	"
	" 1910	8,669,417,882	6.0	10.2	24.9 *)
Victoria, Berlin	" 1911	1,319,904,503	2.7	10.4	"
	" 1910	1,181,827,986	2.1	8.9	29.9
Gothaer	" 1911	1,096,609,597	1.0	5.7	"
	" 1910	1,050,618,013	0.9	5.5	30.5
AlteStuttgarter	" 1911	1,019,223,493	0.6	5.6	"
	" 1910	957,561,436	0.7	5.5	33.7
Assicurazioni Generali, Triest	" 1911	1,011,321,677	5.1	14.5	"
	" 1910	940,148,073	5.0	14.8	14.9 ***)
AssurancesGénérales, Paris	" 1910	764,606,689	3.7	6.3	Nicht zu ermitteln
Norwich Union	" 1910	754,594,820	4.7 **)	11.8	Nicht zu ermitteln

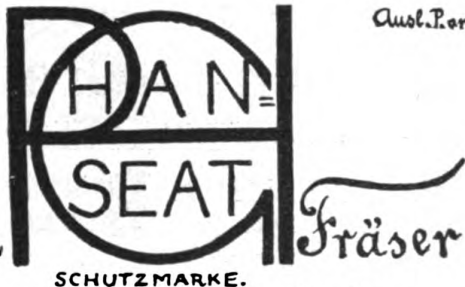
*) Dividendenberechtigte Prämie-einnahme geschätzt. **) In der Todesfallversicherung. ***) Plan B (alter und neuer Bestand zusammen). Dividendenberechtigte Prämie-einnahme geschätzt.

— „Cirine“. Für jede Tapeten- und Linoleum-, Drogen-, Farben-, Haus- und Küchengeräte-Handlung ist die flüssige Bohnermasse „Cirine“ ein vornehmer und dabei lukrativer Handelsverkaufs-Artikel. Seit elf Jahren hat sich „Cirine“ überall bewährt und ist das ideale Bohnermittel für Linoleum-, Parkett-, gestrichene und Kunstfußböden. Die großen Vorzüge der „Cirine“, die nur in Originalflaschen à 1, 1/2, 1/3 kg und in Originalkanistern von 2 1/2 bis 30 kg Inhalt auf den Markt kommt, sind bekannt. Herstellung, Name sowie Etikette sind gesetzlich geschützt. „Cirine“ ist vorzüglich geeignet, den Umsatz zu erhöhen und neue Kunden zu gewinnen. Erfinder und Erzeuger sind allein die „Cirine-Werke“ Böhme & Lorenz, Chemnitz in Sachsen, die für Deutschland und Export gern jede weitere Auskunft geben. Eine Zweigfabrik befindet sich in Eger in Böhmen unter der Firma J. Lorenz & Co., welche den Vertrieb für Österreich-Ungarn vermittelt.



Böhmen unter der Firma J. Lorenz & Co., welche den Vertrieb für Österreich-Ungarn vermittelt.

D.R.P.



Nutzen verlangen Sie von Ihrem Werkzeug-Lieferanten oder direkt von Crosset u. Co. Hamburg-Ottensen-E.W.

Aut. Pat.

Zement-Formen

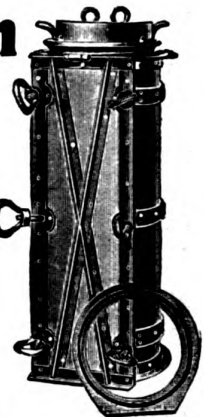
für Kanalrohre, Sinkkasten, Schächte, Brunnenringe, Kabelsteine, Treppenstufen, Dielen, Zaunpfosten usw.

Beton- u. Mörtel-Mischer D.R.P.

Komplette Einrichtungen für Zement-waren- und Kunststein-Fabriken.

Gubener Zementformen- und Maschinen-Fabrik

Wolf & Co., Guben 30



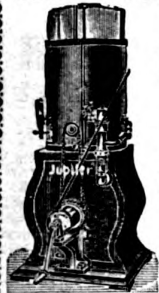
Warnung! Kaufen Sie keinen Azetylen- oder Luftgas-Apparat, ohne unsere Prospekte kostenlos verlangt zu haben.

Neuestes Modell des Luftgas-Apparates

„JUPITER“
zu Licht, Heizung, Kraft.

Kubikmeter ca. 9 Pl., 60 Kerzen Glühlicht 1,2 Pl.
Vertreter an noch einigen Plätzen bei hohen Provisionen gesucht. Für Plätze mit weniger als 10 Lampen empfehlen wir unsere Gasstofflampen.

Sächsische Luftgas-Apparate-Fabrik „Jupiter“, Dresden 28 B.



Preisliste gratis!

„Odor“-Akkumulatoren

Einzelzellen, kompl. Beleuchtungs- u. Zündbatterien. Taschen-, Haus- u. Grubenlampen-Akkumulatoren, Ersatzplatten usw., Trocken-, Beutel- und Licht-Elemente für jeden Zweck liefert als Spezialität:

F. C. Becker, Schkeuditz 39.

„Odor“-Akkumulatoren- u. Elemente-Werk.

Erstklassiges Fabrikat. Großes Lager. Billige Preise. Export nach allen Ländern! Preiswerteste Bezugsquelle.

WEGELIN & HÜBNER, HALLE a.d. Saale
Maschinenfabrik und Eisengießerei, Aktiengesellschaft.

Maschinen und Apparate für Chemische Fabriken, Zuckerfabriken usw.

Extraktionsapparate für Sojabohnen usw. □ □
Destillierapparate für verschiedene Zwecke. □
Filterpressen in Holz, Eisen und Bronze. □ □
Wasserpumpen, Luftpumpen, Kompressoren. □ □

Eis- und Kühlmaschinen, auch für die Tropen. □
Verdampfapparate für Salpeterfabriken usw. □ □ □ □ □
Fettsäure-Destillations-Anlagen. □ □ □ □ □
□ □ □ □ Dampfmassen und Dampfkessel.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche“.

21

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holst.
Höhere technische Lehranstalt
für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure,
Techniker u. Werkmeister.
Elektro- u. Masch.-Laboratorien.
Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste Jahrestageszahl: 3610
Besucher. — Programm etc.
kostenlos
u. Sekretariat.

individuelle Erzieh. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport. Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr.“ u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. nähr. Ausk. d. A. Kramer, Direktor.

Lausanne. Töchterpensionat I. Rg. Campagne Beau-Regard.
Sorgf. Erzieh. Gesellsch. Ausb. Gründl. Erl. d. Spr., Malen, Musik, Haush. etc. — Mod. Komf. Herrl. schatt. Park. Wundersch. Aussicht. Tennis. Turnhalle. Sommer- u. Wintersport. Pracht. Lage. Beste Ref. Prosp. m. phot. Ansicht. Mlle. P. Bramer.

Godessberg
Töchterpensionat
I. Ranges
Frau Dr. Brown
b. Bonn a. Rh.

München Töchterpensionat mit
höh. Mädchenschule u.
Frauenschule; auch Ausbildung in
einz. Fächern. Schönst. Lage Münchens (VIII).
Nähr. durch Frau Direktor Sickenberger, Trögenstraße 44.

Technikum Altenburg
Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-
Abteilungen. Maschinenbau, Elektro-
technik, Automobilbau. 5 Laboratorien.
Programm frei.

Technikum Bingen a. R.
Maschinenb. Elektrot. Automb. b.
Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke
Chauffeurkurse.

Schwerhörigkeit, Ohrgeräusche
werden beseitigt beim Gebrauch von ges. gesch. Gehör-Patronen.
Außerst bequem zu tragen. — Im Gebrauch unsichtbar.
Aerztlich empfohlen. — Zahlr. Anerkennungen. — Prospekt
gratis u. franko.
Hans Sieger, Bonn am Rhein.

Gold-Füllfederhalter 14 kt.
Dtz. M. 13.- bis 75.-
Marke
Raddy
Füllfederhalter-Werke
Berlin-Steglitz W 7

Rasse-Hunde-Zuchtanstalt u. Hdlg.
Arthur Seyfarth,
Köstritz 15, Deutschland.
Weltbekanntes Etablissement. — Gegründet 1864.
Versand sämtlicher
moderner **Rasse-Hunde**
vom kleinst. Salon-Schossbündchen bis zum grossen
Renommier-, Wach- u. Schutzhund, sowie alle Arten
Jagdhunde. Garant. erstklass. Qualität. —
Export nach allen Weltteilen.
Lieferant vieler europ. Höfe. Prämiert mit höchst.
Auszeichnungen. Das interess. Werk: „Der Hund u.
seine Rassen, Zucht, Pflege, Dressur, Krankheiten“
M. 6.—, illust. Pracht-Album m. Preisverzeichnis nebst
Beschreibung der Rassen M. 2.—, Preisl. gratis u. franko.

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche“. Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

A bzeichen Plaketten,
Preismedaillen
Berliner Medall.-Münze O. Oertel,
BERLIN 43, Gollnowstrasse 4.

A FRANA-Nähmaschinen
aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat.
Biesolt & Locke, Meissen.
Nähmaschinen-Fabrik, Meissen.

A lkoholfreie
Natur-Weine
Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte.
Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest!
Friedrich Bechtel, Kreuznach 10
(Rheinland).

A luminium-Kochgeschirre
in dauerhafter Ausführung, sowie sonst.
Massenartik. nach Muster od. Zeich.
Preis! grat. u. fr. Cölln-Meißner Lampen- u.
Metallwarenfabrik verm. Th. Herrmann, Meissen-R.

Beste englische
ANGELGERÄTE
liefert
Karl Zimmermann
Angelgeräte Köln.
Illustr. Preisliste
gratis u. franko.

A nsichtskarten
nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen
Glass & Tuscher, Leipzig 150

A nsichts-Postkarten (nur Extra-Anfert. v. Ansicht,
nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-
Ausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark.
Karl Braun & Co., Kunstanst., Berlin 542, Ritterstr. 24.

A pparate Lautes Schwei-
Ben und Schneiden.
für Dampf- u. Kondenswasserent-
lösung, f. Oel- u. Putzwollreinig. etc.
Künne & Knöschel, G. m. b. H., Magdeburg 2.

A rchitekten u. Baumeister
erhalten Prospekte über vorzüg-
lich beurteilte Studienwerke von
Seemann & Co. Leipzig 14

A utogene Schweiß- u. Schneideapparate
in höchst. Vollkommenheit. Tragbar,
Brüning & Co., Essen-Ruhr, Fahrbar.
Spezialfabrik für autogene Schweißung, Ortsfest.

A utomobile, Lloyd-Wagen
Norddeutsche Automobil- und
Motoren-Aktien-Gesellschaft,
Bremen.

A UTOMOBILE LUXUS u. LAST
VOLLKOMMENSTE KONSTRUKTION
LEBENS- u. ADRESSENVERZEICHNIS
PAUL MEINERICH FÖRSTER, Wiesbaden 277

Teilmaschine Knetmaschine Teilmaschine

B äckerei - Maschinen
als Spezialität:
Teig-Knet-Maschinen,
Teig-Teil-Maschinen,
sowie alle anderen Bäckerei-
und Konditorei - Maschinen
und -Gerätschaften
G.L. Eberhardt, Halle a. S. 38
Maschinenfabrik.
Katalog 76 gratis und franko.
Tüchtige Vertreter gesucht.

Sammelmühle Siebmachsmaschine Sackausfäher

Jndulgy's Puddingpulver
Hamburger Rote Grütze
Jndulgy's Vanillinzucker
Altebacken als beste Fabrikate
M. Gess von Jndulgy & Co. Hamburg 49

B adewannen
Waschmaschinen, Staub-
sauger,
Schornstein-Aufsätze. Oel- und Schmier-
kannen fabriziert als Spezialität

Louis Krauss, No. 256 i. Sachs.
Schwarzenberg

B aumkuchen Spezial-
geschäft
Max Selge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71.
à Pfund versandt. (Blecheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

B aumkuchen-Spitzen (D. R. W.
Feinstes Dessert-Gebäck! 153 109).
In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baum-
kuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf.
2,40 exkl. Porto. Albert Karius, Cöthen, Anhalt.

B eleuchtungskörperfabrik
Guss-, Treib- und Stanzarbeit.
NICKEL & FLEISCHMANN,
BERLIN SO. 26 0.

B enzin-Glühlucht
Gasolin.
stehend u. hängend. Illustr. Preisliste gratis
Louis Rung, Berlin NO 18

**B erliner Sitzmöbel-
Industrie** G. m. b. H.
Neue Promenade 1, BERLIN.
Preisliste grat. u. frko.

B ier-Pachorbräu München
Export-Vertr.: Paul Ed. Nötting & Co.,
Repsoldstr. 76, Hamburg. Spezialität:
Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in
Spezial-Metallfässern für die Tropen.

B ijouterien Gold- und
Silberwaren
Gumprecht & Collignon
Berlin S 42, Alexandrinenstr. 93/94.

B ilder erskl. farb. u. einfarb. Wie-
dergaben n. Motiv. aus d.
Heimat als Wandschmuck. Farb. ill. st.
Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 3,50 portofr.
Clemens Kauffmann Kunstverlag,
Berlin SW 68, Friedrichstrasse 40 W.

B illardbälle. Neue Imitation,
nahtlos und mit
Elfenbeinmaserung. Grösste Halt-
barkeit. Alle übrigen Billardartikel.
Hilmar Kreher, Chemnitz.

B Josef Nentschel Nachfl., Sebnitz i. S.
Blätterfabrik
Spez. Hutlaubzweige u.
Ranken, Dekorations-
stengel u. einzel Laub.

B Maschinen zur Herstellung von
leiröhren u. Walzblei Pumpen
liefert als Spezialität Johannes Wöller,
Maschinenfabrik, Uerdingen a. Rhein.

B lumengefässe,
Ton, antik, patiniert.
Dekorativ, billig, haltbar.
Eugen Taurat, Dresden 16.

B riefmarken
Kohls Handbuch 1912
9. Aufl. — 2 Bände — M. 10.—
Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 7.
Verlangen Sie unsere Mitteilungen.

B riefschleßmaschine
„Velopost“ schließt ohne Verstellung
Küvers in allen Dimensionen schnell, sicher u. sauber.
OLIVER-Büromaschinen-Gesell-
schaft m. b. H., BERLIN SW 68.

B ronzefarben
blattmetalle M. Brünn & Co.
Metallfolien Fürth i. Bayern.

B uchbinderel-
Buchdruck- und Karten-
nagen - **Maschinen** WW
Wallerwerke Maschinen-
fabrik m. b. H., Leipzig-Pl. LEIPZIG

B uchdruck-
Typen, Messing-Linien, Vignetten
Schriftgiesserei Emil Gursch Berlin

Glas- Metall- R. Dittmeyer Berlin 133
Buchstaben Firmenschilder
:: Spiegel ::

Zelluloid-, Karton- und Metall-
Buchstaben Otto Raabe,
BERLIN N 54,
Schilder jeder Art. Brunnenstr. 16.

